CONVERSATIONS-LEXIKON: ALLGEMEINE DEUTSCHE REAL-ENCYKLOPPÄDIE

Digitized by Google

Rare Book

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Zwölfte Auflage.

Neunter Band.

Karlowitz bis Maerlant.

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie.

Zwölfte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Neunter Band.

Karlowitz bis Maerlant.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1878.

Digitized by Google

Cyc 183.3

1878, April 23.
Minot fund.

Digitized by Google

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

Karlowitz (Carlovicz), Stadt in der serb.-banatischen Militärgrenze der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, am rechten Donau-Ufer gelegen, mit 4874 E. (1870), ist besonders durch den ausgezeichneten Wein berühmt, der auf den umliegenden Höhen gebaut wird. Der Wein, namentlich der rothe, zählt zu den besten und stärksten in Oesterreich und wird auch vielfach ins Ausland geführt, ebenso der karlowitzer Wermuth. K. ist der Sitz des griech.-nichtunirten Patriarchen und Metropoliten und hat eine griech.-theol. Lehranstalt und ein Obergymnasium. Auch versammelt sich hier der Nationalcongreß und die Synode der griech.-orient. Kirche. In den Revolutionsjahren 1848—49 war K. ein Hauptsitz der serb. Erhebung gegen Ungarn. Historisch berühmt ist die Stadt durch den hier 26. Jan. 1699 auf 25 Jahre abgeschlossenen Karlowitzer Frieden zwischen den verbündeten Staaten Oesterreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte andererseits.

Karlsbad oder Kaiser-Karlsbad, Stadt im böhm. Bezirk gleichen Namens, einer der berühmtesten Curorte Europas, liegt sehr romantisch in dem engen, von hohen, schönbewaldeten Bergen umschlossenen Teplthale, 354 Mt. über der Meeresfläche, an der Buschtiehrader Eisenbahn. K. hat (1869) 7291 E., die theils durch die Fabrikation von Tischlerwaaren, Stahlarbeiten, Nadeln und andern besonders von Badegästen vielgekauften Gegenständen, theils durch die Dienste, welche sie den Badegästen unmittelbar leisten, ihren Unterhalt finden. Der Sage nach soll Kaiser Karl IV. auf einer Jagd 1347, nach andern 1358, durch einen Hund, welcher, einen Hirsch verfolgend, in die heißen Quellen gerieth, diese entdeckt haben; doch steht fest, daß schon lange vorher die Quellen ihrer Heilkraft wegen benutzt wurden. Die älteste authentische Urkunde über K. ist ein vom König Johann 1325 ausgestellter Lehnbrief, vermittels dessen K. mit dem größten Theile seines gegenwärtigen Grundbesitzes belehnt wurde. Wahrscheinlich legte der Kaiser Karl IV. den Grund zur künftigen Bedeutung des Ortes, indem er die Quellen mit großem Nutzen selbst gebrauchte, ein Jagdschloß daselbst errichtete und 1370 den Flecken mit bedeutenden Vorrechten begabte. K. ist freundlich gebaut und besitzt verschiedene zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Curgäste bestimmte öffentliche Gebäude, darunter das trefflich ausgestattete, 1865 vollendete neue Curhaus, sowie über 800 schön und gut eingerichtete Privathäuser zur Aufnahme der Fremden, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt und 1876 20,805 betrug. Die anmuthige Gebirgsnatur in den Umgebungen K.s ist durch eine Menge künstlicher Anlagen zugänglich gemacht. Zu den besuchtesten Fußpartien gehören die Berghöhen des Hirschensprungs, des Dreikreuzbergs, der Franz-Josephs-Höhe, des Abergs, der König-Ottos-Höhe mit reizender Aussicht auf das Erzgebirge und das Egerthal, das «Panorama» in der Nähe der Stadt; ferner die Spaziergänge in der Ebene nach den Kaffeerestaurationen: Sanssouci, Schweizerhof, Schönbrunn, Posthof, Freundschaftssaal und dem Kaiserpark; die weitern Wege nach Hammer und dessen bedeutender Porzellanfabrik, nach Dallwitz mit seinen uralten Eichen. Das Leben während der Badesaison, die von Anfang Mai bis Ende September dauert, ist ungezwungen heiter und gesellig, dabei dem ernsten Curzweck entsprechend. Zwei Theater, das Stadt- und das Sommertheater, das Brunnenorchester unter Leitung des Tanzcomponisten Labitzky, ein Lesecabinet, zwei Leihbibliotheken, zwei Buchhandlungen, zahlreiche Waarenmagazine verleihen dem Curorte einen großstädtischen Anstrich.

Von den zahlreichen Mineralquellen wird der kalte Säuerling hinter der Dorotheenau nur zur Erfrischung getrunken und zu Bädern verwendet. Die warmen Quellen, deren Temperatur zwischen 59° und 24° R. variirt, brechen sämmtlich aus Granit hervor. Die älteste und bekannteste wie auch ergiebigste Quelle, die bis zum 16. Jahrh. allein angewendet wurde, ist der Sprudel von 59° R. Dieser liefert, fast mannsdick 1 Mt. hoch aufwallend und ausströmend, aus sechs Mündungen in der Minute über 2200 Lit. Aus den Ablagerungen seines Wassers

Digitized by Google

bildet sich die Sprudelschale, ein kalkartiges Sediment, das im Laufe der Zeit sich zum festen Stein, dem Sprudelstein, erhärtet, der geschliffen und polirt zu allerlei niedlichen Arbeiten verwendet wird. Außer dem Sprudel wird noch an 16 andern Quellen getrunken. Die beliebtesten darunter sind: die Kaiser-Karls-Quelle (38°), der Marktbrunnen (39°), der Mühlbrunnen (44°), die Felsenquelle (43°), der Schloßbrunnen (44°), der Theresienbrunnen (47°) und der Kaiserbrunnen (39°). Das Wasser des Sprudels und der Hygieensquelle wird vorzugsweise zu den Bädern von drei großen öffentlichen Badeanstalten benutzt. Seit 1843 kommen auch die Wässer sämmtlicher Quellen zur Versendung (in der letzten Zeit jährlich über 1 Mill. Flaschen). Die warmen Quellen K.s gehören sämmtlich in die Klasse der heißen alkalischen Glaubersalzquellen, sind in Hinsicht ihrer chem. Bestandtheile einander gleich und üben eine fast gleiche, nur durch die Verschiedenheiten der Temperatur modificirte Wirkung auf den Organismus. Sie wirken hauptsächlich auflösend in den Verdauungswerkzeugen, reizend in den Organen der Auffaugung, umändernd und verflüssigend in den Säften überhaupt, besonders aber im uropoëtischen Systeme. Die Quellen gehören zu den kräftigsten und durchdringendsten, die man kennt, und können bei zweckmäßigem Gebrauche mit größtem Erfolge gebraucht werden; und zwar ganz vorzugsweise in allen jenen zahlreichen Krankheitszuständen, welche aus allzu reicher üppiger Ernährung bei ungenügendem Stoffwechsel entstehen. Die karlsbader Mineralquellen werden als Getränk (4—6, höchstens 8 Becher täglich), als Bad, nach gehöriger Abkühlung zu 28—25° R., als Dampfbäder, Douchebäder und zu Einspritzungen benutzt. Auch Moorbäder und warme Umschläge mit der Masse kann man in K. nehmen. Die Eisenquelle außerhalb der Stadt, erst 1853 aufgedeckt und mit einem Badehaus versehen, enthält als Hauptbestandtheile phosphorsaures und kohlensaures Eisenoxydul. Diese Quelle kommt innerlich und äußerlich zur Verwendung, ist aber wenig im Gebrauche. Besondere Erwähnung verdient noch das Karlsbader Salz (sal Carolinense), welches durch Abdampfen und Krystallisiren des Mineralwassers gewonnen wird und zum größten Theil aus schwefelsaurem Natron besteht. Man benutzt dasselbe theils an Ort und Stelle, mit dem Mineralwasser vermischt, zur Verstärkung der Wirkung desselben, theils wird es versendet. Vgl. Löw, «Chronik von K.» (Karlsb. 1874); Hlawacek, «K., seine Mineralquellen, Umgebungen und geselligen Verhältnisse» (12. Aufl., Karlsb. 1876); derselbe, «Wegweiser zu den Heilquellen von K.» (3. Aufl., Karlsb. 1876); Kraus, «Rathgeber beim Curgebrauch in K.» (6. Aufl., Karlsb. 1876); Fleckles, «K. Histor.-topogr.-naturhistor.-medic. Handbuch» (3. Aufl., Dresd. 1876).

Karlsbader Beschlüsse hießen die im Sommer 1819 auf dem zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministercongreß (Karlsbader Conferenzen) getroffenen Verabredungen, die dann theils in förmliche Bundestagsbeschlüsse verwandelt, theils, ohne diese Form, doch von den einzelnen Regierungen zur Norm ihres Verhaltens gemacht wurden. Dieselben bestanden in folgenden Punkten: 1) Durch eine provisorische Executionsordnung soll den Beschlüssen der Bundesversammlung, welche sie «zur Erhaltung der innern Sicherheit, der öffentlichen Ordnung und zum Schutze des Besitzstandes zu fassen sich für hinlänglich veranlaßt und berechtigt hält», die gehörige Folgeleistung und Vollziehung gesichert werden. 2) Ueber die Universitäten, den Geist der Lehrer, die Disciplin und geheime Verbindungen der Studirenden soll durch besondere Curatoren oder Regierungsbevollmächtigte eine genauere Aufsicht angeordnet werden. 3) Ueber periodische Schriften und solche, welche nicht über 20 Bogen im Druck betragen, soll, einstweilen auf fünf Jahre, eine strengere Censur angeordnet werden. 4) Zur Untersuchung «des Ursprungs und der mannichfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowol des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen» soll eine Central-Untersuchungscommission von sieben dazu in der Bundesversammlung erwählten Regierungen, nämlich Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, niedergesetzt werden. 5) Es wurde als eins «der ersten und dringendsten Geschäfte» bezeichnet, «zu einer gründlichen, auf alle Bundesstaaten anwendbaren, nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern, sondern von deutschen Begriffen, deutschem Recht und deutscher Geschichte abgeleiteten, vor allem aber der Aufrechthaltung des monarchischen Princips vollkommen angemessenen Auslegung und Erläuterung des Art. 13 der Bundesacte zu schreiten». Vorläufig sollten namentlich die öffentlichen Verhandlungen der Stände einer strengen Controle unterworfen und nichts darin geduldet werden, was dem monarchischen Princip oder der Autorität des Bundes Abbruch thun könnte. Die Karlsbader Beschlüsse bilden in der deutschen Entwickelung den verhängnißvollen Wendepunkt, mit dem die patriotischen Hoffnungen seit den Befreiungskriegen vollends zu Grabe getragen und

Digitized by Google

der Politik des Mistrauens und der Ueberwachung auf der einen, der Gärung im stillen auf der andern Seite die Wege geöffnet wurden. Vgl. Welcker's «Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, aus J. L. Klüber's Papieren mitgetheilt» (Manh. 1844); Aegidi, «Aus dem Jahre 1819. Beitrag zur deutschen Geschichte» (2. Aufl., Hamb. 1861).

Karlsburg, Stadt und Festung im siebenbürg. Comitat Unter-Weißenburg, an der Maros, der Ungarischen Ostbahn und der Siebenbürger Bahn Arad-K., zählt (1870) 7955 E., ist Sitz des lat.-kath. Bischofs von Siebenbürgen, hat zwei Klöster, eine theol. Lehranstalt und ein Obergymnasium. Die Stadt steht an Stelle der röm. Colonie Apulum; sie hieß ursprünglich Weißenburg (Fejérvár) und erhielt ihren jetzigen Namen unter Kaiser Karl VI.

Karlshafen, reizend gelegenes Städtchen im Kreise Hofgeismar des preuß. Regierungsbezirks Kassel, in der Provinz Hessen-Nassau, am Einfluß der Diemel in die Weser und an der Zweigbahn Hümme-K. der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ist regelmäßig und gut gebaut und wird von einem Kanal durchschnitten. Der Ort ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein geräumiges Invalidenhaus, zu welchem die Ortskirche gehört, einen Hafenkai, mehrere große Lagerhäuser, eine Real-, Stadt- und Fortbildungsschule, eine Armenanstalt, ein Soolbad und zählt (1865) 1710 E., welche starke Schifffahrt auf der Weser treiben. K. wurde 1699 bei dem ehemaligen Orte Syburg vom Landgrafen Karl, nachdem Münden an Hannover gefallen, erbaut, um Hessen einen neuen Weserhafen zu verschaffen, und mit franz. Reformirten bevölkert. Auch wurde, um den einheimischen Manufacturen und Bergwerksproducten einen guten Absatz zu verschaffen, 1771 die Karlshafener Handelsgesellschaft gestiftet und privilegirt.

Karlskrona, wohlgebaute und auf der Seeseite starkbefestigte Stapelstadt an der Südküste Schwedens, an der Privatbahn K.-Wexiö, Hauptort von Blekinge- oder Karlskrona-Län, auf Trossö und acht andern kleinern Felseneilanden gelegen und durch eine hölzerne Brücke mit dem Pantarholm und von dort durch eine steinerne mit dem Festlande verbunden, mit einem der besten Häfen Europas, ist die Hauptstation für die schwed. Kriegsflotte und wird gedeckt durch die Werke von Kungsholm, Drottningskär u. s. w. Die Stadt zählt (1875) 16,877 E. und hat, außer dem Verkehr, welchen der große Kriegshafen mit seinen Anlagen mit sich führt, nicht unbedeutenden Seehandel. Doch beschränkt sich die Ausfuhr fast ganz auf Waldproducte. Die Fischerei ist bedeutend. Von Karl XI. 1680 gegründet und nach ihm benannt, war die Stadt bis 1776 Sitz des Admiralitätscollegiums. Von ihren berühmten Docks erhielt sie die alten 1715—24, die größern neuen 1775—1805. Im J. 1790 brannte die Stadt fast ganz ab.

Karlsruhe, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Baden, in einer Ebene, 7 Kilom. östlich des Rheins, ist eine der jüngsten Städte Deutschlands. Dieselbe wurde erst 1715 durch den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach in Form eines Fächers, dessen Ausgangspunkt das Schloß bildet, angelegt. Die Stadt hat breite Straßen, von denen neun auf den Cirkel des Schloßplatzes ausmünden. Die schönsten Plätze sind der erwähnte Schloßplatz mit dem von Schwanthaler modellirten und von Stiglmaier zu München in Erz gegossenen Denkmal Karl Friedrich's und zwei Springbrunnen, der Marktplatz und der Friedrichsplatz mit hohen, in gleichem Stile erbauten und mit Arcaden versehenen Häusern. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: das 1750—76 nach dem Plane des Baumeisters Retty im altfranz. Stile erbaute Residenzschloß mit dem sog. Bleithurme, welcher den Mittelpunkt der 32 radial angelegten Straßen und Alleen der Stadt und des hinter dem Schlosse sich ausdehnenden Hardtwaldes bildet; die von Weinbrenner in antikem Stile ausgeführte und 1817 vollendete evang. Kirche mit einem 75 Mt. hohen Thurme; die von demselben Architekten (1808) in Rotundenform ausgeführte kath. Kirche und das ebenfalls von Weinbrenner erbaute Rathhaus (1821) mit einem 63,6 Mt. hohen Thurme; ferner das Ständehaus, das markgräfl. Palais, das Palais der verstorbenen Großherzogin Sophie (jetzt Klinikum). Hierzu kommen aus neuerer Zeit das neue Theater (1851—53), die Kunsthalle, das Polytechnische Institut, die Kanzleigebäude des Finanzministeriums und des Ministeriums des großherzogl. Hauses und des Auswärtigen, der 1856 vollendete Wintergarten, sämmtlich vom Baudirector Hübsch ausgeführt; sodann das von Baurath Berckmüller 1865—72 auf dem Friedrichsplatz errichtete Gebäude der vereinigten Sammlungen, welches die großherzogl. Hofbibliothek (100,000 Bände), das Naturaliencabinet und eine Sammlung von Alterthümern enthält; das Directionsgebäude der bad. Verkehrsanstalten, das neue Justizgebäude, das neue Gymnasium, das Lehrerseminar, das städtische Badehaus und die Sängerhalle. Im Schloßgarten befindet sich ein Denkmal Hebel's und die Marmorgruppe Hermann und Dorothea von Steinhäuser, und an der Westseite des Bahnhofs das Standbild des Ministers Winter (von Reich, 1855).

Digitized by Google

K. ist Sitz der höchsten Landesbehörden für das Großherzogthum, sowie der Behörden für den Kreis K. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Bürgerschule, ein Lehrerseminar, eine Kunstschule (aus eigenen Mitteln des Großherzogs Friedrich gegründet und unterhalten) und ein polytechnisches Institut, das zu den geachtetsten Anstalten dieser Art in Deutschland gehört. Außer der Hof- und Landesbibliothek befinden sich zu K. auch ein Antiquitäten- und Münzcabinet, eine Naturaliensammlung, eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und plastischen Werken (in der Kunsthalle), ein botan. Garten und ein erst neuerdings angelegter Stadt- und Thiergarten. In der 1865 errichteten Landesgewerbehalle kommen die neuesten und besten Erzeugnisse der Industrie des In- und Auslandes in stetem Wechsel zur Ausstellung. K. zählt (1875) 42,895 E., wovon etwa zwei Fünftel Katholiken. Das gewerbliche Leben hat sich erst in neuerer Zeit entwickelt. Die bedeutendsten Etablissements sind die Fabrik der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe mit etwa 900 Arbeitern, eine große Wagenfabrik, eine Fabrik versilberter Waaren, eine galvanoplastische Fabrik, eine Bänderfabrik, ferner Fabriken für Möbeln, Taback, Porzellanöfen und Thonarbeiten u. s. w. Der Handel, ziemlich belebt, ist durch die bad. Staatsbahnen Manheim-Konstanz, Manheim-K. (Rheinthalbahn) und K.-Mühlacker, sowie die Privatbahn K.-Maxau sehr gefördert worden. Eine Pferdebahn durchzieht die Stadt der Länge nach und verbindet sie mit Mühlburg und dem ehemaligen Kloster Gottesaue, das jetzt zu Kasernen eingerichtet ist. Außer dem Schloßgarten und dem Hardtwalde bieten die Dörfer Beiertheim (mit dem Stephanienbade), Knielingen nebst den Rheinbädern des bad. und bair. Maxau und die Stadt Durlach (s. d.) Gelegenheit zu angenehmen Ausflügen. — Der Bezirk K. zählt (1875) auf 2572,6 QKilom. 387,673 E. Vgl. «Die Residenzstadt K.» (Karlsr. 1858); «K. im J. 1870» (Karlsr. 1872).

Karlsschule war der Name einer berühmten höhern Lehranstalt zu Stuttgart, welche 1770 vom Herzog Karl Eugen von Würtemberg als «Militärische Pflanzschule» auf der Solitude gegründet, 1773 zu einer «Herzoglichen Militärakademie» erweitert und mit der bereits 1761 gegründeten «Académie des Arts» verschmolzen wurde. Nachdem die Anstalt 1774 noch eine juristische und 1775 bei ihrer Verlegung nach Stuttgart auch eine medic. Abtheilung, sowie 1779 eine solche für Handlungswissenschaften und besondere philos. Abtheilungen als gemeinsame höhere Vorbildungsklassen für alle Berufsklassen erhalten hatte, wurde dieselbe 1781 durch den Kaiser Joseph II. als «Hohe K.» (officiell «Karl's Hohe Schule») zur Universität mit sechs Facultäten (juristische, medicinische, philosophische, militärische, ökonomische und freie Künste; die Theologie war ausgeschlossen) erhoben, aber nach Karl Eugen's Tode von dessen Bruder und Nachfolger Ludwig Eugen 1794 plötzlich aufgehoben. Die K. war besonders durch ihre Universalität merkwürdig; ihre untern Klassen entsprachen der Bürgerschule und dem Progymnasium, ihre mittlern den obern Klassen des Gymnasiums, der Realschule und der Handelsschule, ihre höchsten Abtheilungen dagegen den Facultäten der Universität, dem Polytechnikum, der Kriegsschule, der Land- und Forstakademie, dem musikalischen Conservatorium. Zu den berühmtesten Zöglingen der K. gehörten: Schiller (1773—80), Cuvier, Dannecker u. a.; auch gingen allein 17 Minister und 33 Generale aus ihr hervor. Vgl. Wagner, «Geschichte der Hohen K.» (3 Bde., Würzb. 1856—58); Klaiber, «Der Unterricht in der ehemaligen Hohen K.» (Stuttg. 1873).

Karlstad, Hauptstadt des schwed. Län gleichen Namens oder Wermlands (s. d.), nördlich am Wenersee auf der Insel Thingvalla an der Mündung der Clara-Elf und an der Nordwest-Staatsbahn gelegen und mit dem Festlande durch zwei Brücken verbunden, von welchen die östliche eine der schönsten steinernen in Schweden, ist Sitz des Landeshauptmanns und eines Bischofs und zählt (1875) 6541 E. Die 1584 von dem Herzog Karl, dem nachmaligen König Karl IX., angelegte Stadt brannte im Sommer 1865 gänzlich ab und wurde seitdem nach einem neuen Plane schöner und regelmäßiger wieder aufgebaut.

Karlstadt, königl. Freistadt und Festung im kroat. Comitat Agram, am Einfluß der Korana und Dobra in die Kulpa, welche hier schiffbar wird, und mittels Eisenbahn mit Agram und Fiume verbunden, hat (1869) 5175 E. und ist Sitz des nach ihr benannten griech.-orient. Bisthums. Die Stadt hat eine kath. und eine griech.-orient. Kirche, ein Franciscanerkloster, Untergymnasium, Oberrealschule und eine serb. (griech.-orient.) Lehrerpräparandie. Sie betreibt lebhaften Productenhandel, namentlich mit Wein, Getreide und Mehlproducten.

Karlstadt (Andr. Rud.), eigentlich Bodenstein, einer der kühnsten Vorkämpfer der Reformation, ward 1480 zu Karlstadt in Franken geboren. Wißbegierig zog er von Schule zu Schule, selbst nach Rom, wo er die Scholastik studirte, 1504 als Baccalaureus biblicus nach Wittenberg, lehrte anfangs in der philos. Facultät, ward aber 1510 Doctor und darauf Pro-

Digitized by Google

fessor der Theologie, sowie Archidiakonus an der Stiftskirche. Wegen seiner Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und dialektischen Kunst berühmt, trat er schon vor Luther für den Augustinismus ein, indem er 26. April 1517 in 152 Thesen den Kirchenvätern gegenüber an die höhere Autorität der Schrift und, wo diese nicht ausreiche, an die Vernunft appellirte. Später trat er mit Entschiedenheit auf Luther's Seite, doch traten schon früh wegen untergeordneter Meinungsverschiedenheiten Mißhelligkeiten zwischen beiden hervor. Während Luther's Aufenthalt auf der Wartburg führte K. in Wittenberg, seit 1523 in der ihm zuständigen Pfarrei Orlamünde die Reformation eigenmächtig und nach seinem Sinne durch. K. verwarf nämlich die Bilder unbedingt, gestand jeder Gemeinde das Recht, zu reformiren, zu, betrachtete das Abendmahl als bloßes Erinnerungsmahl, ohne leibliche Gegenwart Christi. Obgleich K. sich von den Bestrebungen Thomas Münzer's und der Bauern völlig fernhielt, bewirkte Luther seine Amtsentsetzung und Verbannung aus Sachsen. Er unterwarf sich 1525 den von Luther gestellten tyrannischen Bedingungen und kehrte zurück, doch veranlaßte der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli ihn Aug. 1528 zum Widerruf. Luther's Zorn verdrängte ihn aus Sachsen, dann auch aus Ostfriesland, wo er segensreich wirkte; 1530 fand K. eine Zufluchtsstätte in der Schweiz. Er wurde zunächst Diakonus am Spital in Zürich, dann Pfarrer in Altstetten, darauf Archidiakonus in Zürich, endlich 1534 Professor der Theologie und Prediger in Basel, wo er 1541 starb. Vgl. Jäger, «Andreas Bodenstein von K.» (Stuttg. 1856).

Karmarsch (Karl), einer der namhaftesten deutschen Technologen, geb. 17. Oct. 1803 zu Wien, vollendete seine Studien an dem polytechnischen Institut daselbst, an dem er auch die Stelle eines Assistenten im Lehrfache der Technologie erhielt, die er 1819—23 bekleidete. In dieser Zeit gab er seinen «Grundriß der Chemie» (Wien 1823) heraus, dem die «Einleitung in die mechan. Lehren der Technologie» (2 Bde., Wien 1825) folgte. Im J. 1830 erhielt er einen Ruf nach Hannover zur Errichtung und Direction einer polytechnischen Schule, welche 1831 eröffnet wurde. Im J. 1835 construirte er eine Gravirmaschine zum Copiren von Münzen und andern Reliefs. Seit 1834 ist K. Mitglied der Direction des Gewerbevereins in Hannover, und die von diesem herausgegebenen «Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover» wurden von ihm bis 1857 redigirt. Zu Hameln trat er 1839 zur prot. Kirche über. Als Abgeordneter der Lehrercollegien höherer Schulanstalten war er 1851 Mitglied der Ersten Kammer, wo er zur Opposition gehörte. Neben vielen Beiträgen zu technolog. Fachzeitschriften verfaßte K. ein «Handbuch der mechan. Technologie» (2 Bde., Hannov. 1837—41; 5. Aufl., bearbeitet von Hartig, 1875—76), welches die allgemeinste Anerkennung gefunden hat; eine «Geschichte der Technologie» (Münch. 1872), und in Gemeinschaft mit Heeren das treffliche «Technische Wörterbuch» (3 Bde., Prag 1843—44; 3. Aufl., bearbeitet von Kick und Gintl, 1876). Einen besondern Zweig der Technik behandelte er in «Beitrag zur Technik des Münzwesens» (Hannov. 1856). Auch die «Deutsche Vierteljahrsschrift», Dingler's «Polytechnisches Journal», die «Gegenwart», «Unsere Zeit», die von ihm mit Volz herausgegebenen «Polytechnischen Mittheilungen» (3 Bde., Tüb. 1844—46) enthalten werthvolle Arbeiten von ihm. Am 1. Aug. 1875 legte er sein Amt nieder und trat in den Ruhestand.

Karmel, Vorgebirge Palästinas an der Südseite der Bai von Ptolemais (Acca), besteht aus mehrern fruchtbaren, reichbewaldeten, grottenreichen Bergen und engen Thälern in einem Umfange von 60 Kilom. und geht am Ausflusse des Kischon in eine anmuthige Ebene aus. Auf seinen Höhen sind Ruinen von Kirchen und Klöstern aus der Zeit des christl. Königreichs Jerusalem und eine Höhle, die der Sage nach der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrh. wählten christl. Einsiedler den K. zum Aufenthalt; doch erst um 1156 stifteten Pilger unter Leitung Berthold's aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf dem K., aus welcher die Karmeliter (s. d.) entstanden. Das Kloster derselben wurde wiederholt, zuletzt 1798 nach dem Abzuge der Franzosen aus Aegypten zerstört und erst seit 1825 wiederhergestellt.

Karmeliter oder Orden Unserer Lieben Frauen vom Berge Karmel heißt der Mönchsorden, den wahrscheinlich Berthold, Graf von Limoges, um 1156 als Eremitenverein am Eliasbrunnen auf dem Berge Karmel (s. d.) stiftete, und der durch den zweiten Ordenssuperior Brocard vom Patriarchen Albrecht zu Jerusalem, zu dessen Sprengel der Berg Karmel gehörte, eine mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel erhielt (1209), die Papst Honorius III. 1224 bestätigte. Von den Sarazenen verdrängt, siedelten die K. zwischen 1238—44 nach Europa über, ließen sich auf Cypern, in Sicilien, Italien, England, Frankreich, Spanien und anderwärts nieder und wählten Simon Stock zum Ordensgeneral, der die strenge Ordensregel mehrfach milderte und den Orden selbst zu einem Bettelorden machte (1247). Von

Digitized by Google

jetzt an machten die K. den Propheten Elias zu ihrem Stifter, die Jungfrau Maria zu einer Karmeliterin, sich selbst aber zu Fratres beatae Mariae de monte Carmelo. Die größte Verweltlichung, aber auch die größte Ausbreitung erfolgte durch die Erfindung des Scapulier, bestehend aus zwei Streifen grauen Tuchs, die auf der Brust oder dem Rücken getragen und auf den Schultern miteinander befestigt werden. Von Maria selbst vom Himmel herabgebracht, macht es jeden selig, der es im Leben trägt oder wenigstens darin stirbt, indem Maria jeden Samstag alle damit Bekleideten aus dem Fegfeuer erlöst. Die Milderungen in der Ordensregel führten zu Streitigkeiten und Spaltungen, sodaß sich der Orden allmählich in drei voneinander unabhängige Körperschaften trennte: 1) in die Observanten oder Karmeliterbarfüßer, auch unbeschuhte K. genannt, welche bei der ersten Strenge der Regel verharrten; 2) in die Conventualen oder beschuhten K., welche nach den von Eugen IV. 1431 und von Pius II. 1459 gemilderten Regeln leben; 3) in die Tertiarier, die anfangs der Regel der Observanten folgten, durch ihren General Stratius unter Papst Urban VIII. aber eine eigene Regel erhielten (1635), welche unter Innocenz XI. verbessert wurde. Außerdem bildeten sich in dem Orden noch mehrere besondere Congregationen mit eigenen Regeln und Generalen, die unmittelbar unter dem Papste stehen. Die Karmeliterbarfüßer in Italien (Congregation von Mantua, seit 1433) trennten sich 1600 von denen in Spanien und hatten im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Polen und in Asien. Diese beiden Barfüßercongregationen folgen der ältesten strengen Regel mit neuen Verschärfungen, z. B. Fasten und Stillschweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einsiedelei. Da die Lebensart der K. jede gemeinnützige Thätigkeit ausschloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen untersagt, und nur in Spanien und Portugal haben sie sich ununterbrochen bis in die neuere Zeit erhalten. Auch in Belgien, Frankreich und Baiern wurden wieder Karmeliterklöster eingerichtet. Die Vorrechte der Bettelorden haben alle K. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden Unserer Lieben Frauen vom Berge Karmel hat mit dem Mönchsorden nichts als den Namen gemein. Die Karmeliterinnen sind zuerst in Frankreich durch den Ordensgeneral Johann Baptist Soreth 1452 nach der strengen Regel gestiftet und von Papst Nikolaus V. bestätigt worden. Sie verbreiteten sich rasch. Doch unterlagen sie auch den Streitigkeiten und Spaltungen, die durch die Milderung der Regel im Orden hervorgetreten waren. In Spanien reformirte Therese von Cepeda in Altcastilien durch die Stiftung von Nonnenklöstern in Avila und Medina del Campo ihre Ordensschwestern. In Italien nennen sich die Karmeliterinnen auch die Congregation vom heil. Elias. Die Karmeliterinnen ertheilen Unterricht und verfolgen verschiedene Wohlthätigkeitszwecke.

Karmin, ein rother Farbstoff, welcher bereitet wird, indem man gepulverte Cochenille mit siedendem Wasser auszieht und den Auszug mit Alaun versetzt und stehen läßt. Der sich bildende Niederschlag wird gesammelt, ausgewaschen und getrocknet. Eine bessere Sorte K. stellt man dar, indem man die Cochenille mit einer verdünnten Lösung von Soda auszieht, wobei sich, außer dem reinen Farbestoff, auch ein eiweißähnlicher Körper löst und die aufgelösten Körper durch eine Säure abscheidet. Häufig setzt man bei dieser Darstellung auch noch Eiweiß oder Hausenblase hinzu. Der K. dient in der Aquarellmalerei, zum Färben feiner Luxusgegenstände und zur Bereitung einer schönen rothen Tinte, sowie zum Druck auf Wolle und gemischten Stoffen. Wegen seines hohen Preises wird der K. häufig verfälscht («gestreckt») mittels Thonerde, wovon man sich durch Auflösung in Ammoniak überzeugen kann, da nur der reine K. sich von diesem auflösen läßt. Der sog. blaue K. oder Indigkarmin (Indigo soluble) ist eine Verbindung von Kali mit Indigblauschwefelsäure. — Karmoisin (gleich K. vom arab. kermes abgeleitet) bezeichnet eine dunkelrothe, ins Bläuliche fallende Farbe.

Karnak und **Luksor** (s. d.) heißen die beiden Dörfer, welche jetzt die Stätte des alten ägypt. Theben bezeichnen, am rechten Ufer des Nils, wo die eigentliche Stadt des Ammon (Diospolis) lag im Gegensatz zu der großen Todtenstadt, der Memnonia der griech. Zeit, auf dem linken Nilufer. Die Häuser von Karnak liegen um einen Seitentempel des Ramses III. Doch versteht man jetzt unter dem «Tempel von Karnak» vornehmlich den großen Reichstempel der alten Residenz, welcher, im alten Reiche bereits gegründet, von den mächtigen Pharaonen der thebanischen Dynastien im Anfange des neuen Reichs in riesenhaften Dimensionen ausgebaut, auch später noch bis in die Ptolemäische Zeit herab erweitert und von vielen kleinern Heiligthümern umgeben wurde. Vgl. Mariette, «Karnak, étude topographique et archéologique» (Lpz. 1875).

Karnatik, eigentlich Karnâtaka oder Karnata, d. h. Schwarzes Land, war der alte Name für einen Theil im Süden der vorderind. Halbinsel, über dessen genauere geogr. Grenzen

Digitized by Google

eine Verschiedenheit der Meinung besteht. Wahrscheinlich umfaßte K. das ganze Gebiet des Dravidischen oder Dekanischen Sprachstamms und somit die ganze zwischen 8° und 16° nördl. Br. gelegene, sich von dem Flusse Kistna bis zum Cap Comorin und von der Koromandelküste bis zu den westl. Ghats erstreckende Ländermasse. Hier legten Pandscha und Tajaman Nale, zwei Anführer der arischen Hindu aus Ajodhja (Oude), nach Unterwerfung der Eingeborenen den Grund zu den Reichen Pandscha und Tschola an der Ostküste. Die neuen Ansiedler scheinen vorzüglich den Siva verehrt zu haben. In der Gegend eines verfallenden Sivatempels wurde die Hauptstadt Mathura (Madura) erbaut und die äußerste Südspitze der Halbinsel (Comorin) nach einem Zunamen der Durga, Gemahlin von Siva, Kumâri, d. h. Jungfrau, genannt. Der Name des mächtigen Reichs Pandscha wurde durch Vermittelung der Kauffahrer im fernsten Westen bekannt. Schon die Alten kannten Modura und Comaria im Reiche Pandion, aus welchem zur Zeit des Augustus Gesandte nach Rom kamen mit Geschenken ihres Gebieters. Der Glanz des Reichs erblich zu Anfang des 10. Jahrh. n. Chr. Die Tscholafürsten unterwarfen sich viele Länder der Halbinsel. Aber gegen die Mitte des 11. Jahrh. verloren sie die Herrschaft an die Belala, eine mächtige Familie aus dem Stamme der Radschputen, die ein großes Reich stiftete. Zur Zeit, als die Mohammedaner auch in den Dekan einbrachen, erstreckte sich das Reich der Belala über Karnata und Malabar, das ganze Tamilland und einen großen Theil von Telingana. Die 15 Kilom. im Umfang messenden Trümmer ihrer Hauptstadt Bisnagar oder Bidschanagar, eigentlich Widschajanagara, d. h. Stadt des Siegs, 45 Kilom. im Nordwesten von Bellary (s. d.), am Tumbudra gelegen, 1336 erbaut, zeugen noch jetzt von dem Glanz dieses Hindustaats. In der Mitte des 16. Jahrh. wurde das Reich Bisnagar von den mohammed. Sultanen der Nachbarstaaten Golkonda und Bidschapur (Bisapur) erobert und getheilt. Der westl. Theil von Bisnagar und Mysore kam an Bidschapur, der östliche oder K. an Golkonda. Der erstere Theil fiel 1685 und 1687 ganz Golkonda und K. unter Aureng-Zeyb an das Reich von Delhi. Gegen das J. 1717 stand ein Statthalter des Großmoguls, gewöhnlich nur unter seinem Titel Nisam-al-Mulk (Stütze des Fürsten) bekannt, gegen das Reich Delhi auf und errichtete im Dekan eine besondere Herrschaft. K. mit der Hauptstadt Arkot erhielt (1743) einer seiner Kriegsgenossen als Lehn. Dieser Lehnsfürst des Nisam suchte nun ebenfalls seine Unabhängigkeit zu erringen. Es entstanden wiederholte Kriege, in welche sich bald die benachbarten europ. Nationen, die Engländer von Madras aus und die Franzosen von Pondichéry, einmischten. Die Familie der Nabobs von K. oder Arkot, wie man sie auch nach der Residenz nannte, wurde endlich auf Befehl des brit. Oberstatthalters Marquis von Wellesley (1801) aller ihrer Länder entsetzt. Der letzte derselben starb 1855. Jene Hauptstadt Arkot, 120 Kilom. im Westsüdwesten von Madras, an der nach Beypur führenden Eisenbahn, in gesunder Gegend am Küstenfluß Palar gelegen, zählt 10,988 E. Die Stadt spielte eine wichtige Rolle in den Kämpfen zwischen den Engländern und Franzosen um den Besitz von Indien, wobei K. überhaupt das Kriegstheater war. Gegenwärtig versteht man unter K. die ganze östl. Hälfte der Präsidentschaft Madras von Cap Comorin nordwärts bis zu dem untern Laufe des Kistna, oder die brit. Districte Tinnevelly, Madura, Trichinopoly, Tanjore, Nord- und Süd-Arkot, Tschingelpat (Chingleput), das Stadtgebiet Madras und Nellore, zusammen etwa 116,800 QKilom. mit 13,600,000 E., wozu noch das Vasallenfürstenthum Pudukota mit 3574 QKilom. und 316,695 E. kommt.

Karneädes, griech. Philosoph, gewöhnlich der Stifter der mittlern oder der dritten Akademie genannt, war aus Cyrene gebürtig und lebte 214—129 v. Chr. In Athen hörte er die Vorträge mehrerer Stoiker und Akademiker. Seine feine dialektische Beredsamkeit bewirkte, daß ihn die Athenienser nebst dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos 155 v. Chr. als Gesandten nach Rom sendeten. Hier machte er großes Aufsehen, besonders dadurch, daß er das eine mal für, das andere mal gegen Recht und Gerechtigkeit mit gleich glänzender Dialektik sprach, wovon besonders der Censor Cato großen Nachtheil für die Jugend fürchtete, weshalb er auch K. und seine Begleiter so schnell als möglich von Rom zu entfernen suchte. In der Akademie lehrte er sodann bis zu seinem Tode. Er selbst soll nichts Schriftliches hinterlassen haben; die Aufbewahrung seiner Ansichten verdanken wir seinem Schüler Klitomachos und namentlich der Darstellung des Sextus Empirikus. K. führte die schon von Arcesilaus (s. d.) angelegte skeptische Wendung der Platonischen Akademie zu energischer Durchbildung fort und bekämpfte die von den Epikuräern und Stoikern angestellten Versuche, ein zweifelloses Kriterium der Wahrheit aufzustellen. Indem er sich zu der Lehre des Arcesilaus bekannte, daß in den subjectiven Ueberzeugungen der Menschen nur ein höherer oder geringerer

Digitized by Google

Grad von Wahrscheinlichkeit gesucht werden dürfe, begnügte er sich nicht mit dieser allgemeinen Behauptung, sondern suchte auch die Grade der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

Karneol nennt man die blut- bis fleischrothen, röthlichbraunen, röthlichweißen, selten milchweißen Varietäten des Chalcedon (s. d.). Durch Glühen wird das Roth intensiver, weil das färbende Eisenoxydhydrat dabei in Eisenoxyd übergeht. Der K. findet sich besonders in Arabien, Japan, Sibirien, Siebenbürgen, Sachsen, bei Oberstein an der Nahe als stumpfeckige Stücke, unvollkommene Kugeln, Geschiebe und Ausfüllung der Blasenräume im Mandelstein; er wird zu Petschaften, Ringsteinen u. s. w. geschliffen, und zwar besonders zu Oberstein. Die schönsten K. kommen aus dem Orient, minder schöne finden sich im Schuttlande der deutschen Ebene.

Karnies oder Rinnleisten (griech. κυμάτιον, franz. corniche) heißt ein architektonisches Glied, dessen Profil ungefähr die Form eines S hat. Da es, auf der sog. hängenden Platte ruhend, den krönenden Abschluß des Hauptgesimses eines Gebäudes bildet (es verdeckt oft die Wasserrinne), hat sich in manchen Kreisen der ungerechtfertigte Gebrauch eingeschlichen, die ganze Bekrönung eines Gebäudes, das Hauptgesimse, K. zu nennen.

Kärnten oder Kärnthen, Herzogthum und Kronland des Cisleithanischen Theils der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, umgrenzt von Venedig, Tirol, Salzburg, Steiermark, Krain, Görz und Gradiska, zählt auf 10,373 QKilom. (1874) 338,045 E. Der Boden ist großentheils gebirgig, mit langgestreckten Thälern, welche sich nur im Innern, wie das Drauthal bei Villach und Klagenfurt, zu größern Ebenen erweitern. Das Drauthal durchzieht das Land seiner größten Länge nach von W. gegen O. und scheidet dessen zwei Hauptgebirgszüge, nämlich 1) im N. die vom Großglockner, an der Grenze gegen Salzburg und Tirol, ostwärts nach Untersteiermark hinziehenden Centralalpen (Norische oder auch Kärntnisch-Steiersche Alpen genannt), die anfangs mit einigen Gipfeln die Schneeregion erreichen, in der Gegend von Villach noch 2000 Mt. hoch aufsteigen, weiter im O. aber niedriger werden, und 2) im S. die südl. Kalkalpen (hier Kärntner oder Karnische Alpen genannt). Sie bilden eine mächtige Kette, die von Tirol aus auf der Wasserscheide gegen Piave und Tagliamento bis zum Terglou in Krain einerseits und in mehr östl. Richtung als Karawankengebirge zwischen der Drau und Save nach Steiermark fortzieht, mit nackten und wilden, im allgemeinen 1600—2000 Mt. hohen Gipfeln, dann an der Ostgrenze in den Steiner Alpen und den domartigen Kuppen des Kotschnagebirgs bis 2500 Mt. aufsteigt. Ein nördlicherer Zweig davon, zwischen dem Drau- und Gailthale, endigt etwa 15 Kilom. von dem in der 500 Mt. hohen villacher Ebene stattfindenden Zusammentreffen beider Thäler mit dem kahlen Felsenkamme des Dobratsch oder der Villacher Alp (2300 Mt. hoch). Der Hauptfluß des Landes, die Drau (s. d.), nimmt links die Möll, Gurk und Lavant, rechts die Gail auf; nur die Fella hat ihren Abfluß außer Landes in den Tagliamento. Von den vielen Seen sind bemerkenswerth der Mühlstädter-, Ossiacher- und Wörthsee im N., der Weißensee im S. der Drau. Das Klima ist im Gebirge rauh, in den untern Thälern mild; die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Klagenfurt 7,7° R. Die Bevölkerung besteht zu mehr als zwei Drittheilen aus Deutschen, zu dem Reste aus Slowenen (etwa 97,000), die hauptsächlich an der Drau wohnen und großentheils auch Deutsch sprechen. Mit Ausnahme von 18,000 Protestanten (Lutheranern) bekennen sich die Einwohner zur kath. Kirche. Die Ausdehnung der Ackerfelder ist infolge des vorherrschenden Gebirgs im Verhältniß zur Größe des Landes gering, wogegen Wiesen, Hutungen und Gestrüpp einen bedeutenden Raum einnehmen. Der Schlag der kärntner Pferde wird geschätzt und ihre Zucht besonders im Gailthale gut betrieben; die Schafe geben nur grobe Wolle. Die Jagd beschränkt sich größtentheils auf Federwild und Hasen, doch findet sich in den Waldungen auch einiges Rothwild, auf dem Hochgebirge Gemsen; Füchse sind häufig; in rauhen Wintern trifft man auch Wölfe. Den Hauptreichthum K.s bilden die Mineralien, insbesondere Blei (das beste in Europa, namentlich im bleiberger Erzberge der Villacher Alp, dem größten und wichtigsten Bleiwerke der österr. Monarchie) und Eisen. Neben Ackerbau, Viehzucht und Bergbau bildet die gewerbliche Industrie einen Hauptnahrungszweig; die erste Stelle nehmen hierbei die Eisen- und Stahlwerke, Eisenwaaren- und Bleiweißfabriken ein. Der Handel des Landes wird durch gute Straßen und zwei Eisenbahnen gefördert, welche das Land nach verschiedener Richtung durchziehen: die Kronprinz-Rudolfs-Bahn von Nordosten nach Südwesten, in Tarvis mit Anschluß nach Udine, Görz und Laibach, und ein Zweig der Oesterreichischen Südbahn von Westen nach Osten. Für die intellectuelle Cultur sorgen 318 Volksschulen (1871 mit 439 Lehrkräften und 30,450 Schülern beiderlei Geschlechts, während die Zahl der bis zum 14. Jahre schulpflichtigen 50,874 beträgt), zwei Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrer-

Digitized by Google

bildungs- und eine theol Lehranstalt. Die Verfassung des Landes beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861, wonach der Landtag K.s aus 37 Mitgliedern besteht, nämlich aus dem Fürst-Bischof von Gurk, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 9 Abgeordneten der Städte und Märkte, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt und 14 Abgeordneten der Landgemeinden. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet der Landtag fünf Mitglieder. An der Spitze der Landesverwaltung steht die Statthalterei in der Landeshauptstadt Klagenfurt; dieser sind 28 Bezirksämter, als die polit. Behörden in den 28 Bezirken, in welche das Land eingetheilt ist, nebst dem hauptstädtischen Magistrate untergeordnet. In judicieller Hinsicht gehört K. zum Sprengel des Oberlandesgerichts in Gratz, unter welchem als erste Instanzen das Landesgericht in Klagenfurt, 1 Bezirksgericht und 27 Bezirksämter bestellt sind. Die Finanzverwaltung wird von der Finanzdirection in Klagenfurt geleitet. In militärischer Beziehung steht das Land unter dem Generalcommando in Gratz.

K. ist, wie die Karnischen Alpen, von dem einst hier und in Friaul wohnenden celt. Volke der Carni benannt, deren Name wieder von den zackigen Felsspitzen (celt. carn oder corn, lat. cornu, deutsch Horn) stammt. Es gehörte bis auf des Augustus Zeit zu Noricum und nach dessen Unterwerfung zum Römerreiche. Von der Hauptstadt im Bereiche K.s, Virunum, finden sich noch Spuren bei Maria-Saal auf dem Zollfelde, wo im spätern Mittelalter die Huldigung der Landesfürsten stattfand. Als die Römer vom Lande Besitz nahmen, waren von den alten Karnern, die im fortwährenden Kampfe mit eindringenden Stämmen zusammenschmolzen, nur noch schwache Ueberbleibsel in der südl. Alpenkette und in der Ebene von Friaul übrig, und auch diese gingen in der Flut der Völkerwanderung unter. Mittlerweile hatten sich auch in K. Slawen angesiedelt, die, zuerst mit den Avaren gegen die Longobarden und Bojer vereinigt, später durch den Druck der Avaren zur Empörung gegen diese getrieben wurden. Dies bot einem Franken, Namens Samo, der sich an ihre Spitze stellte, Gelegenheit, ein slaw. Reich zu gründen, welches sich von K. und Krain bis nach Mähren, Böhmen und dem nördl. Ungarn ausdehnte, aber bald nach Samo's Tode zerfiel und vom Baiernherzog Thassilo erobert wurde. Nach dessen Sturze (788) schlug Karl d. Gr. das Land zum Frankenreiche. Im Vertrage zu Verdun 843 kam mit Baiern auch K. an Ludwig den Deutschen und 876 an dessen Sohn Karlmann. Dieser erhob seinen natürlichen Sohn Arnulf zum Herzog von K., der nachmals König von Deutschland wurde. Unter ihm und seinem Sohne, Ludwig dem Kinde, gehörte K. wieder zu Baiern, bis Kaiser Otto II. 976 es als ein eigenes Herzogthum, vermehrt mit der Markgrafschaft Istrien und fast ganz Friaul, an Heinrich I., den Neffen des Baiernherzogs Arnulf, gab. Nach dessen Tode kam K. an das herzogl. Geschlecht von Rheinfranken, und nach dem Ableben des Herzogs Konrad II. des Jüngern (1039) ließ Kaiser Konrad II. das Herzogthum unbesetzt. Kaiser Heinrich III. setzte den Grafen Welf von Altorf ein und Heinrich's IV. Mutter Agnes den Grafen Berthold von Zähringen, dessen Dynastie fortan immer den Titel als Herzoge von K. führte, obgleich schon nach Berthold's Tode 1077 eine Reihe von Herzogen aus andern Häusern, von Eppenstein, von Istrien, von Lavant, folgte, die seit 1201 auch Herren von Krain waren. Der letzte Herzog, Ulrich III., vermachte K. seinem Vetter, König Ottokar II. von Böhmen (1269). Als dieser 1278 von Rudolf von Habsburg besiegt wurde, kam K. mit Krain als erledigtes Lehn ans Deutsche Reich zurück und wurde 1286 von demselben Rudolf an den Grafen Meinhard von Tirol mit der Bedingung verliehen, daß es nach Erlöschen seines Mannsstammes an Oesterreich fallen sollte. Als nun die Grafen von Tirol 1335 ausstarben, behielt die Tochter des letzten, Margarethe Maultasch, Tirol; K. aber gab Kaiser Ludwig der Baier den Herzogen von Oesterreich und Steiermark. Seitdem ist K. bei Oesterreich geblieben. Es wurde in Unter- und Oberkärnten getheilt, wovon letzteres 1809 an Frankreich zu dessen illyr. Provinzen fiel, 1813 aber wieder zurückerobert ward und 1816 als Klagenfurter und Villacher Kreis zum Gubernium Laibach des Königreichs Illyrien geschlagen wurde. Seit 1849 bildet K. ein eigenes Kronland. Vgl. Ankershofen, «Handbuch der Geschichte des Herzogthums K.» (Bd. 1—4, Klagenf. 1857—74); Pernhart, «Bilder aus K.» (Klagenf. 1864 fg.); Amthor und Jabornegg-Gamsenegg, «Kärntnerführer» (Gera 1874).

Karolin, eine frühere deutsche Goldmünze von 3 Goldgulden, im süddeutschen Verkehr auf 11 Gulden des normalen 24-Guldenfußes geschätzt. Es gab auch halbe und Viertelkarolinen. Nach einer Verordnung vom 31. Juli 1868 wurde unter dem Namen K. in Schweden einige Jahre lang eine Goldmünze von viel geringerm Werthe geprägt, nämlich genau dem franz. Zehnfrankenstück gleich, doch nur in sehr kleiner Anzahl; seit Einführung der neuen Kronenwährung in Schweden (1875) ist jenes Stück außer Umlauf gekommen.

Digitized by Google

Karoline Amalie Elisabeth, Gemahlin König Georg's IV. (s. d.) von Großbritannien und Hannover, zweite Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, der Schwester Georg's III., war 17. Mai 1768 geboren. Sie verlebte am väterlichen Hofe eine zwangvolle Jugend und wurde 8. April 1795 an den Prinzen von Wales verheirathet. Diese Ehe, die der Prinz nur gezwungen einging, konnte nicht glücklich sein. Zwar gebar die Prinzessin 7. Jan. 1796 eine Tochter; doch gleich nach dem Wochenbette trennte sich der Prinz von ihr. Seitdem lebte die Verstoßene auf einem Landhause zu Blackheath. Ehrenrührige Gerüchte veranlaßten 1806 den König, eine Untersuchung über ihr Betragen einleiten zu lassen, das zwar unvorsichtig, aber nicht verbrecherisch befunden wurde. Im J. 1814 erhielt sie die Erlaubniß, nach Braunschweig zu gehen und von da eine größere Reise zu machen. Mit ihrem Günstlinge, dem Italiener Pergami, besuchte sie Deutschland, Italien, Griechenland, den Archipel und Syrien und lebte dann meist auf einer Villa am Comersee. Als ihr Gemahl 29. Jan. 1820 den Thron bestieg, sollte sie gegen ein Jahrgeld von 50,000 Pfd. St. auf den Namen und die Rechte als Königin verzichten und versprechen, nach England nie wieder zurückzukehren; allein sie ging darauf nicht ein, sondern hielt 6. Juni einen triumphirenden Einzug in London. Hierauf trat der Minister Liverpool gegen sie mit einer Anklage auf Ehebruch vor das Parlament. Wie viel Anstößiges auch die Verhandlungen zu Tage brachten, so zeigte sich doch die öffentliche Stimme so entschieden zu ihren Gunsten, daß man die schon im Oberhause durchgegangene Strafbill fallen lassen mußte. Indessen wurde ihr, als sich Georg IV. 19. Juli 1821 krönen ließ, die Krönung verweigert. Infolge heftiger Gemüthserschütterung starb sie 7. Aug. 1821. Sie wurde zu Braunschweig beigesetzt. Ihre Tochter Charlotte Auguste starb 1817 als Gemahlin des spätern Königs der Belgier, Leopold's I. Vgl. «Histor. Denkwürdigkeiten und Actenstücke aus dem Leben und über den Proceß der Königin K. von England» (Lpz. 1821).

Karoline Marie, die Gemahlin des Königs beider Sicilien Ferdinand's I. (s. d.), Tochter Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia, geb. 13. Aug. 1752, eine liebenswürdige und geistvolle Prinzessin, aber der Herrschsucht und polit. Intrigue sehr ergeben, vermählte sich 12. Aug. 1768. Dem Ehetractate zufolge sollte sie nach der Geburt eines männlichen Thronerben im Staatsrathe Sitz nehmen. Doch noch ehe dieses Ereigniß eintrat, wußte sie 1777 den alten Minister Tanucci zu verdrängen, um unter dessen Nachfolger Sambuca größern Einfluß auf ihren Gemahl und die Regierung zu gewinnen. Nachdem auch dieser 1784 seine Entlassung genommen, erhob sie den Engländer Acton (s. d.) zum Principalminister, der durch seine Verschwendung des Staatsvermögens nach und nach den Haß aller Stände sich zuzog. Als Anhänger des franz. Jakobinismus wurden nun alle verfolgt, die sich der Gewaltherrschaft Acton's, dem die Königin grenzenloses Vertrauen schenkte, zu widersetzen wagten. Um der Unzufriedenheit des Volks eine Ableitung zu schaffen, entschloß sich der ganz von seiner Gemahlin abhängige König, der Republik Frankreich, mit der er kaum erst Frieden geschlossen, 1798 von neuem den Krieg zu erklären. Die Niederlage Mack's (s. d.) führte indeß die Franzosen schnell vor die Thore von Neapel, und die Dynastie mußte unter brit. Schutze Zuflucht auf Sicilien suchen. Als der vom Cardinal Ruffo erregte Aufstand in Calabrien wider die Franzosen und die republikanische Partei in der Hauptstadt dem König 1799 zurückzukehren gestattete, gewann namentlich mit durch die Königin die berüchtigte Lady Hamilton einen noch verderblichern Einfluß auf den Gang der Regierung, als früher Acton geübt hatte. Die Capitulation von Neapel wurde gebrochen und eine Staatsjunta ernannt, welche unter Speziale's Vorsitz die Anhänger und Beamten der interimistischen Regierung ächtete, bis der Sieg der Franzosen zu Marengo abermals alles änderte. Da die Wiedereroberung Neapels, das seit 1805 Frankreich in Besitz genommen, von Sicilien aus mit Unterstützung der Engländer der Königin nicht rasch genug von statten ging, entzweite sie sich darüber 1809 mit dem brit. Oberfeldherrn Lord Bentinck und ging 1811 über Konstantinopel nach Wien. Sie starb in Schönbrunn 8. Sept. 1814.

Karoline Mathilde, die Gemahlin König Christian's VII. (s. d.) von Dänemark, geb. 22. Juli 1751, eine Tochter des Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig, und Schwester Georg's III. von England, vermählte sich 1766 und gebar 1768 den nachmaligen König Friedrich VI. von Dänemark. Sowol die verwitwete Großmutter, die Königin Sophie Magdalene, wie die Stiefmutter ihres Gemahls, Juliane Marie, waren der jungen Königin abgeneigt, die allgemein vom Volke verehrt wurde. Für die Unbilden, die sie zu ertragen hatte, fand sie Entschädigung in der Liebe ihres Gemahls und den Vergnügungen des Hofs. Erst als ihr Gemahl, von einer durch Europa unternommenen Reise an Leib und Geist geschwächt zurückgekehrt,

Digitized by Google

sie weniger aufmerksam zu behandeln anfing, wurde sie gleichgültiger gegen ihn, gegen die Stiefmutter erbittert und gegen die Höflinge mistrauisch. Um diese Zeit gewann der vom König mitgebrachte Leibarzt Struensee auch ihre Gunst, und ganz in seine Hände sich gebend, wurde sie zuletzt mit in das Schicksal dieses Mannes hineingerissen. (S. Struensee.) Nach ihrer Verhaftung 17. Jan. 1772 brachte man sie mit ihrer Tochter Luise Auguste, nachherigen Herzogin von Augustenburg, die erst sechs Monate alt war, nach der Festung Kronborg, worauf eine eigens dazu ernannte Commission die Scheidung von ihrem Gemahl aussprach. Nach Uebereinkunft zwischen der engl. und der dän. Regierung wurde ihr Celle zum Aufenthalt angewiesen, wo sie 10. Mai 1775 aus Gram und Kummer starb. Im Garten in Celle setzten ihr die Landstände des Fürstenthums Lüneburg ein Denkmal. Vgl. Lenzen, «Die letzten Stunden der Königin von Dänemark» (Kopenh. 1775), worin sich auch ein merkwürdiger Brief an ihren Bruder findet, in welchem sie feierlich und auf rührende Weise ihre Unschuld betheuert; Heimbürger, «Karoline Mathilde» (Celle 1851); Wraxall, «Life and times of Caroline Mathilde» (3 Bde., Lond. 1864); Jenssen-Tusch, «Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt» (nach dem Dänischen, Lpz. 1864).

Karolinger (Carlovingiens) werden die Glieder der Familie Kaiser Karl's d. Gr., insbesondere die derselben angehörenden Könige der zweiten Dynastie in Frankreich genannt. Als Stammvater gilt der Bischof Arnulf von Metz, aus einem vornehmen fränk. Geschlecht, gest. 631. Sein Sohn Ansegisil heirathete Begga, die Tochter Pipin's des Alten, der Majordomus (s. d.) in Austrasien war, und der Sohn Ansegisil's, Pipin von Heristal (s. d.), erzwang durch Waffengewalt von dem schwachen König Theodorich III. die Majordomuswürde über alle drei Staaten des Fränkischen Reichs, Neustrien, Austrasien und Burgund. Obgleich Pipin die Merovinger auf dem Throne ließ, waren dieselben doch fortan nur Schattenkönige. Pipin starb 17. Dec. 714 und hinterließ als Nachfolger einen jungen Enkel, Theudoald, zu dessen Vormünderin er seine Gemahlin, Plektrude, einsetzte. Allein Karl Martell (s. d.), ein natürlicher Sohn Pipin's, wurde von den Austrasiern zum Majordomus erhoben und unterwarf sich als solcher sämmtliche drei Staaten. Er starb 741, nachdem er seit 737 den Thron unbesetzt gelassen. Seine beiden Söhne, Karlmann und Pipin der Kurze, theilten die Länder und setzten zu ihrer Befestigung Childerich III. auf den Thron. Doch Karlmann ging 747 nach Italien ins Kloster und Pipin blieb Herr des ganzen Reichs. Bei den Großen als Krieger geachtet, bei der Geistlichkeit durch reiche Schenkungen beliebt, stieß er den letzten Merovinger vom Throne und ließ sich 752 als fränk. König krönen; er starb 24. Sept. 768. Seine Söhne, Karlmann und Karl der Große (s. d.), theilten das Reich. Karlmann starb aber 771 und seinem Bruder fiel, ohne Rücksicht auf die Neffen, das ganze Reich zu. Durch Eroberung und Politik dehnte Karl das Fränkische Reich (s. d.) zum Weltreich des Abendlandes aus. Papst Leo III. setzte ihm 800 zu Rom die abendländ. Kaiserkrone auf, die Karl 813 seinem einzig überlebenden Sohne Ludwig I. (s. d.) übergab. Keiner seiner Nachkommen kam ihm gleich. Ludwig der Fromme gab schon 817 seinem jüngsten Sohne, Ludwig, Baiern und dem zweiten, Pipin, Aquitanien; den ältesten, Lothar, erhob er zum Mitregenten und sicherte ihm die Kaiserkrone. Dies brachte seinen Neffen Bernhard von Italien zur Empörung; derselbe wurde aber gefangen, geblendet und starb 818. Aus zweiter Ehe wurde 823 Ludwig dem Frommen noch ein Sohn, Karl der Kahle, geboren, zu dessen Gunsten der Vater eine neue Theilung vornahm. Dieser Umstand verwickelte die Brüder mit dem Vater in fortwährende Kriege. Als Ludwig der Fromme 840 starb, betrachtete sich Lothar als Kaiser. Sein zweiter Bruder, Pipin von Aquitanien, war 838 dem Vater im Tode vorausgegangen; zwar hatte er Söhne hinterlassen, doch wurden sie nicht berücksichtigt. Nach langem Hader kam endlich 11. Aug. 843 unter den Brüdern der Vertrag zu Verdun (s. d.) zu Stande, durch welchen die ganze Ländermasse Karl's d. Gr. in drei unabhängige Reiche zerfiel. Lothar I. (s. d.) erhielt das Königreich Italien und die Kaiserkrone, dann alle Länder zwischen dem Rhein und der Schelde und vom Ursprunge der Maas an bis zum Einflusse der Saône in den Rhône und längs dieses bis zum Mittelländischen Meere; Ludwig der Deutsche (s. d.) bekam die Länder diesseit des Rhein und am linken Ufer die Gebiete von Speier, Worms und Mainz; Karl der Kahle nahm den Rest, nämlich Neustrien, Aquitanien und die Spanische Mark oder die fränk.-roman. Länder. Aus des letztern Antheil bildete sich nun der selbstständige Staats- und Volkskörper Frankreich (s. d.).

Die Söhne Kaiser Lothar's I., gest. 855, theilten dessen Länder nochmals. Ludwig II. (s. d.) nahm mit dem Königreich Italien die abendländ. Kaiserwürde; Lothar II. empfing die Länder an der Maas, die nach ihm Lothringen genannt wurden; Karl erhielt die Provinzen

Digitized by Google

am linken Ufer und unterhalb der Saône oder das Königreich Provence. Nach den Verträgen zu Mersan 847 und 851 sollte das Erbe der beiden letztern Brüder an Ludwig II. zurückfallen. Karl starb 863, und seine provenzal. Staaten wurden in der That von den beiden überlebenden Brüdern, dem Kaiser und dem König von Lothringen, getheilt. Als aber 869 auch Lothar II. starb, nahmen die Oheime, Karl der Kahle von Frankreich und Ludwig der Deutsche, mit Gewalt Lothringen. Der Kaiser Ludwig II. starb 12. Aug. 875 kinderlos und setzte Karlmann, einen Sohn Ludwig's des Deutschen, zum Gesammterben ein. Doch auch den Kaiserthron mit Italien riß Karl der Kahle auf kurze Zeit an sich. König Ludwig der Deutsche starb 876 und in seine Länder theilten sich seine Söhne. Karlmann wurde König von Baiern, erhielt auch 877, siegreich gegen Karl den Kahlen, Italien, starb aber ohne legitime Nachkommen 880; Ludwig II., genannt der Jüngere, erhielt Franken und Sachsen und starb ohne Erben 882; Karl der Dicke wurde bei der Theilung König von Alemannien, gewann schon 879 Italien und nach dem Tode seiner Brüder ganz Deutschland; schon 881 war er zum Kaiser gekrönt. Endlich wählten ihn 884 auch die franz. Großen zu ihrem König. Noch einmal vereinigte er so das ganze Erbe Karl's d. Gr. Aber geistig und körperlich schwach, wurde er als ein unfähiger Monarch 887 auf einem Gesammtreichstage zu Tribur seiner sämmtlichen Kronen verlustig erklärt und starb darauf 13. Jan. 888. Nach Karl's des Dicken Absetzung, der als Kaiser Karl III. hieß, bemächtigte sich Deutschlands und Italiens mit der Kaiserwürde Arnulf (s. d.), ein natürlicher Sohn des Königs Karlmann. Derselbe starb 899 und hinterließ die deutsche Königskrone seinem siebenjährigen Sohne Ludwig III. (s. d.), das Kind genannt, mit dem 20. Aug. 911 die K. in Deutschland erloschen. Die Dynastie, welche Karl II. oder der Kahle in Frankreich (s. d.) gründete, überdauerte in einer Reihe schwacher Fürsten die Hauptzweige nicht um ein Jahrhundert. Sein Sohn Ludwig II. starb 879 und hinterließ aus erster Ehe die beiden Söhne Ludwig III., gest. 882, und Karlmann, gest. 884, die gemeinschaftlich regierten. Nach ihrem Tode übergingen die franz. Großen den Sohn Ludwig's II. aus zweiter Ehe, Karl den Einfältigen, und wählten den Kaiser Karl den Dicken zu ihrem König. Erst 893 wurde Karl III. oder der Einfältige von einigen Großen auf den franz. Thron erhoben, verlor denselben aber, noch ehe er 929 starb, an Rudolf von Burgund. Nach dessen Tode setzten die Großen 936 Karl's des Einfältigen Sohn, Ludwig IV., den Ultramariner, auf den franz. Thron. Derselbe starb 954, beerbt von seinem ältesten Sohne, Lothar I.; sein zweiter Sohn, Karl, wurde Herzog von Niederlothringen. Lothar I. starb 986; ihm folgte sein Sohn, Ludwig V., mit dem 987 die K. in Frankreich erloschen. Zwar suchte der Herzog Karl von Niederlothringen sein Erbfolgerecht mit den Waffen geltend zu machen, allein er wurde von Hugo Capet (s. Capetinger) überwunden und starb 994 im Gefängniß. Vgl. Warnkönig und Gérard, «Histoire des Carolingiens» (2 Bde., Par. 1862); Bonnell, «Die Anfänge des karolingischen Hauses» (Berl. 1866).

Karpaten heißt das Gebirge, welches, Ungarn und Siebenbürgen im N., O. und S. in einem mächtigen Halbkreise umwallend und theilweise erfüllend, den östl. Flügel des Mittelgebirgsbogens von Centraleuropa bildet. Die K. sind ein eigenes Gebirgssystem, welches von dem deutschen Mittelgebirge, zunächst dem schlesischen und mährischen, durch die Einsenkung der March und der in diese mündenden Beczwa, von dem Alpen- und Hämussystem durch das Thal und die Niederungen der Mittel- und Unterdonau geschieden ist, nur an wenigen Stellen, bei Preßburg, Waitzen und Orsova, mit seinen Zweigen den Ausläufern beider Systeme gegenübertritt, und auf allen Seiten von Tiefebenen umgeben ist. Politisch gehört das Gebirge fast gänzlich der österr. Monarchie an. Seine directe Ausdehnung von NW. gegen SO. beträgt 825 Kilom., sein Areal 188,500 oder mit den Hochebenen von Galizien und der Bukowina 247,800 QKilom., die von ihm umschlossene Tiefebene etwa 104,600 QKilom. Es zerfällt in drei zusammenhängende Haupttheile: das karpatisch-ungar. Hochland im NW., das siebenbürg. Hochland im SO. und das karpatische Waldgebirge, welches beide verbindet. Die zwei ersten sind die höchsten, von ziemlich gleichem Umfang, massen- und gruppenartig, das letztere weit niedriger und kettenartig. Das karpatisch-ungarische Hochland oder das der eigentlichen K. besteht aus mehrern Hoch- und Mittelgebirgsgruppen, die von Ebenen umgeben und daher nach allen Seiten hin offen und zugänglich sind. Die höchste Gruppe ist die Tatra an der Nordgrenze Ungarns, auch Centralkarpaten genannt. Von O. gegen W. nur 58 Kilom. lang, mit ihren schmalen Seitenästen nur 15—22 Kilom. breit, ist diese Tatra gleichwol ein majestätisches Gebirge, indem sie inselartig von nur 500—650 Mt. hohen Ebenen, der arvaer, liptauer, zipser oder kesmarker und der neumarker Hochfläche mit den Thalfurchen der Arva und Waag, des Poprad und Dunajec, plötzlich und steil mit nackten Felswänden als eine äußerst

Digitized by Google

scharf begrenzte, massive und ungegliederte Granitmasse emporstarrt, die mehr durch ihre Kammhöhe von 1950 Mt. ihren Hochgebirgscharakter erhält, als durch die Gipfelerhebung ihrer thurm- und säulenartigen Felsspitzen, von denen selbst die höchsten nur mittlere Alpenhöhe erreichen, wie die Lommitzer Spitze (2539), der Eisthaler Thurm (2428), der Wisoka oder die eigentliche Tatra (2533), der Große Krivan (2488), die Gerlsdorfer Spitze (2561 Mt.). Gleichwol sind die höchsten Gipfel nur etwa einen Monat im Jahre ganz frei von Schnee, und in den tiefen Schluchten schmilzt er nie. Zwischen den Hochgipfeln sind in trichterförmigen Becken mehrere schöne, von Felsen umstarrte, unergründlich tiefe Alpenseen, hier Meeraugen genannt. Nirgends finden sich breite Thäler und bequeme Pässe, überall nur enge, wilde Thalspalten. Die Tatra, von allen Gebirgen am tiefsten innerhalb des Erdtheils gelegen, bildet eine Hauptwetterscheide für Centraleuropa. Es treten hier die größten Klimacontraste hervor: die Nordseite treffen eisige Polarstürme, die Süd- und besonders die Südostseite erreichen die lauen Südwinde, welche in der tiefen Einsenkung des Hernadthals, vorüber an den Rebengeländen der Hegyalja, aus der niederungar. Tiefebene hinaufdringen. An Metallen sind die Hochkarpaten arm. In dem südlich davor gelegenen Zuge, den Liptauer Alpen, ist der Granit mit Kalkstein überlagert, in dem Nordostende, den Zipser Voralpen oder der Ungarischen Schweiz, mit Kalkstein und Gneis. Die Waldregion reicht mit dem Laubholze, besonders Buchen, bis 1420, mit den Tannenwäldern bis 1950 Mt. aufwärts. Alsdann folgt das Krummholz bis 2340, dann die Region der Moose und Alpenkräuter bis etwa 2200 Mt., über welche die nackten Felsgipfel mit spärlichern Steinmoosen oder Flechten emporragen. Die eigentliche Alpenregion, zwischen 1950 und 2200 Mt., ist also sehr breit; sie hat eine reiche Flora, aber es fehlen in den höhern Gegenden die Erdhülle, die Wasserfülle, der Wiesenteppich, daher auch die Alpenheerden und die Alpenwirthschaft der Schweizeralpen.

Rings um die Hochkarpaten liegen die Vorkarpaten, die nur selten über die Region des Holzwuchses hinaufragen und ein aus vielen Gruppen und Zügen bestehendes Mittelgebirge bilden, reich an Waldung, an Metallen, an würzigen Frühlings- und Sommerweiden und in den äußersten Hügelgeländen an herrlichen Weinen, deren Cultur auf der Südseite 300—325 Mt. hoch reicht. Die südl. Vorkarpaten, oder das Ungarische Erzgebirge, steigen stufenweise hintereinander auf, tragen viele Kegelberge vulkanischen Ursprungs und führen mancherlei Namen, wie: zwischen dem Waagthale und der Gran- und Hernadsenkung der buchen- und kräuterreiche Königsberg oder Králowa-Hola (1940 Mt. hoch); der Djumbir (2043) und die Kuppen der Fatra (1667 Mt.); weiter südwärts rings um Schemnitz das eigentliche Erzgebirge; dann im S. der Eipel- und Sajofurche das Neogradergebirge und die 1000 Mt. hohen Trachytkuppen der Matra, westlich von Erlau und östlich gegenüber dem Bakonywalde, der hier bei Waitzen mit diesen karpatischen Vorbergen die Strompforte der Donau bildet, durch welche die ober- mit der niederungar. Tiefebene in Verbindung steht. Die nördl. Vorkarpaten oder die Beskiden ziehen vom Popraddurchbruch westwärts bis zur Beczwa und March, stehen in keiner Verbindung mit den Sudeten, sind durch das Thal der hier an dem Berge Baranio entstehenden Weichsel von dem oberpoln. Plateau getrennt, steigen im O. in der kuppelförmigen Baba-Gura 1722 Mt., im W. an dem spitzen Kegel der Lissa-Hora des Jablunkagebirgs 1320 Mt. hoch auf, sind wenig gangbar, dicht bewaldet, mit guten Wiesen und Matten, am Fuße mit reichen Steinsalzlagern (Bochnia und Wieliczka) ausgestattet und stark bewohnt. Sie bestehen vorherrschend aus Höhlenkalkstein mit eingelagerter Grauwacke. Ebenso die Kleinen K. oder Weißen Berge, schmale Bergzüge, die, 500—1000 Mt. hoch, auf der Grenze von Mähren und Ungarn, von den Beskiden 150 Kilom. weit südwestwärts bis Preßburg ziehen und hier, dem Leithagebirge gegenüber, die preßburger Donaupforte bilden, durch welche die österr. mit der oberungar. Tiefebene in Verbindung steht. Mit ihren bewaldeten Gehängen fallen sie steil zu den breiten Thalfurchen der Waag und March ab, sind von wenigen Pässen durchzogen und schwach bevölkert. Das Karpatische Waldgebirge zieht, 340 Kilom. lang und 75—110 Kilom. breit, vom Popraddurchbruch südostwärts bis zu dem 2297 Mt. hohen Pietrosz, jenseit der Theiß- und Pruthquellen, als eine Anhäufung vieler, etwa 1000 Mt. hoher Bergzüge verschiedener Richtung, ohne zusammenhängenden Kamm, ohne Längenthäler, dagegen mit um so zahlreichern Querthälern und Einsenkungen, welche die Gewässer gegen S. zur Theiß, gegen N. zur Weichsel, gegen NO. zum Dnjestr leiten. Die ungar. Abfälle sind ziemlich steil, sanfter die gegen N. und O. nach der Hochebene von Galizien gerichteten, welche durch ihre ungeheuern Steinsalzlager ausgezeichnet sind. Unfruchtbarer Karpatensandstein mit vielen Kohlenflötzen und Torflagern bedeckt das ganze Waldgebirge. Die leicht zerstörbaren

Digitized by Google

Flötzschichten, der ganze trümmervolle Bau, die dichte Bewaldung, der Mangel an Culturboden, die spärliche und rohe Bevölkerung machen dasselbe zu einer unwegsamen, ungastlichen Grenzscheide der anliegenden Ebenen im NO. und SO. Die Hauptpassagen sind der Paß von Vereczko oder der Weg der Magyaren zwischen Munkacs und Lemberg, und die Duklapassage am Hernad aufwärts über Kaschau, Eperies und Dukla in das Thal der Wisloka.

Das Hochland von Siebenbürgen, das südlichste Hauptglied des Karpatensystems, bildet ein Viereck von 102,000 QKilom., welches auf allen Seiten von Gebirgszügen umwallt ist. Der Ost- und der Südrand oder die östl. und südl. Transsylvanischen Alpen, hauptsächlich aus Urgestein bestehend, fallen nach außen gegen O. zur Moldau und besonders gegen S. zur Walachei steil ab, sind die riesenhaftesten, geschlossensten und ungangbarsten Theile des ganzen Karpatensystems und geben der Tatra an Gipfelerhebung nichts nach. Ihre Gehänge sind bis 1800 Mt. Höhe mit Walddickicht bedeckt, und aus diesem starren die kahlen Gebirgskämme mit zahlreichen, 2275—2530 Mt. hohen Felsspitzen empor, die nur wenige Wochen von Schnee entblößt, während in beschatteten Schluchten Schnee- und Eismassen auch im Sommer liegen bleiben. Der Ostrand, merkwürdig durch seine Kegelberge, alten Krater und vulkanischen Erscheinungen, zieht vom Pietrosz bis zum Bodzaer Passe an der Südostecke des Landes, und zwar in zwei parallelen Ketten, die durch ein breites und tiefes, von der Maros gegen N., von der Aluta gegen S. durchflossenes Längenthal getrennt sind. Die äußern Abfälle der höhern und längern Ostkette bilden breite Berg- und Hügellandschaften und gehören im N. dem waldigen und wellenförmigen Plateau der Bukowina an, im S. aber fallen sie zur Tiefebene der Moldau und nordöstl. Walachei ab. Der Südrand, 375 Kilom. lang und in sehr kurzen, steilen Vorstufen und Querketten zur walach. Ebene abfallend, zieht von der Südostecke des Landes, wo der ganze Gebirgswall am meisten zerklüftet und durch eine Reihe von Eingangspforten und Karrenwegen (den Bodzaer, Tömöser, Törzburger und andern Pässen, die aus der Walachei in den Thalkessel von Kronstadt führen) geöffnet ist, westwärts zunächst als Fogaraschер Gebirge, ein massiver, 2000 Mt. hoher Felsenkamm mit 2275—2530 Mt. hohen Gipfeln (Negoi 2543, Bucsecs 2819 Mt.), im N. begleitet von dem Westlaufe der Aluta, bis zu deren felsiger Durchbruchspforte, dem Rothenthurmpaß; dann als Hatßeger Gebirge westwärts über den Vulkanpaß bis zur Thalfurche und Fahrstraße des gegen S. zur Donau (bei Orsova) eilenden Czernabachs und der durch die Pässe des Tergovaer und Slatinaer Schlüssels fließenden Temes. Jenseit dieser Furche erhebt sich das nur noch 1000 Mt. hohe Banater Bergland, welches aus Basalt, Nagelflue und Höhlenkalk schön geformt, durch die heißen Bäder von Mehadia berühmt ist, und dessen Steilabfall oder Klissura mit den gegenüberliegenden Steilhöhen des serb. Mirotschgebirgs bei Orsova die letzte Strompforte der Donau, das sog. Eiserne Thor, bildet, durch welches die niederungar. mit der walach. Tiefebene in Verbindung steht. Der West- und der Nordrand bilden das Siebenbürgische Erzgebirge, bestehend aus vielen von O. gegen W. streichenden Parallelketten und Berggruppen mit 1000—1600 Mt. hohen Gipfeln, mit tiefen, besonders auf der mehr durchbrochenen und daher zugänglichern Westseite zahlreichen Einsenkungen und Thälern. Ihr Lauf deutet die allmähliche gegen N. und W. gerichtete Senkung und von 620—390 Mt. abnehmende Höhe des innern Hochlandes von Siebenbürgen an, das eine hügelige, wasserreiche, zum Theil sehr fruchtbare und gut angebaute Plateaufläche ist. Vgl. Hildebrandt, «Karpatenbilder» (Glog. 1863); Koristka, «Die hohe Tatra» (Gotha 1864); Kolbenheyer, «Die hohe Tatra» (Teschen 1876).

Karpatho, türk. Insel im Aegäischen Meere, s. Skarpanto.

Karpfen (Cyprinoidei) nennt man eine sehr zahlreiche Familie von Süßwasserfischen, die sich durch weiche Flossenstrahlen und vollkommen zahnlose Kiefer, aber zahntragende untere Schlundknochen von allen andern Familien unterscheiden. Die Schleien, Barben, Nasen, Weißfische gehören dieser Familie an. Die eigentlichen K. (Cyprinus) haben einen stark zusammengedrückten, großschuppigen Körper, eine lange Rückenflosse mit einem gezähnten Stachel vor dem ersten Strahle und Bärtel am Maule. Zu dieser Gattung gehört der gemeine K. (C. Carpio), ein über ganz Europa, das nördl. Asien und nördl. Amerika verbreiteter Fisch, der sich von seinen Gattungsverwandten durch vier kurze Bartfäden und den starkgegabelten Schwanz unterscheidet. Er ist oben olivenbräunlich und an den Seiten gelblich und erst seit 300 Jahren aus Südeuropa allmählich nach Nordeuropa und Amerika verpflanzt. Seine höchste Vollkommenheit erlangt er jedoch nur in den Ländern östlich der Elbe und Oder und in Oesterreich. In Deutschland wird der K. sowol in Flüssen als auch in Seen und Teichen gehegt; nur vermeidet er schnellströmende Gewässer. Die Karpfenzucht macht einen Haupttheil der Teichfischerei

Digitized by Google

aus, besonders auch wegen der starken und leichten Vermehrung. Bloch fand im Bauch eines 9 Pfd. schweren Weibchens (rogenen K.) 600,000 Eier und Schneider bei einem 10 Pfd. schweren 700,000. Der K. laicht im Juni; er nährt sich von Pflanzenstoffen, Gewürm und Insektenlarven und kann über 40 Pfd. schwer werden. Uebrigens hat er ein zähes Leben, sodaß er tagelang, in nasses Moos gepackt, dauern und so mit in Milch eingeweichtem Brote ernährt werden kann. Auch kann er ein Alter von weit über 200 Jahre erreichen. Dieser Fisch ist indessen epidemischen Hautkrankheiten ausgesetzt und wird leicht von dem Geruche sumpfiger und schlechtgehaltener Weiher durchdrungen. Eine fast nackthäutige Abart mit drei Reihen großer Schuppen nennt man Spiegelkarpfen oder Karpfenkönig. In Fischteichen werden die K. sehr zahm und lassen sich sogar durch eine Glocke oder durch Pfeifen daran gewöhnen, zum Füttern herbeizuschwimmen. Die Galle dient zum Färben, Malen und zur Bereitung von Saftgrün; die Schwimmblase wird auch zu schlechter Hausenblase verwendet. Die Karausche (s. d.) und der Gibel (C. Gibelio) gehören ebenfalls zu dieser Gattung und sind in Deutschland gemein. Unter den ausländischen K. ist der bekannteste der aus China stammende Goldfisch (s. d.).

Karpinski (Franciszek), poln. Dichter, geb. 4. Oct. 1741 zu Holosko in Galizien, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Lemberg, lebte hierauf zu seiner Fortbildung eine Zeit lang in Wien und dann als Gutspachter in Galizien. Im J. 1783 wurde er Secretär beim Fürsten Adam Czartoryiski in Warschau und durch denselben in des Königs Stanislaus August nähern Umgang gezogen. Aber weder das Hofleben noch später das als Erzieher in fürstl. Häusern sagte dem gemüthlichen, geraden und freimüthigen Manne zu; auch fand er sich in Erwartung materiellen Lohns bitter getäuscht. Im J. 1791 erhielt er zwei an der Bialowiczer Heide in Litauen gelegene, dem Staate gehörige Güter auf 50 Jahre als Eigenthum. Von der Welt vergessen, lebte er hier als Vater seiner Untergebenen. In den letzten Jahren seines Lebens fast zum Kinde geworden und beständig in Reimen sprechend, starb er 4. Sept. 1825. K.'s Lieder, die als echt national in dem Munde des poln. Volks leben, zeichnen sich durch Einfachheit und Herzlichkeit aus. Seine Schriften (herausg. von Dmochowski, 4 Bde., Warsch. 1804; neue Aufl., Lpz. 1836) enthalten außer Liedern und Idyllen eine Uebersetzung der Psalmen David's, eine Tragödie «Judyta» und mehrere prosaische Aufsätze. Seine Memoiren hat Moraczewski (2. Aufl., Lemb. 1849) herausgegeben.

Karpokrates oder Karpokras, lebte unter Hadrian zu Alexandrien und stiftete die gnostische Partei der Karpokratianer. Er vertritt in der Entwickelung der christl. Gnosis (s. d.) die Verbindung der religionsphilos. Bestrebungen mit den Gedanken der griech. Philosophie und speciell des Platonismus. Er fand das Wesen der wahren Religion darin, daß die Seele über den Aberglauben der Volksreligionen und über die Gesetze der Gesellschaft, durch welche die Untergeister den Menschen fesseln, sich erhebe und mit der Monas oder höchsten Gottheit auf dem Wege der Contemplation sich vereinige. Dem Sohne des K., Epiphanes, wurde nach seinem Tode ein Tempel auf Cephalonia errichtet; die Sekte erhielt sich bis ins 6. Jahrh.

Karr (Jean Baptiste Alphonse), geistreicher franz. Schriftsteller und Romandichter, geb. 24. Nov. 1808 zu München, Sohn des talentvollen Pianisten Henry K., der seit 1802 zu Paris lebte, erhielt seine Schulbildung in letzterer Stadt auf dem Collége Bourbon, wo er auch eine Zeit lang als Unterlehrer thätig war. Sodann trat er als Mitarbeiter am «Figaro» ein. Seine unglückliche erste Liebe gab ihm den Stoff zu dem Roman «Sous les tilleuls» (2 Bde., Par. 1832), der ungemein günstig aufgenommen wurde. Ein Gemisch von lachendem Spott und tiefem Gefühl, von scharfem Verstand und freier Laune verleiht diesem Werke einen eigenen Reiz. Sodann folgten: «Une heure trop tard» (1833), «Vendredi soir» (1835), der letzte Nachklang seiner Jugendeindrücke; «Le chemin le plus court» (1836), angeblich die Geschichte seiner Heirath und höchst unglücklichen Ehe; «Geneviève» (1838), eine seiner poetischsten Schöpfungen; «Clotilde» (1839). Im J. 1839 wurde K. Oberredacteur des «Figaro» und begann gleichzeitig die «Guêpes», satirische Monatshefte (theilweise wieder abgedruckt, 4 Bde., 1853 u. 1859), die großen Erfolg hatten und dem Kritiker erbitterte Feindschaften, ja sogar von weiblicher Hand (Madame Louise Colet) einen Mordversuch zuzogen. Nebenbei blieb er auch als Romandichter thätig; in dieselbe Zeit gehören: «Hortense» (1842), «Feu Bressier» (1844), «La famille Alain» (1848), «Clovis Gosselin» (1851), «Agathe et Cécile» (1853), «Fort en thème» (1855), einer von seinen bekanntesten Romanen, und andere Schriften verschiedenen Inhalts: «Voyage autour de mon jardin (1845), «Au bord de la mer» (1854), «Une poignée de vérités» (1857). Um diese Zeit zog sich K. nach Nizza, und betreibt hier seitdem Blumenzucht und Blumenhandel. Eine Ausgabe seiner «Oeuvres complètes» erschien

Digitized by Google

1860 und öfter. Von seinen letzten Werken sind zu nennen: das Drama «La Pénélope normande» (1858) und das Lustspiel «Les roses jaunes» (1861). In den Schriften: «Gaietés romaines» (1870), «Dieu et diable» und «Le Crédo du jardinier» (1875) tritt er in sarkastischer Form gegen die kath. Kirche auf.

Karrak, Insel im Persischen Meerbusen, s. Kerak.

Karratschi, Karâtschi, engl. Currachee, Seestadt in der Präsidentschaft Bombay und Hauptort eines gleichnamigen Collectorats der Division Sindh, der westlichste Ort des Indobritischen Reichs, mit Kotri auf dem rechten Indusufer gegenüber von Hyderabad (s. d.) durch Eisenbahn, durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit Maskat, Bombay u. s. w., sowie seit 1864 durch einen 2400 Kilom. langen Telegraphenkabel mit Bassora verbunden, hat in neuester Zeit große Bedeutung erlangt und einen mächtigen Aufschwung genommen. Der eigentliche Hafenplatz Kiamari liegt 7,5 Kilom. im Süden der Stadt an einer Meeresbucht, die beträchtliche Tiefe und sichern Ankergrund hat. Der Hafen wird durch das Fort Manora geschützt und ist der größte und sicherste an der ganzen Küste von Sindh und überhaupt zwischen Bombay und der Westgrenze. Bei Kiamari befinden sich die Eisenbahnstation, das Zollhaus, große Waarenlager und einige Dock-Yards zur Ausbesserung der Dampfboote der British India Steam Navigation Company, sowie zur Zusammensetzung neuer Boote, die in einzelnen Stücken aus England hierher gebracht werden. Vom Hafenplatz führt die Bander- oder Hafenstraße nach K., ein unvergängliches Denkmal Sir Charles Napier's, des Eroberers von Sindh. Durch die Sindh-Eisenbahn von Kiamari nach Kotri hat K. eine ungemeine commerzielle Bedeutung gewonnen. Es ist jetzt der natürliche Ausgangspunkt des ganzen Indusbeckens und der angrenzenden Länder, aber auch in polit. und militärischer Hinsicht von großer Wichtigkeit, daher mit Befestigungswerken versehen. Das eigentliche K., die alte Stadt der Eingeborenen, dicht an der See auf sanft ansteigendem Grunde, besteht aus einem Gewirre von engen, krummen und schmuzigen Straßen mit Lehmhäusern und einem dürftigen Bazar für den Detailverkauf. Gegenüber dieser alten Stadt mit ihrer Sindhibevölkerung bilden die in neuerer Zeit nach der Nordseite und besonders gegen die frequente Hafenstraße hin angelegten Neubauten mit stattlichen Häusern, die meist den Parsi und reichen Banianen gehören, einen auffallenden Contrast. Hier befinden sich auch mehrere von der brit. Regierung aufgeführte Gebäude und Anlagen und der geräumige, nach europ. Geschmack erbaute Neue Markt, eine prächtige Schule, sowie an der Hafenstraße das einem Fort ähnliche Zuchthaus. An der Nordseite der Stadt liegt der Gouvernementsgarten, am linken Ufer des Liari, zum Anbau von Gemüsen für die in K. stationirten Truppen mitten in der wüsten Umgebung eingerichtet. Von der Stadt selbst führt die etwa 2 Kilom. lange Hafenstraße in nordöstl. Richtung nach dem Englischen Lager, wo 1326 Mann engl. und 3487 Mann eingeborene Truppen garnisoniren. Es ist dies eine neue, für die Truppen, die Offiziere und deren Familien, sowie für die Civilbeamten bestimmte und mit breiten, luftigen und gut chaussirten Straßen regelmäßig angelegte europ. Stadt. Hier befinden sich die Regierungsgebäude, das Museum, eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, das Arsenal, die Kasernen für Artillerie und Infanterie, die Baracken für die Sipahis, die Exercirplätze und eine sehr schöne prot. Kirche, deren hoher Thurm zugleich den Schiffen als Landmarke dient. Die Durchschnittstemperatur von K. ist $23\frac{1}{2}^{\circ}$. Die Hitze, im heißesten Sommer 28°, selten 30° R., wird durch Seewinde sehr gemildert, und im ganzen gilt das Klima von K. für gesund; doch kommen nicht selten Fieber und Dysenterie vor. Die Engländer haben daher als Gesundheitsstation 2 Kilom. im Osten der Stadt auf höherm Meeresufer die kleine Colonie Clifton angelegt. K. zählte 1853 mit den Vorstädten 22,227 E., 1872 bereits 53,526. Den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden die Sindhi, neben denen sich, des Handels und der Schifffahrt wegen, viele Eingeborene aus Katsch und Gudscherat niedergelassen. Die Afghanen nehmen ein eigenes Stadtviertel ein und sind neben den Balutschen der unruhigste Theil der Einwohnerschaft. Gegen Anfang der kühlen Jahreszeit (November) kommen große Karavanen von Mekran, Kelat und andern Theilen Balutschistans, sowie aus Afghanistan, besonders aus Kandahar an, welche Ghi (geschmolzene Butter), Häute, Schafwolle, Asa foetida, besonders aber Pferde auf den Markt bringen und dagegen engl. Baumwollzeuge, kurze Waaren, Zucker u. s. w. einkaufen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Kamelen, Pferden, Salpeter, Salz, Reis, Getreide, Ghi, Häuten, Talg, Oel, Fischen, Gerberrinde, Indigo und andern Färbestoffen, Baumwolle, Wolle, Seide, Kaschmirshawls und Edelsteinen. Nach Vollendung der bereits in Angriff genommenen Eisenbahn von K. nach Multan und Lahore und Peschawer wird K. sich ohne Zweifel in kurzer Zeit zu einem der ersten Handelsplätze Asiens erheben.

Digitized by Google

Kars, die feste Hauptstadt früher eines eigenen Ejalets, jetzt eines zum Vilajet Erzerum gehörigen Muteſſariflyks, 180 Kilom. im NO. von Erzerum und 60 Kilom. im SW. von der ruſſ. Grenzfeſtung Alexandropol (ſ. d.), liegt 1848 Mt. hoch in der ausgedehnten, baumloſen, aber fruchtbaren und reichbewäſſerten Hochebene Schiragh, an der Oſtſeite einer iſolirten Berg- und Hügelgruppe, welche der Kars-Tſchaj oder Akhurean im tiefen Engthale durchbricht. Die meiſt mehrere Stock hohen Häuſer der Stadt ſind überwiegend aus Stein, viele aus ſchwarzen Baſaltquadern erbaut. Die Straßen ſind eng und ſchmuzig. K. iſt in Kriegszeiten Hauptſammelpunkt der osman. Streitkräfte im öſtl. Anatolien und gilt wegen der daſelbſt befindlichen Ewlia- (Heiligen-) Gräber und mehrerer Moſcheen den Mohammedanern als eine geweihte Stätte, zu der ſie wallfahrten. Ein armen. Biſchof hat in K. ſeinen Sitz. Der Ort hat eine bunt gemiſchte Bevölkerung von Türken, Kurden, Armeniern, Georgiern und Perſern, welche (1874) im ganzen auf 18,000 Seelen veranſchlagt werden kann. Die Induſtrie des Ortes liefert nur für den eigenen Bedarf wollene Zeuge von grobem Gewebe, ſehr dauerhafte Teppiche und Filze. Dagegen hatte zu allen Zeiten der Durchgangshandel einige Bedeutung. K. galt von jeher als ein Bollwerk des Osmaniſchen Reichs. Die Feſtung bildet ein unregelmäßiges Polygon mit doppelter gemauerter Enceinte und vier Baſtionen. Auf dem Ak-Dagh, einem ſteilen Hügel, liegt, gänzlich ſturmfrei, das Fort Arkanieh, ein baſtionirtes Fünfeck, auf dem Kara-Dagh und Top-Dagh die Inglis-Tabia und Madſchar-Tabia, zwei ſtarke Batterien. Während des Orientkriegs 1853—56 wurden die ältern Feſtungswerke mittels ſehr ausgedehnter, aber ſchwacher Verſchanzungslinien durch den engl. Ingenieur-Oberſtlieutenant Atwell Lake ergänzt. Ferner hat man ſeit 1864 K. in einen im permanenten Sinne ausgebauten Centralplatz umzuwandeln begonnen. Im 3. und 10. Jahrh. war K. Reſidenz einer eigenen armen. Dynaſtie. Im 11. Jahrh. wurde die Stadt eine Beute der Seldſchuken, im 13. der Mongolen und 1387 zerſtörte ſie Timur; in den perſ.-türk. Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrh. wurde ſie öfter belagert und erobert. Paskewitſch eroberte die Stadt 5. Juli 1828 und 10. Juli capitulirte auch die Citadelle. Im Orientkriege übte der brit. General Williams großen Einfluß auf die Vertheidigung von K. Das Hauptverdienſt der Abſchlagung des ruſſ. Sturmangriffs am 29. Sept. 1855 gebührt aber Ismael-Paſcha (dem ehemaligen ungar. General Kmety). Die ruſſ. Blokade währte danach fort. Nachdem die Beſatzung durch Hungersnoth und Cholera decimirt, mußte General Williams 27. Nov. 1855 die Feſtung an die Ruſſen übergeben. Beim Beginn des Ruſſiſch-Türkiſchen Kriegs von 1877 wurde K. von den Ruſſen im Mai eingeſchloſſen und dann von General Melikow belagert, 11. Juli jedoch von den Türken unter Mukhtar-Paſcha entſetzt.

Karſchin (Anna Luiſe), eigentlich Karſch, begabte deutſche Dichterin, geb. 1. Dec. 1722 auf einer Meierei unweit Schwibus an der ſchleſ. Grenze, wurde nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Schenkwirths, Namens Dürbach, bei ihrem Oheim, einem Amtmann, erzogen. Ihre Mutter, der ihr Drang, zu leſen und zu ſchreiben, durchaus nicht gefiel, brachte ſie in einen Dienſt, wo ſie die Kühe hüten mußte, zugleich aber die Bekanntſchaft eines Hirtenknaben machte, welcher ſie mit Büchern verſorgte. So entſtanden während ihres dreijährigen Dienſtes ihre erſten, durch jene Lektüre angeregten Gedichte, die man ſelbſt noch jetzt, trotz ihrer Fehler, nicht ohne Intereſſe leſen kann. Nachdem ſie noch eine Zeit lang als Kinderwärterin gedient, heirathete ſie, dem Willen ihrer Mutter gemäß, in ihrem 17. Jahre einen Tuchmacher, Namens Hirſekorn, zu Schwibus, einen zänkiſchen und geizigen Mann, mit dem ſie eine elfjährige, höchſt qualvolle Ehe verlebte. Von ihm geſchieden und ein Jahr lang ganz hülflos gelaſſen, verheirathete ſie ſich dann mit einem Schneider Karſch zu Frauſtadt, der jedoch, dem Trunke ergeben, ſein Vermögen und auch all das Geld verſchwendete, welches ſie durch Gelegenheitsdichtungen und Improviſationen verdiente. Nachdem ſie mit ihrem Manne ſich nach Großglogau begeben, wurde ſie durch den Baron von Kottwitz, der ſie mit allem Nöthigen reichlich verſah, nach Berlin gezogen, wo die glänzendſte Zeit ihres Lebens und ihrer Dichterlaufbahn begann. Man zog ſie in die erſten Geſellſchaften und ergötzte ſich an ihrer ungemeinen Fertigkeit, zu improviſiren und Gedichte ſogleich niederzuſchreiben. Ramler, Mendelsſohn, Gleim u. a. unterſtützten ſie. Gleim gab eine Sammlung ihrer «Auserleſenen Gedichte» (Berl. 1764) heraus und verſchaffte ihr dadurch 2000 Thlr. Der Graf von Stolberg-Wernigerode und andere bewilligten ihr Jahrgelder; allein dies alles reichte nicht zu, ſie ſelbſt, ihre zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den ſie ſich mehrmals gewendet hatte, zeigte ihr wenig Theilnahme; ſein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., ſchenkte ihr in Berlin ein kleines Haus. Sie ſtarb daſelbſt 12. Oct. 1791. Die K. war allerdings ein literariſches Phänomen und verdiente die Bewunderung, die ihre Zeitgenoſſen ihr zollten. Zwar iſt keins ihrer Gedichte

Digitized by Google

vollkommen rein und tadellos; aber Natürlichkeit des Gefühls, Feuer der Empfindung und Kraft des Ausdrucks lassen sich in ihren Liedern nicht verkennen. Die Energie ihres Geistes bekundet sich darin, daß sie sich selbst an die polit. Poesie wagte, Schlachtlieder dichtete und Friedrich's II. und Preußens Größe in patriotischen Oden feierte. Der Beifall verführte jedoch die K., die man auch die deutsche Sappho nannte, zur Schnellreimerei, und unter Gleim's und Ramler's Einfluß sank ihre naive Naturdichtung zu einer wässerig-correcten Kunstdichtung herab. Durch ihren zweiten Gatten wurde sie Mutter der Karoline Luise von Klenke (geb. 21. Juni 1754 zu Franstadt, gest. 21. Sept. 1812 zu Berlin), die außer mehrern eigenen Schauspielen, Gedichten und andern Schriften auch die «Gedichte» ihrer Mutter nebst deren Lebenslauf (Berl. 1792; 2. Aufl. 1797) herausgab, und Großmutter der Schriftstellerin Helmina von Chézy (s. d.). Vgl. Heinze, «Anna Luise K.» (Anklam 1866).

Karst (ital. Carso, bei den Alten Carusavius) heißt im engern Sinne das etwa 84 Kilom. lange, 24 Kilom. breite, durchschnittlich 4—500 Mt. hohe Kalksteinplateau, welches sich nördlich von Istrien in südöstl. Richtung vom Isonzo bis zum Quarnerogolf durch das österr. Küstenland hinzieht. Von den Julischen Alpen wird dasselbe durch das Thal des Wipbachs, von den Hochflächen der Windischen Mark durch die Poik und die Recca geschieden. Gegen den Golf von Triest fällt es steil mit etwa 400 Mt. hohem Absturz ab; sein höchster Gipfel ist der 1270 Mt. hohe Sia. Der K., der aus vielfach zerklüftetem, durchlöchertem und höhlenreichem Kalk auf Sandsteinunterlage besteht, ist ohne eigentliche Gebirgsbildung, ohne ausgedehnte Ketten, ohne eigentliche Thäler; vielmehr bildet er eine Hochfläche mit aufgesetzten Massen, theils Bergen und Hügeln, theils schmalen Kämmen, zeigt sich vorherrschend kahl und dürr, meist unbewaldet und unfruchtbar, überall zerrüttet, mit Trümmergestein überschüttet, voller Höhlen und unterirdischer Flüsse, unzählige Einsenkungen und Einstürze aufweisend, die als runde, oft bedeutend tiefe Löcher oder als grabenartige Weitungen, sog. Dolinen, auftreten. Das Plateau ist sonach eine traurige Oede, überaus arm an Vegetation, häufig von dem wüthenden Nordostwind, der Bora, heimgesucht, der die spärliche Pflanzenwelt ausdorrt, die Erde wegreißt und den Fels bloßlegt und in weiter Ausdehnung gar keinen Baumwuchs aufkommen läßt. Wald findet sich fast nur in den vor der Bora geschützten Vertiefungen, in welchen auch Mais, Obst und Wein gebaut werden; die Viehzucht liefert einen tüchtigen Schlag von Gebirgspferden. Die Oberfläche des Plateau ist wasserarm, auf Cisternen und periodische Wasseransammlungen in den Dolinen angewiesen; dagegen wird das Innere von zahlreichen unterirdischen Flüssen durchzogen, die hier und da zu Tage treten, um nach kürzerm oder längerm oberirdischen Laufe wieder in den Klüften des Kalksteins zu verschwinden, so die Poik und die Recca. Südlich schließt sich an den eigentlichen K. der Tschitscher Boden mit dem Planik (1268 Mt.) an und bildet den Uebergang zu dem in Gesteinsart und Gebirgsform mit dem K. übereinstimmenden Plateau der Halbinsel Istrien, deren höchster Gipfel, der Monte-Maggiore, sich zu 1394 Mt. Höhe erhebt. Wie dieses Plateau, rechnet man im weitern Sinne zum K. auch die nördlich und östlich von demselben gelegenen, karstähnlichen, aber theilweise bewaldeten Hochflächen der Julischen Alpen und der Windischen Mark: den Tarnowanerwald zwischen dem Isonzo und der Idrizza, mit dem 1403 Mt. hohen Mersavecz; den Birnbaumerwald zwischen der Idrizza und der Poik, mit dem 1295 Mt. hohen Nanos und der berühmten Adelsbergerhöhle; die Pinka-Planina zwischen der Poik, der Recca und dem Zirknitzersee, mit dem Krainer Schneeberg (1795 Mt.). Den Charakter des K. zeigen aber auch die weiter östlich zwischen der Save und der Kulpa gelegenen Höhen der Windischen Mark, das Gutenfeld und der Hornwald, ferner die kroat. und dalmat. Gebirge, sowie die Inseln und Klippen vor der dalmat. Küste. Die Karstländer werden von den Eisenbahnlinien Fiume-Karlstadt-Agram und Laibach-Triest (Semmeringbahn) durchzogen, von denen letztere den eigentlichen K. zwischen St.-Peter und Triest überschreitet und bei St.-Peter sich nach Fiume, bei Divazza nach Pola und Rovigno verzweigt. Vgl. Schmidt, «Zur Höhlenkunde des K.» (Wien 1854).

Karsten, eine deutsche Gelehrtenfamilie, deren Glieder sich besonders auf den Gebieten der Mathematik und der Naturwissenschaften ausgezeichnet haben. Wenzeslaus Johann Gustav K., geb. 15. Dec. 1732 zu Neubrandenburg, gest. 17. April 1787 als Professor der Physik zu Halle, machte sich durch eine Reihe mathem. Werke bekannt. — Sein Sohn, Dietrich Ludwig Gustav K., geb. 5. April 1768 zu Bützow, gest. 20. Mai 1810 als Geh. Oberbergrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, erwarb sich in der Mineralogie vielfache Verdienste durch zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen und durch die Anlage und Pflege der großen königl. Mineraliensammlung in Berlin. — Franz Christian

Digitized by Google

Lorenz K., ein Bruder von Wenzeslaus K., geb. 3. April 1751 zu Pohnsdorf im Mecklenburgischen, gest. 28. Febr. 1829 zu Neuen-Werder bei Rostock, seit 1780 erst zu Bützow, dann zu Rostock Professor der Nationalökonomie und Kameralwissenschaften, war der erste, welcher eine landwirthschaftliche Lehranstalt in Deutschland gründete (zu Neuen-Werder bei Rostock). — Einer seiner Söhne war Karl Bernhard K., geb. 26. Nov. 1782 zu Bützow, welcher seit 1799 zu Rostock erst die Rechte, dann Medicin studirte, sich aber bald aus Neigung der Metallurgie und Bergbaukunde zuwandte. Nachdem er seit 1804 verschiedene Stellungen beim Berg- und Hüttenwesen in Schlesien bekleidet, wurde er 1819 als Geh. Oberbergrath bei dem Ministerium des Innern nach Berlin berufen, in welcher Stellung er bis zu seiner Emeritirung (1851) wirkte. Er starb 22. Aug. 1853 zu Schöneberg bei Berlin. K. gehörte als Praktiker und Theoretiker zu den ersten Männern seines Fachs und hat viel zur Entwickelung des Hüttenwesens in Deutschland beigetragen; namentlich ist auch die Entstehung der großartigen Zinkindustrie Schlesiens auf ihn zurückzuführen. Zu seinen Hauptschriften gehören: «Handbuch der Eisenhüttenkunde» (3. Aufl., 5 Bde., Berl. 1841), «System der Metallurgie» (5 Bde., Berl. 1831—32), «Lehrbuch der Salinenkunde» (2 Bde., Berl. 1846). Außerdem hat er sich durch die Herausgabe des «Archiv für Bergbau und Hüttenwesen» (20 Bde., Berl. 1818—31) und die als eine Fortsetzung des «Archiv» zu betrachtende Herausgabe des «Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde» (26 Bde., Berl. 1829—54), welches er vom 11. Bande ab gemeinschaftlich mit H. von Dechen redigirte, große Verdienste erworben. Classisch sind seine Abhandlung «Ueber die kohligen Substanzen des Mineralreichs» (Berl. 1826), seine «Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und Oesterreich» (Halle 1821) und die Monographie «Das erzführende Kalksteingebirge von Tarnowitz» (Berl. 1826). Auch lieferte er einen «Grundriß der deutschen Bergrechtslehre» (Berl. 1828) und eine «Philosophie der Chemie» (Berl. 1843). In der Legislaturperiode 1850—51 war K. Mitglied der Ersten Kammer, in der er der liberalen Partei zugehörte. — Sein ältester Sohn, Hermann K., geb. 3. Sept. 1809 in Breslau, widmete sich zu Bonn, Berlin und Königsberg mathem. und naturwissenschaftlichen Studien und habilitirte sich 1830 in Rostock, wo er 1832 die Professur der Astronomie, Mathematik und Mineralogie sowie 1862 auch die Direction der Navigationsschule erhielt. Er starb 26. Aug. 1877 im Bade Reinerz in Schlesien. Außer astron. und meteorolog. Beobachtungen und dem für Seeleute bestimmten «Kleinen astron. Almanach» (1840—51) sind von seinen Schriften hervorzuheben: «Beitrag zur Berichtigung der Sterblichkeitstafeln» (Rost. 1845) und das «Lehrbuch der Krystallographie» (Lpz. 1861). — Des Vorigen jüngerer Bruder, Gustav K., geb. 24. Nov. 1820 zu Berlin, studirte ebenfalls Mathematik und Naturwissenschaften und habilitirte sich 1845 in seiner Vaterstadt. Seit 1847 wirkte er als Professor der Physik und Mineralogie an der Universität zu Kiel und 1859 wurde ihm auch die Direction des Aichungswesens für die Elbherzogthümer übertragen. Seit 1869 ist er Mitglied der kais. Normal-Aichungscommission. Die von ihm in den Elbherzogthümern eingeführte Organisation des Aichwesens wurde auf die neuen Einrichtungen im Reiche angewendet. Seine wichtigsten Schriften sind: «Lehrgang der mechan. Naturlehre» (3 Bde., Kiel 1849—53) und «Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser» (Berl. 1846). Seit 1856 gibt er im Verein mit andern Gelehrten die «Allgemeine Encyklopädie der Naturwissenschaften» heraus. Er veröffentlichte ferner eine «Denkschrift über den großen norddeutschen Kanal» (Kiel 1865) und «Beiträge zur Landeskunde der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (2 Bde., Berl. 1869—72). Auch war er an der Herausgabe der «Jahresberichte über Untersuchungen der deutschen Meere» (Berl. 1872—75) betheiligt. K. war 1867—72 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses; seit 1877 ist er Mitglied des Deutschen Reichstags, in welchem er der Fortschrittspartei angehört. — Ein Vetter der beiden Letztgenannten ist der als Naturforscher und Reisender bekannte Hermann K., der Jüngere, Sohn des Kanzleiraths Christian K. in Stralsund, geb. 6. Nov. 1817 zu Stralsund. Derselbe studirte erst Pharmacie in Rostock und dann Botanik zu Berlin. K. machte 1843—47 und 1848—56 zwei größere naturwissenschaftliche Reisen durch Venezuela, Neugranada und Quito. Seit seiner Rückkehr wirkte er erst als Privatdocent, dann als Professor der Botanik an der Universität zu Berlin. Im J. 1865 wurde er als Professor der Botanik nach Wien berufen, legte aber diese Stelle 1871 infolge von Zerwürfnissen an jener Universität nieder. Seitdem beschäftigt er sich, als Privatgelehrter in der Schweiz lebend, mit botan. und archäol.-geognost. Studien. Seine Hauptwerke sind: «Die Vegetationsorgane der Palmen» (Berl. 1847), «Flora Columbiae» (Bd. 1 u. 2, jeder mit 100 Tafeln, Berl. 1857—66), «Gesammelte Beiträge zur Anatomie

Digitized by Google

und Physiologie der Pflanzen» (Bd. 1, Berl. 1865), «Die geognost. Verhältnisse Neugranadas» (Wien 1856), «Chemismus der Pflanzenzelle» (Wien 1870), «Die Fäulniß und Ansteckung. Im Anhange die Darstellung meiner Erlebnisse an der wiener Universität in den J. 1869—71» (Schaffh. 1873), «Zur Geschichte der Botanik» (Berl. 1870).

Kartätsche, Schrotbüchse, ist die Bezeichnung für ein Artilleriegeschoß, welches durch Vereinigung mehrerer kleinerer Geschosse zu einem einzigen Schusse entsteht und sich gleich von der Mündung des Geschützes ab in seine einzelnen Theile trennt, die streuend auseinandergehen und eine größere Breite des Ziels unter Feuer nehmen. Man vereinigte die einzelnen Geschosse anfänglich in einem Netz oder Beutel (Beutelkartätsche) oder kittete sie mit einem Holzspiegel zusammen (Traubenkartätsche); in neuerer Zeit wendet man Blechbüchsen als Behälter für die einzelnen Geschosse an (Büchsenkartätsche). Die K. kann nur gegen lebende Ziele, und zwar auf kurze Entfernungen (bis 500 Mt.), angewandt werden; auf größere Entfernungen ersetzt man sie durch das Shrapnel (s. d.). Im Feldkriege dient die K. hauptsächlich zur Abwehr attakirender Cavalerie oder Infanterie, bei Belagerungen zum Abschlagen von Ausfällen und bei der Vertheidigung der Festungen zur Flankirung der Gräben. (S. Artillerie und Geschoß.)

Kartäuser. Dieser Mönchsorden verdankt seine Entstehung dem heil. Bruno (s. d.), der aus Unwillen über die Ausschweifungen des Erzbischofs Manasses von Rheims 1086 in der Einöde la Chartreuse (Kartause), 15 Kilom. von Grenoble, mehrere Klausen baute und daselbst mit sechs Gefährten eine dem Camaldulenserorden ähnliche Vereinigung des Einsiedlerlebens mit dem Klosterleben stiftete. Bald war der neue Orden im Besitz einer Kirche und ein Theil der Waldung in Gärten umgewandelt. Die Brüder lebten in der größten Armuth, trugen grobe Kutten und genossen nur Vegetabilien und Kleienbrot. Nach dem Stammsitze wurden sie K. und ihre Klöster, die sich nach Bruno's Tode bald mehrten, Kartausen genannt. Erst unter dem fünften Prior, Guigo (gest. 1137), empfing der Orden seine schriftlichen Statuten (1134). Sie heißen Statuta Guigonis oder Consuetudines Cartusiae und wurden später oft verändert. Im J. 1170 erfolgte die päpstl. Bestätigung des Ordens, und von jetzt an nahm dessen Verbreitung rasch zu. Das päpstl. Schisma rief eine Spaltung in dem Orden hervor, indem ein Theil desselben Clemens VII., ein anderer Theil Urban V. als kirchliches Oberhaupt ansah und jeder Theil einen eigenen General wählte. Diese Spaltung dauerte 1379—1410. Endlich erkannten beide Theile Alexander V. als Papst an, die Generale legten ihr Amt freiwillig nieder und Johann von Greifenberg wurde zum alleinigen Ordensgeneral erwählt. Der Orden erhielt die Exemtion, die Zehntfreiheit für seine Länder und viele Privilegien. Die Ordensregel legt die Aufsicht für jedes Kloster in die Hände des Priors, ohne dessen Erlaubniß kein Mönch das Kloster verlassen oder sich selbst Pönitenzen auferlegen darf. Jeder Mönch wohnt in einer besondern Zelle (laura), die nur ein Strohlager mit einem Kissen und einer Bettdecke von grobem wollenen Stoffe mit dem nöthigen Material zu Handarbeiten oder Bücherabschreiben enthält, und kann das Gemach wöchentlich nur einmal verlassen. Ein Schaffner sorgt für die Haushaltung im Kloster. Jeder ißt für sich in seiner Zelle; nur an Festtagen findet ein gemeinschaftliches Essen statt. Wenigstens einmal in der Woche ist ein Fasttag bei Salz, Wasser und Brot. Zu den gewöhnlichen Gelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams kommt noch die Beobachtung des beständigen Stillschweigens mit geringen zeitweiligen Unterbrechungen. Fleisch darf gar nicht, Wein nicht unvermischt genossen werden. Die Laienbrüder sind die Diener der Ordensbrüder, dürfen sich in deren Gegenwart weder setzen noch bedecken und werden überhaupt streng gehalten. Die K. zeichneten sich immer durch den Frieden in ihrem Orden aus; doch haben sie die Einfachheit und Armuth in den Klöstern nicht immer beibehalten, wie namentlich die Große Kartause bei Grenoble (la grande Chartreuse) und die mit dem feinsten Kunstsinn ausgeschmückte Certosa (s. d.) bei Pavia beweist. Gastfreiheit und Wohlthätigkeit ist bei ihnen gebräuchlich; auch besitzen sie meist eine feinere Bildung als die Bettelmönche. Die K. bestehen jetzt noch besonders in Frankreich. Auch Kartäuserinnen entstanden in Frankreich, zuerst in den Klöstern von Salette am Rhône (1229) und zu Premol bei Grenoble (1234). Sie folgten der Regel und Einrichtung ihrer Ordensbrüder, zum Theil mit Milderungen, denn sie konnten mittags und abends gemeinsam essen, und die Beobachtung des Stillschweigens war nicht so streng wie bei den Mönchen. Jedem der Frauenklöster, deren es im 18. Jahrh. nur noch fünf in Frankreich gab, stand ein K. als Vicar, jeder Kartause ein Prior vor. General des ganzen Ordens war der jedesmalige Prior der Großen Kartause bei Grenoble. Außerhalb Frankreichs, wo sie seit 1790 eingegangen, haben sich diese Nonnen nicht verbreitet.

Karten, s. Landkarten. — **Karten und Kartenspiele,** s. Spielkarten.

Digitized by Google

Karthāgo oder Carthago, so von den Römern, von den Griechen Karchēdon, von den Karthagern selbst Karthada (Karta hadascha), d. i. Neustadt, genannt, lag auf der Nordküste von Afrika in der Gegend des heutigen Tunis, auf einer Halbinsel, die sich in einen kleinen Busen des Mittelmeers erstreckt. Nach der freilich durchaus sagenhaften Tradition gründeten Phönizier aus Tyrus, geführt durch Dido (s. d.), die Stadt im 9. Jahrh. v. Chr.; der älteste Theil war Byrsa, die nachmalige Burg. Gegen die Landseite schützte sie eine dreifache, gegen die See hin, wo der innere Hafen, Kothon genannt, die Kriegsschiffe, der äußere die Kauffahrteischiffe aufnahm, eine einfache Mauer. Die Zahl der Bewohner war gegen Ende des karthag. Staats 700,000. Das Landgebiet, welches K. in Libyen theils durch Unterwerfung libyscher Stämme, theils durch den Anschluß altphöniz. Colonien, wie Utica, Hadrumetum, die beiden Leptis u. s. w., erworben hatte, und in welchem sich ein Mischvolk, die Libyphönizier, bildete, erstreckte sich zur Zeit seiner größten Ausdehnung südlich bis zum Tritonsee, östlich gegen Cyrene bis zu den Altären der Philänen an der Großen Syrte und westlich gegen Numidien bis Hipporegius (jetzt Bona) und der Küste entlang bis an den Atlantischen Ocean. Das Streben nach Seeherrschaft und auswärtigen Besitzungen war durch den regen Handelsgeist, der die Karthager früh über die westl. Hälfte des Mittelmeers und an deren Küste führte, geboten. Im 6. Jahrh. schon waren sie Herren in Sardinien und begannen daselbst ebenso wie in Sicilien und Afrika Niederlassungen anzulegen. Jenseit der gaditanischen Meerenge gründete Hanno (s. d.) an Afrikas Westküste Colonien, und Himilkon befuhr die Küsten Hispaniens und Galliens. Die Phokäer wurden, obwol sie in einer Schlacht über die vereinte Flotte der Karthager und Etrusker 537 siegten, doch von ihnen genöthigt, ihre Ansiedelung auf Corsica aufzugeben; mit Rom wurde 509 der erste, nachher mehrmals erneuerte Handelsvertrag, den Polybius aufbewahrt hat, geschlossen, wenn derselbe nicht vielmehr dem J. 349 v. Chr. angehört.

Eine zusammenhängendere Geschichte K.s beginnt erst mit dem 5. Jahrh. v. Chr., wo die Karthager oder Punier (Poeni nennen sie die Römer wegen ihrer Abstammung von den Phöniziern) mit den Griechen in Sicilien feindlich zusammenstießen. Dies geschah zuerst, als Terillos, der vertriebene Tyrann von Himera, im Verein mit seinem Schwiegersohne Anaxilas von Rhegium sie zu Hülfe gerufen hatte. Das große Heer aber, das sie hierauf unter Hamilkar, dem Sohne des Magon, sendeten, wurde um 480 durch Gelon und Theron bei Himera vernichtet. Erst 409 begannen sie, durch die Egestäer gegen die Selinuntier angerufen, unter Führung des Hannibal, Hamilkar's Enkel, den Krieg wieder mit der Zerstörung von Selinus und Himera, eroberten unter Himilkon Agrigent und Gela und schlossen 405 mit Dionysios, dem Tyrannen von Syrakus, einen Frieden, der ihnen den Besitz der eroberten Städte gewährte. Nachdem Dionys 397 den Krieg erklärt und Motye erobert hatte, erschien Himilkon wieder an der Spitze einer gewaltigen Flotte und Landmacht und belagerte Syrakus selbst, bis er, durch eine verheerende Pest aufs äußerste geschwächt, von Dionys zum Abzuge genöthigt wurde (395). In demselben Jahre empörten sich die unterworfenen Libyer gegen ihre Herren, zwangen diese durch einen Sieg, sich in die Mauern ihrer Stadt zurückzuziehen, liefen aber bald infolge von Uneinigkeit und Mangel in ihrem Lager auseinander. Zwei fernere Kriege zwischen K. und Syrakus wurden in den J. 383 und 368 mit wechselndem Erfolge geführt, bis der Tod des Dionys die Karthager von ihrem gefährlichsten Feinde befreite (367). Während der unsichern Herrschaft des jüngern Dionysius breiteten sie ihre Herrschaft aus; aber der Sieg Timoleon's am Flusse Krimissos um 340 befreite die unterworfenen griech. Städte wieder und setzte den Fluß Halykos als Grenze. Agathokles, der 311 von Hamilkar beim Flusse Himera geschlagen worden war, brachte durch eine kühne Expedition nach Afrika selbst (310—307) K. in die äußerste Bedrängniß, aber sein Sohn Archagathos verlor die errungenen Vortheile wieder, und Agathokles mußte zuletzt mit einem Frieden sehr zufrieden sein, durch welchen der Besitzstand beider Theile vor dem Kriege hergestellt und eine bedeutende Kriegsentschädigung an K. bezahlt wurde. Nach dem Tode des Agathokles (289), der in großen Rüstungen gegen die Karthager begriffen war, waren dieselben wieder mächtig in Sicilien, bis Pyrrhus, der König von Epirus, sie 277 auf Lilybäum beschränkte, jedoch ohne dauernden Erfolg, da er schon gegen Ende des J. 276 Sicilien wieder verließ. Die Unterwerfung des südl. Italien durch die Römer brachte diese, die noch 279 ihre frühern Handelsverträge mit K. erneuert hatten, in feindliche Berührung mit den Karthagern. Der Krieg, der erste der sog. Punischen Kriege (s. d.), brach aus, als die Römer den Mauertinern in Messana Hülfe gegen die Karthager, deren Bundesgenosse der syrakusische König Hiero II. für kurze Zeit war, leisteten (264); er endete, nachdem Hanno bei den Aegatischen Inseln von Lutatius Catulus 241 zur See

Digitized by Google

geschlagen worden war, wodurch Hamilkar Barkas, der auf dem Eryx sich lange gehalten, genöthigt wurde, Frieden zu schließen. Die Karthager mußten Sicilien aufgeben und 3200 Talente binnen 10 Jahren an Rom zahlen. Gleich darauf brachte eine Empörung der Miethstruppen, an welcher die Libyer theilnahmen, K. dem Untergange nahe; aber Hamilkar beendete den blutigen Krieg, nachdem er über drei Jahre gedauert hatte, durch fast gänzliche Vernichtung der Aufständischen und führte dann sein Heer nach Hispanien, um seinem Vaterlande, dem indeß durch die Römer im Frieden auch Sardinien und Corsica entrissen worden waren, neue Quellen des Reichthums und der Macht zu eröffnen. Er und nach seinem Tode (229) sein Eidam Hasdrubal, der Neukarthago, das heutige Cartagena (s. d.), gründete, unterwarfen einen großen Theil des Landes. Nach Hasdrubal's Tode (221) trat sein Schwager Hannibal (s. d.) an die Spitze des karthagischen Heers. Dieser, begierig seine Vaterstadt an Rom zu rächen, entzündete durch den Angriff auf das mit Rom verbündete Sagunt 219 den zweiten Punischen (oder Hannibalischen) Krieg, der nach 18jähriger Dauer mit dem Verluste Spaniens und mit einem Frieden endigte, der den Karthagern das afrik. Landgebiet ließ, aber sie zur Auslieferung ihrer Kriegsschiffe bis auf zehn, ihrer Kriegselefanten, zur Zahlung von je 200 Talenten in den nächsten 50 Jahren (im ganzen also etwa von 50 Mill. Mark) sowie zur Entschädigung des numidischen Königs Masinissa (s. d.) nöthigte und ihnen verbot, einen Krieg wider den Willen Roms zu führen. Massinissa wußte die innern Streitigkeiten, die in K. zwischen der aristokratischen und der Volkspartei geführt wurden, sowie das Mistrauen, das Rom auch noch gegen seine gedemüthigte Nebenbuhlerin empfand, in jeder Weise zu seinem Vortheil auszubeuten. Im röm. Senat schürte besonders der ältere Cato (s. d.) seit 157 den Haß gegen K., und Rom benutzte den Widerstand, welchen die Karthager 151 dem Massinissa entgegensetzten, als er seine aus der Stadt getriebenen Anhänger mit Gewalt zurückführen wollte, als einen willkommenen Anlaß zur Kriegserklärung. Der dritte Punische Krieg (149—146) endete nach dem hartnäckigsten Widerstande von seiten der zur Verzweiflung getriebenen Karthager mit der Eroberung und gänzlichen Zerstörung der Stadt. Der kleine ihnen damals noch gebliebene Rest ihres Gebietes ward zur röm. Provinz Afrika gemacht. Der Platz der Stadt war von Scipio mit einem Fluche belegt worden. Der auf Antrag von Cajus Gracchus 122 v. Chr. gefaßte Beschluß, eine röm. Colonie unter dem Namen Junonia daselbst anzulegen, ward das Jahr darauf wieder aufgehoben; aber Cäsar gründete im J. 44 eine Colonie, welche Augustus im J. 29 n. Chr. vergrößerte, und bald erhob sich K. (abgesehen von Aegypten) aufs neue zur ersten Stadt Afrikas. Im J. 439 n. Chr. ward es vom Vandalenkönige Geiserich genommen, 533 von Belisar, der dem Vandalenreiche ein Ende machte. Endlich wurde dieses neue K. 697 durch die Araber zerstört. Beträchtliche Trümmer der röm. Stadt sowie von den Befestigungen des alten K. sind noch jetzt bei dem Dorfe Sidi-Bu-Said vorhanden.

Ueber den innern Zustand des karthagischen Staats sind nur ungenügende Nachrichten erhalten. Sicher ist, daß die Verfassung vorwiegend aristokratisch, das Hauptgewicht in den Händen einiger durch Reichthum und Abkunft hervorragenden Familien war. Die Leitung der Geschäfte hatte der Rath der Alten. Dieser bestellte wenigstens thatsächlich die Heerführer, während seine Mitglieder nebst den beiden an der Spitze der Executivgewalt stehenden Suffeten wol jährlich vom Volke gewählt wurden. Außerdem ward vielleicht um die Zeit der röm. Decemvirn das Richtercollegium der Hundertvier-, kürzer Hundertmänner eingesetzt, durch welches die Verfassung immer mehr den Charakter einer Oligarchie annahm. Die Einnahmen des Staats flossen aus den Tributen der unterworfenen Völker, aus den Zöllen und besonders in der spätern Zeit aus den span. Bergwerken. Die Hauptstärke K.s lag in der Seemacht; die Landmacht bestand aus Miethstruppen, namentlich Spaniern und Galliern, sowie aus libyschen Unterthanen; karthagische Bürger bildeten nur eine kleine Schar. K. war der bedeutendste Handelsstaat des Alterthums; alle seine Unternehmungen bezweckten wesentlich Ausbreitung und Förderung seines Handels. Aber im Unterschiede von der gewöhnlichen Weise der Phönizier gründete K. nicht blos zerstreute Handelsfactoreien, sondern erbaute feste Städte und eroberte das anliegende Land, und indem es zugleich die ganze Macht der Phönizier im westl. Meere unter einer Leitung concentrirte, trat es zur Behauptung seines Handelsgebietes im westl. Mittelmeere zuerst den Griechen und hernach den Römern als große Militärmacht entgegen. Außer dem großartigen Seehandel, welcher die Karthager auch über die Straße von Gibraltar hinaus an die afrik. und europ. Küsten des Atlantischen Oceans führte, trieben sie ohne Zweifel auch durch Karavanen starken Landhandel. Die karthagische Religion scheint von der der Phönizier (s. d.) sich nicht wesentlich unterschieden zu haben. Vgl. Falbe, «Recherches

Digitized by Google

sur l'emplacement de Carthage» (Par. 1835); Dureau de la Malle, «Recherches sur la topographie de Carthage» (Par. 1835); Böttticher, «Geschichte der Karthager» (Berl. 1827); Münter, «Religion der Karthager» (2. Aufl., Kopenh. 1821); Movers, «Die Phönizier» (Bd. 2, Thl. 2, Berl. 1850); Davis, «K. und seine Ueberreste» (aus dem Englischen, Lpz. 1863); Beulé, «Nachgrabungen in K.» (aus dem Französischen, Lpz. 1863).

Karthaune (von quartana, quart de canon, Viertelsbüchse) war seit Anfang des 16. Jahrh. die Bezeichnung für ein Geschütz mit langem Rohr, welches 25 Pfd. Eisen schoß. Die K. hatten ein Viertel des Geschoßgewichts der schwersten Stücke dieser Art, der scharfen Metzen, welche 100 Pfd. Eisen schleuderten. Späterhin entstanden halbe und Viertel-K., welche die Hälfte, beziehungsweise ein Viertel des Geschoßgewichts der ganzen K. hatten. Mit Ende des 17. Jahrh. verschwindet der Name K. und wird durch «Kanonen» ersetzt, denen man dann die genauere Bezeichnung ihres Geschoßgewichts beifügte.

Kartoffel (Solanum tuberosum L.), auch Erdbirne, Grundbirne, Grübling, Erdtoffel oder Erdapfel genannt, eine Knollenpflanze aus der Familie der Solanaceen, ist eine der wichtigsten Culturpflanzen gemäßigter Himmelsstriche und wird in diesen allenthalben in großer Ausdehnung angebaut. Sie stammt aus den gemäßigten Gegenden des westl. Südamerika, hauptsächlich aus Chile und Peru, und wurde daselbst seit ältester Zeit von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet. Die in Südamerika noch jetzt an steilen, felsigen, meist in der Nähe der Seeküste gelegenen Hängen wildwachsende Kartoffelpflanze bringt nur kleine, unschmackhafte, wässerige Knollen hervor und hat immer weiße und zwar wohlriechende Blumen. Noch Clusius rühmt in seiner Beschreibung der ersten in Belgien angebauten Kartoffelpflanzen vom J. 1601 den Wohlgeruch der Blumen, während die jetzt angebaute Pflanze bekanntlich geruchlose Blumen besitzt. Nach Europa gelangte sie zuerst nach der Eroberung Perus durch die Spanier und ward von diesen schon in der Mitte des 16. Jahrh. in den Niederlanden, Burgund und Italien verbreitet. Im J. 1565 führte sie der Sklavenhändler John Hawkins in Irland ein. In Deutschland taucht sie zum ersten male als Seltenheit schon unter der Regierung Karl's V. auf. Als Walter Raleigh sie 1623 aus Virginien zum dritten male mit größerm Erfolge als seine Vorgänger nach England brachte, waren die K. schon in Italien und Spanien wohlbekannt und wurden daselbst Tartufoli oder Erdtrüffeln genannt. Nach A. von Humboldt wird die K. im großen angebaut seit 1684 in Lancashire, seit 1717 in Sachsen, seit 1728 in Schottland, seit 1738 in Preußen, seit 1783, hauptsächlich durch Parmentier's Bemühungen, in Frankreich. In Deutschland kam die K. erst seit den letzten 100 Jahren zu allgemeinen Ehren, und es ist bekannt, daß die Regierungen ihren Anbau theilweise sogar durch Zwangsmaßregeln einzuführen suchten. Die K. ist sowol direct als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere wie als technische Pflanze hochwichtig. Das Mehl ihrer Knollen wird häufig mit Getreidemehl vermischt zu Brot benutzt; ihr Stärkemehl ist fast ebenso gut wie dasjenige der Getreidearten; sie wird in Dextrin, in Syrup, Zucker und Spiritus verwandelt; hauptsächlich aber ist sie das verbreitetste Nahrungsmittel, in vielen Ländern sogar das einzige der Bevölkerung. Endlich wird sie entweder roh oder gekocht zur Fütterung und Mästung des Viehs verwendet. Die Einführung des Kartoffelbaues in den Landwirthschaftsbetrieb ist daher eins der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Volkswirthschaft gewesen.

Die K. erweist sich nicht so nahrhaft als das Getreide, weil ihr Stärkemehl mit einer nur geringen Menge Protein verbunden ist. Daher kann auch die K. allein keineswegs zur Ernährung hinreichen; mindestens muß ihr Genuß mit demjenigen stickstoffhaltiger Nahrungsmittel verbunden sein. Das Verhältniß der Trockensubstanz der K. zu ihrem Wassergehalt beträgt zwischen 20 und 28 Proc. Die feste Substanz besteht aus 11—24 Proc. Stärkemehl (im Mittel 15—17 Proc.), aus 5—7 Proc. zum Theil stärkemehlhaltiger Holzfaser, aus 1,5 bis 4 Proc. Proteinstoffen, endlich aus 1—3 Proc. Gummi und Salzen. Von keiner Nutzpflanze existiren so viele Abarten wie von der K.; bei der internationalen Kartoffelausstellung zu Sachsen-Altenburg 1875 waren deren 2640 vertreten. Sie lassen sich in folgende drei Klassen stellen: 1) runde oder Lerchenkartoffeln; 2) spitze oder Hornkartoffeln; 3) lange oder Nierenkartoffeln. Außerdem unterscheidet man nach der Farbe der Schale weiße, gelbe, rothe und blaue; nach der Reife frühe und späte K. Die K. wird von mancherlei Krankheiten befallen: dem Kräuseln, dem Schorf, der Trockenfäule und der nassen Fäule oder der eigentlichen Kartoffelkrankheit. Letztere ist erst seit 1845 allgemein aufgetreten und gibt sich durch Schwarzwerden des Krautes und ansteckende nasse Fäulniß der Knollen zu erkennen. Durch die Untersuchungen und comparative Versuche gewissenhafter Naturforscher (namentlich durch Speerschneider, Jul. Kühn,

Digitized by Google

de Bary, Hoffmann) wurde unwiderleglich bewiesen, daß die Kartoffelkrankheit lediglich durch einen Schimmelpilz, die schon 1845 entdeckte Peronospora infestans Casp., verursacht wird, dessen Keimfäden in die Blätter und auch in die Knollen gewaltsam eindringen und ein Mycelium (s. Pilze) im Innern der Pflanze bilden, welches rasch fortwuchernd Blätter, Stengel und Knollen zerstört. Daß dabei Witterungs- und Bodenzustände von großem Einflusse sind, insofern z. B. Nässe die Entwickelung des Pilzes begünstigt, Trockenheit dagegen dieselbe beeinträchtigt, wol gar unmöglich macht, leidet keinen Zweifel. Das einzige Mittel gegen die Kartoffelkrankheit besteht in der thunlichsten Hintanhaltung der Verbreitung der Pilzsporen durch Verbrennung des inficirten Laubes, Abwaschen und Abwelkenlassen der Saatknollen, Vermeidung frischen Düngers u. s. w. Von thierischen Feinden schaden der K. am meisten: Engerlinge, Drahtwürmer, Nonne, Saateule, Todtenkopf, Tausendfüße u. s. w. Neuerdings droht ihr eine ernste Gefahr durch den amerik. Coloradokäfer (s. d.). Angebaut wird die K. als Hackfrucht, meistens in Reihen. Sie wird in Knollen oder deren Stücken mit dem Spaten, der Hacke oder hinter dem Pfluge gelegt (es gibt auch Kartoffellegemaschinen, so von Graf Münster, Garrett u. a.). Während der Vegetation wird sie ein- bis zweimal behackt und dann mit dem Doppelstreichbretpfluge angehäufelt. Die Haupternte erfolgt im September und October, die frühesten Sorten (Jakobskartoffeln) werden schon Mitte Juli reif. Das Ausnehmen geschieht mit Hacke und Forke, oder mit dem Pfluge. Auch besondere Kartoffelausnehmepflüge und Maschinen sind mehrfach construirt worden. Die Aufbewahrung der Knollen geschieht in Erdgruben, Mieten und Kellern. Unter der zahlreichen Literatur ist hervorzuheben: Gülich, «Der Kartoffelbau» (3. Aufl., Altona 1869); Busch, «Der Kartoffelbau» (Danzig 1874); Werner, «Der Kartoffelbau nach seinem jetzigen rationellen Standpunkte» (Berl. 1876); «Die K. und ihre Cultur. Amtlicher Bericht über die Kartoffelausstellung zu Altenburg 1875» (Berl. 1876).

Kartoffelkäfer, s. Coloradokäfer.

Kartoffelzucker (Stärkezucker, Traubenzucker, Dextrose, Glycose), durch längere Zeit fortgesetztes Kochen von Kartoffelstärke mit verdünnter Schwefelsäure, Abstumpfen der Säure mit Kalk oder Kreide und Eindampfen der so erhaltenen Lösung bis zur Trockne erhalten, kommt im Handel vor in Gestalt weißer oder gelbbrauner Massen, die oft nur 65 Proc. Zucker und bis zu 35 Proc. fremde Substanzen, wie Dextrin, Wasser, Gips u. s. w., enthalten. Der K. findet als Ersatzmittel des Zuckers der Trauben und des in dem Malze durch die Einwirkung der Diastase erzeugten Zuckers Anwendung, und zwar zur Bereitung von Wein (nach dem Verfahren von Gall und von Petiot) und auch von Bier; 1 Ctr. K. soll 3 Ctr. Braumalz zu ersetzen im Stande sein. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwieweit ein Ersatz des Malzes durch K. zulässig ist, ohne die Qualität des Biers zu beeinträchtigen; dagegen ist es als eine eigenthümliche Manipulation zu bezeichnen, wenn Kartoffelzuckerfabriken ihr Fabrikat in solche Länder einführen, in welchen, wie in Baiern, der Malzaufschlag die alleinige Art der Besteuerung des Biers ist. Dem Staate entgehen durch solche Substitutionen namhafte Summen. Ueber lang oder kurz wird der K. einer entsprechenden Steuer unterworfen werden, da derselbe gegenwärtig in erstaunlicher Menge anstatt des gewöhnlichen (und besteuerten) Rohrzuckers in der Zuckerbäckerei und Lebkuchenbäckerei verwendet wird. Die Production an K. im deutschen Zollgebiete ist eine ansehnliche. Im J. 1876 wurden in 39 Fabriken gewonnen: Stärkezucker in fester Form 116,109 Ctr., Stärkezuckersyrup 220,452 Ctr., sog. Zuckercouleur 21,017 Ctr.

Karve (gemeiner Kümmel, Carum Carvi), s. Kümmel.

Karyatiden nennt man nach dem Vorgange des Vitruvius (s. d.) langbekleidete Frauen- oder Mädchengestalten in ganz ruhiger Stellung, welche in der antiken Architektur bisweilen anstatt der Säulen oder Pfeiler zum Tragen des Gebälks verwendet werden. Der Name stammt ohne Zweifel von der Stadt Karyä im nördl. Lakonien; allein die von Vitruv zur Erklärung desselben gegebene Erzählung von einer Eroberung dieser Stadt durch die vereinigten Griechen nach der Beendigung der Perserkriege, wobei die in ihrem vollen Putz in die Gefangenschaft abgeführten Frauen den Architekten das Motiv zu dieser Darstellungsweise gegeben hätten, ist entschieden unrichtig. Eher kann man die Bezeichnung mit den von lakedämonischen Jungfrauen zu Ehren der Artemis in Karyä gefeierten festlichen Aufzügen und Tänzen in Verbindung bringen. (Vgl. Preller, «Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft», herausg. von Köhler, Berl. 1864). Das schönste Beispiel von K. bietet die sog. Korenhalle an der Südseite des Erechtheion (auf der atheniischen Akropolis) dar, deren Gebälk von sechs lebensgroßen Statuen langbekleideter atheniischer Jungfrauen mit Körben auf dem Haupte (als

Digitized by Google

Kanephoren, wie sie im Festzuge an den Panathenäen einhergingen) getragen wird. Auch nackte Männergestalten, Atlanten oder Telamone genannt (s. Atlas), sind von den alten Architekten in ähnlicher Weise als Träger des Gebälks verwandt worden.

Kasaken, s. Kosaken.

Kasán, d. h. tatarisch Kessel, hieß ursprünglich das Land der finn. Bulgaren, welches etwa die heutigen fünf russ. Gouvernements K., Wjätka südl. Antheils, Ufa, Simbirsk und Pensa umfaßte. Das gegenwärtige Gouvernement K. zählt (1871) auf 63,715 QKilom. 1,739,909 E., darunter 370,000 Tataren, 360,000 Tschuwaschen, 85,000 Tscheremissen, 18,000 Mordwinen, 7000 Wotjäken u. s. w. Das Land ist von der Wolga, der untern Kama, der Kasanka und andern Flüssen durchströmt, rechts an der Wolga 15—30 Mt. hoch, links von unabsehbaren Wiesengründen und Morästen erfüllt, steigt aber nahe der Hauptstadt K. zu einem wechselvollen Hügellande, der Kasanschen Schweiz, auf, dessen Höhen 200 Mt. erreichen. Die etwa vier Elftel des Areals umfassende Culturstrecke gehört meist der schwarzen Erde an, und die ungefähr die Hälfte einnehmenden Waldungen bestehen aus Nadelholz, stark mit Laubholz untermischt. Trotz des strengen Klimas (+ 2,2° R. mittlere Jahrestemperatur) ist der Acker- und Gartenbau in den Thaleinschnitten blühend und ergiebig. Das Gouvernement zerfällt in elf Kreise. — Die Hauptstadt K., 847 Kilom. östlich von Moskau, 1565 Kilom. im Ostsüdosten von Petersburg, 5 Kilom. vom linken Ufer der Wolga entfernt und von deren Nebenfluß Kasanka durchschnitten, liegt theils niedrig und den Frühjahrsüberschwemmungen ausgesetzt, größtentheils aber auf Hügeln und nimmt ein bedeutendes Areal ein. Den höchsten Theil, an der Nordseite, bildet der Kreml oder die Festung, der auch mehrere Kirchen, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä mit zahlreichen Thürmen und Kuppeln und dem wunderthätigen Bilde der Muttergottes von K., ein prächtiges Kloster, den 80 Mt. hohen Thurm Sumbeki und ein Waisenhaus für Töchter der Popen umschließt. Um die Festung legt sich die von den Russen bewohnte Stadt mit 41 Kirchen, 5 Klöstern und einer evang. Kirche. Diese umgeben wieder die von den Tataren (ein Viertel der Bevölkerung) bewohnten Vorstädte oder Sloboden mit 12 Moscheen. K. zählt (1871) 86,262 E. und ist der Hauptort des neunten Militärbezirks, Sitz eines Civilgouverneurs, des Erzbischofs von K. und Swijaschsk und der höchsten mohammed. Würdenträger. Die von Kaiser Alexander I. 1804 gegründete und 1814 eröffnete Universität hat einen botan. Garten, eine Sternwarte (55° 47′ 23″ nördl. Br. und 49° 7′ 12″ östl. L. von Greenwich), eine große Bibliothek mit werthvollen mongol. und tatar. Handschriften und reiche Sammlungen von Kunstgegenständen u. s. w. Auch befindet sich hier eine der vier geistlichen Akademien, ein geistliches Seminar, zwei Gymnasien, zwei Mädchengymnasien, eine Militärschule, zwei Kreis- und vier Pfarrschulen, sechs Buchdruckereien, mehrere tatar. Schulen, eine Gesellschaft der Freunde vaterländischer Literatur, eine freie ökonomische Gesellschaft, ein Waisenhaus, eine Irrenanstalt, ein Militär- und mehrere andere Hospitäler, ein Theater u. s. w. K. ist infolge seiner Lage in der Nähe der Wolga ein Hauptstapelplatz zwischen dem europ. und asiat. Rußland und war als Handelsstadt zu allen Zeiten in Flor. Der Handel befindet sich zum Theil in den Händen der Tataren. Auch ist K. der Mittelpunkt einer bedeutenden Industrie in Juften und Seife, in Tuch, Kattun, Schnüren, Ankern und andern Eisen- und Stahlwaaren, in Segeltuch, Seiler- und Holzwaaren. In der Nähe befinden sich Werfte und eine große kaiserl. Pulverfabrik. K. wird zuerst unter den 1236 von den Mongolen eroberten Städten der Bulgaren oder Bolgaren genannt, lag aber damals weiter oberhalb an der Kasanka, 52 Kilom. von deren Mündung und hatte durch die Einfälle der Russen viel zu leiden, die es 1399 unter dem Großfürsten Wasilij II. von Moskau eroberten und gänzlich verheerten. Der Ruhm K.s begann erst mit dem 15. Jahrh., seit dem Verfalle der Stadt Bolgar (s. Bolgary), als der von den Kiptschak verjagte Khan Ulu Mohammed hier Zuflucht suchte, der den Ort, als Haupt- und Residenzstadt seines neugegründeten Khanats, nun näher der Wolga erbaute (1437). Bald erhob sich dieselbe über Sarai, die an der untern Wolga gelegene Hauptstadt des Kiptschaks, und blühte durch Handel auf. Die Mongolen vermischten sich mit den Bolgaren und bildeten ein Volk, die jetzigen Kasanischen Tataren. Bereits 1469 wurde aber K. nach drei Feldzügen den Russen zinsbar, und nach wiederholten Kämpfen erstürmte 1552 Zar Iwan IV. Wasiljewitsch die Stadt und verleibte damit das ganze Khanat der Krone Rußland ein. Die Stadt wurde 1771 von Pugatschew eingeäschert, von Katharina II. aber schöner wieder aufgebaut.

Kasanlik, auch Kesanlik, Stadt im türk. Tuna-Vilajet, unmittelbar am Südfuße der Kette des Kodscha-Balkan und an der Fahrstraße gelegen, welche, von Tirnowa und Gabrowa

Digitized by Google

aus auf das Hochgebirge führend, dieses mittels des 1318 Mt. hohen Schipkapasses übersteigt, zählt 9000 meistens christl. E. und ist der Hauptort der durch den obersten Quellauf der Tundscha und ihre Nebenquellbäche bewässerten, 7—8 Kilom. breiten, sehr fruchtbaren Ebene Tulwesko Polje. Die Einwohner treiben Handel mit Obst und Rosenöl.

Kasbek, einer der höchsten Gipfel des Kaukasus (s. d.).

Käsch (engl. Cash) ist der besonders von den Engländern und Nordamerikanern gebrauchte Name einer chines., korean. und japan. Scheidemünze aus einer messingähnlichen Metallegirung. Die Benennung stammt von den Klings her, d. h. den Kulis, welche aus Vorderindien nach Singapore und dem Hinterindischen Archipel wandern und eine Münze überhaupt «Kaschi» nennen. Die chines. Bezeichnung dafür ist Li oder Tong-Tsién, die japanische Sen; die Niederländer nennen die betreffende Münze Pitje, während man sie in Macao Sapeke (Sapeca) nennt. Die Legirung ist verschiedenartig; in Japan stellte man ehemals die Sen gewöhnlich aus Kupfer her, später fast nur aus Eisen, gegenwärtig aus Bronze. Die K. haben in der Mitte eine quadratische Oeffnung, indem man sie zu 100 und zu 1000 Stück auf Schnüre reiht. In China, wo diese Geldart die einzige Landesmünze bildet, hat man auch Stücke zu 5, 10, 50 und 100 Li geprägt. In Japan prägt man jetzt Stücke zu 2, 1, $^1/_5$ und $^1/_{10}$ Sen. In diesem letztern Lande ist das Sen = $^1/_{100}$ der seit Ende 1871 gesetzlichen Münzeinheit Yen, und als Hundertel des goldenen Yen wäre es an Werth = 4,185 deutsche Pfennige. In China ist das Li in keiner festen Geltung; ursprünglich sollte es = $^1/_{1000}$ Liang oder Tehl (Silberunze Geld) sein, seit langer Zeit ist aber sein Preis ein sehr veränderlicher, von der wechselnden Stärke des Umlaufs abhängiger, doch rechnet man jetzt zwischen 1300 und 1400 Li oder K. = 1 Liang, welches letztere (nicht ausgeprägt) = 6 deutsche Mark zu rechnen ist. Unter den chinesischen K. gibt es viele falsche, leichte Stücke. Im Geldhandel der chines. Häfen kauft man (gegen mexic. Piaster u. s. w.) die K. sehr gewöhnlich gewichtsweise.

Kaschau, Hauptstadt Oberungarns und des Comitats Abaujvar, am rechten Ufer des Hernad und am Knotenpunkt der Kaschau-Oderberger, der Ungarischen Nordost- und der Theißbahn, in einem schönen, fast rundum von Weinbergen eingeschlossenen Thale gelegen, ist Sitz der Comitatsbehörden, eines Bisthums, einer Oberstudiendirection und zählt (1869) 21,742 E. Die innere, früher starkbefestigte Stadt zeichnet sich durch regelmäßige, reinliche Straßen und viele ansehnliche Gebäude aus. Die von der innern Stadt durch breite Glacis getrennten drei Vorstädte sind ziemlich ausgedehnt. K.s Hauptzierde bildet der am Hauptplatz stehende große, aus Quadern im goth. Stil erbaute Dom der heil. Elisabeth, der reich an alten Bildern ist und zu den ältesten und schönsten Kirchen Ungarns gehört. Von höhern Unterrichtsanstalten finden sich zu K. eine königl. Rechtsakademie, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein bischöfl. Seminar, ein k. k. Obererziehungshaus. Die Bewohner der Stadt sind sehr gewerbfleißig. Außer Pulver- und Papiermühlen und mehrern Oelraffinerien bestehen Fabriken für Taback, Leder, Zucker, Essig, Tuch, Nägel, Rollgerste, Stärke, Preßhefe. Infolge seiner Lage vermittelt K. den Handelsverkehr zwischen Galizien und Ungarn. K. ist einer der ältesten Orte des Landes und wurde schon von König Bela IV. 1241 zur Stadt erhoben. Bei K. schlug 4. Jan. 1849 der österr. General Schlick den ungar. Kriegsminister Mészáros. Vgl. Krones, «Zur Geschichte der Freistadt K.» (Wien 1864).

Kaschelot, Cachalot oder gemeiner Potfisch oder Potwal (Physeter macrocephalus) ist der Name eines walfischartigen Säugethiers von 17—20 Mt. Länge, welches sich durch den ungeheuern Kopf auszeichnet, der etwa ein Drittel des ganzen Körpers ausmacht, und das sich durch 18—23 Zähne im Unterkiefer und den Mangel der Barten von dem Walfische unterscheidet. Der K. ist oben schwarz, unten weißlich und über alle Meere verbreitet. Er nährt sich hauptsächlich von Tintenfischen (Cephalopoden). Die beiden Spritzlöcher befinden sich bei ihm am vordern Rande des Kopfs, und es wird durch dieselben das im Rachen sich ansammelnde Wasser in Säulen hervorgetrieben, welche man auf offener See ziemlich eine geogr. Meile weit sehen kann. Engländer und Amerikaner machen auf den K. wegen des in seinem Kopfe befindlichen Walraths (s. d.) und auch wegen seines Thrans häufig Jagd. Dieselbe gleicht der Walfischjagd, ist aber gefährlicher. Das Walrath, Spermaceti oder Cetine, von dem die Thiere auch Spermfische genannt werden, befindet sich in dem fast viereckigen Vordertheile des Körpers zwischen Spritzloch, Oberkiefer und Augen in einer großen, muldenförmigen, gleichsam vielkammerigen Vertiefung des Schädels, die von einer theilweise knorpeligen, harten Ausbreitung bedeckt ist. Das frisch halbflüssige, einer dünnen Salbe ähnliche und gelbliche Spermaceti wird erst in Europa durch mehrmalige Reinigung und Entfernung des

Digitized by Google

beigemiſchten Oels zu der harten, glänzenden, weißen Maſſe gemacht, welche das Walrath des Handels bildet. Ein gewöhnlicher K. liefert zwölf große Fäſſer rohes Walrath, und außerdem gibt der ſeinen Körper umhüllende Speck noch Thran. Endlich ſtammt von dem K. auch noch die Ambra (ſ. d.) ab, welche an allen Küſten des Großen Oceans vom Meere ausgeſpült angetroffen wird. Dieſe Ambraſtücke ſind nichts anderes als Nieren- und Blaſenſteine des Thiers. Die dicken, kegelförmigen Zähne werden als Elfenbein verarbeitet.

Kaſchgar, Hauptſtadt des 1865 von dem khokandiſchen Usbeken Mohammed Jakub (ſ. d.) in Oſtturkeſtan durch Eroberung gegründeten mohammed. gleichnamigen Khanats (auch Kaſchgarien oder Dſhi-ti-ſchar genannt). Das auf dieſe Weiſe den Chineſen entriſſene, das jetzige Khanat K. bildende Gebiet reicht bei einer Längenausdehnung von etwa 750 Kilom. und einer Breite von etwa 550 Kilom. im S. bis an das Kuenlün-, im N. bis an das Tjan-ſchan-Gebirge, im W. bis zum Hochlande Pamir und dem Bolor-Dag, nach O. in die Wüſte Gobi hinein, bis faſt an den Lob-Nor, in den ſich der Hauptſtrom des Landes, der Tarim, ergießt. Bei dieſer weiten Ausdehnung iſt die auf 600,000 geſchätzte Einwohnerzahl eine ſehr geringe. Die Stadt K., eine der größten von Oſtturkeſtan oder Turfan, bis 1865 die weſtlichſte Stadt des Chineſiſchen Reichs, 270 Kilom. im Nordweſten von Jarkend (ſ. d.), der zweitgrößten Stadt des Khanats, liegt in einer korn- und fruchtreichen Gegend an dem Tarimquellfluß Kyſyl-Sſu, oberhalb der Einmündung des Tojun, iſt von einer ſtarken Lehmmauer mit Thürmen umgeben und beſteht aus der auf hohem Flußufer gelegenen Altſtadt mit zwei Stadtvierteln und der erſt 1838 gegründeten, viel tiefer gelegenen Neuſtadt mit vier Stadtvierteln. Im ganzen zählt K. etwa 80,000 E. Die Häuſer ſind aus Lehm aufgebaut. Die Stadt hat zwei Teiche, einen Kanal, ein Gefängniß, 17 Medreſſen, 70 Schulen (Mekteb), acht Karavanſerais und zwei Marktplätze. Eine zum Bazar Tſchar-dſu führende Straße iſt mit einem Wetterdach verſehen und dient als Kaufhalle. Außerdem ſind zwei Bazars zum Verkauf von Baumwolle und zum Engroshandel mit Daba (chineſ. Zeug) vorhanden. K. iſt der Stapelort des Verkehrs mit Mittelaſien, und es wohnen hier Repräſentanten der Völker von ganz Vorder- und Mittelaſien. Die Manufacturen der Stadt ſind die bedeutendſten in ganz Oſtturkeſtan. Die Fabriken arbeiten beſonders in Gold- und Silberſtoffen, Gold- und Silberdraht, Leinen, Baumwolle, Teppichen und Seidenzeugen. Im Aug. 1857 ließ hier ein fanatiſcher Türkenhäuptling den Reiſenden Adolf von Schlagintweit (ſ. d.) enthaupten. In demſelben Jahre fand ein Aufſtand gegen die chineſ. Regierung ſtatt, der von den Türken aus Khokand unterſtützt wurde, aber keinen dauernden Erfolg hatte. Einen beſſern erzielte Mohammed Jakub Beg mit ſeinem directen Eroberungszuge, durch den er eine neue ſtaatliche Exiſtenz ſchuf, welche von Jahr zu Jahr mehr die Aufmerkſamkeit Europas auf ſich lenkte. Nachdem mit ruſſ. Hülfe die in den erſten Jahren der neuen Herrſchaft noch wiederholt auftretenden Aufſtände bewältigt waren, conſolidirte ſich das Khanat von K. bald unter der Hand des energiſchen Despoten. Einen großen Einfluß auf das Khanat erlangten die Ruſſen, als die Miſſion des Barons Kaulbars 1872 mit dem Abſchluß eines Handelsvertrags endete, welcher K. in eine Art Vaſallenverhältniß zu dem mächtigen Nachbarn brachte. Obgleich auch die Engländer 1873 mit K. einen Handelsvertrag abgeſchloſſen haben, ſcheint doch die Einverleibung des Khanats in das Ruſſiſche Reich, deſſen Grenzen im Weſten und Norden Dſhi-ti-ſchar umziehen, nur eine Frage der Zeit zu ſein.

Kaſchmir, ein unter der Oberherrlichkeit der Briten von dem Maharadſcha von K. regierter Staat Oſtindiens, welcher, den nordweſtlichſten Theil des Himalaja einnehmend, ſich zu beiden Seiten des obern Indus von 32¼ bis 36° nördl. Br., d. h. bis zu der Kette des Karakorum erſtreckt, durch letztere von Oſtturkeſtan getrennt iſt, im O. von Tibet, im S. von der brit.-ind. Provinz Pendſchab, im W. von letzterm und den Landſchaften Dardu und Lopſcha begrenzt wird und bei 570 Kilom. Länge und 450 Kilom. Breite ein Areal von 178,558 QKilom. mit 1,534,972 E. umfaßt. K. iſt aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, nämlich aus Dſchammu, dem ſüdlichſten, dem Stammlande der jetzigen Dynaſtie von K., mit der gleichnamigen Hauptſtadt, aus dem eigentlichen K., aus Ladak (ſ. d.), Baltiſtan (ſ. d.) und Gilgit im äußerſten Nordweſten. — Die Provinz K., 22,505 QKilom. mit 491,846 E., iſt eine der herrlichſten Alpenlandſchaften des Himalaja. Ihr centraler Hauptbeſtandtheil iſt das berühmte Kaſchmirthal, ein eirundes Längenthal von 150 Kilom. Länge und 15—60 Kilom. Breite, deſſen Boden eine mittlere Höhe von 1524 Mt. über dem Meeresſpiegel hat, und rings von mächtigen Gebirgsketten umgeben iſt, von denen die Pir-Pandſchal genannte, an der Grenze zwiſchen K. und dem Pendſchab, ſelbſt mit ihrer höchſten Spitze von 4439 Mt. noch nicht die Schneegrenze erreicht, während dagegen die ihr gegenüberliegende Kette eine Reihe mächtiger

Digitized by Google

Schneegipfel trägt. Der Induszufluß Dſchelam oder Behat, der Hydaspes (ſ. d.) der Alten, durchſtrömt, zahlreiche Seitenflüſſe aufnehmend, das Hochthal in nordweſtl. Richtung, bildet in 2465 Mt. Höhe den größten unter den ſchönen Seen des Landes, den 15 Kilom. langen und ebenſo breiten Walarſee (engl. Bullar) am Fuße des hohen Haramuk, wendet ſich dann gegen Weſten und tritt bei Mozaffarabad in 634 Mt. Höhe durch den Barramalla-Paß aus dem Thale heraus. Den Lauf des Stroms begleitet die einzige Straße nach K. Außerdem gibt es etwa ein Dutzend Alpenpäſſe, von denen der höchſte 3807, der im Sommer beſuchteſte über die Pir-Pandſchalkette 3259 Mt. hoch iſt. Das Keſſelthal von K. erinnert an einen ungeheuern Krater. Im J. 1828 fanden daſelbſt zwei Monate lang täglich Erdbeben ſtatt. Auch waren dieſelben in frühern Jahrhunderten häufig. Schwefelquellen ſind zahlreich. Nach den neuern geolog. Unterſuchungen war das Alpenthal urſprünglich ein Seebecken. Wegen ſeines milden Klimas, ſeiner üppigen Vegetation, ſeiner köſtlichen Früchte, ſeines fruchtbaren Bodens und guten Anbaues iſt K. jedenfalls einer der ſchönſten Erdſtriche, und nennen die Orientalen denſelben mit Recht das Paradies von Indien und den Garten des ewigen Frühlings. Früher wurde auch hin und wieder das Paradies der Bibel nach K. verſetzt. Die Bewohner von K. ſind die ſchönſten Hindu, ſcharfſinnig, heiter und witzig, aber auch voll Lug und Trug, ſelbſtſüchtig, ausſchweifend. Ihre Frauen werden für die Harems in Hindoſtan ſehr geſucht. Sie ſprechen einen ſtark mit Perſiſch untermiſchten Sanskrit-Dialekt, der mit den Devanagarizeichen geſchrieben wird. Man treibt Ackerbau, Schaf-, Ziegen- und Rinderzucht mit Alpenwirthſchaft auf den überaus fetten Weiden. Der Buttertertrag iſt ſo beträchtlich, daß große Mengen geſchmolzener Butter (Ghi) ausgeführt werden. Die Induſtrie K.s iſt vorzüglich berühmt durch die Verfertigung der vorzüglichen Kaſchmirſhawls (ſ. Shawl), theils aus den Haaren der feinhaarigen Kaſchmirziegen, theils aus dem Unterhaar der wilden Ziegen Tibets. Außerdem fertigt man ausgezeichnete Waffen, Leder zu Sattlerarbeiten, Papier und Roſenöl.

In älteſter Zeit wohnten hier die Kaſpirer, und das Land hieß indiſch Kaſjapapura (griech. Kaspápyros), oder (nach Burnouf) Kaſjapa-mira, d. h. See des Kaſpaja. Die Abgeſchloſſenheit des Hochthals K. begünſtigte ſeine polit. Selbſtſtändigkeit, die erſt 1341 verloren ging, als infolge innerer Unruhen, welche namentlich auch durch den ſeit 1315 von Schems-ed-din eingeführten Islam genährt wurden, die letzte eingeborene Herrſcherin ihr Königreich verlor und ſich ſelbſt den Tod gab. Ihr folgte eine Reihe mohammed. Hindufürſten, bis das Land 1586 durch den Großmogul Akbar dem Reiche von Delhi einverleibt wurde. Nach dem Verfall dieſes Reichs gerieth K. 1752 in die Hände der Afghanen. Dieſen wurde es 1819 von Randſchit-Singh, dem Maharadſcha von Lahore, entriſſen und mit dem Reiche der Sikhs vereinigt. Nach dem Tode Randſchit-Singh's (1839) ſtrebte K. beſtändig danach, ſich von Lahore loszureißen. Nachdem der Maharadſchah Dhalip-Singh von den Engländern beſiegt war, überließen dieſelben im Frieden zu Amritſar, 16. März 1846, dem zum Maharadſcha erhobenen Fürſten von Dſchamu, Gholab-Singh, alles zwiſchen dem Rawi und Indus gelegene Bergland mit Einſchluß von K. als erbliches, unabhängiges Beſitzthum, wofür er ſich zum Vaſallen der indobrit. Regierung erklärte. Nach der Einverleibung des Pendſchab in das Indobritiſche Reich (1849) blieb K. nebſt Dſchamu dem Gholab-Singh. Durch die Eroberungen, innern Umwälzungen, beſonders aber durch die barbariſche Herrſchaft der Afghanen iſt das einſt ſo blühende Land ſehr herabgekommen. Am meiſten hat die Shawlfabrikation gelitten. — Die Hauptſtadt K. oder Serinagur, auch Srinágar (Sonnenſtadt), iſt ſchlecht und eng aus Holzhäuſern am Dſchelam gebaut und hat außer dem ehemaligen Palaſte der Großmoguls kein merkwürdiges Gebäude. Sie zählt (1873) noch 132,681 E. In der Nähe iſt der prächtige Garten Schahlimar, ehemals der Sommeraufenthalt der Großmoguls. Vgl. Hügel, «K. und das Reich der Sikhs» (4 Bde., Stuttg. 1840—42).

Käſe heißt der mehr oder weniger veränderte feſte, proteïnhaltige Käſeſtoff (Caſein) der Milch, vermiſcht mit andern Beſtandtheilen der letztern und ihren Zerſetzungsproducten, welcher, geſalzt und entſprechend behandelt, ein wichtiges Nahrungsmittel und Handelsproduct abgibt. In vielen Gegenden bildet die Käſefabrikation den Kern des landwirthſchaftlichen Betriebes. Es wird dazu die Milch von Kühen, Schafen und Ziegen verwendet. Die Manipulation bei der Darſtellung beruht auf der Abſcheidung des ſog. Quarks von dem Waſſer der Milch, den Molken oder Schotten. Zu dieſem Zwecke wird die Milch entweder künſtlich durch Lab aus Kälbermagen, Eſſig, Salzſäure, oder durch längeres Stehenlaſſen zum Gerinnen gebracht. Erſteres Verfahren liefert die ſog. Süßmilchkäſe, letzteres die Sauermilchkäſe. Bei jenem bedarf es einer Erwärmung der Milch im Keſſel, bei dieſem nicht. Nach dem Gerinnen wird der

Digitized by Google

K. gepreßt und geformt. Die Unterſchiede der Käſeſorten ſind begründet durch die Bereitungsmethoden ſowie durch die Qualität der dazu verwendeten Milch. Man fertigt überfetten K., wenn der fetten Milch noch Rahm zugeſetzt wird, fetten, wozu gute, unabgerahmte Milch, halbfetten, wozu die Milch halb abgerahmt, und magern K., wozu ganz abgerahmte Milch genommen wird. Die meiſten Sauermilchkäſe ſind magere. Nach dem Ausſcheiden des Quarks bleibt in der Molke noch feinvertheilter Käſeſtoff zurück, welcher durch Säuren zum Gerinnen gebracht und unter dem Namen Zieger gleichfalls als K. verarbeitet wird. Der Rückſtand der Milchflüſſigkeit liefert entweder den Molkeneſſig oder durch Verdampfung den Milchzucker, beides ſtändige Nebenproducte der Käſefabrikation. Als Nahrungsmittel ſteht der K. hinſichtlich ſeiner beſondern Nahrhaftigkeit ſehr hoch. Die fetten K., welche faſt alles Caſein (ſ. d.) und Fett der Milch enthalten, repräſentiren gleichſam die Milch im feſten Zuſtande; nur der Zucker und einige Salze derſelben fehlen neben dem freien Waſſer im K. Dagegen iſt derſelbe weit ſtickſtoffreicher als die Milch ſelbſt. Der holländiſche K. beſitzt bei einem Waſſergehalte von 40—50 Proc. 20—30 Proc. Proteïnſtoffe. Deshalb wird auch der K. gewöhnlich mit ſtickſtoffarmen Nährmitteln (Brot, Butter, Wein, Bier) zuſammen verzehrt. Reifer K., bei welchem eine Zerſetzung begonnen, wirkt als Ferment auf den Mageninhalt, befördert alſo die Verdauungsthätigkeit; daher der Gebrauch des K. zum Schluſſe der Mahlzeit. Der Eintritt der Reife, welcher von der Temperatur und dem Grade der Preſſung abhängig iſt, kennzeichnet ſich durch die Umwandlung des weißen Quarks in eine gelbliche, durchſcheinende, feſte oder weiche, ſpeckige Maſſe. Durch die Zerſetzung der Fette darin werden Fettſäuren gebildet, welche das Aroma bedingen; diejenige der Milchſäure aus dem Milchzucker liefert Kohlenſäure, die in ſchwach geſalzenem K. Blaſen (Hohlräume) erzeugt, während größerer Salzzuſatz die Umwandlung des Milchzuckers verhindert. Oefters bildet ſich aber auch bei der Zerſetzung des Käſeſtoffs noch Fett, und zwar unter der Einwirkung von Schimmelpilzen. Der Süßmilchkäſe iſt reicher an Salzen, daher nahrhafter als der Sauermilchkäſe.

Die berühmteſten K. im Handel ſind: 1) In England: der Cheddar, der Cheſter, der Gloucеſter, der Stilton, der ſchott. Dunlop (Ayrſhire). 2) In Frankreich: der Brie, der Roquefort (aus oder mit Zuſatz von Schaf- und Ziegenmilch), der von Neuchâtel (in der Normandie), der Camembert, der Azis (ein Ziegerkäſe), der Cageron oder Pie (Sauermilch-Löffelkäſe), der Viri (pariſer Rahmkäſe), der Langres, der Livarot (im Calvados), der Fromage de la porte de Meaux, der Marolles (Nordfrankreich), der Mont-d'Or (ein ſehr geſuchter Ziegenkäſe). Auch gehört hierher die Jonchée, ein conſiſtenter Käſebrei aus Schafmilch, der, in kleine Töpfe eingepreßt, viel verkauft wird. 3) In der Schweiz: der Greyerzer (Freiburg), der Emmenthaler (Bern und Luzern), beide ſowie die übrigen Käſeproducte der Schweiz unter dem Allgemeinnamen «Schweizerkäſe» bekannt; ferner der Schabzieger (Kräuterkäſe aus Zieger, mit Zuſatz von Steinkleepulver, daher auch Grüner K. genannt, beſonders in Glarus). Die Schweiz erzeugt auch große Mengen trefflicher Ziegenkäſe. 4) In Italien: der Stracchino (Gorgonzola u. ſ. w.), der Parmeſankäſe, der Mascarone (ein Zieger), die Raviggiuoli (Ziegenkäſe), die Brinſili (die berühmten kleinen Schafkäſe der Bergamasker mit dem Rückſtande Puina, einem ſüßen Zieger, der als beſondere Delicateſſe gilt). 5) In Holland: der Gouda, der Edamer, der Kanter, der grüne Texelkäſe. 6) In Deutſchland: der Limburger (auch ſeiner Form halber Backſteinkäſe genannt), der ſtraßburger Schachtelkäſe, der bair. Rahmkäſe, der holſtein. Marſchkäſe, der weſtfäl. Rauchkäſe (leicht geräuchert), die Sauermilchkäſe (Hand- oder Fauſtkäſe, auch Kuhkäſe) des Harzes, der Wetterau, der altenburger Ziegenkäſe. 7) In Oeſterreich: der Schwarzenberger (ein Weichkäſe aus Böhmen), der kärntner Alpenkäſe, der mähr. Quargel, die vorarlberger Fett- und Magerkäſe, der ungar. Brinſen oder Liptauer, der galiz. Suppenkäſe (aus Schafmilch, mit Kräuterzuſatz). Außerdem ſind noch zu nennen der ſchwed. Rennthierkäſe (Meſüs), der Kartoffelkäſe (mit Zuſatz von gekochten Kartoffeln, in Weſtfalen), der Salbeikäſe (mit Salbei, Peterſilie und Kuhblumen, in England), der Schafgarbenzieger (mit Achillea strata, in Montafun) u. ſ. w. Neben dem Salze fügt man dem K. noch mancherlei Gewürz bei, vorzugsweiſe Kümmel, färbt ihn gelb in England (Cheſter) mit Ringelblumenſaft, roth in Holland mit Tourneſol (vom Krebskraut, Croton tinctorium). In Italien beſtreicht man die Rinde mit Olivenöl, in der Schweiz häufig mit Wein u. ſ. w. Alle Sauermilchkäſe laſſen ſich nicht lange aufbewahren, ebenſo die Süßmilch-Weichkäſe; ſie zerlaufen mit der fortſchreitenden Reife in eine gallertartige Maſſe, welche zuletzt vollſtändig in Verweſung übergeht, wobei eine reiche kryptogamiſche Vegetation ihre Rolle ſpielt. Gekochte Fett- und Magerhartkäſe dagegen laſſen ſich unter günſtigen Umſtänden jahrelang aufbewahren, ohne andere Veränderung als

Digitized by Google

Wasserverdunstung, sodaß sie steinhart werden. Verschiedene Sorten werden gleich in dieser festen Form angefertigt, die sog. Reibkäse.

Kasematten (entweder vom ital. casa armata, armirtes Gebäude, oder vom span. casa matare, «Mordkeller» [alte deutsche Bezeichnungsweise]) nennt man Baulichkeiten in einer Festung, welche entweder selbstständig liegen oder in einen Erdwall hineingebaut sind, und bei deren Anlage die vollständigste Sicherung gegen die feindliche Feuerwirkung, namentlich auch gegen das Verticalfeuer, angestrebt ist. Die Seitenwände der kasemattirten Gebäude sind in Mauerwerk ausgeführt, die Decken in Holz, Eisen, meistentheils aber eingewölbt, dabei noch mit einer Erdaufschüttung versehen, welche die Wirkung der aufschlagenden Sprenggeschosse abschwächt. Die Seitenwände der K., soweit sie dem feindlichen Feuer ausgesetzt sind, können noch mit eisernen Platten gepanzert, ja selbst der ganze Hohlraum in Eisen ausgeführt sein. Die kasemattirten Räume dienen zum Theil dem Zwecke einer gesicherten Vertheidigung, wie die Kaponnièren, Reduits, Defensivkasernen u. s. w. In diesem Falle haben sie Schießscharten und heißen Defensiv- oder Vertheidigungskasematten. Sie bilden dann gleichzeitig dem feindlichen Feuer entzogene Unterkunftsräume. K. können auch lediglich die Bestimmung einer gesicherten Unterbringung von Mannschaften (Wohnkasematten) oder von Material (Pulver- und Proviantmagazine u. s. w.) haben. Kasemattirte Traversen oder Hohltraversen, Bonnetkasematten, kasemattirte Rückenwehren vereinigen den Zweck gesicherter Unterbringung mit dem der Deckung von Festungslinien und Werken gegen Seiten-, beziehungsweise Rückenfeuer. Das zur Bekleidung der Grabenwände dienende Mauerwerk kann ebenfalls kasemattirt und zugleich vertheidigungsfähig eingerichtet sein (Dechargenkasematten, Contrescarpengalerien). Meist liegen die K. jetzt in der rückwärtigen Böschung des Hauptwalls, oder in der Kehle von Forts, wo eine absolute Deckung derselben gegen das feindliche Geschützfeuer möglich ist. Je nach der Lage der Gewölbelinien zur Flucht des Gebäudes unterscheidet man Perpendiculär- und Parallelkasematten. Ein größeres kasemattirtes Gebäude wird Kasemattencorps genannt.

Käsepappel (Malva rotundifolia), s. Malve.

Kaserne (abgeleitet von casa d'arme, nach andern vom Angelsächsischen cat, Miliz, und erne, Haus, daher catserne) nennt man die für die Unterbringung der Truppen bestimmten Gebäude. Sie werden in der Regel für einen geschlossenen Truppenkörper, z. B. ein Bataillon, ein Regiment Cavalerie u. s. w., erbaut und begünstigen die Erhaltung der Disciplin, dabei den Soldaten eine bessere Wohnung gewährend, als sie ihnen durch Einquartierung zutheil wird. Die K. enthält auch die Montirungskammern u. s. w.; bei der Cavalerie zugleich die Ställe. In der neuern Zeit werden häufig in Festungen Defensivkasernen mit starken Mauern und bombenfesten Decken angelegt. Gewöhnlich bilden sie einen Abschnitt in den Werken oder dienen einem Werk als Reduit. Je nach ihrer Größe sind die Vertheidigungsräume von den Wohnräumen ganz getrennt und bilden auf der feindlichen Seite eine Art Corridor, oder die Schießscharten befinden sich in den Stuben selbst.

Käsestoff, s. Caseïn.

Kasimir nennt man ein geköpertes, aus vorzüglich feinem Streichgarn gewebtes, nach Art der Tuche behandeltes, aber schwächer gewalktes, nur einmal gerauhtes und sehr kurz geschorenes Wollzeug, welches im allgemeinen das Ansehen eines feinen und dünnen Tuchs hat. Nur der Doppelkasimir wird ebenso stark oder sogar stärker als das Tuch gewalkt. Neuerdings webt man auch K. mit kammwollener, ja selbst mit baumwollener Kette.

Kasimir, eigentlich Kazimierz, ist der Name mehrerer poln. Fürsten und Könige. — K. I. war der Sohn Mieczyslaw's II., welcher letztere 1025—34 regierte. Nachdem seine Mutter Rixa, eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, nach Mieczyslaw's Tode die vormundschaftliche Regierung für den minderjährigen K. aufzugeben und vor dem poln. Adel nach Deutschland zu fliehen genöthigt worden war, verließ auch K. sein Reich, das ohne Regenten durch innere Fehden ganz in sich zerfiel und von den Böhmen unter Bretislaw bis Gnesen hin verwüstet wurde, die von dort den Körper des heil. Adalbert entführten. Unterstützt von Kaiser Heinrich III., erlangte K. 1040 die Herrschaft wieder und wußte nun die fürstl. Gewalt und das Christenthum in Polen neu zu befestigen. Er vermählte sich mit Dobrognewa, der Schwester des mächtigen Großfürsten Jaroslaw von Kiew, unterwarf Masovien und erhielt 1054 Breslau nebst andern Städten von den Böhmen zurück. K. starb 1058. — K. II. oder der Gerechte, geb. 1138, war der Sohn Boleslaw's III. und erhielt das Herzogthum Sendomir, ward aber, nachdem sein Bruder Mieczyslaw III. vertrieben war, 1178 zum poln. Großfürsten erwählt. Er suchte das Volk vor den Bedrückungen des Adels zu schützen, zog siegreich nach Volhynien,

Digitized by Google

Halicz und gegen die Jadzwinger in Litauen und starb 1194. — K. III. oder der Große, geb. 1309, ein Sohn Wladyslaw Lokietek's, zeichnete sich schon unter der Regierung seines Vaters, der ihn zum Regenten von Großpolen gemacht hatte, durch seine Tapferkeit aus. Nachdem er 1333 den Thron bestiegen hatte, schloß er mit dem Könige Johann von Böhmen 1335 auf dem Fürstentage zu Wissegrad Frieden dahin, daß Johann den Titel eines Königs von Polen und alle Anrechte auf Polen aufgab, K. aber auf diejenigen schles. Herzogthümer, welche die böhm. Lehnshoheit anerkannten, und auf das Fürstenthum Plock verzichtete. Mit den Deutschen Rittern kam er überein, daß diese an Polen Kujavien und Dobrzin zurückgeben sollten, während K. auf Pommerellen Verzicht leisten wollte. Doch dieser Vertrag wurde von dem Orden nicht gehalten, vielmehr beschlossen, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Dieser verurtheilte die Deutschen Ritter, die Provinzen, welche sie innehielten, an Polen zurückzugeben und an K. eine bedeutende Entschädigung zu zahlen. Doch dieses Urtheil, obschon es mit Drohung des Banns begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wandten sich an Kaiser Ludwig, der ihnen seine Hülfe zusagte, und behielten ihre Eroberungen. Um sich der Unterstützung eines mächtigen Fürsten zu versichern, wählte K., der keinen Sohn hatte, 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn König Karl's I. Robert von Ungarn, zum Nachfolger. Nachdem K. 1340 sich Rothrußlands bemächtigt, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war, eroberte er fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Im J. 1347 berief er einen Reichstag nach Wislica und beauftragte die erfahrensten Männer des Reichs mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst theilnahm. Die väterliche Sorgfalt, die er unabläßig der bedrückten Klasse seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines Königs der Bauern. Auch versuchte er mit einigem Erfolge, die Künste in seine Staaten einzuführen, stiftete Hospitäler und Schulen und legte den Grund zur krakauer Akademie. Um sein Reich vor Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte. K. starb 1370. Unter seinen Maitressen wird die Jüdin Esther genannt, welche ihren Glaubensgenossen die Freiheiten ausgewirkt haben soll, die sie nachher in Polen genossen. Mit K. erlosch in Polen das Geschlecht der Piasten (s. d.). — K. IV., der zweite Sohn Jagello's, geb. 1427, übernahm noch bei Lebzeiten seines Bruders, Wladyslaw's III., die Regierung über das Herzogthum Litauen. Zum Misvergnügen der Polen blieb er seinem Stammlande auch nach der Thronbesteigung 1447 mit besonderer Vorliebe zugethan und suchte es vor gänzlicher Einverleibung in Polen zu schützen. Als die preuß. Städte gegen den Deutschen Orden sich auflehnten und unter den Schutz K.'s begaben, gerieth er in einen fast 20jährigen Krieg mit dem Deutschen Orden, der 1466 durch den Thorner Vertrag ganz Westpreußen an K. abtreten mußte. Im J. 1468 berief K. zur Berathung über die Staatseinkünfte den ersten Reichstag der Adeligen nach Piotrkowo. Er starb zu Grodno 1492.

Käsmark, alte königl. Freistadt im Zipser Comitate Ungarns, am rechten Popradufer, in einer schönen Ebene am Fuße der Karpaten. Von den Ueberresten ihrer alten Herrlichkeit sind sehenswerth das mit einem Thurm versehene kupfergedeckte Stadthaus, die Tökely'sche Festung, die Festungskapelle, die große, im goth. Stile erbaute kath. Kirche, deren kolossales Kreuz zu den interessantesten Antiquitäten zählt, und die schöne, um die Mitte des 17. Jahrh. erbaute hölzerne evang. Kirche. K. hat ein luth. Obergymnasium und zählt (1870) 3938 deutsche E., die sich hauptsächlich mit Tuchweberei, Flachs- und Leinwandhandel beschäftigen. Die käsmarker Wochenmärkte gehören zu den lebhaftesten jener Gegend.

Kasperl ist der Name einer der mannichfaltigen Theaterfiguren und Masken, in welche sich die lustige Person der deutschen Bühne, der Hanswurst (s. d.), nach Erlöschen dieses Namens verwandelte. Als lustiger Knappe eines Ritters trieb K. in Puppenspielen und besonders auf dem Leopoldstädter Theater in Wien lange Zeit sein komisches Wesen. Letzteres Theater hieß daher auch in älterer Zeit das Theater zum K. Wort und Begriff sind durchaus österr. Ursprungs; daher bedienten sich auch die Schauspieler in Norddeutschland, welche den K. zu spielen hatten, in dieser Rolle meist des österr. Dialekts. Oefter hieß er auch Tadädl, Bernardon und in Baiern Lipperl; der Name K. wird jetzt nur noch in Puppenspielen gehört.

Kaspisches Meer oder Kaspisee, bei den Alten Mare Caspium oder Hyrcanium, russ. Chwalinskoi More, tatar. Ak-Dengis (Weißes Meer), pers. Gursem, der größte See der Erde, an der Scheide Europas und Asiens, nimmt gegenwärtig 440,968 QKilom. ein, wovon 1549,6 auf die Inseln kommen, bedeckte aber in vorhistor. Zeit einen dreifach größern Raum innerhalb der aralo-kaspischen Erdsenke, deren salzreicher Steppenboden größtentheils unter dem allgemeinen Meeresspiegel liegt. (S. Astrachan.) Der See ist von N. gegen S. 1220 Kilom.

Digitized by Google

lang, hat eine Breite von 200—350 Kilom. und liegt 26 Mt. unter dem Niveau des Asowschen Meers. Höchst warscheinlich stand der See früher mit dem Asowschen und Schwarzen Meere in Zusammenhang. Seine Ufer sind meist niedrig, sandig und morastig, hoch und bergig nur im W., wo die Ausläufer des Kaukasus an sie herantreten. Im S. ist der See durch ein schmales Vorland von dem hohen Elbrusgebirge Persiens getrennt. Im O. bilden zum Theil die Abfälle des zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee (s. d.) liegenden Felsenplateau Ust-Urt steile Wände. Die am meisten hervorspringenden Küstenpunkte sind das Cap Schachow der Halbinsel Apscheron (s. d.) und das Cap Tjub-Karagan der Halbinsel Mangyschlak im NO. Von den zahlreichen Einbuchtungen sind bemerkenswerth: die Bai von Agrachan an der Terekmündung, der Golf von Baku (s. d.), die Bai Kisilagatsch an der Mündung des Kur, die Bai Enzili im NW. von Rescht und die von Astarabad, letztere beide in Persien. Auf der bei weitem mehr ausgezackten Ostseite liegen die Hassan-Kuli-Bai, die Adschaib-Bejuri-Bai, der Busen von Krasnowodsk mit der Balchanbai, in welche sich einst der Oxus ergoß (s. Amu), der große, nur durch eine enge Straße mit dem See in Verbindung stehende Meerbusen Adschi-Darja oder von Karabugas, die Alexanderbai, die Kotschakbai zwischen den beiden Halbinseln Mangyschlak und Busatschi, und der ostwärts von der letztern ausgebreitete Meerbusen Mertwoi Kultuk (Todter Meerbusen) mit der Kaidakbai. Unter den zahlreichen Küsteninseln gehört die der Mündung des Ural gegenüberliegende Kamenni allein der Steinformation an; die übrigen Inseln sind sandig; Tscheleken, südwestlich von der Halbinsel Dardshi, enthält eine große Menge von Naphthaquellen. Zwischen Baku und Lenkorân hat der Seeboden eine ganz eigenthümliche, wie die Gegenküste beständig vulkanischen Phänomenen unterworfene Bildung; er ist wie besäet mit vulkanischen Inseln und Bänken. Das nördliche, von W. gegen O. gestreckte, flachuferige Becken des Kaspischen Meers, etwa ein Drittel des ganzen Sees, hat nirgends über 28 Mt. Tiefe, enthält brakiges, an der Nordküste fast ungesalzenes Wasser. Das südliche, von N. gegen S. gestreckte, weit größere und zum Theil hochuferige Becken zeigt auf weite Strecken 210 Mt. Tiefe. Die größte bisher aufgefundene Tiefe ist 1000 Mt. Das Wasser ist hier stärker mit Salz versetzt, namentlich in den Baien der Ostküste, wo in dem fast geschlossenen Golf von Karabugas die Steppenhitze das Wasser verdampft. Im ganzen zeigt sich jedoch der Salzgehalt geringer als in andern Meeren, infolge des starken Zuflusses von Süßwasserströmen. Der See hat keine Ebbe und Flut. Sein Wasserstand sinkt im Winter, steigt im Juni und Juli, wo die Flüsse ihr Hochwasser bringen. Durch die vorherrschend östl. Steppenwinde wird viel Flugsand in den See geworfen, und die Flüsse schwemmen viel Stromsedimente an, sodaß sich der Uferrand mehr und mehr verengt. Außerdem gehen nach Baer's Untersuchungen unzweifelhaft an den Küsten wie im Seeboden selbst Hebungen und Senkungen vor. Den Wasserverlust durch Verdunstung ersetzt der Zufluß zahlreicher, zum Theil sehr bedeutender Ströme, wie Emba, Ural, Wolga, Kuma, Terek, Kur, Kisil-Usen oder Sefid-Rud und Atrek. Dennoch ist ein fortschreitendes Sinken des Kaspischen Meers deutlich erkennbar.

Der See wird, seitdem 21. März 1874 das russ. Transkaspische Gebiet gebildet wurde, von drei Seiten von Rußland und nur im Süden von Persien begrenzt. Er ist als russ. Binnenmeer anzusehen und wird nicht nur von russ. Segel- und Dampfbooten befahren, sondern auch durch eine eigene Kaspiflotte beherrscht, die aus 22 Schiffen besteht, worunter 7 Dampfschiffe. Den Russen gehören an oder nahe dem See als wichtigste Städte und Forts: Gurjew, Astrachan, Kisliar, Petrowsk, Tarku, Derbent, Baku, Saljan, Lenkorân und an der Halbinsel Mangyschlak die Feste Nowo-Alexandrowsk, ja selbst an der pers. Küste die Insel Groß-Aschur bei Astarabad (s. d.). Die pers Städte Rescht, Rudessersk, Hassanabad, Amol, Balfrusch, Sari, Ferachabad, Aschref und Astarabad nehmen zwar an dem Ein- und Ausfuhrhandel theil, derselbe wird aber hauptsächlich durch russ. Kauffahrer vermittelt. Die Schifffahrt auf dem See ist gefährlich wegen zahlreicher Bänke an den Küsten und wegen heftiger Stürme, besonders aus Südost, die das Wasser weit über das Land treiben. Dazu kommt die geringe Zugänglichkeit der Küsten infolge der geringen Anzahl von sichern Häfen und Ankerplätzen. Sichere Ankerplätze finden sich nur auf der Südküste bei den Häfen von Enseli, Meschedisser, Langerud und Astarabad. Sehr bedeutend ist die russ. Fischerei auf dem See. Mit Einschluß des Wolga-Deltas und anderer Flußmündungen ergibt sie jährlich einen Ertrag von über 6 Mill. Silberrubel, von denen die Krone 1 Mill. als Abgabe erhält. Die am häufigsten vorkommenden Fische sind Zander, Brassen, Sterlet, Wels, Stör, Seweruga und Hausen. Vgl. außer den Werken von Klaproth, Murawiew, Meyendorff, Eversmann, Eichwald und Göbel: Parrot, «Ueber die Höhe des Kaspischen Meers» (Dorpat 1839); Fuß, Sawitsch und Sabler, «Beschreibung der

Digitized by Google

zur Ermittelung des Höhenunterschiedes zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere ausgeführten Vermessungen» (Petersb. u. Lpz. 1849); von Baer, «Kaspische Studien» (Petersb. 1855); Iwaschinzow, «Die russ. Aufnahme des Kaspischen Meers» in den «Memoiren» der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg (1863).

Kassandra, auch Alexandra genannt, war die Tochter des Priamos und der Hekabe. Apollo verlieh ihr die Gabe der Weissagung, da sie aber sich ihm nicht in Liebe ergab, so legte er darauf den Fluch, daß sie niemals Glauben finden sollte. Nach einer Ueberlieferung aus späterer Zeit war sie die Zwillingsschwester des Helenos. Beide Kinder wurden einst von ihren Aeltern im Tempel des Thymbräischen Apollo unweit Ilion zurückgelassen. Am folgenden Morgen fand man zwei Schlangen bei den Kindern, welche, statt ihnen Leids zu thun, ihnen freundlich die Ohren leckten. Dadurch ward das Gehör der Kinder so gereinigt, daß sie die Stimme der Götter vernehmen und weissagen konnten. Oft sagte K. den Untergang Trojas voraus und warnte ihr Volk vor dem trügerischen Rosse; allein niemand glaubte ihr. Als nun Troja erobert war und K. mit den übrigen Jungfrauen sich zum Tempel der Athene flüchtete, riß Ajas der Lokrer sie vom Altare weg, ja nach späterer Dichtung schändete er sie an heiliger Stätte. Bei Vertheilung der Beute fiel sie dem Agamemnon zu, der sie als Sklavin und Geliebte mit sich nach Mykene führte, wo dann Klytämnestra sie ermordete. Dem Agamemnon soll sie die Zwillingssöhne Teledamos und Pelops geboren haben. Uebrigens galt dieser Raub der K. den Alten für eine der verruchtesten Frevelthaten und hat Dichtern und Künstlern zum Stoffe gedient. — K. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Kasse heißt eigentlich das Behältniß, in welchem Geld und Geldeswerth aufbewahrt und bei dem alle Vorsichtsmaßregeln gegen Feuer und Diebstahl getroffen werden, daher man sie meist aus Eisen verfertigt. (S. Feuerfeste Schränke.) Sodann ist dieser Name auf das Zimmer in Contoren übergegangen, wo Einnahme und Ausgabe des Geldes stattfindet und daher die K. im eigentlichen Sinne aufbewahrt wird. Auch nennt man die mit Empfangen und Auszahlen von Geldern beauftragten Behörden im allgemeinen K., indem man zu näherer Bezeichnung ihre specielle Bestimmung vorsetzt, z. B. Steuerkasse, Zollkasse, Stadtkasse u. s. w. Endlich wird unter K. im kaufmännischen Verkehr auch baares bereitliegendes Geld und Papiergeld und unter dem Ausdruck «per Kasse» sofortige baare Zahlung verstanden.

Kassel, Regierungsbezirk der preuß. Provinz Hessen-Nassau (s. d.), gebildet 1866 aus dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen (mit Ausnahme einiger kleiner an Hessen-Darmstadt abgetretener Theile) und einigen ehemaligen Theilen des Großherzogthums Hessen. Der Boden ist vorherrschend Bergland (Reinhardswald, Habichts- und Kaufungerwald, Meißner, Knüllgebirg, Kolterwald, Sillingswald u. s. w.); Gewässer sind: Werra, Fulda mit Edder und Schwalm, Weser, Diemel, Lahn, Main, Kinzig. Der Regierungsbezirk enthält 10,439 QKilom. mit (1875) 788,886 E. und zerfällt in den Bezirk der Hauptstadt K. und 22 Kreise (Landkreis K., Hofgeismar, Wolfhagen, Fritzlar, Homberg, Melsungen, Rotenburg, Eschwege, Witzenhausen, Frankenberg, Marburg, Kirchhain, Ziegenhain, Fulda, Hersfeld, Hünfeld, Stadt Hanau, Kreis Hanau, Gelnhausen, Schlüchtern, Gersfeld, Schmalkalden, Rinteln).

Kassel, Hauptstadt der preuß. Provinz Hessen-Nassau und des Regierungsbezirks K., an der schiffbaren Fulda und im Knotenpunkte der Bergisch-Märkischen Bahn Warburg-Gerstungen, der Hannoverischen Staatsbahn K.-Hannover und der Main-Weser-Bahn gelegen, zählte 1875 mit Militär 53,043 E., darunter etwa 4000 Katholiken und 1300 Israeliten. Die Stadt besteht aus der Altstadt, der Obern und der Untern Neustadt. Nur die letztere mit der Leipziger Vorstadt befindet sich auf dem rechten Ufer der Fulda, während die übrigen Theile der Stadt auf drei sich sanft abdachenden Höhen links des Flusses, über welchen zwei Brücken führen, sich erheben. Seiner Lage wie seiner Bauart nach gehört K. zu den schönsten Städten Deutschlands. Ganz besonders zeichnet sich die Obere oder Französische Neustadt, welche von franz.-reform. Auswanderern angelegt wurde, durch breite, gerade Straßen, große freie Plätze und massive, zum Theil prachtvolle Häuser aus. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben: der 310 Mt. lange, 140 Mt. breite Friedrichsplatz, auf drei Seiten von zwei Reihen Linden umgeben, mit der (von Nahl gefertigten) kolossalen Marmorstatue des Landgrafen Friedrich II.; der cirkelrunde Königsplatz, bekannt durch sein sechsfaches Echo, und der länglich viereckige Ständeplatz mit einer vierfachen Lindenreihe. Auf dem Königsplatze, der während der westfäl. Regierung Napoleonsplatz hieß, stand damals auf einem Springbrunnen die Marmorstatue Napoleon's und auf dem Paradeplatz früher das alte Residenzschloß, welches 1811 theilweise abbrannte und 1817 vollends abgetragen wurde. Der 1820 an dieser Stelle

Digitized by Google

begonnene großartige Bau der Kattenburg wurde wegen seiner Kostspieligkeit nicht fortgesetzt, das bisher Gebaute 1869 niedergerissen und das Material zu der neuen Bildergalerie (1877 vollendet) benutzt, die 1400 Gemälde, meist von niederländ. Meistern, enthält. An der Stelle der Kattenburg wird (1877) ein Justizgebäude errichtet. Unter den zehn zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Gebäuden befinden sich sechs reform. Kirchen, eine luth., eine kath. Kirche und eine in edelm Stil erbaute Synagoge. Bemerkenswerth ist die Kirche zu St.-Martin, mit Begräbnissen hess. Fürsten (unter anderm des Landgrafen Philipp des Großmüthigen), und die neue kath. Kirche, in welcher Landgraf Friedrich II. ruht. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind das 1769—79 erbaute Museum Fridericianum, worin die Landesbibliothek mit 150,000 Bänden und wichtigen Handschriften, das Antiken-, Kunst- und Naturaliencabinet und die Korkmodelle (Nachbildungen altröm. Bauwerke) aufbewahrt werden; das Schloß Bellevue, das früher der König Hieronymus bewohnte, das ehemalige kurfürstl. Schloß, die Kasernen, besonders die unter der westfäl. Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenhäusern benutzt werden; das Lazareth, ein Militärkrankenhaus und das Ständehaus. Auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt der 1859 vollendete großartige Bahnhof für die genannten Eisenbahnen. K. ist Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Hessen-Nassau, eines Appellationsgerichts für den Regierungsbezirk und für Waldeck, eines Kreisgerichts, zweier Amtsgerichte, einer Handelskammer u. s. w. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu K. eine Kunstakademie, ein Gymnasium, eine höhere Gewerbeschule, eine Kriegsschule, eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Bürgerschule, eine Handwerksschule, eine gewerbliche Zeichenschule und eine höhere Töchterschule. Unter den wissenschaftlichen Vereinen sind die für hess. Geschichte und für Naturkunde hervorzuheben. Die Industrie K.s ist von Bedeutung. Die Henschel'schen Maschinenbauwerkstätten und die für mathem. und physik. Instrumente von Breithaupt sind weithin bekannt; ferner sind hervorzuheben eine Eisenbahnwagenfabrik, eine Pianofabrik, Fabriken in Gold- und Silberwaaren, chem. Waaren, Messern, Porzellan, Taback, Zucker, Leder, Wachstuch, Möbeln u. s. w. Der Verkehr wird durch zwei Messen, vier Jahrmärkte, den Wollmarkt, eine Landescreditkasse, eine Volksbank und einen Creditverein unterstützt. Dicht vor der Stadt und in Verbindung mit den Orangeriegebäuden, in denen zur westfäl. Zeit öfters Hofbälle und Maskeraden gegeben wurden, befindet sich der große Auegarten mit dem vom Landgrafen Karl (gest. 1730) erbauten Marmorbade. Das Thal, worin K. liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Sörewalde beherrscht. Gegen Osten zieht sich beim Dorfe Bettenhausen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über welche über den Bergen des Kaufungerwaldes der Meißner sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich bereits als schiffbarer Strom in mannichfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal. Das Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d.) liegt 4 Kilom. entfernt, 2 Kilom. südwestlich das Schlößchen Schönfeld oder Augustenruhe, und 8 Kilom. von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Lustschloß Wilhelmsthal. Eines Ortes Chassala wird schon 913 in einer Urkunde Konrad's I. gedacht. Der Landgraf Hermann der Jüngere von Thüringen bestätigte 1239 den Bürgern von K. aufs neue ihre Rechte und Freiheiten. Philipp der Großmüthige befestigte die Stadt, Landgraf Karl legte 1687 die Oberneustadt an. Die Alliirten nahmen 1762 nach langer Belagerung die von den Franzosen vertheidigte Stadt; bald nachher wurden die Festungswerke abgetragen. Nach dem Tilsiter Frieden ward K. 1807 die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Westfalen. Nach kurzer Beschießung mußte die Stadt 28. Sept. 1813 dem General Tschernitschew übergeben werden, worauf 21. Nov. der Kurfürst von Hessen seinen Einzug hielt. Am 19. Juni 1866 wurde K. vom preuß. General von Beyer besetzt und blieb seitdem preußisch. Vgl. Piderit, «Geschichte der Haupt- und Residenzstadt K.» (Kass. 1844); Lynker, «K., Wilhelmshöhe und die schönsten Punkte der Umgegend» (4. Aufl., Kass. 1856); Hahndorf, «K. vor funfzig Jahren» (Kass. 1863); Fr. Müller, «K. seit siebzig Jahren» (Kass. 1876).

Kassenanweisungen oder **Kassenbillets**, s. Papiergeld.

Kassiopeia, nach griech. Sage Gemahlin des Kepheus, Königs von Aethiopien, und Mutter der Andromeda (s. d.); nach ihr heißt ein Sternbild am nördl. Himmel in der Milchstraße.

Kassr-el-Kebir, Al-Kassar-Kebîr, span. Alcazar-Quivir, d. h. großes Schloß, jetzt gewöhnlich Lxor oder Lxor-el-Kebir genannt, Stadt im marokk. Königreiche Fez, 90 Kilom. im S. von Tanger an der Straße von Gibraltar und 60 Kilom. im NNW. von Fez, am östl. Rande der Küstenebene, 1 Kilom. nördlich vom Lukkos oder Wadi-Aul-Kos oder L'Ued-Kuß, dessen Mündung 37 Kilom. im NW. den Hafen von Arisch (s. d.) bildet, ist ziemlich

Digitized by Google

gut gebaut, aber ungepflaſtert, in der Regenzeit und bei Ueberſchwemmungen durch den Lukkos bodenlos ſchmutzig und dann auch ein Fieberneſt. Die nach ihren vielen Moſcheen früher wahrſcheinlich viel bedeutendere Stadt zählte nach Rohlfs 1864 etwa 30,000 E., darunter an 120 Judenfamilien. Sie iſt unter dem Khalifen Almanſor erbaut, der hier einen Kasr oder Palaſt hatte, wurde aber vom Sultan Mulei Ismael (1672—1727) faſt gänzlich zerſtört und hat ſich ſeitdem nie wieder recht erholt. Hiſtoriſch berühmt iſt K. durch die Niederlage und das Verſchwinden des Königs Sebaſtian (ſ. d.) von Portugal 4. Aug. 1578.

Kaſſuben (ſpr. Kaſchuben, in der Sprache ſelbſt Singular Kaſzeba, ſpr. Kaſcheba) heißt ein poln. Stamm, der weſtlich und nordweſtlich von Danzig in den Kreiſen Neuſtadt, Karthaus und Behrent wohnt und den letzten Reſt der bis zum 12. Jahrh. von der Oder und Weichſel nördlich von Spree und Havel bis ins öſtl. Holſtein reichenden poln. (weſtlechiſchen) Stämme bildet; die heutigen K. haben ihren eigenthümlichen Dialekt faſt ganz verloren und ſprechen wenig abweichend vom gewöhnlichen Polniſchen. Nur im nordöſtlichſten Winkel Pommerns, zwiſchen dem untern Laufe der Flüßchen Leba und Lupow, um den Leba- und Gardeſee haben ſich unter dem Namen Kabatken und Slovinzen, Slawen erhalten (ihre Zahl wurde 1862 auf 2—3000 geſchätzt), die einen vom Polniſchen ſtark abweichenden Dialekt reden (bearbeitet von Hilferding, «Ueberreſte der Slawen an der Südküſte der Oſtſee»; in ruſſ. Sprache). Die Angaben der Zahl ſämmtlicher K. (Kabatken und Slovinzen eingerechnet) ſind ſehr verſchieden; ſie ſcheint zwiſchen 80,000 und 100,000 zu liegen. In Urkunden von 1267 und 1291 kommen die K. in dem Titel der Herzoge Barnim I. und Boguſlaw zuerſt vor, die ſich Herzoge der K. und Wenden (Dux Slavorum et Cassubie) nennen. Von den pommerſchen Herzogen beibehalten, iſt der Titel ſpäter in den kurfürſtlich brandenburgiſchen übergegangen und wird noch jetzt in dem großen und kleinen Titel der Könige von Preußen aufgeführt.

Kaſtalia, eine dem Apollo geweihte Quelle in Delphi (ſ. d.), unmittelbar vor dem Eingange in den Peribolos (heiliger Bezirk) des Tempels dieſes Gottes, die noch jetzt mit reicher Waſſerfülle am Fuße der ſteil aufſteigenden, von den Alten Phädriaden genannten Felswände des Parnaſſos, etwas öſtlich von dem Dorfe Kaſtri, hervorſprudelt.

Kaſtanien, die Früchte des Edelkaſtanienbaums (Castanea vesca Gärtn.), haben ihren Namen von der Stadt Kaſtanum in Kleinaſien, nahe bei Magneſia, erhalten. Die Gattung Castanea L. iſt der Rothbuchengattung (Fagus) bezüglich der Blatt- und Fruchtbildung nahe verwandt, ähnelt aber hinſichtlich des Wuchſes, des Holzes, der Rinde und Knospen mehr der Eichengattung (Quercus). Von beiden unterſcheidet ſie ſich durch den Blütenſtand, welcher aus blattwinkelſtändigen Aehren beſteht, deren Spindel am Grunde einen oder einige Knäuel weiblicher Blüten, ſonſt lauter männliche, ebenfalls knäuelförmig gruppirte Blüten trägt, oft auch mit lauter männlichen Blüten beſetzt iſt. Beiderlei Blüten haben ein fünfſpaltiges Perigon, die männlichen acht Staubgefäße, die weiblichen einen mit fünf bis acht borſtenförmigen Narben verſehenen Fruchtknoten. Nach dem Verſtäuben fällt der mit männlichen Blüten bedeckte Theil der Aehrenſpindel ab, während der unterſte, die weiblichen tragende ſtehen bleibt. Je zwei bis drei weibliche Blüten ſtehen in einer gemeinſamen weichſtacheligen Hülle, welche ſich ſpäter zu der vollkommen geſchloſſenen, zuletzt unregelmäßig aufſpringenden, mit langen, dünnen Stacheln dicht beſetzten, lederartigen Cupula ausbildet. Jede einzelne Frucht pflegt nur einen Samen (Kern) zu enthalten, indem von den 13—14 urſprünglich vorhandenen Eiern des Fruchtknotens gewöhnlich nur eins ſich zum Samen entwickelt. Selten bilden ſich zwei zuſammenliegende Samen. Der gemeine Kaſtanienbaum kam aus Kleinaſien zuerſt nach Sardinien, von wo aus er ſich weiter nördlich verbreitete und nach und nach im ſüdl. Europa, wo er jetzt ganze Wälder bildet, und ſelbſt im ſüdl. Deutſchland heimiſch geworden iſt. Aber auch in ganz Mitteldeutſchland gedeiht er noch; nur liebt er keine feuchte Nebelluft und nicht die Oſtſeite der Berge, weil er dort zu früh blüht und ſeine Frucht zu häufig durch Nachtfröſte zerſtört wird. Die harten, mehligen Früchte werden durch Kochen oder beſſer noch durch bloßes Röſten weich und ſüß und geben eine geſunde Nahrung ab. Dieſelben ſind in ſüdl. Ländern eine Hauptnahrung der Armen, die auch Mehl und eine Art Brot daraus bereiten. Es gibt viele Sorten; die beſſern kommen unter dem Namen Maronen in den Handel. Die Maronen enthalten 15 Proc. Zucker und geben beim Auspreſſen einen zuckerhaltigen Saft, der leicht in weinige Gärung übergeht, und aus dem ſich ein krümeliger Zucker in Subſtanz darſtellen läßt. Das Holz des Stammes iſt ſehr dauerhaft und hart und wird in den Gegenden, wo der Baum in Menge wächſt, als Bau- und Nutzholz (namentlich zu Faßdauben für Weinfäſſer) verbraucht. Die ſchlanken Stockausſchläge liefern vortreffliche Reifen für Weinfäſſer. Die Rinde dient zum

Digitized by Google

Gerben. Auch die übrigen Arten des Kastanienbaums tragen eßbare Früchte; so werden die Früchte des amerik. Kastanienbaums (C. Americana) und des Zwergkastanienbaums (C. pumila) in Amerika gegessen. Die Bergbewohner Javas genießen die Früchte des silberweißen Kastanienbaums (C. argentea) und des Tungurrut-Kastanienbaums (C. Tungurrut) gesotten und geröstet. Mit diesen edeln K. darf man die sog. wilden K. oder Roßkastanien (s. d.) nicht verwechseln.

Kasten nennt man abgeschlossene erbliche Stände, deren Mitglieder nur vermöge ihrer Geburt denselben angehören und nur infolge von Ausstoßung sie verlassen können. Der Name ist portugiesisch (casta, d. i. Gattung) und wurde zuerst von den portug. Eroberern Ostindiens für die in diesem Lande herrschende Eintheilung des Volks in solche erbliche Stände gebraucht. Mit der Nebenbedeutung des Misbräuchlichen wird dieser Ausdruck auch auf die erblichen Stände in Europa angewendet, obwol diesen das Merkmal der absoluten Abgeschlossenheit und des völligen Vollbluts der Rasse, welches die eigentlichen K. charakterisirt, abgeht. Infolge dieser Uebertragung gebraucht man das Wort Kastengeist zur Bezeichnung des in gewissen Ständen und Corporationen herrschenden ausschließenden Geistes. Die Kasteneintheilung geht bei den Völkern der Alten Welt über die geschichtliche Zeit hinaus, und es läßt sich der Ursprung derselben nicht nachweisen. Höchst wahrscheinlich aber ist es, daß überall, wo sie sich findet, Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensart den Grund dazu legte, und daß die verschiedenen K. anfänglich verschiedene Völkerstämme waren. Im Orient ist die Kasteneintheilung seit den frühesten Zeiten mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der alten Naturstaaten eng verschmolzen, weil sie dem in denselben herrschenden Geiste der Unbeweglichkeit und Unfreiheit entsprach. So gab es bei den Persern schon vor Zoroaster eine Abtheilung in vier K.: Priester oder Magier, Krieger, Ackerleute und Gewerbtreibende. Nirgends aber war die Kasteneintheilung so ausgebildet und so ganz die Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtung als in Aegypten (s. d.) und in Indien. Die gesammten brahmanischen Hindu zerfallen nach dem Gesetzbuche des Manu in vier K.: 1) die Brâhmanas oder Brahmanen (s. d.), d. i. die Priester, 2) die Kshatriya oder Krieger, 3) die Vaisya oder Ackerbauer (der Nährstand überhaupt), und 4) die Sudra, die dienende Klasse. Schon seit Jahrhunderten bilden die Sudras den bei weitem größten Bestandtheil des ind. Volks. Sie theilen sich in eine Menge (etwa 130) Zünfte (von den Europäern ebenfalls K. genannt), wie Fischer, Hirten, Lastträger, Barbiere u. s. w., die untereinander wiederum eine Rangordnung bilden. Letztere ist jedoch nicht in allen Theilen Indiens dieselbe; auch finden sich an manchen Orten Zünfte, welche an einem andern nicht angetroffen werden. Gegenwärtig sind diese neuen Unterabtheilungen der eigentlichen Masse des Volks gewissermaßen an die Stelle der alten Kastengliederung in vier Stände getreten. Außerdem gibt es in Indien noch viele und zum Theil sehr zahlreiche Abtheilungen des Volks, welche außerhalb des eigentlichen brahmanischen Kastensystems stehen (die sog. Outcasts), sich aber, dem Grundzuge des ind. Lebens folgend, in eine Menge von den Europäern ebenfalls als K. bezeichnete Vereine gespalten haben. Dahin gehören die Parias, die Tschandalas, die Palers in Madura, die Puliahs in Malabar u. s. w.

Kästner (Abrah. Gotthelf), Mathematiker und einer der witzigsten Epigrammatisten Deutschlands, geb. 27. Sept. 1719 zu Leipzig, benutzte, durch häuslichen Unterricht vorbereitet, schon von seinem 10. Jahre an die jurist. Lehrstunden seines Vaters, welcher Professor in Leipzig war. Als Student legte er sich seit 1731 mit Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik. Nachdem er sich 1739 habilitirt, hielt er mathem. und philos. Vorlesungen. Auch beschäftigte er sich mit den schönen Wissenschaften. Erst 1746 erhielt er in Leipzig eine außerord. Professur. Im J. 1756 folgte er dem Rufe als ord. Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen, wo er 1765 den Hofrathstitel erhielt und 20. Juni 1800 starb. Um das Studium der Mathematik erwarb er sich große Verdienste. Unter der großen Zahl seiner mathem. Schriften, durch welche nach und nach die Wolf'schen Lehrbücher verdrängt wurden, sind seine «Anfangsgründe der Mathematik» (4 Bde., Gött. 1758—69; 6. Aufl. 1800) die vorzüglichste. Weniger Werth hat seine «Geschichte der Mathematik» (4 Bde., Gött. 1796—1800). Den größten Ruf erwarben ihm seine witzigen «Sinngedichte», die ihn freilich ihrer persönlichen Beziehungen wegen in manche Fehde verwickelten. Sie erschienen zuerst ohne seine Genehmigung (Gieß. 1781) und dann, wenigstens zum Theil, in seinen «Vermischten Schriften» (2 Bde., Altenb. 1783). Eine neue Auflage der ersten Sammlung besorgte noch mit K.'s Einwilligung Justi (2 Bde., Marburg 1800). Seine «Gesammelten poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werke» erschienen in vier Bänden (Berl. 1841).

Kastor und Pollux, s. Dioskuren.

Digitized by Google

Kastriota (Georg), der Held von Albanien, s. Skanderbeg.

Kasuar (Casuarius) ist der Name einer Vogelgattung aus der Familie der Straußenvögel, welche mit hohen, zum Laufen geschickten Beinen versehen sind, aber der Schwungfedern entbehren und deshalb nicht fliegen können. Die K. unterscheiden sich vom Strauße und den verwandten Gattungen durch eine knöcherne, unbefiederte Auftreibung, welche, einem Helme vergleichbar, den Schädel deckt, und durch den mit zwei Fleischlappen versehenen Vorderhals. Man kennt neun Arten, welche alle die Wälder der austro-malaiischen Inselregion bewohnen. Am bekanntesten ist der Indische K. (C. indicus), welcher auf dem Indischen Archipel in den Wäldern einheimisch ist. Er wird gegen 2 Mt. hoch und hat ein schwarzes Gefieder, das aus zertheilten, steifen, den Roßhaaren ähnlichen Federbärten besteht. Kopf und Oberhals sind nackt, auf der Hinterseite lebhaft blau und vorn, besonders nach unten, roth. Er nährt sich von saftigen Früchten, weichen Pflanzentheilen und Würmern und gewöhnt sich in der Gefangenschaft leicht an Brot. Hinsichtlich der Schnelligkeit gleicht er dem Strauße, obschon seine Flügelstummel nur fünf fasernlose, dicke Kiele tragen. Durch Ausschlagen mit den Füßen vertheidigt er sich sehr nachdrücklich. Auf den ind. Inseln hält man jung eingefangene, gezähmte K., welche sich ganz an den Menschen gewöhnen.

Kat oder **Khât** nennen die Araber eine aus den Blättern der Catha edulis Forsk., eines zur Familie der Celastrineen gehörigen, in Arabien heimischen und dort, wie auch in Abessinien zugleich angebauten Strauchs, bereitete extractartige Masse, welche sie mit besonderer Vorliebe kauen oder mit kochendem Wasser, wol auch mit heißer Milch aufgebrüht zur Bereitung eines theeähnlichen Getränks benutzen. Letzteres soll schlafvertreibend wirken. Die Pflanze selbst ist nach der Meinung der Araber ein Schutzmittel gegen die Pest; ja sie behaupten sogar, daß Gegenden, wo die Catha in reichlicher Menge wächst, von jener Krankheit verschont bleiben.

Katachrēse (griech.), bei den Lateinern abusio, d. h. Misbrauch, hieß bei den Alten diejenige rhetorische Figur, nach welcher mehrere Metaphern auf eine scheinbar unstatthafte Weise miteinander verbunden werden, z. B.: «Das Schiff des Staats flog durch die Wellen, stieg auf ihren Rücken, tauchte in ihre Abgründe». Das Erforderniß hierbei ist, daß das einmal aufgenommene Bild in der weitern Ausführung beibehalten, oder daß durch ein ähnliches neues eine neue Reihe von Vorstellungen eröffnet wird. Dagegen ist die Verschmelzung unvereinbarer Metaphern fehlerhaft, wie bei Klopstock: «Er ließ der Barden Kriegshorn tönen dem Auge». Laune, Scherz und Ironie lassen nicht selten über den gewöhnlichen Ausdruck hinüberspringen und führen so die Anwendung der K. herbei, die daher selbst in die Rede des täglichen Lebens übergegangen ist, z. B. «Die Thräne spricht mehr als Worte».

Katafalk bezeichnet bei Trauerfeierlichkeiten das Gerüst in der Kirche oder im Castrum doloris (s. d.), auf welchem der Sarg steht. Das Wort selbst kam zunächst aus Italien (catafalco) nach Deutschland und ist seinem Ursprunge nach eine Zusammensetzung aus dem altroman. Worte catar (vom lat. captare), sehen, schauen, und dem ital. palco (aus dem altdeutschen balco, palco, Balken), Gerüst, bedeutet also eigentlich Schaugerüst.

Katakaustische Linie, s. Brennlinie.

Katakomben (catacumbae), ein spätlat., wahrscheinlich aus dem Griechischen stammendes Wort, nennt man die ausgedehnten unterirdischen Anlagen, welche den ältesten Christen, besonders in den Zeiten der Verfolgung, als gemeinsame Begräbnißstätten dienten. Man benutzte dafür nicht, wie lange Zeit hindurch angenommen wurde, verlassene Steinbrüche oder Puzzolangruben, sondern grub die sich allmählich zu ausgedehnten Todtenstätten erweiternden Gänge gewöhnlich eigens in das frische Gestein (tufo granolare). An den Wänden der meist sehr engen (durchschnittlich 0,80 Mt.), labyrinthisch sich verzweigenden und öfters in mehrern Stockwerken übereinanderlaufenden Gänge sind zu beiden Seiten über- und nebeneinander die Grabstellen (loculi) eingehauen, länglich viereckige Vertiefungen von ungleicher Größe, welche entweder durch Steinplatten oder durch Terracottatafeln geschlossen wurden, auf denen der Name des Verstorbenen mit oder ohne weitere Zusätze in verschiedener Weise verzeichnet wurde; nicht selten wurde neben der Inschrift irgendein symbolisches Zeichen, z. B. das Monogramm Christi, die Palme, der Anker, die Taube mit dem Oelzweig u. dgl. angebracht. Hin und wieder erweiterten sich die langen, engen Gänge zu größern Räumen, die theils Familiengrüfte, theils Märtyrergräber sind, welche letztere mit der Zeit auch als Versammlungsorte des Cultus benutzt wurden. Die Ruhestätte eines Märtyrers ist gewöhnlich durch einen Sarkophag gekennzeichnet, über welchen sich der Triumphbogen wölbt (arcosolium); manchmal dienten diese Märtyrergräber zu Altären, doch finden sich auch besondere Altartische. Die Sarkophage sind nicht selten

Digitized by Google

aus Marmor und gewöhnlich mit Bildwerken geſchmückt, welche alt- und neuteſtamentliche Stoffe behandeln; auch Wandmalereien zierten die kapellenartigen Räume ſowol wie einzelne Gräber in den Gängen. Die zahlreichſten und ausgedehnteſten K. finden ſich in der nächſten Umgebung Roms, und zwar ſind die meiſten zwiſchen Via Latina, Appia, Ardeatina und Oſtienſis zuſammengedrängt; beſonders intereſſant durch Anlage und Ausſchmückung ſind unter den vielen die des heil. Calixtus, der Domitilla, der heil. Priscilla, der heil. Agnes und der heil. Petrus und Marcellinus. Die älteſten K. reichen bis in das 1. Jahrh. unſerer Zeitrechnung hinauf, die jüngſten wurden um die Mitte des 4. Jahrh. angelegt; mit dem Beginn des 5. Jahrh. hörte das Begraben in den K. auf, die nun bis in das 8. Jahrh. Orte des Cultus blieben. Bei der Belagerung Roms durch die Longobarden zum Theil zerſtört, wurden ſie bald gänzlich unzugänglich und geriethen in Vergeſſenheit. Die erſten Unterſuchungen derſelben erfolgten durch Ant. Boſio in den J. 1560—1600. Die Reſultate derſelben ſind niedergelegt in deſſen Werke «Roma sotterranea» (Rom 1632), das von P. Aringhi lateiniſch bearbeitet wurde («Roma subterranea», Rom 1657 u. öfter); einen deutſchen Auszug dieſer lat. Bearbeitung lieferte Chriſt. Baumann unter dem Titel «Unterirdiſches Rom» (Arnh. 1668). Von neuern Werken ſind zu erwähnen: Rochette, «Tableau des Catacombes de Rome» (Par. 1837); Röſtell in der «Beſchreibung der Stadt Rom» von Bunſen, Gerhard und Platner (Bd. 1, Stuttg. 1829); Perret, «Les Catacombes de Rome» (5 Bde., Par. 1851—56, gr. Fol.; die Ergebniſſe der Forſchungen einer franz. Commiſſion enthaltend); beſonders aber das auf den ſorgfältigſten eigenen Unterſuchungen beruhende Werk von de Roſſi, «La Roma sotterranea cristiana» (Bd. 1, Rom 1864; Bd. 2, Rom 1867), und F. X. Kraus, «Roma sotterranea», («Die römiſchen K.», 3 Lfgn., Freiburg i. Br. 1872—73). Außerhalb Roms finden ſich noch K. in verſchiedenen Gegenden Italiens, unter denen die von Neapel, in härterm Geſtein ausgeführt, daher weiter und großartiger als die römiſchen, die bedeutendſten ſind (vgl. Bellermann, «Ueber die älteſten chriſtl. Begräbnißſtätten, beſonders die K. in Neapel», Hamb. 1839); ferner auf Sicilien (bei Syrakus und bei Acre), auf Malta, auf der griech. Inſel Melos (Milo) und anderwärts. In neuerer Zeit hat man den Namen K. auch auf andere, in höhlenartigen Gängen in das Innere des Felsbodens hineingearbeitete Grabanlagen übertragen, wie namentlich auf die altägypt. Königsgräber bei Theben. Auch Paris beſitzt ſeine K., urſprünglich Steinbrüche, in welche man 1786 die Gebeine aus mehrern aus Geſundheitsrückſichten aufgehobenen Begräbnißſtätten warf, und die ſeitdem als große Beinhöhlen benutzt werden.

Katalekten (griech.) nennt man ausgewählte, geſammelte Ueberbleibſel oder Schriften, insbeſondere die unter dem Titel «Catalecta» ſeit dem 4. Jahrh. n. Chr. bekannte Sammlung von 14 kleinern Gedichten, welche dem Virgil zugeſchrieben werden.

Katalepſie, ſ. Starrſucht.

Katalexis (griech.) heißt in der Metrik bei einem zuſammengeſetzten, künſtlichen Rhythmus oder bei der Verbindung ungleichartiger Füße zu einem Verſe das Schlußglied des letztern vor völliger Beendigung der rhythmiſchen Reihe. Daher nennt man einen Vers akataleklſch (acatalecticus), der lauter volle Takte hat oder vollſtändig iſt, katalektiſch (catalecticus oder catalectus) denjenigen, deſſen letzter Takt unvollſtändig iſt, ſodaß nur ein Theil des letzten Fußes fehlt (z. B. — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑, oder — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | —), hyperkatalektiſch (hypercatalectus) einen überzähligen, bei welchem noch eine Silbe übrigbleibt (z. B. — ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑ | —), brachykatalektiſch endlich (brachycatalectus) einen Vers, wenn bei einem doppelfüßigen Takte die ganze Hälfte, alſo ein Fuß fehlt (z. B. — ⏑ — ⏑ | — ⏑).

Katalog (griech.) heißt überhaupt ein Verzeichniß, in einer eingeſchränkten Bedeutung aber ein Verzeichniß von Sachen, die unter einem Hauptbegriff ſtehen. Es gibt K. von Naturalien, von Büchern, von Alterthümern, von Sternen u. ſ. w. Spricht man ſchlechthin von K., ſo verſteht man darunter gewöhnlich ein Verzeichniß von Büchern. Die Anfertigung guter und brauchbarer Bücherkataloge iſt mit vielen Schwierigkeiten verknüpft und erfolgt nach beſtimmten Regeln, welche die praktiſche Bibliographie und die Bibliothekwiſſenſchaft (ſ. d.) lehren. Die gedruckten K. bilden einen wichtigen Zweig der bibliogr. Literatur. Der Anlage nach unterſcheidet man alphabetiſche (nach den Namen der Verfaſſer der verzeichneten Bücher), ſyſtematiſche (nach den einzelnen Wiſſenſchaften und deren Unterabtheilungen geordnet) und Realkataloge. In letztern (jetzt nur noch wenig gebräuchlich) werden die Bücher unter gewiſſe, ſelbſt wieder alphabetiſch geordnete Stichworte gebracht (z. B. die Schriften über Pferdezucht u. dgl. unter das Stichwort Pferd). Die Bibliographen und Bibliothekare hingegen unterſcheiden K. über beſtimmte Literaturzweige (Fachkataloge), K. über Bibliotheken und K. über die Bücher-

Digitized by Google

vorräthe der Verlags-, Sortiments- und Antiquarbuchhändler. Die Fachkataloge, welche die mehr oder minder vollständige Verzeichnung der über eine Wissenschaft, einen Gegenstand der Forschung u. s. w. vorhandenen Schriften bezwecken, fallen unter die Kategorie der bibliogr. Handbücher. (S. Bibliographie.) Die K. größerer Bibliotheken haben dann ein besonderes Interesse, wenn der verzeichnete Bücherschatz ein ungewöhnlich großer ist (wie z. B. der große, seit 1854 im Druck begonnene K. der Bibliothek zu Paris), oder wenn derselbe einen besondern Reichthum an typographischen Seltenheiten, Prachtwerken, Incunabeln, Pergamentdrucken und andern Gegenständen der Bibliophilie enthält, oder endlich, wenn die katalogisirte Bibliothek in einzelnen Literaturfächern vorzugsweise gut besetzt erscheint. Als Muster für die Bearbeitung dieser Art von K. müssen noch immer Francke's systematischer «Catalogus Bibliothecae Bunavianae» (3 Thle. in 7 Bdn., Lpz. 1750—56) und Audiffredi's alphabetischer K. der Casanatischen Bibliothek (4 Bde., Rom 1761—68) gelten. Während man in Frankreich und Nordamerika fast über alle öffentlichen Bibliotheken gedruckte und großentheils auch gut ausgeführte K. besitzt, ist dies in Deutschland nur erst bei wenigen Instituten dieser Art der Fall. Eine der besten Arbeiten dieser Art ist Hoffmann's «K. der Commerzbibliothek zu Hamburg» (Hamb. 1865). Dagegen sind die Handschriftenschätze, theilweise auch die Incunabeln vieler größerer Büchersammlungen Deutschlands meist vortrefflich katalogisirt worden. Da K. von Privatbibliotheken in der Regel zum Behufe des Verkaufs derselben angefertigt und veröffentlicht werden, so müssen ihre Verfasser dieser Rücksicht den höhern wissenschaftlichen Zweck mehr oder minder unterordnen. Doch haben in dieser Art von bibliogr. Arbeiten von jeher die Franzosen Vorzügliches geleistet. Sehr einflußreich wirkte hier Naudé mit seinem «Catalogus bibliothecae Cordesianae» (Par. 1643). Aus dem 18. Jahrh. werden besonders die K. von Martin, Debure und Nyon (Bibliothek La Vallière's) geschätzt. Gleichzeitig mit letzterm lieferte Morelli in Venedig den trefflichen K. der Pinelli'schen Bibliothek. Auch die Engländer (Dibdin), Niederländer und Russen haben höchst schätzbare bibliogr. Arbeiten über einzelne Privatbibliotheken aufzuweisen. In Deutschland hat man erst in neuerer Zeit angefangen, die K. zum Verkauf oder zur Auction bestimmter Bibliotheken mit bibliogr. Genauigkeit abzufassen. Ganz in den Vordergrund tritt das bibliopolische Interesse bei den K. der Buchhändler und Antiquare, doch läßt man auch diesen jetzt größere Sorgfalt angedeihen. Namentlich zeichnen sich die K. mehrerer großer Antiquarbuchhandlungen sowol Deutschlands als auch Englands, Frankreichs und der Niederlande vortheilhaft aus, sodaß Petzholdt viele derselben in seine «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1866) aufgenommen hat.

Kataplasma (griech.) nennt man einen zertheilenden oder erweichenden Umschlag, der aus mehr oder weniger consistenten, mit warmem Wasser angerührten Breimassen (Hafergrütze, Roggenkleien, Leinsamen u. dgl.) besteht und durch die von ihm verbreitete feuchte Wärme entzündliche Infiltrationen entweder zertheilt oder ihren Uebergang in Eiterung befördert. Man wendet das K. vorzugsweise bei Entzündungen des Unterhautzellgewebes und der oberflächlichen Drüsen, weiterhin als Ableitungsmittel bei verschiedenen entzündlichen Zuständen innerer Organe (Brust- und Bauchfellentzündung, Croup u. dgl.) an. (S. Bähung.)

Katapulte (vom griech. καταπέλτης) hieß im Alterthum eine armbrustartige Wurfmaschine, welche große Pfeile im flachen Bogen fortschleuderte und im Kampf um befestigte Orte zur Anwendung kam. Die K. sind den Ballisten (s. d.) ähnlich, nur daß die Rinne, welche die Geschosse leitet, eine mäßige Ansteigung hat. In einer verkleinerten, leichter zu transportirenden Form führten die K. den Namen Skorpione und wurden als solche mit ins Feld genommen.

Katarakt (griech.) heißt der Wasserfall (s. d.) eines größern Stroms; stehend ist der Ausdruck bei den K. des Nil (s. d.) geworden. — K. heißt auch der Graue oder Weiße Staar (s. d.).

Katarrh (griech., von καταῤῥεῖν, herabfließen) ist ein entzündungsähnlicher Zustand der Schleimhäute, bei welchem die Haargefäße derselben stärker mit Blut gefüllt, sie selbst stärker geschwellt, aufgelockert und feuchter sind und eine reichliche Menge oft etwas bluthaltiger Schleim und Eiter abgesondert wird. Nach letzterer, sehr in die Augen fallenden Erscheinung bezeichnet man die K. wol auch geradezu als Schleimflüsse oder Blennorrhöen, namentlich wenn die Schleimabsonderung sehr reichlich ist. Oft ist der K. mit einer brennenden oder sonst schmerzhaften Empfindung in der Schleimhaut verbunden. Je nach der befallenen Schleimhaut führt der K. verschiedene Namen: der der Nasenhöhle Schnupfen, der Lungen Bronchitis, des Magens und Darms Magen- und Darmkatarrh, der Harnröhre Tripper, der Gebärmutter Weißer Fluß u. s. w. Meist entstehen die K. durch örtlich einwirkende Reize; so z. B. kann derselbe in der Augenbindehaut (Conjunctivitis) auftreten durch Einwirkung von Staub, Rauch und

Digitized by Google

ſcharfen Dünſten, der Magenkatarrh durch heißes Getränk, Alkohol, harte und ſchwerverdauliche Speiſe, der Schnupfen durch Erkältung, die Bronchitis durch Einathmen ätzender Gaſe, ſtaubiger oder kalter Luft u. dgl. Manche K. entſtehen durch beſondere (ſpecifiſche), anſteckend wirkende Subſtanzen, wie der Tripper, eine gewiſſe Art der Conjunctivitis und des Weißen Fluſſes. Andere K. ſind Begleiterſcheinungen anderer Krankheiten (der Maſern, Blattern, des Typhus u. ſ. w.). Ein epidemiſcher K. iſt die Grippe (ſ. d.). Die K. können raſch verlaufen und ſind dann öfters mit Fieber, ſog. Katarrhalfieber, begleitet (acut), oder ſie halten lange Zeit an (chroniſch) und ſind dann meiſt fieberlos. Jeder K. beſchränkt die natürliche Thätigkeit der betroffenen Schleimhaut; bei Schnupfen iſt der Geruch aufgehoben, bei Magenkatarrh die Verdauung erſchwert, bei K. des Kehlkopfs beſteht Heiſerkeit. Bei kurzer Dauer laſſen die K. nur ſelten dauernde Störungen nach ſich; dauern ſie jedoch lange, ſo können ſie das befallene Organ tief beeinträchtigen. Sie können dann zu ſog. katarrhaliſchen Geſchwüren (im Magen, Darm, in der Harnröhre u. ſ. w.) führen, die bei ihrer Heilung oft ſehr läſtige Narben zurücklaſſen, andererſeits aber auch noch weitere, ausgebreitetere Veränderungen nach ſich ziehen. Anhaltende Lungenkatarrhe mindern entweder die Elaſticität der Lunge (Emphyſem) oder führen noch häufiger zu dem Entzündungszuſtande, den man gewöhnlich Tuberkuloſe nennt. Bei vorhandenem K. ſind die erkrankten Schleimhäute ſorgfältig zu ſchonen. Bei Bronchitis macht ſich Aufenthalt in warmer, reiner Luft nöthig; bei Darmkatarrh dürfen nur flüſſige, leichtverdauliche Subſtanzen genoſſen werden. Bei chroniſchen K. leiſtet die fleißige Anwendung adſtringirender und ſchwach ätzender Heilmittel (Alaun, Tannin, Zinkvitriol, Höllenſtein u. ſ. w.) in Form von Inhalationen, Bepinſelungen und Beſpülungen (Naſendouche, Irrigationsapparate) der kranken Schleimhaut vortreffliche Dienſte. Gegen vorhandene Dispoſition zu K. erweiſen ſich regelmäßige kalte Abreibungen und Waſchungen des Körpers, Fluß- und Seebäder ſowie fleißige Bewegung in der freien Luft erſprießlich. (S. Abhärtung.)

Kataſter (mittellat. catastrum, d. i. capitastrum, von caput, Kopf, alſo urſprünglich Kopfſteuerverzeichniß), auch Salbuch, Steuerbuch, Steuerveranlagung, Regiſter des directen Steuerſolls u. ſ. w., bezeichnet das von öffentlichen Behörden zum Zweck gleichförmiger Vertheilung der Abgaben aufgeſtellte ſpecielle Verzeichniß der Steuerpflichtigen einer Gemeinde oder eines größern Bezirks. Solche Regiſter beſtanden ſchon in ſehr alter Zeit, und ſie ſind jeder geordneten Verwaltung unentbehrlich. Es gibt beſondere K. von Gebäuden für die Auflegung der Haus- oder Fenſterſteuer, von Gebäuden behufs Immobiliarverſicherung (Brandkataſter), von bewohnbaren Localitäten behufs Vertheilung der Naturaleinquartierung (Einquartierungskataſter), der Handwerke, induſtriellen und Handelsgewerbe behufs Auflegung der Gewerbeſteuer (Gewerbeſteuerkataſter) u. ſ. w. Vorzugsweiſe bezeichnet man mit dem Ausdruck K. die an Stelle der frühern Urbarien, Grund-, Lager- und Flurbücher, getretenen Grundſteuerkataſter, welche bei der Aufhebung von Steuerfreiheiten gewiſſer Geſellſchaftsklaſſen nothwendig werden, um eine gerechte und dauerhaft ausgiebige Vertheilung der Steuer vom Reingewinne aus dem Grund und Boden möglich zu machen. Da es hierbei auf genaue Vermeſſung, Abſchätzung der Bonität, der landesüblichen Beſtellungskoſten u. ſ. w. ankommt, ſo ſind die erſtmaligen Koſten enorm hoch; ſie finden aber theilweiſe ſchon ihren Erſatz in der dadurch aufgeſchloſſenen Kenntniß des Landes, in der Klarſtellung der Beſitzverhältniſſe u. ſ. w.

Kataſtrophe (griech.), wörtlich: Umwendung, Umkehrung, daher Zerſtörung, Ende. In der dramatiſchen Kunſtſprache iſt die K. das entſcheidende Ereigniß, das die verwickelte dramatiſche Handlung entwickelt und abſchließt, den geſchürzten Knoten löſt. In der Komödie iſt dieſe Löſung eine heitere, den Helden aus ſeinen Verwickelungen zum Glück führende; in der Tragödie iſt ſie Vernichtung und Untergang. Je unverbrüchlicher für das echte Drama die ſtrenge Motivirung iſt, d. h. die innere Nothwendigkeit, die feſte Verkettung der einzelnen Begebenheiten und Situatationen als Urſache und Wirkung, um ſo unverbrüchlicher iſt es auch, daß die K., die Löſung, als eine innerlich nothwendige, aus dem Weſen der Dinge und Charaktere unabänderlich hervorgehende erſcheint. Eine äußerliche Herbeiführung der K., die den Knoten nicht innerlich löſt, ſondern durch die gewaltſame Einmiſchung eines Gottes oder ſonſt einer äußerlichen Macht gewaltſam durchhaut, pflegt man einen Deus ex machina zu nennen: nicht organiſche, ſondern mechan. Löſung. Aus der dramatiſchen Sprache hat ſich alsdann dieſer Ausdruck auch in das gewöhnliche Leben übertragen. K. pflegt man in dieſem Sinne jede entſcheidende, namentlich jede unglückliche Wendung zu nennen, ſelbſt jedes unglückliche Naturereigniß.

Katechetik (griech.) heißt urſprünglich der Unterricht in der chriſtl. Glaubenslehre, wird aber jetzt ſpeciell auf den Jugendunterricht bezogen, für welchen man in neuerer Zeit eine eigene

Digitized by Google

Kunstlehre aufstellte. Daher heißt K. jetzt eben diese Kunstlehre selbst, der ihr gemäß ertheilte Unterricht aber Katechisation. Die bei solchem Unterrichte nothwendige Methode des Fragens und Antwortens heißt die katechetische oder die katechisirende im Unterschiede von dem zusammenhängenden Vortrag (der akroamatischen Methode). Die Kunst des Katecheten suchte man lange darin, daß er die Begriffe aus der Seele des Lernenden gleichsam hervorzulocken und zu entwickeln verstehe. Diese katechetische Unterrichtsform, deren sich schon Sokrates bediente, hat man die Sokratische Methode oder Sokratik genannt. Das Ungenügende derselben lag aber darin, daß dabei gerade der eigentliche Hauptzweck des Religionsunterrichts, die religiöse Gemüthsbildung, fast ganz hinter bloßen Verstandesübungen zurücktrat. Die neuere Orthodoxie wendet auf ihrem Standpunkte dagegen noch außerdem ein, daß die christl. Wahrheiten als schlechthin übernatürliche der menschlichen Vernunft unzugänglich seien, daher auch nicht aus der Seele der Schüler hervorgelockt werden könnten; was sie aber meist an die Stelle gesetzt hat, ein blos äußerliches Ueberliefern und Einprägen fertiger Dogmen auf kirchliche oder biblische Autorität hin, ist um nichts besser als die verlassene Sokratische Methode. Die richtige katechetische Methode zu finden, ist äußerst schwer und setzt die Fähigkeit voraus, in den Anschauungs- und Vorstellungskreis der Jugend einzugehen, um denselben allmählich zu erweitern, zu bilden und zu reinigen. Soweit es dabei nicht blos auf religiöse Anregung, sondern zugleich auf belehrende Unterweisung ankommt, wird die K. keine andern Regeln aufstellen dürfen als die Pädagogik überhaupt. Praktische Schulmänner sind gewöhnlich die besten Katecheten, während theol. Voreingenommenheit nur Schaden stiftet. Einen neuerdings wieder mit Vorliebe gepflegten Theil der K. machen die Kirchenkatechisationen aus, deren Zweck zunächst dahin geht, für die confirmirte Jugend den Religionsunterricht der Schulen fortzusetzen und zu befestigen. Nach den Texten, die man hierbei zu behandeln pflegt, unterscheidet man Bibel-, Katechismus-, Lieder- und Predigtkatechisationen. Die Unterweisung der Jugend war natürlich, solange die Kirche besteht, eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Die Katechetenschule zu Alexandrien, welche in der Mitte des 3. Jahrh. blühte, war jedoch eine theol. Lehranstalt für künftige Geistliche und hatte mit dem religiösen Volksunterricht nichts zu thun. Letzterer erstreckte sich in den ersten Jahrhunderten auf die Mittheilung und Erläuterung der Glaubensregel, die später im sog. Apostolischen Symbolum zusammengefaßt wurde. Im Mittelalter bestand er fast nur darin, daß man den Glauben, das Vaterunser, die Zehn Gebote und das Ave-Maria auswendig lernen ließ. Die Reformation gab durch ihre Katechismen auch dem katechetischen Unterrichte einen neuen Anstoß. Aber bei der überwiegend dogmatisch-polemischen Richtung des Zeitalters bestand derselbe vorzugsweise nur in einer genauen Ueberlieferung der orthodoxen Lehrbestimmungen, insbesondere der Lehrunterschiede der luth. Kirche von der katholischen und reformirten. Die kirchlichen Katechisationen geriethen dabei fast ganz in Vergessenheit. Spener und Francke wirkten für Wiederherstellung derselben und zugleich für eine lebendigere, auf religiöse Erweckung abzweckende Behandlung des katechetischen Unterrichts überhaupt. Gegen Ende des 18. Jahrh. kam dann die erwähnte Sokratische Methode auf, die jedoch mit der kirchlichen Zurückdrängung des Rationalismus wieder verlassen wurde. Eine wissenschaftliche Behandlung der K. datirt erst aus neuerer Zeit. Vgl. Daub, «Lehrbuch der K.» (Frankf. 1801); Schwarz, «Katechetik» (2. Aufl., Gieß. 1819); Schleiermacher, «Praktische Theologie» (Berl. 1842); Palmer, «Evangelische K.» (Stuttg. 1844; 4. Aufl. 1856); von Zezschwitz, «System der christl.-kirchlichen K.» (2 Bde., Lpz. 1863—72).

Katechismus (griech.) heißt in der Kirchensprache eine in Fragen und Antworten gefaßte Zusammenstellung der Hauptstücke der Glaubenslehre zum Zwecke des Volksunterrichts. Das Bedürfniß der religiösen Jugendbildung führte schon im 8. und 9. Jahrh. zur Abfassung solcher Katechismen, unter denen der von Kero, Mönch in St.-Gallen, und der wahrscheinlich von Otfried von Weißenburg geschriebene die berühmtesten sind. Späterhin finden sich solche Bücher vorzüglich bei den Böhmischen Brüdern, die auch den Namen K. zuerst gebraucht zu haben scheinen. Diese Katechismen enthielten als Hauptstücke des Kirchenglaubens vornehmlich das Apostolische Symbolum, die Zehn Gebote und das Vaterunser. Im Anfange der Reformation wandte Luther sogleich ein besonderes Augenmerk auf den Religionsunterricht für das Volk. Er hatte zu diesem Zwecke schon 1520 die Zehn Gebote, die drei Artikel des christl. Glaubens und das Vaterunser mit Erklärungen versehen und unter dem Titel «Eine kurze Form, die Zehn Gebote und den Glauben zu betrachten und das Vaterunser zu beten» herausgegeben. Der Fortgang der Reformation und die Verbreitung der neuen Kirche ließ die Ausarbeitung eines förmlichen K. immer nothwendiger erscheinen, sodaß 1525 Justus Jonas und Joh. Agricola

Digitized by Google

mit dieser Ausarbeitung beauftragt wurden. Die Ergebnisse der 1528 gehaltenen Kirchenvisitation veranlaßten aber Luther selbst, seinen Großen und Kleinen K. zu schreiben. Der große, von ihm zuerst begonnene sollte zur bessern Belehrung sowol der Geistlichen wie des Volks, der kleine zum ersten Unterrichte des Volks und der Kinder dienen. Beide Katechismen erschienen 1529. Außer den drei ersten Hauptstücken enthielten sie noch die beiden Hauptstücke von der Taufe und vom Sakrament des Altars. Das sog. sechste Hauptstück, vom Amte der Schlüssel, ist spätern Ursprungs. An seiner Stelle findet sich jetzt meist der Artikel von der Buße, Beichte und Absolution (als fünftes Hauptstück). Einen Anhang, der aber auch nicht von Luther herrührt, bilden der Morgen- und Abendsegen, das Tischgebet, die Haustafel und Fragstücke für Communicanten. Beide Katechismen wurden nachmals unter die Symbolischen Bücher aufgenommen. Die zur Augsburgischen Confession sich bekennende Brüdergemeine gebraucht als K. hauptsächlich das unter dem Titel «Der Hauptinhalt der Lehre Jesu Christi» (Barby 1778) erschienene Buch. Von den Reformatoren in der Schweiz erschienen mehrere Katechismen, namentlich von Oekolampadius, Leo Judä, Bucer, Viret u. a.; doch fanden nur der Genfer, Züricher und Heidelberger oder Pfälzer K. ein überwiegendes Ansehen. Den Genfer K., der in den großen und kleinen zerfällt, verfaßte Calvin. Derselbe schrieb zuerst einen kleinen in franz. Sprache 1536 (lat. 1538), dann einen großen K. (franz. 1541, lat. 1545); letzterer wurde auf verschiedenen franz. Synoden sanctionirt und auch vielfach in andern reform. Kirchen in Gebrauch genommen. Der Züricher K. ist aus den Katechismen von Judä (1553) und Bullinger (1559) entstanden, wurde mit dem Heidelberger K. in Uebereinstimmung gebracht, seit 1639 als Symbolisches Buch recipirt und hatte früher besonders in der züricher Kirche ein großes Ansehen. Am berühmtesten aber ist der Heidelberger oder Pfälzer K. geworden. Der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ließ ihn von den heidelberger Theologen Kaspar Olevian und Zacharias Ursinus abfassen, die ihn in deutscher Sprache schrieben, dann durch Josua Lagus und Lambert Ludolph Pithogäus in das Lateinische übersetzen. So erschien er 1563 in deutscher und lat. Sprache. Bald darauf wurde er in mehrere andere Sprachen, ja selbst in das Hebräische übersetzt, und Auszüge aus ihm zum Gebrauche der Jugend gab es schon kurz nach seinem ersten Erscheinen. Nachdem er bereits auf verschiedenen niederländ. Synoden die Sanction erhalten, unterwarf ihn die Dordrechter Synode (1618) in der 17. Sitzung von neuem einer Revision, erhob ihn zur Bekenntnißschrift und ließ durch mehrere Theologen einen kurzen Lehrbegriff der christl. Religion, welcher die wörtlichen Erklärungen des K. möglichst beibehielt, zum Unterrichte für die Jugend entwerfen. Der Heidelberger K. hat drei Haupttheile: 1) Vom menschlichen Elende; 2) von der Erlösung (hierbei wird das Apostolische Symbolum und die Lehre von den Sakramenten erörtert); 3) von der Dankbarkeit gegen Gott für die Erlösung, wobei der Dekalog (in anderer Zählung der Gebote als bei Luther) und das (in sechs Bitten vertheilte) Vaterunser behandelt wird. In der Anglikanischen Kirche erlangte der sog. «Church catechism», von Joh. Poinet 1552 lateinisch verfaßt, von König Eduard VI. sanctionirt und 1553 zu London herausgegeben, ein großes Ansehen. Er umfaßte 24 Fragestücke, eine Erklärung des Taufgelübdes und der Glaubensartikel, die Zehn Gebote, das Vaterunser. Später ließ König Jakob I. durch Al. Nowel noch einen Unterricht über die Sakramente beifügen (1572). Die Presbyterianische Kirche in England und Schottland gebraucht dagegen «The assembly-catechism», genauer, einen größern und kleinern K., welche, wie es scheint, bald nach dem von der Westminster-Synode (1648) verfaßten Puritanerbekenntnisse veröffentlicht wurden. Auch verschiedene andere kirchliche Parteien, die in der prot. Kirche hervorgetreten, haben Katechismen, denen sie mehr oder weniger ein kirchliches Ansehen zuschreiben, so die Mennoniten, die Socinianer, die Arminianer, die Quäker. In der prot. Kirche begann man übrigens schon frühzeitig, den Luther'schen K. durch Erklärungen zu erweitern, daher beinahe jedes Land seinen eigenen K. erhielt. Diese Katechismen tragen natürlich das Gepräge der Zeit ihrer Entstehung. Zu Ende des 18. Jahrh. wurden vielerorten die orthodoxen Katechismen durch andere ersetzt, welche den Meinungen der Aufklärungszeit größern oder geringern Einfluß gestatten und mit möglichster Zurückstellung des Dogmatischen besonders ausführlich bei dem Moralischen verweilen. Die Vereinigung der beiden prot. Kirchen in mehrern deutschen Staaten erzeugte das Bedürfniß von Unionskatechismen. Die moderne Orthodoxie betrachtete es als eine ihrer Hauptaufgaben, die rationalistischen Katechismen überall zu beseitigen und dafür die ältern wieder einzuführen oder neue im dogmatischen Geschmacke des 17. Jahrh. zu verfassen. Ihre Bestrebungen sind vielfach von Erfolg gewesen, scheiterten aber anderwärts an dem Widerstande der Gemeinden. In der röm.-kath. Kirche erlangte der durch die Kirchenversammlung von Trident veranlaßte,

Digitized by Google

vom Erzbischof Leon. Marino, dem Bischof Aegidius Foscarari und dem portug. Dominicaner Franciscus Fureiro ausgearbeitete und vom Papst Pius V. sanctionirte Römische oder Tridentinische K. großes symbolisches Ansehen. Derselbe erschien zuerst zu Rom 1566. Er zerfällt in vier Hauptabschnitte: 1) Vom Apostolischen Symbolum; 2) von den Sakramenten; 3) vom Dekalog oder den Zehn Geboten; 4) vom Gebete. Eine sehr weite Verbreitung fanden die beiden von dem Jesuiten Petrus Canisius herausgegebenen Katechismen, von denen der größere schon 1554 erschienen war. Die griech.-kath. Kirche hat ihren größern K. in dem von Petrus Mogilas, Metropoliten zu Kiew, verfaßten «Rechtgläubigen Bekenntniß der kath. und apostolischen Kirche des Morgenlandes» (1642), welches von der Synode zu Konstantinopel (1643) durch die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem angenommen und durch die Synode von Jerusalem (1672) sowie (1721) durch Peter d. Gr. aufs neue sanctionirt wurde. Dieser K. heißt auch «Der größere K. der Russen», zum Unterschiede von dem «Kleinern K.», den Peter I. nach jenem abfassen ließ, und zerfällt in die drei Theile: Vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Deutsch erschien er von Frisch (Frankf. u. Lpz. 1724).

Katechumenen wurden in den ersten Zeiten der christl. Kirche diejenigen genannt, welche im christl. Glauben Unterricht erhielten, aber die Taufe nicht erhalten hatten. Sie nahmen in der Kirche einen besondern Platz ein und durften bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig sein. Später aber verstand man unter K. die jungen Christen, die, um confirmirt und zum Abendmahl zugelassen zu werden, durch Unterricht dazu vorbereitet wurden, und diesen Sinn hat das Wort noch gegenwärtig behalten. (S. Katechetik.)

Kategorien (praedicamenta) nennt man in der Philosophie die allgemeinsten Begriffe und Gedankenbestimmungen, unter welche alle Gegenstände der Erfahrung, insofern sie gedacht werden, fallen. Schon der den Pythagoräern nahestehende Alkmäon scheint versucht zu haben, sie aufzuzählen; Aristoteles, welcher sie als allgemeine Bezeichnungen der Klassen unserer Begriffe aus der Sprache abstrahirte, nahm deren zehn an: substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, situs und habitus, und seine spätern Erklärer setzten dazu noch die sog. fünf Kategoreme (praedicabilia) und die fünf Postprädicamente. Obgleich die Stoiker und Neuplatoniker die Kategorienlehre zu vereinfachen suchten, so wurde doch die Aristotelische Aufzählung derselben bei den Scholastikern allgemein angenommen und zu einer Topik angewendet, zufolge deren man einen Gegenstand nach den K. durchging, um zu bestimmen, welche Merkmale ihm beigelegt werden könnten oder müßten. Darauf gründete sich die Heuristik (s. d.) oder Erfindungskunst (ars magna) des Raimundus Lullus und Giordano Bruno. Auch die spätere Schulmetaphysik behielt die Aristotelischen K. in der Voraussetzung bei, daß sie etwas den Dingen selbst Zukommendes bezeichnen. Eine vollkommene Umgestaltung erhielt die Kategorienlehre durch die kritische Philosophie. Kant nämlich faßte sie nicht als Bestimmungen dessen, was ist und geschieht, sondern als Grund- und Stammbegriffe des menschlichen Erkenntnißvermögens, als die unabhängig von der Erfahrung oder a priori vorausgesetzten Elementarbegriffe auf, durch welche für uns erst eine Erfahrung möglich werde, welche aber, in ihrer Anwendung über die Grenzen der Erfahrung ausgedehnt, zu leeren Formen herabsinken. Kant fand den Ursprung der K. in den Functionen des Verstandes im Urtheilen, und da er die Urtheile ihrer Quantität nach in allgemeine, besondere und einzelne, ihrer Qualität nach in bejahende, verneinende und limitirende, ihrer Relation nach in kategorische, hypothetische und disjunctive, ihrer Modalität nach endlich in problematische, assertorische und apodiktische eintheilte, so bezeichnete er als die K. der Quantität Einheit, Vielheit und Allheit; als die der Qualität Realität, Negation und Limitation; als die der Relation Subsistenz, Causalität und Wechselwirkung; endlich als die der Modalität Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit sammt ihren Gegentheilen. Die spätern speculativen Systeme haben verschiedene Versuche gemacht, die K. nicht blos aufzuzählen, sondern abzuleiten. So betrachtete Fichte die obersten Erkenntnißbegriffe nicht als ein ursprüngliches, a priori vorhandenes Eigenthum des menschlichen Geistes, sondern als verschiedene Ausdrücke und Bestimmungen der absoluten Thätigkeit des Ich. In der Hegel'schen Philosophie entwickelt sich das System der K. nach dem Leitfaden der dialektischen Methode als die Reihe der Evolutionen, die das Erkennen durchläuft, daher das Wort K. hier in dem Sinne gebraucht wird, daß es den allgemeinen Gesichtspunkt bezeichnet, unter welchem ein Ding, ein Ereigniß, ein Verhältniß u. s. w. betrachtet wird. Fries versuchte die Kant'sche Kategorientafel auf diejenigen der Relation zurückzuführen; Schopenhauer erkannte nur eine einzige, diejenige der Causalität, als Grundfunction des Verstandes an. Die gegenwärtige

Digitized by Google

Psychologie sucht die «natürlichen K.» als die gesetzmäßigen Grundformen der elementaren Vorstellungsverbindungen. Vgl. Trendelenburg, «Geschichte der Kategorienlehre» (Berl. 1846).

Kategörisch (griech.), soviel wie geradezu oder schlechthin, als Gegensatz vom Hypothetischen. (S. Hypothese.) — Ein kategorisches Urtheil ist ein solches, in welchem das Prädicat dem Subject bedingungslos und schlechthin beigelegt oder abgesprochen wird; also ein Urtheil von der Form: A ist B, oder A ist nicht B. — Kategorischer Imperativ heißt bei Kant das Sittengesetz, insofern es geradezu oder schlechthin, d. h. unabhängig von jeder Rücksicht des persönlichen Interesses, sei es des Nutzens oder Vergnügens, gebietet oder verbietet.

Katharer ist der Name mehrerer schon seit dem Ende des 10. Jahrh. in Frankreich, Westdeutschland und der Lombardei auftauchender Sekten, deren gemeinsames Streben die Opposition gegen die hierarchische Veräußerlichung der Kirche und das Dringen auf apostolische Einfachheit war. Bei den meisten tritt eine dualistische Weltanschauung zu Tage, welche mit den ältern Lehren der Marcioniten und Manichäer vielfache Verwandtschaft zeigt, daher die kirchlichen Schriftsteller der Zeit sie sehr häufig mit denselben Namen benennen. Andere Namen für sie, zum Theil aus sehr verschiedener Zeit, sind Bulgaren (von ihrem theilweisen Zusammenhange mit den bulgar. Paulicianern), woraus das franz. Schimpfwort Bougres entstand, ferner in Italien Patarener oder Patariner, Publicaner oder Popelitaner, und in den Niederlanden Piphles. Der allgemeinste Name aber war K., d. h. Reine, wie sie sich selbst im Gegensatze zur herrschenden Kirche nannten. Aus diesem Namen, der lombard. Gazzari hieß, bildete sich dann das deutsche Wort Ketzer (s. d.). Die Geschichte der K., namentlich in ihren Ursprüngen, ist äußerst dunkel. Die Berichte der Gegner sind parteiisch, lückenhaft und reich an Verwechselungen. Daß sich eine geheime Tradition altgnostischer Lehren seit dem Alterthume ins Mittelalter fortgepflanzt habe, ist nicht ganz unwahrscheinlich; doch bleibt der gnostische Charakter mancher als K. bezeichneter Parteien mehr vermuthet als erwiesen. Andererseits liebten sie es namentlich in späterer Zeit, ihre eigentlichen Lehren als Geheimlehren zu behandeln und nur ihre sittlich-praktischen Grundsätze in den Vordergrund zu stellen. Bei manchen führte die dualistische Grundlage ihrer Lehre zur Verwerfung alles äußern Gottesdienstes, des Priesterstandes, der Ehe und der thierischen Nahrung. Statt der Wassertaufe galt ihnen als Einweihungsritus die durch Handauflegung vollzogene Geistestaufe. Das Alte Testament verwarfen sie, das Neue legten sie allegorisch aus. Auch doketische Vorstellungen waren bei ihnen im Umlauf. Zuerst erscheinen sie Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrh. als kleine, aus tiefer Verborgenheit wie zufällig hervorgezogene Sekten, besonders in der Bulgarei, in Slawonien und Thrazien, dann als da und dort umherziehende, kirchenplündernde und dem verweltlichten Klerus blutigen Untergang schwörende Haufen (Peter von Bruys, Heinrich von Lausanne u. a.). Seit dem 12. Jahrh. treten die K. als förmlich organisirte Gegenkirche aus ihrer Verborgenheit hervor, zunächst in Macedonien und Dalmatien, dann in Italien und Südfrankreich, und eröffnen den Kampf gegen die «Kirche der falschen Apostel». Sie besaßen damals nicht blos selbst eine Art von Hierarchie, sondern zerfielen, ähnlich wie die alten Manichäer, auch in verschiedene Grade. Die höchste Stufe bildeten die «Vollkommenen» oder die «Christen», welche sich zur strengsten Ascese verpflichten mußten; die zweite die «Gläubigen», die dritte die «Katechumenen». Ihre Moral hob dem Volke gegenüber vornehmlich die Lehren der Bergpredigt hervor. Die Katharerkirche in der Grafschaft Toulouse, gegen welche Innocenz III. den Vertilgungskrieg eröffnete, ist unter dem Namen der Albigenser (s. d.) bekannt. (S. Bogomilen.) Vgl. Hahn, «Geschichte der Ketzer im Mittelalter» (Bd. 1, Stuttg. 1845); Chr. Schmidt, «Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois» (2 Bde., Par. 1849).

Katharina heißen mehrere Heilige der kath. Kirche. Berühmt sind besonders: die vorzugsweise so genannte heilige K. in Alexandrien, aus königl. Geschlechte, die, weil sie bei einem vom Kaiser Maxentius veranstalteten Opferfeste öffentlich das Evangelium verkündete, 307 enthauptet wurde. In ihrem Kerker bekehrte sie des Kaisers Gemahlin Faustina und viele andere. Ihre Leiche wurde, der Sage zufolge, von den Engeln nach dem Berge Sinai getragen, wo ägypt. Christen dieselbe im 8. Jahrh. wieder aufgefunden haben wollten. Als Heilige war sie sonst die Patronin der philos. Facultät zu Paris. Die kath. Kirche begeht ihren Todestag 25. Nov. — K. von Siena, eine der berühmtesten Heiligen in Italien, geb. zu Siena 1347, die Tochter eines Färbers, gelobte schon als Kind ewige Keuschheit, lebte von ihrem 20. Jahre an blos von Brot und Kräutern, später blos vom Abendmahle, und wurde dann Dominicanerin. Sie unterwarf sich harten Selbstpeinigungen, war sehr wohlthätig gegen Arme, pflegte die ekelerregendsten Kranken und rühmte sich des unmittelbaren Umgangs mit Christus, der sein Herz

Digitized by Google

mit dem ihrigen vertauscht und ihrem Körper seine Wundenmale eingedrückt haben sollte. Sie war die Beratherin mehrerer Päpste und wurde durch Urban IV. 1378 nach Rom berufen, wo sie 1380 starb, und durch Pius II., ihren Landsmann, 1461 heilig gesprochen. Die Dominicaner und die Sienenser verehrten sie als Schutzheilige. Ihr Gedächtniß feiert die Kirche 30. April. Vgl. die Schriften von Capecelatro (Flor. 1864) und Hase (Lpz. 1864). — K. von Bologna (Bononiensis), Clarissin, gest. 9. März 1463 und berühmt durch die «Revelationes Catharinae Bononiensi factae», wurde ihres gottgeweihten Lebens wegen 1712 durch Clemens XI. unter die Heiligen versetzt. — Die schwedische K., die Tochter der heil. Brigitte, gest. zu Wadstena in Schweden 22. März 1381, wurde der Wunder wegen, die sie im Leben wie nach dem Tode that, um 1474 kanonisirt.

Katharina I., Kaiserin von Rußland, 1725—27, geb. 15. April 1684, hieß mit ihrem eigentlichen Namen Martha und war wahrscheinlich die Tochter des litauischen Bauern Samuel Skawronski, der später mit seiner Familie nach Lennewaden in Livland übersiedelte. Nach seinem Tode nahm ein Küster die Waise auf, überließ sie aber bald dem Propst Glück zu Marienburg, der sie mit seinen Kindern erziehen ließ. Hier verheirathete sich Martha 1701 mit einem schwed. Dragoner und fiel, als dieser im Jahre darauf ins Feld zog und Marienburg 3. Sept. 1702 von den Russen eingenommen wurde, als Gefangene in die Hände des Generals Scheremetjew, von dem sie erst zu dem General Bauer, dann aber zum Fürsten Menschikow kam, der sie zu seiner Geliebten machte. Bei diesem sah sie Peter der Große (s. d.) und nahm sie, von ihrer Jugend und Schönheit gefesselt, zu sich. Sie trat 1703 zur griech. Kirche über und erhielt dabei die Namen Katharina Alexiewna. Peter d. Gr. gebar sie 1706—9 drei Töchter, Katharina, Anna und Elisabeth (s. d.), von denen die zweite, als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peter's III., die dritte aber Kaiserin von Rußland wurde. Seit 1707 war sie heimlich mit Peter vermählt. Als dieser 1711 am Pruth gegen das türk. Heer ohne Rettung verloren schien, gelang es ihr, in Gemeinschaft mit Ostermann und Schafirow, den Großvezir zu gewinnen und dadurch das russ. Heer aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Aus Dankbarkeit erklärte sie Peter 1712 öffentlich zur Gemahlin. Nach dem Tode des Zarewitsch Alexei ließ sie Peter 1724 in Moskau als Kaiserin krönen und dachte ernstlich daran, ihr die Nachfolge zuzuwenden. Doch mußte sie bald darauf seine ganze Unzufriedenheit empfinden, da er sie im Verdacht hatte, mit dem Kammerherrn Moens, den er auch deshalb enthaupten ließ, in zu vertrautem Verhältnisse zu leben. Auch Menschikow, der ihr stets viel Anhänglichkeit bezeigt hatte, war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen. Jedoch gelang es ihr durch Jagushinski's Klugheit, der damals des Kaisers Vertrauen genoß, ihren Gemahl mit Menschikow zu versöhnen. Mit ihm arbeitete sie nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als 8. Febr. 1725 Peter d. Gr. starb. Kaum war der Kaiser todt, als Menschikow die Garderegimenter und den Senat versammelte und diese für K. zu gewinnen wußte. Der Erzbischof von Pleskow, Theophanes, mußte vor dem Volke und den Truppen schwören, daß ihm der Kaiser auf dem Todtenbette erklärt habe, seine Gemahlin allein sei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin aus. Anfangs arbeitete das Cabinet unter Menschikow's Leitung nach den Planen Peter's d. Gr. fort. Allein bald schlichen sich große Fehler in die Verwaltung ein, während die Kaiserin infolge ihrer zügellosen Lebensweise schon 17. Mai 1727 starb. Ihr folgte in der Regierung Peter II. Vgl. Mottley, «History of the life and reign of Catherine I.» (2 Bde., Lond. 1744); Arsenjew, «Zarstwowanie Ekateriny I.» (Petersb. 1856).

Katharina II., Kaiserin von Rußland, 1762—96, geb. 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, als preuß. Generalfeldmarschall Gouverneur war. Von der Kaiserin Elisabeth auf Friedrich's II. Vorschlag zur Gemahlin ihres Neffen Peter, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte, erwählt, wurde, nachdem sie zur griech. Kirche übergetreten, wobei sie die Namen Sophie Auguste mit Katharina Alexiewna vertauschte, 1. Sept. 1745 die Vermählung vollzogen. Unter den Freunden ihres Gemahls zog Sergéi Soltikow die Aufmerksamkeit der Großfürstin auf sich, und bald entstand zwischen beiden ein vertrautes Verhältniß. Später gewann Stanislaus August (s. d.) Poniatowski ihre Zuneigung. Seit der Thronbesteigung Peter's III., 5. Jan. 1762, mehrte sich die Spannung zwischen beiden Gatten. Peter lebte mit einem Hoffräulein, Elisabeth Woronzow, so vertraut, daß seine Gemahlin befürchtete, er möchte sie verstoßen und seine Geliebte heirathen. Dabei machte sich Peter durch seine Vorliebe für die preuß. Kriegszucht, durch manche Charakterfehler und seine Politik auch seinen Unterthanen mit jedem Tage verhaßter. So kam durch den Hetman Graf Rasumowskij, den Grafen Panin, die unternehmende Fürstin Daschkow und einen jungen Garde-

Digitized by Google

offizier, Grigorij Orlow, der nach Poniatowski's Abgange K.'s Zuneigung fesselte, und dessen Bruder Alexei Orlow, eine Verschwörung gegen den Kaiser zu Stande. Durch die Orlows wurde die Garde bewogen, ihr als Monarchin zu huldigen, und der nachmalige Senator Teplow vermocht, in der kasanschen Kirche ein Manifest abzulesen, das die Erhebung K.'s auf den Thron verkündigte. Peter III., dessen man sich versichert, wurde nach einigen Tagen im Gefängniß ermordet. Wie weit K. an dem Morde betheiligt war, läßt sich nicht ermitteln.

Nach ihrer Thronbesteigung wußte K. bald die Gunst des Volks zu gewinnen. Sie bewies für die Religion große Achtung, ließ sich mit Pracht in Moskau krönen, beschäftigte sich sehr geräuschvoll mit den Mitteln, Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern, und war für die innere Verwaltung wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands außerordentlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Kurländer, den neuen Herzog, Karl von Sachsen, abzusetzen und den dem Adel verhaßten Biron (s. d.) zurückzurufen. Nach dem Tode des Kurfürsten August III. von Sachsen, Königs von Polen, brachte sie es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. In ihrem eigenen Reiche nahm aber inzwischen die Zahl der Misvergnügten bedeutend zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan (s. d.) belebte die Hoffnungen der Verschworenen, und nur seine Ermordung in der Festung Schlüsselburg konnte die Plane der Unzufriedenen vernichten. Um eine Verbesserung der Gesetzgebung herbeizuführen, wurden 1767 Abgeordnete aus allen Provinzen nach Moskau berufen. Doch das mit vielem Aufsehen begonnene Unternehmen endigte ohne Ergebniß. Nachdem die Versammlung ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beigelegt, wurde sie entlassen und nie wieder berufen. Tüchtiger und erfolgreicher war die Thätigkeit der Kaiserin nach außen. (S. Rußland.) Die erste Theilung Polens 1772 und der mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi 1774 endende Türkenkrieg vergrößerten Rußlands Macht, während im Innern fast um dieselbe Zeit durch die Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes Pugatschew's (s. d.) das Ansehen der Kaiserin aufs neue befestigt wurde; ihre Absicht Griechenland zu befreien erreichte die Kaiserin indessen nicht, obgleich die Griechen sich auf ihren Wink erhoben und Graf Alexei Orlow die türk. Flotte bei Tschesme vernichtete. Einen unbeschränkten Einfluß auf K. übte seitdem der übermüthige Potemkin (s. d.). Als die Kaiserin, nachdem sie die wieder beruhigten Provinzen bereist hatte, 1787 auch Taurien kennen zu lernen wünschte, machte Potemkin aus dieser Reise einen vollständigen Triumphzug. Auf einem Wege von beinahe 5000 Kilom. sah man nichts als Feste, theatralische Ausschmückungen und Blendwerk. Paläste erhoben sich mitten auf wüsten Feldern, um einen Tag bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüsten angelegt, wo kurz vorher die Tataren ihre Heerden weideten; allenthalben erschien eine mit Gewalt zusammengetriebene zahlreiche Bevölkerung als ein künstliches Bild des Glücks und Wohlbefindens. Auf dieser Reise verabredete K. einen für Rußland vortheilhaften Bund mit Kaiser Joseph II., welcher sie besuchte. Die Folge davon war ein neuer Türkenkrieg, der 1792 im Frieden von Jassy nicht minder Vortheile brachte als der erste. Ebenso vermehrte der 1790 beendigte Krieg mit Schweden, die beiden letzten Theilungen Polens und die Einverleibung Kurlands (26. April 1795) Rußlands Macht. An dem Kriege gegen Frankreich nahm die Kaiserin keinen Theil, obgleich sie alle Verbindungen mit der Französischen Republik abbrach, die Emigranten thätig unterstützte und mit England ein Bündniß gegen Frankreich schloß. Dagegen hatte sie den Krieg gegen Persien begonnen und hegte, wie man versichert, den Plan, die Herrschaft der Engländer in Bengalen zu stürzen. Ein Schlagfluß endigte 17. Nov. 1796 ihr Leben. Bei allen Schwächen ihres Geschlechts zeigte K. nicht selten die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ins Grab, die Wollust und die Ruhmsucht. Die Stellung ihres jedesmaligen Liebhabers, der im Palast wohnte, einer bestimmten Geschäftsordnung in seinem Günstlingsberuf unterworfen war, bestimmte Vorrechte genoß, außerordentlich befördert wurde und große Geschenke erhielt, glich gewissermaßen einem Staatsamte. Ausgezeichneten Schriftstellern schmeichelte sie, beschäftigte sich auch selbst mit literarischen Arbeiten und schrieb unter andern ein umfangreiches Werk über russ. Geschichte (5 Bde., Petersb. 1787—93). Sie hatte in Frankreich an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire mehreremal zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine «Encyklopädie» in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen, und vermochte Diderot, sie zu besuchen. Wirklich erlangte sie, was sie wünschte; die Gelehrten Europas zählten sie den größten Regenten bei. Auch beförderte sie die Wissenschaften, begünstigte den Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Kanäle, Hospitäler und Erziehungsanstalten an und suchte den Mis-

Digitized by Google

bräuchen in der Staatsverwaltung, Rechtspflege sowie in der Erhebung der Abgaben ein Ende zu machen. Doch erzielte sie, weil sie oft mehr auf den Schein als auf die Sache bedacht war, meist nur geringe Ergebnisse. Ihr Denkmal in Petersburg (von M. Mikeschin) wurde 6. Aug. 1873 enthüllt. Ihr folgte in der Regierung ihr einziger Sohn Paul I. (s. d.). Vgl. Castéra, «Histoire de Catherine II» (3 Bde., Par. 1800); Herzen, «Mémoires de l'impératrice Catherine II» (Lond. 1859); «Catherine II de Russie et ses favoris» (Würzb. 1874).

Katharina von Medici, Gemahlin König Heinrich's II. (s. d.) von Frankreich, war die Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino, und der Madeleine von Boulogne, aus dem Hause Auvergne, und 1519 zu Florenz geboren. Im Alter von 14 J. kam sie nach Frankreich, wo sie sich, durch Vermittelung ihres Oheims, des Papstes Clemens VII., mit Heinrich, dem zweiten Sohne König Franz' I., vermählte. Als aber der Papst im folgenden Jahre starb, sah sich K. an dem fremden Hofe schutzlos, vernachlässigt und beargwohnt. Sie war schön und gebildet, aber auch schlau und gemüthlos. Mit Bedacht spielte sie in dem Treiben des Hofs eine stumme, zurückhaltende Rolle. Das wüste Leben ihres Gemahls und die Zurücksetzung, die sie durch Diana von Poitiers dulden mußte, entrissen ihr keine Klage. Dadurch erwarb sie sich allmählich die Gunst ihres Gemahls und des alten Königs. Als ihrem Gemahl 1547 die Krone zufiel, änderte sich ihre Lage wenig. Erst 1559 mit der Thronbesteigung Franz' II. (s. d.), ihres Erstgeborenen, verrieth sie Lust zu herrschen. Doch mußte sie diesmal die polit. Gewalt mit den mächtigen Guisen theilen, deren Einfluß nach dem Attentat von Amboise für den Thron so gefährlich wurde, daß K. in der geheimen Verbindung mit den Hugenotten ein Gegengewicht suchte. Der Tod Franz' II. und die Thronbesteigung ihres minderjährigen zweiten Sohnes, Karl's IX. (s. d.), brachte endlich 1560 die Regierung in ihre Hände. Sie ließ sich von dem Parlamente die Staatsverwaltung zusprechen und nahm den gemäßigten L'Hopital zum Kanzler, den schwachen Anton von Bourbon aber zum Generalstatthalter. Die religiösen Interessen, welche Frankreich spalteten, waren ihr gleichgültig. Sie haßte die Guisen, weil ihr dieselben die Herrschaft, ihren Söhnen vielleicht den Thron streitig machen konnten; sie haßte aber noch mehr die Protestanten, die Frankreich mit tiefergehenden, den königl. Despotismus beschränkenden Veränderungen bedrohten. Keiner Ueberzeugung und keiner der Parteien angehörend, die das Interesse der Zeit und das Schicksal des Landes vertraten, wollte sie die Unterdrückung beider, dem Hofe gefährlichen Gegensätze herbeiführen. Unter diesen Umständen brach der Bürgerkrieg aus und führte 1563 zu dem für die Protestanten vortheilhaften Frieden von Amboise. Die reformatorische, den Adel und das gebildete Bürgerthum umschließende Partei erhob nun ihr Haupt kühner. Die Königin schloß deshalb 1564 mit Spanien ein geheimes Bündniß zur Ausrottung der Ketzer. Die Verfolgungen, die sie seitdem im Frieden gegen die Protestanten erhob, riefen 1567 den Bürgerkrieg wieder hervor, der mit kurzer Unterbrechung Frankreich drei Jahre verwüstete. Endlich schloß der Hof 1570 den Frieden von St.-Germain, wodurch K. Zeit und Gelegenheit zu gewinnen hoffte, die Häupter der Feinde zu treffen. Mit verstellter Freundlichkeit lockte sie die Protestanten an den Hof und vermählte sogar ihre Tochter Margaretha mit dem Könige von Navarra, dem nachherigen Heinrich IV. Die Protestanten begegneten den Katholiken mit Stolz, und die erbitterten Guisen, die Führer des kath. Volks, standen im Begriff, die Waffen wieder zu erheben. In dieser Lage vereinigte sich die Königin mit den Guisen 1572 zu einem Complot, das anfangs nur die Ermordung der prot. Häupter bezweckte. Der Frevel begann mit dem Anschlage auf Coligny und führte, nachdem der schwache König gewonnen, zur sog. Bartholomäusnacht (s. d.). Die furchtbare That brachte die Staatsgewalt gänzlich in die Hände der Königin. Zu dieser Zeit verschaffte sie auch ihrem dritten Sohne, dem nachmaligen Könige Heinrich III., durch Geld und Intrigue die poln. Königskrone. Nach dem Religionsfrieden von 1573 empörte die Willkür der Königin und ihrer Verbündeten, der Guisen, sogar die gemäßigtern Katholiken. Diese sog. Partei der Politiker, an deren Spitze der Herzog von Alençon, der vierte Sohn der Königin stand, vereinigte sich mit den Protestanten. Als Karl IX. 1574 starb, war er im Begriff, sich seiner Mutter und der Guisen zu entledigen. Nochmals erhielt die Königin durch diesen erwünschten, vielleicht beförderten Todesfall die Reichsverwaltung bis zur Rückkehr Heinrich's III. (s. d.) aus Polen. Nur mit Mühe vermochte sie indeß ihr Ansehen gegen den allgemeinen Haß, den sie auf sich geladen, zu behaupten. Nach der Ankunft des charakterlosen Königs bewog sie denselben leicht zum Wiederbeginn des Kriegs und machte sich zum Mittelpunkt aller Ränke, Friedensbrüche und Unterhandlungen, welche diese traurige Regierungsepoche ausfüllen. Bald die Ligue und die Guisen, bald die Protestanten und Heinrich von Navarra verrathend, sah sie

Digitized by Google

sich zuletzt mit ihrem Sohne von allen verlassen und verachtet. Der Verdruß über ihre Ohnmacht untergrub in den letzten Lebensjahren ihre kräftige Natur. An der Ermordung der Guisen hatte sie wol keinen Antheil. Inmitten des Getümmels der Parteien starb sie zu Blois 5. Jan. 1589 unbeachtet und unbetrauert. Ihre princip- und gewissenlose Politik hatte den Thron untergraben und das Reich in die tiefste Zerrüttung gestürzt; durch Luxus und Verschwendung hatte sie die Finanzen erschöpft und sich selbst mit ungeheuern Schulden beladen. Mit Recht kann ihr das Sittenverderbniß jener Zeit zur Last gelegt werden. Durch sinnliche Zerstreuungen suchte sie selbst ihre Söhne von den Staatsgeschäften abzuhalten. Uebrigens bereicherte sie Frankreich mit prachtvollen Bauten und die königl. Bibliothek mit den griech. Handschriften, die ihr Urgroßvater nach der Eroberung Konstantinopels gekauft.

Katheder (griech.), d. i. Sessel, dann Lehrstuhl in den Schulen der Philosophen und Rhetoren, nennt man jetzt gewöhnlich in den Lehrzimmern und Auditorien den erhöhten, mit Schranken umgebenen Platz, von welchem herab die Vorträge gehalten werden.

Katheder|socialisten ist ein in dem Streite zwischen der freihändlerischen und socialpolit. Richtung der deutschen Volkswirthe aufgetauchter polemischer Ausdruck für Docenten, die zum Socialismus hinneigen. Der Name wurde zuerst 1872 mehrfach gebraucht, als in Eisenach ein «Verein für Socialpolitik» zusammentrat, der von einer größern Anzahl deutscher Professoren berufen war. Als Hauptvertreter der sog. katheder|socialistischen Richtung sind Schmoller, Adolf Wagner, Brentano, Schäffle, Samter zu nennen.

Kathedrale (neulat. Bildung von cathedra, Sitz, insbesondere Bischofssitz) heißt eine jede Hauptkirche, an welcher ein Bischof oder Erzbischof seinen Sitz hat. Nicht selten wird auch das Wort gleichbedeutend mit Dom (s. d.) oder Münster gebraucht.

Katheten heißen diejenigen beiden Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen. Der Lehrsatz, daß ihre Quadrate zusammengenommen dem Quadrate der Hypotenuse gleich sind, ist unter dem Namen des Pythagoräischen Lehrsatzes (s. d.) bekannt.

Katheter (griech., Senke, Sonde) heißen die cylindrischen Röhren, welche von den Chirurgen in Kanäle und Höhlen des Körpers eingeführt werden. Dieselben sind hohl, an dem Ende, welches eingeführt wird, abgerundet, an den Seiten mit Oeffnungen (Augen), an dem äußern Ende aber mit einer weiten Mündung versehen. Man nennt sie auch Sonden, versteht jedoch unter letztern auch solide (nicht hohle) Cylinder. Die K. sind entweder aus Metall (Silber, Neusilber, Zinn) gefertigt und haben, wie die soliden Metallsonden (die auch aus Stahl gemacht werden), eine dem Kanal, in den sie eingeführt werden sollen, entsprechende Krümmung. Man bedient sich außerdem biegsamer (aus Kautschuk gefertigter) K., welche durch einen in sie gesteckten gebogenen Draht (Leitsonde, Mandrin) ihre Form und Festigkeit erlangen. Man kathetrisirt, um den Inhalt aus Körperhöhlen zu entfernen (Harn, Mageninhalt), oder Flüssigkeiten in dieselben einzuführen (Wasser, Arzneilösungen in die Blase, Brechmittel in den Magen, Klystiere in den Darm, Luft in den innern Gehörgang), oder um die Durchgängigkeit von Kanälen (Harnröhre, Speiseröhre) sowie den Inhalt der Höhlen (Steine in der Harnblase) zu untersuchen, endlich auch um verengte Kanäle (Stricturen der Harnröhre) zu erweitern (dilatiren). Die Anwendung der K. fordert eine geübte Hand; eine ungeschickte Handhabung derselben kann Verletzungen, selbst falsche Wege herbeiführen.

Katholicismus bezeichnet gegenwärtig im allgemeinen Sprachgebrauche diejenige kirchliche Form des Christenthums, welche sich im lat. Abendlande unter der geistlichen Herrschaft der röm. Päpste ausgebildet und seit der Kirchenversammlung zu Trient gegen den Protestantismus in Dogma, Verfassung, Cultus und kirchlicher Disciplin abgeschlossen hat. Der K. ist daher zunächst als geschichtliche Erscheinung, weiter aber auch als kirchliches Princip zu würdigen. Der Begriff und Name der katholischen Kirche geht bis ins Ende des 2. Jahrh. zurück. Nachdem die ältesten Kämpfe zwischen der judenchristl. und der heidenchristl. Richtung in der christl. Kirche in der Hauptsache zum Abschluß gekommen waren, nöthigten um die Mitte des 2. Jahrh. die Gegensätze des Gnosticismus und des Montanismus die Masse der einfach gläubigen Christen zur genauern Feststellung der apostolischen Tradition, als deren geistbegabte Träger die Bischöfe, besonders die Bischöfe der Kirchen apostolischer Gründung galten, unter denen Rom die einzige im lat. Abendlande war. Zur Abwehr fremder Meinungen und Bräuche suchte man diejenige Form des Christenthums sicherzustellen und unverfälscht weiterzupflanzen, welche die von der Apostel Zeit her allgemein (griech. καθ' ὅλου) verbreitete und anerkannte war. Diese Form nannte man die katholische; daher kath. Kirche ursprünglich so viel ist wie die allgemein an der apostolischen Ueberlieferung festhaltende Kirche, außerhalb welcher es nur

Digitized by Google

Häresien, d. h. selbstbeliebige Meinungen gab. Die Zugehörigkeit zur kath. Kirche erschien als unerlaßliche Bedingung der Seligkeit; da diese Kirche aber in den Bischöfen ihre, wie man meinte, von Christus und den Aposteln selbst eingesetzten Häupter hatte, so wurde das Seelenheil an den Gehorsam gegen Lehre und Anordnungen der Bischöfe geknüpft. Die erste Form, in welcher sich also die Idee der einen allgemeinen christl. Kirche entwickelte, war die der strengen äußern Autorität, wie dieselbe in der Tradition und der Amtsgewalt der Bischöfe zur Darstellung kam. Eine gewisse Fortbildung von Lehre und Bräuchen war dadurch anfangs nicht ausgeschlossen, nur sollte sie im strengsten Anschlusse an die Tradition, gewissermaßen an deren fortschreitende Auslegung und Anwendung, und lediglich durch die Bischöfe geschehen. Neue Lehrformeln (Symbole) mußten daher durch die aus der gesammten Kirche zu gemeinsamer Berathung versammelten Bischöfe, und zwar, da der Heilige Geist in allen nur einer und derselbe war, einstimmig beschlossen werden, galten dann aber als unveränderliche und unfehlbare, vom Heiligen Geist selbst eingegebene Wahrheiten. Bestimmungen jedoch, welche die kirchliche Verfassung und Sitte oder die gottesdienstliche Ordnung betrafen, konnten durch Mehrheitsbeschlüsse gefaßt werden, galten daher auch weder für unabänderlich, noch brauchten sie in allen Theilen der Kirche absolut gleichmäßig zu sein. Diese Grundsätze wurden auch seit der Reichstheilung unter den Söhnen Theodosius' d. Gr. (395) aufrecht erhalten. Trotz der schon damals, namentlich zwischen Orient und Occident sich herausbildenden Verschiedenheiten in den kirchlichen Bräuchen galt die kath. Kirche als eine untheilbare und einige, und auf den allgemeinen Synoden, welche über Fragen der Lehre zu entscheiden hatten, mußten die Bischöfe beider Reichshälften erscheinen. Indeß wurde der schon früher ziemlich lose Zusammenhalt im Laufe der Zeit immer mehr gelockert, und die allmählich sich steigernden Ansprüche der röm. Bischöfe auf allgemeine Regierungsgewalt nicht blos über die lateinische, sondern auch über die griech. Kirche führten zu immer größerer gegenseitiger Erkaltung. Die letzte wirklich allgemeine Synode wurde 680 gehalten; dagegen stellte schon 692 die griech. Kirche auf einem Concil zu Konstantinopel eine Reihe von Kanones (s. Kanon) auf, welche direct oder indirect gegen Rom und röm. Bräuche gerichtet waren. Danach traten auch noch dogmatische Unterschiede hinzu, welche in Verbindung mit den von Rom immer wieder erneuerten, von den Orientalen consequent abgewiesenen hierarchischen Ansprüchen endlich 1053 zur förmlichen Kirchentrennung führten.

Seitdem machen beide Theile darauf Anspruch, die rechte kath. Kirche zu sein, und betrachten die andere als abgefallen. Wenn die geschichtliche Continuität und Stabilität der Ueberlieferung, wie beide Theile anerkennen, entscheiden soll, so hat freilich die griech. Kirche jedenfalls auf den Namen der katholischen ein begründeteres Recht. Die röm. Ansprüche dagegen gründen sich nur auf den angeblichen, von Jesus selbst angeordneten Primat des Petrus unter den Aposteln, auf die ebenso unbegründete Behauptung, Petrus sei der erste Bischof von Rom gewesen und habe sein Primat auf alle seine röm. Nachfolger vererbt, endlich auf die aus beiden Sätzen gezogene Folgerung, daß der Nachfolger des Petrus der gottgeordnete Statthalter Christi auf Erden sei. Sieht man aber auf die innere Consequenz des auch von der griech. Kirche anerkannten kirchlichen Autoritäts- und Traditionsprincips, so läßt sich das geschichtliche Recht des römischen K. nicht in Abrede stellen. Eine feste kirchliche Autorität muß als unfehlbar gelten, wenn sie unbedingte Unterwerfung der Gläubigen fordern will; dann bedarf sie aber nicht allein unfehlbarer Träger, sondern auch einer obersten Stelle auf Erden, an welcher in allen kirchlichen Streitfragen in letzter Instanz und absolut maßgebend entschieden wird. Wie daher die Hierarchie als bischöfl. Aristokratie nothwendig eine monarchische Spitze fordert, so fordert wieder die innere Consequenz des monarchischen Princips die absolute Machtvollkommenheit und Unfehlbarkeit des kirchlichen Oberhauptes, welche auf dem Vaticanischen Concil (1870) ausdrücklich als Dogma proclamirt worden ist. Dabei gilt als selbstverständlich, daß der Papst, im Vollbesitze des Heiligen Geistes, bei seinen Entscheidungen sich ebenso wenig von der kirchlichen Tradition entfernen kann, als es denkbar ist, daß der Heilige Geist sich selbst widerspreche. Dagegen sah sich der Protestantismus gleich von vornherein genöthigt, der Opposition gegen einzelne kirchlich recipirte Meinungen und päpstl. Anordnungen die Bestreitung der päpstl. Autorität überhaupt, und dieser weiter die Verwerfung des kirchlichen Traditionsprincips und des unfehlbaren Ansehens der Kirchenversammlungen, mit einem Worte die Lossetzung von der ganzen Hierarchie und dem durch diese repräsentirten äußern kirchlichen Autoritätsprincip selbst folgen zu lassen. Hiermit wollten sich die Protestanten freilich nicht von der kath. Kirche als solcher trennen, sondern nur gewisse in derselben nach und nach eingerissene Mißbräuche und Verderbnisse beseitigen. Da man protestantischerseits nicht blos die Autorität

Digitized by Google

der Bibel, sondern ausdrücklich auch die Glaubensbekenntnisse der alten Kirche aufrecht erhielt, so war man immerhin berechtigt, den Namen «katholisch» auch für sich zu reclamiren. Aber ebenso begreiflich ist es, daß man römischerseits den Protestanten diesen Namen ebenso wenig wie der griech. Kirche zugestehen konnte. Es war inconsequent, wenn der ältere Protestantismus die Unfehlbarkeit der Lehrtradition einer Theilkirche absprach und dieselbe doch für die Gesammtkirche, d. h. für die Zeit vor der ersten Kirchenspaltung, unbedenklich gelten ließ. Es war ebenso inconsequent, wenn auch eine zeitweise Nothwendigkeit, die äußere kirchliche Autorität zu bestreiten und ihr doch in der Bibel eine ebenso unfehlbare äußere Autorität gegenüberzusetzen, da ja die unfehlbare Schriftautorität nichts nützte ohne unfehlbare Auslegung, und diese wieder nichts ohne unfehlbare Ausleger. Im Streben, die fehlbare Menschenautorität durch die ausschließliche Autorität des göttlichen Geistes zu verdrängen, konnte man anfangs auch die göttliche Autorität selbst nur als eine äußere verstehen und vermochte darum den römischen K. nicht zu überwinden. Letzterer blieb daher dem ältern Protestantismus noch fortwährend als eine gleichberechtigte, ja vom Standpunkte des äußern Autoritätsprincips sogar höher berechtigte Form des Christenthums gegenüberstehen. Indeß geht gerade das prot. Princip in seiner ältesten geschichtlichen Verwirklichung nicht auf, und was vom äußern Autoritätsstandpunkte eine Inconsequenz war, ist tiefer betrachtet nur die erste Weise, in welcher die Idee des Christenthums von ihrer geschichtlichen Erscheinung sich losriß, die erste noch unvollkommene Form, in welcher der religiöse Geist seine Freiheit wieder zu gewinnen und die ewige göttliche Ordnung nicht in irgendwelcher äußern Tradition, sondern allein in dem eigenen Innern des Subjects aufzufinden strebte. Während daher der orthodoxe Protestantismus dem römischen K. gegenüber nur als eine gegenwärtig unhaltbar gewordene Halbheit erscheint, kann nur der freie Protestantismus mit dem letztern einen erfolgreichen Kampf eröffnen.

Der römische K. als kirchliches Princip steht und fällt also mit dem äußern Autoritätswesen, welches im unfehlbaren Papstthum seinen correctesten Ausdruck findet. Hiermit hängt nicht blos die Gleichberechtigung der Tradition mit der Schriftautorität, sondern auch die hierarchische Gliederung der Kirche und der Ausschluß der Laien von der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, höchstens geringe äußere Dinge ausgenommen, zusammen. In der röm.-kath. Kirche sind Bestrebungen für eine freiere Kirchenverfassung, wie sie jetzt überall in der protestantischen hervortreten, grundsätzlich ausgeschlossen: Papst und Hierarchie müssen sie verdammen. Ebenso grundsätzlich ausgeschlossen ist jede Abweichung Einzelner von dem überlieferten Dogma, sei es auch zum Zwecke wissenschaftlicher Fortbildung desselben: die Freiheit der Forschung gilt nur innerhalb der von der Kirche gezogenen Schranken und darf dieselben nie überschreiten wollen. Auch die Gewissensfreiheit darf innerhalb der kath. Kirche nicht in Anspruch genommen werden: wer nicht unbedingt sein eigenes Urtheil dem Urtheile der Kirche in allen Dingen des christl. Glaubens und Lebens unterwirft, ist kein rechter Katholik, wenn die Kirche auch keine äußern Zwangsmittel gegen ihn anwendet. Doch hätte sie auch zu diesen ein Recht und unterläßt sie nur aus weiser Berücksichtigung der Zeitverhältnisse. Daß außerhalb der röm.-kath. Kirche kein Heil sei, folgt schon aus dem Anspruche derselben, im ausschließlichen und unfehlbaren Besitze der Heilserkenntniß zu sein; können daher vielleicht auch solche, die nur aus Unkenntniß ihrer Lehren und Gebote ihr fern geblieben, gerettet werden, so sind doch alle verdammt, welche ihr wissentlich widerstreben, also welche das röm. Autoritätsprincip selbst bestreiten; denn sie verschmähen grundsätzlich die Hülfe, welche die Kirche ihnen sonst vielleicht doch noch in diesem oder in jenem Leben gewähren könnte. Auflehnung gegen die Autorität der röm. Kirche ist die einzige Sünde, welche schlechthin des Heils verlustig macht; alle andern können durch den wirksamen Beistand der Kirche vergeben werden. Toleranz gegen Ketzer zu üben, mag die Kirche daher zeitweilig durch äußere Umstände veranlaßt werden; an sich aber hat sie nicht nur das Recht zu gewaltsamen Bekehrungen, welches, wo liebevolle Zurechtweisung nichts hilft, geradezu eine Pflicht gegen die Seelen der Irrenden wird, sondern auch die Pflicht, die Gläubigen soviel als möglich vor jeder Berührung mit der Ketzerei zu schützen, also auch den Ketzern die freie Religionsübung, wo es irgend angeht, zu wehren. Das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt ist durch dieselben Grundsätze bestimmt. Während sie dem Staate die Pflicht zuschreibt, den Anordnungen der Kirche mit dem weltlichen Arme zu Hülfe zu kommen, ihren unverkürzten Bestand theils durch den allgemeinen Schutz der Gesetze, theils, wo es erforderlich wird, durch Dotationen zu sichern und zu der weitern Ausbreitung derselben behülflich zu sein, kann sie der weltlichen Gewalt nur denjenigen Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten zugestehen, welcher ihr durch ausdrückliche Verträge mit dem

Digitized by Google

röm. Stuhle (s. Concordat) garantirt ist. Doch steht auch hier das, was die kirchliche Obrigkeit zum Wohle der kath. Kirche für dienlich hält, höher als jeder immer nur auf vorübergehenden Verhältnissen beruhende Vertrag, und die Herstellung der vollsten kirchlichen Selbstständigkeit ist das immer und überall im Auge behaltene Ziel. Auch die Bischöfe dürfen den Landesherren nur unter der Voraussetzung oder gar unter dem ausdrücklichen Vorbehalt Treue geloben, daß der Gehorsam gegen ihre Anordnungen mit den Interessen der kath. Kirche in keinen Conflict gerathe. Verträge mit der Curie oder mit den einheimischen Bischöfen geben daher dem Staate niemals eine Bürgschaft gegen weitergehende Ansprüche der Kirche, welche ihre Rechte sich vielmehr jederzeit vorbehält, um sie bei günstiger Gelegenheit wieder geltend zu machen.

Mit dem äußern Autoritätsprincip des K. hängen auch eine Reihe der wichtigsten Lehren und Bräuche zusammen. Wie die Kirche allein im unfehlbaren Besitze der Heilserkenntniß ist, so ist sie auch die alleinige Mittlerin des Heils selbst. Der einzelne ist seiner Seligkeit nur gewiß, wenn er sich der von der Kirche dargebotenen Heilsmittel im gläubigen Gehorsam bedient, er kann aber auch ohne alles eigene Zuthun der kirchlichen Segnungen theilhaftig werden, wenn er der Wirksamkeit derselben nur keinen Riegel durch sein subjectives Verhalten vorschiebt. Auf diesen Voraussetzungen beruht die kath. Theorie vom opus operatum oder von den äußerlich für den Einzelnen und an ihm von der Kirche vollbrachten Heilswerken. Die Kirche kann aus dem Schatz der guten Werke (s. Gute Werke) den Gläubigen zugute kommen lassen oder Ablaß (s. d.) ertheilen, kann durch die Wunderkraft der von ihr verwalteten Sakramente, insbesondere des Meßopfers, nicht nur Lebenden, sondern auch Todten die göttliche Gnade erwerben, Seelen aus dem Fegfeuer (s. d.) erretten und selbst die ungenügende Buße der Gläubigen ergänzen. Die sieben Sakramente umziehen das ganze Leben des Menschen von der Wiege bis zum Grabe mit einem Kranze kirchlicher Gnadenwirkungen, welche dem Gläubigen den allezeit hülfreichen Beistand der Kirche versichern, natürlich unter Voraussetzung des unbedingten Gehorsams gegen ihre Leitung. Der Höhenpunkt der kirchlichen Wunder ist die Transsubstantiation, in welcher der Heilige Geist durch die Hand des Priesters als Mittler zwischen Gott und den Menschen Leib und Blut Christi von neuem erschafft.

Bei aller Unveränderlichkeit der Lehre hat sich der K. dennoch gelegentlich zu kleinen Concessionen herbeigelassen, welche aber gerade mit dem kath. Princip selbst nur in losem Zusammenhange stehen. So wurde 1439 auf dem Concil zu Florenz den unirten Griechen (s. Griechische Kirche) der Laienkelch und die Priesterehe verwilligt. Auch der Gottesdienst in der Landessprache und allerlei Abweichungen in Cultus und Sitte könnten vorkommendenfalls eingeräumt werden, ohne daß das kirchliche Autoritätsprincip selbst darunter Noth litte. So konnte man auch im Reformationszeitalter zu wiederholten malen Vergleichsverhandlungen versuchen, bei welchen (wie 1540 zu Regensburg) Katholiken und Protestanten einander scheinbar sehr nahe rückten. Die dogmatischen Differenzen zwischen dem K. und dem ältern Protestantismus wären kein unübersteigliches Hinderniß einer Vereinigung, zumal die Kirchenversammlung von Trient eine Reihe der wichtigsten Lehrbestimmungen in der Schwebe hielt. Daß der K. außer dem Glauben zur Seligkeit auch die Werke fordert, könnte scheinbar zu seiner Empfehlung dienen und ist bei dem äußerlichen Begriffe des Glaubens als bloßem Fürwahrhalten einer autoritätsmäßig überlieferten Lehre sogar unvermeidlich, wenn das Band der kirchlichen Frömmigkeit mit der Moral nicht völlig gelöst werden soll. Wird aber der Glaube im tiefern prot. Sinne als persönlicher Heilsglaube des die Gnade Gottes in Christo unmittelbar ergreifenden Individuums gefaßt, so tritt darin die ganze Tiefe des prot. Subjectivitätsprincips hervor, welches dem kath. Princip durchaus entgegengesetzt ist, daher Luther wohl wußte, warum er gerade hier gegen alle Unionsversuche so mistrauisch blieb. Auch in andern Stücken beruht die relativ größere Klarheit und verstandesmäßige Begreiflichkeit des kath. Dogmas nur darin, daß der Protestantismus in die alten Formen einen neuen Gehalt legte, ohne jene sofort auch von innen heraus umzubilden, daher die auf halbem Wege stehenbleibende prot. Orthodoxie hier wie fast überall gegen den K. im Nachtheile blieb. In Bezug auf Cultusformen, Verfassung und Sitte war der ältere Protestantismus um des Friedens willen wiederholt zu weitgehenden Zugeständnissen bereit, die principielle Differenz trat aber auch hier in der röm. Forderung hervor, das göttliche Recht der päpstl. und kirchlichen Autorität anzuerkennen.

Um den K. als geschichtliche Erscheinung zu verstehen, darf man jedoch nicht blos bei seinem äußern Autoritätsprincip stehen bleiben. Es ließe sich wol eine kirchliche Gestaltung vorstellen, welche jenes Princip mit Bewußtsein aufgäbe und dennoch äußerlich sich wenig von dem gegenwärtigen römischen K. unterschiede. Die überwiegend sittlich-praktische Richtung, welche gegen-

Digitized by Google

über der rein religiösen des ältern Protestantismus in einer Reihe kath. Lehrsätze (wie von der Willensfreiheit, der Erbsünde, der Bekehrung, den guten Werken, der Möglichkeit vollkommener Heiligkeit u. s. w.) sich ausprägt, ist zwar nicht frei von bedenklichen Auswüchsen, kann aber nicht ohne weiteres als jüd. Verunreinigung des Christenthums gelten, sondern ist im Grunde neben der prot. Grundrichtung gleichberechtigt. Wirft der strenge Protestantismus dem K. vor, das Verdienst des einzigen Mittlers durch Erhebung menschlicher Nothhelfer und falsches Vertrauen auf eigene Werke zu schmälern, so kann letzterer gegenüber der prot. Christolatrie seine Ansicht von einer reichen Stufenfolge mittlerischer Personen und Kräfte als die psychologisch und geschichtlich, ja selbst philosophisch berechtigtere rühmen. Anderes, was der Protestantismus umgekehrt als heidnische Verunreinigung des Christenthums verwirft, der Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst, die Brotverwandlung und die Anbetung des Hochwürdigsten, überhaupt die ganze sinnenfällige Pracht des kath. Gottesdienstes, die Menge seiner Ceremonien, der äußere Glanz der kath. Hierarchie, entspricht der Eigenthümlichkeit des roman. und romanogerman. Volksgeistes, welcher weit mehr als der rein germanische durch die Phantasie bestimmt wird. Gegen manches, z. B. den Glauben an fortgesetzte Wunder in der Kirche, sich aufzulehnen, hat wenigstens der orthodoxe Protestantismus kein Recht, welcher ebenfalls Wunder glaubt, aber ihnen eine willkürliche Zeitgrenze zieht. Auch das Klosterleben, Fasten, Rosenkranzbeten, die Wallfahrten, Processionen u. s. w. entsprechen vollkommen der Stufe sinnlicher Frömmigkeit, über welche noch heute Millionen nicht hinaus sind. In Ländern wie Italien und Spanien hat weder die german. noch anglogerman. Form des Protestantismus Aussicht auf große Erfolge. Ob freilich eine Reform des K. von innen heraus, wie sie jetzt von den deutschen Altkatholiken (s. d.) angestrebt wird, wirklich Erfolg haben werde, steht zur Zeit noch in Frage. Gewiß steht ein K., welcher seine Reformfähigkeit und Reformbedürftigkeit anerkennt, dem geschichtlichen Protestantismus nicht mehr principiell gegenüber, sondern neben ihm als eine relativ gleichberechtigte Form des Christenthums. Aber wenigstens der gerade in dem letzten Jahrzehnte aufs neue erstarkte Ultramontanismus (s. d.) läßt die Hoffnung auf endgültige Ueberwindung der kirchlichen Gegensätze als eine illusorische erscheinen.

Katholische Briefe hießen nach kirchlichem Sprachgebrauche diejenigen apostolischen Sendschreiben, welche nicht wie die Pauliniſchen an eine einzelne Gemeinde, sondern an einen größern Leserkreis, sei es an eine Mehrzahl von Gemeinden, sei es an die ganze Christenheit gerichtet sind. Als solche Briefe betrachtete man anfangs nur den ersten Brief des Johannes und den ersten Brief des Petrus. Später ging der Name auch auf den Brief des Jakobus, den Brief des Judas und den zweiten Brief des Petrus über, zu denen man auch den (angeblich an die ganze Kirche gerichteten) zweiten und schießlich auch den dritten Brief des Johannes gesellte, obwol der letztere einen einzelnen Mann als seinen Empfänger nennt. Mitwirkend bei dieser Erweiterung war das Schwanken des Sprachgebrauchs, indem man unter Katholischen Briefen auch wieder solche verstand, welche man in der kath. Kirche zum Vorlesen gebrauchte. So bildete sich der noch gegenwärtig herrschende Sprachgebrauch, welcher unter jenem Namen sämmtliche Briefe im Kanon zusammenfaßt, die nicht vom Apostel Paulus verfaßt sein sollen. Wie aber unter den angeblichen Pauliniſchen Briefen ein großer Theil dem Apostel fälschlich zugeschrieben worden ist, so wird auch die Echtheit sämmtlicher sieben Katholischen Briefe mit mehr oder minder entscheidenden Gründen beanstandet.

Katholische Majestät nannten sich schon seit der Kirchenversammlung zu Toledo 589 mehrere Könige von Spanien. Als bleibender Titel wurde ihnen derselbe erst durch Papst Alexander VI. beigelegt, zum Andenken der 1491 durch Ferdinand V. von Aragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien.

Katkow (Michail Nikiphorowitsch), russ. Publicist, geb. 1820 zu Moskau aus einer adeligen Familie, studirte auf der dortigen Universität, in Königsberg und Berlin, wo er ein eifriger Schüler Schelling's war. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er Professor der Philosophie an der moskauer Universität, welche Stellung er jedoch bald aufgab. Er begann 1856 die Herausgabe des Journals «Russkij Wjestnik», in welchem er die modernen Ideen des Liberalismus und namentlich das engl. Selfgovernment vertrat, zugleich aber der radicalen und socialistischen Partei entschiedene Opposition machte. Der Aufstand in Polen und die fieberhafte Neigung zu Umwälzungen, die sich gleichzeitig in Rußland kundgab, führten K., der seit 1861 auch die Redaction der «Moskauer Zeitung» übernommen hatte, zu einer Veränderung seiner bisherigen polit. Ansichten. Er wurde der Apostel des Nationalrussenthums, bewirkte die Entsendung des Generals Murawjew nach Wilna, sowie die Beseitigung des Marquis

Digitized by Google

Wielopolski und gewann großen Einfluß auf seine Landsleute. Vornehmlich auf seine Thätigkeit sind die von der russ. Regierung unternommenen Versuche zur gewaltsamen Russificirung Polens und zur Unterdrückung des deutschen Elements und der ständischen Verfassung in den Ostseeprovinzen zurückzuführen. Außerdem verfocht er mit Prof. Leontjew das classisch-humanistische Unterrichtssystem ebenso entschieden wie erfolgreich.

Katoptrik ist der Theil der Optik (s. d.), welcher sich mit den Gesetzen des von Flächen zurückgeworfenen Lichts beschäftigt und somit vornehmlich die Theorie der Spiegel umfaßt.

Katte ist der Name eines der ältesten Adelsgeschlechter der Mark Brandenburg, welches dem preuß. Staate angesehene Militärs und Staatsdiener geliefert hat und in verschiedenen Linien blüht. — Hans Heinrich von K. (geb. 16. Oct. 1681, gest. 31. Mai 1741), der Linie Wust angehörig, stieg in der preuß. Armee bis 1740 zum Generalfeldmarschall und wurde in demselben Jahre von Friedrich II. auch in den preuß. Grafenstand erhoben. — Sein Sohn Hans Hermann von K. (gewöhnlich Katt genannt), geb. 1708, trat als Lieutenant in das Regiment Gensdarmes ein, wo er sich durch sein ausschweifendes Leben und wegen Insubordination mehrfach Rügen zuzog, jedoch unerachtet wiederholter Verbote des Königs einer der vertrautesten Freunde des Kronprinzen (spätern Königs Friedrich II.) blieb. Er wurde 6. Nov. 1730 zu Küstrin enthauptet, weil er um den Plan desselben, nach England zu flüchten, gewußt und zu dessen Ausführung in hervorragender Weise beigetragen hatte. Die ganze auf die Flucht bezügliche Correspondenz ging durch seine Hand. — Ein älterer Bruder des Feldmarschalls, Heinrich Christoph von K. (gest. 23. Nov. 1760), wurde 1746 Wirkl. Geh. Staats- und Kriegsrath und Vicepräsident sowie dirigirender Minister bei dem Generaldirectorium. Seine drei Söhne, Johann Friedrich (gest. 29. März 1764 als Generallieutenant), Berndt Christian (gest. 5. Aug. 1776 als Generalmajor) und Karl Aemilius (gest. 16. Nov. 1757) haben sich unter Friedrich II. als Militärs einen geachteten Namen erworben. — Der Linie Zolchow entstammte Friedrich Karl von K., geb. 1772 im Magdeburgischen. Derselbe trat 1786 in preuß. Militärdienste und machte die Feldzüge von 1792—94 und 1806 gegen Frankreich mit, in denen er sich rühmlich hervorthat, bis er 1806 bei Lübeck in Gefangenschaft gerieth. Nach dem Frieden von Tilsit, während der westfäl. Herrschaft, faßte er den Plan, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von den Bedrückungen der Franzosen zu befreien. Er hatte es zunächst darauf abgesehen, Magdeburg durch Einverständniß und Ueberrumpelung zu nehmen. Als er indeß seinen Plan verrathen sah, ging er nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig, mit dessen Corps er den Zug nach Sachsen machte. Mit einer Sendung an Erzherzog Karl betraut, nahm er an den Schlachten von Aspern und Wagram theil und kehrte dann zum Herzoge von Braunschweig zurück, mit welchem er nach England ging. Später trat er in österr., 1813 wieder in preuß. Dienste. Er wohnte dann den Feldzügen bis 1815 bei, wurde zum Major befördert und nahm 1826 als Oberstlieutenant seinen Abschied. K. starb 9. Jan. 1836 auf seinem Gute Neuenklitsche. — Sein Bruder, Friedrich Wilhelm Gottfried von K., geb. 12. Oct. 1789, trat 1802 in die preuß. Armee, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit und avancirte hierauf bis 1844 zum Generalmajor. Im J. 1850 führte er die Avantgarde in Hessen und hatte 8. Nov. die Affaire bei Bronnzell (s. d.). Nachdem er 1852 als Generallieutenant aus dem activen Dienst getreten, lebte er zu Berlin, wo er 6. März 1866 starb.

Kattegat nennt man den Meerbusen zwischen der Ostküste Jütlands und der Westküste Schwedens, nördlich von den dän. Inseln. Im Süden hängt das K. durch den Großen und den Kleinen Belt und den Sund mit der Ostsee zusammen. Es hat im Westen und Süden niedrige, im Osten an der schwed. Seite aber sehr steile, felsige Gestade und ist gefährlich zu befahren, daher das plattdeutsche Sprichwort: «Dat K. makt den Schippa den Hals natt.»

Katten, eigentlich Chatten, ein deutsches Volk, bei Cäsar noch unter dem Namen der Sueven (s. d.) begriffen, grenzten (zur Zeit der röm. Kaiser) gegen S. an den Taunus und Main, an die Decumatischen Aecker (s. d.), gegen W., nach dem Rheine hin, den sie um den Taunus berührten, an die Ubier, später an die Tenkterer und Usipeter, gegen NW. an die Sigamber, später die Marsen, gegen N. an die Diemel und an die Cherusker und gegen O. an die Hermunduren an der Werra, in deren Nähe die Salzquellen mit Wahrscheinlichkeit zu suchen sind, um welche sie mit jenen im J. 59 n. Chr. kämpften. So wohnten sie hauptsächlich in dem jetzigen Hessen, dessen im Anfange des 8. Jahrh. zuerst vorkommender Name sich mit dem ihrigen etymologisch berührt. Die Südwestspitze ihres Landes wurde von den Römern unter Drusus eingenommen, und die dort wohnenden kattischen Mattiaker (Mattiacum, jetzt Wies-

Digitized by Google

baden) waren längere Zeit röm. Unterthanen. An der glänzenden Erhebung deutscher Stämme gegen Rom unter Armin nahmen auch K. theil, und als nach Armin's Ermordung das Ansehen der Cherusker sank, erhob sich das ihre, namentlich durch die von Tacitus gerühmte Trefflichkeit ihres Fußvolks und ihre kriegerische Tüchtigkeit überhaupt. Unter Marc Aurel machten sie Einfälle in das röm. Germanien und Rhätien. Caracalla versuchte zu Anfang des 3. Jahrh. gegen sie und die Alemannen einen vergeblichen Zug. Um die Mitte desselben Jahrhunderts tritt ihr Name vor dem der Franken zurück; er wird zuletzt gegen Ende des 4. Jahrh. von Claudianus erwähnt. Das Volk bildete nun einen Hauptbestandtheil des Frankenbundes.

Kattowitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, an der Oberschlesischen und der Wilhelmsbahn und durch zahlreiche Bahnen mit den benachbarten Berg- und Hüttenwerken verbunden, ist Sitz eines Landrathsamts, einer königl. Eisenbahncommission, eines Amtsgerichts, eines Bergrevierbeamten und verschiedener Berg- und Hüttenwerksdirectionen, hat drei Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium und eine Töchterschule und zählt (1875) 11,352, mit dem Schloßbezirke 12,383 E., welche Eisengießereien, Eisenwalzwerke, Eisenhohöfen, Zinkhütten, Maschinenfabriken, mechan. Werkstätten, chem. Düngerfabriken, Dampfbretmühlen u. s. w. unterhalten und Steinkohlengruben bebauen. K., früher ein unbedeutender Ort, ist seit 1867 Stadt und jetzt der Hauptsitz des oberschles. Steinkohlenhandels. — Der Kreis K. zählt auf 187 QKilom. (1875) 89,417 E.

Kattun (zunächst aus dem ital. cotone gebildet, das von dem arab. koton, Baumwolle, abstammt) ist, obgleich man häufig diesen Namen auch auf andere glatte Baumwollzeuge ausdehnt, der eigentliche Name für glatte, leinwandartig aus Baumwollgarn Nr. 16—30 gewebte Baumwollzeuge, welche der Hauptmasse nach für den nachherigen Druck bestimmt sind, zum geringern Theile als Shirting und Futterleinwand weiß verbraucht werden und im letztern Falle eine besondere, zuweilen starkglänzende Appretur erhalten. In der ersten Zeit des Aufkommens der Baumwollmanufactur in Europa bildete die Fabrikation der Druckkattune den Hauptgegenstand der Verarbeitung der Baumwolle, und die Zeugdruckereien hießen mit Recht Kattundruckereien, da sie nur K. bedruckten. Dagegen hat die große Vorliebe der neuern Zeit für wollene und gemischte Zeuge den reinen Kattundruck beschränkt, und es gibt jetzt sehr viele Kattundruckereien, welche wenig oder fast gar keine K., sondern nur wollene und halbwollene Musseline drucken. Diese Verdrängung der Druckkattune durch andere Zeuge trifft vorzüglich die echte, feinere und theuere Waare, demnach in Deutschland namentlich das Elsaß, Berlin u. s. w. Von Anfang an hat England die Druckkattune in den größten Massen geliefert und die höchste Stufe mechan. Vollendung in dieser Fabrikation erreicht. Dagegen hat man die größte künstlerische Entwickelung des Zeugdrucks dem Elsaß und der Schweiz zu danken.

Katwijk, Gemeinde von 5373 E. in der niederländ. Provinz Südholland, besteht aus zwei Dörfern. Das kleinere, K. am Rhein oder Katwijkbinnen, 7,5 Kilom. im Nordwesten von Leiden, hat eine prot. und eine kath. Kirche, ein Rathhaus und eine Jesuitenpension; das größere, K. am See oder Katwijkbuiten, ist ein beträchtliches Fischerdorf und ein immer mehr emporkommender, auch vielfach von Fremden, namentlich Deutschen, besuchter Badeort, mit einem Badehause, einem Feuerthurm, Schiffszimmerwerften und einer prot. Kirche. Bei K. am See mündet der Rhein durch zwei große und zwei kleinere Schleusen ins Meer.

Katzbach, ein Fluß im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, der einen reißend schnellen Lauf hat, durch die ihm zufließenden Gebirgsbäche (namentlich die Schnelle Deichsel und Wüthende Neisse) oft plötzlich und bedeutend anschwillt, auf dem Bleiberge bei Ketschdorf entspringt und bei Parchwitz nach 98 Kilom. langem Laufe bei 360 Mt. Gefälle in die Oder einmündet, wurde berühmt durch die Schlacht vom 26. Aug. 1813. Mit Ablauf des bis zum 17. Aug. dauernden Waffenstillstandes zwischen Napoleon und den Verbündeten war Blücher mit dem schles. Heere sogleich über die K. vorgerückt und hatte den Feind am 19. und 20. über den Bober zurückgedrängt. Unterdessen war Napoleon mit den Garden von Dresden angekommen, um seinen gefährlichsten Feind, Blücher, zuerst zu schlagen. Er gab sofort Befehl zum Angriff. Nach dem zu Trachenberg entworfenen Operationsplane wich Blücher dem Kampfe gegen die Uebermacht aus und führte sein Heer bis nach Jauer zurück. Das feindliche Heer war bis Goldberg an der K. gekommen. Da erhielt Napoleon die Nachricht von dem Vorrücken des großen verbündeten Heers aus Böhmen gegen Dresden und brach 23. Aug. mit den Garden, dem 6. Corps und dem 1. Cavaleriecorps dahin auf. In Schlesien blieben unter dem Marschall Macdonald das 3., 5. und 11. Armeecorps und das 2. Cavaleriecorps, zusammen etwa 100,000 Mann. Das schles. Heer, aus einem preuß. Corps (York) und zwei

Digitized by Google

russischen (Langeron und Sacken) bestehend, war ungefähr 90,000 Mann stark. Nachdem sich Blücher 25. Aug. durch eine Recognoscirung der Cavalerie überzeugt hatte, daß Napoleon nach Sachsen zurückgegangen, befahl er, daß sämmtliche Corps 26. Aug. wieder vorrücken und die K. überschreiten sollten. Aber fast gleichzeitig hatte auch Macdonald den Vormarsch angetreten. Das Zusammentreffen beider Heere führte zu der Schlacht an der K. Blücher hatte seinen linken Flügel (Langeron) an der Wüthenden Neisse, den rechten auf der Hochebene bei Malitsch; zwischen beiden sollte York einrücken. Dieser war seit 5 Uhr im Marsch; es begann zu regnen; ein Sturm erhob sich; dunkles Gewölk verhinderte die Aussicht in weitere Ferne. Um 10 Uhr hatte York seine Stellung eingenommen; um 2 Uhr sollten alle Corps gegen die K. vorrücken. Die franz. Armee hatte aber seit 9 Uhr angefangen, die K. zu überschreiten, das 5. Corps mit der Cavalerie als rechter Flügel, das 11. in der Mitte. Das 3. Corps setzte sich erst um Mittag in Bewegung. Langeron wurde zuerst angegriffen. Derselbe hatte sich Kenntniß von den Blücher ertheilten Directiven verschafft und setzte voraus, der Rückzug werde fortgesetzt werden. Auch hatte er sein Geschütz schon abfahren lassen und verweigerte geradezu den Gehorsam, als Blücher gegen Mittag, nachdem die preuß. Vorhut zurückgedrängt worden und auch bei Sacken Kanonendonner zu hören war, den allgemeinen Angriff befahl, um den Feind, der sich diesseit des Flusses zu entwickeln anfing, in die K. und Wüthende Neisse zu werfen. York und Sacken gingen vor, 100 Geschütze leiteten den Angriff ein. Im Regen versagten viele Gewehre; es wurde meist mit Bajonnet und Kolben gekämpft. Die Verbündeten drangen überall vor, der Feind wich. Ein gefährliches Moment, als die franz. Reiterei in die Zwischenräume der Brigaden eindrang, wurde durch einen Angriff der verbündeten Cavalerie unter Blücher's persönlicher Führung beseitigt; an 8000 Pferde hatten an diesem großen Reitergefecht theilgenommen. Hierauf ging York mit der Infanterie zum Angriff vor. Die Franzosen wurden geworfen und in grauenhafter Verwirrung die steilen Ränder hinab in die Flußthäler und die hochgeschwollenen Fluten gestürzt. Langeron, der, ohne Geschütz, in Bedrängniß gerathen war, erhielt nun Hülfe und nahm wenigstens an der Verfolgung kräftig theil, welche fünf Tage fortgesetzt wurde und erst am Queis halt machte. Am 29. Aug. wurde noch die franz. Division Puthod bei Plagwitz zersprengt; 103 Kanonen, 250 Wagen, 2 Adler, sämmtliches Gepäck und 18,000 Gefangene waren die Trophäen. Der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten betrug über 12,000 Mann. Durch die Schlacht an der K. war Schlesien vom Feinde befreit. Blücher erhielt 1814 davon den Namen Fürst Blücher von Wahlstatt.

Kätzchen (amentum) heißt in der beschreibenden Botanik ein walziger oder länglicher Blütenstand (s. Blüte), dessen Spindel eingeschlechtige, oft blos aus Staubgefäßen oder Stempeln bestehende Blüten in den Achseln schuppen- oder schildförmiger Deckblätter (Kätzchenschuppen) trägt und sich nach dem Verblühen (bei männlichen K.) oder nach der Fruchtreife (bei weiblichen K.) an seiner Basis loslöst, sodaß das ganze K. abfällt (z. B. die männlichen und weiblichen K. der Weiden und Pappeln, die männlichen der Erlen, Birken, des Hornbaums u. a.). Diejenigen Gewächse, welche K. tragen, bilden eine eigenthümliche Gruppe, Kätzchenträger oder Amentaceen (s. d.) genannt, welche aus lauter Holzgewächsen besteht und in verschiedene Familien (Salicineen, Betulaceen, Cupuliferen, Juglandineen, Myricaceen u. a.) zerfällt. Von einheimischen Bäumen und Sträuchern gehören dahin die Weiden, Pappeln, Birken, Erlen, Platanen, Eichen, Haseln, Edelkastanien, Roth- und Weißbuchen, Hopfenbuchen und Walnußbäume.

Katze (Felis) ist der Name einer zu den Säugethieren gehörenden Raubthiergattung, welche die furchtbarsten Thiere enthält. Dieselben sind die gewandtesten und kräftigsten, von Fleisch lebenden Räuber, blutgierig, schlau, falsch und erhaschen die Beute im Sprunge. Ueber alle Zonen (mit Ausnahme des austral. Gebietes) verbreitet, zeichnen sie sich durch zurückziehbare Krallen und scharfwarzige Zunge aus, haben nur vier obere und drei untere scharfschneidige Backzähne, sehr große, gebogene, scharfschneidige Eckzähne und ermangeln der Stinkdrüsen. Sie besitzen scharfes Gesicht und Gehör, eine runde Schnauze und lange Spürhaare oder Schnurrhaare. Zwar bringen diese Thiere großen Schaden und Gefahr; doch liefern sie auch meist gutbehaarte und schöngezeichnete Pelze, welche einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Man theilt die Gattung in: 1) löwenartige K., ungefleckt und ohne Ohrpinsel: Löwe und Cuguar oder Puma; 2) Tigerkatzen, quergestreift: Tiger, Wildkatze, Hauskatze; 3) Pantherkatzen, mit rundlichen Flecken oder Ringen: Pardelkatze oder Ocelot, Panther, Leopard, Jaguar; 4) Luchskatzen, mit Ohrpinseln: der Caracal, gemeine Luchs, Sumpfluchs u. s. w.; 5) Jagdleoparden, Serval und Guepard, mit hohen Beinen und nur halbzurückziehbaren Krallen, den Uebergang zu den Hunden bildend und in Kleinasien und Afrika zur Jagd abgerichtet. Die Wildkatze

Digitized by Google

(F. catus), welche die Wälder Europas bewohnt und dem Wildstande gefährlich ist, zeichnet sich durch die inwendig dichtbehaarten Ohren und den gleichdicken Schwanz aus, dessen Länge noch nicht der halben Körperlänge gleichkommt. Sie liefert ein gutes Pelzwerk. Die Hauskatze (F. domestica) stammt nach Rüppell von der ägyptischen K. (F. maniculata) in Nubien ab. Erst gegen Ende der Kreuzzüge wurde sie in Europa allgemeiner und mit der Verbreitung des Getreidebaues zur Vertilgung der mit dem Getreide sich ausbreitenden Mäuse als Hausthier immer weiter, auch nach Amerika, verbreitet. Sie hat große Begierde nach Baldrian, Katzengamander und Katzenminze; dagegen verabscheut sie die Gartenraute. Es gibt eine Menge Spielarten der Hauskatze. Die Cyperkatze ist quer schwarz gestreift; die Kartäuserkatze bläulich-aschgrau bis bläulich-schwarz, mit schwarzen Lippen und Fußsohlen; die spanische K. weiß, schwarz und rothgelb gefleckt; die Angorakatze durch langes, weißes, seidenglänzendes Haar ausgezeichnet. Die chinesische K. hat Hängeohren, die madagascarische K. einen gedrehten, knotigen Schwanz. In Cornwallis und der Insel Man ist die ungeschwänzte K. häufig. Vgl. Michel, «Das Buch der K.» (Weim. 1876); Martin, «Das Leben der Hauskatze» (Weim. 1877).

Katzenelnbogen (lat. Cattimelibocus, d. i. Melibocus der Katten), alte Grafschaft in Deutschland, zerfiel in die obere und die niedere. Jene umfaßte einen Theil der Bergstraße, des Odenwaldes und des Bannforstes zur Dreieich; diese lag in der Wetterau. Beide gehörten zum Oberrheinischen Kreise und enthielten etwa 1100 QKilom. Die Grafschaft kam 1479 nach dem Tode des letzten Grafen Philipp an Hessen; 1567 kam die Obergrafschaft zu Hessen-Darmstadt, die Niedergrafschaft zu Hessen-Rheinfels. Ein Theil der letztern kam 1815 an Nassau. Die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von K. liegen bei dem Flecken K. (mit 1040 E.), im preuß. Unterlahnkreise. Das 1303 erbaute Schloß Neukatzenelnbogen, gewöhnlich die Katz genannt, Goarshausen gegenüber, am Rhein, ließ Napoleon 1806 sprengen.

Katzenmusik, s. Charivari.

Katzenpfötchen, Pflanzenart, s. Gnaphalium.

Kaub, Stadt im Rheingaukreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, am rechten Rheinufer und an der Nassauer Eisenbahn, am Fuße eines steilen, mit den Ruinen der 1805 zerstörten Burg Gutenfels gekrönten Bergs, war früher stark befestigt und zählt (1875) 2030 E., die Weinbau und Schifffahrt, namentlich aber bedeutenden Handel mit trefflichem Dachschiefer treiben, für dessen Ausbeutung K. der Hauptsitz im Rheinlande ist. Gegenüber ragt mitten aus der Flut auf einem Schieferfels die alte Pfalz oder der Pfalzgrafenstein, ein seltsam gebautes Schloß mit zahlreichen Thürmchen und Schießscharten, 1326 als Wachtthurm zur Beschützung des Rheinzolls errichtet, nach der Volkssage Stammsitz der Pfalzgrafen und Entbindungsort aller frühern Pfalzgräfinnen. Bei K. ging die schles. Armee unter Blücher in der Neujahrsnacht 1813—14 über den Rhein. Am 10. März 1876 verschüttete ein Bergrutsch acht Häuser der Stadt.

Kauer (Ferd.), einer der fruchtbarsten Componisten für Theater, Kirche und Kammer, geb. 1751 zu Klein-Thaya in Mähren, schrieb gegen 200 theatralische Werke, größere und kleinere Opern, Singspiele u. s. w., unter denen namentlich das «Donauweibchen» ungemeinen Erfolg hatte; ferner mehr als 20 Messen und viele kleinere Kirchenmusiken sowie eine große Anzahl Trios, Quartette, Concerte, Symphonien u. s. w. Er starb zu Wien 13. April 1831.

Kauf, Kaufvertrag (lat. emtio, venditio, franz. vente), ist der Vertrag, durch den eine Sache (im weitesten Sinne des Wortes) gegen Geld, eine Waare gegen einen Preis ausgetauscht wird. Er zielt ab auf einen Kapitalumsatz. Als der eigentliche Typus aller zweiseitigen, entgeltlichen, lästigen Verträge ist der K. sowol für den Verkehr höchst wichtig, als für Wissenschaft und Praxis des Rechts interessant. Der Gegenstand des K. ist gewöhnlich eine gegenwärtig existirende Sache: war beiden Theilen oder keinem von beiden die Nichtexistenz bekannt, so ist der Vertrag nichtig. Ist die Sache als eine zukünftige gedacht und als solche absichtlich zum Gegenstand des K. gemacht, so liegt ein bedingtes Geschäft vor, welches bei Nichteintritt der Bedingung in sich zerfällt (emtio rei futurae). Wird dagegen die Sache mit aller der Ungewißheit späterer Existenz unbedingt und gegenwärtig zum Gegenstande des Vertrags gemacht, so liegt ein sog. Hoffnungskauf (emtio spei), ein gewagtes Geschäft vor, bei welchem auch im Falle des Nichtexistentwerdens der Sache das betreffende Entgelt gezahlt werden muß. Wie so einerseits die zu verkaufende Sache bestimmt sein muß, muß dies auch der Preis, sei es von vornherein, sei es durch Bezugnahme auf bestimmte Thatsachen, auf das Ermessen eines bestimmten Dritten oder eines unparteiischen Sachverständigen sein. Ein angemessenes Verhältniß zwischen Kaufpreis und Sachwerth (pretium justum) ist zur Gültigkeit des K. nicht

Digitized by Google

erforderlich. Doch hat das röm. Recht dazu geführt, bald nur dem Verkäufer, für den Fall, daß die Kaufsumme nicht einmal die Hälfte des wahren Werths des Grundstücks erreicht, ein Rücktrittsrecht wegen sog. laesio enormis zu gewähren, bald dies auch auf den Käufer, welcher mehr als den doppelten Werth der Sache bezahlte, sowie auf alle Mobilien und alle Austauschgeschäfte auszudehnen. Für das Gebiet des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs ist dieses Recht fast ganz beseitigt, während das franz. Recht ein solches noch dem um mehr als sieben Zwölftel des Preises verletzten Verkäufer gewährt. Soll ein K. vorliegen, so muß jedenfalls auch der Preis wirklich als Aequivalent und Vergeltung für die Sache gedacht und verstanden sein. Die Vollendung (Perfection) des K. tritt ein, sobald die Parteien über die Leistungen von Sache und Preis, ohne irgend wesentlichen Irrthum, einig geworden sind. Nebenverträge oder Nebenbestimmungen können eine sog. in diem addictio (wobei die Gültigkeit des K. auf den Umstand abgestellt wird, daß nicht ein Dritter binnen gewisser Zeit ein besseres Gebot thue) erzeugen, oder eine sog. lex commissoria, durch welche Vertragsclausel die Gültigkeit abgestellt wird auf Bezahlung des Kaufpreises binnen bestimmter Zeit, oder ein sog. pactum displicentiae, welches dem Käufer Rücktrittsrecht gewährt, wenn ihm die Sache misfalle; sie können auch, sei es, den Verkäufer zum Rückkaufe, den Käufer zum Rückverkaufe verpflichten, sei es, dem Verkäufer ein Vorkaufsrecht gewähren, ferner dem Verkäufer ein Pfandrecht an der verkauften Sache für den Kaufpreis gewähren oder bis zur Bezahlung des Kaufpreises den Eigenthumsübergang ausschließen (pactum reservatae hypothecae, reservati dominii).

Der K. kann ferner ein Probekauf sein, und zwar: 1) ein K. auf Besicht, Probe (emtio ad gustum), wobei die Existenz des Geschäfts von dem freien Belieben des Käufers abhängig erachtet wird; 2) K. nach Probe oder Muster, wo der Verkäufer zu Lieferung einer der vorgelegten Probe entsprechenden Waare verpflichtet ist; 3) K. zur Probe, wo ein unbedingter K. vorliegt mit Hinzufügung der für den Käufer unverbindlichen Zusicherung, im Falle der Zufriedenheit eine größere Quantität kaufen zu wollen. Sobald der Kaufvertrag perfect geworden, geht nach röm. und franz. Recht, abgesehen von dem K. vertretbarer Sachen nach Maß, Zahl oder Gewicht, sowie bedingten Käufen, die Gefahr der verkauften Sache (periculum rei), aber auch aller Vortheil derselben (commodum) auf den Käufer über. Dem gegenüber lassen die deutschen Rechte hierfür erst die Tradition entscheiden. Das Eigenthum der gekauften Sache geht nach gemeinem Recht erst durch Tradition und nach Bezahlung oder Creditirung des Kaufpreises auf den Käufer über, während das franz. Recht auch hier schon die Perfection des Vertrags entscheiden läßt. Der Verkäufer hat nach gemeinem Recht dem Käufer das factische Haben und Behalten, dagegen nach neuerm Recht vielfach das rechtliche Haben, das Eigenthum der gekauften Sache zu gewähren. Wird der Käufer der Sache entwehrt, so entstehen daraus Entwehrungsansprüche (Evictionsansprüche). Der Verkäufer muß ferner alles Zubehör sowie den nach Vollendung des Vertrags erwachsenen Ertrag oder Gewinn zur rechten Zeit, am rechten Orte mit der Sache dem Käufer gewähren, welche Forderungen derselbe mit der actio emti geltend macht, während der Käufer den verabredeten Kaufpreis meist Zug um Zug zahlen, d. h. in das Eigenthum des Verkäufers übertragen und für nothwendige Aufwendungen denselben entschädigen muß, Verpflichtungen, die der Verkäufer mit der actio venditi einklagt. Bei Mängeln der Sache tritt theils Auflösung des Geschäfts ein, was die actio redhibitoria bezweckt, theils Minderung der Gegenleistung, geltend gemacht durch die actio quanti minoris, für welche beide Fälle das Handelsrecht, außer im Falle des Betrugs, eine sechsmonatliche Verjährung festsetzt. Vgl. Treitschke, «Der Kaufcontract» (2. Aufl., Gera 1865); Bechmann, «Der K. nach gemeinem Recht» (Erlangen 1876 fg.); Eck, «Die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewährung des Eigenthums» (Halle 1874).

Kaufbeuren, unmittelbare Stadt im bair. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, theilweise noch von Mauern umgeben, liegt am linken Ufer der Wertach und an der Ludwig-Südbahn, ist Sitz eines Stadt- und eines Landgerichts sowie eines Bezirksamts und zählt (1875) 5553 meist kath. E. Die Stadt hat vier kath., zwei prot. und eine Simultankirche, eine Realschule, eine Lateinschule, eine Kinderbewahranstalt, ein Waisenhaus, ein Kloster der Franciscanerinnen, ein Krankenhaus und die Kreisirrenanstalt für Schwaben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die prot. Pfarrkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit (erbaut 1804), die schöne kath. Stadtpfarrkirche zu St.-Martin von 1444, die ebenso alte St.-Blasikirche mit goth. Altar und vielen alten Gemälden, die beiden neuen Kirchen beider Confessionen auf dem Gottesacker. Gewerbfleiß und Handel des Ortes sind nicht unbedeutend. Außer einer Baumwollspinnerei und Weberei mit 700 Arbeitern bestehen vier Dampfbrauereien, eine Oelfabrik, eine Beinknopf-

Digitized by Google

fabrik und mehrere Färbereien. Als Stadt wird K. urkundlich zuerst 1240 erwähnt. Sie erhielt 1288 die Reichsfreiheit, die ihr bis 1803 blieb, und wurde 1377 vom Herzog Friedrich von Teck und 1383 vom Herzog von Baiern vergeblich belagert. Seit 1805 der Krone Baiern einverleibt, hat sie sich seitdem zu einer der wohlhabendsten Städte jener Gegend erhoben.

Kauffahrer oder **Kauffahrteischiffe** heißen alle zum Handel, also für den Waarentransport bestimmte Seeschiffe, die sehr oft auch, wie z. B. die Ost- und Westindienfahrer, armirt werden. Die K. sind Segelschiffe. Sie haben je nach ihrer Größe einen bis drei Masten und führen theils nach ihrer Bauart, theils nach ihrer Takelage verschiedene Namen, z. B. Fregatte, Barke, Brigg, Schoner, Schaluppe (Sloop) u. s. w.

Kaufmann (Angelika), Malerin, geb. 30. Oct. 1741 zu Chur in Graubünden, wo ihr Vater bischöfl. Hofmaler war, erhielt von diesem den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Nachdem sie sich sodann in Italien 1753—69 zur Meisterin im Fache der Frescomalerei ausgebildet, ging sie nach London, wo sie ihren Ruf begründete, aber auch infolge eines ihr gespielten Betrugs mit einem Abenteurer eine Ehe einging, die wieder getrennt werden mußte. Nach ihrer Rückkehr nach Rom 1782 verheirathete sie sich mit einem venet. Maler Zucchi, der 1795 starb. Seitdem lebte sie einzig der Kunst und ihren zahlreichen Freunden, darunter die ausgezeichnetsten Dichter, Gelehrten und Künstler. Auch Goethe lernte sie auf seiner zweiten ital. Reise kennen. Sie starb 5. Nov. 1807. Ihre Büste wurde 1808 im Pantheon aufgestellt. Die von ihr gelieferten Porträts und hauptsächlich nach Antiken gemalten histor. Gemälde sind sehr zahlreich. Ihre Composition ist zwar vielfach incorrect und ermüdet durch Wiederholung desselben Motivs, zumal in ihren weiblichen Figuren; doch zeigte sie sich in dem oft sehr schönen und warmen Colorit und in der Grazie der Formen als echte Nachfolgerin von Mengs. In mehrern Galerien findet sich ihr reizendes Bildniß von ihrer eigenen Hand.

Kaufmann (Konstantin von), russ. General, geb. 1818 zu Maidani bei Iwangorod aus holstein. Familie, trat 1838 als Lieutenant in das Ingenieurcorps ein, wurde 1843 zur Kaukasusarmee versetzt, zeichnete sich 1855 bei der Belagerung von Kars aus, wurde 1857 Generalmajor im Stabe des Geniecorps, 1861 Director im Kriegsministerium, 1864 Generallieutenant, 1865 Generalgouverneur des Militärbezirks Wilna und Generaladjutant. Im J. 1867 wurde K. zum Generalgouverneur von Turkestan ernannt. Als 1868 der Emir von Bokhara Rußland den Krieg erklärte, eroberte K. 20. Juni 1868 Samarkand und einverleibte diese Stadt dem russ. Gebiete. Im J. 1873 befehligte K. die Expedition gegen Khiwa, besetzte 11. Juni die gleichnamige Hauptstadt und schloß 24. Juni einen vortheilhaften Frieden mit dem Khan, sowie 10. Oct. 1873 einen Vertrag mit dem Emir von Bokhara. K. hat in ganz Centralasien Rußlands Einfluß in einem früher unbekannten Grade zur Geltung gebracht und gleichzeitig das weite Gebiet des russ. Turkestan so zweckmäßig organisirt, daß dasselbe jetzt fast gänzlich aus eigenen Mitteln unter russ. Verwaltung erhalten werden kann.

Kaufungen (Kunz von), s. **Prinzenraub**.

Kaufvertrag, s. **Kauf**.

Kaukasische Bergvölker nennt man im allgemeinen die aus sehr verschiedenen Elementen bestehenden Völkerschaften, welche die Gebirgsthäler des Kaukasus (s. d.) sowie die zu beiden Seiten nach dem Schwarzen wie nach dem Kaspischen Meere hin anliegenden Berglandschaften bewohnen. Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Bewohner der Kaukasusländer, wenn man von den erst neuerdings, besonders in Ciskaukasien angesiedelten Russen und den Armeniern absieht, sich unter folgende acht Völker- und Sprachfamilien gruppiren lassen: 1) Die Tscherkessen (s. d.) oder Adighe, am nördl. und nordwestl. Abhange des Kaukasus nach dem Schwarzen Meere zu oder in dem neuerdings so genannten Kubanischen Oblast. 2) Die Abchasen (s. d.) oder Asegavölker, von den Russen unter dem Namen Abasinzen zusammengefaßt, zu denen außer den eigentlichen Abchasen oder Absua auch die Dsigeten, Zebeldiner und Samursakaner gehören. 3) Die Ubychen, am Südabhange des Hauptgebirgs zwischen den Flüssen Chosta und Sache und den Gebieten der tscherkess. Natuchaizen und der abchas. Dsigeten, nur etwa 20,000 Köpfe stark. 4) Die Suanen in Suanethi, welche nebst den mehr oder minder stark abweichende Dialekte der alten Sprache der Georgier redenden Tuschen (zum Theil), den Pschawen und Chewsuren Glieder des Iberischen Völker- und Sprachstammes sind. 5) Die Osseten (s. d.), deren Sprache entschieden zu der iranischen Familie des indogerman. Stammes gehört. 6) Die Völker türk. oder tatar. Stammes, wie die unter Peter d. Gr. am Kuban und Kuma angesiedelten Nogaier, die Karatschai am nordöstl. Abhange des Gebirgs, die Malkarzen an den Quellen der Flüsse Tschegem und Tscherek und die Kumycken im Osten der Tschetschnia,

Digitized by Google

zwischen den Flüssen Terek und Sulak. 7) Die Gruppe der Tschetschenvölker, deren man 1860 an 21 verschiedene Stämme und Abtheilungen, zusammen mit etwa 117,000 Köpfen zählte. Außer den eigentlichen Tschetschen oder Tschetschenzen (von den Georgiern Khisten genannt) gehören dahin unter anderm noch die Kistinen, ein Theil der Tuschen, die Karabulachen, Schubusen, Nasranowzen, Itschkerinzen u. s. w. 8) Die in ihren ethnogr. und linguistischen Unterschieden nur erst zum kleinsten Theile bekannten Völker des sog. lesghischen Stammes in Daghestan und den südwestlich anliegenden Landschaften. Eine der Hauptsprachen ist hier das Awarische (bei 95,939 Individuen); nächstdem sind die Dargosprachen (das Akuscha und die Chaidakmundarten (bei 80,270 Individuen), denen sich die Sprache des kleinen Stammes der Kubetschi (1839 Individuen) anschließt, und das starker Assimilation durch das türk. Element verfallene Küriniſche (bei 79,823 Individuen) sowie das von Uslar Laksprache benannte Kasikumükische (bei 32,625 Individuen) am meisten verbreitet; das Tabassaranische erstreckt sich nur auf 17,044 Individuen. Die durch Uslar bekannt gewordene Sprache der Artschi (bei 592 Individuen) sowie das nur in den Dörfern Wartaschen und Nidsh im Gebiete von Scheki erhaltene, fast gänzlich durch das türk. Element assimilirte Udische gehört unstreitig zu derselben Sprachenfamilie des Kaukasus. Vgl. außer den ältern Werken von Klaproth und Güldenstädt: Bodenstedt, «Die Völker des Kaukasus» (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1855); Berger, «Die Bergvölker des Kaukasus», in Petermann's «Mittheilungen» (Bd. 6, Gotha 1860), und die ethnogr.-linguistischen Monographien von Dorn, Sjögren, von Schiefner und vor allem von Uslar.

Kaukasische Rasse, s. Mensch.

Kaukasische Statthalterschaft ist in Rußland der Gesammtname für die der russ. Herrschaft unterworfenen Länder zu beiden Seiten des Kaukasus (s. d.) zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere, welche in militärischer Beziehung unter einem zu Tiflis residirenden Generalgouverneur vereinigt sind, während sie in administrativer Hinsicht einestheils organisirte Gouvernements, anderntheils unter Militärbehörden stehende Bezirke und Gebiete bilden. Die gesammten kaukas. Länder zerfallen in ciskaukasische und transkaukasische. Ciskaukasien umfaßt: 1) das eigentliche Gouvernement Ciskaukasien oder Stawropol, das (1871) auf 68,981 QKilom. 437,118 E. zählte; 2) den Kubanischen Oblast, welcher die vom kubanischen Kosakenheer eingenommenen Landstriche zu beiden Seiten des Flusses Kuban (s. d.), ferner die von tscherkess. Stämmen (die beiden Pristawschaften des obern und untern Kuban sowie die Bezirke der Schapsug, Abadschen und Bshedughen) bewohnten Striche, desgleichen auch die seit der Auswanderung einiger Tscherkessenstämme verödeten Küstenstriche an der Küste des Schwarzen Meers zwischen den Flüssen Tuapsse und Msymta begreift, zusammen mit einem Areal von 96,266 QKilom. und 672,224 E.; 3) den Terschen Oblast, vom Flusse Terek benannt, welcher in die Länder des Terschen Kosakenheers und drei Militärabtheilungen, eine westliche (Kaberdinischer, Ossetinischer und Inguschewscher Bezirk), eine mittlere (Tschetschener, Argunscher und Itschkerinischer Bezirk), eine östliche (Gebirgsbezirk und Kumykscher Bezirk) getheilt ist und zusammen 60,263 QKilom. mit 485,237 E. befaßt. Der oberste Militärbefehlshaber für alle ciskaukas. Länder, die somit ein Areal von 225,510 QKilom. mit 1,594,579 E. begreifen, hat seinen Sitz zu Stawropol (s. d.). Zu Transkaukasien mit der Hauptstadt Tiflis gehören zunächst die fünf organisirten Gouvernements: 1) Tiflis, 40,439 QKilom. mit 606,584 E. in sechs Kreisen; 2) Baku mit 39,242 QKilom. und 513,560 E. in sechs Kreisen; 3) Eriwan mit 27,631 QKilom. und 452,001 E. in sechs Kreisen; 4) Kutais mit 20,707 QKilom. und 605,691 E. in acht Kreisen, und 5) Jelissawetpol mit 44,332 QKilom. und 529,412 E. in fünf Kreisen. Den Rest Transkaukasiens bildet das Gebiet Daghestan, 29,840 QKilom. mit 448,299 E., der Sakatalsche Bezirk, 4195 QKilom. mit 56,802 E., der Bezirk Suchum, 8628,5 QKilom. und 70,701 E., und der Tschernomorische Bezirk, 7120 QKilom. mit 15,703 E. Ganz Transkaukasien umfaßt somit 222,134,5 QKilom. mit 3,298,753 E. und die ganze Statthalterschaft 447,644,5 QKilom. mit 4,893,332 E. Die Bevölkerung ist aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt. Außer den eigentlichen Kaukasischen Bergvölkern (s. d.) bilden die Russen mit 925,210, die Grusier mit 852,319, die Armenier mit 561,734, die Tataren mit 977,191 und die Bergbewohner mit 897,945 Köpfen die Hauptbestandtheile. Die Zahl der deutschen Colonien (in Georgien) beträgt 15. Die größere Hälfte der Bewohner bekennen sich zur griech.-orthodoxen Religion. Von den Kalmücken im Gouvernement Stawropol sind 7360 Buddhisten; im Gouvernement Eriwan leben 4159 Jesiden.

Kaukasus, geographisch und ethnographisch eins der merkwürdigsten Hochgebirge der Erde, breitet sich auf der Grenze von Europa und Asien, seiner ganzen Natur nach aber zu letzterm

Digitized by Google

gehörig, auf dem Isthmus zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere aus, im N. begrenzt vom untern Laufe des Kuban und Terek, im S. vom Rion und der Kura. Seine Länge in der Hauptrichtung von OSO. gegen WNW., von der Halbinsel Apscheron oder von Baku am Kaspischen bis zur Halbinsel Taman am Schwarzen Meere beträgt 1125 Kilom., seine von O. gegen W. abnehmende Breite mit den Vorbergen 225 Kilom., der von ihm bedeckte Flächenraum nach Humboldt's Berechnung 83,695 QKilom. Das Kaukasische Alpenland, aus mehrern in der Hauptrichtung des Ganzen streichenden Parallelketten bestehend, von N. gegen S. durchschnittlich 110 Kilom. breit, am breitesten ebenfalls im O., ist eine Gebirgsmasse von ganz eigenthümlicher, plateauartiger Bildung. Der mittlern, eigentlichen Hauptkette nämlich, welche einen aus Trachytmassen bestehenden, zusammenhängenden, steilen, 3000—3600 Mt. hohen und nur von sehr wenigen Paßeinschnitten durchsetzten Kamm bildet und in ihrem mittlern Drittel die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs trägt (den Kasbek 5043, den Dychtau 5160, den Koschtantau 5219 und den Elborus [s. d.] 5652 Mt. hoch), liegen terrassenförmige Hochflächen von 1300—1600 Mt. mittlerer Höhe an, die durch schmale, tief eingerissene, von Steilwänden eingeschlossene und von wilden Gebirgswassern durchrauschte Thalspalten fast bis auf den Grund durchfurcht sind. Deshalb bieten auch hier die Thäler im allgemeinen nicht, wie in andern Hochgebirgen, Culturcentra, nicht Förderungsmittel, sondern Hindernisse des Verkehrs, dessen Hauptstraßen fast immer über diese Hochflächen hinziehen. Dieselbe Terrainbildung wiederholt sich zu beiden Seiten der niedrigern secundären Parallelketten; daher die Beschwerlichkeit des Eindringens und der Schutz, den das Hochgebirge seinen kräftigen, freiheitsliebenden Völkerstämmen verleiht. Nur im mittlern Drittel, im Bereich der höchsten Gipfelerhebung, gibt es breitere Thäler. Eben hier befindet sich auch die sog. Militär- oder Tiflisstraße der Russen, welche von Mosdok an im Thale des Terek aufwärts durch den in der Nähe des Kasbek bis zu 2300 Mt. aufsteigenden Paß von Wladikawkas, dann südwärts hinab in das Thal des Aragwi und so nach Tiflis an der Kura führt. Außer dieser, zum Theil durch den Fels gesprengten, durch mehrere Festungswerke gedeckten Hauptpassage, wahrscheinlich der kaukas. Pforte (Caucasiae pylae) der Alten, dient gegenwärtig nur noch eine Straße zur Verbindung der Nord- und Südseite, die östl. Küstenstraße längs dem Kaspischen Meere durch den Paß von Derbent, die Porta Caspia oder Albania der Alten, nach Baku.

Die kaukas. Vorberge der Nord- und Südseite, aus tertiärem Kalk, Mergelschiefer und Molasse bestehend, sind im Verhältniß zu der riesenhaften Masse des hohen K. sehr niedrig. Die einzige Ausnahme macht im N. der Beschtau zwischen dem Terek und Kuban, eine isolirte Trachyt-Porphyrmasse, die mit steilen, zackigen Felsgipfeln bis zur Höhe von 1400 Mt. aufsteigt, eine wahre Voralp, welche aber durch eine nur 400 Mt. hohe Plateaufläche von dem Hochgebirge getrennt ist. Im W. und O. des Beschtau breiten sich zwischen dem Fuße des hohen K. und dem mittlern Laufe des Terek und Kuban klippige, von Felsschluchten durchfurchte, mit Wald und Weiden bedeckte Hochflächen aus, die Kabarden genannt, und zwar die große am Kuban, die kleine am Terek. Die südl. Vorberge sind niedere, breitere und minder steile Vorstufen, welche das Land Georgien (s. d.) einnehmen und sanft in fruchtbare Thäler abfallen, im W. der Kuraquelle durch die Parallelketten der Meschijskischen Berge (Hauptgipfel Mozecha, 2660 Mt.) mit dem Nordabfalle Armeniens in Verbindung stehen, im O. dagegen durch das tief eingeschnittene, von breiten Steppenflächen umgebene Thal der Kura von demselben geschieden werden. Der K. ist zwar ohne eigentliche Vulkane, aber reich an vulkanischen Erscheinungen aller Art. Schlammvulkane finden sich an seinen äußersten Enden, an der Kubanmündung auf der Halbinsel Taman, an der Kuramündung und auf der Halbinsel Apscheron (s. d.). Unter den sehr zahlreichen kalten und heißen Mineralquellen des K., meist Schwefel- und Eisenwässern, sind die sog. Kaukasischen Bäder oder die von Pjätigorsk in der Nähe des Beschtau die bekanntesten. Der mineralische Reichthum des K. besteht hauptsächlich aus Metallen, wie Kupfer, Eisen, Gold (in geringer Menge), Silber und Steinsalz. Die nördl. Ausläufer des Elbrus und Kasbek im westl. Theil des Tersischen K. sind reich an silberhaltigem Blei; auch hat man reiche Lager von Brandschiefer und Lignit aufgefunden. Die untere Grenze des ewigen Schnees liegt im westlichen K. 3347, im östlichen 3670 Mt. hoch; die Masse desselben ist sowie die Ausdehnung der Gletscher verhältnißmäßig nur gering. Deshalb ist der K. auch arm an Bewässerung durch bedeutendere Flüsse. Die namhaftesten Bergwasser vereinigen sich fast sämmtlich in den fünf Hauptflüssen Kuban und Rion (Phasis der Alten) im Gebiete des Schwarzen, Kura, die vier Koissu und der Terek im Gebiete des Kaspischen Meers. Hinsichtlich der klimatischen Verhältnisse der Flora und Fauna bildet der K. eine scharfe Grenze

Digitized by Google

zwischen dem Norden und Süden; seine Alpenhöhe hält die entgegengesetzten Luftströmungen ab und hindert dadurch die Ausgleichung der Gegensätze. Die Alpen selbst mit ihrer rauhen Luft haben fast nordische, die nördl. Vorberge eine der mitteleuropäischen ähnliche, beide aber wegen geringer Befruchtung eine keineswegs üppige Vegetation. Reicher und üppiger ist dieselbe auf den südl. Abfällen und den Vorbergen, wo die mitteleurop. Obstarten und der der Nordseite ganz fehlende Wein wild, Reis, Maulbeeren, Kastanien, Feigen, Mandeln, Baumwolle, Krapp, Safran und andere südeurop. Producte fast ohne Pflege gedeihen. Waldungen fehlen auf weiten Strecken des Hauptgebirgs gänzlich, während in andern Bereichen, namentlich längs dem Schwarzen Meere und auf den Secundärgebirgen, die herrlichsten Urwaldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Ahorn und Nußbäumen sich ausbreiten. Wie durch großartige und reiche Naturverhältnisse, so ist der K. auch eins der merkwürdigsten Gebirge der Erde theils in ethnogr. Beziehung als die Wiege und der Tummelplatz der verschiedenartigsten Völkerschaften und Völkerreste der Alten Welt, theils auch in histor. Beziehung seit der Zeit der Sagen und Mythen (z. B. vom Goldenen Vliese, vom Prometheus u. s. w.) herab bis auf die neueste Zeit, wo es nach langen und harten Kämpfen den Russen endlich gelungen ist, sich das ganze Gebirge mit seinen tapfern und freiheitliebenden Bewohnern zu unterwerfen. (S. Kaukasische Bergvölker.) Aus der reichen Literatur über die kaukas. Länder sind, außer den Reisen von Dubois de Montpéreux, Koch, Wagner, Eichwald, Parrot, Radde u. s. w., besonders hervorzuheben: Abich, «Ueber die geolog. Natur des armen. Hochlandes» (Dorpat 1843); Haxthausen, «Transkaukasia» (2 Bde., Lpz. 1856); Danilewski, «Der K., physisch-geographisch, statistisch, ethnographisch und strategisch» (Lpz. 1847); Petzholdt, «Der K., eine naturhistorische sowie land- und volkswirthschaftliche Studie» (2 Bde., Lpz. 1866—67).

Kaulbach (Wilh. von), einer der größten Maler der neuern Zeit, geb. 15. Oct. 1805 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck, verlebte seine Kindheit unter ungünstigen häuslichen Verhältnissen, zum Theil bei Verwandten in Westfalen, bei denen wenig für seine Erziehung geschah. Mit dem 17. Jahre wurde ihm die Möglichkeit verschafft, die Akademie zu Düsseldorf zu besuchen, wo er unter der Leitung von Cornelius seine Studien begann. Er eignete sich dessen Principien und Darstellungsweise in hohem Grade an, während sich doch zugleich in ihm eine völlig verschiedene Richtung vorbereitete, die durch einen Zufall die eigenthümlichste Nahrung erhielt. K. hatte in der Kapelle des Irrenhauses zu Düsseldorf einige Engelfiguren gemalt. Bei dieser Gelegenheit führte ihn der Irrenarzt in der ganzen Anstalt umher, und hier prägten sich seiner Phantasie die Bilder ein, welche er später in einem seiner berühmtesten Werke, dem Irrenhause, zu einem Ganzen zusammengefaßt hat. Durch Cornelius nach München befördert, malte er im strengen idealen Stile des Meisters sechs symbolische Figuren, darunter die Bavaria und die bair. Ströme in den Arcaden des Hofgartens, sowie das Deckengemälde: Apollo unter den Musen, im Odeon, während gleichzeitig (1828 und 1829) die ganz abweichend realistisch gehaltene Composition des Irrenhauses entstand (Zeichnung gestochen von Merz), zu welcher Guido Görres einen Text schrieb und welche, dank ihrer reichen Charakteristik, den Ruf K.'s feststellte. Wie alles, was K. schuf, war auch dieses Bild eine Frucht der leidenschaftlichen Aufregung aller seiner Kräfte. Deswegen wurde es ihm auch nicht schwer, sich in einen ganz entgegengesetzten Kreis von Gegenständen und Anschauungen zu vertiefen und demgemäß eine neue Darstellungsweise anzuwenden. So sind die bald darauf gemalten 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche im Palaste des Herzogs Max in München im einfachsten, streng antiken Stil gehalten. An der Ausschmückung des Königsbaues mitbeschäftigt, lieferte er die Scenen aus Klopstock und 16 Darstellungen zu Goethe's Gedichten, während die Bilder zu Wieland's Gedichten wenigstens nach seinen Zeichnungen ausgeführt sind. Inzwischen entwarf er auf Klenze's Impuls seine Hunnenschlacht, die er ohne Bestellung sofort in großem Maßstabe anlegte, bis ihn Graf Raczynski 1837 aufsuchte und die Oelausführung bestellte. Nach Jahresfrist war das Bild braun in braun untertuscht, aber der Besteller wünschte es zu behalten wie es war; infolge dessen haben wir das Werk in der technischen Sprache überkommen, die K. wirklich beherrscht, während seine Compositionen, in Farbe übertragen, fast immer Abschwächung erfuhren. Es verkörpert die Sage von dem Kampf zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Roms. Von der leichenbedeckten Walstatt erheben sich die Schemen in gewaltig bewegten Gruppen in den Aether und setzen dort die Schlacht fort. Der Gegenstand war neu, von ungewöhnlicher, zauberhafter und dämonischer Natur, die Darstellung voll Charakter, Lebendigkeit und Schönheit, die Gestaltung des Einzelnen so interessant, daß man es wohl begreift, wenn dieses Bild als der Gipfel der neuen Kunst

Digitized by Google

gepriesen wurde. Das Studium Hogarth's förderte eine Reihe von Zeichnungen zu Schiller's «Verbrecher aus verlorener Ehre» und zu Goethe's «Faust» zu Tage. Auch das Thiermärchen «Reineke Fuchs» beschäftigte ihn und gab ihm Gelegenheit, seinen sprudelnden Witz künstlerisch zu verwerthen. Im Winter von 1837 auf 1838 schuf er seine zweite große heroische Composition, die Zerstörung Jerusalems. In den Trümmern des Tempels, von Leichen umgeben, gibt sich der Hohe Priester am Altar den Tod, während Titus mit seinen Legionen hereinrückt. Im Vordergrunde flieht der Ewige Jude, von Dämonen verfolgt, und die Christen, von Engeln geleitet, verlassen die Stätte; oben in der Glorie zeigen sich Propheten und Strafengel. König Ludwig von Baiern veranlaßte ihn, diese kolossale Conception in einer Größe von 6 Mt. in Oel auszuführen, und wies ihr einen Ehrenplatz in der Neuen Pinakothek an. Das Bild war 1846 vollendet; es wurde 1844—52 auf Grund einer Zeichnung von Friedrich K. durch den Kupferstecher Merz in ungewöhnlicher Größe in Kupfer gestochen.

K. erhielt 1845 den Auftrag, das Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin mit sechs großen Wandgemälden welthistor. Inhalts zu schmücken. Er entwarf zu diesem Zwecke alsbald ein Bild vom Thurmbau zu Babel, auf dessen Stufen der trotzige König Nimrod thront, und an dessen Fuße die große Völkerscheidung vor sich geht. Im Sommer 1847 begann er diese Composition in Berlin in Farben zu kleiden, wozu er sich der von Fuchs und Schlotthauer erfundenen stereochromischen Manier der Wandmalerei bediente. Das zweite Bild schildert die griech. Welt und zeigt den aus Jonien kommenden Homer, wie er den Griechen die neuen Götter bringt und ganz Griechenland an der Küste, an welche ihn eben die Sibylle von Cumä geführt hat, seinen Gesängen lauscht. Das dritte Bild ist eine Wiederholung der obenerwähnten Zerstörung von Jerusalem. Als vierte Darstellung ist die in der Galerie Raczynski befindliche Hunnenschlacht eingereiht, während die fünfte Wandfläche die Zeit der Kreuzzüge charakterisirt (Ankunft Gottfried's von Bouillon vor Jerusalem). Das Schlußbild ist dem Zeitalter der Reformation gewidmet. Es zeigt alle hervorragenden Geister, welche an der Erneuerung des geistlichen, sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens im 15. und 16. Jahrh. Antheil haben, in den Räumen einer goth. Kirche versammelt, in deren Chor die Abendmahlsfeier vor sich geht. Diese großen Gemälde werden durch breite, pilasterartige Flächen voneinander getrennt, welche in ihrer obern Hälfte die allegorischen Figuren Aegypten, Griechenland, Italien und Deutschland, in ihrer untern aber vier Gesetzgeber (Moses, Solon, Karl d. Gr. und Friedrich d. Gr.) enthalten. Zu beiden Seiten dieser Figuren ziehen sich grau in grau gemalte Rahmenstreifen herab, welche je einem Volke gewidmet sind und in theils symbolischen, theils realen Darstellungen auf symmetrisch wiederkehrenden Feldern dessen Gott- und Weltanschauung sowie die Uranfänge seiner politischen und Culturgeschichte enthalten. So haben auf der einen Seite Indien, Persien, Aegypten, Griechenland, Judäa und Rom, auf der andern das alte Germanenthum, Italien, England, Frankreich und Deutschland ihre Denktafeln. Reliefartig behandelt ist sodann auch der lange abschließende Fries oberhalb der Wandflächen, welcher in laufendem Arabeskenzuge Kindergestalten zeigt, in deren Spiel sich die ganze Weltgeschichte heiter-parodistisch abspiegelt, ein geistreicher Gedanke, der die Fülle von Laune und Erfindungskraft K.'s glänzend zur Geltung bringt. Zum Abschluß des Ganzen gehören außerdem vier große Supraportenfelder, welche die Figuren der Sage, der Geschichte, der Dichtkunst und Wissenschaft enthalten. Endlich erblickt man an den Fensterwänden die schwebenden Kolossalgestalten der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Kupferstecherei, gleich jenen farbig ausgeführt. Eine Uebertragung der ganzen kolossalen Arbeit in Kupferstich durch die Hand ausgezeichneter Stecher ist seit 1853 im Werk; auch photographische Nachbildungen sind davon vorhanden.

Für München hatte K. während dieser Zeit ebenfalls eine bedeutende monumentale Arbeit übernommen: einen Cyklus von Frescogemälden an der Außenwand der Neuen Pinakothek, darstellend die Entwickelung der neuern Kunstgeschichte seit dem Wiederaufblühen der Kunst zu Anfang des 19. Jahrh. K.'s Sinnesart hat hier nicht unterlassen können, diesen Darstellungen, in denen er selbst mitspielt, den ihm fast zur andern Natur gewordenen Sarkasmus spielen zu lassen. Dies erregte mit vollem Recht so vielfach Misfallen, daß Julius Schnorr sich gedrungen sah, öffentlich Verwahrung gegen derartige Auffassung der Geschichte einzulegen. Für das Maximilianeum malte K. in kolossaler Ausdehnung in Oel die Seeschlacht bei Salamis. Leidenschaftliche Arbeitslust und Arbeitskraft befähigten ihn zu erstaunlicher Fruchtbarkeit. Neben einer außerordentlich großen Zahl von Porträts in ganzer und halber Figur in Oel und in Kreide lieferte er eine Fülle von illustrirenden Zeichnungen in Kreide und Kohle, sodann die Evangelisten zur Decker'schen Folioausgabe des Neuen Testaments, eine Reihe von Blättern

Digitized by Google

zu den Werken Shakspeare's für den Stich und zu den Werken Schiller's und Goethe's für die Photographie, Werke, welche eine in Deutschland beispiellose Verbreitung gefunden haben und denen sich später noch andere Compositionen scenischer Art, z. B. zu Wagner'schen Opernmotiven, anschlossen. Wie K. ganz in den modernen Geistesbestrebungen lebte, so bekannte er sich auch oft als Mitkämpfer, und dies führte ihn zur Tendenzmalerei. Dahin gehört besonders sein Peter Arbues (s. d.), ein großer, grau in grau gemalter Carton, welcher die Schrecken der Ketzerrichterei zum Gegenstande hat, sodann sein Todtentanz und sein Heiliger Michael; es sind Erzeugnisse der momentanen leidenschaftlichen Erregung und deshalb auch nur von zeitgeschichtlichem Werth. Von Haus aus mit starkem Sinn für das Charakteristische und zugleich für das gefällig Schöne ausgestattet, schwankt K.'s Stil zwischen beiden Elementen. Er verliert sich zuweilen in das Extrem des einen, die Caricatur, zuweilen in das entgegengesetzte, die leere Grazie; selten nur hat er eine Einheit beider Richtungen erlangt. In seinen großen histor. Compositionen mehr auf das Geistreiche als auf Einfachheit des Ausdrucks bedacht, bemüht er sich, die Phantasie durch den Verstand zu befriedigen und verfällt deshalb zu sehr ins Symbolisiren; andererseits beobachtet man bei ihm eine allmähliche Erschlaffung des Formgefühls, welche den spätern Werken im Vergleich zu den bedeutend charakteristischen der frühern Zeit etwas Conventionelles gibt. K., seit 1837 königl. bair. Hofmaler, seit 1849 Director der münchener Akademie, war Mitglied aller bedeutenden Kunstanstalten, wurde geadelt und mit Anerkennung und Ehren überhäuft. Er starb in München 7. April 1874 an der Cholera. — Friedrich K., Vetter des Vorigen, geb. 8. Juli 1822 in Arolsen, sollte ursprünglich Bildhauer werden, wandte sich aber der Malerei zu und studirte bei seinem Vetter Wilhelm von K. in München. Eine seiner ersten Compositionen, Adam und Eva bei dem erschlagenen Abel, erntete viel Anerkennung, doch neigte K. entschieden dem Porträtfache zu. Er malte in Oldenburg, Schwerin und Hannover am Hofe und ließ sich in letzterer Stadt, zum Hofmaler ernannt, dauernd nieder. Zahlreiche ehrenvolle Porträtaufträge folgten und haben ihm einen hervorragenden Namen gesichert. K. ist Professor und Mitglied verschiedener Akademien. — Fritz August K., Sohn des Vorigen, lebt in München und hat sich durch die glänzenden coloristischen Eigenschaften seiner dem Porträtfache und dem intimen Genre im altdeutschen Costüm angehörigen Bilder bereits einen sehr geachteten Namen gemacht.

Kaulbarsch (Acerina cernua) heißt ein höchstens 25 Ctmt. lang werdender Fisch aus der Familie der Barsche mit einfacher, langer Rückenflosse, Stacheln am Vorderdeckel der Kiemen und breitem Kopfe, der viele Vertiefungen zwischen leistenartigen Erhöhungen zeigt. Er ist besonders im Donaugebiet häufig und wird gern gegessen.

Kaulquappen, eine Metamorphosenstufe der Froschlurche, s. Batrachier.

Kaunitz (Wenzel Ant., Fürst von), Graf von Rietberg, berühmter österr. Staatsmann, geb. zu Wien 2. Febr. 1711, wurde als der jüngste unter fünf Brüdern für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt schon im 13. Jahre eine Domherrnstelle zu Münster. Erst nach dem frühen Tode seiner Brüder trat er als der einzige Stammhalter aus dem geistlichen Stande zurück und widmete sich den Staatsgeschäften. Er studirte zu Wien, Leipzig und Leiden, durchreiste hierauf, seit 1732, England, Frankreich und Italien, wurde 1735 von Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath und nicht lange nachher zum zweiten kaiserl. Commissarius am Reichstage zu Regensburg ernannt. Durch seine Vermählung mit der Gräfin von Ostfriesland und Rietberg erwarb er die Grafschaft Rietberg. Nach Karl's VI. Tode (1740) zog er sich auf seine Güter in Mähren zurück; Maria Theresia aber rief ihn wieder in den österr. Staatsdienst. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIV. und von da nach Florenz gesendet, ging 1742 als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungsbündniß Oesterreichs mit Sardinien und England gegen die bourbonischen Höfe enger zu schließen, und wurde 1744 österr. Minister am Hofe des Generalgouverneurs der österr. Niederlande, des Herzogs Karl von Lothringen. Da kurz darauf die Gemahlin desselben, die Erzherzogin Maria Anna, starb, so übernahm er in Abwesenheit des Herzogs die einstweilige Regierung, bis ihn 1745 Maria Theresia zum wirklichen bevollmächtigten Minister erhob. Doch konnte er diesen Posten nicht lange verwalten, weil die Franzosen Brüssel im Febr. 1746 einnahmen. K. capitulirte, erhielt für die österr. Truppen freien Abzug, ging hierauf nach Antwerpen und, als auch dieses übergeben werden mußte, nach Aachen. Seiner geschwächten Gesundheit wegen trat er eine Zeit lang aus dem Staatsdienst, erschien aber bereits 1748 wieder bei dem Friedenscongresse zu Aachen, wo er den Grund zu seinem großen Rufe als Diplomat legte. Nach dem Aachener Frieden zum wirklichen Conferenz- und Staatsminister ernannt, bewirkte er als Gesandter am

Digitized by Google

franz. Hofe (1750—52) durch sein kluges Benehmen die Aussöhnung und zugleich die geheime Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich und wurde infolge dessen 1753 zum Hof- und Staatskanzler und überdies 1756 zum niederländ. und ital. Kanzler erhoben, in welcher Eigenschaft er beinahe 40 Jahre die Angelegenheiten Oesterreichs nach innen und außen leitete. Besonders groß war seine Einwirkung unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, die ihm unbegrenztes Vertrauen schenkte und 1764 seine Erhebung in den Reichsfürstenstand veranlaßte. K. war der Träger der Aufklärungsideen der theresianisch-josephinischen Epoche, beeinflußte mächtig die Reformpolitik im Innern und beherrschte ganz unumschränkt das Gebiet der auswärtigen Politik. Seine Hauptziele waren die Niederhaltung der aufstrebenden preuß. Königsmacht, die Allianz mit Frankreich und Rußland. Er stiftete 1756 die große Coalition gegen Friedrich d. Gr., gab Oesterreich Stellung in der Theilung Polens, vergrößerte Oesterreich um Galizien, Bukowina und den Innkreis, und stiftete die Heirath der Marie Antoinette mit Ludwig XVI. K. starb 27. Juni 1794. Gerühmt war er als Gönner der Künste und Wissenschaften, seine Kunstsammlung war bedeutend. Vgl. Arneth, «Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold» (3 Bde., Wien 1867); derselbe, «Geschichte Maria Theresia's» (7 Bde., Wien 1863—76); A. Beer, «Joseph II., Leopold II. und K. Ihr Briefwechsel» (Wien 1873).

Kauri (Cyprea moneta; Cowry-shell) ist eine Art kleiner, nur in den indischen Meeren vorkommender Porzellanschnecken. Ihrer Gestalt wegen werden sie auch Brustharnisch, Otternköpfchen u. s. w. genannt. Sie haben eine einfache, eiförmige, glatte Schale, sind oben glänzendweiß oder strohgelb, am Bauche weiß und inwendig blau, auf beiden Theilen der Mundöffnung gezahnt und werden höchstens 4 Ctmt. lang. Man fischt sie jährlich zweimal an der Küste von Malabar und Koromandel sowie bei den Malediviſchen Inseln, wo sie in größter Menge vorkommen und bedient sich ihrer in Vorder- und Hinterindien, namentlich in Siam sowie auch im Handel mit Westafrika statt der Scheidemünze. In Bengalen rechnet man 6400 K. auf die Rupie, sodaß etwa 33—34 den Werth eines Pfennigs haben. Der Absatz der K. war früher so groß, daß jährlich davon für ungefähr 600,000 Mark nach Bengalen geschickt wurden.

Kaustik bezeichnet die Lehre von der sog. Brennlinie (s. d.). Entsteht eine solche Brennlinie durch Zurückwerfung der Lichtstrahlen von Spiegeln, so heißt sie Katakaustika, dagegen Diakaustika, wenn sie der Brechung des Lichts in durchsichtigen Mitteln ihre Entstehung verdankt. Die Namen der Katakaustika und Diakaustika wurden diesen Linien von Jak. Bernoulli beigelegt.

Kauterien (Cauteria) oder Aetzmittel zur künstlichen Zerstörung organischer Gewebe in der Medicin (s. Aetzen) unterscheidet man in die chemisch (Cauterium potentiale) und in die durch Glühhitze wirkenden (Cauterium actuale). Das Verfahren selbst heißt Kauterisation. Zu den durch Glühhitze wirkenden K. gehört das Glüheisen (Ferrum candens), die Moxa und die Galvanokaustik (s. d.). Von den zahlreichen chem. Aetzmitteln werden aus der Gruppe der Säuren am häufigsten die concentrirte Schwefelsäure, die rauchende Salpetersäure, die Chromsäure, Chloressigsäure und Carbolsäure, aus der Gruppe der Alkalien das Aetzkali und der Aetzkalk (häufig auch miteinander gemengt als sog. Wiener Aetzpaste), aus der Gruppe der metallischen Aetzmittel endlich der Höllenstein, Aetzsublimat, Chlorzink und weißer Arsenik benutzt.

Kautschuk oder Caoutchouc, im Englischen India Rubber, in Deutschland auch Federharz und Gummi elasticum, heißt ein überaus wichtiges Pflanzenproduct, das seit einer Reihe von Jahren aus Brasilien, Neugranada, Venezuela, Guatemala und Cartagena, aus einigen Strichen des westl. Afrika sowie aus Indien und dem Indischen Archipel in immer steigenden Mengen nach Europa und Nordamerika ausgeführt wird und hier wie dort die Grundlage eines bedeutungsvollen Industriezweigs geworden ist. Das K. ist eine Substanz, die sich in der Form mikroskopischer Kügelchen (Kautschukkörper) in dem Milchsafte vieler Pflanzen, namentlich der Artocarpeen, Euphorbiaceen und Apocyneen findet. Die chem. Beschaffenheit dieser Kügelchen kennt man jedoch nur erst unvollkommen, namentlich konnte man noch nicht mit Sicherheit feststellen, ob die verschiedenen Familien milchender Gewächse auch abweichend zusammengesetzte Kautschukkörperchen ergeben. Im allgemeinen scheinen alle Kautschukarten Kohlenwasserstoffe zu sein, welche durch ihre Zusammensetzung den ätherischen Oelen, durch ihre Nichtflüchtigkeit, ihr Verhalten gegen Lösungsmittel und ihre Zersetzungsproducte den Harzen nahestehen. In den milchenden Pflanzen Deutschlands, wie im Mohn, den Cichoriaceen, Campanulaceen, den Wolfsmilcharten, treten die Kautschukkörper nur in verhältnißmäßig geringer Menge auf, während sie in den Milchsäften zahlreicher Tropenpflanzen einen so überwiegenden Bestandtheil bilden, daß diese eingetrockneten Milchsäfte selbst schon die Eigen-

Digitized by Google

schaften des chemisch reinen K. in hohem Grade zeigen. Im Handel unterscheidet man nach seinem Ursprunge folgende Hauptarten von K.: 1) das Para-K., welches zum großen Theile von Siphonia elastica, einem stattlichen Baume aus der Familie der Euphorbiaceen, stammt und aus Südamerika zuerst zu Anfang des 18. Jahrh. nach Europa gebracht wurde. Die ersten Notizen über Vorkommen und Gewinnung gab 1757 der berühmte Reisende Condamine. Im J. 1876 waren allein in Brasilien mit Gewinnung und Sammlung dieser Kautschukart über 10,000 Arbeiter beschäftigt. 2) Das ostindische K., welches zuerst 1828 in London auf den Markt kam und seit 1832 technische Benutzung fand. Dasselbe wird theils aus Ficus elastica (s. Gummibaum), theils aus Urceola elastica gewonnen. Doch werden in Indien und auf den Sunda-Inseln bereits auch andere Pflanzensäfte zur Gewinnung von K. benutzt. Für das beste indische K. gilt das von Batavia und Java. Dann folgen der Reihe nach das von Singapore, von Penang, von Mauritius, von Siam, von Borneo, von Assam. 3) Das afrikanische K., das von verschiedenen Ficusarten abstammt und zuerst 1856 von Lagos aus in den Handel kam. Seitdem wird auch K. von Gabun, Corisco, Banlango und Angola ausgeführt. 4) Das central-amerikanische K., das besonders über Cartagena und Guatemala in den Handel kommt, wird durch Sieden aus einer Grasart, dem Calamus elasticus, gewonnen. 5) Eine andere amerik. Kautschukart, die in Guayaquil (Ecuador) und Colon (Aspinwall) zur Ausfuhr gelangt, wird aus dem Milchsafte von Acorus Aruensis gewonnen. Dieselbe findet besonders in Manchester Absatz und scheint zu einem wichtigen Exportartikel für jene Gegenden des tropischen Amerika bestimmt. Das Para-K. sowie die beiden andern amerik. Arten sind vollkommen elastisch (active); das afrikanische zeigt sich nur halbelastisch (inactive); das indische dagegen ist gar nicht oder nur in sehr geringem Grade elastisch (passive). Die Art der Gewinnung und Einsammlung weicht nach den verschiedenen Ländern sehr voneinander ab. Der frische Milchsaft, in Flaschen gefüllt, kommt nicht mehr zur Versendung, sondern es gelangt nur der eingetrocknete Saft in den Verkehr. In der Regel macht man behufs der Kautschukgewinnung Einschnitte in die Bäume und läßt den rahmähnlichen Saft entweder über thönerne Formen, z. B. Flaschen, Schuhe u. s. w., ausfließen und über Holzfeuer eintrocken, wobei er vom Rauche geschwärzt wird, oder man läßt ihn in flache Gruben laufen, in denen er zu speckartigen, gelben, mehr oder minder dicken Massen erhärtet (Speckkautschuk). Im erstern Falle wird der Thon durch Klopfen oder durch Aufweichen in Wasser entfernt. Früher kam fast nur die erstere Sorte vor, seit dem Entstehen der Kautschukindustrie immer häufiger die letztere, da sie sich zu technischen Anwendungen vorzugsweise eignet.

Die chem. und physik. Eigenschaften des K. haben besonders Faraday, Payen u. a. untersucht. Von Bedeutung für die Technik sind insbesondere die Elasticitäts- und Löslichkeitsverhältnisse. Bei mittlerer Temperatur ist das reine K. (Federharz) ein höchst elastischer Körper; bei 0° jedoch verliert es diese Eigenschaft fast ganz, ohne indeß hart oder brüchig zu werden. Die gewöhnlichen Lösungsmittel wirken auf das reine K. gar nicht. In heißem Wasser erweicht es, tritt aber bei dem Trocknen in seinen frühern Zustand wieder zurück. Alkohol übt keine Wirkung aus; dagegen führen wasserfreier Aether, ätherische Oele, Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Petroleum, Steinkohlentheeröl, Benzin und besonders die flüchtigen Destillationsproducte des K. selbst zunächst ein starkes Aufquellen, dann eine theilweise Lösung herbei. In diesem Zustande ist die Masse leicht zertheilbar und kann in den meisten Fällen eine vollkommene Lösung vertreten. Gegen starke chem. Agentien verhält sich das K. sehr indifferent; nur concentrirte Schwefel- und Salpetersäure zersetzen dasselbe. Bei Temperaturerhöhung ändert das K. seine chem. und physik. Eigenschaften. Bei 50° wird es etwas weicher, bei 100—120° fängt es an stark zu kleben, bei 200° geht es in eine braunschwarze, schmierige Masse über, welche durch Abkühlen nicht wieder in ihren frühern Zustand zurückkehrt. Noch weiter erhitzt, verbrennt es an der Luft mit röthlicher, stark rußender Flamme. Trockene Destillation des K. liefert reichliche Mengen eines farblosen, stark riechenden, ätherischen Oels, welches durch fractionirte Destillation in mehrere Kohlenwasserstoffe zerlegt werden kann, nämlich das Kautscheen, welches bei 14°, das Kautschin, das bei 171°, und das Heveen, das erst bei 315° siedet. Sein specifisches Gewicht ist 0,925. Es besteht in reiner Gestalt aus 87,5 Theilen Kohlenstoff und 12,5 Theilen Wasserstoff und ist nach der Formel $C_4 H_7$ zusammengesetzt.

Anfänglich benutzte man das K. (seit 1770 nach dem Vorschlage Priestley's) nur zum Austreiben der Bleistiftstriche, theilweise auch zu elastischen Bällen und ähnlichen Spielwerken. Man zahlte damals in England für ein würfelförmiges Stück K. von kaum über 12 Mmt. Größe 3 Mark. Seit 1790 machte man elastische Binden daraus, und bereits 1791 ver-

Digitized by Google

wendete es der Engländer Sam. Peal, um Leder und andere Stoffe wasserdicht zu machen. Im J. 1820 erfand Nadler die aus Kautschukfäden gewebten dehnbaren Stoffe, und 1823 nahm Mackintosh das Patent auf die nach ihm benannten wasserdichten Zeuge. Um die nämliche Zeit kam auch der Gebrauch des K. zu Verschlüssen und Röhrenverbindungen bei chem. Apparaten, zu elastischen chirurgischen Verbänden, zu Bougies und Kathetern auf. Im J. 1830 machte Thomas Hancock die ersten Versuche mit der Herstellung von Ueberschuhen aus K. (Gummischuhe). Der eigentliche Aufschwung der Kautschukindustrie begann jedoch erst 1836 mit den von Chaffee in Nordamerika und Nickels in England erfundenen Maschinen, welche das K. durch bloßes Kneten bei mäßiger Wärme in einen erweichten, fast unelastischen Körper umwandeln, der mit Leichtigkeit jede erwünschte Gestalt annimmt. Bald darauf folgte die Erfindung des Vulkanisirens des K., welche zwar schon 1832 von Lüdersdorff in Berlin gemacht, aber erst seit 1839 von dem Amerikaner Goodyear sowie seit 1843 von dem erwähnten Hancock in die Praxis eingeführt wurde. Das Vulkanisiren beruht auf der merkwürdigen Eigenschaft des K., sich mit Schwefel zu einer Masse zu verbinden, die auch bei niedriger Temperatur elastisch bleibt, bei höherer dagegen weniger weich als reiner K. wird und sich daher für viele Zwecke brauchbarer erweist. Man nennt es Weichgummi. Gewöhnlich werden die Gegenstände erst aus gewöhnlichem K. fertig gemacht und dann erst durch eine Lösung von Schwefel in Schwefelkohlenstoff vulkanisirt. Außer elastischen Bändern und Schnüren, wasserdichten Stoffen verschiedener Structur, Gummischuhen u. s. w. fertigt man jetzt auch aus K. mancherlei chem. und ärztliche Apparate, elastische Luftkissen, Eisenbahnpuffer, Spritzenschläuche, Walzen für Buch- und Kattundrucker, Billardbanden, Gas- und Wasserleitungsröhren, Fußteppiche, Spielwaaren (hohle Bälle, Schreipuppen, Luftballons, deren Masse häufig Zinkoxyd beigemengt ist, das unter Umständen zu Vergiftungen Anlaß geben kann), u. s. w. Die Mehrzahl der sog. Gummiwaaren wird aus Stücken zusammengesetzt, die man aus den erweichten Platten, wie sie aus den Walzwerken hervorkommen, nach Schablonen schneidet und an den Rändern zusammenklebt. Im J. 1852 erfand Goodyear das Härten oder Hornisiren des K. Die von ihm hergestellte Gummihornmasse oder das Hartgummi (auch Ebonit genannt) unterscheidet sich chemisch von dem vulkanisirten K. durch einen viel größern Schwefelgehalt. Das Hartgummi hat eine dunkelbraune oder schwarze Farbe und eine solche Härte, daß es dem Horn und Fischbein nahekommt und sich wie diese mit Feilen, Sägen u. s. w. bearbeiten läßt. Aus solcher Masse bestehen unter anderm die Kautschukkämme. Auch fertigt man aus derselben künstliches Fischbein (Walosin), Schirmgriffe, Knopfwaaren, Messerhefte, Hörröhren, Flöten und andere Blasinstrumente, Schmucksachen (Imitationen von Jet als Brochen, Ohrgehänge, Ketten, Medaillons, Armbänder), Knöpfe, Möbelfourniere, Bestandtheile des Webstuhls, Stethoskope und ähnliche Apparate, ja selbst künstliche Gebisse und Schreibfedern. Mit Sand, Quarzpulver, Feuerstein oder Smirgel gemengter vulkanisirter K. dient seit einer Reihe von Jahren zur Fabrikation künstlicher Schleifsteine und Wetzsteine zum Schärfen der Sensen und Sicheln. Kautschuklösungen finden ihre hauptsächlichste Verwendung zur Darstellung wasserdichter Stoffe sowie als Kitte und Firnisse. Eine dem K. verwandte Substanz ist die Guttapercha (s. d.). Die Production an K. betrug 1876 gegen 150,000 Ctr. Davon kamen auf Java 70,000 Ctr., Para 45,000 Ctr., Guatemala, Cartagena 33,000 Ctr., Venezuela, Neugranada und Afrika 2000 Ctr. Die Consumtion vertheilt sich in folgender Weise: Nordamerika 40,000 Ctr., England 35,000 Ctr., Frankreich 40,000 Ctr., Deutschland 35,000 Ctr.

Kavanagh (Julia), engl. Schriftstellerin, ist die Tochter Morgan K.'s, eines durch seine linguistischen Arbeiten bekannten, einer alten irischen Familie entsprossenen Gelehrten. Am 7. Jan. 1824 zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary geboren, folgte sie noch sehr jung ihren Aeltern nach England und dann nach Paris, wo sie erzogen wurde. Unter der Leitung ihres Vaters entwickelte sich früh in Julia eine Neigung für literarische Beschäftigungen, und als derselbe sich 1844 in London niederließ, ward sie bald Mitarbeiterin an mehrern periodischen Schriften, namentlich an «Chambers' Journal», und ließ 1847 eine Kinderschrift «The three paths», und 1848 eine Erzählung «Madeleine» (deutsch, Hamb. 1852) erscheinen. Das histor.-biographische Werk «Woman in France during the 18th century» (2 Bde., Lond. 1850) befestigte ihren literarischen Ruf, der durch den Roman «Nathalie» (3 Bde., Lond. 1851) noch erhöht wurde. Hierauf folgten «Women of christianity» (Lond. 1852), «French women of letters» (2 Bde., Lond. 1861), «English women of letters» (Lond. 1862) und die Romane «Daisy Burns» (3 Bde., Lond. 1853), «Seven years» (3 Bde., Lond. 1859), «Queen Bell» (3 Bde., Lond. 1863), «Beatrice» (Lond. 1865), «Sybils' second love»

Digitized by Google

(3 Bde., Lond. 1867), «Dora» (3 Bde., Lond. 1868), «Silvia» (3 Bde., Lond. 1870) u. s. w. Eine Reise nach Italien und Sicilien beschrieb sie in «A summer and a winter in the two Sicilies» (2 Bde., Lond. 1858). Durch ihren fließenden Stil und die Wahrheit und Anmuth ihrer Charakterzeichnung gehört K. zu den besten der neuern Schriftstellerinnen Englands.

Kazike, im Spanischen caçique, cazique, bezeichnet in Schriften über das mittlere und südl. Amerika den Häuptling eines Stammes. Das Wort ist der Sprache der ehemaligen indian. Bewohner San-Domingos entnommen und gelangte von hier mit den Eroberungszügen der Spanier in die übrigen Theile Amerikas. Noch gegenwärtig führen in Mexico und Guatemala die Vorstände von Gemeinden, die blos von Indianern bewohnt werden, officiell den Titel K.; sonst ist der Name den Eingeborenen wenig bekannt.

Kazinczy (Franz), ungar. Dichter und Schriftsteller, geb. 27. Oct. 1759 zu Er-Semlyén im Biharer Comitat, machte seine Studien zu Sárospatak und lebte dann als Advocat zu Kaschau, Eperies und Pest, bis er 1784 Comitatsnotar in Abaujvár wurde. Joseph II. ernannte ihn 1786 zum Aufseher der Nationalschule für den Kaschauer District, welchen Posten er 1791 als Akatholik niederlegen mußte. K. wendete sich desto eifriger der literarischen Thätigkeit zu, in der er durch eine Uebersetzung Geßner's (Kasch. 1788), den Roman «Bácsmegyeinek öszveszedett levelei» (Kasch. 1789), durch das «Magyar Museum» (Kasch. 1788—92) und den «Orpheus» (Kasch. 1790) bereits glänzende Proben abgelegt hatte. Im J. 1793 wurde er infolge der Verschwörung des Abtes Martinovics, in die er verwickelt sein sollte, ins Gefängniß geworfen. Zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber begnadigt, schmachtete K. bis 1801 in den Gefängnissen zu Brünn, Kufstein und Munkács. Außer vielen Uebersetzungen, wie von Goethe's «Stella» (Preßb. 1790), Larochefoucauld's «Maximen» (Wien u. Triest 1808), Lessing's «Emilia Galotti» (Pest 1829) u. s. w., veröffentlichte er als eigene Werke namentlich: «Tövisek és virágok» (Széghalom 1811), «Poetai Berke» (Pest 1813) und seine «Reise» (Pest 1813) und gab «Ungar. Alterthümer und Seltenheiten» (Pest 1808) heraus. Er starb 22. Nov. 1831 an der Cholera. Seine Poesien sowie ein Theil seiner Briefe wurden erst nach seinem Tode herausgegeben (5 Bde., Pest 1836—45).

Kean (Edmund), nächst Garrick und Kemble der ausgezeichnetste Schauspieler Englands, geb. 4. Nov. 1787 in London, wurde als der Sohn Aaron K.'s, eines Bruders des berühmten Bauchredners Moses K., und der Tochter des als Dichter bekannten George Carey getauft; er selbst behauptete jedoch, aus einer geheimen Ehe des Herzogs von Norfolk (gest. 1815) entsprossen zu sein. Obwol klein und verwachsen, gefiel er schon in seinem fünften Jahre als Figurant in den Pantomimen auf dem Drurylane-Theater. Doch entlief er nachher seiner Mutter, ging als Kajütenjunge auf einem Schiffe mit nach Madeira, wo er sich, als es ihm nicht mehr gefiel, dadurch frei machte, daß er sich taub stellte. Nachdem er nach London zurückgekehrt, trat er in einem Theater in der Vorstadt, in Sheridan's «Pizarro» als Rolla auf. Bald darauf wandte er sich zu einer Schauspielergesellschaft in Yorkshire, wo er, obgleich erst 13 J. alt, den Hamlet und Addison's Cato mit Beifall gab. Dr. Drury brachte ihn 1801 auf die Schule in Eton, die er aber schon nach drei Jahren verließ. Seitdem wanderte er von Bühne zu Bühne, bis er im Jan. 1814 als Shylock die Bühne in London betrat, wo er das Publikum sogleich gewann. Seine Glanzpartien waren außerdem Richard III., Othello, Macbeth und Jago. In den J. 1820—21 gastirte er mit vielem Erfolg in Nordamerika. Bei einem zweiten Besuche 1825—26 wurde er zwar weniger günstig aufgenommen, dagegen bei seinen Gastrollen in Paris 1828 mit Ehren überschüttet. Dem Trunke verfallen, spielte er noch eine Zeit lang auf dem Coventgarden-Theater, trat dann 1829 zum Drurylane-Theater zurück und starb 15. Mai 1833 zu Richmond. Vgl. Procter, «Life of K.» (Lond. 1835); Hawkins, «Life of Edmund K.» (2 Bde., Lond. 1869). — Charles John K., Sohn des Vorigen, geb. zu Waterford 18. Jan. 1811, spielte anfangs auf dem Haymarket-Theater, machte dann einen Ausflug nach dem Continent und ging 1839 nach Amerika. Nach seiner Rückkehr heirathete er 1842 die beliebte Schauspielerin Ellen Tree, mit der er sich 1845 von neuem nach den Vereinigten Staaten einschiffte. Auch in Paris trat das Ehepaar mit Erfolg auf, bis es 1848 wieder am Haymarket-Theater angestellt wurde. Im Herbst 1850 übernahm K. die Leitung des Princeß-Theaters in London, die er bis 1859 führte und während der er das Publikum namentlich durch seine glänzenden Aufführungen Shakspeare'scher Stücke anzog. Im Juli 1863 unternahm er mit seiner Gattin eine Kunstreise nach Australien, von der er über Californien im Mai 1866 nach England zurückkehrte. Er starb 22. Jan. 1868 in Liverpool. Vgl. Cole, «Life and theatrical times of Charles K.» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1860).

Digitized by Google

Kecskemét (spr. Ketschkemeht), Stadt im ungar. Comitat Pest, 75 Kilom. südöstlich von Pest, an der österr. Staatsbahn Wien-Bazias, inmitten der sog. Kecskemeter Heide gelegen, zählt (1870) 41,195 E. magyar. Stammes, darunter 15,000 Reformirte. Der weitläufig gebaute Ort hat ein Piaristencollegium, ein Franciscanerkloster, ein reform. Obergymnasium und Rechtsakademie, eine Unterrealschule und eine Hauptschule. Die Einwohner beschäftigen sich mit Feld-, Obst- und Weinbau, Seifensiederei, hauptsächlich aber mit Schaf-, Rind-, Pferde- und Schweinezucht. In K. werden jährlich fünf Jahrmärkte und ein 14tägiger Viehmarkt abgehalten.

Kegel (conus) ist ein Körper, der von einer ebenen Fläche, welche die Basis oder Grundfläche bildet, und von einer Kegelfläche eingeschlossen wird. Die letztere ist, im weitern Sinne, eine Fläche, die von einer geraden Linie beschrieben wird, deren einer Endpunkt festliegt, während der andere an dem Umfange einer krummen Linie herumgeführt wird. Jener feste Punkt bildet die Spitze, diese krumme Linie die Grundfläche des K. Der gemeine K., welcher bei weitem am häufigsten vorkommt, hat einen Kreis zur Grundfläche. Wo von einem K. schlechthin die Rede ist, wird fast immer der gemeine, mit kreisförmiger Basis, gemeint. Diejenige gerade Linie, welche die Spitze eines solchen K. mit dem Mittelpunkte der Grundfläche verbindet, nennt man die Achse des K.; jede gerade Linie aber, welche von der Spitze des K. an den Umfang der Grundfläche gezogen wird, heißt eine Kante (Seite) des K. Der K. selbst heißt ein Rotationskegel (senkrecht, gerad), wenn dessen Achse senkrecht auf der Grundfläche steht. Unter der Höhe des K. versteht man die Länge derjenigen senkrechten Linie, welche von der Spitze des K. auf seine Grundfläche herabgelassen wird. Bei dem geraden K. ist sie mit der Achse einerlei. Um den kubischen Inhalt des K. zu erhalten, muß man seine Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multipliciren. Merkwürdig sind die sog. Kegelschnitte, d. i. diejenigen krummen Linien, welche entstehen, wenn ein gemeiner K. durch Ebenen geschnitten wird. Wenn die schneidende Ebene mit keiner Kante oder mit einer oder mit zwei Kanten des K. parallel ist, so ist der Kegelschnitt eine geschlossene Figur (s. Ellipse), oder nach einer Richtung offen (s. Parabel), oder auf den beiden Feldern der Kegelfläche nach zwei Richtungen offen (s. Hyperbel). Die Kegelschnitte wurden zuerst von Menächmus (Platonische Schule) unterschieden, ihre Eigenschaften besonders von Apollonius von Perga in seinem noch vorhandenen Werke über dieselben entwickelt. Ihre wichtigste Anwendung haben die Kegelschnitte in der Kopernicanischen Astronomie durch Kepler erhalten. — In der Buchdruckerkunst bezeichnet man mit K. oder Kögel die Dicke, welche die Lettern, und zwar nicht in die Breite, sondern in die Länge gerechnet, nach den verschiedenen Schriftgrößen haben.

Kegelspiel, ein weit verbreitetes Spiel, das fast überall mit neun Kegeln gespielt wird, die am Ende einer ganz ebenen und horizontalen, etwa 12—20 Mt. langen Fläche (der Kegelbahn) so aufgestellt werden, daß drei Kegel hintereinander, deren mittelster der König heißt, die Mittelreihe bilden, von der rechts und links je zwei und dann ein Kegel zu stehen kommen. Nach diesen Kegeln wird nun vom andern Ende der Bahn aus mit harthölzernen Kugeln geschoben. Ueber den Gewinn des Spiels entscheidet nicht nur die Zahl der umgeworfenen Kegel, sondern auch der Standort derselben u. s. w. nach vielfachen verschiedenen Bestimmungen.

Kehdingen (abgeleitet von Kaje-Deich, also eingedeichtes Land), Landschaft in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Stade, am linken Elbufer, reicht von der Mündung der Schwinge bis zu der Oste, hat bei einer Länge von 30 und einer Breite von 7—8 Kilom. einen Flächeninhalt von 270 QKilom. mit 19,690 E. Der Boden, der schwerste und fetteste Marschboden, setzt der Bearbeitung große Schwierigkeiten entgegen, weshalb auch der Ackerbau hinter der Vieh-, besonders Rindviehzucht zurücksteht. Gegen die Geest hin geht der Marschboden in Moor über und bildet das fiscalische Kehdinger Moor.

Kehl, Stadt im Amte Kork des bad. Kreises Offenburg, an der Einmündung der Kinzig in den Rhein, Straßburg gegenüber, zählt 1831, einschließlich des angrenzenden Pfarrdorfs gleichen Namens aber 4816 E. (1875), die bedeutenden Holzhandel treiben und Fabriken von Hüten, Anilin, Kunstwolle u. s. w. unterhalten. Der Ort wurde von den Franzosen, welche 1678 den hier befindlichen Brückenkopf der Reichsstadt Straßburg oder die Kehler Schanze erstürmt und abgetragen hatten, gegen Ende des 17. Jahrh. als Festung erbaut, um als Stützpunkt der Eroberungen zu dienen, die Ludwig XIV. auf dem rechten Rheinufer beabsichtigte. Im Ryswijker Frieden (1697) kam die Festung an Baden. Die Festungswerke wurden Mitte des 18. Jahrh. abgetragen, im Revolutionskrieg von den Franzosen wiederhergestellt und 1815 wieder abgetragen. Seit K. durch eine Zweigbahn bei Appenweier mit der Badischen Bahn, durch die Rheinbrücke aber mit der Elsaß-Lothringer Bahn verbunden ist, hat die Stadt mercan-

Digitized by Google

tilische Bedeutung erhalten. Die Rheinbrücke wurde 1858—61 erbaut und mißt bei einer Breite von 12 Mt. in ihrer ganzen Länge 309 Mt. (bei 235 Mt. Strombreite). Am 22. Juli 1870 wurde der dem bad. Ufer zunächst gelegene Pfeiler derselben gesprengt, nach dem Frankfurter Frieden aber wiederhergestellt. Die Stadt wurde 19. und 24. Aug. 1870 von der straßburger Citadelle aus beschossen. In militärischer Hinsicht ist K. jetzt dem Festungsgouvernement Straßburg unterstellt und seit 1873 wurden drei detachirte Forts dieser Festung (bei Sundheim, Neumühl und Auenheim) auf bad. Gebiete erbaut.

Kehle heißt eigentlich ein einspringender, abgerundeter Winkel, ein Ausdruck, welcher bei Architekten und Handwerkern (Hohlkehle, Einkehle u. s. w.) sowie bei den Anatomen (Kniekehle) gebräuchlich ist. Namentlich aber verstehen die Anatomen unter K. den vordern Theil des Halses (s. d.), vom Kinn bis zum Brustbein. Der Rachen oder Schlund theilt sich an seinem untern Ende in zwei Kanäle, einen hintern, die Speiseröhre, und einen vordern, die Luftröhre. Das oberste Stück der Luftröhre bildet der Kehlkopf (Larynx). Derselbe liegt in der Mittellinie des Vorderhalses vor dem vierten und fünften Halswirbel, wird beim Schlingen, Sprechen und Singen gehoben und danach gesenkt, ist auch einigermaßen seitlich verschiebbar. Man kann ihn durch die Haut hindurch deutlich als einen harten Körper fühlen und bei Männern auch seinen am meisten vorspringenden Theil, den sog. Adamsapfel, sehen. Der Kehlkopf hat einen größern Umfang als die Luftröhre und besteht in seiner knorpeligen Grundlage aus sieben verschieden gestalteten Knorpeln, von denen die drei größern der Schildknorpel, der Ringknorpel und der Kehldeckel heißen, während die vier kleinern die Namen Gießkannen- oder Stellknorpel und Santorini'sche Knorpel führen. Zuweilen findet sich noch ein Paar sehr kleine Knorpel (die Wrisberg'schen Knorpel) in den beiden sich vom Kehldeckel zu den Spitzen der Gießkannenknorpel hinabziehenden Schleimhautfalten. Der Schildknorpel (cartilago thyreoidea) liegt über dem Ringknorpel und ist der größte Kehlkopfknorpel, um welchen herum die übrigen Theile des Kehlkopfs sich befestigen. Er bildet den größten Theil der vordern Wand des Kehlkopfs und besteht aus zwei länglich viereckigen Seitenplatten, welche vorn in einen abgerundeten Winkel zusammenfließen. Die beiden Seitenplatten divergiren nach hinterwärts und lassen hier einen freien Raum, in welchen sich die hintere Wand des Kehlkopfs einlegt. Der hintere Rand jeder Seitenplatte läuft nach oben und nach unten in ein Horn aus. Die obern, größern Hörner des Schildknorpels hängen mit den großen Hörnern des darüberliegenden Zungenbeins durch je ein Band zusammen. Die untern, kleinern Hörner des Schildknorpels sind durch je eine kleine Gelenkfläche beweglich mit dem Ringknorpel verbunden. Der Ringknorpel (cartilago cricoidea) hat die Gestalt eines mit einem hohen viereckigen Schilde (Platte) versehenen Siegelrings. Die vordere, dünnere Hälfte dieses Rings (der Bogen) liegt unterhalb des Schildknorpels und hat auswendig an jeder Seite eine flache Gelenkvertiefung zur Verbindung mit den untern Hörnern des Schildknorpels. Die hintere Hälfte (das Schild) des Ringknorpels ragt als hintere Wand des Kehlkopfs zwischen den hintern Rändern des Schildknorpels in die Höhe. Auf dem obern Rande des Ringknorpels stehen hinten nebeneinander zwei dreiseitige, pyramidenförmige Knorpel, die Gießkannen- oder Stellknorpel (cartilagines arytaenoideae), welche beweglich sind und durch Muskeln einander genähert und voneinander entfernt werden können. Der kolbige, nach hinten, außen und unten gerichtete Theil jedes Stellknorpels heißt der Gelenkfortsatz, der spitzere, nach vorn gekehrte dagegen der Stimmfortsatz. An der hintern Fläche des sog. Adamsapfels erhebt sich in einem tiefen Einschnitt des Schildknorpels und darüber hinaus der platte, knorpelige Kehldeckel (epiglottis), welcher über die ganze obere Apertur des Kehlkopfs hinausragt. Ein zwischen der Zungenwurzel und dem mittlern Theile des Kehldeckels ausgespanntes Band (das Zungen-Kehldeckelband) hält ihn in aufrechter Stellung. Zu gleichem Zwecke dienen die beiden Zungenbein-Kehldeckelbänder. Oberhalb des untern Theils der nach hinten gekehrten Fläche des Kehldeckels befindet sich eine convexe Vorwölbung, der Kehldeckelwulst. Zwischen den Seitenrändern des mittlern und untern Theils des Kehldeckels und der Spitze jedes Stellknorpels zieht sich auf jeder Seite das Stellknorpel-Kehldeckelband hin und hinten zwischen den beiden innern, einander zugekehrten Kanten der Stellknorpel eine muskulös-häutige Masse querüber; auf diese Weise entsteht die obere Oeffnung des Kehlkopfs. Das Innere des Kehlkopfs zerfällt in drei übereinanderliegende Abtheilungen, die obere, die mittlere und die untere, welche durch zwei leistenartige seitliche Vorsprünge voneinander abgegrenzt werden. Gleich hinter und etwas unterhalb des sog. Adamsapfels liegt die kleine, am meisten vertiefte Stelle des mittlern Kehlkopfraums, die Centralgrube, welche durch das Zusammenstoßen mehrerer, an dem Schildknorpel sich anheftender häutiger Gebilde zu Stande kommt; es sind dies

Digitized by Google

das Aufhängeband des Kehldeckels, die beiden Taschenbänder (auch die falschen Stimmbänder genannt) und die beiden (wahren) Stimmbänder. Der von den Taschen- und Stimmbändern begrenzte und nach hinten von den Stellknorpeln abgeschlossene Raum ist der mittlere Kehlkopfraum. Zwischen je einem Taschen- und einem Stimmband befindet sich auf jeder Seite des mittlern Kehlkopfraums eine Aushöhlung, der sog. Morgagni'sche Ventrikel. Die Taschenbänder (ligamenta thyreo-arytaenoidea), welche nach unten den obern Kehlkopfraum begrenzen, entspringen in der Centralgrube dicht nebeneinander und ziehen als Wülste in ziemlich horizontaler Richtung nach hinten zu den Stellknorpeln. Die Stimmbänder (ligamenta glottidis s. vocalia) entspringen etwas tiefer als die Taschenbänder, verlaufen parallel mit diesen letztern und setzen sich je eins am Stimmfortsatz der Stellknorpel an. Die Stimmritze (glottis s. rima glottidis) ist derjenige Raum, welcher von den Stimmbändern, den Stimmfortsätzen, den Stellknorpeln, insoweit sich diese an der Kehlkopfhöhle betheiligen, und den die Stellknorpel verbindenden Weichtheilen (hintere Glottiswand) begrenzt wird. Die vordern zwei Drittel der Stimmritze nennt man die häutige, das hintere Drittel jener die knorpelige Stimmritzenabtheilung. Beim tiefen Athmen zeigt die Stimmritze die Gestalt einer länglich-rundlichen, nach vorn spitz auslaufenden Oeffnung. Beim Tonangeben dagegen nähern sich die Spitzen der Stimmfortsätze und berühren sich die Stimmbänder bei Brusttönen in ihrer ganzen Länge, wobei jedoch die knorpelige Stimmritzenabtheilung noch einigermaßen geöffnet bleiben kann; beim Falsetton, beim Schreien und beim leisen Sprechen ist jedesmal die Gestalt der Stimmritze eine andere, im ganzen in der häutigen Abtheilung eine langovale, während die knorpeligen Abtheilungen der Stimmbänder einander berühren. Den verschiedenen Bewegungen der Kehlkopfknorpel und der Stimmbänder dienen mehrere Muskeln, welche sich an jene ansetzen, resp. von diesen entspringen. Alle Theile des Innenraums des Kehlkopfs sind mit Schleimhaut ausgekleidet.

Das menschliche Stimmorgan ist eine Art Blasinstrument, und zwar ein sog. Zungeninstrument, einigermaßen vergleichbar mit dem Fagott oder der Oboe, auf welchen der Ton durch Schwingungen der freien Ränder zweier zusammengefügter Rohrblättchen (sog. Zungen) erzeugt wird. Unser Stimmorgan, als ein solches Blasinstrument betrachtet, zerfällt in das Windrohr, das Mundstück und das Ansatzrohr. Das Windrohr stellt die Luftröhre dar, durch welche die eingeathmete Luft während des Ausathmens entweicht, um in dem der Luftröhre aufsitzenden Kehlkopf (dem Mundstück) durch die in Schwingungen versetzten Stimmbänder zum Tönen gebracht zu werden. Der so erzeugte Ton wird in der Schlund-, Mund- und Nasenhöhle, welche drei Höhlen zusammen das Ansatzrohr darstellen, zum Klang-, Vocal- oder Nasenlaut umgebildet. Dieses Ansatzrohr erleidet durch die Zusammenziehung seiner Muskeln räumliche Abänderungen, und dadurch entstehen beim Durchstreichen der tönenden oder nichttönenden Luftsäule die Sprachlaute. Da das Stimmorgan des weiblichen Geschlechts kleiner als das des männlichen ist, so ist auch die Stimmlage der Frau eine höhere als die des Mannes. Beim Schlingen wird der Kehlkopf zunächst gehoben; während der Kehldeckel sich über den Kehlkopfeingang hinweglagert, gleitet der Bissen über den Zungenrücken in die hinter dem Kehlkopf gelegene Speiseröhre; hierauf senkt sich der Kehlkopf wieder und der Kehldeckel richtet sich wieder aufwärts; in das eigentliche Kehlkopfinnere aber gelangt beim Schlingact kein Theil des Verschluckten; nur bei dem sog. Verschlucken, wenn etwas in die unrechte K. kommt, wie der Laie sich auszudrücken pflegt, gelangt ein Theil des Geschluckten dorthin und bewirkt sofort einen Hustenanfall, welcher das fälschlich in den obern oder mittlern Kehlkopfraum Gelangte wieder nach außen hinausbefördert. Kalte oder mit Rauch oder Staub geschwängerte Luft, reizende Gasarten, Schleim, aus den Lungen in den Kehlkopf gelangt, reizen die Schleimhaut und die in dieser verlaufenden Nerven des Kehlkopfs und erregen Husten. Die gewöhnlichste und häufigste Krankheit des Kehlkopfs ist der Katarrh, bei welchem die Schleimhaut in verschiedener Ausdehnung und Intensität blutreicher und geschwellt wird. Erstrecken sich diese Veränderungen auch bis zu den Stimmbändern oder gar auf diese selbst, dann ist die Stimme rauh, klanglos, heiser. Nicht jeder Kehlkopfkatarrh aber hat unbedingt Heiserkeit im Gefolge. Bei hochgradigem Katarrh, bei Tuberkulose, bei Syphilis, bei Diphtheritis findet man Geschwüre im Kehlkopf. Bei der Tuberkulose des Kehlkopfs (Kehlkopfschwindsucht) werden in das Gewebe unterhalb der Schleimhaut Tuberkeln eingelagert, welche eiterig zerfallen und so Zerstörungen in den Gebilden des Kehlkopfs herbeiführen. Nicht jeder heisere Schwindsüchtige jedoch muß Tuberkulose des Kehlkopfs haben. Anderweite Krankheiten, von welchen der Kehlkopf befallen wird, sind die Diphtheritis und der Croup, die sog. falsche Bräune, der Stimmritzenkrampf. Im Verlaufe mancher Krankheiten kann sich eine acute Wassersucht (Oedem) der Schleimhaut des Kehl-

Digitized by Google

kopfeingangs, fälschlich Glottisödem genannt, entwickeln. Ferner kann der Kehlkopf der Sitz von verschieden gestalteten Polypen werden; sie können, wenn sie ernst sind, das Athmen beengen oder Stimmlosigkeit oder Heiserkeit bewirken. Fremde Körper, beim Schlingen zufällig in den Kehlkopf gelangt, werden zumeist durch einen Hustenstoß wieder ausgeworfen, können sich aber auch in die Vertiefungen oder Falten des Kehlkopfs einklemmen oder einstechen. Endlich kommen noch Störungen der Bewegung einzelner Theile des Kehlkopfs vor; diese betreffen bald nur den Kehldeckel, bald einen oder beide Stellknorpel, welche nicht mehr bis zur gegenseitigen Berührung der Stimmbänder einwärts gedreht werden können, bald die Stimmbandmuskeln.

Zur Untersuchung des Kehlkopfinnern dient in neuerer Zeit der Kehlkopfspiegel oder das Laryngoskop. Um die Einführung der laryngoskopischen Untersuchung in die Medicin hat sich namentlich Czermak mit großem Erfolge bemüht. Der Kehlkopfspiegel besteht aus einem kleinen runden oder ovalen Spiegel, welcher an einem Stiele befestigt ist und bei herausgestreckter und festgehaltener Zunge erwärmt und mit nach unten gerichteter spiegelnder Fläche so in den Rachen eingeführt wird, daß seine Rückfläche sich an das Zäpfchen anlegt und letzteres leicht nach oben drängt. Auf diesen so eingeführten Kehlkopfspiegel läßt man nun, direct oder durch einen Planspiegel reflectirt, Sonnenstrahlen oder den von einem Hohlspiegel reflectirten Strahlenkegel einer Lampe durch den möglichst weit geöffneten Mund fallen und veranlaßt den zu Untersuchenden, den Laut ä in möglichst hoher Tonlage anzuschlagen, wobei dann der Blick des Untersuchers in das Innere des zu untersuchenden Kehlkopfs und der Luftröhre, in vielen Fällen selbst bis zur Theilung derselben in ihre zwei Aeste, dringen kann. Freilich erfordert die laryngoskopische Untersuchung große Uebung. Vermittels des Kehlkopfspiegels wird nicht nur das Innere des Kehlkopfs erleuchtet und dem Auge des Untersuchers so zugänglich gemacht, daß die normale oder abnorme Beschaffenheit des Kehlkopfs festgestellt werden kann, sondern auch die Ausführung von erforderlichen Operationen (Aetzungen, Entfernungen von Neubildungen u. s. w.) ermöglicht. Die Vornahme derartiger chirurgischer Operationen von der Mundhöhle aus, ohne vorherige blutige Eröffnung vom Halse her, ist Gegenstand der sog. Laryngochirurgie, eines besondern Theils der Chirurgie, welche sich in den letzten Jahrzehnten besonders durch die Verdienste des tübinger Professors Bruns zu einer wichtigen Specialität entwickelt hat. Vgl. Bruns, «Die Laryngoskopie und laryngoskopische Chirurgie» (Tüb. 1860); Tobold, «Laryngoskopie und Kehlkopfkrankheiten» (3. Aufl., Berl. 1874).

Kehren (Jos.), Historienmaler, geb. 30. Mai 1817 bei Düsseldorf, wo er an der Akademie unter Schadow's Führung seine Studien begann. Unter H. Stilke fand der junge Künstler Gelegenheit, sich an der Ausführung der Frescomalereien im Schlosse Stolzenfels am Rhein zu betheiligen, worauf weitere Arbeiten in dieser Technik für die neue Apollinariskirche bei Remagen folgten. Auf Einladung Alfred Rethel's nahm dann K. an der Fresco-Ausführung von dessen Entwürfen für den aachener Kaisersaal unter Rethel's Leitung theil und vollendete nach dessen Rücktritt das große Werk, von dessen reichem Bilderschmucke die Taufe Wittekind's, Karl's d. Gr. Krönung und der aachener Dombau durch ihn gänzlich ausgeführt wurden. Auch besorgte K. mit Hülfe seines Schülers Bauer die Herstellung der Holzschnitte nach Rethel's Compositionen, deren Herausgabe durch den Rheinisch-Westfälischen Kunstverein veranlaßt worden war. Hierauf entstand, ebenfalls nach Rethel's Zeichnung, die Justitia für den Schwurgerichtssaal in Marienwerder; dann schmückte K. die Aula des Seminars zu Mörs mit Wandbildern aus. Von Staffeleibildern aus dieser Zeit sind zu erwähnen: Christus am Kreuze, gestochen von Barthelmeß; das Altarblatt: Der gute Hirt, gestochen von A. Glaser; Die Schlacht bei Zülpich, für das Rheinalbum des Deutschen Kaisers; Heiligenbilder u. a. Seit 1862 wohnt K. in Düsseldorf.

Keil nennt man jeden zur Kraftübersetzung oder Formveränderung brauchbaren festen Körper, an welchem zwei unter spitzem Winkel zulaufende Oberflächen vorhanden sind. Je kleiner der Neigungswinkel dieser Oberflächen, um so größer ist das Verhältniß zwischen den zu überwindenden Widerständen und der in der Richtung ihrer Mittelebene wirkenden Kraft. Der K. ist als Grundform aller Schneidewerkzeuge anzusehen; die Aexte und Messer, die Scheren, die Sägen, die Hobel und Schaber, die Bohrer und Fräsen u. s. w. ergeben sich aus den verschiedenen denkbaren Bewegungsarten eines schneidig zugeschärften K. In seiner Anwendung zur Messung kleiner Dimensionen sowie zur Festklemmung von Maschinenbestandtheilen steht der K. in principieller Uebereinstimmung mit der Schraube (s. d.).

Keilschrift, Keilinschriften (franz. inscriptions cunéiformes, engl. arrow-headed inscriptions) nennt man im allgemeinen alle die altorient. Schriftarten, deren Charakter aus keil- oder pfeilförmigen Zeichen zusammengesetzt sind und einstmals im ganzen Westasien, mit

Digitized by Google

alleiniger Ausnahme Syriens und eines Theils von Kleinasien, sich in Gebrauch befanden. Die eigenthümliche Form der Elemente dieser Schrift entstand dadurch, daß man anfänglich mit einem dreieckigen Grabstichel Bilder in weichen Thon ritzte. Nach den neuesten Untersuchungen gibt es nur zwei Hauptgattungen der K., eine ältere und eine jüngere. Die erstere, bestehend aus Silben- und Begriffszeichen und nachweislich aus einer ursprünglichen Bilderschrift entstanden, nennt man anarische K., welche in verschiedenen Stilarten den Altchaldäern, den turan. Medern, den Susianern, den Altarmeniern und den Assyrern diente. Das Volk, welches diese K. erfand und welchem die Assyrer dieselbe entlehnten, ist weder arisch noch semitisch; sein Name war Sumer, weshalb man den Namen sumerisch anstatt anarisch braucht. Die jüngere Keilschriftgattung, die arische genannt, ist rein alphabetisch; die Achämeniden erfanden sie durch Vereinfachung von 36 assyr. Keilschriftzeichen, um der altpers. Sprache als Ausdruck zu dienen. Von dieser arischen K. sind nur sehr wenige Inschriften auf uns gekommen, welche, mit Ausnahme des berühmten, aus der Zeit Darius' I. stammenden Felsendocuments von Bisutun (s. d.) oder Behistun und eines jüngst entdeckten Monuments auf dem Isthmus von Suez, wenig mehr enthalten als die Titel der Perserkönige, die Aufzählung der Provinzen und einige Segenssprüche auf Ormuzd. Indeß sind diese altpers. Texte arischer Schrift fast alle von Uebersetzungen in zwei Sprachen begleitet, die in zwei verschiedenen Stilen der anarischen Schriftgattung abgefaßt sind. Die eine der beiden Sprachen ist die medische, die der turan. Sprachfamilie angehört, die andere die assyrische, welche als eine semit. Sprache erkannt worden. Man nennt daher jene Documente der Perserkönige von Persepolis, Susa, Ekbatana, Marrhasion (Murghab), Van und Bisutun die dreisprachigen Inschriften. Die Entzifferung der arischen, alphabetischen Gattung begann Grotefend (s. d.), der durch sehr scharfsinnige Combinationen die aus den Classikern bekannten Namen der pers. Könige Cyrus, Darius, Xerxes, Artaxerxes in den Inschriften auffand. Auf diesen Grundlagen bauten zunächst Burnouf und Lassen weiter fort. Die große histor. Inschrift von Bisutun wurde zuerst von Rawlinson im «Journal of the Royal Asiatic Society» (Bd. 10) veröffentlicht. Die Arbeiten Benfey's (Lpz. 1847), Oppert's (Par. 1851) und Spiegel's (Lpz. 1860) haben die Erklärung sämmtlicher Inschriften zu vollkommener philol. Sicherheit gebracht. Gestützt auf die 140 Eigennamen, welche in diesen inschriftlichen Texten enthalten sind, ist man neuerdings auch zur Entzifferung der anarischen Schriftarten gelangt. Die turan. Sprache der Meder haben bereits Westergaard, de Saulcy, Holtzmann, Norris, Mordtmann und Oppert in besondern Schriften beleuchtet; indeß wird bis zur Entdeckung noch anderer Documente noch vieles dunkel bleiben. Anders verhält es sich mit der assyrischen K., welche die officielle Schrift Babylons und Ninives war. In derselben liegen, besonders infolge der Entdeckung der Reste Ninives, Tausende von sehr ausgedehnten Inschriften des verschiedenartigsten Inhalts vor. Diese Sprachdocumente auf Steinplatten, Ziegeln, kleinen Backsteintafeln gehen vom dritten Jahrtausend bis herab auf die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. und gewähren histor., geogr., astron., astrol., teratologischen, architektonischen und namentlich grammatischen Stoff. Viele sind juristi. und commerzielle Privatdocumente, aber durch die Datirungen nach Tag, Monat und Jahr der Könige oder der Jahresarchonten von höchster chronol. Wichtigkeit. Obschon der Mangel an Kenntniß der assyr. Civilisation die Erklärung dieser Privatdocumente sehr schwierig macht, sind doch bereits die histor. Texte, trotz mancher Dunkelheiten im einzelnen, als hinreichend erklärt zu betrachten. Eine reiche Klasse von Denkmälern sind die religiösen Götterlisten, Hymnen, Gebete u. a. Die grammatischen Texte, welche die Aussprache der Silben- und Begriffszeichen enthalten, häufig sogar Flexionsformen gewähren, sind in philol. Hinsicht sehr kostbar. Die Zahl der uns von den alten Assyrern direct überlieferten sprachlichen Notizen beläuft sich auf ungefähr 30,000. Die assyr. Sprache ist hiernach mit den übrigen semit. Sprachen eng verwandt. Die Entzifferung der assyr. Inschriften wurde von Grotefend, Stern, Löwenstern, de Saulcy angebahnt und in ihren Principien von Hincks, Rawlinson und Oppert vollendet. Die weit schwierigere Aufgabe, das Entzifferte philologisch zu interpretiren, sowie die Grammatik und das Wörterbuch einer längst untergegangenen Sprache aus ihrem Grabe zu erwecken und neu aufzubauen, hat namentlich Oppert mit Erfolg zu lösen begonnen; in England haben sich in neuerer Zeit vor allem Norris, George Smith, Fox Talbot und Sayce, in Deutschland Schrader und Delitzsch diesen Studien gewidmet. Mit der turan. Ursprache, früher fälschlich akkadisch, jetzt sumerisch genannt, beschäftigten sich Oppert, Sayce und Lenormant. Zur Verbreitung der gewonnenen Kenntnisse, doch ganz unselbstständig, trugen die populärisirenden Arbeiten Ménant's und anderer bei. Mit den altarmen. Texten beschäftigten sich Hincks und Mordtmann; die susianischen wurden durch die verwandten medischen

Digitized by Goog

von Oppert entziffert und erklärt. Vgl. Schrader, «Die assyr.-babylon. Keilinschriften. Kritische Untersuchung der Grundlagen ihrer Entzifferung» (Lpz. 1872).

Keim nennt man die scheinbar regungslose, aber lebensfähige Grundlage, aus welcher sich jedes organische Geschöpf unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders aber spricht man von K. der Pflanzen und versteht darunter theils die Knospen (Augen) am Wurzelstocke ausdauernder Pflanzen, in den Zwiebeln und Knollen, theils und vorzugsweise den Keimling (Embryo) in den Samen der Blütenpflanzen (Phanerogamen), d. h. die unentwickelte, aber entwickelungsfähige Anlage zu einer neuen Pflanze im Samen, welche in feuchter Erde zu einem neuen Individuum heranwächst. Auch aus den Knospen kann man bei manchen Pflanzen, namentlich Holzgewächsen, ein neues Individuum derselben Art erziehen, wenn man abgelöste Knospen dem Stamme oder Zweige eines andern Individuums derselben oder einer verwandten Pflanzenart einimpft, wie dies z. B. bei dem Oculiren der Rosenstöcke geschieht. Eine große Leichtigkeit der Keimbildung findet sich bei den Blättern des Keimblatts (Bryophyllum calycinum), welche schon auf feuchtem Papier aus jeder Randkerbe einen K. entwickeln. Aber auch zahlreiche andere Pflanzen lassen sich durch solches Keimen am Blattrande vermehren, wovon die neuere Gartenkunst vielfachen Gebrauch macht. Die beginnende Entfaltung des K. aus seiner Knospe oder dem Samen nennt man das Keimen oder die Keimung. Der Zeitraum, in welchem die Samen keimfähig bleiben, ist sehr verschieden. Am längsten bleiben Getreidesamen keimfähig; man hat die in den Gräbern der Inkas gefundenen Maiskörner, welche doch mindestens 4—500 Jahre alt sein müssen, zum Keimen gebracht. Dagegen hat sich die Meinung, daß Weizenkörner ihre Keimkraft vier bis fünf Jahrtausende hindurch behalten könnten, als ein Irrthum erwiesen. An dem Keimling des Samens unterscheidet man drei Regionen: das Würzelchen, Stengelchen und Federchen. Ersteres dehnt sich bei der Keimung zur Wurzel aus, während das Stengelchen oder der Achsentheil sich nach oben verlängert, den Stengel oder Stamm der Pflanze bildend, und das an seinem Ende befindliche Federchen zu einer wirklichen Knospe wird, welche bald die ersten Blätter entfaltet. Am Stengelchen sind stets die Kotyledonen oder Samenlappen (auch Keimlappen, Keimblätter genannt) angeheftet, welche die Bestimmung haben, dem sich zu einer Pflanze entwickelnden Keimling während des Keimens die erforderliche Nahrung zuzuführen, die bald in den Kotyledonen selbst, bald in einem den Keimling umhüllenden oder ihm anliegenden Eiweißkörper (Sameneiweiß) aufgespeichert ist. Ueber die Bildung des K. der Phanerogamen s. Befruchtung. Bei den Kryptogamen (s. d.) kann von Keimen, strenggenommen, keine Rede sein, weil deren Fortpflanzungsorgane (die Sporen) bloße isolirte Zellen oder kleine Zellenaggregate sind ohne jedwede Spur einer Anlage zu einer neuen Pflanze. Dennoch spricht man von Keimung der Sporen, weil dieselben durch einfache Ausdehnung zu einem sich später verschiedenartig umgestaltenden Schlauche entweder unmittelbar ein neues Pflanzenindividuum entwickeln oder ein Gebilde (Vorkeim), aus welchem ein neues Individuum später hervorgeht. Die Sporen mancher Kryptogamen zeigen ebenfalls eine lange Dauer der Keimfähigkeit, z. B. diejenigen der Farnkräuter.

Keim (Theod.), namhafter deutscher Theolog, geb. 17. Dec. 1825 zu Stuttgart, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studirte 1843—48 zu Tübingen, wo er unter Führung Baur's sich dem kirchenhistor. und neutestamentlich-kritischen Studium zuwandte. Nachdem er einige Zeit als Erzieher thätig gewesen, besuchte er 1850 noch die Universität Bonn und wirkte dann 1851—55 als Repetent in Tübingen. Er übernahm 1857 ein Diakonat in Eßlingen, wo er 1859 zum Archidiakonus aufrückte, und folgte 1860 einem Rufe als ord. Professor der Theologie an die Universität Zürich, von wo er 1873 nach Gießen übersiedelte. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Reformationsgeschichte der Reichsstadt Ulm» (Stuttg. 1851), «Schwäb. Reformationsgeschichte bis zum Reichstage von Augsburg» (Tüb. 1855), «Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen» (Eßl. 1860) und «Ambrosius Blarer, der schwäb. Reformator» (Stuttg. 1860). Als eine neue Bearbeitung der beiden Schriften «Die menschliche Entwickelung Jesu Christi» (Zür. 1861) und «Die geschichtliche Würde Jesu» (Zür. 1864) erschien das Werk «Der geschichtliche Christus» (3. Aufl., Zür. 1866), sämmtlich Vorarbeiten für die mit großem Scharfsinn und einer seltenen Fülle des Wissens in pietätvollem Geiste behandelte «Geschichte Jesu von Nazara» (3 Bde., Zür. 1867—72), aus der eine populär gehaltene kürzere Bearbeitung hervorging als «Geschichte Jesu» (Zür. 1873; 2. Aufl. 1875). Sonst sind noch zu erwähnen: «Der Uebertritt Konstantin's d. Gr. zum Christenthum» (Zür. 1862), «Celsus' wahres Wort» (Zür. 1873) sowie eine Sammlung von Predigten («Freundesworte zur Gemeinde», 2 Bde., Stuttg. 1861—62). Seiner theol. Richtung nach

Digitized by Google

ist K. Theolog der Vermittelung. Seine Schriften zeichnen sich durch geistvolle, künstlerische Form aus und gehören zu den besten Erzeugnissen der neuern liberalen Theologie.

Keiser (Reinhard), der größte deutsche Operncomponist der ältern Zeit, geb. 1673 zu Leipzig, wo er auf der Thomasschule gebildet wurde. Sein außerordentliches musikalisches Talent wurde weniger durch gründliche Schulbildung als durch die damalige Bühnenmusik entwickelt, welche seinem ganzen Leben die dauernde Richtung gab. Nachdem er seine Erstlinge mit Erfolg in der Hofoper zu Braunschweig aufgeführt, kam er 1694 nach Hamburg, wo er schon nach einigen Jahren durch seine Werke die Oper zu ihrem höchsten Glanze brachte. Er starb hier 12. Sept. 1739. K. schrieb über hundert Bühnenwerke, welche voll sind von dem treffendsten Wortausdruck und einem erstaunlichen, an Mozart erinnernden Melodienreichthum. Auf die größten jüngern Meister (Händel, Bach, Telemann u. v. a.) hat er nachhaltig gewirkt. Seine Musik ist von einer unverwüstlichen Frische; zur Classicität fehlt ihr nichts als eine größere Geschmacksreinheit und gründliche contrapunktische Bildung.

Keith (George Earl, Marischal of Scotland), ein durch die Freundschaft Friedrich's d. Gr. bekannt gewordener Schotte, geb. 3. Dec. 1686 zu Kincardine und gewöhnlich Lord Marischal genannt, indem er das Haupt einer Familie war, die ein Erbrecht auf die Marschallswürde von Schottland besaß, diente bereits 1712 als Brigadier unter Marlborough. Nach dem Tode der Königin Anna erklärte er sich für den Prätendenten und wurde nach dessen misglückter Landung 1716 vom Parlament geächtet und zum Tode verurtheilt. Er betheiligte sich dann 1719 an der span. Expedition zur Invasion Schottlands. Allein ein Sturm zerstreute die span. Flotte, und K. gelangte mit nur 300 Mann ans Land, wo er von den königl. Truppen geschlagen wurde und sechs Monate in den Hochgebirgen umherirrte, bis er Gelegenheit fand, nach dem Continent zu entkommen. Hierauf lebte er mit dem Prätendenten längere Zeit in Rom und betrieb für ihn eine Menge Unterhandlungen. Von Rom nach Spanien zurückgekehrt, eilte er 1737 zu seinem Bruder James, der damals als General in russ. Diensten stand, und begleitete ihn nach Paris. Alsdann wandte er sich abermals nach Spanien, von da nach Venedig und 1747 wieder zu seinem Bruder nach Berlin. Friedrich d. Gr. ernannte ihn 1751 zum Gesandten in Paris, 1754 zum Gouverneur von Neuchâtel und wirkte ihm 1759 bei der engl. Regierung seine Wiedereinsetzung in alle seine Güter und Würden aus. Doch nach kurzem Verweilen in Schottland kehrte er 1765 nach Preußen zurück und starb auf seinem Landhause bei Potsdam 25. Mai 1778. Vgl. d'Alembert, «Éloge de Milord Maréchal» (Berl. 1779).

Keith (Jak.), preuß. Feldmarschall, der Bruder des Vorigen, geb. 11. Juni 1696 auf dem Schlosse Fetteresso in der schott. Grafschaft Kincardine, wollte aus Neigung zum Militärstande bei den Jakobitischen Unruhen 1715 in das königl. Heer treten, wurde aber, als Tory, obgleich Protestant, zurückgewiesen, schloß sich dann der Sache des Prätendenten an, wurde bei Sheriffmuir verwundet und floh Nov. 1715, geächtet und seines Vermögens verlustig erklärt, nach Frankreich. Hier studirte er unter Maupertuis' Anleitung die Mathematik und wurde in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Der Sache des Prätendenten getreu, ging er 1719 nach Spanien, um an der beabsichtigten Unternehmung auf Schottland Antheil zu nehmen. Das ganze Unternehmen scheiterte jedoch, und K. verbarg sich in den schott. Hochlanden, bis er nach dem Continente entkam. Er hielt sich dann in Holland, Frankreich und Italien auf und erschien 1720 wieder in Madrid. K. begleitete dann den zum Gesandten in Petersburg ernannten Herzog von Leyria 1728 nach Rußland. Hier erhielt er unter der Kaiserin Anna eine Anstellung als Generalmajor, wurde 1734 zum Generallieutenant ernannt, führte 1735 das russ. Hülfscorps gegen Frankreich und zeichnete sich besonders im Türkenkriege 1736 und 1737 aus. Bei der Erstürmung von Oczakow erstieg er zuerst die Bresche, wurde aber schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung entschied er im Kriege mit Schweden 3. Sept. 1741 den Sieg bei Wilmanstrand und vertrieb die Schweden von den Ålandsinseln. Nach dem Frieden von Åbo 1743 wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Stockholm geschickt und bei seiner Zurückkunft zum Feldmarschall ernannt. Wegen einiger ihn persönlich verletzender Intriguen des engl. Gesandten, Lord Hyndford, erbat er 1747 seinen Abschied, den er nur nach vieler Mühe und unter der Bedingung erhielt, niemals gegen Rußland zu fechten. K. begab sich nun nach Berlin, wo ihn Friedrich II. mit Freuden empfing, 1747 zum preuß. Feldmarschall, 1749 zum Gouverneur von Berlin ernannte. Beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs führte K. das Heer nach Sachsen, wo Friedrich II. den Befehl übernahm, und nahm 1756 an der Schlacht von Lowositz theil. Nach der Schlacht bei Prag 1757 befehligte er die Blokade, als der König gegen Daun marschirte, und vereinigte sich nach der Niederlage von Kolin wieder mit ihm auf

Digitized by Google

dem Rückzuge nach Sachsen. Er begleitete den König später nach Thüringen gegen Soubise und die Reichsarmee, wurde mit 6000 Mann an der Saale zurückgelassen, als Friedrich durch die Bedrohung Berlins abgerufen wurde, und mußte bis Leipzig weichen, wo er sich aber behauptete. Der König kehrte indeß bald wieder um, und K. folgte ihm zur Schlacht von Roßbach. Den Marsch des Königs nach Schlesien deckte er mit einem detachirten Corps durch einen Vorstoß nach Böhmen. Im Feldzuge von 1758 belagerte er Olmütz und leitete den musterhaften Rückzug des Belagerungscorps, commandirte im September in Sachsen gegenüber Dann und vereinigte danach sein Heer mit dem des Königs in Schlesien. K. fiel beim Ueberfall zu Hochkirch 14. Oct. 1758. Sein Bruder, Lord Marischal, ließ ihm 1776 in der Dorfkirche von Hochkirch ein Denkmal setzen, der König 1786 seine Bildsäule mit denen anderer Helden auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin aufstellen. K. war ein Mann von großen Talenten und ausgezeichneter Tapferkeit, streng rechtschaffen und uneigennützig, seine Truppen aber, da er nicht der deutschen Sprache mächtig war, vermochte er nicht an sich zu fesseln. Vgl. Varnhagen von Ense, «Leben des Feldmarschalls Jakob K.» (Berl. 1844).

Keith (George Elphinstone, Viscount), brit. Seemann, geb. 12. Jan. 1746 zu Elphinstone, widmete sich seit 1762 dem Seedienste, wurde 1769 Lieutenant, 1772 Commandeur und 1775 Kapitän. In der Zwischenzeit war er Parlamentsmitglied für die schott. Grafschaft Dumbarton. Im amerik. Kriege vernichtete er 1780—83 mehrere franz. Schiffe und wirkte 1793 als Befehlshaber eines Linienschiffs bei der Eroberung von Toulon mit. Nachdem er 1794 Contreadmiral geworden, eroberte er 1795 das Capland, segelte dann nach Indien und nahm Ceylon. Er bemächtigte sich im Aug. 1796 in der Bai von Saldanha einer holländ. Escadre von vier Linienschiffen, drei Fregatten und drei Corvetten und wurde 1797 zum Baron K. of Stonehaven Marischal ernannt. Dann erhielt er den Oberbefehl der Flotte im Mittelländischen Meere, commandirte 1800 die Blokade von Genua und deckte 1801 des Generals Abercromby Ausschiffung in Aegypten. Dort verweigerte er die Ratification des von seinem Unterbefehlshaber Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossenen Vertrags von El-Arisch. Nach dem Frieden begab er sich 1802 nach England, befehligte 1803 einen Theil der Kanalflotte, beobachtete die in Boulogne sich vorbereitende Landung in England, wurde 1805 Admiral der Weißen Flagge und 1814 Viscount. Als Commandant der Kanalflotte leitete er die Einschiffung Napoleon's I. nach St.-Helena. Er starb in Tullialanhouse (Perthshire) 10. März 1823.

Kekulé (Friedr. Aug.), Chemiker, geb. zu Darmstadt 7. Sept. 1829, habilitirte sich 1856 in Heidelberg als Privatdocent der Chemie und wurde später Professor der Chemie und Director des Chemischen Instituts zu Bonn. K. hat sich namentlich um die organische Chemie verdient gemacht und derselben eine neue Richtung gegeben durch sein «Lehrbuch der organischen Chemie oder der Chemie der Kohlenstoffverbindungen» (3 Bde., Erlangen 1861—67) und seine «Chemie der Benzolderivate» (Bd. 1, Erlangen 1867).

Kelât, Hauptstadt von Balutschistan, liegt im Norden der mittlern Landschaft Dschalawan am Fuße der zu den westl. Ausläufern des östl. Grenzgebirgs gehörenden niedrigen Bergkette Schah-Mirán, 2057 Mt. über dem Meere, ist befestigt, verfallen und schmuzig, und zählt 8000 E., Balutschen, Brahui, Dschats, Dehwars und einige Hindu. Der Palast des Khans ist ärmlich. Die Engländer eroberten K. zur Züchtigung für von den Grenzstämmen auf dem umd. Gebiete unternommene Raubzüge 1839 und 1841 und erhielten 1854 durch einen Schutz- und Handelsvertrag das Recht, nach ihrem Belieben Truppen nach K. zu legen.

Kelch nennt man in der beschreibenden Botanik bei Blüten, welche einen doppelten Kreis von die Geschlechtsorgane umgebenden Hüllblättern besitzen, den äußern Kreis, im Gegensatz zum innern (der Blumenkrone), aber nur dann, wenn der äußere Kreis bezüglich der Größe, Form, Textur und Färbung sich von dem innern wesentlich unterscheidet. Der K. besteht bald aus einzelnen getrennten Blattorganen (Kelchblättern, z. B. beim Raps, Mohn), bald sind seine Blattorgane mehr oder weniger unter sich verwachsen, oft zu einer förmlichen Röhre (z. B. bei der Nelke). Dann wird er ganzblätterig genannt und kann seiner Form nach röhrig, glockenförmig, krugförmig, rad- oder tellerförmig, becherförmig u. s. w. sein. Meist ist der K. krautig und grün, seltener blumenkronenartig gefärbt und dann meist von zarter Textur (z. B. bei der Kapuzinerkresse), seltener derb (z. B. bei Fuchsia). Er ist ferner regelmäßig oder unregelmäßig, letzterer am häufigsten zweilappig, seltener gesport (z. B. bei der Kapuzinerkresse). Entweder fällt der K. beim Verblühen, zuweilen selbst schon beim Aufblühen (z. B. beim Mohn) ab, oder er überdauert die Blütezeit und ist selbst noch zur Zeit der Fruchtreife vorhanden. Meist erscheint er dann als ein bald noch grünes, bald vertrocknetes Anhängsel am Scheitel der Frucht. Dies

Digitized by Google

iſt jedoch nur bei einem oberſtändigen K. möglich. Ein unterſtändiger, ſtehenbleibender K. umgibt die Frucht meiſt von unten her (z. B. der K. der Tollkirſche), ſelten dehnt ſich ein ſolcher ſo bedeutend aus, daß er die Frucht gänzlich umhüllt (z. B. bei der Judenkirſche, wo der vergrößerte K. zugleich eine lebhafte rothe Färbung erhält). Bei der Bildung der Roſenfrucht (Hagebutte) hat man die ſog. Kelchröhre als einen hohlen Blütenboden zu betrachten, mit deſſen oberm Rande die fünf Kelchblätter (Kelchzipfel) verwachſen ſind. Bei vielen Pflanzen erſcheint der K. auf eine oder mehrere Reihen von Haaren, Borſten, trockenen Schuppen u. dgl. m. reducirt. Einen ſolchen K., der in der Regel oberſtändig iſt und meiſt auf der Frucht als ſog. Samenkrone ſtehen bleibt, nennt man Pappus. (S. Compoſiten.)

Kelch (calix, Trinkbecher) hat die ſpecielle Bedeutung des Trinkgefäßes zur Spendung des Weins bei dem heil. Abendmahl erhalten. Die Beſtandtheile des K. ſind der eigentliche K., die Bowle oder die Schale für den flüſſigen Inhalt, der Fuß und zwiſchen beiden der Nodus oder Knauf, welcher ſich in die Hand legt. So iſt die Form des älteſten erhaltenen K., welchen Herzog Taſſilo von Baiern im 8. Jahrh. an das Stift Kremsmünſter ſchenkte. Dieſe Form iſt wol aus ſpätern röm. Trinkgefäßen hervorgegangen, welche einem Doppelbecher gleichen, deſſen Fuß umgekehrt wieder als Gefäß dienen konnte. Im Laufe des Mittelalters wurde die Form ſchlanker, indem ſich zwiſchen Bowle und Fuß der Ständer einſchob und den Nodus aufnahm; der Fuß erhielt dann concave Schweifung, ſtatt der älteſten convexen. Als der K. noch den Laien mitgetheilt wurde, gab es zwei Arten von K., den kleinern, in welchem der Wein vom Prieſter conſecrirt wurde, und einen größern, in welchem er dem Laien dargereicht wurde. Dieſer trank aus einer Röhre. Ein ſolcher «Speiſekelch» mit der Röhre (fistula), reich in Niello verziert, exiſtirt noch aus dem 12. Jahrh. im Stifte Wilten in Tirol. In älteſter Zeit gab es K. von verſchiedenem Metall; ſpäter wurde aber edles Metall, oder wenigſtens Vergoldung (von Kupfer) die Vorſchrift. Man fügte dann reiche Verzierung hinzu. Schon der Taſſilokelch zeigt ringsum getriebene Arbeit; dann folgte Verzierung mit Niello, Email, welches auf Silberplatten in den Fuß und den Nodus eingeſetzt wurde, Beſatz mit Steinen und Korallen, in goth. Zeit Maßwerk und ſtiliſirtes Laub, welches letztere auch den untern Theil des eigentlichen Gefäßes umgab. Maßwerk und überhaupt ſcharfkantiges architektoniſches Ornament legte ſich im 15. Jahrh. ſo um den Nodus, daß dieſe reichgeſchmückten K. ſehr unhandlich wurden. Das 16. Jahrh. vereinfachte wieder den K., insbeſondere den in der prot. Kirche gebräuchlichen, welcher im obern Theile ſtatt der Halbkugel- oder S-Form einen geſchweiften Contour annahm. Auch fiel der Nodus hinweg. Die Form wurde dadurch ſchlanker, aber nicht ſchöner. Zum K. gehört noch die Patene, eine flache Schale, auf welcher die Hoſtie dargeboten wird und welche zugleich auf dem K. zur Bedeckung und Schützung des geheiligten Weins dient.

Kelheim, Stadt im bair. Regierungsbezirk Niederbaiern, an der Mündung der Altmühl in die Donau und am Anfange des Ludwigkanals, durch eine Zweigbahn nach Saal mit der Donauthalbahn verbunden, iſt Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts und zählt (1875) 2884 E. Der Ort hat drei Kirchen und ein Schloß ſowie eine Lateinſchule. Haupterwerbszweige der Bewohner ſind Schiffbau und Handel mit Holz, Getreide und den bei der Stadt gebrochenen Sandſteinen (Kelheimer Platten). K. war im 16. Jahrh. die Reſidenz des Herzogs Chriſtoph von Baiern und hatte im Dreißigjährigen Kriege, im Spaniſchen und Oeſterreichiſchen Erbfolgekriege zu leiden. Oeſtlich von K. auf dem Michaelsberge erhebt ſich der koloſſale Prachtbau der Befreiungshalle, zu welcher 19. Oct. 1842 der Grund gelegt wurde. Die feierliche Eröffnung erfolgte 18. Oct. 1863. Der Bau iſt dem Andenken an die deutſchen Befreiungskriege gewidmet und wurde nach dem Entwurfe Gärtner's im ital. Stile begonnen, aber unter weſentlichen Abänderungen des urſprünglichen Plans von Klenze zu Ende geführt. Derſelbe beſteht in einer 18eckigen Rotunde von 55 Mt. Durchmeſſer, welche in der Höhe von 66 Mt. durch eine Kuppel abgeſchloſſen iſt. Außen herum ſtehen auf halber Höhe des Gebäudes 18 koloſſale weibliche Figuren mit Schilden, welche die Namen deutſcher Provinzen enthalten. Die innere Halle umkränzen 34 Siegesgöttinnen aus carrariſchem Marmor, zwiſchen denen 14 aus erobertem Geſchütz gegoſſene Schilde mit den Namen der Schlachten und Feldherren angebracht ſind. Der ganze Bau beſteht aus Backſtein, die 18 Säulen der äußern Halle aus Granit mit Sockeln und Kapitälen aus Marmor. Die innern Wände ſind mit Marmor verkleidet. Das Licht fällt durch eine 9 Mt. weite Oeffnung der Kuppel. Vgl. Stoll, «Geſchichte der Stadt K.» (Landsh. 1865); «Die Befreiungshalle bei K.» (Regensb. 1863).

Keller iſt ein in der Regel unter dem Erdgeſchoß, mithin ganz oder zum Theil unter der Erdoberfläche gelegener Raum eines Hauſes, der meiſt gewölbt iſt und ſeiner kühlen, gleich-

Digitized by Google

mäßigen Temperatur wegen zur Aufbewahrung von Vorräthen dient. Nicht überwölbte derartige Räume nennt man Balkenkeller, welche indeß keineswegs zu empfehlen sind. Der Fußboden der K. wird steinern gemacht und muß stets über dem höchsten Stand des Grundwassers liegen. Behufs Verhinderung des Aufsteigens von Grundfeuchtigkeit versieht man denselben mit einer Betonsohle oder Cementschicht. Die Höhe der K. muß mindestens mannshoch sein. Man sorgt außerdem für hinreichende Ventilation der Kellerräume; auch vermeidet man die zu nahe Lage derselben an Abtritt- und Senkgruben. Die für Kellerräume in Wohngebäuden geeignetste Gewölbconstruction ist das sog. Kappengewölbe (s. Gewölbe), eine Verbindung von Gurtbögen mit zwischengespannten flachen Tonnengewölben (preuß. Kappen), weil dasselbe am wenigsten Höhe erfordert, sich bequem beleuchten läßt und den meisten nutzbaren Raum gewährt. Bei mangelnder Höhe wölbt man die Kappen zwischen Eisenträgern oder auch Eisenbahnschienen. Ist der K. nicht von der Haupt- oder Kellertreppe aus zugänglich, sodaß sich ein besonderer überwölbter Zugang zum K., etwa von der Straße aus, nöthig macht, so erhält man einen sog. Kellerhals. Für besondere Zwecke, namentlich zum Aufbewahren von Fleisch, Bier, Eis u. s. w. im Sommer, legt man K. außerhalb der Wohngebäude in Bergabhängen und Felsen an (Berg- und Felsenkeller). Sehr ausgedehnte Kelleranlagen sind bei dem Brauereibetriebe nöthig, theils zum Keimen der Gerste, theils zum Gären und Lagern des Biers, womit sehr oft Eiskeller in Verbindung stehen. Die Eiskeller für Conditoreien, Krankenhäuser u. s. w. erfordern eine sehr sorgfältige Construction und Isolirung vom Grundwasser und der atmosphärischen Luft. Sie werden entweder ganz oder halb in der Erde oder über derselben angelegt und erfordern einen nach Norden gelegenen Eingang mit zwei- bis dreifachem Abschluß, doppelte Mauern mit Isolirschichten und hermetische Abführung des Schmelzwassers. Berühmt zum Theil von altersher sind die unter den Rathhäusern großer und alter Städte befindlichen, zum Weinschank u. dgl. benutzten K., so besonders Auerbach's K. in Leipzig, der bremer, berliner, münchener u. s. w. Rathskeller, der Esterházykeller in Wien u. a. m.

Keller (Adelbert von), einer der gründlichsten Kenner der ältern deutschen und roman. Literatur, geb. 5. Juli 1812 zu Pleidelsheim im württemb. Oberamte Marbach, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium zu Eßlingen und seit 1823 auf dem Gymnasium zu Stuttgart. Er studirte 1830—34 in Tübingen Theologie, widmete sich aber daneben unter Uhland's Leitung dem Studium der abendländ. Literaturen des Mittelalters. Hierauf durchforschte er in Paris die reichen handschriftlichen Schätze der dortigen Bibliotheken für altfranz. Literatur. Als Frucht dieser Arbeiten erschienen alsbald «Li romans des sept sages» (Tüb. 1836). Nach seiner Rückkehr im Herbst 1835 habilitirte sich K. zu Tübingen für german. und roman. Literatur und ging 1840 nach Italien, wo er die mittelalterlichen, namentlich altfranz. Handschriften der vaticanischen und der Markusbibliothek zu Rom und Venedig benutzte. Einen Theil der Ausbeute theilte er in seiner «Rômvart» (Manh. 1844) mit. Nach der Rückkehr wurde er 1841 zum außerord. und 1844 zum ord. Professor der deutschen Literatur und Oberbibliothekar in Tübingen ernannt. Letzteres Amt bekleidete er jedoch nur bis 1850. K. hat besonders als Herausgeber altfranzösischer, mittelhochdeutscher und älterer neuhochdeutscher Literaturwerke und als Uebersetzer große literarische Thätigkeit entfaltet. Außer den bereits genannten Werken verdienen noch besondere Hervorhebung die Ausgaben des «Romancero del Cid» (Stuttg. 1839), die der «Altdeutschen Gedichte» (Tüb. 1846 fg.), des «Meister Altswert» (Stuttg. 1850) und des «Karlmeinet» (Stuttg. 1858); ferner die Sammlungen «Alte gute Schwänke» (Lpz. 1847) und «Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh.» (3 Bde., Stuttg. 1853; Nachlese 1858), endlich die Ausgaben der Schriften Grimmelshausen's (4 Bde., Stuttg. 1854—62) und der Dramen Ayrer's (5 Bde., Stuttg. 1865). Von K.'s übrigen Werken sind, außer den Uebertragungen der «Sämmtlichen Romane und Novellen» des Cervantes (mit Notter, 12 Bde., Stuttg. 1839—42) und der Schauspiele des Shakspeare (mit Rapp, 37 Thle., Stuttg. 1843—46), noch zu nennen «Altfranz. Sagen» (2 Bde., Tüb. 1839—40) und «Ital. Novellenschatz» (6 Thle., Lpz. 1851). Ein Theil der erwähnten Ausgaben älterer deutscher Literaturwerke erschien in den Publicationen des Literarischen Vereins in Stuttgart, welchem K. seit 1849 präsidirt. Aus Uhland's Nachlaß hat K. dessen dramatische Entwürfe in dem Buche «Uhland als Dramatiker» (Stuttg. 1877) und, in Verbindung mit Holland und Pfeiffer, dessen prosaische «Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage» (Bd. 1—3 u. Bd. 6—8, Stuttg. 1865—73) herausgegeben.

Keller (Friedr. Ludw. von), Jurist und Staatsmann, geb. 17. Oct. 1799 zu Zürich aus einer alten, durch ihren Reichthum und polit. Einfluß ausgezeichneten Familie, widmete sich seit

Digitized by Google

1819 zu Berlin und Göttingen jurist. Studien. Bereits 1825 als Professor des Civilrechts an das damalige Politische Institut seiner Vaterstadt berufen und 1826 zugleich auch zum Amtsrichter erwählt, wirkte K. beim Ausbruch der durch die franz. Julirevolution hervorgerufenen Bewegungen an der Spitze der liberalen Partei in Zürich und erwarb sich die Volksgunst in hohem Grade, sodaß er 1830 in den Großen Rath gewählt und 1831 zum Präsidenten des Obergerichts sowie zum Mitglied des Erziehungsraths ernannt ward. Als Vertreter seines Cantons auf der eidgenössischen Tagsatzung bethätigte er sich, namentlich in Verbindung mit Rossi, wesentlich bei den Arbeiten für Bundesreform (1833) und für das Militärstraf- und Militärproceßgesetzbuch. In Anerkennung dafür erfolgte seine Ernennung zum Obersten und Chef des eidgenössischen Justizstabes. K. genoß damals bei den Liberalen der Schweiz großes Ansehen, wandte sich jedoch bald mehr und mehr conservativen Anschauungen zu, weshalb er sich 1839 aus dem öffentlichen Leben zurückzog und nur seine Professur behielt. Im J. 1843 folgte er einem Rufe des preuß. Cultusministers Eichhorn als Professor der Rechte nach Halle, und 1847 siedelte er als Nachfolger Puchta's nach Berlin über. Als Mitglied der preuß. Zweiten Kammer wie auch im Erfurter Parlament war er ein Hauptwortführer der Reaction. Bald darauf erfolgte seine Erhebung in den Adelstand unter dem Namen K. von Steinbock, sodann die Berufung in das Herrenhaus. K. starb 12. Sept. 1860 zu Berlin. Seine Hauptwerke sind: «Ueber Litis-Contestation und Urtheil» (Zür. 1827) und «Der röm. Civilproceß und die Actionen» (Lpz. 1852; 4. Aufl. 1871); werthvoll sind auch seine «Semestria ad M. Tullium Ciceronem» (2 Bde., Zür. 1843—50). Außerdem veröffentlichte er «Grundriß zu Vorlesungen über Institutionen und Antiquitäten des röm. Rechts» (Berl. 1854—58) und «Institutionen» (Lpz. 1861). Nach K.'s Tode gab Friedberg dessen Vorlesungen über die Pandekten (Lpz. 1861; 2. Aufl., besorgt von Lewis, 1867) heraus.

Keller (Gottfr.), Dichter und Romanschriftsteller, geb. 19. Juli 1819 in Zürich, kam nach dem bereits 1824 erfolgten Tode seines Vaters 1834 zu einem Maler in die Lehre. Nachdem er seine Lehrzeit ohne genügende Anleitung verbracht hatte, hielt er sich zu seiner weitern künstlerischen Ausbildung 1840—43 in München auf, kehrte dann, ohne es zu einem gedeihlichen Ziele gebracht zu haben, nach Zürich zurück und wandte sich nun ausschließlich der Poesie zu, in welcher er sich von Jugend auf versucht hatte. Früchte seiner poetischen Thätigkeit waren ein 1846 erschienener Band «Gedichte» und die 1851 herausgegebenen «Neuern Gedichte». Später lebte K., um sich wissenschaftlich mehr zu befestigen, längere Zeit in Heidelberg und Berlin und erhielt 1861 das Amt des ersten Stadtschreibers des Cantons Zürich, welches er 1876 wieder niederlegte. Seinen Ruf als Roman- und Novellendichter begründete K. durch seinen Roman «Der grüne Heinrich» (4 Bde., Braunschw. 1854). Diesem folgte ein Band Erzählungen: «Die Leute von Seldwyla» (Braunschw. 1856) und als deren Fortsetzung: «Sieben Legenden» (Stuttg. 1872). Kleinere Erzählungen von ihm sind in Auerbach's «Volkskalender» und in der «Deutschen Rundschau», letztere als «Züricher Novellen», erschienen.

Keller (Joh. Balthasar), berühmter Erzgießer, geb. zu Zürich 1638, lernte zuerst die Goldschmiedekunst und brachte es in der getriebenen Arbeit sehr weit, widmete sich aber später dem Erzguß und arbeitete in der Folge in Paris. Bis auf seine Zeit wurden alle größern Statuen in einzelnen Stücken gegossen. K. machte zuerst den Versuch, die Reiterstatue Ludwig's XIV. von 7 Mt. Höhe, wozu Girardon das Modell geliefert hatte, in Einem Gusse auszuführen. Da er gelang, übertrug ihm der König die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Uebrigens hat K. unzählige Statuen in den königl. Gärten und prachtvolle Geschütze theils gegossen, theils auch entworfen. Er starb zu Paris 1702. Auch sein Bruder, Johann Jakob K., geb. 1635, gest. zu Kolmar 1700, war ein geschickter Erzgießer.

Keller (Jos.), namhafter deutscher Kupferstecher, geb. 31. März 1811 zu Linz am Rhein, erhielt den ersten Zeichenunterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und ging 1827 nach Bonn, um sich in der Schulgen-Bettendorff'schen Anstalt der Kupferstecherkunst zu widmen. Seine Erstlingsarbeiten waren die Theologie nach Hermann und die Philosophie nach Götzenberger. Im J. 1835 wandte er sich nach Düsseldorf, wo er der Leitung Hübner's viel verdankte und dessen Roland für den Rheinisch-Westfälischen Kunstverein stach. Im J. 1839 wurde K. als Lehrer, später als Professor an der düsseldorfer Akademie angestellt und ging 1841 nach Rom, um dort die Zeichnung nach Rafael's Disputa zu beginnen, deren Stich er im Auftrage des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen übernommen hatte. Nach seiner Rückkehr aus Italien 1844 vollendete er denselben, welcher zu den Meisterwerken der neuern deutschen Kupferstecherkunst zählt. Neben dieser Arbeit ging der Stich von Rafael's

Digitized by Google

Dreifaltigkeit aus San-Severo in Perugia her. Von andern hervorragenden Leistungen K.'s sind noch zu nennen: der Heiland im Grabe, umgeben von den heiligen Frauen, nach Ary Scheffer; die Madonna aus der Apollinariskirche (1852) und die Himmelskönigin (1861), beide nach Deger, sowie ein Salvator mundi und eine Mater dolorosa nach demselben Meister. Später lieferte K. den Stich der Sixtinischen Madonna. Er starb 31. Mai 1873 zu Düsseldorf.

Kellerhals, Pflanzenart, s. Daphne.

Kellermann (ursprünglich Georg Michael; später nach seinem Uebertritt zur kath. Kirche François Christophe genannt), Herzog von Valmy, Pair und Marschall von Frankreich, geb. 4. Mai 1735 zu Weiler unweit Wolfsbuch bei Rothenburg an der Tauber als der Sohn eines Bauern. Er trat 1750 als Cadet in ein franz. Husarenregiment, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege mehrfach aus und war beim Ausbruche der Revolution bereits Maréchal-de-Camp. K. trug zur Ausbreitung der revolutionären Richtung unter den Truppen wesentlich bei, wurde 1792 Divisionsgeneral und bald darauf Oberbefehlshaber der Moselarmee. Beim Einmarsch der Preußen wich er bis an die Argonnen zurück, vereinigte sich aber 19. Sept. mit Dumouriez und lieferte den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig 20. Sept. 1792 die Kanonade bei Valmy (s. d.), infolge deren der Feind den Rückzug antrat. Dumouriez überließ hierauf K. die Verfolgung. Er wurde beschuldigt, diese lau betrieben zu haben, verhaftet, vor Gericht gestellt, freigesprochen, 1793 auf Betreiben Custine's wegen mangelhafter Leitung der Belagerung von Lyon nochmals angeklagt und nach dem Sturze Robespierre's, 1794, freigelassen. Man gab ihm jetzt den Oberbefehl über die Armee in den Alpen und Italien, die sich auf die Defensive beschränkte. Als Scherer 1795 das Commando in Italien übernahm, blieb K. Befehlshaber der Alpenarmee, deren größten Theil er jedoch an Bonaparte 1796 abgeben mußte. Im folgenden Jahre nach Paris berufen, übertrug man ihm die Organisation der Gensdarmerie und stellte ihn dann im Militärbureau an. Nach der Revolution vom 18. Brumaire trat er in den Senat. Bei Errichtung des Kaiserreichs wurde er Marschall und Herzog von Valmy. Napoleon übertrug ihm die Organisation der Nationalgarden in den Rheindepartements, stellte 1806 die Reservearmee am Rhein unter seinen Befehl und verlieh ihm nach dem Feldzuge die Herrschaft Johannisberg (s. d.), die er in der Folge aber wieder abtreten mußte. In dem Feldzuge von 1809 befehligte K. die Reserve an der Elbe, 1813 bei Metz. Nach der Abdankung Napoleon's 1814 unterwarf er sich den Bourbons und wurde zum Pair erhoben. Während der Hundert Tage übte er keine amtliche Thätigkeit aus und blieb deshalb nach der zweiten Restauration in der Stellung eines königl. Commissars bei der Militärdivision Metz, sowie als Pair des Reichs. Er starb 12. Sept. 1820. Auf dem Schlachtfelde zu Valmy ist ihm ein Denkmal errichtet, unter welchem sein Herz ruht. — François Etienne von K., franz. Generallieutenant, Sohn des Vorigen und nach dessen Tode Herzog von Valmy, wurde 1770 zu Metz geboren. Er begann seine Laufbahn unter den Augen des Vaters, befehligte 1796 als Generaladjutant Bonaparte's eine Cavaleriebrigade und stieg nach der Schlacht von Marengo, deren Entscheidung er durch eine glänzende Attake herbeiführte, zum Divisionsgeneral. Im Feldzuge von 1805 zeichnete er sich bei Austerlitz aus, 1807 unter Junot in Portugal, 1813 in der Schlacht bei Bautzen. Nach der ersten Restauration wurde er Generalinspector der Cavalerie in Nancy und Luneville. Er starb 2. Juni 1835.

Kellgren (Joh. Henrik), schwed. Dichter, geb. 1. Dec. 1751 in Westgothland, studirte auf der Universität zu Åbo und begab sich 1777 nach Stockholm, wo er die Zeitung «Stockholms Posten» begründete. Der König ernannte ihn 1786 bei der Stiftung der Schwedischen Akademie zu deren Mitgliede und machte ihn zu seinem Privatsecretär. Doch starb er schon 20. April 1795. K. ist als der größte Dichter seiner Nation aus der ältern franz. Schule anerkannt. Als Lyriker steht er am höchsten. Zwar besaß er keine mächtige Phantasie, wol aber warmes Gefühl und eine unnachahmliche Grazie bei melodischer Sprache. Andere seiner Dichtungen sind durch Witz ausgezeichnet. Auf einer niederern Stufe stehen seine Tragödien, deren Plan zum Theil Gustav III. entwarf. K.'s «Samlade skrifter» (3 Bde., Stockh. 1796; 3. Aufl. 1811; 3 Bde., Örebro 1837—38; 4. Aufl. 1860) erschienen erst nach seinem Tode; seine «Prosaischen Schriften» wurden von Lappe (Neustrel. 1801) ins Deutsche übersetzt.

Keltern heißt so viel als auspressen und wird vorzugsweise vom Auspressen der Weintrauben zu Wein gebraucht. Dem K. vorher geht das Treten oder Stampfen in Kufen oder das Zerquetschen der Beeren auf der Traubenraspel zur vorläufigen Maischegewinnung. Das K. geschieht durch mechan. Vorrichtungen, welche die Kelter genannt werden. Die älteste und gewöhnlichste Kelter ist die sog. Baumpresse, bei der eine starke Stange oder ein Baum als Hebel

Digitized by Google

wirkt; zweckmäßiger ist die eiserne Schraubenpresse oder Spindelpresse, am besten die neueste Construction der franz. Kniehebelkelter. Obst wird in Trögen mittels senkrechter Laufsteine (Obstmühlen) zum Behufe der Cidergewinnung zermahlen und danach ausgepreßt.

Kemble (Charles), engl. Schauspieler, geb. 25. Nov. 1775 zu Brecknock in Südwales, erhielt durch seinen Vater, Roger K., der ebenfalls Schauspieler war, eine sorgfältige Erziehung, studirte in Douay und wurde dann bei der Post angestellt. Von seiner Neigung der Bühne zugeführt, trat er 1794 im Drurylane-Theater auf und bereiste 1802 den Continent; später übernahm er, anfangs mit seinem Bruder, dann allein, die Direction des Coventgarden-Theaters, bereiste 1825—26 Deutschland und Frankreich und erwarb sich um die Einführung deutscher Opern in England Verdienste. Im J. 1832 besuchte er mit seiner Familie die Vereinigten Staaten von Nordamerika und beschloß 10. April 1840 in der Rolle des Hamlet die theatralische Laufbahn. Zum Theatercensor (Examiner of plays) ernannt, starb er in London 12. Nov. 1854. — Seine Gattin, Maria Therese K., geb. 1774 zu Wien, trat schon als Kind in Noverre's Balleten auf und spielte und tanzte dann im Drurylane-, Coventgarden- und Haymarket-Theater mit entschiedenem Beifall. Sie schrieb auch zwei gute Lustspiele: «The first fault» (1799) und «The day after the wedding» (1808), und starb 3. Sept. 1838. — Frances Anne K., Tochter der Vorigen, geb. 1811, verfolgte ebenfalls die theatralische Laufbahn. Sie trat zuerst 1829 in «Romeo und Julie» mit Beifall auf, besuchte 1832 mit ihren Aeltern Amerika und verheirathete sich 1834 mit dem Amerikaner Butler, von dem sie aber später sich trennte, um 1847 wieder die Bühne zu betreten. Hierauf hielt sie in London und den Provinzen Vorlesungen über Shakspeare und ging 1856 abermals nach Amerika, wo sie sich erst in Boston, dann zu Lenox in Massachusetts niederließ. Nachdem sie noch zweimal Europa besucht, nahm sie 1873 ihren Wohnsitz bei Philadelphia. Von ihren schriftstellerischen Arbeiten sind nächst den Trauerspielen «Francis the First» (1832) und «The star of Seville» (1838), noch ihr «Journal of a residence in the United States» (Lond. 1834), «A year of consolation» (Lond. 1847), in welchem sie eine Reise nach Italien beschrieb, und «Journal of a residence on a Georgian plantation» (Lond. 1863), das eine ergreifende Schilderung der Sklaverei in den amerik. Südstaaten enthält, zu erwähnen. In den von ihr herausgegebenen «Plays» (Lond. 1864) befindet sich auch eine Uebersetzung von Schiller's «Maria Stuart».

Kemble (John Mitchell), insbesondere bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der angelsächs. Literatur- und ältern Geschichte Englands, der Sohn von Charles K., geb. in London 1807, widmete sich im Trinity-College zu Cambridge der Rechtsgelehrsamkeit und setzte seit 1829 das bereits begonnene höhere Sprachstudium unter Jak. Grimm in Göttingen fort. Die erste Frucht seiner philol.-kritischen und histor. Studien war die classische Ausgabe des «Anglo-Saxon poem of Beowulf» (Lond. 1833), der er als zweiten Band eine engl. Uebersetzung des Gedichts (Lond. 1837) folgen ließ. Zu Cambridge hielt er 1834 die ersten Vorlesungen über angelsächs. Literatur, die als «First history of the English language or Anglo-Saxon period» (Cambr. 1834) erschienen. Hierauf erschien seine deutsch geschriebene Broschüre «Ueber die Stammtafeln der Westsachsen» (Münch. 1836). Die histor. Periode des angelsächs. Reichs in England bearbeitete er in «The Saxons in England» (2 Bde., Lond. 1849—51; deutsch von Brandes, 2 Bde., Lpz. 1853), einem auf den gründlichsten Forschungen beruhenden Werke. Sein «Codex diplomaticus aevi Saxonici» (6 Bde., Lond. 1838—48), in welchem er alle noch vorhandenen Quellen nach strenger kritischer Sichtung gesammelt hat, erschien auf Kosten der von ihm mitbegründeten English Historical Society. K. war Redacteur der seit 1835 erscheinenden «British and Foreign Review», verlebte aber von 1849 an wieder mehrere Jahre in Deutschland. Sein letztes, von ihm selbst vollendetes Werk waren die «State papers and correspondence illustrative of the social and political state of Europe from the revolution to the accession of the house of Hanover» (Lond. 1857); in der Bearbeitung der «Horae Ferales, or studies in the archaeology of northern nations» (vollendet und herausg. von Latham, Lond. 1864) wurde er durch seinen 26. auf 27. März 1857 zu Dublin erfolgenden Tod unterbrochen.

Kemble (John Philip), engl. Schauspieler, der Bruder von Charles K., geb. zu Preston 1. Febr. 1757, studirte, zum geistlichen Stande bestimmt, gleich seinem Bruder in Douay, ging aber nach Vollendung seiner Studien 1776 wider den Willen der Familie auf die Bühne. Nachdem er zuerst in Wolverhampton mit Beifall aufgetreten, besuchte er Manchester, Liverpool und York; 1781 kam er nach Dublin, 1783 nach London, wo er am Drurylane-Theater spielte und zehn Jahre später Regisseur wurde. Nach manchen Verdrießlichkeiten zog er sich

Digitized by Google

1801 zurück und bereiste 1802 und 1803 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er einen Antheil am Coventgarden-Theater, bei welchem er nun mit seiner Schwester, Mrs. Siddons (s. d.), eine glanzvolle Thätigkeit entwickelte. In heroischen Rollen, namentlich als Hamlet, Macbeth, Othello u. s. w., ist er wol unerreicht geblieben. Als Schriftsteller machte er sich durch einige Farcen, z. B. «The projects», «The pannel», «The farmhouse», bekannt. Er verließ 1817 England und starb zu Lausanne 26. Febr. 1823. Seine Statue von Flaxman wurde 1833 in der Westminster-Abtei aufgestellt. Vgl. Boaden, «Memoirs of the life of John Philip K.» (2 Bde., Lond. 1825); Fitzgerald, «The Kembles» (2 Bde., Lond. 1871).

Kemény (Sigmund, Baron), ungar. Schriftsteller, geb. 1816 in Siebenbürgen, trat schon auf dem 1834 in Klausenburg eröffneten Landtage in Bekanntschaft mit den bedeutendsten Männern der siebenbürg. Opposition. Nach Auflösung des Landtags lebte K. auf seinem Gute Maroskapud den Studien. Von 1837—39 wirkte er als Rechtspraktikant in Maros-Vásárhely, redigirte seit 1840 das «Erdélyi-hiradó», ein siebenbürg. Oppositionsblatt, während er gleichzeitig auf dem neu eröffneten siebenbürg. Landtage die Führerrolle der Opposition übernahm, und zog sich 1842 abermals auf sein Gut zurück. Sein um diese Zeit veröffentlichtes Werk «Korteskedés és ellenszerei» («Stimmenwerbung und Opposition») und sein gleichzeitiger Roman «Gyulai Pál» (5 Bde., Pest 1844—46) fanden großen Beifall. Gegen Ende 1848 wandte sich K. nach Pest, wo er Mitarbeiter des «Pesti Hirlap» und seit 1848 dessen Mitredacteur wurde. Im J. 1848 wurde er in die ungar. Nationalversammlung gewählt und schrieb nach der Katastrophe von Világos «Forradalom után» («Nach der Revolution», Pest 1850), später «Még egyszó a forradalom után» («Noch ein Wort nach der Revolution», Pest 1851) und die «Charakterbilder der beiden Wesselény und des Grafen Steph. Széchenyi» (Pest 1850), die zu den besten Erzeugnissen der ungar. Literatur auf diesem Gebiete gehören. Seitdem veröffentlichte K. eine Reihe von Romanen und Novellen, unter denen hervorzuheben sind: «Férj és no» («Mann und Weib», 2 Bde., Pest 1853), «Ködképek á kedély láthatárán» («Nebelbilder am Horizonte des Gemüths», Pest 1855), «Szerelem és hiúság» («Liebe und Eitelkeit», Pest 1855), «Zord idö» («Wilde Zeit», 4 Bde., Pest 1861—62) u. s. w. Seit 1855 war er Redacteur des «Pesti Napló», des polit. Organs der Deák'schen Partei. Er starb 22. Dec. 1875 auf seinem Gute Peszte-Kamaras in Siebenbürgen.

Kempelen (Wolfgang von), namhafter Mechaniker, bekannt als Erfinder automatischer Kunstwerke, geb. 23. Jan. 1734 in Preßburg, trat in die k. k. Hofkanzlei ein, wurde später Hofrath und starb zu Wien 26. März 1804. Sein Talent für Mechanik brachte nicht nur verschiedene Kunstwerke zur Unterhaltung, z. B. Automaten, Uhrwerke, kleine Mühlen u. s. w., sondern auch Vorrichtungen für praktische Zwecke, wie landwirthschaftliche Maschinen u. dgl. hervor. Die von ihm um 1788 hergestellte Sprachmaschine bestand aus einem viereckigen und mit einem Blasebalge ausgerüsteten Holzkasten von etwa 1 Mt. Länge und 0,5 Mt. Breite; die kunstvolle Verbindung des Blasebalgs mit Klappen, Ventilen, Stiften u. dgl. ermöglichte eine täuschende Nachahmung der Stimme eines Kindes von drei bis vier Jahren. Später um 1828 hat diese Sprachmaschine, deren Erfinder sich übrigens angelegentlich mit dem Mechanismus der menschlichen Sprache beschäftigte und auch ein Werk mit Kupfern über diesen Gegenstand (1791) herausgab, eine verbessernde Nachahmung durch den Mechaniker Posch in Berlin gefunden. Noch mehr Aufsehen hat die sog. Schachmaschine erregt, welche freilich auf einer Täuschung beruht. Sie bestand aus einem kastenähnlichen Tische, an welchem eine in türk. Tracht gekleidete Figur angebracht war, und die eigentliche Kunst bei Herstellung dieses Apparats gipfelte in einer solchen Einrichtung, daß hinter dem zum Scheine eingesetzten Räderwerke ein schachkundiger Mann von kleiner Statur sich verbergen und den Arm des spielenden Türken leiten konnte. Nach dem Tode des Erfinders erwarb der Mechaniker Leonhard Maelzl (bekannt durch sein Metronom oder Taktmesser) die Schachmaschine und ließ sie in verschiedenen Städten sehen. Zuletzt wurde die Schachmaschine in mehrern Städten Nordamerikas ausgestellt und soll 5. Juli 1854 in Philadelphia verbrannt sein. Unter den spätern Nachbildungen ist diejenige eines Engländers Hooper hervorzuheben, welcher seine Schachmaschine zuerst gelegentlich der zweiten londoner Weltausstellung (1862) zeigte und auch in Deutschland vorgeführt hat. Hierbei wurde zuletzt das Spiel von seinem Sohne, einem mittelmäßigen, aber praktisch geübten Schachspieler, geleitet, welcher durch schnelles und entschiedenes Spielen oft stärkere, aber befangenere Gegner besiegte, dagegen von guten Spielern geschlagen wurde.

Kempen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, an der Linie Köln-Kleve der Rheinischen Eisenbahn, die hier nach Venlo abzweigt, ist Sitz des Land-

Digitized by Google

rathsamts und eines Friedensgerichts, hat eine schöne, in neuerer Zeit vollständig restaurirte kath. Kirche, ein kath. Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar und eine Taubstummenanstalt und zählt (1875) 5390 meist kath. E., welche Fabrikation von Seiden-, Woll- und Baumwollzeugen und Ackerbau treiben. Die Stadt gehörte früher zum Erzbisthum Köln und ist der Geburtsort des Thomas a Kempis. — Der Kreis zählt auf 395,70 QKilom. (1875) 86,895 E.

Kempten, Stadt im bair. Kreise Schwaben und Neuburg, am linken Ufer der Iller und an der Ludwigs-Südnordbahn mit der hier abzweigenden K.-Memmingen-Ulmer Linie, im nördl. Vorlande der Algäuer Alpen anmuthig gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines Stadt- und Landgerichts, eines Handelsgerichts sowie eines Bezirksamts und zählt (1875) 12,682 E. (darunter über 3000 Protestanten). Die Stadt besteht aus der ehemaligen Reichsstadt und dem frühern Klosterstift K., welche beide als Alt- und Neustadt seit 1803 zu einer polit. Gemeinde vereinigt sind. Unter den Gebäuden sind in der Neustadt das Schloß, die ehemalige Residenz der Fürst-Aebte, 1650 neu gebaut, jetzt verschiedenen Aemtern und der Garnison zugewiesen, die danebenstehende stattliche Stiftskirche mit Kuppelbau, in der Altstadt die prot. Kirche sowie das 1474 erbaute, in neuester Zeit sehr hübsch restaurirte Rathhaus hervorzuheben. Im Süden überragen die Stadt auf steiler, isolirter Höhe die Reste der alten Römerburg Campodunum, der spätern Burg Hilermont, jetzt Burghalde genannt. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen in K. ein Gymnasium, eine Latein- sowie eine Gewerbeschule, ferner zwei Privaterziehungsinstitute. Es bestehen daselbst drei Baumwollspinnereien und Webereien, eine ansehnliche Papierfabrik, eine Zündholzfabrik, mechan. Werkstätten u. s. w. Wichtig ist der Käse- und Holzhandel sowie der Transitverkehr. Die früher sehr lebhafte Flößerei auf der Iller hat seit Bestehen der K.-Ulmer Bahnlinie beträchtlich abgenommen. Die Stiftsstadt wurde als Benedictinerkloster von Karl's d. Gr. Gemahlin Hildegarde gestiftet. Der Abt erlangte 1360 die reichsfürstl. Würde, erwarb allmählich ein Gebiet von 880 QKilom. und fungirte bei der Krönung der röm. Kaiserin als Erzmarschall. K. im Thale hingegen erwarb sich 1289 unter Rudolf von Habsburg die Reichsfreiheit, hatte aber wegen unausgesetzter Streitigkeiten mit den Fürst-Aebten viel Noth auszustehen, bis endlich beide Parteien 1803 an Baiern fielen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt zu leiden von den Schweden wie von den Kaiserlichen. Letztere nahmen trotz der tapfersten Gegenwehr der schwed. Besatzung und der Bürger 13. Jan. 1633 die Stadt mit Sturm. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde sie 1703 von den Franzosen und Baiern erobert, und im franz. Revolutionskriege kam es bei K. 17. Sept. 1796 zu einem Treffen, in welchem die Franzosen von den Oesterreichern besiegt wurden.

Kenilworth, Marktflecken und Schloß, s. Warwick.

Kenotaph, d. i. leeres Grabmal, nannten die Griechen und Römer ein Monument, das an jedem beliebigen Orte aus Pietät zu Ehren eines Verstorbenen errichtet wurde, dessen Leichnam entweder nicht aufgefunden werden konnte oder in einem fernen Lande begraben lag.

Kensington, früher ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Middlesex, jetzt eine der westl. Vorstädte Londons, mit einem königl. Schlosse (Kensington-Palace) sammt Garten. In jenem, einem höchst einfachen Gebäude aus Backsteinen, wohnt gegenwärtig der Herzog von Teck mit seiner Gemahlin, der ehemaligen Prinzessin Mary von Cambridge. Vorher war es der Aufenthalt der Herzogin von Kent mit ihrer daselbst geborenen Tochter, der Königin Victoria, und ursprünglich ein Besitzthum des Kanzlers Finch, Grafen von Nottingham. Der in einem Umkreise von 3 engl. Meilen das Schloß umgebende Park (Kensington-Gardens), der unter Leitung der Königin Karoline, Gemahlin Georg's II., von Bridgeman, Will. Kent und Brown angelegt wurde, ist ein vielbesuchter, fashionabler Spazierort der Londoner. Das 1857 in South-K. eröffnete Museum enthält umfangreiche Sammlungen von Modellen für Gegenstände der Architektur, Kunstindustrie, Ornamentik u. s. w., Meisterwerke der engl. Kunst und die früher zu Hamptoncourt befindlichen Cartons von Rafael.

Kent, eine der größten und schönsten der südl. Grafschaften Englands, zwischen London, der Themse, der Nordsee und dem Pas-de-Calais gelegen, bildet die Südostecke der Insel und zählt auf 3961,68 QKilom. (1871) 848,294 E. Der größte Theil des Landes ist ein fruchtbares Hügelland. Die Kreidekette der nördl. Downs tritt von Surrey ein und erstreckt sich ostwärts bis Dover und Folkestone. Nördlich gegen die Themse hin lagert plastischer und Londoner Thon auf der Kreide, und an der Küste kommen dort ausgedehnte Marschen vor, besonders an der Vereinigung der Themse und des Medway auf der 82,5 QKilom. großen Insel Sheppey und einem Theile der Insel Thanet, welche einst durch einen schiffbaren Seearm, jetzt nur noch durch einen Flußkanal vom Festlande getrennt ist, und deren äußerste Spitze

Digitized by Google

das Cap North-Foreland bildet. Jener Kalkkette parallel läuft südlicher die Ragstone-Range, welche aus Kreidemergel und Grünsand besteht. Zwischen beiden Hügelreihen liegt der fruchtbare Landstrich Holmsdale und südlich von ihnen der Walddistrict (the Weald), der jetzt aber angebaut ist. Ganz im Süden umschließt der Grand-Military-Kanal den Romney-Marsh. Die breite Mündung des Medway mit Sherneß am Eingange und Chatham im Hintergrunde bildet einen geräumigen und sichern Hafen für Schiffe jeder Art, sonst aber fehlen gute natürliche Häfen. Gegenüber Deal liegt die Rhede Downs, nach Osten hin von gefährlichen Sandbänken, den Goodwin-Sands, begrenzt. Leuchtthürme, Forts und Festungen geben übrigens der Küste in jeder Beziehung Sicherheit. Nächst der Themse sind die bedeutendsten Flüsse der fischreiche Medway, der unterhalb Rochester, der Darent, welcher bei Dartford schiffbar wird, der forellenreiche Stour, den man aufwärts bis Fordwich bei Canterbury befährt. Das Klima der Grafschaft ist gesund; nur in den Marschen kommen Fieber vor. Es gedeihen alle Getreidearten, namentlich auch trefflicher Weizen; außerdem werden Bohnen und Erbsen in Menge gewonnen. Der Gemüsebau wird in der Nähe von London in ausgedehntem Maße betrieben. Die Gegenden von Maidstone und Canterbury sind Londons Obstgarten, und daran schließt sich Hopfen von einer Güte und einem Ertrage wie in keiner andern Grafschaft, namentlich bei Rochester, wo man schon 12—15 Mill. Pfd. jährlich geerntet hat. Die Wälder liefern gutes Eichenholz. Man zieht Rinder und Schafe, und neben Lincoln und Leicester liefert K. die beste engl. Langwolle. K. wird seit alter Zeit in fünf Lathes eingetheilt, deren jeder früherhin seinen eigenen Gerichtshof hatte. Verschiedene Theile der Grafschaft erfreuen sich noch jetzt gewisser Freiheiten und sind der Autorität der Grafschaftsbeamten nicht untergeordnet. Dies sind die beiden Cities Canterbury und Rochester, der Borough Maidstone, die Liberty der Romney-Marshes und die Liberty der Cinque Ports (s. d.) mit den umliegenden Ortschaften. Die Grafschaft sendet 6 Abgeordnete ins Parlament, 14 andere die Städte. Wegen seiner Lage zunächst dem Continent, der bei Dover nur 37 Kilom. entfernt liegt, hat K. von jeher für den Schlüssel Englands gegolten und in dessen Annalen bei Cäsar's Einfällen in das Land Cantium und der Gründung des ersten angelsächs. Königreichs K. (Cantia oder Cantware) durch die Angelsachsen, welche zuerst (449) auf der Insel Thanet landeten, eine Hauptstelle eingenommen. Die Hauptnahrungsquellen sind Landwirthschaft, Brennerei, Fisch- und Austernfang (bei Whitstable) und Schiffbau. Die Manufacturen sind von untergeordneter Bedeutung. Den Verkehr unterstützen der Medway-Kanal und die Eisenbahnen von London nach Ramsgate, Dover, Folkestone u. s. w. Die Hauptstadt ist jetzt nicht mehr Canterbury (s. d.), sondern Maidstone (s. d.).

Kent (Grafen und Herzoge von). Edmund, Graf von K., Sohn König Eduard's I. von England, aus dessen zweiter Ehe mit Margarethe von Frankreich, verband sich mit Isabella, der Gemahlin seines ältern Bruders, Eduard's II. (s. d.), zur Entthronung des letztern, welche auch 1327 gelang. Als ihn aber die durch ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten allgemein verhaßte Königin dazu gebracht hatte, zu Gunsten seines entthronten Bruders, den sie indeß bereits ohne des Grafen Wissen hatte ermorden lassen, eine Gegenrevolution zu unternehmen, wurde er 1330 durch den Günstling der Königin, Roger Mortimer, festgenommen und bald darauf hingerichtet. Nach dem Tode seiner beiden Söhne, Eduard und John, ging der Titel eines Grafen von K. auf den Gemahl ihrer Schwester Joanne, Thomas von Holland, über, dessen Enkel Thomas 1397 von seinem Oheim Richard II. zum Herzoge von Surrey ernannt und 1400 unter Heinrich IV. enthauptet wurde. Mit seinem Bruder Edmund, gest. 1407, erlosch der Titel eines Grafen von K. Derselbe ward erst 1461 in der Person William Neville's, Lord Fauconberg, gest. 1462, erneuert, 1465 aber an die Familie Grey (s. d.) verliehen. — Eduard, Herzog von K., geb. 2. Nov. 1767, der vierte Sohn König Georg's III. und Vater der Königin Victoria, trat frühzeitig in die Armee und empfing seine militärische Erziehung in Deutschland. Er diente hierauf in Canada und Gibraltar, erhielt 1799 die Pairswürde als Herzog von K. und Strathearn und ward zum Feldmarschall ernannt, befand sich aber stets in großer Geldverlegenheit, sodaß er sich endlich genöthigt sah, 1816 nach Brüssel zu gehen, wo er in der größten Einschränkung lebte. Am 29. Mai 1818 vermählte er sich mit Victoria, der verwitweten Fürstin von Leiningen, die ihm 24. Mai 1819 die Prinzessin Victoria gebar. Er lebte nun anfangs in Deutschland zu Amorbach am Odenwalde, dann zu Sidmouth in Devonshire. Hier starb er 23. Jan. 1820. Im Parlament gehörte der Herzog von K., gleich seinem jüngern Bruder, dem Herzoge von Sussex, zur Opposition. Sein Leben ist von Erskine Neale beschrieben worden («Life of Edward, duke of K.», Lond. 1850). — Seine Gemahlin, Marie Luise Victoria, Herzogin von K., wurde zu Koburg

Digitized by Google

17. Aug. 1786 als die Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld geboren. Durch Schönheit und Geistesbildung ausgezeichnet, vermählte sie sich bereits 1803 mit dem Erbprinzen Emich Karl von Leiningen-Amorbach, der aber 1814 starb. Sodann hielt sie sich als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes, des Fürsten Karl Friedrich Emich von Leiningen, und als Verwalterin von dessen Besitzungen abwechselnd zu Amorbach und zu Koburg am Hofe ihres Bruders, des Herzogs Ernst III. von Sachsen-Koburg, auf, wo sie auch der Herzog von K. kennen lernte und sich mit ihr vermählte. Nach seinem Tode nahm sie mit der präsumtiven Thronerbin ihren Sitz im Palaste zu Kensington. Für den Fall, daß ihre Tochter noch unmündig auf den Thron berufen werden sollte, wurde sie 1825 durch das Parlament zur Regentin erklärt. Da jedoch Victoria beim Ableben Wilhelm's IV. (20. Juni 1837) eben volljährig geworden war, so trat dieser Fall nicht ein. Seitdem lebte die Herzogin am Hofe ihrer Tochter und starb 16. März 1861 zu Frogmore bei Windsor. — Durch Patent vom 24. Mai 1866 erhob die Königin Victoria ihren zweiten Sohn, den Prinzen **Alfred**, geb. 6. Aug. 1844, zum Grafen von Ulster und K. und Herzog von Edinburgh.

Kent (William), der Begründer der brit. Gartenkunst, geb. 1685 in der Grafschaft York, war anfangs Kutschenmaler, wurde aber durch Unterstützung in den Stand gesetzt, Rom zu besuchen, und widmete sich hier der Malerei, bis Lord Burlington, der sein Talent für Gartenverschönerungen bemerkte, ihn veranlaßte, zur Baukunst überzugehen. Für die Königin Karoline legte er den Garten von Kensington (s. d.) an, in welchem er die bisher übliche franz. Manier mit Nachahmung der Natur vertauschte und so der Urheber der neuern engl. Gartenkunst wurde. Seine besten architektonischen Leistungen sind der Venustempel zu Stowe und der Palast des Grafen Leicester zu Holkham in Norfolk. Er starb zu Burlington 12. April 1748.

Kentucky, einer der Vereinigten Staaten Amerikas, einen Flächenraum von 97,587 QKilom. umfassend, im O. umgeben von Virginien, im N. durch den Ohio von den Staaten Ohio, Indiana und Illinois, im W. durch den Mississippi von Missouri geschieden, im S. von Tennessee begrenzt, erhielt um 1775 die ersten Ansiedler und trat nach langen Zerwürfnissen mit Virginien, zu dem das Land gehörte, in den Staatenverein. Damals zählte der Staat nur 73,077 E., 1860 bereits 1,155,684 E. (darunter 10,684 freie Farbige und 225,483 Sklaven), 1870 aber 1,321,011 E. (darunter 177,499 Schwarze, 44,711 Mulatten und 108 Chinesen). Derselbe umfaßt ein schönes, von der Natur reich gesegnetes Land, größtentheils eben und nur im Südosten von den Cumberlandsbergen durchzogen, aus welchen der schiffbare K. kommt. Dieser, der Cumberland, Tennessee und Big-Sandy, der Mississippi und Ohio gewähren reichliche Bewässerung und bieten nebst einem den Staat durchschneidenden Eisenbahnnetze von im ganzen 1800 Kilom. hinlängliche Verkehrsmittel dar. Am Ohio liegt fruchtbares, aber alljährlich überschwemmtes, ungesundes Bottomland. Der mittlere Landestheil, mit Recht der Garten genannt, hat wellenförmige Oberfläche, reichen Boden, prächtige Wälder, im Südwesten liegen die K.-Barrens, die übrigens guten Getreideertrag liefern und sich trefflich zur Viehzucht eignen. Die Haupterzeugnisse der Landwirthschaft sind Mais und Taback, dessen Production (1870) 105,305,869 Pfd. (Gesammternte der Vereinigten Staaten 262,735,341 Pfd.) betrug und nur von Virginien übertroffen wird, sodann andere Getreidearten, Hanf, Pferde und Schweine. Neuerdings wird auch auf die Schafzucht und den Weinbau Sorgfalt verwendet. Man berechnete 1870 den Werth des Grundvermögens auf 311,479,694 Doll. und den des beweglichen Vermögens auf 98,064,600 Doll. Im J. 1870 gab es 118,422 Farmen im Staate, die von 18,660,106 Ackern 8,103,850 Acker in Cultur hatten. Der größte Theil von K. ist Kalksteinboden. Eisen ist in kaum geringerer Menge als in dem gegenüberliegenden Missouri, Steinkohlenlager in außerordentlicher Mächtigkeit vorhanden. Außerdem gibt es Salpeter in ungeheuerer Menge, Salz- und Mineralquellen. Bemerkenswerth sind die sog. Oelquellen im Bezirke und am Flusse Cumberland, die schon 1773 entdeckten Lager von Mammuthsknochen am Big-Bare-Lick und im Bezirke Edmonton zwischen Louisville und Nashville die berühmte Mammuthshöhle, welche nach dem Niagarafalle für das größte Naturwunder der Union gehalten wird. Sie besteht aus sehr vielen Abtheilungen, ist etwa 15 Kilom. weit erforscht und soll eine Ausdehnung von 60 Kilom. haben. Die erste Verfassung K.s war vom J. 1790, die zweite von 1799, die gegenwärtige ist vom 11. Juni 1850. Die ausübende Gewalt hat ein Gouverneur mit 5000 Doll. Jahresgehalt, die Gesetzgebung ein Senat von 38 Mitgliedern, die, wie jener auf vier Jahre gewählt, alle zwei Jahre zur Hälfte ausscheiden und ersetzt werden, und das Haus der 100 Repräsentanten, die man auf zwei Jahre wählt. Wahlmänner sind alle freien Bürger, die das Alter von 21 J. erreicht und zwei Jahre

Digitized by Google

im Staate, ein Jahr im County gewohnt haben. Keine Session der Legislatur darf über 60 Tage dauern und in derselben kein Geistlicher und kein besoldeter Beamter des Staats oder der Union sitzen. Zum Congreß sendet der Staat gegenwärtig 10 Repräsentanten. Die fundirte Staatsschuld betrug 1872 die Summe von 966,394 Doll. Im J. 1874 waren alle Schulden getilgt, mit Ausnahme des Schulfonds von 1,628,123 Doll., welcher nach der Verfassung nicht abgetragen werden kann. Der Staat ist in 116 Grafschaften eingetheilt und hat zur Hauptstadt Frankfort mit 15,396 E. Die größten Städte sind Louisville (s. d.) mit 100,753 und Covington mit 24,505 E. Trotz seiner natürlichen Hülfsquellen ist der Staat verhältnißmäßig noch unentwickelt; namentlich liegt der Unterricht noch sehr danieder. Nationalbanken gab es 36 im J. 1873 mit einem baar eingezahlten Kapital von 8,263,700 Doll. Im J. 1870 erschienen nur sechs tägliche Zeitungen im ganzen Staate. Seit die Sklaverei abgeschafft ist, hat K. schon angefangen, einen Aufschwung zu nehmen.

Keos, lat. Cea, neugriech. Tschiá, eine der fruchtbarsten und bedeutendsten Cykladischen Inseln, 20 Kilom. südöstlich vom attischen Vorgebirge Sunium, besaß im Alterthum vier Städte: Julis (an der Stelle der jetzigen Hauptstadt Tschiá), die Heimat der griech. Dichter Bachylides und Simonides, des Arztes Erasistratos und des Philosophen Ariston, Koresia, Karthäa und Poiessa; von allen vier sind noch Ueberreste erhalten. Die Insel zählt jetzt auf 180 QKilom. gegen 8700 E., die Hauptstadt 4300 E.

Kephissus (richtigere Schreibung Kephisos), lat. Cephisus, war im Alterthum der Name mehrerer Flüsse in Griechenland. Der bedeutendste derselben, jetzt Mavronero, entspringt am nördl. Fuße des Parnaß in der Nähe der alten phokischen Stadt Liläa und fließt in südöstl. Richtung durch Phokis und den nordwestl. Theil Böotiens in den Sumpfsee Kopais (s. d.). Der nächstbedeutendste, der noch jetzt seinen alten Namen bewahrt hat, entspringt am südwestl. Fuße des Brilettos (Pentelikon) in Attika bei der nach ihm benannten quellen- und baumreichen Ortschaft Kephisia und fließt in südl. Richtung durch die athenische Ebene westlich von der Stadt Athen, wo sein Wasser durch zahlreiche Kanäle zur Bewässerung der Gärten und Baumpflanzungen abgeleitet wird. Ein dritter K. gehört dem westlichsten Theile Attikas an; er kommt in zwei Armen (jetzt Bach von Kokkini und Sarantapotamos genannt) vom Kithäron herab, fließt nach Vereinigung der beiden Arme in südl. Richtung durch die thriasische Ebene und verliert sich östlich von Eleusis, bevor er das Meer erreicht, im Sande. Mit demselben Namen wurden ferner ein Bach im Gebiete von Sikyon an der Nordküste des Peloponnes, ein vom Lykeion herabkommender Bach bei Argos, ein Bach auf der Insel Skyros und eine Quelle in Apollonia an der Küste Illyriens benannt.

Kepler (Joh.), der Begründer der neuern Astronomie, geb. 27. Dec. 1571 zu Weil der Stadt im Würtembergischen als ein schwächliches Siebenmonatkind und Erstling einer unglücklichen Ehe, wurde infolge der Armuth und des wechselnden Schicksals seines Vaters, eines Gastwirths, in seiner frühesten Erziehung sehr vernachlässigt. Er besuchte die deutsche und Lateinschule in Leonberg, dann die Klosterschule zu Maulbronn und bezog nach seines Vaters Tode die Universität zu Tübingen. Armuth blieb auch hier, wie durch sein ganzes Leben, seine treue Begleiterin. Mathematik studirte er nur als vorgeschriebenes Vorstudium der Theologie, der er sich zu widmen entschlossen. Seine mathem. Kenntnisse waren um diese Zeit noch so beschränkt, daß er die Professur der Mathematik zu Gratz, welche 1593 ihm angetragen wurde, nur in der Hoffnung besserer Ausbildung annahm. In Gratz erst fing er an, sich mit Mathematik und Astronomie, von welcher letztern er noch gar nichts verstand, ernstlicher zu beschäftigen. Sein erstes Werk war ein Kalender für das J. 1595, der nur als der Erstling seiner Arbeiten der Erwähnung werth ist, ihm aber großen Ruf verschaffte, da die Wetterprophezeiungen zufällig eintrafen. Zwei Jahre später erschien sein «Prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum» (Tüb. 1596), das bereits das Gepräge des Scharfsinns und der Beharrlichkeit seines Verfassers an sich trägt, aber zugleich von dessen äußerst lebhafter, dem ruhigen Verstande vorauseilender Einbildungskraft zeugt. Schon damals stand K. im Briefwechsel mit Tycho de Brahe, den er über alles verehrte. Nachdem er im April 1597 sich mit Barbara von Mühleck verheirathet, wurde er trotz der über die Protestanten verhängten Verfolgungen, weil die Jesuiten seine hohe Begabung schätzten, in Gratz gehalten, bis seine Stelle durch das Edict der «Reformationscommission» auch unhaltbar wurde. Als Tycho de Brahe 1599 von Uranienburg nach Prag gekommen war, verließ auch K. bald Gratz und ging im Oct. 1600 nach Prag, um an Tycho's Beobachtungen theilzunehmen und sie zu seinen Untersuchungen zu nutzen. Tycho de Brahe gab ihm hier die Stelle

Digitized by Google

eines Gehülfen, doch hatte er als solcher, da er ganz von Tycho abhängig war, mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Tycho starb 1601, und K. erhielt die Stelle eines kaiserl. Mathematikers und Hofastronomen mit einem persönlichen Gehalte von 500 Fl. Als ihm aber in den bedrängten Zeiten vor dem Dreißigjährigen Kriege seine kleine Besoldung nicht mehr ausgezahlt wurde, begab er sich, nachdem er 11 Jahre in Prag in der größten Dürftigkeit gelebt und sein unglücklicher Kaiser Rudolf, der ihn nicht von sich lassen wollte, im Jan. 1612 gestorben, 1612 nach Linz, wo er als Professor der Mathematik an der dortigen Landschule fast 15 Jahre in nicht glücklichern Verhältnissen zubrachte und sich hauptsächlich mit der Berechnung der Rudolfinischen Tafeln beschäftigte, die er 1624 vollendete. Doch war er von Linz auch öfter abwesend; 1613 erschien er z. B. mit dem Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg, um den Gregorianischen Kalender zu vertreten, 1620 in Würtemberg, um seine als Hexe angeklagte Mutter Katharina zu vertheidigen. Durch die Protestantenverfolgung in Oberösterreich wurde der Aufenthalt in Linz ein unsicherer und, um den Druck der Rudolfinischen Tafeln rascher betreiben zu können, verließ er im Nov. 1626 Linz, brachte seine Familie nach Regensburg und begab sich selbst nach Ulm zur Herausgabe seines Werks. Mit seinem rückständigen Gehalte und andern Forderungen wurde er vom Kaiser an Wallenstein, der seit 1608 in persönlicher Verbindung mit K. stand und von ihm 1609 ein Horoskop gestellt erhalten hatte, gewiesen und nahm mit seiner Familie vom Juli 1628 bis Oct. 1630 seinen Wohnort in Sagan. Wallenstein leistete die versprochenen Zahlungen nicht und wollte nach der Vereinigung mit Kaiser und Reich K., vielleicht nur, um seiner los zu werden, eine Professorstelle an der Universität zu Rostock geben, welche K. sich weigerte anzunehmen. Um seine Geldforderungen geltend zu machen, entschloß K. sich, in Person auf dem Reichstage zu Regensburg um Auszahlung seiner noch rückständigen kaiserl. Pension zu bitten. Doch kaum dort angelangt, unterlag er den Anstrengungen seiner Reise und dem Kummer und starb daselbst 15. Nov. 1630. In seinem Nachlasse befand sich ein Exemplar seines Werks «De stella Martis», welches er dem Reichstage überreichen wollte, um ihn dadurch zum Erbarmen für seine und seiner Familie (von seiner zweiten Frau, Susanne Reuttinger, mit welcher er sich 30. Oct. 1613 zu Linz vermählte, hatte er sieben Kinder) hülflose Lage zu bewegen.

Die wichtigste unter K.'s Schriften ist die «Astronomia nova seu Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis» (Prag 1609), ein Werk, welches seinem Verfasser die Unsterblichkeit sichert und als classisch gilt. Die von K. aus Tycho's Beobachtungen abgeleiteten Gesetze des Planetenlaufs, in der Astronomie unter dem Namen der drei Kepler'schen Regeln (Regulae Kepleri) bekannt, sind es, auf welche sich Newton's Entdeckungen nebst der ganzen neuern Theorie der Planeten gründen. Das erste dieser Gesetze ist, daß die Planeten sich nicht, wie noch Kopernicus angenommen hatte, in Kreisen, sondern in Ellipsen um die in einem Brennpunkte derselben stehende Sonne bewegen. K. verdankte diese Entdeckung den Beobachtungen, welche Tycho über den Lauf des Mars, dessen bedeutende Excentricität sich ganz besonders zu dieser Bestimmung eignet, angestellt hatte, und welche er einer unbeschreiblich mühsamen Berechnung unterwarf. Das zweite Gesetz sagt aus, daß die aus der Sonne nach einem Planeten gezogen gedachte gerade Linie (der radius vector) von der Bahnebene in gleichen Zeiten stets gleich große Sectoren abschneidet. K. berechnete nach dieser Regel seine Tafeln, indem er sich die ganze Bahnfläche in eine Anzahl solcher Sectoren getheilt dachte und hieraus die denselben zugehörigen Winkel an der Sonne suchte. Das dritte Gesetz endlich lehrt, daß sich bei der Planetenbewegung die Quadratzahlen der Umlaufszeiten wie die Kubikzahlen oder dritten Potenzen der mittlern Entfernungen von der Sonne verhalten. Unter K.'s Problem versteht man die Aufgabe: die Fläche eines Halbkreises aus einem gegebenen Punkte des Durchmessers nach einem gegebenen Verhältnisse einzutheilen. Kann man sie für den Kreis auflösen, was direct nicht möglich ist, so kann man sie auch für die Ellipse auflösen, und dann dient sie dazu, aus der seit dem Durchgange eines Planeten durch das Aphelium oder Perihelium verflossenen Zeit den Ort des Planeten zu bestimmen. Eine Gesammtausgabe der Schriften K.'s besorgte Frisch (8 Bde., Frankf. a. M. 1858—71), in der auch eine auf Originalquellen beruhende lat. Lebensbeschreibung enthalten ist. Vgl. Breitschwert, «K.'s Leben und Wirken» (Stuttg. 1831); Brewster, «Lives of Galileo, Tycho de Brahe and K.» (Lond. 1841); Reitlinger, Neumann und Gruner, «Johannes K.» (Stuttg. 1868). Zum 300jährigen Jubiläum von K.'s Geburt erschien: Reuschle, «K. und die Astronomie» (Frankf. a. M. 1871).

Keral, **Karrak** oder **Khârak**, richtiger **Khari** oder **Kharedsch**, kleine Insel im Persischen Meerbusen, 75 Kilom. im Nordwesten von Abuschehr (s. d.), ist sehr unfruchtbar und

Digitized by Google

ohne sichern Hafen. Die bei der Insel gefischten Perlen gehören zu den schönsten im ganzen Meerbusen, sind aber wegen der Tiefe des Meers kaum zu erreichen. Früher im Besitze der Portugiesen, wurde die Insel durch den Handelsvertrag vom 3. Jan. 1808 von Persien an Frankreich abgetreten. Im J. 1856, im Kriege gegen Persien, wurde die Insel 3. Dec. von den Engländern occupirt, jedoch im Frieden vom 4. März 1857 zurückgegeben, doch mit dem Vorbehalte, daß sie zum Freihafen erhoben würde und die Engländer zur Beförderung ihrer Euphratbahn Niederlagen daselbst errichten könnten. Die Insel ist nicht unwichtig als ziemlich gesunder Stationsort und durch ihre Lage vor der Mündung des Schatt-el-Arab (des vereinigten Euphrat und Tigris). Die wenigen Bewohner, Khârgi genannt, vermindern sich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung. Ihre Sprache ist ein Gemisch von Persisch und Arabisch. Als geschickte Piloten werden sie von allen Schiffern gedungen, welche Basra und den Golf befahren. Die kleine und einzige Ortschaft der Insel liegt jetzt größtentheils in Trümmern.

Kératry (Emile, Graf de), franz. Publicist und Politiker, aus einer alten breton. Adelsfamilie stammend, geb. 20. März 1832 zu Paris, trat 1854 als Freiwilliger in das 1. Regiment der Chasseurs d'Afrique, schiffte sich 1861 nach Mexico ein, fungirte dort längere Zeit als Escadronschef unter den Contreguerillas und als Bazaine's Ordonnanzoffizier, nahm jedoch 1865 seinen Abschied aus der Armee. Nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte er in der «Revue contemporaine» und in der «Revue des deux mondes» über die Handlungsweise Bazaine's und der franz. Regierung gegenüber dem Kaiser Maximilian eine Reihe von Artikeln, die gewaltiges Aufsehen erregten und helles Licht über die Expedition nach Mexico verbreiteten. Bald nachher wurde er Director der «Revue moderne» und ließ hier neue Abhandlungen über denselben Gegenstand erscheinen. Bei den allgemeinen Wahlen 1869 wurde er in dem von seinem Vater lange vertretenen Depart. Finistère als liberaler Oppositionscandidat gewählt. Am 4. Sept. 1870 übertrug ihm die Regierung der Nationalvertheidigung den wichtigen Posten des Polizeipräfecten von Paris. Als solcher verordnete er sofort die Vertreibung der daselbst wohnhaften Deutschen und die Auflösung der bewaffneten Polizeidiener (Sergents de ville), welche er durch unbewaffnete Friedenswächter (Gardiens de la paix) ersetzte. Schon 12. Oct. legte er sein Amt nieder, verließ mittels eines Ballons die belagerte Hauptstadt und wandte sich nach Tours, wo er bald mit Gambetta in Streit gerieth und sich ins Privatleben zurückzog, bis ihn Thiers 20. März 1871 zum Präfecten in Toulouse ernannte und 15. Nov. desselben Jahres in gleicher Eigenschaft nach Marseille versetzte. Doch fehlte es ihm für diese Aemter an Takt und Mäßigung; er nahm 8. Aug. 1872 seine Entlassung und kehrte nach Paris zurück, wo er sich wieder mit Journalistik beschäftigte. Außer verschiedenen Komödien schrieb K. mehrere interessante polit. Flugschriften: «La Contre-Guerilla» (1867), «L'Empereur Maximilien, son élévation et sa chute» (Par. 1867; deutsch, Lpz. 1867), «La créance Jecker» (1868), «Le 4 Septembre» (1872), ein merkwürdiges Actenstück über die Polizei des zweiten franz. Kaiserreichs. — Auguste Hilarion de K., Vater des Vorigen, geb. 28. Oct. 1769 zu Rennes, betheiligte sich seit 1822 als Mitarbeiter des «Courrier Français» an der liberalen Bewegung gegen die klerikale Reaction, schloß sich nach der Julirevolution an Ludwig Philipp an, wurde 1849 in die Legislative gewählt, welche er als Alterspräsident eröffnete, und starb 7. Nov. 1859 zu Port-Marly bei Versailles.

Kerbel, Pflanzengattung, s. Anthriscus.

Keren (griech. κῆρες) heißen die personificirt gedachten verschiedenen Todesarten, durch welche der Mensch sein Leben verlieren kann. Eins der Hesiod beigelegten Gedichte schildert sie als gräßliche Ungeheuer, dunkelfarbig, mit ihren weißen Zähnen knirschend, bluttriefend, untereinander selbst streitend um die in der Schlacht Gefallenen, denen sie das Blut aussaugen. Später werden sie als strafende Rachegöttinnen mit den Erinnyen zusammengestellt.

Kerfe oder **Kerbthiere**, s. Insekten.

Kerguelen Tremărec (Ives Joseph de), franz. Seemann, geb. zu Quimper in Bretagne um 1745, wurde 1767 als Lieutenant mit einer Fregatte nach der Küste von Island gesendet, um den franz. Fischern Schutz beim Kabeljaufang zu gewähren, und sodann nach England, um sich über die Construction der Kriegsschiffe genauer zu unterrichten. Nach der Rückkehr mußte er 1769 und 1770 die franz. Küsten untersuchen und wurde 1771 mit einer Expedition nach Isle-de-France beauftragt. Die von ihm 13. Febr. 1773 unter 48° 50′ südl. Br. und 70° östl. L. (von Greenwich) entdeckte Inselgruppe von 130 Inseln und 160 Felsen und Riffen, die er im Namen des Königs von Frankreich in Besitz nahm, nannte Cook, der auf seiner dritten Seereise 1776 die von K. zum Beweis der frühern Besitzergreifung zurückgelassene Flasche

Digitized by Google

fand, Kerguelen's Land. Nach einer zweiten Entdeckungsreise, die K. 1773 unternahm, wurde er, angeklagt, eine Abtheilung seiner Mannschaft absichtlich auf einer unwirthbaren Insel zurückgelassen zu haben, mit Gefängniß bestraft, obgleich er nachwies, daß jene Mannschaft gerettet worden war. Später machte er mit seinen Söhnen noch einige Seereisen. Während der Schreckenszeit wurde auch er verhaftet und nachher verabschiedet. Er starb 1797. Nächst mehrern Seekarten hat man von ihm eine «Relation d'un voyage dans la mer du nord» (Par. 1771), «Relation de deux voyages dans les mers australes et les Indes» (Par. 1782), «Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778 entre la France et l'Angleterre» (Par. 1796). Die erwähnte Inselgruppe **Kerguelen's Land** umfaßt etwa 9900 QKilom. (wovon 7100 QKilom. auf die Hauptinsel kommen), ist durchaus vulkanisch und unfruchtbar, doch reich an fossilem Holz und Kohlen. Der Roßberg, 1865 Mt., scheint der höchste Punkt zu sein. Das Klima zeigt sich rauh, aber die Temperatur ziemlich gleichmäßig, die ärmliche Vegetation bereits entschieden antarktisch. Landthiere gibt es nicht, dagegen ist die See reich an animalischem Leben. Die Inselgruppe, bisher unbewohnt, wird seit einiger Zeit vielfach von Walfischfahrern sowie von nach Australien gehenden Schiffen besucht, ist aber erst 1877 durch die Expedition des deutschen Kriegsschiffs Gazelle genauer bekannt geworden.

Kerl (Georg Heinr. Bruno), namhafter Metallurg, geb. 24. März 1824 zu St.-Andreasberg auf dem Oberharz, erhielt 1833—40 seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Clausthal, besuchte 1840—43 die königl. Bergschule (später Bergakademie) daselbst, studirte 1845 auf der Universität zu Göttingen noch Chemie, Technologie und Mineralogie und trat 1846 in Stellvertretung eines Beamten in das Probirlaboratorium und die Kupferhütte zu Oker am Unterharz. Ende 1846 wurde er Docent für allgemeine und technische Chemie (seit 1847 auch für analytische Chemie, Hüttenkunde und Probirkunst) an der Bergschule zu Clausthal und interimistischer Münzwardein, 1849 Hüttengehülfe, 1851 Vicehüttenmeister, Hülfsreferent bei der königl. Berghauptmannschaft und Hülfsarbeiter beim königl. Berg- und Forstamte, 1853 Hüttenmeister, gab dann alle Stellungen bei der Bergwerks- und Hüttenverwaltung auf, um von 1854 an nur bei Besorgung des Bergprobirerdienstes thätig zu sein, wurde 1858 Bergamtsassessor und 1862 Professor zu Clausthal. Im J. 1867 wurde er als Docent der Hüttenkunde, Probirkunst und chem. Technologie an die Bergakademie nach Berlin berufen und ist seit 1870 Mitglied der technischen Deputation für Gewerbe daselbst. Sein bedeutendstes Werk ist: «Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde» (3 Bde., Freiberg 1855—56; 2. Aufl., 4 Bde., Freiberg u. Lpz. 1861—65). Unter seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Der Oberharz, ein Wegweiser zum Besuche der oberharzer Gruben» (Clausth. 1852), «Die Communion Unterharz, ein Leitfaden für den Besuch des Rammelsbergs» (Freiberg 1853), «Anleitung zum Studium der harzer Hüttenprocesse» (Clausth. 1857), «Die oberharzer Hüttenprocesse zur Gewinnung von Silber u. s. w.» (2. Aufl., Clausth. 1860), «Die rammelsberger Hüttenprocesse» (2. Aufl., Clausth. 1861), «Metallurgische Probirkunst» (Lpz. 1866), «Grundriß der Salinenkunde» (Braunschw. 1868), «Abriß der Thonwaarenindustrie» (Braunschw. 1871), «Repertorium der technischen Literatur» (Lpz. 1871 fg.), «Grundriß der allgemeinen Hüttenkunde» (Lpz. 1872), «Grundriß der Metallhüttenkunde» (Lpz. 1873), «Grundriß der Eisenhüttenkunde» (Lpz. 1875), «Grundriß der Eisenprobirkunst» (Lpz. 1875). Mit Stohmann bearbeitet er die dritte Auflage von Muspratt's «Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe» (Braunschw. 1873 fg.), «Leitfaden bei qualitativen und quantitativen Löthrohruntersuchungen» (2. vermehrte Aufl., Clausth. 1877). Seit 1859 ist K. Mitredacteur der «Berg- und Hüttenmännischen Zeitung».

Kerman (pers. Provinz), s. **Kirman**.

Kermes, **Kermeskörner** oder **Scharlachkörner** heißen im Handel die erbsengroßen trächtigen Weibchen der **Kermesschildlaus** (Coccus ilicis), die wie die an Oleandern, Orangerie und überhaupt an Topfgewächsen häufige und daher sehr bekannte Orangerielaus lebt und durch Anbohren und Aussaugen der im südl. Europa und im Orient einheimischen **Kermeseiche** (Quercus coccifera) sich ernährt. Man sammelt die Weibchen gegen Ende des Monats Mai ein, tödtet sie und bringt sie in getrockneter Gestalt unter dem Namen von Kermeskörnern in den Handel, indem sie namentlich früher (vor dem Bekanntwerden der rothen Theerfarben) in der Färberei zur Hervorbringung eines bräunlichen Dunkelroths und zur Bereitung einer geringern Sorte von Karmin benutzt wurden. Nicht zu verwechseln mit diesem Färbestoffe ist die sog. **polnische** oder **deutsche Cochenille** (Coccus polonicus), die aus einer andern Art getrockneter Schildläuse besteht, welche vor Entdeckung der mexic. Cochenille

Digitized by Google

viel gebraucht wurden und an der Wurzel eines gewöhnlichen Unkrauts der Felder (Scleranthus) vorkommen. Beide Färbestoffe sind gegenwärtig fast gänzlich außer Gebrauch. — Der mineralische K. (Mineralkermes, rothes Schwefelantimon, Stibium sulfuratum rubeum, Sulphur stibiatum rubeum, Kermes minerale) ist ein rothbraunes Pulver, welches, nach den Vorschriften der Pharmacopoea Germanica (von 1872) bereitet, ein Gemenge ist von amorphem rothen Schwefelantimon mit krystallinischem weißen Antimonoxyd.

Kermesbeere (Phytolacca L.) ist der Name einer zur 10. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche den Typus einer kleinen, mit den Meldengewächsen nahe verwandten Familie, der Phytolacceen, bildet. Ihre in Amerika, Asien und Afrika einheimischen Arten sind Stauden und Holzgewächse mit ganzen, saftvollen, abwechselnden Blättern und den Blättern gegenüberstehenden Blütentrauben, deren Blüten aus einem fünftheiligen Perigon, 7—20 Staubgefäßen und 5—10 Stempeln bestehen; die Frucht ist eine in der Mitte vertiefte, mit 5—10 Furchen versehene Beere. In Europa, namentlich in das südliche und westliche, hat sich die zehnmännige oder gemeine K. (Ph. decandra L.) aus Nordamerika eingebürgert; in Südfrankreich z. B. ist dieselbe gemein. Diese, bei uns nicht selten als Ziergewächs cultivirte Art ist eine über mannshohe Staude mit zolldicken, fleischig-saftigen, meist rothangelaufenen Stengeln, großen, länglichen Blättern, röthlichgrünen Blüten und schwarzvioletten, einen dunkelrothen Saft enthaltenden Beeren. Der Wurzelstock, früher als Radix Solani racemosi officinell, enthält einen scharfen, purgirend wirkenden Saft und wird noch jetzt in Nordamerika als Abführungsmittel gebraucht. Mit Wein gemischt dient er als Brechmittel. Die Blätter und Beeren sind äußerlich gegen Geschwüre, innerlich gegen Hämorrhoiden, Syphilis u. a. angewendet worden. In Portugal wurden die Beeren früher allgemein zum Färben des Rothweins benutzt, in Südfrankreich geschieht dies noch jetzt. In Nordamerika bereitet man aus ihnen rothe Schminke, welche die Haut durchaus nicht angreifen und deshalb allen übrigen rothen Schminken vorzuziehen sein soll. Neuerdings ist eine andere, im tropischen Amerika heimische Art, Ph. esculenta, als Gemüsepflanze empfohlen worden, indem ihre Blätter ein spinatartiges Gemüse liefern. Dieselbe hält aber bei uns im Freien schwer aus.

Kern (Heinr.), Indolog und Sprachforscher, geb. auf Java 6. April 1833, erzogen in Holland, widmete sich auf den Universitäten Leiden und Berlin namentlich dem Studium des Sanskrit, war 1858—62 Lehrer am mastrichter Athenäum, begab sich dann nach London und von da 1863 nach Benares in Indien als Professor am dortigen Sanskritcolleg, bis er 1875 als Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachforschung nach Leiden berufen wurde. Seine Arbeiten erstreckten sich zunächst auf das Gebiet des Sanskrit. In dieser Beziehung sind zu nennen: die Beiträge, welche er zum großen Sanskritwörterbuche von Böhtlingk und Roth 1857—75 lieferte; die Ausgabe des astrol. Werkes «Bṛihat-Sanhitâ» von Varaha-Miśira (Kalkutta 1875), von dem 1870 eine engl. Uebersetzung erschien; die Ausgabe des «Âryabhaṭiya, with the commentary Bhaṭadipikâ» (Leid. 1872); die Abhandlung «Over de jaartelling der zuidelijke Buddhisten» (Amsterd. 1873) u. s. w. Seine übrigen, sich theils auf orient., theils auf germanist. Studien gründenden Arbeiten sind: «Zur Erklärung der altpers. Keilschriften» («Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft», 1869), «Kawistudiën» (Haag 1871), die Ausgabe und Uebersetzung des «Wṛtta-saṅćaya» (Leid. 1875), «Eene Indische sage in Javaansch gewaad» (Amsterd. 1876), «Glossen der Lex Salica» (Haag 1869) und die nach Grimm's Grundsätzen bearbeitete «Niederländ. Schulgrammatik» (6. Aufl., Amsterd. 1876). Auch hat K. das ind. Drama «Sakuntalâ» ins Niederländische übersetzt (Harl. 1862) und gibt seit 1876 die Zeitschrift «Taalkundige Bijdragen» heraus.

Kern (Jak. Konr.), schweiz. Staatsmann und Diplomat, geb. 1808 zu Berlingen am untern Bodensee (Canton Thurgau), studirte 1825 in Zürich zuerst Theologie, bald aber Jurisprudenz. An den Universitäten Basel, Berlin und Heidelberg, später an der Ecole des droits in Paris setzte K. seine juristi. und staatswissenschaftlichen Studien fort. Nach seiner Rückkehr in die Heimat 1831 wurde er Advocat, schon 1832 aber in den thurgauischen Großen Rath gewählt. Von 1833—48 vertrat er seinen Heimatscanton in der eidgenössischen Tagsatzung, in welcher er bald eine hervorragende Stellung einnahm. Als 1838 Frankreich unter Drohungen von der Eidgenossenschaft die Ausweisung des Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte (Napoleon III.) verlangte, vertheidigte K. energisch die Heiligkeit des Asylrechts in der Tagsatzung. Ebenso fest trat K. später den reactionären und ultramontanen Strömungen entgegen, und ihm ist es zum großen Theile zuzuschreiben, daß die Tagsatzung 1847 endlich den Beschluß faßte, den 1845 gestifteten verfassungswidrigen Sonderbund der Cantone Luzern,

Digitized by Google

Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis mit allen bundesmäßigen Mitteln aufzulösen. Als Mitglied der Siebenercommission, die, nachdem alle Ausgleichsversuche gescheitert waren, zur Ausführung dieses Beschlusses bestellt wurde, gelang es ihm, den General Dufour (s. d.) zur Uebernahme des Commandos über die eidgenössische Armee zu bewegen. Als nach kurzem Kriege der Sonderbund besiegt und gesprengt war, wurde K. als Civilcommissar nach Luzern gesandt, um die gesetzliche Ordnung wiederherzustellen und die Aussöhnung der Parteien anzubahnen. An dem Verfassungsentwurf, welcher aus dem lockern Staatenbunde der alten Eidgenossenschaft einen fester geschlossenen Bundesstaat machen sollte, war er in hervorragender Weise betheiligt, und nachdem dieser Entwurf 12. Sept. 1848 von der Mehrheit der Cantone angenommen worden war, nahm K., der inzwischen für kurze Zeit als eidgenössischer Gesandter in Wien fungirt hatte, seinen Sitz in der neugeschaffenen Bundesversammlung ein, die an die Stelle der alten Tagsatzung getreten war, zuerst, vom Volke seines Cantons gewählt, im Nationalrath, später, da er als Präsident des eidgenössischen Schulraths für das Polytechnikum in diese Behörde nicht mehr wählbar war, im Ständerath. Nach dem Aufstand der neuenburger Royalisten (3. Sept. 1856) gelang es K., Napoleon III. zur Vermittelung zwischen Preußen und der Schweiz zu bestimmen, und als die Conferenz zur endgültigen Lösung der Neuenburger Frage in Paris zusammentrat, nahm er an derselben als Delegirter der Schweiz theil. Seit 1857 ist er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Eidgenossenschaft in Paris. Von seiner Thätigkeit zeugen der 1864 abgeschlossene Handelsvertrag zwischen Frankreich und der Schweiz und der Vertrag zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigenthums, der Auslieferungsvertrag von 1869 und der Vertrag zum Schutze der Grenzwaldungen.

Kernbeißer (Coccothraustes), eine Gruppe der finkenartigen Vögel, zeichnet sich durch einen kurzen, sehr dicken, genau kegelförmigen Schnabel, einen kurzen Schwanz und durch die Länge der dritten Schwingfeder aus. Zu ihr gehört der gemeine K. oder Kirschkernbeißer (C. vulgaris), welcher von den Apenninen bis nach Schweden und vom mittlern Frankreich bis an den Ural verbreitet ist. Er ist 18 Ctmt. lang, auf dem Kopfe, den Wangen und dem Rücken braun, auf dem Nacken hellgrau, an der Unterseite röthlich, fast fleischfarben, und die zusammengelegten Schwingen und Flügeldeckfedern sind nebst der Kehle sammtschwarz. Mit seinem harten Schnabel knackt er ohne große Mühe die Buchnüsse und die harten Kerne der Steinfrüchte, besonders der Kirschen, deren Fleisch er verschmäht, und fügt den Kirschpflanzungen sowie den Gartensämereien bedeutenden Schaden zu.

Kerner (Andr. Justinus), hervorragender Dichter und medic. Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg in Würtemberg, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war, erhielt in der dortigen Lateinschule und im Kloster Maulbronn seinen ersten Unterricht. Nach dem Tode des Vaters sollte er gegen seinen Willen sich dem Kaufmannsstande widmen und kam in eine Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Durch den damals zu Ludwigsburg als Prediger lebenden Dichter Conz unterstützt, bezog er 1804 die Universität zu Tübingen, wo er Medicin studirte und Uhland kennen lernte, mit dem ihn gleiche Liebe zur deutschen Dichtkunst und namentlich zur Volkspoesie aufs innigste verband. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich 1809 auf Reisen und wurde dann 1815 Oberamtsarzt in Gaildorf und 1819 in Weinsberg, wo er sich am Fuße der Burg Weibertreue anbaute, deren Trümmer hauptsächlich unter seiner Leitung vom Schutt gereinigt und in die lieblichsten Anlagen verwandelt wurden. Die «Bestürmung der Stadt Weinsberg 1525» beschrieb er nach handschriftlichen Quellen (2. Aufl., Heilbr. 1848). Fast ganz erblindet, legte K. 1851 Amt und Praxis nieder und lebte seitdem zu Weinsberg, wo er 21. Febr. 1862 starb. Als Dichter gehört K. zu den namhaftesten Vertretern der sog. Schwäbischen Dichterschule. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte er schon durch seine «Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux» (Heidelb. 1811), die von einer traumhaften Phantasie und höchst originellem Humor zeugten. Um dieselbe Zeit besorgte er mit Uhland, Schwab u. a. den «Poetischen Almanach» (Heidelb. 1812) und den «Deutschen Dichterwald» (Tüb. 1813), in denen sich seine schönsten Gedichte finden. Im J. 1826 ließ er eine Sammlung seiner «Gedichte» erscheinen, die er in den spätern Auflagen (4. Aufl., Stuttg. 1848) sehr vermehrte und durch neuere Gedichte unter dem Titel «Der letzte Blütenstrauß» (Stuttg. u. Tüb. 1852) und «Winterblüten» (Stuttg. 1859) ergänzte. Viele seiner trefflichen Lieder und Balladen sind im wahren Volkston gehalten. Oft schlägt er in seinen lyrischen Poesien theils wehmüthige, theils derbhumoristische Klänge an, und in seinen Romanzen herrscht nicht selten das Schaurige, Geisterhafte. Seine überhaupt dem unvermittelten Gefühlsleben zugekehrte Richtung bekundete K. durch eine Reihe von Schriften, in denen er sich mit den Er-

Digitized by Google

scheinungen des thierischen Magnetismus und den zweifelhaften Thatsachen des Dämonismus beschäftigt. Dahin gehören: die «Geschichte zweier Somnambulen» (Karlsr. 1824), «Die Seherin von Prevorst» (2 Bde., Stuttg. 1829; 4. Aufl. 1846), die mit Eschenmayer gemeinschaftlich herausgegebenen «Blätter aus Prevorst» (5 Sammlungen, Karlsr. 1831—34), «Geschichten Besessener neuerer Zeit» (Karlsr. 1834; 2. Aufl. 1835), «Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur» (Stuttg. 1836), «Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins, eines dämonisch-magnetischen Leidens, und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetische Einwirkung» (Stuttg. 1836). Als praktischer Arzt stellte er längere Zeit Beobachtungen an über die Vergiftung durch Würste, deren Ergebnisse er in der Schrift «Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den thierischen Organismus» (Stuttg. 1822) niederlegte. Viele Anerkennung fand seine Arbeit über «Das Wildbad im Königreich Würtemberg» (Tüb. 1813; 4. Aufl. 1839). Eine anmuthige Schilderung seiner Jugendjahre gab K. selbst im «Bilderbuch aus meiner Knabenzeit» (Braunschw. 1849) heraus. Vgl. K. Mayer im «Album schwäb. Dichter» (Tüb. 1861); D. Strauß, «Kleine Schriften» (Neue Folge, Lpz. 1866); M. Niethammer, «Justinus K.'s Jugendliebe» (Stuttg. 1877). — Theobald K., Sohn des Vorigen, ist ebenfalls als Dichter und Erzähler bekannt.

Kernobst werden im Gegensatz zum Steinobst (s. d.), Schalenobst (s. d.) und Beerenobst diejenigen Baumfrüchte genannt, welche eine dicke, fleischig-saftige, von einer dünnen, häutigen Schale bedeckte Außenhülle haben, die den allein genießbaren Theil, das Fruchtfleisch, bildet, im Innern aber einen Kreis von Fächern mit pergamentartigen, selten holzigen Wandungen (Kernhaus) enthalten, worin die Samen locker eingeschlossen liegen. Zum K. gehören die Aepfel, Birnen, Quitten, Mispeln und Azarolen (Speierlinge).

Kerria nannte Decandolle einen von Linné zur Gattung Rubus gerechneten Strauch aus Japan (K. japonica Dec., Corchorus japonicus Thunbg.), welcher zu einem der verbreitetsten und beliebtesten Ziersträucher der Gärten geworden und bei uns unter dem Namen Goldröschen und Goldnessel bekannt ist. Der Strauch, der in jedem Boden ohne besondere Pflege gedeiht, gehört zur 22. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Rosaceen, hat ruthenförmige, grüne Stämmchen und Zweige, eiförmige, gesägte, den Blättern der großen Nessel ähnliche Blätter und schön goldgelbe Blumen, welche bei dem cultivirten Strauche gewöhnlich gefüllt sind, beim wilden aus einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen.

Kerry, die südwestlichste Grafschaft Irlands, in der Provinz Munster, zwischen der Mündung des Shannon, den Grafschaften Limerick und Cork und dem Atlantischen Ocean gelegen, hat eine sehr zersplitterte Küste mit tiefeindringenden Buchten und natürlichen Häfen und vielen kleinen Inseln, unter welchen Valentia die bedeutendste ist. Die Grafschaft umfaßt mit den Inseln 4692 QKilom., wovon fast die Hälfte Unland, Berge und Seen. K. ist, namentlich im südl. Theile, eine der gebirgigsten Gegenden Irlands, reich an Naturschönheiten, und wird deshalb die Irische Schweiz genannt. Der Mangerton im Südsüdosten der Stadt Killarney ist 840 Mt. hoch und trägt auf seiner Spitze einen kleinen See, des Teufels Punschbowle genannt. Die westlichern Macgillicuddy's-Reeks erreichen im Gurran-Tual oder Carantua-Hill die Höhe von 1041 Mt., die bedeutendste in ganz Irland. Außer dem Shannon sind die bedeutendsten Flüsse der Cashen, Maine, Laune und Roughty. Der Laune führt in die Dinglebai die Wasser der reizendsten irländ. Seen, derer von Killarney, welche mit ihren drei Bassins 14,8 QKilom. bedecken und viele kleine Inseln enthalten. Im Norden dieser romantischen Berg- und Seegegend breitet sich im Hintergrunde der Dinglebai die centrale Ebene K.s aus, jenseit welcher wieder ein weites Berg- und Hügelland aufsteigt. Der Boden ist hier zum Theil sehr fruchtbar und trägt vorzüglichen Weizen; doch steht der Ackerbau noch zurück, sodaß die Viehzucht den Hauptnahrungszweig der Bevölkerung bildet. Man gewinnt Kupfer, auch Blei und Eisenerze kommen vor, und auf Valentia werden herrliche Schiefer- und Fliesensteine gebrochen. Der Fischfang beschäftigt in vier Bezirken gegen 500 Boote. Die Bevölkerung spricht fast allgemein noch die irische Sprache und hängt fest an den alten Sitten. Sie hat 1841—51 um 19 Proc., 1851—61 um 16 Proc., 1861—71 um 2,5 Proc. abgenommen und belief sich 1871 auf 196,014 Köpfe (davon 96 Proc. Katholiken). Die Grafschaft schickt zwei, die Hauptstadt einen dritten Abgeordneten in das Parlament. Die Hauptstadt Tralee, an der gleichnamigen Bai, der Mündung des Lee und an der Eisenbahn, ist nett gebaut, hat einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Kaserne, ein Kloster und einen schönen Park und zählt 9506 E., welche Brennereien und Brauereien unterhalten und aus dem Binnenhafen ziemlich lebhaften Handel sowie auch Herings- und Austernfang treiben. Die Marktstadt Kil-

Digitized by Google

larney, nahe dem erwähnten See und an der Eisenbahn, hat einen Gerichtshof nebst Gefängniß, zwei Kirchen und ein Nonnenkloster und zählt 5195 E.

Kertsch, die östlichste Landzunge der südruss. Halbinsel Krim (s. d.), welche mit der gegenüberliegenden Halbinsel Taman in Kaukasien die das Schwarze mit dem Asowschen Meere verbindende Straße von K. oder Jenikalé, früher auch Straße von Kaffa oder Feodosia (im Alterthum der Kimmerische Bosporus) genannt, begrenzt und außer den altberühmten Städten Kaffa oder Feodosia (s. d.), K., Jenikalé und Arabat (s. d.) noch eine Menge von Ueberresten enthält, die an die alte hellen. und röm. Vorzeit, an die Blütezeit der Venetianer und Genueser im Mittelalter sowie an das Reich der Tataren erinnern, die hier ein Khanat gegründet hatten. Die Stadt K., deren Gebiet mit dem nahen Jenikalé eine eigene Stadthauptmannschaft mit einer (1871) 22,449 Köpfe zählenden Bevölkerung bildet, hieß im Alterthum Panticapäum oder Bosporus (daher noch russisch auch Wosfor genannt), und war als Hauptstadt des alten Taurien erst Sitz des Bosporanischen, dann des Pontischen Reichs unter Mithridates und Pharnaces. Die jetzige Stadt K. liegt amphitheatralisch am Fuße des Mithridatesbergs, hat 3 griech., eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Museum für Alterthümer, 14 Fabriken und einen sichern, geräumigen Hafen. K. treibt einen ziemlich bedeutenden Handel mit dem Auslande; wichtiger jedoch für die Stadt ist der Fischfang auf dem Asowschen Meere sowie der Handel mit dem auf den benachbarten Salzseen gewonnenen Salze und vortrefflichen Bausteinen. Die Festung, welche den Hafen deckt, hat eine alte, aus der Zeit der Genueser stammende Kathedrale. Zahlreiche Säulentrümmer in der Umgebung scheinen auf die Stätte des Palastes des Mithridates zu deuten, an welchen König auch das Mithridatesgrab (der Goldene Hügel, Altan obo) erinnert, bei dessen Aufgrabung man 1830—34 und später sehr werthvolle Denkmäler mit Basreliefs und Inscriptionen, Statuen, Vasen u. s. w. aufgefunden. Am 25. Mai 1855 wurde K. von den Engländern und Franzosen besetzt, 11. bis 14. Juni geplündert und verwüstet, wobei das herrliche Museum zu Grunde ging. Vgl. Macpherson, «Antiquities of K. and researches in the Cimmerian Bosphoros» (Lond. 1857).

Kervyn de Lettenhove (Jos. Bruno Maria Konstantin), belg. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 17. Aug. 1817 zu St.-Michel bei Brügge, schrieb unter anderm eine auf fleißigen Quellenstudien beruhende «Histoire de Flandre» (3. Aufl., Brügge 1874), welche ihm den Eintritt in die Belgische Akademie verschaffte, und eine biographisch-literarische Studie über «Froissart» (2 Bde., Brügge 1858). Ferner sind zu erwähnen seine kritische Ausgabe der «Chroniques de Froissart» (23 Bde., Brüss. 1867—77), die Ausgaben der «Oeuvres de G. Chastelain» (8 Bde., Brüss. 1863—66), der «Lettres et négociations de Philippe de Commines» (2 Bde., Brüss. 1867—68) und der auf die Regierungsperiode der Herzoge von Burgund bezüglichen Chroniken, wovon seit 1870 drei Bände erschienen sind. K. gehört seit 1861 der extrem-klerikalen Partei der belg. Abgeordnetenkammer an und war unter dem Ministerium d'Anethan 1870—71 Minister des Innern. Doch steht seine staatsmännische Befähigung weit unter seinem Verdienste als gelehrter Forscher.

Kesanlik, Stadt in der europ. Türkei, s. Kasanlik.

Kessel heißt jedes größere metallene, zum Erhitzen oder Kochen von Flüssigkeiten bestimmte Gefäß, namentlich wenn dessen Tiefe im Verhältniß zur Weite einigermaßen beträchtlich ist; für die flachern Behältnisse solcher Art gebraucht man gewöhnlicher die Benennung Pfanne. Beide hat man von sehr verschiedener Größe, und sie werden nach ihrem Zwecke im besondern als Kochkessel, Siede- oder Abdampf- und Destillirkessel, Siedepfannen, Braupfannen u. s. w. bezeichnet. K. von mäßiger Größe gießt man oft aus Eisen, viele werden aus Kupfer geschmiedet, sehr große stets aus gewalzten Eisen- oder Kupferplatten zusammengenietet. Eine sehr wichtige Art der K. sind die Dampfkessel (s. d.). Man macht sie mit wenigen Ausnahmen von starkem Eisenblech in der Kesselschmiede, deren Geschäft in dem Zuschneiden und Biegen der Platten, in dem Bohren oder Ausstoßen der Nietlöcher und in dem Zusammennieten mittels starker schmiedeeiserner Nietnägel besteht. In diesen K. setzt sich, nach dem Verdampfen größerer Wassermengen, eine mehr oder weniger dicke Kruste von erdiger Beschaffenheit an (Kesselstein), gebildet durch den in allem Quell- und Brunnenwasser aufgelöst enthaltenen kohlensauren Kalk, Gips u. s. w. Da der Kesselstein mit Mühe losgeschlagen werden muß (indem sein Verbleiben das Durchdringen der Hitze erschwert und die Kesselwände der Gefahr des Verbrennens aussetzt), so hat man viele Mittel versucht, die Kesselsteinbildung zu verhindern und statt derselben die Ablagerung der erwähnten Substanzen in lockerer Pulvergestalt (wo sie leicht zu entfernen sind) zu veranlassen. Man setzt in dieser Absicht dem Wasser Kartoffeln,

Digitized by Google

Oelsatz, Kohlenpulver, Chlorbaryum u. s. w. zu, erreicht aber gewöhnlich den Zweck nur theilweise, weshalb es das Beste ist, nach Möglichkeit ein reines (weiches) Wasser zu gebrauchen, nöthigenfalls eine Reinigung (Weichmachung) des Wassers durch Zusatz geeigneter Chemikalien vor der Einführung in den K. zu bewirken. Da die Dampfkessel der Gefahr unterliegen, durch den Druck des in ihnen erzeugten Dampfs zersprengt zu werden (Kesselexplosion), so prüft man sie vor Anfang des Gebrauchs und auch später von Zeit zu Zeit auf ihre Festigkeit durch kraftvolles Einpumpen von Wasser in den schon ganz mit Wasser gefüllten K. (Kesselprobe).

Kessel (Jan van) der Aeltere, namhafter holländ. Landschafts-, Thier- und Blumenmaler, wurde zu Antwerpen 1626 geboren, lernte bei Simon van Vos und lebte seit 1680 in Spanien, wo er auch starb. — Jan van K. der Jüngere, der Sohn oder, was wahrscheinlicher, der Neffe des Vorigen, geb. zu Antwerpen 1644, gest. zu Madrid 1708, war einer der trefflichsten Porträtmaler seiner Zeit. Er wandte sich 1680 nach Spanien, wurde hier 1686 Hofmaler Karl's II. und porträtirte namentlich die beiden Gemahlinnen des Königs, Marie Luise von Orléans und Marie Anna von der Pfalz. Ein vortreffliches Bildniß der letztern als Witwe befindet sich im Louvre zu Paris. Eins seiner letzten Bildnisse war das Philipp's V. von Spanien. Nach diesem weniger gelungenen Porträt malte er auch Mythologisches, so im Alcazar zu Madrid die Geschichte der Psyche. — Theodor van K., ein trefflicher holländ. Kupferstecher, geb. 1620, gehört wahrscheinlich derselben Familie an. Sein Hauptblatt ist die Jagd des Kalydonischen Ebers nach Rubens.

Kesselsdorf, Dorf, 8 Kilom. westlich von Dresden, bekannt durch die Schlacht von K., 15. Dec. 1745, in welcher die Preußen unter Fürst Leopold von Dessau die Sachsen unter dem Feldmarschall Rutowski schlugen. Die Sachsen hatten eine vortheilhafte Stellung, den linken Flügel an das von acht Grenadierbataillonen besetzte K. gelehnt und eine zahlreiche Artillerie in der Fronte. Sie schlugen die ersten Angriffe, welche auf K. gerichtet waren, tapfer zurück; die Grenadiere ließen sich aber verleiten, zur Verfolgung aus K. vorzubrechen, und wurden von zwei preuß. Reiterregimentern mit großem Verluste zurückgetrieben. Darüber ging K. verloren. Gleichzeitig überschritt nun die preuß. Mitte den steilen, mit Glatteis belegten Grund, der sie von den Sachsen trennte, und die sächs. Dragoner bei K. wurden von der preuß. Cavalerie, welche das Dorf umging, geworfen und die Infanterie durchbrochen. Die Folge dieser Schlacht war die Uebergabe Dresdens 17. Dec. und der Friedensschluß 25. Dec. 1745.

Kette, eine Reihe ineinanderhängender Glieder von runder, länglicher oder sonst beliebiger Gestalt, bekanntlich sowol zum Schmuck als zu technischen Zwecken dienend, daher aus Eisen geschmiedet, von Eisen, Messing, Bronze gegossen, aus Draht und aus Blech von verschiedenen, auch edeln Metallen angefertigt. Im Maschinenwesen gebraucht man K. zum Lastenaufziehen, auch vielfältig als Fortpflanzungsmittel der Bewegung, statt der über Scheiben oder Räder gelegten Seile, Schnüre und Riemen ohne Ende, überhaupt zur Uebertragung von Zugkräften. In den mit einer Schnecke versehenen Uhren dient eine feine stählerne K. (welche aber nicht aus Ringen, sondern aus beweglich aneinander genieteten Plättchen besteht), um die Umdrehung des Federhauses auf die Schnecke und das mit dieser verbundene erste Rad zu übertragen. Das eine Ende dieser K. ist am Federhause, das andere an der Schnecke befestigt. Das Aufziehen der Uhr besteht in einem Umdrehen der Schnecke, vermöge dessen diese die K. in Schraubengängen um sich aufwickelt. Beim Gange der Uhr zieht das Federhaus, durch die in ihm eingeschlossene Feder umgedreht, die K. an sich; letztere muß sich daher von der Schnecke abrollen und dabei dieselbe umdrehen. Von besonderer Wichtigkeit ist die K. in neuerer Zeit als Hülfsmittel zur Bewegung von Lastschiffen auf Flüssen und Kanälen geworden; hier ist sie als eine biegsame Zahnstange aufzufassen, an welcher sich ein Dampfschiff mittels seiner von der Dampfmaschine in Drehung versetzten Kettentrommeln entlang bewegt. — Die Sprache der Weberei bezeichnet mit K. die Gesammtheit derjenigen Fäden, welche parallel miteinander nach der Länge des Stoffs liegen und durch den Einschuß zu einem Gewebe verbunden werden; jeder einzelne dieser Fäden heißt ein Kettenfaden. Die Verfertigung der K. (Zusammenlegung der nöthigen Anzahl gleich langer Fäden auf einem großen Haspel, dem Scher- oder Schweifrahmen) heißt das Kettenscheren. Eine Walze im Webstuhl, auf welchem die vorräthige K. aufgerollt ist, um zum Verweben nach und nach herabgezogen zu werden, heißt der Kettenbaum.

Ketteler (Wilh. Emanuel, Freiherr von), Bischof von Mainz, geb. 25. Dec. 1811 zu Münster, wurde in der Jesuitenanstalt zu Brieg vorgebildet und studirte dann in Göttingen, Berlin, Heidelberg und München Jurisprudenz. Als Referendar zu Münster arbeitend, verließ er infolge des kölner Bischofsstreites 1838 den Staatsdienst, um in München und Münster

Digitized by Google

Theologie zu studiren. Nachdem er 1844 zum Priester geweiht worden, war er Kaplan in Beckum, 1846 Pfarrer in Hopsten (Westfalen). Vom Wahlbezirk Lengerich 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, arbeitete er für größtmögliche Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt, hielt Vorträge und Predigten über Zeitfragen und erregte durch seine Rede am Grabe der ermordeten Abgeordneten Fürst Lichnowski und Auerswald großes Aufsehen. K. ward 1849 Propst an der Hedwigskirche zu Berlin und 15. März 1850 zum Bischof von Mainz ernannt und 25. Juli inthronisirt. Die Grundsätze seiner fernern Wirksamkeit sind ausgesprochen in den «Denkwürdigkeiten des Episkopats der oberrhein. Kirchenprovinz», welche die zu Würzburg versammelten Bischöfe 1851 und 1853 an die Regierungen von Baden, Würtemberg, Kurhessen, Nassau und Hessen richteten. In denselben forderten sie die Rechte der kath. Kirche in Deutschland auf Grund des Besitzstandes vor dem Westfälischen Frieden. Mit Hülfe der kath. Großherzogin und des Ministers von Dalwigk suchte K. mit unermüdlicher Energie seine Plane durchzuführen. Schon vorher errichtete K. eine theol. Lehranstalt an dem bischöfl. Seminar zu Mainz und unterdrückte durch Censuren die kath.-theol. Facultät zu Gießen. Er brachte 23. Aug. 1854 im geheimen die sog. «Convention» zu Stande, wodurch der Staat eine ganze Reihe von Rechten aufgab; an deren Stelle trat 1856 infolge päpstl. «Bemerkungen» eine neue, bisher nicht bekannt gewordene Uebereinkunft, wodurch die Regierung die bisherigen Patronatsrechte (mit Ausnahme der Pfarreien von Gießen und Darmstadt), das Aufsichtsrecht über die Seminarien, den Einfluß auf Besetzung des bischöfl. Stuhls und der Kanonikate, das landesherrliche Placet zu kirchlichen Verordnungen aufgab. Die geistliche Gerichtsbarkeit und das bischöfl. Diöcesangericht wurden hergestellt, das kath. Vereinswesen von staatlicher Aufsicht, der Verkehr mit Rom von aller Beschränkung befreit, der Kirche der weitgehendste Einfluß auf die Volksschule eingeräumt. Diese Abmachungen blieben durch geheime Zusicherungen auch dann bestehen, als der Widerspruch der Ständekammer die formelle Aufhebung jener Convention erzwungen hatte. Ferner betrieb K. die Einführung zahlreicher Orden und geistlicher Congregationen, wie der Schulbrüder, der Schulschwestern, der Kapuziner, denen er 1853 ein Kloster baute, der Jesuiten, denen er 1858 eine Niederlassung gründete. Die Presse ward möglichst unter die Leitung der Kapläne gestellt, eine Reihe von Vereinen ins Leben gerufen; durch Errichtung von Waisen- und Rettungshäusern, eines Knabenconvicts und anderer Anstalten dem Klerus ein bedeutender Einfluß auf die Jugenderziehung verschafft. Der Einfluß K.'s auf die hess. Staatsverwaltung ward immer größer bis zum Sturz des Ministers Dalwigk (1871). Auf K.'s Veranlassung ward 5. bis 13. Juni 1855 das 1100jährige Säcularfest des heil. Bonifacius mit allem Pomp des kath. Cultus gefeiert, zugleich als Kundgebung gegen den Protestantismus. Im Winter 1854—55 wohnte K. der Bischofsversammlung in Rom und der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä bei, 1860 einer andern Bischofsversammlung in Rom, 1867 der Feier des Centenariums der Apostel Petrus und Paulus, im Sept. 1869 der Bischofsversammlung in Fulda. Auf dem Vaticanischen Concil hielt sich K. zur Opposition, vertheilte eine Schrift, welche die Unfehlbarkeit schlagend widerlegte, versuchte noch in der letzten Stunde durch einen Fußfall den Papst von der Publication des neuen Dogmas abzuhalten und reiste vor der Schlußsitzung ab. Da seine Opposition sich jedoch nur gegen die Opportunität, nicht gegen die Wahrheit des Dogmas richtete, ging er nicht mit Döllinger und Genossen, sondern publicirte 20. Aug. 1870 die vaticanischen Beschlüsse und forderte durch verschiedene Hirtenbriefe zur Unterwerfung auf. Vom Kreis Tauberbischofsheim in Baden 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt, trat er in den großen parlamentarischen Kämpfen über das Verhältniß von Staat und Kirche als einer der Führer der klerikalen Fraction hervor. Nach einem vergeblichen Versuch, das Deutsche Reich für die päpstl. Herrschaft zu interessiren, ward K. die Seele des hartnäckigen Widerstandes, den die ultramontane Partei der Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse entgegenstellt. Hierzu berief ihn eine Reihe hervorragender geistiger Eigenschaften, seine mit großer Klugheit und Gewandtheit gepaarte Energie, sein Scharfsinn und seine Schlagfertigkeit in Schrift und Wort, seine Selbstlosigkeit, die alles dem Einen Ziel unterordnete, die Katholiken in Deutschland zur polit. Herrschaft zu führen, den Klerus zum socialen und rechtlichen Führer zu machen. Ohne Bedeutung für die Wissenschaft, hat K. durch seine zahlreichen (etwa 40) Broschüren großen Einfluß gewonnen. Die Broschüren behandeln zum Theil sociale Fragen, andere das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Im Sommer 1877 begab sich K. nach Rom, um aus Anlaß des päpstl. Bischofsjubiläums mit den entsetzten Bischöfen Preußens den weitern Actionsplan zu berathen. Auf der Rückkehr starb er 13. Juli zu Burghausen in Oberbaiern und wurde 18. Juli im Dome zu Mainz beigesetzt.

Digitized by Google

Kettenbruch, continuirlicher Bruch heißt ein Bruch, dessen Nenner aus einer ganzen Zahl nebst einem Bruche besteht, dessen Nenner wieder eine ganze Zahl nebst einem Bruche ist, u. s. w. Bei den gewöhnlichen Kettenbrüchen sind alle vorkommenden Zähler der Einheit gleich, z. B.:

$$\cfrac{1}{3+\cfrac{1}{3+\cfrac{1}{4+\cfrac{1}{5}}}}$$

Die Nenner derjenigen gemeinen Brüche, aus denen jeder K. scheinbar zusammengesetzt ist, nennt man die Partialnenner des K. Jeder gemeine Bruch läßt sich in einen K. verwandeln; man findet dessen Partialnenner, wenn man mit dem Zähler des gewöhnlichen Bruchs in den Nenner dividirt, dann mit dem Rest in den Zähler und so fort immer mit dem letzten Rest in den vorigen Divisor, bis die Division aufgeht; die erhaltenen Quotienten bilden nach der Reihe die Partialnenner des K., während die Zähler desselben sämmtlich der Einheit gleich sind. Behält man von den Partialnennern nur den ersten oder die zwei, drei, vier ersten mit Weglassung aller folgenden bei und verwandelt den so entstehenden unvollständigen K. in einen gemeinen Bruch, so heißt dieser ein Näherungswerth des K. Von diesen ist der erste größer, der zweite kleiner und so alle folgenden abwechselnd größer und kleiner als der K., dem aber jeder Näherungswerth näher kommt als der vorhergehende. Die Kettenbrüche mit ihren Näherungswerthen dienen dazu, einen gemeinen Bruch, dessen Zähler und Nenner große Zahlen sind, oder ein durch große Zahlen ausgedrücktes Verhältniß durch kleinere Zahlen mit größter Genauigkeit auszudrücken. In der Algebra wendet man sie an zur Auflösung unbestimmter Gleichungen, in der Analysis zum Ausdruck von Functionen. Ein unendlicher K., dessen Partialnenner periodisch wiederkehren, ist eine Wurzel einer bestimmten quadratischen Gleichung, und eine irrationale Quadratwurzel läßt sich durch einen periodischen K. darstellen.

Kettenbrücken, eine wichtige Kategorie der Hängebrücken im allgemeinen, finden ihre Vorläufer in den bei den Ureinwohnern von Afrika und Amerika sowie bei den Chinesen seit undenklicher Zeit bekannten Vorrichtungen, die, aus ein, zwei oder mehrern Seilen, Linnengeflechten u. dgl. bestehend, sich über Flüsse oder Schluchten spannen und, an den beiderseitigen Ufern an Baumstämmen befestigt, das Hin- und Herkommen der Reisenden ermöglichen, indem diese entweder in Körben, welche man längs des Seils von einem Ufer zum andern zieht, Platz nehmen oder bei anderer Anordnung über ein Flechtwerk oder eine Bretterlage schreiten, welche direct auf den Seilen ruht, wodurch eine nach unten convexe Bahn entsteht, für welche neben derselben gespannte Seile das Geländer bilden. Bei den K. der Neuzeit wird die für sich bestehende Fahrbahn mittels eigener Hängestange an der Kette oder einem Seile aufgehangen. Ein an den Enden befestigtes Seil (oder eine Kette) nimmt, ohne Verbindung mit anderer Last, nur durch sein eigenes Gewicht herabgezogen, die Form einer Kettenlinie an. Wird es gleichzeitig durch eine gleichförmig vertheilte Last, wie sie z. B. die Fahrbahn repräsentirt, belastet, so bildet sie die Form einer Kettenbrückenlinie. Die Kette der K. besteht aus einzelnen, an den Enden mit Oesen versehenen, durch Bolzen verbundenen Gliedern; das statt ihrer zur Anwendung kommende Seil setzt sich aus vielfach zusammengelegten, mit Draht übersponnenen Eisendrähten zusammen. Die Ketten oder Seile gehen an den beiden Enden entweder direct an die Befestigungsstellen in Felsenkammern oder sie werden über eigene Thürme rückwärts zu natürlichen oder künstlichen Fixpunkten geführt. Die K. haben vor andern Brückensystemen, z. B. den Balkenbrücken, den Umstand voraus, daß die einzelnen Theile nur auf Zug beansprucht werden und die ganze Eisenconstruction hierdurch leichter ausfällt; auch ist die Aufstellung derselben eine leichtere; hingegen ist die Verankerung der Enden oft schwierig und erfordert viel Mauerwerk; namentlich aber erweist sich die Thatsache, daß bei heftigem Winde oder rascher Bewegung über dieselbe lebhafte Schwankungen eintreten, als höchst unangenehm für die Passanten. Um diesem letztern Uebelstande zu steuern, hat man die Systeme der versteiften K. zur Anwendung gebracht. Eine der ersten dieser Art ist die von Schnirch über den Donaukanal zu Wien 1860 erbaute K. von 83,4 Mt. Spannweite.

Die bedeutendste versteifte Hängebrücke der Neuzeit ist die von E. Hemberle 1877 errichtete über den Monongahela bei Pittsburgh in Nordamerika, mit einer Spannweite von 243,8 Mt. im Mittel- und 44,2 Mt. an den Seitenfeldern. Die größte Spannweite hat die East-River-Drahtseilbrücke in Neuyork mit einer mittlern Oeffnung von 518,2 Mt. und zwei Seitenöffnungen zu 290 Mt. Ueberhaupt besitzt Amerika die bedeutendsten Hängebrücken, so z. B. die Drahtseilbrücke über die Niagarafälle (Cliftonbrücke), 1869 vollendet, mit 385,3 Mt.

Digitized by Google

Spannweite; die Ohiobrücke bei Cincinnati, die Eisenbahnbrücke über den Niagara, 1855 erbaut, mit 250,s Mt. Spannweite, u. s. w. Von den europ. Hängebrücken sind hervorzuheben: die Drahtseilbrücke über das Saonethal in Freiburg, 1832 erbaut, mit einer Spannweite von 273 Mt.; die Donaubrücke zwischen Pest und Ofen, 1845 vollendet, mit einer Mittelöffnung von 203 Mt. und zwei Seitenöffnungen von je 90,s Mt.; die Hungerfordbrücke über die Themse in London, 1845 erbaut, mit drei Oeffnungen zu 206,2 Mt. und zwei Oeffnungen zu 103,s Mt.; die Drahtseilbrücke über die Vilaine bei Roche-Bernard mit einer Spannweite von 193,2 Mt., die K. über die Menai-Meerenge bei Bangor, 1826 vollendet, mit einer Oeffnung von 176,c Mt.; die Franz-Josephs-Brücke über die Moldau bei Prag, 1868 vollendet, mit einer Mittelöffnung von 146,4 Mt. und zwei Seitenöffnungen von 47,7 Mt.; die Franzenskettenbrücke über die Moldau in Prag, 1842 vollendet, mit Oeffnungen von 132,7 Mt., beziehentlich 33,2 Mt. Weite; die Albert-Hängebrücke über die Themse zu Chelsea mit einer Mittelöffnung von 122 Mt. und zwei Seitenöffnungen zu 47,3 Mt.; die Hamersmithbrücke über die Themse in London, 1827 vollendet, mit drei Oeffnungen zu 121,s Mt. und zwei Seitenöffnungen zu 449,3 Mt.; die Dordognebrücke zu Cubzac mit 109 Mt. weiten Oeffnungen, die Maasbrücke zu Seraing, 1843 erbaut, mit 105 Mt. Spannweite.

Kettenlinie nennt man in der höhern Mechanik und Geometrie diejenige (transscendente) krumme Linie, welche ein durchaus gleich schwerer, vollkommen biegsamer, undehnbarer Faden annimmt, sobald man ihn an zwei Punkten, deren Entfernung geringer ist als die Länge des Fadens, frei aufhängt. Die K. ist in der Baukunst wichtig, indem Gewölbe, nach derselben ausgeführt, geringsten Druck auf die Widerlager üben. Auf der K. beruht die Kettenbrücke (s. d.), indem eine Kette frei aufgehängt und auf diese die horizontale Brückenbahn gestützt wird.

Kettenrechnung heißt in der Arithmetik das Verfahren, zwei Größen durch Mittelgrößen zu vergleichen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so lange miteinander, bis man auf diejenige kommt, welche man sucht. Will man z. B. wissen, wie viel Ar einen preuß. Morgen ausmachen, so schließt man so: 1 preuß. Morgen ist 180 Quadratruthen, 1 Quadratruthe ist 144 preuß. Quadratfuß, 1 Quadratfuß ist 0,0985 Quadratmeter, 100 Quadratmeter ist 1 Ar. Wenn man nun die Producte dieser gegenseitig im Verhältniß stehenden Zahlen durcheinander dividirt ($180 \times 144 \times 0{,}0985 : 100$), so gibt der Quotient 25,533, die Summe der Ar, die auf einen Morgen gehen. Gewöhnlich wird die Rechnung auf folgende Weise angeordnet: man schreibt alle Größen in zwei Columnen und mehrern Zeilen untereinander, deren jede zwei ihrem Werthe nach gleiche Größen enthält. Die erste Zeile beginnt (links) mit dem unbekannten Glied oder Fragglied; jede folgende beginnt mit derjenigen Benennung oder Gattung von Größen, welche die vorhergehende Zeile schließt, und die letzte Zeile, mit ihr aber der ganze Ansatz, schließt (rechts) mit der Benennung des Fraggliedes. Demnach lautet die erste Zeile der vorigen Rechnung: x Ar $= 1$ preuß. Morgen, die letzte 100 Quadratmeter $= 1$ Ar; die auf jeder Seite stehenden Größen werden multiplicirt, doch können vorher je zwei auf entgegengesetzten Seiten stehende Zahlen, so oft es angeht, durch einen gemeinschaftlichen Theiler dividirt oder aufgehoben werden, und zuletzt wird das Product der rechtsstehenden Columne (Multiplicationscolumne) durch das der linksstehenden oder das Fragglied enthaltenden (Divisionscolumne) dividirt. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung nennt man in den Rechenbüchern einen Kettensatz und die Vorschrift dieses Verfahrens die Kettenregel oder auch Rees'sche Regel nach K. F. de Rees.

Kettenschleppschifffahrt (Drahtseilschleppschifffahrt, Touage, engl. towing) beruht auf der Idee, die Bewegung eines Schiffs und der daranhängenden Schleppkähne zu erleichtern, indem man das Schiff mit einer continuirlichen, an der Sohle des Flusses oder Kanals gelegten, an den Enden verankerten Kette (beziehungsweise einem Seile) derart in Verbindung bringt, daß letztere sich über zwei am Schiffe angebrachte Trommeln auf- und abwickelt und dadurch feste Stützpunkte für die Vorwärtsbewegung schafft. Die Trommeln werden durch eine Dampfmaschine von 14—30 Pferdekräften in Rotation versetzt. Das Kettenschleppschiff besitzt vorn und hinten je einen Ausleger, von denen der vordere die Kette auf das Schiff und die Trommeln führt. Um diese Trommeln windet sich die Kette und wird dann durch die Rollen des Auslegers am Hintertheil des Schiffes ins Flußbett zurückgeführt. Die Steuerung besteht aus zwei Steuern, einem vordern und einem hintern, die parallel gestellt sind und das Schiff nach Bedürfniß zur Seite bewegen lassen. Je nachdem die Trommeln von der Maschine nach rechts oder links gedreht werden, macht das Schiff eine Vorwärts- oder eine Rückwärtsbewegung. Die K. hat gegenüber der gewöhnlichen Schleppschifffahrt den Vortheil größerer Oekonomie und

tized by Googl

besserer Ausnutzung der Maschinenkraft insbesondere beim Transport stromaufwärts. Masten und Takelage können auf den Schleppkähnen ganz in Wegfall kommen. Die Schiffsmannschaft kann vermindert werden. Die Beförderung der Güter erfolgt rascher und unter Innehaltung genauer Lieferungsfristen. Die Idee der K. ist schon alt; die ersten Versuche damit im großen wurden 1820 von Courteaud und Tourasse auf der Saône angestellt; die Fortbewegung geschah jedoch noch in der Art, daß, während ein Schiff eine Strecke von 1000 Mt. befuhr, eine zweite solche Strecke erst vorweg mit einer gleichlangen Kette belegt werden mußte und so fort abwechselungsweise. Die K. in ihrer jetzigen Vervollkommnung ist aber erst seit 1853, und zwar auf der Seine, in Anwendung. In Deutschland gebührt der Hamburg-Magdeburger Dampfschifffahrtscompagnie das Verdienst, dieses System zuerst in Anwendung gebracht zu haben (1866), und zwar auf der 5 Kilom. langen Strecke von Neustadt-Magdeburg bis Bukau, welcher bald darauf die Strecke Neustadt-Hamburg folgte. Dieselbe befördert jährlich im Durchschnitt 10 Mill. Ctr. Güter. Die Kettenschleppschifffahrts-Gesellschaft der Oberelbe, 1869 ins Leben gerufen, legte die 332 Kilom. lange Kette bis an die böhm. Grenze (vollendet 1872), auf welcher 12 Kettenschiffe verkehren. Im J. 1875 passirten die sächsisch-böhmische Grenze: 440 Toueurs, 114 Remorqueurs und 6156 Segler mit 15,465,467 Ctr. Gütern. Die Prager Dampf- und Segelschifffahrts-Gesellschaft baute die 39 Kilom. lange Linie von der Landesgrenze bis jenseit Aussig. Die Totallänge der in der Elbe liegenden Schiffskette beträgt etwa 670 Kilom.; die Anzahl der Kettenschiffe 25. Ferner ist die Einführung der K. auf der Donau und der Oder u. m. a. zum Theil schon verwirklicht; im Rheine hat die Tauerei 1877 zwischen Ruhrort und Emmerich begonnen. In Frankreich ist sie auf der Seine, der Rhône und auf mehrern Kanälen, unter andern auch auf der unterirdischen Strecke des Burgunder Kanals eingerichtet. In Belgien liegt ein Drahtseil in der Maas zwischen Lüttich und Bei Rhein, eine Kette in dem Kanal von Charleroi; in Holland ist die K. auf dem Kanal von Beveland und auf dem Kanal, welcher Gent mit der Schelde verbindet, in Thätigkeit. Welche erhebliche Ersparniß an Transportkosten durch Anwendung von Dampfkraft bei der Flußschifffahrt erzielt wird, beweist die Thatsache, daß die Kosten der Zugkraft bei einem Schiffe von 7000 Ctr. Tragkraft unter gleichen Bedingungen pro Centner und deutsche Meile (7,5 Kilom.) für den Pferdezug auf 0,16 Pfennige, für Dampfkraft (Schlepper) auf 0,04 Pfennige und bei Drahtseiltransmissionen auf 0,01—0,02 Pfennige sich stellen. Das Drahtseil (s. d.) wurde zuerst in Amerika und Belgien von O. de Mesnil angewandt und von dem Deutschen Max Eyth verbessert. In dem Wettstreit zwischen Kette und Drahtseil ist letzterm der Sieg gesichert.

Kettenschluß, verkürzte Schlußreihe von der Form eines einzigen Schlusses, s. Sorites.

Ketzer pflegt man nach einem alten kirchlichen Sprachgebrauche alle zu nennen, welche von der als rechtgläubig allgemein anerkannten Kirchenlehre abweichen und eigene Lehren aufstellen. Der Name ist aus dem Worte Katharer (s. d.) entstanden und kommt zuerst bei den Minnesängern des 12. Jahrh. vor. Von den K. sind wohl zu unterscheiden die Ungläubigen (infideles), d. h. alle diejenigen, welche keine Christen sind, die Apostaten, d. h. die, welche von dem einmal bekannten christl. Glauben abfallen, und die Schismatiker oder diejenigen, welche sich von der Einheit der Kirche in Ritus und Verfassung absondern. Die von der kirchlich geltenden abweichende Lehre heißt Ketzerei oder Häresie (s. d.). Der Ausschluß von Häretikern aus der Kirchengemeinschaft erschien schon im 2. Jahrh. den Gnostikern gegenüber als eine nothwendige Maßregel der Selbsterhaltung, deren Vollziehung in die Hände der Bischöfe gelegt wurde. Die Wiederaufnahme in die Kirche konnte nur dann erfolgen, wenn der K. verschiedene Bußgrade überstanden hatte; besonders schwierig war sie bei dem, der sich des Rückfalls schuldig gemacht hatte. Seit Konstantin d. Gr. aber verband sich die kirchliche Bestrafung des K. mit der weltlichen; denn außer dem Banne traf ihn noch Verbannung, der Verlust aller bürgerlichen Rechte, und seine Schriften wurden verbrannt. Das erste Beispiel einer Lebensstrafe gegen K. gaben auf der Synode zu Trier 385 span. Bischöfe durch die Verurtheilung Priscillian's zum Tode. Der Umgang mit einem K. ward gleichfalls mit dem Banne belegt; die Wiederaufnahme in die Kirche konnte aber jetzt, nach einer oft jahrelangen Bußzeit, erst nach einem aufrichtigen Sündenbekenntniß, Verfluchung der Irrlehren und nach Abbüßung der kirchlich verhängten Strafen erfolgen. Die bis zur Einführung der Inquisition (s. d.) den Bischöfen überlassenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht über K. die Lebensstrafe verhängen, die dann von der weltlichen Gerichtsbarkeit vollzogen werden mußte, weil die Kirche mit Blut sich nicht beflecken könnte. Seit dem Anfange des 13. Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit eigene Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht bestellt, die sich

Digitized by Google

durch zahllose Gütereinziehungen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um diese Zeit gegen die Albigenser (s. d.) anführte, waren ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der K. Auch in Deutschland trieben Ketzermeister, deren erster, Konrad von Marburg (s. d.), 1214—33 am Rhein wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Wesen. Seit der Reformation wurden vornehmlich die Protestanten in Frankreich, Spanien, Portugal, den span. Niederlanden, den österr. Erblanden, Böhmen, Baiern und den geistlichen Territorien Deutschlands als K. verfolgt, und der Dreißigjährige Krieg war ganz eigentlich ein durch die Jesuiten angefachter Ketzerkrieg. Während noch am Ende des 17. Jahrh. die Beichtväter Ludwig's XIV. solche Ketzerverfolgungen anstifteten, fanden am Anfange des 18. die Bluttage in Thorn statt, und bald nachher vertrieb der Erzbischof Firmian die evang. Salzburger. Neue Greuelthaten erhoben sich 1815 in Frankreich gegen die Reformirten, und 1837 mußten die evang. Zillerthaler nach Preußen auswandern. In Florenz wurde noch 1852 gegen die evang. Eheleute Madiai die Galerenstrafe verhängt und in Spanien wurden bis zur Vertreibung Isabella's II. (s. d.) evang. Christen mit Kerkerhaft belegt. Im ersten Zeitalter der Reformation unterschied man auch noch in der prot. Kirche Rechtgläubige und Häretiker und hielt gegen die letztern selbst blutige Gewaltthat für erlaubt. So wurde im 16. Jahrh. unter andern Servet (s. d.) als K. verbrannt. Doch brachte die eigene Lage der prot. Kirchen bei allem Eifer ihrer Theologen gegen allerlei «schädliche Rotten und Sekten» bald genug die Nothwendigkeit mit sich, die Ketzerprocesse auf Irrlehrer in ihrem eigenen Schoße zu beschränken. Die fortschreitende Aufklärung erhob gegenüber allen Zwangsmaßregeln um religiöser Meinungen willen immer lauter die Forderung der Gewissens- und Lehrfreiheit. Das Recht der erstern ist heute in prot. Ländern allgemein, in katholischen wenigstens meistentheils anerkannt. Anders steht es noch heute mit der Lehrfreiheit, soweit dieselbe innerhalb der einzelnen Kirchen selbst von Theologen und Geistlichen in Anspruch genommen wird. Während die kath. Kirche abtrünnige oder in Ketzereien verfallene Priester und Mönche fortwährend verfolgt und oft lebenslänglich in Klosterhaft hält, hat die prot. Orthodoxie, wo sie die Macht hatte, bis zum heutigen Tage freisinnige Geistliche und Professoren der Theologie wenigstens in Untersuchung gezogen, mit Disciplinarstrafen belegt, suspendirt, entsetzt oder in unfreiwilligen Ruhestand versetzt. Obwol an sich betrachtet die Lehrfreiheit innerhalb einer bestimmten Kirchengemeinschaft ihre Schranken an den Grundprincipien der betreffenden Kirche haben muß, so ist doch im Protestantismus gerade die Tragweite der letztern streitig. Wäre der Protestantismus mit der altprot. Kirchenlehre identisch, so hätte freilich nur die Orthodoxie in den prot. Kirchen das Recht der Existenz, und die Absetzung «ketzerischer» Lehrer wäre selbstverständlich. Da aber der freie Protestantismus der Gegenwart das Bewußtsein hat, das prot. Princip reiner und consequenter durchzuführen als irgendeine der strengen kirchlichen Richtungen, so muß er fortwährend in der prot. Kirche Bürgerrecht verlangen und zu behaupten suchen. Jeder Versuch, die freie Forschung in die Schranken, sei es des altprot. Dogmas, sei es irgendeiner dogmatischen Vorstellungsform zu bannen, hebt die Entwickelungsfähigkeit des Protestantismus und damit sein Wesen auf.

Keuchhusten, Stickhusten oder blauer Husten (tussis convulsiva, franz. coqueluche, engl. hooping-cough), ist ein epidemisch auftretender, über den größten Theil der bewohnten Erde verbreiteter Katarrh der Luftwege, der namentlich Kinder vom zweiten bis achten Jahre befällt und sich durch periodische, krampfhafte Hustenanfälle charakterisirt. Derselbe zeigt sich vorzüglich im Herbste und Frühjahre und begleitet Masern und Scharlachepidemien oder wechselt mit diesen ab. Mädchen und Schwächlinge werden in größerer Anzahl von ihm befallen als Knaben und kräftige Kinder. Einmal Befallene sind meist vor erneuter Erkrankung sicher. Der K. beginnt wie ein gewöhnlicher fieberhafter Husten, von dem er im Anfang nur durch das epidemische Auftreten unterschieden werden kann. Nach wenigen Tagen verlieren sich die Fiebererscheinungen, und es bleibt nur der Lungenkatarrh bestehen, welcher durch die Secretion eines sehr reichlichen zähen Schleims ausgezeichnet ist. Die Ansammlung des Schleims im Kehlkopf bedingt zunächst die periodischen krampfhaften Hustenanfälle, die in ihren Aeußerungen charakteristisch sind. Zuerst wird die Luft langsam, unter einem pfeifenden Geräusch, durch die krampfhaft verengte Stimmritze gezogen und dann durch kurze, schnell abgebrochene Hustenstöße ausgetrieben, worauf wieder das keuchende Einathmen folgt, bis der Schleim in die Mundhöhle gefördert ist. Oft tritt wegen des Drucks auf den Unterleib Erbrechen und mit diesem leichtere Entleerung des Schleims ein. Während des Hustenanfalls ist der Rückfluß des Blutes vom Kopfe gehemmt, das Gesicht wird blau, es kommt selbst zu Blutungen aus der Nase, dem Ohr, dem Munde, in die Augenbindehaut; ferner, wegen des Drucks auf den Bauch, zu

Digitized by Google

unwillkürlichen Ausleerungen, zu Brüchen. Nach dem Anfall, welcher gewöhnlich 1—2 Minuten, bisweilen aber selbst eine Viertelstunde dauert, befindet sich das Kind völlig wohl. Die Zahl der einzelnen Anfälle während eines Tags ist sehr verschieden; auf der Höhe der Krankheit können sich 30, selbst 40 Anfälle in 24 Stunden einstellen. Nicht blos der Schleim, sondern auch andere, auf den Kehlkopf wirkende Schädlichkeiten (kalte Luft, Rauch, anhaltendes Weinen u. dgl.) rufen den Hustenanfall hervor. Mit der Zeit, nach Wochen oder Monaten, verliert der Schleim seine zähe Beschaffenheit, die Reizbarkeit der Schleimhaut läßt nach und die Anfälle werden schwächer, seltener und bleiben zuletzt aus. Verbreitet wird die Krankheit durch ein im Auswurf und Athem der Kranken enthaltenes Contagium, welches übrigens nicht blos durch die Kranken, sondern auch durch Gesunde oder durch Wäschstücke und andere Gegenstände, an denen der Auswurf haftet, übertragen werden kann. An sich tödtet der K. nur in äußerst seltenen Fällen, wol aber kann er durch Zutritt von Lungenentzündung u. dgl. gefährlich werden oder durch Hinterlassung von Lungenemphysem, Brüchen die Gesundheit auf Lebensdauer schädigen. Die Annahme, daß der K. mindestens 18—20 Wochen dauern müsse, ist ungegründet und verderblich, vielmehr gelingt es bei der nöthigen Sorgfalt, die Dauer der Krankheit auf einige Wochen einzuschränken. Bei frischen Erkrankungen sollen die Kinder im Bett gehalten und durch warme Decken in gelinden Schweiß gebracht werden. Das Zimmer muß Tag und Nacht die gleiche Temperatur haben. Ferner muß man die Anfälle abzukürzen suchen, weil hierdurch auch die Dauer der ganzen Krankheit abgekürzt wird. Sobald der Anfall sich (durch Röcheln u. s. w.) anmeldet, gebe man warme, schleimige Getränke (Brustthee, warmes Zuckerwasser, Milch mit Selterswasser u. dgl.) oder eine Lösung von kohlensaurem Kali oder Natron (Sodawasser), sorge auch dafür, daß die Kinder nicht jedem Hustenkitzel nachgeben. Der Schleim muß nöthigenfalls mit den Fingern aus dem Mund entfernt werden. Auch Inhalationen narkotischer und adstringirender Heilmittel leisten oft vortreffliche Dienste. Die übrige Behandlung fordert einen Arzt. Da die Krankheit ansteckt (selbst Erwachsene), so trenne man die noch gesunden Kinder von den schon erkrankten. In besonders hartnäckigen Fällen hilft nur Wechsel des Wohnortes, namentlich Aufenthalt in warmer, reiner Land- und Bergluft.

Kendell (Rob. von), deutscher Staatsmann, geb. 27. Febr. 1824 zu Königsberg, stammt aus einem alten, in Kurhessen ansässigen Geschlecht, von dem ein Zweig zu Anfang des 17. Jahrh. nach Ostpreußen übergesiedelt war. In seiner Vaterstadt vorgebildet, studirte K. 1841—45 in Königsberg, Heidelberg und Berlin, wurde 1850 Gerichtsassessor und 1851 Regierungsassessor in Potsdam. Von 1858—63 war er in Breslau, seit 1862 als Regierungsrath. K.'s bedeutsame Thätigkeit beginnt mit dem Herbst 1863, wo er von dem Ministerpräsidenten von Bismarck als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Auswärtigen berufen wurde. Seit dieser Zeit ist K. der beständige Begleiter jenes leitenden Staatsmannes in allen Krisen des welthistor. letzten Decenniums gewesen: er war an seiner Seite in Schleswig-Holstein, in Böhmen und bei den Verhandlungen des J. 1866, begleitete ihn 1867 nach Paris zur Industrieausstellung und folgte ihm 1870 in das Hauptquartier nach Versailles sowie im Sommer 1871 nach Gastein und Salzburg. K. wurde 1864 vortragender Rath und 1870 Geh. Legationsrath; im Herbst 1869 ging er als Commissarius des Norddeutschen Bundes zur Wahrung der Handelsinteressen desselben bei Eröffnung des Suezkanals nach Aegypten. Im J. 1871 vom dritten Frankfurter Wahlkreise (Königsberg i. N.) in den Deutschen Reichstag gewählt, schloß sich K. dort der Deutschen Reichspartei an. Im Sept. 1872 wurde K. zum außerord. Gesandten des Deutschen Reichs in Konstantinopel ernannt, 8. Juni 1873 aber in gleicher Eigenschaft in Rom accreditirt; 28. Febr. 1876 erfolgte seine Erhebung zum Botschafter am ital. Hofe. Der Armee gehört er seit 1842 als Landwehroffizier an. Vermählt ist K. mit einer Tochter des frühern preuß. Finanzministers Freiherrn von Patow. — Rudolf von K., geb. 1808, der älteste Bruder des Vorigen, war Offizier, dann Landwirth und hat sich literarisch durch die Romane «Lätitia», «Außerhalb der Gesellschaft», «Bergau», «Die Politiker», «Das Glückskind» u. s. w. bekannt gemacht. Im J. 1849 war er Rittmeister in schlesw.-holstein. Diensten, nahm 1866 am Deutschen Kriege als Freiwilliger im preuß. 2. Dragonerregiment theil und starb 1872 in Berlin. — Otto von K., ein dritter Bruder, geb. 1810, anfangs gleichfalls Offizier, gehörte 1848—49 der Constituirenden Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. als Vertreter preuß. und nationaler Richtung (Club des Casino) an, wurde 1851 in die preuß. Erste Kammer gewählt und starb 1853.

Keuper ist ursprünglich eine provinzielle Benennung für gewisse thonige Mergel in Franken, besonders bei Koburg. Dann hat man den Namen benutzt, um damit eine ganze Gruppe

Digitized by Google

von Gesteinsschichten zu bezeichnen, welche die obere Abtheilung der deutschen Trias über dem Muschelkalk bildet. Die Keuperformation besteht hauptsächlich aus bunten Mergeln mit Gips, Anhydrit und zuweilen auch Steinsalzeinlagerungen, Sandstein und Schieferthon. Doch finden sich in ihrer untern Abtheilung auch Schichten von Kalkstein und Dolomit sowie sog. Lettenkohle, die sich jedoch noch nirgends recht abbauwürdig gezeigt hat. Die stuttgarter Werksandsteine und die Schilfsandsteine Süddeutschlands gehören dem K. an. Er enthält verhältnißmäßig wenige Versteinerungen, vorzugsweise Reste von Landpflanzen, Fischen und Sauriern. Charakteristisch entwickelt kennt man den K. nur in Deutschland. In den Alpen ist er durch marine, in vieler Beziehung von den norddeutschen Schichten abweichende Ablagerungen vertreten. Ihnen gehören unter anderm auch die berühmten Dolomite des Schlern an. (S. Dolomit.)

Keuschbaum (Vitex Tourn.), Name einer zur 14. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Verbenaceen gehörenden Gattung von immergrünen Holzgewächsen, deren Arten langgestielte, gegenständige Blätter mit fingerförmig in drei bis fünf Zipfel zertheilter Laubscheibe und in Quirle gestellte Blüten mit glockigem Kelch und zweilippiger Blumenkrone haben. Die Blütenquirle sind in lange, oft rispenförmig gruppirte Trauben geordnet, die Frucht ist eine Steinbeere mit vierfächerigem und viersamigem Kern. Die meisten Arten sind in Ostindien zu Hause, eine Art jedoch, der gemeine K., auch Keuschlamm (V. Agnus castus L.), wächst in den am Mittelländischen Meere gelegenen Ländern. Er bildet einen bis 2 Mt. hohen Strauch mit vierkantigen, graufilzigen Zweigen, fünf- bis siebentheiligen, oberseits dunkelgrünen, unterseits gelblichgrau-filzigen Blättern und bläulichvioletten Blumen und wird bei uns häufig als Ziergewächs cultivirt, muß aber in Mittel- und Norddeutschland im Kalthaus überwintert und deshalb in einen Kübel gepflanzt werden. Er verlangt schweren und feuchten Boden. Dieser Strauch ist seit Hippokrates berühmt gewesen wegen der angeblichen Wirkung der innerlich genommenen Samen, jede geschlechtliche Regung zu unterdrücken, woher der Name der Pflanze. Später hat man Laub und Samen als Mittel gegen Wechselfieber, Durchfall, Erkältung, Schlangenbiß u. a. m. angewendet; doch hat sich dasselbe auch in diesen Beziehungen nicht bewährt.

Keuschberg, ein unmittelbar an die Saline Dürrenberg stoßendes Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, 9 Kilom. im Südosten von Merseburg, an der Saale, mit 950 E., in dessen Nähe die Sage den Sieg König Heinrich's I. (s. d.) über die Ungarn (15. März 933) verlegte.

Kew (spr. Kjuh), Dorf in der Grafschaft Surrey, 8 Kilom. von London, an der Themse, mit Schloß und dem reichhaltigsten botan. Garten der Welt. Die Anstalt hat hauptsächlich die Bestimmung, neuentdeckte nützliche und seltene Pflanzen aufzunehmen und sie zunächst in die engl. Provinzen, sodann aber auch in andere Gegenden zu verbreiten. Ihre Blütezeit trat mit dem J. 1842 ein, als der berühmte Botaniker Sir William Hooker (s. d.) als Director an ihre Spitze gestellt wurde. Das Areal der Anlagen, welches zur Zeit Georg's III. nur 2 Hekt. betrug, ward 1875 auf 110 Hekt. geschätzt. Das Herbarium der Sammlung bestand schon 1851 aus 150,000 Arten. Das große Treibhaus hat eine Länge von 110, eine Breite von 30 und eine Höhe von 20 Mt. Die Zahl der Besuchenden belief sich 1875 auf 5—600,000. Von dem Director Hooker wurde ein «Guide to the botanic gardens at K.» herausgegeben.

Keyser (Henrik de), niederländ. Bildhauer und Baumeister, geb. zu Utrecht 1565, gest. daselbst 1621, hat eine Menge Bauten zu Amsterdam und anderwärts in schwerem Renaissancestil ausgeführt. Auch rührt von ihm das Grabmonument Wilhelm's von Oranien her, das er 1608—19 auf Befehl der Generalstaaten ausführte, ein ziemlich manierirtes Werk, aber reich und phantasievoll durchgeführt. — Theodor de K., vielleicht ein Sohn des Vorigen, war einer der trefflichsten niederländ. Porträtmaler. Er wußte die langweilige Gemüthlichkeit des holländ. Familienlebens auf das schönste darzustellen; dabei ist seine Arbeit sauber, sein Colorit und Helldunkel vortrefflich. Seine meisten Bilder fallen zwischen 1621—57.

Keyser (Nicaise de), ausgezeichneter belg. Historienmaler, geb. 26. Aug. 1813 zu Santvliet bei Antwerpen, mußte als Knabe mit dem Hüten des Viehs sein Brot zu erwerben suchen, fand dann im 14. Jahre an einem Bürger von Antwerpen seinen Gönner und erhielt seine künstlerische Ausbildung unter Jacobs und van Bree. Schon sein erstes, 1834 für Manchester gemaltes großes Bild, Golgatha, erregte großes Aufsehen. Seinen Ruf begründete die 1836 gemalte, durch großartige Auffassung, leuchtende und energisch aufgetragene Farben, sowie gewissenhafte Zeichnung ausgezeichnete Sporenschlacht (im Museum zu Courtray), welchem Werke drei Jahre später die ebenso meisterhaft gehaltene Schlacht von Wöringen (im Staatsmuseum befindlich) folgte. Andere bedeutende Gemälde von K. sind Karl V., der Alterthümler nach Walter Scott, Columbus mit seinem Sohne verläßt Barcelona, von den Einwohnern ob

Digitized by Google

seiner Entdeckungsplane verspottet u. s. w. In den spätern Jahren verfolgte K., der bisher vorzugsweise die großen kräftigen niederländ. Meister zum Vorbild genommen, mehr die neufranz. Richtung und verfiel ins Sentimentale. Doch zeigen seine zahlreichen Werke überall strenge Zeichnung und wohldurchdachte Farbenharmonie. Aus dieser Zeit sind hervorzuheben sein Kindermord im Museum zu Gent und seine Porträts des Königs Leopold I. und der Königin Luise im Palais des belg. Senats. Nachdem er 1845 Mitglied der Belgischen Akademie der Wissenschaften und Künste geworden war, wählte er Haag zu seinem Aufenthalte und vertrat daselbst die nationale, holländ. Kunstpartei mit Erfolg gegen den Director der antwerpener Malerakademie, Baron von Wappers, dessen Stelle er 1855 einzunehmen berufen wurde.

Khalif oder Chalif nannten sich die Nachfolger Mohammed's (s. d.) in der weltlichen und geistlichen Herrschaft, und Khalifat (statt Khilafat) haben daher die latinisirenden Geschichtschreiber des Mittelalters das durch die Araber gegründete Reich dieser Fürsten genannt, welches nach Verlauf von kaum hundert Jahren an Ausdehnung selbst das röm. Kaiserreich weit übertraf. Mohammed hatte sich als Prophet Gottes zum geistlichen Oberhaupte und weltlichen Regenten seines Volks gemacht. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, auch nicht bestimmt hatte, wer sein Nachfolger sein sollte, so gab sein Tod Veranlassung zu Streitigkeiten über seine Nachfolge, bis endlich Abu-Bekr (s. d.), der Schwiegervater Mohammed's, über Ali, dessen Vetter und Eidam, den Sieg davontrug, 632 der Nachfolger des Propheten wurde und als solcher den Titel Khalifet-Resul-Allah, d. i. Stellvertreter des Propheten Gottes, annahm. Unterstützt von seinem Feldherrn Chalid, begann er sofort, nachdem die innern Empörungen niedergeschlagen und andere Propheten besiegt waren, mit des Schwertes Gewalt den Islam zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein ungeheueres Heer, ganz aus freiwilligen Streitern bestehend, gegen Syrien und den Euphrat vor. Siegreich in manchen Treffen, wurden sie doch auch von den Byzantinern mehreremal geschlagen; als sie aber unter Chalid's Führung in der Schlacht am Jarmak über das byzant. Heer gesiegt hatten, unternahmen sie den Zug gegen Damascus, das sie nach langer Belagerung (635) zur Uebergabe zwangen. Inzwischen war Abu-Bekr (Aug. 634) gestorben, und es folgte ihm nach seiner Anordnung Omar ibn el-Khattâb (634—641). Omar vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islam dem menschenfreundlichern Abu-Ubeida an und vollendete durch diesen 638 die Unterwerfung von Syrien. Ebenso glücklich war Amru, ein anderer Feldherr Omar's, in Aegypten, das 638—640 dem Khalifat unterworfen wurde. Als 638 Jerusalem genöthigt war, die Uebergabe anzubieten, zog Omar selbst dahin und bestimmte die Capitulation, die nachher bei der Feststellung des Verhältnisses der Mohammedaner zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat. Auch gegen das Sassanidenreich wurden glänzende Siege erfochten und der Islam über den größten Theil von Persien verbreitet. Omar organisirte die sämmtlichen Staatseinrichtungen des Khalifenreichs, gründete 636 Basra und 638 Kufa, führte die Zeitrechnung der Hedschra ein und dotirte Moscheen und Schulen mit unveräußerlichem Eigenthum (Wakfs). Er wurde zuerst Emir-al-Muminin, d. i. Fürst der Gläubigen, genannt, ein Titel, der auf alle folgenden K. forterbte. Nach Omar's Ermordung durch einen rachsüchtigen Christen erwählte ein Rath von sechs Männern, die er bei seinem Tode ernannt, mit abermaliger Uebergehung Ali's, Othman, einen Eidam des Propheten, zum dritten K. (644—656). Unter ihm gelangte das Reich der Araber zu noch größerer Ausdehnung. Während sie in Persien die Herrschaft des Islam befestigten und weiter verbreiteten, auch in Armenien und Kleinasien glänzende Eroberungen machten, unterwarfen sie die ganze Nordküste von Afrika bis über Tunis hinaus. Manche Unfälle, welche die Araber in dieser Zeit erlitten, waren eine Folge der Maßregeln Othman's, der seinen Verwandten und Günstlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm, welche von den Anhängern Ali's sowie von der Geistlichkeit geschürt wurde, weil er sich nicht streng an altherkömmliche Gebräuche hielt, führte zu einem Aufstande, der mit seiner Ermordung endigte. Durch die Wahl des Volks von Medina wurde nun Ali (s. d.) der vierte K. (656—660), der von den Schiiten (s. d.) für den ersten rechtmäßigen Imam oder Hohen Priester gehalten wird, die ihm fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweisen. Ali hatte fortwährend mit innern Feinden zu kämpfen, sodaß er nicht dazu kommen konnte, die Eroberungen seiner Vorfahren fortzusetzen. Besonders feindlich zeigte sich ihm Aischa, des Propheten Witwe; auch machten Talha, Zobeir und besonders der mächtige Statthalter Moawijah von Syrien auf die Regierung Anspruch. Sie wußten den Verdacht gegen ihn zu erregen, daß auf seine Veranstaltung Othman ermordet worden sei. Endlich brachten die beiden erstern ein Heer zusammen und Basra in ihre Gewalt. Zwar

Digitized by Google

wurde daſſelbe von Ali geſchlagen, wobei Talha und Zobeir fielen; allein daß Moawijah und deſſen Freund Amru Syrien, Aegypten und einen Theil Arabiens für ſich gewannen, konnte Ali nicht hindern. Durch einen Fanatiker wurde er Jan. 661 ermordet. Sein Sohn, der ſanfte Haſan, hatte weder Luſt noch Energie genug, das ihm übertragene Khalifat gegen Moawijah zu vertheidigen, und legte daher nach ſechs Monaten die Regierung nieder.

Der neue K., Moawijah I. (661—680), verlegte den Sitz des Khalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo, mit Ausnahme Ali's, deſſen Reſidenz Kufa war, alle übrigen K. reſidirt hatten, in ſeine bisherige Statthalterſchaft nach Damascus. Mit ihm fängt die Reihe der Omajjaden, d. h. der Nachkommen Omajja's, eines Urgroßvaters Moawijah's, an. Nachdem er gleich im Anfange ſeiner Regierung einen Aufſtand der Charidſchiten und eine Empörung zu Basra durch ſchwere Strafgerichte gedämpft, dachte er ernſtlich auf den gänzlichen Umſturz des Byzantiniſchen Reichs. Sein Sohn Jeſid durchzog Kleinaſien, faſt ohne Widerſtand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Konſtantinopel, mußte ſie aber 669 wieder aufheben. Glücklicher war der Feldherr Ubeid-Allah gegen die Türken in Khoraſan; er ſchlug ſie, drang 673 ſelbſt in Turkeſtan ein und machte bedeutende Eroberungen in Mittelaſien, während Okba Ibn-Nafi tief in das Innere von Afrika nach Süden und Weſten vordrang. Ebenſo wie Moawijah I. das Reich nach außen vergrößerte, ſuchte er es auch im Innern zu organiſiren; dazu machte er das Khalifat erblich und erzwang 670 die Anerkennung ſeines Sohnes Jeſid bei ſeinen Lebzeiten in Syrien und Irak. Jeſid (680—683) wurde anfangs von den heiligen Städten Mekka und Medina nicht anerkannt, die, ſolange die K. in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah ſeinen Nachfolger beſtimmte. Die Unzufriedenen ſcharten ſich zuerſt um Ali's zweiten Sohn Huſein, dann um Abdallah, den Sohn Zobeir's, welche beide das Khalifat in Anſpruch nahmen. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunſten Huſein's wurde indeſſen unterdrückt und Huſein getödtet. Während nun ein ſyr. Heer gegen Abdallah ausrückte, ſtarb Jeſid und ihm folgte ſein ſchwacher Sohn Moawijah II. (683), der nach wenig Monaten ſtarb oder aus dem Wege geräumt wurde. Während Arabien, Irak und Aegypten ſich dem Sohne Zobeir's anſchloſſen, ward in Damascus der Omajjade Merwan I. zuerſt als Reichsverweſer, dann als K. anerkannt und wußte ſich auch trotz mannichfacher Erſchütterungen und Aufſtände zu behaupten, bis er von ſeiner Gattin, der Mutter Chalid's, eines Sohnes Jeſid's, den er von der Nachfolge ausſchloß, ermordet ward. Merwan hatte nicht verhindern können, daß Abdallah ben-Zobeir ſich in einem Theil des Reichs, namentlich in Arabien und Perſien, als Gegenkhalif erhielt. Unter Merwan's Sohne Abdulmelik (685—705) wurde Mochtar, der als Prophet auftrat und ſich bereits in Kufa hatte huldigen laſſen, von Abdallah 686 überwunden, dadurch aber dieſer dem Abdulmelik deſto furchtbarer. Abdulmelik ſchloß mit dem byzant. Kaiſer Juſtinian II. Frieden, zog gegen Abdallah, ſchlug deſſen Anhänger in Irak, und ſein Feldherr Haddſchadſch nahm Mekka mit Sturm, wobei Abdallah blieb; ſo vereinigte Abdulmelik wieder in ſeiner Hand die Herrſchaft aller Moslems. Unter ſeinem Sohne, Welid I. (705—715), der Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders die Baukunſt beförderte, gelangte das Reich der K. auf den Gipfelpunkt ſeiner Blüte; die Araber eroberten unter ihm 707 Turkeſtan, 710 Galatien und 711 Spanien. Sein Bruder und Nachfolger Suleiman (715—717), ſchwelgeriſch und träge, obgleich von Orthodoxen geprieſen, ließ Konſtantinopel durch ſeinen Bruder Maslema belagern; doch wurde durch Stürme und durch das griech. Feuer zweimal ſeine Flotte völlig zerſtört. Indeſſen eroberte er Georgien. Sein Nachfolger, Omar II. (717—720), einfach, gerecht und fromm, erregte das Mißvergnügen der Omajjaden durch ſeine milden Geſinnungen gegen die Aliden, indem er unter anderm die bis dahin gebräuchliche Fluchformel gegen die Partei des Ali aufgehoben haben und deshalb vergiftet worden ſein ſoll. Ihm folgte Jeſid II. (720—724), der, Ausſchweifungen ergeben, vor Gram über den Tod einer Geliebten ſtarb, während das Reich von Empörungen und Aufſtänden allerwärts erſchüttert war. Seinem Bruder Hiſcham (724—743), einem einſichtsvollen Regenten, der, während ſeine Feldherren gegen die Griechen in Kleinaſien und die Türken in Mittelaſien fochten, ſich angelegentlich mit den innern Angelegenheiten ſeines Reichs beſchäftigte, machte der Alide Zeid, Huſein's Enkel, das Khalifat ſtreitig. Zwar wurde derſelbe überwunden und getödtet; allein ſehr bald erwuchs Hiſcham ein neuer Feind in den Abbaſſiden, die von Mohammed's Oheim Abbas (ſ. d.) abſtammten. Unter Hiſcham wurde den Fortſchritten der Araber im Weſten durch Karl Martell ein Ziel geſetzt, der bei Tours 732 und bei Narbonne 736 ihre Heere vernichtete. Der Wollüſtling Welid II. (743—744)

Digitized by Google

wurde nach einjähriger Herrschaft umgebracht. Nach den kurzen Regierungen Jesid's III. und Ibrahim's (744) folgte Merwan II. (744—750). Mit diesem erreichte die Dynastie der Omajjaden in Asien ihr Ende. Die Ausschweifungen und die Freigeisterei der letzten derselben hatten sie so verhaßt gemacht, daß die Aufstände gegen sie immer mehr zunahmen. So kam es, daß die Verdrängung dieser Dynastie den Abbassiden sehr leicht wurde, welche Ansprüche auf das Khalifat machten, weil sie mit dem Propheten näher verwandt seien als die Omajjaden. Die Völkerschaften des den Omajjaden feindseligen Khorasan, von ihren Missionaren gewonnen, erklärten sich für sie und pflanzten die schwarze Fahne der Abbassiden auf, im Gegensatze zu der weißen Fahne der Omajjaden. Ibrahim, ein Urenkel des Abbas, das damalige Oberhaupt der Abbassiden, wurde mächtig von dieser Provinz unterstützt; allein von Merwan II. gefangen genommen, übergab er im Kerker, in welchem er später ermordet wurde, seine Ansprüche auf das Khalifat seinem Bruder Abul-Abbas. Nachdem dieser von den Haschimiten in Mesopotamien zum K. ausgerufen worden war, erhob dessen Oheim Abdallah die Waffen gegen Merwan, der auch eine gefährliche Empörung in Syrien zu bekämpfen hatte. In zwei Treffen überwunden, floh Merwan (750) nach Aegypten, wo er bald darauf starb. Verrätherischerweise suchte sodann Abdallah alle Omajjaden bei einer Zusammenkunft mit denselben durch ein gräßliches Blutbad zu vernichten. Nur wenige entrannen demselben, darunter Abd-ur-Rahmân, der nach Spanien entkam, wo er das unabhängige Khalifat von Cordova stiftete. (S. Omajjaden).

Der erste K. der neuen Dynastie, Abul-Abbas (750—754), der in Anbar und später in dem von ihm gegründeten Haschemiah residirte, erhielt wegen seiner Grausamkeit den Namen el-Saffah, d. h. der Blutvergießer. Sein Bruder und Nachfolger Abu-Dschafar (754—775), genannt Al-Manßur, d. i. der Sieghafte, mußte zuerst im eigenen Oheim Abdallah, dann in noch andern Verwandten, vorzüglich aber in den Aliden Mohammed und Ibrahim Nebenbuhler bekämpfen, die er jedoch alle glücklich besiegte. Seinen Beinamen verdiente er durch seine Eroberungen in Armenien, Cilicien, Kappadocien und Indien. Er war ein eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaften, erbaute 764 die Stadt Bagdad am Tigris, wohin er 768 den Sitz des Khalifats verlegte, und starb auf einer Wallfahrt nach Mekka, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes. Sein freigebigerer Sohn und Nachfolger Al-Mahdi (775—785), von den Dichtern und Gelehrten gepriesen, hatte gegen eine Empörung der Khorasaner unter dem vorgeblichen Propheten Almukanna und gegen den Rebellen Jasin zu kämpfen. Al-Hadi, des Vorigen Sohn und Nachfolger (785—786), mußte einen harten Kampf gegen die Aliden unter Hasan, Ali's Urenkel, bestehen und starb wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes. Ihm folgte sein Bruder Hârûn (786—809), Al-Raschid, d. h. der Gerechte genannt, der durch Beförderung der Künste, Wissenschaften und überhaupt der ganzen Wohlfahrt seines Reichs berühmt ist, obgleich er durch manche Verbrechen seinen Namen befleckt hat. Er theilte das Reich unter seine drei Söhne. Mohammed al-Amin, d. h. der Treue, sollte als K. Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al-Mamun Persien, Turkistan, Khorasan und den ganzen Osten, und Kasim Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des Schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten Amin im Khalifat folgen. Mohammed al-Amîn (809—813) ließ sich von seinem Vezir bewegen, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, wodurch ein Bruderkrieg veranlaßt wurde. Mamun's Feldherr, Tahir, schlug das Heer des K., nahm Bagdad ein und ließ 813 Amîn tödten. Al-Mamun (813—833) wurde nun als K. anerkannt. Seine Absicht, durch Verheirathung seiner Tochter mit einem Aliden den Frieden herzustellen, brachte die mächtigen Abbassiden gegen ihn zum Aufstande. Sie erklärten ihn des Throns für verlustig und Ibrahim zum K., unterwarfen sich aber wieder, als der Schwiegersohn gestorben und der K. andern Sinnes geworden war. Al-Mamun, ausgezeichnet durch Freiheit des Geistes, ein Feind und Bekämpfer der starren Orthodoxie, begünstigte in erfolgreichster Weise die Wissenschaften. Das große, in zahllose Statthalterschaften getheilte Reich der Araber, das sich über zwei Welttheile ausbreitete, ließ sich immer schwerer unter Einem Scepter halten. Schon unter Hârûn al-Raschid hatten die Aghlabiden 800 in Kairawan, ebenso die Edrisiden in Fez unabhängige Reiche gestiftet. Im J. 821 warf auch der Statthalter Tahir in Khorasan, von welchem die Tahiriden abstammen, sich zum selbstständigen Herrn auf. Ebenso machten sich noch mehrere Statthalter und Landestheile unabhängig. Gegen das Byzantinische Reich war Al-Mamun nicht glücklich; zwei von ihm unternommene Züge gegen Konstantinopel mislangen völlig. Unter seiner Regierung eroberten um 830 die afrik. Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes 1035 von den Normännern, dieses 1051 von den Pisanern entrissen wurde.

Digitized by Google

Auf Al-Mamun folgte Al-Motassim-Billahi (833—842), ein anderer Sohn Hârûn's, welcher Samira erbaute, wohin er seine Residenz verlegte. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührerischen Perser brauchte er zuerst türk. Söldner. Auch unter ihm dauerten die religiösen Streitigkeiten fort. Sein Sohn und Nachfolger Alwâthik Billahi (842—847), ein entkräfteter Wollüstling, erwarb sich zwar den Beifall von Sängern und Dichtern, erbitterte aber durch seine habsüchtige und intolerante Regierung. Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Mutawakkil und seinem unmündigen Sohne Mohtadi entschied die türk. Leibwache zu Gunsten des erstern. Mutawakkil Billahi (847—861), war roh, wollüstig und grausam und zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden. Endlich verschwor sich sein ältester Sohn, Muntassir, dem er einen jüngern vorziehen wollte, mit der türk. Leibwache gegen ihn und ließ ihn umbringen. Die türk. Leibwache rief nun Muntassir (861—862) zum K. aus, und nach dessen Tode Mustain Billahi (862—866), einen andern Enkel des K. Motassim. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu K. auf. Der eine, zu Kufa, wurde besiegt und getödtet; der andere aber, Hasan ben-Zeid, stiftete in Taberistan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestand. Uneinigkeit der türk. Söldner untereinander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Im J. 866 erhob eine der Parteien Al-Mutazz, den zweiten Sohn Mutawakkil's, auf den Thron und nöthigte Mustain abzudanken. Al-Mutazz Billahi (866—869) ließ sowol Mustain als seinen eigenen Bruder Muejjed tödten; auch dachte er darauf, die türk. Söldner abzuschaffen; aber ehe er noch dazu kam, empörten sich diese und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen. Sie erhoben Al-Muhtadi Billahi auf den Thron (869), stürzten ihn aber schon nach 11 Monaten wieder (870), weil er sie einer strengern Zucht unterwerfen wollte. Unter Mutawakkil's drittem Sohne, dem Lüstlinge Al-Mutamid Billahi (870—892), der darauf zum K. ausgerufen wurde, gelang es endlich dessen klugem Bruder Al-Muwaffak, dem verderblichen Einfluß der türk. Leibwache Einhalt zu thun. Mutamid verlegte den Sitz des Khalifats 873 von Samira wieder nach Bagdad, wo er seitdem blieb. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Khorasan auf die Dynastie der Tahiriden die der Saffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Taberistan und Sedschestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Ahmed ben-Tulun machte sich 877 unabhängig und gründete die Dynastie der Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muwaffak 881 das Reich der Zinghier in Kufa und Basra 10 Jahre nach seiner Entstehung; aber das Khalifat von dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht.

Auf Mutamid folgte Muwaffak's Sohn, Al-Mutadhid Billahi (892—902). Er begünstigte die Aliden, litt durch die Einfälle der Byzantiner und durch die in Irak neuentstandene Sekte der Karmaten, die er 899 bekämpfte. Sein Sohn Al-Mutafi Billahi (902—909) kämpfte glücklich nicht nur gegen die Karmaten, sondern noch glücklicher gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien 905 sich wieder unterwarf. Unter des Vorigen Bruder, Al-Muktadir Billahi (909—931), der ihm in einem Alter von 13 J. folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Herrschaft das Reich. Muktadir war der Spielball seiner Frauen und obern Beamten und wurde mehreremal ab- und wieder eingesetzt und endlich ermordet. Unter ihm erhob sich in Afrika Mahdi Obeidallah, stürzte 910 die Dynastie der Aghlabiden und stiftete die der Fatimiden (s. d.). In Persien gelangte 925 die Dynastie der Buiden zu Ansehen und Macht. Khorasan war noch immer unabhängig, nur daß an der Saffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmaten, in Mesopotamien die Hamdaniden. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten machte sich der Statthalter Ichschid zum Herrscher und gründete so die Dynastie der Ichschididen. Al-Kâhir Billahi (931—934), Mutadhid's dritter Sohn, schon bei Lebzeiten seines Bruders ein- und wieder abgesetzt, wurde durch die türk. Söldner vom Throne gestürzt und starb 940. Sein Nachfolger Al-Râdhi Billahi (934—941), der Sohn Muktadir's, führte die Würde eines Emir-al-Omara, d. h. Befehlshaber der Befehlshaber, ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen des K. verbunden war, ähnlich der der fränk. Hausmeier, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, war der Türke Ibn-Raik. Bald aber entriß sie ihm der Türke Badschkem 939 durch Gewalt der Waffen und dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem K. von seiner weltlichen Gewalt nichts als den Namen ließ und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Noch einmal versuchte Radhi's Nachfolger, Al-Muttaki Billahi (941—944), ebenfalls ein Sohn Muktadir's, durch Ermordung Badschkem's die Selbstregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türk. Söldner, einen

tized by Google

andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Turun, der den K. 944 absetzte und blendete. Turun vermachte das Reich förmlich einem gewissen Ibn-Schirzad; aber bald kam es in die Hände des pers. Fürstenhauses der Buiden, die der neue K. Al-Mostakfi Billahi (945) gegen die Tyrannei Ibn-Schirzad's zu Hülfe gerufen, indem dieselben zwar diesen stürzten, aber auch den K. absetzten und die Würde eines Emir-al-Omara in ihrem Hause erblich machten. Der erste buidische Emir, Moizz-ed-daulat, vererbte sie auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der K., sondern der Emir, aber bald nicht mehr über das ganze Reich; denn in jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten.

Nach und nach verloren die K. auch die letzte Auszeichnung, die allgemeine Erwähnung im öffentlichen Gebete und ihren Namen auf den Münzen. Aegypten fiel 970 in die Hände der Fatimiden, die ebenfalls den Namen K. annahmen. So gab es nun drei K.: zu Bagdad, Kairo und Cordova. Die Fatimiden fielen aber, wie die Abbassiden, unter die Gewalt ihrer Vezire, und die Omajjaden in Cordova waren längst durch die Theilung Spaniens in viele kleine Reiche um alle Gewalt gebracht, als die Almoraviden sie völlig stürzten. Der Beherrscher von Turkestan, Ilek-Khan, eroberte Khorasan und stürzte die Samaniden, wurde aber wieder von Mahmud, dem Fürsten von Ghasna, gestürzt, der dort 998 die Herrschaft der Ghasnewiden gründete. In Bagdad mußten die Buiden schon 1038 vor den Seldschuken (s. d.) weichen, welche die K. beherrschten, sich in verschiedene Dynastien theilten und die Herrschaft der Türken begründeten. Dem Reiche der Fatimiden machte der Gründer der ajjubidischen Dynastie in Aegypten, Saladin, 1171 ein Ende; die von ihm gegründete Dynastie herrschte bis 1250 über Aegypten, in welchem Jahre die Mamluken sie verdrängten. Die seldschukischen Sultane von Irak wurden 1194 von den Chowaresmiern und diese durch Dschingis-Khan (s. d.) und die Mongolen gestürzt. Auch Bagdad, der Rest des Eigenthums der K., wurde unter dem K. Al-Mostaßem 1258 die Beute der Mongolen. Sprößlinge der Abbassiden-K. flohen nach Aegypten, wo sie unter dem Schutze der Mamluken ihre geistliche Oberherrschaft über die Moslems geltend machten und auf ihre Nachkommen vererbten. Auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschuken und Mongolen legte der Turkmane Osman als Emir des seldschukischen Sultans von Iconium den Grund zu dem Staate der osman. Türken. (S. Osmanisches Reich.) Als die Türken 1517 Aegypten eroberten, wurde der letzte der ägypt. Schattenkhalifen nach Konstantinopel geführt, später jedoch nach Aegypten zurückgebracht, wo er 1538 starb. Seitdem nahmen die türk. Sultane den Khalifentitel an, den noch gegenwärtig der Sultan in Konstantinopel mit allen, außerhalb seines eigentlichen Reichs jedoch wenig geachteten und von den Persern und Arabern, besonders von den Marokkanern, welche wie die Perser, Nachkömmlingen Ali's unterthan sind, bestrittenen Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Moslems behauptet. Vgl. Weil, «Geschichte der K.» (5 Bde., Manh. 1846—62); A. von Kremer, «Culturgeschichte des Orients unter den K.» (2 Bde., Wien 1875—77).

Khan ist der Titel der mongol. und tatar. Herrscher. Von Dschingis-Khan (s. d.) ging dieser Titel zunächst auf die Prinzen seiner Familie über, dann wurde er von allen mongol. und türk. Häuptlingen angenommen. Später verbreitete er sich in alle Länder, wo dergleichen Dynastien herrschten oder Mongolen und Türken hinkamen; so außer der Tatarei über Persien, Afghanistan, Hindostan und die Türkei, wo neben seinen übrigen Titeln der Sultan auch diesen führt. In vielen mittel- und vorderasiat. Ländern wird jetzt der Titel K. jedem Gouverneur, Häuptling oder Vornehmen gegeben. Den Titel Khakhan, d. i. Khan der Khane, führten nur die mongol. Souveräne und die türk. Sultane; Ilkhan, d. i. Großkhan, nannten sich die in Persien herrschenden mongol. Fürsten. Khanat bedeutet so viel als Fürstenthum oder fürstl. Würde.

Khasia, ein kleiner, nur etwa 85,000 Seelen zählender Volksstamm im nördl. Hinterindien. Derselbe besteht aus 25, eine Art Staatenbund (Khasi Confederacies) bildenden Gemeinden, deren jede einen auf Lebenszeit erwählten Häuptling an ihrer Spitze hat. Sie sind unabhängig von der brit.-ind. Regierung und ihre Selbstregierung ist von letzterer, mit welcher sie immer freundliche Beziehungen zu unterhalten gewußt haben, in keiner Weise beschränkt. Das Land der K. liegt in der brit.-ind. Provinz Assam, südlich von dem Brahmaputra und wird gegen N. von Kamrup und Dorang, gegen S. von Silhet, gegen W. und O. aber von den ebenfalls unabhängigen kleinen Staaten Garo und Dschajanta begrenzt.

Khedive (Khidive, genau Khidiv), ist der officielle Titel, welchen 1867 der Vicekönig von Aegypten auf Verlangen Ismail-Pascha's statt des bisherigen Vali (Statthalter) als Vasall der Pforte von dem Sultan Abd-ul-Asis zugestanden erhielt. K. ist ein pers. Wort von zweifelhafter Etymologie, etwa Großherr, Gewaltiger bedeutend.

Digitized by Google

Khevenhüller, ein altes fränk. Adelsgeschlecht, das sich gegen Ende des 11. Jahrh. nach Kärnten wendete. Den Namen führt es von dem Stammschloß Khevenhüll zwischen Berching und Dietfurt in Franken. Zu Anfang des 16. Jahrh. theilte es sich in die ältere Linie K.-Frankenburg in Oesterreich ob der Enns und die jüngere K.-Hohenosterwitz in Kärnten. Nachdem Johann, Bartholomäus und Moritz Christoph von der ältern und Georg von der jüngern Linie 1566 die Reichsfreiherrenwürde erhalten hatten, wurden die beiden Erstgenannten, und zwar Johann 1593, Bartholomäus 1605 in den Reichsgrafenstand erhoben; dieselbe Erhöhung wurde Friedrich von der jüngern Linie 1725 zutheil. Des letztern Sohn, Graf Johann Joseph, geb. 1706, gest. 1776, vermählte sich mit der Erbtochter des Grafen von Metsch, nahm deshalb 1751 den Namen Khevenhüller-Metsch an und wurde 1763 für sich und den jedesmaligen Erstgeborenen seines Stammes in den Reichsfürstenstand erhoben, auch mit dem Oberst-Erbland-Hofmeisteramte in Oesterreich unter der Ens beliehen. Sein Stamm blüht noch gegenwärtig in zahlreicher Nachkommenschaft fort. An der Spitze desselben steht der Fürst Richard von K.-Metsch, geb. 23. Mai 1813, der 2. Juli 1837 seinem Vater Franz folgte. Gegenwärtiges Haupt der Linie K.-Frankenburg ist der Graf Hugo von K., geb. 5. Juni 1817. Von den frühern Gliedern der Familie sind als besonders ausgezeichnet zu erwähnen: Franz Christoph von K., geb. 21. Febr. 1588, gest. 13. Juni 1650 als kaiserl. Conferenz- und Staatsminister, der Verfasser der «Annales Ferdinandei» (9 Bde., Regensb. 1740; 12 Bde., Lpz. 1716—26), und Graf Ludwig Andreas von K., geb. 30. Nov. 1683, gest. 26. Jan. 1744, der sich im Spanischen Erbfolgekriege unter dem Prinzen Eugen ausbildete, dann gegen die Türken und zuletzt im Oesterreichischen Erbfolgekriege das Commando führte. Vgl. Czerwenka, «Die K.» (Wien 1867).

Khiwa, Chiwa oder Kharism, Khanat in Turkestan, jetzt nur noch 57,800 QKilom. umfassend, wird im Osten durch den Amu-Darja von Buchara und dem russ. Gebiete Amu-Darja getrennt; die sehr kurze Nordgrenze bildet das Südufer des Aralsees westlich von der Mündung des westlichsten Arms des Amu-Darja, die nicht genau bestimmbare Westgrenze das russ. Transkaspische Gebiet; im Süden grenzt K. an Persien und Afghanistan. Der größte Theil des Gebietes besteht aus Sandwüsten; fruchtbar und bevölkert ist nur das Thal des Amu-Darja. Soweit die Bewässerung reicht, erzeugt das Land reichlich Getreide, Reis, Seide, Baumwolle, Sesam, Lein, Obst, Wein und Melonen. Die Viehzucht ist außer der Schaf- und Kamelzucht nicht bedeutend. Die Einwohner, auf 700,000 geschätzt, bestehen in Sarten oder Tadschiks, den eigentlichen Bewohnern des Landes, aus Usbeken, den spätern Eroberern, aus Turkomanen und aus von der Sklaverei befreiten Persern. Juden, Afghanen und Tataren sind selten. Der Handel ist, seit 1873 der Sklavenhandel durch den russ. Feldzug unterdrückt wurde, unbedeutend und concentrirt sich hauptsächlich um Neu-Urgendsch, 30 Kilom. nordöstlich von der Stadt K. Auch die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast ganz auf Atlas, Sammt und Seidenweberei. Die Bewohner sind, mit Ausnahme der Juden, alle sunnitische Mohammedaner und stehen in Bezug auf Cultur und Moral auf sehr niedriger Stufe. Die Regierung des Khans ist erblich und despotisch und nur durch den Friedensvertrag mit Rußland 1873 beschränkt. — Die Hauptstadt K. ist ein elender schmuziger Ort mit hohen Mauern, 1200 kleinen Häusern aus Thonerde, 17 Moscheen und 22 Schulen. Das schönste Gebäude ist die Moschee Polwan-Ata in der Citadelle, wo auch der Palast des Khans sich befindet. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 4—6000 geschätzt.

K. ist das Vaterland der alten, schon von Herodot erwähnten Chorasmier; im Mittelalter stand es unter dem Namen Kharism oder Khowaresmien bis ins 12. Jahrh. unter der Herrschaft der seldschuk. Türken, von denen sich der Statthalter Itsis unabhängig machte. Der letzte seiner Nachfolger war Dschelal-ed-din-Mankberni, ein Freund der Wissenschaften und Begründer einer neuen Zeitrechnung, der um 1220 gegen die Mongolen fiel. Auch Timur verwüstete das Land 1372 und 1379. Später kam das Land unter die Herrschaft der Usbeken (s. d.), die das neue Khanat von K. gründeten. Die jetzige Dynastie der Usbekenkhane stammt von Mehemmed-Emin-Inag (1792—1800). Schon Peter d. Gr. hatte 1717 einen Kriegszug zur Eroberung K.s unternommen, der völlig misglückte. Seitdem führten die Khane von K. gegen die russ. Karavanen einen Raubkrieg, der viele russ. Gefangene in die Sklaverei der Khiwesen führte. Um diese zu befreien, unternahmen die Russen Nov. 1839 einen Kriegszug, der an den Hindernissen des Klimas und des Bodens völlig scheiterte. Erfolgreicher war der Feldzug, welchen die Russen unter Generaladjutant von Kaufmann (s. d.) März 1873 begannen. Von Taschkend aus rückte das Heer 16. März an den Sir-Darja und langte nach

Digitized by Google

äußerst beschwerlichen Märschen 10. Juni vor der Stadt K. an, die sich nach kurzem Bombardement ergab und 11. Juni von den Russen besetzt wurde. Durch den Friedensvertrag vom 25. Aug. 1873, der den Khan thatsächlich zu einem Vasallen Rußlands machte, trat K. alles Land rechts am Amu-Darja ab, gab den Russen vollkommene Handelsfreiheit und bestätigte die bereits 25. Juli decretirte Abschaffung des Sklavenhandels. Vgl. Lerch, «K., seine histor. und geogr. Verhältnisse» (Petersb. 1873); Stumm, «Aus K. Berichte» (Berl. 1873); Schmidt, «Die Expedition gegen K. im J. 1873» (Petersb. 1874); Ker, «On the road to K.» (Lond. 1874); Mac Gahan, «Campaigning on the Oxus and the fall of K.» (Lond. 1874); Stumm, «Der russ. Feldzug nach Chiwa» (Bd. 1, Berl. 1875).

Khlesl oder **Klesel** (Melchior), Cardinal und Minister des Kaisers Matthias, 1553 zu Wien geboren, war der Sohn eines prot. Bäckers. Nachdem er zur kath. Kirche übergetreten, schwang er sich zu hohen Würden empor und wurde von Kaiser Rudolf zum Verweser der Bisthümer von Neustadt und Wien erhoben. In enger Verbindung mit Erzherzog Matthias, war K. die Seele von dessen Unternehmungen, trug wesentlich mit zum Sturze Rudolf's II. bei und ward nach Matthias' Erwählung dessen einflußreicher Minister. Obwol 1616 zum Cardinal erhoben, vertrat doch K. eine mildere Politik, als der nachherige Kaiser Ferdinand II. und dessen jesuitische Rathgeber. In diesem Sinne rieth er bei dem Ausbruche der böhm. Unruhen zur Nachgiebigkeit, und aus dieser Quelle entsprang auch sein Misverhältniß zu Ferdinand, dessen Nachfolge von ihm bekämpft ward. Die Krisis in Böhmen ward für K.'s Schicksal entscheidend. Auf treulose Weise lockte man (20. Juli 1618) den Cardinal in die Burg, ließ ihn gefangen nehmen und nach dem Schloß Amras, von dort nach Rom entführen. Nach Matthias' Tode erhielt er auf des Papstes Verwendung hin nicht nur seine Freiheit zurück, sondern es erfolgte auch (1623) durch Ferdinand II. die Erklärung seiner Unschuld. K. lebte jahrelang in Rom und kehrte erst im Jan. 1627 unter feierlichem Empfange nach Wien zurück, wo er im Sept. 1630 starb. Vgl. Hammer-Purgstall, «Cardinal K.'s Leben» (4 Bde., Wien 1850—51); Kerschbaumer, «Cardinal K., Ministerpräsident unter Kaiser Matthias» (Wien 1865).

Khodawendkjar oder Vilajet **Brusa**, türk. Vilajet in Kleinasien, grenzt nördlich an das Schwarze und das Marmarameer, westlich an das Aegäische Meer, südlich an die Vilajets Aidin und Konia, östlich an die Vilajets Angora und Kastamuni, zählt auf 74,792 QKilom. etwa 1,031,000 E. und umfaßt die Livas Kodscha-Ili, Brusa, Kjutahija, Karahissar und Karassi.

Khokand, Khokan oder **Kokan**, ehemaliges Khanat in Turkestan, reichte früher, wo es das größte und volkreichste war, zu beiden Seiten des Jaxartes oder Sir von der chines. Grenze bis in die Nähe des Aralsees und vom Aktau oder der westl. Fortsetzung des Mustagh nordwärts bis zu dem langen Steppenfluß Tschu im Kirgisenlande. Jetzt bildet es unter dem Namen **Ferghan** oder **Ferghana** eine Provinz des russ. Generalgouvernements Turkestan von 73,215 QKilom. mit 960,000 E. Die Provinz grenzt östlich an Kaschgarien, südlich an Karategin, westlich an das russ. Sarefschan-Gebiet und nördlich an das russ. Sir-Darja-Gebiet und umfaßt die Vorstufen des turkestan. Alpenlandes, das Thal des mittlern Sir und dessen Nebenthäler, das gepriesene **Ferghana** älterer Zeit, bekannt als Geburtsland Babur's und Schauplatz seiner Jugendthaten. Außer den am Fuße der Gebirge sich hinbreitenden Steppen ist das Land meist fruchtbar, namentlich auch an Baumwolle, Seide und Obst, und wichtig als Passageland des Karavanenhandels in Centralasien. Die Bevölkerung ist im Süden des Sir-Darja seßhaft und treibt Ackerbau; der Norden wird von Viehzucht treibenden Nomaden bewohnt. Die Tadschiks und Usbeken im südl. und westl. Theile des Landes bilden den Kern der Bevölkerung; die Nomaden sind meist Kirgisen. Außerdem findet man Juden, Zigeuner, Indier und Afghanen. — Die **Hauptstadt K.**, 12 Kilom. im Süden des Sir, in einem reizenden Thale, durch das Flüßchen Karatall und mehrere Kanäle mit dem Sir verbunden, hat einen großen Umfang, indem die Häuser durch weite Gärten voneinander getrennt liegen. Die Zahl der Einwohner wird auf 50,000 geschätzt. Die 300 Moscheen sind meist verfallen, der große Bazar mit russ. Waaren, einheimischen Seiden- und Wollmanufacturen, sowie Lederarbeiten wohl versehen. Der Handel zieht viele Fremde herbei, da die Stadt der Knotenpunkt verschiedener Karavanenzüge ist. In der Umgebung breiten sich zahlreiche Fruchtgärten und Weinpflanzungen aus. Die Dynastie des ehemaligen Khanats leitete sich direct vom Mongolen Dschingis-Khan ab. In neuerer Zeit litt das Land viel durch die wiederholten Kriege mit Bokhara, dem es zeitweilig unterworfen war, sowie durch innere Wirren. Diese Zustände benutzend, rückten 1853 die Russen unter Perowsky vom Aralsee (s. d.) aus am Sir aufwärts, eroberten die Stadt Akmes-dschid, wo sie das Fort Perowsky bauten, und schlugen 23. Dec.

Digitized by Google

1853 den Khan mit starkem Verlust zurück. Seitdem drangen die Russen immer weiter am Sir vor, den sie bereits als ihren Strom ansehen und mit Dampfbooten befahren. Im Juni 1864 eroberten sie die Städte Aulietta und Turkestan oder Hazret-i-Turkestan, sowie im Spätsommer unter General Tschernjajew die Stadt Tschemkend (43 1/3° nördl. Br.). Durch einen Erlaß vom 24. Febr. 1865 wurde sodann alles neueroberte Grenzland vom Aralsee ostwärts bis zum Issikkul zu einer neuen Provinz Turkestan vereinigt, zu welcher die nördl. Hälfte des Khanats K. mit dem wichtigen Handelscentrum Tâschkend (s. d.) und der Hauptstadt Hazret (Turkestan) gehören. Nachdem eine Revolution in K. die russ. Gesandtschaft daselbst vertrieben hatte, besetzten die Russen 20. Febr. 1876 die Hauptstadt und ein Ukas vom 2. März 1876 erklärte den Rest des Khanats unter dem Namen Ferghana zur russ. Provinz.

Khorasan im weitern Sinne nimmt den anbaufähigen Landstrich ein, der sich zwischen den Steppen des Tieflandes Turan und der Salzwüste im Innern des Hochlandes Iran von Afghanistan im O. bis zu den pers. Provinzen Astarabad und Taberistan im W. hinzieht. Dieser Landstrich wird von einem Gebirgszuge gebildet, der, auf der Südseite sanfter und weniger tief nach der Salzwüste des Innern von Iran, auf der Nordseite aber steiler ins Tiefland von Turan abfallend und die natürliche Grenzmark zwischen diesen beiden geogr. Gesammtländern bildend, in der Richtung von W. nach O. das Elbursgebirge, dessen niedrigere, aber breitere Fortsetzung er ist, mit dem Paropamisus verbindet. Das Klima von K. ist durchweg im Sommer sehr heiß und bei der Höhe des Niveau des Landes im Winter ziemlich kalt, der Boden aber nur da fruchtbar, wo er durch Kanäle bewässert werden kann. K. bildet kein polit. Ganzes mehr. Der kleinere östl. Theil gehört unter dem Namen Herat (s. d.) zu Afghanistan; der größere westl. Theil bildet unter seinem alten Namen die nordöstlichste Provinz des Persischen Reichs mit 322,118 QKilom. und 855,000 E. Die Producte dieser Provinz sind hauptsächlich Getreide, Obst, Wein, Arzneikräuter und Seide. Auch züchtet man ansehnliche Heerden von Kamelen, Pferden und feinwolligen Schafen. Die Einwohner sind dem größern Theile nach Tadschiks. Außer diesen wird das Land von nomadischen Stämmen arab., türk., kurd. und afghan. Ursprungs bewohnt, welche neben der Viehzucht hauptsächlich vom Raube leben. Der Gewerbfleiß der Einwohner ist unbedeutend, doch bestehen Webereien von Teppichen, Shawls, Kameltuch und berühmte Waffenfabriken. Dagegen blüht der Karavanenhandel. Die Hauptstadt sowie zugleich Centralpunkt der Industrie und des Handels von K. ist Meschhed (s. d.). Westlich davon liegt das einst berühmte und wegen der benachbarten Türkisgruben bekannte Nischapur, näher im Nordwesten die Trümmerhaufen der alten Hauptstadt Thus, mit dem Grabmal Firdusi's. K. besteht aus den alten pers. Landschaften Parthien im engern Sinne, Margiana und Aria, bildete also seit den ältesten Zeiten einen Theil des Persischen Reichs, mit dem es an Alexander d. Gr. und von diesem an die Seleuciden kam. Im 3. Jahrh. v. Chr. fiel sein östl. Theil unter die Herrschaft der griech. Könige von Baktrien, nach deren und der Seleuciden Sturze es wieder einen Theil des Persischen Reichs, sowol unter den Arsaciden wie unter den Sassaniden, bildete. Mit der Eroberung des Persischen Reichs durch die Khalifen 646 fiel es unter die Herrschaft dieser, unter der es bis 820 blieb, wo der Statthalter Tahir sich unabhängig machte und hier die Dynastie der Tahiriden gründete, die schon 873 von den Saffariden gestürzt wurden, welche hinwiederum den in Transoxiania herrschenden Samaniden weichen mußten, die K. mit ihren übrigen Staaten vereinigten. Im Anfange des 11. Jahrh. kam es mit dem Sturze der Samaniden unter die Ghasnewiden. Doch schon 1037 setzten sich die Seldschuken in dem westl. Theile fest, bis 1117 Sandschar, der seldschuk. Herrscher von ganz Persien, ganz K. mit seiner Monarchie vereinigte. Nach ihm wurde K. in den gegenseitigen Kriegen der khowaresm. Schahs und der Sultane von Gur die wechselseitige Beute dieser beiden, bis es 1220 durch Dschingis-Khan unter die Herrschaft der Mongolen kam. Unter seinen Nachfolgern gewann es um 1336 wieder eine Art Unabhängigkeit unter den Dynastien der Moluk-Kurts und der Sarbedarier, die sich 1381 Tamerlan unterwarfen. Nach dessen Tode war es der Mittelpunkt der Macht seines Sohnes Schah-Rokh, unter dessen langer Regierung K. eines seltenen Glücks genoß. Der Usbekenhäuptling Schaibek-Khan verjagte 1507 die Nachfolger Schah-Rokh's, mußte aber nach langen Kämpfen K. an den Schah von Persien, Ismael Sofi, abtreten, wodurch es wieder eine Provinz dieses Reichs wurde, bei dem es verblieb, mit Ausnahme Herats, das seit 1716 der Zankapfel zwischen Persern und Afghanen wurde und am Ende im Besitz der letztern blieb.

Khotan oder Iltschi, Stadt in Ostturkestan, früher chinesisch, dann Hauptstadt eines eigenen Khanats, das 1864 von Mohammed-Jakub-Beg von Kaschgar erobert wurde, an der

Digitized by Google

Handelsstraße von Indien nach Kaschgar, zählt 40,000 E., die Seidenzucht treiben. Der früher bedeutende Handel liegt jetzt sehr danieder.

Kiachta, Kjachta, Handelsplatz an der chines. Grenze, im russ. Gebiet Transbaikalien, 450 Kilom. im Südwesten von dessen Hauptstadt Tschita, 25 Kilom. östlich von der in den Baikalsee fließenden Selenga, auf einer von hohen Bergen umschlossenen, dürren, unfruchtbaren und holzarmen Ebene, in 703 Mt. Seehöhe, zwischen zwei Hügelreihen und am Bache Kiachta, nur 500 Mt. vom chines. Stapelplatz Maimatschin gelegen, gehört als Unterstadt zu der nördlich gelegenen Festung Troizkosawsk und bildet mit dieser und dem 22 Kilom. gegen Norden entfernten Orte Ust-Kjachta eine Stadthauptmannschaft mit 8961 E. (1871). K. selbst besteht nur aus etwa 80 kleinen Wohnhäusern und mehrern großen Lagerhäusern und zählte (1871) 944 E. Die bedeutende Grenzfeste Troizkosawsk am Selengazusflusse Bura, Sitz des Befehlshabers der transbaikalischen Kosaken, ist gut gebaut, hat hölzerne Wohnhäuser, große Waarenspeicher, zählte 1871 bereits 4675 E. (Ust-Kjachta 4286 E.) und war bis 1. Oct. 1861 Sitz des seitdem nach Irkutsk (s. d.) verlegten Zollamts. Früher war K. berühmt wegen seiner seit 1727 bestehenden Decembermesse, auf welcher russ. Producte gegen chinesische, namentlich Thee, durch Tauschhandel umgesetzt wurden, und durch welche allein der Tschai-baichowy, d. h. Karavanenthee, als bessere Sorte nach Europa kam. Da aber durch den Vertrag zu Peking vom 14. Nov. 1860 der Handel längs der ganzen russ.-chines. Grenze freigegeben ist, und seit 1861 der Thee auch in die Ostseehäfen und über die Westgrenze Rußlands eingeführt werden darf, so hat die Messe und der ganze Handel K.s bedeutend verloren. Bei der Einfuhr spielt die Hauptrolle noch immer der Thee, bei der Ausfuhr Tuch, Baumwollzeug, Pelzwerk und Leder.

Kibitka heißt ein in Rußland gebräuchliches Fuhrwerk, welches sich von der ebenfalls dort sehr gebräuchlichen Telega dadurch unterscheidet, daß letztere ein einfach offener Breterwagen ohne alle Bedeckung ist, während die K. durch ein über den hintern Theil des Wagens ausgespanntes Dach von Matte einigen Schutz bietet. Gewöhnlich werden vor die K. drei Pferde gespannt, von denen das Mittelpferd im Joch läuft. Diese Bespannungsart (nicht aber das Fuhrwerk selbst) wird Troika genannt. Auch die Zelte der Kirgisen werden K. genannt.

Kibitz (Vanellus) ist der Name einer zu den Sumpf- oder Wadvögeln gehörenden Vogelgattung, welche sich vor ihren Verwandten durch dreizehige Füße mit sehr kleiner Hinterzehe und einen geraden Schnabel auszeichnet, der kürzer als der Kopf ist. Zu ihr gehört der gemeine K. (V. cristatus), welcher von Schweden bis Nordafrika und in ganz Nordasien und Indien gefunden wird. In Deutschland, wo sein Ruf «Kiwitt» allgemein bekannt ist, erscheint er als Zugvogel schon Ende Februar oder Anfang März und wählt sich seinen Aufenthalt auf Mooren und Sümpfen. Er hat einen dunkelgrünen, bronzeschillernden Mantel, rostrothen Bürzel und fleischrothe Beine. Der breite Ringkragen, der Kopf, der hohe, nach vorn gerichtete Federbusch und Schnabel sind tiefschwarz. Die olivengrünen, schwarzbraun punktirten und gefleckten Eier sind sehr schmackhaft und daher gesucht; das Fleisch hat einen unangenehmen Geruch. Durch Vertilgung einer großen Menge Regenwürmer, Ackerschnecken u. s. w. stiftet der K. einigen Nutzen.

Kichererbse, Pflanzenart, s. Cicer.

Kidderminster, Municipalstadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft Worcester, ein gutgebauter, reinlicher Ort, 26 Kilom. im Norden von Worcester, an der Eisenbahn und an beiden Ufern des Stour, unweit von dessen Mündung in die Severn, zählt 19,473 E., hat eine Lateinschule, ein Athenäum und 15 Kirchen, darunter eine goth. Kathedrale mit werthvollen Denkmälern und alten Metallarbeiten, ein stattliches Rathhaus, schöne Promenaden und eine schöne Ruine der Burg Caldwell. Die Stadt stand schon unter Heinrich VIII. wegen ihrer Tücher, später wegen ihrer leinenen und halbwollenen Zeuge (Lindsey-woolsey) in Ruf, noch später wegen ihrer Krepps, Bombasins und Poplins. Jetzt fertigt man hier eine eigene Art geschorener Teppiche, die nach der Stadt benannt werden und wegen ihrer eleganten Muster und dauerhaften, glänzenden Farben sehr beliebt sind.

Kidron oder Kedron, ein Thal mit einem Regenbach bei Jerusalem, das auf der Nordseite dieser Stadt, nahe den sog. Gräbern der Richter, auf der Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen und Todten Meere seinen Anfang nimmt. Das Thal zieht sich unter dem jetzigen Namen Wadi-Sitti-Mariam längs der östl. Stadtmauer zwischen dieser und dem Oelberge gerade von Norden nach Süden hinab, nimmt das von Westen her einmündende Thal Hinnom (jetzt Wadi-en-Nabâbi) auf, geht dann plötzlich im rechten Winkel östlich und südöstlich als öde, bis 600 Mt. tiefe Schlucht an dem an der Westwand stehenden Kloster Mar-Saba vorüber und fällt südlich unter der Klippe Ras-el-Feschkha ins Todte Meer ab. In dem untern

Digitized by Google

Laufe führt das Thal den Namen Wâdi-en-Nâr (Feuerthal), in der Gegend des Klosters auch Wâdi-en-Râhib (Mönchsthal), und bei Jerusalem wird es häufig Thal Josaphat genannt, d. i. Gott-Richter-Thal, eine Benennung, die aus Joel 3, 17 stammt, als Bezeichnung des Thals, wo Gott Gericht über die Völker halten wird. Juden, Christen und Mohammedaner halten das Kidronthal für den Ort, wo das Jüngste Gericht stattfinden soll, weshalb sie auch dort gern ihre Grabstätte wählen. Das Thal ist daher voll von alten und neuen Gräbern. Der geogr. Name des Thals und Bachs K. (bei Luther Kedron) bedeutet: der Trübe.

Kiefer (maxilla) nennt man die 14 Knochen, welche bei den Säugethieren vom untern Augenrande abwärts das Gesicht bilden und die Zähne tragen. Man unterscheidet den Oberkiefer, der fest mit dem Schädel verbunden ist, und den beweglichen Unterkiefer. Der Körper des Oberkiefers (os maxillare superius) zerfällt in zwei einander zugekehrte Hälften, eine rechte und eine linke, von denen jede durch drei Wände gebildet ist: eine obere horizontale, in der Augenhöhle gelegene (Augenhöhlenwand), und zwei senkrechte, sich unten im Kieferfortsatz vereinigende, nämlich die äußere, von vorn nach hinten gebogene Gesichtswand, und die innere, gerade, von vorn nach hinten gerichtete Nasenwand. Die Gesichtswand bildet also den äußern Theil der Wangengegend, die Nasenwand mit der der andern Seite die Nasenhöhle. Alle drei Wände zusammen lassen einen hohlen lufterfüllten Raum zwischen sich (die Kieferhöhle, antrum Highmori), der unter der untern Nasenmuschel in die Nasenhöhle mündet und mit Schleimhaut ausgekleidet ist. Der Oberkieferknochen hat mehrere Fortsätze, von denen der eine mit dem der andern Seite die knöcherne Nase bildet, einen seitlichen, welcher den Jochbogen mit herstellt, den Zahnzellenfortsatz mit den Zähnen, und zwischen Mund- und Nasenhöhle den Gaumenfortsatz, eine Leiste, an welche auf beiden Seiten die Gaumenbeine (der knöcherne Gaumen) angefügt sind. Im innern Augenwinkel führt ein Kanal in die Nasenhöhle herab, der Thränenkanal, durch welchen die Thränen in die Nase abfließen. Der Unterkiefer (maxilla inferior s. mandibula) ist hufeisenförmig gestaltet, an den Enden nach oben gerichtet und mit diesen charnierartig mit dem Schädel verbunden; sein unterer Rand ist etwas nach außen gerichtet und bildet vorn das Kinn (mentum). In seinem obern Rande sitzen die dem Oberkiefer zugekehrten Zähne. Den Boden der Mundhöhle bilden nur weiche Theile. Am Oberkiefer und Unterkiefer sitzen zahlreiche, das Mienenspiel leitende Muskeln, zwischen beiden K., namentlich in der Nähe der Gelenkverbindung, starke Muskeln, welche die Kaubewegungen ausführen. Ueberdies gehen durch Kanäle beider K. zahlreiche Blutgefäße und Nerven. Bei sehr weitem Aufsperren des Mundes, insbesondere bei ungeschicktem Gähnen, kann sich der Unterkiefer nach vorn verrenken, sodaß der Mund trotz aller Anstrengungen nicht wieder geschlossen werden kann. Durch kräftiges Herabziehen des Unterkiefers und darauffolgendes Rückwärtsschieben desselben läßt sich diese Verrenkung selbst vom Laien recht gut einrichten.

Kiefer ist die wissenschaftliche Bezeichnung derjenigen Nadelhölzer, welche der Gattung Pinus angehören. Die Nadeln sind vom zweiten Lebensjahre des Baums an paarweis oder büschelig gestellt, zwei bis fünf am Grunde von einer häutigen Scheide umgeben. Die Zapfen stehen anfangs aufrecht, später seitwärts oder abwärts gerichtet; die Schuppen sind gegen ihre Spitze mehr oder weniger verdickt, endigen bei den meisten Arten in einen nach auswärts gekehrten Schild (Apophyse), welcher durch einen queren Kiel getheilt ist, der in der Mitte in eine mehr oder weniger scharf ausgesprochene Erhabenheit (Nabel) erweitert ist. Den Samen umfaßt meist ein Flügel mit zangenartigem Ausschnitt. Die Samen reifen im zweiten Herbst nach der Blütezeit. Die gemeine K. (P. silvestris L.), einer unserer wichtigsten Waldbäume, in Süddeutschland meist Föhre oder Fohre, in Würtemberg Mädelbaum, in Norddeutschland, in Liv- oder Estland Tanne, in der Provinz Preußen und in Kurland Fichte, in der Schweiz Dale, Thäle, sonst noch Forle, Forche, Kienbaum, Tangelbaum u. s. w. genannt, wird bei normalem Wachsthum bis 40 Mt. hoch, in der Jugend mit pyramidaler, im Alter mit stark abgewölbter bis schirmförmiger Krone. Die Rinde der jungen Zweige ist graugelb, die der ältern Aeste und der obern Stammtheile rothgelb und löst sich in papierdünnen Fetzen los; die ältern Stammtheile von unten bis nahe zum Kronenansatz besitzen eine außen graubraune, innen rothbraune, stark rissige, allmählich immer dicker werdende Borke. Die Nadeln stehen paarweise auf etwas erhabenem Kissen, spiralig um den Zweig, aber nicht dicht; sie sind 40—50 Mmt. lang, an der convexen Fläche dunkelgrün, an der ebenen seegrün; sie dauern drei bis vier Jahre. Ihre Blütezeit ist in den mittlern Lagen Deutschlands im Mai. Die 6—7 Mmt. langen, gelblichen männlichen Blüten sind eiförmig, kurz gestielt, strauß- oder büschelförmig zusammengedrängt am Ende der vorjährigen Triebe; diese erscheinen nach Abfall

Digitized by Google

der Blüten nackt. Die etwas kleinern, weiblichen Blüten sind röthlich, gestielt, sitzen einzeln, seltener quirlständig am Ende der jungen Triebe. Der 4—7 Ctmt. lange Zapfen ist kegelförmig mit schiefer Grundfläche, sitzt an einem langen, gebogenen Stil. Die meist flachen oder etwas pyramidal erhabenen Apophysen sind nur schwach gekielt, gewöhnlich grau mit plattem, gelblichbraunem Nabel. Der länglich eiförmige Samen ist spitz, 3—4 Mmt. lang, schwärzlich, mit einem bis dreimal so langen Flügel. Die K. besitzt von allen Nadelhölzern die weiteste Verbreitung, sie ist heimisch in ganz Europa und in einem großen Theile des nördl. Asien, vermag überdies auf den verschiedenartigsten Boden zu wachsen. Am meisten sagt ihr ein tiefgründiger, humoser Sand zu, sie gedeiht aber auch unter allen nutzbaren Holzarten noch am besten auf dem magersten Flugsand, und ist daher für den Anbau der Dünen an den norddeutschen Küsten wichtig. Jedoch auch auf Moorboden und auf trockenen Felsklippen vermag sie zu wachsen. Die K. verträgt außerordentlich große Wärme- und Kältegrade, ist aber unter den Nadelhölzern neben der Lärche eine der lichtbedürftigsten Holzarten. In den nordischen Gebirgen steigt sie etwas höher als die Fichte.

Der Werth des Kiefernholzes steigt sehr mit dem Alter des Baums, da sich nur alte K. durch bedeutende Entwickelung des Kerns auszeichnen. In Culturwäldern wird sie wol selten älter als 100—120jährig genutzt, häufig weit jünger, während sie auf ihr zusagendem Standort recht gut ein Alter von 3—400 J. erreichen kann. Die gemeine K. liefert das gesuchteste Holz zu starken Schiffsmasten; am berühmtesten sind die nordischen, welche von Riga aus in den Handel kommen; in Deutschland die K. des Hauptsmoors bei Bamberg. Während junges Kiefernholz wenig Brennkraft und nur sehr geringe Dauer besitzt, zeichnet sich altes, kerniges, harzreiches bezüglich dieser Eigenschaften vortheilhaft vor der Fichte aus, weshalb es oft an Stelle von Eichenholz, z. B. zu Brückenrosten, Verwendung findet. Die K. liefert ferner Theer, Terpentinöl, Pech und Kienruß. Die Nadeln dienen zur Bereitung von Bädern, auch gewinnt man aus ihnen die sog. Waldwolle. Die K. ist forstlich sehr wichtig, nicht blos ihrer vielseitigen Nutzbarkeit wegen, sondern namentlich auch deshalb, weil sie zur Aufforstung der schlechtesten Boden dient, z. B. auf trockenem Sandboden durch keine andere Holzart ersetzt werden kann. Die schönsten, nutzbarsten Kiefernstämme erzieht man durch Mischung mit andern, schlanken Holzarten, z. B. mit Fichten. Die K. ist vielfachen Gefahren und Krankheiten ausgesetzt. In der Jugend leidet sie häufig an der «Schütte», einer Krankheit, welche im Gelbwerden und Abfall der Nadeln besteht, deren Ursache noch unbekannt ist. Verschiedene parasitische Pilze verursachen Krankheiten der Nadeln, der Rinde und des Holzes. Unter den Insekten hat sie viele Feinde, wie den großen Kiefernspinner (Gastropacha pini L.), die Nonne (Liparis monacha L.), Kiefereule (Trachea piniperda Panz.), Kiefernspanner (Fidonia piniaria L.), die Larve des Maikäfers (Engerling) u. a. Ihre tiefgehende Bewurzelung macht die K. sturmfester, als die Fichte, dagegen leidet sie mehr vom Schnee- und Eisbruch als diese.

Die verschiedenen Standortsverhältnisse bedingen verschiedene Formen der gemeinen K., welche früher von Botanikern und Gärtnern besonders benannt wurden. Als gute europ. Arten der Gattung Pinus sind namentlich zu nennen: Bergkiefer oder Krummholzkiefer (P. montana Mill.), deren gleichfarbige Nadeln paarweise aus einer Scheide kommen. Die weiblichen Blüten sind violett oder bläulich, der Nabel der Apophysen von einer dunkeln Linie begrenzt, grauweiß, die Rinde dunkel. Sie bildet zahlreiche Varietäten mit Uebergangsformen, wie die Hakenkiefer (P. uncinata), deren Zapfen an der Lichtseite sehr stark entwickelte, kapuzenförmig erhabene und nach der Basis zurückgekrümmte Apophysen haben, die Krummholz- oder Knieholzkiefer (P. Pumilio), mit Apophysen von gleicher Höhe rings um den Zapfen, die Mugokiefer (P. Mughus) u. s. w. Die Schwarzkiefer (P. Laricio Poir., austriaca Höss) hat paarweise, gleichfarbige Nadeln, gelbe männliche und rothe weibliche Blüten, bis 8 Ctmt. lange, sitzende, gelbbraune Zapfen mit fleischfarbenem Nabel und ist verbreitet in Südeuropa und wichtig wegen der Harznutzung (Wienerwald). Die Strandkiefer (P. Pinaster Soland, maritima Lamk.), der Laricio sehr ähnlich, ist als Harzbaum besonders wichtig an den Küsten Portugals, Spaniens und Frankreichs und ein ausgezeichneter Baum für die Cultur der Sanddünen an den Küsten des Atlantischen Meers. Die Aleppokiefer (P. halepensis Mill.) mit paarweisen, gleichgefärbten, sehr dünnen, zarten Nadeln, ist heimisch an den Küsten des Mittelmeers. Die Pinie (P. Pinea L.) hat paarweise, hellgrüne Nadeln, eiförmige, 8—15 Ctmt. große Zapfen; ihr Nabel ist ohne schwarze Saumlinie, ihr Samen bis 2 Ctmt. groß mit nur schmalem, saumartigem Flügel, ihr Kern eßbar. Sie ist heimisch an den Küsten des Mittelmeers. Die Zirbelkiefer (Arve; P. Cembra L.), deren Nadeln

Digitized by Google

zu fünf aus einer Scheide kommen, hat einen eßbaren Kern und ist heimisch in den Alpen, wo sie bis in die Krummholzregion steigt. Von den zahlreichen exotischen K. ist in Deutschland namentlich heimisch geworden die Weymouthskiefer (P. strobus L.), deren zarte und dünne, bis 10 Ctmt. lange, an der convexen Seite hellgrün, an der innern, ebenen Fläche bläulichweiß gestreifte Nadeln zu fünf aus einer Scheide kommen. Sie ist aus Nordamerika seit 1705 in Europa eingeführt, nicht blos in Gärten, sondern auch als Waldbaum cultivirt. Dieser K. ähnlich ist die deutsches Klima gut vertragende P. excelsa Ham. vom Himalaja.

Kiel heißt der unterste lange Balken eines Schiffs, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffs geht und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist, daher man poetisch K. für Schiff sagt. Bei eisernen Schiffen wird der K. durch Eisenplatten gebildet. Auf den K. stoßen vorn und hinten der Vor- und Hintersteven des Schiffs, welche die Begrenzung des Rumpfs bilden. Unten im Winkel zwischen Steven und K. befindet sich eine Auflotzung, die anfänglich von derselben Stärke wie der K. sich nach oben hin allmählich ausbaucht und in die runde Form des Rumpfs übergeht. Diese Auflotzung bietet namentlich bei tiefgehenden und scharfgebauten Schiffen eine größere, fast senkrechte Fläche, welche bei Drehungen des Schiffs dem Wasser bedeutenden Widerstand entgegensetzt und erstere dadurch erschwert. Um diesen Uebelstand zu beseitigen hat Grell in Hamburg den Gitterkiel erfunden, d. h. er hat bei eisernen Schiffen (bei hölzernen ist es nicht thunlich, weil dadurch der Verband zu sehr gelockert würde) die hintere Auflotzung (das sog. Todholz) durchbrochen, um das sonst zu verdrängende Wasser durchfließen zu lassen. Diese Erfindung ist sehr zweckmäßig und kommt immer mehr zur Anwendung. — Kielholen heißt ein Schiff so auf die Seite legen, daß man zum K. kommen und diesen ausbessern oder den untern Theil des Schiffsbauchs kalfatern, mit Kupfer beschlagen oder eine andere Ausbesserung daran vornehmen kann. — Außerdem hieß Kielholen eine zuerst von den Holländern eingeführte, gegenwärtig allenthalben abgeschaffte barbarische Strafe auf Schiffen. Der Delinquent ward hierbei in einen bleiernen Brustharnisch gesteckt, an den Füßen mit Gewichten beschwert und so mittels Seile dreimal unter dem K. des Schiffs hindurch und wieder zurückgezogen. Hatte der Delinquent diese lebensgefährliche Execution glücklich überstanden, so erhielt er gewöhnlich noch eine ihm durch Urtheil auferlegte Anzahl Hiebe. — Kielwasser heißt die ziemlich lange sich sichtbar erhaltende Furche, welche der K. beim Laufe des Schiffs im Wasser hinter sich läßt und die selbst bei hoher See fast ganz eben und ruhig ist, sodaß ab- und zugehende Boote sie gern benutzen.

Kiel (vormals tom Kyle, zum Kiel), Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, durch eine Eisenbahn nach Neumünster mit der schlesw.-holstein. Haupteisenbahnroute und durch eine Eisenbahn nach Ascheberg mit den Eisenbahnrouten nach Neustadt in Holstein und Lübeck verbunden, liegt in einer höchst anmuthigen Gegend des östl. Holstein an einem Meerbusen der Ostsee, dem sog. Kieler Hafen, an dessen westl. Ufer sich die schöne städtische Waldung Düsternbrook hinzieht. K. ist Sitz des Oberpräsidenten und des Landesdirectors, des evang.-luth. Consistoriums, der Prüfungsbehörden und des Appellationsgerichts für die Provinz Schleswig-Holstein, eines Kreisgerichts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbankstelle; hier ist auch die Marinestation der Ostsee mit zahlreichen Behörden nebst der Marineakademie und Marineschule. Die Stadt K. wurde erst nach 1233 begründet; das erste Stadtprivilegium, worin ihr das Lübische Recht verliehen wurde, ist von 1242. Doch führt in dieser Urkunde die neue Stadt noch keinen Eigennamen, sondern heißt blos civitas Holsatiae. Gleichzeitig entstand neben der Stadt ein landesherrl. Schloß. Von sehr alter Zeit her besteht der sog. Kieler Umschlag, eine Messe, welche vormals vier Wochen (6. Jan. bis 2. Febr.), jetzt 12 Tage dauert und der Hauptgeldmarkt für Schleswig-Holstein geworden ist. Als Hansestadt wird K. zuerst 1363 genannt; doch spielte sie als solche eine sehr untergeordnete Rolle. Die Stadt wurde 1469 von König Christian I. an die Reichsstadt Lübeck verpfändet und erst 1496 wieder eingelöst. Am 5. Oct. 1665 stiftete Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp zu K. die Universität Christiana Albertina, und 1720—73 war K. die Hauptstadt des gottorpischen (großfürstl.) Antheils vom Herzogthum Holstein. Am 14. Jan. 1814 wurde hier der Kieler Friede abgeschlossen, durch welchen der König-Herzog Friedrich VI. das Königreich Norwegen und die schlesw. Insel Helgoland abtrat. Von K. aus ward 24. März 1848 das Signal gegeben zur Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die dän. Herrschaft. Im Herbst 1865 nahm die österr. Statthalterschaft in Holstein, im Juni 1866 das preuß. Oberpräsidium für Schleswig-Holstein hier seinen Sitz. Seitdem wurde der Kieler Meerbusen, einer der besten und sichersten Ostseehäfen, in welchen beim Dorfe Holtenau der

Digitized by Google

die Verbindung mit der Nordsee vermittelnde schlesw.-holstein. Eiderkanal mündet, zur deutschen Hauptmarinestation eingerichtet. Der Eingang desselben wird vertheidigt durch die neuerdings sehr erweiterte und verstärkte Seefestung Friedrichsort (s. d.) nebst dem benachbarten Fort Falckenstein auf dem Braunen Berge und die gegenüberliegenden Festungswerke bei Möltenort auf dem östl. Ufer. Außer dem 1865 angelegten Marinedepôt in Düsternbrook ist auf dem östl. Ufer des Meerbusens ein großartiges Marine-Etablissement zwischen den Dorfschaften Ellerbeck und Gaarden eingerichtet, welches durch eine Zweigbahn mit dem kieler Bahnhofe verbunden wird und 1878 vollendet sein soll. Gleichzeitig ward das äußerste Ende des Meerbusens zum Behuf neuer Quai-Anlagen ausgeschüttet. Das früher in Berlin bestehende Seekadetteninstitut wurde 1867 als Marineschule nach K. verlegt, 1868 eine Schule für Maschinisten der Marine und 1872 eine Marineakademie für Seeoffiziere errichtet. Der ungeheuere Aufschwung des Verkehrs, welchen die Marinestation und die Marinebauten hervorriefen, hat sowol Gaarden (mit der Werft der Norddeutschen Schiffsbau-Actiengesellschaft) und Ellerbeck größtentheils in städtischer Weise umgestaltet wie auch insbesondere K. ganz außerordentlich gehoben. Das bebaute Stadtgebiet hat sich um mehr als ein Drittel erweitert und die Bevölkerung beinahe verdoppelt, da 1864 K. erst 18,695 und mit Einschluß des nordöstlich anstoßenden Dorfes Brunswick, das seitdem der Stadt einverleibt ist, 20,738 E., 1875 aber 37,270, mit dem Vorort Gaarden 42,108 E. zählte. Die Altstadt, unmittelbar am Ostseestrande, fast ringsum von einer Lagune, dem sog. Kleinen K., umgeben, ist ziemlich enge und unansehnlich. Die neuern und schönern Stadttheile schließen sich im Süden und Westen an und erstrecken sich um den Kleinen K. herum. Die Stadt hat drei luth. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Realschule, vortreffliche Volksschulen, eine Blindenanstalt, eine Idiotenanstalt und viele milde Stiftungen, auch eine Handelskammer, einen Gewerbeverein nebst Gewerbeschule u. s. w. Unter den industriellen Unternehmungen sind die Schiffswerften und eine große Eisengießerei nebst Maschinenfabrik, außerdem die großartige Dampf- und Wassermühle in dem nahen Dorf Neumühlen an der Schwentine-Mündung bemerkenswerth. Die Universität, mit einem neuen schönen Universitätsgebäude im Schloßgarten, zählt über 60 Lehrer und (1877) 240 Studirende. Dieselbe besitzt eine Bibliothek von etwa 150,000 Bänden und werthvolle Sammlungen, darunter namentlich das schlesw.-holstein. Museum vaterländischer Alterthümer und das Kunstmuseum (Gipsabgüsse antiker Sculpturen). Erwähnung verdienen auch die Kunsthalle (Gemäldegalerie) und das Thaulow-Museum (Sammlung älterer schlesw.-holstein. Schnitzwerke und Volkstrachten). Die akademischen Heilanstalten sind neu und zweckmäßig eingerichtet. Seit 1873 ist die früher in Altona befindliche königl. Sternwarte nach Düsternbrook verlegt und mit der Universität verbunden. In K. haben auch die Historische Gesellschaft, der Naturwissenschaftliche Verein, der Kunstverein und der Landwirthschaftliche Generalverein für Schleswig-Holstein ihren Sitz. Unweit der Stadt südwärts liegt die Privatirrenanstalt Hornheim und nordwärts die Seebadeanstalten Düsternbrook und Bellevue. Vgl. Prahl, «Chronik der Stadt K.» (Kiel 1855). — Der Kreis K., dessen Landrath auf dem Schloß bei Bordesholm (19 Kilom. südlich von K.) seine Amtswohnung hat, zählt auf 707,5 QKilom. (1875) 74,315 E.

Kielmansegg (Grafen von), ein aus Holstein stammendes Geschlecht, welches ursprünglich Kielmann hieß. Der Gottorfsche Hofkanzler Johann Adolf Kielmann, geb. 1612, gest. 1676, erhielt 1641 ein kaiserl. Adelsdiplom, 1652 eine Wappenbesserung und das Prädicat «von Kielmansegg». Dessen Söhne wurden 1679 in den Freiherrnstand und dessen Enkel, unter ihnen Georg Ludwig, geb. 1705, gest. 1785 als kurhannov. General der Infanterie, der Stammvater der bisjetzt blühenden Linien, 1723 in den Grafenstand erhoben. Ein nachweislicher Zusammenhang dieser Familie mit der aus Hattingen stammenden und seit 1632 freiherrlichen Familie Kielmann von K. in Oesterreich besteht nicht. Jetziges Haupt der Familie ist Graf Ludwig Friedrich Karl, geb. 6. Oct. 1830. Vgl. «Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von K.» (Lpz. 1872).

Kiemen heißen die Organe, die, zur Wasserathmung bestimmt, bei Wasserthieren die Stelle der luftathmenden Lungen der Landthiere vertreten und von diesen sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie sich nach außen entfalten. Der Athmungsproceß durch K. ist insofern dem durch die Lungen vermittelten ganz analog, als auch hier ein Austausch der im Blute enthaltenen Kohlensäure gegen den im Wasser enthaltenen Sauerstoff vor sich geht. Kiemenathmung kommt vorzugsweise den niedern Thierklassen zu, z. B. der Mehrzahl der Weichthiere, der Ringelwürmer, den Krustenthieren (Krebsen), vielen Insektenlarven, allen Fischen und einigen

tized by Google

Amphibien während des ganzen Lebens, andern, z. B. Kröten und Fröſchen im Larvenzuſtande. Die Geſtalt der K. iſt ſehr verſchieden. Kammförmig ſind ſie bei den meiſten Fiſchen, wie Lappen, Büſchel, Sträuße geſtaltet bei andern Waſſerthieren. Oft liegen die K. ganz frei auf der Oberfläche des Körpers, oft auch in eigenen Höhlen, wozu indeſſen das Waſſer Zutritt hat. Sie können an den verſchiedenſten Körpertheilen entwickelt ſein. Nur bei einigen Fiſchmolchen und Fiſchen kommen Lungen und K. zugleich vor. Erſtickung tritt bei den durch K. athmenden Thieren entweder dadurch ein, daß außerhalb des Waſſers die feinern Kiemenblättchen zuſammentrocknen und der Blutlauf unterbrochen, oder dadurch, daß der im Waſſer aufgelöſte Sauerſtoff aufgezehrt iſt und nicht erneuert wird. Daher ſterben Fiſche mit ſtarkgeſpaltener Kiemenöffnung leichter als die mit engen Kiemenöffnungen. Heringe ſterben z. B. wenige Minuten, nachdem ſie aus dem Meere genommen ſind, während Aale ſtundenlang auf dem Lande aushalten. Am längſten dauern diejenigen Fiſche außerhalb des Waſſers, welche beſondere Waſſerbehälter zum Feuchthalten der K. beſitzen, wie der Kletterbarſch, der ſechs Tage außerhalb des Waſſers leben kann.

Kienöl, ſ. Terpentin.

Kienruß nennt man die aus faſt reinem Kohlenſtoff beſtehende lockere ſchwarze Maſſe, die durch Verbrennung bei unvollſtändigem Luftzutritt und Abkühlung aus öligen und harzigen Körpern gewonnen und zur Bereitung von ſchwarzer Farbe, namentlich Druckfarbe, verwendet wird. In der Regel wird die Kienrußbrennerei neben der Harzſiederei betrieben, indem die bei letzterer abfallenden Harzgriefen noch zum Kienrußbrennen benutzt werden. Den meiſten K. gewinnt man in Thüringen und am Harz. Auch wird viel K. aus Schweden und Rußland ausgeführt. Seit der Einführung der fabrikmäßigen Darſtellung der Oel- und Lampenruße (Kunſtruße), welche ausſchließlich zur Bereitung der Buchdruck- und Steindruckfarben Verwendung finden, hat der K. an Bedeutung eingebüßt.

Kiepert (Heinr.), ausgezeichneter Geograph und Kartograph, geb. 31. Juli 1818 zu Berlin, erhielt ſeine Ausbildung auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium. Seinen wiſſenſchaftlichen Ruf begründete K. durch den «Atlas von Hellas und den hellen. Colonien» (24 Blatt, Berl. 1840—46; 3. gänzlich umgearbeitete Aufl. 1871), den er unter Mitwirkung ſeines Lehrers und Freundes Ritter bearbeitete, ſowie durch die Karten zu Robinſon's und Smith's «Paläſtina» (3 Bde., Halle 1841). Seitdem ſeine Studien beſonders Kleinaſien zuwendend, wurde er von den 1837—39 dort beſchäftigten preuß. Offizieren mit der Redaction ihrer daſelbſt ausgeführten topogr. Arbeiten betraut und bereiſte 1841—42 den nordweſtl. Theil jenes Gebietes antik-claſſiſcher Cultur. Das Geſammtergebniß dieſer Studien war die treffliche «Karte von Kleinaſien» (6 Blatt, Berl. 1843—45). Im Herbſt 1845 übernahm er die techniſche Direction des Geographiſchen Inſtituts zu Weimar, kehrte aber Ende 1852 nach Berlin zurück. Nachdem er hier 1853 in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen worden, eröffnete er 1854 Vorleſungen an der Univerſität und erhielt an derſelben 1859 eine außerord., 1874 eine ord. Profeſſur. Unter K.'s kartogr. Arbeiten aus letzterer Zeit ſind vor allem der «Neue Handatlas der Erde» (40 Blatt, Berl. 1857—61; neue erweiterte Ausg. 1866 fg.) und, wegen ſeiner überaus großen Verbreitung, der «Atlas Antiquus» (7. verbeſſerte Ausg. 1877) hervorzuheben, die in vielen Beziehungen alle übrigen Unternehmungen dieſer Art weit hinter ſich laſſen; außerdem Hunderte einzelner Blätter ſowie größerer zuſammengehöriger Reihen von Karten (viele davon als integrirende Theile hiſtor., archäol., ſprachwiſſenſchaftlicher Werke und Zeitſchriften), an denen, außer großer Correctheit der Zeichnung und Begründung auf das Detailſtudium der Originalquellen, vorzüglich die im kartogr. Fache noch ziemlich ſeltene Sorgfalt in der genauen Wiedergebung fremdartiger Nomenclatur von Sachkennern geſchätzt wird. K.'s literariſche Arbeiten beſchränken ſich auf eine Anzahl der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin vorgelegter Specialunterſuchungen, von denen nur ein Theil in den «Monatsberichten» derſelben gedruckt worden iſt, eine Reihe von Artikeln und Kritiken in geogr. Zeitſchriften und das «Lehrbuch der alten Geographie» (Berl. 1877 fg.). — Richard K., Sohn des Vorigen, geb. 13. Sept. 1846 zu Weimar, hat ſeit ſeiner akademiſchen Studienzeit an den Arbeiten ſeines Vaters ſich praktiſch betheiligt, eine Anzahl Kartenblätter unter eigenem Namen herausgegeben und übernahm ſeit K. Andree's Tode (1875) die Redaction der geogr.-ethnogr. Zeitſchrift «Globus» in Braunſchweig ſowie ſeit 1877 die techniſche Leitung von D. Reimer's kartogr. Anſtalt in Berlin.

Kieſel oder Silicium iſt bei den Chemikern der Name eines Elements, das 1824 von Berzelius zuerſt dargeſtellt worden iſt, für ſich nur in einem unſcheinbaren braunen, auf Umwegen zu gewinnenden Pulver beſteht und in Verbindung mit Sauerſtoff die Kieſelerde oder Kieſelſäure bildet, welche in der Natur außerordentlich häufig vorkommt und den weſent-

Digitized by Google

lichſten Beſtandtheil der feſten Rinde unſerer Erdoberfläche ausmacht. Die Kieſelerde findet ſich im unverbundenen Zuſtande theils als Bergkryſtall in ſechsſeitigen Prismen kryſtalliſirt, welche in ſechsſeitigen Pyramiden enden, die aber eigentlich aus zwei Rhomboëdern beſtehen, theils nur kryſtalliniſch ohne äußere Kryſtallform. Die weniger hellen und glänzenden Kieſelerdekryſtalle nennt man Quarz (ſ. d.). Der Quarzſand beſteht aus loſen kryſtalliniſchen Quarzkörnern; der Sandſtein (ſ. d.) aus Quarzſand, deſſen einzelne Stückchen durch mineraliſche Bindemittel, wie Kalk oder Thon, zu einem feſten Geſtein verbunden ſind. Der Opal und alle hierhergehörigen Varietäten der Kieſelerde, wie Hyalith, Kacholong, Hydrophan, Menilit u. ſ. w., ſind waſſerhaltige, nichtkryſtalliniſche Kieſelſäure. Feuerſtein, Achat und Chalcedon, in den Varietäten Onyx, Karneol, Chryſopras, Heliotrop, ſind wahrſcheinlich durch allerlei fremde Körper gefärbte Gemenge von nichtkryſtalliniſcher Kieſelerde mit Quarz. Außerordentlich zahlreich und weitverbreitet ſind die in der Natur vorkommenden Verbindungen der Kieſelerde, kieſelſaure Salze oder Silicate genannt. Unter dieſelben gehören z. B. die verſchiedenen Feldſpate, Thone, Talke, Glimmer, Zeolithe, ein großer Theil der Edelſteine, wie Granat, Topas, Smaragd, Turmalin, Zirkon, Olivin u. ſ. w. Die Kieſelerde findet ſich ferner in den Wäſſern mancher vulkaniſcher Gegenden, namentlich im Geyſirwaſſer von Island in nicht unbedeutender Menge gelöſt. Einige Pflanzen entnehmen dem Boden Kieſelerde in namhafter Menge und lagern dieſelbe in der Rinde und Oberhaut ab, wodurch letztere Härte und Rauhigkeit erhalten. Es iſt dies der Fall bei den Gräſern, dem Schachtelhalm, den Getreidearten, den rohrartigen Palmen (Kieſelpflanzen). So findet ſich in den Knoten des Bambusrohrs eine ſteinartige Concretion in unregelmäßigen, bläulichweißen, glänzenden Stücken, die faſt ganz aus Kieſelerde beſtehen und unter dem Namen Tabaſchir bekannt ſind. Die Fähigkeit des Schachtelhalms, als Schleifmittel dienen zu können, beruht ebenfalls auf deſſen Gehalt an Kieſelerde. In dem Körper der höhern Thierklaſſen kommt die Kieſelſäure nur in geringer Menge vor; man hat ſie in dem Blute der Hühner und in den Federn der Vögel gefunden. Von einigen Infuſorien wird aber die Kieſelerde in ungeheuerer Quantität zur Bildung ihrer Panzer verwendet. Unermeßliche Lager ſolcher Infuſorienpanzer kommen an einigen Orten, z. B. bei Bilin und Franzensbad in Böhmen, bei Lüneburg und bei Berlin vor. Durch Ehrenberg's (ſ. d.) Unterſuchungen iſt es bekannt, daß der Kieſelguhr, der Tripel, der Polirſchiefer nur aus dieſen Kieſelpanzern beſtehen. Man kennt die Kieſelſäure in zweierlei Modificationen, in einer in Waſſer und Säuren auflöslichen und in einer darin unauflöslichen; wie ſie im Quarz, im Feldſpat u. ſ. w. vorkommt, iſt ſie unlöslich. Wird aber Quarz mit Pottaſche oder Soda zuſammengeſchmolzen und die geſchmolzene Maſſe mit einer Säure zerſetzt, ſo erhält man die Kieſelerde als eine gallertartige Maſſe, die nach dem Auswaſchen und Trocknen als ein weißes Pulver erſcheint, das ſich in Säuren löſt. Die Kieſelerde iſt an der Luft unveränderlich, für ſich nur im Knallgasgebläſe ſchmelzbar und in keiner Säure, außer der Flußſäure, löslich. Sie verhält ſich dagegen als eine Säure, indem ſie mit trockener Pottaſche und Soda unter Austreibung der Kohlenſäure ſowie mit den meiſten Metalloxyden zu Glas (ſ. d.) zuſammengeſchmolzen werden kann. Durch Zuſammenſchmelzen von 15 Theilen Quarzpulver mit 10 Theilen Pottaſche und 1 Theil Kohle erhält man das Waſſerglas (ſ. d.), welches die Grundlage der Stereochromie (ſ. d.) geworden iſt.

Kieſer (Dietrich Georg), verdienter deutſcher Arzt und Naturforſcher, geb. 24. Aug. 1779 zu Harburg, ſtudirte zu Würzburg und Göttingen und prakticirte dann als Arzt im Hannoveriſchen, bis er 1812 als Profeſſor der Medicin nach Jena berufen wurde. Im Feldzuge von 1814 trat er aus Patriotismus als Feldarzt bei der Escadron weimariſcher freiwilliger Jäger ein, und 1815 leitete er als Oberarzt in preuß. Dienſten die Kriegsſpitäler in Lüttich und Verſailles. Nach dem Frieden kehrte er auf ſeinen Lehrſtuhl nach Jena zurück, wo er mit Schelling, Oken und Goethe viel zur Erweckung und Befruchtung des naturwiſſenſchaftlichen Studiums durch Geltendmachung der naturphiloſ. Richtung beitrug. Von dieſem Standpunkte aus widmete er ſich der Erforſchung des thieriſchen Magnetismus; doch brachten ihn ſeine Anſchauungen in dieſer Sphäre in Conflict mit der neuern exacten Naturforſchung. Dagegen erwarb er ſich auf dem Gebiete der Seelenheilkunde allgemeine Anerkennung. Seit 1831—48 vertrat K. die Univerſität Jena am weimariſchen Landtage, als deſſen Vicepräſident er 1848 dem Vorparlament zu Frankfurt beiwohnte. Als Adjunct und dann (1847) als Director Ephemeridum der Leopoldino-Karoliniſchen Akademie betrieb er die zeitgemäße Reorganiſation dieſer Stiftung und wurde 1858, nach dem Tode Nees von Eſenbeck's, zu deren Präſidenten erwählt. Er ſtarb 11. Oct. 1862 zu Jena. Die erſten Umriſſe ſeines Syſtems der Medicin gab er in

Digitized by Google

den «Grundzügen der Pathologie und Therapie des Menschen» (Jena 1812), vollständiger dann in dem «System der Medicin» (2 Bde., Halle 1817—19). Von seinen übrigen medic. und naturwissenschaftlichen Schriften sind hervorzuheben: «System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1826), «Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen» (Gött. 1808), «Ueber die Ursachen, Kennzeichen und Heilung des Schwarzen Staars» (Preisschrift, Gött. 1808), «Klinische Beiträge» (Bd. 1, Lpz. 1834).

Kieserit, ein technisch wichtiges, unter den Abraumsalzen der Salzlager in Staßfurt und Leopoldshall sich findendes Mineral, aus 87,1 Theilen schwefelsaurer Magnesia und 12,9 Theilen Wasser bestehend, ist eine weiße, dichte Masse, die sich fast nicht in kaltem Wasser, sondern erst bei längerm Sieden löst. Man verwendet ihn zur Darstellung des Bittersalzes, des schwefelsauren Kalis und Glaubersalzes, des Alauns, von Magnesiaweiß und zur Fabrikation von Cement. Vgl. Bischof, «Die Steinsalzwerke bei Staßfurt» (2. Aufl., Halle 1875); Krause, «Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall» (Köthen 1877).

Kiesewetter (Rafael Georg), musikalischer Schriftsteller, wurde 29. Aug. 1773 zu Holleschau in Mähren geboren, wo sein Vater als praktischer Arzt lebte. Für Staatsdienste bestimmt, studirte er Philosophie zu Olmütz, dann die Rechte zu Wien, wurde 1794 bei der Reichsarmee in der Kriegskanzlei angestellt und kam 1801 zu dem k. k. Hofkriegsrathe nach Wien, wo er, 1807 zum Hofrath befördert, die Stelle als Referent bis 1845 bekleidete. Er starb 1. Jan. 1850 in Baden bei Wien, nachdem er einige Jahre zuvor in den österr. Adelsstand erhoben worden. Unter seinen Arbeiten über die Geschichte der Tonkunst sind hervorzuheben: «Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst» (Amsterd. 1828), «Geschichte der europ.-abendländ., d. h. unserer heutigen Musik» (Lpz. 1834; 2. Aufl. 1846), auch in das Englische übersetzt; «Ueber die Musik der Neugriechen» (Lpz. 1838), «Die Musik der Araber» (Lpz. 1842), «Guido von Arezzo» (Lpz. 1840), «Der weltliche Gesang vom frühen Mittelalter bis zur Erfindung des dramatischen Stils» (Lpz. 1841). Seine höchst werthvolle Partiturensammlung alter Musik, von welcher er selbst einen Katalog (2 Bde., Wien 1847) herausgab, fiel nach testamentarischer Verfügung der k. k. Hofbibliothek zu Wien anheim.

Kiew oder **Kijew** (poln. Kijow), ein erst 1796 meist aus Bestandtheilen der poln. Ukraine gebildetes, 50,990 QKilom. großes Gouvernement, das mit Tschernigow, Poltawa und Charkow Kleinrußland bildet, zeichnet sich durch mildes Klima und überaus fruchtbaren Boden vor den meisten andern Provinzen des Russischen Reichs aus. Das Gouvernement K. grenzt im N. an das Gouvernement Minsk, im O. an Poltawa und Tschernigow, im S. an Podolien und Cherson, im W. an Volhynien und Podolien und zerfällt in 12 Kreise. Das Land ist eine wellenförmige, vom Dnjepr und seinen Nebenflüssen, besonders dem Pripet, durchflossene und nur in der Nähe der Ströme von tiefen Schluchten durchbrochene Ebene, die außer Getreide reichlich Flachs, Hanf und Taback, sowie Obst und Gemüse liefert und mit Laubgehölzen, trefflichen Weiden und Wiesen bedeckt ist. Von den zahlreichen Flüssen haben nur die schiffbaren Ströme Dnjepr und Pripet und die flößbaren Teterew, Usch, Irscha und Sdwisch Bedeutung für den Handel. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Unter dem Geflügel zeichnet sich die wilde Moschusente (Golka) aus. Unter den Insekten ist die poln. Cochenille zu bemerken; auch ist die Bienenzucht nicht unerheblich. Industrie und Handel, früher sehr vernachlässigt, haben sich sehr gehoben. Es bestehen namentlich beträchtliche Zucker-, Tuch- und Leinwandfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien und Fayencefabriken. Von den 120 Jahrmärkten, die im Gouvernement stattfinden, ist der größte und der berühmteste der zu K. vom 15. Jan. bis 1. Febr. (alten Stils), die sog. Contracte, die jedoch in den letzten Jahren viel von ihrer frühern Bedeutung verloren haben. Die Bevölkerung beträgt (1871) 2,251,402 Seelen und besteht aus Kleinrussen (Bauern), Polen (Landedelleute) und Großrussen (Bewohnern der Städte und größern Flecken). In den Städten leben auch viele Deutsche, Griechen und Armenier, Juden allerwärts. Katholiken gab es 1862 nur 92,858, Evangelische 1952, Juden 247,842, Mohammedaner 41; alle übrigen Einwohner bekennen sich zur griech. Kirche, die in der Hauptstadt einen Metropoliten besitzt. — Die feste **Hauptstadt** K., die alte Residenz der Großfürsten 882—1155 und eine der ältesten Städte in Rußland, auf dem hohen rechten Dnjepr-Ufer gelegen, gewährt durch ihre Klöster und Kirchen mit vergoldeten und versilberten Kuppeln einen imposanten Anblick. Die Stadt hat (1871) 79,773 E., 60 Kirchen und 7 Klöster, enthielt aber ums J. 1018 eine ungleich größere Bevölkerung, gegen 400 Kirchen und hieß die Mutter aller Städte Rußlands. Tataren und Polen brachen die Macht der berühmten Stadt und ließen keine Spur jener alten Pracht mehr übrig. Das jetzige K. besteht aus drei geson-

Digitized by Google

derten Theilen, unter denen die petscherskische Stadt mit der Festung, den Krongebäuden und dem berühmten Felsenkloster die wichtigste ist. Sie liegt auf der steilsten Höhe des Ufers, das sich 80 Mt. über den Dnjepr jäh erhebt. Der zweite Theil, Altkiew (Starjikiew), einst die Residenz der Großfürsten und jetzt der Sitz des Metropoliten, der hier nahe der prächtigen Sophienkirche wohnt, ist, wie die Festung selbst (von Peter I. angelegt), mit einem starken Wall und mehrern Vorstädten umgeben. Die dritte Stadt, Podol, liegt auf der Ebene am Dnjepr und ist häufig den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt. Diese untere Stadt, ebenfalls mit einem Wall umgeben, ist der wohlgebauteste und weitläufigste Theil von K. und zugleich der Sitz der seit 1588 bestehenden griech.-geistlichen Akademie, die unter dem Metropoliten steht. Auch concentrirt sich hier der ganze Handel und Marktverkehr. Der Stadttheil Kreschtschatik (Kreuzesstadt) schließt sich an den sog. Neubau und ist ausgezeichnet durch Eleganz und Luxus. Der vornehmste, nur vom Adel bewohnte Theil heißt die Lipki (die Linden), ein weiter Raum mit schönen Häusern und Gärten. Zu den interessantesten Gebäuden gehören: der Gouvernementspalast; die Kathedrale der heil. Sophie, das älteste Denkmal russ. Kunst, 1037 an der Stelle erbaut, wo der Großfürst Jaroslaw die Petschenegen schlug, im Innern ein Labyrinth von Säulen, Gewölben und Galerien, zwischen denen die Gräber der Großfürsten liegen; das hochberühmte petscherskische oder Höhlenkloster mit seinen Katakomben und der Grabstätte Nestor's; die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, mit hoher Kuppel und prächtigem Glockenthurm; die Georgskirche mit den Gebeinen Ypsilanti's. Ueber den Dnjepr führt eine 1848—51 nach dem Plane des engl. Ingenieurs Vignoles ausgeführte eiserne Hängebrücke. K. besitzt die erst 1833 gegründete Universität des heil. Wladimir mit einer Sternwarte (50° 27′ 12″ nördl. Br. und 30° 30′ 14″ östl. L. von Greenwich), einer Bibliothek und andern Sammlungen, außer der erwähnten geistlichen Akademie auch ein Seminar, zwei Gymnasien, eine Cadetten- und eine Landmesserschule, vier Kreis- und vier Pfarrschulen, zwei Töchterschulen, zwei adelige Convicte, ein adeliges Fräuleinstift, vier Wohlthätigkeitsanstalten und ein Findelhaus. Bemerkenswerth ist noch das von Baron Klodt auf Befehl des Kaisers Nikolaus I. ausgeführte Denkmal Wladimir's I., das auf dem Platze steht, wo die Söhne Wladimir's getauft worden waren. Auch befinden sich in K. ein Arsenal, ein Theater, eine Börse, ein Contracthaus, viele Gärten, unter denen sich der kaiserliche auszeichnet, und 45 Fabriken. Berühmt sind die kiewschen eingemachten Früchte und Pfefferkuchen. Auch der Handel der Stadt ist bedeutend, befindet sich jedoch größtentheils in den Händen der Juden.

Kikelhahn (Gickelhahn), Bergkuppe des Thüringerwaldes, s. Ilmenau.

Kildare, Grafschaft in der irländ. Provinz Leinster, grenzt im O. an Dublin und Wicklow, im N. an Meath, im W. an Kings- und Queens-County, im S. an Carlow und umfaßt 1693 QKilom., wovon 22 Proc. auf Ackerland, 13 auf Kleefelder und Wiesen, 50 auf Weiden, 15 Proc. auf Unland kommen. Die Oberfläche ist theils wellenförmig und hügelig, größtentheils aber ganz flach. Der Boden, thonig, im Norden zum großen Torfmoor (Bog of Allen) gehörig, zeigt sich im ganzen fruchtbar und namentlich ergiebig an Getreide, Rübsamen und Kartoffeln. Das Land, besonders ausgezeichnet durch seine grüne Rasendecke und Vegetationsfrische, wird bewässert vom Barrow, Liffey und Boyne und vom Königs- und Großen Kanal sowie von der Westbahn durchzogen. Die Bevölkerung, deren Hauptnahrungszweig die Landwirthschaft, belief sich 1841 auf 114,488, 1871 nur auf 84,198 (darunter 91 Proc. Katholiken) Seelen. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Der Hauptort ist die hübschgebaute Municipalstadt Athy, 66 Kilom. im Südwesten von Dublin, am schiffbaren Barrow und an der Eisenbahn gelegen, mit 4113 E., einem Gerichtshof, einer Kaserne und einem Arbeitshause, Hutfabriken (früher auch Wollfabriken) und bedeutendem Getreidehandel. Die schlechtgebaute Marktstadt K., an der Westbahn und in der grasreichen Ebene Curragh of K. gelegen, die mit ihrem weichen Torfboden für die schönste Trift Europas gehalten und jetzt zu einem stehenden Lager benutzt wird, war früher Sitz irischer Gelehrsamkeit und eines Erzbisthums, das gegenwärtig mit dem von Dublin verbunden ist. Die Stadt hat 1333 E., lebhaften Marktverkehr, Ruinen einer Kathedrale und einer Abtei, ein Nonnenkloster, einen 43 Mt. hohen Runden Thurm, einen Gerichtshof, ein Arbeitshaus und eine Markthalle. Außerdem ist bemerkenswerth die Marktstadt Maynooth am Königskanal, mit 1619 E. und dem Maynooth-College, einem großen kath. Priesterseminar (St.-Patrick's), welches 1795 vom irischen Parlamente gegründet wurde. Die Anstalt hatte nahe an 9000 Pfd. St. Jahreseinkünfte und wurde 1845 durch die Maynooth-Bill noch reichlicher (mit 26,360 Pfd. St.) dotirt; 1869 wurde die Bewilligung durch die Irish-Church-Act zurück-

Digitized by Google

gezogen und statt deren 1871 eine Compensation von 372,331 Pfd. St. gezahlt. Das College, 22 Kilom. nördlich von Dublin, mit einer Bibliothek von 18,000 Bänden, zählt 12 Professoren und Lectoren und etwa 450 Studenten, von denen fast die Hälfte Freistellen hat.

Kilian der Heilige, der Apostel der Franken, ein Schotte, kam mit zwei Gefährten, Coloman und Totman, im 7. Jahrh. nach Baiern und wurde vom Papste zum Bischof ernannt. In Würzburg, das in ihm seinen ersten Bischof erkennt, taufte er Gosbert, den Herzog der Franken, wurde aber auf Betrieb von Geilna, des Herzogs Schwägerin, 689 mit seinen Gefährten ermordet. Die Gebeine der Märtyrer wurden später durch Wunder entdeckt und im Dome zu Würzburg beigesetzt. Ihr Gedächtnißtag ist der 8. Juli.

Kilimandscharo, eigentlich Kilima Ndscharo, d. h. Schneeberg, der höchste bekannte Berg Afrikas, in dem Gebirgslande Dschagga (s. d.), etwa 300 Kilom. im WNW. von Mombas am Indischen Ocean, 480 Kilom. im SO. des großen Sees Ukerewe (Victoria Njansa) und im Quellgebiete des Küstenflusses Lufu, bildet die höchste Masse einer Schneegebirgsgruppe, welche durch eine 11—15 Kilom. breite Einsenkung in den Großen und den (östlichen) Kleinen K. geschieden wird. Der Große K., eine gerundete, prachtvolle Kuppe unter 3° 7′ 30″ südl. Br. und 55° 22′ östl. L. gelegen, erhebt sich 6116 Mt., der Kleine K., mehr ein spitzes Horn, 5500 Mt. An ersterm liegt die Schneegrenze 5000 Mt., die Vegetationsgrenze 3333, die Baumgrenze 2896, der höchste Paß 3658, der höchste Wohnort 1483 Mt. über dem Meere. Die Bedingungen zu einer Gletscherbildung hat man nicht entdeckt, aber mächtige Lavinen sind den Reisenden entgegengestürzt. Die Gesteinmasse der Bergriesen, meist Trachyt, Basalt und Obsidian, beweisen deren vulkanische Natur. Das umliegende Plateau besteht aus Glimmerschiefer. Etwa 110 Kilom. im W. des Bergs erhebt sich der Schneeberg Doëngo-Ngai, welcher höher als der K. zu sein scheint; 222 Kilom. im N. der etwa 5500 Mt. hohe Kenia. Der K. wurde zuerst 11. Mai 1848 vom Missionar Rebmann entdeckt und sowie der Kenia 1849—50 wiederholt vom Missionar Krapf gesehen. Von der Decken erstieg ihn 1861 mit dem Geologen Thornton und 1862 mit Kersten bis zu 4600 Mt. Der Missionar Charles New erstieg ihn 1871 bis zur Schneegrenze und unterscheidet bis zu derselben sechs Vegetationsregionen.

Kilkenny, Grafschaft der irländ. Provinz Leinster, zwischen Queenscounty im N., Tipperary im W., Waterford im S., Wexford und Carlow im O. gelegen, umfaßt 2052,7 QKilom. und hat größtentheils eine hügelige, im Mount-Brandon bis 950 Mt. aufsteigende Oberfläche, enthält aber auch ausgedehnte Ebenen. Im ganzen ist das Land südwärts zur Bai von Waterford abgedacht. In dieser Richtung fließt an der Ostgrenze der Barrow und sein linker, die centrale Ebene durchströmender, schiffbarer Nebenfluß Nore jener Bai zu, in welche sich auch der Suir an der Südgrenze ergießt. Das Klima ist sehr mild und der Boden größtentheils sehr fruchtbar, vorzüglich am Nore. Man baut hauptsächlich Getreide, Kartoffeln und Gemüse. Auch die Schafzucht, Milchwirthschaft und Flußfischerei sind von Bedeutung. Bei Castlecomer werden Steinkohlen von schlechter Qualität, dagegen vorzüglicher Marmor und Bausteine gewonnen; auch Eisenerze kommen vor. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Wollweberei, Brauerei und Brennerei, der Ausfuhrhandel auf landwirthschaftliche Producte. Die Bevölkerung der Grafschaft war 1841—71 von 202,420 auf 109,302 Seelen herabgesunken. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, zwei andere die Stadt. — Der Hauptort K., Municipalstadt und Parlamentsborough, am schiffbaren Nore und an der Eisenbahn, 130 Kilom. im Südsüdwesten von Dublin gelegen, Sitz eines Bischofs, ist eine der schönsten Städte Irlands. Dieselbe liegt auf und an zwei Hügeln, hat noch einen großen Theil ihrer alten Ringmauern und Thürme, zwei Steinbrücken und mehrere sehr ansehnliche Gebäude, wie das mit 13 Mt. hohen Mauern umgebene Schloß der Familie Ormond mit der schönsten Gemäldegalerie Irlands, die prot. Kathedrale, ein schwerfälliges, in goth.-sächs. Stil errichtetes Gebäude, den mit derselben durch eine lange Colonnade verbundenen bischöfl. Palast und das 1682 vom Herzog von Ormond gegründete College. Die Einwohner, deren Zahl 1851—71 von 19,975 auf 12,710 herabgesunken ist, unterhalten Brennereien, Brauereien, Marmorschleifereien, Kornmühlen, einige Fabriken für Stärke, wollene Decken und Zeuge, sowie auch wöchentliche Viehmärkte. Die Stadt hat einen Gerichtshof, 11 Kirchen, 3 Klöster, 2 Lateinschulen. Sie war früher häufig Sitz des irischen Parlaments, und die unter Eduard III. beschlossenen Constitutionen von K. hatten lange Zeit große Wichtigkeit für Irland.

Killarney, See und Stadt in Irland, s. Kerry.

Kilo... (vom griech. χίλιος, d. i. tausend) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem tausend, wo es sich um eine Multiplication handelt, im Gegensatz zu Milli... (wo es

Digitized by Google

sich um eine Division handelt); also Kilogramm = 1000 Gr. (= 2 Pfd.), Kilometer = 1000 Mt. (= 318,62 preuß. [rheinische] Fuß = 307,84 par. Fuß = 328,09 engl. Fuß = 0,1347 deutsche [geographische] Meile; 1 QKilom. = 100 Hekt. = 0,01816 deutsche Quadratmeile).

Kilogrammometer oder Meterkilogramm ist die Einheit der mechan. Arbeit im metrischen Maß- und Gewichtssystem. Eine Kraft verrichtet mechan. Arbeit, wenn ihr Angriffspunkt in der Kraftrichtung einen Weg zurücklegt. Um die Größe der von einer Kraft vollbrachten mechan. Arbeit ziffermäßig anzugeben, bildet man das Product aus der Intensität der Kraft, ausgedrückt in den landesüblichen Gewichtseinheiten, und aus der Größe des vom Angriffspunkt in der Kraftrichtung zurückgelegten Wegs, in den landesüblichen Längeneinheiten ausgedrückt. So beträgt die mechan. Arbeit einer Kraft von 35 Kilogr., deren Angriffspunkt in der Richtung der Kraft einen Weg von 5 Mt. zurücklegt, $35 \times 5 = 175$ K., wobei diejenige Arbeit, welche von einer Kraft = 1 Kilogr., deren Angriffspunkt den Weg = 1 Mt. zurücklegt, als Einheit (1 K.) angenommen ist. Als Zeiteinheit gilt gewöhnlich 1 Secunde. Das K. = 6,372 früheres preuß. Fußpfund = 7,233 engl. Fußpfund; 75 K. = 1 Pferdekraft. Die gebräuchliche Abkürzung für K. ist Km, für Meterkilogramm Mk. (S. Effect.)

Kiltgang, Kilpgang, zu Kilt gehen, sind Ausdrücke der berner Mundart, wodurch die althergebrachten nächtlichen Besuche der Jünglinge bei Mädchen bezeichnet werden. Geht alles im Sinne des Gebrauchs, so folgt dem K. die Heirath, während die Verlobung erst als vollgültig angesehen wird, wenn bereits zu Kilt gegangen ist. Ist ein Jüngling bei einem Mädchen auf die Schau (zur «G'schau» gehen) gegangen, und wird er nicht sofort von diesem oder den Aeltern zurückgewiesen, so versteht sich auch der K. von selbst. Stehen ein unverheiratheter Mann und ein Mädchen gemeinschaftlich zu Gevatter, so ist der erstere durch die Sitte verpflichtet, bei seiner Mitgevatterin zu Kilt zu gehen. Es liegt also in der Natur der Sache, daß schon bei der Wahl von männlichen und weiblichen Gevattern auf die besondern Verhältnisse der Betreffenden Rücksicht genommen wird. In andern Theilen der Schweiz finden sich zwar ähnliche Bräuche, doch stehen sie nicht unter dem Schutze der Sitte wie in den Cantonen Bern und Aargau, in denen übrigens der Gebrauch auch zu erlöschen beginnt.

Kimberley (John Wodehouse, Graf), liberaler engl. Staatsmann, geb. 7. Jan. 1826, studirte in Oxford und folgte, da sein Vater schon vorher gestorben war, 29. Mai 1846 seinem Großvater in der Peerswürde nach. Im Dec. 1852 zum Unterstaatssecretär im auswärtigen Amte ernannt, bekleidete er diesen Posten unter Lord Aberdeen und Lord Palmerston bis zum Schlusse des Krimkriegs 1856, worauf er als Gesandter nach Petersburg ging. Dort blieb er bis 1858 und fungirte dann von neuem als Unterstaatssecretär des Auswärtigen 1859—61. Im J. 1863 wurde ihm eine Specialmission an die nordischen Höfe übertragen, mit dem Zwecke, die schlesw.-holstein. Frage in dän. Sinne zu fördern. Im Oct. 1864 wurde er Lordlieutenant von Irland. Nachdem er 1. Juni 1866 zum Grafen K. ernannt worden, wurde er Dec. 1868 Großsiegelbewahrer und 1870 Colonialminister im Ministerium Gladstone. Letzteres Amt verwaltete er bis zum Sturze des Ministeriums Gladstone Jan. 1874. Ohne durch glänzende Begabung hervorzuragen, ist K. bekannt als gesinnungstüchtiger Politiker.

Kimchi. Aus dieser jüd. Familie, die ursprünglich aus Spanien stammte, aber gegen Ende des 12. Jahrh. ihren Wohnsitz in Narbonne hatte, stammen drei namhafte Gelehrte. Joseph K. (um 1160) ist der erste, der in christl. Ländern und unter dem Einflusse abendländ. Sprachen die hebr. Grammatik bearbeitete und neben Bibelcommentarien auch eine polemische Schrift gegen das Christenthum verfaßte. — Von seinen Söhnen ist Moses K. Verfasser der hebr. Grammatik «Viae (auch Rudimenta) linguae sanctae» (Pesaro 1508 u. öfter), auch biblischer Commentarien (zu den Sprüchen, Esra-Nehemia). — Am bekanntesten ist des Moses Bruder, David K., gest. vor 1232. Von diesem hat man Commentare zu den meisten biblischen Büchern, unter denen die zu Jesaia und den Psalmen am geschätztesten sind. Von seinem großen Werke «Michlol» behandelt der erste Theil die hebr. Grammatik; der zweite Theil ist das Wörterbuch «Schoraschim» (Wurzelbuch, zuletzt herausg. von Lebrecht und Biesenthal, 2 Bde., Berl. 1838—48). David K.'s sprachliche Werke haben alle frühern in den Hintergrund gedrängt und wurden Muster für alle spätern bis in die Mitte des 17. Jahrh. Die ersten den Christen verfaßten hebr. Grammatiken und Wörterbücher schließen sich an seine Werke an. Indeß sind in neuerer Zeit die ältern Leistungen der span.-arab. Schule an das Licht gezogen und David K.'s Wurzelbuch als eine geschickte Compilation aus diesen Arbeiten erkannt worden.

Kimmerier heißen bei Homer die Anwohner des Okeanos im äußersten Westen, da, wo immer Dunkel herrscht (kimmerische Finsterniß) und Helios nicht leuchtet. Ganz ver-

Digitized by Google

schieden von diesen mythischen sind die historischen K., ein Volk, das aus seinen Sitzen an dem Kimmerischen Bosporus (zwischen der heutigen Krim und dem Festlande), der von ihm benannt ist, nach der freilich kaum haltbaren Angabe Herodot's durch Scythen verdrängt, sich im 7. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien wendete, dort, namentlich in Lydien und Phrygien, eine Zeit lang hauste, Sardes plünderte, Magnesia zerstörte und endlich von dem lydischen König Alyattes Anfang des 6. Jahrh. v. Chr. geschlagen und verjagt wurde. Die Abstammung dieser K. ist dunkel; mit den Cimbern sind sie bisweilen fälschlich zusammengebracht worden.

Kinburn, tatar. Kil-Burnu, ehemalige Festung im russ. Gouvernement Taurien, Oczakow südlich gegenüber, auf der Westspitze der Landzunge gelegen, welche den Mündungsbusen des Dnjepr vom Schwarzen Meere trennt. Von den Türken nach der Unterwerfung der krimschen Tataren erbaut, wurde die Feste 1736 von den Russen unter General Leontieff erobert und geschleift, dann (1739) von den Türken wieder aufgeführt und 1774 im Frieden zu Kutschuk-Kainardschi an Rußland abgetreten. Am 25. Sept. sowie 11. und 12. Oct. 1787 suchten sie die Türken zu erstürmen, wurden aber von Suworow zurückgeschlagen. Auch erfochten hier die Russen unter dem Prinzen von Nassau 28. Juni 1788 einen Seesieg über den Kapudan-Pascha. Am 14. Oct. 1855 bombardirte die Flotte der Westmächte die Forts, worauf 17. Oct. die russ. Besatzung capitulirte. Erst 16. Mai 1856 erfolgte die Zurückgabe der Festung an die Russen. Seit 1860 sind die Festungswerke geschleift.

Kincardine oder the Mearns, Grafschaft in Mittelschottland, an der Nordsee, von Aberdeen im NW., von Forfar im SW. begrenzt, umfaßt 1005 QKilom. mit (1871) 34,651 E. Eine Hügelkette trennt den Küstenstrich von der fruchtbaren How (Höhlung) of Mearns, der Fortsetzung der Thalebene Strathmore (s. Forfar), die sich von Stirling bis Stonehaven am Fuße der Grampians hin erstreckt. Zweige des felsigen Grampiangebirgs durchziehen den nordwestl. Theil des Landes und erreichen hier im Mount-Battok 779 Mt., im Mount-Kerloack 576 Mt. Höhe. Der wichtigste Fluß ist der Dee an der Nordgrenze, der ein fruchtbares Thal durchströmt; an der Südgrenze fließt der Esk. Die Küste ist zum Theil bis 100 Mt. hoch, von zackigen Felsen gebildet, mit schwarzbraunem Moose bedeckt, hier und da von Höhlen untergraben. Von der Oberfläche sind 40 Proc. angebaut, das übrige Land erfüllen Gebirge, Waldung, Moor und Heiden. Sorgfältig betriebener Ackerbau, Viehzucht und Fischerei bilden die Haupterwerbszweige der Bevölkerung. Es werden Porphyr, Granit, Sand- und Kalksteine gebrochen, im Süden auch Porzellanerde gegraben, Wollfabriken und Flachsspinnereien unterhalten. Die Grafschaft schickt einen Abgeordneten in das Parlament. Die Hauptstadt Stonehaven, an der Eisenbahn und an der Mündung des Baches Carron in die Nordsee, welcher hier einen 5 Mt. tiefen Hafen bildet, hat ein Stadthaus, ein Gefängniß, eine Markthalle und zählt 3396 E., die Brennerei und Brauerei, Thonpfeifen- und Leinwandfabrikation sowie einigen Handel betreiben. Unweit südlich liegt auf einem fast unzugänglichen Porphyrfelsen am Meere die Ruine von Dunnotar-Castle, eine der schönsten Schottlands.

Kind, Kindheit, Kinderkrankheiten. Das Kindesalter (infantia, aetas infantilis) reicht von der Geburt bis zum Eintritt der Geschlechtsentwickelung und läßt sich eintheilen in das Säuglingsalter (die ersten 7—9 Monate), in das spätere Kindesalter, vom Zahnausbruch bis zum Zahnwechsel (Milchzahnperiode, vom Ende des 1. bis zum 7. Jahre), und in das Knaben- und Mädchenalter, vom Zahnwechsel bis zur Pubertätsentwickelung, welche um das 13. bis 15. Jahr erfolgt (s. Pubertät). Mit der Geburt des Kindes tritt eine völlige Umgestaltung der Lebensthätigkeit ein. Während der Fötus das Ernährungsmaterial vom mütterlichen Organismus fertig zugeführt erhält, beginnt mit der Geburt die selbstständige Respiration sowie die mit der Unterbrechung des Placentarkreislaufs gegebene Umgestaltung des gesammten Kreislaufs (s. d.), und die Verdauung muß die Nahrungsmittel zur Ernährung vorbereiten. Ferner befindet sich das geborene Kind nicht mehr in einem gleichmäßig warmen Raume von der Temperatur seines eigenen Körpers, sondern es muß für die Regulirung zwischen der Wärmeerzeugung und Wärmeabgabe selbst sorgen. Die für das Leben wichtigen Organe haben im Neugeborenen, welcher im Durchschnitt eine Körperlänge von 50 Ctmt. und ein Gewicht von etwas über 3 Kilogr. besitzt, bereits eine hohe Ausbildung erlangt. Das Gehirn- und Rückenmark beträgt ein Achtel bis ein Siebentel des Körpergewichts, beim Erwachsenen nur ein Fünfundvierzigstel; das Herz, die Leber sind gleichfalls verhältnißmäßig größer, während die untergeordnetern Organe (Muskulatur, Extremitäten u. s. w.) noch weit zurückgeblieben. Einzelne Verdauungsorgane zeigen sich noch nicht so ausgebildet wie bei ältern Individuen; so sind z. B. die Speicheldrüsen noch nicht in Thätigkeit. Den Sinnesorganen (Gesicht, Gehör) fehlt die

Digitized by Google

nöthige Uebung; am meisten entwickelt scheint noch der Geschmackssinn zu sein. Das Blut des Neugeborenen ist reicher an festen Bestandtheilen, besonders an Blutkörperchen, Eisen und Extractivstoffen, als das der Erwachsenen, dagegen ärmer an Fibrin und Salzen; seine Gesammtmenge beträgt nur ein Neunzehntel, nicht wie beim Erwachsenen ein Dreizehntel des Körpergewichts. Das Körperwachsthum ist in der ersten Lebenszeit nach der Geburt am lebhaftesten. Im ersten Jahre verdreifacht sich das Körpergewicht, sodaß es später nie mehr um so viel zunimmt, wenn auch im Kindesalter viel rascher als in der folgenden Wachsthumsperiode. Die geistige Thätigkeit des Neugeborenen ist auf das geringste Maß beschränkt; es gibt nur Zeichen des Behagens und Unbehagens von sich. Doch macht sich schon in früher Zeit der Eigenwille des Kindes geltend, ein nicht zu übersehender Punkt für den Beginn der Erziehung. Erst etwa von der 10. Woche an schenkt das Kind einzelnen Gegenständen seine Aufmerksamkeit, und vom fünften bis sechsten Monat an erkennt es seine Umgebung mit Sicherheit. Im sechsten bis neunten Monat treten die ersten Zähne (Milchzähne) auf, gewöhnlich zunächst die innern Schneidezähne des Unterkiefers, dann die innern Schneidezähne des Oberkiefers, hierauf die äußern Schneidezähne des Unter- und Oberkiefers, die ersten Backenzähne oben und unten, Mitte bis Ende des zweiten Jahres die Eckzähne und zweiten Backenzähne (zusammen 20). Um das Ende des ersten oder im Anfange des zweiten Jahres sind die Kinder im Gebrauch ihrer Muskeln so weit fortgeschritten, daß sie allein stehen können und Gehversuche machen. Das Wachsthum ist noch lebhaft, das Knochensystem noch unvollkommen entwickelt, die Enden (sog. Epiphysen) der langen Röhrenknochen noch durch Knorpel mit dem Mittelstück verbunden; ebenso bestehen die meisten platten Knochen (Becken, Kopfknochen) aus mehrern durch Knorpelmasse verbundenen Stücken. Der Stoffumsatz ist bei den Kindern während der ganzen Wachsthumsperiode bedeutender als bei dem Erwachsenen für gleiches Körpergewicht. Vom siebenten Jahre an werden die Milchzähne abgestoßen und von den bleibenden Zähnen ersetzt.

Die geistige Entwickelung erfährt vom zweiten Jahre an einen lebhaften Aufschwung. Schon früh soll man den Geist und das Gemüth des Kindes ausbilden, ohne indeß das Kind mit Arbeit zu belästigen; der anstrengende systematische Unterricht soll so lange als möglich (bis in das siebente Jahr) aufgeschoben werden. Allen Fleiß und die größte Sorgfalt hat man auf die Ernährung und körperliche Ausbildung des Kindes zu richten, und den verkehrten Maßregeln in dieser Hinsicht ist zuzuschreiben, daß von 100 Kindern 25 vor Erreichung des ersten Lebensjahres sterben. Die beste Nahrung für das Kind ist die Milch der Mutter. Bei Ammenmilch gedeihen die Kinder schon weniger gut, indeß viel besser noch als bei künstlicher Ernährung. Müssen die Kinder aufgefüttert werden, so ist nur gute (mit Wasser verdünnte) Kuhmilch oder Liebig's künstliche Milch zulässig. Namentlich zu vermeiden sind stärkemehlhaltige Nahrungsmittel, weil diese nicht oder nur unvollkommen verdaut werden. (S. Auffütterung der Kinder.) Geringe Verdauungsstörungen verursachen leicht Durchfälle, und diese erweisen sich den Kindern höchst mörderisch. Mangelhafte Ernährung führt auch oft Knochenkrankheiten (Englische Krankheit), Skrofulose sowie Tuberkulose herbei. Werden die Kinder unsauber gehalten, so bekommen sie leicht Hautausschläge, selbst Hautgeschwüre; Feuchtigkeit in den Hautfalten (Schenkelfalten) macht die Haut leicht wund (Zinksalbe). Aphthen oder Schwämmchen (s. d.) in der Mundhöhle sind Folgen der Unreinlichkeit (Saugbeutel). Schon bei leichten Unpäßlichkeiten (Verstopfung) bekommen Kinder leicht Krämpfe, die indeß selten von großer Bedeutung und leicht zu heben sind. Ferner sind wirkliche Nervenkrankheiten (Gehirnentzündung) nicht selten. Das Zahnen der Kinder ist bei sonstiger guter Pflege nicht zu fürchten. Das Kind leidet nur wegen der Schmerzen in der Mundhöhle; Krämpfe und Durchfälle während der Zahnung sind von andern Ursachen (z. B. Erkältung) abhängig, die erkannt und beseitigt werden müssen. Werden die Kinder, bevor ihr Muskel- und Knochensystem kräftig genug, häufig aufrecht getragen, so tritt leicht bleibende Verkrümmung der Wirbelsäule ein. Aus dem Schulbesuch drohen dem Kind eine Reihe von Gefahren, deren Wichtigkeit erst in der letzten Zeit hinreichend gewürdigt wurde. Abgesehen davon, daß die meisten ansteckenden Krankheiten, wie Masern, Keuchhusten, Diphtheritis, Krätze u. a., hauptsächlich durch die Schulen und Kindergärten verbreitet werden, bilden die sitzende Lebensweise, die gezwungene Haltung an fehlerhaft construirten Schultischen, die Einathmung schlechter Luft in schlecht ventilirten Zimmern und die Ueberanstrengung der Augen und des Hirns eine ergiebige Quelle schwerer, oft lebenslänglicher Krankheiten, insbesondere von Blutarmuth, Skrofulose, Brustkrankheiten, Wirbelverkrümmungen, Kurzsichtigkeit u. dgl. Daher bildet neuerdings die Anlage, Einrichtung und Beaufsichtigung der Schulen einen wichtigen Theil der öffentlichen Gesundheitspflege (s. d.). Vgl. Bednar, »Kinder-

Digitized by Google

diätetik oder Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren» (Wien 1857); Fürst, «Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande» (2. Aufl., Lpz. 1877); Steiner, «Rathschläge zur Erziehung der Kinder» (2. Aufl., Prag 1877); Vaginsky, «Handbuch der Schulhygieine» (Berl. 1876); Ploß, «Das Kind in Brauch und Sitte der Völker» (2 Bde., Stuttg. 1876).

Kind (Joh. Friedr.), Dichter und erzählender Schriftsteller, geb. 4. März 1768 zu Leipzig, wo sein Vater, Johann Christoph K., der als der erste deutsche Uebersetzer von Plutarch's «Lebensbeschreibungen» (8 Bde., 1745—54) bekannt ist, Stadtrichter war, besuchte die dortige Thomasschule und studirte dann daselbst 1786 die Rechte. Nach beendeten Studien arbeitete er seit 1789 im Amte Delitzsch, wurde 1793 Advocat in Dresden, legte aber 1816 die juristische Praxis nieder, um sich ungestört dem schriftstellerischen Berufe zu widmen, wurde 1818 vom Herzoge von Gotha zum Hofrath ernannt und starb zu Dresden 25. Juni 1843. Schon 1792 hatte er einige Jugendarbeiten unter dem Titel «Lenardo's Schwärmereien» (2 Bde., Lpz.) herausgegeben; aber erst seit 1800 trat er in die Reihe der belletristischen Schriftsteller. Von seinen Schriften fanden die Novellen den meisten Beifall. Seine Gedichte zeichnen sich durch fließende Rhythmik aus. Doch fehlte ihm Originalität der Darstellung und Tiefe der Gedanken. Von seinen Novellen sind hervorzuheben: «Carlo» (Züllichau 1801), «Malven» (2 Bde., Züllichau 1805), «Tulpen» (7 Bde., Lpz. 1806—10), «Roswitha» (4 Bde., Lpz. 1811—16), «Lindenblüten» (4 Bde., Lpz. 1817—19), «Die Harfe» (8 Bde., Lpz. 1815—19) und «Die Muse» (8 Bde., Lpz. 1821—22). Außerdem erschienen eine Sammlung seiner «Gedichte» (Lpz. 1808; 2. Aufl., 5 Bde., 1817—25) und seine «Erzählungen und kleine Romane» (5 Bde., Lpz. 1820—27). Mit Th. Hell redigirte er 1805—31 die «Abendzeitung» und mit K. L. Kraugkling eine Zeit lang die «Dresdener Morgenzeitung». Unter seinen Arbeiten für die Bühne sind zu erwähnen: «Wilhelm der Eroberer», «Die Schwüre», «Wilhelm der Bastard» und das Schauspiel «Van Dyck's Landleben» (2. Aufl., Lpz. 1820), worin dem Publikum nach bekannten Meisterstücken der niederländ. Schule zuerst eine Art lebender Bilder vorgeführt wurde. Ebenso wurden sein «Nachtlager von Granada» und sein «Weinberg an der Elbe», ein Festspiel mit plastischer Darstellung nach etrurischen Vasengemälden, mit großem Beifall aufgenommen. Außerdem schrieb er die Texte zu Weber's «Freischütz» (zuletzt Lpz. 1843) und zu Marschner's «Holzdieb» und das Trauerspiel «Schön Ella». Seine «Theaterschriften» erschienen in vier Bänden (Lpz. 1821—25). — Seine Tochter, Roswitha K., geb. 7. Aug. 1814, gest. 4. Nov. 1843 in Leipzig, machte sich durch Gedichte (Lpz. 1843) bekannt.

Kind (Karl Theod.), ausgezeichneter Kenner der neugriech. Sprache und Literatur, geb. 7. Oct. 1799 zu Leipzig, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung 1813—18 zu Pforta und widmete sich dann auf der Universität seiner Vaterstadt der Rechtswissenschaft. Er wurde 1824 daselbst Advocat, war 1835—46 Mitglied der Juristenfacultät und 1846—56 Mitglied des Spruchcollegiums. Nach Auflösung desselben 1856 lebte er als Privatmann in Leipzig, wo er 7. Dec. 1868 starb. Neben seiner juristischen Thätigkeit beschäftigte sich K. namentlich mit der neugriech. Sprache und suchte mit Erfolg theils in Zeitschriften, theils in selbstständigen Werken über die politischen, socialen und literarischen Zustände Neugriechenlands allgemeinere Kenntniß zu verbreiten. Von seinen hierher gehörigen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Neugriech. Volkslieder im Original und mit deutscher Uebersetzung» (Grimma 1827), «Beiträge zur bessern Kenntniß des neuern Griechenland» (Neust. a. d. Orla 1831), «Neugriech. Chrestomathie» (Lpz. 1835), «Geschichte der griech. Revolution» (2 Bde., Lpz. 1833), «Des Alexander Sutsos Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος» (Lpz. 1835) mit grammatischen Erklärungen und Wörterbuch; «Der Verbannte von 1831» (Berl. 1837), ein polit. Roman des Alexander Sutsos. Diesen schlossen sich außer einem «Handwörterbuche der deutschen und neugriech. Sprache» (Lpz. 1841) und einer «Neugriech. Anthologie» (Lpz. 1841) noch an «Neugriech. Volkslieder» (Lpz. 1849) und «Anthologie neugriech. Volkslieder» (Lpz. 1861).

Kindbettfieber oder Puerperalfieber (febris puerperalis) ist im wesentlichen nicht von der Pyämie (Hospitalfieber, Eitervergiftung) Verwundeter verschieden, und wird nur deshalb von der Pyämie (s. d.) getrennt, weil es Wöchnerinnen befällt. Man bezeichnet damit die schweren fieberhaften Erkrankungen, welche sich infolge einer Infection unmittelbar an die Entbindung anschließen. In der Regel beginnt die Krankheit mit Entzündung der Gebärmutter oder der Scheide, die sich dann rasch auf den ganzen Unterleib und andere lebenswichtige Organe erstreckt. Wie in andern schweren Krankheiten versiegt auch hier die Milchabsonderung. Das K., welches zeitweise epidemisch, namentlich in Entbindungshäusern und Gebärkliniken auftritt, ist in hohem Grade ansteckend und entsteht durch die Uebertragung gewisser mikro-

Digitized by Google

skopischer fäulnißerregender Organismen (Coccobacteria septica Billroth) in die innern wunden Geschlechtsorgane der Wöchnerinnen, wo sie nach Art der Fäulniß gewisse Zersetzungsprocesse veranlassen, welche heftiges anhaltendes Fieber, Schüttelfröste, eiterige Entzündungen der Lymphgefäße und Venen in der Umgebung der Gebärmutter, allgemeine Bauchfellentzündung und schließlich eine rasche Entmischung der allgemeinen Säftemasse herbeiführen. Da die Krankheit in den meisten Fällen unter den Erscheinungen der Erschöpfung zum Tode führt, so hat der Arzt seine ganze Sorgfalt auf die Verhütung der Krankheit zu verwenden. In dieser Beziehung sind äußerste Reinlichkeit, fleißige Ventilation in den Wochenstuben und strenge Absperrung der Gesunden von den Kranken von der größten Wichtigkeit.

Kinderarbeit kann an sich nicht als etwas Verwerfliches aufgefaßt werden, sobald sie dazu dienen soll, die kindlichen Anlagen und Kräfte frühzeitig auf nützliche, der Gesundheit unschädliche Beschäftigungen hinzulenken und den Thätigkeitstrieb anzuregen. Hand in Hand mit den Bestrebungen, die Kinder zur Arbeit zu erziehen und sie angemessen zu beschäftigen, geht in der Gegenwart das Bemühen, die rücksichtslose Ausbeutung der K. zu rein gewerblichen und Fabrikzwecken zu verhindern. Die K. in den Fabriken ist eine Folge des modernen Fabrikwesens und des Wunsches der Aeltern, den Unterhalt der ganzen Familie durch Mitbenutzung der Arbeit der Kinder zu erleichtern. Aus dem an sich in seinen Anfängen durch die Noth vieler Familien erklärlichen Gebrauche der K. ist aber ein bedauerlicher Misbrauch geworden. Die größten Misstände haben sich, als herrschende Unsitte, in epidemischer Ausbreitung in Bergwerks- und Industriedistricten gezeigt, namentlich in bestimmten Zweigen der Manufactur, so in der Baumwollindustrie. England, das in der Industrie bisher am höchsten entwickelte, hat zugleich, wie deren ganze Schattenseiten, so auch die Ausartung der K. am höchsten entwickelt. Hier hat man auch zuerst auf die schreienden Misstände aufmerksam gemacht und hat hier zuerst Abhülfe zu bringen unternommen. Die Abhülfe läge zunächst in der Hand derjenigen, welche bisher die K. auszunutzen gewohnt waren, und in der Hand der Aeltern der Kinder. Die Thatsache aber, daß in bestimmten Gegenden, Städten, bestimmten Industriezweigen die Unternehmer oder die Aeltern sich nicht gescheut haben, die K. gewohnheitsmäßig auszubeuten, ohne Rücksicht auf das Unheil, welches dadurch erzeugt wird, diese Thatsache beweist, daß von denselben Menschen eine freiwillige Abhülfe nicht zu erwarten ist; und sofern selbst einige bessere unter ihnen nach Pflicht und Gewissen Bedenken erheben, ihre Kinder ausbeuten zu lassen oder ihre Fabrik, ihr Bergwerk zu solchem Misbrauche herzugeben, und die dadurch bedingten Opfer nicht scheuen, so ist damit doch kein Zwang auf die übrigen ausgeübt. Viele Unternehmer werden durch die Concurrenz geradezu gezwungen, die K. nicht ganz aufzugeben. Es ist daher das Einschreiten der Gesetzgebung nothwendig geworden. England ist auf diesem Wege schon früher vorangegangen, und andere Länder sind nachgefolgt. Besondere Beachtung verdient die neue Gesetzgebung in Deutschland, wie sie durch die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 geschaffen ist. (S. Gewerbegesetzgebung.)

Kinderbewahranstalten, Kleinkinderschulen. Kinderbewahranstalten heißen solche Anstalten, in welche kleine Kinder bis in das dritte oder auch vierte Jahr aufgenommen und während der Tageszeit, wo die Aeltern ihren Berufsarbeiten obliegen, bewahrt und gepflegt werden. Die erste dieser Anstalten, die ohne Zweifel an die sog. Krippen (s. d.) anknüpfen, trat in Deutschland durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold 1802 ins Leben. Ihre Einrichtung diente den Anstalten, die man allmählich anderwärts begründete, zum Muster. Doch unterlagen die neugestifteten Bewahranstalten, nach den Erfahrungen, die man im Laufe der Zeit sammelte, manchen Verbesserungen. Die gegenwärtigen Anstalten, zum größten Theil ein Werk der Innern Mission und philanthropischer Bestrebungen, stehen meist unter der Aufsicht und Leitung von Frauenvereinen, in Verbindung mit einem Arzte, sowie unter der obern Aufsicht der für Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten sorgenden Gemeindebehörden. Als Bedingung für ein aufzunehmendes Kind gilt gewöhnlich, daß es noch nicht zu alt und gesund ist, und daß die Mutter, an die Arbeit außer dem Hause gebunden, die Pflege und Wartung nicht selbst durchführen kann. Die Aeltern geben nur eine kleine Abgabe täglich für das Kind und liefern die nöthige Wäsche und Kleidung. Nehmen dergleichen Anstalten auch Säuglinge auf, so hat die Mutter die Pflicht, das Kind täglich mehrmals zu stillen. Die allgemeine Aufsicht über die Kinder in der Anstalt führt eine Aufseherin, unterstützt von einigen Gehülfinnen. Die Kinderbewahranstalten haben sich als eine große Wohlthat für die Kinder der Armen wie für diese selbst erwiesen. — Fast gleichzeitig mit den Kinderbewahranstalten entstanden die Kleinkinderschulen, die man als eine Fortsetzung jener Anstalten betrachten kann. Dieselben

Digitized by Google

traten, wie die erwähnten Krippen, zuerst in Frankreich (seit 1801) ins Leben, verpflanzten sich bald nach England und Deutschland und sind in den genannten Ländern sehr verbreitet. Selbst in Italien haben sie Eingang gefunden. Ihre Verbreitung und Pflege gehört gleichfalls zum großen Theil der Thätigkeit der Innern Mission an. Diese Anstalten haben den Zweck, Kinder armer Aeltern, welche in ihren Verhältnissen die Erziehung nicht gedeihlich fortführen können, in Obhut zu nehmen, sie vor Verwahrlosung und Entsittlichung zu schützen, zur Entwickelung ihrer körperlichen Kräfte durch angemessene Spiele und ernste Beschäftigungen, zur Ausbildung ihrer geistigen Anlagen durch einen ihrem Alter angemessenen Unterricht hinzuleiten und so überhaupt für den künftigen Schulunterricht in erfolgreicher Weise vorzubereiten. In neuerer Zeit sind viele Beschäftigungsmittel der Kindergärten (s. d.) in diese Anstalten übergegangen. Sobald Kinder der ersten Pflege entwachsen sind, schon mit dem dritten und vierten Jahre, finden sie Aufnahme in die Kinderschule, in der sie gewöhnlich bis zum sechsten und siebenten Jahre, jeden Tag vom Morgen bis zum Abend bleiben. Ihre Aufnahme erfolgt meist unentgeltlich; nur hier und da entrichten die Aeltern ein kleines Schulgeld. Die Anstalten werden größtentheils durch milde Gaben unterhalten. Auch diese, jetzt gewöhnlich mit den Kinderbewahranstalten verbundenen Schulen sind meist Frauenvereinen unter Assistenz von Geistlichen und Lehrern anvertraut. Die Diakonissenanstalten bilden Lehrerinnen für die Kinderschulen aus. Vgl. die Schriften von Schuh, Fölsing u. s. w.

Kindergärten. Während die Kinderbewahranstalten vorzugsweise den Zweck haben, die ihnen übergebenen Kinder vor Schaden zu bewahren, suchen die K. eine naturgemäße geistige Entwickelung des Kindes durch Erziehung zur Arbeit und Selbstthätigkeit anzubahnen. Als Mittel hierzu dienen Ball, Würfel, Walze, Bauklötzchen, Stäbchen, Papierstreifen zu Flechtarbeiten u. s. w., Liedchen und Gesangspiele. Ihr Begründer war der Pädagog Friedrich Fröbel (s. d.), der in Blankenburg in Thüringen 1837 den ersten Kindergarten stiftete und seitdem für die Entwickelung der Sache thätig war. Die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit seiner Anstalten, die eine naturgemäße Vorbereitung zur künftigen Schul- und Menschenbildung zu erstreben suchten, verbreitete sie schnell in Deutschland und in der Schweiz. Nach dem Tode Fröbel's (21. Juni 1852) hatte sich bereits der polit. und kirchliche Parteigeist der Zeit auch dieser Angelegenheit bemächtigt und versetzte ihr einen harten Schlag. Ein Neffe Friedrich Fröbel's, Karl Fröbel, gründete zu Hamburg eine sog. Hochschule für das weibliche Geschlecht, deren Programm, «Hochschulen für Mädchen und K. als Glieder einer vollständigen Bildungsanstalt» (Hamb. 1850), großen Anstoß erregte. Mit Beziehung auf dieses Programm wurden in Preußen 7. Aug. 1851, dann auch in Sachsen die nach Fröbel'scher Weise eingerichteten K. verboten, und zwar unter der Anschuldigung, daß dieselben Anstalten seien, welche den Keim des Socialismus und Atheismus in die Kinder pflanzten. Die K., welche in den genannten Ländern bestehen bleiben wollten, mußten die Fröbel'schen Theorien und Einrichtungen aufgeben. Sie nannten sich nun meist Spielschulen, welcher Name jetzt noch öfter für K. gebraucht wird. Bald jedoch begriff man, daß die ursprüngliche Idee des Kindergartens, wie sie Friedrich Fröbel aufgestellt, an sich dem Staate und der Gesellschaft keineswegs gefährlich, vielmehr aufs höchste ersprießlich sei. Nachdem die Verbote aufgehoben wurden, begann nun allenthalben aufs neue die Begründung von K., deren segensreiche Wirksamkeit sich mehr und mehr herausstellte. Namentlich haben diese Anstalten auch den wohlthätigsten Einfluß geübt auf die Ausbildung der Bewahranstalten sowie der Kleinkinder- und Elementarschulen. Bisher sind die Segnungen der K. meist nur solchen Kindern zutheil geworden, deren Aeltern die Mittel besitzen, dergleichen Privatanstalten aufrecht zu erhalten. Um auch den Aermern die Wohlthat zuzuwenden, ist man daher neuerdings bestrebt, sog. Volkskindergärten zu errichten, die, wie die Schulen, von den Gemeinden und dem Staate unterhalten werden sollen.

Kinderkrankheiten, s. Kind.

Kindesmord (infanticidium). Die von den Aeltern vorsätzlich bewirkte Tödtung ihrer Kinder gilt rohen Völkern als berechtigte Handlung. Bei gewissen orient. Völkern, z. B. einzelnen Stämmen im nördl. Indien, ist noch heute die Unsitte verbreitet, neugeborene Kinder, zumal weiblichen Geschlechts, umzubringen. Nach den Anschauungen des ältesten röm. Rechts schloß die väterliche Gewalt die Befugniß in sich, Kinder zu tödten. Dagegen bedrohte ein im letzten Jahrhundert der Republik ergangenes Gesetz des Pompejus den K. als Verwandtenmord (parricidium). Eine eigenthümliche Gestaltung gab, im Zusammenhange mit german. Ueberlieferungen, die Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. der Tödtung neugeborener Kinder durch die uneheliche Mutter, worunter man seitdem K. im engern Sinne versteht. In Anbe-

tized by Googl

tracht nämlich der Motive der geschlechtlichen Schamhaftigkeit, wozu späterhin auch die Rücksichtnahme auf die durch den Geburtsact häufig bewirkte Minderung der Zurechnungsfähigkeit hinzutrat, verordnete Karl V., daß K. nicht mit geschärfter Todesstrafe für den Verwandtenmord, sondern mit der Strafe des Säckens belegt werden solle. Die neuere deutsche Gesetzgebung hat die Todesstrafe beseitigt, das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 217) der Mutter, die ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tödtet, eine Zuchthausstrafe von nicht unter drei Jahren gedroht, die beim Vorhandensein mildernder Umstände durch Gefängnißstrafe nicht unter zwei Jahren ersetzt werden kann. Die Schwierigkeit einer wirksamen Verfolgung besteht meist darin, daß das Leben des neugeborenen Kindes und das Nichtvorhandensein einer Todtgeburt durch Sachverständige nachgewiesen werden muß, was sehr feine Untersuchungen (z. B. die sog. Lungenprobe) erfordert, daher häufige Freisprechungen erfolgen. Im engl. Recht wird noch jetzt K. wie jeder andere Mordfall als todeswürdiges Verbrechen behandelt.

Kindspech oder Meconium, s. Fötus.

Kinglake (Alexander William), engl. Parlamentsmitglied und Geschichtschreiber, wurde 1812 in Wilton-House bei Taunton in Devonshire geboren, empfing seine Bildung in Eton und Cambridge, wo er 1832 den Grad eines Bachelor of Arts erlangte, und ließ sich 1837 als Barrister in London nieder. Bekannt wurde er zuerst durch die Beschreibung einer Reise in den Orient, die 1844 unter dem Titel «Eöthen» erschien und durch Glanz der Schilderung und Originalität der Ansichten allgemeines Aufsehen erregte. K. entsagte 1856 seiner Laufbahn als Advocat und wurde 1857 für Bridgewater ins Parlament gewählt. Hier schuf er sich bald eine Stellung als gewandter Redner und leidenschaftlicher Gegner der von Lord Palmerston vertretenen auswärtigen Politik, insofern dieselbe auf die Allianz mit Napoleon III. begründet war. Bald darauf begann er ein Werk über den Krimkrieg, «The invasion of the Crimea» (Bd. 1—5, Lond. 1863—75). Seinen Parlamentssitz verlor K. bei den Neuwahlen von 1868.

King's bench (Queen's bench, bancus regis), Oberhofgericht, heißt das eine der drei königl. Obergerichte in Westminster, bestehend aus einem Oberrichter (Lord chief justice) und früher 3, jetzt 5 Richtern, welche mit den Mitgliedern der andern beiden Obergerichte, des Oberlandgerichts (Court of common pleas) und des Schatzkammergerichts (Court of exchequer), das Collegium der 12 (jetzt 18) Oberrichter Englands bilden und bald collegialisch, bald einzeln die Justiz durch ganz England verwalten. Vor die King's bench gehören ursprünglich nur Criminalsachen; durch Fictionen wurden aber auch bürgerliche Sachen dahin gebracht. Durch die Reformgesetzgebung der neuesten Zeit ist die Verschmelzung aller Obergerichte in ein Collegium mit gesonderten Senaten eingetreten. — King's bench (Queen's prison) heißt auch das große Gefängniß in Southwark, das vorzüglich für Schuldner und Personen, die vom Oberhofgericht verurtheilt werden, gebraucht wird. Es ist ein großes, aus 224 Zellen oder Gemächern bestehendes Gebäude, von einer 15 Mt. hohen steinernen Mauer umgeben.

King's-County, d. h. Königs-Grafschaft, eine Grafschaft der irländ. Provinz Leinster, die 1999 QKilom. umfaßt. Der nördl. Theil ist eine von isolirten Hügeln überhöhte, allmählich gegen Westen zum Shannon gesenkte, großentheils von Torfmooren eingenommene Ebene, der südwestliche ein hügeliges Weideland, das nach der Grenze von Queen's-County ansteigt und dort im Ard Erin des Slieve-Bloomgebirgs eine Höhe von 528 Mt. erreicht. Der Shannon an der Westgrenze ist hier für Schiffe von 300 Tons fahrbar und nimmt die Große Brosna und die Kleine Brosna (Birr) sowie den Silver-River auf; im Osten fließt der obere Barrow. In westl. Richtung wird die Grafschaft vom Großen Kanal, in nordwestlicher von der nach Athlone führenden Eisenbahn durchschnitten. Von der Oberfläche kommen 20 Proc. auf Ackerland, 10 auf Kleefelder und Wiesen, 38 auf Weiden. Guter Ackerboden findet sich meist nur an den Flußufern. Im ganzen ist Viehzucht der Hauptnahrungszweig der Einwohner. Die Bevölkerung war 1841—71 von 146,857 auf 75,900 Seelen (worunter etwa 90 Proc. Katholiken) herabgesunken. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament, einen dritten die Stadt Portarlington. Die jetzige Hauptstadt Tullamore, am Großen Kanal und der Eisenbahn, ist eine Municipalstadt mit vier Kirchen, einem Kloster, einem Gerichtshof u. s. w. und zählt 4630 E., welche Gerberei, Brennerei und Brauerei treiben.

Kingsley (Charles), ein engl. Geistlicher, welcher sich durch seine die socialen und polit. Fragen berührenden Schriften einen ehrenvollen Namen in der engl. Literatur erworben hat, wurde 12. Juni 1819 im Pfarrhause seines Vaters in Holne, bei Dartmoor in Devonshire, geboren. Seine Bildung empfing er in der Privatschule Derwent Coleridge's, dann im Kings-College zu London und in Cambridge und wurde hierauf Pfarrer zu Eversley in Hampshire.

Digitized by Google

Großes Aufsehen erregte zuerst sein «Alton Locke, tailor and poet: an autobiography» (2 Bde., Lond. 1850), in welchem er unter der Hülle einer spannenden Erzählung ein mächtig ergreifendes Bild der Gebrechen und Verirrungen der modernen Gesellschaft gab. Ein zweiter Roman, «Yeast, a problem» (Lond. 1851), ist weniger gelungen. Er schrieb ferner «The Saint's tragedy» (Lond. 1848) und «Phaeton, or loose thoughts on loose thinkers» (Cambr. 1852), gab die von ihm gehaltenen Predigten unter dem Titel «Twenty five village sermons» (Lond. 1852) heraus und veröffentlichte sehr bemerkenswerthe Gedanken über die Anwendung des Associationsprincips auf die ackerbauende Bevölkerung («Application of associative principles to agriculture», Lond. 1851). Sein culturhistor. Roman «Hypatia, or new foes with an old face» (2 Bde., 1853), der die ersten Zeiten des Christenthums behandelt, wurde durch Bunsen (2 Bde., Lpz. 1858; 2. Aufl. 1878) in die deutsche Lesewelt eingeführt. Von gleicher Bedeutung ist sein Roman «Westward ho!» (1855), welcher im Zeitalter der Königin Elisabeth spielt. Im J. 1859 zum Professor der neuern Geschichte an der Universität Cambridge ernannt, hielt er in dieser Eigenschaft interessante Vorträge, die unter dem Titel «The Roman and the Teuton» (Lond. 1864; neue Ausg. mit Vorrede von Max Müller, 1875) erschienen. Außerdem hat man von ihm ein Gedicht «Andromeda» (3. Aufl., Lond. 1863), eine «History of England for boys» (Lond. 1864), das Märchen «The water babies» (Lond. 1863), die Romane «Hereward, the last of the English» (Lond. 1866), «The hermits» (Lond. 1867) und «How and why?» (Lond. 1869). K. legte 1869 seine Professur in Cambridge nieder und wurde zuerst zum Domherrn von Chester, dann 1871 zum Domherrn von Westminster ernannt. Im J. 1872 übernahm er die Redaction der Wochenschrift «Good Words». Eine 1870—71 gemachte Reise nach Westindien beschrieb er in «At last: a christmas in the West Indies» (1871). Während des Winters 1873—74 hielt er Vorlesungen in den Vereinigten Staaten, die 1875 unter dem Titel «Lectures delivered in America» erschienen, nachdem er schon vorher seine Reiseeindrücke in «South by west, or winter in the Rocky Mountains and spring in Mexico» (Lond. 1874) niedergelegt hatte. K.'s fortdauerndes Interesse für die Verbesserung der Lage der ärmern Volksklassen bezeugten die sanitarische Reformen befürwortenden Schriften «Town geology» (Lond. 1872) und «Health and education» (Lond. 1874). K. starb 23. Jan. 1875 zu Eversley. Seine Witwe veröffentlichte «Charles K., his letters and memoirs of his life» (2 Bde., Lond. 1876). — Henry K., Bruder des Vorigen, geb. 1824, studirte bis 1852 in Oxford und ging dann nach Australien, wo er sich sechs Jahre aufhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitarbeiter an «Fraser's» und «Macmillan's Magazine» und schrieb eine beträchtliche Anzahl von Romanen, unter denen besonders «Ravenshoe» (1861), «The recollections of Geoffrey Hamlyn» (1859), «Austin Elliot» (1863), «The Hillyars and the Burtons» (1865), «Leighton Court» (1866), «Helty» (1871), «Hornby Mills» (1872), «Valentin. A French boy's story of Sedan» (1874), «The Grange Garden» (1876) Erwähnung verdienen. Eine Zeit lang fungirte K. als Herausgeber der «Daily Review» und als Correspondent für dieses Blatt während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71. Er starb 24. Mai 1876.

Kingston upon Hull, s. Hull.

Kingston upon Thames, Municipal- und Marktstadt in der engl. Grafschaft Surrey, 19 Kilom. im Südwesten von London, an der Eisenbahn und rechts an der hier überbrückten Themse gelegen, ist unregelmäßig gebaut und zählt (1871) 15,263, mit der zu ihr gehörenden Vorstadt Surbiton 25,155 E. Die Stadt hat einen Gerichtshof, ein Stadthaus, eine große Kirche, eine Irrenanstalt, ein Zuchthaus, zahlreiche Malzdarren, Ziegelbrennereien und Gemüsegärten sowie lebhaften Malz- und Getreidehandel. K. war, nach dem Funde von Münzen und Urnen zu schließen, eine röm. Station, diente häufig zum Krönungsorte angelsächs. Könige und schickte unter Eduard II. und III. Mitglieder in das Parlament. Es ist durch einen Sieg des Prinzen Ruprecht über den Grafen von Essex 1643 denkwürdig geworden.

Kingston, Stadt in Canada, Hauptort der vereinigten Grafschaften Frontenac, Lennox und Addington (des frühern Midlandsdistricts), 1841—44 die Hauptstadt von Canada, nächst Quebec der festeste Ort in ganz Canada, liegt nördlich am Ontariosee, an der Stelle, wo der St.-Lorenzstrom aus demselben austritt und der Rideaukanal beginnt, 270 Kilom. oberhalb und im Südwesten von Montreal, 230 im Ostnordosten von Toronto, mit beiden durch die Grand-Trunkbahn sowie mit Ottawa durch den Rideaukanal verbunden. K., regelmäßig gebaut, hat viele ansehnliche Gebäude, darunter das sog. Markthaus, der Gerichtshof, das Gouvernementshaus, das Gefängniß u. a. Sie zählt (1871) 12,407 E., besitzt 17 Kirchen, darunter eine

Digitized by Google

kath. Kathedrale, das presbyterianische Queen's-College and University of K., das kath. Regiopolis-College, ein Queen's-College, Districts-, Handwerker- und andere Schulen, eine Polytechnische Gesellschaft mit einer guten Bibliothek, ein allgemeines Hospital, ein Hôtel-Dieu der Barmherzigen Schwestern, eine Irrenanstalt, ein Waisenhaus, das vor der Stadt gelegene, nach dem Auburn-System eingerichtete Hauptgefängniß für Ober- und Untercanada, mehrere Kasernen und Regierungsmagazine; ferner befinden sich hier mehrere Banken, Brauereien und Brennereien, belebte Schiffswerfte, Maschinenbauanstalten für Locomotiven und Dampfkessel, ein großes Eisenwerk, Fabriken für Ackergeräthe, Seife, Lichte und Leder. Ihre Hauptbedeutung erhält aber die Stadt durch ihren guten, geschützten Hafen, wodurch sie der Sitz einer beträchtlichen eigenen Rhederei, eines lebhaften Dampfschifffahrtsverkehrs und das Hauptemporium des Handels zwischen Montreal und den Ansiedelungen an den großen Seen geworden ist. Der Hafen, an dem zahlreiche wohlausgestattete Packhäuser liegen, wird durch zwei Batterien auf Mississaga-Point und Point-Frederick vertheidigt. Nur 1 Kilom. von der Stadt liegt die Navy-Bay zwischen zwei mit dem Point-Frederick und dem sehr stark befestigten Point-Henry in den See vorspringenden Landzungen, jetzt der Hauptkriegshafen der Briten am Ontariosee, mit einem Arsenal und Werften, wo große Schiffe für die engl. Marine gebaut werden. K. wurde 1763 an der Stelle des 1758 zerstörten Fort Frontenac gegründet.

Kingston, die wichtigste Hafen- und Handelsstadt der brit. Insel Jamaica (s. d.) in Westindien, an der Bai von Port-Royal auf der Südküste, 22 Kilom. östlich von der Hauptstadt Santiago de la Vega (Spanishtown) gelegen und seit 1845 durch Eisenbahn mit derselben verbunden, ist amphitheatralisch am Abhange eines Bergs regelmäßig und schön erbaut. Die Stadt hat reichhaltige Magazine, zahlreiche Kapellen und Kirchen aller Religionsparteien, mehrere Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater, eine Correctionsanstalt u. s. w. und zählt (1871) 34,314 E. (darunter 25,000 Farbige). Der Handel führt hauptsächlich Kaffee, Zucker, Rum, Ingwer, Piment und edle Holzarten aus. Der Hafen ist für 1000 Schiffe hinlänglich geräumig, aber nicht ganz sicher, von zwei Forts und einer Menge von Batterien geschützt, von großartigen Magazinen umgeben, im Süden von der schmalen Landzunge Palisadoes begrenzt, auf deren äußerster Spitze Port-Royal liegt. K. wurde 1693, nachdem Port-Royal durch ein Erdbeben zerstört war, gegründet, aber erst 1802 zur Stadt erhoben. Der Ort wird oft vom Gelben Fieber sowie in der Regenzeit durch die Ueberschwemmungen der Bergströme heimgesucht. — K. heißt auch die Hauptstadt der brit. Insel St.-Vincent in der Reihe der Kleinen Antillen. Dieselbe liegt an der Südwestküste, zählt 7000 E., hat eine gute Rhede und ist Sitz des Gouverneurs. Sie litt 20. Aug. 1825 durch ein Erdbeben bedeutenden Schaden. — In den Vereinigten Staaten von Amerika führen eine Menge Ortschaften den Namen K. Die bedeutendste darunter ist die Hauptstadt K. der Grafschaft Ulster im Staate Neuyork, am Esopus-Creek und am westl. Ufer des Hudson, 146 Kilom. im Norden von Neuyork und am Anfange des Delaware-Hudsonkanals gelegen, durch eine Brücke mit der Eisenbahnstation Rhinebeck verbunden. Der Ort, 1872 zur Stadt erhoben, hat (1870) 16,429 E. (1840 erst 5824), 21 Kirchen und Kapellen verschiedener Confessionen, mehrere Schulen, bedeutende Flußschifffahrt (43 Dampfschiffe), Handel mit Kohlen, Steinen und Eis, Gießereien und Brauereien.

Kingston (Elizabeth Chudleigh, Herzogin von), eine durch Lebensgeschick und Charaktereigenthümlichkeit berühmte Engländerin, geb. 1720, verlor ihren Vater, einen Oberst in der brit. Armee, im zarten Alter und kam 1743 als Ehrenfräulein zur Prinzessin von Wales, in welcher Stellung sie durch Schönheit und Beweglichkeit des Geistes Aufsehen erregte und eine Menge Anbeter fand. Sie ließ sich 4. Aug. 1744 heimlich mit Kapitän Hervey, späterm Graf Bristol, trauen, von dem sie sich jedoch schon am andern Tage trennte. Dann reiste sie auf den Continent. In Berlin zog sie durch ihr geistreiches Wesen die Aufmerksamkeit Friedrich's II. auf sich; auch am Hofe zu Dresden machte sie außerordentliches Glück. Nach langem Zögern willigte Graf Bristol in eine Ehescheidung, die zwar von dem kirchlichen Gerichtshofe, aber nicht in ganz gesetzlicher Form ausgesprochen wurde. Mit Erlaubniß des Erzbischofs von Canterbury ließ sich nun Elizabeth 1769 dem Herzoge von Kingston öffentlich antrauen, der schon 1773 starb und ihr sein großes Vermögen vermachte. Elizabeth erregte nun durch ihre Verschwendung und Lebensweise in London solchen Skandal, daß sie nach Italien reisen mußte, wo sie die Nachricht empfing, daß die Verwandten des Herzogs von Kingston, um ihr das reiche Erbe zu entziehen, gegen sie beim Pairshof eine Anklage auf Bigamie anhängig gemacht. Als Elizabeth im April 1776 zu London anlangte, wurde sie der Bigamie schuldig erklärt. Seltsamerweise sprach ihr aber das Gericht das Erbe nicht ab. Elizabeth entfernte sich hierauf als

Digitized by Google

nunmehrige Gräfin Bristol nach Frankreich, ging von da nach Italien und endlich nach Rußland, wo sie von der Kaiserin aufs glänzendste aufgenommen wurde. Nach ihrer Rückkehr kaufte sie das Schloß St.-Assise bei Fontainebleau und lebte in fürstl. Glanze. Nach kurzer Krankheit starb sie 28. Aug. 1788. Ihr Testament wurde zu Gunsten der Angehörigen ihres zweiten Gatten cassirt. Ueber ihr Leben erschienen schon 1788 zu London Memoiren in engl. Sprache, die wol kaum authentisch sind. Vgl. Faverolles, «La duchesse de K.» (Par. 1813).

Kingstown, Seestadt in der irländ. Grafschaft Dublin, 9,6 Kilom. südöstlich von Dublin entfernt und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, zählt 10,453 E., hat viele schöne Gebäude, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, ein Nonnenkloster und ist ein beliebtes Seebad. Die Stadt hieß bis 1721 Dunleary und nahm ihren gegenwärtigen Namen zu Ehren Georg's IV. an, der damals hier landete. Der Hafen, der 1817 angelegt wurde und als Außenhafen von Dublin gilt, ist durch zwei bedeutende Dämme gebildet und hat eine Oberfläche von einem Quadratkilometer. Nur 3 Kilom. von K. liegt das mit ihm durch eine atmosphärische Eisenbahn verbundene Dorf Dalkey, früher eine bedeutende Stadt, mit Ruinen alter Forts und einer Kirche.

Kinkel (Joh. Gottfr.), deutscher Dichter und Kunsthistoriker, geb. 11. Aug. 1815 zu Oberkassel bei Bonn als Sohn eines Pfarrers, erhielt seine Gymnasialbildung zu Bonn, wo er auch seine theol. Studien begann. Seit Oct. 1834 setzte er diese zu Berlin fort, widmete sich aber daneben, wie auch schon zu Bonn, mit Vorliebe dichterischen Arbeiten. Im Herbst 1835 nach Bonn zurückgekehrt, habilitirte er sich 1836 an der dortigen Universität für Exegese und später für histor. Theologie. Bald jedoch gewann seine Neigung für die Kunst die Oberhand, sodaß er eine Reise nach Italien unternahm, wo er sich besonders zu Rom aufhielt. Im April 1838 begann K. wiederum seine Vorlesungen zu Bonn, die sich eines ungewöhnlichen Zuhörerkreises erfreuten. Denselben Beifall fand er auch als Kanzelredner in Köln, wo er 1838 die Stelle eines Hülfspredigers erhalten hatte. Nach seiner Verheirathung begann er 1843 neben der Kirchengeschichte an der Universität über Geschichte der christl. Kunst zu lesen. In den nächsten Jahren veröffentlichte er «Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben» (Bonn 1846) und die «Geschichte der bildenden Künste bei den christl. Völkern» (Thl. 1: «Die altchristl. Kunst», Bonn 1845). Schon vorher hatte er seine «Gedichte» (Stuttg. 1843; 7. Aufl. 1872) herausgegeben, darunter ein größeres erzählendes Gedicht: «Otto der Schütz», das später besonders (zuerst 1849) erschien und 1877 bereits die 50. Auflage erlebte. In derselben Zeit war auch «Margret, eine Dorfgeschichte» entstanden. K.'s Poesien in dieser ersten Sammlung, in denen sich sein politisch bewegtes Leben kaum widerspiegelt, sind gefühl- und gemüthvolle Darstellungen, voll tiefer Anmuth und einfacher Schönheit, oft an die Weise Uhland's anklingend. Sein «Otto der Schütz» insbesondere, in welchem er eine Rheinsage aus der Ritterzeit behandelt, ist eine künstlerisch vollendete Dichtung voll frischer, farbiger Schilderungen und mit anmuthigen Gestalten. Anfang 1846 erfolgte K.'s Ernennung zum außerord. Professor der Kunst-, Literatur- und Culturgeschichte zu Bonn. Von den Märzereignissen 1848 gewaltig ergriffen, schloß er sich mit Begeisterung der republikanischen Bewegung der Zeit an und begann als Agitator und als Journalist in dieser Richtung zu wirken. Bereits 16. Febr. 1849 mußte er zu Köln vor der Correctionalkammer wegen Preßangelegenheiten einer doppelten Anklage Rede stehen. In Bezug auf die eine wurde er freigesprochen, rücksichtlich der andern zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Wenige Tage vorher hatte ihn Bonn zum Abgeordneten für die preuß. Zweite Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm. Als nach Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen in einzelnen Städten der Rheinprovinz Unruhen ausbrachen, betheiligte sich K. an dem Widerstande der Landwehr im Siegkreis, wandte sich dann flüchtig nach der Pfalz und schloß sich dem pfälz.-bad. Aufstande an. Im Juni 1849 verwundet und von den preuß. Truppen in Baden gefangen genommen, wurde er vom Kriegsgericht in Rastatt zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt, die er auf Anordnung des Königs von Preußen in einer bürgerlichen Strafanstalt zu verbüßen hatte. In das Zuchthaus nach Naugardt gebracht, stellte man ihn von hier aus im April 1850 wegen versuchter Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg abermals vor die Assisen zu Köln, die ihn jedoch nach einer glänzenden Selbstvertheidigung freisprachen. Seitdem wurde K. zu Spandau in harter Haft gehalten, bis ihm im Nov. 1850 durch Mitwirkung des damaligen Studenten Karl Schurz (s. d.) die Flucht aus dem Gefängniß nach England gelang. Im Einverständniß mit einem Agitationscomité der Flüchtlinge in London und der Schweiz machte er im Winter 1851—52 eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten, um die Sympathien der dortigen Bevölkerung wach zu erhalten. Nach London zurückgekehrt, wurde er zuerst Privatlehrer und wirkte seit 1853 als

Digitized by Google

Professor an der Hochschule für Damen in Bedford-Square und an verschiedenen andern Anstalten, gründete auch 1858 die deutsche Zeitung «Hermann». Daneben hielt er mit Erfolg zu London wie auch in andern größern Städten Großbritanniens Vorlesungen über deutsche Literatur und Kunstgeschichte. Im April 1866 folgte er einem Rufe nach Zürich als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an das eidgenössische Polytechnikum. Unter K.'s literarischen Arbeiten aus neuerer Zeit ist das Trauerspiel «Nimrod» (Hannov. 1857) hervorzuheben. Im J. 1868 gab er seine «Gedichte, zweite Sammlung» (Stuttg.) heraus, in denen die polit. Tendenz schärfer hervortritt. Aus dieser Sammlung ist eine vortreffliche erzählende Dichtung: «Der Grobschmied von Antwerpen», auch in zwei Auflagen in separatem Abdruck (2. Aufl., Stuttg. 1872) erschienen. Zu erwähnen sind endlich noch seine «Festreden» auf F. Freiligrath (Lpz. 1867) und Fr. Rückert (Zür. 1867), seine zum Theil im Druck erschienenen «Vorträge» vor gemischten Auditorien sowie sein Werk: «Mosaik zur Kunstgeschichte» (Berl. 1876). — K.'s erste Gattin, Johanna, geb. 8. Juli 1810 zu Bonn, die Tochter des dortigen Gymnasialprofessors Mockel, zeigte schon früh musikalisches Talent. Sie verheirathete sich, 21 J. alt, mit dem Buch- und Kunsthändler Mathieux in Köln, trennte sich aber bald wieder von demselben und wurde später (1840) rechtskräftig geschieden. Im Mai 1843 vermählte sie sich mit K., dem sie 1851 nach London folgte. Hier starb sie 15. Nov. 1858 infolge eines Sturzes aus dem Fenster. Ihre zahlreichen Liedercompositionen, zum Theil zu Texten ihres Mannes, und die komische «Vogelcantate» sind, besonders in ihrer rhein. Heimat, sehr populär geworden. Außer Erzählungen, die gemeinschaftlich mit denen ihres Gatten erschienen (Stuttg. 1849; 2. Aufl. 1852), schrieb sie «Acht Briefe über Klavierunterricht» (Stuttg. 1852). Aus ihrem Nachlasse gab K. den Roman «Hans Ibeles in London» (2 Bde., Stuttg. 1860) heraus.

Kinn (mentum) nennt man den unterhalb des Mundes befindlichen Theil des Gesichts, welcher von einem Vorsprunge des Unterkieferknochens gebildet ist. Ein doppeltes (gespaltenes) K. entsteht dadurch, daß die Haut in der Mittellinie straffer an den Knochen angeheftet ist, was bei einigem Fettreichthum stärker hervortritt. Das Unterkinn wird nur durch Fettanhäufung hervorgebracht. Kinnbacken bedeutet dasselbe wie Kiefer (s. d.). Der Kinnbackenkrampf (Mundklemme, Mundstarrkrampf, Trismus), bei welchem der Mund krampfhaft geschlossen ist, ist eine Theilerscheinung des Starrkrampfs (s. d.) oder Tetanus.

Kino (Gummi Kino), eine wichtige, dem Catechu und Gambir nahestehende Drogue, ist ein festes Extract, welches aus den Säften verschiedener exotischer Holzarten gewonnen wird. Man unterscheidet im Handel vier Hauptsorten: 1) K. Malabaricum oder Amboinense, wahrscheinlich ein Extract aus der Rinde des in Hinterindien und auf den benachbarten Inseln wachsenden Pterocarpus Marsupium Roxb., eines Baums aus der Familie der Schmetterlingsblütler; 2) K. orientale, der eingedickte Saft der Rinde von Butea frondosa Roxb., eines ebenfalls ostind. Baums derselben Familie; 3) K. australe, K. von Botanybai, der eingetrocknete, aus Rindenrissen des Eucalyptus resinifera Sw., eines austral. Myrtaceenbaums, fließende Saft; 4) K. americanum oder jamaicense, das Extract von Coccolaba uvifera Jcqn., eines in Westindien wachsenden Baums aus der Familie der Polygoneen. Das K. bildet kantige oder unregelmäßige, knollige Stücke von schwarzrothbrauner Farbe, welche splitterigen Bruch zeigen und deren Splitter an den Kanten meist durchscheinend roth gefärbt sind. Es schmeckt sehr zusammenziehend und färbt den Speichel roth. Sein Hauptbestandtheil ist die Kinogerbsäure, ferner findet sich darin meist auch Catechusäure und Brenzcatechin. In der Medicin wird das K. als adstringirendes Mittel benutzt. Zuweilen findet es auch wie Catechu und Gambir zum Färben und Gerben Anwendung.

Kinroß, Grafschaft in Schottland, nach Clackmannan die kleinste des Königreichs, von Fife und Perth ganz umschlossen, nur 201,5 QKilom. groß, enthält im Südosten den herrlichen See (Loch) Leven, welcher fast alle Gewässer des Ländchens aufnimmt, 13 QKilom. groß ist, durch den Leven in den Forthbusen abfließt und in seiner Umgegend ziemlich fruchtbaren und gutbestellten Boden (im ganzen 67 Proc. des Areals) hat, während die höhern Gegenden sehr unergiebig, meist mit Moor und Moos bedeckt sind. Man gewinnt Getreide, besonders Hafer, Kartoffeln und Flachs, zieht Rinder, Schafe und Schweine, bricht Kalk und Quadersteine und fertigt Leinwand und Baumwollwaaren. Die Grafschaft gehörte früher zu dem östlich gelegenen Fife, von dem sie erst 1426 getrennt worden ist, und zählt (1871) 7198 E. — Die Hauptstadt K., an der Hauptstraße von Edinburgh nach Perth und an der Eisenbahn gelegen, hat 1926 E., welche Gerbereien, Tartanfabriken und Kornmühlen unterhalten. Ihre Lage nahe westlich vom Loch-Leven ist höchst romantisch, besonders gewährt das nahe Kinroßcastle auf

Digitized by Google

einem in den See vorspringenden Vorgebirge eine herrliche Aussicht. Auf einer der vier Inseln des Sees, welcher durch seinen Reichthum an Fischen bekannt ist, liegen die Ruinen des uralten Schlosses Loch-Leven, in welchem Maria Stuart 1568 elf Monate lang gefangen gehalten ward, bis sie von ihren Anhängern durch List befreit wurde. Nahe der Straße nach Stirling liegen die berühmten Wasserfälle des Cauldron.

Kinsky, böhm. Fürsten- und Grafengeschlecht, dessen Ursprung bis ins 12. und 13. Jahrh. zurückreicht und dessen Stammesherrschaften Wchinitz, Tettau, Chlumetz u. a., sämmtlich in Böhmen und Mähren, sind. Die Grafenwürde kam an das Haus durch Wilhelm K. 1628, die Fürstenwürde durch Graf Stephan Wilhelm 1746. Bemerkenswerthe Glieder des Hauses sind: Ulrich K. (1583—1620), am prager Fenstersturze (23. Mai 1618) hervorragend betheiligt; Wilhelm Graf K., als Unterhändler Wallenstein's mit Frankreich und Schweden in dessen Katastrophe verwickelt und zu Eger 1634 ermordet; Franz Joseph Graf K. (1739—1805), war als Director der wiener-neustädter Militärakademie Schöpfer vieler Reformen und Verfasser militärwissenschaftlicher Schriften. Er focht als Feldzeugmeister 1794 und 1795 in den Niederlanden. Haupt der fürstl. Linie ist jetzt Ferdinand Fürst K., geb. 22. Oct. 1834, erbliches Mitglied des Herrenhauses, der verfassungstreuen Partei angehörig. Sein Vetter, Eugen Graf K., geb. 19. Nov. 1818, war 1861—65 Mitglied des Abgeordnetenhauses und ist besonders auf volkswirthschaftlichem Gebiete thätig. Gegenwärtiges Haupt der gräfl. Linie ist Octavian Graf K., geb. 13. März 1813, erblicher Reichsrath seit 1861. Vgl. Folkmann, «Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechtes K.» (Prag 1861).

Kinzig ist der Name zweier dem Stromgebiete des Rhein angehöriger Flüsse im Südwesten von Deutschland, von denen der eine dem Main, der andere unmittelbar dem Hauptstrome zugeht. Der erstere entspringt im Nordosten von Schlüchtern am Südabhange der Kinzberge, berührt die Städte Steinau, Saalmünster, Wächtersbach, Gelnhausen, Langenselbold und mündet bei Hanau in den Main. Der 82 Kilom. lange Fluß gehört ganz dem preuß. Regierungsbezirk Kassel an. Sein Thal, durch welches sich die große Straße von Fulda nach Hanau (und weiter nach Frankfurt) zieht, bildet die Scheide zwischen dem Spessart im Süden und dem Vogelsgebirge im Norden. Durch den Thalspalt der aus dem Spessart kommenden und zwischen Saalmünster und Gelnhausen in die K. mündenden Orb führt eine militärisch sehr wichtige Paßstraße über den nördl. Spessart zunächst nach den Thälern der Sinn und der Fränkischen Saale hinüber. — Die andere K. nimmt ihren Ursprung unweit Loßburg im Würtembergischen (Oberamt Freudenstadt) in 650 Mt. Höhe, tritt unterhalb Alpirsbach ins Badische und bildet hier eins der interessantesten Thäler des Schwarzwaldes, in welchem sie die Städtchen Schiltach, Wolfach, Hausach, Haßlach und Gengenbach berührt. Bei Offenburg tritt der Fluß in die Ebene des Rhein und mündet bei Kehl in den Rhein. Die Gesammtlänge der K. beträgt 97 Kilom. Auf ihr wird viel Holz aus dem Schwarzwalde herabgeflößt. Das Kinzigthal wird bis Alpirsbach aufwärts von einer Kunststraße durchzogen und ist mit seinen Nebenthälern der belebteste und gewerbreichste Theil des Schwarzwaldes, insbesondere in Bezug auf Uhrenfabrikation. Wolfach hat ein Kiefernadelbad; Eisenwerke finden sich zu Hausach, Harmersbach u. s. w. Bei Triberg, hoch oben im Gebirge, bildet der Fallbach in sieben Absätzen einen schönen, 160 Mt. hohen Wasserfall, der Zielpunkt vieler Reisenden. Am Ausgange des Thals, bei dem durch seinen Wein berühmten Dorfe Ortenberg in der Ortenau, erhebt sich die stattliche Ortenburg.

Kiosk (türk.) bezeichnet im Orient ein rundes oder viereckiges, auf Säulen ruhendes, freistehendes oder angebautes Gartenzelt; dann einen ähnlichen, nach vorn offenen, an den Seiten nur durch Gitterwerk verschlossenen, an die obern Gemächer der orient. Paläste sich anschließenden, erkerartigen Vorbau. Aus dem Orient ist der K. auch in die europ. Gärten übergegangen.

Kipper und Wipper nannte man im 17. Jahrh. diejenigen Münzherren, welche das gute Geld einschmolzen und geringhaltiges ausprägten. Ursprünglich bedeutet kippen Geld beschneiden, wippen aber wiegen, und Kipper und Wipper wurden sonach die Wechsler genannt, welche Geld beschnitten und dann ausgaben. In der Münzkunde nennt man besonders die Zeit 1620—23 die Zeit der Kipper und Wipper. Die allgemeine Verwirrung im Dreißigjährigen Kriege begünstigte das betrügliche Münzwesen so, daß bald ganz Deutschland von den geringhaltigen Münzen überschwemmt war und das gute Geld als eine Seltenheit zu überaus hoher Geltung stieg. Die Folgen waren allgemeine Zerrüttung des Verkehrs, Theuerung und Volksunruhen. Zu den schlechtesten Sorten jener Zeit gehörte das sächs. und brandenb. Geld, dessen größere Stücke fast aus reinem Kupfer bestanden. Nachdem die Noth aufs höchste gestiegen war, ver-

Digitized by Google

einigten sich die meisten Fürsten Deutschlands zur Steuerung dieses Unfugs, aber eine nachhaltige Besserung trat erst ein, als Sachsen 1667 mit Brandenburg den Zinnaischen Vertrag abschloß, nach dem die feine Mark Silber zu $10^1/_2$ Reichsthaler ausgeprägt werden sollte.

Kiptschak (russ. Kyptschak, auch wol Kaptschak) heißt einer der ältesten und am weitesten westwärts vorgerückten Stämme des großen Türkenvolks, dessen Name auch auf seine Wohnsitze übertragen wurde. K. oder Deschti-Kiptschak, d. h. Steppe der K., nennen im Mittelalter die orient. Schriftsteller das weite pontisch-kaspische Steppengebiet im jetzigen Südrußland, das vom untern Laufe des Jaik (Ural), der Wolga, des Don und Dnjepr durchströmt, von jeher von rohen Nomadenhorden, meist türk. Stammes, wie Kumanen (Polowzer), Petschenegen u. s. w., durchstreift wurde. Noch jetzt findet sich der Name des einst weitverbreiteten und mächtigen Stammes der K. unter den Türken von Khokand (s. d.), Khiwa und Bokhara sowie an der Nordgrenze von Herat und bei den Kirgisen der Mittlern Horde vor. Eine größere Ausdehnung als das bezeichnete Gebiet hatte das von den Mongolen gegründete Khanat K. oder Reich der Goldenen Horde. Dieses reichte in Europa von den Vorhöhen des Kaukasus nordwärts bis zur mittlern Wolga und der Kama, westwärts in das Innere Rußlands und ostwärts bis an den Ural, in Asien gegen Osten bis an die Dsongarei, gegen Norden an Sibirien, gegen Süden an den Kaspi- und Aralsee, den Sir (Jaxartes), Savy-su und Tschu in Turan. Außer den türk. Völkerschaften dieses ausgedehnten Ländergebietes umfaßte das Reich auch das Land der Wolga-Bulgaren, Baschkiren, Chasaren, Alanen, Burtasen, Tscherkessen, Lesghier u. a. Die Mongolen gaben dem Lande seine Beherrscher aus der Familie Dschingis-Khan's, bekleideten die Hof- und Staatsämter, verschwanden aber an Zahl in der Masse der von ihnen beherrschten türk. und nichttürk. Stämme. Bereits 1222 hatten sie das Land zu beiden Seiten der untern Wolga sowie nach Besiegung der Russen und Polowzer in der Schlacht an der Kalka 1223 die pontische Steppe bis an den Dnjepr durchwüstet. Die westl. Länder wies Dschingis-Khan seinem ältesten Sohne Dsudschi (gest. 1224) an. Letzterm folgte dessen Sohn Batu (gest. 1255), der 1235 den Jaik überschritt, 1236 die Wolga-Bulgaren und bis 1240 fast ganz Rußland sich zinsbar machte. Nach seiner Rückkehr 1242 gründete er Sarai oder Serai als Haupt- und Residenzstadt von K., von wo aus die mächtigen Khane vom 13. bis 15. Jahrh. nicht nur Rußland, sondern auch die westlichern Länder in Schrecken setzten. Die Stadt wurde im 15. Jahrh. zerstört und war jahrhundertelang verschollen. Erst 1836 fand man durch Ausgrabungen ihre ausgedehnten Trümmer (Gewölbe, Säulen, Dämme, Wasserbehälter, Befestigungen, mehrere tausend Häuser u. s. w.) bei der russ. Stadt Zarew im Gouvernement Astrachan an dem Wolgaarme Achtuba, östlich von Zarizyn. Unter Batu's Bruder, Barkai oder Bereke (1255—66), welcher Sarai erweiterte und den Islam einführte, warf sich 1261 der Feldherr Nogaja am Schwarzen Meere zum Herrn der Kumanen oder Polowzer auf und behauptete sich bis an seinen Tod (1292), worauf sich seine Horde wieder dem Khan von K. unterwarf, aber den Namen der Nogajischen Tataren beibehielt. Dem gefeierten Usbek-Khan (1305—41) zu Ehren, welcher den Islam mit Eifer ausbreitete, nahmen die kiptschak. Horden den Namen Usbeken (s. d.) an. Nach der Ermordung seines Enkels, Berdibek-Khan (1358), wurde das Reich durch blutige Erbfolgehändel zerrüttet. Temnik-Mamai warf sich am Don zum Khan auf, und in Sarai ward 1376 Tochtamisch, ein Abkömmling Dschingis-Khan's, durch Timur (s. d.) eingesetzt. Tochtamisch siegte 1382 über Mamai und vereinigte das Reich wieder, wurde aber selbst 1395 von Timur vertrieben, der auch das reiche Sarai plünderte und zerstörte. Nun setzte anfangs Timur's Feldherr, Jedigei, die Khane von K. ein und ab. Darauf folgten große Verwirrungen, sodaß sich 1438 Kasan (s. d.), 1441 die Krim (s. d.) und 1480 Astrachan (s. d.) als unabhängige Khanate aufwarfen. Der letzte Khan der Goldenen Horde, seit Batu der funfzigste, Kutschuk (der kleine) Mohammed, wurde 1480 ermordet. Alle diese Khanate wurden eine Beute der Russen, zuletzt das der Krim. In Turan hatte Batu-Khan 1245 seinen Bruder Scheibani über die Tatarenhorden zwischen dem Jaik, Aralsee und Savy-su eingesetzt. Scheibani's Nachkommen wurden um 1360 unabhängig, schwächten sich aber durch Theilungen in mehrere einzelne Horden, welche alle den Namen Usbeken annahmen. Schaibek-Khan vereinigte sie 1481 wieder und eroberte 1500 ganz Turan. Vgl. Hammer-Purgstall, «Geschichte der Goldenen Horde im K.» (Pest 1840).

Kirchbach (Hugo Ewald von), preuß. General, geb. 23. Mai 1809 zu Neumarkt in Schlesien, erhielt seine Ausbildung in den Cadettenhäusern zu Kulm und Berlin, trat 1826 als Portepéefähnrich in das 26. Infanterieregiment (Magdeburg), wurde 1827 Offizier, 1840 Premierlieutenant und 1845, unter Versetzung zur Adjutantur, Hauptmann; in diesen Jahren

Digitized by Google

war er 1831—34 zur Allgemeinen Kriegsschule, 1838—41 zum Topographischen Bureau und 1841—45 zur 7. Division (Magdeburg) als Adjutant commandirt. Als Hauptmann trat er zum Stabe der 8. Division (Erfurt) über, zeichnete sich bei Niederwerfung des Aufstandes 22. Oct. 1848 daselbst aus, wurde 1850 Major und 1851 Adjutant im Generalcommando des Gardecorps, im gleichen Jahre noch in den Generalstab des Gardecorps versetzt. K. war 1855—58 Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule, wurde 1856 Oberstlieutenant und Abtheilungschef im Großen Generalstabe, 1857 Chef des Generalstabes des Garde- und 1858 des 3. Armeecorps, 1859 Oberst. Er führte von 1859 ab das 36., das combinirte 26. (später 66.) Infanterieregiment, bis er 26. Jan. 1863 zum Commandeur der 19. Infanteriebrigade und 17. März 1863 zum Generalmajor ernannt wurde. In der ersten Hälfte des J. 1864 war K. als Militärdistrictscommandant an der preuß.-russ. Grenze commandirt, bis ihm 14. Juli der Befehl über die mobile 21. Infanteriebrigade in Schleswig-Holstein übertragen wurde. Ohne am Kampfe theilgenommen zu haben, trat K. nach dem Kriege in seine frühere Stellung zurück, bis er 13. Mai 1865 mit der Führung der 10. Division (Posen) beauftragt und 4. Jan. 1866 zum Commandeur derselben, 8. Juni desselben Jahres auch zum Generallieutenant ernannt wurde. Er führte diese Division mit glänzendem Erfolge während des Feldzugs 1866, nahm ruhmreichen Antheil an den Tagen von Nachod und Skalitz (27. und 28. Juni), schlug selbstständig das Gefecht bei Schweinschädel (29. Juni), führte tags darauf das Artilleriegefecht bei Gradlitz, stand bei Königgrätz (3. Juli) in Reserve und erhielt für seine Gesammtthätigkeit (die K. selbst literarisch in einem Beihefte zum «Militärwochenblatt» 1867 behandelt hat) den Orden pour le mérite. Nach dem Friedensschlusse behielt K. die bisherige Stellung als Commandeur der 10. Division in Posen, wurde jedoch beim plötzlichen Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 an Stelle des zur Führung einer Armee berufenen Generals von Steinmetz 18. Juli 1870 zum commandirenden General des 5. Armeecorps (Regierungsbezirk Posen und Liegnitz) und 4. Aug. zum General der Infanterie ernannt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 war es K. beschieden, durch das Gefecht bei Weißenburg (4. Aug.) die Siegesbahn des Heers zu eröffnen, wobei der General leicht verwundet wurde (Schuß durch die linke Achsel); 6. Aug. war das 5. Corps vorzugsweise an der Erstürmung von Wörth betheiligt, bei welchem Kampfe K. selbst am Genick leicht verwundet wurde. Seiner persönlichen Einwirkung ist der Erfolg des Tags großentheils zuzuschreiben. Bei Sedan (1. Sept.) führte K. nach der schweren Verwundung des commandirenden Generals des 11. Corps auch dieses und leitete die Schlacht für beide Corps. Vor Paris, und zwar in Versailles selbst, hatte K. vom 19. Sept. 1870 bis 9. Febr. 1871 mit dem 5. Corps die Hauptquartiere des Königs sowie des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu schützen und die gewichtige Stellung gegenüber dem Mont-Valérien von Bouzival bis St.-Cloud besetzt zu halten. Den großen Ausfall am 19. Jan. 1871 (Schlacht am Mont-Valérien) schlug er so blutig zurück, daß die pariser Regierung am folgenden Tage Waffenruhe und eine Woche darauf Waffenstillstand erbat. Ende Mai rückte K. wieder in Posen ein und wurde bald darauf zum Chef des 1. niederschles. Infanterieregiments Nr. 46 ernannt. Am 2. Sept. 1873 verlieh der Kaiser dem Fort Nr. 10 bei Straßburg den Namen «Fort K.» und zeichnete 1875 den General durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens aus.

Kirche. Das mit dem Christenthum so ziemlich zu allen german. Völkern (mit Ausnahme der Gothen) gekommene Wort K. scheint ursprünglich Uebersetzung des griech. Wortes κυριακή zu sein, wird aber allgemein für das aus dem Griechischen ins Lateinische übergegangene ἐκκλησία, ecclesia, gebraucht. Nach dem ursprünglichen neutestamentlichen Sprachgebrauche ist ecclesia soviel als christl. Gemeinde und kam zuerst, wie es scheint, in heidenchristl. Kreisen an die Stelle des bei den Juden üblichen Wortes Synagoge (συναγωγή, d. h. Versammlung). In den echten Briefen des Paulus wird unter diesem Namen meistens nur die Einzelgemeinde verstanden, daher für die Gesammtheit mehrerer Gemeinden der Plural ecclesiae steht. Das Wort bezeichnet daher zunächst die Versammlung der an einem Orte befindlichen Gläubigen zum gemeinsamen Gottesdienste, dann aber diese Gläubigen selbst als eine geistige Einheit. Es lag nahe, denselben Ausdruck auf die Gesammtheit aller Christen überhaupt anzuwenden, sofern dieselben alle zusammen im Glauben an Jesus den Christ sich einig wußten. Jesus selbst wollte keine «Kirche» gründen, sondern nur die Ankunft des «göttlichen Reichs», unter welchem er das zu einer umfassenden sittlich-religiösen Menschengemeinschaft vergeistigte Messiasreich verstand, und die Bedingungen zum Eintritt in dasselbe verkündigen. Eine neue Bedeutung erhielt das Wort ecclesia durch die bildliche Vorstellung der Gemeinschaft der Gläubigen als eines Leibes,

Digitized by Google

von welchem Christus das Haupt (oder nach andern Vorstellungen die Seele) sei. Der paulinische Verfasser des Kolosserbriefs, welcher Christum als das Haupt der gesammten geistigen Schöpfung betrachtet, bezeichnet mit dem Worte einen übernatürlichen, die überirdische und irdische Welt umfassenden Organismus, welcher in Christus sein Haupt, seine Glieder aber an allen gläubigen Geistern im Himmel und auf Erden hat. Insgemein aber verstand man unter dem Worte eben nur die irdische Erscheinung dieses übernatürlichen Organismus, welche als äußere, angeblich von Christus selbst gestiftete, von den Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöfen, regierte, mit wunderbaren Kräften aus der übersinnlichen Welt, mit dem Schatze der reinen Lehrüberlieferung und allerlei richterlichen Befugnissen über ihre Angehörigen ausgestattete Heilsanstalt bestimmt sei, diejenigen, welche ihren Ordnungen sich gläubig unterwerfen, aus dem «Reiche der Welt» ins Himmelreich hinüberzuretten.

Streitigkeiten über die echt apostolische Lehrüberlieferung hatten schon zu Anfang des 3. Jahrh. die Idee der katholischen K. (s. Katholicismus) erzeugt, als deren Träger die Bischöfe erschienen, denen die unverfälschte Apostellehre zur Obhut vertraut sei. So galten die Bischöfe als die eigentlichen Repräsentanten der K. überhaupt, welche, mit dem Geiste Gottes und göttlicher Vollmacht begabt, die Gemeinden regierten. Wie der Ursprung und die Regierungsgewalt, so galten auch die Ordnungen der K., insbesondere ihre Lehre und ihre Gnadenmittel, für unmittelbar göttlich, also unfehlbar. Das, was die K. zusammenhielt, war hiernach nicht der persönliche Glaube oder die subjective Frömmigkeit ihrer einzelnen Glieder, sondern ihre übernatürlich gestifteten Ordnungen, denen die einzelnen unbedingt sich unterwerfen sollten. Seine vollkommene Ausbildung hat dieser, den Grundzügen nach bereits im 3. Jahrh. fertige Kirchenbegriff jedoch erst im Mittelalter erhalten. Unter dem Papste, dem Stellvertreter Christi als sichtbarem Oberhaupt, mit unfehlbarer Lehre und wunderbaren Gnadenmitteln begabt, erschien die K. als die unmittelbar gegenwärtige Erscheinung der überirdischen Ordnung Gottes auf Erden, welche bestimmt sei, das irdische Menschenleben nach allen seinen Beziehungen hin ebenso zu beherrschen, wie dem Geiste die Herrschaft über das Fleisch gebührt. Der Begriff eines übernatürlichen göttlichen Organismus wurde sonach unmittelbar auf die äußere, hierarchische Organisation der K. als päpstl. Universalmonarchie übertragen. Aber freilich zeigte sich immer mehr, daß die geschichtliche Erscheinung der K. ihrer Idee sehr wenig entsprach. Wie die K. thatsächlich sich darstellte, war sie eine menschliche Gemeinschaft neben andern, denselben Gesetzen des Werdens und der Entwickelung, dem Irrthume und der Verderbniß gerade so unterworfen wie alles Menschliche überhaupt. Die von der bisherigen Anschauung der K. beigelegten Prädicate der Einheit, Allgemeinheit (oder Katholicität), Apostolicität und Heiligkeit trafen, auf ihre geschichtliche Erscheinung angewendet, nicht zu, theils wegen ihrer innern Spaltung in mehrere Theilkirchen, theils wegen der immer deutlicher erkannten Abweichungen von der apostolischen Urgestalt, welche die Entwickelung vieler Jahrhunderte nothwendig herbeigeführt hatte, theils und vornehmlich aber wegen des immer greller hervortretenden Widerspruchs zwischen Idee und Wirklichkeit. So führte denn die Reformation des 16. Jahrh. zu einer wesentlichen Umgestaltung des bisherigen Kirchenbegriffs.

Nachdem schon Wicliffe und Huß, im Gegensatze zu der verderbten Papstkirche, die wahre K. Christi als die Gemeinschaft der zur ewigen Seligkeit Prädestinirten bezeichnet hatten, unterschied die Reformation den religiösen Begriff der K. als «Gemeinschaft der Heiligen» aufs schärfste von der K. als äußerer, juridisch-polit. Gemeinschaft. Luther unterschied an der äußern K. eine sichtbare und eine unsichtbare Seite, eine leibliche, äußerliche und eine geistliche, innerliche Christenheit. Letztere ist ihm die durch das Walten des Geistes Gottes in Wort und Sakrament gesammelte Gemeinde der Gläubigen. Demgemäß bestimmte die Augsburgische Confession (Art. 7) den religiösen Begriff der K. als «die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heil. Sakramente laut des Evangelii gereicht werden». Zwingli brachte für den Unterschied jener äußern und innern K. den Ausdruck «sichtbare» und «unsichtbare» K. auf, jene ist die Gesammtheit aller Getauften, diese die Gesammtheit aller Gläubigen. Diese Unterscheidung ward allmählich herrschend in der prot. Theologie. Dieselbe machte daher den subjectiven Glauben der Einzelnen oder ihre persönliche Zugehörigkeit zu Christus als das alleinige Merkmal ihrer Zugehörigkeit zur wahren K. geltend, die nunmehr als eine rein geistige, keineswegs an diese oder jene äußere Kirchengestalt, sondern nur überhaupt an das Evangelium von Christus gebundene Gemeinschaft beschrieben wurde. Ihr gegenüber erschien die äußere Kirchenanstalt als die unvollkommene, menschliche Verwirklichung der wahren unsichtbaren K., als eine irrthumsfähige, von Verderbnissen aller Art verunreinigte äußere

Gemeinschaft, in welcher wahrhaft Gläubige oder Glieder der unsichtbaren K. und Ungläubige oder «Heuchler» durcheinandergemischt seien. Andererseits fuhr man aber doch fort, die Zugehörigkeit der Einzelnen zur unsichtbaren K. von der Zugehörigkeit der äußern auf Christi Wort und Sakrament gegründeten Gemeinschaft abhängig zu machen, und als Bedingung der Zugehörigkeit zur unsichtbaren K. die Zugehörigkeit zu irgendeiner sichtbaren Theilkirche zu fordern. Namentlich im Lutherthum gewann die Ansicht allmählich wieder die Oberhand, daß das die K. zusammenhaltende geistige Band nicht sowol der persönliche Heilsglaube der Einzelnen als die objective, in Wort und Sakrament wirksame übernatürliche göttliche Gnade sei, wogegen die Reformirten dieses «Objective» in die ewige göttliche Erwählung des Individuums setzten, zu deren geschichtlicher Verwirklichung Wort und Sakrament ebenso wie die äußere Kirchengemeinschaft nur das unentbehrliche Mittel sei. Das Neulutherthum hat auch in der Lehre von der K. dem Katholicismus sich angenähert, indem es die K. einfach als Gesammtheit der Getauften definirte und die unsichtbare und sichtbare K. unterschied, wogegen die persönliche Gläubigkeit der Einzelnen hinter die äußere übernatürliche Heilsvermittelung zurücktrat.

Inzwischen hatte man seit dem Aufklärungszeitalter begonnen, nicht blos an der geschichtlichen Entwickelung, sondern auch schon an der Entstehung der K. die menschliche Seite hervorzuheben. Der Rationalismus wollte von einer übernatürlichen Veranstaltung Gottes zum Heile der Menschen ebenso wenig hören als von einer unfehlbaren Lehre, sei es auch die der Bibel, und von wunderbaren Gnadenmitteln. Während er aber gegen diese Vorstellungen eine im wesentlichen siegreiche Kritik richtete, betrachtete er die K., gemäß seinem Begriffe von der Religion als äußerm Hülfsmittel zur Moral, nur als eine zu rein moralischen Zwecken gegründete Lehr- und Besserungsanstalt, an der daher alles, was nicht rein moralische Bedeutung hatte, als nur vorübergehend nothwendige Zuthat immer mehr zu beseitigen sei. Die Beziehung auf «jene Welt» hielt jedoch auch der Rationalismus fest, indem er die moralischen Zwecke, welche die K. verfolge, erst im Jenseits wirklich erreicht werden ließ. Dem gegenüber beschrieb Schleiermacher in den Reden über die Religion die wahre K. als freie Vereinigung religiös gleichgestimmter Gemüther zur Darstellung und gegenseitigen Mittheilung ihrer frommen Empfindungen, wogegen er den äußern Kirchenanstalten mit ihrer zufälligen Zusammenwürfelung ganz verschiedenartiger Geister den Untergang weissagte. Später fand er in der K. die Gemeinschaft des von dem urbildlichen Christus ausgehenden vollkommenen religiösen Lebens, in welcher die geistigen Resultate dieser Lebensmacht in ihrem innern Zusammenhange das Unsichtbare, die äußere Erscheinung der Wirkungen Christi dagegen das Sichtbare seien. Infolge dessen ward es in der Vermittelungstheologie vielfach herkömmlich, im directen Gegensatze zu den Neulutheranern, die K. wieder als Gemeinschaft der Gläubigen, d. h. als Gemeinde zu betrachten. Erschien dieselbe hiernach doch wieder als bloße Summe der gläubigen, wenn auch durch ein Ideelles zusammengehaltenen Personen, so machte Hegel's Schule, besonders Philipp Konrad Marheineke geltend, daß sie keine «Gesellschaft», sondern «Gemeinschaft» sei, d. h. nicht durch das zufällige Zusammentreten gleichgestimmter Individuen, sondern durch die organisirende Macht einer objectiven «Idee», des «Reiches Gottes», begründet sei. Daher pflegt auch die neuere speculative Theologie die Idee der K. von ihrer äußern geschichtlichen Erscheinung zu unterscheiden. Noch bestimmter wird man zwischen dem dogmatischen und dem ethisch-socialen Kirchenbegriff unterscheiden müssen. Für den christl. Glauben ist die K. allerdings immer ein objectiver, übersinnlicher Organismus vermöge des durch die kirchlichen Gnadenmittel sich wirksam erweisenden Geistes Christi, welcher immer aufs neue «Gemeinschaft der Gläubigen» oder ein vom Geiste Christi erfülltes religiös-sittliches Gesammtleben erzeugt. Nur ist sie dies nicht im Sinne des Supernaturalismus als eine wunderbare, aus einer übermenschlichen Region in die Menschheit herabgesenkte und aus der Menschheit wenige oder viele in eine überirdische Welt emporziehende Rettungsanstalt, wol aber sofern der christl. Gemeingeist, wie derselbe geschichtlich durch Christus und durch das Evangelium von Christus bestimmt ist, sich als ein Gemeinschaft stiftendes und Gemeinschaft erhaltendes Princip erweist, welches über den einzelnen Personen steht und sie zu einem geistigen Ganzen zusammenhält. Im sittlich-socialen Sinne dagegen ist die K. eine sittliche Gemeinschaftsform, wie «der Staat», «das Volk», «die Familie», welche nicht willkürlich von den Menschen gemacht ist, sondern vermöge einer dem Menschengeiste innewohnenden allgemeinen Nothwendigkeit sich verwirklicht. Im Unterschiede vom Staate als der Organisation des sittlichen Lebens eines bestimmten, durch Natur und Geschichte gegen andere abgegrenzten Volks, ist die K. die Organisation des religiösen Gesammtlebens, welches der Pflege und Fortpflanzung des christl. Glaubens dient. Ihrer religiösen

Digitized by Google

Idee nach auf keinen bestimmten Staat und auf keine bestimmte Nationalität beschränkt, ist sie doch als äußerlich organisirtes Gesammtleben einerseits nur durch die geschichtlichen Unterschiede der verschiedenen Religionsformen, andererseits durch die Organisation des sittlichen Lebens im Staate begrenzt. Als Gesammtheit der zur religiösen Gemeinschaft durch gemeinsame äußere Ordnungen vereinigten Personen ist sie die Gemeinde, welche je nach ihrem äußern Umfange als Ortsgemeinde, Landesgemeinde und Gesammtgemeinde erscheint. Als geschichtlich-sittliche Gemeinschaft ist die K. niemals etwas fertig Vollendetes und unfehlbar Vollkommenes, sondern unterliegt dem Gesetze geschichtlicher Entwickelung vom Unvollkommenern zum Vollkommenern, und zwar in allen ihren Lebensbeziehungen und äußern Ordnungen. Eine solche Organisation des religiösen Lebens als solche ist geschichtlich überhaupt erst im Christenthum hervorgetreten, während in der vorchristl. Zeit Kirchliches und Staatliches unmittelbar zusammenfielen. Die Entstehung einzelner Theilkirchen, wie der römisch-katholischen, der griechisch-orientalischen, der evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformirten, ist durch die innern Gegensätze veranlaßt gewesen, in welche das christl.-religiöse Leben geschichtlich auseinanderging. Diese Spaltungen werden so lange auch äußerlich fortbestehen, bis die Entwickelung des christl. Geistes jene innern Gegensätze selbst überwunden und eine höhere Form des christl. Bewußtseins gefunden haben wird, in welche die bisherigen Formen aufzugehen bestimmt sind.

Als die von Christi Geist erfüllte religiöse Gemeinschaft ist die K. noch nicht das Christenthum selbst, welches ebenso wol ein sittliches als ein religiöses Princip ist, sondern nur die der Verwirklichung der christl. Idee als solcher dienstbare Gemeinschaft. Die äußere Theilnahme, welche jemand für die christliche K. zeigt, ist daher an und für sich kein sicherer Maßstab seiner Christlichkeit überhaupt, wie denn der thatsächliche Widerspruch zwischen der Idee der K. und ihrer geschichtlichen Darstellung zeitweilig so grell werden kann, daß gerade christlich ernstere Gemüther von der K. sich zurückziehen. Aber auch die denkbar vollkommenste K. wäre nicht die vollendete sittliche Menschengemeinschaft selbst, sondern nur eine äußere Gemeinschaft neben andern, welche nur durch die vollkommene Pflege des religiösen Lebens als der tiefsten Wurzel aller Sittlichkeit alle andern sittlichen Gemeinschaftskreise fortwährend mit dem rechten religiös-sittlichen Geiste zu erfüllen und in demselben zu erhalten bestimmt ist. Andererseits kann eben darum die K. als specifisch religiöse Gemeinschaft niemals entbehrt werden. Auch wenn die ganze Menschheit, von dem sittlich erneuernden Geiste Christi durchdrungen, das «Reich Gottes» thatsächlich darstellte, würde die K. mit ihrer besondern Aufgabe, das religiöse Leben in der Gemeinschaft als solches zu pflegen, nicht aufhören, sondern im «Reiche Gottes» gewissermaßen das innerste Heiligthum bilden. Ebendarum kann weder der Staat in die K., noch die K. in den Staat jemals übergehen. Sofern die K. aber trotz ihrer, über die Grenzen eines bestimmten Staatslebens hinausgehenden, allgemein menschlichen Bestimmung als äußere Gemeinschaft im Staate existirt, muß sie zu diesem auch in ein äußeres Verhältniß treten.

Was die geschichtliche Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und K. betrifft, so wurde die letztere anfangs von der Staatsgewalt bald verfolgt, bald ignorirt, seit Konstantin d. Gr. aber im «christl. Staate» selbst zur Staatsanstalt erhoben. Wie die äußere kirchliche Ordnung seitdem von der weltlichen Gewalt unter Zuziehung der Bischöfe als geistlicher Obern geregelt wurde, so handhabte man auch die kirchlichen Dogmen als Staatsgesetze. Im Mittelalter bildete sich allmählich ein Uebergewicht der geistlichen über die weltliche Gewalt, und die K. stellte sich selbst als Universalmonarchie dar, der alle weltliche Staatsordnung nur dienstbar sei. Als danach im 16. Jahrh. die polit. Interessen von den kirchlichen sich emancipirt hatten, gerieth im Protestantismus die K. wieder in strenge Abhängigkeit von der Staatsgewalt, wogegen die katholische K. vermöge ihrer festen äußern Organisation sich der staatlichen Eingriffe meist glücklich erwehrte. Allmählich begann man innere und äußere Angelegenheiten der K. zu scheiden und letztere, auch in kath. Ländern, dem staatlichen Oberaufsichts- und Majestätsrechte zu unterwerfen, während man erstere, soweit sie nicht in die bürgerliche Ordnung störend eingriffen, der kirchlichen Gemeinschaft zur selbstständigen Regelung überlassen wollte. Doch ist die Trennung von innern und äußern Angelegenheiten praktisch sehr schwierig, daher auch das Verhältniß von K. und Staat noch gegenwärtig in verschiedenen Ländern ein sehr verschiedenes. (S. Kirchengewalt.) An und für sich bedarf die K. zu ihrem Bestande nur «des Wortes und Sakramentes» oder der ordnungsmäßigen Darbietung und Darstellung des Evangeliums, keineswegs aber einer von den staatlichen Ordnungen getrennten äußern Organisation. Im Gegentheil führt erfahrungsgemäß das Dringen auf eine selbstständige, juridisch-polit. Verfassung der K. zur Aufrichtung eines Staats im Staate, der durch seine theokratischen Ansprüche nothwendig

Digitized by Google

zu Conflicten mit den staatlichen Gewalten führt. Insbesondere ist dies bei der katholischen K. mit ihrer über die Grenzen der einzelnen Staaten hinausreichenden monarchisch-hierarchischen Verfassung der Fall. Ihr gegenüber wird sich auch der moderne Culturstaat immer wieder genöthigt sehen, die Grenzen zwischen den «äußern» und den «innern» kirchlichen Angelegenheiten durch die polit. Gesetzgebung zu bestimmen. Da aber die katholische K. auch ihre Verfassung selbst auf göttliche Autorität zurückführt, so sind zwischen ihr und dem Staate Conflicte wie sie neuerdings wieder in Deutschland (s. d.), besonders in Preußen (s. d.) sowie in der Schweiz (s. d.), aber auch wenn auch in geringerer Schärfe anderwärts ausgebrochen sind, unvermeidlich. Leichter ist das Verhältniß des Staats zur evangelischen K., die niemals als eine über die staatlichen Grenzen hinausgehende juristisch-polit. Organisation existirt hat, zu regeln. Die Gegenwart drängt überall zur Durchführung des sog. Gemeindeprincips. Aber so nothwendig und berechtigt auch die Forderung ist, der freien Entwickelung des religiösen Lebens, zumal in den Einzelgemeinden, Raum zu gewähren, so bedenklich ist doch namentlich in größern Staaten das moderne Experiment mit sog. liberalen Kirchenverfassungen, selbstständigen Kirchenbehörden, Landes-, Provinzial- und Kreissynoden. Diese Institutionen haben bisher immer nur zur Kräftigung eines einseitigen kirchlichen Parteiregiments geführt, welches für die freie religiöse Entwickelung ebenso wie für die vom Staate zu pflegenden Culturgüter verderblich ist. Ueberdies droht auf diesem Wege der fortschreitende Zerfall der Volkskirchen in lauter kleine einander gegenseitig befehdende Sekten. Jedenfalls ist bei der engen Berührung kirchlicher und staatlicher Interessen eine vollständige Trennung von K. und Staat weder möglich noch wünschenswerth. (S. Kirchenverfassung.) Ueber die K. als Bauwerk s. Baukunst.

Kirchenärar, s. Kirchenfabrik.

Kirchenbann oder Excommunication, oder nur Bann, heißt in der Kirchensprache die feierliche, mit Verwünschungen verknüpfte Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft als Strafe für den Abfall vom kirchlich sanctionirten Glauben oder für kirchliche Verbrechen. Die mosaische Gesetzgebung kannte statt des Ausschlusses aus der hebr. Volksgemeinde nur die Todesstrafe. Dagegen unterschieden die spätern Juden drei Abstufungen der Excommunication. Der erste Grad hieß Niddui, der kleinere Bann, wenn jemand wegen eines Verbrechens 30 Tage lang von dem Besuche der Synagoge ausgeschlossen ward, um öffentlich beschämt zu werden. Der zweite Grad, Cherem, der mittlere Bann, enthielt noch die Verschärfung, daß kein Jude mit dem Sträflinge umgehen durfte. Bisweilen ward dieser Bann, der ebenfalls 30 Tage dauerte, mit einem Fluche verbunden und durch Hörnerschall bekannt gemacht. Wenn sich der Gebannte in dieser Zeit nicht besserte, trat der dritte Grad, Schammatha oder Anathema maranatha (vgl. 1 Kor. 16, 22), ein. Dieser Bann war eine Ausschließung von der Synagoge und Gemeinde für das ganze Leben, verbunden mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte. In der christl. Kirche wurden frühzeitig solche, welche in sog. Todsünden verfallen waren, mit der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft belegt, doch bildete sich um die Mitte des 2. Jahrh. immer allgemeiner die Praxis, dergleichen Sünder nach überstandener Kirchenbuße (s. d.) wieder aufzunehmen. Ein Beispiel der letztern Art finden wir schon zur Apostelzeit in Korinth. Das Recht, den K. auszusprechen und aufzuheben, übten seit Mitte des 3. Jahrh. unbestritten die Bischöfe allein, welche die Excommunication bald vorzugsweise gegen Ketzer und Schismatiker anwendeten. Als in den dogmatischen Kämpfen der Zeit größere Parteien einander gegenübertraten, wurden oft ganze Gemeinden und Provinzialkirchen mit dem K. belegt. Das erste bekannte Beispiel dieser Art gab Victor von Rom (um 200) wegen einer Differenz mit den kleinasiat. Bischöfen über die Osterfeier. Wiewol dieser Schritt damals noch auf heftigen Widerspruch stieß, verhängten doch später die röm. Bischöfe die Excommunication immer wieder von neuem und setzten, soweit ihr Einfluß reichte, also namentlich im Abendlande, die Anerkennung ihrer Maßregeln durch. Seit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion wurde namentlich in den german. Staaten die Excommunication auch mit bürgerlichen Nachtheilen verknüpft. Die Capitularien Pipin's des Kleinen im 8. Jahrh. bestimmten, daß mit dem großen K. die Verbannung aus dem Lande verbunden sein sollte, und eine Synode zu Pavia im 9. Jahrh. verknüpfte mit ihr den Verlust des Rechts zu irgendeinem Amte im Staate. Seitdem wurde es gebräuchlich, zwischen excommunicatio maior und minor, oder dem sog. kleinen und großen Banne, zu unterscheiden, eine Unterscheidung, die noch jetzt in der kath. Kirche gebräuchlich ist. Hiernach trifft die kleine Excommunication denjenigen, der im Glauben und Leben, den kanonischen Bestimmungen zuwider, Aergerniß erregt. Sie besteht in der Ausschließung vom Altardienste und dem Gebrauche der Sakramente. Die große wird über den

tized by Googl

Abtrünnigen und hartnäckigen Sünder verhängt und besteht in der völligen, mit Verwünschungen und Flüchen verbundenen Ausschließung aus der Kirche, womit zugleich die Verweigerung eines christl. Begräbnisses verbunden ist, für den Fall, daß der Excommunicirte nicht durch die Uebernahme geistlicher Exercitien, durch ein reuevolles Bekenntniß und durch völlige Unterwerfung unter die kanonischen Bestimmungen der Kirche Genugthuung gibt. Die Anwendung der Excommunication war lange Zeit hindurch ein Vorrecht der Diöcesanbischöfe, wurde aber seit dem 10. Jahrh. immer ausschließlicher von den Päpsten geübt, welche zur Vollziehung desselben in alle Länder des Abendlandes ihre Legaten schickten. Papst Innocenz II. erklärte (1215) auf dem Lateranconcil zu Rom, daß ein Excommunicirter aller Bürgerrechte beraubt, ehrlos und aller seiner Güter verlustig sei, diejenigen aber, die ihn schützen würden, in gleiche Strafe verfallen sollten. Traf die große Excommunication einen Regenten, so war er für abgesetzt erklärt, und die Unterthanen durften ihm nicht Gehorsam leisten. Auf ein ganzes Land ausgedehnt, hieß der K. Interdict (s. d.). Gegen das Ende des 13. Jahrh. war es schon Sitte geworden, daß die Päpste gewisse, ihnen besonders wichtige Excommunicationen an dem Gründonnerstage wiederholten. Von Papst Bonifacius VIII. gibt es zwei solcher Excommunicationen in der Bulle In coena domini. Die eine ist von 1299 und war gegen diejenigen gerichtet, welche Waffen, Lebensmittel oder andere Gegenstände zu den Sarazenen brächten, die andere ist von 1303 und wendete sich gegen die, welche die zum apostolischen Stuhle Kommenden verletzen würden. Diese Excommunicationsbullen wurden dann zusammengefaßt und in stehenden Formen, wenn auch bisweilen nach den Zeitverhältnissen mit Veränderungen und Zusätzen, jährlich am Gründonnerstage wiederholt. Die furchtbare Waffe, welche sich die Päpste in der Anwendung des großen K. geschaffen, stumpften sie selbst ab, theils dadurch, daß sie den K. zu weit ausdehnten und zu häufig aus weltlichen Motiven aussprachen, theils dadurch, daß sie die Lossprechung von den Bußübungen und kanonischen Strafen für Geld verkauften. Je mehr nun die Papstmacht verfiel, je mehr sich Bildung, Aufklärung und die modernen Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft geltend machten, desto mehr verlor der sonst so sehr gefürchtete K. an Kraft und Wirkung. Es entwickelte sich auch unter den Katholiken die Ueberzeugung von der Wirkungslosigkeit der päpstl. Excommunication, obschon die kirchliche Praxis die Anwendung dieser Kirchenstrafe beibehielt. Der letzte Versuch dieser Art, die über König Victor Emanuel von Pius IX. ausgesprochene Excommunication (1860), hat deutlich gezeigt, daß die Zeit dieser kirchlichen Zwangsmittel vorbei ist. Auch die griech. Kirche kennt diese Strafe, und in Konstantinopel wird der große Bann noch jährlich am Sonntage Invocavit gegen die röm. Kirche ausgesprochen. Die Reformatoren gestatteten nur den kleinen Bann, als Ausschließung offenkundiger Sünder von dem Abendmahle und andern kirchlichen Rechten, im höchsten Falle von der kirchlichen Gemeinschaft. Den großen Bann im Sinne der kath. Kirche verwarfen sie als ein Mittel, das leicht zur Hierarchie führe, und weil er wegen des mit ihm verbundenen Verlustes bürgerlicher Rechte keine kirchliche Strafe mehr sei. Die Anwendung des kleinen K. war in der prot. Kirche anfangs ein Recht der Pfarrer. Doch wurde es diesen wegen des Misbrauchs, den sie trieben, entzogen und den Consistorien zugesprochen, die es namentlich bei fleischlichen Vergehen bis gegen das Ende des 18. Jahrh. ausübten. (S. Kirchenbuße.) Die moderne Orthodoxie hält zwar theoretisch das Recht der Consistorien und Pastoren, den K. auszusprechen, namentlich auch Irrlehrern gegenüber, ausdrücklich fest, hütet sich aber aus leicht begreiflichen Gründen, ihre Theorie zur Praxis werden zu lassen. Vgl. die Schriften von Kober (Tüb. 1857; katholisch) und von Schilling (Lpz. 1859; protestantisch).

Kirchenbücher heißen die Bücher, in welche die Geistlichen die von ihnen verrichteten Amtshandlungen eintragen. Der Ursprung der Tauf- und Sterberegister geht in das 1. Jahrh. zurück. Doch ward bei den erstern kein gleichmäßiges Verfahren beobachtet, auch wurden in die letztern (Diptychen) nur die Kleriker der Kirche und hervorragende Gläubige aufgenommen, deren Namen an bestimmten Tagen zum Gedächtniß öffentlich in den Kirchen verlesen wurden. Erst das Concil von Trient hat die regelmäßige Führung von K. den Pfarrern zur Pflicht gemacht. Dieselben bestehen aus sieben Registern: 1) Taufbuch, 2) Firmbuch, 3) Ehebuch, 4) Todtenbuch, 5) liber status animarum (tabellarische Uebersicht über die Jahresresultate der vier ersten Register), 6) Verkündbuch (Liste der im Laufe der Woche abzuhaltenden Gottesdienste, Seelmessen u. s. w.) und 7) Befehlbuch (chronol. Verzeichniß der Anordnung der Kirchenobrigkeit). Auch die evang. Pfarrer hatten K. zu führen. Seit der gesetzlichen Einführung der staatlichen Civilstandsregister (s. Civilstand) im Deutschen Reiche haben die kirchlichen Eintragungen keine rechtliche Bedeutung mehr.

Digitized by Google

Kirchenbuße nannte man die Genugthuungen und Strafen, welchen Christen, die wegen grober Vergehungen aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen waren, sich unterwerfen mußten, um wieder absolvirt und in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. (S. Absolution.) Der in der kath. Kirche dafür übliche Ausdruck poenitentia ist aus der lat. Bibelübersetzung (Vulgata) entstanden und schließt den Begriff der Strafe (poena) in sich. Eine Analogie fand die K. in den Bestimmungen, welche schon das jüd. Gesetz gegen Verletzungen desselben kannte. (S. Kirchenbann.) Nach der namentlich vom Montanismus ausgebildeten strengern Ansicht war für solche, welche in Todsünden (Mord, Ehebruch, Götzendienst) verfallen waren, überhaupt keine K. möglich, da sie als unwiderruflich von der Gemeinde Ausgeschlossene betrachtet wurden. Die Wiederaufnahme derselben unter gewissen erschwerenden und beschämenden Bedingungen, welche seit Ende des 2. Jahrh. von den Bischöfen verfügt wurde, war insofern bereits eine Milderung der ältern Praxis. Im 3. Jahrh. hatten die Gefallenen, bevor sie die Wiederaufnahme erhalten konnten, vier Grade der K. zu bestehen: 1) Das Weinen und Flehen (proclausis), wobei die Gefallenen in Trauerkleidern an den Eingängen der Kirche stehen und die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und um Wiederaufnahme anflehen mußten. 2) Das Zuhören in der Kirche (acroasis), wobei die Gefallenen zwar in der innern Vorhalle der Kirche stehen und das Vorlesen biblischer Abschnitte und die Predigt mit anhören konnten, beim Gebete aber die Kirche verlassen mußten, eine Buße, die gewöhnlich drei Jahre dauerte. 3) Das Knien beim Gebete (hypoptosis). Diese Buße dauerte oft noch länger; das Nicänische Concil bestimmte sie sogar auf sieben Jahre. Die Gefallenen durften hier zwar dem Gottesdienste mit Ausschluß des Abendmahls beiwohnen, mußten aber beim Gebete und bei der Austheilung des Segens niederknien. Durften nun endlich die Gefallenen wieder bei der Feier der Sakramente gegenwärtig sein (systasis), so erfolgte 4) mit dem öffentlichen Ablegen des Sündenbekenntnisses die mit Handauflegung verbundene Absolution durch den Bischof, gewöhnlich in der Charwoche. Die K. war somit beendet. In der morgenländ. Kirche gab es in dieser Zeit auch schon besondere Bußpriester (presbyteri poenitentiales). Außer den sittlichen Vergehungen wurde seit der Ausbildung des kirchlichen Dogmas auch die Abweichung von der «rechten Lehre» als Todsünde betrachtet und mit strenger K. geahndet. Auf den Concilien bildete sich eine weitläufige Gesetzgebung aus, welche für die verschiedenen Vergehungen von größerer und geringerer Bedeutung gewisse Strafen festsetzte. Indessen gerieth diese ganze Bußdisciplin allmählich in Verfall. An ihrer Stelle bildete sich im Abendlande allmählich die Praxis, daß alle Sünden ohne Unterschied dem Priester insgeheim gebeichtet und als Zeichen der Reue gewisse Leistungen übernommen werden mußten, wie Gebet, Fasten, Almosen u. s. w. (S. Buße.) Als das Klosterwesen sich entwickelte, gehörte auch der Eintritt in ein Kloster und die Uebernahme klösterlicher Uebungen zur K. Bald genug wurden diese Kirchenstrafen als förmliche Genugthuung für die begangene Schuld und als Bedingung der göttlichen Sündenvergebung betrachtet. (S. Ablaß und Absolution.) Seit dem 11. Jahrh. wurden zu den härtern K. besonders Wallfahrten nach Rom oder Palästina gerechnet. In der Lehre der kath. Kirche vom Bußsakrament bildet die Uebernahme der K. das dritte Stück, die sog. satisfactio operis, welche von dem Priester auferlegt wird und in den schon erwähnten äußern Leistungen besteht, zu denen noch allerlei andere Pflichten, wie das Anbeten der geweihten Hostie zu gewissen Tagen, Geschenke an Kirchen und Klöster u. s. w. treten. Für Geistliche besteht die K. meist in Klosterhaft, verbunden mit strengen Fasten, eine Strafe, die dort, wo der Katholicismus durch die Staatsgewalt unterstützt wird, namentlich den der Hinneigung zu ketzerischen Meinungen verdächtigen Priestern auferlegt wird. Die prot. Kirche verwarf zwar die Buße im Sinne der kath. Kirche, behielt aber die K. mit Ausschließung vom Abendmahle oder aus der kirchlichen Gemeinschaft (s. Kirchenbann) bei; die reform. Kirche handhabte sie unter dem Einflusse Calvin's viel strenger als die lutherische. Namentlich unterlagen ihr fleischliche Vergehen. Während der, welcher K. thun mußte, am Altare kniete, wurde sein Vergehen der versammelten Gemeinde bekannt gemacht. Dann mußte er sich öffentlich als einen Sünder bekennen, und nun erst empfing er die Absolution, worauf er das Abendmahl meist allein feierte. Diese Art der K. besteht noch in Schweden, in strenger Weise auch bei den Herrnhutern, Mennoniten und Socinianern, etwas milder bei den Quäkern. Jetzt ist sie in Deutschland bis auf wenige Reste verschwunden; um so eifriger sucht die moderne Orthodoxie wenigstens diese Reste aufrecht zu erhalten, womöglich aber sie, wo sie abgeschafft ist, selbst wiederherzustellen und, wie in früherer Zeit, die Pastoren mit ihrer Ausübung zu betrauen. Namentlich ist die Wiedereinführung der sog. Privatbeichte (s. Beichte) versucht worden.

Digitized by Google

Kirchenfabrik (Fabrica ecclesiae) hieß früher der Bau, dann die Einkünfte und das Vermögen einer Kirche (Kirchenärar), später der Theil des Kirchenvermögens, der zur Bestreitung der gottesdienstlichen Bedürfnisse und der Unterhaltung der Kirchengebäude bestimmt ist.

Kirchengeräthe nennt man alle zum Dienste in der Kirche oder zu religiösen Handlungen gebrauchten Gegenstände. Man kann sie nach dem Material vorzugsweise in drei Hauptklassen eintheilen: in Holzgeräthe (Altar, Chor- und Sitzgestühl, Sakristeikasten), in Metallgeräthe (Glocken, Leuchter, Taufbecken, Reliquiarien, Rauchgefäße, die Geräthe des Altars oder der Sakramente, nämlich Kelch [s. d.] und Patene, Hostienbehälter, Monstranzen, Crucifix u. s. w.) und in Gewebe und Stickereien (Altarbedeckung, Paramente [s. d.] u. s. w.). Die K. waren nicht immer aus dem gleichen Material. So war z. B. der Altar zuerst aus Stein und wurde dann im Mittelalter mehr in Holz ausgeführt, zuweilen auch mit Metall bekleidet, im 16. Jahrh. war wieder Stein oder Steinimitation vorherrschend. Ueberhaupt haben alle K. eine sehr wechselvolle Geschichte durchgemacht, deren Veränderungen ebenso wol auf dem Wandel des Kirchengebrauchs als auf dem der Kunststile beruhen. Die reichste Zeit für die K. war die der spätern Jahrhunderte des Mittelalters, des goth. Stils. Damals waren die Altäre am reichsten an Figuren, Ornament und Bilderpracht und die Sakristeien am glänzendsten gefüllt mit Monstranzen, Kelchen, Reliquiarien, Crucifixen u. s. w. Die Reformation nahm vielen K. die Verehrung und ließ sie schmelzen. In der kath. Kirche wurde dasselbe theils durch die Noth der Zeit, theils durch den Wechsel des Geschmacks bewirkt. Viel altes Geräth wurde in den Zeiten des Jesuitenstils, der Barocke und des Zopfes entfernt, umgearbeitet oder durch Zeitgemäßes ersetzt. Erst in neuester Zeit ist der Sinn für das K. wieder erwacht und hat zur Belebung des Kunstgewerbes beigetragen. Heutige Kunststätten für die Fabrikation des bessern K. sind insbesondere: Köln, Aachen, München, Wien, Brüssel, Mecheln, Paris und Lyon; für die prot. Kirchen Englands London und Birmingham. Vgl. Otte, «Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters» (4. Aufl., 3 Lfgn., Lpz. 1863—68).

Kirchengesang. Die Anwendung des Gesangs beim Gottesdienste ist so alt wie das Bedürfniß gemeinsamer Erbauung überhaupt. Schon im Heidenthume gehörten Gesänge, meist von musikalischen Instrumenten begleitet, zum religiösen Cultus; dasselbe war im alten Judenthum der Fall, wo der Gesang unter Musikbegleitung den Leviten übertragen war. Auch im christl. Cultus wendete man frühzeitig Musik und Gesang an. (S. Kirchenmusik.) In Antiochien bildete sich der K. zuerst als Wechselgesang aus (Antiphonie, Responsorien), der durch Ambrosius auch im Abendlande eingeführt wurde. Gregor d. Gr. aber erwarb sich bleibende Verdienste um denselben durch allgemeine Einführung des Chorals (s. d.). Seit dem 8. Jahrh. verbreitete sich im Abendlande die Anwendung der Orgel (s. d.), und bald diente diese zur Begleitung des K., der in den Oratorien und Messen am feierlichsten war. War bisher beim K. die Landessprache gebräuchlich, so gewann doch besonders seit Karl's d. Gr. Zeiten der lateinische K. allgemeinere Verbreitung; derselbe blieb auch herrschend, obschon die Laien ihn nicht verstanden, da der Klerus beim Gottesdienste vorzugsweise thätig war. Noch jetzt wird der Haupttheil des kath. Gottesdienstes, die Messe, in lat. Sprache gehalten. Seit dem 15. Jahrh. wurde besonders der figurirte Gesang (cantus figuratus) entwickelt, in welchem man die Grundmelodie unverändert beibehielt, die begleitenden Stimmen aber zur Ausschmückung der Melodie verwendete. Erst durch Luther wurde der K. zum religiösen Volksgesange, der in Deutschland ursprünglich aus dem Kyrie Eleison hervorging, welches als Refrain von alters her im Volkschore gesungen worden war. Der deutsche K. ist nirgends mehr als in der deutsch-prot. Kirche vervollkommnet worden. (S. Gesangbücher und Kirchenlied.) Der K. der Gemeinden ist in der Regel einstimmig und von der Orgel begleitet; in einigen reform. Schweizergegenden aber hat man schon früher vierstimmig gesungen und diesen K. beibehalten, weil man in der Kirche auch nicht einmal eine Orgel zulassen wollte. In neuern Zeiten wirkte man zuerst in Würtemberg und dann an vielen andern Orten darauf hin, den vierstimmigen oder sog. rhythmischen Gesang in den Kirchen allgemeiner zu machen; da er jedoch für die Gemeinden meist zu künstlich ist, läßt er sich nur durchführen, wo man musikalisch ausgebildete Kirchenchöre zur Verfügung hat. Meistens wird aber dann die Gemeinde in der Kirche zum Schweigen verurtheilt, wenn man nicht Sorge trägt, den vierstimmigen Gesang mit dem eintönigen, feierlichen und allgemeine Theilnahme ermöglichenden Gesang der Grundmelodie abwechseln zu lassen.

Kirchengeschichte. Die Geschichte des Christenthums und der christl. Kirche bildet einen Bestandtheil der allgemeinen Culturgeschichte und der Religionsgeschichte überhaupt, der jedoch durch den Zweck der Kirchenleitung zugleich zu einem Bestandtheile der theol. Wissenschaften

Digitized by Google

wird. In dieser Beziehung dient sie zum Verständnisse des gegenwärtigen Zustandes der Kirche und ihrer fernern Entwickelung, da ohne Kenntniß der kirchlichen Vergangenheit auch die Gegenwart sich nicht richtig würdigen läßt. Das richtige Verständniß der K. hängt von dem Begriffe ab, den man sich über das Wesen der Kirche (s. d.) überhaupt gebildet hat, und die geschichtlichen Veränderungen, welche der Begriff der Kirche durchlaufen, sind daher auch auf die Auffassung und Darstellung der K. von maßgebendem Einflusse gewesen. Man kann in dieser Beziehung verschiedene Epochen kirchlicher Geschichtschreibung unterscheiden. Die altkath. Geschichtsbetrachtung ist schon durch den «Vater der K.», Eusebius von Cäsarea (s. d.), repräsentirt. Nach ihm ist die Geschichte der Kirche eine ununterbrochene Kette göttlicher Wunder, welche mit der wunderbaren Menschwerdung des Sohnes Gottes ihren Anfang nahmen und mit dessen sichtbarer Wiederkunft dereinst ihren Abschluß nehmen sollen. In demselben Geiste, nur mit schärferer Hervorhebung der klerikalen Autorität als göttlich eingesetzter Säule der Heilswahrheit, ist auch die mittelalterliche Kirchengeschichtschreibung gehalten, welche in dem nachtridentinischen Katholicismus im Gegensatze zum Protestantismus ihre letzten Consequenzen entwickelt. Hiernach ist die kirchliche Tradition wenigstens in Lehre und Verfassung von der Apostelzeit her unverändert dieselbe geblieben. Diesen Standpunkt vertritt besonders Cäsar Baronius (s. d.).

Diesem Standpunkt gegenüber suchte der ältere Protestantismus in den «Magdeburger Centurien» das Recht der Reformation durch den Nachweis eines tiefen Abfalls der kath. Kirche von ihrer ursprünglichen Vollkommenheit und einer von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitenden Verderbniß zu begründen. Mit scharfer Kritik weisen die Centurien (s. d.) die im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen in Lehre und Verfassung und die allmähliche Entstehung des röm. Katholicismus nach, wenngleich sie im Einzelnen durch die überlegene Gelehrsamkeit des Baronius häufig berichtigt werden. Aber indem sie die Reinheit der Kirche ausschließlich in die reine Lehre setzen, welche in den göttlich eingegebenen Schriften der Apostel mit urbildlicher Vollkommenheit niedergelegt sei, versuchen sie zugleich das Unmögliche, das specifisch luth. Dogma in die christl. Urzeit zurückzudatiren und es nicht blos als das allein schriftgemäße, sondern auch in der apostolischen Kirche noch ungebrochen herrschende zu erweisen. Auch nach dieser Ansicht gibt es daher keine Entwickelung, sondern nur immer größere Verderbniß. Der übersinnliche Begriff der Kirche wird beibehalten, und alle Verderbniß, ebenso wie römischerseits, auf Rechnung des Teufels geschrieben, wobei nur das Geschichtsbild sich nahezu umkehrt und als Licht erscheint, was nach röm. Betrachtung Finsterniß ist, und als Finsterniß, was dort als Licht erscheint. Doch nöthigt die Uebereinstimmung mit den sog. ökumenischen Bekenntnissen der kath. Kirche die altprot. Geschichtsbetrachtung, die Ketzereien des Alterthums wesentlich ebenso zu betrachten wie die Gegner. Im Gegensatze zu dieser durchaus dogmatischen Behandlung der K. legt dagegen der Pietismus, dessen Hauptvertreter Gottfried Arnold (s. d.), der Verfasser der «Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie», das Hauptgewicht auf das praktische Christenthum und sieht die Verderbniß gerade dort, wo dem orthodoxen Lutheraner lauter Vollkommenheit ist: in der Schultheologie und ihren dogmatischen Spitzfindigkeiten. Das Ideal dieser von allem Schulgezänk und pfäffischem Treiben noch völlig freien praktischen Frömmigkeit findet der Pietismus wieder im apostolischen Zeitalter, wogegen er sich in den folgenden Jahrhunderten der von der Kirchentheologie geschmähten Ketzer mit Vorliebe annimmt. Auch hier ist die Geschichtsbetrachtung noch von einem polemischen Interesse beherrscht, wenn auch ganz anderer Art als bei den orthodoxen Lutheranern. Aus der allmählichen Abreibung dieser Gegensätze ging zunächst eine nüchterne, aller Polemik abholde Geschichtserzählung hervor, welche mit gründlicher Gelehrsamkeit die Quellen durchforscht, um den wirklichen Hergang genauer zu ermitteln. Bei dem berühmten Joh. Lorenz von Mosheim (s. d.) verbindet sich mit dieser Quellenforschung eine elegante Darstellung und ein feingebildetes Urtheil, welches aber, mehr staatsmännisch als theologisch, die Kirche selbst wie ein polit. Gemeinwesen und die K. nach Art der Staatengeschichte behandelt. Der Rationalismus, der auf dem Gebiete kirchlicher Geschichtschreibung besonders durch Semler, Planck, Henke und Spittler vertreten wird, schritt dann dazu fort, die steten Veränderungen menschlicher Meinungen über religiöse Dinge und die volksthümliche und zeitliche Bedingtheit der Anschauungen der biblischen Schriftsteller nachzuweisen, um das Recht, über alles dieses Zufällige und Vergängliche im Dogma hinwegzusehen und nur die reine Moralreligion festzuhalten, geschichtlich zu begründen. Hierzu gesellte sich die sog. pragmatische Methode, welche als die höchste Kunst der Geschichtsbetrachtung gepriesen wurde und darin bestand, alle Ereignisse, Charaktere und Thaten aus psychol. Motiven zu erklären. Auch diese Geschichtsbetrachtung vermochte nicht, jede Zeit mit

Digitized by Google

ihrem eigenen Maße zu messen, indem sie vielmehr die persönlichen Sympathien und Antipathien des Historikers dem Urtheile und der Darstellung zu Grunde legte.

Ein echt geschichtlicher Sinn, welcher auch die Vergangenheit objectiv zu beurtheilen weiß, wurde erst sehr allmählich gewonnen. Hatte der Rationalismus über lauter zufälligen Meinungen und Begebenheiten die Offenbarung eines Ewigen, Ideellen in der K. ganz und gar übersehen, so suchte nun die neuere Geschichtsbetrachtung zunächst gerade dieses Göttliche im Menschlichen wieder hervorzuheben. Da man aber das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen immer noch als ein äußerliches auffaßte, also daß die Geschichte der Kirche göttlich in ihrem Ursprung, menschlich in ihrem Verlaufe sei, so kehrte man vorläufig zu einem gemäßigten Supernaturalismus zurück. In diesem Sinne stellte August Neander (s. d.) die K. dar als die Einsenkung eines neuen, übernatürlichen, göttlichen Lebens in die Menschennatur und erfreute sich daran zu zeigen, wie das eine christliche Princip in freier individueller Mannichfaltigkeit die verschiedenartigsten, einander gegenseitig ergänzenden Geister beseelt habe. Die Urzeit erschien abermals im lichten Verklärungsglanze; es gab da wol eine schöne Mannichfaltigkeit, aber keine Gegensätze. Da aber der ganze wirkliche Verlauf der K. auf dem Kampfe der Gegensätze beruht, so konnte Neander darin nur bedauerliche Einseitigkeiten sehen, von denen eine immer wieder die entgegengesetzte hervorrief. Gegenüber dieser Geschichtsbetrachtung bereiteten Gieseler (s. d.) durch seine nüchterne, rein gelehrte Quellenforschung, sowie Hase (s. d.) durch seine künstlerische, die mannichfaltigsten Erscheinungsformen des christl. Geistes mit ästhetischem Sinn auffassende Darstellung und Niedner durch seine denkende Durcharbeitung des Stoffs, die freilich mehr ein Reflectiren über denselben in schwerfälligstem Ausdruck als eine tiefere Ergründung der innern Nothwendigkeit des Geschehenen war, eine rein geschichtliche Behandlungsweise vor, deren Erfordernisse dann Ferd. Christian Baur (s. d.), wenn auch vielfach in Hegel'scher Schulsprache, doch in scharfen und klaren Zügen vorführt. Gegenüber der supernaturalistischen Aeußerlichkeit der Neander'schen Methode forderte Baur die Anerkennung einer Immanenz des Göttlichen im Menschlichen und eine vernünftige, in der Idee der Kirche selbst und deren geschichtlicher Verwirklichung begründete Nothwendigkeit des Geschehens. Die Grundsätze, deren Anwendung auf die K. er namentlich für die drei ersten Jahrhunderte in bahnbrechender Weise versuchte, sind keine andern, als welche für die außerkirchliche Geschichtschreibung heutzutage überall zur Geltung gekommen sind. Diese aber verlangen einmal, das geschichtlich Gegebene in seiner reinen Objectivität, d. h. frei von allen dogmatischen Interessen im Zusammenhange seiner Ursachen und Wirkungen aufzufassen, worin zugleich liegt, daß man nicht etwa durch die Annahme absoluter Wunder jede geschichtliche Untersuchung und Erklärung von vornherein abschneide, sodann aber, daß man in dem Besondern und Einzelnen das Allgemeine, in dem Wechselspiel einzelner Ereignisse und Persönlichkeiten die ideellen und geistigen Mächte, welche in der Geschichte sich wirksam erweisen, zum Verständnisse bringe. Man kann gegen die Baur'sche Geschichtsbehandlung vielleicht einwenden, daß sie das Allgemeine oft allzu sehr in den Vordergrund dränge, überhaupt mehr Geschichtsphilosophie als Geschichtserzählung sei, aber die aufgestellten Grundsätze sind unzweifelhaft richtig und die consequente Durchführung derselben für die rein histor. Erkenntniß gerade der vor andern in den Schleier des Wunderbaren gehüllten Zeiten der Kirche überaus fruchtbar gewesen. Auch die Zurückstellung des specifisch religiösen Elements, welches für Baur früher fast ganz im Theoretischen aufging, späterhin aber von ihm fast nur nach seiner moralischen Seite gewürdigt wurde, bildet wenigstens zu der einseitig erbaulichen Geschichtsbetrachtung Neander's ein heilsames Gegengewicht. Aber zu leugnen ist nicht, daß die kirchliche Geschichtschreibung, was die Vereinigung aller hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte und die Kunst der Darstellung betrifft, hinter den neuern Leistungen auf dem Gebiete der Staats-, Volks- und Culturgeschichte noch immer zurücksteht. Am meisten ist in neuerer Zeit für die Durchforschung einzelner Theile der K. geleistet worden. Aus Neander's Schule gingen eine Reihe gründlicher monographischer Arbeiten über hervorragende Persönlichkeiten und deren Zeitverhältnisse, aus der Baur'schen tiefeindringende dogmengeschichtliche Untersuchungen und namentlich die mit außerordentlicher Genauigkeit angestellten Forschungen über die drei ersten Jahrhunderte der Kirche hervor, die sich dem Tüchtigsten, was auf anderm Gebiete geleistet worden ist, ebenbürtig zur Seite stellen können. Hase und seine Schüler lieferten sorgfältig ausgeführte, an Sauberkeit und Kunst der Darstellung an die Malereien der Niederländer erinnernde kirchliche Genrebilder.

Kirchengewalt (potestas ecclesiastica) pflegt man im kirchlichen Rechte den ganzen Umfang der Befugnisse zu nennen, welche aus der Ordnung und Leitung der äußern und innern

Digitized by Google

Angelegenheiten der Kirche als einer äußern Gemeinschaft fließen. Man theilt dieselbe in die gesetzgebende (potestas legislativa) und in die vollziehende (administrativa). Was die gesetzgebende Gewalt betrifft, so umfaßt sie nach dem herkömmlichen prot. Kirchenrecht, dessen wesentliche Grundzüge aus dem Kanonischen Rechte geflossen sind: 1) Das Recht, die Heilige Schrift auszulegen, die Auslegung zu bekennen und den öffentlichen Lehrbegriff zu sanctioniren (jus confessionis et fidei). Hierzu rechnet man auch das Recht, Bekenntnißschriften aufzustellen und die Geistlichen und Kirchendiener auf dieselben zu verpflichten. 2) Das Recht, den Lehrbegriff und nach demselben auch den Cultus und ihre Verfassung zu reformiren (jus reformandi). Die vollziehende Gewalt der Kirche umfaßt: a) das Recht, den Cultus zu ordnen (jus sacrorum seu liturgicum); b) das Recht, die Kirche zu regieren und das Kirchenregiment zu ordnen (jus regiminis); c) diejenigen zu wählen, zu berufen und zu weihen, welche das Evangelium lehren und die Sakramente verwalten sollen (jus sacerdotii); d) das Correctionsrecht (jus correctionis seu disciplinae ecclesiasticae), d. i. das Recht, Ungehorsame und offenkundige Sünder durch Ausschluß von der Ausübung kirchlicher Rechte oder selbst von der kirchlichen Gemeinschaft zu strafen (jus excommunicationis). (S. Kirchenbann.) Hiermit hängt die sog. Schlüsselgewalt (s. d.) oder die potestas clavium zusammen.

In den Anfangszeiten der Kirche kann von einer K. im modernen Sinne noch keine Rede sein. Der Einfluß der Apostel auf die ersten Gemeinden beruhte auf persönlichem Ansehen, nicht auf Amtsgewalt. Die Leitung der einzelnen Gemeinden lag in der Hand gewählter Vorsteher, aus deren Mitte ein Jahrhundert später die Bischöfe hervorgingen. Gemeinsame Angelegenheiten wurden seit dem 3. Jahrh. auf den Synoden entschieden, auf welchen nur die Bischöfe Sitz und Stimme hatten, sodaß das ganze Kirchenregiment schon damals ausschließlich von den Bischöfen geübt wurde. Seitdem das Christenthum zur röm. Staatsreligion erhoben worden war, traten die Kaiser an die Spitze des Kirchenregiments und übernahmen die oberste Leitung der innern wie der äußern Angelegenheiten der Kirche, so jedoch, daß sie auf den Rath der Bischöfe hörten. Fragen der Lehre, des Cultus und der Disciplin wurden auf den Reichs- und Provinzialsynoden verhandelt, welche in den german. Staaten des ältern Mittelalters meist mit den Reichsversammlungen zusammenfielen. Dem Kaiser oder in den german. Staaten dem Könige blieb die Sanction der gefaßten Beschlüsse vorbehalten. Aehnliche Einrichtungen bestehen noch heute in Rußland, wo der Kaiser die gesetzgebende Macht in Verbindung mit einem in Petersburg seinen Sitz habenden Collegium, das Heilige Synod genannt, übt. Auch im Abendlande galt der Kaiser als das weltliche Oberhaupt der Kirche, dem aber allmählich der Papst als geistliches Oberhaupt nicht nur ebenbürtig zur Seite trat, sondern auch eine bisher geübte Befugniß nach der andern entriß. Seit den Zeiten Innocenz' III. gelangte der Papst fast ausschließlich in den Besitz der K., von welcher er den Bischöfen so viel übertrug, als ihm gefiel, während dem Kaiser nur einige Ehrenvorrechte übrigblieben, z. B. das bis ins 16. Jahrh. hinein (zuletzt noch von Karl V.) geübte Recht, in Gemeinschaft mit dem Papste eine allgemeine Synode zu berufen. Indeß erlangten schon seit dem Anfang des 14. Jahrh. die Landesherren wieder einen größern Einfluß auf die äußern Angelegenheiten der Kirche, welche zum Theil in förmlichen Verträgen mit dem röm. Stuhle geregelt wurden. Die kirchliche Jurisdiction wurde, mit Ausnahme der dem Papste reservirten Fälle, von den Bischöfen geübt. Die Reformation schränkte die bischöfl. Jurisdiction auf die Schlüsselgewalt ein und überließ die Leitung der äußern Kirchenangelegenheiten den Landesherren. Als aber die Bischöfe fast überall in Deutschland sich der reformatorischen Bewegung widersetzten, richteten die evang. Fürsten als «Nothbischöfe» landesherrliche Consistorien (s. d.) ein, denen die gesammte K., mit Ausnahme des Rechts, das Evangelium zu lehren und die Sakramente zu verwalten, zufiel, aber nicht nach «göttlichem», sondern nach «menschlichem» Rechte, während das Papstthum behauptet, seine Befugnisse nach göttlichem Rechte zu üben. Das thatsächlich bestehende landesherrliche Kirchenregiment wurde durch verschiedene Theorien nachträglich gerechtfertigt, von denen das Collegial-, Episkopal- und Territorialsystem die bekanntesten sind; doch erzielte man darüber keine Uebereinstimmung. Auch die Scheidung zwischen jura in sacra und circa sacra, oder dem eigentlichen Kirchenregiment und dem staatlichen Oberaufsichtsrecht, konnte praktisch nicht vollständig durchgeführt werden. Daß die weltliche Obrigkeit, wenn sie evang. Bekenntnisses war, zur Theilnahme am Kirchenregiment berechtigt sei, galt bis auf die neuesten Zeiten in der prot. Kirche als ausgemacht. Seitdem jedoch in Amerika und anderwärts völlig selbstständig sich regierende Kirchengemeinschaften auftraten, strebte die Neuzeit entschiedener als je nach völliger Trennung des Kirchenregiments und der sog. Majestätsrechte. Die Theorie,

Digitized by Google

daß der Landesherr als vornehmstes Glied der Kirche (praecipuum membrum ecclesiae) das Regiment derselben, wenn nicht selbst zu führen, so doch zu bestellen habe, ist nach prot. Grundsätzen unhaltbar. Aber ebenso unprotestantisch ist eine, sei es ausschließlich, sei es vorzugsweise klerikale Leitung der Kirche. Daher strebt die Gegenwart überall danach, das Regiment der Kirche der Landesgemeinde selbst als Gesammtheit zu übertragen, welche es durch freigewählte Synoden und Synodalausschüsse zu üben hat. Doch ist selbst in den freisinnigsten Kirchenverfassungen der Neuzeit den Landesherren das Recht, die kirchliche Oberbehörde einzusetzen und die Synodalbeschlüsse zu bestätigen, verblieben.

Kirchengut. Bei den ersten Christen bestritt die Gemeinde alle kirchlichen Bedürfnisse durch freiwillige Beiträge, die allmählich fortlaufend eingezahlt und in einer Kasse gesammelt wurden. Als aber die Diener der Kirche an Zahl und Einfluß zunahmen und die Priesterschaft sich zu einem bevorzugten, den Laien entgegengesetzten Stande heraufbildete, erzeugte sich der Begriff eines vom Gemeindevermögen getrennten K., dessen Verwaltung und Nießbrauch dem Klerus zukomme. Begünstigend wirkten hierbei die Gnadenbezeigungen der griech. Kaiser, welche nach ihrem Uebertritte zum Christenthum zahlreiche Kirchen ohne Rücksicht auf eine bereits vorhandene Gemeinde gründeten und ausstatteten, oder denselben die alten, von den heidnischen Priestercollegien verwalteten Tempelgüter zuwiesen. Weitere Zuschüsse gewährten der öffentliche Schatz, regelmäßige Beiträge der Stadtgemeinden und vor allem, seitdem die Kirchen als solche für eigenthumsfähig angesehen waren, zahlreiche Schenkungen und Vermächtnisse von Privatpersonen. Dergleichen Zuwendungen kamen auch den neu gestifteten Klöstern zu statten. Im Abendlande, wo besonders die fränk. Herrscher sich auf den Klerus stützten, erlangte derselbe durch Schenkungen von seiten der Könige und Edeln noch größere Reichthümer. Die mosaischen Vorschriften zu Gunsten der Leviten wurden als göttliche Anweisung der Priesterschaft auf den zehnten Theil alles Grundeinkommens gedeutet, und Karl's d. Gr. Gebot machte diese viel widersprochene Abgabe zur gesetzlichen Last im Frankenreiche, von wo sie auch in andere Länder, namentlich nach England überging. Umfänglicher Landbesitz gewährte der Geistlichkeit nach damaliger Verfassung das Recht der Grundherrlichkeit über zahlreiche Hörige, womit allmählich Bischöfe und Aebte kraft des Immunitätsprivilegiums außer der Abgabenfreiheit auch die Gerichtsbarkeit über Freie, sodann die Lehnsherrlichkeit über zahlreiche Vasallen, zuletzt, namentlich seit den Ottonen, alle Rechte weltlicher Gewalt, Zölle und Münze davon nicht ausgenommen, verbanden und als Fürsten nur dem Reichsoberhaupte nachstanden. Als ergiebigstes Mittel der Bereicherung erwiesen sich daneben die Lehre vom Fegfeuer und das System der Indulgenzen. (S. Ablaß.) Wie bei dem weltlichen Gerichte der Besitzende nach altgerman. Rechte Leib und Leben durch Erlegung einer Buße lösen konnte, so ließ sich die Strafe, welche die Kirche auferlegte, ebenfalls in Geld und Geldeswerth umsetzen. Die Versöhnung der Kirche sollte aber auch den Läuterungsproceß nach dem Tode abkürzen, und vorsichtige Fromme sicherten sich deshalb durch Vergabungen bei Lebzeiten (Eleemosynae) oder, nachdem die Geistlichkeit die Wiederanerkennung der einseitigen Letzten Willen durchgesetzt hatte, durch Stiftungen auf dem Sterbelager. Manche setzten sogar «ihre Seelen» als Erben ein, d. h. sie vermachten der Kirche ihr gesammtes Vermögen für Seelenmessen. Wo die Kirche bei Todesfällen leer ausgegangen war, da steuerten wenigstens die Erben, um nicht den Vorwurf der Liebloſigkeit oder des Unglaubens auf sich zu laden. Das einmal Gewonnene wußte die Geistlichkeit gewöhnlich mit großer Zähigkeit festzuhalten und zu vermehren. Nach der Vorschrift des Kanonischen Rechts durfte K. nur bei dringender Noth und nicht ohne Genehmigung der Kirchenobern veräußert oder belastet werden, und die trotz aller einreißenden Ueppigkeit sich anhäufenden Mittel wurden unter kluger Benutzung aller Verlegenheiten der Nachbarn zu immer weitern Erwerbungen verwandt. Besonders brachten die Kreuzzüge viele Güter in die Hände des Klerus, da die Kreuzfahrer sich die Ausrüstung zu dem gottgefälligen Werke meistens nur durch Veräußerung ihrer Habe verschaffen konnten. Das Papstthum nahm immer mehr eine Oberherrlichkeit an dem gesammten K. in Anspruch, das in jedem christl. Lande dem röm. Stuhle untergeben, von allen nicht durch Lehnspflicht bedingten öffentlichen Leistungen frei und zu Beisteuern für Staatsbedürfnisse nur vorübergehend nach dem guten Willen der Bischöfe und, seit Innocenz III., mit Genehmigung des Oberhaupts der Kirche heranzuziehen sei. Gegen zwangsweise Enteignungen zu weltlichen Zwecken, wie sie sich hin und wieder noch unter den Franken zugetragen hatten, schützten nunmehr Bann und Interdict, während die Anweisung von Günstlingen der weltlichen Gewalt auf kirchliche Pfründen durch die für den Staat ungünstige Beilegung des Investiturstreits (s. d.) verhindert war. Auch das jus spolii

Digitized by Google

oder das Recht auf den beweglichen Nachlaß verstorbener Prälaten, das der Heilige Stuhl besonders den staufischen Kaisern streitig gemacht und als Kirchenraub bezeichnet hatte, kam seit Heinrich VI. allmählich in Abgang. Bereits seit dem 12. und 13. Jahrh. wurde aber der Widerspruch gegen die materielle Uebermacht des Klerus, welcher in Deutschland fast ein Viertel, in Spanien ein Sechstel alles Grund und Bodens an sich gebracht hatte, um so allgemeiner, als dieser Reichthum vielfach nur der Hoffart, Schwelgerei und den Anmaßungen von Unwürdigen dienstbar war, die mit Hülfe des Nepotismus oder mit allen Mitteln der Intrigue selbst in den vereinigten Besitz der reichsten Pfründen zu gelangen wußten. (S. Commende.) Indessen gelang es den Fürsten etwa seit der Mitte des 15. Jahrh., die Erwerbung von liegenden Gründen, Zinsen, Renten u. s. w. durch Kirchen und geistliche Corporationen von der landesherrlichen Genehmigung abhängig zu machen. Die Reformation des 16. Jahrh. führte endlich zur Säcularisation (s. d.) vieler Güter des Klerus, welche theils in Privatbesitzungen, weltliche Herrschaften oder Domänen verwandelt, theils zu Kirchen- und Schulzwecken bestimmt wurden. Hier und da wußten jedoch einflußreiche Pfründeninhaber sich deren Fortbesitz nach Annahme der neuen Lehre zu sichern. (S. Domkapitel.) Auch die engl. Staatskirche hat den vollen mittelalterlichen Reichthum aus der kath. Zeit fortbehauptet. Die Säcularisationen, zu denen erst in der neuern Zeit Frankreich, Portugal, Spanien und zuletzt das Königreich Italien vorschritten, lassen ihren Zusammenhang mit drückenden Finanzverlegenheiten auch darin erkennen, daß daselbst die geistlichen Güter durchweg ins Nationaleigenthum übergegangen und größtentheils zum Besten des öffentlichen Schatzes veräußert worden sind. Rücksichtlich der noch bestehenden Kirchen- und Schulstiftungen wirken selbst in überwiegend prot. Staaten die Grundsätze des Kanonischen Rechts insofern nach, als man ihre Beziehung zu den Gemeinden nicht völlig wiederhergestellt, sondern die Abhängigkeit von einem Gesammtorganismus bewahrt hat. Die kirchliche Oberaufsicht ist aber nur durch die des Staats ersetzt, welcher die Erhaltung und zweckmäßige Verwaltung des Kirchenvermögens unter seine Obhut nimmt, und selbst da, wo Presbyterien existiren, kommt den Gemeinden immer nur eine beschränkte Verfügung über das Kirchenvermögen zu.

Kirchenjahr heißt der jährliche Cyklus der kirchlichen Feste, welcher in der kath. und evang.-luth. (und unirten) Kirche mit dem ersten Adventsonntage (s. Advent) beginnt und mit dem Sonnabende vor demselben schließt. Dieser jährliche Festcyklus ging sehr allmählich aus dem ursprünglich wöchentlichen Festcyklus hervor, welcher das Gedächtniß der wichtigsten Momente in der Lebensgeschichte Jesu Christi oder die «Hauptthatsachen der Erlösung» immer von neuem vergegenwärtigen sollte. (S. Cultus.) Der Anfang des K. fällt stets zwischen den 26. Nov. und 4. Dec. In der kath. Kirche gehört der Anfang des K. während der ganzen Advent- und Fastenzeit zur «geschlossenen Zeit», in welcher Hochzeiten, Tänze und andere weltliche Vergnügungen nicht gefeiert werden dürfen. In England beginnt man das K. mit Mariä Verkündigung (25. März), mit welcher die Menschwerdung Jesu in Maria angefangen habe. Der strenge Calvinismus in der Schweiz, Frankreich und den Niederlanden will dagegen aus biblischen Gründen von keinem K. hören. Die griech. Kirche fängt das K. mit dem 6. Jan. oder mit dem Feste der Erscheinung Christi an.

Kirchenlied, auch wol geistliches Lied, nennt man das Lied, das zur Erbauung der Gemeinde in der Kirche oder bei irgendeiner andern gottesdienstlichen Feier gesungen wird. Unter den Hymnen, die in der alten Kirche als K. gebräuchlich waren (s. Kirchengesang), nahm das Halleluja neben den Antiphonien, Responsorien und dem Trishagium eine wichtige Stelle ein. Die Psalmen wurden hauptsächlich zu K. gebraucht und die Psalmodie durch Ambrosius, der auch zum Verfasser des Te Deum laudamus gemacht wird, und durch Gregor d. Gr. ausgebildet. Gregor soll auch mehrere Litaneien (namentlich die Litania major) verfaßt haben. Unter den Verfassern geistlicher Lieder in der alten Kirche erwarben sich noch einen Namen: Clemens von Alexandrien, Basilius d. Gr., Ephrem der Syrer, Hilarius, Synesius, Fortunatus, Prudentius, Mamertus. Als Litanei war das Kyrie Eleison sehr gebräuchlich. Die ersten Spuren von deutschen K. kommen etwa seit dem 9. Jahrh. vor. Seit dem 13. und 14. Jahrh. finden sie sich häufiger; doch waren sie meist nur Uebersetzungen aus dem Lateinischen, dem Inhalte nach hauptsächlich Verherrlichungen der Maria, theilweise der Sprache nach halb deutsch, halb lateinisch. Da aber der öffentliche Gottesdienst das ganze Mittelalter hindurch lateinisch blieb, so beschränkte sich der Gebrauch jener geistlichen Lieder nur auf Wallfahrten, Begräbnißfeierlichkeiten und private Erbauung. Erst die Reformation ist auch die Mutter des deutschen K. geworden. Die ersten evangelischen K. dichteten Luther selbst und

Digitized by Google

Paul von Spretten (Speratus). Bald folgten andere nach, wie Nikolaus Decius, Nikolaus Polyander, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, Nikolaus Selneccer, Martin Schalling, Phil. Nicolai. Außerdem verdienen noch genannt zu werden: Erasmus Alber, Nik. Hermann, Barthol. Ringwaldt. Die K. der Reformationszeit sind von der frischesten religiösen Begeisterung und ursprünglichen Kraft und Sicherheit der Glaubensgewißheit getragen. Daher die seitdem nie wieder erreichte Kraft und Volksthümlichkeit ihrer Sprache. Schärfer schon tritt das Dogmatische als solches, die «reine Lehre», im Gegensatze zu anderweiten theol. Anschauungen in den Liedern seit Ende des 16. und im 17. Jahrh. hervor. In den Nöthen des Dreißigjährigen Kriegs nahm das K. einen neuen Aufschwung. Die formelle Umgestaltung unserer deutschen Poesie, welche durch Martin Opitz angebahnt wurde, berührte das geistliche Lied sehr wenig. Man behielt für dieses die ältern volksthümlichen Formen bei und dichtete, wie die fromme Empfindung es eingab, frei von dem lästigen Zwange und der gelehrten Unnatur der durch die erste und zweite Schlesische Dichterschule aufgebrachten Kunstpoesie. Nächst Paul Fleming (s. d.) ist besonders Paul Gerhardt (s. d.) zu nennen, in dessen Liedern die geistliche Dichtung jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Ihnen zur Seite stehen Joh. Heermann, Simon Dach (s. d.), Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg (Gemahlin Friedrich Wilhelm's I.), Mart. Geyer und Georg Neumark (s. d.). Außerdem sind zu nennen Joh. Rist, Mart. Rinckart, Andr. Gryphius, Justus Gesenius, Mich. Schirmer, Joh. Frank, Christ. Keimann, Tobias Clausnitzer, Amalie Juliane, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, Anna Sophie, Landgräfin von Hessen. Seit Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. nimmt aber eine spielende, süßliche, in subjectiver Empfindung, die oft zur Empfindelei ausartet, schwelgende Richtung überhand, welche mit der ganzen Wendung, die das geistige Leben jener Zeit nahm, zusammenhängt und ihren kirchlichen Ausdruck im Pietismus fand. Statt der Glaubensgemeinschaft und der Gewißheit des objectiven Heils spricht sich in den Liedern des Pietismus die persönliche Herzensfrömmigkeit des Einzelnen aus, nach der Weise der Zeit nicht ohne Sentimentalität, die bei den Epigonen des Pietismus zu völliger Geschmacklosigkeit entartet. Der frühern bessern Zeit gehören an Val. Ernst Löscher, theol. Gegner des Pietismus, aber von dessen wärmerer Frömmigkeit innerlich berührt; ferner Phil. Jak. Spener (s. d.), Benj. Schmolke (s. d.), Erdmann Neumeister, Joh. Kasp. Schad, Joh. Tersteegen. Dagegen gehören Joachim Lange, Joh. Anast. Freylinghausen, K. H. von Bogatzky, Ernst Gottl. Woltersdorf schon der Zeit des Verfalls an.

Die Aufklärungsperiode, welche das Religiöse überhaupt auf das Moralische reducirte, erzeugte nur gereimte Moralvorschriften ohne poetischen, geschweige religiösen Werth. Gleichzeitig fing man an, die ältern Lieder nach dem neuen Zeitgeschmack zu verändern, d. h. nicht blos ihren Inhalt zu rationalisiren, sondern auch ihre Form zu modernisiren. Letzteres versuchte im ästhetischen Interesse schon Klopstock, der in seinen geistlichen Liedern die Psalmen gern, wenn auch oft nicht glücklich, nachahmte. Während aber Klopstock im wesentlichen am altkirchlichen Dogma festhielt, lenkten namentlich Cramer, J. A. Schlegel und Dietrich in die Bahnen der Aufklärung ein. Eine mittlere Stellung behauptet Gellert (s. d.), bei welchem sich mit warmem Gefühl und einfacher, lebenswarmer Sprache doch schon eine stark moralisirende und lehrhafte Richtung verbindet. Ein zugleich phantastisches Element tritt neben sehr prosaischen Reflexionen bei Lavater (s. d.) hervor. Die neue religiöse Bewegung, welche seit den Freiheitskriegen durch das deutsche Volk ging, hat auch dem geistlichen Liede einen neuen Aufschwung gegeben. Die Lieder von Novalis und Ernst Moritz Arndt (s. d.), von denen jene stark den Charakter der Romantik tragen, bilden den Uebergang zu dem neuern K., als dessen namhafteste Vertreter C. J. Ph. Spitta, A. Knapp und Julius Sturm zu bezeichnen sind. Der Charakter desselben ist das Streben nach einer Vereinigung der dem ältern lutherischen K. eigenthümlichen Vorzüge mit der subjectivern Frömmigkeit und den ästhetischen Forderungen der neuern Zeit. Letzterer gehört auch das Streben an, die alten, in der Zeit der Aufklärung mishandelten K. wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen. In diesem Sinne wirkten Raumer, Bunsen, Stier, Knapp u. a. nicht ohne Erfolg. Die kirchliche Reaction hat sich jedoch mit den maßvollen Bemühungen jener Männer nicht begnügt, sondern wollte alles Alte ohne jede Veränderung wiederherstellen. (S. Gesangbücher.) Die reform. Kirche duldete lange Zeit keine andern Lieder in den Kirchen als alttestamentliche Psalmen. Doch hat wenigstens die deutsch-reform. Kirche längst das deutsche K. sich angeeignet, und unter den neuern geistlichen Dichtern gibt es auch Reformirte. Dagegen halten z. B. die franz. Calvinisten noch heute mit Zähigkeit an ihren Psalmen und deren eintönigen Melodien fest. In der kath. Kirche sind erst in neuester Zeit vereinzelte Versuche gemacht worden, den deutschen Kirchengesang einzuführen.

Digitized by Google

Doch hat es auch unter ihren Bekennern gemüthvolle Dichter geistvoller Lieder gegeben. Unter den neuern ist besonders Diepenbrock (s. d.) zu nennen. Vgl. Hoffmann (von Fallersleben), «Geschichte des deutschen K. bis auf Luther's Zeit» (Berl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861); Wackernagel, «Das deutsche K. von Martin Luther bis auf Nik. Hermann» (Stuttg. 1841); derselbe, «Das deutsche K. von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrh.» (Lpz. 1862 fg.); Koch, «Geschichte des K. und Kirchengesangs» (3. Aufl., 7 Bde., Stuttg. 1866—72).

Kirchenmusik heißt die Musik, welche im christl. Gottesdienste einen Theil der Cultushandlungen bildet. Die Christen überkamen den religiösen Gesang aus den jüd. Tempel- und Synagogenfeiern, deren Weisen den Grundstamm der Gesänge der Urkirche bildeten. In den ersten Jahrhunderten überwog das jüd. Element in den Gesängen der Christen so sehr, daß die morgenländ. Kirche für die Musik ebenso maßgebend blieb wie für die Dogmen. Die Eigenthümlichkeit dieser gottesdienstlichen Musik bestand in dem Wechselgesange von zwei getheilten Gruppen oder Chören. Bis auf die Zeit des heil. Ambrosius im 4. Jahrh. war das Abendland in dieser Hinsicht noch ganz unmündig, und als der große mailänder Bischof mit der Ordnung des Cultus auch die der Musik unternahm, wußte er solches nicht besser auszuführen, als durch einfache Nachahmung des Wechselgesangs der morgenländ. Kirche. Als musikkundiger hochgebildeter Mann regulirte er den Gesang auf Grund eines faßlichen Tonsystems (nach griech. Tetrachorden in Octaven), ordnete neben dem Wechselgesange den kirchlichen Lesegesang oder die liturgische Recitation und bildete den Hymnus, diesen ursprünglichsten Erguß der christl. Begeisterung, in unvergänglichen Gesängen weiter. Die drei Grundweisen der kirchlichen Musik waren hiermit gegeben. Bei der weitern Entwickelung trat in den nächsten Jahrhunderten der Wechselgesang, die Antiphonie, immer mehr zurück, und als Papst Gregor d. Gr. um 600 seine segensreiche Thätigkeit zu Gunsten der kirchlichen Musik entfaltete, war vom Wechselgesang kaum noch die Rede. Sein Bestreben richtete sich allein auf fachmäßige priesterliche Singschulen, auf die Ausbildung des Sologesangs und die zweckmäßige Aufzeichnung der kirchlichen Tonweisen. Er fand in Rom schon eine seit langer Zeit bestehende Sängerschule vor, die er dann zu jener Musteranstalt umbildete, der Sixtinischen Kapelle, welche später dem ganzen Abendlande zur Norm diente. Als Anhalt für die Praxis vereinigte er die kirchlichen Gesänge zu einem großen «Antiphonarium», welches für die Kirche wie für die Musik maßgebend wurde durch seinen Inhalt und durch die Form der Aufzeichnung in Neumen oder Zeichen, aus denen sich dann unsere moderne Tonschrift entwickelt hat. Seine Musik wurde als Gregorianischer Choral für die ganze abendländ. Kirche zum Kanon erhoben, der ein Jahrtausend lang die Grundlage bildete, auf der man überall mit geringen Abweichungen beharrte und dem auch die Tonsetzer für ihre kunstvollen mehrstimmigen Gesänge die Motive entlehnten.

Mit der Reformation beginnt eine neue Zeit, in welcher das Verhältniß der Musik zum Gottesdienst ein loseres wurde und andere Elemente die Oberhand gewannen. Die liturgische Musik der alten Kirche konnte trotz aller Mühe der Reformatoren nur unvollkommen bewahrt werden, dagegen gewann der Hymnus die Oberhand und gestaltete sich zu freien Kirchengesängen, an welchen die ganze Gemeinde theilnahm. In der luth. Kirche als Choral-, in der reformirten und englischen als Psalmengesang hat das religiöse Lied vorzügliche Blüten getrieben, selbst bei den Katholiken, und sodann besonders in Deutschland und England eine hochvollendete kunstvolle Entwickelung der K. zur Folge gehabt. Hierzu trug namentlich die Orgel bei, welche freilich schon Jahrhunderte vorher im Gebrauch war, aber erst seit der Reformation im Gottesdienste recht zur Verwendung kam. Sie war längere Zeit das einzige Instrument, welches den kirchlichen Gesang führte, zog aber seit 1600 schnell das ganze Orchester in die Kirche.

Mit dieser Wandlung beginnt wieder eine neue Zeit, die dritte oder letzte Periode, in der die K. weder an die priesterliche Liturgie (den Gregorianischen Choral) noch an den Hymnus in Form des Gemeindegesangs (den Lutherischen Choral) stricte sich band, sondern kirchliche Texte in freier Erfindung zu mehrstimmigen Compositionen verwandte, bei welchen der Gesang fast immer von Instrumenten begleitet wird. Die Grundlage dieser Kunst ist die Harmonie oder musikalische Mehrstimmigkeit, deren Entstehung gleich der Ausbildung der Orgel in das früheste Mittelalter zurückzuführen ist und die schon zu Luther's Zeit hochbedeutend war, unmittelbar nach ihm aber in unbegleiteten mehrstimmigen Gesängen eine Vollendung erhielt, welche in dieser Hinsicht nicht wieder erreicht ist. Jene Zeit des 16. Jahrh. betrachtet man auch als die classische Periode der kirchlichen Kunstmusik und bezeichnet die damalige Compositionsweise nach ihrem größten Vertreter als den Palestrina-Stil. Die freiere Weise, welche Stimmen und Instrumente gleichmäßig anwendet und auch in der Wahl der Texte weit ungebundener sich

Digitized by Google

bewegt, begann um 1600, also unmittelbar nach Palestrina's und Lasso's Tode. Diese Kunstmusik über kirchliche Texte hat vielfach nur noch den einzelnen Text für sich im Auge, nicht mehr denselben als Theil der Liturgie und überhaupt nicht mehr den kirchlichen Cultus. Man pflegt daher von diesen Werken wol zu sagen, sie seien nicht K., sondern nur Musik in der Kirche; es sind wesentlich Concertstücke über kirchliche, biblische oder allgemein religiöse Texte. Hieraus geht hervor, weshalb diese letzte Periode der K., welche an musikalischer Kunst oder wenigstens an Tonmitteln von allen den größten Aufwand macht, dennoch nicht als eine Steigerung der voraufgegangenen Leistungen, sondern eher als eine Uebertreibung und Ausartung derselben angesehen werden kann; und es wird erklärlich, wie gerade auf diesem Gebiete so viel Streit herrscht über das, was wahre K. sei und was nicht. Die Musik der einzelnen christl. Confessionen oder Länder wurde zum Theil in umfangreichen Werken beschrieben, aber eine Gesammtdarstellung über den Gegenstand ist nicht vorhanden.

Kirchenrath heißt überhaupt die für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten einer Provinz oder eines Landes eingesetzte Behörde; doch ist jener Name erst neuerdings in Deutschland gebräuchlich geworden. Geschichtlich genommen hat der K. seine Entstehung in der von Calvin eingeführten Kirchenverfassung, nach welcher Geistliche mit Aeltesten den kirchlichen Angelegenheiten der Gemeinden vorstehen. Ein solches Collegium oder K. erhielt die gleiche Befugniß und den gleichen Wirkungskreis, den die Consistorien (s. d.) hatten, und namentlich ward die Einrichtung in der reform. Kirche Hollands gebräuchlich. Da, wo gegenwärtig in Deutschland ein K. besteht, vertritt er die Stelle der Consistorien; doch hat er nicht überall gleiche Befugnisse, sondern gilt z. B. in Sachsen-Weimar nur als ein berathender Körper. In Preußen wurde 1852 aus der evang. Abtheilung des Cultusministeriums, welcher bisher die Provinzialconsistorien unterstanden, eine selbstständig neben dem Ministerium stehende königl. Behörde mit dem Titel Oberkirchenrath geschaffen, und dieser neuen Behörde, die aus Gliedern der luth. und reform. Confession besteht, sowol die Verwaltung und Vertretung der evang. Landeskirche in ihrer Gesammtheit als auch der Schutz und die Pflege der evang. Confessionen und der auf dem Grunde derselben ruhenden Einrichtungen als amtlicher Wirkungskreis überwiesen. Seitdem ist noch in einer Reihe von andern Ländern, besonders solchen, in welchen eine Presbyterial- und Synodalverfassung eingeführt wurde, wie in Baden, Oldenburg, Würtemberg, Oesterreich, Sachsen, ein Oberkirchenrath an die Spitze des Kirchenregiments, meist als von dem Cultusministerium unabhängige Behörde, gestellt worden. Doch ist z. B. der österr. Oberkirchenrath nach der Verfassung von 1866 amtlich dem Ministerium untergeordnet. Gemeindekirchenräthe ferner heißen in manchen Ländern, in denen Presbyterialverfassungen bestehen, die Presbyterien. Die Befugnisse derselben sind ziemlich verschieden und z. B. in Preußen, wo ihre Wahl überdies fast völlig unter dem Einflusse der Geistlichen und Kirchenpatrone steht, sehr geringfügig. Endlich ist K. und Geheimer K. häufig ein an angesehene Geistliche, Professoren oder Consistorialmitglieder von den Staatsregierungen verliehener Titel ohne amtliche Befugnisse.

Kirchenraub (sacrilegium) wird verübt mittels Diebstahls von geweihten oder selbst profanen, an geweihter Stätte aufbewahrten Gegenständen. Das Kanonische Recht betont hierbei weniger den Eingriff in das fremde Eigenthum als die ruchlose Nichtachtung der göttlichen Majestät, und die Carolina bedroht deshalb den Kirchenräuber für gewöhnlich mit dem Tode oder in leichtern Fällen wenigstens mit den geschärften Strafen des einfachen Diebstahls. Wer die Monstranz mit der geweihten Hostie entwendet, ist mittels Feuers vom Leben zum Tode zu bringen. Auch die neuern Gesetzbücher betrachten die Heiligkeit der entwendeten Sache oder der Stätte ihrer Aufbewahrung als Grund zu der Annahme eines ausgezeichneten, mit größerer Strenge zu ahndenden Diebstahls. Daß der Dieb nach seinem Glaubensbekenntnisse die Sache oder Stätte als heilig anzusehen habe, wird hierbei nicht erfordert, wohl aber, daß durch das Verbrechen eine anerkannte Religionsgenossenschaft verletzt worden sei. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch §. 243, Nr. 1, droht Zuchthaus bis zu 10 Jahren, im Falle mildernder Umstände Gefängniß nicht unter 3 Monaten.

Kirchenrecht (jus ecclesiasticum) ist der Inbegriff der Rechte und Pflichten einer Kirche und der Glieder derselben, als Wissenschaft aber der Inbegriff der Grundsätze, durch welche die Rechtsverhältnisse der Kirche als eines Ganzen und der Menschen als Glieder derselben bestimmt werden. Es zerfällt in das katholische und protestantische, da jede Confession eine eigene rechtliche Ordnung erzeugt hat. Die kath. Kirche findet die Quellen ihres K. vornehmlich in der Tradition, in den Bestimmungen der Kirchenväter, Kirchenversammlungen und Päpste, sowie in den mit Fürsten oder Ländern abgeschlossenen Concordaten (s. d.). Die prot.

Digitized by Google

Kirche behielt anfangs das Kanonische Recht bei, mußte aber mit ihrer Entwickelung von wesentlichen Bestimmungen desselben abgehen und nahm als Quellen ihres Rechts vornehmlich die Kirchenordnungen, Symbolischen Bücher, die Beschlüsse des evang. Reichskörpers (conclusa corporis Evangelicorum) und die Verfassungsurkunden in den einzelnen Ländern an. Die verschiedene Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche führte zu verschiedenen rechtlichen Bestimmungen, die in der Aufstellung des Episkopal-, Territorial- und Collegialsystems wie in der Consistorial-, Presbyterial- und Synodalverfassung der Kirche sich aussprachen. Die besten neuern Werke über K. sind unter denen von kath. Verfassern Schulte's «Lehrbuch des katholischen K.» (3. Aufl., Gieß. 1873) und von prot. Verfassern Richter's «Lehrbuch des katholischen und evangelischen K.» (8. Aufl., besorgt von Dove, Lpz. 1877).

Kirchenregiment, s. Kirchengewalt.

Kirchenslawisch nennt man denjenigen slaw. Dialekt, in welchem am Ende des 9. Jahrh. von Cyrill, Method und ihren Schülern zuerst Bibelübersetzung und liturgische Bücher niedergeschrieben wurden. Unter den Gelehrten ist die Frage nicht entschieden, welchem slaw. Volke diese Sprache angehörte; Miklosich hält sie für den Dialekt der sog. pannonischen Slowenen (in alter Zeit um den Plattensee wohnend), die meisten andern Slawisten für den Dialekt der bulgar. Slawen des 9. Jahrh., in welchem Falle das heute Bulgarische die Tochtersprache wäre. Je nach der verschiedenen Ansicht vom Ursprunge der Kirchensprache wird dieselbe bald Altslowenisch (oder Pannonisch-Slowenisch), bald Altbulgarisch genannt. Mit der Verbreitung der slaw. Liturgie unter den südlichen und östlichen slaw. Stämmen verbreitete sich auch das K. als Schriftsprache unter Stämmen, bei denen als Sprache des täglichen Lebens ein anderer slaw. Dialekt herrschte, bei Bulgaren, Serben, Kroaten, Russen. Die Abschreiber der alten Texte oder die Verfasser neuer Schriften in diesen Ländern konnten sich von dem Einflusse ihres heimatlichen Dialekts nicht freihalten, und so entstand ein serbisch, russisch u. s. w. gefärbtes K., im Gegensatz zu welchem man wol die Texte, welche von allen solchen Beimischungen frei sind, altkirchenslawisch nennt. Heutzutage ist bei keinem slaw. Volke die Kirchensprache noch Schriftsprache, sie ist nur noch die gottesdienstliche Sprache bei den Slawen griech. Ritus. Das Altkirchenslawische ist von allen slaw. Sprachen die alterthümlichste, sowol in Lauten wie in Formen, hat daher für die wissenschaftliche Erforschung der slaw. Sprachen etwa dieselbe Bedeutung wie das Gothische für die der germanischen. Die handschriftliche Ueberlieferung von Texten geht zurück bis ins 11., vielleicht bis ins 10. Jahrh.; über die beiden verschiedenen Alphabete, in denen die Handschriften überliefert sind, das cyrillische (griechisch-slawische) und glagolitische, s. Cyrill und Glagolica. Besonderes Verdienst um die Erforschung des K. erwarben sich Dobrowsky (s. d.), der russ. Gelehrte Vostokov (durch eine Grammatik, viele Einzelforschungen, Herausgabe des Ostromir'schen Evangeliums u. a.), Kopitar (s. d.), Miklosich (s. d.) und Schleicher, «Die Formenlehre der kirchenslaw. Sprache» (Bonn 1852). Ein Hülfsmittel für akademische Vorlesungen ist Leskien's «Handbuch der altbulgar. (altkirchenslaw.) Sprache. Grammatik. Texte. Glossar» (Weim. 1871).

Kirchenstaat (Päpstliche Staaten, Stato della Chiesa, Stato Pontifico) war die Bezeichnung für das weltliche Besitzthum des Papstes, ein Staatengebiet, über welches dem Papste als Oberhaupt der röm.-kath. Kirche die Souveränetät zustand. Bis 1859 erstreckte sich dieses in Mittelitalien gelegene Gebiet von 41° 10′ bis 44° 50′ nördl. Br. und von 29° 5′ bis 31° 30′ östl. L. (von Ferro), wurde im N. vom Lombardisch-Venetianischen Königreich, im W. von Modena und Toscana, im SO. vom Königreich Neapel begrenzt, im SW. vom Tyrrhenischen Meere, im O. vom Adriatischen Meere bespült und umfaßte außer dem Stadtbezirk von Rom (Comarca di Roma) die vier Legationen der Romagna, der Marken, von Umbrien und der Campagna und Maritima, welche wieder in 20 Delegationen oder Provinzen eingetheilt waren, wesentlich den gegenwärtigen ital. Provinzen Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna, Ancona, Ascoli Piceno, Macerata, Pesara ed Urbino, Perugia und Rom entsprachen und insgesammt einen Flächenraum von 752 QMln. (41,407 QKilom.) mit (1857) 3,126,263 E. enthielten. Von 1860—70 umfaßte der K. nur Rom mit der Comarca, die Legation Velletri und die drei Delegationen Viterbo, Civitavecchia und Frosinone (ohne Pontecorvo), entsprechend dem gegenwärtigen Compartimento Latium (Rom), und enthielt einen Flächenraum von 214,12 QMln. (11,790 QKilom.) mit (1869) 729,859 E.

An der Spitze des Staats stand der Papst (s. d.), ein geistlicher Wahlfürst mit unumschränkter Gewalt. Doch mußte jeder Cardinal (s. d.), folglich auch der Papst, der aus der Mitte des Cardinalcollegiums hervorgeht, gewisse Sätze beschwören, die man als Staatsgrundgesetze

Digitized by Google

ansehen kann. Der gegenwärtige Papst, vom heil. Petrus an gerechnet der 257., ist Pius IX. (s. d.), der 1846 Gregor XVI. folgte. Dem Papst zur Seite stand, außer in kirchlichen Sachen, besonders in Verhältnissen zu fremden Staaten, das Collegium der Cardinäle (sacro collegio), welches 70 Mitglieder zählte. Die Verwaltung umfaßte zunächst die Angelegenheiten der gesammten Christenheit und war den verschiedenen Abtheilungen der Römischen Curie (s. d.), wozu auch die Pönitentiaria und die päpstl. Kanzlei oder Dataria (s. d.) gehören, anvertraut. Der Chef des polit. Staatswesens war der Staatssecretär, welcher stets Cardinal sein mußte und vom Papste ernannt ward. Er war Premierminister, Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, ernannte aus der Zahl der Cardinäle die übrigen Minister, hatte auch die Gesandtschaften unter sich. Neben dem Ministerrathe bestand ein Staatsrath von 15 zum Theil weltlichen Mitgliedern, welchem eine berathende Stimme über Gesetzgebung und Finanzangelegenheiten und eine richterliche Stimme bei Competenzstreitigkeiten der höhern Verwaltungsbehörden zukam. Außerdem war (zufolge Gesetz vom 21. Oct. 1850) eine Staatsconsulta der Finanzen errichtet, welche die Staatsrechnungen und das Budget zu prüfen, neue Anleihen, Steuern und Finanzoperationen zu begutachten hatte. Ein Viertel der Mitglieder wurde vom Papste direct aus der Geistlichkeit ernannt, drei Viertel aus den von den Provinzialräthen ihm vorgeschlagenen Personen ausgewählt. Die Provinzialverwaltung war durch das Gesetz vom 22. Nov. 1850 geregelt. Nach demselben zerfiel der Staat in Legationen, diese in Provinzen, diese wieder in Governi und Gemeinden. Die Verwaltung jeder Legation war einem Cardinallegaten anvertraut, der von einem Rathe aus vier Mitgliedern, einem Generalsecretär und einem Polizeidirector unterstützt wurde. Den einzelnen Provinzen oder Delegationen waren Delegaten vorgesetzt, die auch aus dem Laienstande sein konnten. Die Gemeindebehörden waren der Municipalrath und die Magistratur. In Rom wurde der Municipalrath aus einer von demselben aufgestellten Liste vom Papste ernannt. Die Magistratur wurde aus einer vom Gemeinderathe aufgestellten Liste durch den Delegaten, in Rom durch den Papst gewählt. Der Vorstand dieser Behörde hieß Gonfaloniere oder Priore und wurde in kleinern Orten vom Staatssecretär, in den größern vom Papste ernannt, und zwar in Rom, wo er Senator hieß, aus den höchsten röm. Fürsten. Der Municipalrath war der beschließende, die Magistratur der verwaltende Körper. Die Armee wurde hauptsächlich durch Anwerbung fremder Söldner gebildet. Die Finanzen befanden sich im kläglichen Zustande. Ritterorden verleiht der Papst vier: den Christusorden, gestiftet 1319; den Orden Gregor's d. Gr., gestiftet 1831; den Pius-Orden, gestiftet 1847, für alle Confessionen; den Orden des heil. Sylvester, gestiftet 1841. Vgl. Calindri, «Saggio geografico, statistico e storico dello Stato Pontificio» (Perug. 1829); Tournon, «Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des États Romains» (2 Bde., Par. 1831, nebst Atlas); Helfferich, «Röm. Zustände im Frühjahr 1850» (Lpz. 1850); Palmieri, «Topografia statistica dello Stato Pontificio» (Rom 1857).

Der K. entstand aus der Schenkung, die 755 der König der Franken, Pipin der Kleine, dem Bischof von Rom, Stephan II., mit den Besitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchat entrissen hatten, gegen die ihn Stephan II. zu Hülfe gerufen hatte. Karl d. Gr. erneuerte 774 die Schenkung, behielt sich aber die Souveränetät über das Patrimonium, wie man diese päpstl. Domänen nannte, vor. Durch die Krönung Karl's zum röm. Kaiser 800 durch Papst Leo III. wurde das Verhältniß der Päpste zum byzant. Kaiser vollständig gelöst. Mächtige Vertheidiger ihres Besitzthums erwarben sich die Päpste in den von ihnen begünstigten Normannen in Unteritalien, die sie zu ihren Vasallen machten. Nachdem Heinrich III. 1053 das Herzogthum Benevent dem Papste Leo IX. überlassen, wußte Gregor VII. (s. d.), der das Papstthum zur höchsten Vollendung erhob, unter den Bedrängnissen Kaiser Heinrich's IV. (s. d.) die in Italien gewonnene unumschränkte Macht zur festern Begründung seines weltlichen Besitzthums und dessen Befreiung von der Oberhoheit des Kaisers zu benutzen. Die bedeutendste Vergrößerung gewann der K. durch die Erbschaft aller Güter und Besitzungen der Markgräfin Mathilde von Toscana, die zwar von mehrern Kaisern angefochten, aber von Kaiser Otto IV. durch die Capitulation zu Neuß 1201 förmlich anerkannt wurde, wodurch die Souveränetät des K. ausgesprochen war. Die Kreuzzüge förderten die Absichten des röm. Stuhls im Anfange mehr als im Fortgange. Papst Innocenz III. (gest. 1216) erhob sich zum Souverän von Rom und wurde als solcher auch anerkannt. Von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) befreite sich der päpstl. Stuhl dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Doch die Herrschaft der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregte endlich den Widerstand der unzufriedenen Römer in dem Maße, daß

Digitized by Google

die Päpste sich genöthigt sahen, 1305 ihre Residenz nach Avignon in Frankreich zu verlegen. Erst nachdem die Päpste 1376 ihren Sitz wieder in Rom genommen, dachte man wieder an die Vergrößerung des K.s. Julius II. erwarb 1513 Bologna, Clemens VII. 1532 Ancona. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten. Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entrissen und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria aus dem Hause Rovere, 1626 dem päpstl. Stuhle vermacht. Inzwischen verloren die Päpste auch wieder einen großen Theil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses, namentlich infolge der Reformation im 16. Jahrh. Zwar stellte Sixtus V. gegen das Ende des 16. Jahrh. die innere Ordnung wieder her, aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugten neue Uebel. Neapel hob 1783 seine alten Lehnsverbindlichkeiten gegen den päpstl. Stuhl auf. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino, 13. Febr. 1797, genöthigt, Avignon und Venaissin an Frankreich und die Romagna, Bologna, Ferrara an die Cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, 28. Dec. 1797, veranlaßte 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und 18. Febr. die Erklärung des K. zur Römischen Republik. Pius VI. (s. d.) wurde nach Frankreich gebracht, wo er 29. Aug. 1799 starb. Die Siege der Russen und Oesterreicher in Italien begünstigten die Papstwahl Pius' VII. (s. d.), 14. März 1800, welcher unter dem Schutze der österr. Waffen von Rom und dem K. wieder Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er 1801 mit dem Ersten Consul der franz. Republik abschloß, schien die weltliche Macht gesichert. Als sich der Papst 1807 weigerte, den Code Napoléon einzuführen und England den Krieg zu erklären, wurde ihm 3. April von Frankreich der Krieg erklärt. Die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreich Italien einverleibt und dem Papste blieb nur der Theil des K. jenseit der Apenninen. Doch schon 2. Febr. 1808 rückte ein franz. Corps von 8000 Mann in Rom ein. Dem Papste, dessen geistliche Hoheit fortdauern sollte, wurden 2 Mill. Frs. jährliche Einkünfte angewiesen, worauf ein Decret vom 17. Mai 1809 den K. dem franz. Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserl. Stadt erklärte. Der Papst wurde nach Frankreich abgeführt und mußte hier bleiben, bis die Ereignisse von 1814 ihm gestatteten, 24. Mai nach Rom zurückzukehren, wo er von dem K. in seiner frühern Ausdehnung wieder Besitz ergriff.

Nach der Restauration suchten Pius VII. und seine Nachfolger, Leo XII. (1823—29), Pius VIII. (1829—30), namentlich aber Gregor XVI. (1830—46), wie nach außen so auch im Innern die päpstl. Macht durch die gewöhnlichen Mittel des Absolutismus wieder zu begründen, aber die polit. und nationale Erweckung, welche die Franzosenherrschaft mit sich geführt, machte sich selbst in der Bevölkerung des K. geltend. Man verlangte polit. Reformen, Beseitigung des fremden Einflusses und setzte der Reaction die Wirksamkeit geheimer Gesellschaften, Verschwörungen und Aufstände entgegen. Die Geschichte des K. verkettete sich so aufs engste mit der von ganz Italien (s. d.). Ein Aufstand in Modena, in der Nacht vom 3. auf den 4. Febr. 1831, veranlaßte zugleich eine Erhebung in Bologna, die sich sofort über die ganze Provinz verbreitete und die Constituirung einer Provisorischen Regierung herbeiführte. Binnen kurzem befand sich der größere Theil des K. im Aufstande, und bereits 26. Febr. proclamirte eine Versammlung von Abgeordneten die Abschaffung der weltlichen Macht des Papstes und die Herstellung eines Einheitsstaats. Aber die Oesterreicher rückten in die Provinz Bologna ein und die Provisorische Regierung sah sich genöthigt, ihren Sitz 20. März nach Ancona zu verlegen. Nach einem Gefechte der Aufständischen 25. März bei Rimini mußte Ancona 29. März den Oesterreichern überliefert werden, und der Rest der Insurgenten streckte einige Tage später die Waffen. Die päpstl. Misregierung veranlaßte im Jan. 1832 ein abermaliges Einrücken der Oesterreicher in Bologna, worauf im Febr. 1832 auch die Franzosen Ancona besetzten, um der österr. Macht das Gegengewicht zu halten. Erst 1838 fanden sich die Oesterreicher zur Räumung des K. bewogen, während die Franzosen gleichzeitig Ancona verließen. Doch dauerte unter dem beschränkten Regimente Gregor's XVI. die dumpfe Gärung in den päpstl. Provinzen fort und machte sich immer wieder in einzelnen Ausbrüchen (1843 in der Romagna, 1845 in Rimini) gewaltsam Luft. Um so größer war der Enthusiasmus, womit man den im Juni 1846 neugewählten Papst Pius IX. (s. d.) empfing, als derselbe sein Regiment mit Milde und Nachgiebigkeit begann, eine Amnestie verkündete, verschiedene Reformen in der Verwaltung unternahm, die Einsetzung einer aus Provinzialvertretern gebildeten Staatsconsulta verordnete (April 1847). Bald sah sich aber Pius IX. von der durch die franz. Februarrevolution entfesselten Bewegung weiter fortgerissen. Er mußte 14. März 1848 eine constitutionelle Verfassung verkünden, ein liberales Ministerium (Mamiani) bilden und die Kam-

Digitized by Google

mern einberufen. Nach Mamiani's Rücktritt im Sept. 1848 berief er den Grafen Rossi an die Spitze des Ministeriums. Aber Rossi fiel 15. Nov. von Mörderhand, als eben die Abgeordneten wieder zusammentraten, und der Papst, durch eine Volksbewegung in seinem Palaste bedrängt, sah sich genöthigt, ein demokratisches Ministerium anzunehmen und die Schweizertruppen zu entlassen. Infolge dieser Vorgänge entfloh Pius 25. Nov. aus Rom nach Gaëta. Es bildete sich in Rom eine Provisorische Regierung, welche Ende December eine Constituirende Versammlung berief, deren erstes Werk es war, die Herrschaft des Papstes für abgeschafft zu erklären und die Republik zu proclamiren (Febr. 1849). Die Triumvirn Armellini, Saliceti, Montechi traten an die Spitze der Regierung; die beiden letztern wurden aber bald durch Saffi und Mazzini ersetzt. Dieser Sieg der extremen Partei und terroristische Gewaltthaten in Ancona und Sinigaglia fielen zusammen mit der zweiten Niederlage König Karl Albert's von Sardinien und den ersten Erfolgen der österr. Restaurationspolitik in Ober- und Mittelitalien. Inzwischen hatten die kath. Mächte eine Intervention zur Herstellung der päpstl. Herrschaft beschlossen, und während in den Legationen Oesterreicher einrückten, neapolit. und span. Truppen auf dem Marsche gegen Rom waren, landete auch im April 1849 ein franz. Heer unter Oudinot. Die Stadt Rom vertheidigte sich mit Tapferkeit und Ausdauer und begegnete mit Erfolg wochenlang den Angriffen der Franzosen, bis endlich der weitere Widerstand unmöglich erschien und 3. Juli die Stadt übergeben werden mußte. Die Wiederherstellung der päpstl. Herrschaft wurde nun proclamirt, die polit. Reform stillschweigend beseitigt, gegen die liberale Partei Rache ausgeübt. Erst 4. April 1850 kehrte der Papst selbst nach Rom zurück, und jetzt begann das Werk der vollen Restauration und unter den Augen der Franzosen, die Rom fortan besetzt hielten, eine Verfolgung aller Compromittirten und Verdächtigen. Zu gleicher Zeit übten die Oesterreicher in den päpstl. Legationen ein willkürliches und hartes Militärregiment.

Solche Zustände konnten in der That nur durch fortgesetzte Handhabung des Belagerungszustandes aufrecht erhalten werden, und während der Volkshaß bei jeder Gelegenheit gegen das beschränkte und starre Priesterregiment hervorbrach, versanken der Staat und dessen Finanzen in immer tiefere Zerrüttung. Auf dem Pariser Friedenscongresse von 1856 wies Graf Cavour namentlich auf die röm. Missstände hin und machte das Uebergewicht Oesterreichs in den Angelegenheiten der Halbinsel für dieselben verantwortlich. Als im Kriege von 1859 nach der Schlacht bei Magenta die Oesterreicher aus Mittelitalien weichen mußten, schüttelten auch die Legationen sofort das päpstl. Joch ab. Nach dem Frieden von Villafranca, der eine ital. Conföderation unter dem Präsidium des Papstes in Aussicht stellte, schlossen sich jene Provinzen im Aug. 1859 dem Kriegsbunde der mittelital. Staaten, sodann aber dem Gouvernement Emilia unter der Dictatur Farini's an. Nach dem Abschluß des Definitivfriedens zu Zürich (10. Nov. 1859) beantragten Oesterreich und Frankreich den Zusammentritt eines Congresses zur Ordnung der ital. Angelegenheiten auf Grund der Friedensbestimmungen, der jedoch nicht zu Stande kam, weil die päpstl. Regierung vorerst die Integrität ihres Gebietes, also die Wiedererlangung der Romagna verbürgt haben wollte. Der König von Sardinien sprach durch Decret vom 18. März 1860 die Vereinigung der Emilia (Parma, Modena und die Legationen) mit Sardinien aus, nachdem eine Volksabstimmung vorausgegangen. Bereits früher hatte Graf Cavour der päpstl. Regierung den Anschluß an die nationale Sache, England und Frankreich aber polit. Reformen angerathen. Der Papst beharrte jedoch bei dem alten Zwangssysteme, so weit dies immer möglich. Die revolutionären Bewegungen, die in Umbrien und den Marken im Frühjahr 1859 ausbrachen, wurden gewaltsam niedergeschlagen und aufs härteste bestraft. Das päpstl. Heer wurde durch Ausländer bedeutend verstärkt und unter den Befehl des franz. Generals Lamoricière gestellt. Die Erfolge Garibaldi's in Sicilien und Neapel und dessen offen ausgesprochener Entschluß, vom Quirinal aus das Königreich Italien zu verkündigen, veranlaßten Napoleon III., Victor Emanuel Umbrien und die Marken zu überlassen unter der Bedingung, daß er Rom selbst und das sog. Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet lasse. Sofort besetzte der sardin. Kriegsminister Fanti Umbrien, und General Cialdini rückte in den Marken ein, schlug Lamoricière 18. Sept. bei Castelfidardo und zwang Ancona, in welches dieser sich geworfen hatte, 29. Sept. zur Uebergabe. Umbrien und die Marken erklärten sich sofort für den König Victor Emanuel und wurden, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung Anfang November stattgefunden, durch Decret vom 17. Dec. dem neuen ital. Königreich einverleibt. Dem Papste verblieb nur noch das Patrimonium Petri, in dessen Besitze ihn die franz. Occupationstruppen erhielten. Am 27. März 1861 erklärte das ital. Parlament die Stadt Rom zur natürlichen und unentbehrlichen Hauptstadt des König-

Digitized by Google

reichs. Was die Diplomatie nicht vermochte, der Papst freiwillig nicht gewährte, wollte Garibaldi mit den Waffen erzwingen. Im Aug. 1862 rückte er mit einem Freiwilligenheer vom Süden gegen Rom vor. Die ital. Regierung (Rattazzi) von Napoleon III. gedrängt, schickte ein Heer gegen Garibaldi ab, und dieser wurde 29. Aug. bei Aspromonte geschlagen und gefangen. So blieb die sog. Römische Frage noch ungelöst und der reducirte K. eine fortdauernde Beunruhigung für das neue Italien. Aber die franz. Besatzung in Rom galt den Italienern als eine nationale Schmach. Napoleon III. schloß 15. Sept. 1864 mit Italien eine Convention, wonach sich Frankreich verpflichtete, seine Occupationstruppen binnen zwei Jahren aus Rom zurückzuziehen, während Italien das Versprechen gab, das päpstl. Gebiet nicht nur nicht anzugreifen, sondern auch gegen äußere Angriffe zu schützen, den entsprechenden Theil der päpstl. Staatsschuld zu übernehmen, den Regierungssitz binnen sechs Monaten von Turin nach Florenz zu verlegen und auf Rom als Hauptstadt zu verzichten. Am Schluß von 1866 befand sich kein franz. Soldat mehr in dem Patrimonium Petri.

Die Actionspartei, mit der Septemberconvention höchst unzufrieden, machte einen neuen Versuch, durch einen raschen Schlag sich der Hauptstadt Rom zu bemächtigen. Garibaldi stellte sich wieder an die Spitze der Freischaren, das Ministerium Rattazzi, in geheimem Einverständniß mit ihm, ließ ihn gewähren, Victor Emanuel aber schreckte vor einem ernsthaften Conflict mit Napoleon zurück. Rattazzi wurde entlassen, das Ministerium Menabrea berufen, der Freischarenzug verdammt und Achtung der Verträge gefordert. Um diese für alle Fälle zu sichern, schickte Napoleon eine Flotte mit zwei Brigaden unter General Failly nach Civitavecchia. Am Abend des 30. Oct. 1867 rückten die ersten franz. Bataillone in Rom ein. Die früher gemachten Versuche, in Rom selbst eine Insurrection anzufachen, waren misglückt. Das auf etwa 12,000 Mann gebrachte päpstl. Heer unter dem Commando des Generals Kanzler hatte 23. Oct. die Freischaren unter Enrico Cairoli vernichtet. Bei Mentana schlugen 3. Nov. die päpstl. Truppen und die Franzosen die Freiwilligen unter Garibaldi. Die Truppen des Königreichs Italien, welche gleichfalls im K. einmarschirt waren, aber an keinem Gefecht theilgenommen hatten, verließen denselben wieder, der größte Theil des franz. Expeditionscorps kehrte nach Frankreich zurück, der Rest desselben setzte sich in Civitavecchia fest, an dessen Befestigung sofort gearbeitet wurde. Die Aufforderung Napoleon's an die Großmächte, auf einer europ. Conferenz die röm. Frage zu regeln, hatte keinen Erfolg; dagegen erklärte der franz. Staatsminister Rouher 5. Dec. 1867 im Gesetzgebenden Körper, Frankreich werde niemals dulden, daß Italien sich Roms bemächtige. Der Verlauf des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 machte jedoch der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende. Napoleon III., welcher der Bundesgenossenschaft Italiens bedurfte, forderte schon im Mai Victor Emanuel zum Abschluß einer Allianz auf. Dieser forderte als Gegenleistung, daß Frankreich binnen drei Monaten seine Truppen aus Rom zurückberufen und der ital. Regierung dort freie Hand lassen sollte. Diese Bedingung konnte Napoleon, der sich auf die Klerikalen stützte, nicht eingehen. Als aber der Krieg ausgebrochen war und das Ungenügende der franz. Streitkräfte offen vor Augen lag, erklärte er sich bereit, gegen Abschluß der gewünschten Allianz den K. dem König von Italien zu überlassen. Aber jetzt war es zu spät. Als die Siege von Metz und vollends die Katastrophe von Sedan bekannt wurden, konnte und wollte die ital. Regierung dem Andrängen der Actionspartei nicht länger widerstehen. Sie entschloß sich daher 6. Sept. zur Besetzung Roms, zeigte in einem Rundschreiben vom 7. den auswärtigen Mächten diesen für die gemeinsame Sicherheit Italiens und des Papstes gleich nothwendigen Entschluß an, und Victor Emanuel schickte am 8. einen Unterhändler mit einem eigenhändigen Schreiben an den Papst. Dieser lehnte am 11. alle Vorschläge zu einer Uebereinkunft zwischen Italien und dem päpstl. Stuhle ab, worauf noch am nämlichen Tage die ital. Truppen unter General Cadorna im K. einrückten. Derselbe besetzte am 16. Civitavecchia, erschien am 19. vor den Mauern Roms und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. General Kanzler, welcher vom Papst den Befehl erhalten hatte, des Protestes halber Widerstand zu leisten, bis Bresche in die Mauer gelegt sei, wies die Aufforderung zurück. Darauf schossen die ital. Truppen am 20. an der Porta-Pia Bresche in die Stadtmauer, der Widerstand hörte auf Befehl des Papstes auf und Cadorna zog unter dem Jubel des Volks mit seinen Truppen in Rom ein. Dem Papste wurde die sog. Leoninische Stadt mit dem Vatican überlassen, seine Truppen entwaffnet und nach Hause geschickt. Der Papst antwortete mit Protestschreiben und mit einem Bannstrahl gegen alle Theilnehmer an dieser «Beraubung». Am 22. Sept. besetzte Cadorna auch den Leoninischen Theil, auf besondern Wunsch des Papstes, der sich vor den Bewohnern desselben nicht mehr für sicher

Digitized by Google

hielt. Die Volksabstimmung vom 2. Oct. hatte das Ergebniß, daß von den stimmberechtigten Einwohnern des Patrimoniums Petri 133,681 Stimmen für, 1507 gegen den Anschluß an Italien sich aussprachen. Darauf unterzeichnete Victor Emanuel 9. Oct. ein Decret, wodurch das ganze päpstl. Gebiet dem Königreich Italien einverleibt, die ital. Verfassung auf diese neue Provinz ausgedehnt und General La Marmora zum Statthalter von Rom ernannt wurde. Die neugewählte ital. Abgeordnetenkammer genehmigte die Einverleibung Roms und die Verlegung des Regierungssitzes von Florenz nach Rom auf den 30. Juni 1871. Sämmtliche Ministerien und das Parlament waren 1. Juli 1871 nach Rom übergesiedelt, und der König hielt am 2. seinen Einzug in Rom und stieg im Quirinal ab. Am 13. Mai 1871 publicirte die ital. Regierung das von den Kammern genehmigte «Garantiegesetz», wodurch die Prärogativen des Papstes und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche geregelt werden sollten. Nach diesem Gesetze behielt der Papst alle Vorrechte eines Souveräns, wurde für heilig und unverletzlich erklärt, konnte Gesandte beglaubigen und empfangen, durfte seine Leibwache behalten, erhielt eine jährliche Rente von 3,225,000 Frs., und der Besitz des Vaticans, des Laterans und des Castels Gandolfo nebst den dazugehörigen Gärten und Gütern wurde ihm garantirt; zum Zweck des ungehinderten Verkehrs mit dem Episkopat und der ganzen übrigen Welt erhielt er ein eigenes Post- und Telegraphenamt. Dieses Garantiegesetz erkannte der Papst nicht an, verweigerte demgemäß auch die Annahme der Rente und nahm die übrigen Vorrechte eines Souveräns nicht als Geschenk, sondern als rechtlich ihm zustehend hin. Die ital. Regierung aber betrachtete trotzdem das Garantiegesetz mit allen seinen Consequenzen als zu Recht bestehend. Die päpstl. Finanzen erhielten sich durch den reichlicher zufließenden Peterspfennig und durch die bei den verschiedenen Jubiläumsfeierlichkeiten dargebrachten großen Geschenke in einem günstigen Stande. Gegen die Wegnahme des K., und zwar gegen die Thatsachen von 1860 wie gegen die von 1870, hörte der Papst nicht auf zu protestiren; bei Allocutionen und in Encycliken kehrte dieser Protest immer wieder; die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des K. ist im Vatican noch nicht erloschen; was die deutsche Reichsregierung 1871 verweigerte, hoffte man um so sicherer von Frankreich zu erhalten, wo nicht blos die legitimistischen Restaurationsversuche von 1873, sondern auch die Einsetzung des Ministeriums Broglie-Fourtou 16. Mai 1877 in einen causalen Zusammenhang mit der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes gebracht wurden. Außer der unter Italien, Papst und Rom angeführten Literatur vgl. Sugenheim, «Geschichte der Entstehung und Ausbildung des K.» (Lpz. 1854); Farini, «Lo stato Romano dall' anno 1815 al 1850» (4 Bde., Tur. 1850—53); Theiner, «Codex diplomaticus dominii temporalis Sanctae Sedis» (3 Bde., Rom 1861—62); de Mévius, «Histoire de l'invasion des États Pontificaux en 1867» (Par. 1875).

Kirchenstrafen heißen diejenigen Strafen, welche das Kirchenregiment über Kirchenglieder verhängt, welche sich gegen die kirchlichen Ordnungen vergangen haben. Ursprünglich Ausfluß einer bloßen der Kirche als Gesellschaft zustehenden Disciplinargewalt über ihre Glieder, wurden, seit das Christenthum Staatsreligion geworden, die kirchlichen Straferkenntnisse durch den «weltlichen Arm» aufrecht erhalten oder vollzogen. Ursprünglich betrafen die K. nur Vergehungen gegen die kirchliche Ordnung, nicht gegen die Staatsgesetze und das bürgerliche Recht. Doch beanspruchte die kirchliche Behörde schon zur Zeit der röm. Kaiser das Strafrecht auch über alle Vergehen der geistlichen Personen gegen die bürgerlichen Gesetze, ein Anspruch, den die kath. Kirche noch heute erhebt, obwol die moderne Staatsgesetzgebung in den meisten Ländern ihn nicht mehr anerkennt. Die prot. Kirche hat das Strafrecht der Kirchenbehörde blos auf amtliche Vergehen der Geistlichen beschränkt, und die Strafen sind, außer Verwarnung und Geldbußen, Suspension, Amtsentsetzung und bei Criminalvergehen öffentliche Ausstoßung aus dem geistlichen Stande oder Degradation. Seit den Zeiten Konstantin's wurden auf kirchliche Vergehungen auch bürgerliche Strafen gesetzt, welche gewöhnlich die Staatsgewalt auf den Spruch der kirchlichen Gerichte zu verhängen hatte, z. B. die Todesstrafe für überwiesene Ketzer. Auch der Bann war nach mittelalterlichen Vorstellungen mit weltlichen Nachtheilen verbunden, welche die weltliche Obrigkeit zu verhängen hatte. In der prot. Kirche fielen die bürgerlichen Nachtheile bei K. weg. Doch werden noch jetzt nach der Gesetzgebung der meisten kath. und prot. Länder für gewisse Vergehungen gegen die kirchliche Ordnung weltliche Zwangsmittel verfügt und Gotteslästerung, Religionsstörung und Beleidigung staatlich anerkannter Religionen unterliegen überall der bürgerlichen Strafgewalt. (S. Kirchenbann, Kirchenbuße, Kirchengewalt.)

Kirchenväter (patres ecclesiae) nennt man die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, deren Schriften als Muster rechtgläubiger Lehre gelten. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer

Digitized by Google

Werke macht den Inhalt einer eigenen theol. Disciplin, der Patristik oder Patrologie, aus, welche aber neuerdings besser in der Form einer umfassenden Geschichte der christl.-kirchlichen Literatur des Alterthums behandelt zu werden pflegt. Der Werth wie der Inhalt ihrer Schriften ist natürlich sehr verschieden; in letzterer Beziehung pflegt man apologetische, polemische, dogmatische, moralische, histor., ascetische Schriften zu unterscheiden. Die berühmtesten unter den griechischen K. sind Clemens Alexandrinus, Origenes, Irenäus, Athanasius, Basilius d. Gr., Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz und Chrysostomus; unter den lateinischen Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Hilarius, Augustinus, Hieronymus und Gregor d. Gr. Die reichhaltigsten Sammlungen von Schriften der K. sind die «Maxima bibliotheca veterum patrum» (27 Bde., Leid. 1677); Gallandi's «Bibliotheca veterum patrum» (13 Bde., Veneb. 1765—79); Migne, «Cursus completus patrologiae» (383 Bde., Par. 1844—66). Auszüge und Uebersetzungen enthält Rösler's «Bibliothek der K.» (10 Bde., Lpz. 1776—86), neuere Uebersetzungen Reithmayr und Thalhofer's «Bibliothek der K.» (Bd. 1—229, Kempten 1869—76).

Kirchenverfassung heißt die gesammte, durch Gesetz oder Herkommen gebildete äußere Organisation der kirchlichen Gemeinschaft, insbesondere die Vertheilung der kirchlichen Aemter und Befugnisse zur Ausübung der gesetzgebenden und vollziehenden Kirchengewalt (s. d.). Zunächst war die K. nach dem Episkopalsystem (s. d.) gestaltet, das sich aber in der röm.-kath. Kirche zum Papalsystem gestaltete, nach dem jetzt noch die Verfassung der Kirche, die in einem genau gegliederten Priesterthume und in der Hierarchie (s. d.) mit dem Papste an der Spitze besteht, organisirt ist. Der Charakter der katholischen K. ist daher ein absolut-monarchischer. In der griech.-kath. Kirche ist die Form der K. zwar hierarchisch, aber da kein Papst, sondern nur mehrere gleichberechtigte und nicht unbeschränkte Patriarchen an der Spitze stehen, hierarchisch-aristokratisch. In Rußland und Griechenland steht an der Stelle des Patriarchen ein heiliger Synod an der Spitze der Kirche, deren Verfassung im übrigen dieselbe wie sonst überall in der orient. Kirche ist, nur daß die enge Verschmelzung des Kirchlichen und Politischen, die sich im Morgenlande überall seit der Zeit der griech. Kaiser entwickelte, die Kirche zugleich als Staatssache erscheinen läßt und der Staatsgewalt selbst eine kirchliche Weihe gibt. Die Reformation des 16. Jahrh. wurde durch die Feindschaft der Bischöfe meist dazu gedrängt, nicht blos vom Papstthum, sondern auch von dem bischöfl. Kirchenregimente sich loszusagen. Nur in England, Schweden und mit bedeutenden Einschränkungen auch in Dänemark blieb nach der Reformation die bischöfl. Hierarchie bestehen. Dagegen übernahmen in den deutschen Landeskirchen die Landesherren sämmtliche bischöfl. Befugnisse mit Ausschluß der eigentlich geistlichen Vorrechte, welche an die Ordination (s. d.) geknüpft sind (der potestas ordinis), und übertrugen die Ausübung der bisherigen bischöfl. Rechte an ihre Consistorien. Diese Einrichtung nannte man in der prot. Kirche das Episkopalsystem, aus welchem sich allmählich nach dem Grundsatze: «Wem das Land gehört, hat auch den Glauben des Landes zu bestimmen» (cujus regio ejus religio), das Territorialsystem (s. d.) herausbildete und in consequenter Durchführung den weltlichen Regenten zum absoluten Kirchenfürsten erhob (Cäsareopapat). Eine Milderung dieses Verhältnisses erstrebte das Collegialsystem (s. d.). In der reform. Kirche bildeten sich vom Anfang an, doch keineswegs unabhängig von der polit. Behörde, Presbyterien, die aber trotz der Zuziehung des Laienelements bald ebenfalls wieder den Charakter aristokratischer Körperschaften erhielten, und Synoden, die überwiegend aus geistlichen oder doch theol. Elementen bestanden. Die neuerdings in vielen Ländern eingeführte Presbyterial- und Synodalverfassung (s. d.), welche bestimmt ist, das Gemeindeprincip zur Geltung zu bringen und dadurch sowol hierarchische Tendenzen als staatliche Bevormundung von der Kirche abzuwehren, hat mit den Ordnungen der Apostelzeit und der altreformirten K. weit geringere Verwandtschaft, als man gewöhnlich meint, und läßt sich am treffendsten als eine Uebertragung constitutioneller oder demokratischer Institutionen vom polit. auf das kirchliche Gebiet bezeichnen. Da die äußere Verfassung der Kirche in ihrem engen Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur immer den jedesmaligen Formen der staatlichen und bürgerlichen Gemeinschaft gefolgt ist und nothwendig folgen muß, so ist das Verlangen nach einer kirchlichen Repräsentativverfassung in unserer Zeit ein unabweisbares. Das angeblich göttliche Recht des geistlichen «Amts» als eine im Gegensatze zur Gemeinde maßgebende Autorität, namentlich in Sachen der Lehre hinzustellen, ist ebenso unhaltbar wie das göttliche Recht des «Kirchenregiments» und die in neuluth. Kreisen von neuem hervorgesuchte Dreiständetheorie (Kliefoth, Dieckhoff u. a.), welche nichts anderes verlangt als eine Uebertragung des Feudalstaats auf das kirchliche Gebiet.

Kirchenversammlung, s. Concilium.

Digitized by Google

Kirchenvisitation heißt die von der obern Kirchenbehörde durch besondere Abgeordnete an Ort und Stelle vorzunehmende Untersuchung des gesammten kirchlichen Zustandes einer oder mehrerer Gemeinden und der amtlichen Tüchtigkeit und Wirksamkeit ihrer Geistlichen. Sie sind theils außerordentliche, theils ordentliche Visitationen. Die außerordentlichen werden von den Kirchenobern für besondere einzelne Fälle angeordnet. Als erstes Beispiel dieser Art sieht man die (geschichtlich freilich sehr problematische) Reise der Apostel Petrus und Johannes zu den Gemeinden in Samaria an. Im Alterthum lagen diese Visitationen den Bischöfen als Theil ihrer Amtspflicht ob und wurden nach der Entstehung des Klosterwesens auch auf die Klöster ausgedehnt. Im Mittelalter wurden diese bischöfl. Visitationen infolge der übermäßigen Ansprüche der Bischöfe, die meist mit einem förmlichen Hofstaate umherzogen, den Gemeinden oft so lästig, daß selbst Synoden und weltliche Behörden Verordnungen gegen den unmäßigen Aufwand bei K. erlassen mußten. Später überließen die Bischöfe diesen Theil ihrer amtlichen Functionen ihren Vicaren, und seit den Zeiten Gregor's VII. sendeten die Päpste oft auch Legaten mit vollkommener Strafgewalt aus oder überwiesen den Inquisitoren die Untersuchung des kirchlichen Zustandes in einem Lande. Eine ganz neue Gestalt erhielt die K. durch die Reformation. Auf Befehl des Reichsregiments hielten die Bischöfe von Meißen und Merseburg 1522 eine K., um Luther's Lehre zu unterdrücken oder wenigstens ihre weitere Verbreitung zu hindern. Der beabsichtigte Zweck schlug gänzlich fehl. Dagegen rieth Luther dem Kurfürsten von Sachsen (1525), eine über alle Kirchen des Landes sich erstreckende Visitation halten zu lassen, um die Tüchtigkeit und Wirksamkeit der Prediger, den Zustand jeder Kirche und der Güter derselben zu prüfen. Melanchthon schrieb zu diesem Zwecke sein «Visitationsbüchlein, oder Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthume Sachsen», das die Geistlichen in der evang. Lehre unterweisen sollte. Die erste K., die nun 1527—29 in Sachsen durch weltliche und geistliche Abgeordnete abgehalten wurde, um das Kirchenwesen nach den Grundsätzen der Reformation in Ordnung zu bringen, erstreckte sich gleichmäßig auf die Kirche und Schule, und gewann bald Nachahmung in andern evang. Ländern. Die K. bestehen noch jetzt und werden in der kath. Kirche von dem Bischofe oder dessen Abgeordneten, in der prot. Kirche theils in gewissen Zwischenräumen durch Commissare des Kirchenregiments, theils alljährlich in den einzelnen Sprengeln von den Dekanen, Superintendenten oder Pröpsten abgehalten.

Kirchenvogt. Die Bisthümer und Klosterstiftungen konnten als nur moralische Personen solche Rechte und Pflichten eigentlich nicht übernehmen, welche ein unmittelbares Thätigwerden im Staate und der Gesellschaft voraussetzen. Wenn solche geistliche Anstalten dennoch Grund-, Lehns- und Gerichtsherrlichkeit erlangen, über ein bedeutendes Eigenthum verfügen und ihnen bestrittene Rechte verfolgen sollten, so bedurften sie zu dem allen eines angesehenen Vertreters (advocatus) oder Vogtes, der in Nothfällen mit Rath und That zur Hand war, das vom Stifte zu stellende Contingent dem Reichsheere zuführte, die Gerichtsbarkeit über die Unterthanen handhabte und sowol bei Erwerbungen und Vereinnahmungen mitwirkte als das Stift in Fehden oder vor auswärtigen Gerichten durch Eid und Zweikampf ersetzte. Die Ernennung ging bald von den Kaisern aus, namentlich in den Bisthümern und reichsunmittelbaren Abteien, bald, was man für günstiger ansah, von dem Bischof oder dem Convente, wenn nicht die Festsetzung eines Fundators oder die Erblichkeit des mit der Stelle verbundenen Beneficiums bestimmten Geschlechtern oder deren Cessionaren ein selbstständiges Anrecht auf jenes Amt verlieh. Da solche Vögte ihre Befugnisse oft misbrauchten, über das Kirchengut zu eigenem Besten verfügten und trotz aller schriftlichen Feststellungen (Vogtrechte) ihre auf die Stiftsunterthanen angewiesenen Einkünfte durch allerlei Willkür steigerten, so suchten sich die geistlichen Anstalten der bedenklichen Schutzherren dadurch zu entledigen, daß sie jede Gelegenheit zur Erkaufung oder Einlösung der Vogteien benutzten und die Stellen durch nur für deren Person ernannte Provisoren besetzten. Hierdurch schwanden allmählich die Vogteien sowol der Zahl als der Bedeutung nach, wiewol dergleichen noch heutzutage vereinzelt als mit besondern Einkünften versehene Ehrenposten vorkommen. Hin und wieder heißen Kirchenvögte auch die niedern Kirchendiener, welche die äußere Ordnung bei dem Gottesdienste aufrecht zu erhalten haben.

Kirchenvorstand, s. Kirchenverfassung.

Kirchenzucht (disciplina ecclesiastica) nennt man den Inbegriff aller Mittel, durch welche die Kirche ihre Mitglieder zu einem äußerlich ehrbaren Leben (guter Zucht) und zur Erfüllung der kirchlichen Pflichten anhält. (S. Kirchenbann, Kirchenbuße und Kirchenstrafen.)

Kircher (Athanasius), vielseitiger Gelehrter, geb. zu Geisa im Fuldaischen 2. Mai 1601, wurde 1618 Jesuit und dann Professor zu Würzburg. Infolge der Unruhen des Dreißig-

Digitized by Google

jährigen Kriegs ging er nach Avignon, wo er mehrere Jahre lang bei den Jesuiten seinen Studien oblag. Im Begriff, nach Deutschland zurückzukehren, berief ihn der Papst nach Rom. Hier lehrte er anfangs am Collegium Romanum Mathematik. Später ohne Lehramt, beschäftigte er sich mit dem Studium der Hieroglyphen und andern archäol. Gegenständen. K. starb zu Rom 28. Nov. 1680. Unter seinen vielen Werken sind die berühmtesten: «Ars magna lucis et umbrae» (2 Bde., Rom 1646), «Musurgia universalis» (2 Bde., Rom 1650), «Oedipus Aegyptiacus» (4 Bde., Rom 1652—55), «Prodromus Coptus» (Rom 1636), «Lingua Aegyptiaca restituta» (Rom 1644), «Mundus subterraneus» (2 Bde., Amsterd. 1678), «China illustrata» (Amsterd. 1667), «Polygraphia, seu artificium linguarum, quo cum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere» (Rom 1663), «Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio» (Rom 1671), ein sehr gelehrtes Werk. Am geschätztesten sind seine Werke über die Alterthumskunde. Zu seinen Erfindungen gehört der nach ihm benannte Brennspiegel, der auf der Insel Malta zuerst versucht wurde, weshalb er auch der Maltesische Spiegel genannt wird.

Kirchgang der Wöchnerinnen (Sechswöchnerinnen), ein Gebrauch, der vom Christenthum dem jüd. Leben entnommen wurde. Eine bestimmte Zeit hierfür nach Art des mosaischen Gesetzes (3 Mos. 12) kannte zwar die christl. Kirche im allgemeinen nicht, doch trifft man die Beibehaltung des vierzigsten Tags in einigen Kirchen als Nachahmung des mosaischen Ritus. Bei den Griechen war gleich nach der Geburt ein Gebet und Bekreuzung über die Mutter und das Kind üblich. In der orient. und occident. Kirche gemeinsam aber fand einige Wochen nach der Geburt der feierliche K. und die Aussegnung der Wöchnerinnen nach dem Beispiele der heil. Maria statt, wovon man die erste Nachricht in einem arab. Kanon des Conciliums von Nicäa finden will. Seit der Reformation ist der K. als feststehender Gebrauch in den meisten Gegenden abgekommen oder wenigstens seines feierlichen Charakters entkleidet.

Kirchhoff (Gust. Rob.), einer der namhaftesten deutschen Physiker, geb. 12. März 1824 zu Königsberg in Preußen, widmete sich seit 1842 auf der Universität seiner Vaterstadt mathem. und physik. Studien und habilitirte sich 1847 in Berlin als Privatdocent. K. siedelte 1850 als außerord. Professor nach Breslau über, von wo aus er 1854 einem Rufe als ord. Professor der Physik nach Heidelberg folgte. Seit 1875 wirkt er in Berlin als Professor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. K.'s wissenschaftliche Thätigkeit war vorzugsweise Untersuchungen über Elektricität und Galvanismus, über die Elasticität, die Ausdehnungsfähigkeit und andere physik. Eigenschaften der Körper, über die Spannung der Wasserdämpfe, über Gegenstände der Optik (z. B. der Fraunhofer'schen Linien) u. s. w. zugewandt, deren Ergebnisse er in einer Reihe von Abhandlungen in Poggendorff's «Annalen», theilweise auch in Crelle's «Journal für Mathematik» niedergelegt hat. Großes Aufsehen erregte er durch das von ihm mit Bunsen aufgestellte Verfahren der Spectralanalyse (s. d.), das er in den berühmten «Untersuchungen über das Sonnenspectrum und die Spectren der chem. Elemente» (Berl. 1831; 3. Aufl. 1866) dargelegt hat und welches seitdem allgemein zur Untersuchung der materiellen Beschaffenheit der Himmelskörper angewendet wird. (S. Analysis.) K.'s Arbeiten zeichnen sich durch mathem. Schärfe und Exactheit im Experiment aus.

Kirchhoff (Joh. Wilh. Adolf), ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, geb. zu Berlin 6. Jan. 1826 als Sohn des Geschichtsmalers Johann Jakob K., erhielt seine Gymnasialbildung auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst und widmete sich dann 1842—46 auf der Universität seiner Vaterstadt philol. Studien. Nachdem er seit 1846 als Adjunct, später als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium gewirkt, erhielt er im Oct. 1865 eine ord. Professur an der Universität und nach Böckh's Tode auch die Mitdirection des Philologischen Seminars. Im J. 1860 ward K. als ordentliches Mitglied in die Akademie gewählt. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten waren den homerischen Gedichten gewidmet. Außer seiner Inauguraldissertation «Quaestionum Homericarum particula» (Berl. 1846) gehören aus späterer Zeit noch hierher «Die homerische Odyssee und ihre Entstehung» (Berl. 1859) und «Die Composition der Odyssee» (Berl. 1869). Als bedeutendste Frucht seines Studiums der Neuplatoniker ist die Handausgabe des Plotin (2 Bde., Lpz. 1854) zu betrachten. In weitern Kreisen bekannt sind seine kritische Ausgabe der Tragödien des Euripides (2 Bde., Berl. 1855) sowie die Handausgabe desselben Dramatikers (3 Bde., Berl. 1867—68). Große Verdienste hat sich K. um die Sprachen des alten Italien und um die Paläographie erworben; so gab er «Die umbrischen Sprachdenkmäler» (in Verbindung mit Aufrecht, 2 Bde., Berl. 1848—51) und «Das Stadtrecht von Bantia» (Berl. 1853) heraus. Daran schlossen sich als schätzbare

Digitized by Google

Beiträge zur Kenntniß der ältern deutſchen Sprache und Literatur die Unterſuchungen über «Das goth. Runenalphabet» (Berl. 1852) und über «Die fränk. Runen» in Haupt's «Zeitſchrift für deutſches Alterthum» (1855). Im Auftrage der Akademie der Wiſſenſchaften bearbeitete K. das zweite Heft des vierten Bandes des «Corpus inscriptionum graecarum» (1859), welches die chriſtl. Inſchriften enthält, und übernahm die weitere Sorge für das Unternehmen. Im J. 1873 gab er den erſten Band des «Corpus inscriptionum atticarum», enthaltend die Inſchriften vor Euklides, heraus, welchem 1877 die erſte Abtheilung des zweiten Bandes, enthaltend die Inſchriften bis auf Auguſtus, herausgegeben von U. Köhler, nachfolgte. Außerdem lieferte K. eine Reihe Beiträge zu Fachzeitſchriften, zu den «Monatsberichten» und «Denkſchriften» der Akademie u. ſ. w., wie die «Studien zur Geſchichte des griech. Alphabets» (3. Aufl., Berl. 1877).

Kirchmann (Jul. von), namhafter juriſt. und philoſ. Schriftſteller, geb. 5. Nov. 1802 in Schafſtädt bei Merſeburg, beſuchte das Gymnaſium zu Merſeburg und ſtudirte ſeit 1820 erſt zu Leipzig, dann zu Halle die Rechte. Nachdem er als Auscultator und Referendar bei den Gerichten in Magdeburg gewirkt, wurde er 1829 Aſſeſſor am Oberlandesgericht zu Naumburg. Im J. 1834 erhielt er ſodann eine Stelle als Criminalrichter und Kreisjuſtizrath in Halle, 1835 als Director des Land- und Stadtgerichts in Querfurt und 1840 in Torgau. Bei Einrichtung des mündlichen Strafverfahrens in Berlin erfolgte 1846 ſeine Ernennung zum erſten Staatsanwalt bei dem Criminalgericht der Hauptſtadt. Die Gewiſſenhaftigkeit und Unparteilichkeit, womit er ſein Amt erſt am Stadtgericht, ſeit 1848 am Kammergericht verſah, verſchaffte ihm eine große Popularität, ſodaß man ihn im April 1848 in Berlin zum Abgeordneten für die preuß. Nationalverſammlung wählte. K. ſchloß ſich in derſelben dem linken Centrum an, wurde aber inzwiſchen, da ſeine Oppoſition der Regierung misfällig war, zum Präſidenten des Oberlandesgerichts in Ratibor befördert, womit ſein Mandat erloſch. Als Abgeordneter des Kreiſes Tilſit trat er jedoch ſchon Ende Juli wieder in die Nationalverſammlung, wo ihn der Gang der Dinge mehr und mehr der Linken zuführte. Im Frühjahr 1849 betheiligte er ſich als Abgeordneter von Ratibor an der preuß. Zweiten Kammer bis zu deren Auflöſung. Für die verlorene polit. Wirkſamkeit ſuchte er ſodann in ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit Erſatz, indem er die «Demokratiſchen Blätter» herausgab. Ein Conflict, in den er 1850 als Gerichtspräſident bezüglich des Proceſſes des Grafen Reichenbach wegen deſſen Theilnahme am ſog. Rumpfparlament in Stuttgart mit dem Obertribunal gerieth, hatte für ihn eine dreimonatliche Amtsſuſpenſion zur Folge. Er kehrte zwar in ſein Amt zurück, ſah ſich aber durch verſchiedene Anordnungen des Miniſters verletzt, ſodaß er ſich einen Urlaub auf fünf Jahre erbat und erhielt. K. wandte ſich hierauf nach Dresden, kaufte ſich in deſſen Nähe an und betrieb mehrere Jahre hindurch Landwirthſchaft. Später widmete er ſich philoſ. Studien. Im J. 1861 erfolgte in Breslau ſeine Wahl in das preuß. Abgeordnetenhaus, in welchem er ſich fortan als hervorragendes Mitglied der Fortſchrittspartei an allen bedeutenden Verhandlungen aufs regſte betheiligte. Nach Ablauf ſeines bis 1863 verlängerten Urlaubs trat er wieder ſein Amt als Vicepräſident des Appellationsgerichts zu Ratibor an. Jedoch wurde gegen ihn infolge eines im Arbeiterverein zu Berlin 1866 gehaltenen Vortrags über den Communismus in der Natur (2. Aufl., Berl. 1872), worin er als ein weſentliches Mittel zur Löſung der ſocialen Frage die Beſchränkung der Kinderzeugung entwickelt, die Disciplinarunterſuchung bei dem Obertribunal in Berlin eingeleitet und er 1867 ſeines Amts ohne Penſion entſetzt. Seitdem lebte K. in Berlin mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, namentlich auf dem Gebiete der Philoſophie, auf dem er der realiſtiſchen Richtung folgt, beſchäftigt. Als Frucht ſeiner philoſ. Studien veröffentlichte K. «Die Philoſophie des Wiſſens» (Berl. 1864) und «Ueber die Unſterblichkeit» (Berl. 1865), in welchen er die neuern idealiſtiſchen Syſteme, namentlich das Hegel's, einer ſcharfſinnigen Kritik unterwirft. Ferner veröffentlichte er: «Aeſthetik auf realiſtiſcher Grundlage» (2 Bde., Berl. 1866) und «Katechismus der Philoſophie» (Lpz. 1877). Seit 1868 gibt er eine «Philoſ. Bibliothek», d. i. eine Sammlung der Hauptwerke der Philoſophie alter und neuer Zeit mit Commentarien (Lpz. 1868—76, Heft 1—235) heraus. Unter ſeinen juriſt. Schriften ſind die über «Das preuß. Civilproceßgeſetz» (Berl. 1847), «Strafgeſetzbuch für den Norddeutſchen Bund» (Elberf. 1870) und «Strafgeſetzbuch für das Deutſche Reich» (Elberf. 1871) hervorzuheben.

Kirchweihe nennt man die religiöſe Handlung (consecratio), durch welche eine neuerbaute oder ihrer Beſtimmung eine Zeit lang entzogene Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Dieſe Feierlichkeit hat ihren Urſprung in der jüd. Tempelweihe, die in den Monat Kislev (unſern November) fiel, acht Tage dauerte und auch das «Feſt der Lichter» hieß, weil die Juden während deſſelben ihre Wohnungen erleuchteten. In der chriſtl. Kirche wurde

die K. erst seit Konstantin d. Gr. gebräuchlich, und ihre Feierlichkeiten waren, nach dem Zeugnisse des Eusebius, sehr einfach. Der Hauptsache nach bestanden sie in einem solennen Gottesdienste mit der Feier des heil. Abendmahls, in Dankgebeten und Segenssprüchen. Gregor d. Gr. gibt bereits ein ausführliches Ceremoniell für die K. Sie war die Function des Diöcesanbischofs. So geschieht es in der kath. Kirche noch jetzt. Die Feierlichkeiten sind in der kath. Kirche nicht überall gleich; wesentlich aber kommen sie darauf hinaus, daß der Bischof schon vor dem Tage der eigentlichen K. fastet, die Reliquien in den noch nicht geweihten Altar legt und die Vigilien hält. Am Tage der K. hält der Bischof einen feierlichen Umgang um die Kirche, zieht dann unter besondern Ceremonien in dieselbe ein, hält die üblichen Gebete, nimmt nach andern feierlichen Acten die Segnung und Weihe der innern Theile der Kirche vor, namentlich der Wände und der Altäre, legt die Reliquien in die letztern und hält in Gegenwart der Gemeinde das Hochamt. Der gottesdienstliche Ritus der Octave, d. h. der folgenden acht Tage, muß sich auf diese Feier beziehen. Bei den Protestanten wird die K. durch Gottesdienst und eine auf sie sich beziehende Rede, die vom Superintendenten gehalten wird, vollzogen. Schon in der alten Kirche, in Deutschland seit dem 9. Jahrh., wurde der Tag der K., der regelmäßig auf einen Sonntag fiel, ein jährliches Fest, welche Sitte sich bis heute in einem großen Theile der christl. Welt erhalten hat. Man pflegt dieses Fest das Kirchweihfest, auch Kirchmesse und Kirmse zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich ist, zum Andenken an die Stiftung einer Kirche eine Messe zu halten. An diesem Feste begeht man nur den ersten Tag auf gottesdienstliche Weise, an den andern Tagen aber überläßt man sich dem Tanze und allerlei Lustbarkeiten.

Kirgisen, ein sehr verbreitetes und zahlreiches Volk türk.-tatar. Stammes, welches in den weiten Steppenländern nomadisirt, die sich im N. Turkestans von der untern Wolga und dem Kaspischen Meere im W. bis an die russ.-chines. Grenzen am Altai und Thianschan im O. und vom Aralsee und Sir im S. bis gegen den Tobol und Irtysch nach N. hin erstrecken und gewöhnlich unter dem geogr. Namen der Kirgisensteppe zusammengefaßt werden. Die K. selbst nennen sich Kasak oder Kaisak; nur eine verhältnißmäßig kleine Abtheilung, die in den Gebirgen um den Issykul wohnt, wird von den übrigen Stammesgenossen Kara-Kirgis (d. i. Schwarze K.), von den Chinesen und Kalmücken aber Burut genannt. Nach Vorgang der Russen faßt man jetzt gewöhnlich alle Abtheilungen der K. unter der Bezeichnung Kirgis-Kaisaken zusammen. Die K. sprechen einen der reinsten türk. Dialekte. Ihrem physischen Typus nach gehören sie der mongol. Rasse an. Aeußerlich bekennen sie sich zwar zum Islam, doch leben sie in Monogamie und die Masse des Volks hängt noch an ihrem angestammten heidnischen Aberglauben. Ueberhaupt stehen die K. in Bezug auf geistige Bildung auf sehr niedriger Stufe. Sie sind von mittlerer Größe, kräftig, gewandt, dabei aber träge, leichtfertig, überaus neugierig, habsüchtig und unreinlich. Als Waffen führen sie Lanze, Säbel, Bogen und Pfeile, Luntenflinten und ein Handbeil (Tschakan). Zur Wohnung dienen geräumige Filzzelte (Kibitken oder Jurten). Das Hauswesen beruht ganz auf den Frauen, die sich durch große Rührigkeit auszeichnen. Die K. sind ausschließlich Nomaden und Viehzüchter. Ihre Heerden bestehen aus grobwolligen Schafen mit Fettpolstern, kräftigen und sehr schnellen Pferden, Kamelen, weniger aus Rindern und Ziegen. Aller Handelsverkehr mit den Russen, Chinesen und Turkestanern beruht auf Tauschhandel. Die K. theilen sich in Adel und Volk (weiße und schwarze Knochen). Den Adel bilden die Nachkommen der alten Khane, welche den Titel Sultan führen, und alle erblichen Würdenträger, wie die Oberhäupter der Ordas, die Saisans der Woloste oder Aimaken, die Stammhäuptlinge. Ein großer Theil K. wohnt auf chines. oder turkestan. Gebiet; unter russ. Hoheit stehen über 1½ Mill. Davon hausen auf europ. Boden (die Innere Horde oder Bukejew-Orda) im Gouvernement Astrachan 156,462 Köpfe. Die russischen K. in Asien zerfallen in drei Abtheilungen: 1) die Kleine Horde (Kitschik-Djus) oder die Orenburgischen K., zwischen Uralfluß, Aralsee und Sir, etwa 650,000 Köpfe; 2) die Mittlere Horde (Orda-Djus) oder die Sibirischen K. im Flußgebiet des Ischim und in den südlich anliegenden Strichen, einschließlich der sog. Unterthänigen K. im Gebiet von Semipalatinsk, 369,000 Köpfe; 3) die Große Horde (Ulu-Djus) vom Balkaschsee und Ili bis an die chines. Grenze, etwa 100,000 Köpfe. Außerdem ist seit Organisation der neuen russ. Provinz Turkestan (1865), seit der Unterwerfung des Khanats Khokand und der Bildung der Provinz Amu-Daria ein bedeutendes, von K. bewohntes Gebiet dem russ. Reiche einverleibt worden. Neuerdings haben die Russen sowol in der Richtung von W. nach O. wie von N. gegen S. zusammenhängende, die ganze Kirgisensteppe durchschneidende Festungslinien angelegt und sich dadurch Verbindungsstraßen mit Turkestan und der chines. Tatarei gesichert. Vgl. Göbel, «Reise in die Steppen der K.»

Digitized by Google

(2 Bde., Dorp. 1837); Baer, «Nachrichten aus Sibirien und der Kirgisensteppe» (Lpz. 1845); Atkinson, «Oriental and Western Siberia» (Lond. 1858); Schott, «Ueber die echten K.» (Berl. 1864); Zaleski, «La vie des Steppes Kirghizes» (Par. 1865).

Kirkcudbright oder East-Galloway, schott. Grafschaft mit dem Titel Stewartry oder Vogtei, bildet mit Wigton den District Galloway, grenzt im S. an den Solwaybusen, im W. und NW. an Wigton und Ayr, im O. an Dumfries und zählt (1871) auf 2470 QKilom. 41,859 E. Das Land ist größtentheils mit kahlen, höchstens mit Heide bedeckten Hügeln und Bergen erfüllt. Die höchsten Punkte sind der Cairns Muir of Deugh (792 Mt.), der Merrik (806 Mt.), der Cairns Muir of Fleet (710 Mt.) und der Criffel (569 Mt.), der durch eine Einsenkung, welche sich von Dumfries nach der Stadt K. erstreckt, von der Hauptmasse des Gebirgs getrennt wird. An der westl. Grenze fließt der Cree, an der östlichen der Nith, in der Mitte der fischreiche und kanalisirte Dee, der mit allen seinen Nebenflüssen der Grafschaft angehört, den See Ken durchströmt und in den Solway-Firth mündet. Die Küste ist steil, die Flußmündungen bilden natürliche Häfen, wie die Urr-, Auchen-Cairn-, Kirke- und Fleetbai. Ackerland, im ganzen 19 Proc. des Areals, kommt nur im Südosten und in den Thälern des Dee und Nith vor. Dem Mangel an Waldung wird durch Pflanzungen abgeholfen. Weit bedeutender als der Feldbau ist bei der großen Ausdehnung der Weiden die Viehzucht. Die alte ausgezeichnete Gallowayrasse von Pferden ist fast ganz verschwunden und durch eine zwar kleine, aber dauerhafte Rasse ersetzt. Das Rindvieh der Gallowayrasse, dessen starke und geschmeidige Häute ein gesuchter Handelsartikel sind, ist vortrefflich und wird in großer Menge gemästet und nach Liverpool versandt, ebenso fette Hammel; auch Schweine werden in großer Menge gezogen. Die Fischerei ist überaus ergiebig. Das Mineralreich liefert etwas Blei und Silber. — Die Hauptstadt K. an dem hier 160 Mt. breiten Dee, 8 Kilom. von der Mündung und an der Eisenbahn gelegen, hat drei Kirchen, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Lateinschule und eine Bibliothek und zählt (1871) 2470 E., die aus dem (10 Mt. tiefen) Hafen Getreide, Kartoffeln, Schafe und Rinder ausführen.

Kirmân oder Kermân, im Alterthum Caramania, die südöstl. Provinz Persiens, zwischen Balutschistan im O., der Ormusstraße des Persischen Meerbusens im S., Laristan und Farsistan im W., Khorassan und Irak-Adschemi im N., etwa 196,134 QKilom. groß mit 300,000 E., gehört zum großen Theil der centralen Salzwüste Irans an und zeigt sich auch da, wo dies nicht der Fall, sehr dürr, nur an einzelnen bewässerten Stellen fruchtbar. Der südl. Theil gehört zum südl. Randgebirge Irans, das in der Umgebung des Cap Dschask unmittelbar das Meer erreicht. Wo das Gestade seine Richtung gegen N., NW. und W. nimmt, bildet es einen schmalen Küstenstrich, der mit einem Theile des dahinter aufsteigenden Stufenlandes Moghistan, d. h. Dattelland, genannt wird. — Die Hauptstadt K. (Carmana), auch Sirdschân oder Serdschân genannt, liegt im Süden der Wüste, am Westende einer großen, gutangebauten Ebene, welche sich durch Schaf-, Ziegen- und Kamelzucht auszeichnet und wegen ihrer Fruchtbarkeit die Kornkammer Persiens genannt wird. Die Bevölkerung, deren Zahl auf 30,000 angegeben wird, besteht aus Persern (Tadschiks), Gebern, Laren, Kurden, Hindu, Armeniern und Juden. Man gewinnt berühmte Seide und verfertigt hier Seidenstoffe, namentlich Atlas, sehr geschätzte Shawls aus Schafwolle und Ziegenhaaren, die besten Namads oder groben Wolldecken, Teppiche u. s. w. Auch ist K. der Knotenpunkt mehrerer Karavanenstraßen, von denen die nach Herat und Kandahar den pers. Handel mit Indien, die nach Westen und Süden gerichteten den Verkehr mit Schiras und dem Persischen Golf, die andern mit dem nördl. und nordwestl. Theile des Reichs vermitteln. Daß die Stadt einst einen bedeutenden Umfang hatte, beweist das weite Trümmerfeld, welches sich um sie ausbreitet. Seit 1041 herrschten in K. die Seldschuken, und zwar 1063—1187 die Dynastie der Kaderdiden, welche 1187 den Khowaresmiern unterlag. Später gehörten Stadt und Land der in der Mitte des 14. Jahrh. gestifteten Dynastie der Mozafferiden.

Kirmânschâh, richtiger Kirmanschahân, auch Kermanschahân geschrieben, die Hauptstadt der pers. Provinz Kurdistan (s. d.), 130 Kilom. im Westsüdwesten von Hamadan, am westl. Ufer des reißenden, oft übertretenden Kerkha oder Karasu (Choaspes), ist stufenförmig an einem Bergabhange emporgebaut und wird von einer dicken Backsteinmauer eingeschlossen. Die Stadt hat eine Citadelle mit dem Residenzschloß eines pers. Prinzen und zählt gegenwärtig noch etwa 25,000 E. Ihre Lage zwischen Hamadan und Bagdad, an der großen Hauptstraße für Kriegsheere, Pilgerzüge und Handelskaravanen, ist sehr günstig. Die Einwohner, ein Gemisch von Persern, Kurden, Laren, Arabern, Armeniern und Juden, verfertigen Waffen und Teppiche und

treiben starken Obst-, Garten- und Weinbau. Merkwürdig ist die herrliche Gegend durch ihre alten Baureste. Gegen Nordosten zeigt sich unter wildzerrissenen Gebirgsgipfeln, welche die Ebene begrenzen, der steile, gewaltige Felsen Tak-i-Bostân (Gartengewölbe) oder Thakht-i-Rustan (Thron Rustan's) am Westende der bei Bisutun (s. d.) beginnenden Bergkette. Am Fuße eines steil aufsteigenden Bergs entspringt die wundervoll klare, wasserreiche Quelle Schirîn, deren von Blumen und Weiden eingefaßtes Bett frische Wiesen und reizende Parkgruppen durchzieht. Hier erblickt man zwei Felshallen mit Bildhauerarbeiten und Inschriften. Die größere Halle, 15 Mt. hoch, 7,3 Mt. breit und 6,4 Mt. tief, ganz in den Felsen gehauen, mit glattgemeißelten Wänden, hat an der Außenseite zwei schön gearbeitete Pfeiler. Die Seitenwände sind mit großen Bildhauerarbeiten bedeckt, während sich an der Hinterwand im Doppelfelde ein kolossales Hauptbild, ein gewappneter Reiter, zeigt. Nach der Sage sollen diese Bildwerke die Schicksale des Khosru-Parviz, seiner Gemahlin Schirîn und des Künstlers Ferhad verewigen. Die kleinere Halle, 5,3 Mt. tief und 3,6 Mt. breit, zeigt im Innern zwei Gestalten im königl. Schmuck, mit Pehlewi-Inschriften. Man schreibt das Werk der Sassanidenzeit zu.

Kirnberger (Joh. Phil.), berühmter Musiktheoretiker, geb. 24. April 1721 zu Saalfeld im Thüringischen, erhielt den ersten Musikunterricht in seiner Vaterstadt und in Gräfenroda bei dem damals berühmten Organisten Kellner, ging dann im Alter von 17 J. zu weiterer Ausbildung nach Sondershausen, wo besonders der Hoforganist Gerber von Einfluß auf ihn war, und wurde endlich 1739—41 in Leipzig Joh. Seb. Bach's Compositions- und Orgelschüler. Von 1741 an lebte er in Polen, kehrte 1751 nach Deutschland zurück und wurde 1758 Hofmusikus bei der Prinzessin Amalie, in welcher Stellung er 27. Juli 1783 starb. Als Componist von Kirchensachen, Klavier- und Orgelstücken, Liedern u. s. w. zeigt sich K. gelehrt und correct, aber meist steif und trocken. Große Bedeutung hat er dagegen als theoretischer Schriftsteller. Von seinen Schriften sind hauptsächlich hervorzuheben: «Construction der gleichschwebenden Temperatur» (Berl. 1760), «Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie» (Berl. u. Königsb. 1773; nur unter seinen Augen von J. A. P. Schulz verfaßt), «Die Kunst des reinen Satzes» (2 Bde., Berl. u. Königsb. 1771—79), «Grundsätze des Generalbasses» (Berl. 1781 u. öfter), «Gedanken über verschiedene Lehrarten in der Composition» (Berl. 1782), «Anleitung zur Sing-Composition» (Berl. 1782). K.'s bedeutendster Schüler ist der erwähnte J. A. P. Schulz.

Kirschen, zum Steinobst (s. d.) gehörige Früchte, unterscheiden sich von den ihnen zunächst verwandten Pflaumen durch kahle, unbereifte Früchte und kugelige Steinkerne. Die Kirschbäume und Kirschsträucher werden von einigen Botanikern als eine eigene Gattung (Cerasus Juss.) betrachtet, dürften aber mit mehr Recht zur Gattung Prunus gehören, zu welcher sie schon Linné rechnete. Die Kirscharten zerfallen in Doldenkirschen und Traubenkirschen. Zu den Doldenkirschen gehören die cultivirten Kirschbäume, deren sehr zahlreiche Varietäten auf zwei Stammarten zu reduciren sind, nämlich die Süßkirsche (Prunus avium L.) und die Sauerkirsche (P. Cerasus L.). Die Süßkirsche kommt in unsern Wäldern wild oder richtiger verwildert als Vogelkirsche vor und ist an ihren weichen, hängenden, unterseits behaarten Blättern auch im nicht blühenden oder fruchttragenden Zustande von der Sauerkirsche leicht zu unterscheiden. Eine tausendjährige Cultur hat von dieser Art eine große Anzahl nach Form und Färbung unterschiedener Varietäten und Rassen hervorgebracht. Im allgemeinen theilt man sie in Herzkirschen mit weichem, und Knorpelkirschen mit hartem Fleisch. Der Sauerkirschbaum, welcher glatte, glänzende, steife und nicht hängende Blätter und kleinere Blüten besitzt, stammt aus dem südl. Kaukasus und findet sich gegenwärtig in der Krim, der nördl. Türkei und selbst in Litauen, verwildert hin und wieder auch in Deutschland. Er soll seinen röm. Namen (Cerasus) von Kerasunt an der Küste des Schwarzen Meers erhalten haben, von woher ihn Lucullus, nachdem er den Mithridates besiegt hatte, im J. 74 v. Chr. nach Italien brachte. Seine nicht minder zahlreichen Ab- und Spielarten zerfallen in zwei Gruppen: 1) Weichselkirschen, mit langem Stiele und gefärbtem Safte, wovon es wieder Süßweichseln, mit großen Blättern, halb süß, halb sauern Früchten, und Sauerweichseln, mit kleinem Blatt, als Unterarten gibt; und 2) Ammern oder Amarellen, auch Glaskirschen, mit kürzerm Stiele und ungefärbtem Safte. Die vorzüglichsten Kirschsorten sind: Maiherzkirsche, Krüger's schwarze Herzkirsche, große schwarze Knorpelkirsche, Germersdorfer Knorpelkirsche, Lucienkirsche, Marmorirte Süßkirsche, große Prinzessinkirsche, rothe Muskateller Süßweichsel, Folgerkirsche, Spanische Glaskirsche, Ostheimer Weichsel (stammt aus Spanien, edelste und verwendbarste aller Kirschsorten), Schattenmorelle (Lothkirsche), Königsamarelle, Königin Hortensia

Digitized by Google

(Halbweichsel). Aus den Kernen der Süßkirschen wird, besonders im Schwarzwald, in der Schweiz und in Frankreich, das Kirschwasser bereitet, ein Destillat, welches nach bittern Mandeln riecht und schmeckt, und Spuren von Blausäure enthält, die in den Kotyledonen aller Kirschenarten (am häufigsten in denen des Kirschlorbers und der gemeinen Traubenkirsche) enthalten ist. Ein anderer sehr starker, aus K. bereiteter Liqueur ist der berühmte Maraschino (di Zara). Man gewinnt ihn durch Destillation der Früchte der in Dalmatien wachsenden Marascakirsche (P. Cerasus Marasca), einer Varietät der Sauerkirsche. Der gewöhnliche Kirschliqueur wird aus Weichselkirschen bereitet. Zu den Doldenkirschen gehört die in Süd- und Mitteleuropa wild wachsende Zwergkirsche (P. Chamaecerasus L.), ein 15—45, selten bis 90 Ctmt. hoher Strauch mit kleinen, rothen, herbsauern Früchten. Die Traubenkirschen zerfallen in sommergrüne und immergrüne. Zu erstern gehört die in Deutschland an Bächen, Waldrändern und Hecken häufig wild wachsende, oft zur Zierde angepflanzte Ahlkirsche (auch Faulbaum und Elsenbeere genannt, P. Padus L.), mit langen, vielblütigen Trauben und schwarzen, bitterlichsüßen, erbsengroßen Früchten, und die namentlich im südöstl. Europa heimische, ebenfalls öfters als Ziergehölz cultivirte Steinweichsel oder Felsenkirsche (P. Mahaleb L.), mit kurzen, höchstens zehnblütigen Doldentrauben und etwas größern herben, schwarzrothen Früchten; ferner die Virginische Traubenkirsche (P. virginiana L.), der Ahlkirsche sehr ähnlich, aber mit rothen Früchten, und die spätblühende Traubenkirsche (P. serotina Willd.), mit lorberartigen, glänzenden Blättern und dichten, schmalen Trauben, zwei nordamerik. Arten, welche häufig zur Zierde angepflanzt werden. Holz und Rinde der Traubenkirschen riechen nach bittern Mandeln, Rinde und Blätter der Ahlkirsche sind officinell. Früher diente auch das Holz der Steinweichsel unter dem Namen St.-Lucienholz (Lignum sanctae Luciae) zu medic. Zwecken. Die schlanken Stock- und Stammschossen dieser Traubenkirschenart liefern die echten Weichselröhre zu Tabackspfeifen, sie wird deshalb in Südeuropa, Oesterreich-Ungarn, Türkei u. s. w. regelrecht cultivirt in sog. Weichselgärten. Zu den immergrünen Traubenkirschen gehören der Kirschlorber (s. d.) und die portug. Traubenkirsche (P. lusitanica L.), welche in den mildern Gegenden Mittel- und Nordeuropas häufig als Ziergehölz vorkommen.

Kirschlorber heißt eine zur Gattung Prunus, Abtheilung der Traubenkirschen (s. Kirschen), gehörige Art, welche im System den Namen Lorberkirsche (Prunus Laurocerasus L.) führt und sich durch immergrüne, lederige, länglich-lanzettförmige, gesägte Blätter und achselständige, aufrechte Blütentrauben auszeichnet. Obschon der K. aus Asien stammt, so ist er doch jetzt im ganzen südl. Europa verwildert und hält auch im südl. Deutschland und in Tirol den Winter im Freien aus, gegen welchen er aber bei uns, wo er oft als Zierstrauch in Gärten cultivirt wird, mit schützender Bedeckung versehen werden muß. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge. Die Blätter, welche nach bittern Mandeln riechen und schmecken, enthalten auch dasselbe blausäurehaltige, ätherische Oel wie diese in reichlicher Menge, und es wird das mit ihnen destillirte Wasser (Kirschlorberwasser) als Heilmittel angewendet. Nach der Pharmacopoea Germanica bereitet man dieses Wasser (Aqua Lauro-Cerasi), indem man von einer Mischung von 12 Theilen frischer Blätter, 36 Theilen Wasser und 1 Theil Weingeist 10 Theile Destillat abzieht. In den Ländern, wo der K. häufig vorkommt, pflegt man mit den Blättern fast täglich Milchspeisen, Brühen u. s. w. zu würzen.

Kischinew (moldauisch Kischlanou), Hauptstadt der russ. Provinz Bessarabien (s. d.), ist, seitdem es unter russ. Hoheit steht (1812), sehr im Aufblühen begriffen und zählt bereits (1871) 102,427 E. (gegen 42,613 im J. 1849). Vom Byk, einem Nebenflusse des Dnjestr, in mehrern Krümmungen durchflossen, liegt die Stadt über drei Berge ausgebreitet und zerfällt in die obere oder neue Stadt, und die untere oder Altstadt. Sie hat einen schönen kaiserl. Garten, drei prächtige, mit Marmorbassins versehene Springbrunnen aus der Türkenzeit, ein geistliches Seminar, eine geistliche Schule, eine Gartenbauschule, ein Gymnasium, zwei Kreisschulen, zwei jüd. Schulen, eine Kinderbewahranstalt, zwei Hospitäler, 18 griech. Kirchen und mehrere Synagogen. Die Bevölkerung, aus Russen, Kosaken, Polen, Juden, Moldauern, Griechen, Bulgaren, Armeniern, Zigeunern und Fremden, besonders Deutschen und Italienern, zusammengesetzt, unterhält eine große Fabrikthätigkeit und treibt einen ansehnlichen Handel mit Weizen, Wolle, Tabak u. s. w. Einen besondern Aufschwung hat der Handel genommen, seitdem K. durch eine Eisenbahn mit Odessa und der österr. Grenze verbunden ist. K. ist der Sitz des Gouverneurs von Bessarabien, des Erzbischofs von K. und Chotin, sowie mehrerer Verwaltungsstellen.

Kisfaludy (Alexander), ungar. Dichter, geb. 22. Sept. 1772 zu Sümegh im Szalader Comitat, machte seine Gymnasial- und philos. Studien zu Raab und Preßburg, begann an

Digitized by Google

letzterm Orte auch die Rechte zu studiren, verließ aber 1793 diese Laufbahn, um als Cadet in die österr. Armee einzutreten und wohnte den Feldzügen in Deutschland und Italien bei. Im J. 1801 verließ er den Kriegsdienst und lebte von da an der Landwirthschaft und der Literatur. Sein im Geiste von Goethe's «Werther» gehaltenes lyrisches Hauptwerk «Himfy' szerelmei» («Himfy's Liebe»), wovon der erste Theil «Kesergö szerelem» («Klagende Liebe») zu Ofen 1801, der zweite Theil «Boldog szerelem» («Glückliche Liebe») ebendaselbst 1807 erschien, wurde mit größtem Beifall aufgenommen, den das ebenfalls 1807 veröffentlichte, durch Tiefe der Empfindung wie durch Eleganz der Sprache ausgezeichnete «Regék a magyar elöidöböl» («Märchen aus der ungar. Vorzeit», 2. Aufl., Ofen 1818; deutsch von Gaal, Wien 1820; von Machnik, Pest 1863) noch steigerte. Geringern Anklang fand sein «Gyula szerelme» («Julius' Liebe», Ofen 1825). Später wandte sich K. der Tragödie zu, in der ihm namentlich Schiller Vorbild war. Der größte Theil seiner Dramen erschien gesammelt (2 Bde., Ofen 1825—26) als «Eredeti magyar játékszin» («Ungar. Originalbühne»). Später ward auch eine Gesammtausgabe seiner Werke (8 Bde., Pest 1833—38) veranstaltet. Seine letzten Lebensjahre verbrachte K. größtentheils auf seinem Erbgute zu Sümegh, wo er 30. Oct. 1844 starb. — Sein Bruder, Karl K., geb. 6. Febr. 1788 zu Tét im Raaber Comitat, war als Dichter noch bedeutender und gilt mit Recht als der Schöpfer des ungar. Dramas. Nachdem er seine Studien zu Raab beendet, ging auch er 1804 zur Armee und wohnte bis 1810 allen österr. Feldzügen bei. Nach der Rückkehr in die Heimat wegen eines Liebesverhältnisses vom Vater verstoßen, lebte er mehrere Jahre in Wien, wo er sich von der Malerei kümmerlich nährte. Im J. 1817 söhnte er sich mit seinem Vater aus, nahm hierauf seinen bleibenden Aufenthalt in Pest und begann hier in rascher Folge eine bedeutende Reihe von Gedichten, Erzählungen, Dramen u. s. w. zu veröffentlichen. Namentlich war es eine Anzahl bühnengerechter, dem nationalen Leben entnommener, durch gesunden Humor und interessante Verwickelung ausgezeichneter Lustspiele, durch die er eigentlich den Grund zu einer ungar. Nationalbühne legte. Die meisten derselben wurden in Gaal's «Theater der Magyaren» (Brünn 1820) ins Deutsche übersetzt. K. starb 21. Nov. 1830 zu Pest. Im Auftrage der Ungarischen Akademie veranstaltete deren Secretär F. Schedel eine Gesammtausgabe von K.'s Werken (10 Bde., Ofen 1831). Eine bleibende Erinnerung an Karl K. ist die Kisfaludy-Gesellschaft, eine Art belletristischer Akademie zu Budapest.

Kisil-Irmak (Kyzyl-Irmak), d. h. Rother Fluß, der Halys der Alten, der größte Fluß Kleinasiens, entspringt am Südabhange des Karabel-Dagh, 26 Kilom. oberhalb Zara, in etwa 2000 Mt. Höhe, und fließt nach WSW. über Siwas, wo er im Sommer fast wasserlos ist. Bei Kaisarieh, wo er reißend ein Felsenbett durchströmt, ist er 30 Mt. breit. Von hier beschreibt er einen großen Halbkreis nach W., macht bei Hadsch-Hamsa, in 869 Mt. Höhe, seine letzte westl. Wendung und durchfließt ein schönes Thal. Von Osmandschyk bis jenseit Kargun ist sein Bett reich an Katarakten. Unterhalb Bafira tritt er, 50 Mt. breit, in die Ebene und mündet nach einem Laufe von 915 Kilom. in zahlreichen Armen in das Schwarze Meer. Seine Breite, Tiefe und sein Wasserreichthum sind sehr ungleichmäßig.

Kiß (Aug.), namhafter Bildhauer, geb. 11. Oct. 1802 in Paprotzan bei Pleß in Oberschlesien, erhielt seinen ersten Unterricht in der fürstl. Ortsschule zu Gleiwitz, beschäftigte sich dann mit Modellarbeiten zum Eisenguß für Brieg und Neisse, bis er 1822 nach Berlin kam, wo er einen theoretischen Cursus an der Akademie durchmachte und in Rauch's Werkstatt seine Kunst praktisch übte. Entscheidend für K. wurde es, daß Schinkel sein Augenmerk auf ihn richtete. Reliefs an Kirchen und öffentlichen Gebäuden, Gruppen von Nymphen, Tritonen u. s. w. als Zierde einer großen Brunnenschale in Charlottenhof, dies alles meist nach Schinkel'schen Zeichnungen, waren seine ersten öffentlichen Leistungen. Außerdem beschäftigte ihn schon der erste Entwurf zu seiner so berühmt gewordenen Amazonengruppe. Im J. 1839 war das Modell fertig und erregte einen solchen Enthusiasmus im Publikum, daß ein sich dafür bildender Verein den Plan fassen konnte, das kolossale Werk auf Subscription in Bronze ausführen zu lassen. In der That gelang es, die nöthige Summe von 40,000 Thlrn. zusammenzubringen. Am 22. Juni 1843 wurde die Gruppe auf der Treppenwange des Museums aufgerichtet. Dieselbe stellt eine reitende Amazone dar, welche ihren Speer gegen einen Panther hebt, der, von vorn angesprungen, das Pferd mit den Zähnen und Tatzen gepackt hat. Inzwischen war dem Meister ein Reiterstandbild Friedrich's d. Gr. in Erz von der Provinz Schlesien für Breslau übertragen worden. K. stellte den König im stattlichen Mannesalter dar auf lebhaft vorschreitendem Rosse. Er trägt die Gardeuniform und darüber den in leichten Falten niederhängenden Kriegsmantel. In dem Werke spricht sich Sicherheit aus und das Ganze ist trefflich belebt.

Digitized by Google

Den König Friedrich Wilhelm III. bildete K. zweimal in Bronze, einmal für Potsdam zu Fuße in Generalsuniform mit unbedecktem Haupte im Militärmantel; das andere mal zu Pferde mit Purpurmantel und Lorberkranz zugleich als Helden, Geſetzgeber und Landesvater, im vollen Mannesalter. Sechs weibliche allegoriſche Figuren in Lebensgröße zieren das großartige Poſtament an den Ecken, während die Felder mit Reliefs geſchmückt ſind, die von den ſchweren Prüfungen des Landes und von den Tagen der Erhebung und des Ruhms handeln. Das Standbild, in Lauchhammer gegoſſen, wurde im Sommer 1851 in Königsberg aufgeſtellt. In demſelben Jahre erntete der Künſtler großen Ruhm von England aus, wo bei der großen Ausſtellung unter den Sculpturwerken ein bronzirter Zinkguß der Amazonengruppe die erſte Stelle einnahm. Dieſe Wiederholung ſeines Hauptwerks iſt in verkleinerten Nachbildungen außerordentlich verbreitet. Darauf modellirte K. einen heil. Michael, der den Drachen beſiegt, in Bronze, Geſchenk König Friedrich Wilhelm's IV. an den damaligen Prinzen von Preußen zur Erinnerung an den von dieſem gedämpften Aufſtand in Baden, wovon ein anderes Exemplar in Zink nach Karlsruhe kam. Dieſelbe Idee, der heil. Georg als Drachenbeſieger, gab K. in einer koloſſalen Reiterſtatue wieder, welche 1855 in Paris die Preismedaille erhielt. Dieſes Werk kam nach des Meiſters Tode als Geſchenk der Witwe an den König im erſten Hofe des berliner Schloſſes zur Aufſtellung; es zeigt auf einem edeln Raſſenpferde, welches die Klauen des vor ihm liegenden krokodilartigen Ungethüms fühlt, einen ſchlanken ritterlichen Jüngling, der mit dem Schwerte nach dem Drachen ausholt. Für Deſſau modellirte K. das (1858 enthüllte) Denkmal des Herzogs Leopold Friedrich Franz. Seine letzten Arbeiten waren die Figur Beuth's für deſſen Denkmal in Berlin und die Erſetzung von vier marmornen Feldherrenſtatuen auf dem Wilhelmsplatze durch bronzene. Er ſtarb 24. März 1865, war Mitglied der berliner Kunſtakademie und Profeſſor am Gewerbeinſtitut. Durch eine bedeutende Stiftung an die Nationalgalerie in Berlin hat er ſich um die Pflege der deutſchen Kunſt verdient gemacht.

Kiſſelew (Paul, Graf), ruſſ. General und Miniſter, geb. 1788 aus einer alten Bojarenfamilie, trat früh in Militärdienſte und machte den Feldzug von 1812 als Adjutant des Fürſten Bagration mit, nach deſſen Tode er zum Flügeladjutanten des Kaiſers Alexander ernannt wurde. Im Gefolge deſſelben nahm er an dem Kriege in Deutſchland und Frankreich theil, war 1814 bereits Oberſt, 1817 Generalmajor, und 1819 Chef vom Generalſtabe der zweiten Armee unter dem Commando Wittgenſtein's. Als ſolcher leitete er die Operationen im türk. Feldzuge von 1828, ward zum Generallieutenant und 1829 zum Befehlshaber des 4. Reſerve-Cavaleriecorps befördert, mit welchem er die Donauveſtung blokirte und dem Paſcha von Philippopel eine Niederlage beibrachte. Nach Beendigung des Kriegs ward er ruſſ. Gouverneur der Moldau und Walachei, und ſtellte in dieſen gänzlich zerrütteten Provinzen eine geordnete Verwaltung her. Im J. 1833 erhielt K. auch das Commando des 6. Infanteriecorps, das dem durch die Heere des Vicekönigs von Aegypten bedrohten Sultan zu Hülfe eilen ſollte, avancirte 1834 zum General der Infanterie, ward dann nach Petersburg berufen, um eine Stelle im Reichsrathe einzunehmen und 1838 zum Wirkl. Domänenminiſter ernannt, welches Amt er, ſeit 1839 in den Reichsgrafenſtand erhoben, 18 Jahre hindurch mit Erfolg verwaltete. Er legte zahlreiche Schulen, Muſtermeiereien u. ſ. w. an, führte eine verbeſſerte Forſtwirthſchaft ein und ſuchte insbeſondere auf eine gerechtere und billigere Rechtspflege hinzuwirken. Nach dem Orientkriege wurde ihm im Aug. 1856 der Botſchafterpoſten am franz. Hofe übertragen, von dem er ſeines vorgerückten Alters wegen 1862 zurücktrat. Er lebte ſeitdem als Privatmann zu Paris, wo er 26. Nov. 1872 ſtarb. — Sein Bruder, Nikolai K., geb. gegen 1800, widmete ſich der diplomatiſchen Carrière. Nachdem er längere Zeit als Legationsſecretär bei der ruſſ. Geſandtſchaft in Berlin fungirt, ward er 1838 Botſchaftsrath in London und 1839 in Paris. Als der ruſſ. Botſchafter in Paris, General Graf Pahlen, 1841 von dort abberufen wurde, blieb K. als Geſchäftsträger zurück und leitete fortan die Angelegenheiten der Geſandtſchaft ſelbſtſtändig. Im J. 1851 wurde er zum Geheimrath und Chef der Geſandtſchaft in Paris ernannt. Nach Ausbruch des Orientkriegs verließ K. 4. Febr. 1854 Paris und begab ſich 1855 als Bevollmächtigter beim päpſtl. Stuhl nach Rom. Nachdem er 1864 Geſandter bei der Regierung des Königs von Italien geworden war, ſtarb er 8. Dec. 1869.

Kiſſingen, Stadt und berühmter Badeort im bair. Regierungsbezirk Unterfranken und Aſchaffenburg, liegt 202 Mt. über dem Meere am linken Ufer der Fränkiſchen Saale höchſt anmuthig in einem von belaubten Bergen umgebenen Thalkeſſel, durch eine Zweigbahn nach Ebenhauſen mit der Linie Schweinfurt-Meiningen der Bairiſchen Staatsbahn verbunden, iſt Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts und zählt (1875) 3471 E. (darunter etwa 300 Evan-

Digitized by Google

gelische und 350 Juden). Außer einer evang. und einer kath. Pfarrkirche hat der Ort noch viele schöne und stattliche Gebäude. Als Curort ist K. erst seit Anfang des 19. Jahrh. in Aufnahme gekommen und wird in neuerer Zeit von 8—9000 Curgästen (darunter viele Russen und Engländer) jährlich besucht. An Mineralquellen, die zum Theil schon im 16. Jahrh. zu Heilzwecken benutzt wurden, zählt man gegenwärtig fünf. Der Curbrunnen oder Rakoczy (9° R.), entdeckt 1737, gibt ein vollkommen klares Wasser von salzig-säuerlichem, prickelndem Geschmack, das mit bedeutendem Geräusch emporsteigt und schwach eisenhaltig, aber sehr kohlensäurereich ist. Der Pandur (8° R.), auch der Badebrunnen genannt, die älteste Trinkquelle K.s, entspringt gleichfalls mit Geräusch, hat in Geschmack, Geruch und Zusammensetzung viel Aehnlichkeit mit dem Curbrunnen, enthält aber mehr freie Kohlensäure und weniger feste Bestandtheile. Der Maxbrunnen (8° R.), gleichfalls seit alter Zeit und früher unter dem Namen Sauerbrunnen bekannt, gewährt ein krystallhelles Wasser von prickelndem und erfrischendem, säuerlich-salzigem Geschmack, welches sehr viel freie Kohlensäure enthält. Der etwas von der Stadt entfernt gelegene Soolesprudel (15° R.), eine je nach Verlauf mehrerer Tage auf einige Stunden intermittirende Quelle von großer Mächtigkeit, ist ausgezeichnet durch Gehalt an festen Bestandtheilen und kohlensaurem Gas. Das Wasser ist grünlich-blau, hat einen sehr salzigen, schwach eisenartigen, säuerlichen und leicht prickelnden Geschmack. Der Schönbornsprudel, eine Soolquelle von großer Ergiebigkeit, ist in seiner Zusammensetzung dem vorigen sehr ähnlich. Derselbe wurde seit 1855 bis zu einer Tiefe von über 600 Mt. erbohrt und bildet einen 13 Ctmt. starken, bis 20 Mt. aufsteigenden Springbrunnen, der innerhalb eines thurmähnlichen Gebäudes aufsteigt, von dessen Galerien er einen prächtigen Anblick gewährt. Ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen nach gehören die beiden ersten zu den eisenhaltigen Kochsalzquellen, die dritte zu den kochsalzhaltigen Säuerlingen, die beiden letzten zu den Soolquellen. Zur Trinkcur werden hauptsächlich Rakoczy, Pandur, Maxbrunnen und das aus den Soolsprudelsalzen bereitete Bitterwasser, zu Badezwecken die beiden Soolquellen, selten noch Pandur (früher die ausschließliche Badequelle) benutzt. Außerdem sind noch Vorrichtungen zu Bädern in kohlensaurem Gas, in dem salzsauren Dampf, in der Mutterlauge des Soolensprudels und in einem kohlen- und salzsäurehaltigem Schlamme, sowie Einrichtungen für Soole-Inhalationen, eine Molkentrinkanstalt und eine Kaltwasserheilanstalt mit den übrigen Badeeinrichtungen verbunden. K. besitzt drei trefflich eingerichtete Badeanstalten, und zwar das königl. Salinenbadehaus (seit 1876 sammt Wasserversendungsgeschäft für K., Bocklet und Brückenau an den Hofrath Streit zu Würzburg für jährlich 50,000 Mark verpachtet), das Badehaus am königl. Curhaus und die 1869 eröffnete Actienbadeanstalt. Auch werden besonders Rakoczy und Maxbrunnen in großer Menge (jährlich zusammen an 350,000 Krüge) versendet.

Die Wirkung der Mineralquellen von K. äußert sich durch Anregung der Functionen der Schleimhäute, gelinde Erregung der Darmthätigkeit und Beschleunigung des Blutlaufs, also durch Beförderung des Stoffwechsels. Ihr Gebrauch wird daher empfohlen bei Verdauungsbeschwerden, chronischem Magenkatarrh, Hämorrhoidalleiden, Hypochondrie, Hysterie, Schwäche der Unterleibsorgane, chronischem Rheumatismus, Gicht, Katarrh, Augen- und Ohrleiden, Hautkrankheiten u. s. w. Dagegen ist der Gebrauch dieser Quellen durchaus denjenigen Personen zu widerrathen, bei welchen das arterielle, das Herz- und Lungensystem, vorherrscht, welche an arteriellen Congestionen zur Brust und den Lungen leiden, welche Anlage zu Lungenkrankheiten haben und namentlich solchen, welche bereits an der Lunge oder entzündlichen Zuständen eines Organs leiden. Im J. 1842 ließ König Ludwig I. mit einem Kostenaufwand von 500,000 Fl. über der Rakoczy- und Pandurenquelle einen prachtvollen Pavillon aus Gußeisen aufführen, der zugleich als Trinkhalle dient und mit dem 1838 erbauten, 1875 erweiterten Conversationssaal die größte Zierde des Curplatzes ist. Der Curgast findet in K. alles, was er zu seiner Erholung und Zerstreuung bedarf: Theater, Concerte, Bälle und Lese-Institute. Hieran schließt sich eine höchst angenehme Umgebung mit vielen durch Naturschönheit oder histor. Interesse ausgezeichneten Punkten, die durch Anlagen zugänglich gemacht sind. Viele Badegäste begeben sich zur Nachcur nach Bocklet (s. d.) oder nach Brückenau (s. d.). Oberhalb der Stadt K. liegen zwei Salinen, welche aber in neuerer Zeit nur zur Gewinnung von Mutterlauge betrieben werden. Am 10. Juli 1866 fand bei K. ein heftiges Gefecht zwischen Preußen und Baiern statt. Am 13. Juli 1874 war K. der Schauplatz eines von dem fanatisirten kath. Böttchergesellen Kullmann gegen den Reichskanzler Fürst Bismarck verübten Attentats; zur Erinnerung daran wurde 29. April 1877 das Bismarck-Denkmal (eine 3,5 Mt. hohe Bronzestatue des Reichskanzlers auf einem 4,5 Mt. hohen Sandsteinsockel) in den Anlagen der königl. Salinen-

Digitized by Google

badeanstalt enthüllt. Im Curgarten befindet sich eine Statue des Königs Max II. von Baiern. Vgl. Balling, «Die Heilquellen und Bäder zu K.» (8. Aufl., Frankf. 1876); Werner, «K. und Umgebung» (Würzb. 1874); Diruf, «K. und seine Heilquellen» (3. Aufl., Würzb. 1876).

Kithäron, ein ausgedehnter, ziemlich rauher und einförmiger Gebirgszug im südlichsten Theile der griech. Landschaft Böotien, welcher auf eine bedeutende Strecke die Grenzscheide zwischen dieser und den Nachbarlandschaften Attika und Megaris bildet, jetzt nach den Tannenwaldungen, die einen beträchtlichen Theil seiner Höhen bedecken, Elateas genannt; sein höchster Gipfel liegt 1411 Mt. über dem Meeresspiegel. Im Alterthum war er reich an Wild, ja die Sage wußte sogar von einem kithäronischen Löwen zu berichten, den Herakles getödtet haben sollte; auch war er ein Hauptsitz des Cultus des Dionysos, dem besonders die Frauen (als Mänades oder Thyiades) hier in wilder Ausgelassenheit, wie sie am stärksten in der Sage vom Pentheus hervortritt, Feste feierten.

Kitt, Mastic oder auch Cement nennt man eine flüssige oder meist halbflüssige, teigähnliche Substanz, die, zwischen einander genäherte Körperflächen gebracht, dieselben nach ihrem Erhärten fest miteinander vereinigt. Da das Kitten unter die Adhäsionserscheinungen gehört, so muß in dieser Beziehung das Leimen und Kleistern, das Mauern mit Mörtel und Cement, das Löthen mit Metall zu den Operationen des Kittens im weitesten Sinne gezählt werden. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche rechnet man aber zu den K. nur Leimkitte, Kalkkitte, Oelkitte, Harzkitte, Glycerinkitte und verschiedene Metallkitte. Bei den Leimkitten ist Gummi, Dextrin, Kleister oder thierischer Leim (Hausenblase) das wesentlichste Bindemittel. Kalk im gelöschten Zustande bildet mit Käse, Eiweiß oder Leim sehr fest werdende Massen, die häufig als K. Anwendung finden. So benutzt man z. B. den Käsekitt (Caseogomme) zum Kitten von Glas und Porzellan. Eine Auflösung von Caseïn in Wasserglas wird zum gleichen Zwecke empfohlen. Die Oelkitte werden meist durch Mengen von Oelfirnis mit Bleiglätte, Bleiweiß oder Mennige dargestellt. Der Glaserkitt, dessen man sich zur Befestigung der Fensterscheiben in den Holzrahmen bedient, wird durch Zusammenstoßen von Kreide mit Leinölfirnis bereitet. Der Glycerinkitt ist ein bald erhärtendes Gemisch von Glycerin mit Bleiglätte, welches zum Verkitten von Gefäßen mit flüchtigen Stoffen, sowie zum Dichten von Eisen auf Eisen, zum Verkitten von Steinarbeiten Anwendung findet. Die Harzkitte sind entweder nur feingepulverte Harze, die man zwischen die zu kittenden Gegenstände bringt, worauf man dieselben bis zum Schmelzen des Harzes erhitzt und dann die Flächen schnell aneinanderdrückt, oder sie sind Lösungen von Harzen in Weingeist. Ein sehr zu empfehlender K. zu Glas und Porzellan wird auf folgende Weise erhalten. Man löst Mastixharz in der möglichst geringen Menge Weingeist und versetzt diese Flüssigkeit mit einer concentrirten Hausenblaselösung, in welcher man vorher einige Stückchen Ammoniakgummi durch Reiben fein zertheilt hat. Das Gemisch wird in einer gut verschlossenen Flasche aufbewahrt und beim Gebrauche gelinde erwärmt. Der Marineleim (Glu marine), zum Kalfatern der Schiffe wie zum Kitten aller dem Wasser ausgesetzten Holztheile, wird durch Auflösen von Kautschuk in Steinkohlentheeröl und Versetzen der Lösung mit Asphalt dargestellt. Den Harzkitten schließt sich an der Zeiodelit, aus 19 Theilen Schwefel und 42 Theilen Glas- oder Steinzeugpulver bestehend, welcher, bis zum Schmelzen des Schwefels erhitzt, zur Verbindung von Steinen benutzt wird. Zu den Metallkitten gehört vorzüglich der Eisenkitt aus Eisenfeilspänen, Schwefelpulver und Salmiaklösung, welcher zum Dichten der Fugen an Dampfkesseln, Dampfröhren u. dgl. Anwendung findet.

Kitts (Saint-), westind. Insel, s. Christoph (Sanct-).

Kitzbühel (Kitzbichl), Stadt im gleichnamigen Bezirk Tirols, in der Thalweitung der Kitzbühler Ache, an den östl. Ausläufern des Kaisergebirgs, an der Gisela-Bahn, hat 1775, mit dem gleichnamigen Dorfe 2982 E. und ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Berg-, Hütten- und Forstamts. In der Nähe ist ein kleines eisenhaltiges Bad. K. liegt am Fuße des aussichtsreichen Kitzbühlerhorns in schöner Umgebung und ist wegen der gesunden Gebirgsluft neuerdings ein vielbesuchter Sommerfrischplatz geworden.

Kitzel ist eine dem Jucken (s. d.) ähnliche Art von Hautschmerz, der durch eine leicht über die Oberhaut hinwegstreichende Berührung erregt wird und unter längerer Fortsetzung bei empfindlichen Personen einen krampfartigen Zustand der willkürlichen Muskelnerven des Zwerchfells (Lachkrampf) oder anderer entsprechender Muskeln, sogar allgemeine Zuckungen bewirken kann. Am meisten sind für diese Empfindung empfänglich die Theile der äußern Haut, wo das Gefühl überhaupt sehr fein ist, wo die Tastnerven nur von einer dünnen Oberhaut bedeckt sind (z. B. in der Hohlhand, den Achselgruben, den Kniekehlen, auf der Fußsohle). Daher zeigen

Digitized by Google

sich auch Personen mit zarter Haut (Frauen, Kinder) besonders empfindlich gegen den K. Die Operation des Kitzelns (titillatio) wird von den Aerzten in der Art angewendet, daß man mit einem Federbart die Schleimhaut gewisser Stellen reizt, um dadurch Reflexbewegungen in wichtigen Muskelgruppen, z. B. Kitzeln der Nase, um Niesen, des Kehlkopfs, um Husten, des Schlundes, um Erbrechen zu veranlassen. Man bedient sich dieses Mittels z. B. bei Scheintod, um einen Anstoß zum Athemholen zu geben, oder wenn fremde Körper in die Nasenhöhle, Luft- oder Speiseröhre eingedrungen sind, die oft durch diese Erschütterung wieder ausgeworfen werden, auch bei Vergiftungen, wenn kein anderes Brechmittel zur Hand ist.

Kitzingen, Stadt im bair. Regierungsbezirk Unterfranken, 17 Kilom. im OSO. von Würzburg, rechts am Main, mit der am andern Ufer gelegenen Vorstadt Etwashausen durch eine 300 Mt. lange Brücke verbunden und an der bair. Staatsbahn Passau-Aschaffenburg, ist Sitz des Bezirksamts, eines Stadt- und Landgerichts, eines Rent- und Nebenzollamts, hat eine kath. und eine prot. Kirche, eine Gewerbe-, Latein- und höhere Töchterschule, ein 1344 gestiftetes Hospital, ein ehemaliges Kapuziner- und ein eingegangenes Benedictiner-Nonnenkloster. Die Stadt zählt (1875) 6395 E., welche bedeutende Bierbrauereien, eine Dampfmühle, zwei Roßhaarspinnereien, eine Fabrik wasserdichter Anstrichfarbe, eine Schaumweinfabrik, eine Faßfabrik und zwei Cementmühlen unterhalten, sowie bedeutenden Handel mit Wein und Bier treiben. Der Ort ist sehr alt und wird schon in der Zeit der Karolinger als Kloster und Königshof Chizzinga erwähnt. Lange Zeit gehörte K. den Grafen von Hohenlohe, von welchen das Bisthum Würzburg und die Markgrafen von Brandenburg Theile erkauften. Würzburg versetzte 1434 seinen Antheil an die Markgrafen, die ihm erst 1684 die ganze Stadt abtraten.

Kiu-kiang (Kiēu-kiang), Stadt von 35,000 E. in der chines. Provinz Kiangsi am rechten Ufer des Jang-tse-kiang unweit des Ausflusses des Pojangsees, gehört seit 1861 zu den dem Fremdenverkehr geöffneten Tractathäfen. Bisjetzt ist der Platz für den europ. Handel noch von untergeordneter Bedeutung, da es auf der 716 Kilom. langen Wasserstraße bis Shanghai an Zwischenstationen fehlt. Erst nach Errichtung dieser und durch eine Verbesserung der nach der reichen Provinz Kiangsi führenden Verbindungen kann K. in die Reihe der ersten Häfen Chinas eintreten. Der Handel bewegt sich fast nur auf Wasserstraßen, unter denen der Pojangsee jedenfalls die erste Stelle einnehmen würde, wenn auf demselben regelmäßige Dampfschifffahrt, unabhängig vom Wasserstande des Jang-tse-kiang, eingerichtet werden könnte; durch einen regelmäßigen Verkehr über den See würde es auch lohnend sein, die großen Kohlenfelder von Lo-ping-hien am Wu-ho, deren Abbau noch in den ersten Stadien liegt, zu verwerthen. Im J. 1875 betrug der Werth der Einfuhr fremder Waaren 2,758,000, chines. Waaren 675,000, der der Ausfuhr 9,395,000 Taëls (zu 6 Mark 65 Pf.)

Kiwi-Kiwi, Vogelgattung, s. Apteryx.

Kjökken-Mödding (wörtlich: Küchenmoder, Küchenabfälle) haben die dän. Alterthumsforscher eigenthümliche Ansammlungen genannt, welche sich in der Nähe der dän. Ostseeküsten, besonders am Kattegat finden, und die man früher irrthümlich für von dem Meere zurückgelassene Muschelbänke gehalten hatte, bis Steenstrup und Worsaae nachwiesen, daß in den K. die Speisereste und Hausgeräthe eines Volks der Steinzeit enthalten sind. Diese Ansammlungen bilden kleine Erhöhungen oder Terrassen von wenigen Metern Mächtigkeit, häufig von langgestreckter Form und bestehen zum größten Theil aus den Schalen der Auster, Mies- und Herzmuschel. Außerdem finden sich die Reste einiger Strand- und Netzschnecken, die Ueberbleibsel von Fischen, Krebsen, Krabben u. s. w., auch Knochen von Seehunden und Landthieren, wie von Urochs, Bär, Luchs, Wolf, Eber, Hirsch und Reh, sowie von Wasser- und Landvögeln. Da sich Hirschgeweihe von allen Jahreszeiten, ebenso Zeichen von allen Entwickelungsperioden der übrigen Säugethiere finden, so wird dadurch bewiesen, daß die Stellen das ganze Jahr hindurch bewohnt waren. Das einzige Hausthier ist der Hund, wie Steenstrup aus der Benagung, besonders der Vogelknochen nachwies. Dabei fand man zahllose Instrumente, roh bearbeitet aus Knochen und Horn, Kieselsplitter, sog. Messer, Meißel, Aexte von roher Form, Kratzer, Steinkerne, von welchen die Instrumente abgeschlagen waren, rohe Topfscherben, verwitterte Axtstiele aus Holz, Hämmer, Nadeln, Ahlen, Bohrer, Stecher aus Hirschhorn und Knochen und kammartige Instrumente, die zum Stricken der Netze dienten. Niemals ist auch nur ein Stückchen Metall gefunden worden. Durch die scharfsinnigsten Combinationen, die sich namentlich an das Vorhandensein des Auerhahns knüpfen, ist nachgewiesen worden, daß die Küchenabfälle einer Zeit entstammen, wo Fichtenwälder in Dänemark existirten, die später durch Eichen, dann durch Buchen ersetzt wurden. Ueber die genauere Epoche freilich herrschen

Digitized by Google

noch Meinungsverschiedenheiten. Soviel steht indeß fest, daß die Küchenabfälle der ältesten Periode angehören, wo Menschen sich in Dänemark ansiedelten, und daß seit dieser Zeit bedeutende Veränderungen in der Thierwelt des Festlandes wie des Meers, sowie in der Flora Dänemarks platzgegriffen haben. Uebrigens hat man dergleichen Haufen von Küchenüberresten, die, obwol zum Theil einer ziemlich modernen Zeit entstammend, doch auf ganz ähnliche Culturstufen schließen lassen, nach und nach an zahlreichen Gestaden in- und außerhalb Europas gefunden und untersucht. Vgl. Steenstrup, «Sur les K. de l'âge de pierre et sur la faune et la flore préhistoriques du Danemark» (Kopenh. 1872).

Kjöprülü oder Welese, Stadt im europ.-türk. Vilajet Monastir, am Wardar und an der Salonichi und Ueskjüb verbindenden Eisenbahn gelegen; über den Wardar führt hier eine 50 Mt. lange Brücke. Die Zahl der Bewohner wird zu 22,000 angegeben. An der Stelle dieser auf sehr ungleichem Boden stehenden Stadt lag im Alterthum die Hauptstadt Päoniens.

Klabautermann, bei den norddeutschen Matrosen ein kleiner Schiffskobold, der Matrosenkleidung trägt und einen hölzernen Hammer führt, womit er überall herumklopft. Er wäscht das Schiff und thut auch sonstige Dienstleistung, verläßt aber das Schiff, wenn diesem der Untergang bevorsteht. Nach der auf Rügen verbreiteten Sage entsteht dort der K. aus einem Baume, in welchen der Bruch eines Kindes eingewachsen ist (man zieht derartige kranke Kinder durch eine gespaltene und wieder verbundene Eiche), sobald der vom Bruch geheilte Mensch stirbt und das Holz zum Schiffbau verwendet wird.

Kladno, bedeutende Bergstadt im böhm. Bezirk Smichov, an der Buschtiehrader Eisenbahn, 24 Kilom. nordwestlich von Prag, hat drei Vorstädte, eine alterthümliche Kirche und zählt (1869) 10,707 E. Ihre Eisenwerke beschäftigen 1430 Menschen und erzeugen jährlich 363,133 Ctr. Roheisen und 170,210 Ctr. Gußeisen. Die Kohlengruben der prager Eisenindustriegesellschaft mit über 1200 Arbeitern förderten 1875 336,895,000 Kilogr. Steinkohlen.

Klafter bezeichnete, ähnlich wie Faden oder das in der Bergmannssprache gebräuchliche Lachter, vor Einführung des neuen Maßsystems in vielen Gegenden Deutschlands, sowie in Oesterreich-Ungarn, ein größeres Längenmaß, welches seinem Ursprunge nach der Linie entspricht, die ein erwachsener Mann mit nach beiden Seiten ausgestreckten Armen zu ermessen vermag. Die K. war in den einzelnen Staaten von verschiedenem Werthe, begriff aber fast überall 6 Fuß des betreffenden Landesmaßes. In Oesterreich-Ungarn galt bis Ende 1875 die Wiener K. von 6 Fuß zu je 12 Zoll, welche 1,8965 Mt. entsprach. K. hieß ferner das gewöhnliche Maß für Brennholz, so in Oesterreich, in Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg und mehrern kleinern deutschen Staaten. Die K. Holz war gewöhnlich 6 Fuß oder eine Längenklafter des landesüblichen Maßes lang und breit, aber nach Kubikinhalt sehr verschieden, je nachdem die Scheitlänge des gemessenen Holzes 1, $1\frac{1}{4}$, $1\frac{1}{2}$ Elle oder mehr betrug.

Klage (actio) nennt man im objectiven Sinne jeden mündlichen oder schriftlichen Vortrag an den Richter, worin die Verurtheilung eines andern zu einer Leistung oder Unterlassung in einer Civilproceßsache beantragt wird; Klagschrift (libellus) ist die Proceßschrift, worin der Kläger (actor, franz. demandeur) seinen Anspruch gegen einen bestimmten Beklagten (reus, franz. défendeur) geltend macht. Im subjectiven Sinne heißt K. das Recht selbst oder die Forderung, die der Kläger erhebt. Erst durch die K. wird die Bedingung hergestellt, unter welcher der Richter in fremde Privatverhältnisse einzugreifen vermag, und man sagt daher: wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Jede K. muß die Möglichkeit einer Verurtheilung hinstellen, demnach ein den Gesetzen entsprechendes, concretes Recht des Klägers (Klaggrund, fundamentum agendi) und eine Störung oder Verneinung desselben durch den Beklagten behaupten, hieraus aber einen Anspruch (die Klagbitte, petitum) ableiten, welchen der Richter dem Kläger zuerkennen soll. Die K. hat hiernach einen vollständigen Syllogismus zu enthalten und ist vom Richter auf ihre Verständlichkeit, Gesetzmäßigkeit und Schlüssigkeit zu prüfen, ehe ihre Beantwortung dem Beklagten auferlegt wird. Bittet der Kläger mehr, als aus den Vordersätzen folgt, so hindert dies nicht, ihm das Wenigere zuzuerkennen, bittet er weniger, so darf der Richter nicht über den Antrag hinausgehen, nicht, wie man sagt, ultra petita erkennen. Die Arten der K. sind so verschieden, als die entsprechenden Rechte. Namentlich sind sie entweder persönliche, welche sich auf eine Forderung an eine bestimmte Person beziehen, oder dingliche (Realklagen), welche das Recht an einer bestimmten Sache zum Gegenstande haben. Ferner gehen sie entweder auf vollständige Entscheidung eines Rechtsverhältnisses oder auf vorläufige Zuerkennung eines Anspruchs mit Verweisung der weiter aussehenden Einreden zu einer besondern Verhandlung. Zu den letztern gehören vorzüglich die Besitzstreitigkeiten (possessorische K.) und die Executiv-

Digitized by Google

klagen, wenn aus klaren Schuldverschreibungen geklagt wird, wobei alle Punkte mit deutlichen und vom Beklagten anzuerkennenden Urkunden belegt sind. Fehlte eine der Bedingungen, welche der Richter zu berücksichtigen hat, so mußte nach der Regel des gemeinen deutschen Proceßrechts die K. als unförmlich, unschlüssig zur Zeit oder angebrachtermaßen verworfen werden. War der Klagvortrag klar und in sich zusammenhängend, so erließ der Richter, abgesehen davon, ob das Factische wahr oder Gegenstand des künftigen Beweises, die Ladung zum Verhörstermin, und der Beklagte hatte nun über den factischen Theil der K. sich genau und vollständig zu erklären, d. h. anzugeben, was daran wahr und nach seiner Behauptung falsch sei (litis contestatio, Einlassung), dann seine Einreden (s. d.) vorzubringen, worauf noch ein weiterer Schriftenwechsel zwischen den Parteien (Replik, Duplik u. s. w.) stattfinden konnte. Dieses erste Verfahren sollte also die Verbindlichkeit des Beklagten zur Einlassung und die factischen Behauptungen der Parteien gegeneinander feststellen. Im franz. Proceß geschieht dies ganz ohne Zuthun des Gerichts durch Mittheilungen zwischen den Sachwaltern, daher oft noch nachträgliche Aufforderungen zu bestimmter Beantwortung (interrogations sur faits et articles) eintreten. Im gemeinen deutschen Proceß wurde dieses erste Verfahren zwar von dem Richter geleitet, aber nur in Hinsicht der Regelmäßigkeit; den Inhalt der gegenseitigen Erklärungen überließ man der Verantwortlichkeit der Parteien. Nach der Deutschen Civilproceßordnung von 1877 besteht für alle Processe vor den Landgerichten oder höhern Gerichten Anwaltszwang; in solchen Anwaltsprocessen wird die mündliche Verhandlung durch Schriftsätze vorbereitet, deren für das Gericht bestimmte Abschrift auf der Gerichtskanzlei niedergelegt wird, unter gleichzeitiger Ueberreichung der Urschrift, wenn eine Terminsbestimmung oder Zustellung unter Vermittelung des Gerichtsschreibers erwirkt werden soll. Die mündliche Verhandlung wird eingeleitet dadurch, daß die Parteien ihre Anträge stellen und zwar in freier Rede, die das Streitverhältniß in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung zu umfassen hat; hierauf hat der Präsident zu achten, erforderlichenfalls durch Fragen hinzuwirken. In Anwaltsprocessen müssen die Anträge aus den vorbereitenden oder aus dem Protokoll als Anlage beizufügenden Schriftsätzen verlesen werden. Nach franz. Recht ist der Kläger verpflichtet, vor Erhebung der K. den Beklagten zum Zwecke des Sühneversuchs vor den Friedensrichter laden zu lassen. Vor den Amtsgerichten stehen den Parteien drei Wege offen zur Einbringung einer K.: 1) schriftliche Einreichung der durch oder für den Kläger angefertigten K., 2) Erklärung zum gerichtlichen Protokoll, 3) Erscheinen zur Verhandlung des Rechtsstreits ohne Ladung an ordentlichen Gerichtstagen. Wer eine K. zu erheben beabsichtigt, kann unter Angabe des Gegenstandes seines Anspruchs zum Zwecke des Sühneversuchs den Gegner vor das betreffende Amtsgericht laden. Insoweit nicht nach Beendigung dieses ersten Stadiums der Proceß schon zur definitiven Entscheidung reif ist, tritt er dann in das zweite Stadium, das Beweisverfahren, ein. (S. Beweis.)

Klagenfurt, Hauptstadt des Herzogthums Kärnten und Sitz der Landesregierung, der autonomen Landesvertretung und eines Landesgerichts, zählt (1869) 15,285 E. und liegt in einer gegen Süden durch das Satnitzgebirge begrenzten Ebene, über welches die malerische Kette der Karawanken emporragt, an der Kronprinz-Rudolf- und der Oesterreichischen Südbahn, unweit der kleinen Flüsse Glan und Glanfurt und des reizenden Wörtherſees, der mit einem kleinen Dampfer befahren wird und durch einen Kanal mit der Stadt in Verbindung steht. Letztere bildet ein fast regelmäßiges Viereck mit geraden und breiten Straßen, ist aber wenig belebt. Ausgezeichnete Gebäude sind: der freistehende, 88 Mt. hohe Thurm der Aegidienkirche, von welchem man eine entzückende Rundschau über die Umgebung genießt; das Landhaus, ein Gebäude aus dem 14. Jahrh., mit dem Wappensaale des kärntner Adels; das fürstbischöfl. Palais mit einer Sammlung von Gemälden, Mineralien u. s. w.; das neue Realschulgebäude mit dem botan. Garten; das neue Bürgerhospital, das Gebäude der Hüttenberger-Eisenwerksgesellschaft, die neue Irrenanstalt u. s. w. Von den sechs öffentlichen Plätzen der Stadt sind der große Neue Platz mit dem Standbild der Kaiserin Maria Theresia und dem riesigen Lindwurm auf dem Brunnen, dem Wahrzeichen der Stadt, und der Fürstenplatz mit einem Obelisk zur Erinnerung an den Preßburger Frieden hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Ober- und Untergymnasium mit öffentlicher Bibliothek, eine theol. Lehranstalt mit Priesterseminar, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Maschinenbau-Lehrwerkschule, eine landwirthschaftliche und hüttenmännische, eine Gewerbeschule, und eine Taubstummenlehranstalt. Der wissenschaftlichen Forschung gewidmet sind der Naturhistorische Verein, der ein Landesmuseum gegründet, und der Historische Verein, der eine ziemlich reichhaltige Bibliothek gesammelt hat und eine vortreffliche Sammlung röm. Alterthümer und

Digitized by Google

Inschriftsteine besitzt. Unter den industriellen Etablissements treten hervor die Tabacksfabrik, die Herbert'sche Bleiweißfabrik, die größte der österr. Monarchie, die Tuchfabrik der Gebrüder Moro, große Lederfabriken und eine Maschinenfabrik. Der Handel K.s, zu dessen Unterstützung eine Handels- und Gewerbekammer und eine Bankfilial-Escompteanstalt bestehen, beschäftigt sich vorzugsweise mit Transit und der Ausfuhr der Erzeugnisse der Montanindustrie des Landes. Die 1809 von den Franzosen zerstörten Festungswerke sind in Spaziergänge verwandelt. Zwischen K. und St.-Veit, auf dem Zollfelde, findet man Spuren der alten röm. Stadt Virunum, und ebenfalls am Zollfelde steht das alte histor. Monument Kärntens, der Herzogsstuhl, wo ehedem jeder neue Herzog von Kärnten die Belehnung der herzogl. Lehen ausübte.

Klamm heißt in den deutschen und österr. Alpen eine enge, tief eingeschnittene, spaltenartige Schlucht, mit senkrechten, glatt ausgewaschenen Wänden, entstanden durch die Erosion eines Flusses oder Bachs. Die Höhe und Steilheit der Felswände, die sich oben oft zu berühren scheinen, die Enge der Spalte und das Tosen und Schäumen des darin eingeklemmten Gewässers geben diesen Schluchten ein eigenthümlich wildes und düsteres Gepräge, und manche derselben, durch Wege und Brücken den Reisenden zugänglich gemacht, gehören zu den großartigsten und besuchtesten Partien der Alpen; die bekanntesten sind: die K. des Schnauerbachs am Arlberg (Tirol), 120 Mt. lang, 10 Mt. breit, von 160 Mt. hohen Wänden eingeschlossen; die Peutelsteiner-K. im Ampezzanerthal (Südtirol), die K. der Ache im Gastein, die Schwarzberg-K. und die Seißenberg-K. im Gebiet der Saalach (Salzburg), die Wimbach-K. in der Ramsau bei Berchtesgaden, die Partnach-K. und die Höllenthal-K. im Wettersteingebirge bei Partenkirchen (Oberbaiern). In den franz. Alpen heißt eine solche K. Gorge, so die Gorge du Trient unweit Martigny (Wallis), die Gorge du Fier (Savoyen); in der deutschen Schweiz gilt dafür der Name Schlauche oder Schlucht, so die Finstere Schlauche bei Meiringen, der Durchbruch der Aare durch den Kirchet (Bern), und die Pfäfferserschlucht bei Ragatz (St.-Gallen), von der Tamina gebildet. In Graubünden werden diese Schluchten nach der K. des Hinterrheins zwischen dem Rheinwaldthal und dem Schams Rofla genannt; die Via mala oberhalb Thusis, wo der Hinterrhein in einer 4—500 Mt. tiefen, kaum 30 Mt. breiten Spalte dahinbraust, ist das großartigste Beispiel einer solchen.

Klangfarbe oder kurzweg Klang (das franz. timbre) bezeichnet das Qualitative eines Tons. Schon frühzeitig wußte man, daß die Höhe eines Tons von seiner Schwingungszahl, die Stärke eines Tons von der Weite seiner Schwingungen abhänge, aber der Klang, d. i. das eigenthümliche Unterscheidende gleich hoher Töne verschiedener musikalischer Instrumente, blieb unerklärt, bis G. S. Ohm (1843) aussprach und Helmholtz («Die Lehre von den Tonempfindungen» (Braunsch. 1863; 3. Aufl. 1870) nachwies, daß die K. eines Tons davon herrühre, daß jeder Klang aus mehrern Tönen zusammengesetzt sei, deren Höhe meist wie die Zahlen in der natürlichen Reihe (1, 2, 3, 4 u. s. w.) wachse; der erste dieser Töne ist in der Regel weitaus der stärkste, er ist der Grundton, nach dem man sich beim Stimmen richtet. Je nach der Anzahl und verschiedenen Stärke der jenen Grundton begleitenden Partial- oder harmonischen Obertöne wechselt die K.; die Partialtöne des Klangs werden mittels eigens gestimmter Hörrohre oder Resonatoren aufgesucht. (S. Schall und Ton.)

Klangfiguren. Wenn man eine gläserne, metallene oder auch hölzerne Scheibe an einem passenden Punkte, z. B. in ihrem Mittelpunkte, festhält oder unterstützt und am Rande mit einem Violinbogen senkrecht zur Ebene der Scheibe streicht, so geräth die Scheibe in transversale Schwingungen, d. h. ihre Theilchen schwingen, wenn die Scheibe horizontal liegt, aufwärts und abwärts. Hierbei theilt sich die Scheibe in mehrere Abschnitte, und diese schwingen so, daß, wenn bei horizontaler Lage der Scheibe die Theilchen des einen Abschnitts eine Bewegung nach oben machen, die Theilchen der angrenzenden Abschnitte gerade umgekehrt nach unten sich bewegen, während im nächsten Augenblicke die Theilchen des ersten Abschnitts sich nach unten und die der letzten nach oben sich bewegen. Bei diesen entgegengesetzten Bewegungen der benachbarten Abschnitte müssen natürlich die auf der Grenze zwischen denselben liegenden Punkte vollständig in Ruhe bleiben; man bezeichnet diese Punkte als Schwingungsknoten. Wird nun bei horizontaler Lage der Scheibe feiner Sand (oder sonst ein feinkörniges Pulver) auf die Oberfläche der Scheibe gestreut, so wird derselbe von allen in Bewegung befindlichen Theilen weggeworfen, sammelt sich dagegen auf den ruhenden Stellen, den sog. Schwingungsknoten, an und macht diese dadurch sichtbar. Es entstehen daher auf einer solchen schwingenden Scheibe, weil die Scheibe sich auf symmetrische Weise in Abschnitte theilt, durch die Sandanhäufungen symmetrische Figuren, die man K. nennt. Für den tiefsten Ton theilt sich die Scheibe in die

Digitized by Google

wenigsten Abschnitte, weshalb zu dem tiefsten Tone stets die einfachste Figur gehört. Je höher der Ton wird, desto kleiner, also desto zahlreicher müssen die Abschnitte der Scheibe und infolge dessen die K. desto zusammengesetzter erscheinen. Zu jedem Tone, welchen eine Scheibe gibt, gehört eine besondere K., welche der für diesen Ton nöthigen Schwingungsart der Platte entspricht. Bei an Größe und Elasticität verschiedenen Scheiben entspricht aber ein und dieselbe Eintheilungs- und Schwingungsart, also auch dieselbe K., sehr verschiedenen Tönen. Der Entdecker der K. war (1787) der Akustiker Chladni (s. d.), und Strehlke hat dieselben auf lauter Curven zurückzuführen gesucht (1825—33); eine Theorie derselben hat, auf Grund eines Gedankens der Gebrüder Weber (1825), Wheatstone (1833) versucht, welche dann auch später (1862) von König durch Versuche bestätigt worden ist.

Klanggeschlecht, seltener, aber richtiger Tongeschlecht. Mit diesen Namen bezeichnet man gewöhnlich den Unterschied der drei Gattungen von Tonschritten, nämlich der diatonischen (s. d.), chromatischen (s. d.) und enharmonischen (s. d.), sowol nach dem altgriech. als nach dem gegenwärtigen Tonsystem, obwol beide Systeme auf sehr verschiedenen Grundlagen beruhen. Eigentlich kann aber nur noch von dem diatonischen Tongeschlechte, dem harten (Dur-) und dem weichen (Moll-) Geschlecht die Rede sein, deren jedes in zwölf Tonarten besteht und einzig auf die diatonische Fortschreitung sich gründet. Es ist übrigens wohl zu bemerken, daß die Namen Dur und Moll nichts mit dem harten oder weichen Charakter der darin sich bewegenden Tonarten zu thun haben (dieser ist im Gegentheil bei den Durtonarten klar, bei den Molltonarten unklar und trübe), sondern sich nur auf eckige und runde Form der Zeichen ♮ für unsern Ton h und ♭ für unsern Ton b, das B-durum und B-molle der mittelalterlichen Notenschrift, beziehen. Vgl. Helmholtz, «Lehre von den Tonempfindungen» (3. Aufl., Braunschw. 1870).

Klapka (Georg), Führer im ungar. Revolutionskriege, geb. 7. April 1820 zu Temesvár, erhielt seine erste Bildung in der Militärschule zu Karansebes und trat 1838 als Cadet in ein österr. Feldartillerieregiment. Nachdem er 1840 ins Bombardiercorps versetzt worden, widmete er sich mit Eifer den Kriegswissenschaften und erhielt 1842 eine Stelle als Unterlieutenant in der ungar. Leibgarde. Im J. 1847 wurde er als Oberlieutenant in das 12. Grenzregiment versetzt, nahm jedoch zu Beginn 1848 den Abschied, um in auswärtige Militärdienste zu treten. Als die Märzbewegung von 1848 eintrat, stellte er sich der neuen ungar. Regierung zur Verfügung, die ihn nach Siebenbürgen schickte, um dort die Székler militärisch zu organisiren, und bald darauf zum Hauptmann des 6. Honvédbataillons ernannte. Zum Major befördert, wurde er im September nach Komorn, dann nach Preßburg zur Leitung der Befestigungsarbeiten, Ende November aber als Generalstabschef zu dem im Banat unter Kis operirenden Armeecorps geschickt. Hier traf er die Dispositionen zu mehrern gelungenen Angriffen auf die feindliche Stellung. Auch der Anfang 1849 für die ungar. Hauptarmee angenommene, von großem Erfolg begleitete Operationsplan war K.'s Werk. Nach der Niederlage, die Meßáros 4. Jan. bei Kaschau erlitt, erhielt Oberst K. dessen Commando, und es gelang ihm nicht nur, den Theißübergang zu behaupten und dadurch Debreczin zu sichern, sondern auch die Honvéds zum ersten mal den Truppen Schlick's gegenüber zum Siege zu führen. An der dreitägigen Schlacht von Kápolna (26. bis 28. Febr.) wie an dem siegreichen Aprilfeldzug nahm K. bedeutenden Antheil. In diesem Feldzuge führte er das 1. Armeecorps und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Isaßegh (6. April) aus, wo er das Schicksal des Tags entschied und auf dem Schlachtfelde von Kossuth zum General ernannt wurde, sowie bei Nagysárló (19. April), das er mit Damjanics erstürmte. In der 26. April dem österr. Belagerungscorps von Komorn gelieferten Schlacht, zu welcher K. den Plan entwarf, führte er den linken Flügel. Sodann übergab er sein Commando an Nagy Sandor und übernahm zu Debreczin provisorisch das Kriegsministerium. Als Görgei nach Eroberung der Festung Ofen das Kriegsportefeuille selbst übernahm, wurde K. zum Commandanten der Festung Komorn ernannt. In den wider sein Anrathen unternommenen Waaggefechten vom 16. und 21. Juni wie in den vor Komorn gelieferten großen Schlachten vom 2. und 11. Juli war K. nächst Görgei der Held des Tags. Nachdem Görgei mit der Hauptarmee in die Theißgegend abgezogen, blieb K. mit 18,000 Mann in Komorn zurück und wußte durch häufige Ausfälle das Belagerungscorps stets in Athem zu erhalten. Die glänzendste Waffenthat K.'s sind die Gefechte vom 30. Juli bis 5. Aug., durch welche ein großer Theil des Belagerungscorps vernichtet und der Rest hinter die Waag und Neutra zurückgeworfen wurde. Im Begriffe, infolge dieser Siege in Oesterreich einzufallen, erhielt er die Kunde von der Waffenstreckung Görgei's bei Világos (13. Aug.), wodurch er sich zum Rückzug in die Festung genöthigt sah.

Digitized by Google

Die Entſchiedenheit, mit welcher er und ſein Kriegsrath die Anträge unbedingter Unterwerfung zurückwieſen, bewirkte die Gewährung günſtiger Capitulationsbedingungen. Die Capitulation wurde 27. Sept. zwiſchen K. und dem Feldmarſchall Haynau abgeſchloſſen, und die Uebergabe der Feſtung begann 3. Oct. K. verließ ſein Vaterland und hielt ſich bald in Frankreich, bald in der Schweiz und in Italien auf. Bei Ausbruch des Orientkriegs wandte er ſich nach Konſtantinopel, kehrte aber, da er daſelbſt kein geeignetes Feld der Thätigkeit fand, Ende 1854 in die Schweiz zurück, wo er in Genf das Bürgerrecht erhielt. Im J. 1859 eilte er nach Turin, um die Organiſation einer ungar. Legion zu übernehmen, doch kam dieſes Vorhaben infolge des bald darauf erfolgten Friedensſchluſſes von Villafranca nicht zur Ausführung. Im J. 1866 trat er in preuß. Militärdienſt mit dem Rang eines Generalmajors und organiſirte bei Neiſſe eine ungar. Legion, mit welcher er kurz vor Abſchluß des Friedens von Nikolsburg von Oberſchleſien her die Grenze überſchritt, ohne jedoch ein Gefecht zu liefern. Bei den Ausgleichsverhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Ungarn wurde er amneſtirt und in demſelben Jahre in den ungar. Reichstag gewählt. Im J. 1876 begab er ſich nach Konſtantinopel und erbot ſich, dort gegen Rußland eine ungar. Legion zu errichten, doch lehnte die Pforte dieſes Anerbieten in Rückſicht auf die öſterr.-ungar. Regierung ab. Seinen Antheil am ungar. Revolutionskampfe hat er in ſeinen intereſſanten «Memoiren» (Lpz. 1850) ſowie in dem Werke: «Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen» (2 Bde., Lpz. 1851) beſchrieben. Außerdem veröffentlichte er «La guerre d'Orient en 1853 et 1854» (Genf 1855; engliſch, Lond. 1855).

Klapperſchlange (Crotalus) iſt der Name einer nur in Amerika vorkommenden, aus wenigen Arten beſtehenden Gattung von Giftſchlangen, an deren Schwanzende bei jeder Häutung eine auf dem letzten Schwanzwirbel gebildete, beſonders dicke Hautſchicht ſich überſtülpt und zu einem hornartigen, hohlen Kegel erhärtet, ſodaß ein mehrgliederiges Organ (die Klapper) entſteht, welches bei ſchneller Vibration des Schwanzes ein ſchwirrendes Geräuſch hervorbringt. Dieſe Klapper beſteht höchſtens aus 15—18 Ringen. Die nordamerikaniſche K. (C. durissus) iſt 1—2 Mt. lang, braun, mit ſchwärzlichen, ſchleifenförmigen, weißgerandeten Binden auf dem Rücken; ſie iſt in Nordamerika, ſelbſt in den bevölkertſten Theilen, wie im öſtl. Pennſylvanien, Neuyork u. ſ. w., noch häufig, eine Folge ihrer großen Fruchtbarkeit. Zum Glück iſt ſie ein phlegmatiſches, langſames Thier und beißt niemals ungereizt; wenn ſie in Wuth geräth, verbreitet ſie einen ungemein übeln Geruch. Die ſüdamerikaniſche K. (C. horridus) iſt von gleicher Größe, graubraun, oben mit ſchwarzbraunen, weißlich geſäumten Rautenflecken.

Klaproth (Mart. Heinr.), einer der gründlichſten deutſchen Chemiker und Naturforſcher, geb. 1. Dec. 1743 zu Wernigerode, war anfangs Apotheker in Berlin, wurde 1787 Chemiker bei der Akademie der Wiſſenſchaften und hierauf Profeſſor der Chemie bei dem königl. Feldartilleriecorps. Er ſtarb als Obermedicinal- und Sanitätsrath und Profeſſor der Chemie an der Univerſität zu Berlin 1. Jan. 1817. K. iſt der Entdecker der Zirkonerde, des Tellurs, Titans und Urans und machte ſich beſonders durch viele, für ſeine Zeit genaue Mineralanalyſen bekannt. Das Hauptwerk von ihm ſind die «Beiträge zur chem. Kenntniß der Mineralkörper» (6 Bde., Berl. 1795—1815).

Klaproth (Heinr. Jul.), Orientaliſt und Reiſender, Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin 11. Oct. 1783, widmete ſich noch ſehr jung dem Studium der aſiat. Sprachen und beſonders des Chineſiſchen mit großem Eifer. Nachdem er ſich durch die Herausgabe des «Aſiat. Magazin» (Weim. 1802 fg.) bekannt gemacht, wurde er Adjunct an der Akademie für die aſiat. Sprachen in Petersburg. Er begleitete 1805 den Grafen Golowkin, der nach Peking als Geſandter beſtimmt war, an der Grenze aber wieder umkehren mußte, und erhielt nach ſeiner Rückkehr von der Akademie in Petersburg den Auftrag, in den Ländern des Kaukaſus ſeine Forſchungen über die Stammvölker Aſiens fortzuſetzen. Eine Frucht ſeiner Reiſe, über welche er ausführlich in der «Reiſe in den Kaukaſus und Georgien in den J. 1807 und 1808» (2 Bde., Halle 1812—14; franz. mit vielen Zuſätzen, Par. 1823) berichtete, war das «Archiv für die aſiat. Literatur, Geſchichte und Sprachkunde» (Bd. 1, Petersb. 1810). Im J. 1812 aus ruſſ. Staatsdienſten entlaſſen, ging er 1814 nach Italien und 1815 nach Paris, wo er 1816 zum Profeſſor der aſiat. Sprachen ernannt wurde und 20. Aug. 1835 ſtarb. Unter ſeinen vielen Schriften, die von großer Gelehrſamkeit zeugen, ſind noch beſonders zu erwähnen: «Geogr.-hiſtor. Beſchreibung des öſtl. Kaukaſus» (Weim. 1814), «Beſchreibung der ruſſ. Provinzen zwiſchen dem Kaſpiſee und Schwarzen Meere» (Berl. 1814), Güldenſtädt's von ihm herausgegebene, umgearbeitete und mit Anmerkungen verſehene «Reiſe nach Georgien und Imirethi» (Berl. 1815), ferner das «Verzeichniß der chineſ. und mandſchuiſchen Bücher und Manuſcripte

Digitized by Google

der königl. Bibliothek in Berlin» (Par. 1822), «Asia polyglotta» (Par. 1823, nebst einem Sprachatlas), «Tableaux historiques de l'Asie» (4 Bde., Par., mit Atlas), «Mémoires relatifs à l'Asie» (Par. 1834), «Collections d'antiquités égyptiennes» (Par. 1829), «Examen critique des travaux du feu M. Champollion sur les hiéroglyphes» (Par. 1832), endlich das für die Geschichte Japans wichtige Werk «Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois» (Par. 1833).

Klären ist eine technisch-chem. Arbeit, welche man mit solchen Flüssigkeiten vornimmt, die durch Filtriren nicht klar erhalten werden können, weil die in der Flüssigkeit schwimmenden festen Theilchen mit durchs Filter gehen oder dasselbe sehr bald verstopfen. Es gibt mehrere Methoden des K. Das einfachste Mittel besteht darin, daß man die trübe Flüssigkeit längere Zeit ruhig stehen läßt (Decantation). Dabei setzen sich die festen Theilchen allmählich ab, und die über dem Bodensatze stehende klare Flüssigkeit wird entweder mit dem Heber abgenommen oder decantirt. Eine gelinde Erwärmung ist hierbei häufig von Nutzen. Solche Flüssigkeiten, welche einen durch die Wärme coagulirbaren Körper suspendirt enthalten, werden einfach durch Aufkochen geklärt (das Schönen). Das Coagulum umschließt die trübenden Theilchen, begibt sich damit auf die Oberfläche und läßt sich entweder durch Durchseihen oder durch Abschöpfen mit einem Schaumlöffel von der Flüssigkeit trennen. Wenn eine zu klärende Flüssigkeit keinen coagulirbaren Körper enthält, so muß man ihn vor dem Kochen hinzusetzen. Man nimmt dazu gewöhnlich Eiweiß oder Blut. Gestattet die Natur der Flüssigkeit das Erwärmen nicht, wie es der Fall ist bei Wein und bei Bier, so ist oft die successive Anwendung von Leim oder eingeweichter (aber nicht gelöster) Hausenblase und Tannin (Gerbstoff) am Platze.

Klariren (d. i. klären, bereinigen, frei machen) bedeutet im Seewesen das Erledigen der Zollanforderungen durch Anmeldung, Vorlegung der nöthigen Papiere, Entrichtung des Zolls und Empfangnahme der darüber ausgestellten Quittungen oder sog. Zollklarirungsscheine. Die betreffende Regulirung bei Aussegeln eines Schiffs heißt die Ausklarirung, beim Einsegeln (bei der Ankunft) die Einklarirung. In der Regel ist die Klarirung des Schiffs Sache des Schiffers, die Klarirung der Ladung aber des Befrachters (Ausklariren) und des Empfängers (Einklariren). Thatsächlich besorgt diese Klarirungen auftragsweise der Schiffsmäkler, der daher auch wol Klarirer (Schiffsklarirer) heißt.

Klatschrose oder Klatschmohn (Papaver Rhoeas), s. Mohn.

Klattau (böhm. Klatovy), Stadt im gleichnamigen böhm. Bezirk in der Nähe des Angelflusses, am Fuße des Böhmerwaldes und an der Pilsen-Priesener Bahn, zählt mit drei Vorstädten 8067 E., ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium, eine Knaben- und Mädchenbürgerschule, ein alterthümliches Rathhaus, sechs Kirchen, worunter die ehemalige Jesuitenkirche mit herrlichen Frescogemälden, eine Gasanstalt, eine Dampfbrauerei und zwei Wäschefabriken. Der einst berühmte Hopfenbau und die Tuchindustrie sind gänzlich eingegangen. K. war eine altböhm. Burg und wurde später in eine königl. Stadt umgewandelt. Der Wohlstand der Stadt wurde im Dreißigjährigen Kriege vernichtet.

Klaue heißt bei Raubthieren und Raubvögeln der mit gekrallten Zehen bewaffnete Fuß, bei Wiederkäuern aber der Nagel oder die hornige Schale des Fußes. Sie wächst bei den letztern von oben herab beständig nach. Wo, wie bei den im Stalle ruhig gehaltenen Thieren, auf der Bodenfläche keine hinreichende Abnutzung stattfindet, stellen sich Deformitäten ein; deshalb müssen bei denselben die K. zeitweilig beschnitten und an der Zehe verkürzt werden. Das ununterbrochene Stehen in Feuchtigkeit, namentlich in Stalljauche, ist den K. schädlich, indem Entzündungen oder Klauenspalten und andere Uebel entstehen. Epidemisch entwickelt sich die Klauenseuche, das verderblichste von allen. Sie ist fast immer mit der Maulseuche verbunden und tritt auf mit allgemeiner Entzündung der Füße; sodann erzeugen sich Wasserblasen und Geschwüre, bis sich zuletzt der Horntheil der K. gänzlich von der Fleischwand trennt und das Thier zu Grunde geht. Rindvieh wird von dieser contagiösen Krankheit ebenso befallen, wie Schafe und andere Wiederkäuer. Sie verschont selbst diejenigen der zoolog. Gärten nicht. Kühlende Umschläge und Entfernung der Ursachen, also Versetzen der Thiere auf trockene Weiden oder Stallungen, vorzugsweise aber Behandlung mit Antiseptiken, namentlich mit Carbolsäure, sind die sichersten Mittel gegen das Uebel. In England zieht man neuerdings den an der Klauenseuche erkrankten Thieren Galoschen aus Guttapercha an und hebt dadurch mindestens den Fortschritt der Seuche. — Klauenfett, auch Knochenfett, Knochenöl oder Kammfett, nennt man das bei der trockenen Destillation der Knochen (s. d.) gewonnene Fett überhaupt. Früher unterschied man Klauenfett aus den Füßen der Thiere, und Kammfett, im Kamm,

Digitized by Google

dem Unterhautzellgewebe des Pferdehalses, vorhandenes flüssiges Fett, bezeichnet jetzt aber mit beiden Namen alle dünnflüssigen, im Handel vorkommenden Thierfette, welche sich vorzugsweise zum Schmieren von Uhren, Maschinen u. dgl. eignen. Die an denselben haftenden Vorurtheile im Volksglauben sind in nichts begründet. — K. (Cardan'sche K., Patentklaue) heißt auch das Universalgelenk bei Stangentransmissionen, insbesondere vom Göpel zur Dreschmaschine.

Klause nennt man in Hochgebirgen, besonders in den Alpen, einen engen Paß, namentlich wenn derselbe durch ein Fort geschlossen wird; die berühmteste ist die Ehrenberger Klause (s. d.).

Klausenburg (ungar. Kolozsvár), Hauptstadt des siebenbürg. Landestheils von Ungarn, im gleichnamigen Comitat, liegt in einem romantischen Thale an der Kleinen Szamos und an der Ungarischen Ostbahn und zählt (1870) 26,382 E. Die Stadt ist jetzt nur noch theilweise mit alten Mauern umgeben und theilt sich in die Alt- und die Neustadt, wozu noch fünf Vorstädte kommen. Sie hat einen großen Marktplatz, mehrere schöne Straßen und in der Kathedrale zum heil. Michael (1414 von König Sigismund gegründet) ein herrliches Gebäude altdeutschen Stils. Sonst sind von Bauwerken noch hervorzuheben: die Dreifaltigkeitskirche, das Nationalmuseum, das vormalige Gubernialgebäude, jetzt Universität, das Rathhaus, das ungar. Sommer- und Wintertheater und mehrere Paläste adeliger Familien. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen eine königl. ungar. Universität, ein kath. und ein reform. Obergymnasium, ein Collegium der Unitarier mit Gymnasium, ferner eine Bildungsanstalt für Professoren, ein Schullehrerseminar, eine Lehrerinnenpräparandie, ein Fröbel'sches Institut, eine landwirthschaftliche Akademie und eine Bürgerschule. Außer mehrern Behörden haben daselbst die Oberconsistorien und die Superintendenten für die Reformirten und Unitarier ihren Sitz. Die Bevölkerung, mit einer nur geringen Mischung von Deutschen, Walachen, Armeniern und Juden, vorherrschend magyar. Stammes, treibt hauptsächlich Handel und Gewerbe. In der Nähe befinden sich ergiebige Steinsalzbergwerke. Als Hauptort des siebenbürg. Landes der Ungarn war K. während der Revolution von 1848 größtentheils der Mittelpunkt der nationalen Bewegung, während die österr. Streitmächte sich in der zweiten Hauptstadt des Landes, dem deutschen Hermannstadt, concentrirten. Im Beginne der ungar. Erhebung von dem österr. Feldmarschalllieutenant Puchner für die Kaiserlichen behauptet, wurde K. 25. Dec. 1848 von Bem genommen. Jenseit des Flusses steht an der Stelle eines röm. Castells die von Karl VI. 1721 erbaute Festung, welche aber nicht mehr unterhalten wird. K. ist das Claudiopolis der Römer, und zahlreiche Ausgrabungen von röm. Münzen, Bronzen u. s. w. wurden daselbst gemacht. K. ist der Geburtsort des Matthias Corvinus, Königs von Ungarn.

Klausthal, Bergstadt im Harz, s. Clausthal.

Klavier, s. Pianoforte.

Klazomenä, eine von den ion. Zwölfstädten, war ursprünglich an der Küste Joniens am Hermäischen Meerbusen, westlich von Smyrna erbaut, breitete sich aber später, als die Einwohner aus Furcht vor den Persern auf eine der nahegelegenen kleinen Inseln sich flüchteten und Alexander d. Gr. diese mit dem Festlande durch einen Damm verbinden ließ, auch über die dadurch entstandene Halbinsel. Jetzt heißt die Stadt Vurla, mit der Insel St.-Giovanni.

Kleanthes, einer der eifrigsten Anhänger und Vertreter der stoischen Philosophie, aus Assus in Kleinasien gebürtig, mußte sich anfangs in Athen seinen Unterhalt durch Lohnarbeit verdienen, daher man ihn mit Verdrehung des Namens Phreantles, d. h. Wasserschöpfer, nannte. Dann genoß er fast 20 Jahre lang den Unterricht Zeno's, dessen Nachfolger er um 264 v. Chr. wurde. Mit seinem berühmten Schüler Chrysippus (s. d.) gerieth er später in einen heftigen Streit und soll in hohem Alter noch durch freiwilligen Hunger sich getödtet haben. Abweichend von den übrigen Stoikern nahm er die Sonne als herrschendes Weltprincip an. Von seinen vielen Schriften hat sich nur sein in Hexametern verfaßter «Hymnus an den Zeus» vollständig erhalten, der durch Reichthum und Erhabenheit der Gedanken sich auszeichnet und von Brunck in den «Poetae Graeci gnomici» (Straßb. 1778; neue Ausg. von Schäfer, Lpz. 1817), Heeren in «Stobaei eclogarum libri duo» (2 Bde., Gött. 1791—1801), Schwabe (Jena 1819), Petersen (Kiel 1825) und Korais zugleich mit Epiktet (Par. 1826) bearbeitet und von Conz in den «Blumen, Phantasien und Gemälden aus Griechenland» (Lpz. 1793) trefflich ins Deutsche übersetzt worden ist. Vgl. Mohnike, «K. der Stoiker» (Greifsw. 1814).

Kleber (Gluten) nennen die Chemiker den Eiweißkörper der Getreidearten, welcher nach dem Kneten des Mehls mit Wasser bis zur Entfernung alles Stärkemehls als graue, zähe Masse, fast von der Beschaffenheit einer aufgequollenen thierischen Haut zurückbleibt; andere verstehen darunter nur den in heißem Weingeist löslichen Theil dieser Masse. Der K. ist kein

Digitized by Google

einfacher, sondern ein Gemenge verschiedener pflanzlicher Proteïnstoffe, insbesondere enthält er Gliadin, Mucedin, Glutenfibrin, Glutencaseïn u. s. w.; er ist leicht der Fäulniß zugänglich und wirkt, in Zersetzung begriffen, als Ferment; er bedingt das Faulen und den übeln Geruch der bei Stärkefabriken abfallenden Wasser. Der K. ist der wichtigste nährende Bestandtheil der Getreidearten. Bei der Brotgärung wird er zum Theil zerstört, daher die Versuche, den mechanisch auflockernden Zweck der Brotgärung durch eine andere, nicht von Umsetzung eines Theils des K. und Stärkemehls abhängige Gasentwickelung im Innern des Teigs zu erzeugen, ganz rationell sind. Alle Verschiedenheiten im Verhalten des Mehls haben ihren Grund in der Gegenwart des K. Das Weizenmehl enthält ungefähr 12, das Roggenmehl 9—10 Procent K. Der K. findet sich vorzüglich in der Kleie (s. d.) und wurde deshalb früher, wo man die Kleie großentheils wegwarf, zum großen Nachtheil des wirthlichen Betriebs unbenutzt gelassen. Viel zweckmäßiger ist es, den K. der Kleie dadurch in Fleisch zu verwandeln, daß man diese dem Vieh gibt. Neuerdings ist es auch gelungen, die zähe, wenig schmackhafte, schwerverdauliche Masse, welche der beim Kneten des Mehls gewonnene frische K. darstellt, dadurch in ein gesundes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel zu verwandeln, daß man sie mit dem gleichen oder doppelten Gewicht Mehl zu einem Teige formt, diesen in Streifen zertheilt, bei gelinder Wärme trocknet und hierauf Graupen, Gries u. s. w. daraus fabricirt, welche als Klebergries, Protein, Kleberbrot, Kraftsuppenstoff, Glutenzwiebackmehl u. s. w. in den Handel kommen.

Kleber (Jean Baptiste), General der franz. Republik, geb. zu Straßburg 6. März 1753 als Sohn eines Maurermeisters, kam im Alter von 16 J. nach Paris, wo er sich der Baukunst widmete. Nach seiner Rückkehr trat er in die Militärschule zu München, wo er 1776 den österr. General Kaunitz kennen lernte, der ihm eine Lieutenantsstelle in seinem Infanterieregimente verlieh. Nach dem Feldzuge von 1778 stand K. in Luxemburg, nahm aber 1783, da er keine Aussicht auf Beförderung hatte, den Abschied und kehrte in das Elsaß zurück. Er wurde nun Bauinspector zu Belfort, trat aber beim Ausbruch des Revolutionskriegs 1792 unter die Freiwilligen vom Oberrhein und wurde Chef eines Bataillons, das nach Mainz rückte. Während der Vertheidigung 1793 entwickelte er als Generaladjutant außerordentliche Thätigkeit. Gleich den übrigen Oberoffizieren gerieth auch er nach der Capitulation (22. Juli) in Untersuchung, wobei er den Muth hatte, das Verhalten Custine's (s. d.) zu vertheidigen. Zum Brigadegeneral erhoben, kämpfte er hierauf in der Vendée, wo er nach der Schlacht von Cholet den Grad eines Divisionsgenerals erhielt. Weil er sich aber mit Freimuth gegen die Blutbefehle erhob und den Bürgerkrieg durch milde Behandlung der Royalisten beizulegen trachtete, erregte er Verdacht und wurde abberufen, um 1794 eine Division in der Nordarmee zu übernehmen. Er stand dann unter Jourdan und nahm an der Schlacht von Fleurus (26. Juni) Antheil, worauf er Mastricht eroberte und danach bis Sept. 1795 die Leitung der Belagerung von Mainz übernahm. Später führte er in den Feldzügen von 1795 und 1796 Jourdan's linken Flügel. Mit der Directorialregierung zerfallen, verließ er die Armee und lebte zu Chaillot bei Paris. General Bonaparte bestimmte ihn jedoch zur Theilnahme am Zuge nach Aegypten. Bei der Einnahme von Alexandria wurde K. am Kopfe gefährlich verwundet. Nach der Genesung begleitete er Bonaparte nach Syrien, nahm mit seiner Division Jaffa und Gaza und gewann die Schlacht am Berge Tabor und übernahm bei Bonaparte's Abreise 1799 den Oberbefehl. Da es nicht möglich schien, Aegypten zu behaupten, schloß K. mit dem brit. Commodore Sidney Smith eine Convention, nach welcher die franz. Truppen freie Ueberfahrt mit Waffen und Gepäck erhalten sollten. Als aber der brit. Admiral Keith diesen Vertrag verwarf, faßte K. den kühnen Entschluß, das Land aufs neue zu unterwerfen. Er zertrümmerte mit seiner geringen Macht die ganze türk. Armee 20. März 1800 bei Heliopolis, unterwarf das empörte Kairo und war in kurzer Zeit wieder Herr von ganz Aegypten. Er wurde jedoch 14. Juni 1800 zu Kairo von einem fanatischen Türken ermordet. Ludwig XVIII. ließ K. zu Straßburg ein Denkmal errichten. Vgl. Ernouf, «Le général K.» (Par. 1867); Pajol, «K., sa vie, sa correspondance» (Par. 1877).

Klee. Unter diesem Namen versteht die Volkssprache im weitern Sinne alle krautartigen Schmetterlingsblütler, welche gedreite Blätter und kopf- oder ährenförmig angeordnete Blüten haben, im engern Sinne jedoch den **Kopfklee** (Trifolium L.), welche Gattung sich durch die wegen Verwachsung ihrer Blätter in eine Röhre auch nach dem Verblühen stehenbleibende, trocken werdende Schmetterlingsblume, die mehr oder minder an die Blumenkrone angewachsenen Staubgefäße und durch die kleinen und wenigsamigen, unter der verwelkten Blumenkrone versteckten Hülsen von den nächstverwandten Kleegattungen, Schneckenklee und Steinklee

Digitized by Google

(Medicago und Melilotus), unterſcheidet. Die für die Landwirthſchaft wichtigſte unter den Kleearten iſt der Wieſenklee (T. pratense L.), auch ſpaniſcher, brabanter, türkiſcher oder gemeiner rother K. genannt, welcher in ganz Europa auf Wieſen und Grasplätzen wild wächſt und auf Feldern im großen angebaut wird. Er iſt nur zweijährig, hat purpurrothe, ſeltener fleiſchrothe oder weiße Blütenköpfe, eine flaumige Kelchröhre, und die Nebenblätter laufen plötzlich in eine grannige Spitze aus. Der Kleebau wurde zuerſt aus den Niederlanden durch Auswanderer zu Herzog Alba's Zeiten an die Ufer des Rheins gebracht, wo er jedoch ſehr bald wieder einging. Erſt in den Kriegen Oeſterreichs gegen Frankreich wurde er wieder nach Oeſterreich und Schleſien verpflanzt, aber nur hier und da betrieben, bis ihm Schubart von Kleefeld (ſ. d.) eine allgemeine Verbreitung verſchaffte, wodurch die Landwirthſchaft eine ganz neue Geſtalt, eine Stütze und ſichere Haltung erhielt, welche ihr vorher fehlte. Durch den Kleebau wurde die reine Brache und der Weidegang des Rindviehs verdrängt und ſtatt des letztern Sommerſtallfütterung eingeführt, was zur Veredlung des Viehs ſehr viel beitrug. Es ward ferner durch die Erzeugung vielen und guten Futters und durch Vermehrung des Nutzviehs der Dünger vermehrt und verbeſſert und der Landwirth in den Stand geſetzt, mehr Getreide und andere Feldgewächſe zu erbauen, abgeſehen davon, daß der K. ſchon durch Beſchattung und Reinhaltung des Bodens ſowie durch ſeine vielen Rückſtände an Wurzeln und Stoppeln dem Acker weſentliche Dienſte leiſtet. Es ward außerdem durch den Kleebau ermöglicht, ſchlechte Wieſen in Feld oder Wald umzuwandeln und auch da einen vollkommenen Ackerbau zu treiben, wo natürliche Wieſen fehlen. Am häufigſten wird nun eben dazu der Wieſen- oder brabanter K. angebaut, weil er den Feldbau am meiſten belebt und im raſchen Umſchwunge erhält. Bedeutend ſind die Summen, welche aus der Zucht von Kleeſamen gewonnen werden. Im ſandigen und trockenen Boden gedeiht der brabanter K. gar nicht; ebenſo mißräth er in trockenen Jahren völlig. Deshalb verdient der mittlere K. (T. medium L.), welcher in England ſehr geſchätzt iſt, auch in Deutſchland als Nutzpflanze aufgenommen zu werden, zumal er ſich in mehrern Stücken vor dem brabanter K. vortheilhaft auszeichnet. Er gedeiht nämlich in trockenem, ſelbſt ſandigem Boden, iſt dabei ausdauernd, hat tiefgehende Wurzeln und leidet deshalb auch durch trockene Witterung nicht Schaden. Man kann ihn eine Reihe von Jahren auf demſelben Felde belaſſen, bis er anfängt, leere Stellen zu zeigen. Wird er dann umgepflügt, ſo hinterläßt er einen durch ſeine zahlreichen tiefen Wurzeln ſehr verbeſſerten Boden. Auch ſoll bei der Fütterung mit dieſem K. das Aufblähen des Rindviehs nicht eintreten. Der mittlere K. iſt dem brabanter K. ſehr ähnlich, aber bei genauerer Betrachtung leicht durch die ganz kahle Kelchröhre und durch das breitere, lanzettartige, krautige, allmählich ſpitz zulaufende Ende der Nebenblätter zu unterſcheiden. Die Stengel ſind etwas härter als bei dem brabanter K. Er wächſt in Europa auf trockenen Wieſen, an Waldrändern u. ſ. w. Außerdem wird der kriechende K. (T. repens L.), gewöhnlich weißer oder Weidеklee genannt, im großen als gutes Schaffutter angebaut. Dieſer beſitzt einen kriechenden Stengel und weiße Blütenköpfe mit geſtielten Blüten, welche angenehm, jedoch ſchwach honigartig riechen; er liefert ein vortreffliches Weidefutter und bildet als ſolches gewöhnlich die Grundlage der Koppelwirthſchaft. Desgleichen wird der nur einjährige ſchönrothe oder Incarnatklee (T. incarnatum L.) beſonders in Frankreich und Nordſpanien, neuerdings auch in Deutſchland als willkommenes Zwiſchenfutter in vielen Gegenden angebaut. Für ſehr naſſe, ſumpfige Wieſen iſt der Anbau des Baſtardklees (T. hybridum L.) wichtig, der ausdauernd iſt und größere Feuchtigkeit gut aushält. Der auf Feldern gemeine Ackerklee oder das Haſenpfötchen (T. arvense L.), mit ſehr zottigen, kurzen Aehren und äußerſt kleinen Blumen, wird als Hausmittel gegen Diarrhöe gebraucht. Auch der Goldklee oder Hopfenklee (T. agrarium L.), mit ſchönen gelben Blütenköpfen, aufrechtem Stengel und länglich-lanzettigen Nebenblättern, gibt ein gutes Futterkraut ab und wird auf ſandigem Boden zuweilen als Nebenſaat gebaut. Der 30—60 Ctmt. hohe rothe K. oder rothe Aehrenklee (T. rubens L.), der Bergklee (T. montanum L.), der Erdbeerklee (T. fragiferum L.), der braune K. (T. spadiceum L.) und andere werden nicht im großen cultivirt.

Kleie iſt die äußere Hülle der Getreidekörner, die gewöhnlich beim Mahlproceß durch das Beuteln von dem Mehl getrennt wird. Obgleich der Zellwandſtoff (Celluloſe) für Menſchen und Thiere minder verdaulich iſt, ſo enthält doch die K. den nahrhafteſten Beſtandtheil des Getreidekorns, nämlich den Kleber (ſ. d.), die äußerſte Schicht des Albumins, in reichlichſter Menge und auf der innern Seite eine nicht unbedeutende Menge an Mehl, welche 10—25 Proc. des rohen Mehls betragen kann. Durch die Ausſcheidung der K. verliert daher das Mehl ein beträchtliches Quantum ſeiner Nährſtoffe. Der franz. Chemiker Millon behauptet,

es sei ein Verlust, die K. nicht mit dem Brote zu vermischen, sondern zu verfüttern, und es könnten durch ihre Belassung im Mehle große Quantitäten eines vortrefflichen Nahrungsmittels ohne alle Unkosten erhalten werden. Diese Behauptung ist aber insofern nicht gerechtfertigt, da es keine Ersparniß ist, wenn ein für den Menschen schwerverdaulicher Stoff dem Thiere entzogen wird, das ihn in Fleisch, Milch u. s. w. verwandelt, während es dann nothwendig wäre, die K. durch Futterkräuter u. s. w. zu ersetzen. Uebrigens wird in vielen Gegenden Europas von der Landbevölkerung nur Kleienbrot (s. Pumpernickel) gegessen, wie denn auch in jedem Schwarzbrot die K. wenigstens nicht völlig ausgeschieden ist. Das sog. Grahambrot, von Liebig empfohlen, ist ein Kleienbrot, ohne Gärmittel hergestellt, bei dessen Zubereitung die Löslichkeit des Kleberstoffs durch Behandlung mit Salzsäure und nachmals mit kohlensaurem Natron erzielt werden kann. Es wird dadurch leicht verdaulich, daher den Magenkranken empfohlen. Als Viehfutter hat die K. bedeutenden Werth. Sie enthält von Weizen in 1000 Theilen 135 Wasser, 22,4 Stickstoff, 53,5 Asche, darin 14,3 Kali, 0,2 Natron, 1,7 Kalk, 8,8 Magnesia, 27,3 Phosphorsäure, 0,1 Schwefelsäure, 0,5 Kieselsäure.

Klein (Bernhard), ausgezeichneter Componist, geb. zu Köln 6. März 1793, zeigte früh hervorragende musikalische Begabung, sodaß einige wohlhabende Kunstfreunde ihm 1812 die Mittel zu einer Ausbildungsreise nach Paris gewährten. Hier arbeitete er sechs Monate unter Cherubini's Anleitung mit großem Fleiße. Nach seiner Rückkehr nach Köln wurde ihm die Leitung der musikalischen Aufführungen im Dome sowie des damit verbundenen Musikinstituts übertragen. In diesem Verhältniß blieb er bis 1819, wo er auf Regierungskosten nach Berlin gesandt wurde, um die dortigen Musikanstalten kennen zu lernen. Hier nahm er eine Lehrerstelle für Harmonie und Contrapunkt bei dem neugegründeten königl. Institut für Kirchenmusik an, bald darauf die eines Musikdirectors und Gesanglehrers an der Universität. Seitdem erwarb er sich als Componist und Lehrer einen immer ausgebreitetern Ruf. Doch starb er schon in der Blüte seines Wirkens 9. Sept. 1832. Die hervorragendsten von K.'s Werken sind: die Oper «Dido» (Text von Rellstab, 1823 zuerst in Berlin aufgeführt); die Oratorien «Hiob», «Jephtha», «David»; eine Messe in D, ein großes sechsstimmiges Magnificat, ein achtstimmiges Paternoster, acht Hefte Psalmen, Motetten u. s. w. für Männerchor; ferner sechsstimmige Responsorien, verschiedene Klaviersonaten, Lieder und Gesänge. Diese Werke verbinden mit Adel und Gehobenheit der künstlerischen Anschauung und Auffassung freie Beherrschung und wissenschaftliche Vollendung auch der schwierigsten musikalischen Formen.

Klein (Joh. Adam), Maler und Radirer, geb. zu Nürnberg 24. Nov. 1792, kam 1805 zu dem Kupferstecher Ambr. Gabler in die Lehre und bildete sich dann 1811—15 in Wien und auf Wanderungen durch Steiermark, Ungarn und die Donaugegenden selbstständig weiter aus. Die malerischen Costüme des Volks in jenen Ländern und die vielen durchmarschirenden fremden Truppen regten ihn zu zahlreichen Studien an. Nach Nürnberg zurückgekehrt, widmete er sich auch der Oelmalerei. Nach einem Besuch der Rhein-, Main- und Neckarländer, welche damals ebenfalls militärisch sehr belebt waren, lebte er 1816—19 wieder in Wien und besuchte dann Italien, wo er mit Erhard, Koch und andern Künstlern in innigem Verhältniß stand. Im J. 1822 nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er bis 1839 in Nürnberg und siedelte dann nach München über, wo er 21. Mai 1875 starb. K.'s Darstellungen sind sehr lebendig und in jeder Beziehung treu und wahr. Das Vorzüglichste leistete er in der Darstellung von Thieren, besonders Pferden; daneben wußte er aber auch das niedere Volk und Militär trefflich zu charakterisiren, sowie Architektur und Landschaft getreu wiederzugeben. Seine Größe besteht in Zeichnungen und Radirungen, deren er sehr viele hinterlassen hat. Seinen Gemälden dagegen fehlt es an Durchsichtigkeit der Farben und an malerischer Wirkung. Vgl. Jahn, «Das Werk von Johann Adam K., Maler und Kupferätzer» (Münch. 1863).

Klein (Jul. Leop.), namhafter dramatischer Dichter und Literarhistoriker, geb. 1804 zu Miskolcz in Ungarn von israel. Aeltern, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Pest, lag zu Wien und seit 1830 zu Berlin dem Studium der Medicin ob, unternahm dann eine längere Reise nach Italien und Griechenland und widmete sich nach der Rückkehr zu Berlin, wo er seinen dauernden Aufenthalt nahm, literarischer Thätigkeit. Von seinen dramatischen Dichtungen, welche er hier schuf, sind zu nennen: die histor. Tragödien «Maria von Medici» (1841), «Ruines» (1842), «Zenobia» (1847), «Moreto» (1859), «Maria» (1860), «Strafford» (1862) und «Heliodora» (1867); ferner die Lustspiele «Die Herzogin» (1848), «Ein Schützling» (1850) und «Voltaire» (1862). In diesen dramatischen Productionen, von denen die meisten wegen ihrer die Bedingungen der Bühne nicht berücksichtigenden Composition gar

Digitized by Google

nicht zur Aufführung gelangten, zeigt sich K. in Bezug auf die Kraft der Charakteristik und den Glanz der Diction als bewußten Nachahmer Shakspeare's, verfällt aber oft ins Bizarre und Unklare. Eine Sammlung seiner Dramen erschien in sieben Bänden (Lpz. 1871—72). Bei weitem bekannter jedoch hat sich K. durch sein umfassendes literarhistor. Werk «Geschichte des Dramas» (12 Bde., Lpz. 1865—76) gemacht, in welchem er die Geschichte der dramatischen Poesie aller Völker mit einer außerordentlichen Belesenheit, aber in einer das Verständniß oft erschwerenden Form darstellt. K. starb im jüd. Krankenhause zu Berlin 2. Aug. 1876. Vgl. Gottschall, «Julius Leopold K. Ein Essay» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1876, 2. Hälfte).

Kleinasien (Asia minor der Alten), jetzt Natolien (s. d.), in der mercantilischen Sprache der Europäer die Levante im engern Sinne, eine große und schöne Halbinsel, erstreckt sich von dem Rumpf des Erdtheils Asien westwärts vom Euphrat und dem Hochland von Armenien bis an das Aegäische Meer und bis an die Propontis oder das Marmarameer, Konstantinopel gegenüber, und vom Pontus oder dem Schwarzen Meere südwärts bis zu dem östl. Mittelmeer und zu den cilicischen Pässen, der Pforte Syriens. Eine einheitliche Geschichte hat K. mit Ausnahme der kurzen Herrschaft des lydischen Königs Kröfus (563—549 v. Chr.) nie gehabt. Unter pers., hellen., röm., byzant. Herrschaft zerfiel die im Innern von zahlreichen semit. und indogerman. Stämmen, an der Küste, namentlich auf der Westseite, von Griechen besetzte Halbinsel immer in mehrere scharf geschiedene Provinzen. In der byzant. Zeit ganz und gar griechisch geworden, hat sie seit Ende des 12. Jahrh. n. Chr. mit Ausnahme des Westrandes allmählich den türk. Charakter angenommen, den sie jetzt trägt. Vgl. außer den Werken von Leake (s. d.), Prokesch (s. d.) und Kiepert (s. d.) besonders Hamilton, «Researches in Asia minor» (2 Bde., Lond. 1842); Tchihatcheff, «Asie mineure» (3 Bde., Par. 1853—60); van Lennep, «Travels in little-known parts of Asia minor» (2 Bde., Lond. 1870); Curtius, «Beiträge zur Geschichte und Topographie K.s» (Berl. 1872).

Kleingewerbe, s. Gewerbe.

Kleinkinderschulen, s. Kinderbewahranstalten.

Kleinmeister. Unter diesem, übrigens wenig passenden Namen bezeichnet man kunstgeschichtlich eine Gruppe deutscher Künstler des 16. Jahrh., welche als Nachfolger Dürer's oder doch größtentheils auf der Basis der von diesem großen Meister ins Leben gerufenen Richtung arbeiteten. Das Wort soll insbesondere ihre specielle Richtung und Technik andeuten, indem die meisten von ihnen als Kupferstecher Blättchen von ganz kleinem Format herausgaben. Es finden sich indeß auch Malerwerke unter ihren Leistungen, andererseits sind Zeichnungen von ihnen im Holzschnitt vorhanden. Man rechnet zu den K.: Heinrich Aldegrever (s. d.), Albrecht Altdorfer (s. d.), Barthel Beham (s. d.), Hans Sebald Beham, an welche sich vielfach verwandt dann Georg Pencz, Virgil Solis, Peter Flötner, Jost Amman in erweitertem Genre anschließen, ohne eigentlich mehr zu den K. zu zählen. Die Bedeutung dieser phantasiereich und geschmackvoll erfindenden Künstler liegt besonders in ihrem Einfluß auf das Kunstgewerbe, dessen prächtige Beschaffenheit während der deutschen Renaissance wesentlich auf ihren zahlreichen Entwürfen beruht, weshalb auch das heutige, neuerwachte Kunstgewerbe in Deutschland ihre Schöpfungen mit großem Erfolge zum Vorbilde genommen hat.

Kleinpolen, s. Großpolen.

Kleinrußland, auch wol Ukraine (s. d.) im weitern Sinne genannt, heißt im Gegensatze zu Großrußland ein Landstrich im Süden des europ. Rußland, von Großrußland, den poln. Provinzen und Südrußland umgeben, der aus den vier Gouvernements Kiew, Charkow, Tschernigow und Pultawa besteht, 207,780 QKilom. mit (1871) 7,889,451 E. umfaßt und zu den bevölkertsten Ländern Rußlands gehört. Auch ist K. eins der gesegnetsten und fruchtbarsten Länder und die eigentliche Kornkammer des Reichs. Wohlhabenheit, eine Folge der Ergiebigkeit des Bodens und der industriellen Thätigkeit der Bewohner, ist hier überall ersichtlich. Lange Zeit war hier der Hauptsitz des Russischen Reichs, und schon der nowgorodische Großfürst Oleg verlegte 882 den Herrschersitz von Großnowgorod nach Kiew, von wo er infolge des Eindringens der Tataren, seit 1238, nach Moskau verlegt wurde. K. blieb in den Händen der Tataren, bis 1320 der Großfürst von Litauen, Gedimin, das Reich eroberte, welches nun unter litauische und dann unter poln. Herrschaft kam, als 1386 unter den Jagellonen Litauen mit Polen vereinigt wurde. Unzufrieden damit, begab sich ein Theil der Bevölkerung namentlich in die Provinzen jenseit des Dnjepr, wo er ein freies, unherschweifendes Leben führte, sich jedoch 1654 dem russ. Scepter unterwarf. In den J. 1667 und 1686 traten die poln. Könige diesen Theil von K., der nun die Russische Ukraine, d. i. das russ. Grenzland, genannt

Digitized by Google

wurde, den Russen ab, und 1781 und 1782 bildeten diese hieraus die drei Gouvernements Kiew, Tschernigow und Nowgorod-Sewerskoi, welches letztere später den Namen Pultawa erhielt. Die Stadt Kiew selbst aber gehörte noch den Polen und galt als die Hauptstadt der westwärts vom Dnjepr gelegenen Polnischen Ukraine, die auch Stücke Podoliens in sich begriff. Erst bei der zweiten Theilung Polens 1793 kam auch dieser Theil K.s an Rußland, worauf 1796 ein neues Gouvernement Kiew gebildet wurde. Bevor noch diese Vereinigung der russ. mit der poln. Ukraine stattgefunden hatte, war auch die sog. Slobodische Ukraine, das heutige Gouvernement Charkow, durch Einwanderung vieler Kosakenfamilien aus den beiden Ukrainen entstanden. Die Bevölkerung besteht meist aus Kleinrussen (Maloross), die sich gern Kosaken, d. i. in tatar. Sprache Krieger, nennen, und die nur ein Nebenstamm des großruss. Volks sind. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur griech.-russ. Kirche.

Kleist (Ewald Christian von), der Dichter des «Frühling», geb. 3. März 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern, besuchte die Jesuitenschule zu Cron in Großpolen, dann das Gymnasium zu Danzig und studirte seit 1731 in Königsberg die Rechte nebst Philosophie und Mathematik. Hierauf reiste er zu Verwandten nach Dänemark und ward 1736 dän. Offizier. Von Friedrich II. 1740 reclamirt, mußte er in preuß. Dienste treten und wurde Lieutenant bei des Prinzen Heinrich Regiment in Potsdam, wo er 1743 Gleim kennen lernte, durch dessen Anregung er zum dichterischen Produciren bestimmt und angetrieben wurde. Im ersten Schlesischen Kriege zeichnete er sich in der Schlacht von Mollwitz und bei der Belagerung von Neisse vortheilhaft aus. Im J. 1749 wurde er Stabskapitän, 1751 Hauptmann und 1757 als Major zu dem Hausen'schen Regiment versetzt. In der Schlacht bei Kunersdorf 12. Aug. 1759 wurde ihm bei dem heldenmüthigen Angriffe auf eine feindliche Batterie durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert. Erst des andern Tags ließ ihn ein russ. Offizier nach Frankfurt a. O. bringen, wo er 24. Aug. starb. Sein Begräbniß, bei welchem ein russ. Offizier den eigenen Degen auf seinen Sarg legte, hat Schiller in der Erzählung des schwed. Hauptmanns vom Begräbniß des Max Piccolomini in «Wallenstein's Tod» verherrlicht. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, noch dazu von einem unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück als K.'s «Frühling», der, zuerst 1749 blos für die Freunde des Verfassers gedruckt, sodann viele Auflagen erlebte. Zwar herrscht in diesem Gedicht kein durchgehender bedeutender Gedanke vor, vielmehr sind nur einzelne Bilder aneinandergereiht, aber die Natur ist darin meistens in sehr einfacher Weise und mit wahrhaft dichterischem Sinne geschildert. Auch seine andern Gedichte (Oden, Elegien, Lieder, Idyllen, Erzählungen und ein kleines Epos «Cissides und Paches») zeichnen sich durch wahre Empfindung, Objectivität und eine einfache und correcte Sprache aus. Nachdem K. selbst 1756 eine erste und 1758 eine zweite Sammlung seiner «Gedichte» in Berlin hatte erscheinen lassen, besorgte nach seinem Tode sein Freund Ramler eine Ausgabe der «Sämmtlichen Werke» (2 Bde., Berl. 1760 u. öfter). Später gab sie Körte angeblich nach den Originalmanuscripten, aber mit Beibehaltung Ramler'scher Aenderungen und mit K.'s Leben heraus (2 Bde., Berl. 1803; 5. Aufl. 1853).

Kleist (Heinr. Bernt Wilh. von), deutscher Dichter, geb. 18. Oct. 1777 (nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, 10. Oct. 1776) zu Frankfurt a. O., machte als Junker im preuß. Kriegsdienste 1795 den Feldzug am Rhein mit, nahm aber als Secondelieutenant seinen Abschied und studirte von Ostern 1799 bis Sommer 1800 in seiner Vaterstadt Philosophie und Mathematik. Im J. 1800 arbeitete er einige Zeit im Finanzdepartement zu Berlin. Nachdem er dann seinen Aufenthalt vielfach gewechselt hatte und während dieser Zeit zuerst als Dichter aufgetreten war, trat er 1804 wieder in den preuß. Staatsdienst und ward als Diätär bei der Domänenkammer nach Königsberg versetzt, gab aber schon 1806 diese Stellung auf, um sich nun ganz der Dichtkunst zu weihen. Auf der Reise von Königsberg nach Dresden wurde er 1807 zu Berlin von den Franzosen zum Kriegsgefangenen erklärt, nach Frankreich geschafft und dort mehrere Monate lang gefangen gehalten. Nach seiner Freilassung begab er sich nach Dresden, wo er in Gemeinschaft mit Adam Müller (s. d.) das Journal «Phöbus» (1808) herausgab. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich eilte K., voll Hoffnung auf die endliche Befreiung des Vaterlandes, nach Prag und war im Begriff, nach Wien zu gehen, als der Friede alle seine patriotischen Hoffnungen und seine persönlichen Aussichten zerstörte. K. ging jetzt nach Berlin. Hier lernte er eine hochbegabte, aber körperlich und geistig kranke Frau, Henriette Adolfine Vogel, kennen, zu welcher ihn die Sympathie ihrer trüben Stimmungen und gemeinsame Liebe zur Musik in ein näheres, aber leidenschaftsloses Verhältniß brachte, und welche ihm in einem aufgeregten Momente das Gelübde abnahm, ihr

Digitized by Google

einen Dienst zu leisten, sobald sie ihn fordern werde. Kurz darauf forderte sie ihn auf, sie zu tödten. K., schon längst an sich und dem Vaterland verzweifelnd und in höchst gedrückter äußerer Lage, erschoß 21. Nov. 1811 am Wansee bei Potsdam erst die Freundin und dann sich. K.'s reiche dichterische Begabung, vielfach mit den Grundrichtungen der romantischen Dichterschule zusammenfallend, war gestört durch eine übermäßige Reizbarkeit und Neigung zu selbstquälerischem Grübeln und Grollen. Dennoch gehören seine vollendeten Arbeiten zu den werthvollsten der Neuzeit. Wirkliche Gestaltungskraft, feste sichere Zeichnung und lebensvolle Ausführung bleiben der große Vorzug seiner Dichtung. Seine Trauerspiele sind «Die Familie Schroffenstein» (Zür. 1803) und «Penthesilea» (Tüb. 1808), die Lustspiele «Amphitryon» (nach Molière, Dresd. 1807) und «Der zerbrochene Krug» (Berl. 1811) und die Schauspiele «Käthchen von Heilbronn» (Berl. 1810), «Die Hermannsschlacht» und «Der Prinz von Homburg»; die beiden letztgenannten, seine vollendetsten Dramen, wurden erst 1821 von Tieck in K.'s «Hinterlassenen Schriften» bekannt gemacht. Seine «Erzählungen» (2 Bde., Berl. 1810, 1811), unter denen sich namentlich «Michael Kohlhaas» (neuere Ausgabe mit Zeichnungen von Thumann, Berl. 1870) als ein Meisterstück auszeichnet, bekunden ein überaus reiches novellistisches Talent, wenn auch sie ebenso wol wie seine Dramen hier und da krankhaft gefärbt sind. Weniger bedeutend ist K. als Lyriker, doch sind einige seiner patriotischen Gedichte trefflich. Seine «Gesammelten Schriften» gaben Tieck (3 Bde., Berl. 1826), Julian Schmidt (Berl. 1859 fg.; neuere Ausg., 3 Bde., 1874) und Heinrich Kurz (2 Bde., Hildburgh. 1868) heraus. Hierzu kommen noch Köpke, «Heinrich von K.'s politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken» (Berl. 1862) und Köhler, «Zu Heinrich von K.'s Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen L. Tieck's und J. Schmidt's zusammengestellt» (Weim. 1862). «Ausgewählte Dramen» von K. gab Siegen heraus (Bd. 41 u. 42 der «Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur», Lpz. 1877). Briefe K.'s wurden herausgegeben von E. von Bülow («Heinrich von K.'s Leben und Briefe», Berl. 1848) und von Koberstein («Heinrich von K.'s Briefe an seine Schwester Ulrike», Berl. 1860). Vgl. Wilbrandt, «Heinrich von K.» (Nördl. 1863).

Kleist von Nollendorf (Friedr. Heinr. Ferd. Emil, Graf), preuß. General, geb. 9. April 1762 zu Berlin, wurde 1774 Page am Hofe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1778 Infanterieoffizier im Regiment von Bülow, mit welchem er am Bairischen Erbfolgekriege theilnahm. Er wurde später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, 1790 im Generalstabe angestellt, in welchem er als Hauptmann die Rheinfeldzüge mitmachte. Nachdem er einige Jahre lang ein Grenadierbataillon befehligt, war er 1803—7 vortragender Generaladjutant des Königs. Nach der Schlacht bei Auerstädt wurde er an Napoleon geschickt, um auf dessen Friedensvorschläge Entgegnungen zu überbringen. Ende 1808 erhielt er als Generalmajor das Commando der niederschles. Brigade in Frankfurt a. O. und 1809 die Commandantur von Berlin. Im Kriege gegen Rußland 1812 befehligte er die Infanterie des preuß. Hülfscorps unter York und bei Beginn des Feldzugs gegen Frankreich 1813 als Generallieutenant ein preuß.-russ. Corps, mit welchem er in der Nacht zum 17. April bei einem Versuche gegen Wittenberg ein rühmliches Gefecht bestand. Als das verbündete Heer bei Dresden die Elbe überschritten hatte, besetzte er den Saalübergang bei Halle. Er behauptete sich hier 28. April, zog sich aber am folgenden Tage über Schkeuditz zurück. Bei Bautzen vertheidigte er 20. Mai mit geringen Kräften den Spreeübergang bei Burg so lange, bis Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte. Als preuß. Bevollmächtigter schloß er sodann 4. Juni den Waffenstillstand zu Poischwitz ab. Nach Ablauf desselben befehligte K. das 2. preuß. Armeecorps, welches zum Hauptheere der Verbündeten in Böhmen stieß. In der Schlacht bei Dresden führte er die zweite Angriffscolonne. Auf dem Rückzuge marschirte er über den Kamm des Gebirgs nach Nollendorf in den Rücken Vandamme's und entschied 30. Aug. durch seinen Angriff die Schlacht bei Kulm, welche Böhmen und einen großen Theil des verbündeten Heers rettete. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er mit Glück auf dem linken Flügel des großen Heers bei Markkleeberg. Dann blokirte er mit seinem Corps Erfurt, und als die franz. Besatzung sich in die Citadellen zurückgezogen hatte, folgte er dem Heere nach Frankreich, wo er bei Etoges 14. Febr. 1814 unter Blücher mitkämpfte. Der Sieg bei Laon 9. März wurde vornehmlich durch seinen und des Generals York Entschluß, den Feind am Abend zu überfallen, errungen. Nachdem die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den franz. Thron ausgesprochen war, wurde K. namens der verbündeten Monarchen an Ludwig XVIII. nach England gesendet. Der König ernannte ihn zum General der Infanterie und erhob ihn 3. Juni 1814, mit einer Dotation (Domäne Stötterlingenburg bei Halberstadt), unter dem Namen K. von Nollendorf in den Grafenstand.

Digitized by Google

Später erhielt er das Generalcommando der Provinz Sachsen. Im J. 1821 zum Feldmarschall ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb 17. Febr. 1823 zu Berlin.

Kleist-Retzow (Hans Hugo von), einer der polit. Führer der altconservativen Partei in Preußen, geb. zu Kieckow bei Groß-Tychow in Pommern 25. Nov. 1814, erhielt seine Vorbildung in Schulpforta und widmete sich dann zu Göttingen und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er beim Stadtgericht zu Berlin und beim Appellationsgericht zu Frankfurt a. O. im praktischen juristi. Dienst fungirt hatte, wurde er 1844 zum Landrath des Belgarder Kreises und 1851 zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannt, aus welcher Stellung er jedoch 1858 schied. K.'s politische Bedeutung besteht in seiner langjährigen Führerschaft der streng conservativen Partei in Preußen, an deren Spitze nach Stahl's Tode er bei allen Wandlungen der preuß. Geschichte bisher verblieb. K. vertritt die conservativen Principien in Staat und Kirche mit Entschiedenheit und bedeutender Rednergabe. Seine parlamentarische Wirksamkeit begann 1849 als Mitglied des Abgeordnetenhauses, dem er bis 1852 angehörte; auch war er 1850 Mitglied des Staatenhauses in Erfurt. Seit 1858 vertritt er die Familie von Kleist auf Präsentation derselben im preuß. Herrenhause, wo er einer der Führer der Rechten ist. In den Deutschen Reichstag wurde er 1877 vom Kreise Herford-Halle gewählt. Im J. 1875 gehörte er der außerordentlichen Generalsynode an.

Kleister ist im technolog. Sinne ein aus Stärke oder Mehl gekochter Stärkekitt, welcher namentlich bei den Buchbinder- und Portefeuillearbeiten und überhaupt beim Zusammenleimen und Kleistern von Papier und Pappe verwendet wird. Erwärmt man Stärkemehl mit der 12—15fachen Wassermenge bis auf 55° C., so findet keine sichtbare Veränderung der Stärke statt, bei einer Temperatur von 55—58° beginnen die Stärkekörner aufzuschwellen, und bei etwas höherer Temperatur verdickt sich die Flüssigkeit (bei Kartoffelstärke bei 62,5°, bei Weizenstärke bei 67,5°) und bildet dann den K., dessen Consistenz bei 100° noch zunimmt. Die Kleisterbildung geht vor sich durch Platzen der Schichten der Stärkekörner und durch Wasseraufnahme der schwammigen Masse. Der K. enthält keine Stärke gelöst; auf Fließpapier gebracht oder durch Frostkälte kann man demselben das Wasser entziehen. Die Verkleisterung der Stärkekörner wird durch die Anwendung gespannter Wasserdämpfe befördert (darauf beruht der von Hollefreund in die Branntweinbrennerei eingeführte Vacuum-Maischapparat). Der K. wird am besten bereitet, indem man Stärkemehl (Weizen-, Reis- oder Maisstärke) mit kaltem Wasser zu einem nicht zu dicken Brei so lange anreibt, bis keine Klümpchen mehr wahrzunehmen sind, und dann siedendes Wasser in einem dünnen Strahle so lange unter raschem Umrühren zusetzt, bis die Kleisterbildung beginnt, was man an dem Durchsichtigwerden wahrnimmt, und endlich den Rest des erforderlichen Wassers schnell zugießt. Kochen der fertigen Masse ist nachtheilig und gibt einen K., der leicht abspringt. Von größerer Bindekraft als der aus Stärkemehl bereitete K. ist der aus Roggenmehl hergestellte, wovon der Grund im Klebergehalte des letztern zu suchen ist. Leider ist dieser K. nicht weiß, sondern grau bis graubraun. Um den K. haltbarer zu machen, löst man in dem Wasser, welches zur Kleisterbildung dient, etwas Alaun oder ein wenig Salicylsäure. Statt des Wassers kann das Anbrühen des Mehls auch mit siedendem Leimwasser geschehen, wodurch die Klebkraft des K. befördert wird.

Kleist'sche Flasche, auch Leidener Verstärkungs- oder Condensationsflasche, heißt ein elektrischer Apparat, der in einem Glasgefäß von der Form einer kurzhalsigen Flasche oder eines cylindrischen Glasbechers besteht, dessen innere und äußere Fläche bis zu einem gewissen Abstande vom obern Rande mit Zinnfolie (Stanniol) beklebt ist. Ist der Flaschenhals eng, so wird die innere Belegung dadurch ersetzt, daß man die Flasche bis zur erforderlichen Höhe mit metallischen Feilspänen füllt oder auch diese Feilspäne blos an den innern, mit Gummiwasser benetzten Wänden anhaften läßt. Zur bessern Isolirung pflegt man den unbelegten Rand des Glases mit Siegellack, welcher im stärksten Weingeist aufgelöst worden ist, zu überziehen. Aus der Flasche ragt mehrere Centimeter weit ein in einer Kugel endigender Messingstab heraus, dessen unteres Ende mit der innern Metallbelegung der Flasche in leitender Verbindung steht. Setzt man die eine, z. B. die äußere Metallbelegung mit dem Fußboden durch einen Draht in leitende Verbindung, so ist die andere fähig, sehr viele Elektricität aufzunehmen. Wenn man dann die abgeleitete Belegung mit der einen Hand berührt, während man die andere Hand der andern Belegung nähert, so springt mit einem Knall ein glänzender Funke über, und man erhält eine Erschütterung in den Gelenken der Hände und Arme, die sich bei größerer Intensität bis in die Brust erstreckt. Das Elektrisiren der Flasche nennt man ihre Ladung, das Fortnehmen ihrer Elektricität ihre Entladung. Statt der Hände pflegt man sich

Digitized by Google

zum Entladen eines in kugelförmigen Knöpfen endenden, in der Mitte mit Charnier versehenen Messingdrahts, eines sog. Ausladers, zu bedienen. Die Erscheinungen, welche die Flasche darbietet, wurden vom Domdechanten Ewald Georg von Kleist (gest. 11. Dec. 1748) zu Kamin in Pommern 1745 entdeckt, als er Wasser in einem Glase elektrisiren wollte, und darauf von Muschenbroeck in Leiden wiederholt beobachtet und untersucht. Eine Vereinigung von mehrern Flaschen zur Verstärkung ihrer Wirkung nennt man auch eine elektrische Batterie (s. d.).

Kiek, kleine, schmale, aber tiefe Bucht an der Ostküste des Adriatischen Meers, mit Ausschluß einer einzigen Windrichtung (Nordwest) wohl beschützt, 6 Kilom. lang und durchschnittlich nur 2000 Mt. breit. Sie bildet einen integrirenden Theil des größern, an der dalmat. Küste gelegenen und von der Halbinsel Sabioncello gebildeten Meerbusens. Zugleich versteht man darunter denjenigen engen Gebietstheil, mittels dessen das türk. Territorium, den Zusammenhang des österr. Besitzes unterbrechend, sich von der Herzegowina aus, quer durch Dalmatien, in Breite von nur 4—6 Kilom. zu jener Bucht erstreckt und so zu einem seewärtigen Debouché der Herzegowina wird. Auch ein auf österr. Gebiet nahe dem Eingang der Bucht gelegenes kleines Dorf führt diesen Namen. Obwol die Herzegowina südlicher nochmals das Adriatische Meer berührt, hat doch die durch die Bucht von K. vermittelte Verbindung höhere strategische Bedeutung, wie dies bei den Insurrectionen in der Herzegowina, besonders bei der von 1875 und 1876, zu Tage trat. Durch das Oesterreich zustehende Recht, den türk. Schiffen das Einlaufen in die Bucht zu verbieten, ist die Bedeutung der Bucht für die Türkei sehr beschränkt.

Klemm (Friedr. Gust.), namhafter Culturhistoriker, geb. 12. Nov. 1802 zu Chemnitz, erhielt seine Schulbildung zu Freiberg und in seiner Vaterstadt, widmete sich seit 1821 zu Leipzig besonders geschichtlichen Studien und siedelte 1825 nach Dresden über, wo er seine ersten Arbeiten: «Attila nach der Geschichte, Sage und Legende» (Lpz. 1827) und «Die Geschichte von Baiern» (3 Bdchn., Dresd. 1828), veröffentlichte. Etwas später gab er «Herfest», ein Gedicht in sechs Gesängen (Zerbst 1829), heraus. K. ging 1830 nach Nürnberg, wo er die Redaction einer Zeitung übernahm, worauf er 1831 zum zweiten Secretär an der königl. Bibliothek in Dresden ernannt wurde. Im Aug. 1833 übernahm er auch die Aufsicht über die Porzellan- und Gefäßsammlung im Japanischen Palais, von der er eine Beschreibung (Dresd. 1834; 2. Aufl. 1842) verfaßte. Nach Ebert's Tode (1834) wurde er Bibliothekar und 1852 zum Hofrath und Oberbibliothekar ernannt. Wegen eines Augenleidens, das ihn im Herbst 1861 befiel, nahm er 1863 seinen Abschied aus dem öffentlichen Dienste. Von K.'s Schriften sind noch zu nennen das «Handbuch der german. Alterthumskunde» (Dresd. 1835) und «Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland» (Zerbst 1837; 2. Aufl. 1838). Ueber eine Reise nach Italien und Sicilien, auf der er 1838 den Prinzen, nachmaligen König Johann begleitete, erstattete er in den «Italica» (Dresd. 1839), über einen 1851 nach dem südöstl. Deutschland unternommenen Ausflug in seiner «Ferienreise» (Dresd. 1853) Bericht. Sein Hauptwerk ist die «Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit» (Bd. 1—10, Lpz. 1843—52), welchem zwei andere umfangreichere Arbeiten culturhistor. Inhalts: die «Allgemeine Culturwissenschaft» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1854—55) und «Die Frauen» (6 Bde., Dresd. 1854—58), folgten. Sonst sind noch K.'s «Freundschaftliche Briefe» (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1850) und «Vor 50 Jahren» (2 Bde., Stuttg. 1865), eine Sammlung culturgeschichtlicher Briefe, hervorzuheben. Er starb 26. Aug. 1867 in Dresden.

Klengel (Joh. Christian), deutscher Landschaftsmaler, der Sohn eines Landmanns zu Kesselsdorf bei Dresden, geb. 5. Mai 1751, erhielt als Buchbinderlehrling in Dresden durch Hagedorn, der ihn kennen gelernt hatte, die Erlaubniß, die Zeichenschule zu besuchen. Später wurde er Pensionär der Akademie. Studien nach der Natur neben eigenthümlich aufgefaßten Copien nach Werken in der königl. Galerie bildeten sein Kunsttalent; auch unternahm er 1790 eine Reise nach Italien. Im J. 1802 wurde er Professor an der Kunstakademie in Dresden und starb daselbst 19. Dec. 1824. Treue Nachzeichnung der Natur ist seinen Werken eigenthümlich, daher ihm ideale Landschaften nicht gelangen. Genrestücke aus dem wirklichen Leben sind seine Stärke, wie z. B. die Kuchenbäckerei, Morgen und Abend u. s. w. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß; verkleinerte Copien derselben hat er selbst in Kupfer gestochen. — Sein Sohn, **August Alexander K.**, Organist an der kath. Kirche in Dresden, geb. daselbst 29. Jan. 1783, erhielt seine musikalische Ausbildung vorzüglich als Klavierspieler unter Clementi's Leitung, der mit ihm 1804 nach Petersburg ging. In Petersburg bildete sich K. zu einem Grade aus, daß er zu den berühmtesten Virtuosen auf seinem Instrumente gezählt wurde. Seine Compositionen sind jetzt vergessen. K. starb als pensionirter Hoforganist 22. Nov. 1852 zu Dresden.

Digitized by Google

Klenze (Leo von), berühmter Baumeister, geb. 29. Febr. 1784 auf dem Gute seines Vaters im Fürstenthume Hildesheim, studirte auf dem Carolinum zu Braunschweig, auf der Bauakademie in Berlin und der Polytechnischen Schule in Paris. Nachdem er eine Kunstreise nach Italien unternommen, wurde er 1808 Hofarchitekt des Königs Hieronymus von Westfalen. Nach Auflösung dieses Königreichs begab er sich nach Wien, wo er sich dem Monarchencongresse durch einen prächtigen Entwurf zu einem Sieges- und Friedensdenkmale bekannt machte, der jedoch nicht zur Ausführung kam. Auf Veranlassung des damaligen Kronprinzen Ludwig wurde er 1815 als Hofarchitekt nach München gerufen. Seine erste bedeutende Leistung war hier die Glyptothek, in welchem einfach-edeln Bauwerke K. die Resultate seines Studiums der antiken Architektur niederlegte. Dann folgten der Palast des Herzogs von Leuchtenberg, die königl. Reitschule und eine große Menge von Privathäusern, bei denen er den Renaissancestil in Anwendung brachte. Bereits 1819 wurde K. Hofbauintendant, Oberbaurath und Vorstand der Oberbaubehörde im Ministerium des Innern. Ein großartigeres Wirken des Künstlers begann mit dem Regierungsantritt des Königs Ludwig. Das Odeon und der eine Flügel des Kriegsministeriums, beide in der Ludwigsstraße, gehören mit dem größten Theile der Privathäuser dieser Straße zu den Schöpfungen K.'s; so auch der Palast des Herzogs Max, die Arcaden mit dem Bazar. Im J. 1826 begann der Bau der Pinakothek, der in zehn Jahren beendigt wurde; ihm folgte der Bau des königl. Schlosses; zugleich wurde die Allerheiligenkapelle, eine mit außerordentlicher Pracht im byzant. Stile ausgeführte Kirche, erbaut. Durch alle diese zusammenhängenden Schöpfungen wurde die münchener Residenz zu einem Complex der herrlichsten Paläste erhoben. Auch der 18. Oct. 1833 zum Andenken an die im Freiheitskriege gefallenen Baiern aus Siegestrophäen errichtete Obelisk ist K.'s Erfindung. Im folgenden Jahre reiste K. nach Griechenland, um der Regentschaft bei Fixirung des Plans der neuen Stadt Athen und des neuen Schlosses zu helfen. Er widmete dort der Anlage von Neu-Athen und der Vorsorge für die Erhaltung alles Alten eine wahrhaft aufreibende Thätigkeit. Zum Königsschlosse und dem Nationalmuseum entwarf er neue Plane, da frühere Schinkel'sche Plane auf unüberwindliche Terrainschwierigkeiten stießen. Schon 18. Oct. 1830 war der Grundstein zur Walhalla (s. d.) gelegt worden. K. concipirte und vollendete auch dieses Bauwerk, welchem unmittelbar darauf 1836 der Beginn der Ruhmeshalle folgte. Nach diesem gleichfalls dor. Bau, der in zehn Jahren zu Stande gebracht ward, ging K. noch an die von Gärtner ihm überkommene Beendigung der Befreiungshalle bei Kelheim, deren Plan er vereinfachte. Nachdem er noch das neue Postgebäude in München gebaut hatte, unternahm er 1836 eine Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, um Kanäle, Eisenbahnen u. dgl. zu besichtigen, da seine Wirksamkeit im Vaterlande sich auch auf diese Art Bauten erstreckte. Ein neuer Schauplatz ausgedehnter Thätigkeit für ihn wurde Petersburg, wohin er 1839 eingeladen wurde, um sowol die innere Anordnung der Isaakskirche zu leiten, als auch einen kaiserl. Palastbau zu beginnen, der zugleich die reichen Kunstschätze des Kaisers einschließen sollte. Dieser ungeheuere Bau wurde erst 1851 vollendet und im Frühjahr darauf eingeweiht. Zu 86 Bildern für die Loggien des Museums dieser kaiserl. Wohnungen entwarf K. das Programm. Sein letztes Hauptwerk bildeten die Propyläen am Königsplatze in München. K. starb 27. Jan. 1864. Trotz der großen Begabung K.'s und seinem umfassenden Wissen fehlt den meisten Bauten K.'s die wahre Genialität der Composition. Ihm diente meist irgendein Gebäude Griechenlands oder Italiens zum Muster. Auch sind die innern Dispositionen dieser Bauten nicht tadellos. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß K.'s sämmtliche Bauwerke einen großen Eindruck machen. Von den Schwesterkünsten hat die Malerei immer ein besonderes Interesse für K. gehabt. Er übte fleißig die Malerei in Oel- und Wasserfarben und lieferte ital. und griech. Landschaften und Architekturbilder. Unter den schriftstellerischen Leistungen K.'s sind zu erwähnen: «Versuch einer Wiederherstellung des toscan. Tempels nach seiner histor. und technischen Analogie» (Münch. 1822), «Der Tempel des Olympischen Jupiter zu Agrigent» (Stuttg. u. Tüb. 1827), «Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland» (mit Atlas, Berl. 1838), ein Buch, das als das artistische Glaubensbekenntniß K.'s zu betrachten ist; «Die Walhalla in artistischer und technischer Beziehung» (Text und 12 Kupfertafeln, Münch. 1843).

Kleobis und **Biton** waren nach einer argivischen Legende die Söhne der Kydippe, einer Priesterin der Here zu Argos, welche den Wagen ihrer Mutter, als die Stiere nicht rechtzeitig da waren, zur Feier der Heräen 45 Stadien weit zum Tempel zogen. Auf das Flehen der Mutter zur Göttin, für diesen Beweis kindlicher Liebe den besten Segen zu ertheilen, schlummerten die Jünglinge nach dem Opfer ein und erwachten nicht wieder.

Digitized by Google

Kleomĕnes ist der Name mehrerer Könige in Sparta. — K. I., Mitkönig des Demaratos, ein kühner und unternehmender Mann, gelangte um 520 v. Chr. zur Herrschaft. Er führte 510 ein spartanisches Hülfsheer nach Attika, um die Alkmäoniden in Athen wieder einzusetzen, vertrieb den Kleisthenes, das Haupt der letztern, als dieser sich an die Spitze des Volks gestellt und die solonische Verfassung vollends ausgebildet hatte, und erhob den Führer der aristokratischen Partei, Isagoras, mußte aber 508 das attische Gebiet infolge eines Aufstandes verlassen und vermochte auch zwei Jahre später mit einem abermals gesammelten Heere nichts auszurichten, da seine Bundesgenossen von ihm sich lossagten. Im J. 492 v. Chr. wollte er die Aegineten wegen ihrer Ergebenheit gegen die Gesandten des Darius züchtigen, wurde jedoch durch Demaratos daran gehindert und rächte sich dadurch an diesem, daß er an dessen Stelle seinen Schützling Leotychides zum Mitkönig machte. Unterdeß hatte sich wegen dieser und ähnlicher Handlungen der Willkür gegen ihn in Sparta selbst eine starke Gegenpartei gebildet; er sah sich genöthigt, nach Thessalien und Arkadien zu flüchten, wurde von dort zwar wieder zurückberufen, aber bald darauf im Wahnsinn, dessen Spuren schon früher sich bei ihm gezeigt hatten, zum Selbstmörder. — K. II., der Sohn des Kleombrotos, regierte seit 370 v. Chr. eine lange Reihe von Jahren, ohne daß er etwas Außerordentliches leistete. — Wichtiger ist K. III., der Sohn des Leonidas, von festem Charakter und hoher Begeisterung für sein Vaterland. Er schlug zu wiederholten malen die Truppen des Achäischen Bundes, dessen Einfluß die Freiheit der Spartaner ihm zu gefährden schien, hob 225 v. Chr. die überhandnehmende Macht der Ephoren gewaltsam auf, stellte die frühern Einrichtungen, namentlich die gemeinschaftlichen Männermahle und einfache Jugenderziehung wieder her und nahm eine neue Vertheilung des Grundbesitzes in gleiche Theile vor, wobei er selbst sein eigenes Vermögen willig zum Opfer brachte. Als er später den Kampf mit dem Achäischen Bunde wieder aufnahm und dieser den König von Macedonien, Antigonus Doson, zu Hülfe rief, wurde er in der mörderischen Schlacht bei Sellasia 221 v. Chr. gänzlich geschlagen und floh nach Alexandrien zum König Ptolemäus Euergetes, der ihn freundlich aufnahm und zu unterstützen versprach. Nach dem plötzlichen Tode desselben wurde er von dessen unwürdigem Sohne und Nachfolger, Ptolemäus Philopator, wegen unvorsichtiger Aeußerungen ins Gefängniß geworfen und gab sich nach einem mislungenen Versuche, das Volk zur Vernichtung des Tyrannen aufzureizen, 219 v. Chr. nebst einigen seiner Getreuen den Tod. — Außerdem sind zwei athenische Künstler dieses Namens zu nennen, die zur Zeit des Augustus lebten, und von denen der eine, wol der Vater des andern, der Meister der Mediceischen Venus ist, falls die Inschrift nur überarbeitet oder wenigstens eine Copie der alten echten ist.

Kleon, Sohn des Kleänetos, einer der bekanntesten athenischen Staatsmänner aus der Zeit des Peloponnesischen Kriegs, der Hauptvertreter jener Gattung von Demagogen, welche seit Perikles' Tode durch eine gewisse Gewandtheit der Rede, dreistes Auftreten in den Volksversammlungen und Schmeicheleien, womit sie das souveräne Volk köderten, einen mächtigen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausübten. Um ein richtiges Urtheil über seinen Charakter und seine polit. Thätigkeit zu fällen, darf man nicht außer Acht lassen, daß die beiden Schriftsteller, denen wir fast ausschließlich unsere Kenntniß über K. verdanken, Aristophanes und Thucydides, zu seinen entschiedensten polit. und persönlichen Gegnern gehören. Der erstere, der ihn in seiner Komödie «Die Ritter» unter dem Namen eines paphlagonischen Gerbers (weil K. als Industrieller ein von seinem Vater ererbtes Gerbereigeschäft betrieb) als einen wahren Ausbund von Gemeinheit zeichnet, hat offenbar, nach der Art der alten attischen Komödie, nicht ein Bild, sondern ein Zerrbild von ihm entwerfen wollen, und auch das Urtheil des Thucydides über ihn ist wesentlich durch seinen entgegengesetzten Parteistandpunkt beeinflußt. In der That war er, wie es scheint, ein Mann von ziemlich geringer Bildung und etwas plebejischen Manieren, in seinem Auftreten dreist bis zur Unverschämtheit, der auch vor Verleumdungen und andern unredlichen Mitteln zur Durchführung seiner Plane nicht zurückschreckte, aber voll Energie und Kühnheit. Er machte sich zuerst durch seine Opposition gegen Perikles in den Volksversammlungen bekannt und war nach dessen Tode der eifrigste Vertreter der Kriegspartei, welche die energische Fortführung des Kampfs gegen Sparta verlangte und jede Transaction mit diesem zurückwies. Durch den Antrag, den Richtersold (d. h. die Tagegelder für die Mitglieder der Geschworenengerichte) von 1 Obol auf 3 Obolen zu erhöhen, gewann er sich die Gunst der großen Masse der ärmern Bürger, für welche diese Tagegelder bei der Häufigkeit der Sitzungen der Geschworenen in Athen die wichtigste Einnahmequelle bildeten. Nach der Unterwerfung der von Athen abgefallenen Hauptstadt der Insel Lesbos,

Digitized by Google

Mitylene (427), setzte er in der Volksversammlung den Antrag durch, daß die ganze waffenfähige Mannschaft getödtet, die übrigen als Sklaven verkauft werden sollten, ein Beschluß, der freilich schon am folgenden Tage, nachdem über Nacht eine versöhnlichere Stimmung bei der Mehrzahl der Bürgerschaft platzgegriffen hatte, in einer außerordentlichen Volksversammlung widerrufen ward. Als nach der Eroberung von Pylos und der Einschließung von 420 Spartiaten auf der kleinen Insel Sphakteria durch die Athener eine lacedämonische Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen nach Athen kam (425), wurden diese auf K.'s Betrieb verworfen, und bald darauf ward K. selbst auf Vorschlag des Nikias, dessen langsame Operationen er getadelt hatte, zum Feldherrn ernannt, und es gelang ihm unter Beistand seines Collegen Demosthenes Sphakteria zu erobern und die Ueberbleibsel der spartanischen Besatzung als Gefangene nach Athen zu bringen. Als Brasidas auf seinem kühnen Zuge in Thrazien bedeutende Erfolge errungen hatte, wurde K. 422 wiederum auf Betrieb der Führer der Friedenspartei, die den entschiedensten Gegner des Friedens von Athen entfernen wollten, an die Spitze der gegen Brasidas ausgesandten Truppen gestellt und fand in der Schlacht bei Amphipolis zugleich mit dem feindlichen Feldherrn den Tod. Vgl. außer den Werken über griech. Geschichte von Grote und Curtius: Wendt, «Perikles und K.» (Pos. 1836); Hasselbach, «Ueber K.» (Marburg 1844); Brock, «Zur Beurtheilung K.'s des Athenienfers» (Celle 1859); Wallichs, «Thucydides und K.» (Flensb. 1866); C. Pauli, «Beitrag zur Würdigung des K.» (Frankf. a. M. 1873).

Kleopätra, die älteste Tochter des ägypt. Königs Ptolemäus Auletes, geb. 66 v. Chr., sollte nach dem Tode ihres Vaters (51 v. Chr.) nach dessen Willen mit ihrem 10jährigen Bruder und Gemahl Ptolemäus Dionysus die Herrschaft führen, wurde aber durch Potheinos, dessen Vormund, und Achillas, der das Heer befehligte, verdrängt. Sie wandte sich, Hülfe suchend, an Julius Cäsar, als dieser im Oct. 48 nach Alexandria kam, und wußte denselben bald durch ihren Geist, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit und ihre Reize für sich zu gewinnen. Nachdem in dem Alexandrinischen Kriege Ptolemäus Dionysus gefallen und die Gegenpartei überwunden war, setzte er sie wieder als Königin ein und gab ihr ihren jüngern Bruder und Gemahl Ptolemäus als Mitregenten zur Seite. Im J. 46 besuchte sie mit ihrem und Cäsar's Söhnlein, Cäsarion (griech. Kaisarion), Rom und wurde von Cäsar mit ihrem Range entsprechenden Ehren aufgenommen, kehrte aber nach Cäsar's Ermordung in der Stille nach Alexandria zurück. In dem bürgerlichen Kriege hielt sie sich, nachdem sie sich des Ptolemäus durch Gift entledigt hatte, anfangs unentschieden. Nach der Schlacht bei Philippi ließ sie deshalb Antonius (41 v. Chr.) zur Rechenschaft vor sich nach Tarsus in Cilicien fordern. Sie erschien in festlichem Aufzuge als Aphrodite und fesselte den sinnlichen und leidenschaftlichen Antonius für immer an sich. In Schwelgerei und Ueppigkeit verlebte er mit ihr den Winter 41 zu 40 in Alexandrien; auch kehrte er, obwol er 40 sich mit Octavian's Schwester Octavia vermählt hatte, 37 zu ihr zurück. Von Laodicea, wohin er sie eingeladen hatte, begleitete sie ihn bis an den Euphrat. Nach dem schimpflichen Zuge gegen die Parther lebte er bei ihr in Alexandria, und hielt hier, nachdem er sich 34 in verrätherischer Weise Armeniens bemächtigt hatte, einen glänzenden Triumph. K. wurde mit Ländern beschenkt, Cäsarion als ihr Mitregent erklärt, und auch ihre mit Antonius erzeugten Kinder erhielten röm. Länder zum Geschenk. Als 32 der Krieg zwischen Antonius und Octavianus ausbrach, begleitete K. jenen. Das Jahr verging unter schwelgerischen Festen in Ephesus, Samos und Athen. Dies und die Scheidung von Octavia erregten Unwillen bei des Antonius eigener Partei; in Rom wurde er gehaßt und verachtet; nicht ihm, sondern der K., als deren Feldherrn man ihn betrachtete, wurde der Krieg vom Senat und Volk erklärt. Weil K. es wollte, entschied sich Antonius wider den Rath der Seinen 31 v. Chr. zur Seeschlacht bei Actium. Sie ging verloren, zum Theil weil K. mit ihren 60 Schiffen plötzlich die Flucht ergriff, worauf Antonius, alles über sie vergessend, ihr nacheilte. Octavian erschien vor Alexandria, wo beide sich bald wieder dem Taumel der Lust hingegeben hatten, verwarf alle Versöhnungsversuche und drang in die von den Truppen des Antonius nur schwach vertheidigte Stadt ein. Als diesem ein Bote von der K. die falsche Nachricht brachte, dieselbe habe sich getödtet, mochte er sie nicht überleben und stürzte sich in sein Schwert. Zum Tode verwundet, erfuhr er, daß sie lebe, ließ sich zu ihr in das feste Grabmal, das sie sich erbaut und wohin sie sich geflüchtet hatte, tragen und starb in ihren Armen. Durch List gelang es Octavian, sich ihrer hier zu bemächtigen. Vergebens suchte sie seine Kälte zu besiegen und ihn zu gewinnen; sie sah, daß er ihr Leben nur schonte, um sie im Triumph in Rom aufzuführen. Der Schmach zu entgehen, tödtete sie sich selbst im Aug. 30 durch Gift, wie es hieß, durch den Biß einer Natter, die sie an den Arm gesetzt hatte. Ihr

Digitized by Google

Leichnam wurde neben dem des Antonius beigesetzt; ihre Kinder von diesem, zwei Söhne, Ptolemäus und Alexandros, und eine Tochter, Kleopatra, die später dem jüngern Juba vermählt wurde, nahm Octavia, nachdem sie Octavian's Triumph verherrlicht hatten, auf und erzog sie wie die ihrigen; Cäsarion war schon vorher getödtet worden. Vgl. Stahr, «Kleopatra» (Berl. 1864).

Klephten, s. Armatolen.

Klerus heißt in der kath. und griech. Kirche der geistliche Stand im Gegensatze zu den Laien. Das griech. Wort bedeutet soviel als Eigenthum oder Erbtheil. Nach hebr. Anschauung war das ganze Volk Israel ein Eigenthumsvolk Gottes, und dieselbe Vorstellung übertrug sich auch auf die christl. Gemeinde als das «wahre» oder «geistliche Israel». Allmählich aber, als der Begriff des levitischen Priesterthums auch in der christl. Kirche Eingang fand und ein geistlicher Stand sich bildete, welcher für vorzugsweise Gott angehörig oder Gott geweiht geachtet wurde, übertrug man den Namen K. auf letztern. Schon zu Ende des 2. Jahrh. schied man drei Klassen von Klerikern: Bischöfe, Presbyter und Diakonen. In größern Gemeinden wurden seit dem 3. Jahrh. den Diakonen bald Subdiakonen zur Seite gestellt. Der niedere Kirchendienst wurde von Ostiariern oder Janitoren, Akoluthen, Lectoren und Exorcisten versehen. Zu derselben Zeit begann man auch, Bischöfe, Presbyter und Diakonen als den höhern K. von dem niedern zu unterscheiden, der alle übrigen geistlichen Personen umfaßte. Seit Konstantin d. Gr. entstand namentlich für die Bischofskirchen noch eine weitere Anzahl neuer kirchlicher Aemter. Hierzu gehörten namentlich die Curatoren, Archipresbyter, Archidiakonen, Notarien, Calcularier, Sacellarien, Syncellen, Oekonomen, Defensoren, Copiaten, Apokrisiarier, Parabolanen, Custoden sowie noch viele Titulargeistliche. Der Andrang zum Stande des K. war schon so groß, daß von seiten der weltlichen Macht Gesetze dagegen erlassen werden mußten. Zugleich trennte sich der K. immer schärfer von den Laien; dies geschah theils durch die freilich nur im Abendlande und auch hier erst im Mittelalter vollständig durchgeführte Anordnung des Cölibats (s. d.), theils durch die Lehre, daß die Ordination einen untilgbaren Charakter (character indelebilis) verleihe, ein Austritt aus dem geistlichen Stande aber der Apostasie gleich zu achten sei. Hierzu kam auch der Umstand, daß sich der K. durch die Kleidung von den Laien unterschied. Alle Kleriker trugen ein weißes Kleid (vestis alba, tunica, στιχάριον), die Bischöfe, Presbyter und Diakonen über die Stola (stola, ὡράριον), die Bischöfe und Presbyter darüber auch die Casula (planeta, φελόνης), die Diakonen die Dalmatica. Das Pallium (ὠμοφόριον) war jetzt noch nur eine Auszeichnung der orient. Bischöfe; im Abendlande kam es noch nicht vor. Die Tonsur wurde erst seit dem 6. Jahrh. eingeführt. Die bischöfl. Verfassung strebte allmählich einer kirchlichen Aristokratie zu, indem über die Bischöfe (s. d.) die Metropoliten, über diese wieder die Erzbischöfe (s. d.) und Patriarchen sich erhoben. Im Abendlande gestaltete sich seit dem 7. Jahrh. die kirchliche Aristokratie zu einer völligen Monarchie, an deren Spitze der Papst in Rom stand. (S. Hierarchie.) Als besondere geistliche Würde bildete sich endlich die der Cardinäle heraus, seit dem Collegium der sechs dem Papste unmittelbar untergebenen (suburbicarischen) Bischöfe und der Presbyter und Diakonen der röm. Kirche, die schon früher vorzugsweise Cardinäle hießen (s. Cardinal), das ausschließliche Recht der Papstwahl und ein berathender Antheil am päpstl. Regimente eingeräumt worden war. Hatten die Kleriker schon seit Konstantin bedeutende bürgerliche Freiheiten und Vorrechte erlangt, so gewann in den german. Staaten der höhere K. auch eine politisch sehr einflußreiche Stellung, indem er reiche Kirchengüter, Reichslehen und die Reichsstandschaft erlangte. Durch Gregor VII. wurde das päpstl. Legatenwesen (s. Legat) ausgebildet, das die päpstl. Macht außerordentlich förderte. Zur Erhöhung des Glanzes und der äußern Würde des K. wurde auch die Kleidung beim Gottesdienste prachtvoller und kostbarer, als sie früher war, namentlich die Stola und Dalmatica. Dazu kam das Colobium (eine Tunica mit kurzen Aermeln) und die Penula (eine talarähnliche Tunica). Als Kopfbedeckung gebrauchte man die Mitra, Tiara, Inful, den Bischofshut und den rothen Cardinalshut; die Bischöfe, Erzbischöfe und auch Aebte empfingen den Krummstab zur Bezeichnung ihres Hirtenamtes. Im Gefolge der Reformation wurden die meisten kirchlichen Aemter nach dem Grundsatze abgeschafft, daß alle Geistliche an Rang und kirchlicher Machtvollkommenheit gleich ständen. Doch wurde nicht nur in England (s. Anglikanische Kirche) und Schweden die ganze hierarchische Verfassung beibehalten, sondern es erhielten sich auch im luth. Deutschland viele Reste der kath. Kirchenverfassung, wie da und dort die Titel von Bischöfen, Prälaten, Pröpsten, Aebten, Domherren u. s. w. Doch wurden die Bischöfe meist durch landesherrliche Superintendenten ersetzt, die Kirchengüter eingezogen und der größte Theil der bischöfl. Rechte an die landesherrlichen Consistorien übertragen. Von den

Digitized by Google

polit. Rechten des K. erhielt sich bis auf die neuesten Zeiten auch in einzelnen prot. Ländern seine Reichs- oder Landstandschaft. Außerdem kennt die luth. Kirche noch Dekane, Diakonen, Archidiakonen, Subdiakonen oder Collaboratoren, Metropolitane (in Kurhessen) u. s. w. Während die kath. Kirche je nach dem Range eine mehr oder weniger prachtvolle Amtskleidung beibehielt, besteht diese in der prot. Kirche für alle Geistlichen in einem schwarzen Chor- oder Priesterrock mit einem Barett und weißen Bäffchen (s. d.), an deren Stelle man früher, jetzt nur noch hier und da, große Krausen um den Hals legte. Sonst trugen viele Geistliche statt des Chorrocks nur ein sehr schmales, in Falten gelegtes seidenes Mäntelchen, welches über den Rücken hing.

Klette (Lappa Adans.) heißt eine zu der Familie der Compositen gehörende Pflanzengattung mit röhrigen Zwitterblüten, deren Hüllblätter des Blütenkorbs in einen langen, starren, an der Spitze hakigen Stachel auslaufen, mittels dessen sie leicht an andere Gegenstände sich anhäkeln. Von ihr wachsen die drei Arten: die große K. (L. major Gaertn.), die kleine K. (L. minor Dec.) und die filzige K. (L. tomentosa All.), welche manche Botaniker nur für Varietäten einer einzigen Art halten, wild in ganz Europa in Gebüschen, Wäldern, an Wegen, Zäunen und auf wüsten Plätzen. Sie haben sämmtlich große, eiförmige Blätter, welche sammt den Korbhüllen bei der großen und kleinen K. kahl, bei der filzigen mit grauweißen, spinnewebeartigen Wollhaaren bedeckt sind. Die Wurzel dieser drei Arten ist unter dem Namen Klettenwurzel (Radix Bardanae) officinell. Sie riecht frisch eigenthümlich und unangenehm, ist trocken geruchlos, schmeckt süßlich-schleimig, hierauf bitterlich und etwas scharf und enthält vorzüglich Inulin, bittern Extractivstoff, Fruchtzucker (Levulose) und kleine Mengen Gerbstoff. In ihren Wirkungen nähert sie sich der Sassaparille und wird als auflösendes, sog. blutreinigendes, auf das Hautsystem und die Nieren einwirkendes Heilmittel angewendet. In manchen Ländern wird sie, sowie die Sprossen und Blätter in Suppen gegessen; die Pflanze wird deshalb in Japan angebaut. Als Volksmittel beliebt ist die Abkochung der Wurzel in Wasser oder Bier und das mit ihr bereitete sog. Klettenwurzelöl als ein angeblich den Haarwuchs beförderndes Mittel. Die herben und bittern Blätter werden frisch, wie auch der ausgepreßte Saft bei Verbrennungen und auf eiternde Stellen aufgelegt. Die Früchte bewirken in größerer Gabe Purgiren.

Klettenberg (Susanne Katharine von), das Urbild der «schönen Seele» in den «Bekenntnissen einer schönen Seele» in Goethe's «Wilhelm Meister's Lehrjahre», geb. in Frankfurt a. M. 19. Dec. 1723, starb daselbst 16. Dec. 1774. Nach einem geselligen, vielfach belebten Jugendleben wandte sie sich mehr und mehr einer ernst-religiösen Sinnesweise zu, trat mit den Herrnhutern in Verbindung und fand sich durch ihre mystische Richtung auch zu alchemistischen Studien veranlaßt. Ihr Einfluß auf Goethe's Jugend, mit dessen Mutter sie eng befreundet war, ist sehr hoch anzuschlagen. Mehrere geistliche Lieder von ihr haben sich erhalten, ebenso religiöse Aufsätze, welche der ihr nahe befreundete F. K. von Moser nebst verwandten Arbeiten von ihrer jüngern Schwester und ihm selbst unter dem Titel «Der Geist in der Freundschaft» 1754 anonym herausgab. Diesen literarischen Nachlaß, genaue Forschungen über ihr Leben und Goethe's «Bekenntnisse einer schönen Seele» enthalten die «Reliquien des Fräulein Susanne Katharine von K.» von Lappenberg (Hamb. 1849).

Klettervögel (Scansores) nennt man eine Ordnung der Vögel, deren einziger gemeinsamer Charakter in der Bildung der Füße beruht, an welchen nur die zwei mittlern Zehen nach vorn, die innere und äußere dagegen nach hinten gerichtet sind, sodaß der Fuß wie eine Doppelklammer oder Zange gebildet ist, eine Gestaltung, die man auch Greiffuß genannt hat. Bei den echten K. ist die angegebene Richtung der Zehen unveränderlich, wie bei den Tukans, Spechten und Papagaien; bei andern, die man deshalb auch Wendezeher genannt hat, und wozu die Kukuke und Bartvögel gehören, kann die äußere Zehe auch nach vorn gerichtet werden. Die Familien und Gattungen, welche diese Ordnung zusammensetzen, sind so wesentlich in ihrem Baue verschieden, daß die meisten neuern Naturforscher die Ordnung selbst aufgelöst haben.

Kleve oder Cleve, Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums K., jetzt Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, 7 Kilom. von der niederländ. Grenze und 5 Kilom. vom Rhein entfernt am Flüßchen Kermisdal, an der Rheinischen Eisenbahn, die hier nach Nimwegen abzweigt, liegt reizend am Rande eines bewaldeten Höhenzugs, umgeben von Hügeln, fruchtbaren Thälern und Wiesen, die zum großen Theil in Parkanlagen umgeschaffen sind. Die eisenhaltige Mineralquelle daselbst wurde 1846 neu gefaßt, eine schöne Trinkhalle erbaut und 1847 ein Badehaus und Kaltwasserheilanstalt nebst Restauration eingerichtet. Seit 1848 besteht auch eine künstliche Mineralwasserbereitung. Die im holländ. Geschmacke schön erbaute Stadt liegt auf drei Hügeln: dem Kirch-, Schloß- und Heideberg, ist Sitz eines Landrathsamts und Land-

Digitized by Google

gerichts und zählt (1875) 9248 E. Der Ort hat zwei kath. und zwei evang. Kirchen, ein Bethaus der Mennoniten, eine Synagoge und ein Gymnasium. Sehenswerth ist die kath. Hauptkirche (Stiftskirche), 1345 erbaut, die inmitten der Stadt auf einer Höhe gelegene Schwanenburg (das frühere Residenzschloß) mit dem angeblich von Julius Cäsar erbauten Thurme und der Prinzenhof mit schönen Gartenanlagen (Besitzthum der Prinzen von Waldeck). Das 1861 auf dem Markte errichtete Denkmal des Kurfürsten Johann Sigismund (von Bayerle) erinnert an die brandenb. Besitznahme (1609) des kleveschen Landes. Seit 1848 ist K. durch einen schiffbaren Kanal mit dem Rhein verbunden und hat eine Hafenanlage sowie mehrere Fabriken für Taback, Leder, Baumwollzeuge. Vgl. Velsen, «Die Stadt K.» (Kleve 1846). — Das ehemalige Herzogthum K., das zum Westfälischen Kreise des Deutschen Reichs gehörte und auf 2200 QKilom. etwa 100,000 E. zählte, ist ein sehr fruchtbares und wohlhabendes Ländchen. Es kam nach Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von K. durch Erbrecht 1368 an die Grafen von der Mark und wurde 1416 auf dem Concil zu Konstanz zum Herzogthum erhoben. Herzog Johann III. von K., der seinem Vater 1521 in der Regierung folgte, hatte bereits seit 1511 infolge seiner Vermählung mit Maria, der Erbtochter des letzten Herzogs von Jülich, Berg und Grafen von Ravensberg, nach dessen Tode die ererbten Länder mit K. vereinigt, die sodann nach Erlöschen der herzogl. Linie mit Johann Wilhelm 1609 unter die Erbprätendenten Brandenburg und Pfalz-Neuburg getheilt wurden. K., Mark und Ravensberg fielen hiermit an Brandenburg. Im Luneviller Frieden trat Preußen 1801 den westlich des Rhein gelegenen Theil K.s an Frankreich ab, der dem Roer-Departement einverleibt ward, sowie 1805 den östlich des Rhein gelegenen Theil, der, mit Ausnahme von Wesel, welches Frankreich behielt, 1806 dem neugebildeten Großherzogthum Berg überlassen wurde. Nach dem Sturze Napoleon's I. gelangte das Herzogthum K., mit Ausnahme des Uferdistricts an der Maas und einiger Ortschaften nördlich, die von Holland enclavirt waren, wieder an Preußen und gehört jetzt zum Regierungsbezirk Düsseldorf. — Der Kreis K. zählt auf 508 QKilom. (1875) 47,992 E.

Kliefoth (Theod. Friedr. Dethlef), orthodoxer prot. Theolog, geb. 18. Jan. 1810 zu Körchow bei Wittenberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schwerin und widmete sich dann zu Berlin und Rostock 1829—32 theol. Studien. Nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer gewirkt, ward er 1833 als Instructor erst des Herzogs Wilhelm, dann 1837 des damaligen Erbgroßherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin angestellt, den er auch zum Besuche des Blochmann'schen Instituts nach Dresden begleitete. Hier verfaßte K. die «Einleitung in die Dogmengeschichte» (Parchim u. Ludwigsl. 1839). Nach seiner Rückkehr 1840 wurde K. Prediger in Ludwigslust. Schon in seiner «Theorie des Cultus der evang. Kirche» (Parchim u. Ludwigsl. 1844) sowie in den Streitigkeiten, welche um jene Zeit durch die Gründung der norddeutschen Missionsgesellschaft hervorgerufen wurden, zeichnen sich bereits die Grundzüge seiner späterhin mit Consequenz verfolgten kirchlichen Richtung ab. Gegen Ende 1844 als Superintendent und erster Domprediger nach Schwerin versetzt, wußte er die Geistlichkeit seiner Diöcese für die Erforschung der ältern liturgischen Ordnungen der luth. Kirche anzuregen. Hieraus erwuchs die Schrift: «Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen luth. Bekenntnisses, ihre Destruction und Reformation» (Rost. u. Schwer. 1847). Als infolge der Bewegungen von 1848 eine von der Staatsregierung abgesonderte Commission für das Kirchenregiment eingesetzt wurde, trat K. in dieselbe ein und blieb in ihr auch nach deren Umwandlung (1850) in den Oberkirchenrath. Seitdem wird K. als die Seele des mecklenb.-schwerin. Kirchenregiments betrachtet, das er theils auf den Conferenzen der Abgeordneten deutsch-evang. Kirchenregierungen zu Eisenach, theils auf den separirten Conferenzen von Abgeordneten deutsch-luth. Kirchenregierungen in Dresden vertreten hat. Als Ergebnisse dieser Thätigkeit erschienen die «Liturgischen Abhandlungen» (4 Bde., Rost. 1854—58). Außerdem schrieb K. «Acht Bücher von der Kirche» (Bd. 1, Rost. 1854). Auch gab er seit 1854 mit Meier, später mit Dieckhoff im Interesse seiner Bestrebungen die 1864 wieder eingegangene «Kirchliche Zeitschrift» heraus. Seiner kirchlich-theol. Stellung nach gehört K. zu den Häuptern der streng confessionellen Lutheraner. Großes Aufsehen erregte das hauptsächlich auf seine Veranlassung gegen den Professor Baumgarten (s. d.) eingeschlagene Verfahren, das dessen Amtsentsetzung zur Folge hatte. Auch veröffentlichte er eine Auslegung des Sacharja (Schwer. 1862), des Ezechiel (2 Thle., Rost. 1864—65), des Daniel (Schwer. 1868) und der Offenbarung Johannis (3 Bde., Lpz. 1874). Seine Predigten erschienen gesammelt (2. Aufl., Halle 1869).

Klima (griech., eigentlich Neigung) bezeichnete im Alterthume die Neigung der Erdoberfläche gegen die Strahlen der Sonne, die, wenn die Sonne im Aequator gedacht wird, auf

beiden Erdhälften proportional mit der geogr. Breite zunimmt. Die Alten theilten die Erde in mit dem Aequator parallele Zonen, in denen die Dauer des längsten Tags jedesmal um 30 Minuten zunahm, und nannten diese Zonen Klimata. Gegenwärtig versteht man unter K. die gesammten Witterungsverhältnisse eines Ortes, die allerdings zum großen Theile von seiner Lage gegen die Strahlen der Sonne, aber außerdem namentlich auch von der Beschaffenheit der Oberfläche des Erdbodens abhängig sind, da die Erwärmung der in der Nähe der Erdoberfläche befindlichen Luft nicht etwa allein durch die Verschluckung der sie unmittelbar durchdringenden Sonnenstrahlen, sondern in noch größerm Maße durch die Verschluckung der Wärme, welche die durch die Bestrahlung seitens der Sonne erwärmte Erde in die Luft ausstrahlt oder der sie berührenden Luft unmittelbar mittheilt, erfolgt. In dieser Hinsicht werden also eine Sandwüste, eine mit kräftigem Pflanzenwuchs bedeckte Gegend und eine größere Wasserfläche sich sehr verschieden verhalten. Die erstere wird die über ihr befindliche Luft am stärksten, die letztere am wenigsten erhitzen, weil der Sand die Wärme stärker verschluckt als das Wasser und sich vorzugsweise nur auf der Oberfläche erwärmt, während das Wasser die Wärme in seiner Masse vertheilt. Umgekehrt wird aber bei der Abkühlung die erstere Fläche sehr rasch durch Ausstrahlung erkalten, während die Wassermasse ihre Wärme nur langsam ausstrahlt und eine um so ergiebigere Quelle für die Wärmeausgabe ausmacht, als die durch Ausstrahlung erkalteten Theile der Oberfläche zu Boden sinken und durch die tiefern, noch wärmern ersetzt werden. Dieser Einfluß des Meers wird infolge der Strömungen in demselben noch mannichfaltiger, wie z. B. der Golfstrom das warme Wasser vom Aequator nach den Polen hinführt. Das Angeführte wird den großen Unterschied zwischen einem Continental- und Seeklima begreiflich machen, indem ersteres sich durch hohe Sommer- und sehr niedrige Wintertemperatur, letzteres durch weniger hohe Sommer- und mildere Wintertemperatur auszeichnet. Wenn z. B. die mittlere Wintertemperatur auf der shetländischen Insel Unst unter $60^3/_4°$ nördl. Br. noch $+5°$ C. beträgt, so sinkt dieselbe für Irkutsk, welches unter $52^1/_6°$ nördl. Br., also mehr als 8° näher dem Aequator liegt, doch bis fast auf $-22°$ C. herab, während die mittlere Sommertemperatur auf der Insel Unst noch nicht 15° C. erreicht, dagegen in Irkutsk bis auf 20° C. steigt. Der Unterschied zwischen der mittlern Sommer- und Wintertemperatur beträgt daher für Unst nur 10° C., während derselbe für Irkutsk nahe an 42° C. erreicht. Außer der Nähe des Meers sind auch noch die herrschende Windrichtung und die Beschaffenheit der Gegenden, über welche die Winde hinweggegangen sind, von Einfluß, wie z. B. die über die Sandwüsten Afrikas hinwegstreichenden und nach Europa als Südwinde übergehenden starkerhitzten Luftströme hier zu einer Temperaturerhöhung beitragen. Auch die Erhebung über das Niveau des Meers und die Lage an dem Bergabhange wirkt in hohem Grade bestimmend auf das K. eines Ortes ein, da mit dieser Erhebung die Temperatur in sehr bedeutendem Grade abnimmt, sodaß in gewissen Höhen (der sog. Schneegrenze), selbst unter dem Aequator (5000 Mt. hoch), der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht mehr wegschmilzt. Die Erniedrigung der Temperatur auf einem Gebirge erklärt sich eben dadurch, daß die Atmosphäre den größten Theil ihrer Wärme gerade der von der erwärmten ausgedehnten Erdfläche ausstrahlenden Wärme entnimmt und daß in der Höhe des Bergs solche ausgedehnte Flächen fehlen; dazu kommt noch, daß die dichtere Luft in der Tiefe sich auch leichter erwärmt als die dünnere in der Höhe und zugleich der Verlust durch Ausstrahlung für die höher gelegenen Punkte beträchtlicher sich herausstellt.

Die Menge, die Beschaffenheit und die Vertheilung der wässerigen Niederschläge im Laufe eines Jahres sind auch von den zuvor erwähnten Einflüssen abhängig, wirken aber ebenso umgekehrt wieder auf die Vertheilung der Wärme zurück, wie z. B. unter dem Aequator gerade in der Zeit, wo die Sonne im Zenith steht und man die größte Wärme erwarten sollte, die Temperatur durch die eintretende Regenzeit, in welcher die Wolken die Sonnenstrahlen abhalten, verringert wird. In der heißen Zone unterscheidet man vorzugsweise nur zwei Jahreszeiten, die heiße trockene Jahreszeit und die Regenzeit. Das tropische K. hat überhaupt das Charakteristische einer hohen Mitteltemperatur mit geringer jährlicher, aber bedeutender täglicher Veränderung, einer großen Menge Wasserdampfs. Es hat beträchtliche Regenmengen und regelmäßige Windverhältnisse (Passate). In den gemäßigten Zonen unterscheidet man vier Jahreszeiten, während die kalte Zone nur einen sehr kurzen Sommer und einen sehr langen Winter darbietet. Das gemäßigte K. hat Mitteltemperaturen zwischen 25 und 0° C. mit großer jährlicher Veränderung; es finden sich in demselben geringe Mengen Wasserdampf, schwache, unregelmäßig vertheilte Niederschläge, unregelmäßige Windverhältnisse. Das kalte K. hat Mitteltemperaturen unter 0 und ähnliche Verhältnisse als das gemäßigte. Die Vegetation eines Ortes hängt nicht allein

Digitized by Google

von der mittlern Jahrestemperatur, sondern auch besonders noch von den mittlern Temperaturen des Sommers und des Winters ab, sodaß zwei Orte selbst bei gleichen mittlern Jahrestemperaturen, aber verschiedenen mittlern Sommer- und Wintertemperaturen doch sehr verschiedene Vegetation besitzen können. Bei Thieren, welche nicht wie die Zugvögel mit Leichtigkeit ihren Aufenthaltsort beträchtlich ändern können oder während der kalten Jahreszeit in Winterschlaf (Lethargie) fallen, wird die nördl. Grenze ihrer Verbreitung besonders durch die niedrige Temperatur des Winters bestimmt. Für die Beurtheilung des K. können die verschiedenen Curven, welche die Vertheilung der Wärme (s. Isothermen) und die Verbreitung gewisser Gewächse über die Oberfläche der Erde darstellen, als Anhaltspunkte dienen.

Klimakterische Jahre, Stufenjahre (anni climacterici), nennt man im allgemeinen diejenigen Jahre, in denen der menschliche Organismus einen bestimmten Abschnitt seiner Entwickelung vollendet zu haben scheint und von denen man annimmt, daß sie dem Leben infolge wichtiger Veränderungen des Stoffwechsels besonders gefährlich seien. Schon das Alterthum glaubte an Stufenjahre, und eine große Rolle spielten sie zur Zeit des Nativitätsstellens. Gegenwärtig begreift man unter dem Namen klimakterische Jahre (engl. change of life, franz. l'âge critique) in der Regel denjenigen Lebensabschnitt, in welchem beim Weibe die geschlechtlichen Functionen, insbesondere die Menstruation zu erlöschen und damit eine Reihe wichtiger Veränderungen einzutreten pflegen. Durch das Verschwinden der menstrualen Blutung, welche gewöhnlich zwischen dem 44. und 48. Lebensjahre versiegt, stellen sich leicht Congestionen nach verschiedenen lebenswichtigen Organen, zumal Herz, Lungen und Leber ein; häufig bleiben längere Zeit nervöse Verstimmungen, Schleimflüsse, Diarrhöen, Mastdarmblutungen, Schmerzen im Unterleibe, profuse Schweiße und andere Beschwerden zurück, welche die sorgfältigste Regelung des körperlichen und psychischen Verhaltens während dieser Periode erfordern. Vgl. Kisch, «Das klimakterische Alter der Frauen» (Erlangen 1874).

Klimatische Curorte nennt man diejenigen Plätze, welche durch ihr Klima vermöge der besondern Beschaffenheit der Luft, namentlich deren Reinheit, Temperatur, Windrichtung, Feuchtigkeit und Druck auf den kranken Körper einen günstigen Einfluß ausüben. Während die dichte Luft der Tiefebene und Meeresküste eine beruhigende Wirkung äußert, regt die verdünnte Luft des Hochgebirgs zu verstärktem Athmen an und beschleunigt zugleich den Ernährungsproceß. Dabei kommt die Reinheit der Luft von Miasmen, Staub u. s. w., sowie die vor scharfen Winden geschützte Lage des Ortes in Betracht. Nach diesen Verhältnissen unterscheidet man im allgemeinen: Curorte im höhern Gebirge mit dünner, leichtflüssiger, trockener Atmosphäre; Curorte des Hügellandes und der Ebene mit reiner, durch die Vegetation mit reichem Gehalt an Ozon versehener Luft; Curorte mit dichter, feuchter, kühler und ebenfalls ozonreicher Luft; endlich am zweckmäßigsten Winter- und Sommercurorte.

Unter den Wintercurorten unterscheiden sich hinsichtlich ihrer geogr. Lage die Alpencurorte der Schweiz: Montreux mit den naheliegenden Orten Vevay, Veytaux, Verney u. s. w. am Genfersee; Bex im Rhônethal; Lugano, Bellinzona am Lago-Maggiore, auch Wäggis und Gersau am Vierwaldstättersee; im Hochgebirge (1—2000 Mt. Höhe): Davos, Samaden, Silvaplana, Fettan, Rigi-Scheidegg, Engelberg, Zermatt; in der Mittelregion (500—1000 Mt.) liegen Gais, Heiden, Heinrichsbad, Felsenegg, Selisberg, Albisbrunnen. In den österr. Alpen steht Meran mit Ober- und Untermais obenan, dann folgen Botzen und Gries, auch Arco; im Hochgebirge Tirols Bormio und in Steiermark Aussee. An diese Wintercurorte reiht sich das in einem Hochthale der schles. Sudeten liegende Görbersdorf. Als Stationen mit feuchterer, gleichmäßig warmer Luft können zahlreiche Plätze am Mittelmeerbecken bezeichnet werden, die Küste der Provence und die Riviera di Ponente mit Hyères, Nizza, San-Remo und Mentone, sowie Cannes und Ajaccio (auf Corsica); und während man früher häufiger als jetzt nach Venedig, Rom, Pisa und Neapel ging, wird neuerdings Palermo bevorzugt und bieten sich weiterhin Lissa, die Balearen-Gruppe und Malta dar. Klimatische Wintercurorte ersten Ranges sind Algier, Kairo (mit der Nilfahrt) und Madeira. Doch auch in Mitteleuropa finden sich einige für den Winteraufenthalt geeignete Orte: die Küstenstationen Britanniens (Hastings, Clifton, Salcombe, Torquay u. s. w.), vor allen die Insel Wight mit dem Städtchen Ventnor am Undercliff; ferner die Stationen der südfranz. Ebene: Pau, Arcachon und Montpellier; schließlich einige Orte Süd- und Mitteldeutschlands mit mildem Winter: Baden-Baden, Heidelberg, Canstatt, Homburg und Wiesbaden.

Als Sommercurorte sind, abgesehen von den Stationen der Meeresküste mit ihrer erfrischenden und nervenkräftigenden Seeluft, die Alpen mit ihrer reinen Atmosphäre in erste

Digitized by Google

Linie zu stellen. Den Vorzügen der Lage nach lassen sich in den schweizer Alpen folgende Regionen unterscheiden: 1) Berglehne, besonders in der mittlern Erhebung von 1200 Mt., z. B. Beatenberg bei Interlaken, Churwalden; 2) Seeufer (die Orte am Bodensee, Wallensee, Zürchersee, Vierwaldstätterse, Thunersee); 3) Thal und tiefliegendes Binnenland (Rheinthal, Altstätten, Sargans, Thusis, Olten, Bern); 4) in Bergthälern (900—1000 Mt.) liegen Engelberg, Axenstein, Weißbad, Gais, Selisberg, Sonnenberg am Pilatus, Pfäffers, Fideris, Klosters, Le Prese im Veltlin, Glion oberhalb Montreux u. s. w.; 5) Ortschaften in Hochthälern (1500—1600 Mt.) sind Davos, Sils, Pontresina, St.-Moritz, Silvaplana, Samaden, Tarasp, Bormio, Maderanerthal, die Rigi-Curorte u. s. w. Die Tiroler Alpen bieten: Achensee, Umhausen im Oetzthal, Zell im Zillerthal, Stertzing am Brenner, die Umgegend von Innsbruck, das hochgelegene Pusterthal mit Niederndorf und Brunnecken, die meraner Umgegend u. s. w.; die Steirischen Alpen: Gratz, Marburg, Cilli und Neuhaus, Römerbad, Tüffer u. s. w.; das Salzkammergut: Ischl, Gmunden, Gastein, weiterhin Fusch. Die wiener Gegend hat als Sommerfrischen Baden, Vöslau, Reichenau u. s. w.; die Rheingegend: Remagen, Godesberg, Oberwesel, Bingen; die Neckargegend: Heidelberg, Canstatt; der Schwarzwald: die Renchthalbäder, Wiesau, Herrenalb, Petersthal, Badenweiler, Antogast, Rippoldsau. In Baiern: Reichenhall, Berchtesgaden, Tegern-, Chiem- und Kochelsee, Partenkirchen, Obersdorf; in Oberfranken und Fichtelgebirge: Berneck, Wiesau, Alexandersbad. Am Taunus: Schlangenbad, Soden, Homburg, Schwalbach. In den Sudeten: Warmbrunn, Cudowa, Charlottenbrunn, Flinsberg, Reinerz. In Thüringen: Kösen, Köstritz, Berka, Rudolstadt, Blankenburg, Schwarzburg, Ilmenau, Elgersburg, Liebenstein, Friedrichroda u. s. w. Im Harz: Alexisbad, Harzburg, Gernrode, Thale, Grund u. s. w. Bei Kassel: Wilhelmshöhe. In Sachsen: Lößnitz, Loschwitz und Blasewitz bei Dresden, Pillnitz, Königstein, Wehlen, Schandau, Bad Elster, Ottenstein, Reiboldsgrün, Mildenstein bei Leisnig.

Die richtige Auswahl des für den einzelnen Fall passenden Curorts kann nur unter Berücksichtigung der Localverhältnisse, der Krankheitsform und der Individualität getroffen werden. Im allgemeinen paßt für Reconvalescenten von schweren Krankheiten im Sommer ein Platz im Harz, Thüringerwald, Schwarzwald oder Oberbaiern, im Winter der Südabhang der tiroler und schweizer Alpen. Bei Blutarmuth wählt man Engelberg, Grindelwald, Selisberg, Engadin in der Schweiz, doch auch mehrere Orte Deutschlands mit Stahlwässern (Schwalbach, Liebenstein u. s. w.). Für Rheuma und Gicht eignen sich: Baden-Baden und Wiesbaden zu jeder Jahreszeit, im Winter Palermo, Oberägypten, Madeira. Herzfehlerkranke befinden sich am wohlsten während des Sommers in einer Sommerfrische Deutschlands, auf der Insel Wight oder an der Küste der Nordsee, im Herbst zu Montreux oder Meran, im Winter an der Riviera di Ponente, zu Pisa, Pau oder Palermo. Chronischer Magen- und Darmkatarrh findet Besserung zur Sommerzeit in geschützten Gebirgsthälern (Interlaken, Gais, Weisbad, Partenkirchen), Baden-Baden oder an der Nordsee, im Winter an einer Station des Mittelmeers. Für Nierenleiden (Bright'sches) werden empfohlen im Sommer Wiesbaden, Baden-Baden, Meran, im Winter Kairo, Mentone, San-Remo, Palermo, Neapel, Ajaccio. An Neuralgien Leidende finden Linderung der Schmerzen im Sommer und Herbst auf einer Nordsee-Insel oder an einem Küstenplatze Südenglands; bei Lähmungen wirkt der Aufenthalt in Ragatz, Pfäffers, Gastein oder Bormio günstig. Langwieriger Kehlkopf- und Luftröhrenkatarrh ohne Auswurf (sog. trockene Form) erfordert die Lufteur für den Winter und Sommer in Madeira, bei reichlichem Auswurf wählt man die Riviera oder Aegypten. Die Beschwerden bei Luftröhrenerweiterung vermindern sich bei ruhigem Aufenthalt im Frühjahr und Herbst an Orten wie Kreuth und Partenkirchen, in den Nadelwäldern Thüringens, des Harzes, Schwarzwaldes und an Gradirwerken. Das Lungenemphysem (mit asthmatischen Beschwerden) erfordert im Hochsommer die Südküste Englands, die Nordseeküste, im Frühjahr und Herbst die Nadelholzthäler Deutschlands, Gersau, Arco, Montreux oder Pau; im Winter Palermo, Ajaccio, Lissa. Für beginnende Tuberkulose (Lungenphthisis) sind klimatische Curen von höchster Bedeutung; auch kann man dem Weitergreifen chronisch-entzündlicher Zustände in den Lungen durch eine solche Cur Grenzen setzen, solange sich dieselben nur noch als sog. Lungenspitzenkatarrh bemerklich machen. Hier paßt vor allen im Sommer und Winter eine Station im Hochgebirge (Davos u. s. w.), im Frühjahr eins der windgeschützten Alpenthäler, im Spätherbst Meran u. s. w. Für gewisse Formen dieser Krankheit, insbesondere wenn die Ernährung des Körpers schon stärker geschädigt ist, muß man niedrigere Plätze (Riviera u. s. w.) suchen, auch kann ein auf ein bis zwei Jahre ausgedehnter Aufenthalt in Aegypten oder

Digitized by Google

Madeira das Fortschreiten des Leidens verhüten. Man hat versucht, durch künstliche Vorrichtungen klimatische Curorte herzustellen, indem man z. B. zu Mildenstein (Leisnig) in Sachsen Anstalten mit gut ventilirten und gleichmäßig erwärmten Räumen ins Leben rief, in welchen die Kranken, von Gewächshauspflanzen umgeben, unter ärztlicher Aufsicht zu überwintern Gelegenheit fanden. Allein diese Unternehmungen haben sich nicht bewährt. Die Lungenleidenden, die dem rauhen Klima der Heimat nicht zu entfliehen vermögen, sind genöthigt, einen Respirator zu tragen, sich auch wol einer «Pneumatischen Cur» (s. Comprimirte Luft) zu unterwerfen, oder schließlich durch eine regelmäßige Athemübung, Athemgymnastik (Bewegungs- und Athmungscur, Atmiatrie nach P. Niemeyer, Zimmergymnastik nach Schreber) unter Vermeidung ungünstiger Witterungsverhältnisse und unter dem Gebrauche der «Hanteln» die Brustorgane in normale Thätigkeit zu versetzen.

Vgl. Bennet, «Mentone, die Riviera, Corsica und Biarritz als Winteraufenthaltsorte» (aus dem Englischen von G. C. Hahn, Mainz 1863); Rhoden, «Die chronische Lungenschwindsucht und ihre Aussichten auf Heilung an Curorten» (Elberf. 1867); Meyer-Ahrens, «Die Heilquellen und Curorte der Schweiz u. s. w.» (2. Aufl., Zür. 1867); Schneider, «Ueber Luftcuren und klimatische Curorte» (Münch. 1867); Gsell-Fels und Berlepsch, «Südfrankreich und seine Curorte» (Hildburgh. 1868); Reimer, «Klimatische Curorte mit besonderer Rücksicht auf die Winterstationen u. s. w.» (Berl. 1869); derselbe, «Ueber einige klimatische Wintercurorte» (Berl. 1872); Biermann, «Klimatische Curorte und ihre Indicationen» (Lpz. 1872); Sigmund Ritter von Ilanor, «Südl. klimatische Curorte» (3. Aufl., Wien 1874); Michaelis, «Die Bairischen Alpen als klimatischer Curort» (Dresd. 1875); Gsell-Fels, «Südfrankreich und die Curorte der Riviera di Ponente» (Lpz. 1875); Schreiber, «Ueber das Wesen klimatischer Curen bei Lungenkrankheiten» (Wien 1876); Feierabend, «Die klimatischen Curorte der Schweiz» (2. durch Nachtrag vermehrte Ausg., Wien 1876); Schulze, «Die klimatischen Sommercurorte der Riviera, Mittel- und Unteritaliens» (Frankf. a. M. 1876); Reimer, «Klimatische Sommercurorte» (Berl. 1877).

Klimatologie heißt der Theil der Meteorologie, welcher sich damit beschäftigt, aus der Gesammtwirkung der meteorolog. Erscheinungen an einem Orte den Witterungscharakter oder das Klima (s. d.) zu bestimmen. Die K. ist die Statistik der meteorolog. Elemente, welche durch Zahlen die durchschnittliche, aus jahrelangen Beobachtungsreihen abgeleiteten Werthe der Lufttemperatur, des Luftdrucks, der Feuchtigkeit, der Windrichtung und Windstärke, der Bewölkung und der Niederschlagsmengen zu den verschiedenen Zeiten ausdrückt und dadurch zugleich die täglichen und jährlichen Veränderungen dieser Elemente nachweist. Es ist dazu nicht allein nöthig, die Mittelwerthe zu geben, sondern man muß auch die Größe der Veränderungen kennen, die größten und kleinsten Werthe der Elemente angeben. Aber das vollständige Verständniß der klimatischen Verhältnisse und namentlich ihrer Ursachen erfordert die Bekanntschaft mit den Bewegungen der Atmosphäre und den dieselbe begleitenden Phänomenen im Einzelfalle. Erst in neuerer Zeit ist man durch Benutzung der telegraphischen Wetterberichte dahin gekommen, die Ursachen für das Klima der einzelnen Länder genauer zu ermitteln. Die K. erforscht aber auch die Einflüsse, welche Gebirge, Thäler, Meere, Flüsse, Wälder und Wiesen auf das Klima haben und wie viel dasselbe durch Aenderung der Bodenbeschaffenheit, der Vegetation u. s. w. modificirt werden kann, was für die Land- und Forstwirthschaft von der größten Bedeutung ist. Daher nehmen jetzt die Land- und Forstwirthe eifrigen Antheil an der Fortentwickelung der K. und liefern seit einer Reihe von Jahren werthvolle Beiträge durch die Errichtung meteorolog. Stationen in Wäldern und Wiesen. Vgl. Lorenz und Rothe, «Lehrbuch der K. mit besonderer Rücksicht auf Land- und Forstwirthschaft» (Wien 1874); Reimer, «Vierteljahrsschrift für K.» (Lpz. 1875 fg.). — Die Klimatographie beschäftigt sich mit der Beschreibung des Klimas der Länder und Gegenden.

Klimax, s. Gradation.

Klingemann (Ernst Aug. Friedr.), dramatischer Dichter, geb. 31. Aug. 1777 zu Braunschweig, besuchte das Carolinum daselbst und studirte dann in Jena, wo er neben den juristischen Vorlesungen besonders Fichte, Schelling und A. W. Schlegel hörte. Der öftere Aufenthalt in Weimar, wo damals das Theater durch Goethe und Schiller einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, erzeugte auch in K. eine entschiedene Vorliebe für die schöne Literatur und das Theater. Nach Braunschweig zurückgekehrt, übernahm er nach kurzem Staatsdienste 1813 die Leitung der dortigen Bühne in Verbindung mit der Schauspieldirectorin Sophie Walter. Durch seine Thätigkeit gewann diese Anstalt einen so bedeutenden Ruf, daß die Ein-

Digitized by Google

wohner Braunschweigs 1818 mit Unterstützung der Regierung die Privatanstalt auf Actien zu einer stehenden Nationalbühne erhoben. K. erhielt die Direction und führte diese mit vielem Erfolg. Doch gab er 1825 die Direction der Bühne auf und übernahm eine Anstellung am Carolinum, wurde aber 1830 wieder Generaldirector des Hoftheaters. Er starb 25. Jan. 1831. Von seinen dramatischen Dichtungen machten «Heinrich der Löwe», «Luther», «Moses» und «Deutsche Treue» auf den Bühnen einiges, sein «Faust» (1815) aber eine Zeit lang sehr großes Glück, obschon er nur eine Caricatur des Goethe'schen «Faust» zu nennen ist. Ueberhaupt gehörte K. zu den dramatischen Dichtern, welche durch Anwendung von Effectmitteln die classische Basis der deutschen Bühne wieder untergruben. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als «Theater» (3 Bde., Tüb. 1809—20) und «Dramatische Werke» (2 Bde., Braunschw. 1817—18). Seine Kunstreisen beschrieb er in dem Werke «Kunst und Natur» (3 Bde., Braunschw. 1823—27). Geringen Werth haben seine Romane und dramaturgischen Schriften.

Klingenthal, Marktflecken in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Auerbach, an der böhm. Grenze und an der Zwota, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat eine alte Kirche und zählt (1875) 2784 E., welche hauptsächlich Fabrikation von Streich- und Blasinstrumenten und Harmonikas, außerdem Holzkammfabrikation, Weiß- und Buntnäherei und Stickerei betreiben.

Klinger (Friedr. Maximilian von), deutscher Dichter der Sturm- und Drangperiode, geb. zu Frankfurt a. M. 1752, erhielt seine Bildung auf dem dortigen Gymnasium und auf der Universität zu Gießen und erregte zuerst Aufsehen als dramatischer Dichter durch das von Hamburg aus 1775 mit dem ersten Preise gekrönte Trauerspiel «Die Zwillinge», wodurch er Leisewitz' «Julius von Tarent» in Schatten stellte. Eine Zeit lang war er Dichter bei der Seyler'schen Schauspielergesellschaft. Als der Bairische Erbfolgekrieg ausbrach, trat er in das Walter'sche Freicorps als Unterlieutenant. Nach dem Frieden verabschiedet, lebte er bei seinen Freunden und unternahm sodann einige Reisen. Im J. 1780 ging er nach Petersburg, wo er als Offizier und zugleich als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde. Das Jahr darauf machte er im Gefolge des Großfürsten eine Reise durch Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland. Als Offizier bei dem adeligen Cadettencorps in Petersburg 1784 angestellt, stieg er unter Katharina bis zum Obersten, wurde 1796 Generalmajor und 1799 Director des Cadettencorps. Unter Alexander's I. Regierung wurden ihm die Curatel der Universität zu Dorpat und die Oberaufsicht über das Pagencorps, über die Verwaltung des Fräuleinstifts und des St.-Katharinen-Ordensstifts anvertraut. Auch erhielt er die Rente eines Kronguts in Kurland auf Lebenszeit und wurde 1811 Generallieutenant. Nach 40jähriger Dienstzeit legte er die meisten der von ihm bekleideten Aemter nieder. Er starb 25. Febr. 1831 zu Dorpat. Seine frühern Dramen, wie «Die Zwillinge» (1774), «Otto», «Das leidende Weib», «Sturm und Drang», welches jener Literaturperiode den Namen gab, «Grisaldo» u. s. w., ergriffen durch gewaltige, wiewol ungezügelte Kraft, aber fesselten nicht auf die Dauer. Mit fast noch geringerm Erfolg versuchte er sich im Lustspiele. Der Ernst des thätigen Lebens regelte und läuterte indeß seine dichterischen Bestrebungen. Seine Romane, «Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt» (Petersb. 1791), «Geschichte Giafar's des Barmeciden», «Geschichte Rafael's de Aquilas», «Die Reisen vor der Sündflut», «Der Faust der Morgenländer», «Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit», «Der Weltmann und der Dichter» und «Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese», behandeln das ganze moralische Dasein des Menschen. Eine trübe Lebensansicht, die sich in Ausmalung des Schlechten und Gräßlichen gefällt, wirkt selbst in den gelungensten seiner Dichtungen (z. B. «Der Weltmann und der Dichter») störend. Seine gesammelten Werke (12 Bde., Königsb. 1809—15; neue Aufl., Lpz. 1832—33; Stuttg. u. Tüb. 1842) enthalten das Beste, was er geschaffen, in möglichster Vollendung.

Klinik (vom griech. κλίνη, Bett) bezeichnet zunächst den Unterricht in der praktischen Medicin am Krankenbett. Während in den der K. vorhergehenden medic. Studien der künftige Arzt theoretisch mit der Organisation des menschlichen Körpers, mit den Krankheiten, die ihn befallen können, mit der Art, diese Krankheiten zu behandeln u. s. w. bekannt gemacht wird, bekommt er in der K. nun Kranke zu sehen und erhält vom klinischen Lehrer die Anleitung, einen vorliegenden Fall sachgemäß aufzufassen. Zur Erreichung dieses Zwecks übernimmt der klinische Schüler selbst die Rolle des Arztes, examinirt den Kranken unter Aufsicht des Lehrers, setzt hierauf seine Ansicht über die Krankheit auseinander und schlägt die nach seiner Meinung passende Behandlung vor. In Hinsicht auf den Ort, wo dieser Unterricht ertheilt wird, hat man drei Arten von K.: 1) die *stehende* oder *stationäre* K., d. h. den Unterricht im

Digitized by Google

klinischen Hospital, in welchem Kranke unentgeltlich oder gegen geringe Vergütung behandelt werden, aber bei ihrer Aufnahme sich stillschweigend verpflichten, sich zum Unterrichte der jüngern Aerzte gebrauchen zu lassen; 2) die städtische oder Poliklinik, welche darin besteht, daß die Kranken in ihren Wohnungen von den jüngern Aerzten besucht und behandelt werden, während der Lehrer die Beobachtung controlirt und die eigentliche Behandlung leitet; 3) die ambulatorische K., eine Unterrichtsanstalt, zu welcher die Kranken selbst kommen, um sich Rath und nach Umständen (meist unentgeltliche) Arznei zu holen. Hinsichtlich der verschiedenen Fächer, welche die K. behandelt, hat man wieder eine medicinische (sog. innere), eine chirurgische (sog. äußere), eine geburtshülfliche, eine augenärztliche, eine Ohrenklinik u. s. w. Diese Art des medic. Unterrichts ist in ihrer größern Verbreitung noch nicht sehr alt. Zwar läßt sich annehmen, daß in der Asklepiadenfamilie, welcher Hippokrates angehörte, die medic. Kenntnisse durch Unterricht an Kranken selbst fortgeflanzt wurden; auch finden sich Spuren und Andeutungen dieser Lehrmethode in den Nachrichten von den verschiedenen Schulen zu Alexandria und Rom, wogegen im Mittelalter trotz der aufblühenden Universitäten die klinischen Studien vernachlässigt wurden, und erst im 17. Jahrh. gründete man einzelne klinische Institute, die sich seitdem immer weiter verbreiteten, sodaß jetzt keine wohleingerichtete Lehranstalt einer K. entbehrt.

Klinker nennt man eine Art Ziegel, welche durch Brennen bei sehr starker Hitze halb verglast sind und dadurch große Härte erlangt haben. Sie sind je nach Beschaffenheit des Thons gelb, braunroth, grau u. s. w. von Farbe, gewöhnlich kleinen Formats und eignen sich vortrefflich zum Pflastern und zu Wasserbauten. Hauptsächlich werden sie in Holland verfertigt.

Klinkerfues (Ernst Friedr. Wilh.), Astronom, geb. 29. März 1827 zu Hofgeismar, besuchte die Polytechnische Schule in Kassel und wurde hierauf im Vermessungsfache bei Aufstellung der Kataster, später beim Bau der Main-Weserbahn angestellt. In Marburg wandte er sich 1847—51 dem Studium der Astronomie zu und wurde 1851 Assistent an der Sternwarte in Göttingen bei Gauß, 1855 Observator und später Director derselben. K. hat viele Kometen entdeckt und deren Bahnen berechnet. Außer vielen Aufsätzen in den «Astron. Nachrichten» und den «Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen» schrieb er eine «Theoretische Astronomie» (Braunschw. 1872). Ferner erfand er 1872 die hydrostatischen Selbstzünder, mittels welcher die Gasflammen einer Stadt gleichzeitig von der Gasanstalt aus entzündet und ausgelöscht werden können, und den Bifilarhygrometer, an den sich erfolgreiche Versuche für praktische Meteorologie und landwirthschaftliche Wetterprognose knüpfen; über letztern veröffentlichte er «Theorie des Bifilarhygrometers» (Gött. 1875).

Klinschor, eine sagenhafte Gestalt aus der Gralsage, tritt zuerst in Wolfram's «Parzival» auf als Herzog von Terra di Lavoro und Nachkomme des Zauberers Virgilius. Später spielt er im Wartburgkriege (s. d.), wo er Klingsor von Ungerland genannt und aus Siebenbürgen zum Schiedsrichter herbeigerufen wird, als Zauberer und Teufelsbanner eine Rolle.

Klio (griech. Kleio), eine der Musen (s. d.), und wie ihre Schwestern Tochter des Zeus und der Mnemosyne, erscheint in späterer Zeit, insoweit damals nicht blos die einzelnen Gattungen der Poesie, sondern auch die Geschichte und Astronomie einzelnen Musen zugetheilt waren, vorzugsweise als Muse der Geschichte. Sie hat als solche eine Schriftrolle in der Hand und auch einen Kasten mit solchen neben sich. Sie soll dem Pieros den Hyakinthos geboren habe. — K. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Klippdachse (Hyrax) heißen höchst eigenthümliche, in bergigen Gegenden Afrikas und Syriens hausende Thiere, welche die Größe, Behaarung und kurzen Schwanz der Kaninchen, aber kleine, aufrecht stehende Ohren haben, nach ihrer innern Organisation und Bezahnung dagegen in die Nähe der Nashörner gehören und außerdem einen gürtelförmigen Mutterkuchen mit den Elefanten und Fleischfressern gemein haben, weshalb man eine besondere Ordnung der Säugethiere für sie aufgestellt hat. Es sind niedliche, scheue, gesellige Thiere, die etwa wie Murmelthiere leben und sich von Pflanzen nähren. Man kennt mehrere Arten der K.

Klippen sind Felsen, welche aus dem Grunde des Meers entweder über die Oberfläche desselben hinausragen oder nur so weit unter ihr liegen, daß sie den darüber hinfahrenden Schiffen gefährlich werden. Letztere nennt man blinde K.

Klipperschiffe, Clippers (engl., d. i. Abschneider, Durchschneider), heißt eine in Nordamerika aufgekommene Gattung eigenthümlich gebauter, sehr schnell segelnder Kauffahrteischiffe. Die gegenwärtig gebräuchlichen K. zeichnen sich besonders durch scharfe Form und tüchtige Bauart aus. Die K. wurden zuerst in Baltimore gebaut; jetzt construirt man sie in allen seefahrenden Ländern. Die Nordamerikaner besitzen die größte Flotte dieser trefflichen Fahr-

Digitized by Google

zeuge. Es lag den Vereinigten Staaten namentlich in Bezug auf den Handel mit China sehr viel daran, möglichst rasche Rückfahrten zu haben. Rheder und Kaufleute setzten daher Prämien für die am schnellsten zurückkommenden Schiffe aus, und alljährlich wurden Verbesserungen im Schiffbau eingeführt, die zu den jetzigen K. leiteten. Die größte Geschwindigkeit, welche K. bisjetzt erreicht haben, beträgt 17 Seemeilen (= 32 Kilom.) in der Stunde. Rußland besitzt eine besondere Klasse von Kriegsschiffen, welche Klipper genannt werden. Es sind dies nach den obigen Principien gebaute und schnell segelnde Corvetten.

Klippfisch (Chaetodon) ist der Name einer zu den Stachelflossern gehörenden Fischgattung aus der Familie der Schuppenflosser. Die zu ihr gehörenden Fische, die nur in tropischen Meeren vorkommen, übertreffen an Schönheit, Pracht und Glanz der Farbe alle übrigen. Die Schnauze ist bei diesen Fischen stumpf; beide Kiefern sind mit bürstenförmigen Zähnen versehen; der Rücken trägt nur eine einzige, völlig beschuppte Rückenflosse. Der Körper ist zusammengedrückt, sehr hoch und zugleich kurz, daher zuweilen fast kreisrund. Arten gibt es eine große Menge, die aber zum Theil noch nicht recht festgestellt sind. Das Fleisch derselben ist wohlschmeckend. — K. heißt auch der Kabeljau (s. d.), wenn er gesalzen und getrocknet worden ist.

Kloaken sind unterirdische möglichst dichte Kanäle, welche das Abwasser von menschlichen Wohnplätzen (Regenwasser, Putz-, Wäsche-, Küchen-, Gewerbs- und anderes Brauchwasser) rasch aus der Nähe der menschlichen Wohnungen zu führen bestimmt und, gehörig ausgeführt und mit der hinreichenden Menge Wasser versehen, das beste Mittel für Entwässerung der Häuser, der Straßen und auch des Bodens sind. Dieser Theil der Bautechnik ist sehr alt; schon Tarquinius Priscus ließ im alten Rom die noch bestehende cloaca maxima bauen, aber erst in neuester Zeit hat die Technik sich zu einem Grade ausgebildet, daß man diese Abzugskanäle oder Schwemmsiele als ein Hauptmittel zur Städtereinigung betrachten kann. Da es Aufgabe ist, daß in den K. oder Sielen die aus Straßen und Häusern hinabgelangenden suspendirten Stoffe nicht liegen bleiben, so ist in denselben stets eine entsprechende Wassermenge mit der nöthigen Geschwindigkeit erforderlich. Diesen Anforderungen vermögen Siele mit flacher Sohle nicht zu entsprechen, weshalb man die Sohle eiförmig oder kreisrund gestaltet. Wenn in solchen Sielen das Wasser mit einer Geschwindigkeit von 0,6 bis 0,8 Mt. in der Secunde fließt, setzen sich die suspendirten Theile nie zu Boden. Ueber die Anwendung der K. zur Abführung menschlicher Excremente s. Abort und Städtereinigung.

Klöden (Karl Friedr. von), vielseitiger Gelehrter, geb. 21. Mai 1786 in Berlin, gehörte einer der ältesten Adelsfamilien der Stadt Brandenburg an, welche aus Franken eingewandert war, wuchs aber in dürftigen Verhältnissen auf und bestand eine fünfjährige Lehrzeit bei einem Bruder als Goldarbeiter. Das erlernte Graviren half ihm dazu, zum Kartenstechen überzugehen; dies und Schriftstechen, sowie Unterricht im Guitarrespiel mußten ihn erhalten; Kartenzeichnen, Physik und Mathematik trieb er nebenbei. Von 1811—17 war K. Lehrer an der Plamann'schen Erziehungsanstalt in Berlin und studirte daneben seit 1814 Naturwissenschaften, eine Zeit lang auch Theologie. Im J. 1817 wurde er Director des Schullehrerseminars zu Potsdam und 1824 Director der neugegründeten Gewerbeschule in Berlin, welche er bis 1855 leitete. Er starb 9. Jan. 1856. Von seinen Werken sind zu nennen: «Landeskunde von Palästina» (Berl. 1816), «Grundlinien zu einer neuen Theorie der Erdgestaltung» (Berl. 1824; 2. Aufl. 1829), mehrere Schulprogramme, in denen er die Mineralogie und Geognosie der Mark Brandenburg, den Ostseehandel und die Stellung des Kaufmanns im Mittelalter behandelte, «Der Sternenhimmel, eine vollständige populäre Sternkunde» (Weim. 1848), «Ueber die Entstehung, das Alter und die früheste Geschichte der Städte Berlin und Köln» (Berl. 1839), «Die Quitzows und ihre Zeit» (4 Bde., Berl. 1836), das Werk, wodurch er am meisten bekannt geworden; ferner «Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg» (4 Bde., Berl. 1844—45), «Andreas Schlüter» (Berl. 1855), «Geschichte einer altmärkischen Familie» (Berl. 1854), «Jugenderinnerungen» (herausg. von seinem Enkel Max Jähns, Lpz. 1874). — Gustav Adolf von K., namhafter Geograph, Sohn des Vorigen, geb. 24. Juni 1814 zu Berlin, besuchte 1825—30 die dortige Gewerbeschule und studirte 1832—36 daselbst Naturwissenschaften und Mathematik. Dann bereiste er bis 1839 mit Link das südl. Frankreich, Krain, Istrien, Griechenland und Italien. Im J. 1840 wurde er als Lehrer der Geographie und des Deutschen an der berliner Gewerbeschule angestellt, 1855 zum Professor und 1870 zum Mitglied der Ober-Militärexaminationscommission ernannt. Er schrieb: «Lehrbuch der Geographie» (Berl. 1843; 4. Aufl. 1867), «Leitfaden beim Unterricht in der Geographie» (6. Aufl., Berl. 1876), «Das Stromsystem des obern Nil» (Berl.

Digitized by Google

1856), «Das Areal der Hoch- und Tieflandschaften Europas» (Berl. 1873), «Kleine Schulgeographie» (Berl. 1874). Weit verbreitet sind seine «Repetitionskarten» (17 Blatt, Berl. 1867) und sein «Handbuch der Erdkunde» (3. Aufl., 4 Bde., Berl. 1873—77).

Klopfgeister, s. Tischrücken und Geisterklopfen.

Klopp (Onno), deutscher Geschichtschreiber, bekannt durch seine welfische und preußenfeindliche Gesinnung, geb. 9. Oct. 1822 zu Leer in Ostfriesland im damaligen Königreich Hannover, studirte 1841—45 in Bonn, Berlin und Göttingen und wurde im Herbst 1845 Gymnasiallehrer in Osnabrück, als welcher er die «Geschichte Ostfrieslands» (3 Bde., Hannov. 1854—58) schrieb. Um sich seinen histor. Studien ganz widmen zu können, legte er 1858 diese Stellung nieder und gab nun eine Reihe geschichtlicher Schriften heraus, welche zwar auf fleißigen archivarischen Forschungen beruhen, aber doch eine einseitige Auffassung bekunden; die wichtigsten derselben sind: «König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation» (Schaffh. 1860; 2. Aufl. 1867 unter dem Titel: «Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik»), worin er die Ideen, welche dem alten Römischen Reiche deutscher Nation zu Grunde liegen, vertritt, und «Tilly im Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Stuttg. 1861). Unterstützt durch die Munificenz des Königs Georg V. von Hannover unternahm K. die Herausgabe der Werke von Leibniz, und zwar zunächst der histor.-polit. und staatswissenschaftlichen Schriften (5 Bde., Hannov. 1864—66). Im J. 1865 erhielt er im königl. Hausministerium das Referat über die Landesarchive. Inzwischen hatte sich K. den polit. Anschauungen des Königs mehr und mehr angeschlossen, welcher ihn während des Deutschen Kriegs von 1866 mehrfach mit wichtigen Missionen betraute. Seit dem Friedensschluß lebte K. im Gefolge des Königs Georg V. in Hietzing (dann in Penzing) bei Wien. Die Herausgabe der Werke von Leibniz mußte eine Zeit lang sistirt werden, da der preuß. Oberpräsident der Provinz Hannover die Verabfolgung von Manuscripten nach Hietzing verweigerte; doch sind bis 1877 zehn Bände erschienen. Außerdem schrieb K. noch «Der Fall des Hauses Stuart» (4 Bde., Wien 1875—76). Seit 1873 gehört K. der röm.-kath. Kirche an; 13. Mai 1876 erfolgte zu Wien seine Firmung.

Klöppeln nennt man die Kunst, aus Gespinsten aller Art, sowie aus feinen Drähten von edelm Metall Spitzen oder Borten und andere Verzierungen zum Aufputz der Kleidung zu flechten oder zu schlingen. Das K. wurde gegen Ende des 15. Jahrh. in Italien und wahrscheinlich auch in den Niederlanden geübt, in der Mitte des 16. Jahrh. und zwar durch Barbara Uttmann (s. d.) in Annaberg eingeführt. Das älteste Modellbuch für Spitzenklöppelei ist von Nik. Bassens; es erschien 1568 in Frankfurt a. M. Es lassen sich durch das K. verschiedene Verflechtungsarten erreichen, bei denen die vereinigten Fäden sechsseitige oder vierseitige Zellen bilden, deren Gesammtheit den Grund der Spitzen ausmacht. Auf demselben lassen sich durch stellenweise Anwendung anders geformter oder in der Dichtheit der Fäden abweichender Zellen Figuren oder Muster erzeugen, auf deren stilgerechter Combination hauptsächlich der hohe Werth guter Spitzen beruht. Borten und Garnirungen, welche von den Posamentirern geklöppelt werden, fertigt man ohne Muster. Eine besondere Art geklöppelter Arbeit sind Ueberkleidungen von Seide oder Goldfaden auf Tabackspfeifenröhren, Peitschenstielen und gewisse Arten von Schnüren, welche man gegenwärtig auf Klöppelmaschinen verfertigt.

Klopstock (Friedr. Gottlieb), einer der berühmtesten deutschen Dichter, der Schöpfer einer neuen Literaturperiode, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater Commissionsrath war, verlebte seine erste Jugend, da der Vater das Amt Friedeburg im Mansfeldischen pachtete, auf dem Lande, besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und kam in seinem 16. Jahre nach Schulpforta. Schon hier faßte er den Plan zum «Messias», nachdem er die Absicht, Heinrich den Vogler zum Helden eines größern epischen Gedichts zu machen, aufgegeben hatte. Im Herbst 1745 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren, und arbeitete hier die ersten Gesänge des «Messias» in Prosa aus. In Leipzig, wohin er sich Ostern 1746 begab, lernte er Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. kennen, die damals die «Bremischen Beiträge» herausgaben, in welchen 1748 die drei ersten Gesänge des «Messias» ohne den Namen des Dichters zuerst erschienen und außerordentliches Aufsehen erregten. K. übernahm 1748 eine Hauslehrerstelle in Langensalza, wo er eine tiefe, aber unerwiderte Neigung zu der Bruderstochter seiner Mutter Sophie Schmidt, der in seinen «Oden» gefeierten Fanny, faßte. Von Bodmer, auf den der «Messias» den stärksten Eindruck gemacht hatte, eingeladen, reiste K. im Sommer 1750 nach Zürich, wo er ein halbes Jahr blieb. Hier erhielt er von König Friedrich V. von Dänemark auf Empfehlung des Ministers Bernstorff die Einladung, mit einem Gehalt von 400 Thlrn. nach Kopenhagen zu kommen, um daselbst den «Messias» zu

Digitized by Google

vollenden. Er nahm die Einladung an und reiste im Frühjahr 1751 über Quedlinburg und Hamburg nach Kopenhagen. In Hamburg lernte er die von ihm später als Cidli gefeierte Margarethe (Meta) Moller (geb. 1728) kennen, die geistreiche jüngste Tochter des dortigen Kaufmanns Peter Moller. Er verheirathete sich 1754 mit ihr, verlor sie aber schon 1758 durch den Tod. Ihre hinterlassenen Schriften gab er bald nach ihrem Tode heraus (Hamb. 1759 und in K.'s Werken). Im J. 1763 erhielt er den Titel eines dän. Legationsraths. Nachdem Bernstorff seine Entlassung erhalten hatte, verließ auch K. 1771 Kopenhagen und folgte ihm nach Hamburg, behielt aber seinen dän. Gehalt. In Hamburg vollendete er endlich seinen «Messias», dessen letzte fünf Gesänge 1773 erschienen. Gegen Ende 1774 ging er auf eine Einladung des Markgrafen Friedrich von Baden nach Karlsruhe, lebte daselbst ein Jahr und kehrte dann, mit dem Hofrathstitel und einem Jahrgehalt beschenkt, nach Hamburg zurück. Hier verheirathete er sich 1792 mit einer Verwandten und langjährigen Freundin, der verwitweten Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, und starb 14. März 1803. Er wurde im Dorfe Ottensen bei Hamburg neben seiner ersten Frau begraben.

Um K.'s Verdienst um deutsche Poesie, Literatur und Sprache annähernd würdigen zu können, muß man sich auf den Boden der Zeit stellen, welcher er angehörte. Wie mit Luther eine neue Epoche der deutschen Sprache überhaupt beginnt, so beginnt mit K. eine neue Epoche der deutschen poetischen Sprache. Er befreite Deutschland von der Alleinherrschaft des Alexandriners, dem er den Hexameter entgegensetzte, als von einer hohlen, auf bloße Correctheit und leeren Klang abzielenden Reimerei, welcher er in seinen Oden durch geschickten Anbau antiker Versmaße und Erfindung neuer ein heilsames Gegengewicht hielt. Er war aber kein ängstlicher und pedantischer Nachahmer antiker Muster; die Bewegung seiner Rhythmen stützt sich auf die Gesetze des der deutschen Sprache eigenthümlichen Tonfalls und Accents, und die Anschauungen, die er zu verkörpern, die Empfindungen, die er auszudrücken liebte, waren deutscher Art und Natur. Es ist nicht zu leugnen, daß er sich bei zunehmendem Alter in immer höherm Grade in der Einseitigkeit seiner Manier verfing und in seinen spätern, der Form und Construction nach überkünstlich verflochtenen Oden der deutschen Nation häufig wahrhafte Sprach- und Gedankenräthsel aufgab; dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die Oden seiner frühern Epoche, in denen die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Beweglichkeit seiner Empfindung deutlich sich aussprechen. Die populäre Bedeutung, welche der Reim in der modernen Poesie hat, erkannte er selbst fast unfreiwillig dadurch an, daß er ihn in Epigrammen und in seinen noch gegenwärtig in der religiösen Poesie eine hohe Stelle einnehmenden Kirchenliedern anwendete. K. zuerst führte nach einer längern Periode des Verfalls der deutschen Poesie wieder nationalen Stoff und Inhalt zu. In dieser Hinsicht kann man ihn geradezu einen prophetischen Geist nennen, der zu einer Zeit, wo der deutsche Patriotismus brach lag und das deutsche Gemeinleben der Nachahmung franz. Form und Sitte sich gefangen gegeben hatte, ein Erwachen des deutschen Nationalgeistes ahnte und verkündigte, seinerseits aber auch alles that, um dies Erwachen herbeizuführen. Zu diesem Zwecke rief er in freilich unhaltbarer Weise die damals noch wenig gekannte und durchforschte nordische Mythologie zu Hülfe, um die nur äußerlich aufgefaßte griech. Mythologie aus der deutschen Dichtkunst immer mehr zu verdrängen und ihren Gebrauch zu beschränken. Zu eben diesem Zwecke stellte er Hermann den Cherusker als einen Nationalheros und Repräsentanten deutscher Freiheit und Unabhängigkeit auf; aus demselben Grunde pries er die deutsche Sprache in vielen seiner Oden als diejenige, welche sich nicht nur mit allen modernen Sprachen, sondern auch mit der lateinischen und griechischen vollkommen messen könne. Auch abgesehen von dem Schwunge und der Kühnheit der Sprache, nimmt K. schon durch diesen nationalen Inhalt unter den deutschen Odendichtern, die mehr oder weniger seine Nachahmer waren, die erste Stelle ein. Den nordamerik. Unabhängigkeitskrieg, die ersten Anfänge der Französischen Revolution begrüßte er mit Enthusiasmus als die Morgenrothsstrahlen einer bessern Zeit und erhielt deshalb von der franz. Nationalversammlung das Bürgerdiplom, jedoch sprach er gegen die spätern Ausartungen der Revolution seinen Abscheu in kräftigen Oden aus und beklagte seine getäuschten Hoffnungen in origineller Weise. K.'s «Messias», aus dem so viele der vorzüglichsten deutschen Dichter ihre erste Anregung und Nachahmung schöpften und der in der Geschichte der deutschen Poesie eine ganz neue Epoche bezeichnet, hat auch jetzt noch hohen poetischen Werth. Oft aus dem Epischen in den reinen Hymnus übergehend, angefüllt mit mancherlei Ueberschwenglichkeiten und Verzeichnungen, ist er doch reich an wirksamen oratorischen Stellen und bekundet durchgehends eine große Fülle von Phantasie, ein wahrhaft religiöses Gemüth, einen mächtigen Schwung, welcher den Dichter freilich weit über alle Grenzen des Möglichen und

Digitized by Google

Denkbaren hinausführt. In diesem religiösen Heldengedichte huldigt er aber ebenso wenig wie in seinen religiösen Oden dem starren Dogma, der sich allein für seligmachend haltenden Orthodoxie, dem süßlichen Pietismus oder der positiven Wundergläubigkeit. Von geringerer Bedeutung sind seine Tragödien, in denen er Hermann den Cherusker feierte und die er selbst Bardiete (s. Barden) nannte, und die Dramen, in welchen er altbiblische Stoffe dialogisirte. Auch durch grammatische Schriften erwarb er sich ein großes Verdienst. Seine «Fragmente über Sprache und Dichtkunst», seine «Gelehrtenrepublik» und seine «Grammatischen Gespräche» klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Wortschreibung sowie überhaupt mehrere Grundsätze seines Stils nicht Beifall finden konnten. Seine Säcularfeier wurde 2. Juli 1824 zu Quedlinburg und Altona würdig begangen und bei dieser Gelegenheit ihm in Quedlinburg ein Denkmal gesetzt. Seine «Werke» erschienen gesammelt in 12 Octavbänden (Lpz. 1798—1817); von der auf 12 Bände berechneten Quartausgabe kamen nur 7 (Lpz. 1798—1810) heraus. Neuere Ausgaben erschienen in 12 Bänden 1823—26, in 9 Bänden 1839, in Einem Bande ebenfalls 1839, in 11 Bänden 1844—45. Die neueste Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen ist die von Bock (Stuttg. 1876 fg.). Auch veröffentlichten Schmidlin «Ergänzungen zu K.'s sämmtlichen Werken» (3 Bde., Stuttg. 1839—40) und Vetterlein «K.'s Oden und Elegien mit erklärenden Anmerkungen» (3 Bde., Lpz. 1827—28). Die beste Erläuterungsschrift zu den Oden ist die von Düntzer (6 Hefte, Wenigen-Jena 1860—61); derselbe hat auch eine Auswahl der Oden (in der «Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», Bd. 2, Lpz. 1868) veranstaltet. Vgl. K. F. Cramer, «K., er und über ihn» (2. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1782—93); «Briefwechsel der Familie K. unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny, Meta u. a.» (herausg. von Klamer Schmidt, 2 Bde., Halberst. 1810); Lappenberg, «Briefe von und an K.» (Braunschw. 1867); Döring, «K.'s Leben» (Weim. 1825); Gruber's Biographie K.'s, in dessen Ausgabe der «Oden» (2 Bde., Lpz. 1831); besonders aber Mörikofer, «K. in Zürich» (Zür. 1851), in neuer Bearbeitung in dessen «Die schweiz. Literatur des 18. Jahrh.» (Lpz. 1861); D. F. Strauß, «K.'s Jugendgeschichte» in dessen «Kleinen Schriften. Neue Folge» (Berl. 1866); Boxberger im 1. Theil von K.'s Werken in Hempel's «Nationalbibliothek».

Kloß (Joh. Georg Burckhard Franz), bekannt als Geschichtschreiber der Freimaurerei, geb. 31. Juli 1787 zu Frankfurt a. M., widmete sich seit 1805 zu Heidelberg und Göttingen medic. Studien und ließ sich 1810 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er nach einer langjährigen und ausgebreiteten Wirksamkeit 10. Febr. 1854 starb. Bereits im Sept. 1805 hatte sich K. in den Freimaurerbund aufnehmen lassen, für dessen Interessen er fortan ununterbrochen thätig war. Vor allem wandte er sich dem Studium der Geschichte der Freimaurerei zu, als dessen Ergebnisse die Schriften: «Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten und echten Urkunden nachgewiesen» (Frankf. 1846), die «Geschichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland» (Frankf. 1848) und die «Geschichte der Freimaurerei in Frankreich» (2 Bde., Frankf. 1851—53) erschienen, welche ihm den Ruf des bedeutendsten und gründlichsten Forschers für diesen Theil der europ. Culturgeschichte erworben haben. Seine in ihrer Art einzige Sammlung von freimaurerischen Büchern und Handschriften, welche die Grundlage seiner werthvollen «Bibliographie der Freimaurerei» (Frankf. 1844) bildete, ist nach seinem Tode in den Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande übergegangen, der sie der Großloge der Niederlande zum Geschenk machte. Dieselbe wurde 1862 im Haag geordnet aufgestellt.

Klöster (Claustra, d. i. verschlossene Orte) heißen die Gebäude, in welchen Mönche oder Nonnen gemeinsam und nach gewissen Statuten (Regeln) leben. Die Mönche oder Nonnen, welche einerlei Regeln und Observanzen befolgen, bilden einen Klosterorden. Die K. umfassen meist mehrere, ziemlich weitläufige Gebäude mit einer Kirche, einen meist ansehnlichen Hofraum und Garten, sind mit einer Mauer umgeben und nur mit einem Eingang versehen, durch den jeder, der kommt oder geht, schreiten muß. Die Gänge in den K. sind im Bogen gebaut, und namentlich führt der größere Gang zur ebenen Erde den Namen Kreuzgang. In dem untern Theile des Klosters, dicht in der Nähe des Eingangs, ist das sog. Sprachzimmer. Außer andern Räumlichkeiten findet man hier auch vornehmlich das Refectorium, ein großes, zum Essen bestimmtes Zimmer, welches aber auch zur Versammlung der Klosterglieder (Convent oder Kapitel), sei es zum Zwecke gottesdienstlicher Uebungen oder zur Verhandlung wichtiger Angelegenheiten des Klosters, dient. Im obern Stockwerke befinden sich die Zellen, kleine schmale Zimmer, an deren Eingange ein kleiner Weihkessel befestigt ist. Sie sind ohne allen Zierath, haben nur ein Fenster nach dem Klosterhofe oder Garten, die nöthigsten Hausgeräthe mit einem

Bette. Nur die höher graduirten Personen haben ein geräumiges Zimmer. Von den Zellen aus führt gewöhnlich ein langer schmaler Gang auf das Chor der Kirche. Der Klostergarten dient meist auch zur Begräbnißstätte der Klosterglieder. Die nächste unmittelbare Aufsicht über ein Kloster wird durch eine entweder vom Kapitel oder vom Bischofe dazu bestimmte Person geführt, die Prior, Abt, Superior oder Propst heißt, in Nonnenklöstern Priorin, Aebtissin, Superiorin, Pröpstin oder auch Domina. Die höhere Instanz bilden die Kapitel. Die K. einer ganzen Diöcese stehen unter dem Bischofe, viele aber, die sich von der bischöfl. Gerichtsbarkeit und Aufsicht zu befreien wußten, stehen unter dem Ordensgeneral, der dem päpstl. Stuhle verantwortlich ist (eximirte K.), auch Visitatoren als Stellvertreter ernennen kann. Die Geschäfte für die Klosterverwaltung sind unter die Klosterglieder nach dem Grade ihrer Fähigkeit oder Geschicklichkeit vertheilt; man bezeichnet sie mit dem Ausdruck Klosterofficialen. Hierher gehört das Amt, die Klosterpforte zu öffnen und zu schließen, die Besorgung der gesammten Oekonomie, die Verwaltung der Bibliothek, die Wahrung der Klostergerechtsame, die den Klostervögten obliegt, die Leitung und Beaufsichtigung der Novizen (Novizenmeister). Die Klosterglieder, welche die Klostergelübde (s. d.) abgelegt haben, heißen Professen. Unter sich begrüßen sich die Mönche mit dem Ausdrucke Bruder (Frater), die Nonnen mit Schwester (Soror); für jene wurde auch der Name Vater (Pater) als Ehrenname von Laien angewendet. Der Priester, welcher als Geistlicher in einem Kloster functionirt, heißt der Klostergeistliche.

Die K. haben ihren Ursprung in dem einsamen ascetischen Leben der christl. Anachoreten (s. d.), welche selbst wieder ihre Vorbilder an heidnischen Asceten gehabt zu haben scheinen. Die ersten K. entstanden im 4. Jahrh. durch gemeinsame Ansiedelungen solcher Anachoreten oder Eremiten in den Wüsten Oberägyptens. Als Vater des Mönchthums gilt der heil. Antonius (s. d.), welcher schon um 305 eine Anzahl Einsiedler gesammelt haben soll, die ihre Hütten nebeneinander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinschaftlich hielten. Die erste Klosterregel stammt von Pachomius, einem angeblichen Schüler des heil. Antonius, welcher um 340 auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, eine förmliche Mönchscolonie anlegte. Die Bestimmungen dieser von Pachomius entworfenen Ordnung gemeinsamen Lebens geben freilich kein sehr erbauliches Bild von den geistigen und sittlichen Zuständen dieser ältesten Klosterbrüder. Die Niederlassung bestand in mehrern Häusern in geringer Entfernung voneinander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi, d. i. einsam Lebende) in Zellen beisammenwohnte und unter einem Vorsteher stand. Jedes Haus machte ein Priorat aus; die Priorate bildeten zusammen ein Cönobium oder Monasterium und wurden von einem Vorsteher, dem Abbas, d. h. Vater, der auch Hegumen oder Archimandrit hieß, regiert. Anfangs wurde das Klosterleben nur von Männern frei erwählt, doch hatte schon Pachomius auch Frauenklöster gestiftet. Der anfangs doch wenig gerechtfertigte Ruf höherer Heiligkeit des klösterlichen Lebens lockte bald auch anderwärts, wie in Palästina, Syrien und Armenien zur Nachfolge. Einen ernstern religiösen Geist hat erst der heil. Basilius (s. d.) um 375 in das klösterliche Leben eingeführt. Seine Klosterregel wird jetzt noch in den griechischen K. von den Nestorianern, Melchiten, Georgianischen Religiosen und Religiosinnen und von den armen. Mönchen und Nonnen befolgt. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh. noch keine eigentlichen Klostergelübde und feierlichen Professionen. Dem Abendlande wurde das Klosterleben erst durch Ambrosius und durch die romanhaften Schilderungen des Hieronymus und Rufinus empfohlen. Ambrosius soll ein Kloster bei Mailand gegründet haben; bald darauf entstanden Mönchs- und Nonnenklöster in Rom, auf den Küsteninseln Gallinaria, Gorgon, Capraria, Palmaria an der Westküste von Italien und an der Küste von Dalmatien. Martinus, Bischof von Tours, gründete zuerst ein Kloster in Frankreich, Honoratus auf der Insel Levina (St.-Honoré), Jovianus, Minervius, Leontius und Theodoret auf den Stöchaden an der Südküste Galliens. Auch auf der Insel Lero (St.-Marguerite) entstanden K. Cassian stiftete zwei K. in Massilia. Augustin gründete klösterliche Vereine von Klerikern in Afrika, ein anderer Augustin (zur Zeit Gregor's d. Gr.) verbreitete sie nach England, Patrick nach Irland, Bonifacius in Deutschland. Eine neue Epoche begann für das Klosterleben im 6. Jahrh. durch Benedict (s. d.) von Nursia. Seiner zweckmäßigen Regel, die zuerst in dem von ihm 529 erbauten Kloster zu Monte-Cassino bei Neapel und nachher neben Augustin's Regeln in sehr vielen K. des Abendlandes eingeführt wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die K. nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Wesentliche Verdienste erwarben sich die Klosterbewohner vom 6. bis ins 9. Jahrh. um den Anbau des Bodens und um die Bekehrung der german. und slaw. Völkerschaften. Zur Förderung dieser

Digitized by Google

ihrer gemeinnützigen Thätigkeit wurden die K. mit Privilegien aller Art ausgestattet. Je mehr aber ihr Reichthum und Ansehen wuchs, desto rascher geriethen sie in Verfall. Durch die unter den fränk. Königen eingerissene Gewohnheit, K. wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, kamen sie unter die Aufsicht von Laien- oder Commendaturäbten (s. Abt), welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechthaltung der Zucht thun mochten. Ueberdies wurden die K. von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher waren, aber den Sinn für das kanonische Leben meist selbst verloren hatten, beraubt, gedrückt oder wegen der ihnen zugestandenen Freiheiten und Exemtionen sich selbst überlassen. So kam es, daß allmählich Müßiggang, Schwelgerei und alle Laster der Welt in ihre Mauern einschlichen. Das von Chrodegang, Bischof von Metz (im 8. Jahrh.), eingeführte kanonische Leben (monasteria canonicorum) suchte diesem Verfalle vorzubeugen, und von den durch Karl d. Gr. zur bessern Bildung der Geistlichkeit gestifteten Klosterschulen (s. d.) wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w., den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Cluny (s. d.) in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedict's eingerichtet wurde und diese noch durch strengere Zusätze verschärfte. Viele K. in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließen sich nach diesem Muster reformiren; andere, wie die Congregation von Citeaux, gaben der Regel Benedict's eine neue Gestalt und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit Filialklöstern. Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit hoben sich die K. von neuem. Während der Kreuzzüge vermehrten sie ihren Reichthum ungemein, indem viele Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten oder, falls sie nicht zurückkehrten, ganz überließen. Auch das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den K. in den Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt.

Zur Zeit der Reformation mußte sich die Zahl der K. beträchtlich mindern; die prot. Fürsten zogen die Güter der verlassenen K. zu ihrem Fiscus oder verwendeten sie zur Gründung öffentlicher Bildungsanstalten, namentlich von Universitäten und Gelehrtenschulen, oder bestimmten sie, wie in Niedersachsen und Würtemberg, zu Pfründen verdienter Kirchenlehrer, auch wol zur Versorgung adeliger Fräulein, wie dies in Hessen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg u. s. w. geschah. In den kath. Ländern erhielten die K. zwar ihre Verfassung bis ins 18. Jahrh., sanken aber doch durch den alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volks. So waren diese veralteten Stiftungen schon von einem großen Theile der aufgeklärten Welt geächtet, als Kaiser Joseph II. 1781 die K. einiger Orden ganz aufhob und die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte und außer aller Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde 2. Nov. 1789 die Abschaffung aller Orden und K. decretirt, welchem Beispiele die dem franz. Reiche einverleibten Länder und unter Napoleon's Schutz alle kath. Staaten des Festlandes mit Ausnahme Oesterreichs, Spaniens, Portugals, Polens und Rußlands folgten. Eine günstigere Zeit für die K. begann mit der Restauration. Kaum war Pius VII. in Rom wieder eingezogen, als er die in Italien während der franz. Herrschaft aufgehobenen K. wiederherstellte und die Lage der noch bestehenden verbesserte. Durch Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern sicherte er das Fortbestehen der in diesen Ländern noch erhaltenen und die theilweise Wiederherstellung der aufgehobenen K. In Oesterreich suchte man zwar die große Zahl der vorhandenen K. dadurch zu vermindern, daß man manche derselben aussterben ließ; doch wurde denen das Fortbestehen zugesichert, welche sich die Erziehung, namentlich des weiblichen Geschlechts, und die Krankenpflege zur Pflicht gemacht hatten. So erhoben sich die K. in Portugal, Spanien, Neapel und Italien zu neuer Macht, ja selbst in Frankreich wurden, namentlich unter der Restaurationsperiode, aber auch später noch viele derselben in ihrem alten Glanze wiederhergestellt. Ein herber Schlag traf die K. in Portugal, wo sie durch das Decret Dom Pedro's vom 28. Mai 1834, und in Spanien, wo sie durch das Decret vom 9. Mai 1837 aufgehoben wurden. Indem aber in der neuesten Zeit die röm. Kirche, besonders mittels der Rührigkeit der Jesuiten, eine außerordentliche Thätigkeit zur Befestigung ihrer Macht und ihres Ansehens entwickelt, ist es ihr mit kluger Benutzung der polit. Verhältnisse gelungen, namentlich in Oesterreich seit dem Concordate von 1855, in Baiern besonders unter der Regierung Ludwig's I. neue Orden in leerstehende K. einführen und neue K. stiften zu können. Selbst in prot. Ländern, wie in Preußen, geschah Aehnliches. Auch in Belgien, Spanien und Portugal sind viele K. wiederhergestellt, in

Digitized by Google

England und Irland neue gegründet worden. Die reform. Cantone der Schweiz, Bern, Basel, Schaffhausen, Waadt und Genf, haben keine K. Ein harter Schlag traf dagegen das Klosterwesen in Italien infolge der polit. Umwälzungen seit 1859. Nachdem man zuerst die K. auf diejenigen, welche sich um Wissenschaft und Krankenpflege verdient machten, beschränkt und namentlich die Bettelorden aufgelöst hatte, ging 1866 ein Gesetz durch, welches alle K. ohne Unterschied aufhebt. In Preußen, wo unter Raumer und Mühler viele K. oft mitten in ganz prot. Umgebung errichtet worden waren, wurden infolge des Gesetzes vom 31. Mai 1875 sämmtliche geistliche Orden und ordensähnliche Congregationen mit Ausnahme derer, die sich mit Krankenpflege beschäftigen, aufgehoben. In Rußland ist die Zahl der K. beschränkt. In Griechenland wurden 1835 auf Antrag der permanenten Synode alle Nonnenklöster bis auf drei, deren Bewohner das 40. Lebensjahr überschritten haben müssen, aufgehoben.

Kloster-Bergen, eine ehemalige berühmte Benedictinerabtei bei Magdeburg auf einer sanften Anhöhe des linken Elbufers von Kaiser Otto d. Gr. vor 965 zu Ehren Johannes des Täufers gegründet. Als 1546 der Schmalkaldische Krieg Magdeburg bedrohte, ließ die Stadt ihrer eigenen Sicherheit wegen die vor den Festungswerken gelegenen Klostergebäude sämmtlich zerstören. Der Abt Peter Ulner, ein Niederländer, begann 1563 das Kloster wieder aufzubauen und trat zwei Jahre darauf sammt dem Convente zur Reformation über. Hierdurch und durch ein von jenem Abte zuerst begründetes Alumnat gewann das Kloster neues Ansehen. Hier wurde 1577 die Concordienformel (s. d.) entworfen, die deshalb auch das Bergische Buch hieß. Nachdem das Kloster seit dem 18. Jahrh. in eine Erziehungsanstalt umgewandelt war, wurde es 1809 ganz aufgehoben und ein Theil seiner Einkünfte den Schulanstalten in Halle, Hildesheim, Kassel u. s. w. zugewendet. Seit dem Ende des J. 1813 begannen, der Vertheidigung der Festung halber, die Franzosen die Klostergebäude zu zerstören. Nach dem Pariser Frieden wurden dieselben nicht wiederhergestellt, sondern auf ihrer Stelle der Friedrich-Wilhelmsgarten, ein öffentliches Vergnügungslocal mit schönen Parkanlagen nach dem Plane des Gartendirectors Lenné, angelegt, das Vermögen des Klosters aber unter die Verwaltung des sächs. Provinzialschulcollegiums gestellt und zu Unterrichtszwecken für den Regierungsbezirk Magdeburg und die Universität Halle bestimmt.

Klostergelübde nennt man überhaupt das feierliche Versprechen, sich den das Klosterleben bedingenden Regeln zu unterwerfen, im engern Sinne die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth. Sie sind eigentlich erst mit Benedict von Nursia im Anfange des 6. Jahrh. aufgekommen oder allgemeiner geworden, indem er von den Aufzunehmenden vornehmlich forderte, das Kloster nie wieder zu verlassen (s. Clausur), und der Ordensregel stets gehorsam zu sein. Noch jetzt besteht das Gelübde des Gehorsams in dem Versprechen, den Bestimmungen der Ordensregel und den Befehlen der Vorgesetzten unbedingt zu folgen. Weil man aber die Ehelosigkeit als besonders verdienstlich und die Armuth als apostolische Nachahmung ansah, die von der Sinnlichkeit abziehe, wurden auch die Keuschheit und Armuth zu den K. gezogen. Letztere besteht in dem Aufgeben alles Privateigenthums. Die Klöster selbst können Eigenthum haben, jedoch unterscheidet man eine hohe, höhere und höchste Armuth. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster nur so viel liegende Gründe besitzen darf, als zu seiner Erhaltung nöthig sind; die höhere, daß es gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenstände, wie Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränken, Renten u. s. w., besitzen darf; die höchste gestattet weder bewegliches noch unbewegliches Eigenthum. Die hohe Armuth geloben z. B. die Karmeliter und Augustiner, die höhere die Dominicaner, die höchste die Franciscaner, vornehmlich die Kapuziner. Außer diesen drei allgemeinen K. gibt es noch viele andere, welche einzelne Mönchsorden fordern, z. B. das des Schweigens bei den Kartäusern, des unbedingten Gehorsams gegen den Statthalter Christi bei den Jesuiten, der Krankenpflege u. s. w. Der Bruch der K. wurde ehedem mit den härtesten Strafen, selbst mit dem Tode bestraft, jetzt aber ist er nach der Bestimmung des Concils von Trident (Sitzung 25) mit einer mehrjährigen Auferlegung der strengsten Bußen bedroht. Die K. werden, soweit nicht Staatsgesetze etwas anderes bestimmen, auf die ganze Lebenszeit abgelegt.

Klosterneuburg, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, rechts an der Donau und an der Kaiser-Franz-Josephbahn, 10 Kilom. oberhalb Wien, am Fuße des Kahlenbergs auf einem steilen Hügel gelegen, auf dessen Vorsprung in den Strom das große und prachtvolle Gebäude des berühmten Augustinerchorherren-Stifts gleichen Namens sich erhebt, ist Hauptort des Bezirksgerichts, hat eine Unterrealschule, eine Weinbauschule, eine Irrenanstalt, eine Pionier- und Flotillenschule, einen Schiffbauhof und zählt (1869) 5330 E., deren Hauptnahrungszweig

Digitized by Google

der Weinbau ist, die aber außerdem auch städtische Gewerbe treiben. Die Ruinen der mittelalterlichen Befestigung geben der obern Stadt, welche von der untern durch den Kirlingerbach getrennt ist, ein besonders malerisches Ansehen. Das Chorherrenstift K. wurde vom Markgrafen Leopold dem Heiligen aus dem Hause Babenberg gegründet und der erste Bau 1106—36 ausgeführt. Die gegenwärtigen palastähnlichen, immer noch nicht vollendeten Gebäude, 1730 unter Karl VI. errichtet, sind durch eine Mauer von der Stadt getrennt und tragen auf den Kuppeln die deutsche Kaiserkrone und den österr. Herzogshut aus Eisen. Schöne architektonische Arbeiten sind die Prachttreppe und der Saal der Bibliothek, welche 30,000 Bände, 1150 Incunabeln und 1550 Handschriften zählt. Die altdeutsche Stiftskirche zur heil. Maria hat einige werthvolle Gemälde, und in den Klosterkellern befindet sich ein dem heidelberger an Größe ähnliches Faß. Andere Sehenswürdigkeiten sind die Leopoldsgruft, die Leopoldskapelle, enthaltend die Gebeine des heil. Leopold, den Erzherzogshut, welchen Kaiser Maximilian I. 1516 dem Stifte übergab, dessen sich die Regenten Oesterreichs bei der früherhin üblichen Erbhuldigung bedienten, den berühmten Altar von Verdun, aus 51 Metalltafeln bestehend, in welche biblische Erzählungen geätzt sind (sog. Niello-Arbeit, um 1181 gefertigt), einen Kelch aus Donauwaschgold und eine schöne altdeutsche Säule, welche 1381 nach der Pest errichtet wurde.

Klosters, Dorf und Pfarrgemeinde im Bezirk Oberlandquart des schweiz. Cantons Graubünden, liegt 1205 Mt. über dem Meere, östlich von Chur im Prättigau, an der Landquart, und zählt (1870) 1465 meist prot. E., deren Hauptbeschäftigung die Alpwirthschaft ist. Das Dorf, das seinen Namen von dem 1528 aufgehobenen Prämonstratenserkloster St.-Jakob erhalten hat, besteht aus den stattlichen Häusergruppen Ueberm Bach, Dörfli, Platz (mit der alten St.-Jakobskirche) und Bei der Bruck. Hoch und freundlich, mitten in einer großartigen Bergwelt gelegen, ist K. ein beliebter Luftcurort und Ausgangspunkt für alpine Excursionen in die das Thal beherrschenden Gletscher des Silvrettagebietes geworden. Mit der Station Landquart der Eisenbahn Rorschach-Chur ist es durch eine 33 Kilom. lange Poststraße verbunden; in das Montavon (Vorarlberg) führen von K. aus das Schlappinajoch (2190 Mt.) und das Garneirajoch (2460 Mt.); ins Davos die 13 Kilom. lange Poststraße über das 1627 Mt. hohe Joch von St.-Wolfgang.

Klosterschulen waren die ersten Pflegerinnen wissenschaftlicher Bildung, aber sie befanden sich nicht ursprünglich bei den Klöstern und beschränkten sich auch anfänglich auf die Unterweisung derer, welche in das Kloster einzutreten bestimmt waren. Die Legende nennt den heil. Benedictus von Nursia als Stifter dieser Schulen und gibt ihm auch eine Schwester Scholastica, die angebliche Gründerin des weiblichen Benedictinerordens. Die Keime eines Unterrichts finden sich allerdings in der regula Benedicti, aber nicht in Italien, sondern auf den brit. Inseln haben die Benedictiner den Unterricht gepflegt und als Missionare nach Gallien, Spanien, besonders durch Bonifacius nach Deutschland verpflanzt. Vom 12. Jahrh. an treten die Bettelorden der Dominicaner und Franciscaner hinzu, die sich auch außerhalb der Klöster als Lehrer verwenden lassen, und in den germanisirten Slawenländern die Cistercienser. Die durch Chrodegang von Metz (752) geregelte Stiftsgeistlichkeit erhielt gleichfalls die Verpflichtung des Unterrichts, und Karl d. Gr. stiftete die ersten Domschulen (s. d.). Hier besorgten canonici den Unterricht, der scholasticus und der cantor zeigen schon in ihren Namen die ihnen zustehende Aufgabe; in den Klöstern thaten es gelehrte Brüder. Bei diesen schied man die schola interior oder ecclesiastica, welche die für den geistlichen Stand bestimmten Knaben (oblati) frühzeitig aufnahm, und die schola exterior für Kinder aller Stände. In vielen Jungfrauenklöstern wurden Mädchen unterrichtet. Der Unterricht ging bei beiden Arten von Schulen von dem trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) aus und gelangte dann zu dem quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik). Zuletzt folgte der theol. Lehrcursus, die sacra pagina mit philos. Wissenschaften. Schon mit dem 12. Jahrh. beginnt der Verfall der K. Rasch entwickelten sich Stadtschulen, aber auch die Universitäten übernahmen die bisherigen Arbeiten beider Arten von Schulen, indem sie in ihren Bursen auch die Knaben schon aufnahmen und so förmliche seminaria boten. Noch jetzt haben in den kath. Ländern die Benedictiner blühende Schulanstalten (Baiern, Oesterreich); auch die Piaristen und Franciscaner haben allein den Unterricht in mehrern von dem Staate mit allen Rechten ausgestatteten Gymnasien, aber die Einrichtung ihrer Schulen ist nach den Gesetzen des Staats geregelt. Mit der Reformation wurde viel geistliches Gut eingezogen; nur in Sachsen und Würtemberg hat man den Besitz der Klöster der Schule und der Kirche erhalten. Moritz von Sachsen gründete daraus 1543 die Schulen in Schulpforta, Meißen und Merseburg (später in Grimma) und stattete die Uni-

Digitized by Google

versität Leipzig aus; Herzog Christoph von Würtemberg schuf 1556 die Klöster seines Landes in K. um, als Vorbildungsanstalten für das Studium der Theologie. Erst 1806 legten diese den Namen K. ab und wurden im Gegensatze zu dem theol. Seminar (Stift) in Tübingen niedere Seminare genannt. Auch sonst haben einzelne höhere Schulen in Rücksicht auf ihre Entstehung den Namen K. (Roßleben, Ilfeld) oder Stiftsgymnasium (Zeitz) bewahrt. Vgl. Leon Maitre, «Les écoles épiscopales et monastiques de l'Occident» (Par. 1866).

Klotho ist der Name einer der Parzen (s. d.) und eines Planetoiden. (S. Planeten.)

Klotz (Christian Adolf), ein durch seine literarischen Streitigkeiten mit Burmann und Lessing bekannter Gelehrter, geb. 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz, verdankt den Schulen in Meißen und Görlitz die Liebe zur griech. und röm. Literatur und seinen guten lat. Stil. Er besuchte die Universitäten zu Leipzig und Jena, wurde 1762 außerord. und 1764 ord. Professor der Philosophie in Göttingen und folgte hierauf 1765 dem Rufe als Lehrer der Beredsamkeit nach Halle, wo er vom König, der ihn hochachtete, den Titel eines Geheimraths erhielt, aber schon 31. Dec. 1771 starb. Unter den Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit sichern ihm außer seinen lat. Gedichten, die auch gesammelt erschienen (Altenb. 1766), diejenigen, welche sich über Kritik und Erklärung der alten Schriftsteller oder über Gegenstände archäolog. Inhalts verbreiten, einen ehrenvollen Namen. Hierher zählen: die Ausgaben des Tyrtäus (Brem. 1764; Altenb. 1767) und von Vida «De arte poëtica» (Altenb. 1766), die «Vindiciae Horatianae» (Brem. 1764), die «Lectiones Venusinae» (Lpz. 1771), die von Lessing zum Theil zu scharf beurtheilte Schrift «Vom Nutzen geschnittener Steine» (Altenb. 1768) und eine große Anzahl von Abhandlungen, welche seine «Opuscula varii argumenti» (Altenb. 1765) und die «Opuscula philologica et oratoria» (Halle 1772) enthalten. Auch lieferte er zahlreiche Recensionen in die «Allgemeine deutsche Bibliothek», gegen die er später durch Gründung seiner «Acta literaria» (7 Bde., Altenb. 1764—73) und seiner «Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften» (Halle 1767—71) eine ziemlich scharfe Opposition bildete. Einen fast nur polemischen und satirischen Zweck verfolgte er in dem «Genius saeculi» (Altenb. 1760), in den «Ridicula literaria» (Altenb. 1762), in der Schrift «De libris auctoribus suis fatalibus» (Lpz. 1761) und in der «Bibliothek der elenden Scribenten» (7 Bde., Frankf. 1768—71). Ist auch vieles von dem, was er schrieb, mehr auf momentanen Effect als auf gründliche Belehrung berechnet, so ist doch nicht zu leugnen, daß er einer der fähigsten Köpfe seiner Zeit war, der durch seine Lehrthätigkeit höchst anregend gewirkt hat. Sein gefährlichster Gegner wurde Lessing in den «Briefen antiquarischen Inhalts». Vgl. Hausen, «Leben und Charakter K.'» (Halle 1772).

Klotz (Reinhold), verdienter Philolog und Kritiker, geb. 13. März 1807 zu Stolberg im sächs. Erzgebirge, widmete sich, nachdem er seine Gymnasialbildung zu Schneeberg, dann auf der Nikolaischule zu Leipzig erhalten, seit 1826 auf der dortigen Universität anfänglich theol., dann aber ausschließlich philol. Studien. Im J. 1831 habilitirte er sich an derselben Universität und wurde 1832 zum außerord., 1849 nach Hermann's Tod zum ord. Professor ernannt. Er starb 10. Aug. 1870 zu Kleinzschocher bei Leipzig. Von seinen Schriften zur griech. Literatur, meist kritischen und grammatischen Inhalts, sind zu nennen: die Recensionen von Lucian's «Gallus» (Lpz. 1831) und der «Opera omnia» des Clemens von Alexandria (4 Bde., Lpz. 1831—34); die commentirten Ausgaben der «Phoenissae» (Gotha 1842) und der «Medea» (Gotha 1842) des Euripides; die «Epistola critica ad God. Hermannum» (Lpz. 1840), besonders aber die mit reichhaltigen Anmerkungen ausgestattete Bearbeitung von des Devarius «Liber de Graecae linguae particulis» (2 Bde., Lpz. 1835—42). Auf dem Gebiete der röm. Literatur hat K. seine Studien besonders Cicero zugewendet. Außer den «Quaestiones Tullianae» (Lpz. 1830) gehören hierher die Ausgaben von Cicero's «Cato major» (Lpz. 1831) und «Laelius» (Lpz. 1833), «Sämmtlicher Reden» (3 Bde., Lpz. 1835—39), sowie der «Ausgewählten Reden» (2 Bde., Lpz. 1869). Eine Textrevision von Cicero's sämmtlichen Schriften besorgte er für die Teubner'sche Classikersammlung (5 Thle. in 11 Bdn., Lpz. 1851—56; 2. Aufl. 1863—74). Für «Cicero's philos. Schriften in deutschen Uebertragungen» (Lpz. 1840—41) bearbeitete er selbst nur einige Stücke. Außerdem machte sich K. auch um die Kritik und Erklärung des Terenz und Catull verdient, um letztern durch die «Emendationes Catullianae» (Lpz. 1859), um Terenz durch die Ausgabe von dessen Lustspielen mit den Scholien des Donat und den Commentaren des Eugraphius (2 Bde., Lpz. 1838—40). Auch veröffentlichte er eine commentirte Ausgabe der «Andria» (Lpz. 1865). Von seinen übrigen Arbeiten sind noch das unvollendet gebliebene «Handbuch der lat. Literaturgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1846), das «Handwörterbuch der

Digitized by Google

lat. Sprache» (2 Bde., Braunschw. 1853—57; 5. Aufl. 1873—74) und das «Handbuch der lat. Stilistik» (herausg. von Rich. Klotz, Lpz. 1874) hervorzuheben. Auch schrieb er für die «Jahrbücher für Philologie und Pädagogik», an deren Redaction er 1832—56 betheiligt war.

Klüber (Joh. Ludw.), liberaler publicistischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1762 zu Thann bei Fulda, widmete sich der akademischen Laufbahn und wurde 1786 Professor der Rechte in Erlangen, 1795 preuß. Hofrath; 1804 folgte er dem Rufe als Geh. Referendar nach Karlsruhe, wohin er auch, nachdem er 1807 die erste Professur der Rechte in Heidelberg angenommen, 1808 als Staats- und Cabinetsrath zurückkehrte. Seinen frühern rechtswissenschaftlichen Schriften ließ er nun andere Leistungen folgen, welche verdiente Anerkennung fanden, wie sein «Lehrbegriff der Referirkunst» (Erlangen 1808), «Staatsrecht des Rheinbundes» (Erlangen 1808), «Lehrbuch der Kryptographik» (Erlangen 1809) und «Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte» (Erlangen 1811). Während des Wiener Congresses lebte er in Wien, wo er «Acten des Wiener Congresses in den J. 1814 und 1815» (8 Bde., Erlangen 1815—19) sammelte. Von der «Schlußacte und der Deutschen Bundesacte» veranstaltete er einen besondern genau revidirten Abdruck (Erlangen 1816; 2. Aufl. 1818), der durch kritische Berichtigung des Textes und durch eigene Zugaben vor dem in den «Acten» befindlichen Abdruck sich auszeichnet. Eine dritte, sehr vermehrte Auflage der «Schlußacte u. s. w.» ließ er unter dem Titel «Quellensammlung für das öffentliche Recht des Deutschen Bundes» (Erlangen 1830) erscheinen, der auch eine «Fortsetzung» (Erlangen 1833) sich anschloß. Auch eine «Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses» (3 Abth., Frankf. 1816) gab er heraus. Durch seine vielseitigen Erfahrungen und als Augenzeuge der Entstehung des neuen Föderativsystems war er vor andern berufen, das Bundesstaatsrecht systematisch darzustellen, wie dies in seinem «Oeffentlichen Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten» (Frankf. 1817; 3. Aufl. 1831; 4. Aufl., mit des Verfassers hinterlassenen Bemerkungen vermehrt, von Morstadt, 1840) geschehen ist. Das europ. Völkerrecht bearbeitete er in seinem «Droit des gens moderne de l'Europe» (2 Bde., deutsch, Stuttg. 1821). K. trat 1817 als Geh. Legationsrath unter dem Staatskanzler von Hardenberg, dessen Gunst und Freundschaft er seit vielen Jahren genossen hatte, in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Hierauf war er bei mehrern polit. Verhandlungen in Frankfurt a. M., Petersburg und zu Aachen bei dem Congresse thätig. Kaum aber war 1822 die zweite Ausgabe seines «Oeffentlichen Rechts des Deutschen Bundes» erschienen, als das Buch und er selbst Gegenstand polit. Verketzerung wurden. Als nach Hardenberg's Tode sogar eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, nahm er nach deren Ausgang 1823 seine Entlassung aus dem preuß. Staatsdienste und lebte seitdem in Frankfurt a. M., wo er 16. Febr. 1837 starb. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen: «Das Münzwesen in Deutschland in seinem jetzigen Zustande» (Stuttg. 1829), «Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften» (2 Bde., Frankf. 1830—34), «Die Selbstständigkeit des Richteramts» (Frankf. 1832), «Pragmatische Geschichte der nationalen und polit. Wiedergeburt Griechenlands» (Frankf. 1825). Aus seinem Nachlasse gab Welcker 1844 die «Oeffentlichen Urkunden zur Geschichte des Rechtszustandes des deutschen Volks» heraus, worin zum ersten mal auch über die «geheimen wiener Conferenzen» (1834) Licht verbreitet wurde.

Klugheit bezeichnet den erfolgreichen Gebrauch unserer Verstandeskräfte zur Erreichung praktischer Lebenszwecke, im Gegensatze zur Weisheit, unter welcher das stetige Verfolgen der richtigen und vernünftigen Lebenszwecke selbst verstanden wird. Die K. kann daher auch auf unweise und unvernünftige Zwecke gehen, sich auch dabei unreiner und hinterlistiger Mittel bedienen, in welchem Falle sie als Schlauheit, Verschmitztheit, Geriebenheit und Durchtriebenheit bezeichnet wird. Es macht sich daher immer ein steigender Grad der sittlichen Cultur darin geltend, daß Regeln der bloßen Lebensklugheit von Regeln der Moral oder Weisheit wohl unterschieden werden. Die K. beruht nicht allein auf einem feinen Denkvermögen, sondern auch ebenso sehr auf einem feinen Aufmerken auf das, was andere thun oder zu thun Miene machen; und in manchen Fällen meint man nur allein dieses mit dem Wort, wenn man z. B. aufmerksame und die Absichten der Erwachsenen errathende Kinder als klug bezeichnet, oder auflauernde Füchse, abgerichtete Kunstpferde, apportirende Hunde u. dgl. kluge Thiere nennt.

Klumpfuß (talipes varus) nennt man diejenige krankhafte Verunstaltung des Fußes, bei welcher anstatt der naturgemäßen horizontalen Lage des Unterfußes unterhalb der Knöchel der äußere Rand desselben nach unten, der innere nach oben steht, sodaß die Fußsohle und der Fußrücken nun mehr oder weniger perpendiculär gestellt sind und erstere nach innen, letzterer nach

Digitized by Google

außen gerichtet iſt. Gleichzeitig finden ſich oft noch andere Verunſtaltungen, unter denen die am gewöhnlichſten, daß die Fußſpitze ſich auch mehr oder weniger nach innen, die Ferſe aber nach außen wendet, der Fuß ſich alſo zugleich um ſeine perpendiculäre und horizontale Achſe gedreht hat. Iſt dabei zugleich die Ferſe aufwärts, die Fußſpitze ſtark abwärts gerichtet, ſodaß beim Auftreten nur der vorderſte Theil des Fußes den Boden berührt, ſo heißt die Deformität Pferdefuß (talipes equinus), bei entgegengeſetzter Richtung, wo dann nur mit der Ferſe aufgetreten werden kann, Hackenfuß (talipes calcaneus). Sie kann infolge einer fehlerhaften Lage des Fötus in der Gebärmutter angeboren oder infolge ſchlechter Haltung des Fußes, Muskel- oder Knochenerkrankung u. dgl. erworben ſein. Bei langem Beſtande der Krankheit leiden die betheiligten Körperbeſtandtheile (Knochen, Bänder, Muskeln) oft ſo bedeutend, daß die Heilung ſehr erſchwert wird. In leichten Fällen legt man einen mit einem feſten Schuh verſehenen Apparat an, welcher dem Fuß ſeine natürliche Stellung wiedergibt und ihn darin erhält (Klumpfußmaſchinen von Scarpa, Stromeyer u. a.). Hindern Muskelverkürzungen, Verwachſungen u. dgl. die Anwendung der Maſchine, ſo müſſen dieſe Hinderniſſe vorher durch die ſubcutane Durchſchneidung der widerſtrebenden Sehnen (Tenotomie) beſeitigt werden.

Klüpfel (Karl Aug.), Hiſtoriker, geb. 8. April 1810 in Darmsheim bei Stuttgart, ſtudirte in Tübingen 1828—32 Philoſophie, Geſchichte und Theologie, machte dann mehrere Reiſen und wurde 1841 zum zweiten, 1863 zum erſten Univerſitätsbibliothekar in Tübingen ernannt. Er veröffentlichte «Urkunden zur Geſchichte des Schwäbiſchen Bundes» (2 Bde., Stuttg. 1846—53), «Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen» (1846; 4. Aufl., Lpz. 1870; 1. u. 2. Nachtrag 1874—76), «Geſchichte der Univerſität Tübingen» (Tüb. 1848; 2. Aufl. 1877), «Die deutſchen Einheitsbeſtrebungen» (Lpz. 1853), «Geſchichte der deutſchen Einheitsbeſtrebungen ſeit 1848» (2 Bde., Berl. 1872—73), «Guſtav Schwab. Sein Leben und Wirken» (Lpz. 1868).

Klüverbaum iſt die erſte Verlängerung des an Bord der Schiffe ſchräg nach vorn hinausliegenden Bugſpriets. (S. Bug.) An ihm iſt der Klüver (das wichtigſte und größte der dreieckigen Vorſegel eines Schiffs) befeſtigt. Die Verlängerung des K. heißt Außenklüverbaum.

Klyſtier oder Lavement (clyster, clysma oder enema) nennt man die Einſpritzung von Flüſſigkeit in den Maſtdarm und den ſich anſchließenden Dickdarm. Man nimmt die Einſpritzung vor, um Darminhalt zu entleeren, und bedient ſich dazu des warmen oder kalten Waſſers (einfaches K.) oder des Waſſers unter Zuſatz von Seife, Oel u. dgl. (verſchärftes K.). Auch nimmt man die Einſpritzung vor zur Einverleibung von Arzneien (Chinin, Morphium, Chloralhydrat u. ſ. w.), welche von den Blut- und Lymphgefäßen des Maſtdarms aus ebenſo ſchnell in die allgemeine Säftemaſſe gelangen wie vom Magen aus, oder ſelbſt von Nahrungsmitteln (Fleiſchbrühe, Milch u. ſ. w.), wenn der Kranke nicht ſchlucken kann. In letzter Beziehung haben ſich in der neuern Zeit beſonders die von Leube empfohlenen ernährenden Fleiſchpankreasklyſtiere bewährt, durch welche dem Körper eine beträchtliche Menge Stickſtoff einverleibt und der Kranke ſomit lange Zeit durch den Maſtdarm ernährt werden kann. Das K. iſt zur Hervorbringung von Stuhl den Abführmitteln vorzuziehen, doch muß man in der Anwendung vorſichtig verfahren, weil ſonſt die Darmſchleimhaut krank wird. Man verabreicht das K. in der Regel mit der Klyſtierſpritze, die gewöhnlich 250—300 Gr., bei Kindern 60—150 Gr. Flüſſigkeit faßt und zum Selbſtklyſtiere mit einem krummen Metallrohr oder einem Kautſchukſchlauch verſehen iſt. Statt derſelben wird vielfach auch die Klyſopompe in ihren verſchiedenen Formen (clyshelice, hydroclyse, clysoir atmosphérique u. ſ. w.) gebraucht. Dieſe wirkt nach Art einer Feuerſpritze, hat aber keine weſentlichen Vorzüge vor der gewöhnlichen Klyſtierſpritze. Der Irrigateur von Eguiſier treibt die Flüſſigkeit mittels eines Uhrwerks ein. Der Klyſtierſchlauch (syphon, Heber) leitet aus einem höher ſtehenden, mit Waſſer gefüllten Gefäße die Flüſſigkeit mittels eines langen biegſamen Rohrs in den Maſtdarm. Letztgenannte Inſtrumente dienen auch zur aufſteigenden Maſtdarmdouche (douche ascendante), welche ſich vom gewöhnlichen K. nur durch die große Menge und Gewalt, mit welcher die Flüſſigkeit eingeſpritzt wird, unterſcheiden. Neuerdings haben Hegar und Simon das Eingießen von großen Waſſermengen (3—5 Lit.) durch den Maſtdarm vermittels eines Trichterapparates und in Verbindung mit einer geeigneten, den Druck in der Bauchhöhle möglichſt herabſetzenden Lagerung des Kranken (Bauchlage, Knie-Elnbogenlage) zur Methode erhoben und damit bei hartnäckigen Verſtopfungen, Darmverſchließungen, Schleimflüſſen, Wurmkrankheiten u. dgl. vorzügliche Reſultate erzielt. In manchen Fällen wählt man dafür die bloße atmoſphäriſche Luft, die mittels einer Art von Luftpumpe in die Därme getrieben wird; dies iſt die ſog. Luftdouche, welche bisweilen bei Darmverſchlingungen ſich nützlich erwieſen hat.

by Google

Klytämneſtra (griech. Klytaimneſtra), die Tochter des Königs Tyndareus und der Leda, der Helena Zwillingsſchweſter, gebar ihrem Gemahl Agamemnon (ſ. d.) zwei Töchter, Iphigenia und Elektra, und einen Sohn, Oreſtes (ſ. d.). Während des Zugs ihres Gemahls nach Troja ergab ſie ſich dem Aegiſthos, ermordete mit dieſem den zurückkehrenden Gemahl und beherrſchte Mykene mit Aegiſthos, bis Oreſtes, herangewachſen, ſie ermordete.

Knabl (Joſ.), Bildhauer, geb. 1821 zu Fließ, einem Gebirgsdorfe in Tirol, Sohn eines Bauern, kam frühzeitig zum Bildhauer F. Renn in Imſt in die Lehre und begab ſich 1836 nach München, wo er durch Schnitzarbeiten ſich ernährte. Im J. 1838 fand er im Atelier des Bildhauers O. J. Entres Gelegenheit, mittelalterliche Sculptur zu ſtudiren, was eine nachhaltige Wirkung auf ſeine ganze künftige Kunſtrichtung übte. Seines Künſtlerberufs ſich bewußt, verfolgte er mit unermüdlichem Eifer ſein Ziel, das darin beſtand, die religiöſe Kunſt mit den Anforderungen der Gegenwart zu vereinen. Dieſer Zeit gehören an ſein großes plaſtiſches Werk: Die Taufe Chriſti, überlebensgroße Gruppe für Mergentheim in Würtemberg; ferner eine Mariengruppe für die Votivkirche in Paſſau. Seine Gruppe der heil. Anna und Maria, für den Dom in Eichſtädt beſtimmt, wurde bei der Kunſtausſtellung in München 1858 preisgekrönt und K. zum Ehrenmitgliede der königl. Akademie ernannt. Sein Hauptwerk iſt die Krönung Maria's für den Hochaltar in der Frauenkirche in München. Auch ſein Chriſtus am Kreuze mit Maria und andern Heiligen für die neue Kirche in Haidhauſen zeigt den tüchtigen Künſtler. König Max II. ernannte ihn 1863 zum wirklichen Profeſſor der Bildhauerkunſt an der Akademie zu München, nachdem er ſchon ſeit 1858 die künſtleriſche Leitung der Mayer'ſchen Kunſtanſtalt für kirchliche Arbeiten übernommen hatte.

Knall iſt eine intenſive, ſchnell vorübergehende Erregung unſers Gehörorgans und entſteht durch jede ſchnelle und gewaltſame Zertrennung der Luft mittels eines in ihr ſich ſchnell fortbewegenden Körpers, durch jede heftige und augenblickliche Entwickelung einer Menge elaſtiſcher Flüſſigkeiten, die bei ihrer Erzeugung die Luft mit großer Gewalt fortſtoßen, bei ihrem Verpuffen aber ebenſo ſchnell einen leeren Raum erzeugen, welchen die Luft mit gleicher Heftigkeit anzufüllen ſtrebt. Letzteres läßt ſich bei dem K. der abgeſchoſſenen Geſchütze deutlich an dem metalliſchen Klange wahrnehmen, der jenen jederzeit endigt. Das Schießpulver verurſacht bei ſeinem Verbrennen im geſchloſſenen Raume ſelbſt im Freien einen ſeiner verbrannten Menge entſprechenden K., der durch die Gegenſtände vergrößert wird, die ſich ſeiner augenblicklichen Ausdehnung nach allen Seiten entgegenſetzen. Die Chemie hat eine ſehr große Menge von Stoffen kennen gelehrt, welche ſich unter gewiſſen Bedingungen, z. B. Erwärmung, Schlag, Reiben u. ſ. w., plötzlich in gasförmige Producte zerlegen, welche Zerſetzung von einem K. begleitet iſt. Beiſpiele derartiger Körper ſind Gemenge von chlorſaurem Kali mit Schwefel oder Schwefelantimon (die entzündliche Maſſe in den Zündnadelgewehren), die knallſauren Salze oder Fulminate, Chlor- und Jodſtickſtoff, pikrinſaures Kali, Nitromannit, Nitroglycerin und Dynamit u. ſ. w. Eine ſolche Zerſetzung heißt Exploſion oder, wenn ſie ſchwächer iſt, Verpuffung oder Detonation, und es iſt eine ſolche zuweilen mit großer Gefahr für den Experimentirenden verbunden. Explodirende Körper nennt man, inſofern ſie techniſche Anwendung finden, Knallpräparate. Obgleich bei dem K. das Hervortreten einer Haupterſchütterung das Weſen deſſelben ausmacht, ſo darf man doch annehmen, daß dieſer eine oder vielleicht auch einige ſchwache Schwingungen folgen, da man bei einem K. mehr oder weniger eine Tonhöhe unterſcheiden kann. Beim ſchnellen Oeffnen eines Pennals hört man einen K. ganz von der Höhe des Tones, den man beim Anblaſen deſſelben erhält. Bei den Exploſionen in einem geöffneten Gefäße, wie z. B. einem Büchſenſchuß, pflegt der Ton beträchtlich höher zu ſein als beim Anblaſen, was wol der höhern Temperatur zuzuſchreiben iſt. Auch wenn Seifenblaſen, mit Knallgas (ſ. d.) gefüllt, abgebrannt werden, wo alſo die Luft in einen von allen Seiten geöffneten Raum ſtürzt, unterſcheidet man eine Tonhöhe des K. und kann bemerken, daß derſelbe um ſo tiefer iſt, je größer die Blaſe war.

Knallgas oder Knallluft nennt man im weiteſten Sinne ein jedes explodirendes Gemenge aus irgendeinem brennbaren Gaſe (wie Leuchtgas oder Petroleumdampf oder Aetherdampf) und Sauerſtoffgas oder atmoſphäriſcher Luft; im engern Sinne aber ein Gemenge von Waſſerſtoffgas mit Sauerſtoffgas oder atmoſphäriſcher Luft, in dem Verhältniſſe von zwei Volumen des erſtern und einem Volumen Sauerſtoff oder fünf Volumen atmoſphäriſcher Luft. Größere Mengen dieſes Gasgemenges explodiren beim Anzünden heftig. Der Knall bei der Entzündung rührt davon her, daß das entſtandene Waſſer, durch die bedeutende Wärmeentwickelung ſich plötzlich ungemein ausdehnend, die Luft heftig forttreibt, aber ſogleich wieder abgekühlt

Digitized by Google

wird, wodurch ein leerer Raum entsteht, in den die Luft stürzt und zusammenschlagend einen Knall hervorbringt. Durch eine feine Spitze kann man aber das K. in einer continuirlichen Flamme herausbrennen lassen (Knallgasgebläse), und die durch das Knallgasgebläse entwickelte Hitze ist äußerst intensiv, sodaß darin Substanzen geschmolzen werden können, welche in allen andern Feuerungen unschmelzbar sind, wie Platin, Thonerde, Kieselerde. Leitet man die Knallgasflamme auf einen Kreidecylinder, so kommt dieser ins Weißglühen und verbreitet dabei ein strahlendes Licht von größter Intensität (Knallgaslicht, Drummond's Licht, Hydrooxygengaslicht oder Siderallicht), dessen man sich besonders zur Beleuchtung der Mikroskope, der Nebelbilder und zu andern optischen Experimenten sowie in neuerer Zeit zu Beleuchtungszwecken bedient. Man bedient sich der Knallgasflammen in neuerer Zeit häufig zum Löthen von Platin, Blei u. dgl. Um dabei Gefahr zu vermeiden, werden die beiden Gase in besondern Gasometern aufbewahrt, und man läßt sie erst kurz vor der Ausströmungsmündung im erforderlichen Verhältnisse zusammentreten. Gefahrlos kann man K. entzünden, wenn man damit Blasen von Seifenwasser oder geschmolzenem Harze füllt. Auch dampfgasförmige Kohlenwasserstoffe im Gemenge mit Luft explodiren beim Anzünden (wie das Grubengas und der Petroleumdampf in schlecht construirten Petroleumlampen). Die furchtbaren Zerstörungen, welche bisweilen durch das Zerspringen der Dampfkessel angerichtet werden, rühren zuweilen von explodirendem K. her. Es entsteht nämlich in den Kesseln Wasserstoffgas, wenn Wasser mit den glühend gewordenen eisernen Wandungen in Berührung kommt. Den Sauerstoff liefert die in dem eingepumpten Wasser enthaltene Luft, oder er ist durch die Wirkung mangelhafter Pumpen in den Kessel gelangt, welche bei solchen Unfällen meist als die erste Ursache des Unheils, des zu niedrigen Wasserstandes und somit des Glühendwerdens der Kesselwände sind. Das entstandene K. entzündet sich an den glühenden Kesselwänden oder beim Oeffnen der Ventile durch die beim Ausströmen des Dampfs entwickelte Elektricität. Erwähnenswerth ist noch das Chlorknallgas, ein Gemisch von gleichen Raumtheilen Wasserstoffgas und Chlorgas. Im Dunkeln bereitet und aufbewahrt, hält sich das Gemisch unverändert, explodirt jedoch auf das heftigste unter Bildung von salzsaurem Gase, sobald ein Strahl directen Sonnenlichts darauf fällt.

Knallgold, eine Verbindung von Goldoxyd mit Ammoniak, wird durch Niederschlagung einer Auflösung von Goldchlorid mittels kaustischem, schwefelsaurem, kohlensaurem, salpetersaurem Ammoniak oder auch Salmiak, oder einfach durch Ueberziehen von Goldoxyd mit Ammoniak gewonnen. Es erscheint als grünes oder braungelbes Pulver, welches, scharf getrocknet, schon bei der leisesten Berührung mit furchtbarer Heftigkeit explodirt. Schon das Reiben mit einem Papierstreifen kann das Verpuffen veranlassen. Es zersetzt sich hierbei in metallisches Gold, Stickstoff, Ammoniak und Wasser. — Knallpulver ist ein Gemenge von drei Theilen Salpeter, zwei Theilen trockenem kohlensauren Kali und einem Theile Schwefelblumen. Auch ohne eingeschlossen zu sein und selbst in geringer Masse entzündet es sich mit einem heftigen Knalle, wenn es in einem blechernen Löffel über glühenden Kohlen allmählich bis zum Schmelzpunkte des Schwefels erhitzt wird. Es bildet sich schwefelsaures Kali, und der hierbei frei gewordene Stickstoff und die Kohlensäure bringen durch plötzliche Entwickelung die Detonation hervor. — Knallquecksilber, knallsaures Quecksilberoxyd, Howard's Knallpulver oder Mercuridfulminat, ist ebenso wie das knallsaure Silberoxyd und das entsprechende Kupfer- und Zinkpräparat eine Verbindung des betreffenden Metalls mit einer aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bestehenden, bisjetzt noch nicht isolirten Säure, der sog. Knallsäure, deren Existenz überhaupt durch die Anschauungen der modernen organischen Chemie fraglich geworden ist. Das Knallquecksilber (aus 77 Theilen Quecksilberoxyd und 23 Theilen Knallsäure bestehend) wird aus einer Lösung von Quecksilber in überschüssiger Salpetersäure unter Hinzufügung von Alkohol gewonnen und erscheint in weißen, durchsichtigen, seidenglänzenden Krystallnadeln, welche am Lichte braungrau werden und sich wenig in kaltem, leichter in heißem Wasser auflösen. Bei der Bereitung ist große Vorsicht nöthig. Es verpufft mit betäubendem Knalle beim Reiben, Schlagen, durch den elektrischen Funken, durch den Funken aus Stahl und Stein, durch concentrirte Schwefelsäure, durch brennenden Zunder und selbst durch einen gewissen Grad von Erhitzung. Es entzündet sich rascher als das beste Schießpulver und hat eine ohne Vergleich größere forttreibende Kraft als dieses. Durch Befeuchtung verliert es sehr an entzündlicher Kraft; mit 30 Proc. Wasser kann es auf einer marmornen Tafel durch einen hölzernen Stempel ohne alle Gefahr gerieben werden. Zur Bereitung der Zündhütchen empfiehlt sich am meisten ein Gemenge aus zehn Theilen Knallquecksilber und sechs Theilen feinem Schießpulver. — Von dem Knallsilber existiren zweierlei Arten. Das Howard'sche oder Brugna-

Digitized by Google

telli'sche Knallsilber ist knallsaures Silberoxyd und wird auf ähnliche Weise wie das Knallquecksilber bereitet, nur daß man statt des Quecksilbers Silber anwendet; es ist ein viel heftiger wirkendes Präparat als jenes. Die Darstellung desselben erfordert die größte Vorsicht, da es nicht allein im trockenen Zustande durch Schlagen, Reiben und Erhitzen mit furchtbarer Heftigkeit explodirt, sondern selbst im feuchten Zustande oft durch die geringfügigsten Umstände verknallt und alles rings umher zertrümmert. Wegen seiner zu großen Explosionsfähigkeit und damit verbundener Gefahr kann es nicht zur Füllung der Zündhütchen benutzt werden. Dagegen verwendet man es zu einigen Spielereien, wie Knallerbsen, Knallsidibus u. s. w. Das Berthollet'sche Knallsilber, durch Digestion von frisch gefälltem Silberoxyd mit Ammoniakflüssigkeit dargestellt, bildet ein schwarzes krystallinisches Pulver und explodirt noch heftiger als die vorstehende Verbindung, sogar schon durch Berührung mit einer Feder unter Wasser. — **Knallzucker** oder **Vixorit**. Durch Behandeln von feingepulvertem Rohrzucker mit einem Gemisch von Schwefelsäure und Salpetersäure erhält man eine teigige Substanz von bitterm Geschmack, die nach dem Reinigen die Durchsichtigkeit und Consistenz des Kolophoniums besitzt, sich durch Leichentzündlichkeit auszeichnet und sehr explosiv ist. Angezündet verbrennt sie regelmäßig und kann nur sehr schwer wieder verlöscht werden. Man hat sie daher, indessen ohne Erfolg, in der Artillerietechnik zu Bombenzündern und Rollschüssen anzuwenden versucht. Ein ähnliches Präparat ist aus dem Mannazucker dargestellt und **Knallmannit** oder **Nitromannit** genannt worden; er krystallisirt in weißen seideglänzenden Nadeln, die bei 120° unter Detonation abbrennen und auch durch Stoßen heftig explodiren. Man hat den Knallmannit in geeigneter Mischung zum Füllen der Zündhütchen anzuwenden versucht. — Auch das **Knallanilin**, chromsaures Diazobenzol, durch die Einwirkung von salpetriger Säure auf Anilin und Fällen der Producte mit einer salzsauren Lösung von doppeltchromsaurem Kali erhalten, soll das Knallquecksilber unter Umständen ersetzen können.

Knallkugeln oder **Knallgläser** nennt man zugeschmolzene hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, in welchen sich etwas Wasser oder Alkohol befindet. In Feuer oder auf glühende Kohlen oder Eisenplatten gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle, weil die im Innern befindliche Flüssigkeit durch die Hitze in Dämpfe verwandelt wird. Eine andere Art dieser Kugeln, von größerm Umfange, wird an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht ebenfalls ein ziemlicher Knall, indem die äußere Luft plötzlich in den leeren Raum dringt.

Knapp (Albert), einer der vorzüglichsten neuern geistlichen Liederdichter, geb. 25. Juli 1798 zu Tübingen, bildete sich auf dem Seminar zu Maulbronn und der Universität Tübingen zum Theologen und übernahm 1820 ein kirchliches Amt. Nachdem er verschiedene Vicariate versehen, wirkte er eine Zeit lang als Diakonus zu Kirchheim unter Teck, bis er 1836 als Archidiakonus an die Stiftskirche nach Stuttgart berufen ward. Hier starb er als Stadtpfarrer 18. Juni 1864. K. war ein reichbegabter Dichter, durch den insbesondere das geistliche Lied zu neuem Leben erweckt wurde. Viele seiner Dichtungen enthält das von ihm 1833—53 herausgegebene Taschenbuch «Christoterpe». Seine «Christl. Gedichte» (2 Bde., Stuttg. 1829; 3. Aufl., Bas. 1843), zu denen später die «Neuern Gedichte» (Stuttg. 1834) als dritter Band hinzukamen, wurden von seinen Freunden herausgegeben. Später erschienen von ihm «Gedichte» (Stuttg. 1843), ferner «Hohenstaufen» (Stuttg. 1839) und «Bilder der Vorwelt» (Stuttg. 1862), zwei Cyklen von Liedern und Gedichten, endlich die Gedichtsammlung «Herbstblüten» (Stuttg. 1859). Auch gab er seine «Christl. Lieder» (Stuttg. 1864) und die «Gedichte» (Stuttg. 1854) in einer Auswahl heraus. Sein «Evang. Liederschatz für Kirche und Haus» (2 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1837; 3. Aufl. 1865) ist eine für Liturgen, Literarhistoriker und Theologen schätzbare Sammlung hymnologischer Denkmäler aller christl. Jahrhunderte. Auch gab K. eine beifällig aufgenommene Biographie Hofacker's (4. Aufl., Heidelb. 1872) heraus. Neuerdings erschienen seine «Gesammelten prosaischen Schriften» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1870—75). Vgl. J. Knapp, «Albert K. Lebensbild» (Stuttg. 1867).

Knapp (Georg Christian), ein prot. Theolog, der sich um die neutestamentliche Kritik und Exegese namhafte Verdienste erworben hat, geb. 17. Sept. 1753 zu Halle, wo sein Vater, **Johann Georg K.**, Director des Waisenhauses war, genoß den Unterricht im dortigen Pädagogium, bezog daselbst 1771 die Universität, 1774 die zu Göttingen und habilitirte sich 1775 in Halle, wo er 1777 außerord., 1782 ord. Professor der Theologie wurde. Er starb als Senior der Universität und Director des Pädagogiums und des Waisenhauses 14. Oct. 1825. K. bekannte sich zu einem rationalen Supranaturalismus und suchte die Offenbarung mit der

Digitized by Google

theoretischen und praktischen Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: die Uebersetzung der Psalmen (Halle 1777; 3. Aufl. 1789), seine Ausgabe des griech. Neuen Testaments (Halle 1797; 3. Aufl. 1824), die Sammlung seiner «Scripta varii argumenti» (Halle 1805; 2. Aufl., 2 Bde., Halle 1823), in der sich auch seine treffliche «Narratio de Justo Jona» (Halle 1817) befindet, und «Vorlesungen über die christl. Glaubenslehre» (herausg. von Thilo, 2 Bde., Halle 1827).

Knapp (Ludw. Friedr.), verdienter Chemiker, geb. 22. Febr. 1814 zu Michelstadt im Odenwald, erhielt seine Gymnasialbildung zu Darmstadt und benutzte dann seit 1832 die Lehrzeit in einer Apotheke als Vorschule zum Studium der Chemie, welchem er sich seit Anfang 1835 unter Liebig's Leitung zu Gießen sowie später zu Paris widmete. Hier trat er zugleich als Zögling zur Erlernung der Probierkunst in die königl. Münze ein und bestand 1838 seine Prüfung als Essayeur daselbst. Nach einer mehrmonatlichen Reise durch Großbritannien habilitirte sich K. im Jan. 1838 für reine und angewandte Chemie zu Gießen, widmete sich aber bald ausschließlich der letztern, und wurde 1841 zum außerord. und 1848 zum ord. Professor befördert. Im Dec. 1853 folgte er einem Rufe als ord. Professor bei der staatswirthschaftlichen Facultät und Betriebsbeamter der königl. Porzellanmanufactur nach München, wo er im Mai 1856 zum Inspector der letztern ernannt wurde. Seit 1863 wirkt er als Professor der technischen Chemie an der Polytechnischen Schule zu Braunschweig. K.'s Hauptwerke sind das «Lehrbuch der chem. Technologie» (2 Bde., Braunschw. 1847; 3. Aufl. 1865 fg.), die «Technolog. Wandtafeln» (16 Lfgn., Münch. 1855—62) und die deutsche Bearbeitung von Percy's «Metallurgie» (Bd. 1, Braunschw. 1862). Unter seinen wissenschaftlichen Untersuchungen sind besonders die über das Wesen der Gerberei und die unter seiner Leitung über die Färbung des Glases mit Gold, Kupfer, Silber, sowie über Cemente angestellten Arbeiten hervorzuheben. — Georg Friedrich K., Sohn des Vorigen, Statistiker, geb. 7. März 1842 zu Gießen, besuchte das Gymnasium zu München, studirte in München, Berlin und Göttingen Nationalökonomie und lernte die praktische Statistik unter E. Engel's Leitung in Berlin kennen. K. war 1867—74 Vorstand des Statistischen Bureau der Stadt Leipzig und 1869—74 außerord. Professor daselbst; seit 1874 ist er ord. Professor in der juristisch-staatswissenschaftlichen Facultät zu Straßburg. Seine Hauptschriften sind: «Ermittelung der Sterblichkeit» (Lpz. 1868), «Sterblichkeit in Sachsen» (Lpz. 1869) und «Theorie des Bevölkerungswechsels» (Braunschw. 1874).

Knapp (Ernst Martin Christian Ludw.), Bruder von Ludwig Friedrich K., juristischer Schriftsteller und Dichter, geb. 20. Febr. 1821 zu Darmstadt, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1838 die Universität Gießen. Nachdem er einige Zeit als Accessist in Darmstadt gearbeitet und ein Heft Gedichte unter dem Titel «Heidenlieder» (Manh. 1848) herausgegeben hatte, habilitirte er sich zu Heidelberg als Privatdocent für gerichtliche Medicin, Nationalökonomie und Rechtsphilosophie. Von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte er ein «System der Rechtsphilosophie» (Erlangen 1857), das Selbstständigkeit der Auffassung bekundet. K. starb infolge eines Sturzes vom Pferde 8. Nov. 1858 zu Darmstadt.

Knappe, Schildknappe, auch Knecht oder Wapener, hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter der Leitung und im Dienste eines wirklichen Ritters für den Krieg und das Ritterspiel sich ausbildete. Während anfangs, um K. zu werden, blos die Nachweisung freier Geburt und des zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalts erfordert wurde, verordnete Kaiser Friedrich II., daß fortan nur solche als K. aufgenommen werden sollten, die von Rittern geboren oder vom Kaiser ihrer Verdienste wegen mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Der K. war blos mit Schwert und Streitaxt bewaffnet. Er hatte die Aufsicht über die Pferde und Waffen seines Herrn, begleitete denselben in den Krieg und mußte sich stets in dessen Nähe halten, indem er den Schild trug und im Kampfe ihm frische Waffen reichte. Daheim aber bediente er den Herrn bei der Tafel und sonst. Von dem Ritter hing es ab, ob und wann dem K. der Ritterschlag ertheilt werden sollte; dies geschah in der Regel im 21. Jahre.

Knappschaften, Knappschaftsvereine, sind Corporationen der Bergarbeiter behufs Unterstützung bei Krankheiten und Beschädigungen in ihrem Dienste. Sie sind in allen deutschen Staaten und auch in der österr. Monarchie, wo sie die Bezeichnung Bruderladen führen, gesetzlich und durch besondere Statute eingeführt und verpflichten den Bergwerksbesitzer sowol als den Bergarbeiter zur Leistung bestimmter Beiträge. Diese werden auch verwandt für Begräbnißkosten und für Verabfolgung von nach bestimmten Grundsätzen festgestellten Pensionen an invalid gewordene Arbeiter, deren Witwen und Waisen. Ein besonderer Knappschaftsarzt behandelt die erkrankten oder verunglückten Knappschaftsgenossen, die zu ihren Vorstehern

Digitized by Google

besondere Knappschaftsälteste wählen, denen die Verwaltung der Knappschaftskasse überlassen ist, während die staatliche Bergbehörde dabei nur das allgemeine Interesse wahrzunehmen hat.

Knauf, s. Kapitäl.

Knaus (Ludw.), berühmter Genremaler, geb. in Wiesbaden 10. Oct. 1829, bezog mit 16 Jahren die Akademie zu Düsseldorf, wo er speciell als Schüler C. Sohn's und W. Schadow's seine Studien begann, und ging 1852 nach Paris, wo er acht Jahre lang blieb. Die intime Lebensbeobachtung und elegante Technik der Franzosen verband K. in der Folge mit der Wahrheit und Innigkeit deutscher Empfindung in einem Grade, welcher seinen Schöpfungen einen ganz eigenthümlichen Charakter gab. In jedem neuen Gemälde kam derselbe immer vollendeter zum Ausdruck, sodaß seine Compositionen bald die erklärten Lieblinge nicht nur des deutschen, sondern des europ. Publikums wurden. Im J. 1858 begründete er diesen in seinem Stoffgebiete bisjetzt einzig dastehenden Weltruhm durch die Goldene Hochzeit, ein entzückendes Charakterbild des nordfranz. Bauernthums; gleichen Erfolg hatte die Taufe (1859) und der Auszug zum Tanz (1861). Nachdem K. 1861—66 in Berlin gelebt hatte, kehrte er nach Düsseldorf zurück. Bis 1872 entstanden dort unter anderm: der Invalid (1865), das Leichenbegängniß im Dorfe (1871), eine seiner ergreifendsten Darstellungen, aus welcher das tiefe Gemüthsleben des deutschen Volks in schlichtester poetischer Form widerstrahlt, sodann die Hauensteiner (1872), eine Versammlung alter Bauern, welche in wichtiger Berathung über Gemeindeangelegenheiten vertieft die ganze Kraft, Verschlagenheit und Zähigkeit ihres Standes in schlechthin classischen Charaktertypen vertreten, endlich das Kinderfest (wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen) in der Nationalgalerie in Berlin, eine Schilderung des geselligen Familienlebens des 18. Jahrh. voll Humor und frischestem Leben. Im J. 1874 siedelte der Künstler nach Berlin über und übernahm hier die Leitung eines der an der Akademie neubegründeten Meisterateliers. Eins seiner bedeutendsten Bilder aus neuester Zeit (1876) ist die heilige Familie auf der Flucht von Engeln bedient, eine Art Apotheose der Kinderwelt, in welcher er die Poesie des Familienthums in der erquickendsten Weise versinnlicht (im Besitz der Kaiserin von Rußland). In der Schilderung des Seelenlebens erreicht K. das vollkommene Idealporträt der Wirklichkeit, er beherrscht und verdolmetscht die ganze Scala menschlicher Empfindungen mit einer Wahrhaftigkeit und Tiefe der Auffassung, einem Adel und Geschmack der Charakteristik und des Colorits, welche ihn den größten Meistern seines Fachs würdig an die Seite stellen. Außer den Genrestoffen behandelt er das Porträt, namentlich im kleinern Maßstabe, mit bewunderungswürdiger Meisterschaft.

Knebel (Karl Ludw. von), ein mehr empfangender als producirender, aber feingebildeter Geist, der als solcher eine Zierde des erwählten Kreises war, welcher sich zu Ende des 18. Jahrh. um den Hof zu Weimar scharte, wurde 30. Nov. 1744 zu Wallerstein in Franken geboren, wo sein Vater als fürstl. Kanzler angestellt war, und erhielt später in Ansbach, wohin sein Vater als Geheimrath des ansbachischen Ministeriums versetzt wurde, seine Erziehung, namentlich durch Uz und den nachherigen Generalsuperintendenten Junkheim. Da er den juristi. Studien, denen er sich seit seinem 19. Lebensjahre in Halle zu widmen begann, keinen Geschmack abgewinnen konnte, so folgte er 1763 der Einladung seines jüngern Bruders, der damals Leibpage bei Friedrich II. war, nach Potsdam, wo er als Offizier beim Regimente des Kronprinzen von Preußen angestellt ward. Während seines Militärdienstes verkehrte er viel mit Ramler, Gleim, Mendelssohn, Nicolai und andern ausgezeichneten Männern. Nach 10 Jahren nahm er jedoch seinen Abschied und ließ sich auf einer Reise nach der Heimat in Weimar fesseln, wo er die Stelle eines Hofmeisters bei dem Prinzen Konstantin übernahm. Im Dec. 1774 begleitete er den Erbprinzen und dessen Bruder nach Paris. Auf dieser Reise besuchte er Goethe in Frankfurt und vermittelte dessen Bekanntschaft mit dem Erbprinzen Karl August. Nach seiner Rückkehr und dem frühen Tode seines Zöglings erhielt er mit dem Charakter eines Majors eine lebenslängliche Pension. Erst in seinen spätern Lebensjahren verheirathete er sich und zog sich hierauf nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurück, vertauschte jedoch später diesen Aufenthalt mit dem von Jena, wo er als der letzte aus dem Kreise der Herzogin Amalie 23. Febr. 1834 starb. Nur bedingt ist K. zu den Dichtern zu rechnen, obschon seine anonym erschienene «Sammlung kleiner Gedichte» (Lpz. 1815) und seine «Distichen» (Jena 1827) sich durch classisch reine Form auszeichnen. Dagegen leistete er Vortreffliches als Uebersetzer der «Elegien des Properz» (Lpz. 1798) und Meisterhaftes in seiner Uebertragung von des Lucretius «De rerum natura» (2 Bde., Lpz. 1821; 2. Aufl. 1831). Später übersetzte er noch Alfieri's Trauerspiel «Saul» (Ilmenau 1829). Den «Literarischen Nachlaß und Briefwechsel» K.'s gaben Varnhagen von

Digitized by Google

Enſe und Th. Mundt heraus (3 Bde., Lpz. 1835; neue Aufl. 1840), wozu letzterer die Biographie K.'s lieferte. Seinen höchſt intereſſanten «Briefwechſel mit Goethe», dem er vielleicht der vertrauteſte Freund war, gab Guhrauer heraus (2 Bde., Lpz. 1851).

Knees, ſ. Knjäs.

Kneller (Kniller, Gottfr.), berühmter Porträtmaler, geb. 1648 (oder 1646) zu Lübeck, war anfangs für den Militärſtand beſtimmt, wendete ſich aber der Malerei zu, die er in Amſterdam zuerſt unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bol ſtudirte. Im J. 1672 begab er ſich nach Italien, wo er den Unterricht Carlo Maratti's benutzte und erſt geſchichtliche Gegenſtände malte, nachher aber faſt einzig Porträtmalerei trieb, die ihn in großen Ruf brachte. Nach der Rückkehr nach Deutſchland lebte er in Nürnberg, München und Hamburg. Um 1676 ging er nach London, wo ihn Karl II. zum Hofmaler ernannte. Auf Ludwig's XIV. Einladung machte er 1684 eine Reiſe nach Paris und malte den König und die ganze königl. Familie. Das Wohlwollen, welches ihm Karl II. ſchenkte, genoß er auch bei Jakob II. und Wilhelm III., der ihn 1692 zum Ritter, und bei Georg I., der ihn 1715 zum Baronet unter dem Titel von Whitton ernannte. Gleichzeitige Schriftſteller behaupten, K. habe zu ſehr den Originalen geſchmeichelt. Seine Vorzüge ſind Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung und kräftiges Colorit. Diejenigen ſeiner Porträts ſind die beſten, in welchen er van Dyck nachzuſtreben ſuchte. Er ſtarb 1723, nach andern 1726, und hinterließ ein bedeutendes Vermögen. Nach ſeinem Tode wurde ihm in der Weſtminſter-Abtei ein Denkmal errichtet.

Kneſebeck (Karl Friedr., Freiherr von dem), preuß. Generalfeldmarſchall, geb. 5. Mai 1768 zu Carwe bei Neu-Ruppin, aus einem alten brandenb. Geſchlecht, trat 1782 in das Regiment Herzog von Braunſchweig, nahm als Lieutenant an den Feldzügen 1792—94 theil, wurde 1799 zum Hauptmann, 1802 zum Major befördert und 1803 vom General Rüchel mit Ausarbeitung eines Mémoire über die Errichtung einer Landmiliz betraut. Seine auf Hebung des patriotiſchen Geiſtes hinzielenden Vorſchläge ſcheiterten jedoch an dem Widerſtande der Immediat-Organiſationscommiſſion, deren Präſes, Feldmarſchall von Möllendorf, ſich dagegen erklärte. K. wurde bald nachher in den Generalſtab verſetzt und ging 1805 mit einer diplomatiſch-militäriſchen Sendung nach Kaſſel. Dort lernte er Scharnhorſt kennen und veranlaßte deſſen Berufung in die preuß. Armee. Im Feldzuge von 1806 war er Adjutant beim General Rüchel; die Schlacht von Auerſtädt machte er in der unmittelbaren Nähe des Königs mit und bewahrte durch ſeine Geiſtesgegenwart denſelben vor drohender Gefangenſchaft. Auf dem Rückzuge mit Gneiſenau zur Sicherung des Marſches vorausgeſchickt, entging er der Capitulation von Prenzlau. Für den weitern Feldzug war K. dem ruſſ. Hauptquartiere beigegeben, wo er die Dispoſition für die Schlacht von Pultusk (26. Dec. 1806) entwarf. Im Mai 1807 wurde er zum Oberſtlieutenant befördert, nahm jedoch nach dem Frieden von Tilſit ſeinen Abſchied und lebte auf ſeinem Gute Carwe zurückgezogen, bis der Krieg von 1809 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ausbrach. K. eilte nach Böhmen, aber von einem Freunde aus Unvorſichtigkeit in den Arm geſchoſſen, mußte er ſein Vorhaben aufgeben. Nach ſeiner Geneſung verweilte er im geheimen Auftrage des Königs im kaiſerl. Hauptquartiere und kehrte nach der Schlacht von Wagram in ſeine Heimat zurück, wo er bei der Reorganiſation des vaterländiſchen Heerweſens durch Scharnhorſt viele ſeiner frühern Vorſchläge verwirklicht ſah. Eine Miſſion K.'s nach Rußland (1811—12) hatte einen letzten Verſuch zur Vermittelung mit Frankreich zum Zweck. Im Feldzuge von 1813 wurde K. Generallieutenant und erſter Generaladjutant des Königs. Das rechtzeitige Abbrechen der Schlacht von Bautzen iſt K.'s Verdienſt. Während des Waffenſtillſtandes, der K.'s Werk geweſen, verhandelte er in Wien, wo ihm Kaiſer Franz perſönlich das Verſprechen des Beitritts zum Bunde gab. Der Operationsplan für die Fortſetzung des Feldzugs von 1813 und den von 1814 war von K. entworfen. Im J. 1822 wurde er Chef des reitenden Feldjägercorps, 1825 General der Infanterie und 1831 commandirender General der gegen Polen aufgeſtellten Obſervationsarmee. Bei ſeiner Entlaſſung erhielt er den Rang eines Generalfeldmarſchalls und ſtarb 12. Jan. 1848 zu Berlin. Sein reicher urkundlicher Nachlaß befindet ſich in den Archiven der Miniſterien des königl. Hauſes und des Aeußern. K. hat ſich auch als Dichter verſucht. Ein Lied von ihm: «Lob des Kriegs» (1805), entzündete ſeinerzeit eine wahrhafte Begeiſterung im Publikum. Vgl. A. von dem Kneſebeck, «Aus dem Leben der Vorfahren vom Schloſſe zu Tylſen in der Altmark» (Berl. 1875); Lehmann, «K. und Schön» (Lpz. 1876).

Kniaziewicz (Karól), poln. General, geb. 4. Mai 1762 zu Aſſiten in Kurland, aus einer adeligen litauiſchen Familie, wurde im Cadettencorps zu Warſchau erzogen und trat 1778 in die Artillerie. Im Kriege mit Rußland 1792 erwarb er ſich bei Dubienka 17. Juli den Grad

Digitized by Google

eines Majors. Als zwei Jahre darauf Madalinski und Kosciuszko von neuem die Fahne der Unabhängigkeit erhoben, war K. einer der ersten, welche sich anschlossen. Nach der Schlacht von Golkow 8. Juli 1794 wurde K. Oberst, zwei Monate später General und hatte als solcher einen glänzenden Antheil an der Vertheidigung Warschaus. In der Schlacht von Maciejowice 10. Oct. befehligte K. den linken Flügel, der den Kampf am längsten fortsetzte. Gefangen genommen, mußte er bis zur Thronbesteigung des Kaisers Paul in der Gefangenschaft schmachten. Infolge des Aufrufs des Generals Dombrowski zur Bildung einer poln. Legion in Italien begab er sich 1796 heimlich zu Bonaparte und nahm an den franz. Operationen gegen Rom und Neapel theil, zuletzt an der Spitze eines größern, durch ital. und franz. Truppen verstärkten Corps. Nach der Schlacht von Marengo bildete er am Rhein eine neue poln. Legion, die er mit Ruhm in der Schlacht von Hohenlinden befehligte. Nach dem Frieden von Luneville zog sich K. auf seine Güter zurück, wo er sich verheirathete. Als 1812 die große franz. Armee den Niemen überschritten hatte, trat er in den Generalstab des Königs von Westfalen ein. Später erhielt er den Befehl über die 18. Division, welche zum 5., aus Polen bestehenden Corps (Fürst Poniatowski) gehörte. Er zeichnete sich bei Smolensk und an der Moskwa sowie bei Woronowo und Wiazma aus und begab sich, schwer verwundet (an der Bereszina), zur Heilung nach dem Bade Stoosgowice in Galizien, wo man ihn, nachdem Oesterreich mit Rußland und Preußen sich verbündet, für kriegsgefangen erklärte. Nach dem Pariser Frieden lebte K. in Dresden. Nach dem Ausbruche der russ.-poln. Verschwörung 1825 beantragte Rußland K.' Auslieferung, die zwar verweigert wurde, indeß doch K.' Verhaftung und eine Untersuchung gegen ihn zur Folge hatte. Es hatte sich dabei ergeben, daß K. seitens der Insurgenten, aber wahrscheinlich ohne sein Einverständniß, zum Oberhaupte des Aufstandes ausersehen war. Nachdem er acht Monate auf der Festung Königstein zugebracht, wurde er jedoch wieder entlassen. Im Herbst 1830 übernahm er im Interesse der poln. Revolution eine Sendung nach Paris, sah sich aber in seinen Hoffnungen für Polen arg getäuscht. Seitdem lebte er in Paris, wo er 9. Mai 1842 starb.

Kniaznin (Franciszek Dyonizy), poln. Dichter, geb. 4. Oct. 1750 in der Wojwodschaft Witebsk, trat, noch sehr jung, in Witebsk in den Jesuitenorden und wurde Lehrer in dem Jesuitencollegium zu Warschau. Nach Auflösung des Ordens beschäftigte ihn Janocki in der Zaluskischen Bibliothek, dann wurde er Secretär und Hofpoet des Fürsten Adam Czartoryski, der ihm ein sorgenfreies Leben bereitete. Infolge einer unglücklichen Liebe zur ältesten Tochter seines Gönners verfiel jedoch K. 1796 in Wahnsinn. Theilnahmlos gegen alles, was ihn umgab, lebte er mehrere Jahre zu Konskawola, einer Besitzung des Fürsten Czartoryski unweit Pulawy, und starb daselbst 25. Aug. 1807. K. ist in seinen lyrischen Gedichten zart, gefällig und voll Phantasie, doch verfällt er in Schwulst und Künstelei, wenn er zu Oden sich erhebt. Unter seinen Gedichten (gesammelt, 6 Bde., Warsch. 1828; neue Aufl., Lpz. 1835) befindet sich auch eine Uebersetzung Ossian's.

Knidos (lat. Cnidus oder Gnidus), Stadt der kleinasiat. Dorier, auf dem Vorgebirge Triopion (jetzt Cap Krio), der westlichsten Spitze des von der Küste Kariens weit gegen Westen vorspringenden, den Keramischen Meerbusen im Süden begrenzenden knidischen Chersones gelegen, mit zwei Häfen, stattlichen Heiligthümern und öffentlichen Gebäuden. Die Hauptsehenswürdigkeit war die in einem nach zwei Seiten offenen Tempelchen aufgestellte Marmorstatue der Aphrodite von Praxiteles. Später soll die Statue, zufolge einer nicht ganz sichern Ueberlieferung, nach Konstantinopel in das sog. Lauseion (Palast des Lausos) gebracht worden und beim Brande desselben, 476 n. Chr., zu Grunde gegangen sein. Berühmte Männer aus K. waren der Arzt und Historiker Ktesias, der Mathematiker Eudoxos und der Geograph Agatharchides. In der Nähe der Stadt wurde 394 v. Chr. die spartanische Flotte von der vereinigten persisch-athenischen unter Führung des Konon geschlagen. Die beträchtlichen Ruinen von K. hat Newton («History of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae», Lond. 1862, und «Travels and discoveries in the Levant», 2 Bde., Lond. 1865) erforscht.

Knie (genu) ist das Gelenk, welches durch einen ziemlich complicirten Mechanismus den Unterschenkel mit dem Oberschenkel verbindet. Der eigentliche Gelenktheil wird gebildet durch die Knorren des Oberschenkelknochens (femur) und des Schienbeins (tibia). Das mit Knorpel überzogene obere Ende des Schienbeins stellt eine fast horizontale Fläche dar, welche durch eine von vorn nach hinten laufende seichte Leiste in zwei Hälften getheilt ist; auf dieser Fläche ruht mit zwei nahezu halbkreisförmigen, durch eine Furche getrennten, ebenfalls überknorpelten Flächen der Oberschenkel. Der Raum zwischen den Gelenkenden beider Knochen ist von hinten her ausgefüllt mit zwei sichelförmigen, vorn zugeschärften, hinten hohen Knorpelscheiben (carti-

Digitized by Google

lagines semilunares), welche hier denſelben Dienſt leiſten, wie ein Strohkranz, den man auf den Kopf legt, um eine darauf zu tragende Laſt feſter zu ſtellen. Der Oberſchenkel iſt durch Bänderſtreifen, welche bei jeder Stellung des K. geſpannt ſind, an das Schienbein befeſtigt und das ganze Gelenk eingehüllt in einen Schleimbeutel. Hinten iſt das Ende des Oberſchenkelknochens ſowie der Kopf des Schienbeins zur Bildung der Kniekehle (fossa poplitea) ausgeſchnitten. Vorn liegt die ſcheibenförmige, oben abgerundete, an den Rändern zugeſchärfte Knieſcheibe (patella) mit einer Längsleiſte in der Rinne zwiſchen den beiden ſeitlichen Kniegelenkflächen des Oberſchenkels. An das obere Ende der Knieſcheibe ſetzen ſich die großen Schenkelmuskeln an, und ſie ſelbſt iſt durch ein feſtes Band an das Schienbein befeſtigt; unter dem Bande liegt ein Schleimbeutel. Das Wadenbein, welches an der Außenſeite des Schienbeins liegt, trägt im weſentlichen nichts zur Bildung des Kniegelenks bei. In der Kniekehle liegen unter einem ſtarken Fettpolſter wichtige Blutgefäße und Nerven. Bei geſtreckter Stellung des Beins verbindet das Kniegelenk den Ober- und Unterſchenkel zu einer feſten Stütze, in gebogener Lage geſtattet es eine freiere Beweglichkeit, insbeſondere die Drehung des Unterſchenkels um ſeine Längsachſe. Verrenkungen des Kniegelenks unterſcheiden ſich in der Hauptſache nicht von denen anderer Gelenke, wegen der Zerreißung wichtiger Bänder erlangt aber das K. ſelten ſeine völlige Gebrauchsfähigkeit wieder. Auch die Knieſcheibe kann aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden, jedoch, bei guter Behandlung, ohne bleibenden Nachtheil. Bruch oder Abreißung der Knieſcheibe können ebenfalls vollſtändig geheilt werden. Die verunſtaltenden Winkelſtellungen des K. nach außen oder innen (genu valgum, X-Beine, Säbelbeine) ſind entweder Reſte von Verletzungen des Kniegelenks oder entſtehen (bei manchen Handwerkern) durch Gewohnheit, ſofern ſie nicht bedingt ſind durch Verkrümmung der Knochen ſelbſt, wie das beſonders häufig bei der Engliſchen Krankheit (ſ. d.) beobachtet wird. Entzündungen des K. innerhalb der Gelenkkapſel ſind, wegen drohender Pyämie, höchſt gefährlich. Krankhafte Veränderung (Entzündung) des Bandapparats und des Schleimbeutels, bei welcher das K. eine gebogene Stellung einhält, die oft dauernd wird, führt den Namen Knieſchwamm (fungus genu), welcher nicht ſelten, in den Anfangsſtadien vernachläſſigt, durch langwierige Eiterungen, hektiſches Fieber und Entartung lebenswichtiger innerer Organe zum Tode führt. (S. Gelenkentzündung.) Unter Umſtänden können ſich Wucherungen der Gelenkknorpel abſchnüren, ſich Niederſchläge in der Gelenkflüſſigkeit bilden u. ſ. w., und dieſe bis linſengroßen und größern Körper (Gelenkmäuſe) keilen ſich dann leicht während des Gehens, unter großen Schmerzen, zwiſchen die Gelenkflächen ein. Ihre operative Entfernung iſt wegen Eröffnung der Gelenkkapſel nicht ungefährlich. Häufig, aber gefahrlos iſt die Waſſerſucht des Schleimbeutels am Knieſcheibenbande (Hygrom der Knieſcheibe, hygroma praepatellare, engl. housemaids-knee), welche ſich zumal bei Perſonen, welche viel knien, bei Scheuerfrauen, Pflaſterern u. dgl. entwickelt und nur durch völlige Ruhe des Gelenks, durch Druckverbände oder durch Inciſion und Spaltung der verdickten Balgwandungen zu beſeitigen iſt.

Kniebis, ein Hauptſtock des nördl. oder ſog. untern Schwarzwaldgebirgs, über welchen ſich die Landesgrenze zwiſchen Würtemberg (Schwarzwaldkreis) und Baden (Kreis Offenburg) hinzieht. Seine Lage und Beſchaffenheit machten das Kniebisgebirge von alters her zu einem Hauptbollwerk des ſüdl. Deutſchland gegen feindliche Invaſionen von Weſten her. Aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs und der franz. Kriege des 18. Jahrh. ſtammen die Schwedenſchanze, nördlich und ſüdlich von derſelben die Alexander- und die Schwabenſchanze. Letztere wurde 6. Juli 1796 von den Franzoſen unter Moreau erſtürmt. Nach Moreau's berühmtem Rückzuge wurde im Sept. 1796 der Kniebispaß von öſterr. Truppen beſetzt, im folgenden Jahre aber von den Franzoſen abermals forcirt. Dem Kniebisgebirge entſpringen, ſämmtlich nach Weſten abfließend, die Bergwaſſer Murg, Acher und Rench, welche direct in den Rhein münden, und die Wolf, welche bei Wolfach von der Kinzig aufgenommen wird. Zu den Kniebisbädern gehören die Renchbäder (Freiersbach, Petersthal und Griesbach), Antogaſt (ſ. d.) und Rippoldsau (ſ. d.). Sämmtliche Quellen ſind vorherrſchend kohlenſäurehaltige Eiſenſäuerlinge, wozu in Freiersbach noch eine Schwefelquelle kommt. Genauere Kunde über die Heilquellen des K. gab der medic. Schriftſteller Theodor von Bergzabern (Tabernämontanus), der 1577 Antogaſt und zwei Jahre ſpäter die übrigen Brunnen unterſuchte und die Ergebniſſe ſeiner balneologiſchen Reiſen 1581 in ſeinem Buche «New Waſſerſchatz» veröffentlichte. Durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, Straßenanlagen, Waſſerbauten zur Verhütung von Ueberſchwemmungen, Herſtellung regelmäßiger Poſtverbindungen, Unterſtützungen aus dem Badefonds ſind dieſe Bäder in ihren Einrichtungen allmählich auf eine hohe Stufe

der Vollkommenheit gebracht, zu großem Rufe und steigender Frequenz gelangt. Empfohlen werden sie bei Verdauungsstörungen, Blutarmuth, Krankheiten des Magens und der Unterleibs- (namentlich auch der Harn-) Organe und (was vorzugsweise Petersthal und Griesbach angeht) Frauenkrankheiten verschiedener Art. Besonders bemerkenswerth sind die Einrichtungen, um den an Blutarmuth Leidenden die Kohlensäure auch von außen mittels warmer Bäder zuzuführen und dabei das beim Kochen des Mineralwassers unvermeidliche Verdampfen dieses wesentlichen Blutbildungsmittels zu umgehen.

Kniehebel, ein aus zwei unter einem stumpfen Winkel charnierartig verbundenen Streben bestehender Hebel. (S. Presse.)

Knieholzkiefer, Baumart, s. Kiefer.

Knies (Karl), namhafter Nationalökonom, geb. 1821 zu Marburg, besuchte die Gymnasien zu Marburg und Fulda, studirte 1841—45, habilitirte sich 1846 an der Universität Marburg für Geschichte und Staatswissenschaften und übernahm 1849 eine Lehrstelle an der höhern Gewerbeschule zu Kassel, welche das Märzministerium in ein Polytechnikum umzugestalten beabsichtigte. Als das 1850 neugebildete Ministerium Hassenpflug diesen Plan fallen ließ, verlor K. seine Stelle und konnte auch in Marburg eine außerord. Professur nicht erlangen, weil er sich weigerte, dem Ansinnen des leitenden Ministers, ihm in einem geheimzuhaltenden Revers volle Ergebenheit zu versprechen, Folge zu leisten. K. nahm daher 1852 eine Lehrstelle an der Cantonschule zu Schaffhausen an, bis er 1855 als ord. Professor der Staatswissenschaften nach Freiburg i. Br. berufen wurde. Im J. 1861 in die Zweite bad. Kammer gewählt, erhielt er 1862 die Stelle des Directors des neu errichteten Oberschulraths. In dieser Stellung stellte er die geplanten Reformen in den «badischen Schulthesen» zusammen und entwarf ein Gesetz, wonach die geistlichen Ortsschulinspectoren durch weltliche Kreisschulräthe und Ortsschulräthe unter dem Oberschulrath ersetzt wurden. Dieses Gesetz wurde 1864 angenommen. Infolge von Differenzen mit der Regierung über die Ausführung des Gesetzes nahm K. 1865 seine Entlassung und trat dann eine Professur der Staatswissenschaften in Heidelberg an. Von seinen volkswirthschaftlichen Werken sind die hauptsächlichsten: «Die Statistik als selbstständige Wissenschaft» (Kass. 1850), «Die polit. Oekonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode» (Braunschw. 1853), «Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen» (Braunschw. 1853), «Der Telegraph als Verkehrsmittel» (Tüb. 1857), «Die Dienstleistung der Soldaten und die Mängel der Conscriptionspraxis» (Freiburg i. Br. 1860), «Geld und Credit» (Abth. 1 u. 2, Berl. 1873—76), «Weltgeld und Weltmünzen» (Berl. 1874).

Knigge (Adolf Friedr. Franz Ludw., Freiherr von), deutscher Schriftsteller, geb. 16. Oct. 1751 zu Bredenbeck, unweit Hannover, genoß daselbst eine sorgfältige Erziehung und machte dann einige Reisen mit seinem Vater. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog K. 1769 die Universität Göttingen und wurde nach beendigten Studien 1772 Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer in Kassel. Doch ökonomische Verhältnisse nöthigten ihn, Kassel zu verlassen und auf seine Güter zu gehen; darauf trat er 1777 als Kammerherr in die Dienste des weimarischen Hofs und privatisirte dann mit seiner Familie abwechselnd zu Hanau, Frankfurt a. M. und Heidelberg, bis er 1790 Oberhauptmann und Scholarch in Bremen wurde, wo er 6. Mai 1796 starb. Seine Verbindung mit den Illuminaten, deren Orden er 1780 beitrat und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte, verwickelte ihn in unangenehme Verhältnisse. Unter dem Namen Philo gab er nach Aufhebung des Illuminatenordens eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus; wie er denn auch in der «Geschichte der Aufklärung von Abessinien», in «Wurmbrand's polit. Glaubensbekenntnisse» und den «Papieren des Etatsraths von Schafkopf» seinem Unwillen Luft machte. Einen Antheil an Kotzebue's «Bahrdt mit der eisernen Stirn» hat er völlig von sich abgelehnt. Unter seinen Schriften, welche der mannichfaltigsten Art sind, wurde namentlich sein Buch «Ueber den Umgang mit Menschen» (2 Bde., Hannov. 1788) früher viel gelesen, obschon die Tendenz dieses Werks, das die Regeln für ein ruhiges, glückliches und nützliches Leben aufstellen will, an sich eine beschränkte genannt werden muß. Die 9. Auflage (3 Bde., Hannov. 1824) suchte Wilmsen, der noch einen dritten Band unter dem Titel «Weltton und Weltsitte» hinzufügte, mit den Forderungen einer spätern Zeit in Uebereinstimmung zu setzen, ebenso hierauf Goedeke in der 11. bis 15. Aufl. (Hannov. 1844—69). Eine Bearbeitung des Buchs veranstaltete Dufresne (Berl. 1870). Unter K.'s übrigen Schriften sind die Theaterstücke gänzlich vergessen; dagegen ist sein komischer Roman «Die Reise nach Braunschweig» in neuer Auflage, mit Illustrationen von Osterwald (Hannov. 1839), wieder erschienen. Auch sein interessantes Buch «Der Roman meines Lebens» (4 Bde., Riga

Digitized by Google

1781; neue Aufl., Frankf. 1805) verdient Beachtung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien in 12 Bänden (Hannov. 1804—6). Vgl. Goedeke, «Adolf Freiherr von K., sein Leben und Blicke in seine Zeit» (Hannov. 1844); «Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes (Adolf von K.)» (Lpz. 1853).

Knight (spr. Neiht), im Angelsächsischen cnyht, das deutsche Knecht in der Bedeutung von Knappe (s. d.), heißt in England soviel als Ritter. Der Ritterstand macht hier keine Klasse des Erbadels aus, wie überhaupt der niedere Adel, die Gentry (s. d.), sich hier nie von den Freien der Nation gesondert hat. Der Ritterstand gründete sich theils auf den Besitz eines Landeigenthums von einem gewissen Ertrag oder eines eigentlichen Kriegslehns (knight's fee), theils auf persönliche, vom König ausgehende Ernennung. Ersteres zeigt sich noch in der Verfassung des Parlaments, indem die Grafschaftsdeputirten, als Vertreter der kriegspflichtigen Gutsbesitzer, gewählt von den Freisassen der Grafschaften, Knights of the shire heißen. Noch unter der Königin Elisabeth sollten die Gutsbesitzer von 40 Pfd. jährlichen Einkommens sich die Ritterwürde ertheilen lassen. Die unterste und älteste Stufe der persönlichen Ritterwürde ist die des Knight-Bachelor (bas-chevalier); sie ist, nachdem die mit dem Gutsbesitz verknüpfte Verpflichtung zum Militärdienst durch Gesetz vom J. 1660 aufgehoben worden, zu einem bloßen Titel geworden, der auch an Gelehrte und Künstler verliehen wird. Zu den K. gehören auch alle, die einen engl. Orden (mit Ausnahme der dritten Klasse des Bath) besitzen.

Knight (Charles), engl. Verleger und Schriftsteller, geb. 1791 zu Windsor, wo sein Vater Buchhändler war. In Verbindung mit demselben gründete er 1811 den «Windsor and Eton Express», den er bis 1827 fortsetzte. Im J. 1824 siedelte er mit seinem Buchhändlergeschäft nach London über und ließ hier eine Zeitschrift unter dem Titel «Knight's Quarterly Magazine» erscheinen, zu deren Mitarbeitern der junge Macaulay gehörte. Besonders verdient machte er sich seit 1827 als Herausgeber der von der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse unternommenen Publicationen, namentlich des «Penny Magazine» (1832—45) und der «Penny Cyclopaedia» (27 Bde., 1833—46), die als die Anfänge der populären Literatur zu betrachten sind, welche seitdem eine so große Verbreitung in England gefunden hat. Er schrieb eine der besten Biographien Shakspeare's (Lond. 1843) und gab dessen Werke mit sehr vollständigem Commentar (8 Bde., Lond. 1839—43) heraus. Die aus diesem «Pictorial Shakspeare» besonders abgedruckten «Studies of Shakspeare» (Lond. 1849) haben unleugbaren Werth. Außerdem hat er eine «Popular history of England» (neue Aufl., 8 Bde., Lond. 1876), «The pictorial Bible» (4 Bde., 1838), «London» (6 Bde., 1841—44) und mehrere encyklopäd. Werke, darunter die «National Cyclopaedia», herausgegeben. Daneben betheiligte er sich an der Errichtung von Volksbibliotheken und an der Agitation gegen die Papiersteuer und den Zeitungsstempel. Von seinen auf die Geschichte des engl. Buchhandels bezüglichen Schriften sind «The old printer and the modern press» (Lond. 1854) und «Shadows of the old booksellers» (Lond. 1865; 2. Aufl. 1872) zu erwähnen. Eine Autobiographie gab er in «Passages of a working life» (3 Bde., Lond. 1863—65; neue Aufl. 1873). K. starb 9. März 1873.

Kniphausen, eine ehemalige freie Herrschaft innerhalb des Großherzogthums Oldenburg, bildete nebst der edeln Herrschaft Varel ein gräfl. oldenburg. Fideicommiß. Dasselbe gelangte durch Vermählung der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg gegen die Mitte des 18. Jahrh. an die engl. Linie des Hauses Bentinck (s. d.) und nach Ablösung der standesherrlichen Rechte durch Patent vom 1. Aug. 1854 an den Großherzog von Oldenburg. K. bildet jetzt einen Bestandtheil des oldenb. Amtes Jever im Westen der Jade und zählt (1875) auf 45,15 QKilom. 3200 E. in den drei Gemeinden Sengwarden mit sieben, Accum mit zwei und Fedderwarden mit vier Bauerschaften. In der letztern liegt 10 Kilom. im Ostsüdosten von Jever und 7 Kilom. im Westen von Heppens die Burg K. mit einem prächtigen Garten. Die edle Herrschaft Varel, südlich vom Jadebusen gelegen und 131 QKilom. mit (1875) 7800 E. umfassend, gehört jetzt zu dem oldenb. Amte Varel (363,42 QKilom. mit 16,984 E.). Die Stadt Varel, an der preuß. Staatsbahn Oldenburg-Wilhelmshaven, 30 Kilom. nördlich von Oldenburg gelegen, zählte 1852 (damals noch ein Flecken) 4884, Ende 1875 aber 4853 E., mit dem etwa 5,5 QKilom. großen Gebiete 5600 E. Sie ist der Sitz eines Obergerichts, hat ein Schloß, eine schöne evang. Kirche vom J. 1144, eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, Baumwollspinnereien und Webereien, ein Eisenwerk, eine Eisengießerei und Walzwerk, eine Schiffswerfte und mehrere Brennereien und Brauereien. Bedeutend ist die Viehausfuhr, und in dem am Jadebusen gelegenen Hafen Vareler Siel wird

ein lebhafter Schiffsverkehr (früher unter eigener Flagge) betrieben. In dem nahen Seebad Dangaſt iſt 1866 eine Station für die mitteleurop. Gradmeſſung errichtet worden.

Knipperdolling (Bernh.), Führer der münſterſchen Wiedertäufer, war aus einem angeſehenen bürgerlichen Geſchlecht der Stadt Münſter entſproſſen. Aus ſeiner Vaterſtadt verwieſen, zog er vielfach in der Fremde umher und knüpfte, namentlich in Schweden, mit der Sekte der Anabaptiſten nähere Verbindungen an. Als Johann Mathys und Johann von Leiden (ſ. d.) 1533 nach Münſter kamen, fanden beide bei K. zuerſt Aufnahme, und bald war er im Bunde mit den beiden Holländern der wichtigſte Leiter der Wiedertäuferrevolution, welcher Münſter erlag. K.'s Wahl zum Bürgermeiſter der Stadt (Febr. 1534) war der erſte entſcheidende Sieg der Sekte. In dieſer Stellung übte er durch Exaltation und Schrecken die furchtbare Gewalt, welche das neue «Königreich Zion» gründen half. Mit dem Amte der Rechtsvollſtreckung betraut, bedrohte er jeden mit dem Tode, der ſich der Herrſchaft des Anabaptismus widerſetzte. Als Johann von Leiden König ward, erhielt K. die Würde eines Statthalters und machte als ſolcher den wilden Verlauf des münſterſchen Aufruhrs mit durch. Nach Eroberung der Stadt wurde K. mit Johann von Leiden 23. Jan. 1536 hingerichtet und ſein Leichnam in einem eiſernen Käfig aufgehängt.

Knittelverſe nennt man holperige Verſe von ſchwankender, willkürlicher Meſſung, gewöhnlich paarweiſe durch oft rohe, unreine Reime gebunden. Sie ſind in dieſer letztern Art aus den kurzen Reimpaaren entſtanden, als dieſe, das Metrum der epiſchen Kunſtpoeſie des deutſchen Mittelalters, im 14. und 15. Jahrh. durch Vernachläſſigung der Reimeinheit und nachläſſige Behandlung des Wechſels der Hebungen und Senkungen verwilderten, und erhielten dieſen ſchon im 16. Jahrh. vorkommenden Namen im Gegenſatz gegen ſtrenggemeſſene, ſorgfältig gearbeitete Verſe. Mit Glück hat die K. unter andern für das niedrig komiſche Gedicht Kortum (ſ. d.) in der «Jobſiade» angewandt. Die Engländer nennen dergleichen Verſe hobbling verses oder hobbling rhythms, die Franzoſen rimaille, vers du vieux temps oder von den Leoniniſchen Verſen (ſ. d.) des mittelalterlichen Latein her vers léonins.

Knjäs, fälſchlich Knees, bezeichnet in Rußland eine vornehme adelige Perſon, meiſt von altem Geſchlecht, zum Theil von vormals regierenden Häuſern abſtammend, und entſpricht dem deutſchen Fürſt. Gegenwärtig gibt es noch 38 ſolcher Knjäſenfamilien in Rußland, und zwar 31, die ihren Urſprung von der älteſten Herrſcherdynaſtie, den Rurikiden, in männlicher, directer und legitimer Linie ableiten können, darunter namentlich die Fürſten Obojewſkij, Obolenſkij, Dolgorukij, Gortſchakow, Bariatinſkij, Schtſcherbatow, Schachowskoi, Lobanow, Wjäſemſkij und Gagarin. Ferner drei Familien, die von Rurik direct in nicht legitimer oder weiblicher Linie abſtammen, darunter die Fürſten Wolkonſkij, und vier directe Deſcendenten Gedimin's, Großfürſten von Litauen, die Fürſten Galizyn, Kurakin, Chawanſkij und Trubezkoi. Eine zweite Knjäſenreihe bilden diejenigen Fürſten, welche zwar auch herrſchenden, doch fremden Häuſern entſtammen und nur durch beſondere kaiſerl. Gunſt auch mit der ruſſ. Fürſtenwürde bekleidet ſind. Dahin gehören das Fürſtenhaus Bagration, ein Zweig der georgiſchen Zaren, ſeit 1803 mit der ruſſ. Fürſtenwürde bekleidet; die Zizianow, ebenfalls ein georgiſches Fürſtengeſchlecht; die Dadianow, die vormalige ſouveräne Fürſtenfamilie in Mingrelien; die Tſcherkaſſkij, aus der großen Kabarda; die Meſchtſcherſkij, ein Tatarengeſchlecht aus dem 13. Jahrh.; die Kotſchubey, eine tatar. Familie aus der Krim; die Uruſſow und Juſſupow, tatar.-nogaiſche Geſchlechter, und die Argutinſkij, eine armen. Fürſtenfamilie. Eine dritte Klaſſe endlich bilden diejenigen Knjäſe, die in neuerer Zeit zu dieſem Fürſtenrange erhoben wurden und ihre Würde lediglich der Gunſt des Kaiſers verdanken. Dahin gehören die Fürſten Menſchikow, die 1707, die Suworow und Lapuchin, die 1799, die Soltikow, die 1814, die Liewen, die 1826, die Woronzow, die 1845, die Orlow, die erſt 1856 zu ihrer Würde gelangten. Außerdem führen zahlreiche georgiſche und tatar. Adelsfamilien den Knjäſentitel, der übrigens keine andern Vorrechte mit ſich bringt, als die auch dem übrigen Adel gewährten. Vgl. Almagro (Fürſt Dolgorukow), «Notice sur les principales familles de la Russie» (Par. 1843).

Knjaſhnin (Jakow Boriſſowitſch), ruſſ. Dichter, geb. 14. Oct. 1740 zu Pſkow, erhielt erſt im väterlichen Hauſe, dann zu Petersburg ſeine Bildung, diente hierauf zuerſt im Collegium des Auswärtigen und trat dann in die Armee. Später verließ K. den Dienſt, um ſich ausſchließlich mit Literatur zu beſchäftigen, ſchlug aber bald wieder die öffentliche Laufbahn ein. Im J. 1783 wählte ihn die petersburger «Ruſſiſche Akademie» zu ihrem Mitgliede, und er nahm an der Abfaſſung des von dieſer herausgegebenen Wörterbuchs theil. Auf Begehren der Kaiſerin überſetzte er Metaſtaſio's «Clemenza di Tito». Er hat außerdem mehrere Tragödien

Digitized by Google

und Komödien geschrieben, in vollem pseudoclassischen Stil und unter offenbarem Einflusse der franz. Vorbilder. Sein bestes Werk ist «Wadim», in welchem er die republikanische Größe Nowgorod's verherrlichte, wodurch er aber in den Verdacht revolutionärer Gesinnungen kam und sich eine Untersuchung zuzog. Er starb bald darauf 25. Jan. 1791. Von K.'s Werken erschienen vollständige Sammlungen (5 Bde., Petersb. 1822, und 2 Bde., Petersb. 1850).

Knobelsdorff (Hans Georg Wenzeslaus, Freiherr von), ausgezeichneter Architekt, geb. 17. Febr. 1697 im Dorfe Kuckädel bei Krossen, war bereits Hauptmann in preuß. Diensten, als er 1730 seinen Abschied nahm, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Nachdem er Italien und Frankreich besucht, begab er sich nach Reinsberg zum damaligen Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich II., der ihn später zum Oberaufseher aller königl. Gebäude und zum Geh. Finanzrath machte. Er starb zu Berlin 16. Sept. 1753. Unter so manchen von ihm aufgeführten Gebäuden ist besonders das Schloß Sanssouci ein Denkmal seines Ruhms; auch baute er das Opernhaus in Berlin und den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg sowie den des Schlosses in Dessau. Den Thiergarten zu Berlin legte er an, gleich nachdem Friedrich II. die Regierung angetreten. K. gehört zu denjenigen ausgezeichneten Architekten des 18. Jahrh., welche sich am frühesten von der Willkür des sog. Rococostils emancipirten und zu einer reinern Reproduction des antiken Stils einlenkten. Beim Entwurfe von Sanssouci hatte er keine freie Hand, indem Friedrich II. selbst in eigenhändiger Zeichnung die Hauptumrisse des Baues angegeben hatte. Zu erwähnen sind auch K.'s Bildnisse und Landschaften. Sein Leben hat W. von Knobelsdorff (Berl. 1861) beschrieben.

Knoblauch, der gewöhnliche Name eines zur Gattung Lauch (Allium) gehörigen Zwiebelgewächses, dessen systematischer Name Speiselauch (A. sativum L.) ist. Er wächst im Orient und Südeuropa, wird aber überall als Küchengewächs angebaut. Die Dolde trägt wenige weißliche Blüten und viele kleine Brutzwiebelchen; von den Staubfäden sind drei abwechselnd stehende dreizähnig. Die aus mehrern eiförmig-länglichen, in dünne Häute eingewickelten Zwiebelchen (sog. «Zehen») bestehende Zwiebel besitzt einen unangenehmen, durchdringenden, scharfen Geruch und einen scharf aromatischen, beißenden Geschmack. Dieselbe wird als Zuthat und Würze an Speisen verwendet, welche vielen angenehm, vielen andern aber sehr widrig ist. Der frische Saft wird in der Heilkunde angewendet. Der K. wirkt reizend, magenstärkend, verdauungsbefördernd, aber auch blähend, ferner wurmwidrig, harn- und schweißtreibend. Die Rockenbolle oder Rocambole, welche manche für eine besondere Art (A. Ophioscorodon Don.), andere nur für eine Abart des gewöhnlichen K. ansehen, und die allein durch die kürzern, dickern, rundlich-eirunden Zwiebelchen unterschieden ist, wird ebenso benutzt. (S. Lauch.)

Knöchel (malleolus). Das untere Ende des Schienbeins ist leicht ausgehöhlt und bildet die Gelenkfläche für den Fuß, welcher durch zwei Vorsprünge zu beiden Seiten des Schienbeins nach unten wie in einer Gabel festgehalten wird. Diese Vorsprünge sind die K. Der innere K., welcher nicht so weit herabreicht als der äußere, ist eine unmittelbare Fortsetzung des Schienbeins; der äußere K. ist das untere Ende des Wadenbeins. Durch Bänder wird der knöcherne Fuß in einer festen Gelenkverbindung mit der Gelenkgabel gehalten. Hinter und unter den K. verlaufen sich an den Fuß ansetzende Sehnen der Wadenmuskeln sowie Blutgefäße. Bricht ein K. ab, so geht der Fuß aus seiner Gelenkverbindung. Dehnung der Bänder am Fußgelenk ist oft Folge eines falschen Tritts (Vertreten des Fußes). Bei Verrenkung des Fußes tritt der Fuß aus seiner Gelenkverbindung mit den K. heraus.

Knochen (ossa) heißen die festesten Theile des thierischen und menschlichen Körpers, welche als Gerüst für die weichen Theile desselben, als Befestigungspunkte der meisten Muskeln und als passive Bewegungsorgane dienen und zum Theil auch zartere innere Gebilde schützend umgeben. Ihrer Gestalt nach theilt man die K. ein in lange oder Röhrenknochen, wie die meisten K. der Extremitäten, welche aus einem compacten, im Innern die Markhöhle und das Knochenmark enthaltenden Mittelstück (eigentliche Röhre oder Diaphyse) und zwei kurzen, mit überknorpelten Gelenkflächen versehenen Endstücken (Epiphysen oder Apophysen) bestehen; in platte oder breite K., welche meist aus zwei Lagen fester Substanz, zwischen denen eine der Dicke des K. nach verschiedene starke Schicht schwammigen Knochengewebes (sog. Diploë) sich findet, bestehen, wie die Schulterblätter, die meisten Kopf-, Gesichts- und Beckenknochen; in dicke, kurze oder gemischte K., welche von sehr verschiedener, meist unregelmäßig würfeliger Gestalt sind, wie die Wirbel, die Hand- und Fußwurzelknochen. Verbunden sind die K. untereinander entweder beweglich durch die Gelenkbänder (s. Gelenk), oder unbeweglich durch Nähte (gezackte, ineinandergreifende Knochenränder), wie die Kopfknochen, oder durch feste Bandmassen. Das

Digitized by Google

Ganze der K. zusammengenommen nennt man Knochensystem, und es enthält dasselbe mit Einschluß der 32 Zähne 245 K. Sie genau zu beschreiben ist Aufgabe der Knochenlehre oder Osteologie, welche einen wichtigen Theil der descriptiven Anatomie (s. d.) bildet. Die Gesammtheit der von den Weichtheilen befreiten K. heißt das Gerippe oder Skelet, an welchem man, vorausgesetzt daß es einem regelmäßig gebauten Menschen angehörte, eine vollkommene Symmetrie wahrnimmt, und zwar so, daß alle K., die nicht in der Mittellinie des Körpers liegen, paarig und auf beiden Seiten gleich gebildet sind. Bei einem Erwachsenen von mittlerer Größe besitzt das Skelet im vollkommen ausgetrockneten Zustande durchschnittlich ein Gewicht von 5 Kilogr. Die Gestalt der einzelnen K. hängt so innig mit dem Bau und der Thätigkeit des ganzen Körpers zusammen, daß der Kundige aus der Form des K. erkennt, welcher Klasse das Thier angehört und wie es im übrigen beschaffen ist. Nicht alle Thiere besitzen K., sondern nur die Wirbelthiere, und auch diese nicht alle, sofern als das Skelet der Knorpelfische nicht aus K., sondern aus Knorpel besteht. Die wirbellosen Thiere haben entweder eine mehr oder minder harte Haut (Krebse u. s. w.), oder sind ganz weich. Die organische Grundsubstanz der K. besteht aus dem sog. Knochenknorpel, einer knorpelähnlichen, biegsamen und elastischen organischen Substanz, welche mit unlöslichem, phosphorsaurem Kalk (Knochenerde) auf das innigste durchtränkt ist. Dieser Einlagerung der Knochenerde verdankt der K. seine Festigkeit, Härte und Schwere; entzieht man dem K. die Salze durch Säuren, so hinterbleibt in der ursprünglichen Form des K. der elastische, biegsame Knorpel, welchen man weiterhin leicht durch Kochen in Leim umwandeln kann. Jeder K. ist an seiner Oberfläche mit einer außerordentlich festen, fibrösen, der Knochenoberfläche überall innig anliegenden Haut, der Knochenhaut (periosteum), überzogen, von welcher aus die Ernährung, das Wachsthum in die Dicke, sowie die meisten Erkrankungen der K. ausgehen. Das Längenwachsthum der Röhrenknochen erfolgt von den Endstücken derselben, den sog. Epiphysen aus, von deren Knorpelscheiben bis zur Vollendung des Knochenwachsthums beständig Knochenmasse neu gebildet und an die Enden des Mittelstücks angesetzt wird, wodurch das letztere immer länger wird. Das Innere der K., sowol die Höhlen der Röhrenknochen als die spongiöse (schwammige) Substanz der kurzen und glatten K., ist mit einer weichen, röthlichen oder gelben, fettreichen Masse, dem Knochenmark, erfüllt, welches nicht blos als Schutz- und Fixirungsmittel der in den K. eintretenden Blutgefäße, sondern auch als Bildungsstätte der weißen Blutkörperchen dient und bei allen entzündlichen Affectionen der K. eine wichtige Rolle spielt. Hinsichtlich seiner feinern mikroskopischen Structur unterscheidet man am Knochengewebe eine gelbliche, concentrisch geschichtete, mit Kalksalzen imprägnirte Grund- oder Intercellularsubstanz, welche von zahlreichen feinsten Gefäßkanälchen, den sog. Haversischen Kanälchen (entdeckt von dem engl. Anatomen Havers im 17. Jahrh.), nach allen Richtungen durchzogen ist, und zahlreiche kleinste, sternförmige, durch zarte Ausläufer miteinander verbundene Zellen, die sog. Knochenzellen, welche in ganz regelmäßiger Anordnung in der Grundsubstanz eingebettet sind und die Ernährung des Knochengewebes vermitteln. Die K. können von allen den krankhaften Veränderungen befallen werden wie die meisten übrigen Gewebe. Im allgemeinen verlaufen die Knochenkrankheiten langsamer als die anderer Gewebe, sind aber um so gefährlicher, wenn sie die Nähe der Gelenke betreffen; sie beschränken wenigstens die Gebrauchsfähigkeit des Gliedes und führen in vernachlässigten Fällen nicht selten durch langwierige Säfteverluste, durch Eiter- und Jauchevergiftung sowie durch speckige oder amyloide Entartung innerer wichtiger Organe zum Tode. Es sind hier zu nennen: die Entzündung der Knochenhaut (periostitis, infolge von Verletzungen, von Erkältungen, bei Entzündung der Nachbarschaft, bei Syphilis u. s. w.), welche zur Verdickung des K., Eiterbildung u. s. w. oder zur völligen Genesung führt; die Entzündung des ganzen K. (ostitis) und des Knochenmarks (osteomyelitis), welche der Beinhautentzündung ähnlich ist; der Knochenfraß (s. d.) und der Knochenbrand; die Englische Krankheit (s. d.) oder Rachitis; die Knochenerweichung (osteomalacia), eine bei Schwangern und Wöchnerinnen häufige Krankheit, welche Verunstaltung des ganzen Skelets oder auch nur einzelner Theile (des Beckens) zur Folge hat; die Knochenverhärtung (osteosclerosis), bei welcher der K. elfenbeinartig wird; Neubildungen in den K. (Krebs u. dgl.); endlich Knochenbrüche (s. d.).

In der Technik bilden die K., besonders die der größern Säugethiere, ein äußerst wichtiges Rohmaterial für zahlreiche mechan. und chem. Gewerbe; sie bestehen in 100 Theilen aus 30 Theilen leimgebender Substanz, 60 Theilen Knochenerde und 10 Theilen Fett. Bei der mechan. Verarbeitung der K. wird zunächst dieses Oel, Knochenfett, Knochenöl oder Klauenfett (s. Klaue), entweder durch Auskochen der Röhrenknochen mit Wasser oder besser

Digitized by Google

noch durch Extraction mit Petroleumäther, mit Benzin oder mit Schwefelkohlenstoff entzogen; es schmilzt bei 45° und dient zum Einfetten von Maschinentheilen u. s. w. Die entfetteten K., Bein genannt, werden von den Beindrehern und Beinschnitzern in Nürnberg-Fürth, in Geislingen in Würtemberg u. s. w. zu zahlreichen Gegenständen, wie Knöpfen, Dominosteinen, Schachfiguren, Falzbeinen, Messer- und Gabelheften, Brochen und Feinschnitzereien verarbeitet, die an Feinheit und Schönheit häufig den aus Elfenbein hergestellten nicht nachstehen. Viele Beinobjecte werden gebleicht, andere roth gefärbt. Eine andere Anwendung der K. ist die chemisch-technologische, indem man dieselben auf Düngerpräparate (Knochenmehl, gedämpftes Knochenmehl, Superphosphat) verarbeitet. Von Wichtigkeit ist ferner die Verwendung der K. zur Herstellung von Leim (Knochenleim), zur Fabrikation von Phosphor (100 Theile Knochen enthalten 11—12 Theile Phosphor) und zur Gewinnung der Knochenerde (Beinasche), die zur Bereitung des weißen emailähnlichen Knochen- oder Beinglases Verwendung findet. Der trockenen Destillation (oder dem Brennen) unterworfen, liefern die K. die Knochenkohle oder Beinschwarz (s. d.), die in der Zuckerfabrikation zum Entfärben und Entkalken der Säfte, sowie zur Fabrikation der Schuhwichse angewendet wird. Neben der Knochenkohle bildet sich kohlensaures Ammoniak (sog. Hirschhornsalz) und ölige Producte, die im rectificirten Zustande unter dem Namen Thieröl (Oleum animale) medic. Verwendung finden.

Knochenbrüche (fracturae ossium) entstehen durch Einwirkung äußerer Gewalt, seltener durch heftige Muskelcontractionen. Gesunde Knochen besitzen eine große Festigkeit, sodaß der Stoß oder der Schlag mit großer Kraft einwirken muß, wenn ein Knochenbruch herbeigeführt werden soll. Gewisse krankhafte Veränderungen der Knochen (Auflockerung und Brüchigkeit infolge von Syphilis, von Englischer Krankheit, von Knochengeschwülsten u. dgl.) begünstigen das Entstehen der K., und bei alten Leuten brechen die Knochen infolge der senilen Atrophie des Knochengewebes leichter als bei jungen. Bei jungen Personen (Kindern) zerreißt häufig die Knochenhaut nicht mit, sodaß sich die Bruchenden nicht voneinander entfernen. Man theilt die Brüche ein in vollkommene und unvollkommene. Letztere sind diejenigen, bei welchen die Bruchenden noch in Verbindung gehalten werden, entweder durch die Beinhaut oder dann, wenn der Knochen blos geknickt ist (infractio). Ist der Bruch ein vollkommener, so haben sich die Bruchenden, schon durch den Zug der Muskeln, gegeneinander verschoben (sie reiten aufeinander). Manchmal keilt sich auch ein Bruchende in das andere ein. Zu den unvollkommenen Brüchen zählt man auch die Spaltungen (fissura) der Knochen, die namentlich am Schädel häufig zu Stande kommen. Eine andere Eintheilung der K. ist die in einfache (ohne Verletzung der Haut, großer Gefäße und Nervenstämme) und in complicirte (mit solchen Verletzungen). In der Regel bricht der Knochen nur in zwei Stücke; sind mehrere Stücke entstanden, so nennt man dies einen Splitterbruch (fractura comminutiva). Auch bloße Absplitterungen von Knochenstücken (Lamellen) kommen vor. Am häufigsten ereignen sich die K. an den Gliedmaßen, wobei aber die nebeneinanderliegenden, das Elnbogenbein und die Speiche, das Schienbein und das Wadenbein, nicht immer zugleich brechen. In den meisten Fällen ist ein Knochenbruch nicht schwer zu erkennen. Die falsche Stellung der Extremität, die beträchtliche Anschwellung, die Schmerzhaftigkeit, die Beweglichkeit der Bruchenden und das Reiben der Knochenenden aneinander (Crepitation) sowie die mehr oder minder schwere Beeinträchtigung der Functionen des betroffenen Gliedes zeigen die Fractur an. In manchen Fällen ist die Erkennung schwer, namentlich wenn der Knochen in der Nähe eines Gelenks zerbrochen, wobei die Fractur mit einer Verrenkung verwechselt werden kann. Erleichtert wird die Diagnose durch eine große Regelmäßigkeit der Brüche unter gleichen Verhältnissen. So brechen Kinder beim Fallen sehr häufig das Schlüsselbein, Erwachsene, wenn sie auf die vorgestreckte Hand fallen, das vordere Ende der Speiche, alte Leute den Oberschenkelhals. An sich ist ein Knochenbruch eine ungefährliche Krankheit; gefährlich wird sie nur durch die Nachbarschaft lebenswichtiger Organe (Schädelbruch) oder durch Complicirtheit, namentlich mit Hautwunden. Zur Heilung der einfachen K. ist nach der möglichsten Annäherung der Bruchenden (Einrichtung oder Reposition) Festhalten derselben in dieser Lage (Retention) und vollständige Ruhe der Gliedmaßen nöthig. Man lagert daher das Bein oder den Arm zwischen Schienen, legt einen Verband aus Steifen mit Watte gefütterter Pappe und mit Kleister oder Dextrin bestrichener Binden an (Watte-, Kleister-, Dextrinverband) oder gipst die Binden ein (Gipsverband). Die Heilung erfolgt um so schneller, je jünger und gesünder das Individuum ist; Schlüsselbeinbrüche der Kinder heilen ohne alle Behandlung, Oberschenkelhalsbrüche alter Leute heilen fast nie. Unter günstigen Verhältnissen ist die Heilung binnen einigen Wochen vollendet. Dieselbe geschieht unter Bil-

Digitized by Google

dung von Knochensubstanz, welche die Knochenenden vereinigt (Callus). Ist dies nicht oder nur unvollkommen der Fall, so bleibt ein falsches Gelenk, eine Pseudoarthrosis, zurück, welche namentlich an den untern Extremitäten die übelsten Functionsstörungen verursacht und nur sehr schwierig auf operativem Wege zu beseitigen ist. In falscher Stellung geheilte Brüche müssen wieder gebrochen und neu eingerichtet werden. In den meisten Fällen wird ein einfach gebrochenes Glied wieder vollkommen brauchbar; der Oberschenkel erleidet jedoch infolge eines Bruchs immer eine Verkürzung. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind bei allen K. die ersten Hülfeleistungen, welche der Verletzte erfährt. Nachdem man Kleidungsstücke und Stiefel so weit aufgeschnitten hat, daß die Verletzung übersehen werden kann, befestige man das kranke Glied mit Binden oder mit Tüchern, zerschnittenen Hemden, Bettlaken u. dgl. auf einer festen Unterlage (Schienen aus Latten, Bretern, Cigarrenkisten, Pappstücken, Draht, zusammengebundenen Zweigen u. ähnl.) derart, daß es nicht mehr schmerzt und sich nicht verschieben kann, und lege bis zur Ankunft des Arztes kalte Umschläge von Eis, Schnee oder Wasser auf die Bruchstelle auf. Im äußersten Nothfalle kann man auch das gesunde Bein als Schiene benutzen, indem man das zerbrochene Bein mit Tüchern an dasselbe festbindet. Kann man das zerbrochene Glied nicht hinreichend fixiren, so mag man den Verletzten lieber noch längere Zeit bis zum Erscheinen des Arztes auf der Stelle, wo das Unglück geschehen ist, liegen lassen, als daß man ihn den Schmerzen und Gefahren eines längern Transports ohne hinreichende Sicherung der gebrochenen Knochen aussetzt. Vgl. Esmarch, «Die erste Hülfe bei Verletzungen» (Hannov. 1875).

Knochenfische (Teleostii) nennt man die größte Ordnung der Grätenfische mit knöchernem Skelet, am Rande freien, unter einem Kiemendeckel verborgenen Kiemen und zwei Klappen am nicht muskulösen Arterienstiele des Herzens. Diese letztern Charaktere dienen besonders zur Unterscheidung von den sog. Schmelzschuppern oder Ganoiden, welche eine zweite Ordnung darstellen und Fische enthalten, die früher theils unter die Knorpelfische, wie die Störe, theils unter die K., wie die Knochenhechte (Lepidosteus), gesetzt wurden. Die Wirbelsäule der K. besteht immer aus biconcaven Wirbelkörpern. Man hat dieselben je nach dem Verbleiben eines geöffneten Luftgangs zwischen der Schwimmblase und dem Schlunde, oder dem Verschlusse dieses Gangs, sowie nach der Beschaffenheit der vordern Strahlen der Rückenflosse, die bald stachlicht, bald weich sind, in verschiedene Gruppen getheilt.

Knochenfraß (caries) oder Beinfäule ist eine mit Eiterung und Jauchung verbundene Verschwärung der Knochen (Knochengeschwür), die sich häufiger in schwammigen als in festen Knochen findet und dieselben Ursachen hat wie die Verschwärung anderer Gewebe, oder auch durch Syphilis oder Skrofulose bedingt ist. Der Knochen wird hierbei ganz allmählich zerstört, indem das Knochengewebe entweder Schicht für Schicht von der freien Oberfläche her in einen feinen molecularen Detritus zerfällt (sog. Molecularnekrose des Knochens) oder, was häufiger, durch wuchernde, vom entzündeten Knochenmark oder den Blutgefäßen der Knochenrinde ausgehende Fleischwärzchen zerstört wird (malacische oder fungöse Caries). Ist mehr oder minder reichliche Eiter- und Jauchebildung mit der Knochenverschwärung verbunden, so spricht man von feuchtem K. (caries humida), im Gegensatz zum trockenen K. (caries sicca), bei welchem der zerfallene Knochen sofort aufgesaugt wird, ohne daß Knochenjauche zum Vorschein kommt. Seinen Ausgang nimmt der K. gewöhnlich von vernachlässigten und verschleppten Entzündungen und Vereiterungen der Weichtheile, insbesondere der Gelenktheile, welche allmählich auf den Knochen übergreifen, seltener von Knochenhaut- oder Knochenmarkentzündungen, welche viel häufiger zum Knochenbrand führen. Die Krankheit, welche sich vorzugsweise bei Kindern und skrofulösen jungen Leuten findet, nimmt meist einen chronischen, über viele Monate, selbst Jahre sich erstreckenden Verlauf und erfordert zu ihrer Heilung außer der Kräftigung der Constitution durch gute Nahrung, den Genuß frischer und reiner Luft und den Gebrauch warmer Bäder nicht selten die operative Entfernung (Resection) der cariösen Knochentheile. — Knochenbrand (Necrosis) nennt man dagegen das Absterben der Knochen, welches häufiger compacte als schwammige Knochen befällt. Das abgestorbene Knochenstück oder der Sequester wird oft von dem noch vorhandenen oder von der Beinhaut neugebildeten Knochen (Knochenlade) eingeschlossen. In der Knochenlade finden sich in der Regel mehrere fensterartige Oeffnungen, sog. Kloaken oder Knochenfisteln, durch welche der im Innern der Lade gebildete Eiter nach außen abfließt. Knochenbrand entsteht am häufigsten durch Aufhören des Blutkreislaufs und damit der Ernährung des Knochengewebes infolge von Verletzungen und Erschütterungen oder auch aus innern Ursachen (Skrofulose, Syphilis u. dgl.). Heilung kann nur erzielt werden durch die Sequestrotomie, d. h. die operative Entfernung des abgestorbenen Stücks.

Digitized by Google

Knochenkohle (Spodium), ſ. Beinſchwarz.

Knochenmehl nennt man die zu Pulver oder in gröbere Maſſen bis zu erbſengroßen Stücken auf beſonders dazu eingerichteten Mühlen, den Knochenmühlen, zerkleinerten Knochen der Thiere. Das K. dient zur Düngung namentlich ſolcher Culturpflanzen, die vielen phosphorſauren Kalks zur Ausbildung bedürfen; auch auf Wieſen zeigt es große Wirkſamkeit. Am kräftigſten wirkt das aus friſchen Knochen bereitete, indem hier außer den Salzen noch Stickſtoffverbindungen eine düngende Wirkung äußern, am raſcheſten das ſtaubfein gepulverte. Viele Vortheile gewährt das K. der freien Wirthſchaft zur Düngung entlegener und ſchwierig zu befahrender Aecker, beim Ackerbau ohne genügende Viehzucht und dadurch, daß es weniger Unkraut erzeugt. Zuerſt wurde es 1802 von Krupp in Solingen als Dünger angewendet. Der Erfindung mangelte aber damals trotz ihrer glänzenden Reſultate alle Theilnahme in Deutſchland, während ſich die Anwendung des K. zur Düngung in England mehr und mehr verbreitete und zu dieſem Zwecke ganze Schiffsladungen von Knochen aus erſterm dahin gingen. In neuerer Zeit, wo man überhaupt die künſtlichen Dünger mehr würdigt als früher, iſt das K. zum bedeutenden Handelsartikel geworden. Außer dem Mehle von rohen Knochen wird gegenwärtig auch viel von gedämpften (welche vor der Zerkleinerung in einem Dampfapparat behandelt und nach dem Trocknen zwiſchen Steinen zermahlen werden) angewendet. Die Wirkung des K. beruht neben der etwa darin befindlichen thieriſchen Subſtanz hauptſächlich auf dem phosphorſauren Kalk, der ſeinen Hauptbeſtandtheil ausmacht. Den letztern pflegt man oft aufzuſchließen (d. h. auflöslicher zu machen) durch Behandlung des K. mit verdünnter Schwefelſäure oder Salzſäure, wodurch das Superphosphat, einer der gebräuchlichſten Kunſtdünger der Neuzeit, erhalten wird. Auch die Knochenkohle iſt ein wirkungsvolles Düngemittel.

Knoppern, ſ. Galläpfel.

Knorpel (cartilagines) nennt man die feſten, elaſtiſchen Körper im thieriſchen Organismus, welche härter als die Sehnen und die Muskelſubſtanz, aber weicher als die Knochen ſind und dazu dienen, das Gerüſt des Körpers (wie des Ohrs, der Naſe, Augenlider, Luftröhre, des Kehlkopfs und Bruſtkaſtens) zu vervollſtändigen, die Gelenkenden der Knochen zu überziehen und den ſich an manchen Stellen hin- und herſchiebenden Sehnen über dem Knochen eine weichere Unterlage zu geben. Bei den Knorpelfiſchen ſind die Knochen nur aus K. gebildet. Im Fötus beſtehen die Knochen in früher Zeit nur aus K. Man unterſcheidet nach dem Bau wahre oder hyaline K. und Faſerknorpel, die auch chemiſch verſchieden ſind, inſofern als der wahre K. beim Kochen mit Waſſer eine leimähnliche Subſtanz (Chondrin) gibt, der Faſerknorpel nicht. Der wahre K. beſitzt eine gleichartige, glasartig homogene, der Faſerknorpel eine ſtreifige, dem Bindegewebe ähnliche Grund- oder Intercellularſubſtanz; beiderlei Grundſubſtanzen ſchließen aber ähnliche runde, von einer dicken glaſigen Hülle umgebene Zellen, die ſog. Knorpelzellen, ein. Die K. beſitzen weder Blutgefäße, noch Lymphgefäße und Nerven, ſind von einer feſten, der Ernährung dienenden Faſerhaut, der ſog. Knorpelhaut (perichondrium), überzogen und haben, zumal im Alter und bei gewiſſen entzündlichen Ernährungsſtörungen, große Neigung, zu verkalken und zu verknöchern, was unter Umſtänden ſchwere Beeinträchtigungen ihrer phyſiol. Functionen (Unbeweglichkeit des Bruſtkaſtens bei Verkalkung der Rippenknorpel, der Wirbelſäule bei Verknöcherung der Wirbelknorpel u. dgl.) hervorruft. Ganz verſchieden vom eigentlichen K. iſt der Knochenknorpel. (S. Knochen.) — Knorpelgeſchwulſt oder Enchondrom iſt eine krankhafte, zumeiſt aus Knorpelgewebe beſtehende und langſam wachſende Neubildung, welche bisweilen die Größe eines Kinderkopfs erreicht und häufig von den Knochen, insbeſondere den kurzen Röhrenknochen der Finger und der Zehen, ſeltener von drüſigen Organen (Speicheldrüſen, Hoden, Eierſtock) ausgeht. Sie iſt nur durch Operation heilbar.

Knorpelfiſche nannte man bis in die neueſte Zeit alle Fiſche mit knorpeligem Skelet. Jetzt trennt man dieſelben, indem man die niedrig organiſirten Rundmäuler (Cyclostomata), wohin die Neunaugen, Pricken oder Lampreten gehören, als eigene Klaſſe von den Fiſchen überhaupt trennt und nennt K. oder Selachier Fiſche mit knorpeligem Skelet, ausgebildeten, paarigen, wohlausgebildeten Floſſen, mit muskulöſem, vielklappigem Aortenſtiel am Herzen und einer Spiralklappe im Darm. Es gehören hierzu die Kleinmäuler (Holocephala) mit einer einzigen, ſeitlichen Kiemenſpalte, unvollſtändig gebildetem Kiemendeckel, deren Oberzähne direct an der knorpeligen Schädelkapſel ohne Vermittelung eines Oberkiefers befeſtigt ſind, während der Unterkiefer an den Schädel eingelenkt iſt. Hierher gehören die Seekatzen oder Spöken (Chimaera) mit ungetheilter, knorpeliger Rückenſeite (Chorda) und einem langen, fadenförmigen Schwanze. Die größte Gruppe wird von den Quermäulern (Plagiostomata) gebildet, zu

welchen die Haie und Rochen gehören, die eine knorpelige Schädelkapsel, aber unvollkommen verkalkte, wohlgetrennte Wirbel, vom Schädel getrennten Oberkiefer, großes, quergestelltes Maul auf der Bauchfläche und zahlreiche (5—7) getrennte Kiemenspalten an den Seiten des Halses besitzen. Die Störe, welche man ihres knorpeligen Skelets wegen früher ebenfalls zu den K. rechnete, gehören der heutigen Klassifikation nach zu den Ganoiden. (S. Knochenfische.)

Knospe heißt in der Pflanzenkunde jede Anlage zu einem Zweige (Sproß, Trieb). Eine solche unentwickelte, aber entwickelungsfähige Zweiganlage besteht stets aus einem centralen Organe, der Knospenachse, und aus Blattorganen, welche an der Knospenachse befestigt sind, sich gegenseitig in der verschiedensten Weise decken (Knospenblattlage), und deren jedes in sehr verschiedener Weise gebogen, gefaltet oder gerollt sein kann (Knospenblattstellung). Je nachdem eine K. bei ihrer Entfaltung einen beblätterten Trieb, oder blos eine oder mehrere Blüten, oder einen mit Blättern und Blüten besetzten Zweig hervorbringt, unterscheidet man Laub- oder Zweig-, Blüten- und gemischte K. Die Laub- und gemischten K. verwandeln sich dadurch in einen beblätterten oder Blätter und Blüten tragenden Zweig, daß sich die Knospenachse einfach ausdehnt, wodurch die an ihr sitzenden Blattorgane voneinander gerückt werden. Gleichzeitig oder später dehnen und breiten sich diese Blattorgane ebenfalls aus und werden dadurch zu wirklichen Blättern. Die Laubknospen zerfallen ihrer Entwickelungsgeschichte nach in normale und abnorme oder Adventivknospen, erstere ihrer Stellung nach in End- oder Gipfel- und in Seiten- oder Achsenknospen. Die normalen K. bilden sich nämlich stets am Ende eines Zweigs (Stengels) und in den Winkeln (Achseln) der Blätter, die Adventivknospen entwickeln sich dagegen nur in der Rinde, weshalb die aus ihnen hervorgehenden Zweige nie sehr fest am Stamme haften (deshalb Klebreiser genannt), während die normalen K. im innigen Zusammenhange mit dem Gefäßbündel- oder Holzkörper des Stammes, Stengels oder Zweigs stehen. Physiologisch betrachtet, zerfallen die Laubknospen in austreibende und ruhende. Erstere treiben sofort aus (verwandeln sich in einen Zweig), wenn sie völlig entwickelt und die zur Entfaltung nöthigen Bedingungen (Wärme, Feuchtigkeit u. s. w.) vorhanden sind (die gewöhnlichen Winterknospen der Bäume im Frühling), letztere vermögen jahrelang in Unthätigkeit zu verharren und werden nur durch besondere Verhältnisse (Insektenfraß, Frost), welche die austreibenden K. oder die aus denselben entstandenen Triebe vernichten, zum Austreiben veranlaßt. Man nennt diese ruhenden K. in der Wissenschaft Präventivknospen, im gewöhnlichen Leben schlafende Augen, da man überhaupt die K. als Augen zu bezeichnen pflegt. Auf dem Vorhandensein von Präventivknospen oder der Entwickelung von Adventivknospen an dem Stocke abgehauener Laubholzstämme beruht der gesammte Niederwaldbetrieb, indem sonst dergleichen Stöcke keine neuen Zweige (Stocklohden) zu treiben vermöchten.

Knoten nennt man in der Geometrie bei krummen Linien denjenigen Punkt, in welchem sich zwei zusammenhängende Theile der Curve schneiden, sodaß dadurch eine blattähnliche Figur entsteht. In der Astronomie bezeichnet man damit den Durchschnittspunkt zweier größern Kreise der scheinbaren Himmelskugel. Im engern Sinne braucht man dieses Wort von dem Durchschnittspunkte zwischen der Ekliptik und einer Planeten- oder Kometenbahn und versteht unter einer Knotenlinie diejenige gerade Linie, in welcher die Ebene der Ekliptik von der Ebene einer Planeten- oder auch einer Kometenbahn geschnitten wird. So ist z. B. die Knotenlinie der Mondbahn diejenige gerade Linie, in welcher die Ekliptik von der Ebene der Mondbahn geschnitten wird, und der Punkt derselben, in welchem der Planet (der Mond) über die Ekliptik sich gegen Norden erhebt, heißt der aufsteigende, der andere entgegengesetzte aber der ab- oder niedersteigende K. Da die Planeten und Monde bei ihrem je nächsten Umlauf die Ekliptik stets in einem westlicher gelegenen Punkte durchschneiden, als der vorige Durchschnittspunkt war, so sind die K. der Planetenbahnen keineswegs fest, sondern rücken langsam von Osten nach Westen und vollenden ihren Lauf in Beziehung auf die Nachtgleichen meist in sehr langen Perioden, beim Monde aber schon in etwa 19 Jahren oder genauer in 6798 Tagen. Die Zeit, welche der Mond braucht, um wieder zu demselben K. zurückzukehren, nennt man den Drachenmonat (der aufsteigende K. heißt auch Drachenkopf, der niedersteigende der Drachenschwanz); er ist kürzer als der gewöhnliche (synodische) Monat, weil die K. gleichsam dem Monde entgegenrücken. Bei der Berechnung der Planeten- und Kometenbahnen ist die Länge des aufsteigenden K., d. i. der Abstand desselben vom Frühlingspunkte, eins der nothwendigsten Elemente, ohne dessen genaue Kenntniß man den Ort des Weltkörpers mit Sicherheit voraus zu berechnen nicht im Stande ist. — In der Poetik und Dramaturgie nennt man den äußersten Punkt der Verwickelung in der Handlung den K., dessen Schürzung nach dem natürlichen Ver-

Digitized by Google

lauf der Handlung, deſſen Löſung nicht gewaltſam (ſ. Deus ex machina), ſondern als das nothwendige Ergebniß der Handlung vor ſich gehen muß. — Ueber Beſtimmung des Laufs eines Schiffs nach Knoten ſ. Log; über Schwingungsknoten ſ. Klangfiguren.

Knöterich (Polygönum L.) iſt der Name einer Pflanzengattung, welche ſich durch ein fünf- (ſelten drei- oder vier-) ſpaltiges Perigon und die an den Gelenken des Stengels befindlichen häutigen Tuten oder Gelenkſcheiden auszeichnet, zur 8. Klaſſe, 3. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems gehört und die Hauptgattung einer beſondern Familie (Polygoneen) bildet. Ihre Arten ſind über alle Welttheile verbreitet. Manche von ihnen zeichnen ſich durch einen mehr oder minder ſcharfen oder brennend-beißenden Geſchmack aus, wie der in Gräben in Europa, Nordaſien und Nordamerika wachſende ſcharfe K. (P. Hydropiper), auch Waſſerpfeffer genannt, der ſonſt unter dem Namen Mercurius terrestris bei den Aerzten in großem Anſehen ſtand. Der wohlriechende K. (P. odoratum) wird in Cochinchina allgemein als Küchengewürz angebaut. Bei uns zieht man in gleicher Abſicht den ausgeſpreizten K. (P. divaricatum). Als Zierpflanze iſt der orientaliſche K. (P. orientale) mit ſeinen ſchön rothen, überhängenden Aehren bei uns in Gärten häufig. Die Blätter des Wieſenknöterichs (P. Bistorta), auch Natter- oder Schlangenwurz genannt, deſſen fleiſchrothe Blütenähren von den Kindern Schäfchen genannt werden, benutzt man im jungen Zuſtande in mehrern Gegenden als Gemüſe. Einige Arten enthalten Indigofarbſtoff, wie namentlich der in China ſchon ſeit undenklichen Zeiten cultivirte Färbeknöterich (P. tinctorium L.), welcher unſerm einheimiſchen, überall auf Schutt, an Mauern, Wegen, Düngerſtätten wildwachſenden Flohkraut (P. Persicaria) ſehr ähnlich iſt. Alle die bisher genannten Arten tragen die Blüten in endſtändigen, dichten oder lockern Aehren. Dagegen ſtehen dieſelben beim Vogelknöterich (P. aviculare), einem überall an wüſten ſandigen Plätzen wachſenden, niederliegenden kleinblätterigen Unkraut, deſſen Samen von vielen Vögeln gern gefreſſen werden, einzeln oder zu mehrern beiſammen in den Blattwinkeln. Der Buchweizen (ſ. d.) gehört auch zu dieſer Gattung.

Knowles (James Sheridan), der beliebteſte und fruchtbarſte unter den neuern Dramatikern Englands, wurde 12. Mai 1784 zu Cork geboren, ſiedelte aber 1792 mit ſeinen Aeltern nach London über. Er betrat früh die Bühne, aber ohne entſchiedenes Talent; dagegen machte er ſich bald als dramatiſcher Dichter bemerkbar. Allgemein bekannt wurde er durch die Tragödie «Caius Gracchus», die 1815 in Belfaſt und 1823 in London zur Aufführung gelangte, worauf 1820 «Virginius», 1825 «William Tell» und 1832 «The hunchback» erſchien, der außerordentlichen Beifall fand. Von nun an war er der populärſte engl. Theaterdichter, doch haben ſeine Stücke mehr Bühnenintereſſe als poetiſchen Werth; die Sprache iſt geziert, die Charakterzeichnung nicht immer richtig, der Ton öfters weichlich ſentimental. Als ſein beſtes dramatiſches Erzeugniß gilt «The love chase» (1836), das von Blum, von Gerhard und von Suſemihl ins Deutſche übertragen wurde. K. machte 1835 eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten, wo er dramatiſche Vorſtellungen gab; ſeit 1845 entſagte er jedoch der Bühne. Im Romanfache, dem er ſich jetzt zuwandte, war er weniger glücklich. Sein «George Lovell» (3 Bde., Lond. 1847) iſt zwar nicht ohne Verdienſt, dagegen iſt «Fortescue» (3 Bde., Lond. 1848) ein äußerſt ſchwaches Product. Frühere, in Zeitſchriften zerſtreute Erzählungen und Skizzen hat er unter dem Titel «The elocutionist, a collection of pieces in prose and verse» (19. Aufl., Lond. 1853) geſammelt. In ſeinen alten Tagen ergab er ſich der theol. Polemik, veröffentlichte einige Streitſchriften gegen den Katholicismus und reiſte als baptiſtiſcher Prediger im Lande umher. In den letzten Jahren ſchwer leidend, ſtarb er zu Torquay 30. Nov. 1862. Nach ſeinem Tode erſchienen K.' «Dramatic works» (Lond. 1863).

Knownothings, d. h. Nichtswiſſer, iſt der Name einer polit. Partei in den Vereinigten Staaten, welche unter dieſem Namen zuerſt im Winter 1854—55 auftrat, allein ſchon früher als «Nativiſten» oder «Amerikaner» eine vorübergehende Rolle in der Bundespolitik geſpielt hat. Aus einem geheimen polit. Orden hervorgegangen, nahmen ſie obige Bezeichnung an, weil ſie ſich Uneingeweihten gegenüber Nichtswiſſen angelobt hatten. Von dem Grundſatz ausgehend, «Amerikaner ſollen Amerika regieren», wandten ſie ſich gegen die Betheiligung der Eingewanderten an der Politik des Landes und agitirten beſonders gegen die beſtehenden Naturaliſationsgeſetze, gegen den Papismus der Irländer und die Irreligioſität der Deutſchen. Die K. drängten die damals in der Bildung begriffene republikaniſche Partei eine Zeit lang in den Hintergrund, verloren aber ſelbſt ihren Halt und ihre Einheit, ſobald die Sklavenfrage in den Vordergrund des polit. Kampfs trat. Schon 1856 bei der Präſidentenwahl zerſplitterten ſich die K. in eine nördl. und ſüdl. Fraction, ihr Candidat Fillmore (ſ. d.) erhielt nur die acht Wahlſtimmen des

Digitized by Google

Staates Maryland. Auch 1860 brachten sie es nur zu den 39 Wahlstimmen der Staaten Kentucky, Tennessee und Virginien. Infolge des Kriegs sind sie ganz vom polit. Schauplatz abgetreten und haben sich mit den übrigen Parteien vermischt.

Knox (John), der Reformator Schottlands, geb. 1505 zu Gifford bei Haddington, war schon vor 1530 Lehrer der Theologie und scholastischen Philosophie an der Akademie St.-Andrews. Durch das Studium der Bibel erhob er sich zu freiern Ansichten, welche Richtung die Lehren George Wishart's und die Predigten des Mönchs Williams gegen das Papstthum in ihm noch mehr befestigten. Als sich die Kirchenreformation 1542 in Schottland ausbreitete, predigte er im Süden des Landes die neue Lehre und fand bei den Verfolgungen, die alsbald begannen, Schutz in dem Hause eines Lord Douglas. Doch mußte er 1547 Zuflucht bei den Verschworenen suchen, die nach der Ermordung Beaton's (s. d.) das Schloß St.-Andrews behaupteten. Hier veranstaltete er die erste öffentliche Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt; doch mit der Besatzung zugleich gerieth er in franz. Gefangenschaft und kam nach Frankreich auf die Galeren. Nach seiner Befreiung 1549 wurde er Prediger in der engl. Grafschaft Berwick und 1551 sogar Kaplan König Eduard's VI. Wiewol ihm in England die Abschaffung der Hostienverehrung und der Transsubstantiationslehre gelang, war er doch mit der Beibehaltung anderer papistischer Gebräuche so unzufrieden, daß er 1553 die ihm angebotenen Pfründen ausschlug. Bei der Thronbesteigung der kath. Maria floh er nach Genf. Hier befestigte sich seine Neigung für den Presbyterianismus. Zwar übernahm er im Nov. 1554 das Predigeramt bei den engl. Emigranten zu Frankfurt a. M., verließ aber diese der engl. Liturgie zugeneigte Gemeinde sehr bald wieder und kehrte 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurück, wo er nun als Prediger die Provinzen durchzog und für die Ausbreitung der Reformation gewaltig wirkte. Ueber die geringen Fortschritte der Bewegung in seinem Vaterlande misvergnügt, übernahm er im Sommer 1556 das Predigeramt bei der engl. Gemeinde zu Genf. Nach seiner Abreise verdammten ihn die schott. Bischöfe zum Feuertode. Von Genf aus erließ er gegen dieses Urtheil eine Appellation an ein allgemeines Concil. Die unter dem Namen der Congregation Christi zusammengetretene Partei der schott. Protestanten bewog ihn jedoch 1557 zu dem Entschlusse, nach Schottland zurückzukehren. Allein von seinem Begleiter entmuthigt, kehrte er zu Dieppe wieder um und besorgte hierauf in Genf mit einigen Freunden die unter dem Namen der Genfer Bibel bekannte engl. Uebersetzung der Heiligen Schrift. Von hier aus veröffentlichte er auch sein «Schreiben an die Königin-Regentin» zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, den «Zuruf an den Adel und die Reichsstände von Schottland» und endlich 1558 die gegen die Königin Maria von England gerichtete Streitschrift «Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment», welche ihm nicht nur die Feindschaft der schott. Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart, sondern nachher selbst der Königin Elisabeth von England zuzog. Dennoch kehrte er auf das Andringen seiner Partei nach Schottland zurück, in dem Augenblicke, als die Regentin die Vertreibung aller prot. Lehrer beschlossen hatte. Nunmehr geächtet, erklärte er, daß man Königen in ungerechten Dingen keinen Gehorsam zu leisten habe. Der Umstand, daß nach einer feurigen Predigt, die er im Mai 1559 zu Perth hielt, ein Priester sich sogleich zur Ablesung einer Messe anschickte, führte zu einem Volksaufstande, der sich bald über das Land verbreitete. Die Altäre und Bilder der Katholiken wurden zerstört, die Klöster der Erde gleichgemacht und die Schätze der alten Kirche an die Armen vertheilt. K., dem man diese Unordnung beimaß, eiferte selbst, aber vergebens, dagegen; an dem Bürgerkriege aber, den jetzt beide Parteien führten, nahm er den größten Antheil. Während die Regentin die Franzosen zu Hülfe rief, unterhandelte er um den Beistand Englands. Er durchzog predigend die Provinzen und belebte durch seine Beredsamkeit den Muth der in den letzten Monaten von 1559 äußerst bedrängten Protestanten. Nach dem Frieden von 1560 hatte er die Genugthuung, die Reformation in Schottland befestigt und die Presbyterialkirche eingeführt zu sehen. Er übernahm nun zu Edinburgh ein Predigtamt und übte durch seine energische und freimüthige Beredsamkeit den größten Einfluß. Als Maria Stuart 1561 den schott. Boden betrat, suchte sie den gefürchteten Mann theils durch Schmeichelei, theils durch Drohung zu gewinnen; ihre Künste scheiterten aber an der sittlichen Strenge des Reformators. Als die Einführung des kath. Gottesdienstes bei Hofe ihn zu einer Berufung des schott. Adels bewog, wurde er deshalb des Hochverraths angeklagt, aber von den Lords freigesprochen. Neue Verfolgungen von seiten der Königin zogen ihm seine Aeußerungen über die Heirath mit dem kath. Darnley zu. Als sie 1566 nach Edinburgh kam, verließ er die Stadt und kehrte erst nach ihrer von K. mit großem Eifer betriebenen Absetzung zurück.

Digitized by Google

Der Bürgerkrieg, den die Partei der unglücklichen Königin 1571 erhob, vertrieb ihn nochmals aus seinem Amte. Als er nach Herstellung der Ruhe 1572 in Edinburgh anlangte, war er bereits kränklich. Nach einer Predigt über die pariser Bluthochzeit erkrankte er ernstlich und starb bald nachher 24. Nov. 1572. K. wirkte mehr durch Kraft des Verstandes und Charakters als durch umfassende Kenntnisse. Dabei war seine Ueberzeugung tief, seine Beredsamkeit heiß und kühn, seine persönliche Erscheinung ehrfurchtgebietend; die Härte und Rauheit seines Wesens trug nicht wenig zur Befestigung seiner reformatorischen Schöpfungen bei. Nach seinem Tode erschien seine «History of the reformation of religion within the realm of Scotland». Der vierten Ausgabe derselben (Edinb. 1732) sind seine übrigen Werke beigefügt. Vgl. M'Crie, «Life of John K.» (neueste Aufl., 2 Bde., Edinb. 1839; deutsch im Auszuge von Planck, Gött. 1817); Brandes, in «Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reform. Kirche» (Bd. 10, Elberf. 1862); Lorimer, «John K. and the church of England» (Lond. 1875).

Knut oder **Kanut**, der Große, König von Dänemark und England, ein Sohn des Königs Sven, der 1014 im Kampf um die Herrschaft in England starb, begann seine Thätigkeit mit der Fortsetzung dieses Kampfs. Der tapfere Widerstand des Königs Edmund Ironside, welcher auf seinen erbärmlichen Vater Ethelred gefolgt war, bewog K. zu einem Theilungsvertrag, aber die Ermordung Edmund's, an welcher K. keine Schuld gehabt zu haben scheint, brachte ihm die Herrschaft über das ganze Land, welche er durch die Vermählung mit Ethelred's Witwe Emma befestigte. Hatte er anfangs in Härte und Grausamkeit es seinem Vater gleichgethan, so hat er von nun an durch eine feste und gerechte Regierung sein Andenken zu einem gesegneten gemacht und das tiefzerrüttete Land zu friedlicher Ordnung und Wohlstand gebracht. Die «Huskerle», eine in strenger Disciplin gehaltene Garde, waren das Mittel seiner Herrschaft. Im J. 1026 machte er eine Pilgerfahrt nach Rom, war Ostern 1027 bei Konrad's II. Kaiserkrönung zugegen und verband sich mit diesem gegen die Polen, wofür ihm die Mark zwischen Schlei und Eider überlassen wurde; seine Tochter Gunild wurde dem Thronerben Heinrich III. vermählt. Auch die Pommern, Ermländer und Samländer bezwang K. und gewann das Königreich Norwegen, aber nach seinem Tode (12. Nov. 1035) zerfiel seine Herrschaft rasch wieder.

Knute, eine einriemige Peitsche, kommt in Rußland als Strafwerkzeug erst seit der tatar. Periode vor und ward bis in die Mitte des 18. Jahrh. hinein bei Vergehen aller Art, namentlich auch bei politischen, angewandt. Selbst unter Peter I. und Elisabeth wurden noch hohe russ. Würdenträger und sogar vornehme Frauen zur Knutenstrafe verdammt. Seit Katharina II. ward sie meist auf gemeine Verbrecher, wie Mörder, Kirchenräuber und Mordbrenner, beschränkt, die nach Ueberstehung derselben nach Sibirien wandern mußten. Unter Nikolaus I. wurde die K. abgeschafft und durch die **Pleti**, eine dreischwänzige Peitsche, ersetzt, die jedoch von Alexander II. ebenfalls abgeschafft worden ist.

Kobalt, ein seit Jahrhunderten bekanntes Metall, das sehr häufig als Begleiter des Nickels auftritt, sich in geringer Menge in dem Meteoreisen und meistens mit Schwefel, Arsen und Sauerstoff verbunden im Mineralreiche findet. Die wichtigsten Kobalterze sind Speiskobalt, Glanzkobalt, Kobaltkies, Erdkobalt, Tesseralkies und Kobaltblüte. Das metallische K. besitzt eine zwischen stahlgrau und silberweiß fallende Farbe, hat lebhaften Metallglanz und ist im hohen Grade politurfähig. Es wird vom Magnete angezogen und kann auch selbst magnetisch werden; sein Bruch ist feinkörnig; es ist geschmeidig und dehnbar und übertrifft an Zähigkeit das Eisen; sein specifisches Gewicht = 8,7. Von dem metallischen K. macht man in neuerer Zeit Gebrauch zur Herstellung von **Kobaltmagneten**, die nicht rosten, und zum galvanischen **Verkobalten** (analog dem Vernickeln). Unter den Verbindungen des K. ist erwähnenswerth das schwarze **Kobaltoxyd**, welches die Eigenschaft besitzt, den Glasflüssen eine intensiv blaue Färbung zu ertheilen, und dieser Eigenschaft wegen zum Blaufärben des Glases und in der Glas- und Porzellanmalerei Anwendung findet. Eine Lösung von Chlorkobalt findet als sympathetische Tinte Anwendung; die mit dieser Lösung geschriebene Schrift ist nach dem Trocknen unsichtbar; beim Erwärmen des Papiers tritt aber die Schrift deutlich und mit grünblauer Farbe hervor. Von technischer Wichtigkeit sind die sog. Kobaltfarben: 1) die Smalte (s. d.), 2) das Kobaltultramarin (Thenardsblau, Leithener Blau), eine schönblaue, aus Thonerde und Kobaltoxyd bestehende Farbe, und 3) das Kobaltgrün (Zinkgrün, Rinmann's Grün), eine grüne Farbe, die namentlich aus Zinkweiß und Kobaltoxyd zusammengesetzt ist. Die Production an K. mag in Europa wol nicht mehr als 300 Ctr. jährlich betragen.

Kobdo, Stadt und Fluß im westl. Theile der Mongolei, Hauptstadt des Gebietes der Oelöt oder Kalmücken, im untern Thale des vom Ektag-Altai kommenden Bujantusflusses, zählt

Digitized by Google

6000 E. und ist Sitz eines bedeutenden Zwischenhandels zwischen dem Chinesischen und dem Russischen Reiche. Die Handelsstraße nach dem benachbarten russ. Gouvernement Tomsk geht das Thal des Kobdoflusses aufwärts, der an der russ. Grenze entspringt und in südöstl. Richtung dem See Kara-Ussy zufließt, in dessen westl. Theil er östlich von der Stadt K. mündet, nachdem er kurz vorher den Bujantu aufgenommen.

Kobell (Ferd.), berühmter Landschaftsmaler, geb. zu Manheim 1740, wurde von seinem Vater, der kurpfälz. Rath war, für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Während er jedoch in Heidelberg Jura studirte, weckte die herrliche Gegend in ihm das Talent für die Landschaftsmalerei, sodaß er nach Vollendung seiner Studien nur ungern die Stelle eines Hofkammersecretärs annahm. Der Kurfürst Karl Theodor entband ihn 1762 seiner Amtsgeschäfte und verlieh ihm zur Ausbildung seines Talents eine Pension. K. widmete sich nun in Manheim unter Verschaffelt, dann aber seit 1768 in Paris gründlichen Kunststudien und wurde dann zum Hofmaler und Professor an der Akademie ernannt. Nach langem Wirken verließ er 1793 Manheim und begab sich nach München, wo er 1799 als Galeriedirector starb. K. ist weniger durch seine Gemälde als durch seine zahlreichen Radirungen bekannt, in welchen bei schlichter Auffassung der Natur die Technik der Darstellung bedeutend gefördert erscheint, besonders in Licht- und Schattenwirkung und im Helldunkel. Frauenholz in Nürnberg gab 1809 eine Sammlung K.'scher Stiche unter dem Titel «Oeuvres complets de Ferdinand K., etc.» heraus. Eine Anzahl von 178 Blättern wurde nach K.'s noch vorhandenen Platten mit einer Einleitung von Fr. Kugler herausgegeben (Stuttg. 1842). Ein Verzeichniß der Arbeiten K.'s lieferte Stephan von Stengel (Nürnb. 1822). — Franz K., des Vorigen Bruder, geb. zu Manheim 1749, gest. als königl. Hofmaler zu München 1822, widmete sich, von seinem Vormunde angehalten, zu Mainz vier Jahre hindurch dem Kaufmannsstande, gab sich aber schon in dieser Stellung einem künstlerischen Studium der Natur hin. Inzwischen hatte sich aber sein älterer Bruder der Malerei gewidmet, und der Gönner desselben, der Kurfürst Karl Theodor, sandte nun auch ihn 1776 mit einer Pension nach Italien, wo er bis 1785 verweilte und dann nach München zurückkehrte. K. hat wenig gemalt, dagegen über 20,000 landschaftliche und architektonische Federzeichnungen geliefert, die von ebenso reicher Phantasie als hervorragender Darstellungsgabe zeugen. — Wilhelm von K., Ferdinand K.'s Sohn, geb. 1766, nach andern 1770, wurde 1808 Professor an der Akademie zu München, wo er 15. Juli 1853 starb. Er hat sich durch Schlachtgemälde und Pferdestücke von äußerst sorgfältiger Behandlung sowie durch vortreffliche Aquatintablätter rühmlichst bekannt gemacht. — Hendrik K., ein Vetter Ferdinand K.'s, berühmt als Marinemaler, geb. 1751 in Rotterdam, verrieth schon früh besonderes Talent für sein specielles Gebiet, wurde auch demgemäß unterrichtet, dann aber in Handelsgeschäften nach England geschickt, wo er nicht versäumte, sich in seinem Lieblingsfache fortzubilden. Nachdem er nach Holland zurückgekehrt, studirte er mit raschem Erfolge seine Kunst in Amsterdam, ließ sich nach einer Reise durch Frankreich in Rotterdam nieder und starb daselbst 1782. — Jan K., Hendrik K.'s Sohn, geb. zu Utrecht 1782, gest. zu Amsterdam 14. Sept. 1814, ein Schüler van der Wall's, wird mit Recht für den größten unter den neuern holländ. Thiermalern gehalten. Sein Vorbild war Paul Potter.

Kobell (Franz, Ritter von), bekannt als Mineralog und volksthümlicher Dichter, geb. 19. Juli 1803 zu München, Sohn Franz von K.'s (geb. 29. Dec. 1779, gest. 13. Oct. 1850 als bair. Staatsrath) und Enkel Ferdinand Kobell's (s. d.), studirte, nachdem er seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhalten, auf der Universität Landshut und wurde im Oct. 1823 als Adjunct bei dem Conservatorium der mineralog. Sammlungen des Staats angestellt. Im J. 1826 wurde K. zum außerord. und 1834 zum ord. Professor der Mineralogie an der Universität zu München ernannt. In dem letztern Jahre reiste er zu wissenschaftlichen Zwecken nach Griechenland und Italien, später nach Frankreich, Holland, Belgien und den deutschen Staaten. Seit 1856 bekleidet K. neben seiner Professur an der Universität die Stelle als erster Conservator der mineralog. Sammlung des Staats. Seine Arbeiten, die sich über alle Theile der Mineralogie erstrecken, waren auf die Wissenschaft selbst von vielem Einfluß. Besonders hervorzuheben sind: «Charakteristik der Mineralien» (2 Bde., Nürnb. 1830—31); «Tafeln zur Bestimmung der Mineralien» (10. Aufl., Münch. 1873), die bald nach ihrem Erscheinen mehrfach übersetzt wurden; «Grundzüge der Mineralogie» (Nürnb. 1838). Diesen schlossen sich an die für ein größeres Publikum bestimmten Werke: «Die Mineralogie, leicht faßlich dargestellt» (4. Aufl., Lpz. 1872), «Die Mineralogie» (Frankf. 1862), «Skizzen aus dem Mineralreich» (Münch. 1850), «Die Mineralnamen und

Digitized by Google

die mineralog. Nomenclatur» (Münch. 1853) und «Die Galvanographie» (2. Aufl. 1846). Für die vom König Max von Baiern veranlaßte große «Geschichte der Wissenschaften in Deutschland» verfaßte er die «Geschichte der Mineralogie 1650—1860» (Münch. 1864). In den weitesten Kreisen machte sich K. durch eine Reihe poetischer Arbeiten, insbesondere mehrere Gedichtsammlungen bekannt, in denen er die bair. und pfälz. Mundart mit seltener Gewandtheit behandelte, auch naiven Humor und kräftige Frische mit der innigen Zartheit des Volksliedes zu vereinigen wußte. Dahin gehören die «Gedichte in oberbair. Mundart» (7. Aufl., Stuttg. 1875), «Der Hansl vo' Finsterwald. Der schwarzi Veitl. S'Kranzner-Resei» (2. Aufl., Stuttg. 1876), drei größere Gedichte in oberbair. Mundart; «Schnadahüpfln und Sprüchln» (2. Aufl., Münch. 1852), «Schnadahüpfln und Gschichtln» (Münch. 1872), «Gedichte in pfälz. Mundart» (6. Aufl., Stuttg. 1876), «P'älzische G'schichte» (Münch. 1863). In hochdeutscher Sprache gab er «Hochdeutsche Gedichte» (Münch. 1852) und «Die Urzeit der Erde» (Münch. 1856), eine größere Dichtung, heraus. Sein «Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte» (Stuttg. 1859) hat bei den Jagdfreunden vielen Beifall gefunden.

Koberstein (Karl Aug.), verdienter Literarhistoriker, geb. 10. Jan. 1797 zu Rügenwalde in Pommern, erhielt den ersten Unterricht durch seinen Vater, einen Prediger, dann auf der Cadettenanstalt zu Stolpe, mit der er 1811 nach Potsdam übersiedelte, seit Frühjahr 1812 aber auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Seit Herbst 1816 widmete er sich auf der dortigen Universität namentlich philol. und archäol. Studien. Bereits 1820 erhielt er die Stelle eines Adjuncten an der Landesschule zu Pforta, an der er 1824 zum Professor ernannt wurde und bis 1855 zum ersten Professor aufrückte. Kurze Zeit, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, starb er 8. März 1870. Sein Hauptwerk, der «Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur» (Lpz. 1827), in der ersten Auflage nur als Leitfaden für den Gymnasialunterricht entworfen, ist in der 4. Bearbeitung (3 Bde., Lpz. 1847—66; 5. Bearbeitung nach K.'s Tode durch Bartsch, 5 Bde., Lpz. 1872—74) zu einem umfassenden Handbuche der Geschichte der deutschen Nationalliteratur angewachsen. Dasselbe charakterisirt in objectiver Haltung die literarische Entwickelung des deutschen Volks nach allen Seiten hin und zeugt von Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Forschung. Außerdem sind noch hervorzuheben: drei Schulprogramme «Ueber die Sprache des österr. Dichters Peter Suchenwirt» (Naumb. 1828—42), die «Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und der neuhochdeutschen Sprache» (Halle 1862; 3. Aufl. 1873) und «Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik» (Lpz. 1858). Auch gab er «Heinr. von Kleist's Briefe an seine Schwester Ulrike» (Berl. 1860) und den dritten Band von Löbell's «Entwickelung der deutschen Poesie» (Braunschw. 1865) heraus.

Kobi (Wüste), s. Gobi.

Koblenz oder Coblenz, Festung und Hauptstadt der preuß. Rheinprovinz sowie eines gleichnamigen Regierungsbezirks, liegt in einer reizenden Gegend auf der durch den Rhein und die hier einmündende Mosel gebildeten Landspitze, an der Rheinischen Eisenbahn, und zählt (1875) 29,290, mit dem gegenüberliegenden Ehrenbreitstein (s. d.) 34,191 E. Ueber die Mosel führt eine 250 Mt. lange, auf 14 Bogen ruhende steinerne Brücke, die bereits um 1344 vom Erzbischof Balduin von Trier erbaut wurde, und eine eiserne Gitterbrücke für die Rheinische Eisenbahn. Ueber den Rhein geht eine 320 Mt. lange Pontonbrücke nach Ehrenbreitstein, und außerdem führt über diesen Strom eine Eisenbahnbrücke, aus drei Bogen von je 100 Mt. Spannweite bestehend, sonst aber nur für Fußgänger zu passiren. Die Stadt besteht aus der Altstadt und der mehr dem Rheine zu gelegenen Neustadt. Die letztere ist gut gebaut und hat schöne breite Straßen und größere Plätze, darunter der mit Rasenparterres und Alleen geschmückte Schloßplatz, der Clemensplatz, der Paradeplatz und der Castorplatz. Zu den bedeutendsten Gebäuden der Stadt gehören: das vormalige kurfürstl. Schloß, 1786 erbaut und 1845 neu eingerichtet, gegenwärtig häufig Aufenthaltsort der Kaiserin Augusta; das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt Gymnasialgebäude, der gräfl. von der Leyen'sche Hof (Sitz des Generalcommandos). Unter den fünf kath. Kirchen ist die uralte Castorkirche mit vier Thürmen, in ihrem jetzigen Bau aus dem 12. Jahrh. stammend, bemerkenswerth. Außerdem besitzt die Stadt noch zwei evang. Kirchen und eine Synagoge. Am Rhein entlang ziehen sich schöne neue Anlagen bis Laubbach hin, die nach dem Plane Lenné's ausgeführt wurden und herrliche Aussicht gewähren. In denselben findet sich ein Denkmal Max von Schenkendorf's. K. ist Sitz des Oberpräsidenten und des evang. Consistoriums für die Rheinprovinz, des Generalcommandos für das 8. Armeecorps, ferner der Regierung für den Bezirk K., eines Landrathsamts, eines Landgerichts, eines Handels- und eines Friedensgerichts und anderer Behörden. Von höhern

Digitized by Google

Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium und eine Gewerbeschule. Unter den Fabriken haben besonders die für Champagner (die fast 1 Mill. Flaschen jährlich meist nach England exportiren), für Cigarren (500 Cigarrenarbeiter im Stadtkreise) und für lackirte Blechwaaren Bedeutung. Der Handel mit Mosel- und Rheinweinen ist noch ziemlich blühend, doch bleibt K. in seiner sonstigen mercantilen und industriellen Entwickelung hinter den äußerst rührigen Nachbarstädtchen Lahnstein, Vallendar, Neuwied und dem durch seine Thonwaarenindustrie berühmten Flecken Höhr zurück; auch ist der Hafenverkehr von 1,085,551 (1871) auf 787,687 Ctr. (1875) herabgesunken und statt 15,395 Fahrzeuge (1862) passirten 1875 nur 13,794 die Schiffbrücke. Den Verkehr fördern eine Handelskammer, eine Volksbank und eine Reichsbankstelle, sowie Eisenbahnverbindungen nach mehrern Seiten hin. Früher galt K. als eine der stärksten Festungen Preußens. Das ganze System der Werke, zwischen denen 100,000 Mann aufgenommen werden können, besteht aus vier Haupttheilen: 1) aus der Stadt, die nach den Stromseiten hin mit crenelirten Mauern, nach der Landseite zu mit einer tenaillirten Umwallung versehen ist, durch die zwei castellartige Thore, das Mainzer und das Löhrthor, nach außen führen; 2) aus dem Kartäuserberge, zu welchem die Oberfestung auf der Hunnenhöhe oder Fort Alexander und die Unterfestung oder Fort Konstantin (an der Stelle des ehemaligen Kartäuserklosters) gehören; 3) aus dem Petersberge oder Fort Franz, jenseit der Mosel, und 4) der Felsenfeste Ehrenbreitstein (s. d.) am rechten Rheinufer. Vom Ehrenbreitstein aus sowie von dem etwas südlicher belegenen Asterstein genießt man eine schöne Aussicht auf das Rheinthal. Oberhalb K. erhebt sich in 5 Kilom. Entfernung die Burg Stolzenfels (s. d.), einer der Glanzpunkte der Rheintour. An der Stelle des heutigen K. erbaute schon Drusus ein röm. Castell, Namens Confluentes, das in der spätern Kaiserzeit ein wichtiger Waffenplatz war. Die im frühern Mittelalter unbedeutende Stadt wurde 1018 von Kaiser Heinrich II. dem Erzstifte Trier geschenkt. Mächtigen Aufschwung nahm der Ort seit der Entstehung des Rheinischen Städtebundes, gerieth aber infolge des Dreißigjährigen Kriegs wieder sehr in Verfall. K. wurde 1688 von den Franzosen unter Marschall Boufflers bombardirt und fast ganz zerstört, jedoch nicht erobert. Die Kurfürsten von Trier nahmen 1786 ihre Residenz in der Stadt, aber schon 1794 wurde sie von den Franzosen besetzt und 1798 zur Hauptstadt des Depart. Rhein-Mosel gemacht. Nachdem es 1815 an Preußen gelangt, wurde K. Hauptstadt eines Regierungsbezirks und 1822 Sitz der höchsten Behörden für die Rheinprovinz. Vgl. Baumgarten, «K. und seine Umgebungen» (Kobl. 1874). — Der Regierungsbezirk K. umfaßt 6197,54 QKilom. mit (1875) 571,559 E. und zerfällt in 13 Kreise: K., Zell, Kochem, Mayen, Adenau, Ahrweiler, St.-Goar, Kreuznach, Simmern, Neuwied, Altenkirchen, Wetzlar und Meisenheim.

Kobolde sind im deutschen Volksglauben eine Gattung der Elben oder Elfen (s. d.). Der Name kommt eigentlich nur den Herd- und Hausgeistern zu, wird aber auch zuweilen auf die Berggeister ausgedehnt. Immer aber wird ihnen die Bedeutung des Neckischen und Polternden beigelegt. Die K. werden zwerghaft und gewöhnlich häßlich gedacht; roth ist vom Feuer des Herdes ihre Lieblingsfarbe. Der Name selbst scheint fremden Ursprungs.

Koburg oder Coburg, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums und abwechselnd mit Gotha die Residenz des Herzogs von Sachsen-K.-Gotha und Sitz der obersten Landesbehörde, liegt am Südabhange des Thüringerwaldes, im Thale der Itz und an der Werrabahn, in anmuthiger Gegend und zählt (1875) 14,567 E. (worunter 500 Katholiken und 100 Juden). Die innere Stadt ist größtentheils alt, aber reinlich und freundlich gehalten und vielfach erneuert, die äußern Stadttheile, meist erst in der neuesten Zeit entstanden, zeigen zahlreiche hübsche Villen. Unter den sechs Kirchen zeichnet sich die St.-Moritzkirche mit einem 102 Mt. hohen Thurme und dem Epitaphium Herzogs Johann Friedrich des Mittlern aus. Das herzogl. Residenzschloß (die Ehrenburg) mit der schönen Hofkirche wurde unter Herzog Ernst I. erneuert. Unter den übrigen Gebäuden sind besonders hervorzuheben: das Ministerialgebäude, das Regierungsgebäude, das Zeughaus mit einer ansehnlichen öffentlichen Bibliothek, das Rathhaus, das herzogl. Hoftheater, die Villa (cottage) des Herzogs im herzogl. Park, das Palais des Herzogs von Edinburgh, das neue Post- und Telegraphengebäude, die Reitbahn, das Landkrankenhaus, das herzogl. Mausoleum und das Grabmal des Herzogs Franz (gest. 1806) im herzogl. Hofgarten. Von höhern Bildungsanstalten hat K. ein Gymnasium (Casimirianum), eine Realschule (Ernestinum), ein Schullehrerseminar (Ernst-Albert-Seminar) und eine höhere Töchterschule (Alexandrinenschule). Dazu kommen eine Baugewerkschule, eine Sonntagsschule und eine Taubstummenanstalt. Außer den Regierungsbehörden haben zu K. noch ein Kreisgericht, ein Landrathsamt für den Bezirk K. und zwei Justizämter (für Stadt-

Digitized by Google

und Landbezirk) ihren Sitz. Die sehr gewerbthätige Bevölkerung treibt vorzüglich die Baugewerke (vier Dampfschneidesägen), Weberei, Korbwaarenfabrikation u. s. w. und unterhält Fabriken für Woll- und Baumwollwaaren, Porzellan, Möbel, Wagen u. s. w. Die Brauereien liefern ein gutes Bier auch für den Export. K. wird wegen seiner reizenden Umgebung vielfach von Vergnügungsreisenden besucht. In der Nähe der Stadt liegt malerisch, auf einem kegelförmigen, 499 Mt. hohen Berge die alte, geschichtlich denkwürdige Feste K., die 1057 zuerst urkundlich erwähnt wird und bis 1547 Residenzschloß der Grafen von Henneberg und der Herzoge von Sachsen war. Vorübergehend wurde sie bis in die Mitte des 19. Jahrh. als Zuchthaus und Irrenanstalt verwendet, ist aber seit 1838 im ursprünglichen Stil prächtig ausgebaut. In dem sog. Fürstenbau befinden sich reiche Waffensammlungen, ein sehr werthvolles Kupferstichcabinet sowie andere Sehenswürdigkeiten, darunter die 1530 von Luther bewohnten Zimmer; ferner ist in einem Gebäude des zweiten Festungshofs eine der größten deutschen zoolog. Sammlungen aufgestellt. In der Nähe K.s liegen die herzogl. Lustschlösser Kallenberg und Rosenau, sowie das Pfarrdorf Neuses, bekannt als langjähriger Wohnsitz F. Rückert's, der dort auch begraben liegt. — Das Herzogthum K., der südliche (kleinere) Theil des Herzogthums Sachsen-K.-Gotha, umfaßt 561,99 QKilom. mit (1875) 54,507 E. und bildet in administrativer Beziehung mit dem inmitten bair. Gebietes gelegenen Justizamt Königsberg einen Landrathsamtsbezirk. Die Rechtspflege wird durch sechs Justizämter und ein Kreisgericht bewirkt. Außer der Hauptstadt begreift das Herzogthum noch die Städte Neustadt an der Haide mit 3434 E. und starker Spielwaarenfabrikation, Rodach am gleichnamigen Flusse mit 1789 E. und Königsberg (Geburtsstadt des Astronomen Johs. Müller genannt Regiomontanus) mit 949 E. und einer Schloßruine. Vgl. Genée, «Stadt und Feste K. nebst Umgegend» (Koburg 1866).

Koburger (Anthoni), wirkte 1470—1513 in Nürnberg als der bedeutendste Buchhändler seiner Zeit. Scholastisch gebildet, den Humanisten befreundet, begründete er eine stattliche Druckerei sowie ein Verlagsgeschäft, das er, mit Uebertragung der großen freien Gewerbs- und Handelsverhältnisse seiner Vaterstadt auf den Bücherhandel, bald im größten Stil betrieb. Dasselbe war im wesentlichen der scholastischen Gelehrsamkeit gewidmet. Es sind gegen 276 K.'sche Verlagswerke bekannt, darunter 30 Bibelausgaben. Auch die Classiker und ital. Humanisten sind vertreten, sowie in einzelnen bedeutsamen Werken die deutsche volksthümliche Literatur und Kunst. So erschien 1483 die «Deutsche Bibel», 1493 Schedel's «Weltchronik», beide illustrirt von Wohlgemuth und Pleydenwurff; an letzterer arbeitete A. Dürer als Lehrling. Bis 1503, wo die Druckerei aufgegeben wurde und die Verlagsthätigkeit erlahmte, druckte er fast alle Verlagswerke in seiner eigenen Druckerei; K. hatte täglich mit 24 Pressen zu drucken und beschäftigte über 100 Arbeiter. Er beherrschte von Nürnberg aus durch Factoreien, stehende und wandernde Lager, sowie durch einen organisirten Hausirhandel das gesammte Handelsgebiet der lat. Cultursprache, von Paris bis Ofen, von Antwerpen bis Venedig. Der Humanismus vernichtete den scholastischen Verlag. K. starb 3. Oct. 1513. Unter den Nachfolgern, die mit der Reformationsliteratur sich nicht befassen wollten, sogar Luther's dringende Verlagserbieten zurückwiesen, ging der Verlag bald ein. Vgl. O. Hase, «Die K.» (Lpz. 1869).

Koch (Christian Friedr.), einer der Neubegründer der preuß. Rechtswissenschaft, geb. 9. Febr. 1798 zu Mohrin bei Königsberg in der Neumark, war der Sohn eines Tagelöhners. Ursprünglich für das Schneiderhandwerk bestimmt, gelang es ihm, in den Subalterndienst zu treten und später nach bestandenem Maturitätsexamen sich durch das juristische Studium (in Berlin 1823—25) den Zutritt zur höhern Laufbahn zu eröffnen. Während seines Studiums hat namentlich Savigny (s. d.) auf ihn eingewirkt, der auch später für seine wissenschaftliche Richtung bestimmend geblieben ist. K. wurde 1825 Auscultator und in demselben Jahre Referendar, 1827 Kammergerichtsassessor, ging dann nach Köln und Aachen, um das franz. Recht kennen zu lernen, wurde 1829 an das Oberlandesgericht in Marienwerder versetzt, 1832 Land- und Stadtgerichtsdirector zu Kulm, 1834 zu Glogau, 1835 Rath bei dem Oberlandesgericht in Breslau, 1840 Director des Land- und Stadtgerichts in Halle und 1841 Director des Fürstenthums Neisse, wo er, nachdem er 1854 in den Ruhestand getreten war, 21. Jan. 1872 starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind namentlich zu nennen: «Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre vom Besitz nach preuß. Recht» (Berl. 1826; 2. Aufl., Bresl. 1839), «Beurtheilung der ersten zehn Bände der Entscheidungen des königl. Geheimen Obertribunals» (Berl. 1847), «Das preuß. Civilproceßrecht» (2 Bde., Berl. 1854—71), «Lehrbuch des preuß. gemeinen Privatrechts» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1857—58), «Recht der

Digitized by Google

Forderungen nach gemeinem und preuß. Recht» (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1859), «Allgemeines Landrecht für die preuß. Staaten» (5. Aufl., 4 Bde., Berl. 1870—72), «Allgemeines Berggesetz für die preuß. Staaten» (Berl. 1870), «Proceßordnung nach ihrer heutigen Geltung» (2 Bde., Berl. 1871). Mit diesen Werken, welche in der preußischen jurist. Praxis ein hohes Ansehen erlangt haben, erwarb sich K. dadurch, daß er die wissenschaftliche Verbindung des preuß. mit dem gemeinen Recht herstellte, ein großes Verdienst um die Entwickelung des preuß. Rechts. Vgl. Behrend, «Christian Friedrich K. Eine Skizze seines Lebens» (Berl. 1872).

Koch (Christoph Wilh. von), Historiker und Publicist, geb. 9. Mai 1737 zu Buxweiler im Elsaß, besuchte die Universität zu Straßburg, wo er mit dem Studium der Rechte das der Diplomatik und Geschichte verband. Nach dem Tode des Rechtslehrers Schöpflin wurde er dessen Nachfolger in der Professur der Rechte und 1780 von Kaiser Joseph II. zum Reichsritter erhoben. Im J. 1789 ging er als Deputirter der elsass. Protestanten nach Paris, erlangte von der Constituirenden Versammlung die Zusicherung der Erhaltung der bürgerlichen und religiösen Rechte seiner Glaubensgenossen und erwirkte sogar, daß die Kirchengüter seiner Committenten unangetastet blieben. Als Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung zeichnete er sich durch Vertheidigung der Grundsätze des Rechts aus und kam deshalb elf Monate lang in Haft. Zur Zeit des Convents war K. Mitglied des Directoriums seines Departements; doch legte er dieses Amt nieder, um sich wieder den Studien zuwenden zu können. Im J. 1802 wurde er zum Tribun ernannt. Auch machte er sich um die Wiederherstellung der Universität zu Straßburg verdient, zu deren Rector er 1810 ernannt wurde. Er starb 29. Oct. 1813. Von seinen trefflichen Schriften sind besonders zu nennen: «Tableau des révolutions de l'Europe» (Lausanne 1771; neue Aufl., 3 Bde., Par. 1807; 4 Bde., Par. 1813), welches Werk von Schöll bis zur Restauration fortgeführt wurde und womit K.'s «Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen âge jusqu'à l'an 1453» (3 Bde., Straßb. 1790) zu verbinden ist; ferner «Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie» (4 Bde., Bas. 1797) und die «Tables des traités entre la France et les puissances étrangères depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours» (2 Bde., Bas. 1802), vervollständigt herausgegeben von Schöll als «Histoire abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie jusqu'aux traités de Paris de 1815» (15 Bde., Par. 1817—18). Auch gab Schöll K.'s «Tables généalogiques des maisons souveraines de l'est et du nord de l'Europe» (Par. 1815) heraus, die zuerst 1782 erschienen. K.'s Leben beschrieb G. Schweighäuser.

Koch (Gottfr. Heinr.), berühmter Schauspieler, geb. 1703 in Gera, wurde als Student in Leipzig 1728 von der Neuberin für die Bühne gewonnen, und bald galt er als einer der ersten Komiker nach franz. Muster. Seit 1750 übernahm er an verschiedenen Orten die Leitung von Bühnen. Seit 1766 war er Director des neuerbauten Theaters in Leipzig, wo er zuerst die komische Operette einführte. Von Bedeutung aber wurde seine Direction und Gesellschaft seit 1771 in Berlin, wo er in Verbindung mit Männern wie Ramler und Engel einen der ersten erfolgreichen Versuche machte, das deutsche Theater zu einer wirklich bildenden Kunstanstalt zu erheben. Er starb zu Berlin 1775.

Koch (Jos. Anton), berühmter Landschaftsmaler, geb. 27. Juli 1768 zu Obergiebeln am Bach im tirol. Lechthale, wurde durch den Weihbischof von Augsburg, Freiherrn von Umgelder, auf das Seminar zu Dillingen, dann zu einem Bildhauer nach Augsburg gebracht und besuchte seit 1785 die Karlsschule zu Stuttgart, wo er den Grund zu einer tüchtigen Bildung legte, während sein künstlerisches Bedürfniß allerdings leer ausging. Der pedantische Geist der Anstalt trieb K. nach fünfjährigem Aufenthalt zur Flucht. Er kam 1792 nach Straßburg und wurde dort in das revolutionäre Treiben verwickelt. Desselben bald überdrüßig ging er 1793 nach der Schweiz und von da 1795 nach Rom. Hier wurde der Einfluß A. J. Carstens' (s. d.) maßgebend für seine künstlerische Richtung, nach welcher K. in der Natur nicht das zufällig Reizende, sondern das Charakteristische und Organische zum Gegenstand seiner Studien machte und auf diese Weise Bilder schuf, welche nach Art Nicolas Poussin's auf den Gesetzen der histor. Composition aufgebaut waren. (S. Historische Malerei.) Wesentlich ist an seinen Bildern das figürliche Element, welches sich meist aus der bloßen Staffage zu selbstständiger künstlerischer Bedeutung erhebt. Neben idyllischen wendet K. auch heroische Motive mit Vorliebe an. Er zeichnete zahlreiche Blätter zum Ossian und zu Dante und radirte außer etlichen Compositionen seines Dante-Cyklus eine Folge von 20 Landschaften, ferner ein großes Blatt, darstellend den Schwur der Franzosen bei Montenesimo u. a. Der Stil dieser Blätter ist solid und kernig, seine Oelgemälde zeichnet stets poetische Empfindung und wohlthuende Naivetät aus,

Digitized by Google

welche die oft bemerkbaren techniſchen Mängel vergeſſen macht. Misbehagen an der franz. Herrſchaft in Rom veranlaßte ihn, 1812 nach Wien zu gehen, wo er bis 1815 blieb. Dieſe Jahre waren die fruchtbarſten ſeines Lebens. Von ſeinen Gemälden ſind beſonders hervorzuheben: das Opfer Noah's, mehrere Landſchaften aus der Schweiz, aus Olevano und Subiaco, Macbeth, der Raub des Hylas und Apollo unter den Hirten; von ſeinen hiſtor. Bildern: die Fresken aus Dante in der Villa Maſſimi, die er 1828 vollendete; Franceſca da Rimini, Chriſtus im Tempel und Guido von Monteſeltro. Ueber ſeine Kunſtanſichten hat D. F. Strauß (in «Kleine Schriften», Lpz. 1862) eine anziehende Charakteriſtik gegeben. K. ſtarb in Rom 12. Jan. 1839. Seine Werke ſind beſonders in den Galerien zu Innsbruck, München, Leipzig, Stuttgart und Kopenhagen ſowie im Privatbeſitz verſtreut.

Koch (Karl), namhafter Botaniker, geb. 6. Juni 1809 auf dem Koch'ſchen Gute am Ettersberg bei Weimar, beſuchte nach Abſolvirung des Gymnaſiums zu Weimar als Student der Medicin 1829—31 die Univerſität Jena, 1831 Würzburg und kehrte 1833 nach Jena zurück, wo er ſich 1834 als Docent der Botanik habilitirte. Im J. 1836 trat er ſeine erſte orient. Reiſe an; er durchforſchte einen großen Theil des Kaukaſus, Mingrelien bis Batum, den Nordrand des armen. und perſ. Hochlandes, das Gebirge Ararat, vorzugsweiſe nach dem Urſprung unſerer Obſtgehölze. Mit reichen Sammlungen kehrte er 1838 über Petersburg nach Jena zurück, wo er während ſeiner Abweſenheit zum außerord. Profeſſor ernannt worden war. Die Reſultate der Reiſe wurden in ſeiner «Reiſe durch Rußland nach dem kaukaſ. Iſthmus» (2 Bde., Stuttg. 1842—43) veröffentlicht. Unterſtützt durch Friedrich Wilhelm IV. und die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin unternahm K. 1843 eine zweite orient. Reiſe. Das Pontiſche Gebirge, die Gegenden von Ardahan und Erzerum, der Berg der Tauſend Seen, das öſtl. Euphratgebiet im Weſten des Wanſees wurden von K. beſucht. Er entdeckte hier wiederum das einſt berühmte Kloſter, in welchem Johannes der Täufer begraben liegt. Unter dem Titel: «Wanderungen durch den Orient» (3 Bde., Weim. 1846—47) erſchien die Beſchreibung dieſer zweiten Reiſe. Im J. 1847 habilitirte ſich K. an der Univerſität Berlin, woſelbſt er ſpäter zum außerord. Profeſſor ernannt wurde. Hier gab er in vier Blättern eine Karte der von ihm beſuchten Gegenden des Orients heraus. Als Adjunct am botan. Garten zu Berlin, namentlich als Generalſecretär des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königl. preuß. Staaten fand K. viel Gelegenheit, ſeine Forſchungen über die Obſtgehölze zu vervollſtändigen und auf den Obſtbau in Deutſchland günſtig einzuwirken. Durch ihn wurden die allgemeinen, mit Ausſtellungen verbundenen Verſammlungen deutſcher Pomologen und Obſtzüchter, deren erſte 1853 zu Naumburg a. d. S. ſtattfand, in das Leben gerufen. Als Lehrer der Gärtnerſchule in Sansſouci wurde K. die wiſſenſchaftliche Leitung der königl. Baumſchulen bei Potsdam übertragen. Nach Alexander Braun's Tode wurde K. 1877 Director des botan. Gartens in Berlin. Im J. 1869 begann K. die Bearbeitung ſeines Werks: «Dendrologie» (3 Bde., Erlangen 1869—72). In den J. 1874—76 hielt er an der berliner Univerſität dendrologiſche Vorleſungen ſowie Vorträge über Geſchichte und Naturgeſchichte der deutſchen Obſtgehölze. Von 1857—72 gab K. eine «Wochenſchrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde» heraus.

Koch (Siegfr. Gotthelf), berühmter Schauſpieler, geb. 26. Oct. 1754 zu Berlin, der Sohn eines Kaufmanns, Namens S. G. Eckardt, ſtudirte Kameralwiſſenſchaften und war bereits Secretär bei der Bergwerksadminiſtration, als die Vorſtellungen der Koch- und Döbbelin'ſchen Geſellſchaft ſein Talent für die Schauſpielkunſt erweckten. Er verließ Berlin, ſah in Hamburg Schröder, Brockmann und Reinecke und betrat unter dem Namen K. im Nov. 1778 zuerſt zu Schleswig die Bühne. Hierauf kam er zur Schuch'ſchen Geſellſchaft in Danzig und von hier an die von dem ruſſ. Geheimrath Baron von Wittinghoff für eigene Rechnung errichtete Bühne zu Riga, die ſpäter ganz in ſeine und Meyer's Hände überging. Gaſtrollen, die er zwei Jahre darauf in Mainz und Frankfurt gab, veranlaßten ſeinen Ruf zu der Leitung des frankfurter Theaters. Als der Kurfürſt von Mainz ein Hoftheater errichtete, wurde K. Director deſſelben. Nachdem Cuſtine Mainz beſetzt, weigerte ſich K., die von den Revolutionsfreunden geſchriebenen Stücke zu ſpielen, weshalb das franz. Gouvernement von ihm die Ablieferung des Theaterkaſſenbeſtandes von 20,000 Fl. verlangte. K. zahlte ſofort an jedes Mitglied den Vierteljahrsgehalt aus, entließ die Geſellſchaft und lieferte den Ueberreſt der Kaſſe nebſt Belegen an das Gouvernement ab. Später nahm er mit ſeiner älteſten Tochter Betty, der nachherigen Rooſe, einen Ruf nach Mannheim an, wo ſein Freund Iffland an der Spitze des kurfürſtl. Theaters ſtand; doch auch hier wurde er durch den Krieg wieder außer Thätigkeit geſetzt. Hierauf gab er mit ſeiner Tochter in Hamburg, Hannover und Bremen Gaſtrollen, leitete dann zwei Jahre

Digitized by Google

lang die Bühne in Hannover und folgte endlich dem Rufe seines Freundes Kotzebue nach Wien. Hier verdrängte er den noch herrschenden geschraubten, pathetischen Ton, und führte den feinen Conversationston ein, durch den sich das wiener Hoftheater seitdem auszeichnete. Wahrheit und durch Kunst veredelte Natur kennzeichneten K.'s Spiel. Die letzten Jahre lebte er zu Alland unweit Baden bei Wien, wo er 11. Juni 1831 starb.

Koch (Wilh. Daniel Jos.), verdienter Botaniker, geb. 5. März 1771 zu Kusel im Herzogthum Zweibrücken, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte in Jena und Marburg Medicin, wandte sich daneben aber schon frühzeitig mit Vorliebe der Botanik zu. Im J. 1795 erhielt er das Physikat zu Trarbach und 1798 das von Kaiserslautern. Nachdem er diese Stellung lange Zeit bekleidet, folgte er 1824 einem Rufe als Professor der Medicin und Botanik nach Erlangen, wo er 14. Nov. 1849 starb. Während seines ärztlichen Wirkens in Kaiserslautern begann K. die Veröffentlichung einer Reihe von naturhistor. Arbeiten, von denen besonders «Entomologische Hefte» (2 Hefte, Frankf. 1803), der «Catalogus plantarum florae Palatinae» (mit Ziz in Mainz, Frankf. 1814) und mehrere Monographien, wie z. B. «De salicibus Europaeis» (Erlangen 1818) und «De plantis labeatis» (Erlangen 1832), ihm einen geachteten Namen erwarben. Seine beiden Hauptwerke sind jedoch die «Synopsis florae Germanicae et Helveticae» (Frankf. 1835—37; 3. Aufl., Lpz. 1856; deutsch, Frankf. 1837—38; 2. Aufl. 1846—47) und das «Taschenbuch der deutschen und schweiz. Flora» (Lpz. 1844; 6. Aufl. 1865), welche sich durch Genauigkeit und Schärfe im descriptiven Theile auszeichnen.

Kochanowski (Jan), poln. Dichter, geb. 1532 auf dem väterlichen Stammgute Siczyn in der Wojwodschaft Sandomir, erhielt seine Bildung in Deutschland, Frankreich und Italien und widmete sich mehrere Jahre in Paris, Padua und Rom dem Studium der alten Literatur und Philosophie. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er durch den Kanzler Padnjewski dem König Sigismund August empfohlen, der ihn zum Secretär ernannte und ihm wegen Gewandtheit in der lat. Sprache mehrere diplomatische Sendungen an auswärtige Höfe übertrug. Später zog er sich nach der Stille seines in Wäldern gelegenen Gutes Czarnolas zurück und lebte hier allein seiner Familie, den Freunden und den Musen. Er starb zu Lublin 1584. Seine Gedichte gehören zu den zartesten, anmuthigsten und, obgleich sie häufig dem Horaz nachgebildet sind, zu den nationalsten, welche die poln. Literatur besitzt. Besonders ausgezeichnet sind seine «Threny», Elegien, in welchen K. in einfacher, tiefpoetischer Weise den Tod seiner Tochter Ursula betrauert; ferner die durch kernige Einfachheit ausgezeichnete Uebersetzung der «Psalmen» (Krak. 1578), die noch immer in Gebrauch ist, und die «Sobótka», ein lyrisches Gedicht, welchem die Johannisfeier des poln. Landvolks zu Grunde liegt. Außer den lyrischen gibt es von K. einige satirische Gedichte und ein Gelegenheitsdrama «Odprawa posłów greckich», ohne poetischen Werth; ferner lat. Elegien und Oden (Krak. 1612), die den besten neulat. Gedichten beizuzählen sind. K. neigte sich, ohne vom Katholicismus abzufallen, der zu seiner Zeit in Polen allgemein verbreiteten Reformation zu, und deshalb wurden seine Schriften später als ketzerisch verboten und vernichtet. Gesammelt erschienen sie in Krakau 1584, in Warschau 1767, in Leipzig 1835 (3 Bde.), in Krakau 1859 (3 Bde.). — Piotr K., des Vorigen jüngerer Bruder, war Secretär bei Sigismund III. und Malteserritter. Er nahm an mehrern Zügen seines Ordens theil und verlebte nachher mehrere Jahre in Italien. Seine Vorliebe für die ital. Literatur bewog ihn, von Tasso's «Gerusalemme liberata» eine poln. Uebersetzung im Versmaße des Originals abzufassen (zuerst gedruckt Krak. 1618), die in formeller Beziehung ausgezeichnet gelungen ist. Später übersetzte er auch Ariosto's «Orlando furioso» (zuerst gedruckt Krak. 1799). — Ein anderer Bruder, Andrzej K., übersetzte Virgil's «Aeneis» (Krak. 1590).

Kochelsee, kleiner, halbmondförmiger Bergsee im bair. Oberland, im Flußgebiet der Loisach, liegt 605 Mt. über dem Meere, 30 Kilom. südlich vom Wurm- oder Starnbergersee, ist 7 Kilom. lang, 3—5 Kilom. breit, 9,5 QKilom. groß, bis 74 Mt. tief und geht nach NO. allmählich in den versumpften Rohrsee über. Im S. wird er vom Heimgarten (1787 Mt.), Herzogstand (1757 Mt.) und Jochberg (1550 Mt.) überragt; im O. von der aussichtsreichen, 1804 Mt. hohen Benedictenwand. Das nördl. Ufer ist flach, theilweise sumpfig; das südliche steil und felsig; dem östl. Ufer entlang zieht sich die Poststraße, welche, bei Pensberg an die Linie München-Pensberg anschließend, über Benedictbeuren, Kochel und den Kesselberg (841 Mt.) zwischen dem Jochberg und dem Herzogstand zum Walchensee und weiter über Mittenwalde nach Innsbruck führt.

Kochem, Kreisstadt im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, 51 Kilom. von Koblenz an der Mosel und der Moselthalbahn gelegen, zählt (1875) 3113 E., welche

Digitized by Google

trefflichen Wein bauen. Bei der Stadt liegt auf einem Hügel eine Burg, die schon 1051 urkundlich erwähnt wird, 1689 von den Franzosen zerstört und 1873—77 wieder aufgebaut wurde. Bei K. läuft die Moselthalbahn in den 4206 Mt. langen Kaiser-Wilhelm-Tunnel ein, den längsten in Deutschland. — Der Kreis K. zählt (1875) auf 502 QKilom. 36,530 E.

Kochen ist in vielen Fällen gleichbedeutend mit Sieden. Im engern Sinne versteht man darunter Bereiten von Speisen, indem man dieselben, ganz von Wasser umgeben, im Gegensatze zum Rösten, Braten, Backen, Dämpfen, längere Zeit der Temperatur siedenden Wassers aussetzt. Der Zweck des K. ist, den Zusammenhang der Nahrungsmittel zu vermindern (dieselben weich zu kochen) und sie dadurch in jenen Zustand zu versetzen, in welchem sie von dem Organismus leichter verarbeitet und in den Stoffwechsel gebracht werden können. Die Temperatur des K. ist von dem Luftdruck abhängig. Daher kocht die Flüssigkeit um so leichter, je niedriger der Barometerstand ist; daher ist es ferner unmöglich, auf hohen Bergen Fleisch und Hülsenfrüchte weich zu kochen, da dazu eine Temperatur von 100° C. erforderlich ist, das Wasser aber daselbst schon weit unter dieser Temperatur siedet. In manchen Gewerben wird das K. gewisser Flüssigkeiten behufs des schnellen Abdampfens unter vermindertem Luftdruck bewerkstelligt, weil das Sieden da bei niedriger Temperatur vor sich geht und diese Flüssigkeiten, ohne in Farbe und Geschmack verändert zu werden, eine höhere Temperatur nicht ertragen. So geschieht das Einkochen des Zuckersaftes in der Zuckerfabrikation im luftverdünnten Raume, in den sog. Vacuumpfannen, weil dieser Saft beim Einkochen unter gewöhnlichem Luftdruck sich, unter Verwandlung eines Antheils krystallisirbaren Zuckers in Schleimzucker, stark bräunt. Die nämliche Rücksicht wie beim Zuckersaft wird auch beim Einkochen der Säfte gewisser Arzneipflanzen zu Extracten und bei der Bereitung der Alkaloide und anderer organischer Substanzen beobachtet. Dem K. im verdünnten Raume ist das K. einer Flüssigkeit unter höherm Drucke entgegengesetzt, was man benutzt, um für verschiedene technische Operationen die Extraction oder Auflösung gewisser Stoffe unter möglichst günstigen Umständen zu bewirken. Der hierzu angewendete Apparat führt den Namen Papin's Topf oder Digestor. Die hauptsächlichste ökonomische Verwendung findet der Digestor als Kochapparat zum Extrahiren von Leim, zum Dämpfen von Holz behufs seiner Conservation, in der Fabrikation der Cellulosepapiere und in zahlreichen andern Fällen. Ueberdies ist der Digestor zum K. anderer als Fleischspeisen, namentlich für Hülsenfrüchte zu empfehlen, da sich mit demselben die Temperatur leicht einige Grade über den Siedepunkt erhöhen läßt und dadurch ein schnelleres Erweichen der Nahrungsmittel erlangt wird. In der That sind die gußeisernen Autoclaves, in welchen die Speisen einem Druck von zwei Atmosphären ausgesetzt sind, in England und Frankreich sehr verbreitet. Wenn in Deutschland die Autoclaves wenig Eingang gefunden haben, so verbreiten sich hier dafür die Dampfkochtöpfe (s. d.) mehr und mehr, in welchen die Speisen durch Wasserdämpfe gar gekocht werden. In neuerer Zeit finden nach dem Vorgange in Amerika auch in Europa und namentlich in Deutschland die Petroleumkochapparate mit Recht immer mehr Eingang. Petroleum ist zum K. der Speisen deshalb sehr geeignet, weil es beim Verbrennen intensive Wärme entwickelt (Petroleum gibt 11,773 Wärmeeinheiten, Alkohol dagegen nur 7183) und keine Dämpfe und keinen Ruß bildet.

Kochkunst. Die K. war schon im Alterthume bis zu einem hohen Grade ausgebildet, und zwar zunächst in den asiat. Ländern, in denen frühzeitig eine ungewöhnliche Schwelgerei auch für künstliche Zubereitung der ausgesuchtesten Speisen sorgte, von wo aus sie sich dann über die Inseln Chios und Sicilien, über Griechenland und später über Rom verbreitete und hier namentlich bei der Sucht nach dem Genusse seltener und meist ausländischer Producte bis zur Uebertreibung sich steigerte. In Asien selbst wurde sie lediglich von Männern, bei den Griechen von Frauen, besonders von Sklavinnen, bei den Römern anfangs nur von Leibeigenen betrieben. Obgleich die Griechen im allgemeinen mehr einer einfachen Lebensweise huldigten, so riß bei überhandnehmendem Luxus, vorzüglich in Athen, doch auch zugleich der Aufwand bei den Tafelfreuden ein, und wie sehr hier zur Befriedigung derselben die K. selbst beitragen mußte, beweist die ziemlich vollständige Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannichfachen Küchengeräthe, die Athenäus in seinen «Deipnosophisten» geliefert hat, sowie der Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der K. abhandelte, wie dies von Archestratus, der zu den Zeiten des jüngern Dionysius in Sicilien lebte, und mehrern andern geschah. Bei den Griechen, aber später auch bei den Römern schon während des zweiten Punischen Kriegs gab es Köche, die in den Städten auf dem Markte öffentlich ausstanden und sich dingen ließen; daher selbst die Vornehmen bei Ausrichtung eines Gastmahls

Digitized by Google

mit dem Koch einen Vertrag schlossen, der dann mit seinen Gehülfen und mit dem Küchengeschirr in das Haus einzog und alles besorgte. Die sicil. Köche waren in der ganzen alten Welt die gesuchtesten. Sehr bald aber nahm seit der Bekanntschaft mit der asiat. Ueppigkeit der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen so überhand, daß der strenge Cato einst ausrief: «Die Stadt kann nicht bestehen, in welcher ein Fisch theuerer bezahlt wird als ein Ochs!» Es erfolgten zwar mehrere Gesetze zur Beschränkung der Schmausereien, jedoch ohne besondere Wirkung. Die größte Pracht in dieser Hinsicht entwickelten Lucullus und Hortensius, welche glänzende Speisesäle errichten ließen und Mahlzeiten gaben, die oft ungeheuere Summen kosteten. Als ein noch auffallenderes Beispiel von Feinschmeckerei wird ein Schauspieler genannt, welcher die theuersten Sing- und Sprechvögel auftragen ließ, während sein Sohn bei anderer Gelegenheit für den Gaumenkitzel seiner Gäste sogar in Essig aufgelöste Perlen vorsetzte. Vorzüglich erstreckte sich die Leckerei auf Muscheln, Fische und Vögel, sodaß der Volkstribun Marcus Aufidius Lurco blos mit dem Mästen der Pfauen ein ungeheueres Vermögen sich erwarb. Zu einem feinen Gastmahle gehörten damals Pfauen aus Samos, Feigendrosseln aus Lydien, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Aetolien, Thunfisch aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Datteln aus Aegypten u. s. w.; dagegen waren alle inländischen Erzeugnisse verachtet. Nicht anders war es in der Kaiserzeit, in welcher zu Rom unter Augustus und Tiberius förmliche Schulen und Lehrer der K. erscheinen, an deren Spitze Apicius stand. Von dem Kaiser Vitellius wird erzählt, daß er einmal in einer einzigen großen Schüssel, die über 1 Mill. Sestertien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milch und Leber der kostbarsten Seefische auftragen ließ. In neuerer Zeit hat sich, besonders seit Ludwig XIV., die französische K. in ganz Europa verbreitet und an den Höfen Eingang gefunden. Der berühmteste franz. Feinschmecker und Förderer der Wissenschaft des Gaumens war Grimaud de la Reynière. Die französische K. sucht durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Massengehalt der Speisen den Gaumen zu vergnügen, während die englische K. mehr für festere, nahrhafte Speisen sorgt und besonders in Bereitung des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches, sich in ihrer Art auszeichnet. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, und namentlich sind erstere sehr mäßig im Essen. Die Deutschen stehen auch hier in der Mitte. Auf geistreiche Weise findet man die K. behandelt in Jos. König's «Geist der K.», überarbeitet von Rumohr (2. Aufl., Stuttg. 1832); besonders aber in A. Dumas' «Grand dictionnaire de cuisine» (Par. 1873). Vgl. außerdem Graf Münster, «Gute Küche» (Berl. 1873), und Buckmaster, «Cookery lectures etc.» (Lond. 1874).

Köchlin, eine berühmte oberelsäss. Fabrikantenfamilie. Samuel K., geb. 1719 zu Mülhausen, errichtete daselbst 1746 mit Jakob Schmaltzer und Heinrich Dollfus die erste Fabrik für bunte Baumwollgewebe (Indiennes) und starb 1771. Von seinen 17 Kindern begründete sein ältester Sohn Johann K., geb. 1746, gest. 1828, mit seinen Brüdern Josua und Hartmann ebenfalls eine Fabrik für Baumwollgewebe, trat aber nach einiger Zeit aus und rief zu Mülhausen eine höhere Lehranstalt für Kaufleute ins Leben. Seit 1802 war er wieder als Associé in dem von seinem Sohne, Nikolaus K. (geb. 1781, gest. 1852), zu Mülhausen errichteten Fabrikgeschäft thätig, welches sich unter der Firma «Köchlin Frères» bald zu einem der großartigsten Etablissements für Baumwollindustrie erweiterte. Im J. 1826 zum Deputirten erwählt, nahm er seinen Platz auf der äußersten Linken, legte 1841 sein Mandat nieder und widmete sich dem von ihm ins Leben gerufenen Bau der Eisenbahnlinien Mülhausen-Thann und Straßburg-Basel und des neuen Viertels in Mülhausen. Von den 19 Kindern Johann K.'s sind noch zu nennen Jakob und Daniel K. — Jakob K. (geb. 1776, gest. 1834), war 1814 Maire seiner Vaterstadt, wurde beim Eindringen der Verbündeten verhaftet, nach dem Frieden wieder in sein Amt eingesetzt, 1820 durch die Hofpartei aus demselben verdrängt und hierauf in die Kammer gewählt, wo er dem Treiben der Ultraroyalisten mit Energie entgegentrat, bis er sich 1826 ins Privatleben zurückzog. In dem von ihm zu Mülhausen errichteten Waisenhause ist ihm ein Denkstein gesetzt. — Daniel K. (geb. 1785, gest. 1871), ein vorzüglicher Chemiker, trat, kaum 17 J. alt, als Associé in das väterliche Geschäft, dessen Leitung er 1836 übernahm und um dessen Aufblühen er sich große Verdienste erwarb. Von den Brüdern Johann K.'s hatten Jakob und Josua je 14 Kinder. Ein Sohn Jakob K.'s, Andreas K. (geb. 1789, gest. zu Paris 1875), war 1818—30 Leiter des großartigen Etablissements Dollfus-Mieg u. Comp. und begründete 1830 zu Mülhausen ein eigenes Etablissement für Maschinenbau und Eisenguß, mit dem sich 1872 die Maschinenfabrik von Grafenstaden bei

Digitized by Google

Straßburg verband. Von 1830—48 war er Maire von Mülhausen und wurde dann wiederholt in die Kammer gewählt, in welcher er die Politik Guizot's unterstützte. Ein Sohn Josua K.'s war Joseph K.-Schlumberger (geb. 1797, gest. 1863), bekannt als Geolog und Mitbegründer der Société industrielle in Mülhausen, wo er eine Spinnerei und Kattundruckerei errichtete und unter dem zweiten Kaiserreich als Maire vortheilhaft wirkte.

Köchly (Herm. Aug. Theod.), verdienter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 5. Aug. 1815 zu Leipzig, besuchte 1817—32 die Fürstenschule zu Grimma und machte sodann zu Leipzig unter Gottfried Hermann gründliche philol. Studien. Bereits im Herbst 1837 erhielt er eine Anstellung am Progymnasium zu Saalfeld, von wo er 1840 als Lehrer an die Kreuzschule nach Dresden berufen wurde. Seine wissenschaftlichen, namentlich philos. Studien erweckten in ihm den Wunsch, das Alterthum in seinen allgemein bedeutenden Momenten mit den Bestrebungen und Anschauungen der Gegenwart zu vermitteln. Belege dafür waren unter anderm eine «Vorlesung über Sophokles' Antigone» (Dresd. 1844), ein «Vortrag über die Hekuba des Euripides» (Dresd. 1846), ein Aufsatz über die Alkestis des Euripides in R. Prutz' «Literarhistor. Taschenbuch» für 1847, und die Schriften «Ueber das Princip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart» (Dresd. 1845) und «Zur Gymnasialreform» (Dresd. 1846). Im Dec. 1848 wurde er zugleich mit vier andern mit Ausarbeitung eines Entwurfs zu einem allgemeinen Schulgesetze für Sachsen beauftragt, den er später (Lpz. 1850) veröffentlichte. Im Febr. 1849 wurde er in die sächs. Zweite Kammer gewählt, in der er zur gemäßigten Linken gehörte; doch sah er sich infolge der Maikatastrophe von 1849 genöthigt, sein Vaterland zu verlassen. Er lebte, sich ausschließlich seinen philol. Studien wieder zuwendend, bis Frühjahr 1850 in Brüssel und siedelte dann Ostern 1851 nach Zürich über, wo er an der Universität als Professor der griech. und röm. Literatur wirkte. Im J. 1864 folgte er einem Rufe als Professor nach Heidelberg, wo er ebenfalls als akademischer Lehrer, Director des philol. Seminars und Mitglied des bad. Oberschulraths eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. In der Legislaturperiode 1871—73 vertrat K. den 14. sächs. Wahlkreis (Borna-Pegau) im Deutschen Reichstage, wo er der Fortschrittspartei angehörte. Im Spätherbst 1876 unternahm er eine Reise nach Griechenland und starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde auf der Rückreise in Triest 3. Dec. 1876. Als Philolog und Kritiker hat sich K. besonders um die Epiker und Militärschriftsteller der Griechen Verdienste erworben. Außer kritischen Ausgaben des Hesiodus (Lpz. 1870), des Quintus Smyrnäus (Lpz. 1850; Handausgabe, Lpz. 1853), des Nonnus (2 Bde., Lpz. 1857—58) und des Aratus, Manetho und Maximus (Par. 1851) veröffentlichte er Untersuchungen über die Homerischen Gesänge sowie über das Wesen der antiken Volksdichtung überhaupt. Dahin gehören die sieben Dissertationen «De Iliadis carminibus» (Zür. 1856—59), nebst der Abhandlung «Hektor's Lösung» (Zür. 1859) und der Ausgabe der nach seiner Ansicht echten Lieder der Ilias unter dem Titel «Iliadis carmina XVI scholarum in usum restituta» (Lpz. 1861) und drei Dissertationen, «De Odysseae carminibus» (Zür. 1862—63), ferner die «Opuscula epica» (Zür. 1864), «De diversis Hesiodeae Theogoniae partibus» (Zür. 1860) u. a. m. Viele Anerkennung erfuhr die von K. mit W. Rüstow bearbeitete «Geschichte des griech. Kriegswesens» (Aarau 1852). Diesem Werke schlossen sich an eine Sammlung der «Griech. Kriegsschriftsteller» mit deutscher Uebersetzung und Erläuterung (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1853—55) und die «Einleitung in Cäsar's Commentarien über den Gallischen Krieg» (Gotha 1857), bei denen Rüstow ebenfalls Mitarbeiter war. K.'s letzte größere Arbeit war eine Biographie seines Lehrers G. Hermann (Heidelb. 1875).

Kock (Charles Paul de), franz. Roman- und Theaterdichter, geb. 1794 zu Passy bei Paris, Sohn eines in der Revolution guillotinirten holländ. Bankiers, trat sehr jung bei einem großen Handlungshause in die Lehre, wurde aber durch überwiegende Neigung zur Schriftstellerei hingeführt. Er verfaßte zuerst Melodramen der schauerlichsten Art (1814—16), nachher Localpossen, hatte aber in diesen beiden Gattungen keinen rechten Erfolg. Außerdem schrieb er aber auch Romane, die ihm rasch einen sehr populären Namen verschafften. In diesem Literaturfache entwickelte K. in der That aufs freieste seine eigenthümlichen Vorzüge, muntere Laune und scharfes Beobachtungstalent, obschon in einer nicht besonders hohen Sphäre von Gefühlen, Thatsachen und Personen. Er wählte vorzüglich Gegenstände aus den niedern Kreisen der Gesellschaft. Modistinnen, Ladenjungfern, Wäscherinnen, Stubenmädchen, Köchinnen sind in seinen Romanen die Hauptpersonen. Sie führen in eine Welt derben, sinnlichen, aber gutmüthigen Wesens, platt prosaisch, doch lebendig aufgefaßt und ungeschminkt wiedergegeben. K.'s schwächste Seite ist seine stillose Schreibart. Den meisten Beifall fanden seine Romane der ersten Periode

Digitized by Google

(1820—34), wie «Georgette», «Gustave», «Frère Jaques», «Monsieur Dupont», «André le Savoyard», «La femme, le mari et l'amant», «Le cocu», «La pucelle de Belleville» u. s. w. Später änderte sich seine Darstellungsweise. Zwar blieb er nach wie vor ein getreuer Repräsentant franz. Lustigkeit, übertrieb jedoch die Effecte auf Kosten der Natürlichkeit. Seine Romane haben die weiteste Verbreitung gefunden. Ihre Gesammtanzahl beläuft sich auf etliche 50. Fast alle sind mehrmals ins Deutsche, Englische, Spanische übersetzt und oft aufgelegt worden. In Frankreich gibt es verschiedene Gesammtausgaben, sogar eine Prachtausgabe mit Kupfern von Raffet (30 Bde., Par. 1834), eine andere von 1844 (56 Bde.), und eine dritte von 1849, in der Sammlung der «Romans populaires illustrés». K. hat überdies fast alle seine Romane zu Vaudevilles verarbeitet. Auch ist er Verfasser beliebter Chansons. Er starb zu Paris 29. Aug. 1871. Vgl. Trimm, «La vie de Charles Paul de K.» (Par. 1873). — Sein Sohn, Henri de K., geb. 1821 zu Paris, ist wie der Vater sehr früh als Schriftsteller aufgetreten und hat mit gleicher Leichtigkeit Romane und Theaterstücke producirt.

Kocytus (Cocytus, griech. Kokytos) hieß ein Nebenfluß des Acheron (s. d.) in Epirus. Mit diesem erscheint dann auch schon in der Odyssee der K., der Strom des Weinens und Klagens, in der Unterwelt als ein Ausfluß oder Arm des Styx, der sich mit dem Pyriphlegethon in den Acheron ergießt. Bei Virgil fällt umgekehrt der Acheron in den K.

Kodros, ein Sohn des Melanthos, rettete nach der sagenhaften Ueberlieferung als Athens letzter König (der üblichen Chronologie nach um 1066 v. Chr.) durch freiwillige Aufopferung sein Vaterland. Als nämlich die Athener mit den Dorern, die aus dem Peloponnes eingefallen waren, in einen Krieg verwickelt wurden, erklärte das Orakel, daß sie siegen würden, wenn sich ihr König von den Feinden tödten lasse, worauf K., als Bauer verkleidet, einen der Feinde erschlug und darauf von diesen getödtet wurde. Von seinen Söhnen, welche um den Thron stritten, wurde der eine, Medon, nach der Sage unter dem Vorgeben, daß keiner würdig sei, einem Manne wie K. als König zu folgen, zum lebenslänglichen Archon ernannt.

Koekkoek (spr. Kukkuk; Barend Cornelis), einer der vorzüglichsten neuern holländ. Landschaftsmaler, wurde 11. Oct. 1803 zu Middelburg in Holland geboren und ist der Sohn und Schüler des Marinemalers Johann Hermann K. (geb. 27. Aug. 1778, gest. 12. Jan. 1851). Vorherrschende Neigung führte ihn der Landschaftsmalerei zu, und die großen Meister, welche Holland in diesem Fache hervorgebracht hat, dienten ihm während seines dreijährigen Aufenthalts in Amsterdam als Muster. Seinen Unterricht genoß er besonders durch Schelfhout und van Os. Auch im Aquarell und in der Lithographie leistete er Treffliches. Was seine Werke besonders auszeichnet, ist die große Treue in der Wiedergabe der Natur, vereint mit einer seltenen Poesie der Auffassung. Während er sich in ersterer Beziehung den ältern Meistern der holländ. Schule vollkommen ebenbürtig anschließt, übertrifft er sie an Fülle und Poesie der Erfindung und einer Selbstständigkeit der Darstellung, die den getreuesten und bis in die kleinsten Details genauen Darstellungen der Natur ein eigenthümliches künstlerisches Leben einzuhauchen weiß. Seit 1841 lebte er in Kleve, wo er eine Zeichenschule errichtete und 5. April 1862 starb. Von ihm erschienen 1841 in Amsterdam «Erinnerungen und Mittheilungen eines Landschaftsmalers». — Von seinen drei jüngern Brüdern, die sich sämmtlich als Künstler einen geachteten Namen erworben haben, starb der jüngste, Johannes K. (geb. 8. Dec. 1811), zu Breda 28. April 1831; von den beiden andern wirkt Marinus Adrian K. in Hilversum und Hermann K. zu Amsterdam (geb. 1815).

Köflach, Marktflecken in Obersteiermark, Bezirkshauptmannschaft Gratz, westlich von Gratz und mit dieser Stadt durch die Gratz-Köflacher Eisenbahn verbunden, welche zum Transport der Bergproducte, namentlich der Steinkohlen, dient, deren Revier sich in der Gegend von K. nach allen Seiten hin ausbreitet. Die Kohlenausbeute der Vordernberg-Köflacher Montan-Industriegesellschaft belief sich 1872 auf 2,361,463 wiener Ctr. und lieferte einen Reinertrag von 52,100 Fl. österr. Währung. Der Marktflecken hat durch den Zusammenfluß der Montan-Industrie bedeutend zugenommen; er hatte 1860 erst 702, 1869 schon 1431 E.

Kohelet oder Prediger (Ecclesiastes) heißt ein dem König Salomo zugeschriebenes Buch des alttestamentlichen Kanons, dessen unbekannter Verfasser aber in der spätern Zeit nach dem Exil während der Seleucidenherrschaft zu suchen ist und wesentlich der nachmals unter dem Namen des Sadducäismus bekannten Richtung angehört. Gegenüber den neuen Lehren von Auferstehung und Vergeltung nach dem Tode vertritt er den ältern jüd. Standpunkt, dem diese Dogmen unbekannt waren. Bei der Ungewißheit aller menschlichen Dinge wird die Resignation als die einzige Lebensweisheit gepriesen: menschliches Streben und Hoffen ist eitel. Glück und

Digitized by Google

Reichthum hat keinen Bestand, das Streben nach Weisheit führt zu keinem befriedigenden Ziel; wir wissen nicht, ob der Geist des Menschen nach dem Tode nach oben steigt; aber alles erwogen, bleibt als höchster Lebensgrundsatz die Mahnung stehen: «Fürchte Gott und halte seine Gebote.» Die besten Commentare schrieben Knobel (Lpz. 1836), Ewald (in «Die poetischen Bücher des Alten Bundes», Bd. 4, Gött. 1837), Hitzig (Lpz. 1847) und Delitzsch (Lpz. 1875).

Kohl, Kohlrabi, Kohlrübe, s. Brassica.

Kohl (Joh. Georg), ausgezeichneter deutscher Reiseschriftsteller, geb. 28. April 1808 zu Bremen, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich seit 1828 zu Göttingen, Heidelberg und München jurist. Studien. Noch vor Beendigung derselben ging er infolge des Todes seines Vaters als Erzieher nach Kurland, wo er sechs Jahre verlebte. Nachdem er sodann noch Petersburg, Moskau und das südl. Rußland besucht, kehrte er 1838 nach Deutschland zurück, wo er in einer Reihe von Schriften: «Petersburg in Bildern und Skizzen», «Reisen im Innern von Rußland und Polen», «Reisen in Südrußland», «Die deutsch-russ. Ostseeprovinzen», seine in Rußland gemachten Beobachtungen veröffentlichte. Seit 1838 lebte K. zu Dresden, von wo aus er seine Reisen wieder aufnahm und allmählich fast alle Länder Europas besuchte. Aus diesen Wanderungen gingen unter anderm (1842—44) hervor die Reiseberichte über Oesterreich, über Ungarn, über Steiermark und die bair. Hochlande, über England, Schottland und Irland. Sodann veröffentlichte er die «Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein» (2 Bde., Lpz. 1846), «Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein» (3 Bde., Lpz. 1846) und «Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dän. Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig» (Stuttg. 1847). In den folgenden Jahren (1850—52) schlossen sich noch die «Alpenreisen», die Reiseberichte über die Niederlande, über Istrien, Dalmatien und Montenegro und über das südöstl. Deutschland an. K. bekundet sich in diesen Schriften nicht nur als geistreicher Tourist, sondern auch als ein Mann von umfassender wissenschaftlicher Bildung. Als Früchte seiner geogr. und histor. Studien sind «Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche» (Dresd. 1841), «Der Rhein» (2 Bde., Lpz. 1851), «Die Donau» (Triest 1854) und «Die geogr. Lage der Hauptstädte Europas» (Lpz. 1874) zu erwähnen. Mit besonderer Vorliebe hatte K. auch inzwischen reiche Materialien zur Entdeckungsgeschichte Amerikas gesammelt. Im Herbst 1854 wandte er sich daher nach den Vereinigten Staaten, wo er seine Forschungen fortsetzte und im Auftrage des Bureau der Küstenvermessung (Coast survey office) eine «Entdeckungsgeschichte der Küsten der Vereinigten Staaten» und eine «Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung» abfaßte, zwei Werke, von denen das letztere Bremen 1868 herauskam. Ueber seine Wanderungen in Nordamerika berichtete K. in «Reisen in Canada» (Stuttg. 1856), «Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten» (Neuyork 1858) und in dem Buche «Kitschi Gami oder Erzählungen vom Obern See» (Brem. 1859). Seit 1858 lebt er in Bremen, wo er 1863 das Amt eines Stadtbibliothekars übernahm. Aus Vorlesungen, die er öfters hielt, gingen die «Geschichte der Entdeckung Amerikas» (Brem. 1861), «Nordwestdeutsche Skizzen» (Brem. 1861) und «Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze» (Hannov. 1866) hervor. Als Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Amerikas veröffentlichte K. eine alte portug. Weltkarte aus dem Britischen Museum in der «Zeitschrift für Erdkunde» (Jahrg. 1855) und «Die beiden ältesten Generalkarten von Amerika» (Weim. 1860), ferner «A history of the discovery of the east coast of North America» (Portland 1869) und «Geschichte der Entdeckungsreisen und Schifffahrten zur Magellansstraße» (Berl. 1877). Ueber die Geschichte Bremens hat K. folgende Schriften herausgegeben: «Das Haus Seefahrt zu Bremen» (Brem. 1862), «Der Rathsweinkeller in Bremen» (Brem. 1866), «Episoden aus der Natur- und Kunstgeschichte Bremens» (Brem. 1870), «Alte und neue Zeit in Bremen» (Brem. 1871). Seiner Neigung zu psychol. Betrachtungen verdanken unter anderm die «Skizzen aus Natur- und Völkerleben» (2 Thle., Dresd. 1851), «Aus meinen Hütten» (2 Bde., Lpz. 1852) und «Am Wege, Blicke in Gemüth und Welt» (Brem. 1866; neue Folge 1874) ihren Ursprung. Gemeinschaftlich mit seiner Schwester Ida K. (geb. 25. Juli 1814, seit 1846 mit dem Grafen Hermann von Baudissin vermählt) veröffentlichte K. «Engl. Skizzen» (3 Thle., Lpz. u. Dresd. 1845). Allein verfaßte die erstere «Paris und die Franzosen» (3 Thle., Lpz. 1845).

Kohle (Carbo), im reinen Zustande Kohlenstoff (das chem. Zeichen ist C), eins von den vier Hauptelementen, aus denen alle organischen Körper zusammengesetzt sind, bleibt bei Erhitzung, bei Luftabschluß solcher Körper, die nicht Sauerstoff genug enthalten, um alle K. zu verbrennen, als poröse Masse zurück und bildet auch den schwarzen Rückstand bei allmählicher

Digitized by Google

Zerſetzung organiſcher Körper durch Vermoderung und Verweſung. Die großen Ablagerungen von K., welche ſich in verſchiedenen Theilen der Erdrinde befinden, verdanken ſolchen Zerſetzungsproceſſen ihre Entſtehung. Dagegen iſt der organiſche Urſprung bei dem Graphit, welcher ein wenig Eiſen enthält, und dem Diamant, welcher chemiſch-reiner, kryſtalliſirter Kohlenſtoff iſt, nicht nachgewieſen. Die K. zeigt ſehr verſchiedene Eigenſchaften je nach ihrer Gewinnungsart. Die durch Verkohlung organiſcher Körper im großen erhaltene K. iſt nie reiner Kohlenſtoff, ſondern enthält ſtets noch Reſte von Sauerſtoff- und Waſſerſtoffverbindungen (wie die Holzkohle), von Bitumen und Kohlenwaſſerſtoffen (wie die Stein- und Braunkohle) und von Stickſtoffverbindungen und phosphorſaurem Kalk und andern mineraliſchen Beſtandtheilen (wie die Thierkohle, zu welcher die Knochenkohle oder das Spodium gehört). Die Holzkohle zeigt noch die Structur des Holzes, aus dem ſie entſtanden iſt. Am reinſten erhält man dieſe Form der K. durch Verkohlung von reinem Zucker (Zuckerkohle) oder durch Verbrennung von Oel und Sammeln des Rußes (Lampenſchwarz, Tuſche, in weniger reiner Form Kienruß). Durch ſtarkes Ausglühen in faſt vollſtändig verſchloſſenen Gefäßen nach vorgängiger Behandlung mit Säuren kann man alle dieſe Formen der K. reinigen. Sie ſtellen dann ein ſchwarzes, nach langem Glühen zuweilen zu ziemlich harten Stücken zuſammengebackenes, völlig amorphes, glanzloſes Pulver dar, welches auf keine Weiſe künſtlich zum Kryſtalliſiren zu bringen iſt, da es nicht aufgelöſt werden kann. Die zweite Form des Kohlenſtoffs (chem. Zeichen = Cβ) iſt die undurchſichtige, bleigraue, rhomboëdriſch-kryſtalliniſche, welche ſowol der natürliche Graphit als der in den Eiſenhohöfen ſich in Ritzen abſetzende, auch im Innern des Gußeiſens nicht ſelten ausſcheidende künſtliche Graphit zeigt. (S. Graphit.) Die dritte Form (chem. Zeichen = Cα) endlich iſt die farbloſe, waſſerhelle, octaëdriſch kryſtalliſirte, ſtark lichtbrechende, der Diamant (ſ. d.). Allen Formen gemeinſchaftlich iſt die Unauflöslichkeit in allen Auflöſungsmitteln ohne Ausnahme und die Verbrennlichkeit. Letztere iſt allerdings um ſo bedeutender, je lockerer die Aggregation iſt, daher ſie am Diamant erſt ziemlich ſpät nachgewieſen wurde. Es iſt aber feſtgeſtellt, daß Diamant bei mäßiger Glühhitze in einem Strome von Sauerſtoffgas vollſtändig, und ohne etwas zu hinterlaſſen, zu Kohlenſäure verbrennt. Wenn K. verbrennt, ſo bilden ſich zwei gasförmige Verbindungen mit Sauerſtoffgas; die erſte, das Kohlenoxydgas, entſteht nur bei nicht völlig zureichendem Luftzutritt und geht beim Anzünden an der Luft durch Verbrennung mit ſchwachblauer Flamme in die zweite über. Das Kohlenoxyd bildet, mit Kohlenſäure der Luft beigemengt, das, was man im gemeinen Leben Kohlendunſt nennt und in Localen, wo bei unvollkommenem Luftwechſel K. oder kohlehaltige Subſtanzen verbrennen, häufig Schwindel, Ohnmacht und ſogar Erſtickung für die ſich darin aufhaltenden Perſonen zur Folge hat. Das zweite gasförmige Oxyd der K., welches ſich ſtets bei vollſtändiger Verbrennung bildet, iſt die Kohlenſäure (ſ. d.). Der Kohlenſtoff iſt ein ſog. vierwerthiges Element, welches, je nachdem ſeine Verwandtſchaftseinheiten geſättigt ſind oder nicht, geſättigte oder nicht geſättigte Kohlenſtoffverbindungen eingeht.

Die Anwendung der K. anlangend, ſo iſt die Benutzung der Diamanten als Schmuckſtein, zur Steinſchleiferei, zum Glasſchneiden u. ſ. w. bekannt, ebenſo die Anwendung des Graphits zu Schmelztiegeln, zu Bleiſtiften, zum Anſtrich eiſerner Oefen und anderer Eiſenwaaren, zum Poliren von Bleiſchrot und in der Galvanoplaſtik zum Leitendmachen der Formen. Die gewöhnlichen Formen der K. dienen als Brennmaterial, wobei ſie vor dem unverkohlten Holze den Vortheil haben, aus gleich großem Gewichte mehr Hitze zu entwickeln. Sie ſind dabei im allgemeinen um ſo wirkſamer, je dichter ſie ſind, erfordern aber auch einen um ſo intenſivern Luftſtrom zur vollſtändigen Verbrennung. Außerdem iſt der Gehalt der K. an Aſche und die Fähigkeit dieſer Aſche, zu verſchlacken oder nicht, von großem Einfluß auf die Anwendbarkeit als Brennmaterial. Man verkohlt nicht blos Holz im großen zu dieſem Zwecke (ſ. Verkohlung), ſondern auch Torf und Steinkohlen, welche letztere durch Erhitzung in Coks (ſ. d.) verwandelt werden. Eine von flüchtigen Beſtandtheilen freie K. brennt nie mehr mit Flamme, ſondern blos mit intenſivem Glühen; wo daher eine mehr oder minder lange Flamme in der Abſicht liegt oder nicht ſchadet, da ſind die rohen Brennmaterialien den verkohlten vorzuziehen. Nächſt ihrer Verbrennlichkeit hat aber die K. in ihrer poröſen Form eine äußerſt wichtige Eigenſchaft, die Fähigkeit, aus Auflöſungen, welche mit K. gekocht oder durch Schichten grobpulveriſirter K. filtrirt werden, färbende und riechende Stoffe ſowie die meiſten Metallſalze zu entfernen und in ihren Poren aufzunehmen. Darauf gründet ſich die Anwendung der K. als Entfuſelungsmittel des Branntweins, Entfärbungsmittel des Zuckerſaftes in den Rübenzuckerfabriken und Raffinerien u. ſ. w. Zu dieſen Zwecken iſt Knochenkohle mehr geeignet als Holzkohle. Man wendet daher in den Zuckerfabriken nur Knochenkohle (ſ. d.)

Digitized by Google

an. Die K. absorbirt aber nicht allein aufgelöste Stoffe, sondern auch Gasarten und verdichtet dieselben in ihren Zwischenräumen so bedeutend, daß dadurch Veranlassung zu Temperaturerhöhung gegeben wird, die zuweilen bis zur Entzündung steigen kann. Die hier und da vorkommenden Selbstentzündungen von Kohlenhaufen haben hierin zum Theil ihren Grund. Man benutzt dieser Fähigkeit wegen grobgepulverte K. auch zur Absorption riechender Dämpfe. Die Holzkohle wirkt besonders stark fäulnißwidrig. Fleisch, Fische u. s. w. in Kohlenpulver eingepackt, halten sich lange unverändert; übelriechendes, faules Wasser, durch Holzkohle filtrirt, wird klar und genießbar, daher Wasser in inwendig verkohlten Fässern lange frisch bleibt. Die in neuerer Zeit aufgetauchte poröse K. (zu Filtrirapparaten u. s. w.) besteht aus einem durch Hitze zusammengebackenen Gemenge von Coks und Steinkohlenpulver.

Verbindungen des Kohlenstoffs mit Wasserstoff spielen eine wichtige Rolle; sie kommen theils fertig gebildet in der Natur vor (Sumpf- und Grubengas, Petroleym), theils entstehen sie auf indirectem Wege bei mancherlei Zersetzungen organischer Substanzen durch Hitze, durch Fäulniß oder durch chem. Einwirkung verschiedener Stoffe. Von den natürlich vorkommenden Arten der Kohlenwasserstoffe gehören die meisten der Pflanzenwelt an und bilden, wie das Terpentinöl, Citronenöl, Bestandtheile vieler ätherischer Oele und Balsame. Zwei gasförmige Kohlenwasserstoffe sind das Grubengas (s. d.) und das schwere Kohlenwasserstoffgas oder ölbildende Gas, welches sich bei der trockenen Destillation aller organischen Stoffe bildet und einen der leuchtenden Bestandtheile des Leuchtgases ausmacht. Bei der Destillation der Braunkohle und des Torfs bildet sich neben andern Producten der in technischer Hinsicht so wichtige Kohlenwasserstoff, das Paraffin, und bei der trockenen Destillation der Steinkohle das aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehende Benzol, welches durch seine zahlreichen Abkömmlinge ein Hauptpfeiler der heutigen organischen Chemie und der Ausgangspunkt zur Darstellung der Aniline und der Anilinfarben geworden ist. Mit Stickstoff vereinigt sich der Kohlenstoff zu Cyan, mit Schwefel zu Schwefelkohlenstoff.

Kohlenbergwerke, s. Steinkohlen.

Kohlenbrennerei, s. Verkohlung.

Kohlenoxydgasvergiftung. Das Kohlenoxydgas gehört zu den heftigsten Giften, indem es, eingeathmet, den Sauerstoff aus dem Blute verdrängt und mit dem Blutfarbestoff eine Verbindung eingeht, die diesen völlig unfähig macht, weiterhin Sauerstoff aufzunehmen, wodurch es sehr bald Betäubung, Asphyxie und den Tod bewirkt. Chemisch reines Kohlenoxyd gibt nur selten Veranlassung zu Vergiftungen, meist handelt es sich um den sog. Kohlendunst, ein Gasgemenge, das neben Kohlenoxydgas gewöhnlich große Mengen von Kohlensäure und Spuren schweren Kohlenwasserstoffs enthält und überall da entsteht, wo kohlenreiche Substanzen (Holz, Holzkohlen, Steinkohlen, Coks u. dgl.) mangelhaft, bei unvollkommenem Luftwechsel verbrennen. Die Mehrzahl der K. entsteht durch Unvorsichtigkeit oder Zufall, durch mangelhafte Heizungsvorrichtungen, wenn die zur Ableitung der Verbrennungsproducte bestimmten Ofenrohre entweder durch Ruß verstopft oder durch Klappen verschlossen sind, ferner durch unzweckmäßige Anwendung der Kohlenbecken, in der unmittelbaren Nähe von Kohlenmeilern, durch verborgene Brände von Balken unter Fußböden oder in Wänden u. dgl. Die Vergiftungssymptome bestehen zuerst in einem brennenden Gefühl in der Gesichtshaut, in leichtem Schwindel, Kopfschmerz, Ohrensausen, Uebelkeit und Angstgefühlen, welche sehr rasch in Bewußtlosigkeit und Asphyxie übergehen, aus der häufig der Vergiftete nicht wieder erwacht. Aehnlich sind auch die Symptome der Leuchtgasvergiftung. Die Leichen der Vergifteten pflegen der Fäulniß auffallend lange zu widerstehen, zeigen auf der Haut verschiedene große und zahlreiche hellrothe Flecken; die Muskeln und drüsigen Organe (Nieren, Leber, Magendrüsen) sind im Zustande hochgradiger fettiger Entartung, das Blut selbst besitzt meist eine charakteristische kirschrothe Färbung. Hinsichtlich der Behandlung ist der Vergiftete selbstverständlich sofort aus der gefährlichen Atmosphäre zu entfernen und in einen andern gut gelüfteten Raum oder in die freie Luft zu transportiren; man leite alsbald die künstliche Athmung durch methodische Compression des Brustkastens, Einblasen von Luft in den Kehlkopf, Anwendung des galvanischen Stroms auf die Athmungsmuskeln u. dgl. ein und reize die peripheren Nerven durch Bespritzen mit kaltem Wasser, durch Nieß- oder Hustenreizmittel u. a. m. In verzweifelten Fällen ist die Transfusion (s. d.) geboten. Ein gutes Reagens, um Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffe im Zimmer nachzuweisen, ist Chlorplatin. Halbfeuchte Streifen von Leinwand oder Baumwollzeug mit einer concentrirten, möglichst säurefreien Chlorplatinlösung getränkt, färben sich in Berührung mit diesen Gasen. Vgl. Friedberg, «Die Vergiftung durch Kohlendunst» (Berl. 1866).

Digitized by Google

Kohlensäure heißt die unter gewöhnlichen Verhältnissen gasförmige Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff, welche sich stets bildet, wenn Kohle vollständig verbrennt, sei dies direct an der Luft, oder im Sauerstoffgase, oder durch Verpuffung mit Salpeter u. s. w. Die K. entwickelt sich in vulkanischen Gegenden zuweilen aus Spalten der Erde, z. B. in der Hundsgrotte (s. d.) bei Neapel, ist in großer Menge in gewissen moussirenden Mineralwässern, den sog. Säuerlingen, aufgelöst, bildet sich bei der geistigen oder alkoholischen Gärung (also aus gärendem Moste, aus der Bierwürze, beim Aufgehen des Brotteigs) und bewirkt, wenn sie in Flüssigkeiten zurückgehalten wird, das Perlen oder Moussiren derselben. Sie bildet sich ferner beim Athmen der Menschen und Thiere und bei der Verwesung und Fäulniß; sie findet sich endlich in der atmosphärischen Luft. Die K. ist in Verbindung mit Alkalien, Erden und Metalloxyden, besonders in Verbindung mit Kalk in den verschiedenen Formen des natürlichen kohlensauren Kalks in der größten Menge in der festen Erdrinde vorhanden. Um sie darzustellen, bedient man sich des natürlichen kohlensauren Kalks (der Kreide oder des Marmors) oder des Magnesits (natürlicher kohlensaurer Magnesia), welche man mit Schwefelsäure übergießt, um die K. auszutreiben. Sie ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes und befeuchtetes Lackmuspapier vorübergehend röthendes Gas, $1^1/_2$ mal so schwer als atmosphärische Luft, daher sie in allen Räumen, wo sie sich ansammelt, dies vom Boden aus thut, wie denn z. B. in der Hundsgrotte ein aufrechtstehender Mensch nichts bemerkt, ein Hund aber erstickt; daher die Gefahr des Fallens in Gärbottiche, der Aufenthalt in Gärkellern u. s. w. Des hohen specifischen Gewichts wegen vermag man die K. aus einem Gefäße in ein anderes zu gießen, was man an dem Verlöschen eines brennenden Lichts, über welches man Kohlensäuregas gießt, zeigen kann. Das Gas löst sich in Wasser auf, und zwar in desto größerer Menge, je größer der dabei angewendete Druck ist. Bei gewöhnlichem Luftdruck und mittlerer Temperatur absorbirt Wasser ungefähr sein gleiches Volumen Kohlensäuregas, bei verstärktem Druck aber meist mehr, und es entstehen dann die Sauerwasser oder Säuerlinge (kohlensauren Wässer), die bei einem bedeutenden Drucke mit einem Ueberschuß des Gases beladen, der dann an der Luft unter vermindertem Drucke in Blasen entweicht. Moussirende Getränke läßt man in verschlossenen Gefäßen gären, welche dem fünf- bis sechsfachen Atmosphärendrucke widerstehen können; so die moussirenden Weine (Champagner) und das Ingwerbier (ginger beer) der Engländer. Der Champagner nimmt dabei eine seinem vierfachen Volumen gleiche Quantität K. auf, wovon nach dem Entkorken drei Volumina unter Aufschäumen entweichen. In Alkohol löst sich die Kohlensäure in größerer Menge noch als in Wasser. Die Auflösungen der K. verhalten sich in Geschmack und sonst als eine schwache Säure. Doch wird die K. aus ihren Salzen durch fast alle andern Säuren unter Aufbrausen in Gasgestalt wieder ausgetrieben. Dies ist auch das beste Erkennungsmittel kohlensaurer Salze. Unter sehr starkem Drucke, etwa 36 Atmosphären, und mit Unterstützung künstlicher Kälte verwandelt sich das Kohlensäuregas in eine farblose Flüssigkeit (comprimirte K.), welche bei jeder Erwärmung und bei Wegnahme des Drucks aber äußerst schnell unter starker Kälteentwickelung wieder zu Gas wird. Die dabei entwickelte Kälte ist so groß, daß, wenn man flüssige K. in einem dünnen Strahle in einen Glasballon ausströmt, derselbe sich mit weißen, dem Schnee ganz ähnlichen Flocken erfüllt, die nichts anderes sind als fest gewordene K. In dieser festen K. ist die Cohäsion so stark, daß dieselbe sehr ruhig und viel langsamer verdampft als die flüssige K. Bringt man etwas von der festen K. auf die Hand, so entsteht eine weiße Blase und hierauf eine Wunde, ganz so, als ob man sich verbrannt hätte. Ein Gemisch von solcher fester K. mit Aether gibt die größten künstlichen Kältegrade, die man kennt (— 100 bis — 110°). Das Kohlensäuregas kann das Athmen nicht unterhalten und bewirkt, in geringer Menge eingeathmet, eine Art Trunkenheit, ja Ohnmacht, Kopfschmerz und Betäubung und hat beim Einathmen im reinen Zustande den Erstickungstod zur Folge. Im Magen dagegen äußert es beruhigende, krampfstillende Wirkungen und wird bekanntlich in Form der Auflösung in Mineralwässern (natürlichen und künstlichen) oder in Gestalt von Brausepulver (s. d.) als kühlendes, beruhigendes Mittel theils diätetisch, theils wirklich medicinisch in vielfachen, besonders chronischen Krankheitszuständen der Organe der Brust und des Unterleibs angewendet. Im übrigen kann das (in diesem Falle oft nur durch Verbrennung von Kohlen entwickelte) Kohlensäuregas technisch zur Darstellung kohlensaurer Salze, wie des Bleiweißes, des doppeltkohlensauren Natrons und der sog. Ammoniaksoda, in der Zuckerfabrikation zum Entkalken des Zuckersaftes, zum Aufgehenlassen des Brotteigs (durch Anwendung der sog. Back- oder Hefenpulver), zur Abscheidung von Kalk und andern Basen, die mit K. unlösliche Salze bilden, u. s. w. dienen. Der Nutzen der K. bei dem Assimilations-

Digitized by Google

processe der Pflanzen ist ein unübersehbarer. Bedenkt man, welche Quantität Kohlenstoff erforderlich ist, um die ungeheuere Menge von Holz, Getreide, Gras u. s. w. zu bilden, welche sich jährlich erzeugt, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß es der Kohlenstoff der in der Luft enthaltenen K. sein muß, den die Respirationsorgane der Pflanzen aufnehmen und der in der lebenden Pflanze unter Mitwirkung des Lichts eine Zersetzung auf die Weise erleidet, daß der Kohlenstoff von der Pflanze zurückgehalten und zu organischen Gebilden verarbeitet wird, während der von dem Kohlenstoff getrennte Sauerstoff gasförmig entweicht und in die Atmosphäre tritt. Die K. spielt ferner bei der Aufnahme der zum Leben der Pflanze nothwendigen mineralischen Bestandtheile den Vermittler, indem kohlensäurehaltiges Wasser viele in reinem Wasser unlösliche Stoffe des Bodens aufnimmt und den Wurzeln der Pflanzen zuführt. Infolge der Wichtigkeit kohlensaurer Getränke als Erfrischungsmittel und zu medic. Zwecken hat in neuerer Zeit die künstliche Darstellung der kohlensauren Wässer einen bedeutenden Umfang gewonnen. Theils werden diese Wässer in Fabriken dargestellt, wo man in festen eisernen Gefäßen das Wasser durch Druckpumpen mit künstlich entwickelter K. sättigt, theils geschieht dies in den Haushaltungen in kleinerm Maßstabe in genügend festen Apparaten. Doch muß man sich bei Anwendung solcher Apparate (z. B. der Liebig'schen Apparate) hüten, eine größere als zur Sättigung des darin enthaltenen Wassers genügende Menge K. zu erzeugen, weil sonst leicht das Gefäß zerspringt. Das beste Material zur Kohlensäure-Entwickelung zu diesem Zwecke ist ein Gemisch von 5 Theilen pulverisirter Weinsäure und 6 Theilen Natriumbicarbonat. Die Verbindungen der K. mit den Basen nennt man kohlensaure Salze oder Carbonate.

Kohlfurt, Dorf im Kreise Görlitz des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien; 2 Kilom. davon entfernt liegt der 1845—46 erbaute Bahnhof K., wo die Niederschlesisch-Märkische Bahnlinie Berlin-Breslau nach Görlitz und Altwasser abzweigt und die Oberlausitzer Bahn Falkenberg-K. einmündet. Der Bahnhof bedeckt über 2000 Ar und hat eine kleine Kirche, eine eigene Schule und eine aus Bahn-, Postbeamten und Bahnarbeitern bestehende Bevölkerung von über 450 Seelen.

Kohlhase (Hans), der Held einer Erzählung Heinrich von Kleist's, lebte im 16. Jahrh. als nicht unbegüterter Kaufmann zu Kölln an der Spree (Theil Berlins). Von gutem Ruf sowie gebildet für seine Zeit, wurde er auf der Reise zur leipziger Messe 1. Oct. 1532 in der Schenke zu Wellaune, einem an der Leipzig-Wittenberger Straße gelegenen Dorfe, von Leuten des Junkers Günther von Zaschwitz angehalten, die seine beiden Pferde für gestohlen erklärten und sie ihm bei der infolge der Beschuldigung entstandenen Rauferei wegnahmen. Etwa zehn Tage später kam K. wieder nach Wellaune und verlangte die Pferde zurück. Der Junker wies ihn jedoch an seinen Richter, der ihm dieselben, aber nur gegen Erstattung des Futtergeldes, auszuliefern versprach, auf welche Bedingung aber der Beschädigte nicht einging. Nach seiner Rückkehr nach Kölln mußte K., weil er auf der Messe Verluste gehabt, Haus und Hof verpfänden, und dies erregte in ihm den heftigsten Groll gegen Günther von Zaschwitz, den er für den Urheber seines Misgeschicks ansah. Zunächst nahm K. gegen den Junker die Hülfe seines Landesherrn, des Kurfürsten von Brandenburg, in Anspruch, auf dessen Veranlassung auch von sächs. Seite ein Rechtstag nach Düben 13. Mai 1533 ausgeschrieben wurde. Nachdem hier K.'s Verlangen nach Entschädigung von dem Junker zurückgewiesen worden und alle Vermittelungsversuche gescheitert waren, erließ K. 12. März 1534 einen Fehdebrief, in welchem er, das von ihm erlittene Unrecht darstellend, nicht nur dem Günther von Zaschwitz, sondern auch dem ganzen Sachsenlande den Frieden aufkündigte. Die Kunde davon verbreitete allgemeinen Schrecken in Kursachsen. Einige Brände im April in und bei Wittenberg wurden bereits Verwandten K.'s zugeschrieben; doch die Untersuchung ergab deren Unschuld. K. hatte überhaupt die Fehde noch nicht eröffnet, sondern hoffte immer noch auf friedlichen Austrag. Durch die Bemühungen des Eustachius von Schlieben erhielt er vom sächs. Kurfürsten freies Geleit zu einer Zusammenkunft nach Jüterbog 6. Dec., wo die Sache zu nochmaliger Verhandlung kommen sollte. Man einigte sich hier um einen Schadenersatz von 600 Fl., dessen Zahlung jedoch die Witwe des inzwischen verstorbenen Junkers verweigerte. Zudem verwarf nachträglich der sächs. Kurfürst die ganze Abfindung. K. hielt sich auf die Mahnung Luther's, an den er sich gewandt, anfangs ruhig. Erst 14. März 1535 erschien er drohend vor Jüterbog, und 26. Mai begann er thatsächlich die Fehde mit Anzündung der Mühle zu Goming. Andere Feindseligkeiten folgten. Durch Schlieben's Vermittelung kam um Mitte 1537 eine abermalige Verhandlung zu Jüterbog zu Stande, die indeß erfolglos blieb, weil man von sächs. Seite auf eine Entschädigung nicht einging. K. enthielt sich abermals

Digitized by Google

einige Zeit der Gewaltthaten, aber um Mitte 1538 nahm er sie wieder auf. Er verübte seine Thaten stets nur mit wenigen Gesellen, von denen mehrere gefangen und hingerichtet wurden, während er selbst der Verfolgung um so leichter entging, als Brandenburg nicht gegen ihn auftreten mochte und er im allgemeinen die Volksstimmung für sich hatte. Allmählich der Fehde müde, wandte sich K. Mitte 1539 nochmals an Luther um Vermittelung bei dem sächs. Kurfürsten, dessen Fürsprache aber, wie es scheint, keinen Erfolg hatte. In dieser Lage ließ sich K. endlich durch einen elenden Gesellen, Namens Georg Nagelschmidt, verleiten, auf brandenb. Gebiete raubend aufzutreten. Beide lauerten bei der heutigen Kolonie Kohlhasenbrück (etwa 8 Kilom. westlich von Teltow) dem Factor Konrad Dratzieher auf, der mit Silbersachen von Mansfeld nach Berlin ging. K. wurde alsbald nach Berlin gelockt und daselbst mit Nagelschmidt gefangen genommen; er vertheidigte sich vor Gericht in gewandter Rede, wurde aber mit seinem Genossen zum Tode durch das Rad verurtheilt und 22. März 1540 hingerichtet. Obschon Kleist die histor. Hauptquelle, die märkische Chronik Peter Haft's, benutzte, hat er doch seine Erzählung «Michael Kohlhaas» ganz frei behandelt und sich nur in einzelnen Namen und Zügen an die wirklichen Thatsachen gehalten. Eine eingehende geschichtliche Erforschung des Gegenstandes lieferte erst Burkhardt in der Schrift «Der histor. Hans K.» (Lpz. 1864).

Kohlrausch (Heinr. Friedr. Theod.), verdienter deutscher Schulmann, geb. 15. Nov. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen, studirte auf der Universität letzterer Stadt Theologie und trat 1802 als Hofmeister in das Haus des Grafen Baudissin, des dän. Gesandten zu Berlin. Die J. 1805—10 brachte er mit seinem Zöglinge, dem Grafen Wolf Baudissin, auf den Universitäten zu Kiel, Heidelberg und Göttingen zu. Nach Auflösung dieses Verhältnisses wurde K. 1810 Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Barmen bei Elberfeld, 1814 aber Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf. Im J. 1818 kam er als Rath in das Consistorium und Provinzial-Schulcollegium zu Münster, wo er höchst erfolgreich wirkte, bis er 1830 dem Rufe nach Hannover als Chef des neuerrichteten Oberschulcollegiums mit dem Titel eines Oberschulraths folgte. In Hannover erwarb sich K. durch die neue Organisation des höhern Schulwesens große Verdienste. Ueber seine Thätigkeit in dieser Beziehung hat er selbst in der Schrift «Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover seit seiner Organisation im J. 1830» (Hannov. 1855) Rechenschaft abgelegt. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums erhielt er den Titel eines General-Schuldirectors. Er starb in der Nacht vom 29. zum 30. Jan. 1867 zu Hannover. Sein Hauptwerk: «Die deutsche Geschichte» (Elberf. 1816; 16. Aufl., bearbeitet von Kentzler, 2 Bde., Hannov. 1875), zeichnet sich durch übersichtliche Darstellung und edle Popularität aus; ferner schrieb er eine «Kurze Darstellung der deutschen Geschichte» (11. Aufl., Gütersloh 1872) und einen «Chronolog. Abriß der Weltgeschichte» (15. Aufl., Lpz. 1861). Außerdem sind zu nennen «Die Geschichte und Lehre der Heiligen Schrift» (zuerst 1811) nebst dem dazugehörigen «Handbuch für Lehrer höherer Schulen» (3. Aufl., Halle 1820) und die «Anleitung für Volksschullehrer» (4. Aufl., Halle 1837). Zu den «Bildnissen der deutschen Könige und Kaiser» (Hamb. 1844) verfaßte K. die Lebensbeschreibungen. In späterm Alter veröffentlichte er noch «Erinnerungen aus meinem Leben» (Hannov. 1863).

Kokan, ehemaliges Khanat in Turkestan, s. Khokand.

Kokkelskörner, auch Fischkörner (nach den ältern Pharmakopöen Cocculae officinarum, Cocculi indici oder levantici), heißen die Früchte von Anamirta Cocculus Wight (Menispermum Cocculus L.), eines zur Familie der Menispermeen gehörigen Schlingstrauchs, welcher auf Malabar, Ceylon, Java und andern ostind. Inseln zu Hause ist und, den Lianen ähnlich, bis in die Gipfel der höchsten Bäume emporklimmt. Aus den Blüten, welche in zusammengesetzten Trauben in den Achsen der gestielten herz-eiförmigen Blätter stehen, entwickeln sich meist zu drei gruppirte, erst weiße, dann rothe, zuletzt schwarzpurpurne Beeren von der Größe der Weinbeere. Im getrockneten Zustande, wie sie in den Handel kommen, sind dieselben kugelig-nierenförmig, runzelig, graubraun und von der Größe einer starken Erbse. Sie enthalten einen halbkugeligen, im Längs- und Querschnitt halbmondförmigen Samen mit öligfleischigem Eiweiß, welcher anhaltend ekelhaft-bitter schmeckt und narkotisch-giftige Eigenschaft besitzt. Die K. dienen im gepulverten Zustande zur Vertilgung des Ungeziefers; auch betäuben sie in stehendem Wasser die Fische so stark, daß diese auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und sich mit den Händen greifen lassen, weshalb sich gewissenlose Fischer dieses Mittels in früherer Zeit beim Fischfang bedient haben sollen. In der Medicin finden sie nur äußerst selten noch Anwendung. Der wirksame Bestandtheil der K. ist das Picrotoxin, ein äußerst bitterer und giftiger Stoff, der jedoch kein Alkaloid ist und keinen Stickstoff enthält.

Digitized by Google

Kola, Flecken im ruſſ. Gouvernement Archangelsk, in rauher, wilder Gegend, die nördlichſte Stadt des europ. Rußland, liegt (68° 53′ nördl. Br. und 50° 40′ öſtl. L.) zwiſchen der Kola und ihrem Nebenfluß, der Tuloma, auf einer ſpitzen Landzunge am Fuße des Berges Solowaraki, 52 Kilom. vom Nördlichen Eismeer, und hat einen ſichern und geräumigen Hafen, den Katharinenhafen. K. iſt der Hauptort des altruſſ. Lapplandes, hat eine Kirche und eine Pfarrſchule und enthält unter ihren (1871) 743 E. außer Ruſſen auch Lappen und einige Finnen, die ſich vom Walroß-, Kabeljau- und Walfiſchfang nähren. Am 23. (11.) Aug. 1854 wurde K. von den Alliirten beſchoſſen. — K. heißt auch die ganze große Halbinſel, die zwiſchen dem Eismeere und dem Weißen Meere ſich ausdehnt und in deren nordweſtl. Theile die Stadt K. liegt. Die Halbinſel iſt von W. gegen O. 375 Kilom. lang, von N. gegen S. 300 Kilom. breit, hat ein Areal von 99,000 QKilom. und gehört dem Tieflande an.

Kolbe (Adolf Wilh. Herm.), hervorragender Chemiker, geb. 27. Sept. 1818 zu Elliehauſen bei Göttingen, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Göttingen, wo er auch Oſtern 1838 die Univerſität bezog, um ſich unter Wöhler's Leitung dem Studium der Chemie zu widmen. Nach Beendigung deſſelben wurde er 1842 Aſſiſtent im Laboratorium Rob. Bunſen's zu Marburg. Auch beſuchte er öfters Gießen, wo er in nähere Beziehungen zu Juſtus von Liebig trat. Im Herbſt 1845 ging K. auf Bunſen's Empfehlung als Aſſiſtent Lyon Playfair's am Laboratorium des Museum of Economic Geology nach London. Hier führte er unter anderm ſeine Unterſuchungen über die Elektrolyſe mehrerer organiſcher Verbindungen aus, deren Ergebniſſe er in Liebig's «Annalen der Chemie» (1849) mittheilte. Nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland hielt er ſich anfänglich in Marburg auf, wandte ſich aber im Herbſt 1847 nach Braunſchweig, um daſelbſt die Redaction von Liebig's und Wöhler's «Handwörterbuch der Chemie» zu übernehmen. Nach Bunſen's Ueberſiedelung nach Breslau kehrte er als ord. Profeſſor der Chemie 1851 nach Marburg zurück. Im Herbſte 1865 verließ er dieſe Stellung wieder, um einem Rufe an die Univerſität Leipzig Folge zu leiſten. K.'s Hauptwerk iſt das «Ausführliche Lehrbuch der organiſchen Chemie» (3 Bde., Braunſchw. 1854—69). Zahlreiche Arbeiten von ihm ſind in dem «Handwörterbuch der Chemie» ſowie in Fachzeitſchriften enthalten. In den Schriften «Das chem. Laboratorium der Univerſität Marburg» (Marb. 1865) und «Das chem. Laboratorium der Univerſität Leipzig» (Lpz. 1872) hat er die Arbeiten zuſammengeſtellt, die er mit ſeinen Schülern in Marburg, beziehentlich in Leipzig gemacht. Letztere Schrift enthält zugleich eine Beſchreibung des nach ſeinen Plänen 1867 errichteten neuen chem. Laboratoriums in Leipzig, des größten und beſteingerichteten in Deutſchland. Nach O. L. Erdmann's Tode (1869) übernahm K. die Redaction des von dieſem 1834 gegründeten «Journal für praktiſche Chemie», in welchem ſeitdem ſeine zahlreichen Arbeiten faſt ausſchließlich veröffentlicht ſind. Seine Experimentalunterſuchungen waren zumeiſt auf die Löſung chem. Probleme gerichtet, von denen einige auch von praktiſcher Bedeutung geworden ſind; ſo die 1861 in Gemeinſchaft mit Profeſſor R. Schmitt beobachtete Umwandlung der Carbolſäure in den Corallin (ſ. d.) genannten rothen Farbſtoff; ſodann die Auffindung einer Methode, Salicylſäure (ſ. d.) in großen Mengen künſtlich darzuſtellen (1873), und ſeine Entdeckung der antiſeptiſchen Eigenſchaften der Salicylſäure, wodurch dieſe ein werthvolles Arzneimittel geworden iſt.

Kolbe (Karl Wilh.), bekannt als Künſtler und Schriftſteller, geb. zu Berlin 20. Nov. 1757, wurde auf dem franz. Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt gebildet, diente dann kurze Zeit als Forſtſchreiber beim Grafen von Schulenburg und ging dann nach Deſſau, wo er Lehrer des Erbprinzen und beim Philanthropin angeſtellt wurde. Doch gab er dieſe Stellung wieder auf und kehrte nach Berlin zurück, wo er ſich 1793 unter ſeines Verwandten Chodowiecki Aufmunterung ſeiner frühern Lieblingsbeſchäftigung, der Zeichenkunſt, zuwandte und unter Weil's Leitung ſolche Fortſchritte machte, daß er die Stelle als Lehrer dieſer Kunſt an der Hauptſchule zu Deſſau annehmen konnte. Schon 1795 hatte die berliner Kunſtakademie ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Hierauf folgte er der Einladung Salomon Geßner's nach Zürich, wo er 1804—6 eine ſchöne Sammlung von Blättern nach Aquarellgemälden des Idyllendichters radirte. Er ſtarb in Deſſau 13. Jan. 1835. Noch jetzt werden jene Arbeiten nach Geßner und ſeine zahlreichen, beſonders landſchaftlichen Blätter und Pflanzenſtudien nach eigenen Skizzen, deren man über 100 zählt, zu den beſten Leiſtungen der neuern Aetzkunſt gerechnet. K. veröffentlichte «Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franz. Sprache und beider Anlage zur Poeſie» (2 Bde., Berl. 1806; 2. Aufl., 3 Bde., 1818—20) und andere ſprachwiſſenſchaftliche Arbeiten, in denen er für den Purismus der deutſchen Sprache eintritt. Vgl. K.'s Selbſtbiographie: «Mein Lebenslauf und mein Wirken im Fache der Sprache und Kunſt» (Berl. 1825).

Digitized by Google

Kolbe (Karl Wilh.), einer der vorzüglichsten deutschen Maler, der Neffe des Vorigen, wurde 1781 in Berlin geboren, machte seine Studien im Zeichnen auf dortiger Akademie unter Chodowiecki. Seine erste Composition, eine Kreidezeichnung, die Schlacht bei Fehrbellin darstellend, erhielt 1796 den Preis. Bereits 1806 malte er das vortreffliche Bild: Albrecht Achilles in Nürnberg die Fahne erobernd, welches als Geschenk der Stadt Berlin bei Vermählung der Prinzessin Luise von Preußen nach Holland kam. Für die Garnisonskirche zu Potsdam malte er 1816 eine Himmelfahrt Mariä und zusammen mit Dähling lieferte er die Cartons zum Concertsaale des Schauspielhauses in Berlin. Diese Leistungen erhielten nicht mindern Beifall als die zahlreichen Oelbilder, die er daneben vollendete, wie die Wasserfahrt, der Jäger in der Laube, das durch Hoffmann's Erzählung bekannt gewordene: Doge und Dogaressa (1816). Bei der Restauration des Schlosses zu Marienburg erhielt K. den Auftrag, die Cartons zu den neuen Glasfenstern anzufertigen. In zehn Fenstern malte er die Kämpfe und Siege des Deutschen Ordens und führte nachmals dieselben Bilder für den Prinzen Friedrich von Preußen auch in Oel aus. In Potsdam schmückte er den Marmorpalast mit Fresken aus der Nibelungensage. Ein sehr ansprechendes Oelbild aus dieser Zeit, das er auch wiederholen mußte, ist: die Fürstin auf die Falkenjagd ziehend. Bei Einrichtung der kronprinzlichen Wohnung im Schlosse zu Berlin fertigte er die Zeichnung zu mehrern runden Wandgemälden mit mytholog. Darstellungen. Zu seinen größern Oelgemälden gehören noch: die Schlacht Otto's d. Gr. gegen die Hunnen, und dann: ein Weinfest im Mittelalter, ein reiches, mit ungemeiner Sorgfalt behandeltes Bild. In seinen letzten Lebensjahren entwarf er Cartons und Gemälde, welche zur Ausschmückung des fürstl. Jagdschlosses zu Putbus bestimmt waren. K. starb 8. April 1853. Seine Werke sind charakteristisch im Ausdruck, harmonisch in der Farbe.

Kolberg, Stadt und ehemalige Festung im Kreis K.-Körlin des Regierungsbezirks Köslin der preuß. Provinz Pommern, liegt an der Persante, die 2 Kilom. unterhalb in die Ostsee mündet, und ist durch eine Zweigbahn nach Belgard mit der Berlin-Stettin-Danziger Eisenbahn verbunden. Die Stadt ist Sitz eines Kreisgerichts, Hauptzollamts und einer Superintendentur und zählt (1875) 13,807 E. Der Hafen wird auf der Ostseite durch das Münderfort, auf der West- oder Maikuhlseite durch die Kleist- und Heydenschanze vertheidigt. Die Befestigungen an der Landseite sind 1873 eingegangen. K. hat drei Vorstädte: die Gelder Vorstadt, die Lauenburger Vorstadt und die Münde (Kolbergermünde), welche letztere sich in neuester Zeit sehr erweiterte und verschönerte. Unmittelbar am Meere liegt das Strandschloß. Von den sieben Kirchen der Stadt sind die 1316 vollendete St.-Marien-Domkirche und die 1871—76 erbaute Nikolaikirche erwähnenswerth. Ein schönes Gebäude ist auch das nach den Entwürfen Zwirner's ausgeführte Rathhaus. Auf dem Markte wurde 2. Juli 1864 das Standbild Friedrich Wilhelm's IV. (von Drake) enthüllt. K. hat ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, ein Fräuleinstift, vier Hospitäler, eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger, eine Reichsbankstelle, Eisengießereien und Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen. Handel und Schifffahrt sind im Aufschwunge begriffen. Viele Bewohner treiben auch Ackerbau und Fischerei. Außer einem Seebade befindet sich zu K. auch ein kräftiges Soolbad, das gegenwärtig von mehr als 2000 Badegästen jährlich besucht wird. Das Salzwerk, welches schon zur Zeit der Ottonen bekannt war, ist 1860 eingegangen. K. ist eine sehr alte Stadt und wurde bereits im 10. Jahrh. Sitz eines Bischofs, blieb dies aber nicht lange; das Domkapitel daselbst hob man indeß erst 1810 auf. Vormals war K. die Hauptstadt des Landes Kassuben und wurde 1277 von dem Herzoge von Pommern an das Stift Kammin abgetreten, mit dem es 1648 an Brandenburg kam. K. wurde 1284 in den Hansabund aufgenommen und im Dreißigjährigen Kriege nach langer Belagerung 1631 von den Schweden erobert, die sich bis 1653 hier behaupteten. Große Drangsale hatte sie im Siebenjährigen Kriege zu leiden. Nachdem 1758 der General Palmbach und 1760 die Schweden und Russen K. vergebens belagert hatten, erschien 1761 Romanzow mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps vor der Stadt, die er nur nach heftigem Bombardement und viermonatlicher Belagerung durch Hungersnoth endlich 16. Dec. zur Capitulation zwingen konnte. Ebenso tapfer wurde K. 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der altersschwache Commandant Loucadou, welcher anfangs befehligte, 13. März die Schanze auf dem Hohenberge nehmen, allein die Ausfälle Schill's, der in der Maikuhle sich verschanzt hatte, und die Thätigkeit des Bürgers Nettelbeck (s. d.) innerhalb der Stadt machten die Fehler des Commandanten theilweise wieder gut. Endlich übertrug der König dem Oberst Gneisenau 29. April an Loucadou's Stelle das Commando, der die Festung so lange hielt, bis die Nachricht vom Tilsiter Frieden eintraf. Die Stadt war seit

Digitized by Google

28. April bis 2. Juli 1807 fast unausgesetzt beschossen worden. Vgl. Riemann, «Geschichte der Stadt K.» (Kolb. 1873); derselbe, «Beilagen zur Geschichte der Stadt K.» (Kolb. 1873); Hirschfeld, «Das Sool- und Seebad K.» (2. Aufl., Kolb. 1875).

Kolchis, eine an Wein und Früchten reiche Landschaft Asiens, an der Ostküste des Pontus Euxinus oder Schwarzen Meers gelegen, etwa das heutige russ. Gouvernement Kutais und die nächst angrenzende türk. Landschaft Trapezunt umfassend, war im frühesten Alterthume berühmt als das sagenhafte Vaterland der Medea und das Ziel der Argonauten, wurde aber den Griechen erst durch die von den Milesiern dort gegründeten Colonien bekannter. Früher hatten die Kolchier ihre eigenen Könige, die zur Zeit des Persischen Reichs in lockerer Verbindung mit diesem standen, später kamen sie unter die Herrschaft des pontischen Königs Mithridates. Nachher erhielten sie wieder eigene Fürsten, die in der Kaiserzeit von den Römern abhingen. Die bedeutendste Stadt war Dioskurias, später Sebastopolis genannt, der Hauptstrom der Phasis.

Kölcsey (Franz), einer der namhaftesten neuern ungar. Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Aug. 1790 zu Szö-Demeter in der siebenbürg. Gespanschaft Mittel-Szolnok, studirte auf dem reform. Collegium zu Debreczin und wurde 1809 Jurat der königl. Tafel in Pest, wo er mit den literarischen Notabilitäten der ungar. Hauptstadt, namentlich mit Paul Szemere, in nähere Berührung trat. K.'s erste poetische Versuche erschienen 1813 in Horváth's ungar. «Damenkalender» und im «Erdélyi museum». Hauptsächlich suchte er den Geschmack und die Formen der neu erwachenden ungar. Literatur zu bilden. Der heftige Tadel, welchen sein kritisches Auftreten im «Tudományos gyüjtemény» und in einer ohne sein Wissen 1815 zu Pest veröffentlichten Satire hervorrief, verleidete ihm jedoch bald diese Laufbahn, und erst 1826 entschied er sich wieder, im Verein mit Szemere die Zeitschrift «Élet és irodalom» («Leben und Literatur») herauszugeben. Dieselbe enthielt eine bedeutende Anzahl philos., kunstgeschichtlicher und kritischer Aufsätze von K., die mächtigen Einfluß auf die literarische Entfaltung übten. K. praktizirte auch als Anwalt, und seine in dieser Stellung sowie im Comitatsaale zu Szathmár, wo er 1829 zum Obernotar ernannt wurde, gehaltenen Reden gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Art. Auf dem epochemachenden Landtage 1832—36 vertrat K. das Szathmárer Comitat und gehörte zu den bedeutendsten Mitgliedern der liberalen Partei. Doch legte er im Laufe der Session sein Mandat nieder, da ihm sein Comitat in der Urbarialablösungsfrage eine illiberale Instruction ertheilte. K. starb plötzlich zu Szathmár 24. Aug. 1838. Seine «Gesammelten Werke» (8 Bde., Pest 1840—48) wurden von Eötvös, Szalay und Szemere herausgegeben. Sein «Tagebuch» vom Landtage 1832—36 wurde 1848 (Pest) veröffentlicht.

Koldewey (Karl), deutscher Seemann und Nordpolfahrer, geb. 26. Oct. 1837 zu Bücken im Amte Hoya der preuß. Provinz Hannover, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung 1849—53 auf dem Gymnasium zu Clausthal, ging im April 1853 zur See, fuhr, größtentheils unter bremer Flagge, als Schiffsjunge, Leichtmatrose und Matrose bis zum Sommer 1859 und besuchte dann die Untersteuermannsschule zu Bremen. Nachdem er 1860 als Untersteuermann in Ostindien gewesen war, besuchte er 1861 die Schule aufs neue und machte in Bremen das Obersteuermannsexamen, worauf er bis 1866 als Obersteuermann verschiedene Reisen machte. Nach seiner Rückkehr bezog er das Polytechnikum zu Hannover und 1867 die Universität zu Göttingen, wo er besonders Mathematik, Astronomie und Physik studirte. Im Frühjahr 1868 übernahm er im Auftrage Petermann's das Commando der ersten deutschen Nordfahrt, von welcher er im Herbst zurückkehrte. Hierauf ging er wieder nach Göttingen, um seine Studien zu vollenden und den Bericht über die Reise zu schreiben, welcher als Ergänzungsheft Nr. 28 («Die erste deutsche Nordpolar-Expedition 1868») zu Petermann's «Mittheilungen» (Gotha 1871) erschien. K. übernahm 1869 das Commando der zweiten deutschen Nordfahrt, ging nach seiner Rückkehr im Herbst 1870 nach Hamburg, wurde im April 1871 erster Assistent an der dortigen Seewarte und bearbeitete in deren Auftrage in Berlin unter Dove's Anleitung die meteorolog. und hydrogr. Resultate der Nordpolar-Expedition, welche in dem Werke über «Die zweite deutsche Nordpolarfahrt» (Lpz. 1874) veröffentlicht wurden. Bei Gründung der Reichs-Seewarte 1875 wurde K. zum Vorsteher einer Abtheilung dieses Instituts berufen.

Kolding, dän. Stadt im jütländ. Amt Veile des Stiftes Ribe, am Koldingerfjord, einer 10 Kilom. langen, bis 2000 Mt. breiten Bucht des Kleinen Belt, in welche hier die Koldings-Aa an der Grenze gegen Schleswig mündet, 22 Kilom. südwestlich von Fridericia und an der Bahnlinie Vandrup-Fridericia gelegen, hat eine Lateinschule, ein Hospital, einen neuerdings verbesserten Hafen und (1870) 5400 E. An der Nordwestseite liegen die Reste des 1808 abgebrannten Schlosses Koldinghuus, ehemals Örnsborg, d. h. Adlerburg, genannt,

Digitized by Google

welches, im 13. Jahrh. erbaut, häufig die Residenz der dän. Könige war, unter welchen Christian III. daselbst 1559 starb. Bei K. wurden die Königlichen 1313 von den Rebellen unter Niels Olusson, im Dec. 1643 die Dänen von den Schweden unter Torstenson geschlagen, der 4. Jan. 1644 das Schloß eroberte. Im Dec. 1658 nahmen die Polen unter Czarnecki das Schloß ein. Hier siegten 23. April 1849 die schlesw.-holstein. Truppen unter General Bonin über die dän. Armee unter Bülow; 1864 wurde K. wieder von deutschen Truppen besetzt.

Kolettis (Joannis), namhafter griech. Staatsmann, geb. 1788 zu Syrakos, einem Dorfe in der Nähe von Jannina, studirte in Italien die Arzneiwissenschaft, die er späterhin in seiner Heimat ausübte. Schon in der Jugend war er in die von Rhigas gestiftete Hetärie (s. d.) eingetreten. Am Hofe des Ali-Pascha von Jannina, der ihn zum Leibarzte seines Sohnes Muktar-Bei ernannte, kam K. mit den hervorragendsten Persönlichkeiten von Epirus, wo damals große Gärung herrschte, in nähere Verbindung. K. war 1821 der erste, der in seiner Vaterstadt die Fahne des Aufstandes erhob. Da jedoch die Insurgenten sich in Epirus nicht behaupten konnten, begab er sich alsbald nach dem Peloponnes und gesellte sich hier der Partei zu, welche im Gegensatze zu der Militärpartei die Errichtung einer gesetzlichen Centralregierung beabsichtigte. Am 1. (13.) Jan. 1822 unterzeichnete er als Abgeordneter auf dem Congresse zu Epidauros die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung von Epidauros. K. wurde damals zum Minister des Innern ernannt, später zum Exarch von Euböa, wo er bei Karystos einen glänzenden Sieg über die Türken davontrug, und 1824 zum Mitglied des Vollziehungsraths. Seitdem erlangte er in den Angelegenheiten Griechenlands ein gewisses Uebergewicht, das er zunächst zur Unterdrückung der oligarchischen Partei des Peloponnes anwandte, an deren Spitze Theodor Kolokotronis stand. Auch wurde er bald, als Anhänger und Haupt der franz. Partei, namentlich seit 1824 und 1825, ein leidenschaftlicher Gegner des Maurokordatos, der an der Spitze der engl. Partei stand. Gegen Ende 1826 und Anfang 1827 ruhte nächst Karaïskakis hauptsächlich auf K. die Last der Kriegführung in Ostgriechenland. Im Frühjahr 1827 wirkte er besonders thätig für das Zustandekommen der Nationalversammlung von Trözene, auf welcher J. Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands erwählt wurde. Letzterer ernannte ihn zum Mitgliede des Panhellenion und beauftragte ihn mit der Organisation der unregelmäßigen Truppen von Rumelien. Nach der Ermordung des Präsidenten ward er neben Kolokotronis, seinem Todfeinde, und Augustin Kapodistrias Mitglied der provisorischen Regierungscommission, erklärte sich aber gegen Ende 1831 für die Sache der rumeliotischen Oppositionspartei und führte mit deren Hülfe im April 1832 die Abdankung des Augustin Kapodistrias herbei. Nach dessen Sturz ward K. in die aus Männern beider Parteien zusammengesetzte Regierungscommission gewählt, welche bis zur Ankunft der bair. Regentschaft die Regierung Griechenlands führte. K. war einer der ersten, die den König Otto ohne Bedingung anerkannten, wurde von diesem zum Minister des Innern und zum Präsidenten des Cabinets ernannt und ging 1835 als Gesandter nach Paris, von wo ihn die Ereignisse des J. 1844 abriefen, in deren Folge er an die Spitze des Ministeriums des Aeußern und des 18. Aug. 1844 gebildeten Ministerraths selbst gelangte. In letzterer Stellung hielt er sich bis zu seinem Tode im Sept. 1847. (S. Griechenland.)

Kolibri (Trochilus) ist der Name einer Vogelgattung, die den Typus einer eigenen Ordnung oder Familie, der Schwirrvögel (Stridores) bildet. Die Ordnung wird gebildet von meist sehr kleinen Vögeln, welche seit der Entdeckung Amerikas, ihres ausschließlichen Vaterlandes, stets Gegenstand allgemeiner Bewunderung blieben wegen der Pracht und des Glanzes der Farben, mit denen vorzugsweise Stirn, Hals und Brust des Männchens geschmückt sind. Ihr Schnabel ist länger als der Kopf, gerade oder schwach gebogen und röhrenförmig, indem der Oberkiefer mit seinen Rändern den Unterkiefer umfaßt. Die sehr lange und vorn in zwei fadenförmige Spitzen gespaltene Zunge kann, wie beim Specht, mit großer Kraft hervorgeschnellt werden, und die sehr langen, zugespitzten, schmalen Flügel machen das schnellste Durchschneiden der Luft in gerader Linie möglich. Die Füße sind sehr klein, aber die Zehen mit langen Krallen bewaffnet. Man kennt bereits an 200 Arten mit Sicherheit, von denen eine die Länge von 20 Ctmt. erreicht, alle übrigen aber bedeutend kleiner sind. Am kleinsten ist der Fliegenvogel oder Mückenvogel (T. minimus), der nur 35 Mmt. lang und 1,2 Gr. schwer ist. Die K. schießen mit solcher Schnelligkeit dahin, daß sie nur das schnurrende Geräusch ihrer Flügel und das im Sonnenschein funkenartig erglänzende Gefieder auf einen Augenblick erkennbar macht. Unermüdlich vom frühen Morgen an sind sie in Bewegung, indem sie blitzschnell von Blume zu Blume fliegen. Zugleich erfassen sie ihre Nahrung, welche aus den kleinen, in die Blüten eingedrungenen Insekten besteht. Nur selten ruhen sie auf einige Secunden auf einem

Digitized by Google

dünnen Aestchen oder auf dem Rande der Blumen selbst. So klein sie sind, so viel Leidenschaft und Keckheit entwickeln sie; denn nicht nur sind sie unter sich häufig in Kämpfen begriffen, welchen man mit dem Auge zu folgen umsonst sich bestrebt, sondern sie vertheidigen auch mit vielem Muthe sich und ihre Jungen gegen weit größere Vögel. Nicht alle K. sind tropisch. Der gemeine oder Rubinkolibri (T. colubris) kommt im Sommer in Canada vor, und King beobachtete zahlreiche K. zwischen dem Schneegestöber, welches nicht selten die Sommertage des rauhen Feuerlandes unterbricht. Den Kragenkolibri (T. selasphorus) traf Cook noch am Nutkasunde und Kotzebue sogar bis zu 61° nördl. Br. Ihre Nester sind sehr sorgfältig aus Pflanzenwolle, den Fruchtkernen der Compositen u. dgl. verfertigt und außen mit Stückchen von Baumflechten und Moos tapezirt. Die Eier, gewöhnlich zwei in einem Neste, sind allerdings bei dem Fliegenvogel nur erbsengroß, sonst aber nicht so gar klein und zuweilen bis 1,6 Ctmt. lang. Südamerikanische K. sind schon lebend nach England und Frankreich gebracht worden, wo sie aber immer nur einige Wochen am Leben blieben. Bälge, die ausgestopft als Zimmerzierath oder Schmuck auf Damenhüten dienen, erhält man aus Brasilien. Abgebildet sind viele Arten in dem Prachtwerke von Lesson: «Histoire naturelle des oiseaux-mouches et des colibris» (Par. 1829). Vgl. noch Mulsant und Verreaux, «Histoire naturelle des oiseaux-mouches ou colibris» (2 Bde., Lyon 1876).

Kolik (griech., von κῶλον, der Grimmdarm) oder Enteralgie (von ἔντερον, Darm, und ἄλγος, Schmerz), Bauchgrimmen, Darmschmerz, nennt man alle schmerzhaften Affectionen der Gedärme, welche nicht von Entzündungen und ähnlichen anatom. Veränderungen der Darmwand abhängen, sondern auf einer Hyperästhesie der Darmnerven (Neurose im Gebiet des Plexus mesentericus) beruhen. Am häufigsten entsteht die K. durch Auftreibungen des Darms, z. B. durch Gase (Windkolik, colica flatulenta), wenn Speisereste im Darm in Gärung und Fäulniß übergehen. Würmer können gleichfalls K. hervorbringen. Die nach Erkältungen der äußern Haut, namentlich der Füße und des Unterleibes auftretende K. ist wol rheumatischer Natur. Der Genuß von unreifem Obst und andern schädlichen Substanzen ruft häufig K. hervor. Mit großer Regelmäßigkeit tritt die sog. Bleikolik nach Bleivergiftungen (s. d.) auf. Ebenso werden bei manchen Störungen des Nervensystems, insbesondere bei Hysterie und Hypochondrie, häufig Kolikanfälle nach Gemüthsbewegungen oder übermäßigen Geistesanstrengungen beobachtet. Die K. charakterisirt sich durch einen anfallsweise auftretenden, heftig kneipenden, schneidenden Schmerz in der Nabelgegend, gegen welchen der Kranke im Wechsel der Lage, durch Drücken des Bauchs Erleichterung sucht. Der Schmerz ist so heftig, daß die ganze Haltung des Kranken ihn erkennen läßt, Hände, Gesicht und Füße des Kranken werden kalt, es tritt selbst Uebelkeit und Erbrechen, Harndrang und Harnzwang ein. Plötzlich hört jedoch der Schmerz auf, und der Kranke befindet sich wieder völlig wohl. Beseitigt wird die K. am besten durch eröffnende Mittel (warme Klystiere, Rhabarber, Ricinusöl), zeitweilig durch Opium; auch erweisen sich warme Getränke (Kamillen, Baldrian, Pfefferminzthee u. dgl.) und warme Umschläge auf den Leib während der Anfälle nützlich. Man spricht auch von Nieren- und Gallenkolik. Dies sind in ihren Erscheinungen ebenso heftige Schmerzanfälle wie die eigentliche K., welche entstehen, wenn Steine durch die Harn- oder Gallenwege getrieben werden; die Behandlung ist auch hier eine wesentlich symptomatische.

Kollár (Joh.), einer der namhaftesten böhm. Dichter, geb. 29. Juli 1793 zu Mossocz im ungar. Comitate Thurocz, erhielt seinen Unterricht in Kremnitz und Neusohl und machte dann seine theol. und linguistischen Studien auf dem evang. Lyceum in Preßburg. Nachdem er hierauf 1½ Jahr in Jena Vorlesungen gehört, kehrte er 1819 nach Ungarn zurück, wo er noch in demselben Jahre zu Pest die Stelle als Geistlicher der dortigen slaw. Gemeinde erhielt. Dieses Amt bekleidete K. bis März 1849, wo er als Vertrauensmann von der Regierung nach Wien berufen ward. Bald darauf erhielt er daselbst eine Professur der slaw. Archäologie an der Universität, starb aber schon 29. Jan. 1852. K. trat frühzeitig als Dichter in czech. Sprache auf. Schon 1821 erschienen seine «Básně» (d. i. Gedichte), die in den folgenden Auflagen unter dem Titel «Slávy dcera» («Tochter der Slawa», 4. Aufl., 2 Thle., Ofen 1845) berühmt wurden und in der Geschichte der böhm. Literatur epochemachend waren. Ein literarisches Verdienst erwarb er sich auch durch seine Sammlung slowak. Volkslieder: «Narodnie Zpiewanky» (2 Bde., Ofen 1823 u. 1827; 2. vermehrte Aufl. 1832 u. 1833). In seiner spätern Zeit wandte er sich jedoch mehr dem linguistisch-archäol. Gebiete zu. So veröffentlichte er in dieser Richtung die «Rozprawy o Imenách» («Abhandlungen über die Namen und Alterthümer des slaw. Volks und dessen Verzweigungen», Ofen 1830) sowie die Schrift «Slawa

Digitized by Google

Bohynie» («Die Göttin Slawa», Peſt 1839). Hierzu kamen: «Cestopis obsahujíci cestu do horní Italie etc.» («Beſchreibung einer Reiſe durch Oberitalien u. ſ. w.», Peſt 1843; 2. Aufl., Prag 1868), und kurz nach ſeinem Tode erſchien noch das ſeltſame Werk «Staro-Italia slavjanska» («Das ſlaw. Altitalien», Wien 1853; 2. Aufl., Prag 1863). In dieſen Werken erwies ſich K. freilich mehr als phantaſiereicher Slawophile denn als gründlicher wiſſenſchaftlicher Kritiker; doch enthalten dieſelben ein reiches Material für ſlaw. Alterthumsforſcher. Allgemeines Aufſehen verurſachte auch ſein deutſch geſchriebenes Werk: «Ueber die literariſche Wechſelſeitigkeit zwiſchen den Stämmen und Mundarten der ſlaw. Nation» (Peſt 1831). Es war in demſelben zum erſten mal die panſlawiſtiſche Tendenz offen ausgeſprochen. Als Kanzelredner genoß er großen Ruf. Doch bekundete er in ſeinen, auch mehrfach in fremde Sprachen überſetzten Predigten (2 Bde., Peſt 1831—44) dieſelbe nationalpolit. Tendenz wie in ſeinen poetiſchen Werken. Eine Auswahl von K.'s Schriften hat Kober («Spisy», 4 Thle., Prag 1862—63) beſorgt; darunter iſt auch deſſen Selbſtbiographie.

Koller oder Dummkoller heißt eine ausſchließlich bei dem Pferde vorkommende Krankheit, welche hauptſächlich durch Waſſeranſammlung im Hirn veranlaßt und unheilbar iſt. Wenn das Pferd dadurch befallen wird, ſo erweiſt es ſich gegen alle Außeneindrücke gänzlich abgeſtumpft, ſteht unbeweglich mit geſenktem Kopf und hängenden Ohren und einem unverkennbar traurigen (träumeriſchen) Ausdruck in den Augen, daher auch Trauerkoller, Lauſchkoller. Dem K. gehen gewöhnlich Gehirncongeſtionen voran; gegen dieſe hilft augenblicklich ein Aderlaß am Halſe. Dem Dummkoller ſtellt man gewöhnlich zur Seite den raſenden K., eine durch Gehirnentzündung hervorgerufene Tobſucht bei Pferden. Früher brachte man dieſelbe mit dem unterdrückten Geſchlechtstrieb in Verbindung und nannte ſie Samenkoller. Der K. iſt eine Gewährskrankheit; nach preuß. Landrecht dauert die Gewährleiſtung vier Wochen.

Kölliker (Rud. Albert), namhafter Anatom und Hiſtolog, geb. zu Zürich 6. Juli 1817, ſtudirte zu Zürich, Bonn und Berlin 1836—41 Medicin, habilitirte ſich 1843 als Privatdocent an der Univerſität zu Zürich, wurde 1845 daſelbſt zum außerord. Profeſſor der Phyſiologie und der vergleichenden Anatomie ernannt und folgte 1847 einem Rufe als ord. Profeſſor nach Würzburg. K.'s wiſſenſchaftlicher Ruf beruht auf ſeinen ausgezeichneten Forſchungen auf dem Gebiete der normalen mikroſkopiſchen Anatomie, als deren Frucht das Werk «Handbuch der Gewebelehre des Menſchen» (5. Aufl., Lpz. 1867) anzuſehen iſt. Hierher gehören ferner die bahnbrechenden Arbeiten: «Mikroſkopiſche Anatomie» (2 Bde., Lpz. 1850—54), «Icones histiologicae» (2 Bde., Lpz. 1864—65). Auch auf dem Gebiete der Embryologie hat K. Hervorragendes geleiſtet, wie ſeine Schriften «Entwickelungsgeſchichte des Menſchen» (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1876), «Entwickelungsgeſchichte der Cephalopoden» (Zür. 1844) und «Morphologie und Entwickelungsgeſchichte des Pennatulidenſtammes» (Frankf. a. M. 1872) beweiſen. Mehrere Unterſuchungen in der ſyſtematiſchen Zoologie, wie die «Schwimmpolypen von Meſſina» (Lpz. 1853) und «Anatom.-ſyſtematiſche Beſchreibung der Alcyonarien» (Frankf. a. M. 1870—72), betreffen die Thierklaſſen der Würmer und der Mollusken. Hiſtologiſchen Inhalts ſind die Monographien: «Ueber die Pacinischen Körperchen» (herausg. im Verein mit J. Henle, Zür. 1843) und «Die normale Reſorption des Knochengewebes» (Lpz. 1873). Mit Siebold zuſammen gibt K. ſeit 1849 die «Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Zoologie» heraus.

Kollin, richtiger Kolin (czech. Kolín Nový), Stadt im gleichnamigen böhm. Bezirk, 54 Kilom. öſtlich von Prag, an der Elbe und an der Kreuzung der Oeſterreichiſchen Staats- und der Nordweſtbahn gelegen, hat meiſt ſchön gebaute Häuſer, eine ſehenswerthe Dechantkirche, ein Kapuzinerkloſter, ein Rathhaus, ein Schloß, ein Realgymnaſium, eine Hauptſchule, eine höhere Töchterſchule, zwei (die Umgegend außerdem noch zehn) Zuckerfabriken, eine Düngerfabrik, zwei Dampfmühlen, zwei Oelfabriken, drei Zuckerformenfabriken, eine Syrupfabrik und zwei Spiritusfabriken und zählt (1869) 9473 E. Die Stadt wurde beſonders berühmt durch die Schlacht bei K. (18. Juni 1757). Nach der Schlacht bei Prag (6. Mai) hatte Friedrich II. den Prinzen Karl von Lothringen mit einem bedeutenden Theile der Armee in letztere Stadt eingeſchloſſen und dieſe bombardirt. Unterdeß hatte Daun ſich auf 53,790 Mann verſtärkt und zeigte die Abſicht, Prag zu entſetzen. Der König begab ſich daher mit acht Bataillonen und ſechs Escadronen zu dem Corps des Herzogs von Bevern und brach 17. Juni mit 34,000 Mann gegen Daun auf, welcher in einer ſtarken Stellung auf den Höhen bei K. lagerte. In der Fronte war dieſelbe unangreifbar; der König beſchloß daher, den rechten Flügel anzugreifen. Am 18. ſtand die öſterr. Armee in Schlachtordnung: der rechte Flügel gegen Krczezor, Nadasdy's Cavalerie hier jenſeit eines tiefen Grundes, neben dem ſich drei Regimenter ſächſ. leichter Reiter

und 1000 Mann österr. Kürassiere, einige Infanterie aber im vorliegenden Eichwalde aufgestellt hatten. Der König ließ um 1 Uhr seine Armee links marschiren. General Hülsen nahm Krczezor, Zieten warf mit 80 Escadronen Nadasdy. Da ließ der König gegen seine ursprüngliche Disposition die Armee aufmarschiren, statt noch weiter links zu ziehen, und erhielt dadurch doch eine fast parallele Stellung zum Feinde. Dann verstärkte seinen rechten Flügel, gegen welchen Friedrich nun seinen linken avanciren, zugleich aber links ziehen ließ. Auch der Eichbusch wurde von Hülsen genommen, bald darauf mit Prinz Moritz von Dessau vereint die daneben stehende Batterie; Zieten warf Nadasdy, der gegen ihn vorrückte, zum zweiten mal. Auf dem rechten Flügel griff aber General Manstein, von den Kroaten belästigt, vorzeitig an. Hierauf führte der sächs. Oberst Benkendorf sein Regiment Prinz Karl zum Angriff, da er beim Feinde eine Lücke, infolge des Linksziehens entstanden, bemerkte. In diese stürzte er, die andern sächs. Regimenter und ein österreichisches folgten ihm. Die Preußen, welche hier schon lange im Feuer gestanden hatten, waren erschöpft; 14 Bataillone erlagen. Dann ließ nun den ganzen rechten Flügel vorgehen. Nadasdy wurde zwar von Zieten zum dritten mal in großer Unordnung geworfen, aber die Niederlage der Preußen war entschieden. Die nächste Folge derselben war die Aufhebung der Belagerung von Prag und die Räumung Böhmens.

Kolmar, Hauptstadt des deutschen Bezirks Oberelsaß, s. Colmar.

Köln, das ehemalige Erzstift im Kurrheinischen Kreise, zumeist auf dem linken Ufer des Rheins gelegen, ein ziemlich zerstückeltes Ländchen, umfaßte auf ungefähr 2750 QKilom. gegen 100,000 E. und zerfiel in das Ober- und Unterstift. Außerdem gehörten noch zu dem stiftischen Lande die Grafschaft Recklinghausen und das Herzogthum Westfalen, mit denen es zusammen ein Areal von etwa 6600 QKilom. mit 230,000 E. und 600,000 Thlr. jährliche Einkünfte hatte. Den Namen führte es von der Reichsstadt Köln (s. d.), wo auch das Domkapitel seinen Sitz hatte; die spätere Residenz war Bonn (s. d.). Der Erzbischof war der dritte geistliche Kurfürst des Deutschen Reichs und Erzkanzler desselben in Italien sowie auch des Papstes. Wegen der Krönung des deutschen Kaisers führte der Kurfürst mit dem von Mainz einen langen Streit, der 1657 dahin entschieden wurde, daß die Krönung von dem vollzogen werden solle, in dessen Sprengel der Krönungsort liege. Ein Bisthum bestand schon frühzeitig zu K.; als erster Bischof wird Maternus, zu Anfange des 4. Jahrh., genannt. Durch Karl d. Gr. wurde K. Ende des 8. Jahrh. zum Erzbisthum erhoben; als Suffraganbischöfe aber waren demselben Utrecht (bis 1559), Lüttich, Minden (bis 1648), Münster und Osnabrück untergeben. Unter dem Erzbischof Bruno (953—965), dem Bruder Kaiser Otto's I., gewann das Stift sehr bedeutend an Ansehen und Macht, namentlich durch die Erwerbung Lothringens, das aber nach und nach wieder verloren ging; ebenso unter Heribert (999—1021), der die Würde als Kurfürst des Deutschen Reichs und vom Kaiser die Stadt Deutz erhielt. Anno, 1054—75, wurde besonders merkwürdig als Vormund und Rathgeber Kaiser Heinrich's IV. (s. d.). Reginald von Dassel (1161—67) war ein treuer Genosse Kaiser Friedrich's I., der ihm Andernach überließ; Philipp von Heinsberg (1167—91), ein glücklicher Krieger, erwarb bei der Aechtung Heinrich's des Löwen den westl. Theil des alten Engern unter dem Namen des Herzogthums Westfalen. Engelbert I. (1215—25) wurde von Kaiser Friedrich II. bei dessen Zuge nach Italien zum Reichsverweser bestimmt und wirkte als solcher sehr vortheilhaft. Unter Konrad von Hochstaden (1237—61), der den Grund zum Dome legte, begannen die langwierigen Streitigkeiten mit der Stadt K., die unter Engelbert von Falkenburg die Verlegung der erzbischöfl. Residenz nach Bonn zur Folge hatten. Gebhard, Truchseß von Waldburg, trat aus Liebe zur Gräfin Agnes von Mansfeld zur prot. Kirche über und wurde deshalb 1583 vom Papst excommunicirt und hierauf des Erzbisthums verlustig. Ihm folgten nacheinander die Herzoge Ernst 1583, Ferdinand 1612, Maximilian Heinrich 1650, Joseph Clemens 1688 und Clemens August 1723 von Baiern, und diesem 1761 Maximilian Friedrich, Graf von Königsegg-Rotenfels, der die Universität zu Bonn stiftete. Unter Maximilian Franz Xaver, Erzherzog von Oesterreich, dem Bruder des Kaisers Franz, der 1784 den erzbischöfl. Stuhl bestieg, 1794 durch die Franzosen aus Bonn vertrieben wurde, anfangs in Mergentheim lebte und 26. Juli 1801 in Hetzendorf bei Wien starb, wurde das Erzstift im Frieden zu Luneville 1801 säcularisirt und der Theil auf dem linken Rheinufer an Frankreich, der auf dem rechten an Nassau-Usingen, Wied-Runkel, Hessen-Darmstadt und Aremberg abgetreten. Der Wiener Congreß brachte das ganze kölner Gebiet an Preußen. Bei der neuen Organisation des Erzstifts 1824 wurde der Graf Spiegel zum Desenberg und Canstein zum Erzbischof gewählt, dem 1835 Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering folgte. Als letzterer 1837 in seiner

Digitized by Google

amtlichen Wirksamkeit suspendirt ward, trat der Generalvicar Hüsgen als Capitularverweser ein. Nach Hüsgen's Tode ließ sich der Erzbischof bewegen, 1842 den Bischof von Speier, Geißel, zum Coadjutor zu wählen, der auch 1845 nach dem Tode Droste's den erzbischöfl. Stuhl bestieg und im Nov. 1850 zum Cardinal erhoben wurde. Derselbe starb 1864. Sein Nachfolger wurde der Bischof von Osnabrück, Paul Melchers, der 1866 sein Amt antrat, aber infolge der Maigesetze 1876 seines Amts entsetzt wurde. Vgl. Mering, «Die Bischöfe und Erzbischöfe von K.» (2 Bde., Köln 1842—44); Ennen, «Frankreich und der Niederrhein oder Geschichte von Stadt und Kurstaat K. seit dem Dreißigjährigen Kriege» (2 Bde., Köln 1855—56); Jaffé und Wattenbach, «Ecclesiae metropolitanae Coloniensis codices» (Berl. 1874).

Köln (Colonia Agrippina, franz. Cologne), die bedeutendste Stadt der preuß. Rheinprovinz und Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, in Verbindung mit dem am rechten Rheinufer, K. gegenüber, liegenden und als Brückenkopf dienenden Deutz (s. d.) eine Festung ersten Ranges, dehnt sich in Form eines Halbkreises am linken Ufer des Rheins aus und gewährt mit den vielen Thürmen und stattlichen Gebäuden am Strome ein imposantes Bild. Mit Deutz ist K. durch eine Schiffbrücke sowie durch die 3. Oct. 1859 eröffnete stehende Brücke der Köln-Mindener Eisenbahn verbunden. Letztere ist ein großartiger Bau (Gitterbrücke von 412 Mt. Länge), der auf drei Strom- und zwei Landpfeilern ruht und aus zwei Abtheilungen besteht; die eine derselben dient nur dem Eisenbahnverkehr und hängt durch einen Viaduct mit dem Central-Personenbahnhofe der Rheinischen Eisenbahn zusammen, während der für Fuhrwerke und Personen bestimmte Theil mittels einer Rampe auf dem Platze hinter dem Dome mündet. Die Brücke wird von sechs Thürmen flankirt und ist am Eingange der kölner Seite (linkes Ufer) von einer Reiterstatue Friedrich Wilhelm's IV. (von Bläser), auf der deutzer Seite (rechtes Ufer) von einer Reiterstatue Kaiser Wilhelm's I. (von Drake) geschmückt. K. zählt (1875) 135,371 E. (mit der Garnison von 4927 Mann). Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und besitzt besonders nach dem Rheine zu noch viele enge, dunkle Gassen mit hohen alterthümlichen Häusern. Erst in neuerer Zeit ist K. verschönert und modernisirt worden und sind viele schöne Privat- und öffentliche Gebäude entstanden. Dahin gehören das Museum, die Gewerbeschule, die Realschule, die Gebäude des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins, der Central-Personenbahnhof, das städtische Hospital, das Gebäude der Garnisonverwaltung u. s. w. Einen ungewöhnlichen Reichthum besitzt K. an alten architektonischen Werken, unter denen in erster Linie die Kirchen zu nennen sind. Unter ihnen ist der roman. Baustil und der Uebergangsstil stark vertreten. Als eine der ältesten Kirchen K.s gilt St.-Pantaleon. Die Kirche St.-Marie im Capitol wurde 1049 durch Papst Leo IX. geweiht, St.-Georg 1067; St.-Aposteln, St.-Martin und St.-Gereon gehören ebenfalls dem 11. Jahrh. an, haben aber gegen Ende der roman. Periode mancherlei Veränderungen und Erweiterungen erfahren und zeigen bereits den Uebergangsstil in wundervollen Modificationen. St.-Kunibert wurde 1248 vollendet. Die Kirchen St.-Johann Baptist, St.-Ursula, St.-Cäcilia und St.-Andreas sind einfacher und fallen in die Zwischenzeit. In die goth. Periode gehören außer dem hochberühmten Kölner Dom (s. d.) die Kirche St.-Severin, die auf roman. Grundlage aufgebaut ist, die Minoritenkirche und das Chor von St.-Andreas. Der Neuzeit gehört die evang. St.-Trinitatiskirche mit ihrer Säulenhalle, ein Werk König Friedrich Wilhelm's IV., an. Die ältern Kirchen sind völlig restaurirt und gewähren dem Freunde der Kunst reiche Belehrung. Der Römerzeit gehören Reste der Stadtmauer mit ihren Thürmen an. Der sog. Römerthurm in der Zeughausstraße ist ein Bau aus der Merovinger Periode. Mehrere röm. Mosaikböden, die in K. gefunden wurden, sind im Museum aufbewahrt. Das Rathhaus wurde im 13. Jahrh. begonnen und vor einigen Jahren unter Leitung des Stadtbaumeisters Raschdorff völlig umgebaut. Der Hansesaal im Innern imponirt durch die Farbenpracht sowie durch die symbolischen Statuen an der Südseite. Die Façade nach dem Altenmarkte ist völlig neu. Der Vorbau mit seinen Säulen, Basreliefs und Inschriften gehört der Renaissance an, während der Thurm gothisch ist. Der gleichfalls goth. Gürzenich, 1441—74 erbaut, ist das großartigste der ältern nichtkirchlichen Gebäude K.s. Derselbe wurde 1856 durch einen Anbau an der Nordseite erweitert und im Innern total neu umgebaut. Der große Festsaal (51 Mt. lang und 22 Mt. breit) bildet eine mächtige Halle, bestehend aus einem 14 Mt. hohen, von 22 reichgeschnitzten hölzernen Säulen getragenen Mittelschiffe und rings herumlaufenden Seitenschiffen von 7,7 Mt. Höhe. Sehenswerth sind auch darin die mittelalterlichen Kamine. Die 1621—29 erbaute Jesuitenkirche erscheint als eine späte Nachahmung der goth. Kunst. Unter den Bauwerken aus neuester Zeit sind noch zu nennen: das Casino, das Regierungsgebäude und das

Digitized by Google

Museum Walraff-Richartz, welches eine reiche Sammlung von röm. und mittelalterlichen Alterthümern, sowie von Gemälden, darunter eine große Folge aus der altkölnischen Schule, enthält.

Außer der Regierung für den Bezirk haben zu K. noch der Appellationsgerichtshof für die Rheinprovinz, ein Erzbischof nebst Domkapitel, der Commandeur der 15. Division und die damit in Verbindung stehenden Militärbehörden ihren Sitz. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen vier Gymnasien, eine Realschule, eine Gewerbeschule, eine höhere Töchterschule, ein Priesterseminar u. s. w. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind, außer dem erwähnten Museum, noch das an Urkunden ungemein reiche städtische Archiv und die Bibliothek, ferner die in einem eigenen Gebäude untergebrachte Jesuitenbibliothek, die Bibliothek des Priesterseminars u. s. w. zu nennen. Das erzbischöfl. Museum auf dem Domhofe ist eine reiche Sammlung mittelalterlicher Kunstgegenstände, kirchlicher Gefäße, Geräthschaften u. s. w. Der Zoologische Garten und die Flora mit reichen Gewächshäusern, mit denen eine höhere Gartenbaulehranstalt verbunden wird, dienen als Vergnügungslocale. Die Musik wird in K. sehr gepflegt. Die Musikalische Gesellschaft dient den Musikfreunden zum geselligen Mittelpunkte. Das Conservatorium der Musik und die Gürzenich-Concerte stehen unter der Leitung des städtischen Kapellmeisters Dr. Ferd. Hiller. Außerdem findet der Gesang seine Pflege in vielen Vereinen, unter denen der Männergesangverein sich europ. Ruf erworben hat. Die Industrie in K. ist ungemein ausgedehnt und der Handel wahrhaft großartig. Letzterm dienen die Rheinische und die Köln-Mindener Eisenbahn, die sich hier nach den verschiedensten Richtungen hin verzweigen, ferner die Dampfschlepp- und Segelschiffe auf dem Rheine, endlich ein bedeutendes Frachtfuhrwesen nach den Gegenden, wohin weder Eisenbahnen noch Wasserstraßen führen. Der Hafenverkehr K.s betrug im J. 1876: 6670 Schiffe mit 3,933,904 Ctr. gegen 7564 Schiffe und 3,937,904 Ctr. im J. 1875. Die Industrie beschäftigt viele Tausende von Arbeitern. Ihre Hauptzweige sind die Fabrikation von Zucker, Taback, Leim, Goldleisten, Tapeten, Eau de Cologne, Seife, Leder, Möbeln, Klavieren, Maschinen, Chemikalien, Spiritus u. s. w. K. ist der Sitz einer Reichsbankhauptstelle. Dem Creditwesen dienen außerdem viele Bankhäuser, ferner der A. Schaaffhausen'sche Bankverein, die Kölnische Privatbank, eine Bank für Rheinland-Westfalen und eine Kölnische Commerz- und Wechselbank. Das Versicherungswesen ist vertreten durch die Lebensversicherungsgesellschaft Concordia, die Feuerversicherungsgesellschaft Colonia, die Hagelversicherungsgesellschaft und die Rückversicherung. K. ist außerdem Sitz der Direction der Rheinischen und der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft und der Kölnischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, eines Oberpostamts und einer Telegraphendirection. Die Vorstädte sind durch eine Pferdeeisenbahn mit K. verbunden. Bei den vielen Fremden, die K. namentlich im Sommer besuchen, gewährt die Stadt im Innern ein reichbewegtes Leben. Die großartigen Festungswerke K.s bestehen aus Mauern, Thürmen, Gräben, Vorwerken, Forts u. dgl., deren Bauzeit sich vom 13. Jahrh. bis zur Gegenwart erstreckt. Unweit der alten Umwallung mit bastionirten Fronten befinden sich 16 größere und kleinere detachirte Forts und Lunetten, die in ihrer Kehle von kreisförmigen Reduits geschlossen sind. Außerdem wird die Stadt noch in weiterm Umkreise von 8 neuen großen Außenforts umgeben und geschützt, welche sämmtlich etwa 6—8 Kilom. vom Dome entfernt sind.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Römern und wurde auf Antrieb des Marcus Agrippa um 37 v. Chr. durch die Ubier angelegt, daher sie auch anfangs Ubiorum oppidum hieß. Durch eine Colonie, die des Kaisers Claudius Gemahlin Agrippina 50 n. Chr. hierher führte, ward sie vergrößert und nun Colonia Agrippinensis, später Colonia Claudia Agrippina genannt. Nachdem sich die Franken der Stadt bemächtigt, kam sie bei der Theilung der fränk. Monarchie 511 an Austrasien und durch Vergleich zwischen Ludwig von Deutschland und Karl dem Kahlen von Frankreich 870 an Deutschland. Sie trat zu Anfang des 13. Jahrh. in den Bund der Hansa, in welchem sie mit Lübeck um den Vorrang stritt, und um die Mitte jenes Jahrhunderts in den rhein. Städtebund. Als Freie Reichsstadt lag sie stets mit den Erzbischöfen in Streit, die ihre Freiheit nicht anerkennen wollten und sie stets ihre fürstl. Stadt nannten. Wie durch Handel, dessen Blüte aber mit der Hansa sank, so war sie auch ihrer Malerschule und Universität wegen berühmt, die 1388 gestiftet und 1801 gleich den zahlreichen Stiftskapiteln, den Abteien, Commenden des Deutschen und des Malteserordens, den Klöstern unter der franz. Herrschaft geschlossen wurde, wo die Stadt auch ihre Freiheit verlor. Vgl. Kiefer, «Neueste vollständige Beschreibung der Stadt K.» (neue Aufl., Köln 1850); Stramberg, «Antiquarius der Stadt K.» (Bd. 1, Kobl. 1862—63); Ennen, «Geschichte der Stadt K.» (Bd. 1—4, Köln u. Neuß 1862—74); derselbe, «Zeitbilder aus der neuern Geschichte der

Digitized by Google

Stadt K.» (Köln 1857); derselbe mit Eckertz, «Quellen zur Geschichte der Stadt K.» (Bd. 1—5, Köln 1860—70); «Chroniken der niederrhein. Städte» (Thl. 1: «Köln», Bd. 1 u. 2, Lpz. 1875—76). — Der Regierungsbezirk K. hat ein Areal von 3974,35 QKilom., zählt (1875) 654,667 E. und zerfällt in die 11 Kreise: K.-Stadt, K.-Land, Bergheim, Bonn, Rheinbach, Euskirchen, Mühlheim, Siegkreis, Wipperfürth, Waldbröl, Gummersbach.

Kölner Dom. Dieses vollendetste Muster der goth. Baukunst hat seinen Ursprung in einem Dome, den unter der Regierung und Betheiligung Karl's d. Gr. der Erzbischof Hildebold 814 an derselben Stelle zu bauen begann, welche der gegenwärtige Bau einnimmt. Als Friedrich I. Barbarossa 1162 die von Mailand erworbenen Gebeine der Heiligen drei Könige dem Dome von Köln zum Geschenk machte, wurde dieser dadurch das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten, und da zugleich der Reichthum der Handelsstadt zunahm und die goth. Baukunst sich dem Gipfelpunkte ihrer Entwickelung näherte, so genügte der erste Bau nicht mehr. Eine Feuersbrunst, die den alten Dom zerstörte, ward 1248 Veranlassung zu einem Neubau. Noch in demselben Jahre wurde vom Erzbischof Konrad von Hochstaden der Grundstein dazu mit großen Feierlichkeiten gelegt, und zwar nach jenem großen Entwurfe, dessen volle Ausführung erst in neuerer Zeit aufgenommen wurde. Nach dem Meister jenes ersten Entwurfs ist vielfach, ohne ein ganz sicheres Ergebniß, geforscht worden. Seit 1255 wird Gerhard von Rile als Meister und Leiter des Baues genannt. Später traten jedoch durch mannichfache Zwistigkeiten der Stadt mit den Erzbischöfen Hindernisse ein, sodaß erst 1322, also im 74. Jahre nach der Grundsteinlegung, die Einweihung des Chors, des einzig vollendeten Theils, erfolgen konnte. So weit hatte Meister Johann den Bau im 21. Jahre seiner Bauführung gebracht. Die Reihe der Meister in den Schreinsbüchern bricht mit Rütger, dem Nachfolger Johann's, 1332 ab. Misbräuche beim Einsammeln der Beiträge und dadurch nothwendig gewordene Verbote des Sammelns überhaupt, die Kriege des Erzbischofs Theodorich von Mörs ließen den Bau nur langsam wachsen. Doch wurde bis 1437 die Vorhalle im südl. Thurme vollendet, der Thurm selbst aber bis 55 Mt. hoch aufgeführt. Auch wurde damals der schon zum Wahrzeichen gewordene Krahn mit einem Dache versehen. Neue Glocken kamen hinein. Am Ende des 15. Jahrh. wurden die schönen Glasgemälde in der nördl. Nebenhalle eingesetzt. Das letzte Fenster trägt die Jahreszahl 1509. Von da an stockte der Bau. Vollendet waren von den fünf Haupttheilen desselben nur die beiden östlichen, das Chor und die es umstehenden Kapellen. Mit Eintritt der Kirchenreformation blieb der Bau völlig liegen. Das 16. Jahrh. sorgte nur noch für die innere Ausschmückung durch Denkmäler, womit man im 17. Jahrh. fortfuhr. Inzwischen aber arbeiteten an der Zerstörung des Aeußern die Wirkungen des Dreißigjährigen Kriegs, der sinkende Wohlstand Kölns, die Zwistigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft. Nichts geschah, dem unaufhaltsamen Vernichtungswerke von Wind und Wetter, dem fressenden Roste Einhalt zu thun. Dazu kam im 18. Jahrh. der Krieg, der den Dom in ein Futtermagazin verwandelte und 1802 Köln in die Gewalt des Feindes brachte. Napoleon I. schlug die Bitte um jährliche Gewähr von 40,000 Frs. für Unterhaltung des Doms ab. Natürlicher Verfall und absichtliche Zerstörung nahmen ihren Fortgang. Erst durch Friedrich Schlegel und die Brüder Boisserée wurde die Aufmerksamkeit aller Gebildeten wieder auf den Dom gelenkt. Mit aller Energie wurde jetzt die Ausbesserung betrieben, und als durch den Frieden von Paris 1814 Köln an Preußen fiel, begann eine geordnete Fürsorge für Erhaltung und Herstellung des Baues. Nach einer Untersuchung durch Schinkel leiteten Frank und Ahlert die umfassenden Reparaturen. Das kölner Erzbisthum wurde 1825 wiederhergestellt, die Theilnahme der Bevölkerung wieder geweckt, die früher gebräuchliche Kathedralsteuer konnte wieder eingeführt werden. Nach Ahlert's Tode (1833) folgte als Dombaumeister Zwirner. Die Wiederherstellungsbauten nahten allmählich ihrem Ende, und man begann an den Weiterbau zu denken. Bald nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. ward der Ausbau des Kreuzschiffs und der nördl. und südl. Portale angeordnet, und nun erwachte eine ungemeine Begeisterung für den Dombau. Es bildete sich 8. Dec. 1841 ein Central-Dombauverein in Köln, welcher der Mutterverein von weit über hundert andern Dombauvereinen wurde, unter denen der zu Berlin und der Centralverein für die Provinz Sachsen zu Magdeburg hervorzuheben sind. Dichter, Musiker und Schriftsteller wirkten für das große Werk; viele Legate wurden zu seinen Gunsten gemacht. Die Kosten der Reparatur hatten sich auf 350,000 Thlr. belaufen. Unter großen Festlichkeiten konnte 4. Sept. 1842 die Grundsteinlegung zum Weiterbau vollzogen werden. Im Juli desselben Jahres war das «Domblatt», das Organ der Domvereine, gegründet worden. Eine andere Feier entfaltete sich im

Digitized by Google

Sept. 1848, welche dem vor 600 Jahren eröffneten Beginne des Baues galt. Bei dieser Gelegenheit schenkte König Ludwig von Baiern vier Glasfenster, welche er durch H. Heß, Ainmüller, Hellweger und A. Fischer hatte anfertigen lassen; sie kosteten 70,000 Fl. Seit der Grundsteinlegung von 1842 ist der Eifer im Sammeln für den Riesenbau, worin sich religiöses und künstlerisches Interesse vereinigen, nie ganz erkaltet; ja es haben sich die Erträge mit dem sichtlichen Fortschreiten des Doms gesteigert. Reichlicher Zufluß kam durch die jährlichen Leistungen der in Köln domicilirenden anonymen Gesellschaften. Seit 1850 bestehen auch akademische Dombauvereine, etwa 20, an verschiedenen Hochschulen und akademischen Lehranstalten. Die Genehmigung einer Dombau-Prämiencollecte bot ebenfalls reiche Mittel zur Förderung des Baues, welcher nach dem 1861 erfolgten Tode Zwirner's durch den Dombaumeister Voigtel geleitet wurde, und so konnte 15. Oct. 1863 die Vollendung der Domkirche selbst in allen Theilen, mit Einschluß des Dachreiters auf der Kreuzbierung, durch ein Fest gefeiert werden. Es fehlte nur noch die Vollendung der Thürme. Nachdem 1868 der nördl. Hauptthurm die Höhe des südl. Thurms erreicht hatte, wurden beide Thürme, nach Beseitigung des alten Domkrahns, gleichmäßig bis zur Kreuzblume aufgeführt. Ende 1876 waren beide Thürme so weit gefördert, daß im Sommer 1877 mit dem Helm des südl. Thurms begonnen werden konnte. Die Vollendung des Ganzen soll 1880 erfolgen.

Dem Grundriß nach ist der Dom eine kreuzförmige Basilika, deren fünfschiffiges Langhaus von einem dreischiffigen Querhaus durchschnitten wird. Die ganze Länge des Gebäudes beträgt 135,6 Mt., die Breite 61 Mt., die im Querschiffe 86 Mt.; die Höhe bis zum untern Rande des Dachs 46 Mt., bis zum Dachfirst 61,5 Mt.; die Höhe des über der Vierung aufsteigenden Mittelthurms (Dachreiters) 109,3 Mt. Die Westfaçade, welche vollständig nach den noch erhaltenen Originalplänen aus dem 14. Jahrh. ausgeführt ist, gilt mit ihren beiden gewaltigen Thürmen, dem dazwischen sich öffnenden Hauptportal und dem großen Mittelfenster für das schönste Beispiel des bis zur äußersten Consequenz durchgeführten Systems der nach oben immer luftiger und leichter aufsteigenden, sich fortwährend verjüngenden Strebemassen. Die Thürme haben (in ihrer Vollendung) eine Höhe von 156 Mt.; sie erheben sich in vier Stockwerken, die drei untern sind viereckig, das vierte ist achteckig und von prachtvoll durchbrochenen schlanken Helmen gekrönt. Das Hauptportal ist 29,3 Mt. hoch, 9,5 Mt. breit; die beiden Nebenportale je 11,6 Mt. hoch, 6,6 Mt. breit; das Mittelfenster 14,75 Mt. hoch, 6,25 Mt. breit. Die Arme des Querschiffs finden ihren Abschluß in dem Nord- und Südportal, welche ausschließlich nach Zwirner's Entwürfen erbaut sind, da die alten Pläne hierzu nicht mehr vorhanden waren. Das Nordportal ist einfach gehalten; überaus glänzend dagegen das Südportal, dessen reicher nach Schwanthaler's Entwürfen ausgeführter Bilderschmuck ein Geschenk des Kaisers Wilhelm ist. Das 1322 vollendete Chor, um welches sich ein Kranz von sieben Kapellen legt, zeigt in seinem untern Theile die edeln strengen Formen des frühgoth. Stils in reinster Entwickelung, in seinem obern Theile die Pracht und den elastisch bewegten Schwung der vollendeten Kunst. Aus den Pfeilern des Unterbaues steigt ein reiches System von Strebepfeilern und Strebebogen auf, welche den Gewölben als Widerlager dienen und eine Vermittelung zwischen den niedrigen Seitenschiffen und Kapellen und dem hohen Mittelschiff herstellen. Das Innere wird von 56 Pfeilern getragen und ist 119 Mt. lang; das Mittelschiff 15 Mt. breit, 14 Mt. hoch; jedes der vier Seitenschiffe 8,18 Mt. breit, 19 Mt. hoch. Der ganze Dom bedeckt einen Flächenraum von 6166 QMt. Im Innern des Doms sind die gemalten Fenster sowie der Statuenschmuck der Säulen durch freiwillige Gaben beschafft worden. Die große Orgel ist an die Nordseite verlegt worden, wo sich in einem Anbau Sakristei, Archiv und Bibliothek des Doms befinden. Infolge des Friedensschlusses mit dem Großherzogthum Hessen (1866) wurden die unter der ersten franz. Republik nach Darmstadt gekommenen Handschriften u. s. w. dem Dom zurückgegeben. Die große, 1874 von Hamm in Frankenthal aus 22 eroberten franz. Kanonen gegossene Kaiserglocke (3,7 Mt. hoch, mit einem Durchmesser von 3,42 Mt. am Schlagring, 54,300 Pfd. schwer, die größte und schwerste aller Glocken, welche geläutet werden) wurde 1875 provisorisch im südl. Thurme in geringer Höhe aufgehängt. Außer den Prachtwerken von S. Boisserée (s. d.) vgl. Fahne, «Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Baumeister des Kölner Doms» (Düsseld. 1849); Bock, «Der Kunst- und Reliquienschatz des Kölner Doms» (Köln u. Neuß 1870); «Vollständige Geschichte und Beschreibung des Kölner Doms» (Köln 1874); Schmitz, «Der Dom zu Köln, seine Construction und Ausstattung» (histor. Text von Ennen, Köln 1877), und die Monographien von Pfeilschmidt, de Noël, Kiefer, Binzer u. s. w.

Kölnische Mark, s. Mark. — **Kölnisches Wasser**, s. Eau de Cologne.

Digitized by Google

Kolokotrōnis (Theod.), Kriegsheld und Parteiführer im griech. Befreiungskampfe, Sohn eines berühmten Anführers der Armatolen in Korinth Namens Konstantinos, den die Türken verrätherisch umbrachten, wurde 3. April 1770 auf dem Berge Rhamowúni in Messenien unter einem Baume geboren und verlebte eine unruhige Jugend, indem er als Bandenführer die Halbinsel durchzog. Schon frühzeitig hegte K. den Gedanken der Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche. Als er 1806 vor der Verfolgung der Türken nach Zante geflüchtet war, suchte er von da aus die Franzosen zur Befreiung seines Vaterlandes zu veranlassen. Inzwischen trat er auf den Jonischen Inseln in Kriegsdienst und ward später Oberst eines dort errichteten griech. Regiments. Im J. 1817 wurde er in die Plane der Hetärie eingeweiht. Nachdem ihn 1820 Ypsilantis von dem nahen Ausbruche des Kampfs unterrichtet, landete er Anfang 1821 an der Küste Mainas. Seit Ende März 1821 galt K. neben Petros Mauromichalis als einer der Hauptanführer der Griechen, vornehmlich bei deren Erfolgen in den ersten beiden Jahren des Freiheitskampfs. (S. Griechenland.) So that er sich namentlich bei der Einnahme von Tripolizza und Korinth (1821), sowie bei der Eroberung von Nauplia (1822) durch große Tapferkeit hervor. Der Congreß zu Astros ernannte ihn 1823 zum obersten Befehlshaber des Peloponnes, und bald darauf ward er sogar Vicepräsident des Vollziehungsraths. Nachdem er schon auf jenem Congreß, in Verbindung mit der Militärpartei gegenüber der Partei der Primaten und Archonten, in Opposition gegen die Regierung getreten, kam es bald nachher zu offener Widersetzlichkeit. Sein eigener Sohn, Panos K., damals im Besitze der Festung von Nauplia, verweigerte die Uebergabe derselben an die Regierung Anfang 1824, fand jedoch in dem nämlichen Jahre, als der Bürgerkrieg zwischen der Regierung und der unzufriedenen und rebellischen Militärpartei offen ausgebrochen war, vor Tripolizza seinen Tod. K. der Vater unterlag mit seiner Partei und ward einige Monate als Gefangener in einem Kloster der Insel Hydra festgehalten, bis im Frühjahre 1825 der Senat sich genöthigt sah, ihn freizulassen, um ihn an die Spitze der Peloponnesier gegen Ibrahim-Pascha zu stellen, über den er aber im ganzen keine wesentlichen Vortheile erlangte. Im J. 1826 ward K. in Nauplia mit dem Rumeliotenhäuptling Theod. Grivas in eine verderbliche Fehde verwickelt. Auf dem Congreß in Trözene 1827 stimmte er für den Präsidenten Kapodistrias. Nach des letztern Ermordung zum Mitgliede der provisorischen Regierungscommission erwählt, zeigte sich K., als dieselbe infolge der rumeliotischen Opposition aufgelöst werden mußte, in seiner wilden Klephtennatur. Selbst nach dem Siege der liberalen Partei und der Flucht des Augustin Kapodistrias im April 1832 blieb er als Mitglied der kapodistrianisch-korfiotischen Partei fortwährend der erbittertste Gegner der neuen Ordnung. In offenem Kriege bekämpfte er die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungscommission, und nur eine Niederlage, die ihm im Jan. 1833 die Franzosen beibrachten, konnte ihn an der Verfolgung seiner Plane hindern. Ebenso feindselig zeigte er sich der Regentschaft des Königs Otto, gegen welche er im Sommer 1833 sogar Verschwörungsversuche wagte, weshalb er nebst seinem Sohne, Gennaios K., und Koliopulos, einem treuen Anhänger seiner Partei, im April 1834 wegen Hochverraths in Anklagestand versetzt und von dem Gerichtshofe zu Nauplia 7. Juni 1834 nebst Koliopulos zum Tode verurtheilt ward. Diese Strafe verwandelte jedoch der König in 20jährige Festungsstrafe auf dem Palamidis in Nauplia, die ihm bei dessen Regierungsantritt (1. Juni 1835) sogar erlassen wurde. K. starb 14. (26.) Febr. 1843 zu Athen. Seine Denkwürdigkeiten erschienen 1851 zu Athen. — Sein Sohn, Gennaios K., nahm am Befreiungskriege theil, gehörte dann der Oppositionspartei an und war zuletzt unter König Otto 1862 Präsident eines Ministeriums. Er starb zu Athen 4. Juni 1868. Seine Denkwürdigkeiten über den Befreiungskampf wurden 1856 von Philadelpheus herausgegeben.

Kolomēa (Kolomyia), Stadt in Ostgalizien, am Pruth und an der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Untergymnasium und zählt (1875) mit der deutschen Ansiedelung Mariahilf 17,679 E., meist Ruthenen nebst vielen Juden (Chassiden). Die erstern betreiben Landwirthschaft, insbesondere Maisbau und Viehzucht (Pferde, Rinder und Schafe), die letztern die Schankwirthschaft, Leihgeschäfte und den Handel im Kleinen und Großen.

Kolomna, Kreisstadt im Gouvernement Moskau am Einflusse der Kolomenka in die Moskwa und an der Rjäsan-Moskauer Eisenbahn, 108 Kilom. von Moskau, hat 17 Kirchen, 2 Klöster, 5 Schulen, eine Handelsbank, 16 Fabriken in Seide, Baumwolle, Leder u. s. w. und zählt 18,808 E., die bedeutenden Handel mit Vieh, Getreide und Holz treiben. Die Stadt wird in den russ. Chroniken schon 1177 erwähnt und ist mehrmals gänzlich zerstört worden.

Digitized by Google

Kolon, ein griech. Wort, das urſprünglich ein Glied im allgemeinen, dann insbeſondere das Glied eines Satzes bezeichnete. Schon die alten griech. Grammatiker übertrugen jedoch das Wort auf das Interpunktionszeichen, welches ſeinem Werthe nach zwiſchen dem Komma und dem Punkte mitteninne ſtand und in der Schrift durch einen Punkt rechts oberhalb des Endbuchſtabens des Satztheils angedeutet wurde. Von den Griechen erhielten auch die Römer das K., die aber als Zeichen für daſſelbe den doppelten Punkt einführten. Das letztere Zeichen iſt noch üblich, weshalb das K. auch Doppelpunkt genannt wird. Jetzt bedient man ſich des K., gleich dem erſt gegen Ende des 15. Jahrh. von A. Manutius eingeführten Semikolon (d. i. halbes K.), zur Trennung der Hauptglieder einer vollen Periode. Das K. ſteht vorzugsweiſe da, wo nach einem Allgemeinen die Aufzählung des Beſondern folgt, oder vor Anführung directer Rede.

Kolontaj (Hugo), namhafter poln. Staatsmann und Publiciſt, geb. 1. April 1750 in der Wojwodſchaft Sandomir, ſtammte aus einer adeligen Familie in Litauen, erhielt ſeine Bildung auf der Akademie zu Krakau und wurde 1774 Kanonikus an der krakauer Kathedrale. Nach ſeiner Rückkehr von Rom trat er in die Commiſſion ein, die Stanislaus Auguſt zur Verbeſſerung des poln. Unterrichtsweſens in Warſchau bildete, und begann beſonders kräftig für die Reform der krakauer Akademie, namentlich durch Beſeitigung der jeſuitiſchen Feſſeln zu wirken. Im J. 1782 wählte die Univerſität K. zum Rector auf drei Jahre; doch gelang es ſeinen Gegnern, ihn ſchon nach zwei Jahren wieder zu entfernen. K. kehrte nach Warſchau zurück, wurde Unterkanzler der Krone und einer der Haupturheber der Conſtitution vom 3. Mai 1791, wirkte auch durch viele Flugſchriften. Als aber die Conföderation zu Targowiza zuſammentrat, verlor K. ſeine Güter und mußte nach Dresden flüchten, wo er bis zum Aufſtande unter Koſciuſzko (1794) verblieb. Darauf kehrte er nach Warſchau zurück und arbeitete in der Regierungsabtheilung für die Juſtiz. Die Einnahme Pragas zwang ihn von neuem zur Flucht. In Galizien wurde er von den Oeſterreichern gefangen und bis 1803 zu Olmütz in engem Gewahrſam gehalten. Auf Verwenden der ruſſ. Regierung freigelaſſen, hielt er ſich bis 1807 bei Krzemieniec in Volhynien auf und begab ſich nach dem Tilſiter Frieden in das Herzogthum Warſchau. Später erhielt er einen Theil ſeiner Güter zurück. Er ſtarb zu Warſchau 28. Febr. 1812. Seine meiſt anonym erſchienenen polit. Schriften ſind mit großer Beredſamkeit verfaßt und voll erhabener, klarer Gedanken. Am bemerkenswertheſten ſind die «Briefe an den Staatsreferendar und Reichstagsmarſchall Stanislaus Malachowſki» (4 Bde., Warſch. 1788); ferner «Prawo polityczne narodu polskiego» (Warſch. 1790) und «Stan oswieccnia» (herausg. von E. Raczynſki, 2 Bde., Poſen 1842), worin K. den Zuſtand der Volksbildung von Polen um die Mitte des 18. Jahrh. freimüthig ſchildert. Auch an dem Werke «Vom Entſtehen und Untergange der poln. Conſtitution vom 3. Mai 1791» (deutſch, 1793) hatte K. bedeutenden Antheil. Aus ſeinem Nachlaſſe ſind eine Reihe hiſtor. Forſchungen «Badania historyczne» (3 Bde., Krak. 1844) und ſeine Correſpondenz mit Czacki (4 Bde., Krak. 1845) erſchienen.

Kolóphon, eine der ion. Zwölfſtädte, an der Küſte von Lydien, ungefähr 11 Kilom. nordweſtlich von Epheſus, war zur Zeit ihrer Blüte im Beſitze einer beträchtlichen Seemacht und trefflicher Reiterei, wurde von Gyges, während des Peloponneſiſchen Kriegs von den Perſern und ſpäter noch einigemal erobert und ſank zuletzt durch die Vergrößerung von Epheſus. Die Hafenſtadt von K. war Notion, bekannt durch die Seeſchlacht der Athener 407 v. Chr. Oeſtlich davon lag ebenfalls ganz in der Nähe an der Küſte die Stadt Klaros mit dem berühmten Heiligthume und Orakel des Apollon Klarios. Auch gewann man bei K. ein ſchon von den Alten geſchätztes Harz, das Kolophonium.

Kolophonium nennt man die nach Entfernung des Oels von dem Terpentin durch Deſtillation zurückbleibende und geſchmolzene Harzmaſſe, ein ſprödes, gelbes oder braunes, durchſcheinendes Harz, welches beim Löthen, zum Firnisbereiten, zum Kitten, zum Verpichen der Flaſchen, zur Fabrikation der Harzſeife, zum Leimen der Maſchinenpapiere ſowie zum Beſtreichen des Bogens der Geigeninſtrumente benutzt wird, weshalb es auch Geigenharz heißt. Das Klarwerden des Rohharzes (gekochter Terpentin) durch Schmelzen deſſelben beruht auf der Ueberführung einer kryſtalliſirten Harzſäure, der Abiëtinſäure, in das amorphe Anhydrid deſſelben. Der Name ſtammt nach der einen Anſicht von der Stadt Kolophon (ſ. d.) her, nach einer andern von dem griech. καλόν, ſchön, und φωνή, Klang.

Koloß (griech. κολοσσός) heißt jede Bildſäule von übernatürlicher Größe. Beſonders die ägypt. Kunſt, zu deren Charakterzügen die Koloſſalität gehört, hat zahlloſe K., oft aus dem härteſten Geſtein, bis zur Größe von mehr als 20 Mt., hervorgebracht, welche meiſt Götter oder Könige darſtellen und hauptſächlich an den Eingängen der verſchiedenen Tempelräume und

Digitized by Google

reihenweise vor den Vorbauten (Pylonen) der Tempel aufgestellt waren. Die meisten derselben sind in sitzender Stellung, doch vertreten nicht selten Pfeiler, an welche stehende Kolossalfiguren angelehnt sind, die Stelle von Säulen. Zu den berühmtesten unter den erhaltenen ägypt. Kolossalstatuen gehören die beiden Bilder des Amenhotep oder Amenophis III. (eines Königs der 18. Dynastie), welche, noch 16 Mt. hoch, im westl. Theile des alten Theben (bei Medinet-Habu) emporragen, und von denen der eine später den Griechen als Statue des Memnon (s. d.) galt. Auch die griech. Künstler haben sich vielfach und mit bedeutendem Erfolg in Bildung von Kolossalstatuen versucht. Zu den berühmtesten Schöpfungen dieser Art gehören drei Werke des Phidias: das bronzene Bild der Athene Promachos auf der Akropolis zu Athen, deren Helmbusch und Lanzenspitze schon den von Sunion Heranschiffenden sichtbar war; eine andere Statue derselben Göttin von Gold und Elfenbein (in der sog. chryselephantinen Technik) im Parthenon zu Athen, und die Statue des Zeus aus denselben Stoffen in Olympia. Den Phidias und Praxiteles nennen spätlat. Inschriften als Urheber der beiden, 6 Mt. hohen Marmorstatuen der Dioskuren mit ihren Rossen, welche jetzt in Rom vor dem päpstl. Palaste auf dem Monte-Cavallo (Quirinal) stehen, die aber jedenfalls erst in der Kaiserzeit nach griech. Originalen in Rom gearbeitet sind. Ferner ist zu nennen der chryselephantine K. der Here, den Polyklet für das Heräon bei Argos schuf; besonders aber der zu den sieben Weltwundern gerechnete K. zu Rhodus, welcher den Helios (Sonnengott), die Nationalgottheit der Rhodier, darstellte, von Chares aus Lindos, einem berühmten Schüler des Lysippos, stückweise aus Metall gegossen und nach 12 Jahren, um 290 oder 280 v. Chr., vollendet wurde. Seine Höhe belief sich auf 34 Mt.; er stand am Hafen, nicht aber, wie man früher irrig annahm, mit ausgespreizten Beinen über der Mündung des Hafens, wurde bereits nach 56 oder 66 Jahren nebst einem Theile der Stadt durch ein furchtbares Erdbeben umgestürzt und infolge eines Orakelspruchs nicht wieder aufgestellt. So lag er, auch noch in den Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung, bis der arab. Feldherr Muawiah nach der Eroberung der Insel 653 n. Chr. die Trümmer an einen Juden aus Edessa verkaufte, welcher zur Wegschaffung des Erzes 900 Kamele gebraucht haben soll. Vgl. C. F. Lüders, «Der K. von Rhodus» (Hamb. 1865). Außerdem fanden sich in Rhodus noch hundert andere K. Aus der röm. Zeit ist der Erzkoloß des Nero merkwürdig, der im Auftrage dieses Kaisers von Zenodorus 40 Mt. hoch gefertigt und auf der Höhe der Sacra via aufgestellt, nach Nero's Tode dem Sol geweiht, später in ein Bild des Kaisers Commodus verwandelt wurde. Auch die unter dem Namen des Farnesischen Hercules bekannte kolossale Marmorstatue des stehend ausruhenden Herakles, welche der Athener Glykon in der röm. Kaiserzeit wahrscheinlich nach einem Original des Lysippos gearbeitet hat (jetzt im Museum zu Neapel), verdient Erwähnung. Die moderne Kunst hat sich im 18. Jahrh. bei dem Herculeskoloß auf Wilhelmshöhe bei Kassel, im 19. Jahrh. bei der Statue der Bavaria (s. d.), welche König Ludwig I. von Baiern auf der Theresienwiese bei München aufstellen ließ, und bei der des Armin (s. Hermann) in außergewöhnlichen Dimensionen versucht.

Kolossä oder **Kolassä**, eine vormals volkreiche Stadt in Großphrygien am Flusse Lykos, wurde 65 n. Chr. unter Nero sammt den Nachbarstädten Laodicea und Hierapolis durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört, jedoch später wieder aufgebaut und blühte bis in das 12. Jahrh. An die dortigen Christen ist der im neutestamentlichen Kanon enthaltene Kolosserbrief gerichtet. Derselbe bildet mit dem Briefe an die Epheser eine eigene Gruppe unter den Paulinischen Briefen, welche sich durch Stil und Gedankengehalt wesentlich von den unzweifelhaft echten Briefen des Apostels unterscheidet. Statt der Beziehung der Erlösung in Christus auf das Heilsleben des Einzelnen beschäftigt diese Briefe vornehmlich die Idee der Kirche als eines übernatürlich gestifteten, Himmel und Erde umspannenden Organismus, an welchem Christus, der Erstgeborene aller Creatur, durch den alle Dinge geschaffen sind, das Haupt bildet. Die Lehranschauung des Briefs, die auch hinsichtlich der Person Christi gegenüber den echten Paulinischen Briefen einen weiter fortgeschrittenen Standpunkt verräth, wird im Gegensatze zu einem gnostischen Judenchristenthum entwickelt, welches, wie es scheint, dem des ersten bekannten Gnostikers (s. d.) Kerinth ziemlich verwandt, mit der Aufrechthaltung des jüd. Ceremonialgesetzes allerlei Speculationen über das obere Geisterreich verband und, wie es scheint, auch in Christus nur ein Engelwesen sah. Commentare zu dem Briefe an die Kolosser haben Huther (1841), Meyer (2. Aufl., Hannov. 1859), de Wette (2. Aufl. 1847) und Bleek (herausg. von Fr. Nitzsch, 1865) geliefert. Das tiefere Verständniß der Briefe und ihre Entstehungsverhältnisse hat zuerst Baur im «Paulus» (Tüb. 1845) eröffnet. Vgl. Holtzmann, «Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe» (Lpz. 1872).

Digitized by Google

Kolowrat, ein altes Geschlecht Böhmens, das schon mit Lech in Böhmen eingewandert sein soll und beglaubigte Urkunden vom J. 1000 aufzuweisen hat. Im J. 1590 wurde dasselbe in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Bis 1861 bestanden noch die zwei Hauptlinien K.-Krakowsky und K.-Liebsteinsky, von denen jene 1671, diese 1660 die reichsgräfl. und 1688 die ungar. Magnatenwürde erhielt. Gegenwärtig besteht nur noch die Linie K.-Krakowsky, deren Haupt Graf Philipp, geb. 1811, ist. — Die Linie K.-Liebsteinsky erlosch 1861 mit dem Grafen Franz Anton, Staats- und Conferenzminister zur Zeit Metternich's. Derselbe war 31. Jan. 1778 zu Prag geboren und erhielt eine treffliche Erziehung. Seit seiner Volljährigkeit schon bekleidete er den Posten des Stadthauptmanns in Prag, im Kriege den eines Landescommissars, seit 1810 aber das Amt des Oberstburggrafen in Böhmen. In dieser Stellung und als Präsident der böhm. Stände trug er viel zur Entwickelung der Landeswohlfahrt bei. Im J. 1818 begründete er das Böhmische Nationalmuseum in Prag, durch welches die literarischen und polit. Bestrebungen der Czechen einen Mittelpunkt erhielten. Kaiser Franz erhob ihn 1826 zum Staats- und Cabinetsminister. Es geschah dies, um dem Einflusse Metternich's auf die Leitung der innern Angelegenheiten ein Gegengewicht zu setzen. Als 1835 mit der Thronbesteigung Ferdinand's I. der Erzherzog Ludwig den Vorsitz in der Geheimen Staatsconferenz übernahm, erfolgte eine strengere Scheidung der Geschäftskreise, und das bisher gespannte Verhältniß zwischen Metternich und K. gestaltete sich freundlicher. Infolge der Märzereignisse 1848 trat Graf K. von den Geschäften zurück, seine übrigen Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit verbringend. Er starb 4. April 1861 kinderlos. Seine kostbare Bibliothek von 40,000 Bänden vermachte er dem Böhmischen Museum.

Kolüren nennt man in der Astronomie diejenigen zwei größten Kreise der Himmelskugel, von denen der eine (Kolur der Solstitien) durch die Pole des Aequators und die Sonnenwendepunkte, der andere (Kolur der Aequinoctien) durch die Pole des Aequators und die Aequinoctialpunkte gezogen gedacht wird. Beide gehören zu den sog. Declinationskreisen.

Kolüthos (oder Kolluthos), griech. Dichter aus dem Anfange des 6. Jahrh. n. Chr., aus Lykopolis in Aegypten, verfaßte mehrere größere Gedichte, wie die «Calydoniaca» und «Persica», die sämmtlich untergegangen sind. Nur ein kleineres heroisches Gedicht: «Raub der Helena», in der Manier des Nonnus (s. d.) und in einer für jene Zeit ziemlich correcten Sprache geschrieben, hat sich erhalten. Dasselbe wurde am besten herausgegeben von J. Bekker (Berl. 1816) und Julien (Par. 1823) und von Passow ins Deutsche übersetzt (Güstrow 1829).

Kolywan, ursprünglich Tschausk, Stadt im westsibir. Gouvernement Tomsk, Hauptort eines der vier Bezirke des Kolywano-Woskresenskischen Hüttenbezirks oder Altaischen Berggebietes (s. d.), liegt an dem Flüßchen Tschaus, das sich in den Ob ergießt, 225 Kilom. im SW. von Tomsk und 420 Kilom. vom russ. Altai, der auch das Kolywanische Erzgebirge genannt wird (s. Altai), und zwar am Fuße der Sinaja-Sopka, 32 Kilom. im NO. von dem durch seine großartigen Silberschmelzhütten berühmten Bergwerksort Smeinogorsk oder Schlangenberg. In der Nähe des Dorfs Tschausk wurden 1725 die ersten Kupferhüttenwerke, Kolywanskoi-Sawod, angelegt. Ihr Name ging allmählich auf die ganze Gegend über, aber wegen des Mangels an Brennmaterialien und wegen ihrer, seit der Entdeckung goldhaltiger Silbererze nothwendig gewordenen Erweiterung wurden die Schmelzwerke nach dem heutigen Barnaul (s. d.) verlegt. K. zählt 3418 E., hat zwei Kirchen, ein Gefängniß und zwei Kronmagazine. In K. findet kein Hüttenbetrieb mehr statt; die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh-, Bienenzucht und besonders mit dem Fischfange, der auf den Flüssen Ob, Tschaus und den 80 im Gebiete der Stadt liegenden kleinen Seen betrieben wird. Im Norden des erwähnten Schlangenbergs liegt in der Steppe von Platowsk und Sauschki der kleine fischreiche Kolywansee, durch die grotesken Felsformationen geschichteter Granite ausgezeichnet, die wie Säulen, Thürme und Obelisken zwischen dichten Gruppen von Fichten seine Ufer umgeben.

Kolzow (Alexei Wassiljewitsch), ausgezeichneter russ. Volksliederdichter, wurde 14. Oct. 1809 in Woronesh geboren und erhielt nur einen nothdürftigen Schulunterricht. Im Winter mußte er mit den Dienern des Vaters auf die Märkte ziehen, im Sommer den Vater in die Steppen begleiten, wo das Vieh weidete. Allen seinen Liedern ist auch in Ton und Colorit unverkennbar der Charakter der Steppennatur aufgeprägt. Zufällig fielen ihm die Gedichte Dmitriew's in die Hand, die ihn mächtig anzogen. Nach und nach schaffte er sich die Werke der bekanntesten russ. Dichter an und begann nun selbst Verse zu machen, indem er im Versbau die Werke dieser Dichter nachahmte. Im J. 1831 gelangte K. in Geschäften seines Vaters nach Moskau und wurde dort mit einigen Schriftstellern bekannt, die ihm Gelegenheit verschafften,

Digitized by Google

seine Poesien in verschiedenen Journalen drucken zu lassen. K. kam 1836 nach Petersburg und wurde mit Puschkin, Shukowskij u. a. bekannt, die sich seiner auf das wärmste annahmen. Zwei Jahre später führten ihn Geschäfte abermals nach Moskau und Petersburg. Er starb 31. Oct. 1842 in der Blüte seines Lebens. Erst 1846 erschien eine vollständige Ausgabe der Gedichte K.'s mit einer von Bjelinskij verfaßten Biographie. Unter diesen Gedichten sind die «Russ. Lieder» die bedeutendsten. Sie gehören durch das Volksmäßige im Ausdruck sowie durch Innigkeit des Gefühls zu den schönsten Perlen der russ. Poesie. Deutsche Uebersetzungen derselben hat Bodenstedt in der Sammlung «Die poetische Ukraine» (Stuttg. 1845) geliefert.

Kombābos, Syrer, hatte sich nach einer Sage, die uns in griech. Umbildung erhalten ist, als er vom König zum Begleiter von dessen Gemahlin auf einer Reise zur Erbauung eines Tempels der großen Göttin in Hierapolis erwählt worden war, vorher verstümmelt und die Zeichen seiner Entmannung dem König in einem verschlossenen Kästchen übergeben. Als nun seine Feinde durch die verleumderische Beschuldigung, daß er sich gegen die Königin vergangen habe, beim König das Todesurtheil gegen ihn ausgewirkt hatten, lieferte er durch den Inhalt des Kästchens und die Vorzeigung seiner Verstümmelung den unumstößlichen Beweis seiner Unschuld, worauf ihm nicht blos andere Ehren erwiesen, sondern auch eine bronzene Statue im Tempel der Göttin errichtet wurde. Nach andern liebte die syrische große Göttin den K. selbst, dessen Beispiel auf ihren Antrieb dann auch andere folgten.

Kometen, d. i. Haarsterne, nennt man mit einem aus dem Griechischen entlehnten Namen eine überaus zahlreiche und in vielen Beziehungen sehr räthselhafte Klasse von Himmelskörpern, die nebst den Planeten und ihren Monden zu unserm Sonnensysteme gehören, gewöhnlich nur kurze Zeit, nämlich dann, wenn sie der Sonne und zugleich der Erde verhältnißmäßig nahe kommen, durch Fernröhre oder, was aber weit seltener ist, dem bloßen Auge sichtbar werden und sich dann wieder, mit wenigen Ausnahmen, auf lange Zeit, größtentheils auf Jahrhunderte oder gar Jahrtausende, unserer Betrachtung entziehen. Ihren Namen haben sie von ihrer sonderbaren Gestalt oder Erscheinung erhalten, bei welcher wir dreierlei Theile unterscheiden müssen. Der Hauptbestandtheil ist eine Art Nebelhülle oder Lichtnebel, eine im Verhältniß zu andern Sternen große, mehr oder weniger glänzende, gewöhnlich runde, aber niemals scharfbegrenzte Lichtmasse, welche man den Kopf oder auch das Haar des K. nennt. Dieselbe umgibt zuweilen in der Form eines leuchtenden Rings, auch wol von zwei oder drei concentrischen Ringen, die durch blassere Zwischenräume getrennt sind, einen stärker glänzenden, planetenartigen Theil, den sog. Kern, und ist in den meisten Fällen an der der Sonne entgegengesetzten Seite mit einem hellen Streifen verbunden, den man den Schweif nennt, weshalb diese Gestirne auch Schweifsterne genannt werden. Der Schweif ist immer sehr durchsichtig, sodaß man die kleinsten Sterne hindurchschimmern sieht, ferner meistens in einiger Entfernung von dem Kopfe des K. gekrümmt (und zwar nach der Gegend, aus welcher der K. kommt) und oft von so ungeheurer Ausdehnung, daß er 90 und mehr Grade des Himmels einnimmt und mit Rücksicht auf seine Entfernung viele Millionen Kilom. lang sein muß. Die Schweife der berühmten K. von 1811 und 1858 waren zwischen 75 und 180 Mill. Kilom. lang und die Durchmesser in der Nähe der Köpfe über 750,000, am Ende über 15 Mill. Kilom. Zuweilen ist ein doppelter oder mehrfacher Schweif vorhanden, ja der K. von 1744 soll drei Doppelschweife gehabt haben, die sich fächerartig ausbreiteten. Uebrigens ist das Ansehen der K. (insbesondere das ihrer Schweife) sehr veränderlich; nur fällt es schwer, die wirklichen, in der Materie derselben vorgehenden Veränderungen von denjenigen zu unterscheiden, die nur scheinbar sind und von dem veränderten Stande der K. gegen Sonne und Erde herrühren.

In frühern Zeiten waren die oft so plötzlich zum Vorschein kommenden K. ihrer räthselhaften Natur und ihrer scheinbar so unregelmäßigen Bewegungen wegen nicht nur Gegenstände des Erstaunens, sondern sogar des Schreckens und abergläubischer Furcht, indem man sie für die Vorboten eines bevorstehenden schweren Unglücks, wie Krieg, Epidemie, Ueberschwemmung u. s. w., ansah. Die Zahl der beobachteten K. hat sich seit der Erfindung der Fernröhre außerordentlich vermehrt, und jetzt vergeht fast kein Jahr, in welchem nicht einige K., meistens nur im Teleskop sichtbar, daher teleskopische genannt, beobachtet werden. Aber nur der kleinste Theil der vorhandenen K. wird sichtbar, nur diejenigen, welche der Sonne nahe genug kommen und in der Nacht am Himmel stehen, da nur in wenigen einzelnen Fällen K. von ungewöhnlicher Helligkeit, wie diejenigen, welche 43 v. Chr., sowie 1402, 1532, 1577, 1744, 1843, 1860 und 1861 erschienen, oder solche, deren Erscheinen mit einer totalen Sonnenfinsterniß zusammentraf (z. B. nach Seneca 60 v. Chr.), bei Tage oder in heller Dämmerung vor Auf- oder nach

Digitized by Google

Untergang der Sonne gesehen wurden. Auch müssen viele darum unsichtbar bleiben, weil sie nur bei trüber Witterung in hinreichende Nähe kommen oder nur auf der südl. Erdhälfte, welche bisjetzt nur wenige Sternwarten hat, beobachtet werden können. Schon hieraus läßt sich ersehen, wie außerordentlich groß die Zahl der K. sein muß, und daß sie wenigstens viele Tausende betragen muß, vielleicht in die Millionen geht. Die Bewegungen der K. sind scheinbar ganz unregelmäßig. Einige bewegen sich in derselben Richtung wie die Planeten von Westen nach Osten um die Sonne oder sind rechtläufig; andere dagegen bewegen sich in entgegengesetzter Richtung oder sind rückläufig. Sie durchstreifen alle Theile des Himmels, ohne, wie die Planeten, auf eine gewisse Gegend desselben beschränkt zu sein; manche sind nur kurze Zeit, kaum einige Tage, andere viele Monate lang sichtbar. Der Engländer Halley war der erste, der die Berechnung von Kometenbahnen versuchte, nachdem Newton bewiesen hatte, daß die K. in ihren Bewegungen Gesetzen folgen, die von denen der Planetenbewegung nicht wesentlich verschieden sind. Die parabolische Form der Bahnen erkannte schon vor der Publication der Newton'schen Entdeckungen der Pfarrer Dörfel in Plauen. Alle K. bewegen sich in einem Kegelschnitte, in dessen einem Brennpunkte die Sonne steht, viele erwiesenermaßen (also wahrscheinlich alle) in Ellipsen, die sich von den Planetenbahnen, welche bekanntlich gleichfalls Ellipsen sind, nur durch ihre langgestreckte, von der Kreisform viel mehr abweichende Gestalt unterscheiden. Dies zeigt sich in dem Unterschiede zwischen der kleinsten und größten Entfernung von der Sonne, der bei den K. immer weit größer ist. Selbst bei demjenigen Planeten, dessen Bahn von der Kreisform am meisten abweicht, ist der größte Abstand von der Sonne (zur Zeit der Sonnenferne) nur doppelt so groß als der kleinste (zur Zeit der Sonnennähe), während die K. fast sämmtlich in ihrer Sonnenferne viel weiter als in der Sonnennähe von der Sonne entfernt sind. In der Sonnennähe kommen sie zuweilen der Sonne weit näher als die nächsten Planeten, ja der große K. von 1843 war in der Sonnennähe von der Oberfläche der Sonne nur 105,000 Kilom. entfernt, während sich der von 1729 der Sonne nur bis auf 615 Mill. Kilom. genähert hat. Hätte ein K. eine Parabel oder Hyperbel zu seiner Bahn, so könnte er überhaupt nur einmal in die Nähe der Sonne kommen und müßte sich nachher von derselben ins Unendliche entfernen. Von allen bisher beobachteten und berechneten K. hat ungefähr der 4. Theil eine entschieden elliptische Bahn, ein äußerst geringer Theil, wie es scheint, eine hyperbolische (etwa 3 oder 4, doch werden die Beobachtungen auch genügend in paraboliſcher Bahn dargestellt); bei allen übrigen zeigte die Bahn sich parabolisch, aber vielleicht nur darum, weil eine Ellipse in der Nähe der Endpunkte der großen Achse sehr große Aehnlichkeit mit einer Parabel hat.

Die Bestimmung der Bahn eines K. hat darum sehr große Schwierigkeiten, weil wir immer nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Theil derselben sehen können und daher die krummlinige Bahn aus wenigen Punkten construiren oder berechnen müssen. Verzeichnisse solcher K., deren Bahnen berechnet sind, haben Delambre, Schumacher, Olbers, Galle u. a. geliefert. Das von Galle bis 1863 fortgeführte Olbers'sche Verzeichniß enthält 231 K., deren Bahnen berechnet sind, und unter diesen befinden sich einige, welche bereits in mehrern ihrer Sonnennähen gesehen und beobachtet wurden. Der am längsten als periodischer K. bekannte ist der Halley'sche, so genannt von dem engl. Astronomen Edmund Halley, der ihn bei seinem Erscheinen 1682 seinen Elementen nach als identisch mit den K. von 1531 und 1607 erkannt hatte. Nach dem Kometenverzeichniß ist er aber schon mit Sicherheit 1378 und 1456 beobachtet, und wenn man mit einer Umlaufszeit von 75—78 Jahren zurückrechnet, finden sich ältere Erscheinungen vom J. 12 v. Chr. an in den Chroniken verzeichnet. Aus den Angaben der Chroniken ist es aber nicht möglich, die Bahn selbst zu bestimmen, sodaß man die frühern Erscheinungen nur als dem Halley'schen K. wahrscheinlich angehörig bezeichnen kann. Halley sagte seine Wiederkehr für die J. 1758 und 1759 voraus, und 25. Dec. 1758 wurde er auch von dem Bauer Palitzsch in Prohlis bei Dresden zuerst wieder entdeckt. Nach Rechnungen von Burckhardt, Damoiseau, Pontécoulant und Rosenberger sollte er 1835 Mitte November zu seiner Sonnennähe wiederkehren, und die Vorausberechnung stimmte bis auf drei Tage mit der Wirklichkeit überein. Dieser K. gehört zu denen, welche dem bloßen Auge sichtbar sind, und sein Schweif soll 1456 eine Länge von 60°, 1682 von 30°, 1835 nur von 20° gehabt haben; da auch der Kern 1835 nicht sehr glänzend war, so scheint es fast, als ob sein Glanz sich mit jeder Erscheinung vermindere. Er wird 1911 oder 1912 wieder zu sehen sein.

Eine Gruppe von periodischen, nur teleskopischen K. bilden die von kurzer Umlaufszeit, wozu die K. von Encke, Biela, Faye, Brorsen, d'Arrest, Winnecke, Tempel (2) und Tuttle gehören, und welche zwischen 3 und 14 Jahre Umlaufszeit haben. Der 26. Nov. 1818 von

by Google

Pons in Marseille entdeckte teleskopische K. wurde von Encke als periodisch und identisch mit den beobachteten von 1786, 1795 und 1805 erkannt, Encke berechnete seine Umlaufszeit zu 3 Jahren 115 Tagen, und der nach dem Berechner benannte K. ist in seinen Erscheinungen 1822, 1825, 1828, 1832, 1835, 1838, 1842, 1845, 1848, 1852, 1855, 1858, 1862, 1865, 1868, 1871, 1875 stets wieder gesehen und beobachtet worden. In der Erscheinung 1865 wurde er seiner ungünstigen Stellung zur Erde wegen nur einigemal gesehen, und fast scheint es, als wenn auch dieser K. an Helligkeit abgenommen hätte. Merkwürdig an diesem K. ist noch, daß seine Umlaufszeit allmählich geringer wird, und zwar nach jedem Umlauf nach den Encke'schen Rechnungen etwa um 3 Stunden. Encke erklärt diese Erscheinung durch das Vorhandensein einer den Weltraum erfüllenden, überaus feinen, elastischen Substanz, eines sog. Aethers, der dem K. bei seiner Bewegung Widerstand leistet, dadurch aber seine Geschwindigkeit und mit ihr auch seine Schwungkraft vermindert, was eine Annäherung desselben an die Sonne und demnach, den Kepler'schen Gesetzen gemäß, zugleich eine Verminderung seiner Umlaufszeit zur Folge haben muß. Wenn der K. sich nicht vorher auflöst, müßte er danach schließlich einmal in die Sonne stürzen. Die neuern Untersuchungen besonders von Asten scheinen die Verkürzung der Umlaufszeit nicht bei jedem Umlauf als gleichmäßig zu bestätigen und ist über die Ursache daher eine andere Hypothese aufgestellt. Der zweite periodische K. von kurzer Umlaufszeit, der Biela'sche, ist von seinem Entdecker, dem Hauptmann von Biela, der ihn 28. Febr. 1826 zu Josephstadt in Böhmen entdeckte, so genannt. Er war bereits im Febr. 1772 und im Dec. 1805 beobachtet, vollendet seinen Umlauf um die Sonne in $6^3/_4$ Jahren und hat in seiner Sonnennähe fast denselben Abstand von der Sonne als die Erde, sodaß dadurch möglicherweise einstmals ein Zusammenstoß des K. mit der Erde hätte eintreten können. Daß aber beide Himmelskörper gleichzeitig an dem Durchschnittspunkte ihrer Bahnen sich befinden, ist der Wahrscheinlichkeitsrechnung gemäß ein so seltenes Ereigniß, daß Millionen von Jahren darüber hätten verfließen können. In den J. 1832, 1845 und 1846 wurde er wieder beobachtet, aber in letzterer Erscheinung sah man plötzlich Mitte Jan. 1846 statt eines K. deren zwei, die nebeneinander in 300,000 Kilom. Entfernung herliefen, und von denen bald der eine, bald der andere heller war. In der Erscheinung 1852 wurden beide, aber schon in 2,600,000 Kilom. Entfernung voneinander, beobachtet. Der durch seine Theilung so merkwürdige Doppelkomet ist 1859 wegen seiner ungünstigen Lage zur Erde nicht gesehen worden, und 1865 hat man auf allen Sternwarten vergebens nach ihm gesucht, sodaß es fast scheint, als wenn dieser K. sich bereits aufgelöst habe. Am 27. Nov. 1872 war ein herrlicher Sternschnuppenfall, der aus der Bahn dieses K. kam, und ist man geneigt anzunehmen, daß dieser die Trümmer des dermaligen K. gewesen. Der dritte periodische teleskopische K. wurde 22. Nov. 1843 von Faye in Paris entdeckt und die Umlaufszeit zu $7^1/_2$ Jahren berechnet. Er wurde 1850 zu Cambridge (England) wieder aufgefunden und bis März 1851 in Rußland und Nordamerika beobachtet; 1858 ist er in Berlin und Cambridge (England) und 1865 und 1872 auf mehrern größern Sternwarten wieder beobachtet worden. Ein vierter K. von kurzer Umlaufszeit wurde 26. Febr. 1846 von Brorsen in Kiel entdeckt; 1851 wurde er nicht gesehen, dagegen 1857 von Bruhns in Berlin von neuem entdeckt und 1868 und 1873 wieder beobachtet. Seine Umlaufszeit ist $5^1/_2$ Jahre. Ein fünfter periodischer, der von d'Arrest in Leipzig 27. Juli 1851 entdeckte K., hat $6^1/_3$ Jahre Umlaufszeit und ist nach Villarceau's Rechnungen Ende 1857 und Anfang 1858 am Cap der Guten Hoffnung, ferner 1870 und 1877 beobachtet worden. Ein sechster periodischer K., 8. März 1858 von Winnecke in Bonn entdeckt, hat eine Umlaufszeit von $5^1/_2$ Jahren und zeigte sich mit einem 1819 beobachteten K. als identisch; 1869 und 1875 wurde er wieder gesehen. Am 3. April 1867 entdeckte Tempel in Marseille einen K., der 1872 wieder beobachtet wurde und sich durch die geringe Excentricität der Bahn auszeichnet und wegen seiner großen Nähe am Jupiter 1870 starke Störungen seiner Bahnelemente erlitt. Am 3. Juli 1873 entdeckte Tempel in Mailand wiederum einen schwachen K., der sich in einer elliptischen Bahn mit etwas über fünf Jahren Umlaufszeit bewegt und 1878 wieder erwartet wird. Schließlich gehört zu den wiedergekehrten periodischen K. noch der im Jan. 1858 von Tuttle und Bruhns entdeckte von $13^3/_6$ Jahren Umlaufszeit; er ist 1790 schon beobachtet worden und 1871 wieder gesehen. Ein von de Vico in Rom 22. Aug. 1844 entdeckter K. von $5^1/_2$ Jahren Umlaufszeit ist noch nicht wiedergesehen; ebenso ist der von Olbers 1815 entdeckte, der nach Bessel eine Umlaufszeit von 74 Jahren hat, nur erst in Einer Erscheinung gesehen, desgleichen der von Westphal 24. Juli 1852 entdeckte mit 61 Jahren Umlaufszeit und mehrere andere. Erwähnt sei noch, daß schon im 18. Jahrh. Lexell für einen 1770 erschienenen K. eine Bahn mit $5^1/_2$ Jahren

Digitized by Google

Umlaufszeit berechnete; dieser K. ist nicht wiedergekehrt. Derselbe hatte nämlich bei seinem nahen Vorübergange an Jupiter erst durch diesen Planeten die elliptische Bahn, in der er sich 1770 bewegte, erhalten, und bei seinem nächsten Vorübergange bei Jupiter wurde er durch diesen in seiner Bewegung so gestört, daß er nicht wiederkehren konnte. Von den beiden größten K. des 19. Jahrh. hat der von 1811 nach Argelander's Rechnung eine Umlaufszeit von 3000 Jahren, der K. von 1858 eine solche von 2054 Jahren.

Ueber die Natur der K. wissen wir noch sehr wenig. Man weiß längst, daß es keine bloßen Meteore oder vorübergehende Erscheinungen sind, sondern Himmelskörper, welche sich, wie schon bemerkt, in Kegelschnitten um die Sonne bewegen. Ihre Masse ist äußerst gering. Der K. von 1770 z. B. kam der Erde sehr nahe; hätte er aber nur den 5000. Theil der Erdmasse gehabt, so würde er in der Bewegung der Erde bemerkbare Störungen hervorgebracht haben. Obwol man bei den K. nie, wie bei den von der Sonne beleuchteten Planeten, eine Phase oder einen Lichtwechsel wahrgenommen hat, so ist doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die K. ihr Licht von der Sonne erhalten, denn das Nichtvorhandensein der Phase erklärt sich dadurch, daß die K. keine festen Körper sind. Die lichthellern K. sind mehrfach auf Polarisation untersucht und das Licht ist polarisirt gewesen, welche Erscheinung bekanntlich nur reflectirtes Licht zeigt. Ueber den Aggregatzustand der K. haben die neuesten Untersuchungen mit dem Spectralapparat Auskunft gegeben. Das Spectrum des Kometenlichts zeigt nicht, wie die Spectra fester Körper, dunkle Linien, sondern, wie die Spectra von Gasarten, mehrere helle Streifen, sodaß also danach anzunehmen sein würde, daß die Kometenmaterie eine gasförmige sei. Gewöhnlich erkennt man im Spectroskop drei helle Banden, deren Lage fast genau übereinstimmt mit den Banden im Kohlenspectrum, sodaß man die K. aus Kohlengas bestehend vermuthet. Auch Wasserstofflinien entsprechen den hellen Banden. Im Kern einiger hellern K. hat man ein continuirliches Spectrum gesehen, welches darauf hindeutet, daß der Kern dieser K. verdichtet und nicht mehr im gasförmigen Zustande befindlich gewesen ist. Der Umstand, daß die K. an Ausdehnung abnehmen, wenn sie sich der Sonne nähern, findet seine Erklärung darin, daß die Wärme der Sonne einen Theil des Lichtnebels, der die K. bildet, verflüchtigt, und dieser Theil wird bei größerer Entfernung von der Sonne wieder sichtbar. Dadurch erklärt sich auch, daß die Schweife in der Regel am größten erst nach der Sonnennähe sind. Räthselhaft bleibt, daß nicht alle K. Schweife haben, vielleicht aber sind die Schweife zu klein oder nicht hell genug, um uns sichtbar zu sein; ebenso unerklärlich ist es, daß in einigen, wiewol seltenen Fällen der Schweif der Sonne zugekehrt ist oder von mehrern Schweifen einige der Sonne zugekehrt, die andern abgewandt sind. Da die meisten größten Kometenschweife in ihrer Mitte durch einen breiten dunkeln Streifen getheilt erscheinen, als ob sie doppelt wären, so ist die Vermuthung im hohen Grade wahrscheinlich, daß jeder Kometenschweif ein hohler, durchsichtiger, mit einem schwachen Lichte leuchtender Kegel ist. Merkwürdig sind die bei großen K. beobachteten, den Schweifen gegenüberstehenden und den Kern umgebenden fächerartigen Sectoren, in welchen schon während kurzer Zeit Veränderungen wahrgenommen wurden. Es scheint, als wenn in diese Fächer Kometenmaterie hineinströmt, die gewissermaßen ausstrahlt; oft hat man auch pendelartige Schwingungen dieser Fächer und ebenso auch Schwingungen des Schweifs und schnelle Aenderungen der Größe und Helligkeit des Schweifs gesehen. Ueber die Entstehung und das Wesen dieser Fächer sowie der Kometenschweife sind verschiedene Hypothesen aufgestellt. Nach einer sind die Schweife und die Fächer wirklich reelle Kometenmaterie, welche durch dem K. innewohnende abstoßende Polarkräfte, die in der Sonnennähe erst wirken, entstehen, und welche die mannichfachen Bewegungen und Veränderungen im K. hervorbringen. Nach einer andern Hypothese sind die Kometenschweife als eine rein optische Erscheinung, als eine Art Spiegelung zu betrachten. Doch läßt sich durch diese Hypothese von den Erscheinungen sehr wenig erklären, und ebenso wenig entspricht die Hypothese, daß die Kometenschweife elektrischer Natur, eine Art continuirlicher elektrischer Funken sind, den Beobachtungen. Nach den Kepler'schen Gesetzen beschreibt der Schwerpunkt eines Wandelsterns einen Kegelschnitt. Bei allen K., also auch bei denen mit großen Schweifen, beobachtet man stets den Mittelpunkt des Kerns, und diese Beobachtungen schließen sich immer einem Kegelschnitte an. Dies scheint zu zeigen, daß der Schwerpunkt selbst durch die größten Schweife nicht bemerkbar aus dem Mittelpunkte herausgerückt wird, und daraus folgt wieder, daß die Masse der Schweife gegen die des Kerns sehr gering sein muß. Ob der höchst unwahrscheinliche Zusammenstoß eines K. mit der Erde für diese von nachtheiligen Folgen sein würde, können wir nicht wissen. Durch Kometenschweife scheint die Erde (z. B. 26. Juni 1819) schon mehrfach gegangen zu sein, ohne auch

Digitized by Google

nur die geringſte Einwirkung verſpürt zu haben. Eine der intereſſanteſten Entdeckungen machte 1866 der Aſtronom Schiaparelli in Mailand, der die Bahnen der Meteorſchwärme unterſuchte und die Bahn des Novemberſchwarms identiſch fand mit der Bahn des 1866 von Tempel entdeckten K., von welchem Oppolzer eine 33jährige Umlaufszeit nachgewieſen hatte. Dieſe Identität veranlaßte zu weitern Unterſuchungen und für die Sternſchnuppen des Auguſt und April finden ſich ebenfalls identiſche Kometenbahnen; es zeigte ſich auch, daß der Biela'ſche K. 1845, als er ſich in zwei K. theilte, der Bahn des Novembersternſchnuppenſchwarms ſehr nahe war und die Bahn des 27. Nov. 1872 beobachteten herrlichen Sternſchnuppenſchwarms zeigt ſich als identiſch mit der Bahn des Biela'ſchen K. Die Identität der Sternſchnuppen- und Kometenbahnen hat zu der Hypotheſe Anlaß gegeben, daß entweder die K. aus den Sternſchnuppenſchwärmen entſtanden ſind, oder letztere die Trümmer ſich auflöſender K. ſind. Letzteres iſt wahrſcheinlicher, weil die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Partikelchen der Sternſchnuppenſchwärme zu groß ſind, um noch miteinander in Connex zu ſtehen, welches bei den K., beſonders bei der Schweifbildung, bei den Ausſtrömungen am Kern u. ſ. w. der Fall ſein muß.

Komiſch. Das Komiſche iſt, wie Jean Paul ſagt, das umgekehrte Erhabene. Erhaben (ſ. d.) nennen wir einen Gegenſtand, deſſen innere Idee ſeine ſinnliche Erſcheinungsform überragt; ein goth. Dom iſt z. B. erhaben, weil ſeine Höhe für die Phantaſie über das gegebene Maß hinaus ahnungsvoll bis in das Unendliche fortwächſt. Das Komiſche aber iſt gerade umgekehrt das Ueberragen des Sinnlichen und Zufälligen über die Idee, die zur Darſtellung kommen ſoll. Komiſch iſt z. B. jener Druckfehler, der einen Schriftſteller ſtatt von der einleuchtenden Richtigkeit vielmehr von der einleuchtenden Nichtigkeit ſeiner Anſicht ſprechen ließ; komiſch iſt ferner jener Zerſtreute, der, um die Ehrlichkeit ſeines Bedienten zu prüfen, eine Maſſe Geld offen auf den Tiſch legte, dieſe aber zu zählen vergaß. Man unterſcheidet zwiſchen dem Niedrig-Komiſchen und dem Fein-Komiſchen. Der Unterſchied entſteht, je nachdem das Erhabene, das zum Fall kommt, und das Komiſche, welches das Erhabene zum Fall bringt, derb-ſinnlicher oder mehr geiſtiger Natur ſind. Das Niedrig-Komiſche iſt das Burleske (ſ. d.) und Poſſenhafte. Dahin gehört der Hanswurſt, Eulenſpiegel u. ſ. w.; hier geht es ſelten ohne tüchtige Zoten, Ohrfeigen und Prügel ab. Feiner iſt bereits das Komiſche des Verſtandes, der Witz (ſ. d.). Die höchſte Stufe des Komiſchen aber iſt der Humor (ſ. d.). Hier wird nicht blos ein einzelner Fall verlacht und verſpottet, ſondern die Narrheit der ganzen Welt. Der «Don Quixote» von Cervantes iſt ein Muſterbuch tiefſten Humors. Don Quixote und ſein Schildträger Sancho Panſa ſind nicht blos der komiſche Gegenſatz eines einzelnen Schwärmers und des einfältigen Verſtandesphiliſters, ſondern es iſt der ewige Gegenſatz des einſeitigen Idealismus und des einſeitigen Realismus überhaupt. Weil das Komiſche ſozuſagen ein Zwieſpalt der Materie mit dem Geiſte iſt, der Geiſt dabei aber doch niemals völlig überwunden und vernichtet werden darf, indem ſonſt ſtatt des Komiſchen vielmehr das Häßliche (ſ. d.) und Gemeine ſich darſtellen würde, kann das Komiſche nur in denjenigen Künſten ſich am freieſten entfalten, die am meiſten der Materialität entrückt ſind. Es gibt daher keine komiſche Baukunſt, und auch in der Plaſtik tritt das Komiſche nur beſcheiden auf. In der Malerei aber bildet das Komiſche bereits einen bedeutenden Theil der ſog. Genremalerei (ſ. d.), und in der Muſik und in der Poeſie iſt das Komiſche recht eigentlich zu Hauſe: die komiſche Oper, der komiſche Roman, die Komödie. Die Theorie und Geſchichte des Komiſchen iſt von jeher ein Lieblingsgegenſtand der Aeſthetiker und Literaturhiſtoriker geweſen. Außer den Werken über Aeſthetik von Viſcher, Zimmermann, Carriere u. a. vgl. Jean Paul Fr. Richter, «Vorſchule der Aeſthetik» (2. Aufl., Stuttg. 1813); Hecker, «Die Phyſiologie und Pſychologie des Lachens und des Komiſchen» (Berl. 1873); Speyer, «Ueber das Komiſche und deſſen Verwendung in der Poeſie» (Berl. 1877).

Komnenen iſt der Name einer berühmten byzant. Kaiſerfamilie, die 1057—59 und namentlich 1081—1185 auf dem Throne von Konſtantinopel, 1204—1461 auf dem von Trapezunt herrſchte. (S. Byzantiniſches Reich und Trapezunt.) In literariſch-hiſtor. Hinſicht verdient unter den K. Erwähnung Anna Komnena, des Kaiſers Alexius I. (1081—1118) Tochter und beredte biographiſche Lobrednerin. Der letzte K. in Trapezunt, David Komnenos, wurde auf Befehl des Sultans Mohammed II. 1462 nebſt ſeiner Familie zu Adrianopel hingerichtet. Nach der Behauptung eines ſpätern Geſchichtſchreibers, die freilich unerwieſen geblieben, rettete ſich ein Glied dieſer Familie, Georg Nikephoros, nach der Maina in Lakonien. Von dort wanderte ein Konſtantin Komnen 1675 nach Genua aus und ging von hier nach Corſica, wo er den Landſtrich Paormia cultivirte. Während einer ſeiner Söhne, Kalomeros, ſich in Toscana niederließ und angeblich Stammvater der Familie Bona-

Digitized by Google

parte wurde, die aber in Wahrheit von den longobard. Kadolingern abstammt, behaupteten die andern Nachkommen des Konstantin Komnen lange Zeit die Würde eines Capitano über jenen Landstrich. In der That erhielt ein gewisser **Demetrios Komnen**, geb. in Corsica 1750, angeblich der letzte Zweig dieser Colonistenfamilie, wegen Zerstörung seines Eigenthums durch die Corsen eine Entschädigung von der franz. Regierung; doch erfolgte die Anerkennung desselben als eines Nachkommen des David Komnen durch ein königl. Schreiben von 1782 nur aus polit. Gründen, weil man damals den Fall von Konstantinopel als nahe sich dachte. Dieser Demetrios Komnen wanderte zu Anfang der Revolution aus und focht unter Condé's Fahnen, kam aber 1802 nach Frankreich zurück, lebte dort von einem von Napoleon I. ihm ausgesetzten und von Ludwig XVIII. bestätigten Jahrgelde, wurde von letzterm auch zum Maréchal-de-Camp ernannt und starb 8. Sept. 1821. Er hat einige Schriften über die Geschichte der K. veröffentlicht.

Komödie, s. **Lustspiel**.

Komorn (ungar. Komárom), ungar. Comitat, im N. von Preßburg, Neutra und Bars, im O. von Gran und Weißenburg, im S. von Veßprim und im W. von Raab und Preßburg begrenzt, wird zwar von der Donau in zwei gleiche Hälften getheilt, sodaß es in geogr. Beziehung mit der einen Hälfte zum diesseitigen, mit der andern zum jenseitigen Donaukreis gehört, doch rechnet man es in polit. Beziehung letzterm bei. Das Comitat hat einen Flächenraum von 2969 QKilom. und gehört zu den fruchtbarsten Ungarns. Von der Donau, der Waag und dem Zsitvaflusse durchschnitten, hat K. zwar oft von Ueberschwemmungen zu leiden, verdankt aber dieser reichlichen Bewässerung eine ungemeine Fruchtbarkeit, die alle Getreidegattungen in großer Menge und Güte gedeihen läßt, während andererseits diese Flüsse, namentlich aber die Donau, die durch K. gehende pest-wiener Hauptstraße und die Wien-Raab-Ofener Bahn den Handel sehr beleben. Zu den bedeutendsten Erzeugnissen K.s gehört der Wein, der im tátaer Bezirk in jedem Dorfe gebaut wird und von welchem der weltberühmte Neßmélyer weit verführt wird. Ferner sind berühmt die reichen Marmorbrüche, welche Hunderten Beschäftigung geben. Weitere Ausfuhrartikel sind Fische, Getreide, Holz, Rind- und Borstenvieh, Pferde, Wein, Wolle, Knoppern und Marmor. Gewerbe und Handel sind blühend; namentlich aber bilden Schiffbau und Schifffahrt den Hauptnahrungszweig der Donau- und Waaguferbewohner. Die 143,090 Seelen starke Bevölkerung ist, mit Ausnahme einiger tausend Slowaken und Deutscher, durchgehends magyar. Stammes und bekennt sich zur größern Hälfte zur kath. Kirche. Hauptort des Comitats ist die an der äußersten Spitze der Insel Schütt, am Zusammenflusse der Donau und Waag auf dem linken Donau-Ufer gelegene k. k. **Freistadt K.** Unter den öffentlichen Gebäuden derselben sind bemerkenswerth die ungemein große St.-Andreaskirche, die St.-Johanniskirche mit sehr hohem Thurme, die griech. Kirche mit vergoldeter Thurmspitze, die Franciscanerkirche, das Comitats- und Stadthaus. Die Stadt zählt (1870) 12,256 E., die einen lebhaften Handel mit Getreide, Wein, Holz und Fischen betreiben. Ungefähr 1500 Mt. von der Stadt entfernt, beim Einflusse der Waag in die Donau, liegt, auf drei Seiten vom Wasser umschlossen, die von Matthias Corvinus erbaute, seit 1805 mit großem Kostenaufwand restaurirte **Festung K.**, deren Werke und Schanzen sich an beiden Ufern auf eine Länge von 11 Kilom. erstrecken. Sie besteht aus der alten und neuen, durch die im Festungsbereiche gelegene Stadt K. getrennten Festung und kann in ihren weitläufigen Verschanzungen an 30,000 Mann, außerdem 10,000 in den Kasernen und ebenso viel in den überaus festen Kasematten beherbergen. Die Festung galt von alters her als uneinnehmbar. Auch im ungar. Revolutionskampfe wurde sie vom Oct. 1848 bis Sept. 1849 von den Oesterreichern vergeblich belagert und kam erst durch die Capitulation vom 27. Sept. 1849 an Oesterreich zurück.

Komos ist der griech. Name der Zechgelage und der sich oft daran anschließenden Umzüge lustiger Gesellen. Philostratus beschreibt ein Gemälde, auf dem nach ihm der personificirte K., trunken und müde nach dem Gelage, mit auf die Brust gesenktem Haupte, im Stehen schlafend, mit gesenkter Fackel und übergeschlagenem Beine dargestellt war. Auf Vasenbildern findet sich öfters einem der Satyrn der Name K. beigeschrieben.

Komotau, Stadt im gleichnamigen böhm. Bezirk, am Fuße des Erzgebirgs, am Kreuzungspunkte der Aussig-Teplitzer, der Dux-Bodenbacher und der Buschtiehrader Eisenbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Revierbergamts und Hauptzollamts, hat ein Realobergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein schönes Gerichtsgebäude und zählt (1869) 7422 E., welche Baumwollspinnereien, Färbereien, eine Papierfabrik, Tuch-, Alkohol-, Essig- und Bleizuckerfabriken, ein Stahl- und Eisenwerk und Bierbrauereien unterhalten, Obst- und Kastanienbau, Bergbau auf Braunkohlen und lebhaften Handel treiben.

Digitized by Google

Konak, auf türkisch eigentlich ein ansehnlicheres Haus, in welchem der Fremde für die Nacht gastliche Aufnahme finden kann (daher figürlich Tagereise), ist in der Türkei gewöhnlich Bezeichnung der Wohnung eines Hochgestellten. In Provinzialstädten ist der K. das Haus, in welchem der Pascha wohnt und amtirt.

Konchoïde (Muschellinie) heißt die krumme Linie vierten Grades, die Nikomedes, ein griech. Geometer, im 2. Jahrh. v. Chr. erfand, um durch sie die verwandten Probleme aufzulösen, zwischen zwei gegebenen Linien zwei stetige Proportionalen zu finden, einen gegebenen Winkel in drei gleiche Theile zu theilen und einen Würfel zu vervielfältigen. Newton brauchte die K. zur geometr. Auflösung der Gleichungen des dritten und vierten Grades, weil dieselbe in Beziehung auf ihre Construction nach dem Kreise die einfachste von allen krummen Linien ist. Auch brauchte man diese Linie zur Verjüngung der Säulenschäfte, was zuerst von Vignola geschah, und zur Messung des Inhalts der Fässer, indem man annahm, daß die Faßdauben nach dieser Linie gekrümmt seien. Die K. kann auch einen sog. Knoten oder eine Spitze haben. — Verschieden von der Nikomedischen K. ist die elliptische K., die ebenso durch eine Ellipse entsteht wie jene durch einen Kreis; auf ähnliche Art entsteht eine parabolische und eine hyperbolische K. Außerdem können K. auf krummlinigen Basen construirt werden.

Kong-fu-tse, s. Confucius.

Kongsberg, die größte norweg. Bergstadt, im Amte Buskerud des Stiftes Christiania, 84 Kilom. im Westsüdwesten von Christiania, in dem engen Thale des Laagen und am Fuße des 900 Mt. hohen Jonsknuden gelegen, ist Sitz des norweg. Bergamts und der königl. Münze. Die Stadt hat eine Mittelschule, ein Eisenwerk, eine Gewehrfabrik, eine Pulverfabrik und zählt (1875) 4698 E. Sie verdankt ihr Entstehen den 1623 entdeckten Silbergruben, welche die einzigen Norwegens sind und jetzt für Rechnung des Staats bearbeitet werden. Nachdem das Bergwerk gegen Ende des 18. Jahrh. eine stets sich mindernde Ausbeute gegeben, blieb es 1805—16 liegen, wurde dann wieder aufgenommen und lieferte seitdem jährlich durchschnittlich 5000 Kilogr. reines Silber mit einem Nettogewinn von 550,000 Reichsmark. Die besten Gruben liegen auf der Westseite des Laagen in dem Gebirgszuge Stor-Aasen.

Konia, Vilajet der asiat. Türkei, grenzt im S. an das Mittelländische Meer, im W. an die Vilajets Aidin und Khoda-Wendkjar, im N. an Angora, im O. an Adana, zählt auf 103,766 QKilom. 755,045 E. und zerfällt in die Livas Tereke, Buldur, Hamid, Alaja, K. und Nigde. Das Land hieß früher Karamanien (s. d.), die Hauptstadt K. ist das alte Iconium (s. d.).

König, altdeutsch Chunig oder Kuning, von dem goth. Worte chuni, d. h. Geschlecht, ist also ein Fürst, der seine Macht nach Familienerbrecht erlangt hat, wie man denn ursprünglich mit Königthum die Erbmonarchie bezeichnet hat. Mit Rücksicht auf die in Europa bestehende Klassifikation heißen aber K. seit der Aufhebung des alten Wahlkönigthums der deutschen und der polnischen K. insbesondere die erblichen Oberhäupter eines selbstständigen größern Staats, die den Herzogen und Fürsten im Range vorangehen und sonstige, durch das Ceremoniell bestimmte Vorzüge (königl. Ehren, honores regii), wie die Führung der königl. Krone im Wappen, die Anrede mit Ew. Majestät, zu beanspruchen haben. Diese Ehren werden jedoch auch andern bedeutendern Staaten zugestanden, deren Regenten den königl. Titel nicht führen. So kamen sie der alten Republik Venedig und den Vereinigten Niederlanden und kommen noch den Vereinigten Staaten von Amerika, der Schweiz und den großherzogl. Staaten zu. Nach den Anschauungen des Mittelalters konnten nur die röm.-deutschen Kaiser das Königthum verleihen, wie dieselben denn auch wirklich die poln. und böhm. Königswürde schufen. Napoleon I., welcher das Reich Kaiser Karl's d. Gr. erneuern wollte, gründete die Königreiche Etrurien, Italien, Holland, Westfalen und erhob die Kurfürsten von Baiern, Würtemberg und Sachsen zu K. Unter den heutigen Verhältnissen müßte die letzte Garantie einer derartigen Erhebung in der Anerkennung der übrigen Mächte liegen, was man schon 1701, als Friedrich III. Preußen zum Königreich erhob, als die Hauptsache ansah. Den Königstitel führen in Europa nur wirklich regierende K. oder solche, die ihre Krone niedergelegt haben. Im vormaligen Deutschen Reiche hieß der noch bei Lebzeiten eines Kaisers (s. d.) gewählte Nachfolger römischer K., und so legte auch Napoleon I., nachdem er Rom mit Frankreich vereinigt, seinem Sohne den Titel eines K. von Rom bei. Die Entwickelungsgeschichte des Königthums hat Hinrichs («Die K.», Lpz. 1852) behandelt. Vgl. noch Sybel, «Die Entstehung des deutschen Königthums» (Frankf. 1844); Köpke, «Die Anfänge des Königthums bei den Gothen» (Berl. 1859); Souchay, «Geschichte der deutschen Monarchie» (4 Bde., Frankf. 1861—62); Dahn, «Die K. der Germanen» (Abth. 1—6, Münch. 1861—71).

Digitized by Google

König (Friedr.), der Erfinder der Schnellpresse (s. d.), geb. 17. April 1774 zu Eisleben, Sohn eines Ackerbürgers, besuchte das dortige Gymnasium und lernte 1790—95 als Setzer und Drucker in der Breitkopf-Härtel'schen Druckerei zu Leipzig. Nach Beendigung seiner Lehrzeit wandte er sich mit Eifer dem Studium der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur zu. Nach einem kürzern Aufenthalt in Greifswald (1796) und in der Heimat arbeitete er 1797—98 als Buchdruckergehülfe in Halle, studirte dann ein Jahr in Leipzig und kehrte 1800 nach Eisleben zurück, wo er eine Buchhandlung begründete. Seine Unternehmungen hatten jedoch keinen Erfolg, sodaß er den größten Theil seines Vermögens verlor. Schon längst trug sich K. mit der Idee einer Verbesserung oder Ersetzung der Handpresse durch eine Maschine. Im J. 1804 ging er nach Hamburg, dann nach Wien und Petersburg, um für die praktische Durchführung seines bereits bestimmter gestalteten Projects die nöthige Unterstützung zu finden. Da seine Bemühungen erfolglos blieben, wandte er sich 1807 nach London, wo es ihm endlich gelang, sich mit dem reichen Buchdrucker Th. Bensley zu verbinden, der die nöthigen Geldmittel vorschoß. Später trat noch der Buchdrucker Richard Taylor als Theilhaber in die Gesellschaft. Um dieselbe Zeit lernte K. auch Andreas Friedrich Bauer (geb. 18. Aug. 1783 zu Stuttgart) kennen, einen vorzüglichen Mechaniker, welcher die praktische Verwirklichung der Erfindung sehr förderte. Das erste Patent erhielt K. 29. März 1810 für eine Flachdruckmaschine, durch welche der Druck durch zwei ebene Platten, ähnlich wie in der Handpresse, gegeben wurde. Im April 1811 wurde als erstes Product des Maschinendrucks ein Bogen des «Annual register» für 1810 damit gedruckt. Das zweite Patent vom 30. Oct. 1811 betraf die einfache Cylinderdruckmaschine, das dritte vom 23. Juli 1813 die Verbesserungen einzelner Partien derselben. Am 29. Nov. 1814 wurde zum ersten mal die «Times» mit der verbesserten einfachen Cylindermaschine gedruckt. In den folgenden drei Jahren wurden noch mehrere Druckmaschinen gebaut, darunter auch 1816 eine sog. Schön- und Wiederdruckmaschine, welche den Bogen gleichzeitig auf beiden Seiten druckt. Mishelligkeiten mit ihrem Compagnon Bensley bewogen K. und Bauer, England zu verlassen und 1817 nach Deutschland zurückzukehren. Sie kauften, von König Maximilian Joseph unterstützt, das ehemalige Prämonstratenserkloster Oberzell bei Würzburg an und errichteten daselbst unter der Firma König und Bauer eine Maschinenbauwerkstätte nebst allem Zubehör, Eisengießerei u. s. w. Der Ruf dieser Anstalt verbreitete sich bald durch Deutschland und das ganze übrige Europa, sodaß 1829 bereits über 50 Druckmaschinen versandt waren. Nach K.'s Tode, der 17. Jan. 1833 erfolgte, wurde das Etablissement erst von Bauer allein, dann von diesem in Gemeinschaft mit K.'s beiden Söhnen, Wilhelm K. (geb. 9. Dec. 1826) und Friedrich K. (geb. 29. Juni 1829), fortgeführt, von denen der erstere 1850, der letztere 1857 in das Geschäft eintrat. Bauer starb 27. Febr. 1860.

König (Gottlob), verdienter deutscher Forstmann, geb. 18. Juli 1779 zu Hardisleben im Weimarischen, wurde 1805 Förster in Ruhla und gründete 1808 daselbst eine Forstlehranstalt, welche, nachdem K. 1829 als Forstrath und Oberförster nach Eisenach übergesiedelt war, 1830 zur Staatsanstalt erhoben und nach Eisenach verlegt wurde, wo sie gegenwärtig noch besteht. K.'s Hauptverdienst bestand in der Pflege der forstlichen Mathematik; sein Lehrbuch: «Die Forstmathematik» (Gotha 1835; 5. Aufl., herausg. von Grebe, 1864), ist noch jetzt mustergültig. K. starb als Oberforstrath zu Eisenach 22. Oct. 1849.

Koenig (Heinr. Jos.), namhafter deutscher Romanschriftsteller, geb. 19. März 1790 zu Fulda, wuchs unter den beschränktesten Verhältnissen auf, erhielt aber Gelegenheit zum Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt. Im J. 1816 wurde er Finanzsecretär in Fulda und 1819 in gleicher Eigenschaft nach Hanau versetzt. Hier wählte man ihn 1832 und 1833 zum Landtagsabgeordneten, in welcher Stellung er eine scharfe, aber vereinzelte Opposition versuchte. Im J. 1839 abermals gewählt, verweigerte ihm die Regierung den Urlaub und versetzte ihn gegen seinen Willen als Obergerichtssecretär nach Fulda. Nachdem er 1847 seinen Abschied genommen, wandte er sich wieder nach Hanau, wo er von neuem zum Abgeordneten gewählt wurde. Als solcher unterstützte er das Ministerium Eberhard. Seit der kurhess. Katastrophe von 1850 lebte er völlig zurückgezogen in Hanau, bis er im Frühjahr 1860 nach Wiesbaden übersiedelte, wo er 23. Sept. 1869 starb. K.'s erste poetische Arbeiten gehörten dem dramatischen Gebiete an, waren aber ohne bleibenden Erfolg. Seinen literarischen Ruf begründete er mit einer Reihe histor. Romane, zu denen er die Stoffe meist aus solchen Epochen wählte, in welchen alte Zustände mit einer neuen Zeit in stürmischem Kampfe liegen. So spielen zwei seiner bekanntesten Werke, «Die hohe Braut» (2 Bde., Lpz. 1833; 4. Aufl. 1875) und «Die Clubisten in Mainz» (3 Bde., Lpz. 1847; 3. Aufl. 1875), im Zeitalter der Französischen

Digitized by Google

Revolution. Letzteres Werk gehört zu dem Vorzüglichsten, was auf dem Gebiete des histor. Romans in Deutschland geleistet worden ist. Aus früherer Zeit sind von K.'s Romanen insbesondere noch zu nennen: «Die Waldenser» (2 Bde., Lpz. 1836; 2. Bearbeitung unter dem Titel «Hedwig, die Waldenserin», 1856), «William's Dichten und Trachten» (2 Bde., Hanau 1839; 2. Aufl., unter dem Titel «William Shakspeare», Lpz. 1850; 5. Aufl. 1875) nebst den Novellen «Regina» (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1854) und «Veronika, eine Zeitgeschichte» (Lpz. 1844). Später reihten sich an die Novellen «Spiel und Liebe» (Lpz. 1849) und «Täuschungen» (Frankf. 1857; 2. Aufl., Wiesb. 1862), sowie die Romane «König Jerôme's Carneval» (3 Bde., Lpz. 1855; 2. Aufl. 1875), «Marianne» (Frankf. 1858; 2. Aufl., Wiesb. 1862) und «Eine pyrmonter Nacheur» (Lpz. 1869; 2. Aufl. 1875). Eine Sammlung seiner zerstreuten Novellen veröffentlichte er in «Deutsche Familien» (Wiesb. 1862), welcher noch ein histor. Familienroman: «Von Saalfeld bis Aspern» (Wiesb. 1864), folgte. K.'s Romane sind mit einer warmen, durch Reflexion geleiteten Empfindung geschrieben und zeichnen sich durch gut erfundene und mit reichen Farben ausgestattete Situationen aus. Dem Hauptheldeu seiner «Clubisten von Mainz», dem berühmten Reisenden Georg Forster, hat er auch eine eingehende Biographie («Georg Forster's Leben in Haus und Welt», 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858) gewidmet. Dem eigenen Leben entnahm er die Stoffe zu «Eine Fahrt nach Ostende» (Lpz. 1845), «Auch eine Jugend» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1859) und «Ein Stillleben» (2 Bde., Lpz. 1861). Mit dem Buche «Was ist die Wahrheit von Jesu?» (Lpz. 1867) betheiligte er sich an den religiösen Fragen der Gegenwart. Die meisten Werke K.'s erschienen in «Gesammelte Schriften» (Bd. 1—20, Lpz. 1854—69). Eine Auswahl seiner größern Romane erschien in 15 Bänden (Lpz. 1875).

König (Otto), Bildhauer, geb. zu Meißen 28. Jan. 1838, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in der dortigen königl. Porzellanfabrik, wo er 1852—60 thätig war. Diese ursprüngliche Beschäftigung wurde für seine ganze künftige Richtung von großem Einfluß, indem sie ihn die Kleinplastik zum besondern Ziele wählen ließ, dem er auch in reizenden Leistungen gerecht zu werden wußte. Hierauf besuchte er bis 1862 die dresdener Akademie und während weiterer vier Jahre das Atelier des Bildhauers Prof. Hähnel daselbst. Nach einer 1867 begonnenen ital. Reise folgte eine weitere durch Deutschland, Belgien, Süd- und Nordfrankreich sowie Spanien. Von Paris aus an die Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums in Wien berufen, nahm er an dieser Anstalt eine Professur der Bildhauerei für die Zwecke des Kunstgewerbes an. Von den zahlreichen lieblichen und fein empfundenen Arbeiten des Künstlers sind zu nennen: der Tafelaufsatz im Auftrage des Kaisers von Oesterreich, 1867 modellirt, ein mit dem Architekten Hauser gefertigter Schmuckkasten mit Venus und Amor, Fischbecken, Weihbrunnschalen u. dgl. in reicher Erfindung, sowie kleine Figürchen für Bronzeguß: Amor als Briefträger, Faunin mit dem Kinde u. s. w. Außer mehrern Entwürfen vollendete K. auch zwei größere monumentale Werke: das in edelm Stile gehaltene Grabmal seiner an Einem Tage gestorbenen Gattin und Kinder am evang. Friedhof in Wien und eine zum Andenken an Kaiser Maximilian von Mexico in Pola aufgestellte, antikgedachte Ruhmesgöttin in Bronze.

Könige, die zwei Bücher der, heißen zwei Schriften des alttestamentlichen Kanons, welche ein im prophetisch-theokratischen Interesse gearbeiteter Auszug aus ältern Reichsannalen und Büchern der Könige von Juda und Israel sind. Beide Bücher machen nur ein Werk aus; die Trennung in zwei Theile rührt von der Septuaginta her. Die Darstellung schließt sich an die Bücher Samuelis an und geht etwa bis 561 v. Chr. herab. Die Abfassung, d. h. Zusammenfügung der Quellenschriften, geschah ohne Zweifel durch einen Judäer in dem Babylonischen Exil. Die Bücher zerfallen ihrem Hauptinhalte nach wesentlich in drei Theile: 1) Buch 1, Kap. 1—17 beginnt mit David's Tode, schließt hieran Salomo's Regierung und zeigt den Anfang des Verfalls des jüd. Staats; 2) Kap. 20—22 und Buch 2, Kap. 8 ist eine synchronistische Geschichte der Reiche Juda und Israel, bis letzteres untergeht; 3) Buch 2, Kap. 8—25 enthält die Geschichte der Könige Judas bis auf Zedekia. Die Abschnitte Buch 1, Kap. 17—20 und Buch 2, Kap. 1—8 schildern in einem stark mythischen Tone die Geschichte der Propheten Elias und Elisa. Die Erzählung ist zuverlässiger als in den Büchern der Chronik und Hauptquelle für die jüd. und israel. Königsgeschichte. Freilich aber thut die theokratische Tendenz der Glaubwürdigkeit Eintrag und hat die Auswahl des Stoffs dergestalt beeinflußt, daß wir von allem, was das specifisch-religiöse Interesse des Verfassers nicht näher berührt, nur die dürftigste und lückenhafteste Kunde erhalten. Commentare schrieben Keil (Lpz. 1865) und Thenius (Lpz. 1849; 2. Aufl. 1873). Vgl. Bähr, «Die Bücher der K.» (Bielef. 1868).

Könige (die heiligen drei), s. Drei Könige.

Digitized by Google

Königgrätz (czech. Hradec Králove), Festung und Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im östl. Theile des Königreichs Böhmen, liegt an der Einmündung der Adler in die obere Elbe und an der Kreuzung der Nordwest- und der Reichenberg-Pardubitzer Eisenbahn, 97 Kilom. im Osten von Prag. Der in fruchtbarer Gegend gelegene Ort ist Sitz eines Bezirksamts, des Kreis- und eines Bezirksgerichts sowie eines Bisthums und zählt (1869) 5493 E. Unter den vier Kirchen der Stadt zeichnet sich die schöne Kathedrale aus. Andere ansehnliche Gebäude sind das Rathhaus, Schauspielhaus, die bischöfl. Residenz und das ehemalige Jesuitencollegium. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine Töchterschule und ein Lehrerseminar. Mit dem Bisthum verknüpft sind eine Diöcesananstalt und ein theol. Seminar. Die Bevölkerung der Stadt entwickelt viel Gewerbfleiß. Man fertigt unter anderm musikalische (Blech-) Instrumente, Handschuhe, Wachslichter u. s. w.; auch wird starker Gemüsebau getrieben. Ziemlich entfernt (3 Kilom.) von der Stadt liegen die vier Vorstädte Schießstatt, Kuklena, Neuköniggrätz und Panchow. Die Stadt war schon 1055 sehr ansehnlich, wurde 1062 befestigt, und das noch vorhandene alte Schloß wurde 1362 der Königin Elisabeth als Witwensitz angewiesen. Bis dahin hieß die Stadt Hradec. Die Umgegend kann behufs der Vertheidigung der Festung unter Wasser gesetzt werden. Die jetzigen Festungswerke wurden 1780—89 erbaut.

In der Gegend von K. wurde 3. Juli die Entscheidungsschlacht des Deutschen Kriegs von 1866, die Schlacht von K., geliefert. Die österr. Armee unter Benedek, verbunden mit den sächs. Truppen, hatte sich nach ungünstigen Gefechten (s. Deutscher Krieg von 1866) und dem Verluste von Gitschin nordwestlich von K. concentrirt, um hier eine Hauptschlacht anzunehmen. Sie war etwa noch 205,000 Mann stark und hatte eine sehr vortheilhafte Stellung hinter der sumpfigen Bistritz, der rechte Flügel an dem schwer zu überschreitenden Trotinabach, der linke an das Dorf Nechanitz gelehnt, das Centrum auf einem terrassenförmig ansteigenden Höhenterrain. Auf diesem standen von rechts nach links das 2., 4. (Chlum-Nedelist), 3. (Lipa-Chlum), 10. österr. und königl. sächs. Armeecorps (Popowitz), sowie die 1. leichte Cavaleriedivision (Problus-Prim). Die Artillerie (an 600 gezogene Geschütze) beherrschte das freie Vorterrain, dessen Entfernungen ihr genau bekannt, zum Theil sogar bezeichnet waren. Für die Batterien waren Geschützstellungen allenthalben eingeschnitten, insbesondere bei Nedelist, Lipa und Chlum. Bei den Dörfern Sadowa und Benatek waren zwei vorliegende Wäldchen als Stützpunkte mit Verhauen versehen. In Reserve standen das 1. Armeecorps bei Rosnitz, das 6. bei Wsestar, das 8. hinter dem sächs. Corps, die 2. leichte Cavaleriedivision bei Nedelist, die 1. und 3. Reservecavaleriedivision bei Sweti, die 2. bei Briza. Ueber die Elbe waren zwischen Lochenitz und Predmeritz, sowie bei Placka Kriegsbrücken hergestellt. Die preuß. Armee, über welche der König, nachdem derselbe 2. Juli in Gitschin eingetroffen, den Oberbefehl übernommen hatte, sollte für den 3. Juli Ruhetag haben, da die Truppen von fortwährenden Märschen und Gefechten sehr angegriffen waren. Die Elbarmee (8. Armeecorps und 14. Division) unter Herwarth bildete den rechten Flügel bei Smidar, die Erste Armee (2., 3., 4. Corps) nebst dem Cavaleriecorps, unter dem Prinzen Friedrich Karl, stand bei Horziz; die Zweite Armee, unter dem Kronprinzen (Gardecorps, 1., 5. und 6. Corps), 22 Kilom. entfernt bei Königinhof und Gradlitz. Im ganzen betrug die preuß. Streitkraft 220,984 Mann. Am 2. Juli, abends 11 Uhr, ging die Meldung ein, daß die Oesterreicher über die Elbe vorgegangen seien und den Abschnitt der Bistritz besetzt hätten. Der König faßte sogleich den Entschluß, anzugreifen, und die Befehle zum Vormarsch gingen an alle Corps ab. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl sollte in der Front den Feind beschäftigen, während die des Kronprinzen gegen dessen rechte, die Elbarmee gegen die linke Flanke ihren Angriff richteten. Um 7 Uhr morgens, 3. Juli, konnten sich die Erste und die Elbarmee schon formiren; um 8 Uhr wurde die Schlacht eröffnet, welche der König von einer Höhe bei Sadowa leitete. Die Oesterreicher empfingen die Preußen mit einem furchtbaren Artilleriefeuer. Letztere überschritten zwar die Bistritz und kämpften mit großen Verlusten um die Wäldchen von Sadowa und Benatek (General von Gordon), auch Swipwald oder Wald von Maslowed genannt, und die vor der Hauptstellung liegenden Dörfer, fanden aber einen so hartnäckigen Widerstand, daß die Schlacht gegen Mittag zum Stehen kam. Ein kräftiger Offensivstoß Benedek's würde diesem vielleicht den Sieg vor dem Eintreffen des Kronprinzen, welcher auf seinem 22 Kilom. weiten Marsche durch grundlose Wege aufgehalten wurde, verschafft haben. Es geschah aber nichts. Der König hielt mit äußerster Anstrengung das Gefecht durch Artillerie hin, sodaß von jeder Seite an 500 Geschütze hier gegeneinander feuerten, bis gegen 2 Uhr der Kanonendonner der Zweiten Armee in der

Digitized by Google

rechten Flanke des Feindes erschallte. Dort griffen die Garden an und entwickelten ihre ganze Artillerie, welche der österr. Reserve einen furchtbaren Verlust zufügte. Das 6. Corps erzwang sich den Uebergang über den Trotinabach, und Benedek mußte die Stellung seines durch den eigenmächtigen Linksabmarsch des 4. Armeecorps stark gefährdeten rechten Flügels verändern. Im Centrum zog der König seine letzte Reserve (3. Armeecorps) vor; die Colonnen des Kronprinzen nahmen mehrere Dörfer und erstürmten endlich die Höhen von Chlum, den Hauptschlüsselpunkt der Stellung Benedek's. Jetzt gab der König Befehl zum allgemeinen Vorrücken auch in der Fronte und setzte sich selbst an die Spitze der Reservecavalerie. Vor diesem umfassenden Angriffe konnten die Oesterreicher ihre Positionen nicht mehr behaupten. Ihre Batterien feuerten noch bis zum letzten Augenblicke, selbst im Schnellfeuer der Zündnadelgewehre, weshalb auch so viel Geschütze verloren gingen; ihre Reservecavalerie opferte sich heldenmüthig, um den Rückzug der ziemlich aufgelösten Infanterie gegen die zur Verfolgung vorbrechende preuß. Cavalerie zu decken, konnte diese aber in einem mörderischen Reitergefecht unter den Augen des Königs nicht aufhalten. Zwischen 3 und 4 Uhr war die Schlacht entschieden, aber der Kampf bei Rückzug und Verfolgung wüthete fort bis unter die Kanonen von K., sodaß die Schlacht über 12 Stunden dauerte. Der concentrische Vorstoß der drei preuß. Armeen traf 7—8 Kilom. hinter der österr. Stellung zusammen. Die Elbarmee war nicht in der Lage, sogleich wirksam eingreifen zu können. Dagegen drang die 11. Division (Zastrow) über Rosnitz und Briga gegen die im Rückzug befindlichen Massen mit großem Erfolge vor und nahm noch nach 6 Uhr 52 Geschütze sowie 5000 Mann gefangen. 19,300 Gefangene, 161 Geschütze und 5 Fahnen waren die Trophäen des Siegs. Der Hauptrückzug der geschlagenen Oesterreicher ging auf Olmütz, verfolgt von der Armee des Kronprinzen; nur das 10. Corps (Gablenz) und der größte Theil der Cavalerie eilten auf Wien, wohin sich die preuß. Erste und die Elbarmee 5. Juli in Bewegung setzten. Die Schlacht führte zwar zunächst nicht zum Abschluß des Friedens, entschied jedoch den schließlichen Ausgang des ganzen Kriegs. Vgl. die preuß., österr. und sächs. Generalstabswerke, auch Jähns, «Die Schlacht bei K.» (Lpz. 1876), und von Schleinitz, «Vergleichende Betrachtungen über die Schlachten von Belle-Alliance und K.» (Berl. 1876).

Königinhof (czech. Dvur Kralove), eine der ältesten böhm. Ortschaften, im gleichnamigen Bezirk, an der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn und am linken Elbufer gelegen, mit 6222 E., vornehmlich oft genannt als Auffindungsort der Königinhofer Handschrift, wurde militärisch bekannt durch das Gefecht zwischen preuß. und österr. Truppen vom 29. Juni 1866. K. wurde hierbei durch die 1. preuß. Garde-Infanteriedivision erstürmt.

Königinhofer Handschrift (Rukopis Kralodvorský) nennt man das Bruchstück einer bis dahin ungekannten altböhm. poetischen Kunstliteratur, welches in der Stadt Königinhof in Böhmen 1817 von Hanka (s. d.) aufgefunden wurde. Kapitelüberschriften kennzeichnen die Pergamentblättchen als den Ueberrest einer weit größern Sammlung epischer und lyrischer Gedichte; von letztern enthalten die Blättchen acht, von erstern sechs Proben. Der Charakter der Schrift sowie die Formen der Sprache gehören der Zeit um 1300 an. Der Urtext der Königinhofer Handschrift wurde von Hanka seit 1819 im bloßen Abdrucke wiederholt herausgegeben, und zugleich veranlaßte man Uebersetzungen in die meisten europ. Sprachen. Die landläufige deutsche Uebersetzung stammt von W. A. Swoboda, zugleich dem Verfasser des histor.-kritischen Vorberichts zur Ausgabe von 1829. Im Anschluß an diese mangelhafte Uebersetzung hat Goethe von einem der Lieder unter dem Titel «Das Sträußchen» eine treffliche Bearbeitung geliefert. Eine andere Uebersetzung des Ganzen veröffentlichte 1845 Graf Thun mit einer Einleitung von Schafarik. Im J. 1862 gab Vrt'átko eine photographische Nachbildung des Manuscripts heraus, das im Böhmischen Museum zu Prag aufbewahrt wird. Was den poetischen Werth der Königinhofer Handschrift anbelangt, so entsprechen die kurzen lyrischen Gedichte dem schlichten Ausdrucke und der elegischen Innigkeit czech. Volkslieder. Von den epischen Dichtungen schildert das Bruchstück «Udalrich und Jaromir» die Vertreibung der Polen aus Prag 1004; «Benesch Hermanow» den Kampf dieses Führers gegen einen deutschen Fürsten Namens Otto; «Jaroslaw» die Vertheidigung des heiligen Berges Hostain bei Olmütz gegen die Tataren 1241 durch einen Helden dieses Namens. «Ludische und Lubor» beschreibt ein Kampfspiel am Hofe eines böhm. Theilfürsten im Osten, und «Ceslmir und Wlaslaw» ist dem sagenhaften Kampfe des Czechenfürsten Neklan von Prag mit dem saazer Fürsten der Lucanen gewidmet. Der «Zaboj» aber greift in die Zeit zurück, wo die heidnischen Böhmen sich gegen die Christianisirung und Unterdrückung durch einen fremden Kral (König) erheben und dessen Feldherrn Ludiek (Ludwig) vertreiben. An die Auffindung dieser Handschrift knüpft

Digitized by Google

sich zu einem großen Theil die Wiederbelebung der böhm. Literatur im ersten Viertel des 19. Jahrh. Hierzu hat insbesondere der Streit über die Echtheit und Unechtheit der Handschrift nicht wenig beigetragen. Zeit und Ort ihrer Auffindung wie die anomale Form der Gedichte hatten frühzeitig Mistrauen gegen die Echtheit des Manuscripts erweckt, und das fast gleichzeitige räthselhafte Auftauchen der sog. Grünberger Handschrift («Gericht der Libussa») angeblich aus dem 10. Jahrh. war nicht geeignet, die Bedenken zu zerstreuen. Dazu kam, daß zwei spätere prager Funde: «Das Minnelied König Wenzel's» und «Das Lied unter dem Wyschehrad», als wirkliche Fälschungen erkannt und als solche auch allseitig anerkannt wurden. Offen entbrannte aber der Streit, als die Echtheit der Königinhofer Handschrift im Nov. 1858 im «Tagesboten für Böhmen» einen anonymen publicistischen, 1859 in von Sybel's «Histor. Zeitschrift» einen wissenschaftlichen Angriff von Büdinger (Wien 1859) erfuhr. Beiden entgegnete Franz Palacky, und es folgten nun eine Reihe von Streitschriften gegen und für die Echtheit, unter denen insbesondere hervorzuheben sind die von Feifalik («Ueber die Königinhofer Handschrift», Wien 1860) und Jireček («Die Echtheit der Königinhofer Handschrift», Prag 1862). Ein Verzeichniß der Ausgaben wie der Literatur über die Königinhofer Handschrift vgl. bei J. Jireček, «Rukověť k dějinám lit. české» (Prag 1875). Die Polemik über ihre Echtheit oder Unechtheit ist noch zu keinem Abschluß gelangt.

Königsberg (poln. Krolewiec), starkbefestigte Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der Provinz Ostpreußen, die dritte Residenz des preuß. Staats, liegt am Pregel, über welchen hier acht Brücken führen, 7 Kilom. von dem Einflusse desselben in das Frische Haff, an der äußersten Südgrenze Samlands, von seinem Vorhafen Pillau 50, von der Nordküste Samlands 40 Kilom. entfernt, und besteht aus der Altstadt, dem Löbenicht und dem Kneiphofe, welche 1724 zu einer Stadt vereinigt wurden. Die größern Vorstädte und die sog. Freiheiten mit eingerechnet, beträgt der Umkreis der Stadt 15 Kilom., in welchen aber Gärten, der 6 Hekt. große Schloßteich mit reizenden Umgebungen und einige Felder eingeschlossen sind. Die Stadt, 1256 gegründet und zu Ehren des Königs Ottokar von Böhmen K. genannt, war 1457—1525 die Residenz des Hochmeisters des Deutschen Ordens und 1525—1701 der preuß. Herzoge. Das Schloß, ein Viereck von 110 Mt. Länge und 70 Mt. Breite bildend, liegt auf einer kleinen Anhöhe. In der Schloßkirche setzte sich Friedrich I. 1701 und Wilhelm I. 1861 die Königskrone aufs Haupt. Die Stadt hat 16 Kirchen, darunter eine katholische (1616 erbaut), außerdem ein mennonitisches Bethaus und eine schöne, 1811 errichtete Synagoge. Nur wenige Straßen der innern Stadt sind gut gebaut. Doch finden sich in der Königsstraße, der Junkerstraße, in der Vordern Vorstadt, auch in den übrigen Vorstädten und den Freiheiten sowie im alterthümlichen Kneiphof ansehnliche und schöne Privathäuser. Der Kneiphof ist auf einer Insel des Pregel auf Pfählen erbaut und vorzugsweise Sitz der reichen Kaufmannschaft. Innerhalb desselben erhebt sich der 1332 von dem Hochmeister Herzog Lothar von Braunschweig erbaute Dom, 92 Mt. lang, 26 Mt. breit, mit einem 50 Mt. hohen Thurme, einer prachtvollen, großen, 1721 von Johann Josua Mosengel vollendeten Orgel, den Gräbern der deutschen Hochmeister und Herzoge von Preußen und der von Wallenrod'schen, 10,000 Bände umfassenden und wichtige Handschriften zur preuß. Landes- und Adelsgeschichte enthaltenden Bibliothek, welche in zwei Zimmern des Thurms aufgestellt ist. Vgl. Gebser und Hagen, «Beschreibung des Doms zu K.» (2 Thle., Königsb. 1833—35). Unter den Bauwerken aus neuerer Zeit zeichnen sich die östl. Festungsthore der Stadt, das Sackheimer und Roßgärtner, der Justizpalast, die Börse und vor allem das prächtige neue Universitätsgebäude (1844—65 erbaut) aus. Im alten Universitätsgebäude befindet sich jetzt die Stadtbibliothek von 50,000 Bänden. Von den Denkmälern verdienen die ehernen Statuen König Friedrich's I. (von Jakobi und Schlüter in Berlin gefertigt und 3. Aug. 1802 aufgestellt) und Friedrich Wilhelm's III. (von Kiß gefertigt und 3. Aug. 1851 enthüllt), das Standbild Kant's von Rauch und das Denkmal zum Andenken an die im Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 Gefallenen in dem neuangelegten schönen Volksgarten, besondere Erwähnung. Die Befestigungen bestehen aus einem Hauptwall und 12 weit vorgeschobenen Forts; innerhalb der Wälle befindet sich noch ein großes fortificirtes Werk (Herzogsacker), zugleich Kaserne für 3000 Mann und auf 120 Geschütze eingerichtet.

K. ist Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, der Regierung für den Regierungsbezirk K., des Generalcommandos des 1. Armeecorps und des Commandos der 1. Division, sowie einer Universität. Dieselbe wurde von dem Markgrafen Albrecht I., Herzog von Preußen, 1544 gestiftet (Collegium Albertinum) und zählte unter dem Großen Kurfürsten

by Google

1644 über 2000 Studenten, 1876—77 hingegen nur 631. Der erste Rector war Georg Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthon's. Seit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart herab lehrten an der Universität sehr bedeutende Männer, wie Baer, Bessel, Burdach, Herbart, Jacobi, Kant, Lobeck, Olshausen, Rosenkranz u. s. w. Ostern 1875 umfaßten die vier Facultäten 46 ord. und 10 außerord. Professoren nebst 14 Privatdocenten. Die Universität hat neun Kliniken, acht Seminare, darunter das 1723 von Friedrich Wilhelm I. für Prediger der polnisch und litauisch redenden Landesgegenden gestiftete, einen 1809 angelegten, später sehr erweiterten botan. Garten, ein anatom. Theater, ein vorzügliches zoolog. Museum, ein Münzcabinet, ein Mineraliencabinet und eine physik. Instrumentensammlung, eine Sammlung von Kunstsachen und Gipsabgüssen nach Antiken und eine sehr schöne, 1811—13 erbaute Sternwarte, welche durch ihre vortheilhafte Lage fast den ganzen Horizont beherrscht und mit den trefflichsten Instrumenten ausgerüstet ist. Die Universitätsbibliothek umfaßt 220,000 Bände, darunter viele Handschriften, werthvolle Incunabeln und kostbare ältere und neuere Kupferwerke. Das geheime Archiv des ehemaligen Ritterordens verwahrt wichtige Urkunden zur preuß. und deutschen Geschichte und hat seit 1811 einen eigenen Director. Vgl. Gervais, «Die Gründung der Universität K. und deren Säcularfeier 1644 und 1744» (Danz. 1844); Witt, «Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu K.» (Königsb. 1844). Außerdem bestehen zu K. an höhern Unterrichtsanstalten vier Gymnasien (darunter das Collegium Fridericianum), ein Progymnasium, zwei Realschulen erster Ordnung, eine Gewerbeschule und eine Handelsschule. Von Kunstanstalten sind, außer dem Theater, die durch Bemühungen von Schön's 1845 ins Leben gerufene Akademie der Künste und das Stadtmuseum mit Gemäldegalerie und Malerakademie zu erwähnen. Unter den wissenschaftlichen Vereinen haben namentlich die Königliche deutsche Gesellschaft (1741 gestiftet), die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft (1799 von Mohrungen nach K. verlegt) und die Alterthumsgesellschaft Prussia (seit 1846) eine bedeutendere Thätigkeit entwickelt. Außer vielen andern Humanitätsanstalten bestehen zu K. auch zwei Taubstummeninstitute, eine Blindenheilanstalt, ein großes Hospital und drei Waisenhäuser.

K. hat (1875) 122,636 E., deren hauptsächlichste Nahrungsquelle der sehr bedeutende Handel bildet. Hauptartikel der Ausfuhr sind Getreide und Hülsenfrüchte, der Einfuhr aber Zucker, Thee und Heringe. Der Schiffbau hat gegen früher abgenommen. Obgleich der 10—20 Mt. tiefe Pregel auch größere Seeschiffe zu tragen vermag, können diese doch wegen der seichten Stellen im Haff nicht bis zur Stadt herankommen, sondern müssen bei der Festung und Hafenstadt Pillau anlegen. Die Fabrikthätigkeit ist nicht ohne Bedeutung. Es bestehen einige größere Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Tabacks-, Seifen-, Lichtfabriken, Färbereien, Gerbereien, Kalk- und Gipsbrennereien, Pianoforte-, Lack- und Wagenfabriken; auch auswärts bekannt und beliebt sind die Zuckerbäckerwaaren, besonders der Marzipan. Durch die 1871 vollendete Ostbahn und die Ostpreußische Südbahn ist K. einerseits mit den übrigen Theilen der preuß. Monarchie, andererseits mit dem russ. Bahnnetz verbunden. — Der Regierungsbezirk K. hat ein Areal von 21,106 QKilom., zählt (1875) 1,101,647 E. und zerfällt in die 20 Kreise: Stadt K., Landkreis K., Fischhausen, Memel, Labiau, Wehlau, Heiligenbeil, Friedland, Rastenburg, Preußisch-Eylau, Gerdauen, Braunsberg, Heilsberg, Rössel, Allenstein, Preußisch-Holland, Mohrungen, Osterode, Neidenburg und Ortelsburg. Vgl. außer den ältern Werken von Arnold und Baczko: Faber, «Die Haupt- und Residenzstadt K.» (Königsb. 1840); Rosenkranz, «Königsberger Skizzen» (Danz. 1842); Jung, «K. und die Königsberger» (Lpz. 1846); Flögel, «Praktischer Fremdenführer durch K.» (3. Aufl., Königsb. 1862).

Königsberg in der Neumark, Kreisstadt und Garnisonsplatz des Regierungsbezirks Frankfurt in der preuß. Provinz Brandenburg, an dem Oderzufluß Rörike und an der Bahnlinie Breslau-Stettin, 70 Kilom. im Norden von Frankfurt gelegen, bis 1270 dem Bisthum Brandenburg gehörig, war früher befestigt und spielte in den Kriegen der brandenb. Markgrafen mit den pommerischen Herzogen eine wichtige Rolle. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, ein alterthümliches Rathhaus, die älteste und schönste Kirche der Neumark, nämlich die aus dem 13. Jahrh. stammende goth. Marienkirche mit einem 30 Mt. hohen Dache, und zählt (1875) 6353 E. — Der Kreis K. zählt (1875) auf 1534 QKilom. 94,550 E.

Königshofen (Jak. Twinger von), Chronist, geb. zu Straßburg 1360 aus einer Patricierfamilie, gest. daselbst als Kanoniker zu St.-Thomas 27. Dec. 1420, ist der Verfasser einer großen deutschen Chronik, eigentlich einer der ersten deutschen Weltgeschichten in Prosa, mit welcher er, zum Theil unter Benutzung eines ältern Werks von Fr. Closener, die elsass. und straßburgische Geschichte verband. Einen von ihm selbst gefertigten Auszug der größern Chronik,

Digitized by Google

die bis 1386 reicht, gab Joh. Schilter (Straßb. 1698) heraus, zusammen mit spätern Fortsetzungen. Ein Auszug der das Elsaß betreffenden Partien aus dem großen Werke steht im «Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg» (Thl. 1, Straßb. 1843). Eine kritische Ausgabe durch Hegel findet sich in den «Chroniken der oberrhein. Städte» (2 Bde., Lpz. 1870—71). K. ist auch Verfasser eines großen noch ungedruckten lat.-deutschen Glossars.

Königshütte, Stadt im Kreise Beuthen des Regierungsbezirks Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, erst 1869 durch Zusammenlegung der Gemeinden K., Erdmannswille, Charlottenhof, Pniacki und Theilen von Ober- und Mittel-Lagiewnik, Nieder-Heiduck und Chorzow gebildet. Ihre größtentheils berg- und hüttenmännische Bevölkerung findet in dem Betriebe des Hüttenwerks gleichen Namens, des fiscalischen Steinkohlenbergwerks Königsgrube und der das Terrain durchziehenden Schienenwege der Oberschlesischen und der Rechte-Oder-Ufer-Eisenbahn ihren Unterhalt. K. zählte 1871 schon 19,536 und 1875 bereits 26,032 E. Das Hüttenwerk K., 1797 gegründet, seit 1871 in dem Besitze einer Actiengesellschaft, besteht aus einer Hohofenanlage mit 17 Hohöfen, einer Coksofenanlage, einem Puddlings- und Walzwerk mit 71 Puddlingsöfen und 36 Schweißöfen, einer Bessemer-Stahlanlage, einer Reparaturwerkstatt und Schmiede, einer Räderfabrik, einer Gasanstalt, einer Fabrik für feuerfeste Ziegel, einer Zinkhütte und einer Kohlengrube. Das Werk lieferte vom 1. Juli 1876 bis dahin 1877: 43,805,400 Kilogr. Roheisen, 681,050 Kilogr. Gußwaaren, 1,227,050 Kilogr. Reineisen, 87,760 Kilogr. silberhaltiges Blei, 120,000,000 Kilogr. Coks, 29,491,800 Kilogr. Rohschienen, 18,169,200 Kilogr. Handelseisen, 3,387,000 Kilogr. Blech, 1,429,800 Kilogr. Eisenbahnschienen, 41,870 Kilogr. Modelleisen, 754,100 Kilogr. Straßen- und Grubenschienen und 15,711,000 Kilogr. Eisenbahnschienen von Bessemer-Stahl, 21,829,700 Kilogr. Ingots, 2,301,700 Kilogr. Eisengußwaaren, 16,750 Kilogr. Metallgußwaaren, 961,430 Kbmt. Leuchtgas, 513,700 Kilogr. Rohzink und 438,563,000 Kilogr. Kohlen aller Art. Das Steinkohlenbergwerk Königsgrube producirte in derselben Zeit 19,276,894 Ctr. Steinkohlen.

Königskerze, Pflanzengattung, s. Verbascum.

Königsmark (Maria Aurora, Gräfin), die Geliebte August's II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, wurde um 1666, wahrscheinlich zu Stade, geboren. Ihr Vater, Konrad Christoph K., war der älteste Sohn des schwed. Feldmarschalls Johann Christoph K. (geb. 25. Febr. 1600, gest. 20. Febr. 1663) und blieb als holländ. General 1673 bei der Belagerung von Bonn; ihre Mutter war eine Tochter des berühmten schwed. Feldmarschalls Wrangel. Aurora entfaltete schon früh große körperliche Reize und geistige Fähigkeiten, für deren Ausbildung eine vortreffliche Erziehung sorgte, während sie von Kindheit an zu Stockholm, Hamburg, Hannover, Braunschweig u. s. w. das Welt- und Hofleben von allen Seiten kennen lernte. Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden ihres Bruders, der erst in hannov. Diensten stand, dann General in sächs. Diensten wurde, veranlaßte sie, 1694 von Hamburg, wo sie nach dem Tode der Mutter bei der ältern Schwester, der vermählten Gräfin Löwenhaupt, sich aufhielt, nach Dresden zu gehen, um des Kurfürsten Friedrich August Hülfe zu suchen. Bald wurde sie hier die Geliebte desselben und durch ihn 1696 zu Goslar Mutter des berühmten Marschalls Moritz, Grafen von Sachsen (s. d.). Gleichzeitig löste sich ihr Verhältniß zum Kurfürsten, doch wußte sie sich dessen Freundschaft und Achtung zu erhalten. Durch ihre Schönheit, Klugheit, weibliche Anmuth, wissenschaftliche Bildung, ihren Witz und ihr Talent für Kunst durch ganz Europa bewundert, nannte Voltaire sie die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte. Sie schrieb unter anderm eine Oper «Die drei Töchter des Cecrops». Nach mehrfachen Bemühungen, einen ehrenvollen Ruhesitz im fürstl. Stiftskapitel zu Quedlinburg zu erlangen, wurde sie im Jan. 1698 zur abteilichen Coadjutorin und zwei Jahre später zur Pröpstin ernannt. Doch unternahm sie von hier aus öfters Reisen nach Dresden, Leipzig, Breslau, Hamburg u. s. w. Ihre berühmteste Reise war die im Auftrage August's II. in das Hauptquartier Karl's XII. nach Kurland (1702), um diesen zum Frieden zu bewegen. Doch wurde sie bei dem König nicht vorgelassen. Sie starb nach langen Leiden an der Wassersucht 16. Febr. 1728 zu Quedlinburg, wo sie in der Stiftskirche beigesetzt wurde. Viel Unwahres über sie findet sich im «Galanten Sachsen». Ihr Leben gab Palmblad den Stoff zu einem Roman (4 Bde., Stockh. 1850—52; deutsch, 6 Bde., Lpz. 1848—53). Vgl. Cramer, «Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora K.» (2 Bde., Lpz. 1835); Corvin, «Maria Aurora, Gräfin von K.» (Lpz. 1848); Hesekiel, «Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts der Grafen von K.» (Berl. 1854). — Ihr Bruder, Philipp Christoph von K., geb. 1662, kam als schwed. Oberst nach Hannover und suchte mit der Erbprinzessin Sophie Dorothea (s. d.), Gemahlin

Digitized by Google

des nachherigen Königs Georg I. von Großbritannien, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Da er beschuldigt ward, die Erbprinzessin entführen zu wollen, ließ ihn Kurfürst Ernst August am Abend, wo dies geschehen sollte (Aug. 1694), in den Vorzimmern der Prinzessin ermorden. Die Prinzessin blieb lebenslang gefangen auf dem Schlosse zu Ahlden. Vgl. Palmblad, «Briefwechsel des Grafen K. und der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle» (Lpz. 1847).

Königssee oder Bartholomäussee, der schönste See Deutschlands, im oberbair. Bezirksamte Berchtesgaden (s. d.), der Glanzpunkt der Berchtesgadener oder Königssee-Alpen, am östl. Fuße des 2739 Mt. hohen Watzmann, 5 Kilom. von Berchtesgaden, 608 Mt. über dem Meer gelegen, hat mit dem Obersee eine Länge von 8, eine Breite von 1 und einen Umfang von 20 Kilom. bei einer Tiefe von 241 Mt., und fließt mittels der Alm oder Königsseer Achen in die Salzach ab. Der See ähnelt in seiner landschaftlichen Scenerie dem Vierwaldstättersee, wenn auch die Bildung seiner Gebirgsumgebung eine andere ist. Die ihn einschließenden grauweißen Felswände starren mauerartig über 2000 Mt. fast senkrecht empor und geben nur hier und da einem schmalen Ufersaum Raum. Von Osten her rauscht über dunkle Felsblöcke der Königsbach über 800 Mt. tief herab, und weiter oberhalb stürzt, zwei Wasserfälle bildend, aus einer engen Schlucht der Kesselbach herein. Der Mündung des letztern schräg gegenüber öffnet sich eine Schlucht bis zum Kern des Watzmann und gestattet einen Einblick in die innerste Felswüste der hohen Kalkalpen, in das Eisthal mit der Eiskapelle, einem durch seine beispiellos tiefe Lage (840 Mt.) ausgezeichneten, übrigens nicht bedeutenden Gletscher, der aus dem vom Watzmann herabkommenden, durch Regelation in festes Eis verwandelten Firnschnee gebildet wird. Vor dem Eingang der Schlucht steht eine kleine alte Wallfahrtskapelle; im Hintergrund stürzt der Eisbach mit einem Wasserfall hernieder, um den See zu erreichen. Aus dem mitgeführten Schutt hat sich der Eisbach ein halbinselartiges grünes Vorland gebildet, auf welchem die Kirche St.-Bartholomä und ein königl. Jagdschloß stehen, beide 1731 erbaut. Am Bartholomäustage (24. Aug.) kommen hier von allen Seiten, aus allen Schluchten und über die Felswände herab die Züge von Wallfahrern zusammen, um die Kapelle zu besuchen, welche zum Andenken an die im Dienst König Ottokar's von Böhmen 26. Juni 1260 gefallenen letzten Sprößlinge des alten Hallgrafengeschlechts der Plain erbaut worden sein soll. Der K. birgt viele feine Fische, besonders Saiblinge (Salmo salvellinus), eine Art Lachsforelle, welche weit versandt werden. Die Salet-Alp, eine aus moos- und grasdurchwachsenen Kalkfelstrümmern bestehende Landenge, trennt die Südostecke des K. von dem einsamen hellgrünen Obersee, dessen 1,5 Kilom. langes Becken, von steil aufsteigenden Marmorwänden eingeschlossen, ebenfalls ein großartiges Landschaftsbild bietet. Vgl. Simony, «Ueber Temperatur und Tiefenverhältnisse des K.» (Wien 1874).

Königsstuhl heißt eine in der deutschen Kaisergeschichte denkwürdige Stätte am linken Rheinufer, etwa 300 Mt. unterhalb des ehemaligen Städtchens und jetzigen (1500 E. zählenden) Marktfleckens Rhens oder Rhense (Rense), im preuß. Regierungsbezirk und 9 Kilom. oberhalb Koblenz, an der Rheinischen Eisenbahn schräg gegenüber von Oberlahnstein. Hier stießen die Gebiete der vier rhein. Kurfürsten ganz nahe zusammen: das kölnische Rhens, das trierische Kapellen mit Stolzenfels, das mainzische Lahnstein, das pfälzische Braubach. Der alte K., ein 1376 auf Befehl Karl's IV. aus Quadersteinen aufgeführter achteckiger Bau von 7,5 Mt. Durchmesser und 5 Mt. Höhe, hatte 7 Schwibbögen im Cirkel, die auf 9 Pfeilern (einer in der Mitte) ruhten; 14 oben durch ein Eisenthor geschlossene Stufen führten auf die Oberfläche, die ohne Bedachung und von einer gemauerten Bank mit den durch Steinplatten bezeichneten Sitzen der sieben Kurfürsten eingefaßt war. Von den Franzosen 1794 zerstört, wurde der Bau 1843 durch einen Verein von Koblenzern in der alten Gestalt wieder aufgeführt. Auf dem K. versammelten sich die Kurfürsten zur Berathung über deutsche Reichsangelegenheiten, zur Abschließung des Landfriedens, zur Königs- und Kaiserwahl. Zum ersten mal als gewöhnlicher Versammlungsort «von alters her» wird er 1308 bei der Vorwahl Heinrich's VII. erwähnt. Am 16. Juli 1338 kam hier der berühmte erste Kurverein (Kurverein zu Rense) zu Stande. (S. Ludwig IV.) Am 11. Juli 1346 wurde daselbst die Vorwahl Karl's IV. getroffen und 21. Aug. 1400 Ruprecht von der Pfalz an Stelle des abgesetzten Wenzel zum König erwählt. Unterhalb des K. ist 1857 im Rhein eine Mineralquelle entdeckt, gefaßt und ans linke Rheinufer geleitet worden, deren Wasser dem natürlichen Selterswasser sehr ähnlich ist.

Königstein, die einzige Festung des Königreichs Sachsen, in der Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, erhebt sich 10 Kilom. von der böhm. Grenze an dem linken Ufer der Elbe im N. der Mündung des reizenden Thalgrundes des Bielabachs als eine

Digitized by Google

majestätische Bergmasse, deren untere Stufe im NW. durch seichte Schluchten mit niedrigen Hügeln verbunden ist, während die obere Stufe die nächste Umgebung hoch überragt und wiederum einen Felsenkranz trägt. Die Oberfläche dieses Felsenkranzes erreicht eine absolute Höhe von 355 und eine solche über dem Elbspiegel von 307 Mt. Nur im NW. führt ein sehr steiler, an drei Stellen vertheidigter Zugang auf die Höhe, welche, außer verschiedenen Gebäuden, den Kasematten und Freiplätzen, auch Gärten, eine Weinpflanzung und ein Wäldchen trägt. Am Abhange liegt einiges Feld sowie die seit 1790 angelegte sog. «niedere Fortification». Wasser erhält die Besatzung durch einen 190 Mt. tiefen, nie versiegenden Brunnen. Der Bau der obern Festungswerke wurde unter Kurfürst Christian I. 1589 begonnen, aber erst 1731 vollendet. Der K. beherrscht die Elbe und die Sächsisch-Böhmische Eisenbahn und hinderte daher in diesem Bereich im Deutschen Kriege von 1866 die Communication der Preußen mit Böhmen. Die bisher für uneinnehmbar gehaltene Festung diente in bedrängten Zeiten als Zuflucht für die Schätze des Landes und der Fürsten. In Friedenszeiten wird die Festung, einschließlich der kleinen Besatzung, von etwa 460 Menschen bewohnt. Der Berg gehörte erst den Burggrafen von Dohna und kommt als Festung unter seinem jetzigen Namen zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. vor. Mit dem Falle der Burggrafen von Dohna (1401) kam K. an die Markgrafen von Meißen und so an Sachsen. Merkwürdige Staatsgefangene daselbst waren der Kanzler Nik. Crell, Patkul, der Porzellanerfinder Böttger, der Alchemist von Klettenberg und Bakunin. Gegenüber der Festung erhebt sich der 394 Mt. hohe Lilienstein, und an ihrem Fuße liegt die Stadt K., welche Sitz eines Gerichtsamts und Station der Sächsischen Staatsbahn ist und (1875) 3750 E. zählt. Vgl. Moser, «Die Festung K. und ihre Umgebung» (Pirna 1872).

Königswart, Stadt im Bezirk Plan des Königreichs Böhmen, an der Franz-Josephbahn, ist Sitz eines Bezirksamts und hat 1767 E. ohne den Curort K., der wegen seiner Lage zur Waldcur sehr geeignet ist. Von den drei Mineralquellen des Ortes wird der Sauerbrunnen zum Trinken und Baden benutzt. Am berühmtesten ist K. wegen seines Schlosses, das dem Fürsten Metternich gehört. Die im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstörte alte Burg wurde später von dem kaiserl. General Grafen Metternich gekauft, der hierauf am Fuße des Bergs, auf welchem die Ruinen der alten Burg liegen, das neue Schloß im ital. Stile aufführte, das, mit einem schönen Park umgeben, neben einer ansehnlichen Bibliothek, reichen Sammlungen von Kunst- und Naturgegenständen, Waffen, Alterthümern, Gemälden, histor. Denkwürdigkeiten und einem großen Münzcabinet, namentlich auch in dem Altar der reichgezierten Schloßkapelle die Gebeine einer Menge Heiliger bewahrt, zu denen häufig gewallfahrtet wird. Der Marmoraltar, ein Geschenk des Papstes Gregor XVI., besteht aus einem einzigen, kunstreich gehauenen Steinblock und ist mit dem blauen Marmor der Säulen aus der abgebrannten St.-Paulskirche in Rom eingelegt. In den Parkanlagen befindet sich ein dem Andenken des Kaisers Franz I. errichteter Obelisk. Vgl. Kohn, «Der Curort K.» (Wien 1873).

Königswasser nennt man eine Mischung von Salzsäure und Salpetersäure.

Konon, ausgezeichneter athen. Feldherr und Flottenführer, wird zum ersten mal in der spätern Zeit des Peloponnesischen Kriegs (413 v. Chr.) als Befehlshaber erwähnt. Er wurde 408 v. Chr. neben Alcibiades und Thrasybul mit dem Commando der Flotte betraut und ward auch nach dem Sturze des erstern 407 aufs neue durch die Wahl des Volks einer der 10 Strategen. K. erlitt aber 406 bei Lesbos durch Kallikratidas eine Niederlage, worauf seine Einschließung im Hafen von Mytilene erfolgte, aus der ihn der Seesieg der Athener bei den Arginusen wieder befreite. Als er sich im folgenden Jahre nach dem unglücklichen Kampfe bei Aegos-Potämos gegen Lysander (s. d.) nicht mehr zu halten vermochte, entfloh er mit acht Schiffen zu Euagoras nach Cypern und erhielt um 397 von dem König Artaxerxes den Befehl über die gegen die Spartaner damals bestimmte pers. Flotte. Im J. 394 erfocht er einen vollständigen Sieg über Pisander bei Knidos, eilte den kleinasiat. Städten zu Hülfe, welche unter spartan. Drucke seufzten, und erschien das Jahr darauf mit seiner Flotte in dem Piräeus, wo ihn das athen. Volk als seinen Retter freudig empfing. Hier machte er sich namentlich durch die mit pers. Golde bestrittene Wiederherstellung der Langen Mauern hochverdient. Als die Spartaner durch ihren Bevollmächtigten Antalkidas den Persern einen für Griechenland schimpflichen Frieden angeboten hatten, schickten die Athener zur Wahrung ihrer Interessen den K. ebenfalls dahin. K. wurde aber zu Sardes festgenommen, entkam jedoch und starb in Cypern um 389 v. Chr. Cornelius Nepos schrieb einen (freilich sehr mangelhaften) Abriß seines Lebens.

Konrad I., König der Deutschen, 911—918, aus vornehmem fränk. Geschlecht, wurde nach dem Aussterben der Karolinger (s. d.) zum Nachfolger Ludwig's des Kindes erwählt. Ein

Digitized by Google

tapferer Kriegsmann, vermochte er doch nicht, das durch die Unbotmäßigkeit und Zwietracht der Großen zerrissene, von den Einfällen der Ungarn heimgesuchte Reich in Ordnung zu bringen. Lothringen ging an Frankreich verloren; Herzog Heinrich von Sachsen versuchte er vergeblich zur Unterwerfung zu bringen. Ueberhaupt bestrebte er sich, in Verbindung mit den Bischöfen der neu entstehenden Herzogsgewalt entgegenzutreten. In Schwaben gelang es ihm, Erchanger und Berthold zu überwältigen, welche 917 enthauptet wurden; Herzog Arnulf von Baiern mußte besiegt zu den Ungarn flüchten, von wo er zu neuem Kampfe heimkehrte. K. belagerte ihn vergeblich 917 in Regensburg, und in demselben Jahre verheerten die Ungarn das Reich. Endlich erkannte K., daß sein Streben vergeblich war, und er gab sterbend seinem Bruder Eberhard und den fränk. Großen den Rath, dem Herzog Heinrich von Sachsen die Krone anzutragen, welcher auch 919 gewählt wurde. K. starb 23. Dec. 918 und wurde in Fulda begraben. Vgl. Stein, «Geschichte des Königs K. I. von Franken» (Nördl. 1872).

Konrad II. oder **der Salier**, König der Deutschen und röm. Kaiser, 1024—39, der Sohn des fränk. Grafen Heinrich, wurde nach dem Erlöschen des sächs. Kaiserhauses mit Heinrich's II. (s. d.) Tode zu Kamba, Oppenheim gegenüber, im Angesichte des versammelten Heerlagers durch die Fürsten aus acht Herzogthümern zum König gewählt. Gekrönt zu Mainz und auf Karl's d. Gr. Thron erhoben zu Aachen, durchzog K. sogleich nach seinem Regierungsantritt die Gauen Deutschlands, um Recht zu sprechen und die Huldigung zu empfangen. Den Landfrieden hielt er kräftig aufrecht und um die Zuneigung seiner Kriegsleute dauernd zu gewinnen, gab er die Verordnung, daß Beneficialgüter, welche die Väter besessen, den Söhnen nicht willkürlich entrissen werden sollten. Unterdeß hatte in Italien eine Partei den Versuch gemacht, die Krone dem Sohne des Herzogs von Aquitanien zu übertragen. Alsbald zog K., nachdem er die Anwartschaft auf Burgund sich gesichert und seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger hatte wählen lassen, 1026 über die Alpen, züchtigte die aufrührerischen Fürsten und Städte, besonders Pavia und Ravenna, empfing in Mailand vom Erzbischof Aribert die ital. Königskrone und ließ in Rom von Papst Johann XIX. sich nebst seiner Gemahlin Gisela die Kaiserkrone aufsetzen. Auch stellte er in Unteritalien die Ruhe wieder her und bestätigte die hier angesiedelten Normannen in ihrem Lehnsgebiete, als Hüter der Mark gegen die Griechen. Während nun der Kaiser in Italien mit durchgreifender Strenge gegen jeden, ohne Ansehen der Person, das Recht schirmte und den innern Frieden Italiens behauptete, empörten sich mehrere Große in Deutschland, unter ihnen sein Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Schnell aber dämpfte K. den Aufruhr. Er setzte Herzog Ernst gefangen, zwang 1031 den König Stephan von Ungarn, welcher mit Markgraf Adalbert von Oesterreich Krieg führte, zum Frieden, unterwarf dann die Polen, welche die Ostgrenze des Reichs beunruhigten, der deutschen Oberhoheit wieder, nöthigte den Grafen Odo von Champagne, der indeß eines Theils von Burgund sich bemächtigt hatte, seinen Rechten auf dieses Land zu entsagen, und empfing 1034 in Genf die burgund. Krone und die Huldigung der Großen. Als hierauf Odo mit den Italienern verbündet 1037 den Krieg erneuerte und in Lothringen einfiel, besiegte ihn der Herzog Gozilo in einer blutigen Schlacht bei Bar-le-Duc, in welcher Odo fiel. Gegen die Slawen, die von 1034—36 in Nordsachsen einfielen, sandte K. seinen Sohn Heinrich, der nach langer, hartnäckiger Gegenwehr derselben über die Elbe ging und ihr Land so lange verheerte, bis sie zur Erneuerung und Erhöhung des Tributs sich verstanden. Inzwischen waren auch wieder Unruhen in Italien ausgebrochen. Daher zog K. 1036 zum zweiten mal nach Italien, hielt 1037 auf der Reichsversammlung zu Pavia strenges Gericht und ließ den mächtigen Erzbischof Aribert von Mailand, der ihm den Gehorsam verweigerte, sowie später auch die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die im Einverständniß mit jenem gestanden, gefangen setzen. Nachdem es jedoch Aribert gelungen, aus dem Gefängniß zu entkommen, griff Mailand zu den Waffen und vertheidigte sich gegen den zu einer Belagerung nicht gerüsteten K. so tapfer, daß dieser nach 14 Tagen mit Verlust abziehen mußte. Hier, im Heerlager vor Mailand, war es, wo K. die folgenreiche Constitution vom 28. Mai 1037 erließ, nach welcher auch die kleinern, nicht unmittelbar vom Reiche genommenen Lehen erblich sein und ohne Richterspruch nicht entzogen werden sollten. Darauf wurde der Fürst Pandulf von Capua, einer der trotzigsten Tyrannen Italiens, seines Lehns für verlustig erklärt und der Normann Rainulf mit der Grafschaft Aversa 1038 belehnt. Auf dem Heimwege aus Italien überfiel das Heer des Kaisers infolge ungewöhnlicher Hitze eine ansteckende Krankheit. K. selbst gelangte kränklich über die Alpen zurück. Er ließ in Solothurn seinen Sohn Heinrich als König von Burgund krönen und ging dann, überall die gesetzliche Ordnung herstellend und befestigend, über Ost-

franken und Sachsen nach Friesland. Nachdem er zu Utrecht das Pfingstfest gefeiert hatte, starb er 4. Juni 1039 und wurde im Dom zu Speier begraben. K. gehörte zu den tüchtigsten deutschen Kaisern. Mit fester Kraft gebot er über die Kirche und mit richtiger Einsicht nahm er sich der untern Kreise des Volks gegen die Willkür der Mächtigen an, und indem er die Herzogthümer Franken, Baiern und Schwaben in der Hand des künftigen Königs vereinigte und das verschleuderte Krongut zurückforderte, suchte er die Kaisermacht wieder zu kräftigen. Seine Gemahlin war die kluge Gisela, des Herzogs Hermann von Schwaben Tochter, sein Sohn und Nachfolger Heinrich III. (s. d.). Vgl. Mücke, «Kaiser K. II. und Heinrich III.» (Halle 1873).

Konrad III., König der Deutschen, 1138—52, der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, ein Sohn Friedrich's von Schwaben, geb. 1093, wurde nach Lothar's (s. d.) Tode, 1137, von den rhein. Fürsten in unrechtmäßiger Weise, dem festgesetzten Termin vorgreifend, zu Koblenz 22. Febr. 1138 gewählt und von dem päpstl. Legaten 6. März zu Aachen gekrönt. Kaum 20 J. alt, hatte er im Verein mit seinem Bruder Friedrich dem Kaiser Heinrich V., dem er die Verleihung des Herzogthums Franken verdankte, gegen seine Feinde tapfer beigestanden, war dann nach seiner Rückkehr von einer Wallfahrt ins Gelobte Land als Gegenkönig des von der welfischen Partei gewählten Kaisers Lothar aufgetreten und hatte zu Monza 1128 sich zum König von Italien krönen lassen; doch mußte er gleich seinem Bruder endlich zu Mühlhausen dem Kaiser sich unterwerfen. Seine Tapferkeit, seine Mäßigung und Milde, vorzüglich aber die Furcht der deutschen Fürsten vor der Uebermacht des welfischen Hauses vermochten diese, der Wahl der Minderzahl zuzustimmen, mit Uebergehung Herzog Heinrich's des Stolzen von Baiern und Sachsen, der die deutsche Königskrone durch Erbrecht und Verdienst bereits als die seinige ansah. Der tiefgekränkte Heinrich mußte die Reichsinsignien, in deren Besitz er sich bereits gesetzt hatte, ausliefern und wurde bald darauf von K., dem dessen Uebermacht für die Ruhe des Reichs gefährlich schien, aufgefordert, eins der beiden Herzogthümer abzugeben, weil es gegen die Reichssatzungen sei, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze. Da Heinrich sich dessen weigerte, so sprach der Kaiser die Acht über ihn aus und gab Sachsen an Albrecht von Askanien, Baiern an Markgraf Leopold von Oesterreich. Heinrich behauptete sich zwar in Sachsen, dagegen mußte er Baiern dem Feinde überlassen. Als er bald darauf 1139 zu Quedlinburg starb, erhielt sein unmündiger Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), 1142 das Herzogthum Sachsen, das Albrecht wieder abtreten mußte. Auch Leopold von Oesterreich starb um diese Zeit, und Baiern ward nun mit der Mark Oesterreich an Leopold's Bruder, Heinrich Jasomirgott, verliehen. Aber Welf VI., des verstorbenen Heinrich Bruder, der das Herzogthum Baiern für sich selbst in Anspruch nahm, setzte den Krieg gegen den Markgrafen von Oesterreich und die Hohenstaufen auf eigene Hand fort, wurde jedoch, als er zum Entsatze der von den beiden hohenstaufischen Brüdern K. und Friedrich belagerten welfischen Stadt Weinsberg heranzog, geschlagen und Weinsberg 21. Dec. 1140 genommen. Inzwischen waren auch in Italien Unruhen entstanden. Während Arnold von Brescia (s. d.) die weltliche Macht des Papstes und des Klerus überhaupt angriff und der normann. König Roger II. von Sicilien seine Macht mit immer bedenklichern Fortschritten ausdehnte, hatten die oberital. Städte in ihrer Municipalverfassung und in ihrem Freiheitssinne sich mehr und mehr befestigt. Ueberdies standen die Römer und der Papst im offenen Kampfe sich gegenüber. Beide riefen gleichzeitig K. zu Hülfe, und der röm. Senat forderte ihn auf, den Sitz des alten Kaiserthums in Rom wieder aufzurichten. K. aber war damals nicht im Stande, sich in die ital. Händel zu mischen, um so weniger, da er mit dem Kampfe gegen Welf und mit den Streitigkeiten der poln. Herzoge vollauf zu thun hatte. Als jedoch um diese Zeit die traurige Kunde von dem Verluste Edessas nach Europa gelangte, entschloß sich K., von dem Abte Bernhard von Clairvaux dringend ermahnt, einen Kreuzzug nach Palästina zur Rettung der übrigen dortigen christl. Staaten zu unternehmen. Um durch seine Abwesenheit die Angelegenheiten des Reichs nicht zu gefährden, ließ er zuvor seinen minderjährigen Sohn Heinrich zum König wählen, übertrug ihm unter Leitung des Erzbischofs Heinrich von Mainz die Reichsregierung, legte seine Fehde mit Welf VI., der selbst mitzog, bei und ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören. Dann trat er mit einem Heere von 70,000 Mann, in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe, durch Ungarn über Konstantinopel den ebenso thörichten wie unglücklichen Kreuzzug an, von dem er mit Verlust seines Heers unverrichteter Sache 1148 wieder heimkehrte. (S. Kreuzzüge.) Vor ihm schon war der Herzog Welf VI. nach Deutschland zurückgeeilt und hatte hier im Vertrauen auf sein unterwegs mit Roger II. von Sicilien geschlossenes Bündniß die Feindseligkeiten gegen den Kaiser erneuert, wurde aber von dem jungen König Heinrich in einem Ueberfalle bei

Digitized by Google

Flochberg 1150 besiegt und konnte blos durch Vermittelung Friedrich's von Schwaben günstige Friedensbedingungen erlangen. Auch Heinrich der Löwe, der indeß herangereift war, trat jetzt auf und machte seine Ansprüche auf Baiern wieder geltend. Zu gleicher Zeit wendete sich K.'s Schwager, der poln. Herzog Wladislaw, um Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus dem Lande vertrieben hatten, an ihn. Mitten in den Rüstungen zu einem Zuge nach Italien aber starb K. zu Bamberg 15. Febr. 1152. Da 1150 sein Sohn, der röm. König Heinrich, gestorben und sein zweiter Sohn, Friedrich, erst sieben Jahre alt war, so hatte K. seinen Vetter, den hoch begabten Herzog Friedrich III. von Schwaben, zur Nachfolge bestimmt. (S. Friedrich I.) K. war ein Fürst mit Kriegsmuth und Gewandtheit des Verstandes begabt und, obgleich ohne eigene gelehrte Bildung, ein Freund der Wissenschaften. Aber trotz seiner persönlichen Tüchtigkeit brachte er es nie zu einer wirklichen Königsgewalt, die natürliche Folge des wiederholten Abweichens von der Erbfolge durch Uebergang zu einem andern Fürstengeschlecht. Vgl. Jaffé, «Geschichte des Deutschen Reichs unter K. III.» (Hannov. 1845).

Konrad IV., der zweite Sohn Friedrich's II. (s. d.), des großen Hohenstaufen, war nach dem Wunsche seines Vaters schon 1237 zu Speier an der Stelle seines abgesetzten Bruders Heinrich (gest. 1242) von den deutschen Fürsten zum König gewählt und führte bei des Kaisers fortdauernder Abwesenheit in Italien die Regierung in Deutschland. Nachdem er seinem Vater 1238 deutsche Truppen nach Italien zur Verstärkung zugeführt hatte, hielt er im Juni 1239, nachdem von neuem der Bann gegen den Kaiser ausgesprochen war, zu Eger einen Reichstag, wo die Fürsten, auch die Bischöfe, mit Ausnahme des Königs von Böhmen und des Herzogs von Baiern, sich für den Kaiser erklärten und zunächst eine Vermittelung versuchten. Als 1241 die Mongolen Deutschland bedrohten, sammelte K. ein Reichsheer bei Eßlingen, das aber wegen des Abzugs der Mongolen nicht zur Thätigkeit kam. Als diese Gefahr vorüber war, fanden die Sendboten des Papstes mehr Gehör; der Erzbischof von Mainz begann den Bürgerkrieg und 1246 wurde der Landgraf Heinrich Raspe (s. d.) von Thüringen zum Gegenkönig gewählt und mit päpstl. Geldern unterstützt. K. verlor 5. Aug. eine Schlacht bei Frankfurt durch Verrath, aber schon 17. Febr. 1247 starb Heinrich Raspe. Statt seiner wurde 3. Oct. Graf Wilhelm von Holland gewählt, der K. 1251 bei Oppenheim zum Rückzuge nöthigte. Unterdeß war 1250 Friedrich II. in Italien gestorben, und K. gab den aussichtslosen Kampf in Deutschland auf, um sein Erbreich zu retten. Mit Unterstützung seines Bruders Manfred (s. d.) unterwarf er sich Apulien und eroberte im Oct. 1253 Neapel. Aber schon am 20. Mai 1254 starb er, erst 26 J. alt, im Lager bei Lavello. Seinen einzigen zweijährigen Sohn Konradin (s. d.), welchen er in Deutschland hinterließ, hatte er niemals gesehen.

Konrad der Große, Markgraf von Meißen, 1123—56, war der Sohn des Grafen Thimo von Wettin, Markgrafen von Meißen, und um 1098 geboren. Im Auftrage seines frühzeitig verstorbenen Bruders vollendete er den Bau des von diesem gestifteten Klosters auf dem Petersberge. In der Fehde mit seinem Vetter, dem Markgrafen Heinrich dem Jüngern von Meißen, gerieth er in Gefangenschaft und mußte nun bis zu dessen Tode auf dem Schlosse zu Kirchberg zubringen. Kaiser Lothar ernannte K. zum Nachfolger Heinrich's des Jüngern in der Markgrafschaft Meißen, den er zugleich beerbte. Ebenso folgte er 1136 dem Markgrafen Heinrich in dessen Erblanden und in der markgräfl. Würde in der Lausitz; auch erhielt er 1143 durch den Kaiser die Grafschaft Rochlitz. Seine Gemahlin Lukardis starb 1146, er selbst 5. Febr. 1157, nachdem er zwei Monate zuvor als Mönch in das Peterskloster getreten, in welchem beide begraben wurden. Die Markgrafschaft Meißen erhielt nach ihm sein Sohn Otto der Reiche. Vgl. Schöttgen, «Geschichte K.'s des Großen» (Dresd. u. Lpz. 1745).

Konrad von Marburg, ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Priester, war anfangs Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen und wurde 1232 Inquisitor und Ketzermeister in Deutschland. K. hatte bereits durch die Strenge, mit der er am Rhein, in Thüringen und Hessen die Ketzer verfolgte, allgemeinen Unwillen im Volke erregt, als er sich auch an den Grafen Heinrich von Sayn wagte und ihm das Haar glatt vom Kopfe scheren ließ. Auf die Anklage desselben von einem außerordentlichen Gerichte zu Mainz mit einem Verweise bestraft, überfielen ihn auf der Rückreise von dort unweit Marburg einige Edelleute und erschlugen ihn, 31. Juli 1233. Gregor IX. sprach ihn als Märtyrer heilig. Vgl. Henke, «K. von Marburg» (Marburg 1861); Beck, «K. von Marburg» (Bresl. 1871).

Konrad von Würzburg, einer der formgewandtesten deutschen Dichter des Mittelalters, von großer Productivität, läßt schon den Verfall der mittelhochdeutschen Poesie in seiner gedehnten, spielenden und überkünstelten Dichtweise bemerken, ist aber vielleicht der vollendetste

Digitized by Google

Meister der Sprache und des Versbaues und schloß sich in seiner Dichtweise an Gottfried von Straßburg (s. d.) an. K. starb 1287 zu Basel, wo er ein später nach ihm benanntes Haus besaß. Sein letztes, nicht von ihm beendetes Gedicht vom Trojanischen Kriege, von dem ein Theil zuerst in Müller's «Sammlung altdeutscher Gedichte» (Bd. 3) erschien, ist durch Roth und Keller (Stuttg. 1858) vollständig herausgegeben. Gleichfalls unvollendet ist die auf altfranz. Quelle beruhende Dichtung «Partonopier und Meliur» (herausg. mit den Liedern und Sprüchen, dem Turnei von Nantheiz und Sant-Nicolaus von Bartsch, Wien 1870). Am bedeutendsten zeigt sich K.'s dichterischer Beruf in seinen erzählenden Dichtungen geringern Umfangs, unter denen der aus einem höchst seltenen alten Drucke (Frankf. 1573) von Haupt (Lpz. 1844) hergestellte «Engelhard» wol die erste Stelle einnimmt. Nächst diesen sind zu erwähnen: «Otto mit dem Bart» (herausg. von Hahn, Quedlinb. u. Lpz. 1838; von Lambel in «Erzählungen und Schwänke», Lpz. 1872); «Der Welt Lohn», eine allegorische Erzählung, deren Held der Dichter Wirnt von Grafenberg (s. Wigalois) ist (herausg. von Roth, Frankf. 1843); die Legenden von «Silvester» (herausg. von W. Grimm, Gött. 1841) und von «Alexius» (herausg. von Haupt in der «Zeitschrift für deutsches Alterthum», Bd. 3, Lpz. 1843). K.'s Lobgedicht auf die Jungfrau Maria: «Die goldene Schmiede», das, lyrisch-didaktischen Inhalts, in kurzen Reimpaaren abgefaßt ist, hat W. Grimm (Berl. 1840) herausgegeben.

Konradin, wie er gewöhnlich genannt wird, eigentlich Konrad, Herzog von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäb. Kaiserhauses der Hohenstaufen (s. d.), Sohn Konrad's IV. (s. d.) und Enkel Kaiser Friedrich's II., geb. 1252, war erst zwei Jahre alt, als sein Vater starb. Während seiner Minderjährigkeit, wo er am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, erzogen wurde, hatte Manfred (s. d.) auf das falsche Gerücht von seines Neffen Tode sich die Krone von Sicilien aufgesetzt, erklärte sich aber bereit, dieselbe auf K. zu vererben. Papst Clemens IV. aber, voll Haß gegen das hohenstaufische Geschlecht, vergab das Königreich Sicilien an Karl von Anjou, der nach Manfred's Niederlage und Tod 1266 sich in den wirklichen Besitz desselben setzte. Sehr bald aber wurden die Italiener der drückenden Gewaltherrschaft der Franzosen überdrüßig und luden den rechtmäßigen Erben K. durch Gesandte ein, sein väterliches Reich in Italien in Besitz zu nehmen. Muthig und voll edler Begeisterung zog dieser, begleitet von seinem Jugendfreunde Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden, mit einem Heere von 10,000 Mann im Herbst 1267 über die Alpen. Trotz des vom Papst gegen ihn geschleuderten Bannfluchs gewann er allenthalben zahlreiche Anhänger, und obschon sein Stiefvater, der Graf Meinhard von Tirol, und sein Oheim, der Herzog Ludwig von Baiern, mit ihren Scharen zu Verona ihn verließen und zurückkehrten, so gingen doch seine ersten Unternehmungen glücklich von statten. Einige oberital. Städte und Karl's ehemaliger Bundesgenosse, Heinrich von Castilien, Senator von Rom, traten auf seine Seite, Rom nahm ihn freudig auf, und eine zu seinen Gunsten in Sicilien entstandene Empörung verbreitete sich immer weiter; auch die Schlacht gegen die Franzosen im Arnothal bei Ponte-di-Valle wurde gewonnen. Doch in der Hauptschlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, 23. Aug. 1268, ward K. durch eine Kriegslist Karl's trotz der Tapferkeit seiner Truppen geschlagen und auf der Flucht durch Frangipani's Verrath gefangen genommen. Mit Bewilligung des Papstes ließ Karl 29. Oct. 1268 K. nebst dessen Freunde Friedrich auf dem Marktplatze zu Neapel enthaupten. K. starb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Die Liebe zur Poesie und deutschen Sprache hatte er von seinem Vater geerbt. Wir besitzen von ihm noch zwei deutsche Minnelieder, die unter dem Namen «König Konrad's des Jungen» in der Manesse'schen Sammlung stehen. K.'s tragisches Schicksal ist von mehrern deutschen Dichtern dramatisch bearbeitet worden, wie z. B. von Raupach und Köster. Im Auftrage des Königs Maximilian von Baiern ward die durch Schöpf aus München nach Thorwaldsen's Modell ausgeführte Marmorstatue K.'s in der Kirche Sta.-Maria del Carmine, wo K.'s Gebeine liegen, 1847 aufgestellt. Vgl. Schirrmacher, «Die letzten Hohenstaufen» (Gött. 1871).

Konstantin (Gajus Flavius Valerius Aurelius Claudius), der Große genannt, röm. Kaiser, 306—337, geb. 28. Febr. 274 zu Naissus in Obermösien, war der Sohn des Cäsars Konstantius Chlorus und der Helena (s. d.). Er wurde im Waffendienst erzogen und diente unter Diocletian 296 gegen Achilleus in Aegypten, dann unter Galerius, der mit K.'s Vater 292 zur Cäsarwürde erhoben worden, im Persischen Kriege. Durch Diocletian's und Maximian's Abdankung 305 wurden nach dem durch Diocletian eingeführten System die beiden Cäsaren Augusti. K., der sich von Galerius bedroht glaubte, floh zu seinem Vater nach Britannien, und von diesem zum Nachfolger ernannt, wurde er nach dessen Tode 306 auch von den

Digitized by Google

Soldaten (25. Juli) als Augustus ausgerufen. Von Galerius zwar nur als Cäsar anerkannt, nahm er nun das Gebiet seines Vaters in Besitz, Britannien, Hispanien und Gallien, aus dessen nördl. Theile er die Franken vertrieb. In Rom hatte sich 306 Maxentius, Maximian's Sohn, zum Augustus aufgeworfen; Severus, dem Galerius diese Würde officiell gegeben, war gegen Maxentius 307 gefallen. Maximian, der selbst wieder nach der Herrschaft begehrte, wurde von Maxentius vertrieben und floh zu K., dem er seine Tochter Fausta verheirathet hatte, mußte aber, da er gegen K. selbst Verrath übte, dafür 310 mit dem Leben büßen. Galerius starb 311, und nun richtete K. seine Waffen gegen Maxentius. Er ging über die Cottischen Alpen und schlug die Feldherren des Gegners in Oberitalien, diesen selbst vor Rom 27. Oct. 312. Maxentius ertrank auf der Flucht in dem Tiber, und K. wurde nun vom röm. Senat als erster Augustus anerkannt. Auf diesem Zuge war es, wo dem K. nach einer berühmten Legende ein flammendes Kreuz unter der Sonne mit der Unterschrift, die ihm unter diesem Feldzeichen den Sieg verhieß (ἐν τούτῳ νίκα; in hoc signo vinces; I. H. S.), erschien. Seitdem ließ er die Kriegsfahne, Labarum, ebenso wie die Schilde der Soldaten nur mit dem Kreuze bezeichnen. Mit Licinius, den Galerius nach des Severus Tode zum Augustus erhoben (307), verband sich K. zu Mailand und gab ihm seine Schwester Konstantia zur Frau. Als aber jener nach der Besiegung und dem Tode des Maximinus Daza, der, seit 305 Cäsar, 307 im Orient die Augustuswürde angenommen und für dieselbe, wie auch K., 308 des Galerius Anerkennung erlangt hatte, allein noch neben K. als Augustus übrig war, kam es 314 zwischen beiden zum Kriege, der nach K.'s Siegen bei Cibalis an der Sawe und bei Adrianopel mit einem Frieden endete, in welchem Licinius die (nachmalige) Präfectur Illyricum an K. abtrat. Ein neuer Krieg brach aus 323. Licinius wurde zweimal, bei Adrianopel und bei Chrysopolis, geschlagen und ergab sich; gegen seine eidliche Zusicherung ließ ihn K., der nun die Alleinherrschaft errungen hatte, 324 in Thessalonich tödten. Im J. 326 wurde K.'s eigener ausgezeichneter Sohn Flavius Julius Crispus auf die Verleumdungen seiner Stiefmutter Fausta hin, bald darauf aber auch diese selbst auf K.'s Befehl umgebracht.

Dem Christenthum hatte K. von Anfang an Schutz gewährt und ihm dann mit Licinius durch ein zu Mailand 313 erlassenes Edict umfassende Duldung zugesichert. An der dogmatischen Gestaltung desselben hatte er 325, da er auf dem Concil zu Nicäa (s. d.) den Vorsitz führte, theilgenommen und begünstigte es allmählich immer entschiedener. Die Taufe selbst nahm er erst kurz vor seinem Tode. Doch nicht blos diese bewußte Begünstigung der christl. Kirche, wozu ihn polit. Rücksichten nicht minder als ein inneres Bedürfniß bewogen zu haben scheinen, machte K.'s Regierung zu einem Wendepunkte in der Geschichte des Römischen Reichs. Eine neue Zeit hob für dasselbe auch durch die Verlegung des Sitzes der Herrschaft von Rom nach Byzanz an, das, als Residenz 11. Mai 330 eingeweiht, nun den Namen Konstantinopolis trug, sowie durch die Neugestaltung der innern Ordnung des Reichs, die von Diocletian schon vorbereitet, durch K. vollendet wurde. Was noch vom altröm. republikanischen Wesen übrig war, verschwand jetzt oder wurde völlig bedeutungslos. Die Staatsform gestaltete sich einerseits polizeilich-bureaukratisch, andererseits entschieden absolutistisch, indem der Kaiser unumschränkter Gebieter wurde, obschon man für die Verwaltung und Gesetzgebung den Staatsrath (consistorium principis) regelmäßig zu Rathe zog. Unter dem Kaiser stand eine vielfach gegliederte Hierarchie der Hofbeamten, der Verwaltungsbeamten und des Heerwesens. Charakteristisch ist die sorgfältige Gliederung des Beamtenheers hinsichtlich des Rangs und Dienstverhältnisses durch Titelklassen. Die Militärverwaltung, an deren Spitze magistri, unter diesen duces standen, wurde scharf von der Civilverwaltung getrennt, für welche das ganze Reich, mit Ausnahme der beiden unter Stadtpräfecten und ihren Senaten stehenden Hauptstädte, in vier große Präfecturen getheilt war, die wieder in Diöcesen und Provinzen zerfielen. Die strenge Fiscalität dieser Regierung und die rücksichtslose Strenge in Erhebung der Steuern brachte über das Volk schweren Druck. Gegen die Gothen kämpfte K. 332 glücklich. Große Scharen von Sarmaten oder Vandalen siedelte er 334 in Thrazien und Macedonien, ja selbst in Italien und am Hundsrück an. Nachdem er 335 das Reich unter seine drei Söhne Konstantinus, Konstantius und Konstans und die seines Bruders, Dalmatius und Annibalianus, getheilt, rüstete er zu einem Zuge gegen die Perser, erkrankte aber vor der Ausführung desselben und starb zu Nikomedia 22. Mai 337. Von den Heiden wurde er unter die Götter versetzt, von den Christen als «der Apostelgleiche» verehrt. Seine drei Söhne folgten ihm als Augusti und theilten das Reich von neuem (338), nachdem sie ihre Verwandten bis auf Gallus und Julianus (s. d.) gleich nach K.'s Tode durch die Soldaten hatten ermorden lassen. Durch Tiefe

Digitized by Google

und Schärfe zeichnen sich die Untersuchungen Gibbon's über K.'s Wirksamkeit, seinen Charakter und seine Politik in seiner «History of the decline and fall of the Roman empire» aus. Vgl. Manso, «Leben K.'s des Großen» (Bresl. 1817); Burckhardt, «Die Zeit K.'s des Großen» (Bas. 1853); Keim, «Der Uebertritt K.'s zum Christenthum» (Zür. 1862); Zahn, «K. der Große und die Kirche» (Hannov. 1876).

Konstantin (Name mehrerer griech. Kaiser), s. Byzantinisches Reich.

Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, geb. 8. Mai 1779, war der zweite Sohn Paul's I. Unter Suworow diente er 1799 in Italien mit solcher Auszeichnung, daß ihm sein Vater den Titel Cäsarewitsch ertheilte. Großen Muth bewies er auch 1805 in der Schlacht bei Austerlitz, wo ihn sein Feuer zu unvorsichtigem Vorrücken verleitete. In den J. 1812—14 begleitete er den Kaiser Alexander auf dessen Heereszügen und erschien dann auch beim Congreß zu Wien. Nach der Wiederherstellung des Königreichs Polen ward er Generalissimus der poln. Truppen, nahm seine Residenz zu Warschau und ließ sich auch zum Deputirten auf dem Reichstage wählen. Durch kaiserl. Ukas und Beschluß des heiligen Synod 1. April 1820 von seiner Gemahlin Juliane, Prinzessin von Sachsen-Koburg (gest. 15. Aug. 1860), geschieden, vermählte er sich 24. Mai 1820 mit der poln. Gräfin Johanna Antonowna Grudzynska (geb. 29. Sept. 1799), die später vom Kaiser zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde. Noch bei Lebzeiten Alexander's hatte er in einer geheimen Acte vom 26. Jan. 1822 auf die Thronfolge Verzicht geleistet. Nach dem Tode desselben wurde er zwar in seiner Abwesenheit 9. Dec. 1825 in Petersburg zum Kaiser ausgerufen; da er aber bei seiner Entsagung verharrte, so ging die Thronfolge auf seinen jüngern Bruder Nikolaus über, während K. seine Stellung als Vicekönig in Polen beibehielt. Seine militärische Strenge war indeß wenig geeignet, ihm und der russ. Herrschaft die Neigung der Polen zuzuwenden. Die franz. Julirevolution brachte den langgenährten Haß zum Ausbruch. Am 29. Nov. 1830 drangen 20 bewaffnete Cadetten aus der Kriegsschule in das von K. bewohnte Belvedere; doch rettete sich dieser durch die Flucht in die Mitte seiner Garden. (S. Polen.) Nachdem die Insurrection 30. Nov. gesiegt, zog K. mit den russ. Truppen nach der Grenze. Als hierauf Diebitsch mit einem russ. Heere vorrückte, übernahm K. den Befehl über die Reservearmee, begab sich aber später nach Witebsk, wo er 27. Juni 1831 an der Cholera starb. Seine Gemahlin, die Fürstin von Lowicz, starb 29. Nov. 1831 in dem Palaste zu Zarskoje-Selo.

Konstantin Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland, der zweite Sohn Nikolaus' I. und Bruder Alexander's II., geb. 21. (9.) Sept. 1827, wurde schon in der Wiege zum Generaladmiral von Rußland bestimmt und erhielt den Weltumsegler Lütke (s. d.) zum Erzieher, der ihm eine entschiedene Neigung für seinen künftigen Beruf einzuflößen wußte. Auf der von Lütke geführten Escadre machte er 1846 seine erste Seereise nach dem Mittelländischen Meere und der Levante und kehrte über Frankreich und Deutschland zurück, wo er sich mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg verlobte. In dem ungar. Feldzuge 1849, dem er im Gefolge des Fürsten Paskewitsch beiwohnte, zeigte er viel persönliche Tapferkeit. Während des Orientkriegs befehligte er die Flotte in Kronstadt. Im J. 1857 unternahm er eine Reise nach Frankreich und England und hatte in Paris eine Zusammenkunft mit Napoleon III. Die Reformplane seines Bruders unterstützte er nach Kräften und versammelte um sich eine Schar von aufgeklärten Männern, welche liberale Principien in Rußland zur Geltung zu bringen trachteten und nach ihm Konstantinowzy genannt wurden. Als Mitglied des zur Aufhebung der Leibeigenschaft eingesetzten Comité sprach er seine den Adelsvorrechten feindlichen Ansichten mit solcher Entschiedenheit aus, daß ihn der Kaiser, um weitern Zerwürfnissen zuvorzukommen, zu einer neuen Reise bewog, die er Ende 1858 mit einem Geschwader von Schraubenschiffen antrat und bis Konstantinopel ausdehnte. Als nach seiner Rückkehr die Unruhen in Polen ausbrachen, wurde er, nachdem die erste Bewegung durch Suchozanet und Lüders unterdrückt worden, im Juni 1862 als Statthalter und Oberbefehlshaber dahin geschickt. Schon bei seiner Ankunft in Warschau fand (3. Juli) ein Attentat gegen ihn statt, wobei er jedoch unverletzt blieb. Vergeblich suchte er die Polen durch eine mildere Verwaltung und theilweise Gewährung der von ihnen verlangten Autonomie zu gewinnen, und die auf den Rath Wielopolski's angeordnete Conscription rief endlich im Jan. 1863 einen blutigen Aufstand hervor. K. legte jedoch im Oct. 1863 sein Statthalteramt nieder und begab sich erst nach der Krim, dann nach Deutschland. Erst gegen Ende 1864 kehrte er nach Petersburg zurück und wurde 13. Jan. 1865 zum Präsidenten des Reichsraths ernannt. Aus seiner 11. Sept. 1848 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin von Altenburg, jetzt Großfürstin Alexandra Josiphowna, geb. 8. Juli (26. Juni)

1830, stammen vier Söhne: Nikolaus, geb. 14. (2.) Febr. 1850, Konstantin, geb. 22. (10.) Aug. 1858, Demetrius, geb. 13. (1.) Juni 1860, und Wjatscheslaw, geb. 13. (1.) Juli 1862, und zwei Töchter: Olga, geb. 3. Sept. (22. Aug.) 1851 (seit 27. [15.] Oct. 1867 mit dem Könige Georg I. von Griechenland vermählt), und Wera, geb. 16. (4.) Febr. 1854 (seit 8. Mai 1874 mit dem Herzog Eugen von Würtemberg [gest. 27. Jan. 1877] vermählt).

Konstantine, Hauptstadt des gleichnamigen östlichsten Departements der franz. Colonie Algerien (s. d.), 482 Kilom. östlich von Algier auf einem auf drei Seiten senkrecht abgeschnittenen und vom Rummel umflossenen Kalkplateau von etwa 600 Mt. Höhe gelegen, das nur auf der vierten südwestl. Seite durch eine Art Erddamm mit den die Stadt umgebenden Bergen verbunden ist. Die Stadt ist Sitz der Departementsbehörden, der 2. Militärdivision, eines Bischofs, eines Civil- und eines Handelsgerichts, einer Ackerbau- und einer Handelskammer und hat zahlreiche Moscheen, eine kath. Kirche (ehemals Moschee), einen prot. Tempel, eine Synagoge. Auch bestehen hier ein Collége, eine Schule für Eingeborene, mehrere andere Schulen, einige Wohlthätigkeitsanstalten, ein Hospital, ein Alterthumsmuseum, eine archäol. Gesellschaft, ein Theater, eine Departementsbaumschule und mehrere Kasernen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1872) auf 33,251, darunter 7660 Franzosen und 4400 Juden. Industrie und Handel des Ortes sind gegen frühere Zeiten sehr gesunken; doch herrscht noch immer viel Gewerbthätigkeit, besonders in Lederbearbeitung und Färberei. Auch unterhält man Brauereien und Destillationen und treibt wichtigen Handel mit Getreide, Mehl, Wolle, Seide, Leder, Früchten und Wein. Bedeutend ist der Transit nach Biskra und den Oasen der algerischen Sahara. K. hat unansehnliche Häuser und enge, schmuzige Gassen; doch sind in neuester Zeit mehrere Straßen erweitert und mit europ. Häusern und eleganten Magazinen besetzt worden. Der Palast des ehemaligen Bei zeichnet sich durch zierliche maurische Architektur aus. Die Citadelle oder Kasbah, welche durch ihre hohe Lage die Stadt beherrscht, ist nur durch eine Menge in sie vermauerter Trümmer antiker Gebäude sowie durch ausgedehnte Cisternen von vortrefflicher Ausführung bemerkenswerth. In und um K. finden sich viele Ueberreste röm. Bauwerke. Früher stand die Südostseite der Stadt mittels einer prachtvollen, in drei Etagen über die tiefe Schlucht des Rummel führenden Brücke mit der gegenüberliegenden Anhöhe Mansurah in Verbindung, deren Quellwasser nach dem brunnenlosen K. durch einen Aquäduct hinübergeleitet wurde. Diese alte Römerbrücke stürzte 9. Juni 1857 ein und wurde von den Franzosen durch ein neues prächtiges Bauwerk ersetzt. K. war schon im Alterthume infolge seiner fast uneinnehmbaren Lage eine bedeutende Stadt Numidiens (punisch Carta oder Kirtha, römisch Cirta genannt) und eine Zeit lang Königsresidenz und als solche besonders unter Micipsa blühend. Unter den Römern begann sie zu sinken. Julius Cäsar gab einen Theil ihres Gebietes seinem Parteigänger Sittius, der daselbst eine röm. Colonie gründete; daher Cirta unter ihm den Beinamen Colonia Sittianorum erhielt. Im Kriege des Maxentius gegen Alexander wurde die Stadt 311 zerstört, jedoch schon unter Konstantin d. Gr. wiederhergestellt und stark befestigt, daher auch Constantina genannt. Noch im 12. Jahrh. wird sie als eine der blühendsten, reichsten und festesten Städte geschildert, in welcher die Kaufleute von Pisa, Genua und Venedig ihre Handelscontore hatten. Später theilte sie die Schicksale von Algerien. Sie war Sitz eigener Beis, deren letzter, Achmed, sich auch nach dem Falle Algiers bis 13. Oct. 1837 gegen die Franzosen hielt, wo K. von letztern unter Marschall Valée erobert wurde. — Das Departement K. umfaßt 278,100 QKilom. mit (1875) 1,015,553 E., worunter 43,248 Franzosen und 7949 Israeliten.

Konstantinopel, von den Türken Stambul (Istambul), von den Walachen und Slawen des türk. Reichs Carogrod (Czarigrad), d. i. Kaiserburg oder Kaiserstadt, genannt, führte in den ältesten Zeiten den Namen Byzanz (s. d.) und wurde nach Eusebius Pamphili durch Byzas, König von Megara, um 658 v. Chr. gegründet. Die Stadt, welche sich blos auf den Hügel der heutigen Serailspitze beschränkte, blieb, durch vielfache Kriege und wilde Nomadenhorden heimgesucht, lange unbedeutend, bis Kaiser Konstantin d. Gr. sie 330 n. Chr. zur Hauptstadt des Römischen Reichs machte und sie nach sich Konstantinopolis oder auch Nova Roma benannte. Sie blieb seitdem die glanz- und kunsterfüllte Haupt- und Residenzstadt des röm., später des oström. Kaiserthums, dessen Schicksale sie bis zu dessen Untergange 1453 theilte, und wurde dann, nachdem sie im Laufe der Zeiten 29mal belagert und 8mal erobert worden, Haupt- und Residenzstadt der türk. Sultane, die an die Stelle der oström. Kaiser traten. (S. Osmanisches Reich.) K. liegt unter 41° nördl. Br. und 47° östl. L. (von Ferro) auf einer am südwestl. Ausgange des Thrazischen Bosporus befindlichen dreieckigen Land-

Digitized by Google

zunge, die durch einen von dieser Meerenge aus sich 7 Kilom. lang in das Land erstreckenden Meeresarm, das sog. Goldene Horn (den geräumigen und sichern Hafen K.s), und das Meer von Marmara (jener im Norden, dieses im Süden der Stadt) gebildet wird. K. hängt sonach auf der Westseite, der Basis des gedachten Dreiecks (6 Kilom. lang), mit dem festen Lande Thraziens zusammen und erstreckt sich zwischen beiden genannten Gewässern nach Osten hin bis zu dem Punkte, wo das Goldene Horn, der Bosporus und das Meer von Marmara zusammenstoßen und die dreieckige Landzunge in einer abgestumpften Ecke (der Serailspitze) endigt. Dies ist das eigentliche K., das bei einem Umfange von fast 18 Kilom. von einer durch die Türken theilweise restaurirten und an der Landseite dreifachen Festungsmauer umgeben wird, die noch aus der byzant. Zeit herrührt, und durch welche 26 Thore führen. Merkwürdig unter diesen ist das Top-Kapussi, einst das Thor des heil. Romanus, durch das 1453 die stürmenden Türken eindrangen und bei dem der letzte Paläologe kämpfend fiel. Im weitern Sinne begreift man unter dem Namen K. auch die Vorstädte, welche am Hafen und dem Bosporus entlang liegen, und die auf der asiat. Seite des Bosporus sich ausbreitenden Städte Skutari und Kadiköi nebst den sich nordwärts anreihenden Dörfern. Am berühmtesten unter allen diesen Ortschaften sind Galata, Pera und Top-Chaneh (Top-Hane), die nördlich der eigentlichen Stadt gegenüber auf dem Dreieck belegen sind, das durch das Goldene Horn und den Bosporus umspült wird. Das eigentliche K. (mit den nördlich vom Goldenen Horn liegenden Vorstädten) ist vermöge der hügeligen Gestaltung des Bodens terrassenförmig gebaut und gewährt deshalb, besonders nach der Seite des Goldenen Horns zu, mit seinen vielen Gärten, Cypressen, Moscheen, Minarets und Thürmen einen prächtigen, malerischen Anblick. Ueberhaupt können mit dem Panorama K.s nur wenige Städte der Erde wetteifern. Desto abschreckender dagegen zeigte sich bis in das sechste Decennium des 19. Jahrh. das Innere der großen Stadt. Neben den winkeligen und schmuzigen Gassen mit ihren elenden Häusern aus Lehm und Holz gab es nur wenige reinlichere und stellenweise breitere Straßen. Erst seit den großen Feuersbrünsten vom 6. und 7. Sept. 1865 und 3. Mai 1866 ist das alte K. in eine Epoche der allmählichen Umgestaltung eingetreten, zu welcher die behufs Anlage von Pferdebahnen bewirkten Straßenerweiterungen, die Anlage des Bahnhofs der Rumelischen Eisenbahn und die Führung einer Locomotivbahn von dort aus dem Marmarameer entlang nach den Sieben Thürmen viel beigetragen haben. Unter den neuerdings geschaffenen Verbindungen ist der 1874 eröffnete Tunnel, welcher von der Galater Uferstraße unter dem Thurme der Genueser (Galatathurm) zur Höhe nach Pera führt, am bemerkenswerthesten.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden und Monumenten des von Griechen, Türken und Armeniern bewohnten eigentlichen K. gehören: das alte und neue Serail (s. d.) und die ehemalige Sophienkirche (s. d.), jetzt eine Moschee; dann die Moscheen Soliman's, Achmed's, Mehemed's, Mahmud's, Selim's, Bajasid's, Osman's und die Kleine Sophienkirche; ferner die beiden Obelisken des alten Hippodroms (türk. Atmeidan), des größten der wenigen öffentlichen Plätze K.s, und auf der südwestl. Ecke der Stadt das Schloß der Sieben Thürme; die zwei noch heute ihrem Zwecke dienenden, von den Kaisern Valens und Justinian erbauten Wasserleitungen, mehrere große Cisternen, wie die Cisterna Basilica mit 336 Granitsäulen und die des Philoxenus mit 224 Marmorsäulen; endlich die Reste des Kaiserpalastes Magnaura. Von den zahlreichen Säulen des alten K. sind noch erhalten: die des Konstantin, die verbrannte genannt, die des Theodosius im Serailgarten und die des Marcian mit einer Inschrift.

Größere Fortschritte hat die Modernisirung bereits in den Theilen des Stadtcomplexes gemacht, welche jenseit des Goldenen Horns und auf der europ. Seite des Bosporus liegen. So ist Pera seit dem großen Brande vom 5. Juni 1870 eine wesentlich europ. Stadt mit fast durchgängig aus Stein aufgeführten Häusern und zum Theil gut gepflasterten Straßen, darunter die große, gegenwärtig 1200 Mt. lange und sich mehr und mehr ausbreitende Perastraße. An ihr liegen die meisten Gesandtschaftshotels, von denen das englische, russische und französische am ansehnlichsten sind. Unter den neuern Bauwerken zeichnen sich die ursprünglich zur Kaserne bestimmte Schule (Lyceum) des Galata-Serai, die auf der Brandstätte des ehemaligen Theaters Naum erbaute Cité de Pera und vor allen das von Göbbels entworfene deutsche Botschaftspalais hinter der großen Artilleriekaserne aus. Die Vorstadt Galata, schon von den Genuesen zur byzant. Zeit begründet, ist auf dem steilen Abhange des Hügels erbaut, auf dem auch Pera liegt, und füllt den Raum zwischen dem letztern und dem Hafen aus. Galata ist der eigentliche Mittelpunkt des Großhandels von K. und zählte schon von alters her viele aus Stein erbaute Khans und Häuser. Man hat parallel dem Ufer eine ziemlich breite Straße

Digitized by Google

angelegt, desgleichen eine andere zur Vermittelung des Verkehrs mit der Schiffbrücke, die Galata mit K. verbindet. In der Nähe dieser Brücke liegt der Haviar-Khan oder die Fondsbörse. Am Eingange des Hafens, unmittelbar der Serailspitze gegenüber, liegt die Vorstadt Top-Chaneh (Tophane), deren hölzerne Häuser sich amphitheatralisch auf der nach dem Ufer steil abfallenden Landspitze zwischen dem Bosporus und dem Goldenen Horn erheben. Eine enge, von der Höhe nach dem Meere herablaufende Gasse theilt das Ganze in zwei ungleiche Hälften. In der Nähe des Meers hat man die Vorstadt neuerdings im unmittelbaren Anschlusse an die Gebäude des Artillerie-Arsenals (Top-Chaneh) im großartigsten Stil erweitert. Das Conseil- und Verwaltungspalais (Medschliß) von Top-Chaneh wurde 1865—66 gebaut und gewährt einen imposanten Anblick. Mitten unter diesen Werken der Neuzeit ragt die ehrwürdige Nusvetie-Moschee mit ihren beiden himmelanstrebenden Minarets empor.

Nördlich von Top-Chaneh den Bosporus entlang liegen die Vorstädte Findikly und Kabatasch. Letztere, ebenfalls vom Meere aus amphitheatralisch aufsteigend, enthält viele große und stattliche, meist in Holz erbaute Konars oder Herrenhäuser mit der herrlichsten Aussicht auf die Meerenge, das asiat. Gegenufer und das Marmarameer. Unmittelbar an Kabatasch reiht sich das Palais von Dolma-Bagdsche, neuerdings auch Serail von Beschiktasch genannt, das 1857 vom Sultan Abdul-Medschid bezogen wurde. Dieses Palais, wol der stattlichste aller Fürstensitze im Orient, im arab. Stil erbaut, besteht aus vielen einzelnen Gebäuden und wendet dem Meere eine Front von 800 Mt. zu. Es ist der Wohnsitz der ganzen kaiserl. Familie. An das Palais von Dolma-Bagdsche schließen sich nördlich die Quartiere Jeni-Mahalle und Beschiktasch an. Unmittelbar auf Beschiktasch folgt das neuerdings abgebrochene und aus Stein neu aufzuführende Serail von Tschiraghan mit seinem ausgedehnten und im europ. Stil angelegten Park. Von hier an erstreckt sich auf der europ. Seite des Bosporus die Reihe der Ausbauten noch mehrere Kilometer weiter, wenn auch nicht so dicht, bis Bujukdere und darüber hinaus. Es folgen nacheinander die Ortschaften Orta-Koi, Arnaut-Koi, Kuru-Tschesme, Bebek, Rumili-Hissar, Emirghian, Jeni-Koi, Therapia, Bujukdere und Sarijer. In Therapia und Bujukdere hat die europ. Diplomatie ihre Sommersitze, die aus meist im türk. Stil leicht aus Holz erbauten Landhäusern bestehen, welche, die Façade dem Meere zugewendet, nach rückwärts hin von ausgedehnten Parks umgeben sind, unter denen sich namentlich der russische und französische auszeichnen. An der Landstraße, die den Verkehr zwischen Pera und Bujukdere vermittelt, hat sich eine neue Vorstadt Namens Feriköi gebildet.

Die Vorstädte K.s, die sich um die innere Hafenbucht ausdehnen, haben ihren türk. Charakter viel treuer bewahrt. Diese sind, rechts von Galata beginnend, Kassim-Pascha, Piri-Pascha, Hasköi und Kumbar-Chaneh mit Chalydsch-Oghlu. Auf der Seite der innern Hafenbucht, wo sich das eigentliche K. oder Stambul ausbreitet, liegt Ejub, die vorzugsweise türk. Vorstadt, eine Stadt der Gräber, wo viele Sultane, mohammed. Heilige und Angehörige der vornehmsten Familien begraben liegen. In einer besonders verehrten Moschee findet hier beim Regierungsantritt des Sultans die Ceremonie der Umgürtung desselben mit dem Schwerte des Osman statt. In Hasköi (Chasköi) sowie auch in Ortaköi wohnen vorzugsweise Juden. Zwischen Hasköi und Kassim-Pascha dehnt sich in langer Fronte längs der Hafenbucht das Marinearsenal (Ter-Chaneh), der Mittelpunkt der türk. Marine, aus, doch wird dasselbe durch die Anlage eines großen Trockendocks eine Verkürzung erhalten. Skutari auf dem asiat. Ufer ist der Mittelpunkt einer Gruppe von Vorstädten, Ausbauten und Dörfern, die sich parallel mit denen des europ. Ufers, aber weniger massenhaft und von weitern Zwischenräumen unterbrochen, bis gegenüber Bujukdere hinziehen. Die europ. Cultur hat auf dieser Seite der Meerenge erst wenig Gebiet erobert. Nur zu Kadiköi, dem alten Chalcedon, finden sich viele geschmackvolle Häuser und Villen. Bei Skutari liegt der größte mohammed. Begräbnißplatz der türk. Hauptstadt, welcher einen berühmten Cypressenhain bildet.

Die Zahl der Bewohner, früher oft übertrieben auf 1 Mill. geschätzt, beläuft sich nur auf 550,000—600,000 Seelen. K. und sein Weichbild zählen (laut einer amtlichen Veröffentlichung vom 16. Febr. 1877) 163,836 Baulichkeiten, worunter 66,414 Wohnhäuser und Landhäuser, 34,196 Kaufläden, 354 Khans, 175 Bäder, 49 Palais und Kiosks, 278 Regierungsgebäude, 198 Kasernen und Wachthäuser, 674 Moscheen, 519 türk. Schulen, 146 Seminarien (Medresses), 65 Bibliotheken, 231 Derwischklöster, 16 Hospitäler, 169 Kirchen christl. Confession und Synagogen u. s. w. Die griech. Kirchen belaufen sich auf 60 und die armenischen auf 40. Die Katholiken stehen unter zwei Bischöfen und haben 10 Kirchen und 6 Klöster. Die meisten größern christl. Nationalitäten haben zu K. eigene Krankenhäuser, namentlich die Deut-

Digitized by Google

schen, die Oesterreicher, die Russen, Franzosen u. s. w. An höhern Unterrichtsanstalten gibt es: die Kriegsschule, mit welcher 1865 die Militär-Vorbereitungsschule in einem neuen Gebäude vereinigt wurde; die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule (zu Kumbar-Chaneh), die Marineschule auf der Insel Chalki, eine medic. Schule (das sog. Galata-Serai) u. s. w. In dem zu einer türk. Universität bestimmten Gebäude, das im Innern nie ganz ausgebaut worden, führt die türk. Akademie der Wissenschaften ihr Scheinleben. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten befinden sich zahlreiche Armenküchen (Imarets). Unter den Erzeugnissen der Industrie sind besonders Lederwaaren, Teppiche, Stickereien in Gold, Silber und Wolle, Waffen, Parfume und Rauchapparate hervorzuheben. Der Handel ist infolge der unvergleichlichen Lage der Stadt und des prachtvollen Hafens trotz der mangelhaften Fürsorge der Regierung bedeutend. Den hauptsächlichsten Antheil daran haben die Griechen und Armenier; dann folgen die Italiener, Oesterreicher, Engländer, Franzosen, Deutschen und Russen. Jährlich laufen im Hafen zu K. 15—16,000 Schiffe mit über 3 Mill. Tonnen aus und ein. Ueber die Geschichte K.s im Alterthum s. Byzanz. Vgl. von Hammer, «K. und der Bosporus» (2 Bde., Pest 1822); Walsh, «K. und seine Umgebungen» (deutsch von Kaiser, Lpz. 1841); Dethier, «Der Bosphor und K.» (Wien 1873); Jerningham, «To and from Constantinople» (Lond. 1873); Schwegel, «Volkswirthschaftliche Studien über K. und das anliegende Gebiet» (Wien 1873).

Konstanz, Constanz oder Kostnitz, Kreisstadt im Großherzogthum Baden, liegt am Bodensee (nach der Stadt bisweilen auch Konstanzersee genannt), da wo der Rhein den obern und untern See miteinander verbindet, und ist der Endpunkt der Badischen Staatsbahn und der Schweizer Nationalbahn, sowie der Linie K.-Romanshorn der Schweizer Nordostbahn. Die Stadt, ziemlich weitläufig gebaut und mit der jenseit des Rheins gelegenen Vorstadt Petershausen durch eine Brücke verbunden, ist Sitz eines Hofgerichts, hat ein Gymnasium und zählt (1875) 12,096 E. Unter den fünf Kirchen ist vor allem der Dom hervorzuheben, der 1052 gegründet wurde, in seiner jetzigen Gestalt aber dem 16. Jahrh. angehört. Der goth. Thurm wurde erst 1846—58 aufgeführt. Das Innere enthält mancherlei Kunstwerke und andere Sehenswürdigkeiten. Die Stephanskirche ist ein goth. Bauwerk edeln Stils aus dem 14. Jahrh. Der große Saal des 1388 erbauten Kaufhauses diente während des großen Concils als Cardinalsconclave. Merkwürdige Gebäude sind außerdem das alte Rathhaus und das auf einer Insel im See gelegene Dominicanerkloster, in welchem einst Huß gefangen saß, seit 1875 zum eleganten Inselhotel umgebaut. Die ziemlich gewerbfleißige Bevölkerung producirt Tuch, Baumwoll- und Leinenzeuge, Uhren u. s. w. K., ein uralter, im 4. Jahrh. gegründeter Ort, war im Mittelalter eine angesehene Reichsstadt, die zur Zeit ihrer Blüte an 40,000 E. zählte. Da dieselbe das Interim (s. d.) nicht annahm, ging sie 1548 ihrer Privilegien verlustig, wurde in die Acht erklärt und von Kaiser Karl V. dessen Bruder Ferdinand geschenkt. Sie blieb nun bei dem Hause Oesterreich, bis sie 1805 an Baden gelangte. Vgl. Marmor, «Neuer Führer durch die Stadt K.» (3. Aufl., Konstanz 1874). — Das Bisthum K. wurde frühzeitig begründet und hatte zuletzt ein Areal von 1210 QKilom. mit 55,000 E. Der Bischof war deutscher Reichsstand und residirte theils in dem Schlosse zu Petershausen, theils in Mörsburg. Im J. 1802 wurde das Bisthum säcularisirt und sein Gebiet an Baden gegeben. — Der Landescommissariatsbezirk K. zählt auf 4351 QKilom., wovon 182 auf den Antheil am Bodensee kommen, (1875) 276,452 E. (91 Proc. Katholiken, 8 Proc. Protestanten) und umfaßt die Kreise K., Villingen und Waldshut. — Geschichtlich merkwürdig ist die Stadt besonders durch das daselbst 1414—18 gehaltene Kostnitzer Concil. Der Zweck desselben war, dem kirchlichen Schisma ein Ende zu machen und eine Reformation der Kirche an «Haupt und Gliedern» durchzuführen. Von Papst Johann XXIII. (s. d.) nach langem Widerstreben zusammenberufen, trat die auf dem Concil zu Pisa (1409) in Aussicht genommene Kirchenversammlung statt drei, erst fünf Jahre nachher in K. zusammen. Hierzu fanden sich nächst dem Kaiser Sigismund und dem Papst Johann 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester ein. Die zugleich vorhandenen drei Päpste Johann XXIII., Gregor XII. und Benedict XIII. wurden abgesetzt, dagegen Martin V. (s. d.) als rechtmäßiger Papst gewählt. Das Concil, welches vor der neuen Papstwahl einen förmlichen Proceß gegen den flüchtigen Papst Johann eingeleitet und sich für die oberste richterliche und gesetzgebende Gewalt in der Kirche erklärt hatte, mußte jedoch alle Reformen der Kirchenverfassung vertagen, da der neue Papst die Versammlung aus Furcht, seine Gerechtsame geschmälert zu sehen, wider ihren und des Kaisers Willen wenige Monate nach seiner Wahl auflöste. Die Fortsetzung der

Digitized by Google

Verhandlungen erfolgte erst auf dem Concil zu Basel (s. d.). Wie wenig übrigens diese hocharistokratische Versammlung an eine Besserung der Lehre dachte, zeigt der ebenfalls zu K. und gerade am eifrigsten von den Wortführern der «Reformation» betriebene Ketzerproceß des Johann Huß (s. d.) und des Hieronymus (s. d.) von Prag, welcher mit der Verurtheilung und Verbrennung der beiden böhm. Reformatoren endete. Vgl. Marmor, «Das Concil zu K. in den J. 1414—18» (2. Aufl., Konstanz 1874).

Kopaïs, ein See oder genauer eine theils mit Wasser bedeckte, theils versumpfte Niederung, welche den größten Theil der weiten, kesselförmigen Tiefebene des innern Böotien einnimmt und nach der an der Nordostseite gelegenen alten Stadt Kopä (jetzt Topolia, daher See von Topolia) benannt ist. Das theils von der Westseite her in drei Flüssen (Kephissos, Melas und Probatia), theils von den an den übrigen Seiten die Ebene umschließenden Bergen und Hügeln herab in die Niederung einströmende Wasser nämlich hat gar keinen Abfluß über der Erde, sondern findet nur durch etwa 20 unterirdische natürliche Kanäle, die sich durch das Innere der Berge nach dem Euböischen Meere hinziehen (jetzt Katavothren genannt), einen durchaus nicht ausreichenden Abzug. Der Stand des Wassers ist in den verschiedenen Zeiten des Jahres ein sehr ungleicher. Am höchsten steht dasselbe in den Wintermonaten, wo die ganze Niederung von einer zusammenhängenden Wasserfläche bedeckt wird. Von Anfang Mai an sinkt es allmählich, sodaß größere Strecken, je nachdem sie früher oder später trocken werden, zu Getreide-, Baumwoll- oder Reisfeldern oder auch zu Weiden benutzt werden können. Mehrere Stellen aber bleiben auch im höchsten Sommer theils mit Wasser, theils mit hohem Schilf bedeckt. Sehr geschätzt waren bei den Alten die Aale des K., die Hauptzierde des atheniſchen Fischmarkts. Auf das Klima Böotiens übte der See, wie noch jetzt, durch die Ausdünstungen der sumpfigen Stellen einen sehr ungünstigen Einfluß aus. Schon Alexander d. Gr. begann durch Krates aus Chalkis die Trockenlegung der See-Ebene, doch wurde dieselbe bald wieder abgebrochen.

Kopaivabalsam (Balsamum Copaivae), Name eines in der Medicin angewendeten Balsams, welcher durch Einschnitte oder Anbohren der Stämme verschiedener Arten der zur Familie der Cäsalpiniaceen gehörigen Gattung Copaifera L. gewonnen wird, deren Arten, Bäume und Sträucher mit haarig gefiederten Blättern, viertheiligen Perigonblüten und gestielten einsamigen, holzig-lederartigen Hülsen, im tropischen Amerika und Westindien wachsen. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: südamerikanischen und westindischen K. Ersterer, vorzüglich von C. multijuga Hayne und von Para, Maranhan, Rio-Janeiro, Cartagena und Savanilla kommend, ist dünnflüssig, ein weißer Syrup, klar, blaßgelblich, leichter als Wasser, von eigenthümlich aromatischem, nicht unangenehmem Geruch und anhaltend bitterm, reizendem Geschmack. Der westindische, in der Hauptsache von C. Jacquini Desf. kommend, ist dickflüssig, goldgelb, etwas trübe, von weniger angenehmem, terpentinartigem Geruch. Beim Abdampfen muß er eine spröde und zerreibliche Masse hinterlassen. Der K. wirkt sehr anregend auf alle Schleimhäute, besonders auf diejenigen der Geschlechtsorgane, weshalb derselbe ein wichtiges Heilmittel bei krankhaften Schleimabsonderungen jener Theile geworden ist. Die wirksamen Bestandtheile sind ein eigenthümliches ätherisches Oel (Kopaivaöl), welches den Geruch des Balsams bedingt, und zwei Harze (Alpha- und Betaharz), von denen das erstere saure Eigenschaften besitzt (Kopaivasäure) und in Krystallen gewonnen werden kann. Außer zu medic. Zwecken dient der K. auch zur Herstellung von Lackfirnissen und von Pausepapier.

Kopal ist der Name einer Anzahl harter, erst bei hoher Temperatur schmelzender, im Aussehen dem Bernstein sich nähernden Harze. Die weichern Sorten nennt man häufig auch «Anime», welchen Namen der K. im engl. Handel führt. Die Zahl der Baumarten, welche K. liefern, ist eine sehr große; die wenigsten derselben sind bekannt und für manche Sorten von K. ist es sogar wahrscheinlich, daß die Bäume, aus denen sie geflossen, der heutigen Vegetation gar nicht mehr angehören. Für manche Sorten ist die Beschaffenheit der Oberfläche maßgebend; die meisten südamerik. Sorten sind mit kreidigen Krusten bedeckt, unter welchen das eigentliche Harz als höckerige, im Querschnitte wellenförmig begrenzte Masse liegt. Die Härte der K. ist eine sehr verschiedene, im allgemeinen ist eine Kopalsorte um so geschätzter, je härter sie ist. Alle K. werden vom Kalkspat geritzt, alle, mit Ausnahme des südamerikanischen K., ritzen dagegen das Fraueneis. Ihr specifisches Gewicht variirt zwischen 1,043 bis 1,139. Die ostafrik. Kopalsorten sind die geschätztesten und kommen als Zanguebar- und Mozambique-K. im europ. und amerik. Handel vor; sie sollen von Trachilobium mossambicense und Trachilobium Hornemannium herrühren. Die westafrik. Kopalsorten kommen von Angola, Benguela und Sierra Leone. Der K. findet sich hier in einer oberflächlich liegenden, aus Mergel, Sand und Lehm

Digitized by Google

bestehenden Bodenschicht in einer Tiefe von etwa 3 Mt. Das gegenwärtig in großer Menge nach Europa gebrachte Kaurie-K. wird in Neuseeland und Neucaledonien gesammelt und stammt von Dammara australis und Dammara ooata, das Manila-K. von Vateria indica. Die südamerikanischen K. werden entweder von den Rinden der Stammbäume abgenommen oder von den Wurzeln, an denen sie sich massenweise ansetzen, abgelöst. Als Stammbäume bezeichnet man die brasil. Bäume Hymenaea Courbasil und Trachylobium Martianum. Die Schmelzpunkte der K. liegen zwischen 180 und 340° C. Sie sind citronengelb bis farblos. Bei starkem Erhitzen entwickelt der K. aromatisch riechende Dämpfe, die condensirt das Kopalöl bilden, welches sich als gutes Lösungsmittel vieler Kopalsorten erwiesen hat. In kaltem Alkohol löst sich der K. nicht. In der Firnis- und Lackfabrikation wendet man zum Auflösen des K. meist ein Gemenge von Terpentinöl und Leinöl an, nachdem man den K. vorher geschmolzen hat. Große und durchsichtige Stücke des Zanguebar-K. werden in ähnlicher Weise wie der Bernstein zu Dreh- und Schnitzarbeiten verwendet.

Kopēke, eigentlich Kopéika, heißt eine zuerst um 1538 in Rußland geprägte Münze, die ihren Namen von der Figur des Zaren zu Pferde und mit der Lanze (конье) in der Hand empfing, die gewöhnlich auf der einen Seite dieser Münze abgebildet erschien. Zu Anfang gab es nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten; ferner hatte man Den'gen oder Deneschken oder halbe K. und Poluschken oder Viertelkopeken sowie außerdem 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50-Kopekenstücke. Seit 1655 prägte man K. in Kupfer aus, unter denen die altsibirischen sowol von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit als von Goldarbeitern wegen ihres Beigehalts von edlem Metall und von den Fabrikanten Leonischer Waaren wegen des guten Kupfers und des vortheilhaften Preises (schweren Münzfußes) besonders gesucht werden. Die Münzordnung von 1811 setzte fest, daß halbe, einfache und Doppelkopeken in Kupfer ausgegeben werden sollten; diese Kupfermünzen repräsentirten das frühere russ. Papiergeld der Bank-Assignationswährung, in welcher seit 1. Juli 1839 gesetzlich 350 K. oder $3^1/_2$ Papierrubel = 1 Silberrubel galten. Seit Wiedereinführung der Silbervaluta hat man diese Art der Kupferprägung eingehen lassen und prägt nur Kupfermünzen im Verhältniß von 100 K. = 1 Silberrubel; dieselben enthalten weniger Kupfer als die frühern Kupfergeldsorten. Infolge des Ukas vom 7./19. Juli 1839 prägte man Stücke zu 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken und zwar aus dem Pud oder 40 russ. Pfd. 16 Silberrubel in Kupfermünzen oder 1600 K.; nach dem Ukas vom 3./15. Juni 1849 aber wurden aus einem Pud Kupfer 32 Silberrubel oder 3200 K. zu Kupfermünzen von 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken geschlagen, somit halb so werthvoll als die vorigen. Die ältern Kupfermünzen verschwinden mehr und mehr aus dem Umlaufe, und das wird bezüglich der reinen russ. Kupfermünze zunehmend der Fall sein, da jetzt infolge des Ukas vom 21. März (2. April) 1867 die geringere Scheidemünze in Bronze ausgeprägt wird. Von dieser Bronzemünze schlägt man Stücke zu 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken, und zwar aus dem Pud Bronze 50 Silberrubel Nennwerth oder 5000 K. Man ist nicht gehalten, von dieser Münzgattung mehr als 3 Rubel oder 300 K. in einer Zahlung anzunehmen. Als $^1/_{100}$ des Silberrubels hat die K. einen Geltungswerth von $3^1/_4$ deutschen Pfennigen.

Kopenhagen (dän. Kjöbenhavn), die Hauptstadt des Königreichs Dänemark, auf den Inseln Seeland und Amager, am Sunde, der hier 30 Kilom. breit ist, und an einem schmalen Seearme, der die Insel Seeland von der Insel Amager trennt und den schönen, an 5000 Schiffe fassenden, auch zur Station der Kriegsflotte dienenden Hafen bildet. Die Stadt, auf flachem, ebenem Boden gelegen, doch geschützt vor Ueberflutungen, zerfällt in vier Theile: die Altstadt, der westl. Theil, der nach dem Brande von 1795 schöner als zuvor wieder aufgebaut wurde; die Friedrichsstadt im Osten, der schönste Stadttheil; Christianshafen auf der Insel Amager und die ehemaligen Vorstädte Westerbro, Nörrebro und Österbro, die jetzt, nachdem die Festungswerke auf Seeland abgetragen sind, mit der Stadt verwachsen sind. Man zählt 5676 Häuser, darunter 210 öffentliche Gebäude, 18 Kirchen mitgerechnet. Die Stadt zählt (1870) 181,291 E., darunter nur 1092 Katholiken, 420 Reformirte, 3145 Juden und 172 Mormonen. Auf Amager ist K. noch mit Festungswerken umgeben und hat auch auf Seeland noch eine Citadelle (Friedrichshafen), deren Wälle angenehme Spaziergänge bilden. Unter den Straßen ist die Österstraße die belebteste, die Amalienstraße und die Bredstraße die schönsten. Kongens Nytorv (der Neue Königsmarkt), obgleich unregelmäßig, doch der größte und schönste Platz, liegt im Mittelpunkte der Stadt und ist durch die bleierne Statue Christian's V. geschmückt. Auf dem achteckigen Friedrichsplatz steht die schöne Reiterstatue Friedrich's V. Die Frauenkirche, im Innern durch

eine Reihe von Bildwerken von Thorwaldsen geschmückt, ist die Metropolitankirche des ganzen Reichs. Die Trinitatiskirche zeichnet sich durch ihren Thurm aus, ebenso die Kirche Unsers Erlösers. Ein hübsches Gebäude ist auch die goth. Kapelle der Katholiken. Das königl. Residenzschloß, die Christiansburg, eins der ansehnlichsten in Europa, in seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem Brande von 1794 durch Baudirector Hansen im ital.-franz. Stil aufgeführt, hat an der Contrefaçade am Schloßplatz, wo die Reiterstatue Friedrich's VII. aufgestellt ist, eine Länge von 110 Mt. und ein schönes, von Thorwaldsen mit Statuen und Reliefs geschmücktes Portal. Im Innern des Schlosses ist besonders der Rittersaal mit einem 50 Mt. langen Relief, dem Ragnarok, von Freund und Bissen, hervorzuheben; Thorwaldsen's berühmtes Basrelief, Alexander's Einzug in Babylon, schmückt einen andern Saal. Die Amalienburg besteht aus vier im franz. Stil der Zeit Ludwig's XV. gehaltenen Palästen, welche zusammen einen achteckigen Platz bilden und von denen der eine die naturwissenschaftlichen, numismatischen und Antiquitätensammlungen des verstorbenen Königs Christian VIII. enthält. Zwei andere Schlösser sind noch die Rosenburg, die mit ihrer halb goth., halb engl.-ital. Architektur 1604 von Inigo Jones erbaut sein soll, histor. Sammlungen enthält und im Schloßgarten (Königsgarten) einen hübschen öffentlichen Spaziergang besitzt, und die Charlottenburg, welche der Akademie der schönen Künste eingeräumt ist. Andere sehenswerthe Gebäude sind das Universitätsgebäude nebst dem neuen Bibliotheksgebäude und das zoolog. Museum (erbaut 1869—70), die Synagoge, das Rath- und Gerichtshaus nebst dem damit verbundenen Stadtgefängniß (von Hansen erbaut), die Börse aus der Zeit Christian's IV. in nicht ganz reinem goth. Stil, der Nikolaiwachtthurm, Rest der 1795 abgebrannten Nikolaikirche, seit 1846 durch den Architekten Hagemann mit zum größten Theil gußeisernen geschmackvollen Fleisch- und Gemüsehallen umgeben; das Zeughaus u. s. w.

Als Mittelpunkt des Königreichs haben zu K. alle höhern Regierungsbehörden ihren Sitz; auch befinden sich hier die höchsten Institute für Wissenschaft und Kunst. An der Spitze der Lehranstalten steht die Universität, die von Christian I. 1478 gestiftet wurde; die jetzt geltende Fundation datirt von 1788. Zur Universität gehören die chirurg. Akademie, ein astron. Observatorium, ein botan. Garten (auf den rasirten Festungswerken angelegt) nebst botan. Forstgarten (zu Charlottenlund). Die Universitätsbibliothek, in einem neuen, schönen, mit der Universität in Verbindung stehenden Gebäude, zählt über 200,000 Bände und 4000 Handschriften, darunter eine reiche Sammlung altpers. und ind. Manuscripte sowie die Arne-Magneanische Sammlung altnord. Handschriften (2000). Das neue, großartige zoolog. Museum steht unter der Leitung Steenstrup's. Mit der Universität in enger Verbindung steht die Polytechnische Lehranstalt, welche 1829 gestiftet wurde und mit Einschluß des Directors 18 Lehrer, zum Theil Professoren an der Universität, zählt. Außerdem sind von höhern Lehranstalten zu nennen: die Veterinärschule, gestiftet 1773 von Abildgaard, 1776 vom Staate übernommen und später mit einer Landwirthschaftlichen Hochschule in einem neuen Gebäude in der Nähe K.s vereinigt; die Militärschule, auf dem Schloß Friedrichsberg in der Nähe K.s eingerichtet; die Seeoffizierschule, 1869 eingerichtet, und die Metropolitanschule mit 150 Schülern; die Kunstakademie, welche 1754 begründet und 1814 neu fundirt wurde.

Die Stadt K. ist das Centrum der dän., überhaupt der nordischen Wissenschaftlichkeit und Kunst, Sitz vieler Gesellschaften und Vereine, die auf jenen Gebieten zum Theil mit großem Erfolge wirken. An der Spitze derselben stehen die dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1742 gegründet, und die Königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde; letztere wurde 1825 gegründet und hat durch die Bemühungen ihrer gelehrten und thätigen Mitglieder Thomsen, Rafn, Finn-Magnusen, Petersen und Worsaa eine besonders großartige Wirksamkeit entfaltet. Seit 1827 wirkt ferner ein Kunstverein mit Erfolg. Der Musikverein, dem sich die Musikgesellschaft Euterpe nebst vielen Gesangvereinen anschließen, hat sich viel Verdienst um die musikalische Bildung erworben. Unter den Sammlungen für Wissenschaft steht die königl. Bibliothek, eine der größten Europas, obenan. Dieselbe wurde von Christian III. gegründet, zählt gegen 500,000 Bände und umfaßt eine Handschriftensammlung von 20,000 Nummern, darunter die Rask'sche Sammlung von Sanskritmanuscripten. In seiner Art einzig ist das Museum der nordischen Alterthümer, welches, 1807 begonnen, mit dem 1843 angelegten Cabinet für amerik. Alterthümer verbunden ward. Außerdem sind hervorzuheben: die königl. Münz- und Medaillensammlung, die königl. Antikensammlung, die Kupferstichsammlung mit mehr als 80,000 Blättern, das geschmackvoll und lehrreich aufgestellte ethnogr. Museum (alle im sog. Prinzenpalais), die Waffensammlung des Arsenals u. s. w. Die anziehendste aller Sammlungen der dän. Hauptstadt bildet das 1846 eröffnete Thorwaldsen'sche Museum. Das Gebäude dafür wurde seit

Digitized by Google

1838 in einem halb ägypt., halb griech. Stile nach dem Plane des Architekten Bindesböll erbaut und bildet ein Viereck von 70 Mt. Länge, 40 Mt. Breite und 15 Mt. Höhe. Außer den 648 eigenen Werken Thorwaldsen's umschließt dasselbe auch dessen Sammlungen an Alterthümern und Kunstsachen, die der große Künstler dem Staate vermachte. Außerdem sind von Kunstsammlungen noch beachtenswerth: die Gemäldegalerie im Schlosse Christiansburg, welche die niederländ. Schule bedeutend vertritt, auch eine eigene Abtheilung für Gemälde dän. Künstler hat; die Moltke'sche Gemäldesammlung in Thott's Palais, die 156 namentlich der niederländ. und deutschen Schule angehörige Bilder zählt. Das 1872—74 nach dem Entwurf von Pr. Dahlerup und Ove Petersen aufgeführte königl. Schauspielhaus ist vorzugsweise der nationalen dramatischen Kunst gewidmet. Außerdem gibt es noch Volkstheater im Casino und in der Norderstraße. Ein starkbesuchter Vergnügungsort ist das 1843 eröffnete Tivoli vor dem ehemaligen Westerthore. Unter den Anstalten für die öffentliche Wohlfahrt sind hervorzuheben: das großartige, mit 800 Betten versehene Communhospital; ferner das Friedrichshospital, das allgemeine Hospital, das Gebär- und Findelhaus, das Taubstummen- und das Blindeninstitut, sowie das sog. Krankenheim für unbemittelte Kranke der höhern Stände.

Wie überhaupt das Fabrik- und Manufacturwesen in Dänemark auf keiner sehr hohen Stufe steht, so hat insbesondere auch K., trotz des sonst lebhaften Gewerbfleißes, nur einige wenige größere Etablissements aufzuweisen. Dahin gehören die Königliche und die Bing-Gröndahl'sche Porzellanfabrik, mehrere Maschinenfabriken, einzelne Fabriken für Papier, chem. Producte, Uhren und Chronometer, verschiedene Eisen-, Metall- und Bronzegießereien, vier große Bairischbierbrauereien u. s. w. Von ziemlicher Bedeutung ist der Schiffbau. Dagegen ist K. der Mittelpunkt des gesammten dän. See- und Landhandels, zu dessen Beförderung die Nationalbank, Landschaftsbank, Handelsbank, fünf Seeassecuranz-Gesellschaften u. s. w. beitragen. Eisenbahnen führen nach Helsingör, Klampenborg (Thiergarten), Kallundborg, Korsör und Vordingburg, Telegraphenleitungen nach allen Theilen des Königreichs wie nach dem Auslande. Regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindungen bestehen mit Kiel, Lübeck, Stettin, Norwegen, Schweden, England, Frankreich und Neuyork. Die Stadt selbst besitzt (1874) 406 Schiffe von zusammen 65,445½ Commerzlast, darunter 86 Dampfer. Das Gesammtgewicht der Einfuhr berechnete sich 1874 auf 13,780,100 Ctr., das der Ausfuhr auf 3,805,283 Ctr., also auf mehr als die Hälfte der Ein- und Ausfuhr des ganzen Staats. Im Hafen klarirten (1874) 32,428 Schiffe mit 1,028,339 Tons Last. Durch die ganze Stadt führen Pferdebahnen. Um die Mitte des 12. Jahrh. war K. noch ein unansehnliches Fischerdorf, in dessen Nähe der Bischof Absalon ein festes Schloß, Axelhuus, erbaute. Absalon vermachte die Burg, Dorf und Umgegend dem Bischofstuhle von Roeskilde. Das Dorf, das bei Saxo Grammaticus Urbs Absalonica, dann Portus mercatorum oder Castrum de Hafnia, dann Hafn genannt wird, erhielt 1254 die ersten städtischen Privilegien. Mitte des 14. Jahrh. wurde es in eine königl. Stadt verwandelt und ist seit 1443 königl. Residenz. Von den Hanseaten ward K. seit 1428 mehrmals angegriffen, im 17. Jahrh. von den Schweden belagert und bombardirt. Große Brände trafen die Stadt 1728, 1794 und 1795. Am 2. April 1801 fiel auf der Rhede die große Seeschlacht vor, welche die Engländer unter Nelson gegen die Dänen gewannen. Die Engländer bombardirten die Stadt vom 2. bis 5. Sept. 1807, wodurch 400 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, in Asche gelegt, an 2000 Häuser beschädigt und unbewohnbar gemacht wurden und gegen 2000 Menschen ihr Leben verloren. Die Umgebungen K.s sind zum Theil sehr schön. In der Nähe befinden sich die königl. Lustschlösser Kronborg, Fredensborg, Frederiksborg (bis zum Brande von 1862 die gewöhnliche Sommerresidenz Friedrich's VII.), Jägerpriis und Bernstorff. In letzterm Schlosse pflegt König Christian IX. abwechselnd mit Fredensborg seinen Sommeraufenthalt zu nehmen. — Dicht neben der Stadt K. breitet sich im Westen Frederiksberg aus mit (1870) 16,878 E., zwei Kirchen und einem Schloß, auf einer Anhöhe, umgeben von einem hübschen Lustgarten. Vgl. «K. und seine Umgebungen» (Lpz. 1850).

Kopernikus (Nikolaus), der Begründer der modernen Astronomie, wurde 19. Febr. (alten Stils) 1473 zu Thorn an der Weichsel geboren, woselbst sein Vater, Niklas Koppernigk, ein Deutscher, aus Krakau gebürtig und aus einer alten Kupferschmiedefamilie in Frankenstein in Schlesien stammend, sich als Großhändler niedergelassen und mit der Tochter eines angesehenen und wohlhabenden Kaufherrn, des Lukas Watzelrode, verheirathet hatte. Der Vater starb schon frühzeitig, und die Sorge für die Erziehung der hinterlassenen Kinder übernahm nun der mütterliche Oheim, Lukas Watzelrode, welcher 1489 Bischof von Ermeland wurde. Auf der Schule seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog K. 1491 die Universität Krakau, wo die mathem.

Digitized by Google

Wissenschaften in hoher Blüte standen, und widmete sich denselben unter Leitung von Albert Brudzewski vier Jahre lang mit großem Eifer. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimat ging K. 1496 nach Italien, woselbst er mehrere Jahre verweilte. Hier hielt er sich vorzugsweise in Bologna auf, wo Dominicus Maria die Astronomie lehrte. Im J. 1497 wurde er durch Vermittelung seines Oheims Mitglied des frauenburger Domkapitels; 1500 weilte er in Rom, wo er mathem. Vorlesungen hielt, aber schon 1501 war er wieder in Frauenburg, um von seinem Kapitel die Erlaubniß zu einer längern Abwesenheit von der Kathedralkirche einzuholen. Im Laufe des J. 1505 scheint K. nach Preußen zurückgekehrt zu sein, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm und theils den Wissenschaften, theils seinen Amtsgeschäften lebte. Als Domherr betheiligte er sich mit praktischer Gewandtheit an der Verwaltung der ausgedehnten Besitzungen des frauenburger Domstifts; 1517—19 lebte er im Schlosse zu Allenstein. In verwickelten Verhältnissen übertrugen Bischof und Kapitel ihm stets die Leitung ihrer Interessen. So wurde er auch öfters zu den preuß. Landtagen abgeordnet, auf welchen er unter anderm in Sachen des zerrütteten Münzwesens wirkte. Daß er Wasserleitungen in Preußen angelegt habe, ist eine später entstandene Sage, die aller histor. Begründung entbehrt; dagegen hat er als Arzt eine reiche Thätigkeit entfaltet. K. starb im Mai 1543 und wurde in der Domkirche zu Frauenburg beigesetzt. Sein berühmtes Werk «De orbium coelestium revolutionibus libri VI» (Nürnb. 1543; Bas. 1566; Amsterd. 1617; mit poln. Uebersetzung von Baranowski, Warsch. 1854; kritische Prachtausg., Berl. 1873) hatte er bereits 1530 im wesentlichen vollendet, entschloß sich zu dessen Veröffentlichung jedoch erst kurz vor seinem Tode, auf Zureden seiner Freunde, insbesondere des gelehrten Bischofs von Kulm, Tiedemann Giese. K. entwickelt in seinem Werke mit mathem. Schärfe die Stellung der Erde im Weltsystem und beweist, daß die Sonne der Mittelpunkt sei, um den sich die Erde, gleich den übrigen Planeten, bewege. Während die Alten nur gemeint hatten, daß dies vielleicht so sein könne, behauptete und bewies er gegenüber seinen Zeitgenossen mit der Zuversicht des Mannes der Wissenschaft, daß es so sein müsse. Die bisher vielverbreitete Annahme, daß er seine Ansichten nur in hypothetischer Umhüllung überliefert habe, ist ein Irrthum, der auf einer anonymen Vorrede Osiander's, eines der Herausgeber des Werks, beruht, in welcher allerdings aus Furcht die damals noch kirchlich anstößige Lehre als Hypothese bezeichnet ist. K. selbst spricht seine Ansichten auf das bestimmteste und entschiedenste aus. Die erste ausführlichere Biographie des K. verfaßte der berühmte Mathematiker Gassendi (1654), welche zwei Jahrhunderte lang die Grundlage für alle andern Biographien bildete. Erst in neuerer Zeit ist durch archivalische Forschungen Näheres über die Lebensumstände des K. ermittelt worden. Vgl. außer der Biographie eines Anonymus (Berl. 1856) besonders die verschiedenen Schriften von Prowe («Zur Biographie des K.», Thorn 1852; «Ueber das Verhältniß des K. zu Herzog Albrecht von Preußen», Thorn 1855; «De patria Copernici», Thorn 1860; «Ueber die Abhängigkeit des K. von den Gedanken griech. Philosophen und Astronomen», Thorn 1865; «Monumenta Copernicana», Berl. 1873) und von Hipler («Nikolaus K.», Braunsb. 1873; «Spicilegium Copernicanum», Braunsb. 1873). Auch die Polen, welche den K. gern als ihren Landsmann in Anspruch nehmen, haben sich viel mit dessen Leben beschäftigt, wie Czynski («Kopernik et ses travaux», Par. 1846), Szulc (Warsch. 1855), Polkowski («Żywot Kopernika», Warsch. 1873), Karlinski («Żywot Kopernika», Warsch. 1873). Denkmäler wurden K. 1830 zu Warschau (von Thorwaldsen) und 1853 zu Thorn (von Fr. Tieck) errichtet.

Kopf oder Haupt (caput) heißt der oberste, rundliche, auf dem Halse (s. d.) aufsitzende Theil des menschlichen Körpers, welcher das Gehirn und die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks enthält und demnach für das Leben und die Lebensthätigkeit von der größten Wichtigkeit ist. Die Anatomie theilt den K., dessen knöchernes Gerüst von 28 Knochen zusammengesetzt wird, in zwei Theile: den Schädel (s. d.) und das Gesicht (s. d. und Kiefer), und betrachtet ihn nur im Verhältniß zu den Haupttheilen des Körpers, dem Rumpfe und den Extremitäten, als Ganzes. Beim Menschen wird der K. in aufrechter Stellung auf der Wirbelsäule balancirt, in geneigter Stellung wird er durch die Muskeln, vorzüglich aber durch das starke Nackenband (Ligamentum nuchae) in seiner Stellung erhalten; bei den vierfüßigen Thieren ist dieses Band sehr stark entwickelt. Die Verbindung des K. mit der Halswirbelsäule ermöglicht ziemlich ausgiebige Bewegungen, indem er sich nicht nur auf dem ersten Halswirbel (Atlas) hinreichend nach vorn und hinten bewegen (beugen und strecken), sondern auch zugleich mit dem Atlas um den zweiten Halswirbel (Epistropheus) nahezu in einem Halbkreis drehen kann. Die Bildung des K. der Wirbelthiere weicht von der des Menschen sehr ab; besonders

Digitized by Google

ist die Rundung desselben bei letzterm am vollkommensten, während bei erstern der vordere Theil mehr oder weniger aus dieser Rundung heraustritt. Der K. der wirbellosen Thiere wird, je tiefer sie stehen, um so unvollkommener; in den untersten Klassen (Acephala) fehlt er gänzlich.

Kopfgrind, Ansprung oder Fraisen (Ekzema impetiginosum), nennt man das den behaarten Theil des Kopfs befallende Ekzem (s. d.). Die Bläschen, welche sich im Beginn des Ekzems bilden, werden hier leicht übersehen, zerkratzt und zerkämmt, die Haare verkleben und es entstehen Pusteln, sodaß sich auf dem Kopfe bald flache weiche, bald dicke harte Borken bilden. Ist die Bildung von wässeriger Flüssigkeit oder Eiter nur sehr gering, so schuppt sich die geröthete Haut sehr stark ab (eine Art Kleienflechte). Vorzugsweise werden Kinder von dem K. befallen, und dieser erstreckt sich dann auch auf das Gesicht. Sehr oft schwellen auch die Nackenlymphdrüsen an. Der K. entsteht seltener infolge der Einwirkung von Reizen als aus allgemeinen Ursachen (Skrofulose u. dgl.) und allgemeinen Schädlichkeiten (Diätfehlern). Bei dem Bestehen allgemeiner Ernährungsstörungen ist die Behandlung hauptsächlich gegen diese zu richten; aber neben dieser bedarf es auch einer örtlichen Behandlung. Schon durch Abschneiden der Haare, fleißiges Abweichen der Grinde und Bestreichen der wunden Stellen mit einem fetten Oel oder einer einfachen Salbe ist es möglich, den K. zur Heilung zu bringen. Bei veralteten Fällen leistet das Aufstreichen von Theer, grüner Seife und Quecksilberpräparaten gute Dienste.

Kopfschmerz (cephalalgia, cephalaea) ist eins der am häufigsten vorkommenden Uebel und der Schmerz selbst sehr verschiedener Art. Bald wird er im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe, bald ist er stechend, bald klopfend, bohrend, drückend, dumpf u. s. w., bald auf eine eigroße oder noch kleinere Stelle beschränkt. Ebenso verschieden sind die Organe, in denen er erzeugt wird. Das Gehirn selbst, die Nerven der verschiedenen Gehirnhäute, der Schädelknochen, die Haut und Muskeln des äußern Kopfs, die Stirn- oder Ohrhöhlen können der Sitz des Uebels sein. Dieselbe Mannichfaltigkeit herrscht in Hinsicht auf die Ursachen. K. begleitet fast alle fieberhaften Krankheiten und Gehirnaffectionen, die Verdauungsbeschwerden, Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, wo er sich namentlich oft auf eine kleine Stelle (clavus hystericus, hysterischer Nagel) beschränkt zeigt. Er tritt sowol auf bei Blutanhäufung als bei Blutleere im Kopf (daher so häufig und auffallend bei Blutarmen und Bleichsüchtigen, bei Hungernden u. s. w.). Gewöhnlich ist der K. durch Blutleere gleichmäßig in Schläfe und Stirn verbreitet, mehr dumpf und drückend, nicht sehr heftig, wird durch horizontale Lage und Bettruhe erleichtert, durch langes Stehen und Aufrechtsein dagegen verschlimmert und ist meist mit Schwindel, Neigung zu Ohnmacht und allgemeiner Blässe verbunden, wogegen der K. durch Blutwallung mehr klopfend ist, durch Husten, Niesen und Bücken gesteigert wird und meist mit Druck und Schwere im Kopf, Hyperästhesie und Sinnestäuschungen, Röthe des Gesichts und Klopfen der Kopfarterien einhergeht. Der Schmerz kann sonach als reine Nervenaffection (s. Neuralgie) oder als Symptom anderer Krankheiten vorkommen. Eine besondere Art des K. ist die Migräne (s. d.). Die häufigste Ursache von K. ist Andrang des Blutes nach dem Gehirn und dessen Häuten, namentlich in fieberhaften Zuständen (Fieberkopfschmerz) und bei wirklichen Entzündungen im Innern des Kopfs, und die Blutleere. Ferner entsteht er auch infolge von Ueberreizung des Gehirns und Nervensystems überhaupt (sog. nervöser oder neurasthenischer K., besonders nach körperlichen und geistigen Anstrengungen, Nachtwachen, sorgenvoller und aufreibender Thätigkeit) oder bei beginnender Desorganisation des Gehirns und der Umgebungen desselben. Der rheumatische K. oder die Kopfgicht entsteht durch Erkältung und äußert sich als reißender, bei Aenderungen des Wetters und der Temperatur sich steigernder Schmerz in der Kopfschwarte und den Schädelmuskeln. Weiterhin pflegen gewisse Vergiftungen, insbesondere mit Alkohol, Blei, Opiaten, Kohlenoxydgas u. dgl., gewöhnlich lange anhaltenden K. zu hinterlassen. Beseitigung der Ursachen ist demnach die einzig richtige Behandlung des K.; daher die verschiedensten Mittel, z. B. Ableitung des Blutandrangs (nach der Haut, nach den Füßen), Anwendung der Kälte in der Form von nassen Compressen, Eisbeuteln, kalten Sitzbädern u. dgl., Brechmittel, Abführmittel, Hautreize (Senfteige in den Nacken), umgekehrt Nahrungsaufnahme, reizende Mittel (Alkohol), sowie Elektricität je nach Umständen angewendet werden.

Kopfsteuer heißt eine nach der Zahl der Köpfe erhobene Steuer, bei der in der Regel nur die jüngern, noch unter einem bestimmten Lebensalter stehenden Kinder nicht mitgerechnet werden. (S. Steuern.) — Kopfgeld (Obrok) nennt man diejenige Abgabe, welche in Rußland die Besitzer großer Güter, welche sie nicht selbst bewirthschaften, von den Bewohnern ihrer Dörfer dafür, daß sie diesen Grundstücke zur Bewirthschaftung überlassen, erheben.

Digitized by

Kopisch (Aug.), deutscher Maler und Dichter, geb. zu Breslau 26. Mai 1799, genoß eine sorgfältige Erziehung und machte seine Gymnasialstudien unter Manso, der ihn ganz für die Wissenschaften zu gewinnen hoffte. Inzwischen hatte K. für die Kunst solche Vorliebe gewonnen, daß er 1815 die Akademie zu Prag bezog. Seine Neigung blieb aber getheilt zwischen der Malerei und der Dichtkunst. In Wien lernte er durch Wuk Stephanowitsch die serb. Volkslieder kennen und fing nun, angeregt durch das Beispiel der serb. Dichter, an, sich auf das «im Kopfe Dichten» zu legen. So vollendete er mehrere Balladen und größere epische Dichtungen, die er aus dem Kopfe herzusagen wußte, von denen in späterer Zeit nur ein Bruchstück: «Bonse, der Samnite», aufgeschrieben ward. Ein Uebel an der rechten Hand, infolge eines Sturzes auf dem Eise, hinderte seine technische Ausbildung als Maler. Der Heilung wegen reiste er, nachdem er 1819 Breslau wieder besucht und sich sodann drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien. In Rom entsagte er der Malerei und begab sich von hier nach Neapel, wo er sich mehrere Jahre lang im Umgange mit Platen und andern ganz dem Studium des Volkslebens, des Volkstheaters und der Volkspoesie hingab. Hier hatte er auch als guter Schwimmer das Glück, mit Ernst Fries die berühmt gewordene Blaue Grotte (s. d.) zu entdecken. Erst 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Berlin, wo er allgemein beliebt wurde und 1844 das Prädicat als Professor erhielt. Mehr als durch seine meist skizzenhaften Malereien, unter denen sich jedoch Darstellungen der Pontinischen Sümpfe und der Blauen Grotte auszeichnen, durch seine Erfindung der berliner patentirten Schnellöfen, seine Ode an König Friedrich Wilhelm IV. (Berl. 1840) und seine Uebersetzung des Dante machte er sich durch die Herausgabe ital. Volkslieder unter dem Titel «Agrumi» (Berl. 1837), namentlich aber durch seine «Gedichte» (Berl. 1836) bekannt, unter denen die schalkhaften, munteren oder neckisch-märchenhaften die besten sind und das Lied von «Noah» im hohen Grade populär geworden ist. Seit 1847 lebte K. in Potsdam, wo er im Auftrage des Königs ein beschreibendes Werk über «Die Schlösser und Gärten zu Potsdam» (Berl. 1854) ausarbeitete. Daneben übte er das Modelliren in weichen Massen und stellte unter anderm ein Relief von der Insel Capri, die Blaue Grotte und die Syreneninseln dar. K. starb plötzlich 3. Febr. 1853 in Berlin. Seine «Gesammelten Werke» (5 Bde., Berl. 1856) wurden von K. Böttticher herausgegeben.

Kopitar (Bartholomäus), bedeutender Slawist, geb. 23. Aug. 1780 zu Repnje im Herzogthum Krain, besuchte seit 1790 die Schule zu Laibach und wurde 1799 Hauslehrer bei dem Baron Zois und nachher dessen Secretär. Nachdem er eine «Grammatik der slaw. Sprache in Krain u. s. w.» (Laib. 1808) geschrieben hatte, ging er 1808 nach Wien, um die Rechte zu studiren. Nach zwei Jahren gab er indeß dies Studium auf und wurde bald Beamter an der Hofbibliothek. Als solcher wurde er 1814 nach Paris geschickt, um die 1809 von Wien weggeführten Bücher und Handschriften zu übernehmen, und besuchte bei der Gelegenheit auch England. Im J. 1837 machte er eine Reise durch Italien und wurde 1843 Hofrath und erster Custos der kaiserl. Bibliothek; doch starb er schon 11. Aug. 1844. Sein Hauptwerk ist die Ausgabe des sog. «Glagolita Clozianus» (Wien 1836 [s. Glagolica]). Zu Silvestre's Ausgabe des slaw. Evangeliums von Rheims (Par. 1843) lieferte K. die lat. Uebersetzung. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften vermischten Inhalts hat Miklosich (Bd. 1, Wien 1857) begonnen, darin eine 1839 geschriebene Selbstbiographie K.'s.

Köpnick oder Cöpenick, sehr alte Stadt im Kreise Teltow im preuß. Regierungsbezirke Potsdam, 12,8 Kilom. südöstlich von Berlin, auf einer von der Spree und der Dahme gebildeten Insel, durch zwei Brücken mit dem Festlande verbunden und an der Niederschlesischen Eisenbahn gelegen, hat (1875) 7122 E., einen engl. Garten und ein königl. Schloß, welches früher als Militärdepôt diente, seit 1852 aber zu dem aus Potsdam hierher verlegten Schullehrerseminar eingerichtet worden ist. K. wird 1157 als Residenz des slaw. Fürsten Jaczo genannt. Durch Heinrich von Meißen ward es 1238 überfallen, aber 1239 von den brandenb. Markgrafen zurückerobert. Im April 1631 hatte in K. Gustav Adolf eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm. Auf dem Schlosse starb 3. Jan. 1571 der Kurfürst Joachim II. Die Bevölkerung des Ortes treibt Ackerbau, Fischerei und Schifffahrt und unterhält Bleichen. Auch befinden sich in und bei K. großartige Fabrikanlagen, namentlich eine chem., eine Seiden- und eine Shoddyfabrik. Etwa 5 Kilom. oberhalb K., wo die Spree sich zum Müggelsee erweitert, erheben sich die 95 Mt. hohen und vielbesuchten Müggelberge.

Kopp (Herm.), namhafter Chemiker, geb. 30. Oct. 1817 zu Hanau als Sohn des als Arzt und medic. Schriftsteller bekannten Johann Heinrich K., besuchte das dortige Gymnasium und studirte 1836—38 zu Heidelberg und Marburg Naturwissenschaften. Um in Liebig's

Digitized by Google

Laboratorium zu arbeiten, ging K. 1839 nach Gießen; 1841 habilitirte er sich an dieser Universität, welcher er, 1843 zum außerord. und 1853 zum ord. Professor ernannt, bis 1864 angehörte, wo er einer Berufung nach Heidelberg folgte. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Ueber die Modification der mittlern Eigenschaft von Mischungen» (Frankf. a. M. 1841), «Ueber das specifische Gewicht der chem. Verbindungen» (Frankf. a. M. 1841), sein Hauptwerk, die «Geschichte der Chemie» (4 Bde., Braunschw. 1843—47); «Beiträge zur Geschichte der Chemie» (3 Stücke, Braunschw. 1869—75), «Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit» (Münch. 1873), «Einleitung in die Krystallographie» (Braunschw. 1849; 2. Aufl. 1862). Mit Buff und Zamminer veröffentlichte K. ein «Lehrbuch der physik. und theoretischen Chemie» (Braunschw. 1857; 2. Aufl. 1863). Mit Liebig gab er 1847—56 und mit Will 1857—62 den «Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie» heraus; die gemeinsam mit Liebig, Wöhler u. a. herausgegebenen «Annalen der Chemie» redigirte er 1851—71.

Kopparbergs-Län oder Falu-Län, s. Dalekarlien.

Koppe (Joh. Gottlieb), verdienstvoller agronomischer Schriftsteller, geb. 21. Jan. 1782 zu Beesdau bei Luckau, wo seine Aeltern eine Büdnerstelle besaßen, kam in seinem 11. Jahre auf das Lyceum zu Lübben, wo er bis 1797 blieb. Sodann erlernte er auf dem gräfl. Solms'schen Gute Cafel bis 1800 die Landwirthschaft und wurde im Herbst desselben Jahres als Verwalter des Rittergutes Gräfendorf bei Jüterbogk angestellt. Diesen Posten vertauschte er 1811 mit dem eines Lehrers an der Akademie zu Möglin und Verwalters der dortigen Wirthschaft. Um diese Zeit verfaßte K. das höchst günstig aufgenommene Werk: «Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht» (2 Bde., Berl. 1821 u. öfter). K. verwaltete 1814—27 einen großen Theil der im Kreise Oberbarnim liegenden von Eckard'schen Güter und erwarb ein kleines Vermögen, mit dem er 1827 die Domänen Wollup und 1830 Kienitz in Pacht nahm. Hierdurch kam er in Berührung mit der Staatsverwaltung, ward 1842 Mitglied des Landesökonomie-Collegiums und einige Jahre darauf Landesökonomierath. Im J. 1846 wurde er als Laienmitglied in die Generalsynode zu Berlin gewählt, 1849 in die preuß. Erste Kammer berufen. Er starb 1. Jan. 1863 auf dem Rittergute Beesdau. K. hat sich in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft einen bleibenden Namen erworben. Schon 1814 verband er sich mit Schmalz, Schweitzer und Teichmann zur Herausgabe der «Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft» (6 Bde., Lpz. 1814—24); auch schrieb er um diese Zeit die «Revision der Ackerbausysteme» (Berl. 1818). Unter seiner Aufsicht und Verwaltung wurde die berühmte Merinoheerde zu Möglin gegründet. Seine Erfahrungen in der Schafzucht legte er in der «Anleitung zur Kenntniß, Zucht und Pflege der Merinos» (Berl. 1827) nieder. In der «Anleitung zu einem neuen vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft» (3 Bde., Berl. 1829; 6. Aufl. 1856) gab er eine Umarbeitung seines erstgenannten Werks. Später erschienen: «Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg» (Berl. 1839), «Ueber die Erzeugung des Rübenzuckers in ihren staatswirthschaftlichen und gewerblichen Beziehungen» (Berl. 1841), «Betrachtungen über die Grundsteuer» (Berl. 1850), «Ueber die Verwaltung der Landgemeinden» (Berl. 1851) u. s. w. Seinem Andenken ist die in Berlin bestehende Koppe-Stiftung gewidmet.

Koppelwirthschaft, auch Dreeschwirthschaft, Feldgraswirthschaft, Weidewechselwirthschaft, nennt man dasjenige System des Ackerbaues, welches den mehrere Jahre hindurch mit Getreide bestellten Boden wieder eine geraume Zeit hindurch (3—12 Jahre lang) ruhen läßt, indem derselbe, mit Futterpflanzen besäet, zu künstlicher Weide (Dreesch) benutzt und mit dem Vieh betrieben wird. Die K. macht die Viehzucht zur Hauptaufgabe und bezieht von ihr den größten Theil des Ertrags. Dieselbe ist nach der reinen Weidewirthschaft das einfachste, meist extensive Feldsystem, wirft aber, da sie weite Flächen erfordert, nur eine verhältnißmäßig geringe Bodenrente ab. Die K. eignet sich daher nur für dünnbevölkerte Landstriche und verschwindet allmählich bei zunehmender Bevölkerung, indem sie in den Fruchtwechsel übergeht. Reine K. ist einheimisch in Mecklenburg, Holstein, Oldenburg, im nordwestl. Westfalen, in Nassau, der Eifel und dem Hundsrück, im Schwarzwald und dem südl. Baden, in der Schweiz, in Tirol, Steiermark, Kärnten und im erzgebirgischen Sachsen. Im Uebergange zur Feldwirthschaft befindet sie sich im südl. Würtemberg; im Uebergange zu dem Fruchtwechsel in der Mark Brandenburg und in den Odergegenden von Frankfurt bis Stettin und bei Colmar. Großbritannien und Frankreich treiben K. theilweise ebenfalls noch. Im südl. Europa tritt an Stelle der K. die ganz auf dem gleichen Princip fußende Egartenwirthschaft.

Köppen (Friedr.), deutscher Philosoph, geb. 21. April 1775 zu Lübeck, besuchte die dortige Katharinenschule und studirte seit 1793 in Jena Theologie und Philosophie. Nachdem er noch

Digitized by Google

ein Jahr in Göttingen studirt, wo er seine «Abhandlung über Offenbarung, in Bezug auf Kant'sche und Fichte'sche Philosophie» (Lüb. 1797; neue Aufl. 1802) erscheinen ließ, bereiste er 1797 die Schweiz und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Sein Freundschaftsverhältniß mit F. H. Jacobi veranlaßte sein polemisches Werk: «Schelling's Lehre, oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts» (Hamb. 1803). Nachdem er seit 1804 als Prediger an der St.-Ansgariikirche zu Bremen gewirkt, folgte er 1807 dem Rufe als Professor an die Universität Landshut, bei deren Aufhebung er 1827 nach Erlangen versetzt wurde. Hier starb er in der Nacht vom 4. zum 5. Sept. 1858. Von K.'s Schriften sind noch zu erwähnen: «Darstellung des Wesens der Philosophie» (Nürnb. 1810), «Philosophie des Christenthums» (2 Bde., Lpz. 1813—15; 2. Aufl. 1828), «Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit» (Lpz. 1818), «Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen» (Lpz. 1819), «Vertraute Briefe über Bücher und Welt» (2 Bde., Lpz. 1820—23). Anonym erschien von ihm: «Philosophie der Philosophie» (Hamb. u. Gotha 1840), gleichsam ein genetischer Rechnungsabschluß über die Systeme der Philosophen, deren Verschiedenheit und Einklang. K. gehörte zu den wärmsten Vertretern der Jacobi'schen Philosophie; namentlich suchte er seine christl. Anschauung mit einem Platonismus in der Philosophie zu vereinigen.

Köppen (Peter von), ein um die Alterthumskunde, Geographie, Ethnographie und Statistik Rußlands hochverdienter Gelehrter, geb. 19. Febr. 1793 zu Charkow, besuchte das Gymnasium und seit 1810 die Universität seiner Vaterstadt, wo er 1814 den Grad eines Magisters der Rechte erwarb. Seine literarische Laufbahn begann er 1818 zu Petersburg mit der «Uebersicht der Quellen einer Literärgeschichte Rußlands» (Petersb. 1818). Von seinen anfänglichen philos. und staatswissenschaftlichen Studien bald dem der Alterthumskunde zugeführt, benutzte er seine Reisen zur Sammlung theils von Nachrichten über slaw.-russ. Denkmäler, theils von treuen Facsimiles von Handschriften. Die Hauptresultate dieser Forschungen erschienen im «Spissok russkim pamjatnikam» (Mosk. 1822) und im «Bulletin» (Bd. 5, 1848) der petersburger Akademie. Ueber die im südl. Rußland gesammelten Alterthümer legte K. in der Schrift «Nordgestade des Pontus» (Wien 1823), über seine archäol. Funde in Polen, Deutschland, Ungarn und besonders Siebenbürgen unter anderm in der Schrift «Die dreigestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien» (Wien 1823) Mittheilungen nieder. Um dieselbe Zeit lieferte er für die «Jahrbücher der Literatur» (1822) die vielbenutzte «Nachricht über Alterthümer und Kunst in Rußland». Wichtige Materialien für den Forscher des slaw. Alterthums veröffentlichte K. nach seiner Rückkehr nach Rußland in den von ihm herausgegebenen «Bibliograßtscheskie Listy» (1825) und den «Materialien zur Culturgeschichte Rußlands» (1827). Als Frucht einer Reise, die er 1827 durch Taurien und das südl. Rußland machte, erschien in russ. Sprache «Die Geschichte des Weinbaues und Weinhandels in Rußland» (Petersb. 1832). Bereits 1826 zum correspondirenden Mitgliede, 1834 zum Adjuncten für Statistik und Staatswirthschaft bei der Akademie zu Petersburg erwählt, erhielt er von der kaiserl. Kanzlei den Auftrag, eine Revision der Reichsdomänen im Gouvernement Taurien vorzunehmen. Nach Erledigung desselben wurde er vom Ministerium der Reichsdomänen in Petersburg angestellt, wo er das «Krimsche Sammelwerk» (russ., Petersb. 1837) und die «Taurica» (Petersb. 1840) veröffentlichte. Als Theilnehmer der Wolga-Commission sammelte K. die Materialien zu den Abhandlungen «Ueber den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der Wolga» (1841) und «Ueber einige Landesverhältnisse zwischen dem untern Dnjepr und dem Asowschen Meere» (1845), die auch in den «Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reichs» abgedruckt sind. Seit 1838 erschienen von ihm meist in den «Mémoires» der Akademie Abhandlungen über die Bevölkerungsverhältnisse Rußlands. Im J. 1851 erschien in vier Blättern seine vortreffliche «Ethnogr. Karte des europ. Rußland», herausgegeben von der russ. Geographischen Gesellschaft, und bald darauf die «Statist. Reise in das Land der Donischen Kosaken» (Petersb. 1852). Seine letzte größere Arbeit war das erschöpfende Werk über die 1850 in Rußland angeordnete sog. neunte Volkszählung («Dewjataja rewisia», Petersb. 1857). Im J. 1860 zog er sich nach der Krim auf das ihm von dem Kaiser geschenkte Gut Karabagh zurück, wo er 4. Juni 1864 starb.

Koprolithen nennt man die in fossilem Zustande erhaltenen Excremente urweltlicher Thiere, in welchen man bisweilen Fischschuppen oder Knochensplitter, kleine Knochen und Zähne als Mahlzeitreste erkennt. Sie erscheinen gewöhnlich als rundliche, gelblichweiße oder braune Massen, die häufig auf ihrer Oberfläche gewundene Linien zeigen, welche von den Klappen und Falten des Enddarms herrühren. Man findet sie theils vereinzelt in den Knochenhöhlen, z. B. in der Höhle von Kirkdale in Yorkshire, und dann gleichen sie den Excrementen der jetzt leben-

Digitized by Google

den Raubthiere, theils enthalten sie Reste von Fischen, rühren in diesem Falle entweder von großen Raubfischen oder von den gewaltigen Eidechsen (Sauriern) der Urwelt her und kommen dann als Einschlüsse weit ausgebreiteter Schichten vor. Der bedeutende Phosphorgehalt hat ihre Ausbeutung als Düngemittel herbeigeführt. Als eine koprolithische, jedoch der Jetztzeit angehörende Bildung kann man auch den Guano (s. d.) betrachten.

Kopten heißen die christl. Nachkommen der alten Aegypter. Der Name, welcher von der oberägypt. Stadt Koptos, wohin sich während der Verfolgungen unter den röm. Kaisern viele Christen geflüchtet hatten, oder auch von den Jakobiten, deren Sekte in Aegypten vorzüglich verbreitet war und noch ist, abgeleitet worden, ist vielmehr eine Verstümmelung des alten Namens Aegypti. In Aegypten heißen sie Qubti oder Qibti. Ihre Anzahl beträgt gegen 300,000. Die K. sind nicht groß von Statur, haben schwarze Augen, ziemlich krauses Haar und gleichen noch in manchen andern Stücken den alten Aegyptern, von denen sie auch die Sitte der Beschneidung überkommen haben. Ihre Tracht ist der moslemischen sehr ähnlich; doch pflegen sie sich sehr allgemein durch einen schwarzen Turban von den übrigen zu unterscheiden. Die K. sind düster, betrügerisch und geldgierig; sie zeichnen sich durch ihre Gewandtheit im Rechnungswesen aus, daher sie von der Regierung fast im ganzen Lande zu den Posten der Rechnungsführer verwendet werden. Die Religion der K. ist größtentheils monophysitisch von der Sekte der Jakobiten; nur ein kleiner Theil ist mit der röm. oder griech. Kirche unirt. Sie führen ihre Bekehrung vom Heidenthum auf den heil. Markus zurück, den sie als ersten Patriarchen von Alexandrien ansehen; der jetzige Patriarch von Alexandrien führt zwar noch immer diesen Titel, residirt aber in Kairo. Es gibt außerdem noch einen Metropolitan der Abessinier, Bischöfe, Erzpriester, Priester, Diakonen und Mönche. Der Patriarch wird aus den Mönchen des Klosters des heil. Antonius von seinem Vorgänger ernannt oder durch das Los erwählt und darf sich nicht verheirathen. Er ernennt den Metropolitan der Abessinier, welcher in Abessinien residirt. Die Zahl der Bischöfe ist 12. Die K. sind streng in ihren religiösen Gebräuchen und hassen die andern christl. Sekten fast mehr noch als die Moslems. Sie haben die Taufe mit Untertauchen unter das Wasser, Salbung und Exorcismus, halten die Ohrenbeichte und feiern das Abendmahl mit gesäuertem Brote, das in Wein getaucht wird. Das Fasten wird regelmäßig am Freitage gehalten und streng beobachtet. Die kopt. Mönche und Nonnen führen ein sehr strenges Leben. Die K. besitzen auch viele Schulen, aber nur für Knaben. Diese lernen die Psalmen, die Evangelien und die apostolischen Briefe arabisch, dann die Evangelien und Briefe auch koptisch. Doch wird die koptische Sprache nicht grammatisch erlernt und nirgends mehr gesprochen. Sie kam schon seit der arab. Eroberung des Landes allmählich außer Gebrauch, und seit dem 10. Jahrh. wurde sie in Unterägypten nicht mehr gesprochen, während sie sich in Oberägypten noch einige Jahrhunderte länger erhielt, bis sie auch hier wie im ganzen Lande durch die arabische verdrängt wurde. Alle K., welche in der Schule unterrichtet worden sind, beten noch koptisch sowol in der Kirche als zu Hause, und die Heilige Schrift wird in den Kirchen noch jetzt koptisch gelesen, aber arabisch erklärt. Die zahlreiche kopt. Literatur besteht fast nur aus Abschriften der Heiligen Schrift, Leben der Heiligen, Homilien und einigen gnostischen Werken und läßt sich nach den neuesten Untersuchungen in Papyrushandschriften bis in das 4. Jahrh. zurückverfolgen. Die Schrift wurde mit der Einführung des Christenthums von den Griechen entlehnt; doch wurden sechs Buchstaben, deren Laute der griech. Sprache fehlten, aus der einheimischen hieratischen Schrift hinzugefügt. Die Sprache theilt sich in zwei Dialekte, den oberägyptischen oder thebanischen und den unterägyptischen oder memphitischen, auch vorzugsweise koptisch genannten Dialekt, denen sich noch ein dritter, der baschmurische, anschließt, welcher in einer Gegend des Delta gesprochen wurde, von dem aber nur noch wenige Reste vorhanden sind. Dieser letztere steht der hieroglyphischen Sprache näher als die beiden andern, von denen sich wieder der oberägyptische alterthümlicher erhalten hat. Ueber die K. schrieb Lane in «Manners and customs of the modern Egyptians» (Lond. 1837; deutsch von Zenker, Lpz. 1853); über ihre Geschichte gab Quatremère heraus: «Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte» (Par. 1810) und «Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte» (Par. 1811); ihre Sprache ist in den Grammatiken von Tuki, Scholtz, Ungarelli, Peyron, Tattam, Schwartze und in den Wörterbüchern von Peyron, Tattam und Parthey behandelt. Vgl. Abel, «Kopt. Untersuchungen» (Berl. 1876—77).

Korah, eigentlich Korach, ältester Sohn des Leviten Jezear, aus der Bibel bekannt durch seine und seiner Anhänger (Rotte K.) aus Ehrgeiz entsprungene Verschwörung gegen Moses sowie durch seinen und seiner Genossen Dathan und Abiram merkwürdigen Tod, der dadurch

erfolgte, daß sie von der Erde verschlungen wurden. Den Nachkommen K.'s, den Korahiten, die zum Tempeldienste verordnet waren, werden 11 der schönsten Psalmen zugeschrieben.

Koraïs (Adamantios), von den Franzosen Coray genannt, berühmter Helleniſt und einer der thätigſten Förderer der nationalen Beſtrebungen der Neugriechen, geb. 27. April 1748 in Smyrna, widmete ſich 1772—78 auf Wunſch ſeines Vaters, eines Kaufmanns zu Amſterdam, dem Handel, ſtudirte dann 1782—88 zu Montpellier Medicin und ließ ſich hierauf in Paris nieder. Schon vor 1800, wo die von ihm beſorgte Ausgabe von des Hippokrates Schrift über die Einwirkung der Luft, des Waſſers und des Klimas auf den Verlauf der Krankheiten (eine von dem franz. Nationalinſtitute gekrönte Preisſchrift, 2. Aufl., Par. 1816) erſchien, hatte er der gelehrten Welt durch manche Zeugniſſe ſeiner Thätigkeit ſich bekannt gemacht. Namentlich aber geſchah dies durch die neugriech. Ueberſetzung von Beccaria's Werk über Verbrechen und Strafen (Par. 1802; 2. Aufl. 1823). Hieran ſchloß ſich die Denkſchrift «De l'état actuel de la civilisation en Grèce» (Par. 1803; deutſch von Karl Iken, unter dem Titel «Hellenion», Lpz. 1821), die Europa zuerſt über die moraliſch-intellectuellen Zuſtände der Neugriechen aufklärte. Von 1805—27 gab K. als hellen. Bibliothek eine Sammlung altgriech. Claſſiker mit Anmerkungen und Prolegomenen (20 Bde.) heraus. In letztern legte er ſeine patriotiſchen Lehren und Rathſchläge nieder. Zugleich erwarb er ſich die größten Verdienſte um die neugriech. Sprache, indem er dieſe von fremden Ausdrücken möglichſt reinigte und auf dieſe Weiſe eine edlere Schriftſprache ſchuf, während er zugleich die einſeitige Einführung rein altgriech. Formen zurückwies. Unter ſeinen ſpätern Schriften ſind in dieſer Beziehung beſonders die «Ἄτακτα» (5 Bde. in 6 Thln., Par. 1828—35) von Bedeutung. An der Umgeſtaltung ſeines Vaterlandes ſeit 1821 nahm K. nur durch patriotiſche Schriften theil. Daſſelbe geſchah auch noch ſpäter in zwei Dialogen, die er 1830 und 1831 unter dem Namen «Παναζίδης» herausgab, und in deren zweitem er namentlich das Regierungsſyſtem des Präſidenten Kapodiſtrias angriff. K. ſtarb zu Paris 6. April 1833. Seine Selbſtbiographie erſchien zu Paris 1833.

Korallen. Unter den feſtſitzenden Polypen (ſ. d.) bilden die meiſten ein bald kalkiges, bald häutiges oder horniges Gerüſte, das urſprünglich aus einzelnen kryſtallähnlichen Stückchen beſteht und der Korallenſtock genannt wird. Bei den meiſten iſt dies feſte Gerüſte ſo angeordnet, daß es eine Zelle, gewöhnlich mit radiären Scheidewänden verſehen, darſtellt, bei vielen aber, namentlich den ſog. Gorgoniden, bildet das Gerüſte eine innere Achſe, die von einem dicken Muttergewebe bekleidet iſt, in deren Zellen die Polypen eingewachſen ſind. Die Korallenpolypen ſelbſt ſind ſackförmige Strahlthiere mit ſechs oder acht, oder einer Multiplication dieſer beiden Grundzahlen entſprechenden Zahl von Fühlern (Tentakeln), einem Magenſacke mit Spalten am Grunde und radiär geſtellten Scheidewänden, an denen die Geſchlechtstheile aufgehängt ſind. Die Vermehrung der Polypen geht auf zweierlei Weiſe vor ſich: durch freie Junge und durch Sproſſen. Die freien Jungen entwickeln ſich aus Eiern und werden durch den Mund ausgeworfen. Sie ſind infuſorienähnlich ringsum mit Wimperhaaren beſetzt, ſchwimmen eine Zeit lang frei im Meere umher, ſetzen ſich dann feſt und bilden ſo einen neuen Polypenſtock. Die Sproſſenbildung geſchieht an beſtimmten Stellen des Polypenkörpers oder des Muttergewebes, welches von Kanälen durchzogen iſt, die mit den Spalten im Magenſacke des Polypen im Zuſammenhange ſtehen, und in denen die Ernährungsflüſſigkeit circulirt. Bei einigen Arten löſen ſich dieſe Knospen nach und nach ab, bei den meiſten bleiben ſie in ſtetem Zuſammenhange mit den Mutterpolypen, und die Stöcke bilden dann, je nach der Anordnung der Knospen, Bäume, Knollen, Federn, Pilze und dergleichen Formen. Solche Colonien, deren Einzelthiere durch das Gefäßſyſtem der Matrix alle miteinander in Verbindung ſtehen, können ins Unendliche fortwachſen, auch wenn die Baſis abgeſtorben iſt. K. kommen in allen Meeren und Breiten vor. Wirkliche Bänke bilden ſie durch ihre Anhäufung nur in den tropiſchen Meeren, wo ganze Inſelgruppen und Halbinſeln durch ſie gebildet worden ſind. Ganze Gebirge der verſchiedenen Kalkformationen im Jura, der Trias ſind ſolche, in frühern geolog. Perioden aufgebaute Korallenriffe. Im engern Sinne heißt Korall oder Edelkorall (Corallium rubrum) eine im Mittelmeere vorkommende Art aus der Familie der Gorgoniden, die ſich eine mehr oder minder lebhaft rothgefärbte, baumartig veräſtelte, innere Kalkachſe baut, welche zum Schmuck verwendet wird. Sie wird mit eigens gebauten Schiffen und Netzen in mehrern hundert Faden Tiefe beſonders an den Küſten Algeriens und Sardiniens von Fiſchern, die faſt alle aus Procida und Torre del Greco ſtammen, gefiſcht und beſonders in Neapel zu Perlen, Cameen u. ſ. w. verarbeitet. Der Werth der jährlich in den Handel gebrachten rohen K. ſteigt über 1 Mill. Frs. Lacaze-Duthiers hat im Auftrage der franz. Regierung über das Edelkorall, ſeine Fortpflanzung und Gewinnung

Digitized by Google

erschöpfende Untersuchungen angestellt («Du corail», Par. 1865). Vgl. Münter, «Ueber Korallenthiere» (Berl. 1872); Häckel, «Arabische K.» (Berl. 1876); Darwin, «The structure and distribution of coral-reefs» (2. Aufl., Lond. 1876; deutsch von Carus, Stuttg. 1876).

Koran oder Alkoran, d. i. der Koran, heißt das in arab. Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner, welches das enthält, was Mohammed als göttliche Offenbarung in verschiedenen Perioden seines Lebens verkündigte. Gesammelt wurde das Buch erst nach seinem Tode von Abubekr, Mohammed's Schwiegervater, worauf es der dritte Khalif Othman redigiren und verbreiten ließ. Es gilt als die heilige Quelle aller mohammed. Theologie und Jurisprudenz. Dasselbe enthält Reden Mohammed's an seine Anhänger, Lobpreisungen Gottes, Gesetze, Dogmen, Ermahnungen, Polemik gegen Götzendiener, Juden und Christen und Legenden in einer theils einfachen, kräftigen, theils sehr schwülstigen Sprache, welche bisweilen zu dichterischem Schwunge sich erhebt. Nicht wenige Ideen des K. sind unverkennbar aus der Bibel nach der spätern jüd. und christl. Tradition entlehnt. Vgl. Geiger, «Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen?» (Bonn 1833), und Gerock, «Christologie des K.» (Hamb. 1839). Trefflich sind die Belehrungen des K. über Gott, Vorsehung, Auferstehung, Belohnungen und Bestrafungen; die Gesetze und Entscheidungen sind den einfachen Bedürfnissen des Volks angemessen. Auf das nachdrücklichste wird darin die Einheit Gottes gelehrt; Rechtschaffenheit sowie Milde gegen die Armen und Sklaven werden dringend anempfohlen. Die Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung, sodaß der Mensch keine Linie breit vom Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet, dann die in lebhaften Bildern abgefaßte Schilderung des künftigen Lebens, endlich die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes der sicherste Weg zum Himmel sei, dies alles, in Verbindung mit der Kampflust der Araber, diente dazu, den Kriegssinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Klima des Landes gebietet der K. häufige Reinigungen und untersagt den Genuß berauschender Getränke, während er die Vielweiberei zwar gestattet, jedoch beschränkt. Das ganze Werk besteht aus 114 Kapiteln, Suren genannt, von sehr ungleichem Umfange, ohne systematische oder chronol. Folge aneinandergereiht. Unter den zahlreichen mohammed. Erklärungen des K. sind die von Samakhschari (herausg. von Nassau-Lees, 2 Bde., Kalkutta 1856) und von Beidhâwi (herausg. von Fleischer, Lpz. 1844) die ausgezeichnetsten. Von den vielen Ausgaben ist die beste von Flügel (3. Aufl., Lpz. 1858). Außerdem wurde der Text öfters gedruckt, in Petersburg seit 1787, in Kasan seit 1803, in Kalkutta, in Teheran und andern Orten Indiens und Persiens mit hindostan. und pers. Uebersetzungen und Commentaren. Unter den Uebersetzungen sind zu erwähnen die lateinische von Maracci, die englischen von Sale (Lond. 1734 u. öfter) und namentlich auch von J. M. Rodwell (Lond. 1861), die französische von Kazimirski (Par. 1840 u. öfter), die deutschen von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (6. Aufl., Bielef. 1872). Vgl. Weil, «Histor.-kritische Einleitung in den K.» (Bielef. 1844); Nöldeke, «Geschichte des K.» (Gött. 1863); Fassy, «L'islamisme d'après le Coran» (Par. 1874).

Korcyra (lat. Corcyra, griech. Korkyra oder Kerkyra), die nördlichste der Jonischen Inseln, auf der Westseite von Epirus, jetzt Korfu (s. d.), ward von alten und neuen Erklärern, aber mit Unrecht, für das Homerische Scheria gehalten, den mythischen Sitz der Phäaken und ihres Königs Alkinoos. K. wurde in der frühesten Zeit von einem illyr. Volke, den Liburnern, und um 730 v. Chr. von Korinthern bevölkert, welche die gleichnamige Stadt gründeten. Die Insel rivalisirte nun bald mit der Mutterstadt, gerieth mit ihr in Streit und besiegte sie 665 in einer Seeschlacht. Periander unterwarf dann K. wieder der Herrschaft Korinths; doch behauptete K. im ganzen immer noch eine gewisse Unabhängigkeit. Später sank die Insel namentlich durch die blutigen Fehden zwischen den sich bekämpfenden Parteien 427 und 361 v. Chr. und dann infolge der Plünderungen der illyr. Piraten und kam 229 zunächst in der Form der Bundesgenossenschaft unter die Oberherrschaft der Römer. Vgl. Mustoxidi, «Illustrazioni Corciresi» (2 Bde., Mail. 1811—14); G. C. A. Müller, «De Corcyraeorum republica» (Gött. 1835).

Kordofân oder Kordifâl, große Landschaft im Innern Afrikas, früher ein unabhängiges Reich, seit 1821 unter türk.-ägypt. Oberherrschaft, erstreckt sich mit dem zu Türkisch-Nubien gehörenden Theile von 12—15° nördl. Br. und von 47⅙ bis 49$^{1}/_{12}$° östl. L. von der Bajûdawüste im N. bis zum Dschebl-Dair, einem Ausläufer des mächtigen Takale- oder Tegelibergstocks im S., sowie von den Ufern des Bahr-el-Abiad oder Weißen Nil im O. bis zu einer fast unbewohnten, von unabhängigen arab. Nomadenstämmen durchschweiften Steppenzone im W., welche die Grenze gegen Darfor bildet, als eine ungeheuere Savanne, die in der trockenen Jahreszeit ganz dürr und wüstenartig daliegt, in der Regenzeit dagegen sich mit der üppigsten

Digitized by Google

Grasvegetation bedeckt. Mimosenwälder unterbrechen jedoch diese Grasfluren auf weiten Strecken, und hier und da gibt es selbst in der nassen Jahreszeit unfruchtbare Stellen. In geringer Tiefe findet man ein weites unterirdisches, zur Bewässerung der Felder durch Brunnen benutztes Wasserbecken. Aus den Ebenen, deren mittlere absolute Höhe 600 Mt. beträgt, und die sich allmählich von S. nach W. erheben, steigen mehrere Berggruppen und isolirte Berge rund um den Hauptort El-'Obêd, besonders aber zwischen der Nord- und Südhälfte des Landes auf. Die Savanne ist in der Nähe von Brunnen mit Dörfern besetzt und in der Regenzeit von Nomadenstämmen mit zahlreichen Heerden, besonders von Kamelen, bewohnt, in der trockenen Jahreszeit aber von diesen verlassen. Ungeheuere Antilopenheerden, Giraffen, Strauße und Vögel der verschiedensten Art bilden das Thierreich dieses Theils der Ebene mit stellenweise prächtigem Pflanzenwuchs. Der südl. Theil K.s ist zwar auch eine Savannenebene, doch findet infolge der thonigen Beschaffenheit des Bodens eine gleichförmigere und dauernde Bewässerung desselben statt, die wiederum eine bewundernswürdige Fülle der Vegetation zur Folge hat. Hier wachsen schon in zunehmender Menge Adansonien, Cassien und Tamarinden; auch die Palme tritt wieder auf. Außer Löwen, Leoparden, Affen und einer Menge Hyänen findet man mehrere seltene Vögel, große Ameisenbären und viele Arten großer Antilopen. An verschiedenen Orten wird ausgedehnte Eisengewinnung betrieben. K. wird von einem Stamme der Nubaneger bewohnt, der von seinen Heerden lebt und unter einem dem Vicekönig von Aegypten unterworfenen Negerhäuptlinge steht. Außer diesen Negern finden sich in K. auch viele eingewanderte Dongolesen, die besonders Handel, und mehrere aus Hedschas gekommene Beduinenstämme, die Viehzucht treiben. Die erstern betreiben den Karavanenhandel zwischen Dongola und Darfur, dessen Hauptartikel Sklaven, Gold, Gummi-arabicum, Weihrauch, Natrum und Häute sind. K. gehorchte früher den Herrschern des Sennaar und wurde um die Mitte des 18. Jahrh. denen des Darfor unterworfen; 1821 unterjochte es Mehemed-Ali, indem er eine Menge Einwohner in die Sklaverei abführte und die Araberstämme zu einem Tribut zwang. Mit dem District Takale wird K.s Areal auf 90,850 QKilom., die Bevölkerungszahl auf 1 Mill., zur Hälfte Araber, zur Hälfte Neger, geschätzt. Die jetzige Hauptstadt Obêd oder El-'Obêd, oder Lobêd, in einer flachen Vertiefung am Nordwestfuße des Dschebl-Kordofan und im Mittelpunkte des Landes, 250 Kilom. vom Bahr-el-Abiad, 185 Kilom. von Darfor gelegen, besteht eigentlich aus drei verschiedenen Ortschaften, von denen jede durch Angehörige verschiedener Völkerstämme ausschließlich bewohnt wird, ist weitläufig und schlecht gebaut, meist niedrige Strohhütten enthaltend und zählt 10—12,000 E., welche schöne Flechtarbeiten aus Palmenfasern und zierliche silberne Filigranarbeiten fabriciren und bedeutenden Handel mit den Nubabergländern und Darfor treiben, wofür viel Gummi, Gold und Elfenbein bezogen wird. Vgl. Rüppell, «Reisen in Nubien, Kordofan u. s. w.» (Frankf. 1829); Palme, «Beschreibung von K.» (Stuttg. 1843).

Korea, von den Eingeborenen Tsjo-sjön, von den Japanern Korai, von den Chinesen Kaoli (in älterer Zeit Tschao-Sjan, d. h. Ostland) genannt, ist ein Königreich, welches mit einem Flächenraume von 236,784 QKilom. die große, nordöstlich von China gelegene, sich in südöstl. Richtung von der Mandschurei bis in die Nähe der japan. Insel Kiusiou erstreckende Halbinsel einnimmt. Grenzen derselben sind: gegen N. und NO. das Schneegebirge Tschang-petschan und unweit der Küste der K. von dem russ. Amurlande trennende Fluß Tjumen; gegen NW. und W. die chines. Landschaft Sching-king und das Gelbe Meer; gegen S. die Straße von K. und gegen O. die Japanische See. Da das schmale K. in der Richtung seiner Längenachse von einer die Wasserscheide bildenden Gebirgskette durchzogen wird, haben sich daselbst größere für Schifffahrt und Binnenverkehr zu benutzende Flüsse nicht entwickelt. Die Küste, namentlich die östliche ist steil und hoch. Unweit der Westküste liegt der aus sehr zahlreichen kleinen, nur zum Theil bewohnten Inseln bestehende Koreasche Archipel, weiter von der Küste entfernt, dem Südwesten der Halbinsel gegenüber, die größere Insel Quelpaert. Obschon zwischen 34—42° nördl. Br. gelegen, hat K. ein ziemlich rauhes Klima und bei auffallend heißen Sommern sehr kalte Winter. K. ist in den minder hohen Gegenden und den Thälern der südl. Provinzen ein fruchtbares Land, das vorzüglich Reis, Getreide, Taback, Obst, Baumwolle und Hanf erzeugt; in den nördlichern, mit großen Wäldern bedeckten Gegenden sind Jagd und Anbau der Ginsengpflanze Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Der Königstiger streift in K. bis über 42° nördl. Br. hinaus, und Tigerfelle gehören mit zu den Ausfuhrartikeln. Die Viehzucht, besonders der Pferde und nur als Zug- und Lastthiere gebrauchten Rinder, wird eifrig betrieben, und ebenso der Bergbau auf edle und unedle Metalle, auf Steinsalz und Steinkohlen. Mit Ausnahme des Eisens hat die Regierung sich die Ausbeutung der Metall-

Digitized by Google

lager vorbehalten. Die Bewohner K.s bilden einen eigenthümlichen Zweig des turan. Völkerstammes und stimmen mit den ihnen stammverwandten Nachbarvölkern nur in den allen Zweigen der turan. Rasse gemeinsamen und für dieselben charakteristischen Merkmalen überein. Sie sind im allgemeinen etwas größer und kräftiger gebaut, zugleich auch roher als die Japanen und Chinesen, dabei aber sittenreiner und ehrlicher, wenigstens als die letztern. Ihre Sprache hat eine Menge chines. Wörter aufgenommen. Sie bedienen sich der chines. Schriftzeichen sowie einer eigenthümlichen phonetischen oder Buchstabenschrift, der aber gleichfalls die chines. Charaktere zu Grunde liegen. Die herrschende Religion ist der Buddhismus. Obgleich die Bewohner von K. schon in sehr alter Zeit mit der chines. Cultur bekannt waren und später durch sie die Verbreitung der Schrift, aller Künste und Wissenschaften der Chinesen sowie endlich auch des Buddhismus unter den Japanen vermittelt wurde, so sind sie doch hierin hinter beiden letztern Völkern schon lange weit zurückgeblieben. Die Zahl der Bevölkerung wird auf 8—9 Mill. geschätzt. Berühmt sind ihr Papier, von dem große Mengen nach China ausgeführt werden, und von welchem verschiedene Arten statt des Leders zur Anfertigung von Hüten, Regenschirmen, Säcken und sogar dauerhaften Mänteln dienen. Ihre Töpfer- und groben Porzellanwaaren bilden einen Hauptzweig der inländischen Gewerbthätigkeit. Ihre Gewebe aus Hanf und Baumwolle sind grob, ihre Seidenwaren mehr dicht als fein. Letztere sowie Ginseng, Felle, Rohseide, Baumwolle und in China sehr gesuchte Säbel und Dolche, verschiedene Metalle, namentlich Blei und etwas Tripang bilden die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Die Koreaner sind tüchtige Seeleute und Fischer, die selbst Walfischfang längs der Küste betreiben. K. ist gegenwärtig von den ostasiat. Ländern das einzige, welches noch an dem System gänzlicher Abschließung von den westl. Völkern beharrt. Der Handelsverkehr zwischen K. und China ist wenig bedeutend und findet nur über Land, auf einem schmalen, über ein durchaus wüstes und unbewohntes neutrales Grenzland führenden Wege statt. Die Handelsbeziehungen von K. mit Japan sind noch unbedeutender als die mit China. Ueber die innern Verhältnisse und Zustände von K. fehlen zuverlässige genauere Berichte. Man weiß nur, daß an der Spitze des Staats ein unumschränkt herrschender König steht, mit einem zahlreichen, dem chinesischen nachgebildeten Personal von Hof- und Reichsbeamten, und daß das Reich aus 8 Provinzen besteht, welche in 360 Bezirke getheilt sind. Daß der König, dessen Residenz Seül in der Provinz King-ki oberhalb der Stadt Hang-kiang an dem Flusse gleichen Namens gelegen ist, zu China in dem Verhältnisse der Vasallenschaft stehe und zu Japan gestanden habe, ist nicht richtig.

Die älteste Geschichte von K. ist sehr dunkel und wird nur theilweise durch Streiflichter aus der chines. Geschichte erhellt. Für älteste Bewohner der Halbinsel werden die von den Chinesen so genannten Han im Süden derselben gehalten, obgleich sie später als die Bewohner ihres nördl. Theils bekannt wurden. Die ersten Mittheilungen eines Europäers über K. sind die des Holländers Heinrich Hamel, 1688, der 1654 an der Insel Quelpaert Schiffbruch erlitten und mit 13 Leidensgefährten, 13 Jahre in K. in Gefangenschaft zugebracht hatte. Weitere Nachrichten über K. gewährten die Berichte der hauptsächlich zum Zwecke der Küstenaufnahme von den Franzosen, Engländern und Amerikanern ausgesandten Expeditionen. Als im Jan. 1866 eine russ. Fregatte an der Küste von K. erschien, um über die Abtretung eines Landstrichs an Rußland zu unterhandeln, steigerte sich bei der Bevölkerung von K. der Haß und das Mistrauen gegen die Europäer in dem Maße, daß im März desselben Jahres in der Hauptstadt, wo seit 1837 röm.-kath. Missionare nicht ohne Erfolg das Christenthum lehrten, 13 von ihnen, hauptsächlich Franzosen, ermordet wurden. Um hierfür Rache zu nehmen, fuhr der franz. Contreadmiral Rozet Ende Oct. 1866 mit der Corvette Primanguet und zwei kleinen Dampfern den Fluß Hang-kyang hinauf, beschoß die Stadt Kang-hoa, und verbrannte die Regierungsmagazine daselbst. In den J. 1871 und 1872 schickte Nordamerika Expeditionen nach K., angeblich um die Bevölkerung derselben zur Rechenschaft zu ziehen wegen Ermordung der Bemannung des 1866 an der Küste der Halbinsel gestrandeten nordamerik. Schoners General Sherman.

Korfu, die nördlichste der seit 1864 zum Königreich Griechenland gehörenden Jonischen Inseln (s. d.), im Alterthum Korcyra (s. d.) genannt, enthält auf 710,3 QKilom. (1870) 72,466 E., meist Griechen. Die Insel ist, abgesehen von dem sandigen Boden des südlichsten Theils, sehr fruchtbar an Oel, Wein, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen u. s. w. Sie ist durchgehends gebirgig. Der Hauptausfuhrartikel ist Olivenöl; eingeführt wird namentlich Getreide aus Rußland, Gewebe und Garn aus England. K. theilte seit dem Mittelalter im allgemeinen das Schicksal der übrigen Jonischen Inseln. Nachdem es zweimal von den Normannen den byzant. Kaisern entrissen und von diesen zurückgewonnen worden und 1267 in die

Digitized by Google

Gewalt Karl's von Anjou gekommen war, überlieferte es sich 1386 den Venetianern, die 1537 sowie 1716 zwei Landungen und heftige Angriffe der Türken tapfer zurückwiesen und vereitelten. Besonders ist die letztere Kriegsthat berühmt, wo der tapfere Johann Matthias Graf von der Schulenburg die Festung K. glorreich vertheidigte. — Die Hauptstadt K., Sitz eines griech. Nomarchen, dessen Sprengel sich außer K. auch über Paxo und Leukas erstreckt, eines Appellationsgerichts, eines griech. Metropoliten und eines kath. Erzbischofs, hat einen sichern und geräumigen Hafen, ansehnliche Schiffswerfte und (1870) 15,452 E., die bedeutenden Handel treiben. Die Stadt besitzt 43 Kirchen, eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden; die 1823 gestiftete Universität wurde 1865 aufgehoben und in ein Lyceum umgewandelt.

Koriander, Pflanzengattung, s. Coriandrum.

Korinna, eine zugleich durch außerordentliche Schönheit berühmte lyrische Dichterin der Griechen, um 500 v. Chr., mit dem Beinamen Myia, die Fliege, stammte aus Tanagra in Böotien, hielt sich aber häufig zu Theben auf, weshalb sie bisweilen auch eine Thebanerin genannt wird, und soll selbst über Pindar, dessen ältere Zeitgenossin sie war, fünfmal in den musischen Wettkämpfen den Sieg davongetragen haben, daher ihr Bild in dem Gymnasium zu Tanagra angebracht wurde. Von ihren zahlreichen, im äol. Dialekt verfaßten Gedichten sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, welche von Bergk in «Lyrici poetae Graeci» (Lpz. 1843; 3. Aufl. 1866) und mit deutscher Uebersetzung von Hartung in den «Griech. Lyrikern» (Bd. 6, Lpz. 1857) herausgegeben worden sind.

Korinth (griech. Korinthos), die angesehenste und reichste Handelsstadt des alten Griechenland, verdankte diese ihre Bedeutung ihrer unvergleichlichen Lage am südl. Ende des Isthmus (s. d.), der natürlichen Brücke zwischen dem Peloponnes und dem nördl. Griechenland, zwischen zwei Meeren (dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen), welche die herrlichsten Häfen (Lechäon im W., Schoenos und Kenchreä im O., die beiden erstern durch den sog. Diolkos, eine breite Fahrbahn, auf welcher Waaren und kleinere Schiffe über den Isthmus transportirt wurden, untereinander verbunden) zum Verkehr mit dem O. wie mit dem W. darboten. Die Stelle der Stadt ist eine tafelförmige Hochfläche am nördl. Fuße eines steilen Felsbergs, dessen umfänglicher Gipfel die Akropolis (Akrokorinthos), eine der stärksten Festungen des Peloponnes und der Schlüssel zur ganzen Halbinsel, einnahm. Die älteste, von Aeolern gegründete Niederlassung auf dieser Stätte, wo in sehr frühen Zeiten auch Ansiedler von jenseit des Meers, namentlich auch Phönizier sich niederließen und ihre Cultur und Culte einbürgerten, soll den Namen Ephyra geführt haben, der aber frühzeitig durch den der Stadt bis auf die Gegenwart verbliebenen Namen Korinthos ersetzt wurde. Infolge der dor. Wanderung kam sie unter die Herrschaft dor. Könige aus dem Geschlechte der Herakliden, welche dann in eine Oligarchie überging, indem die zu den Herakliden gehörige Familie der Bakchiaden im erblichen Besitze der Regierung war. Schon unter der Herrschaft dieser wurden zur Förderung des Handels nach Westen Colonien auf der Insel Korkyra und auf Sicilien (Syrakus) gegründet (734 v. Chr.). Nach Vertreibung der Bakchiaden trat 655 Kypselos als Tyrann (demokratischer Monarch) an die Spitze des Staats. Sowol er als auch sein Sohn und Nachfolger Periandros (625—585 v. Chr.) sicherten durch Anlage einer Kette von Handelsstationen auf den Küsten von Aetolien, Akarnanien, Epirus und Illyrien ihrer Stadt die Alleinherrschaft im westl. Meere und hoben zugleich durch Gründung der Colonie Potidäa auf der thraz. Halbinsel Pallene und durch Anknüpfung von Verbindungen mit den griech. Städten Kleinasiens und mit den Königen von Lydien und Aegypten ihre Macht und ihren Einfluß im Osten. Auch beförderten sie Industrie und Kunst, wie besonders den Schiffbau, die Architektur, die Plastik in Thon und in Erz. Nachdem Periander's Sohn, Psammetichos, mit Hülfe der Spartaner gestürzt worden war (581 v. Chr.), wurde eine gemäßigt aristokratische Verfassung eingerichtet; die Stadt trat dem Bunde der peloponnes. Staaten unter Spartas Hegemonie bei und nahm als Glied desselben theil an dem Peloponnesischen Kriege, aus dem sie ungeschmälert an Macht und Reichthum hervorging. Die Zahl der Bevölkerung wuchs fortwährend, ebenso steigerte sich immer der Zufluß von Fremden, die theils Handelsgeschäfte, theils die berühmten Isthmischen Spiele nach der an Glanz und Pracht ihrer Gebäude, aber auch an Ueppigkeit und Gefahren für leichtsinnige Verschwender (besonders waren in dieser Hinsicht die korinth. Hetären berüchtigt) von keiner Stadt des Alterthums übertroffenen Großstadt führten. Der sog. Korinthische Krieg zwischen den Spartanern und den verbündeten Thebanern, Athenern, Korinthern und Argivern (395—387) brachte der Stadt zwar manche empfindliche Verluste, doch erholte sie sich davon bald wieder. Gefährlicher und drückender wurde für sie der Verlust ihrer Selbstständigkeit durch die

Digitized by Google

Oberherrschaft der Macedonier über Griechenland, besonders als sie gezwungen wurde, eine macedon. Besatzung in Akrokorinth aufzunehmen. Polit. Bedeutung erlangte sie wieder nach Vertreibung derselben durch ihren Beitritt zum Achäischen Bunde (243 v. Chr.), in dessen Kämpfen gegen Rom sie eine hervorragende Rolle spielte, die freilich ihre gänzliche Vernichtung durch den röm. Consul Mummius (146 v. Chr.) zur Folge hatte. Ueber 100 Jahre lag sie in Trümmern, bis Julius Cäsar auf der verödeten Stätte eine röm. Colonie unter dem Namen Laus Julia Corinthus anlegte (44 v. Chr.), die in der röm. Kaiserzeit wenigstens einen Schimmer ihres alten Glanzes wieder gewann und auch eine der ersten Pflanzstätten des Christenthums auf griech. Boden wurde. In den letzten Jahrhunderten des Alterthums und im frühen Mittelalter litt sie furchtbar durch die Einfälle barbarischer Völker in den Peloponnes. Doch trotz dieser Unfälle, zu denen später der Druck der türk. Herrschaft, Verwüstung im Befreiungskriege und wiederholte Erdbeben, das letzte 1858, hinzukamen, steht noch jetzt auf der alten Stätte ein ärmliches und unansehnliches Städtchen, Nea Korinthos, mit (1870) 1862 E., das der Hauptort der zur Nomarchie Argolis und Korinthia gehörigen Eparchie Korinthia ist. In Betreff der histor. Literatur über K. s. Griechenland.

Korinthen oder kleine Rosinen, in Süddeutschland Weinbeeren genannt (Passulae minores der Apotheken), sind die getrockneten rothen oder blauen Beeren einer kleinfruchtigen, kernlosen Spielart des gemeinen Weinstocks (Vitis vinifera apyrena), welche im Orient und vorzugsweise in Griechenland cultivirt wird. Ihren Namen haben sie von der Stadt Korinth, in deren Gegend sie zuerst gezogen worden sein sollen. Sie sind sehr klein, ungleich, rund, dünnhäutig und sehr süß, am geschätztesten die von der Insel Zante kommenden. Wegen ihrer Süßigkeit, Vertheilbarkeit und Kernlosigkeit sind sie zu Gebäcken, wie auch zu allerhand Brühen u. s. w. sehr beliebt. Da sie einen Hauptausfuhrartikel Griechenlands ausmachen, so ist ihre Misernte für das Land überaus drückend. In einigen Gegenden Griechenlands wird aus den Korinthentrauben auch ein süßer, klarer Wein, der Korinthenwein, gewonnen, der in Deutschland nicht selten als Façonwein nachgeahmt wird.

Korinthisches Erz (aes Corinthium), eine im Alterthum höchst geschätzte und berühmte Compositionsmasse verschiedener Metalle, über deren Entstehung und Bestandtheile die Nachrichten der Alten selbst nicht gleichlauten. Nach einer später verbreiteten Ansicht soll sie bei der Zerstörung Korinths durch Mummius (146 v. Chr.) durch das Zusammenfließen metallener Statuen und Geräthe im Brande entstanden sein. In der That war aber diese Legirung schon Jahrhunderte früher vorhanden. Bei Plinius heißt es: «Schmilzt man Gold und Silber zusammen, so entsteht das Electrum, und setzt man Kupfer hinzu, so entsteht das Korinthische Erz.» Aller Wahrscheinlichkeit nach war also dasselbe eine Bronzelegirung mit Beimischung edler Metalle. Daher ist es auch erklärlich, wenn es heißt, daß die Farbe verschieden sei, bald weißlicher, bald dunkler, je nachdem mehr oder weniger Silber oder Gold den Zusatz bildete. Als Stoff schon hoch geschätzt, wurde es daher auch vorzugsweise zu Statuen und Luxusgeräthen, insbesondere für die Tafel und die Gemächer der reichen und vornehmen Römer, verwendet. Arbeiten aus diesem Erz bildeten Gegenstände der Kunstliebhaber und Sammler. Vgl. Bibra, «Die Bronze- und Kupferlegirungen der alten Völker» (Erlangen 1869).

Korjäken, mongol. Völkerstamm im russ.-asiat. Küstengebiet zwischen den Flüssen Uka und Tigita einerseits und Anadyr und Nuchtschin andererseits, vorzugsweise im Kreise von Gischiginsk und Kamtschatka. Unabhängig von diesen lebt noch eine kleine Anzahl im Gebiete von Ochotsk. Die K. zerfallen in seßhafte und nomadisirende. Die Zahl der seßhaften K. belief sich 1853 auf 2500, die der nomadisirenden auf 2750 Seelen. Der Gesichtstypus der K. weicht in vielen Stücken von dem mongolischen ab. Das Gesicht ist rund, die Gesichtsmuskeln treten nur mäßig hervor, die Augen sind klein, die Nase hervorspringend und nicht selten gebogen, der Mund ist groß, die Gesichtsfarbe ist hellbraun, der Bart sehr spärlich, die Haare schwarz. Die K. sind von mittlerer Körpergröße, doch kräftig und wohlgebaut. Ihre Sprache enthält viele Kehllaute und zerfällt in fünf Dialekte. Nur einige seßhafte Stämme haben das Christenthum angenommen; die übrigen sowie die nomadisirenden bekennen sich zum Schamanismus. Ein merkwürdiger Gebrauch bei den K. ist das Erstechen der Sterbenden, das entweder von diesen selbst oder von einem ihrer Verwandten vollzogen wird. Die nomadisirenden K. leben in Jürten. Das zahme Rennthier bildet ihren einzigen Reichthum. Manche Familien besitzen Heerden von 20,000 Stück. Die Hauptbeschäftigung der seßhaften K. ist die Jagd.

Kork ist ein eigenthümliches Zellgewebe, welches sich bei allen Holzgewächsen in der Oberhaut und den darunterliegenden Zellgewebsschichten der Rinde entwickelt, eine mehr oder weniger

Digitized by Google

dicke Hülle um die Stämme bildet und hier die Bestimmung hat, die Verdunstung des in dem Stamme und den Aesten circulirenden Saftes zu verhindern. Ferner sind die Kartoffeln, auch andere Knollen, mit einer dünnen Korkhaut überzogen, die demselben Zwecke dienen mag. Auch erzeugt sich K. an allerhand Pflanzentheilen, wo oberflächliche Verwundungen (Abreibung der Oberhaut u. s. w.) stattgefunden haben, um diese Wundflächen zu schließen (z. B. an Früchten, Stengeln, selbst Blättern). Endlich kommt auch im Innern von Pflanzentheilen Korkbildung vor, wenn erkrankte Stellen von den angrenzenden gesunden Geweben abgesperrt werden sollen (z. B. bei der sog. trockenen Fäule der Kartoffeln), indem das Korkgewebe für Gase und Flüssigkeiten undurchdringbar ist, worauf ja auch die Benutzung des K. zu Stöpseln beruht. Wenn aber auch der K. ein allgemein verbreitetes Pflanzenproduct ist, so entwickelt er sich doch nur bei zwei Bäumen in deren Rinde in solcher Stärke, daß die von ihm gebildete Schicht zu technischen Zwecken brauchbar wird. Dies sind die beiden Korkeichen (s. Eiche), welche den sämmtlichen in den Handel kommenden K. (auch Pantoffelholz genannt) liefern. Doch auch die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich bildende Korkrinde dieser Bäume, welche oft 10—20 Ctmt. Stärke erreicht und sich periodisch von selbst abtrennt, ist für technische Zwecke unbrauchbar, weil sie von außen her rasch abstirbt und von vielen Spalten und Rissen durchsetzt wird. Um einen brauchbaren K. zu erzeugen, müssen deshalb die Bäume periodisch geschält werden. Man beginnt damit bei 15jährigen Korkeichen, indem man den bis dahin gebildeten K. vorsichtig abschält, ohne die eigentliche innere Rinde, welche den K. erzeugt, zu verletzen. Die sich neubildende Korkschicht läßt man 3—4 Jahre lang ungestört sich entwickeln, worauf man dieselbe wieder ebenso vorsichtig wegnimmt. Erst nachdem dies dreimal geschehen ist, wird eine brauchbarere Korkschicht erzeugt, die man 6—10 Jahre wachsen läßt, worauf man sie abschält. Der abgeschälte K. wird in Wasser gelegt, dann scharf gepreßt, damit er ebene Platten bilde, worauf man dieselben auf heißen Eisenplatten oder auf erdiger Unterlage unter Anwendung starker Wärme trocknet. Deshalb erscheinen die in den Handel kommenden Korkplatten auf der einen Seite häufig geschwärzt und von feinen Rissen durchzogen. Aus solchen Platten werden sodann mit scharfen Messern die Korkstöpsel aus freier Hand geschnitzt, nachdem zuerst die Platten in Würfel zerschnitten worden sind. Ein geübter Arbeiter vermag 2000 Stöpsel täglich zu fertigen. In neuerer Zeit wendet man zum Anfertigen der cylindrischen K. Korkbohrmaschinen an, die wöchentlich bis zu 50,000 Stück Stöpsel liefern. Außer Stöpseln werden aus K. noch Sohlen, Fischernetze und, da er viel leichter ist als Wasser, auch Rettungsringe und Rettungsboote für Schiffe verfertigt. Auch bedient man sich in den korkerzeugenden Ländern (z. B. in Spanien) der Korkplatten zu Bedachungen, Fußböden, Sesseln und Bienenstöcken. Die zerkleinerten, bei der Stöpselfabrikation gewonnenen Abfälle benutzt man zum Füllen von Matratzen, welche auf Schiffen zugleich als Rettungsapparate dienen können; außerdem verwendet man die Abfälle, mit Kautschuk und Leinöl gemengt, zu Kamptulikon, einem Surrogat für Leder und Kautschuk, und zu den sog. Linoleumkorkteppichen. Zu Kohle gebrannter K. gibt die feine, Spanisches Schwarz genannte Farbe. Außerdem wird K. zum Ausschneiden von Modellen und von Nachbildungen von Bauwerken und Landschaften (Phelloplastik) gebraucht. Die Verarbeitung des K., früher fast ausschließlich in der Heimat des Rohstoffs, in Spanien und Portugal, im südwestl. Frankreich, in Algier und in den istrischen und dalmatin. Küstendistricten, betrieben, hat sich seit einer Reihe von Jahren an mehrern Orten des Deutschen Reichs eingebürgert, so in Thüringen, Baden und Hessen, hauptsächlich aber in Bremen und Delmenhorst in Oldenburg, sowie in Raschau im sächs. Erzgebirge.

Korn bedeutet an und für sich den Samen einer Getreideart, daher Körnerfrucht; dann bezeichnet man mit K. überall die Hauptgetreidefrucht, von welcher das Volk lebt, in Deutschland und Oesterreich also vorzugsweise den Roggen, in Frankreich den Weizen, in Italien und Nordamerika den Mais, in Skandinavien den Buchweizen, in Afrika die Durra, in Indien den Reis u. s. w.; endlich im gemeinen Leben auch den Getreidebranntwein.

Kornblume, Pflanzenart, s. Centaurea.

Kornelinskirschenbaum, Baumart, s. Cornus.

Körner (Christian Gottfr.), der Vater Karl Theodor Körner's (s. d.), geb. 2. Juli 1756 zu München, Sohn eines leipziger Superintendenten, widmete sich in Leipzig und Göttingen dem Studium der Rechte und habilitirte sich an der leipziger Universität, nachdem er eine größere Reise gemacht hatte. Im J. 1783 folgte er dem Rufe nach Dresden als Oberconsistorialrath, wurde 1790 Oberappellationsgerichtsrath, 1798 Geh. Referendar im Geheimen Consilium, 1811 aber in das Appellationsgericht zurückversetzt. In ihm vereinigte sich mit dem Eifer für

Digitized by Google

die Wissenschaft seines Berufs ein reger Sinn für Wissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Wortes. Sein gastliches Haus bildete den Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Männer. Er war Schiller's vertrauter Freund und stand mit Goethe im Briefwechsel. Auf seinem in Loschwitz bei Dresden gelegenen Weinberge schrieb Schiller seinen «Don Carlos». Mit Freimüthigkeit erklärte K. sich 1813 für die Sache Deutschlands und gab seinem Sohne unbedenklich seine Einwilligung zum Eintritt in die Reihen der freiwilligen Krieger. Unter dem russ. Gouvernement wurde er Gouvernementsrath. Bei der Auflösung dieser Behörde folgte er 1815 einem Rufe in preuß. Dienste nach Berlin, nachdem er noch zu Dresden im März 1815 auch seine einzige Tochter Emma durch den Tod verloren hatte. In Berlin war er als Staatsrath, später als Geh. Oberregierungsrath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten thätig. Er starb daselbst 13. Mai 1831 und wurde neben seinen Kindern bei Wöbbelin zur Ruhe bestattet. Seine Gattin Marie (gewöhnlich Minna genannt), Tochter des Goethe befreundeten leipziger Kupferstechers Stock, geb. 11. Mai 1762, seit 7. Aug. 1785 mit ihm vermählt, folgte ihm erst 20. Aug. 1843 im Tode nach. K.'s Theilnahme an dem Entwickelungsgange der deutschen Literatur beweisen nicht blos die veröffentlichten brieflichen Zeugnisse Goethe's und Schiller's, sondern auch einzelne schriftstellerische Leistungen auf staatswissenschaftlichem und ästhetischem Gebiete, namentlich aber «Schiller's Briefwechsel mit K.» (4 Bde., Berl. 1847; 2. vermehrte Aufl., herausg. von K. Goedeke, 2 Bde., Lpz. 1874). An Schiller's Biographie von Frau von Wolzogen hat K. wesentlichen Antheil; auch besorgte er 1812—15 die Herausgabe von dessen Werken. Seine ästhetischen Aufsätze gab er gesammelt, anonym, unter dem Titel «Aesthetische Ansichten» (Lpz. 1808) heraus. Eine Sammlung seiner Schriften gab 1859 Karl Barth in Nürnberg heraus. K.'s Briefwechsel mit dem Verleger und Schriftsteller Göschen bewahrt die dresdener Bibliothek.

Körner (Karl Theodor, im älterlichen Hause stets Karl gerufen und erst als Dichter Theodor K. genannt), deutscher Dichter, geb. zu Dresden 23. Sept. 1791, der Sohn des Vorigen, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, während zugleich der Vater selbst und der gesellige Geist des älterlichen Hauses, sowie die Verehrung, mit der die Familie an Schiller hing, vom belebendsten Einfluß auf die Ausbildung seiner Talente waren. Frühe Versuche ließen über seine Anlage zur Dichtkunst keinen Zweifel übrig. Nachdem er zwei Jahre lang, um Mineralogie zu studiren, die Bergakademie zu Freiberg besucht hatte, bezog er 1810, als bereits die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel «Knospen» erschienen waren, die Universität zu Leipzig. Doch ließ er sich hier durch seine akademischen Verbindungen zu Duellstreitigkeiten hinreißen, welche ihn die Universität zu verlassen nöthigten. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Wien, wo er sich verlobte und durch mehrere dramatische Erzeugnisse, welche er schnell hintereinander auf die Bühne brachte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Einige derselben, wie «Der grüne Domino», «Die Braut» und der «Nachtwächter», gehören noch jetzt zu den bessern deutschen Lustspielen. Seine Dramen ernstern Charakters, wie «Toni» und «Hedwig», bekunden zwar die Bühnenpraxis und Formgewandtheit, auf der andern Seite aber auch den Mangel an Menschenkenntniß des jugendlichen, inzwischen zum kaiserl. Theaterdichter ernannten Verfassers. Seine beiden größern Trauerspiele «Zriny» und «Rosamunde» wurzeln ganz in dem Jambenpathos Schiller's, fesseln aber besonders die Jugend durch den darin sich deutlich kundgebenden Enthusiasmus für alles Gute und Edle. Namentlich war in jener Zeit des Drucks und der geheim gärenden Volkskraft das Trauerspiel «Zriny» mit seiner Darstellung echten Heldenmuths von mächtiger Wirkung. Als sich die deutsche Nation gegen die Napoleonische Fremdherrschaft erhob, zog auch der begeisterte K., welcher schon früher in Liedern die Schmach und Unterdrückung des Vaterlandes beklagt hatte, mit in den Krieg. Die unter dem Titel «Leier und Schwert» und durch die Weber'schen Melodien populär gewordenen patriotischen Lieder, welche er nun dichtete, und durch die er mächtig auf den kriegerischen Sinn der Deutschen wirkte, sind nicht nur das Beste unter K.'s sämmtlichen Dichtungen, sondern gehören überhaupt zu den schönsten und begeistertsten Kriegs- und Vaterlandsgesängen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. K. hatte sich anfangs den Lützow'schen Büchsenjägern zugesellt; allein die Unthätigkeit, in welcher dieselben nach der Schlacht von Lützen bleiben mußten, bewog ihn, zu der Cavalerie des Corps zu treten. Als Lützow's Adjutant nahm er an dem kühnen Streifzuge in dem Rücken des Feindes theil. Fast wäre es den Franzosen gelungen, ihn in dem Gefechte bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen. Von Freunden zunächst in Leipzig, dann in Karlsbad gepflegt, ging er, sobald es seine Verwundung erlaubte, wieder zu seinem Corps, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern aus-

Digitized by Google

spricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehrern Gefechten gegen die Franzosen mit kühnem Muthe. Er fiel 26. Aug. 1813 bei dem Dorfe Lützow unweit Gadebusch, 2 Kilom. westlich von Rosenberg. Noch eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte er nach einem Nachtmarsche das «Schwertlied» beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Seine Leiche wurde unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, 8 Kilom. nördlich von Ludwigslust, begraben.

Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin bewilligte K.'s Vater einen Raum von 48 QRuthen (ziemlich 1000 QMeter) um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Neben ihm wurde 1815 zunächst seine Schwester Emma (1831, 1832 und 1843 auch die noch übrigen Angehörigen) begraben; sie war 19. April 1788 geboren und hatte schon schöne Talente, besonders in der Oelmalerei, entwickelt. Auch gab der Vater 32 auserwählte kriegerische Gedichte seines Sohnes unter dem Titel «Leier und Schwert» (Berl. 1814; 10. Aufl. 1863), sowie dessen «Poetischen Nachlaß» (2 Bde., Lpz. 1815; 7. Aufl. 1829) heraus. Ausgaben der «Sämmtlichen Werke» K.'s besorgten Streckfuß (in Einem Bande, Berl. 1834 u. öfter; in 4 Bdn., Berl. 1838 u. öfter) und Wolff (nebst Briefen u. s. w., 4 Bde., Berl. 1858). Die letzte, möglichst vollständige Ausgabe mit Biographie besorgte Fr. Förster in Hempel's «National-Bibliothek». Vgl. Erhard, «K.'s Leben» (Arnst. 1821); Hadermann, «Theodor K.» (Berl. 1848); Brasch, «Das Grab zu Wöbbelin oder K. und die Lützower» (Schwer. 1861) und mehrere andere biographische Schriften, die 1863 bei Gelegenheit der 50jährigen Erinnerungsfeier an K.'s Tod erschienen. Auf dem Georgplatz zu Dresden vor der Kreuzschule, deren Zögling K. gewesen, steht sein 18. Oct. 1871 enthülltes, von Hähnel modellirtes Standbild aus Erz. Der Begründer desselben, Dr. Emil Peschel in Dresden, eröffnete auch in dem Körner-Hause daselbst 1875 ein für die Geschichte der Befreiungskriege höchst wichtiges Körner-Museum. Dasselbe enthält eine in seiner Art einzig dastehende Sammlung von historisch-literarisch und künstlerisch interessanten Gegenständen aus den Befreiungskriegen und der Literaturepoche jener Zeit. Zeichnungen, Gemälde, Büsten, Medaillen, Drucksachen, Manuscripte, die seltensten Autographen u. dgl. veranschaulichen die ganze Geschichte der Erhebung des deutschen Volks von 1813—15 und schildern im einzelnen sowol den Genius der Befreiungskriege (Königin Luise von Preußen) wie den «deutschen Tyrtäus» (Theodor K.). Ebenso ist im Körner-Museum der geistig und künstlerisch ausgezeichnete Familienkreis Christian Gottfried K.'s zugleich mit seinem Freundschaftsverhältniß zu Schiller hervorgehoben.

Körnerwirthschaft, s. Betriebssysteme.

Kornrade, Pflanzenart, s. Agrostemma.

Kornthal, Pfarrdorf im würtemb. Neckarkreis, Oberamt Leonberg, an der würtemb. Schwarzwaldbahn, zählt (1875) 1389 E., von denen 870 zu der 1819 hier gegründeten evang.-luth. Brüdergemeine gehören. Mit letzterer verbunden sind ein Knabeninstitut, zwei Töchterinstitute, zwei Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, eine Gemeineschule, eine Kleinkinderpflege und ein Witwenhaus.

Kornwurm nennt man zwei das aufgeschüttete Getreide angreifende Larven, welche die schädlichsten Insekten auf Kornböden sind und als schwarzer und weißer K. unterschieden werden. Der schwarze oder braune K. ist die Larve eines Rüsselkäfers, des schwarzen Kornkäfers oder Getreiderüßlers (Sitophylus granarius, auch Calandra granaria), der nur 4,5 Mmt. lang und rothbraun und dessen tief punktirtes Halsschild so lang als die gestreift punktirten Flügeldecken ist; die Fühler sind gebrochen, der Rüssel ist lang, und an seinem Grunde unter den Augen befindet sich eine rundliche Fühlergrube. Das Weibchen legt die Eier an die Getreidekörner, deren Mehl die Larve (der Wurm) auffrißt, die sich dann in der Hülle (Schale) verpuppt. Er wird selbst durch Kälte nicht getödtet und verursacht durch Fruchtbarkeit und Gefräßigkeit den größten Schaden. Als Gegenmittel gilt häufiges Umstechen des Korns; auch Besprengen mit scharfer Seifensiederlauge und darauffolgendes Abfegen der Räumlichkeit vertilgt den K. Als zuverlässige Mittel zeigen sich aber nur ein vollständiges Räumen der Böden und Bestreichen der Wände und Fußböden mit frischgelöschtem Kalk, um die in den Ritzen überwinternden Käferchen zu tödten, oder eine Behandlung der ergriffenen Vorräthe mit Schwefelkohlenstoffen, deren Dünsten die Larven erliegen. Eine große Anzahl der Käfer läßt sich vertilgen durch Umgeben der Getreidehaufen mit Schaffellen, Teppichstücken u. s. w., unter welchen sich die Käfer in kalten Nächten sammeln. Eine andere Art derselben Käfergattung, der Reiskornkäfer oder Glander (S. oryzae), der ebenfalls nur 4,5 Mmt. lang, schwarzbraun und auf den Flügeldecken mit vier rothen Flecken bezeichnet ist, wird dem Reis in den Magazinen schädlich. Der weiße K. ist die Raupe der Kornmotte (Tinea granella), welche 6,5 Mmt.

Digitized by Google

lang ist. Ihr Kopf ist gelblich, die Vorderflügel sind grau, braun und schwärzlich marmorirt und hinten aufgerichtet, die Hinterflügel bräunlich. Das Weibchen legt seine Eier an die Getreidekörner, die ausgekrochene Raupe spinnt mehrere Getreidekörner zusammen, frißt sie aus und überwintert auf dem Gebälk der Kornböden in einem Gespinste aus abgenagten Holzspänchen, verpuppt sich im März oder April und fliegt dann nach vier Wochen aus. Dieser K. wird am besten durch Backofenwärme getödtet.

Koromandel, engl. Coromandel-Coast, ind. Tschola-Mandalam, d. i. Land der Tschola, eines uralten Herrschergeschlechts (s. Karnatik), ist der Name des östl. Küstenstrichs der vorderind. Halbinsel am Bengalischen Meerbusen, zwischen dem der Nordspitze Ceylons gegenüber gelegenen Cap Kalimari (engl. Calymere-Point) unter 10° 17′ nördl. Br. und 79° 56′ östl. L. (von Greenwich) und Gondegam unter 15° 20′ nördl. Br. und 80° 10′ östl. L., der misbräuchlich aber auch auf die nordöstl. Fortsetzung der Küste ausgedehnt wird. Das eigentliche K. bildet einen Theil von Karnatik, umfaßt die Küstenstriche der zu der Präsidentschaft Madras gehörenden Districte Tanjore, Arkot, Tschinglepat (Chingleput), Nellore, und erscheint als langer und schmaler Streifen flachen, meist sandigen, von Strandseen, Haffen und Aestuarien unterbrochenen Bodens, gebildet von den Ablagerungen der die östl. Ghats durchbrechenden zahlreichen Flüsse, unter denen der Kaweri, Wellar (Vellaur), Panair, Palar und Pinair die bedeutendsten sind. Das Meer längs dieser Küste ist seicht und ohne einen einzigen natürlichen guten Hafen, obwol eine Reihe zum Theil starkbesuchter Seeplätze, wie Negapatam, Nagore, Trankebar, Cuddalore, Pondichéry, Sadras, Madras und Pulicat, daselbst gelegen sind. Von Anfang October bis April weht daselbst der Nordostmonsun, und zwar während der ersten drei Monate mit solcher Heftigkeit, daß die Schifffahrt mit Gefahr verbunden ist. Um die Mitte des April fängt der Südwestmonsun an, welcher bis zur Mitte des October anhält. Im Laufe dieser Monate kann man sich mit Sicherheit der Küste nähern. Während dieser Jahreszeit weht den Tag über oft ein brennendheißer Wind; die Seewinde aber kühlen des Nachts die Atmosphäre wieder ab. Das Klima ist im allgemeinen nicht ungesund, selbst nicht für Europäer. Die sandige Beschaffenheit fast der ganzen Küste zeigt sich dem Reisbau nicht günstig. Dagegen ist die in Menge erzeugte Baumwolle eine Quelle der Wohlhabenheit für die Bewohner.

Koronēa (griech. Koroneia), Stadt in Böotien, auf einem Hügel südöstlich von Chäronea und westlich vom See Kopais, ist jetzt fast spurlos verschwunden, war aber im Alterthume berühmt durch das allgemeine böot. Bundesfest, welches in der Nähe derselben bei einem Tempel der Athene (Minerva) gefeiert wurde, und durch den freilich nicht entscheidenden Sieg, den die Spartaner hier unter Anführung des Agesilaus (s. d.) gegen die Thebaner, Athener und deren Verbündete in einer mörderischen Schlacht 394 v. Chr. erkämpften.

Körper heißt alles, was nach allen Seiten auf bestimmte Weise ausgedehnt ist oder bestimmte Raumbegrenzung hat. In der Geometrie nennt man die bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf ihre Materie, d. i. auf das Raumerfüllende, K., welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in K. mit ebenen oder krummen Grenzflächen eingetheilt werden. Unter den erstern sind die merkwürdigsten die Prismen und Pyramiden; unter den andern die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es K., die von ebenen und krummen Flächen zugleich begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. In der Physik hingegen wird die begrenzte Materie K. genannt. In dieser Wissenschaft theilt man die K. in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie in feste, tropfbar-flüssige und elastisch-flüssige (gasförmige) ein. Bei den festen unterscheidet man wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die K. eingetheilt in organisirte, die fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die nur durch Anhäufung von außen verändert werden. Die Gesetze bezüglich der Bewegungserscheinungen der K. und ihrer kleinsten materiellen Theilchen behandelt die allgemeine Naturlehre oder Physik; mit der materiellen Beschaffenheit der K. und mit den Verbindungs- und Trennungsgesetzen der verschiedenen Materien beschäftigt sich die Chemie; die Anwendung der Gesetze der Physik und Chemie auf lebende Organismen ist Gegenstand der allgemeinen Physiologie; specielle Anwendungen der physik. und chem. Gesetze ergeben sich in der Astronomie, Mineralogie, Geologie und in der allgemeinen Naturgeschichte.

Körperverletzung. Das Recht auf die leibliche Unversehrtheit ist zu allen Zeiten in der Strafgesetzgebung mehr oder minder scharf hervortretend gewahrt worden. In den diesfallsigen Bestimmungen kennzeichnet sich fast durchweg der Entwickelungsgang, welchen die Auffassung vom Wesen der Strafe und der Strafgerechtigkeit genommen hat. Während das röm. Strafrecht ein besonderes selbstständiges Verbrechen oder Vergehen der Körper- oder Gesundheits-

Digitized by Google

verletzung nicht kannte, vielmehr vorsätzliche Verletzungen in angeführter Richtung anfänglich nur als injuria (Realinjurie) behandelte, später aber bei fahrlässigen Verletzungen mittels verschiedener Civilklagen Anspruch auf Schadenersatz gewährte, oder wenn die Verletzung durch Gewaltanwendung herbeigeführt war, oder in ihr der Thatbestand auch eines andern Verbrechens erblickt wurde, die Bestrafung der fraglichen Handlungsweise diesfalls bestehenden Specialgesetzen unterstellte, finden sich in den german. Rechtsquellen ganz specielle Angaben mit den genauesten Bestimmungen über die Art und den Umfang der Verletzung der einzelnen Körpertheile und Glieder. Zum Unterschiede von der röm. Rechtsauffassung, welche, weder einer bestimmten Strafrechtstheorie folgend, noch von allgemeinen Grundsätzen geleitet, im großen Ganzen vorwiegend das Willensmoment berücksichtigte, ließen sich die Germanen bei der Aufstellung ihrer Strafbestimmungen mehr von dem äußern, materiellen Schaden als von dem jeweiligen Erfolge leiten. Gleichwol zieht sich durch die bunte Casuistik des ältern deutschen Rechts unverkennbar eine dreifache Klassifikation in Schläge, Wunden und Verstümmelungen oder Lähmungen. Die erstern galten als die leichteste Art von K., die beiden andern als härtere und daher schwerer zu ahndende. Die Strafen bestanden in Buße, Gewedde, ja Handabhauen. Der Carolina dagegen ist, gleich dem röm. Rechte, ein besonderes Verbrechen der K. unbekannt; sie zählt nur einzelne Fälle einer solchen auf. In der spätern gemeinrechtlichen Praxis hielt man sich deshalb in dieser Richtung anfänglich noch an die einschlagenden Bestimmungen der Rechtsbücher, später jedoch behandelte man die K. als Realinjurie und verfügte richterliche Strafen je nach der Größe der Verletzung. Bei vorhandener Fahrlässigkeit war nur Anspruch auf Entschädigung, beziehentlich auf Schmerzensgeld, zulässig. Schließlich erfuhr die Lehre von der K. durch die Doctrin eine sachlich von der Injurie getrennte Behandlung als selbstständiges Verbrechen, eine Auffassung, welcher auch nachmals die Particulargesetzgebung beitrat. Gegenüber der letztern, welche die K. je nach ihren Folgen verschiedentlich einheilte (Thüringen z. B. theilte sie in fünf, Würtemberg in vier, das Königreich Sachsen in drei Klassen), unterscheidet das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nur zwischen leichten und schweren K., die in subjectiver Hinsicht wiederum in fahrlässige und vorsätzliche zerfallen.

Unter K. versteht man die widerrechtliche Einwirkung auf die leibliche oder geistige Unversehrtheit eines Menschen, also äußerliche Verletzungen des Körpers, Störungen der Gesundheit und bloße Mishandlungen. Das Reichsstrafgesetzbuch, welches die K. in §. 223—233 behandelt, gibt keine Definition derselben. Als schwersten Fall bezeichnet es die Herbeiführung des Todes des Verletzten und bedroht ihn mit Zuchthausstrafe, beziehentlich Gefängnißstrafe nicht unter drei Jahren. Hat die K. zur Folge, daß der Verletzte ein wichtiges Glied des Körpers, das Sehvermögen, auf einem oder beiden Augen, das Gehör, die Sprache oder die Zeugungsfähigkeit verliert, oder er in erheblicher Weise entstellt wird, oder in Siechthum, Lähmung oder Geisteskrankheit verfällt, so soll auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängniß nicht unter einem Jahre und, war eine der vorbezeichneten Folgen beabsichtigt und eingetreten, auf Zuchthaus von zwei bis zu zehn Jahren erkannt werden. Ist die K. mittels einer Waffe, insbesondere eines Messers oder eines andern gefährlichen Werkzeugs, oder mittels eines hinterlistigen Ueberfalls, oder von mehrern gemeinschaftlich, oder mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung begangen, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten ein. In Betreff der Tödtung oder schweren K. bei Raufhändeln oder Schlägereien bestimmt das Reichsstrafgesetzbuch: Ist durch eine Schlägerei oder durch einen von mehrern gemachten Angriff der Tod eines Menschen oder eine schwere K. verursacht worden, so ist jeder, welcher sich an der Schlägerei oder dem Angriffe betheiligt hat, schon wegen dieser Betheiligung mit Gefängniß bis zu drei Jahren zu bestrafen, falls er nicht ohne sein Verschulden hineingezogen worden ist. Ist eine der vorbezeichneten Folgen mehrern Verletzungen zuzuschreiben, welche dieselbe nicht einzeln, sondern nur durch ihr Zusammentreffen verursacht haben, so ist jeder, welchem eine dieser Verletzungen zur Last fällt, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen. In Fällen der letztgedachten Art (bei mehrern Verletzungen durch Schlägerei) sowie in den oben angeführten Fällen einer schweren K. kann bei dem Vorhandensein mildernder Umstände die Strafe erheblich ermäßigt werden, ausgenommen, wenn die betreffende Handlung gegen Verwandte aufsteigender Linie begangen war. Eine besonders harte Ahndung ist für solche Fälle vorgesehen, in welchen jemand einem andern, um ihn an seiner Gesundheit zu schädigen, Gift oder andere Stoffe beibringt, welche die Gesundheit zu zerstören geeignet sind. Hier soll Zuchthaus bis zu zehn Jahren eintreten, und wenn durch eine derartige Handlung eine schwere K. oder der Tod des Verletzten herbeigeführt worden ist, auf Zuchthaus nicht unter fünf, beziehentlich zehn Jahren oder auf

Digitized by Google

lebenslängliches Zuchthaus erkannt werden. Zum Unterschiede von den mit Vorsatz und Ueberlegung begangenen körperlichen Mishandlungen oder Beschädigungen der Gesundheit eines andern, die, mit alleiniger Ausnahme der schwerer zu ahndenden K. eines Verwandten aufsteigender Linie (Minimalmaß nicht unter einem Monat Gefängniß), mit Gefängniß bis zu drei Jahren oder mit Geldbuße bis zu 1000 Mark bestraft werden, ziehen diejenigen K., welche lediglich durch Fahrlässigkeit verursacht worden, Geldstrafe bis zu 900 Mark oder Gefängniß bis zu zwei Jahren nach sich; letzternfalls kann jedoch eine Erhöhung der Strafe auf drei Jahre Gefängniß eintreten, wenn der Thäter zu der seinerseits aus den Augen gesetzten Aufmerksamkeit vermöge seines Amts, Berufs oder Gewerbes besonders verpflichtet war, eine Bestimmung, welche auch auf die sog. Kunstfehler der Aerzte und der Medicinalpersonen überhaupt Anwendung zu erleiden hat. Hinsichtlich der Strafverfolgung bestimmt das Gesetzbuch, daß leichte vorsätzliche sowie alle durch Fahrlässigkeit verursachte K., mit Ausnahme der unter Uebertretung einer Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht begangenen, nur auf Antrag des Verletzten zur Untersuchung und Strafe gezogen werden soll. Sind endlich leichte K. mit solchen, oder Beleidigungen mit leichten K., oder letztere mit erstern auf der Stelle erwidert worden, so ist der Richter ermächtigt, für beide Theile oder für einen derselben eine der Art oder dem Maße nach mildere oder überhaupt keine Strafe eintreten zu lassen. In allen Fällen der K. soll der Strafrichter ermächtigt sein, auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe den Thäter auch zu einer an erstern zu erlegenden Privatbuße zu verurtheilen; in diesem Falle aber wird jeder weitere Entschädigungsanspruch wegen derselben K. selbstverständlich ausgeschlossen. Ist die Verurtheilung zu einer Privatbuße gegen mehrere Personen zugleich ausgesprochen, so haften sie dafür solidarisch als Gesammtschuldner. Endlich wird mit Geldstrafe bis zu 900 Mark oder Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft, wer bei der Leitung oder Ausführung eines Baues wider die allgemein anerkannten Regeln der Baukunst dergestalt handelt, daß daraus für andere Gefahr entsteht.

Korsakow (Alexander Michailowitsch Rimskoi-), russ. General, geb. 24. Aug. 1753, trat schon in früher Jugend in die Armee und wurde als Offizier im Semenow'schen Garderegiment 1794 von der Kaiserin Katharina II. zum Begleiter des Grafen von Artois, nachherigen Königs von Frankreich, Karl's X., ernannt. In demselben Jahre machte er den Feldzug gegen die Franzosen in den Niederlanden mit und diente dann 1796 unter Subow im Kriege gegen Persien. Bei Kaiser Paul's I. Thronbesteigung wurde er Generallieutenant und 1799 mit 30,000 Mann zur Unterstützung Suworow's in die Schweiz geschickt, wo er noch vor seiner Vereinigung mit demselben 25. Sept. bei Zürich eine vollständige Niederlage durch den franz. General Masséna erlitt. Im J. 1801 ward er zum General der Infanterie und bald darauf zum Generalgouverneur von Litauen ernannt. Nach Ausbruch der poln. Revolution 1830 abberufen, starb er als Mitglied des Reichsraths 25. Mai 1840 zu Petersburg.

Korsar, abgeleitet vom ital. corso, d. i. Lauf oder Streiferei, heißt im allgemeinen jeder Seeräuber, welcher darauf ausgeht, Handelsschiffe aufzusuchen und wegzunehmen. Insbesondere aber versteht man darunter die ehemals von Algier, Tunis, Tripolis und den marokk. Häfen auslaufenden Raubschiffe, während man die Schiffe, welche in Kriegszeiten mit Bewilligung ihrer Regierungen feindliche Fahrzeuge wegnehmen, Kaper (s. d.) nennt.

Körte (Wilh.), deutscher Literarhistoriker, geb. 24. März 1776 zu Aschersleben, wurde in seiner Erziehung besonders von seinem Großoheim Gleim überwacht. Er besuchte die Schule zu Aschersleben und Halberstadt, studirte 1796—99 zu Halle Baukunst und schöne Wissenschaften und kehrte dann nach Halberstadt zurück, wo er ohne öffentliche Anstellung lebte und 30. Jan. 1846 starb. Unter K.'s Schriften stehen seine biographischen Arbeiten obenan, wie das «Leben Gleim's» (Halberst. 1811), «Leben Carnot's» (Lpz. 1820), «Leben und Studien Fr. Aug. Wolf's, des Philologen» (2 Bde., Essen 1833), «Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth» (Lpz. 1839). Aus Wolf's, seines Schwiegervaters, Collegienheften gab er dessen mündliche Vorträge über Erziehung und Unterricht unter dem Titel «Consilia scholastica» (Quedlinb. u. Lpz. 1835) heraus. Nicht ohne Verdienst ist seine Sammlung der «Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen» (Lpz. 1837; 2. Aufl. 1861). Außerdem gab er heraus E. Chr. von Kleist's «Werke» (2 Bde., Berl. 1803; 5. Aufl. 1853), die «Briefe Bodmer's, Sulzer's und Geßner's» (Zür. 1804) und «Briefe Heinse's, J. von Müller's und Gleim's» (2 Bde., Zür. 1806); ferner «Sämmtliche Werke Gleim's» (7 Bde., Halberst. 1811—13) und Gleim's «Zeitgedichte» (Lpz. 1841).

Kortum (Karl Arnold), der Verfasser der «Jobsiade», geb. zu Mühlheim an der Ruhr im Herzogthum Berg 5. Juli 1745, studirte seit 1763 zu Duisburg Medicin und lebte dann als

Digitized by Google

praktischer Arzt erst in Duisburg, seit 1770 aber zu Bochum in der Grafschaft Mark, wo er 16. Aug. 1824 starb. Außer mehrern medic. Schriften, z. B. der «Skizze einer Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunst» (Unna 1809; 2. Aufl. 1819), schrieb er auch mehrere gemeinnützige Werke, z. B. «Der Bienenkalender» (Wesel 1776) und «Grundsätze der Bienenzucht» (Wesel 1776), und über antiquarische Gegenstände. Am bekanntesten aber wurde er durch sein Gedicht «Die Jobsiade, oder Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Candidaten», ein grotesk-komisches Heldengedicht mit Holzschnitten in drei Theilen (Münst. u. Hamm 1784; 13. Aufl., in der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», herausg. von Ebeling, Lpz. 1868; mit den Holzschnitten der Originaldrucke). «Die Jobsiade» ist unter den deutschen komisch-epischen Gedichten das einzige, das durch seine derbe Komik, die sich mit einer gewissen hausbackenen und philiströsen Anschauung der Dinge sehr wohl verträgt, auf die Dauer populär geworden. Auch schrieb er ebenfalls in Knittelversen «Die magische Laterne» (3 Hefte, Wesel 1784—87) und «Adam's Hochzeitfeier» (Wesel 1788).

Kortüm (Joh. Friedr. Christoph), verdienter deutscher Geschichtschreiber, geb. 24. Febr. 1788 zu Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz, besuchte das Gymnasium zu Friedland und studirte seit 1806 zu Halle, Göttingen und Heidelberg. Hierauf wirkte er seit Ostern 1812 als Lehrer zu Hofwyl, bis ihn der Befreiungskrieg als Freiwilliger im Winter 1814 nach Frankreich führte. Nach der Rückkehr wandte er sich wiederum nach Hofwyl, war dann auf kurze Zeit Professor an der aargauer Cantonsschule sowie später am Gymnasium zu Neuwied, worauf er 1821 einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Basel folgte. Nachdem er dieser Stellung bereits 1822 freiwillig entsagt, lebte er, mit histor. Studien beschäftigt, unabhängig abermals zu Hofwyl, von wo er 1826 als Privatdocent der Geschichte nach Basel zurückkehrte. Im J. 1833 erhielt er einen Ruf als ord. Professor der Geschichte nach Bern. Hier wirkte K. mit bestem Erfolg, ebenso in Heidelberg, wohin er 1840 als ord. Professor der Geschichte berufen wurde und wo er 4. Juni 1858 starb. Alle seine histor. Arbeiten bekunden den Geist echter Wissenschaftlichkeit und ein gesundes, männliches Urtheil, obschon sie in Bezug auf den Stil nicht ohne Mängel sind. Sein letztes größeres Werk namentlich, die «Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des Achäischen Bundes» (3 Bde., Heidelb. 1854), beruht auf der gewissenhaftesten Quellenforschung und bekundet zugleich K.'s tiefes Eindringen in den Geist des Thucydides. Von seinen frühern Werken sind besonders die «Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter» (3 Bde., Zür. 1827—29), die «Geschichte des Mittelalters» (2 Bde., Bern 1836—37) und die «Röm. Geschichte» (Heidelb. 1843) hervorzuheben. Seine Ansichten über die polit. Bedeutung des Geschichtsstudiums für unsere Zeit legte K. in der Inauguralrede «Ueber die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands» (Bern 1833) dar. Aus seinem Nachlasse gab Reichlin-Meldegg die «Geschichte Europas im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit» (2 Bde., Lpz. 1861) und «Geschichtliche Forschungen» (Lpz. 1863) heraus.

Korvei (amtlich Corvey), ehemalige gefürstete Benedictinerabtei an der Weser, die älteste und berühmteste in Sachsen, nahe bei Höxter, ward 816 von Ludwig dem Frommen in Hethi am Solling gegründet durch Mönche aus Corbie in der Picardie (darum Corbeia nova) und 822 an seine jetzige Stelle verlegt. Hier schrieb 967 Widukind die Geschichte der Sassen. Der bedeutendste aller Aebte von K. war Wibald 1146—58, zugleich Abt von Stablo, Minister dreier Kaiser und Vormund für den unmündigen König Heinrich. Von der alten Stiftsbibliothek ist nichts mehr vorhanden; sie hatte im 15. Jahrh. schon sehr gelitten. Zu Anfang des 16. wurde daraus der Tacitus gestohlen und gelangte später in die Hände des Papstes Leo X. Es ist die einzige Handschrift, worin die sechs ersten Bücher der Annalen uns erhalten sind. Der Papst ließ die Handschrift 1515 in Rom durch seinen Bibliothekar Beroaldus herausgeben und schenkte dann ein schön gebundenes Exemplar den Mönchen von K. Unter Abt Christoph Bernhard von Galen, Bischof von Münster, wurde die jetzige Kirche gebaut und 1699 unter Abt Florentius von dem Velde der Neubau der Abtei, des jetzigen Schlosses, begonnen, aber erst unter seinem Nachfolger vollendet. K. wurde 1793 zum Bisthum erhoben, 1802 säcularisirt und dem Hause Nassau-Oranien zugetheilt, 1807 dem Königreich Westfalen einverleibt, 1815 Preußen überwiesen und 1820 von diesem gegen andere Ländertheile dem Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rothenburg überlassen; 1834 fiel es durch Erbschaft an Prinz Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst, seit 1840 Herzog von Ratibor und Fürst von K. Im Schlosse K. befindet sich eine sehr schöne, vom Landgrafen Victor Amadeus begründete Bibliothek, welche an 100,000 Bände zählt und eine reiche Sammlung zum Theil sehr seltener Bilderwerke enthält. Hoffmann

Digitized by Google

von Fallersleben war hier 1860—74 Bibliothekar. Vgl. Wigand, «Geschichte der Abtei K.» (Höxter 1819) und «Der korveische Güterbesitz» (Lemgo 1831). Das sog. «Chronicon Corbejense», welches von Wedekind zuerst in den «Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters» (Bd. 1, Heft 4, Braunschw. 1824) herausgegeben wurde und als wichtige Quelle für die Culturgeschichte des Mittelalters großes Aufsehen erregte, ist unecht, wie seitdem Ranke, Hirsch und Waitz, Schaumann und Klippel nachgewiesen haben. Dagegen sind echte «Annales Corbejenses» in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 3) abgedruckt.

Korybanten hießen, gleich Korybas, dem Sohne Jasion's und der Kybele, die mythischen Vorgänger und Vorbilder der Priester der Kybele oder Rhea in Phrygien, welche in wüthender Begeisterung mit rauschender Musik und Tänzen den Dienst der Göttermutter verrichteten.

Koryphäen, eigentlich diejenigen, die an der Spitze (κορυφή) stehen, hießen bei den Griechen die Führer des Chors, die Vorsänger und Vortänzer; danach nennt man so die Ersten, Vorzüglichsten in irgendeiner Kunst und Wissenschaft.

Kos, auch Koos, früher Merŏpis, eine meist zu den Sporaden gezählte Insel im Aegäischen Meere an der kleinasiat. Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber, war im Alterthum berühmt durch trefflichen Wein und durch Weberei leichter und durchsichtiger Gewänder, besonders aber durch den prächtigen Tempel des Asklepios, welcher in der Vorstadt der gleichnamigen Hauptstadt K. errichtet war und das Gemälde der Venus Anadyomene von Apelles nebst andern werthvollen Weihgeschenken enthielt. Ueberhaupt war die ganze Insel dem Asklepios heilig, und die Asklepiaden behaupteten hier lange Zeit den ersten Rang; auch war sie der Geburtsort des Arztes Hippokrates, des Dichters Philetas und des Malers Apelles. Gegenwärtig steht die Insel unter türk. Herrschaft, führt den Namen Stanko oder Istanköi, hat bei einem Flächenraum von etwa 250 QKilom. ungefähr 20,000 E. und erzeugt große Mengen Citronen, Getreide, sowie auch Baumwolle, Seide und Wein.

Kosaken, in Rußland Kasaken, heißt ein in Gestalt, Sitte und Sprache den Russen sehr ähnlicher Volksstamm, welcher auch durch das Band derselben Religion mit ihnen verknüpft ist. Da das Wort Kasak türk.-tatar. Ursprungs ist (es bedeutet im Türkischen einen Räuber, im Tatarischen einen freien, leichtbewaffneten Krieger) und die K. sich selbst gern mit diesem Namen benennen, so hat man daraus auf eine Abstammung oder nahe Verwandtschaft der K. mit den Tatarenhorden schließen wollen. Unzweifelhaft aber sind sie Abkömmlinge der alten susdalschen und kiewschen Russen, vermischt mit Ueberresten der Polowzer und anderer türk. Völkerschaften. Umgeben von feindlichen Völkern, waren sie stets darauf angewiesen, kampfbereit zu sein, und so hat sich bis auf den heutigen Tag mit dem Namen eines K. der Begriff eines stets zum Angriff gerüsteten leichtbewaffneten Kriegers verbunden. Das ganze russ. Kosakenheer zerfällt in 10 Corps mit 135 Regimentern und 200 Geschützen. Es gibt zwei Hauptstämme der K., die Malorossischen oder Kleinrussischen, deren militärische Organisation von Katharina II. aufgehoben wurde, und die Donischen K. Von erstern gingen die Saporogischen K., an den Wasserfällen oder Porogi des Dnjepr, aus, die räuberischsten und zügellosesten von allen. Das Gebiet der Donischen K., deren Steppenland eine eigene Provinz Südrußlands bildet, nordwärts vom Asowschen Meere und von Kaukasien gelegen, auf den andern Seiten von den Gouvernements Astrachan, Saratow, Woronesh, Charkow und Jekaterinoslaw begrenzt, zählte 1870 auf 160,352 QKilom. 1,086,264 E. (darunter über 20,000 Kalmücken), in 110 Stanizen eingetheilt, die wieder in 8 Districte, nämlich in den von Aksai, den des Miuß, die zwei des Don, den der Ust-Medwediza, den des Donetz, den des Choper und den Kalmückendistrict (Kalmyzkji-Okrug) zerfallen, und hat zur Hauptstadt Nowotscherkask (s. d.). In militärischer Hinsicht zerfällt das Land der Donischen K. in 4 Bezirke. Das Donische Kosakenheer wird in 56 Regimenter eingetheilt. — Von den Saporogern stammen die Tschernomorischen, jetzt Kubanischen, die Neurussischen und die Asowschen, von dem Donischen Kosakenheer die Wolgaischen oder Astrachanischen, die Terekschen, Orenburgischen, die Uralischen und die Sibirischen K. Der Sitz der Tschernomorischen K. ist Jekaterinodar am Kuban und schon im eigentlichen Steppenlande gelegen. Die Neurussischen K., bis 1856 Donau-K., haben Ländereien in Bessarabien, die Asowschen, welche jedoch 1865 eine bürgerliche Verfassung erhielten, um Asow, Nachitschewan und Rostow am Don. Die Quartiere der Terekschen K. befinden sich an der sog. Kaukasischen Linie in Jekaterinograd, Mosdok und Kisljar. Uralsk am Uralfluß und am Südgehänge des Obschtschei Sirt ist der Hauptsitz der Uralischen, Orenburg der der Orenburgischen K. Die Wolgaischen K. leben zerstreut im astrachanschen und saratowschen Gouvernement, und die Sibirischen K. haben sich weithin bis

Digitized by Google

zum Irtisch und Ob, ja bis zur Lena und zum Amur hin ausgebreitet. Als leichte Truppen leisten die K. die vortrefflichsten Dienste, da sie sowol als ihre kleinen Pferdchen die größten Mühen und Beschwerden, Hunger und Durst, Hitze und Kälte mit der größten Ausdauer ertragen. Vgl. Lesur, «Histoire des Kosaques» (2 Bde., Par. 1814); Bronewskij, «Istoria Donskowa Wojska» (2 Bde., Petersb. 1834); «Die K. in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen von A. v. B.» (Berl. 1860); Springer, «Die K., deren histor. Entwickelung, gegenwärtige Organisation u. s. w.» (Leitmeritz 1877).

Kosciuszko (Tadeusz), letzter Oberfeldherr der Republik Polen, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, wurde 12. Febr. 1746 zu Mereczowszczyzna im ehemaligen Palatinat von Novogrodek geboren und stammte aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litauen. In der Cadettenschule zu Warschau bemerkte der Fürst Adam Czartoryski seine Talente und bewirkte, daß er als Unterlieutenant auf Staatskosten nach Frankreich geschickt wurde, wo K. die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Versailles studirte. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann; allein eine Demüthigung, die er wegen seiner Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litauen, Sosnowski, erlitt, veranlaßte ihn, Polen zu verlassen. Er kam 1777 nach Paris und zog auf der franz. Flotte den sich bildenden nordamerik. Freistaaten zu Hülfe. Vor Neuyork und bei Yorktown, wo er verwundet wurde, erregte er Washington's Aufmerksamkeit und wurde dann dessen Adjutant. Zuletzt Brigadegeneral, kehrte er 1786 nach Polen zurück. Bei der Organisation der Armee 1789 zum Generalmajor ernannt, erklärte er sich für die Constitution vom 3. Mai 1791 und kämpfte, in dem bald ausbrechenden Kriege zum Generallieutenant befördert, unter dem Prinzen Jos. Poniatowski. Bei Dubjenka vertheidigte er sich mit 4000 Mann gegen 16,000 Russen in einem schwach verschanzten Lager fünf Tage lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That begründete seinen militärischen Ruf. Als der König Stanislaus sich 1793 der zweiten Theilung Polens unterwarf, nahm K. seinen Abschied, schlug russ. Dienste aus und begab sich nach Leipzig. Um dieselbe Zeit ertheilte ihm die Gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines franz. Bürgers. Bei Ausbruch des neuen Aufstandes der Polen gegen Rußland erschien K. 23. März 1794 in Krakau, wurde zum Oberfeldherrn und Dictator ernannt und rief in einem Manifest die Polen auf, die Constitution von 1791 wiederherzustellen. Als die Russen 6000 Mann stark anrückten, schlug er sie mit 4000 Mann, theilweise nur mit Sensen und Piken bewaffnet, ohne Geschütz bei Raclawice. Darauf ging er nach Warschau, wo auf die Kunde von seinem Siege der Aufstand ausgebrochen und die russ. Besatzung vertrieben war, und richtete die Regierung ein; doch konnte er die wachsende Anarchie bei der Schwäche des Königs nicht zügeln. K. legte die Dictatur deshalb nieder und begab sich wieder zum Heere. Lange widerstand er den vereinigten Preußen und Russen; bei Szczekoczyn geschlagen, zog er sich nach Warschau zurück, das er glücklich vertheidigte. Nachdem der Feind die Belagerung aufgehoben hatte, betrieb K. rastlos die Organisation des Heers. Bei den neuen Fortschritten der Russen eilte er diesen wieder entgegen und erlag endlich ihrer dreifach stärkern Uebermacht bei Maciejowice 10. Oct. 1794. Mit Wunden bedeckt, sank K. vom Pferde und fiel in feindliche Gefangenschaft. Die Worte «Finis Poloniae», welche er dabei ausgerufen haben soll, sind ihm mit Unrecht beigelegt worden. Nach dem Tode Katharina's 1796 gab ihn Paul I. unter Beweisen seiner Achtung frei. Er begab sich nach England, von wo er 1797 nach Amerika ging. Als er 1798 mit einer Sendung vom Congreß nach Frankreich kam, nahmen alle Parteien ihn festlich auf. Seine Landsleute in der ital. Armee überschickten ihm den Säbel Joh. Sobieski's, welchen sie zu Loreto entdeckt hatten. Im Kriege von 1806, als Polens Wiederherstellung zu hoffen war, hinderte K. sein dem Kaiser Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, an dem Kampfe theilzunehmen. Auf Napoleon's I. Anträge gab er die Antwort: er könne erst dann für Polen thätig sein, wenn dieses Land eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen wieder erhalten haben würde. Später kaufte er in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut, wo er bis 1814 in ländlicher Ruhe lebte. Eine kurze Zeit weilte er darauf in Wien während des Congresses. Am 9. April 1814 bat er den Kaiser Alexander I. schriftlich um eine Amnestie für die Polen in der Fremde und forderte ihn auf, König von Polen zu werden und dem Lande eine Verfassung zu geben. Mit Lord Stewart reiste er 1815 nach Italien und ließ sich dann 1816 zu Solothurn nieder. Von hier hob er im April 1817 auf seinem Gute Siechnowice in Polen die Leibeigenschaft auf. Uebrigens lebte er einsam mit wenig Freunden. Landwirthschaft war seine liebste Beschäftigung. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlassung seines Todes 15. Oct. 1817. Auf Kosten des Kaisers Alexander I.

Digitized by Google

wurde 1818 durch den Fürsten Jablonowski seine Leiche aus Solothurn abgeholt und in dem Dome zu Krakau beigesetzt, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete. Vgl. die Biographien von Falkenstein (2. Aufl., Lpz. 1834), Chodzko (Par. 1837) und Paszkowski (Krakau 1872).

Kosegarten (Ludw. Theobul), deutscher Dichter, geb. 1. Febr. 1758 zu Grevismühlen, einem mecklenb. Städtchen, erhielt daselbst seine erste Bildung, studirte zu Greifswald, war dann Rector der Schule zu Wolgast und erhielt 1792 die Stelle eines Propstes zu Altenkirchen auf der Insel Rügen. Im J. 1808 nahm er einen Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswald an, wo er indeß Professor der Theologie und Pastor zu St.-Jakobi wurde und 26. Oct. 1818 starb. Seine Romane, z. B. «Ida von Pleßen» (2 Bde.), seine «Gedichte» (2 Bde., Lpz. 1788), die «Rhapsodien» (2 Bde., Rostock 1790—94; wiederholt in 3 Bdn., 1800—1), die «Romantischen Dichtungen» (6 Bde., Dresd. 1800—6), die «Legenden» (2 Bde., Berl. 1804; neue Aufl. 1816), die episch-idyllischen Gedichte «Jucunde» (7. Aufl., Berl. 1855) und «Die Inselfahrt» (Berl. 1805), desgleichen seine vaterländischen Gesänge, akademischen Reden und seine Uebersetzungen, z. B. von Richardson's «Clarissa» (8 Bde., Lpz. 1790—93), erwarben ihm einen weitverbreiteten Ruf. Sehr beliebt wurden seine lyrischen Gedichte, deren manche, wie «Die Sterne», «Sonne, du sinkst», in Musik gesetzt sind. Sie verrathen feurige Empfindung, sind aber im Ausdruck etwas schwülstig. Aus dem Englischen und Dänischen übersetzte K. manche Volkslieder. Als Redner verstand er die Zuhörer in hohem Grade zu ergreifen. Seine «Reden und kleinern prosaischen Schriften» gab Mohnike heraus (3 Bde., Stralf. 1831—32). Eine Gesammtausgabe seiner «Lyrischen Dichtungen» nebst Lebensbeschreibung besorgte sein Sohn J. G. L. Kosegarten (12 Bde., Greifsw. 1824—27).

Kosegarten (Joh. Gottfr. Ludw.), namhafter deutscher Orientalist, Sohn des Vorigen, geb. zu Altenkirchen auf der Insel Rügen 10. Sept. 1792, studirte seit 1808 zu Greifswald Theologie und Philologie und ging 1812 nach Paris, um den Unterricht der dortigen Orientalisten zu genießen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1815 Adjunct der theol. und philos. Facultät zu Greifswald, 1817 ord. Professor der orient. Sprachen in Jena, 1824 aber in gleicher Eigenschaft nach Greifswald zurückberufen. Er starb daselbst 18. Aug. 1860. K. hat sich hauptsächlich um die Kenntniß der arab. Sprache und Literatur verdient gemacht. Seine bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind außer der vielbenutzten «Chrestomathia Arabica» (Lpz. 1828) die Ausgabe der «Moallaka» des altarab. Dichters Amru ben-Kelthum (Jena 1819), ferner die unvollendet gebliebene Ausgabe der Annalen des Tabari (2 Thle., Greifsw. 1831—37), der unter dem Namen des «Kitâb al-agâni» bekannten großen Liedersammlung des ʿAlî aus Isfahân (Bd. 1, Greifsw. 1840—46) und des «Divân der Hudsailiten» («The Hudsailian poems», Bd. 1, Lond. 1854). Eine Frucht seiner Sanskritstudien war die Ausgabe der ind. Fabelsammlung «Pantschatantra» (Bd. 1, Bonn 1848; Bd. 2, Greifsw. 1859). Mehrere seiner Schriften sind auch der Hieroglyphenkunde gewidmet. Außerdem hat sich K. noch um die Geschichte seiner Heimatsprovinz Pommern sowie um die plattdeutsche Sprache verdient gemacht. In ersterer Beziehung sind zu erwähnen seine Ausgaben von Kantzow's «Pomerania» (2 Bde., Greifsw. 1816—17), der «Pommerischen und rügischen Geschichtsdenkmäler» (Bd. 1, Greifsw. 1834) und der «Codex Pomeraniae diplomaticus» (mit Hasselbach, Bd. 1, Greifsw. 1843—62). Bezüglich des Plattdeutschen ist das durch seinen Tod im Erscheinen unterbrochene «Wörterbuch der niederdeutschen Sprache» (Greifsw. 1855 fg.) hervorzuheben. Auch verfaßte K. eine «Geschichte der Universität Greifswald» (2 Thle., Greifsw. 1856). Der bedeutende literarische Nachlaß K.'s ist infolge letztwilliger Verfügung desselben in die Universitätsbibliothek zu Greifswald übergegangen.

Kosel, Kreisstadt und ehemalige Festung im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, an der Oder, in welche hier die Klodnitz und der Klodnitzkanal münden, und an der Oberschlesischen Eisenbahn, hat seit 1877 ein Landesgestüt und zählt (1875) 4746 E. Die Stadt wurde nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. 1743 befestigt, 24. Mai 1745 von den Oesterreichern erobert, denen es 6. Sept. 1745 wieder entrissen wurde, und 1758 und 1760 von den Oesterreichern ohne Erfolg belagert. Auch 1807 wurde K. seit 23. Jan. von Franzosen und Baiern belagert, vom Oberst von Neumann und nach dessen Tod (17. April) von Oberst von Puttkammer tapfer vertheidigt, bis die Belagerung 17. Juli 1807 aufgehoben wurde. Seit 1873 ist die Stadt als Festung aufgehoben; die Glacis sind in schöne Promenaden umgewandelt. — Der Kreis K. zählt (1875) auf 674 QKilom. 66,068 E.

Kösen, Stadt und Badeort von 2073 E. im Kreise Naumburg des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, ist durch seine reizende Lage im Thal der Saale, über

Digitized by Google

welche hier die Thüringer Eisenbahn führt, ausgezeichnet. Der Ort wird wegen seiner besonders gegen Skrofeln, Gicht u. s. w. wirksamen Sool- und Sooldampfbäder viel besucht, namentlich seitdem 1844 ein neues Bade- und Logirhaus erbaut und 1868 eine Trinkquelle gefaßt worden ist. Zu den besuchtesten Punkten der Umgegend gehören im Thale die Katze, die Saalhäuser, auf den Höhen das Himmelreich, der Göttersitz, die Ruinen der Rudelsburg und Saaleck, der Knabenberg bei der Landesschule Pforta (s. d.), mit reizender Aussicht auf die Thäler der Saale und Unstrut bis nach Freiburg. Vgl. Hagendorff, «Das Soolbad K.» (Berl. 1859); Rosenberger, «K. Zur Mitgabe für Badegäste» (4. Aufl., Naumb. 1877).

Köslin oder Cöslin, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises und Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Pommern, liegt am Mühlenbach, 7 Kilom. von der Ostsee entfernt an der Berlin-Stettin-Danziger Bahn, ist Sitz der Regierung und eines Appellationsgerichts sowie eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts und einer Reichsbank-Commandite und zählt (1875) 14,816 E. Die Stadt hat vier Kirchen, zwei höhere Töchterschulen und eine Taubstummenanstalt. Auf dem großen Marktplatze steht die 1724 von den pommerschen Ständen errichtete Bildsäule Friedrich Wilhelm's I., der nach dem großen Brande von 1718 die Stadt wieder aufbaute. Die ehemaligen Festungswerke sind in Gärten und Promenaden verwandelt. An höhern Unterrichtsanstalten hat K. ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar. Von größern industriellen Etablissements bestehen eine Eisengießerei, eine Papier-, sieben Ziegel- und zwei Mineralwasserfabriken. Der bei der Stadt liegende, 140 Mt. hohe, mit Nadel- und Laubholz bewaldete Gollenberg, dessen einer Theil, der Fahnenberg, früher ein vielbesuchter Wallfahrtsort war, trägt seit 1820 ein Kreuz, das den im Befreiungskampfe 1812—15 gefallenen Kriegern Hinterpommerns gewidmet ist. — Der Regierungsbezirk K. hat ein Areal von 14,039,8 QKilom., zählt (1875) 557,831 E. und zerfällt in 12 Kreise: K., Kolberg-Körlin, Bublitz, Belgard, Neu-Stettin, Rummelsburg, Schlawe, Stolp, Lauenburg, Bütow, Schivelbein und Dramburg. — Der Kreis K. zählt (1875) auf 748 QKilom. 43,804 E.

Koslów, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 70 Kilom. nordwestlich von Tambow, 408 Kilom. im Südsüdosten von Moskau, am Knotenpunkt der Eisenbahnen nach Rjäsan, Tambow und Rostow, am Lesnoi-Woronesch schön gelegen und hübsch gebaut, ist ein reicher Ort mit 25,522 E., 10 Kirchen, mehrern Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, zahlreichen Fabriken und großen Talgschmelzereien. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel mit Getreide, Hornvieh, Pferden und Talg, dessen Umsatz sich jährlich auf 4 Mill. Rubel beläuft.

Kosmas, mit dem Beinamen Indikopleustes, ein Geograph aus Alexandrien, lebte in der Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian I. und schrieb, nachdem er weite Reisen unternommen hatte und nach Aegypten glücklich zurückgekehrt war, in klösterlicher Zurückgezogenheit eine aus 12 Büchern bestehende «Christl. Topographie» in griech. Sprache, worin er über die fernsten Länder, selbst über Indien und Ceylon, oft sehr wichtige Nachrichten bringt und zugleich im Gegensatz zu dem System des Ptolemäus die Beschreibung der Erde ganz den Vorstellungen der Bibel anzupassen sucht; dabei verfällt er freilich häufig in Irrthümer. Dieses Werk wurde von Montfaucon in der «Nova collectio patrum Graecorum» (Bd. 2, Par. 1707) herausgegeben. Auch wird K. eine Beschreibung der Pflanzen und Thiere Indiens beigelegt, welche Thevenot in den «Relations de divers voyages curieux» (Bd. 1, Par. 1666) bekannt machte.

Kosmētik (griech.) heißt die von jeher geübte Kunst, den Körper zu verschönern, geschehe dies nun durch Putz, oder durch wohlriechende Wasser, Oele, Salben, Puder und besonders Schminke, oder endlich durch Ersetzen einzelner Körpertheile, z. B. der Zähne, Haare u. s. w. Kosmetische Mittel oder Schönheitsmittel nennt man vorzugsweise alle Zubereitungen zu dem Zwecke, die Haut geschmeidig zu machen, ihre Farbe zu verbessern, Flecke und Ausschläge (Schwinden) und Finnen von da zu vertreiben, ihre Runzeln zu ebenen, die Haare zu färben, die Zähne weiß und rein zu erhalten, den Athem wohlriechend zu machen u. s. w. Die K. war schon im Alterthume sehr ausgebildet; auf den höchsten Grad aber ist sie in neuerer Zeit durch die Entwickelung der Parfumerie, namentlich in Frankreich, gebracht worden. Die K. ist übrigens mit der Civilisation innig verknüpft und macht, wenn auch einen kleinen, doch immerhin beachtenswerthen Theil der Culturgeschichte aus. Vgl. bezüglich der praktischen Theile der K. besonders Piesse, «Des odeurs des parfums et cosmétiques» (Par. 1865); Rimmel, «Le livre des parfums» (Brüss. 1873); Hirzel, «Toilettenchemie» (Lpz. 1874).

Kosmogonie und **Kosmologie**, s. Kosmos.

Kosmopolitismus (griech.) heißt soviel wie Weltbürgersinn, d. h. die Gesinnung dessen, welcher in seinen Lebensinteressen nicht stehen bleibt bei dem, was seine Familie und sein

Digitized by Google

specielles Vaterland angeht, sondern auch an allen allgemeinern Culturzwecken lebendigen Antheil nimmt. Von kosmopolitischem Charakter sind alle Fortschritte in Industrie, Ackerbau und Handel; von demselben Charakter ist alle Thätigkeit für wissenschaftliche, moralische und religiöse Interessen, welche alle auf ein humaneres und befriedigenderes Zusammenwirken aller Menschen überhaupt gerichtet sind. Daher wird in einem Volke auch immer nach den Graden seiner steigenden Cultur seine kosmopolitische Denkungsart zunehmen. Daß die kosmopolitische Gesinnung zuweilen zum Deckmantel gebraucht worden ist für Gleichgültigkeit gegen specielle vaterländische Interessen und Unbereitwilligkeit, dem Vaterlande in Zeiten der Noth die gebührenden persönlichen Opfer zu bringen, ist eine moralische Entartung und kann daher gegen die wirkliche Hoheit echter kosmopolitischer Gesinnungen keinen Einwand begründen. Die ersten Regungen der kosmopolitischen Weltanschauung stammen aus der griech. Philosophie, welche in den Sokratischen Schulen, namentlich in den Cynikern und Stoikern den beschränkenden Geist nationaler Voreingenommenheit abzustreifen suchte, ohne dabei die Gefahr einer gleichzeitigen Erschlaffung der patriotischen Hingebung vermeiden zu können. Ein gleicher Vorwurf trifft auch zum großen Theil den K. des Aufklärungszeitalters im 18. Jahrh.

Kosmorama, s. Panorama.

Kosmos (griech.) bedeutet Welt, Weltall, daher Kosmographie Weltbeschreibung im Gegensatz zu der Geographie oder Erdbeschreibung, und Kosmische Verhältnisse solche, welche die Natur im großen und ganzen, die Sonnensysteme nebst den allgemeinen, das ganze Weltall beherrschenden Kräften der Schwere, des Lichts, des Magnetismus und der Elektricität betreffen, zum Unterschiede von tellurischen Verhältnissen als solchen, welche sich allein auf den Erdball beziehen, wie z. B. Klima, Witterung, Beschaffenheit des Bodens u. dgl. Den Alten war der K. die Kugel des Sternenhimmels um die Erde als ihren Mittelpunkt. Die Bewegung des Himmels war den Aristotelikern die Grundbewegung, aus welcher alle Bewegungen der Elemente und lebendigen Organismen herstammten, zugleich die vollkommenste aller Bewegungen als eine Vereinigung von Bewegung und Ruhe, weil eine sich um ihre Achse drehende Kugel, indem sie sich bewegt, doch zugleich auf ihrer Stelle bleibt. Der K. galt der größten Mehrzahl der alten Philosophen für ein beseeltes Wesen. Die ionische, eleatische, peripatetische und stoische Schule hielt ihn für die höchste Gottheit selbst; den Platonikern hingegen galt er für ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie. Anaximander und die Epikuräer hingegen nehmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinne, wie ihn beinahe das ganze übrige griech. Alterthum auffaßte. Nach Aristotelischer Vorstellung besteht der K. aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht werden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt ist. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Mercur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des Fixsternhimmels besteht aus feurigem Aether als dem feinsten und leichtesten Stoff, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schweren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese Anschauung, durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathem. Genauigkeit weiter ausgeführt, bildete das während des Mittelalters herrschend gewesene Ptolemäische Weltsystem. Diese Ansicht wurde aber schon im Alterthum von einem Zweige der Pythagoräischen Schule, an dessen Spitze Aristarch von Samos stand, mit der Behauptung bekämpft, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben des Alterthums an eine Beseelung des K. hing die Vorstellung zusammen, die Theile und Glieder organischer Wesen in den Theilen und Gliedern des K. wiederzufinden, wie z. B. ein dem Orpheus zugeschriebener Hymnus in Sonne und Mond die Augen der Gottheit, in der Erde und den Gebirgen ihren Leib, im Aether ihren Verstand, in der Luft ihre geflügelten Schultern erblickt. Diese Vorstellungsweise wurde in späterer Zeit von den Naturphilosophen des 16. Jahrh., Paracelsus an der Spitze, dahin erneuert, daß man die Welt für einen menschlichen Organismus im großen (Makrokosmos), den Menschen für eine Welt im kleinen (Mikrokosmos) erklärte. Als durch Kopernikus das Ptolemäische System gestürzt wurde, ließ sich auch die Sonne als ein bloßer Fixstern unter Fixsternen nicht länger mehr als der Mittelpunkt des Weltgebäudes behaupten, und es trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein völlig gestaltloser und unermeßlicher Ocean von Welten über Welten. Giordano Bruno, Kepler, Newton befestigten das Kopernikanische System, und es entstand nunmehr die Frage, ob die Welt vielleicht ohne alle Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und ob auch die andern Weltkörper wie

Digitized by Google

unsere Erde bewohnt seien. Fontenelle bejahte die Frage in seinen berühmten «Entretiens sur la pluralité des mondes» (1686) und Kant in seiner «Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels» (1755). Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in «Die Urwelt und die Fixsterne» (1822), haben die Unendlichkeit der Welt wieder verneint. Die Ansicht von einer Beseelung des Weltalls ist in neuester Zeit zuerst im allgemeinen durch Schelling in seinem Buche «Ueber die Weltseele» (Jena 1798) und hernach in speciellerer Durchführung durch Fechner in dessen «Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits» (Lpz. 1851) erneuert worden. — Die mytholog. Ansichten des Alterthums von der Entstehung der Welt sind enthalten in den Kosmogonien, welche zumeist auch Theogonien oder Berichte von der Geburt der Götter sind, wie die Hesiod's, der isländ. Edda und die in Manu's Gesetzbuch. — Kosmologie oder Lehre vom Weltall ist die speculative Wissenschaft, welche die Fragen nach der Entstehung oder ewigen Dauer der Welt, nach ihren Grenzen, ihrer Beseelung, ihrer letzten Ursache u. s. w., erörtert. Die Kosmologie ist ein Theil der Metaphysik.

Kosmos nannte auch A. von Humboldt das «Werk seines Lebens». Dasselbe umfaßte zunächst vier Bände, die 1845, 1847, 1850 und 1858 erschienen. Ein fünfter Band in zwei Theilen (1862) enthält nur wenige Fragmente von Humboldt selbst und ein Register zu dem ganzen Werke von Buschmann. Dasselbe sollte nach Humboldt's eigenem Ausspruche «eine denkende Betrachtung der durch die Empirie gegebenen Erscheinungen, die Zusammenstellung des Entwickelungsfähigen zu einem Naturganzen» sein. Der erste Band ist ein selbstständiges Ganzes, eine Uebersicht des Weltganzen und seiner Gesetze; er enthält: Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze; Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung; Naturgemälde, Uebersicht der Erscheinungen; specielle Zergliederung des Naturgemäldes mit Beziehung auf den Inhalt der Anmerkungen. Der zweite ist eine Geschichte der Kosmographie im weitesten Sinne bis zum 17. Jahrh. und enthält: Anregungsmittel zum Naturstudium, Reflex der Außenwelt auf die Einbildungskraft; Geschichte der physischen Weltanschauung, Hauptmomente der allmählichen Entwickelung und Erweiterung des Begriffs vom K., als eines Naturganzen. Der dritte enthält eine nähere Ausführung des astron. Theils des ersten Bandes. Der vierte und fünfte sollten die nähere Ausführung des tellurischen Theils im ersten Bande bringen. Dreizehn volle Jahre liegen also zwischen dem Erscheinen des ersten und des vierten Bandes. «Der Hauptgrund wachsender Zögerung», bemerkt Humboldt selbst, «liegt in der Abnahme der Lebenskräfte eines fast 90jährigen Greises». Der «Kosmos» war auch eine Oppositionsschrift gegen die sog. Naturphilosophen der Schelling-Hegel'schen Schule, welche die Natur aprioristisch, rationell ohne Erfahrungsstudien erklären wollte. Daher begegnet man im «Kosmos» keiner neuen Lehre, fast nicht einmal einem neuen Gedanken von größerer Tragweite, den er nicht schon früher ausgesprochen hätte. Humboldt sammelte und ordnete vielmehr nur das, was seine Zeitgenossen und er selbst bereits ermittelt hatten. Tausende von Wahrheiten, von Thatsachen, von Messungen und von Werthen wurden gegeben. Sie waren das Beste und das Genaueste, was die damalige Wissenschaft zu bieten hatte.

Der «Kosmos» ist indeß nur ein Bruchstück; es ist jedoch ein Zeichen von der Größe des Werks, daß dasselbe von den Zeitgenossen als unvollendbar erklärt wird. Der «Kosmos» wird auch veralten und ist schon hier und da zum Theil veraltet, denn seit Humboldt die Körperwelt der Himmelsräume geschildert, ist die Maßeinheit der rechnenden Astronomie, die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne, schärfer bestimmt worden, hat das Spectroskop, die Spectralanalyse die physischen Zustände der fernsten Himmelskörper richtiger kennen gelehrt. Geologie, Meteorologie, die geogr. Verbreitung, die Artenstatistik der Pflanzen und viele andere Disciplinen haben schon außerordentliche Erweiterung gewonnen, allein der bei weitem größere Theil des «Kosmos» wird nie veralten, sondern immer ein unersetzliches Belehrungsmittel bleiben. Der «Kosmos» wurde, abgesehen von den amerik. Nachdrucken, in mehr als 30,000 Exemplaren aufgelegt, gehört aber doch zu denjenigen Büchern, die verhältnißmäßig wenig gelesen und wenig verstanden werden. Letzterm Uebelstande suchten briefliche Commentare von Cotta, Schaller, Wittwer, Girard u. a. abzuhelfen. Wie das Verständniß des Werks, war auch das Urtheil über dasselbe im allgemeinen sehr mangelhaft. Neben überschwenglichem Lobe stand harter, hyperkritischer Tadel; «es gebe dem Fachmann zu wenig, dem Laien zu viel», und den frommen Zeloten war der Verfasser des «Kosmos» ein Materialist, ein Atheist, ein «Seelenmörder», weil er sein Werk von jeder religiösen Aeußerung freihielt. Humboldt war darin weiser als Galilei, daß er nie mit den Waffen der Wissenschaft polemisirte, vielmehr jedem

Digitized by Google

seine Meinung und seinen Glauben und stets Gott aus dem Spiele ließ. Daher fand auch das Werk allüberall den weitesten Eingang und wurde mehrfach in alle Culturſprachen überſetzt.

Kossak (Karl Ludw. Ernſt), geiſtvoller Kritiker und Feuilletoniſt, geb. 4. Aug. 1814 zu Marienwerder, erhielt ſeine Gymnaſialbildung zu Danzig und bezog 1834 die Univerſität Berlin, wo er ſich der Philologie und Geſchichte widmete. Nachdem er ſich einige Zeit an muſikaliſch-kritiſchen Zeitſchriften als Mitarbeiter betheiligt, wandte er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dem Feuilleton großer polit. Blätter zu. Seitdem zählte er zu den fruchtbarſten und geiſtvollſten Vertretern der deutſchen Journaliſtik. In Berlin anſäſſig, redigirte er daſelbſt ſeit 1844 die Wochenſchrift «Berliner Montagspoſt». In ſeinen humoriſtiſchen Skizzen weiß K. alle Eigenheiten, Regungen und Wandlungen des berliner Lebens zu erfaſſen und erinnert durch originelle Bilder, Witz und gemüthvollen Humor einigermaßen an Jean Paul. Zu dieſen Skizzen gehören vor allem die Sammlungen «Berlin und die Berliner» (Berl. 1851), «Humoresken-Blätter aus dem Papierkorbe eines Journaliſten» (Berl. 1852; 2. Aufl. 1859), «Berliner Silhouetten» (Berl. 1859), «Berliner Federzeichnungen» (6 Thle., Berl. 1859—65; neue Aufl. 1875). Dieſen Schriften ſchließen ſich an: «Aus dem Wanderbuche eines literariſchen Handwerksburſchen» (Berl. 1856), «Hiſtorietten» (Berl. 1856; 2. Aufl. 1859), «Badebilder» (Berl. 1858), «Schweizerfahrten» (Lpz. 1857), «Pariſer Stereoſkopen» (Berl. 1855), «Reiſehumoresken» (2 Bde., Berl. 1862). Außerdem gab er nach den Tagebüchern des Malers Ed. Hildebrandt deſſen «Reiſe um die Erde» (5. Aufl., 3 Thle., Berl. 1875) heraus.

Kossuth (Ludw.), Führer der ungar. Revolution von 1849, geb. 27. April 1802 zu Monok im Comitat Zemplin von adeligen Aeltern, erhielt ſeine Vorbildung im Piariſtencollegium zu Satoralja-Ujhely, dann in den evang. Schulen zu Eperies und ſtudirte hierauf die Rechte auf dem reform. Collegium Sarospatak. Nachdem er das Advocatendiplom erlangt, wußte er ſich ſeit 1824 in ſeinem heimatlichen Comitat eine ausgedehnte juriſt. Praxis ſowie als Redner in den Comitatsverſammlungen Einfluß zu verſchaffen. Im J. 1831 wandte ſich K. nach Peſt, wo er ſich ebenfalls der advocatoriſchen Praxis und literariſcher Beſchäftigung hingab, und ging 1832 als Abſentenlegat (Vertreter eines abweſenden Magnaten) auf den Landtag. Daneben redigirte er eine Landtagszeitung, die zur Umgehung von Cenſurhinderniſſen in etwa 100 Exemplaren abgeſchrieben und durch die Comitatshaiduken an die Comitate verſandt ward. Nach dem Schluſſe des Landtags begann K. in Peſt zur Veröffentlichung der Comitatsverhandlungen ein ähnliches Blatt, das, um der Cenſur zu entgehen, lithographirt wurde. Die Regierung unterſagte jedoch die Fortſetzung der Zeitung und ließ im Mai 1837 K., Weſſelény und mehrere andere zu Ofen gefangen ſetzen. Die Septemviraltafel verurtheilte K. wegen Hochverraths zu vierjähriger Haft, aus der er jedoch bereits 1840 infolge einer allgemeinen Amneſtie befreit wurde. Hierauf übernahm er die Redaction des «Pesti hirlap», in welchem Blatte er fortan ſein großes publiciſtiſches Talent entwickelte und die bisherige gemäßigte Oppoſition durch ſeine radicale Haltung überflügelte. Eine Differenz mit dem Verleger veranlaßte indeß K. im Juni 1844 zur Niederlegung der Redaction. Er trat jetzt als Leiter und Beförderer der vielen patriotiſchen Vereine, z. B. des Schutzvereins für nationale Induſtrie auf, bis er im Nov. 1847 vom Peſter Comitat als Deputirter auf den Landtag geſandt ward, wo er bald als Führer der Oppoſition durch Kühnheit und rhetoriſche Gaben alles mit ſich fortriß. Er forderte die Befreiung der Bauern, Hebung des Bürgerſtandes, Pflegung des nationalen Elements, Preßfreiheit u. ſ. w., nach der franz. Februarrevolution aber offen eine ſelbſtſtändige Regierung für Ungarn und ein verantwortliches Landesminiſterium. Als Graf L. Batthyányi 17. März 1848 zum Präſidenten des ungar. Miniſteriums ernannt worden, trat K. als Finanzminiſter ein. Nach der Auflöſung dieſes Miniſteriums (September) wurde er Präſident des neuen Landesvertheidigungsausſchuſſes. In dieſer Stellung organiſirte er den Kampf gegen die ſüdſlaw. Bewegung und gegen die öſterr. Centralregierung und wußte die Ungarn zu den größten Opfern zu entflammen. Andererſeits trug er freilich durch ſeine ultramagyar. Richtung viel dazu bei, um die übrigen Volksſtämme Ungarns und Siebenbürgens der Nationalſache zu entfremden. Die Abdankung Kaiſer Ferdinand's I. und die Thronbeſteigung Franz Joſeph's (2. Dec.) fanden in Ungarn keine Anerkennung, ſodaß während des ſiegreichen Frühlingsfeldzugs von 1849 am 14. und 15. April der Reichstag zu Debreczin, auf K.'s Antrag, ſogar die Entſetzung des Hauſes Habsburg-Lothringen und die Unabhängigkeitserklärung beſchloß. Die künftige Landesverfaſſung blieb einem ſpätern Beſchluſſe vorbehalten, und bis dahin ſollte K. als regierender Präſident oder Gouverneur fungiren. Als ſolcher leiſtete er nun 14. Mai den Eid vor dem Reichstage zu Debreczin und hielt 5. Juni ſeinen triumphirenden Einzug in die wieder-

Digitized by Google

gewonnene Hauptstadt Ofen-Pest. K. hatte auf eine Intervention der Westmächte zu Gunsten Ungarns gehofft, sah sich aber bald in dieser Erwartung getäuscht. Dagegen kam eine große russ. Armee unter Fürst Paskewitsch den Oesterreichern zu Hülfe, womit die ungar. Sache hoffnungslos wurde. Schon Mitte Juli ging Pest wieder verloren, und der Gouverneur nebst Regierung und Reichstag mußte sich immer weiter nach Süden zurückziehen. In dieser verhängnißvollen Epoche zeigte K. weder polit. Scharfblick noch thatkräftige Energie. Während er in schwungvollen Proclamationen das Volk zum Verzweiflungskampfe aufrief, verlor er immer mehr an Macht und Ansehen, indeß der Obergeneral Görgei (s. d.) alle Gewalt an sich riß und endlich den Gouverneur zur Abdankung zwang. Am 11. Aug. 1849 übertrug K. zu Arad die Dictatur an Görgei und reiste dann über Lugos nach Orsowa. Eine Aufforderung des Generals Bem (s. d.), sein Amt wieder zu übernehmen, welche unterwegs bei ihm eintraf, wies er zurück. Unweit der Grenze ließ K., um sie der österr. Dynastie zu entziehen, die ungar. Kroninsignien vergraben, die erst 8. Sept. 1853 bei Währowa wieder aufgefunden wurden. Am 17. Aug. 1849 trat er dann mit wenigen Begleitern auf türk. Gebiet über, wo er verhaftet und erst in Widdin, dann in Schumla verwahrt ward. Doch lehnte die türk. Regierung das Ansinnen Oesterreichs, den Flüchtling auszuliefern, auf das bestimmteste ab, und nach längern Unterhandlungen kam man dahin überein, daß K. nebst seinen Genossen zu Kutahia in Kleinasien internirt (Febr. 1850) wurde. Dahin folgte ihm seine Gattin Therese, geb. Meßleny, die aus Ungarn entkommen war, und bald darauf lieferte die österr. Regierung auch seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, freiwillig aus. Nachdem K. auf Verwendung der brit. und der nordamerik. Regierung 9. Sept. 1851 seine Freiheit wieder erhalten, begab er sich über England nach den Vereinigten Staaten. Hier wie dort wurde er mit lauten Demonstrationen der Sympathie empfangen und wußte sich und die Sache Ungarns durch geschickte Volksreden wieder populär zu machen. Praktische Erfolge waren indeß auf diesem Wege nicht zu erlangen, und die von ihm eröffnete ungar. Anleihe hatte kein nennenswerthes Resultat. In der Folge lebte K. als Haupt der ungar. Emigration in London, dann später in Turin und Rocaro, organisirte wiederholt eine ungar. Legion, die unter Garibaldi kämpfte (1859 und 1866), protestirte 1867 gegen den Ausgleich, machte von der Amnestie keinen Gebrauch, und lehnte den Eid an die habsburgische Dynastie und die Rückkehr in die Heimat ab, wiewol er wiederholt zum Abgeordneten gewählt, auch 1877 durch eine in Italien erschienene Deputation zur Rückkehr aufgefordert wurde. Vgl. J. E. Horn, «Ludwig K.» (2 Bde., Lpz. 1851); Szemere, «Graf L. Batthyányi, A. Görgei, Ludwig K.» (3 Thle., Hamb. 1853); Makray veröffentlichte K.'s «Briefe an Bem 1849. März bis Juni» (Pest 1872).

Köstlin (Christian Reinhold), namhafter Jurist und Novellendichter, geb. 29. Jan. 1813 zu Tübingen, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart und widmete sich 1829—34 zu Tübingen, Heidelberg und Berlin juristische Studien. Nachdem er einige Zeit als Advocat gewirkt, habilitirte er sich 1839 zu Tübingen und wurde 1840 zum außerord. und einige Jahre später zum ord. Professor ernannt. Er starb 14. Sept. 1856. Neigung und Umstände hatten K. schon früh der Literatur zugeführt, welcher er auch später fortwährend seine Muße widmete. Eine große Anzahl lyrischer Gedichte und dramatische Fragmente sowie novellistische Arbeiten theilte er unter dem Pseudonym C. Reinhold in Zeitschriften (wie dem «Morgenblatt», der «Novellenzeitung» u. s. w.) und Almanachen mit. Auch veröffentlichte er unter demselben Namen als Erzählungen: «Die Geschichte vom span. Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl» (Stuttg. 1837) sowie die Novelle «Die Mathildenhöhle» (Stuttg. 1838), zu denen später die «Gesammelten Erzählungen und Novellen» (3 Bde., Brem. 1847—48) kamen. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete K. durch die Schriften: «Die Lehre vom Mord und Todtschlag» (Stuttg. 1838) und «Wilhelm I., König von Würtemberg, und die Entwickelung der würtemb. Verfassung» (Stuttg. 1839). Diesen folgten eine Reihe von Arbeiten, in denen er für die Begründung des Strafrechts auf die neuen, durch die Entwickelung der Philosophie an die Hand gegebenen Principien sowie für die Reform des Strafverfahrens mit bestem Erfolg wirkte. Dahin gehören außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken: «Die Perduellio unter den röm. Königen» (Tüb. 1841), «Neue Revision der Grundbegriffe des Strafrechts» (2 Thle., Tüb. 1844—45), «Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh. nebst Darstellung der Geschichte des Geschworenengerichts» (Tüb. 1849), «Das Geschworenengericht für Nichtjuristen dargestellt» (1. u. 2. Aufl., Tüb. 1849), «Die Geschworenengerichte» (Lpz. 1851) und «System des deutschen Strafrechts» (Bd. 1, Tüb. 1854). Nach seinem Tode wurden die «Abhandlungen aus dem Strafrechte»

Digitized by Google

(Tüb. 1858) und die «Geſchichte des deutſchen Strafrechts im Umriß» (Tüb. 1859), beide von Geßler herausgegeben. — K.'s Gattin, Joſephine K., geborene Lang (geb. zu München 14. März 1815), iſt als Componiſtin zahlreicher, zum Theil ſehr ſchöner Lieder bekannt.

Köſtlin (Jul.), namhafter prot. Theolog, geb. 17. Mai 1826 in Stuttgart, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt und widmete ſich 1844—48 zu Tübingen als Zögling des dortigen Seminars dem Studium der Theologie. Nachdem er kurze Zeit als Vicar zu Calw gewirkt, unternahm er eine Reiſe durch England und Schottland und beſuchte dann noch auf ein Halbjahr die Univerſität zu Berlin. Im Mai 1850 wurde er zum Stadtvicar in Stuttgart ernannt, doch ging er noch im Herbſt deſſelben Jahrs als Repetent wieder nach Tübingen. Im J. 1855 wurde er als außerord. Profeſſor und zweiter Univerſitätsprediger nach Göttingen berufen, von wo er 1860 als ord. Profeſſor nach Breslau überſiedelte. Im J. 1865 erhielt er den Titel eines Conſiſtorialraths, wurde 1867 Mitglied des ſchleſ. Conſiſtoriums und kam 1870 als Profeſſor nach Halle a. S. K.'s Vorleſungen erſtrecken ſich hauptſächlich auf das Gebiet der ſyſtematiſchen Theologie und neuteſtamentlichen Exegeſe. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: «Die ſchott. Kirche, ihr inneres Leben und ihr Verhältniß zum Staat» (Hamb. u. Gotha 1852), «Luther's Lehre von der Kirche» (Stuttg. 1853), «Das Weſen der Kirche» (Stuttg. 1854; umgearbeitete Aufl., Gotha 1872), «Der Glaube, ſein Weſen, Grund und Gegenſtand» (Gotha 1859), das verdienſtvolle Buch über «Luther's Theologie» (2 Bde., Stuttg. 1863) und die Biographie Luther's: «Martin Luther, ſein Leben und ſeine Schriften» (2 Bde., Elberf. 1875). Seit 1873 redigirt er mit E. Riehm die «Theol. Studien und Kritiken». Seiner Richtung nach gehört er der ſog. Vermittelungstheologie an. Auf der berliner Generalſynode 1875 trat K. als einer der Führer der ſog. Mittelpartei für die neue Kirchenverfaſſung ein. Vgl. Beyſchlag und K., «Die außerordentlichen Generalſynoden der evang. Landeskirche» (Halle 1876).

Köſtlin (Karl Reinhold), bekannt als Theolog und Aeſthetiker, geb. 28. Sept. 1819 zu Urach, widmete ſich erſt zu Tübingen unter Viſcher, Zeller, Baur, dann zu Berlin theol. und philoſ. Studien. Nachdem er 1841 nach Tübingen zurückgekehrt, hielt er daſelbſt philoſ. Vorleſungen, habilitirte ſich 1849 als Docent für Philoſophie und Theologie an der dortigen Univerſität und wurde 1857 zum außerord., 1863 zum ord. Profeſſor der Philoſophie und Kunſtgeſchichte ernannt. K.'s erſte wiſſenſchaftliche Arbeiten waren theol. Inhalts. Dahin gehören vor allem «Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe des Johannes» (Berl. 1843) und «Der Urſprung der ſynoptiſchen Evangelien (Tüb. 1853), ſowie eine Reihe von Abhandlungen in Zeller's «Theol. Jahrbüchern». Später wandte ſich K. mehr und mehr der Philoſophie und, auf Veranlaſſung Viſcher's, insbeſondere der Aeſthetik zu. Seine beiden bedeutendſten Arbeiten aus neuerer Zeit ſind «Goethe's Fauſt, ſeine Kritiker und Ausleger» (Tüb. 1860) und vor allem ſeine «Aeſthetik» (Tüb. 1863—68). Außerdem veröffentlichte er «Hegel in philoſ., polit. und nationaler Beziehung» (Tüb. 1870) und «Der Ring der Nibelungen» (Tüb. 1877).

Koſtnitz und Koſtnitzer Concil, ſ. Konſtanz.

Koſtomárow (Nikolaj Iwanowitſch), namhafter ruſſ. Geſchichtsforſcher, geb. 1817 in Oſtrogoſz in Kleinrußland, ſtudirte in Charkow und ſchrieb im Anfang der vierziger Jahre eine Abhandlung über die weſtruſſ. Kirchenunion des 16. Jahrh., welche von der Cenſur verboten wurde. Im J. 1844 erſchien von ihm «Ueber die hiſtor. Bedeutung der ruſſ. Volkspoeſie» und 1846 ſeine «Slaw. Mythologie». Als Dichter war K. ſchon vorher unter dem Namen Jeremie Holka aufgetreten. Wegen ſeiner panſlawiſtiſchen Beſtrebungen wurde K. bald darauf ein Jahr in Petersburg eingekerkert, dann nach Saratow verbannt. Im J. 1856 amneſtirt, veröffentlichte er nun «Bogdan Chmelnitzki» (eine Geſchichte Kleinrußlands im 17. Jahrh.), «Geſchichte des altruſſ. Handels», «Die ruſſ. Sitten und Gebräuche im 16. und 17. Jahrh.», «Die nordiſch-ruſſ. Volksſtaaten» (Nowgorod, Pſkow u. ſ. w.), «Stenko Raſin» (berühmter ruſſ. Räuber im 17. Jahrh.), «Die letzten Jahre des poln. Staats», eine Tragödie «Cremutius Cordus» und andere Gedichte, ſowie die hiſtor. Romane «Der Sohn» und «Kudejar». Seit 1859 wirkte K. als Profeſſor der Geſchichte in Petersburg, nahm aber 1862 infolge von Studentenunruhen ſeine Entlaſſung. Er iſt der begabteſte ruſſ. Hiſtoriker der Gegenwart. Seine Schilderungen ſind lebhaft, ſein Stil muſterhaft, zuweilen alterthümlich gefärbt. Der Panſlawismus K.'s gründet ſich auf den Gedanken einer föderativen Gleichberechtigung der ſlaw. Völker. Die Mehrzahl ſeiner Schriften erſchien geſammelt in «Jstoričeskija monografiji izslědovamja» («Hiſtor. Monographien und Forſchungen», 12 Bde., Petersb. 1868—72).

Koſtrómá, Gouvernement in Großrußland von 84,695 QKilom. mit (1871) 1,198,870 meiſt ruſſ. E., wird von der ſchiffbaren Wolga, die hier die Koſtroma, Unſcha, Weka, Nemda und

Digitized by Google

Wetluga aufnimmt, durchströmt, hat großen Waldreichthum und fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Anfertigung von Holzwaaren, Wolgabarken, Theer, Matten und Lindenbast, sodann auf Leinwandweberei, Justenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren viele im Sommer auf Handarbeit in andere Provinzen auswandern. Das Gouvernement hat 12 Kreise. — Die Hauptstadt K., am linken Ufer der Wolga, bei dem Einflusse der Kostroma in dieselbe, 380 Kilom. im Nordosten von Moskau gelegen, Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von K. und Galitsch, hat 27,178 E., 40 Kirchen, drei Klöster, ein Gymnasium, ein Mädchengymnasium, ein Seminar, eine geistliche Kreisschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, viele Fabriken, namentlich für Leder und Leinwand. Sie gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre Klöster und vielen Kirchen und ihre zum Theil prächtigen Gebäude, worunter besonders der Gouvernementspalast, der Kaufhof und die Kathedrale auf der Höhe des Bergs sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Dem Zar Michael Fedorowitsch, der in dem 1 Kilom. von K. gelegenen Ipatjewschen Kloster bis 1613 in der Zurückgezogenheit lebte, ist 1834 in K. ein Denkmal errichtet worden.

Köthen, Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Anhalt-K., Sitz einer Kreisdirection und eines Kreisgerichts, liegt im Knotenpunkt der Berlin-Anhaltischen, Magdeburg-Leipziger und K.-Halberstädter Eisenbahn und zählt (1875) 14,403 meist reform. E. Die Stadt hat zwei protestantische (deren eine, die um 1400 erbaute jetzt reform. Kirche, in goth. Stil, mit schöner Orgel von Ladegast, seit 1868 restaurirt worden ist) und eine kath. Kirche sowie eine Synagoge. Im herzogl. Schloß ist die ehemals Naumann'sche Vogelsammlung, ein Naturaliencabinet, eine Münzsammlung sowie die aus gegen 25,000 Bänden bestehende Bibliothek aufgestellt. Von höhern Lehranstalten bestehen ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule sowie ein Lehrerseminar. Die bekannte homöopathische Heilanstalt von Lutze wird jetzt von dessen Sohn geleitet. In neuerer Zeit ist K. infolge der äußerst günstigen Bodenverhältnisse der Mittelpunkt einer bedeutenden Zuckerindustrie geworden; auf dem Stadtgebiete selbst sind zwei, in der Umgegend etwa 20 Fabriken in Thätigkeit. Außerdem hat K. Spiritusbrennereien und eine Spritfabrik. In der Umgebung finden sich Braunkohlengruben in größerer Anzahl, die jährlich etwa 2 Mill. Tonnen Kohlen fördern; außerdem ist der Handel mit Getreide und Wolle, überhaupt mit den Landesproducten ziemlich beträchtlich.

Kothurn (griech. κόθορνος) hieß bei den Alten eine Art hoher, bis an das Schienbein festgeschnürter Schuhe, wie sie ursprünglich von den Jägern getragen wurden. Dann ward diese Fußbekleidung auch bei den Schauspielern in der Tragödie üblich. Der tragische K. hatte eine vierfach übereinandergelegte Korksohle, die wenigstens vier Querfinger hoch, aber oft nach der Proportion des Ganzen von noch weit beträchtlicherer Dicke war. Später galt der K. als Sinnbild des Trauerspiels, und namentlich verstand man darunter die tragische Diction.

Kotopaxi, Vulkan in Südamerika, s. Cotopaxi.

Kottbus, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. der preuß. Provinz Brandenburg, an der Spree, ist Sitz eines Landrathsamts, Kreis- und Schwurgerichts, Hauptsteueramts mit Packhofsniederlage, einer Handelskammer, Reichsbanknebenstelle und einer Superintendentur, hat drei evang. Kirchen, eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, höhere Bürgerschulen für Knaben und Mädchen, eine gewerbliche Zeichenschule, eine Gasanstalt, ein Krankenhaus, ein Hospital und ein Centralgefängniß und zählt (1875) 22,642, mit den Vorstädten Sandow und Brunschwig 25,705 E. Die Stadt ist sehr gewerbthätig; es bestehen hier bedeutende Tuch- und Buckskinfabriken, Wollspinnereien, eine Hut- und eine Teppichfabrik, eine Spritfabrik, Leinen- und Jutewebereien, Taback-, Möbel- und Maschinenfabriken, Dampfschneidemühlen, Kornbrennereien und Preßhefefabriken, Brauereien, Mälzereien, Gerbereien; auch ist der Tuch-, Colonial- und Fettwaarenhandel und das Speditionsgeschäft sehr ansehnlich. Eisenbahnlinien laufen von hier aus nach acht verschiedenen Richtungen und zwar nach Berlin, Halle, Dresden, Görlitz, Sorau, Guben, Frankfurt a. O. und nach Goyatz am Schwielochsee, dem Hafenplatz des kottbuser Waarenhandels. Stadt und Herrschaft K., schon unter den Markgrafen Otto, Johann und Waldemar ein brandenb. Lehn, wurde 1445 von Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg gekauft. Als der Kurfürst 1462 die Niederlausitz gegen den Pfandschilling an Böhmen zurückgab, blieb K. ausgeschlossen, das 1807 an Sachsen und 1813 wieder an Preußen kam. — Der Kreis K. zählt (1875) auf 852 QKilom. 70,316 E.

Kotyledonen oder Samenlappen (auch Samen- und Keimblätter genannt) heißen in der Botanik die an dem Achsentheile (Stengelchen) des Keimlings (Embryo) angewachsenen Organe,

Digitized by Google

welche während des Keimungsprocesses dem sich entwickelnden Keimlinge fortwährend Nahrung zuführen und deshalb stets mit Nährstoffen (Stärkemehl oder fettem Oel und Kleber) angefüllt sind. Nach der Zahl der K. theilt man sämmtliche Blüten- oder Samenpflanzen in Monokotyledonen (s. d.), Dikotyledonen (s. d.) und Polykotyledonen. Bei erstern ist blos Ein Samenlappen vorhanden, welcher, rings um die Achse des Keimlings angewachsen, diesen mantelförmig umgibt, meist einen Schlitz hat, durch den bei der Keimung das erste Blatt des Federchens (s. Keim) hervortritt, und stets unter dem Boden in der Samen- oder Fruchtschale eingeschlossen bleibt. Bei den Dikotyledonen sind zwei gegenständige Samenlappen vorhanden, welche entweder beim Keimen über den Boden emporgehoben werden und dann stets eine blattartige Beschaffenheit und eine grüne Farbe annehmen, oder unter dem Boden und in der aufgeplatzten Samen- oder Fruchtschale eingeschlossen bleiben (z. B. bei den Eichen, Edel- und Roßkastanien, Haseln, Wicken, Erbsen) und dann meist eine dicke, fleischige Beschaffenheit haben. Viele Samenlappen finden sich, stets in quirlförmiger Stellung, bei den meisten Nadelhölzern. Dieselben werden bei der Keimung stets über den Boden emporgehoben und bilden anfangs ein kuppelartiges Gewölbe über dem Federchen, worauf sie sich sternförmig ausbreiten. Im Gegensatz zu den Samenpflanzen, die stets einen mit K. versehenen Keim haben, werden die Sporenpflanzen oder Kryptogamen (s. d.), die eines wirklichen Keims und folglich auch der Samenlappen entbehren, Akotyledonen (s. d.) genannt. — In der Zoologie werden K. auch diejenigen fleischigen Auswüchse genannt, welche bei den Thieren mit gespaltenen Klauen auf der Innenseite der befruchteten Gebärmutter entstehen und in welche die Gefäßbündel auf der Außenseite des Chorions der Frucht hineinwurzeln.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von), der fruchtbarste und gewandteste deutsche Lustspieldichter, geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, Legationsrath war, besuchte das dortige Gymnasium und bezog, noch nicht 16 J. alt, die Universität zu Jena. Ein Jahr studirte er zu Duisburg, wohin sich seine Schwester Amalie verheirathet hatte, und wo er ein Liebhabertheater errichtete. Nach Vollendung seiner juristischen Studien wurde er 1780 Advocat. Nachdem er einige schwache Versuche, meist in Nachahmungen bestehend, wie «Ich. Eine Geschichte in Fragmenten» (Eisenach 1781) und «Erzählungen» (Lpz. 1781), hatte erscheinen lassen, ging er auf Veranlassung des preuß. Gesandten am russ. Hofe, Grafen Görtz, nach Petersburg und wurde Secretär bei dem Generalgouverneur von Bawr. Von diesem der Kaiserin empfohlen, erfolgte zunächst seine Ernennung zum Titularrath, 1783 zum Assessor des Oberappellationstribunals in Reval und 1785, nachdem er sich mit der Tochter des Generallieutenants von Essen vermählt hatte, zum Präsidenten des Gouvernementsmagistrats der Provinz Estland, womit er zugleich den Adel erhielt. Seine «Leiden der Ortenbergischen Familie» (Petersb. 1785) und seine «Kleinen gesammelten Schriften» (4 Bde., Reval u. Lpz. 1787—91), die er in Reval schrieb, bekundeten seine Darstellungsgabe, vorzüglich aber erwarben ihm die beiden Schauspiele «Menschenhaß und Reue» und «Die Indianer in England» (1789) den größten Beifall. Dagegen schadete er sich sehr in der öffentlichen Achtung durch die Herausgabe der berüchtigten Schrift «Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn», die er unter Knigge's Namen erscheinen ließ. Nach dem Tode seiner Gattin reiste er nach Paris, nahm dann seine Entlassung aus dem russ. Staatsdienste und lebte seit 1795 auf dem Lande, indem er etwa 60 Kilom. von Narwa den kleinen Landsitz Friedenthal sich erbaute. In dieser Zeit schrieb er «Die jüngsten Kinder meiner Laune» (5 Bde., Lpz. 1793—97) und mehr als 20 Schauspiele. Im J. 1798 folgte er an Alxinger's Stelle dem Rufe als Hoftheaterdichter nach Wien, nahm aber infolge mehrfacher Unannehmlichkeiten nach zwei Jahren mit einer jährlichen Pension von 1000 Fl. seine Entlassung und lebte in Weimar, bis er sich entschloß, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. Allein an der russ. Grenze wurde er im April 1800 verhaftet und nach Sibirien gebracht. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Krasnopolski, hatte K.'s kleines Drama «Der alte Leibkutscher Peter's d. Gr.», eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Uebersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchem das Stück so gefiel, daß er nicht nur sofort den Verfasser aus seiner Verbannung zurückberufen ließ, sondern ihm auch seine ganze Huld zuwendete. Er beschenkte ihn mit dem Krongute Worrokülll in Livland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Romanhaft beschrieb K. diese seine Verbannung unter dem Titel «Das merkwürdigste Jahr meines Lebens» (2 Bde., Berl. 1801). Nach dem Tode des Kaisers Paul bat er wieder um seine Entlassung, die er auch mit dem Titel eines Collegienraths erhielt, und

Digitized by Google

lebte zunächst wieder in Weimar, dann in Jena, bis er schließlich 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und im Verein mit Garlieb Merkel den «Freimüthigen» herausgab. Beide machten Partei gegen Goethe und dessen Anhänger, namentlich gegen A. W. und F. Schlegel. Außer mehrern dramatischen Werken, die K. in dieser Zeit lieferte, fing er auch den «Almanach dramatischer Spiele» an, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat (18 Jahrgänge, Lpz. 1803—20). In den J. 1803 und 1804 bereiste er Frankreich und, nachdem er zuvor Livland besucht hatte, Italien. Seine «Erinnerungen aus Paris» (Berl. 1804) und «Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel» (Berl. 1805) enthalten manches Interessante, aber auch viel Flüchtiges. Anfang 1806 ging er nach Königsberg, wo ihm zur Abfassung seines Werks: «Preußens ältere Geschichte» (4 Bde., Riga 1809), das dortige Archiv zu benutzen verstattet war. Doch infolge der polit. Ereignisse in Deutschland sah er sich gegen Ende 1806 veranlaßt, nach Rußland zu flüchten, wo er, seit 1807 auf seinem Gute Schwarzen in Estland lebend, Napoleon und die Franzosen mit allen Waffen des Witzes, namentlich in den Zeitschriften «Die Biene» (Königsb. 1808—10) und «Die Grille» (1811—12) bekämpfte. Zum Staatsrath erhoben, folgte er 1813 dem russ. Hauptquartier und gab in Berlin ein «Russisch-deutsches Volksblatt» (1814) heraus. Bald nachher wurde er zum russ. Generalconsul für die preuß. Staaten in Königsberg ernannt, wo er neben mehrern polit. Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen eine sehr einseitige «Geschichte des Deutschen Reichs» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1814—15; fortgesetzt von Rüder, Bd. 3 u. 4, 1832) schrieb. Im J. 1816 als Staatsrath bei dem Departement des Auswärtigen in Petersburg angestellt, wurde er 1817 mit einem Jahrgehalt von 15,000 Rubeln als polizeilich-polit. Spion nach Deutschland geschickt. Im Zusammenhange mit dieser Thätigkeit begründete er 1818 das «Literarische Wochenblatt», in welchem er über Schriften aller Art aburtheilte und über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Ihm war es dabei nur um Gunst und Geld zu thun, und sein Spott ergoß sich schonungslos über alle liberalen Ideen und über das Verlangen der Völker nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. Er zog sich durch solches Treiben die allgemeine Verachtung im deutschen Volke zu, und seine Unpopularität nöthigte ihn, seinen Wohnsitz von Weimar nach Manheim zu verlegen. Der Hohn, womit er namentlich die Begeisterung des jüngern Geschlechts für Freiheit und Vaterland verfolgte, erregte endlich den schwärmerischen Jüngling Karl Ludwig Sand (s. d.) zu einer mörderischen That. K. fiel unter den Dolchstichen Sand's 23. März 1819 in Manheim. Als Lustspieldichter und im bürgerlichen Drama sind K. Witz, Leichtigkeit des Dialogs, gewandte Charakterzeichnung und unerschöpfliche Erfindungsgabe nicht abzusprechen; dagegen fehlte es ihm an der höhern Einsicht in die Kunst und an jeder nationalen und sittlichen Gesinnung. Die Zahl seiner dramatischen Werke beläuft sich auf weit über 100. Viele derselben sind bereits wegen der momentanen Beziehung, welche sie hatten, veraltet und von der Bühne verschwunden, während andere wegen ihrer Frivolität keinen Anklang mehr finden. Gesammelt erschienen seine «Sämmtlichen dramatischen Werke» in 28 Bänden (Lpz. 1797—1823), in 44 Bänden (Lpz. 1827—29) und in 40 Bänden (Lpz. 1840—41). Neuerdings wurde eine «Auswahl dramatischer Werke» K.'s (10 Bde., Lpz. 1867—68) veranstaltet und auch «Ausgewählte Lustspiele» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1873) von ihm herausgegeben. Sein Leben beschrieben Cramer (Lpz. 1820) und Döring (Weim. 1830).

Kotzebue (Otto von), berühmter russ. Reisender, der zweite Sohn des Vorigen, geb. zu Reval 30. Dec. 1787, machte, nachdem er im Cadettencorps zu Petersburg eine zweckmäßige Erziehung genossen, 16 J. alt mit Krusenstern zum ersten mal die Reise um die Welt, von welcher er 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später wurde ihm die Führung des Schiffes Rurik anvertraut, um die Möglichkeit einer nordöstl. Durchfahrt in der Nähe der Beringsstraße zu versuchen, wobei ihn unter andern Chamisso, Eschscholtz und Choris begleiteten. Auf einer dreijährigen Fahrt (1815—18) entdeckte er in der Südsee mehrere Inseln, die er die Rurikskette, die Rumjanzow-, Spiridow-, Krusenstern-, Kutusow-Inseln u. s. w. nannte, und im Südosten der Beringsstraße einen Sund, welcher nach ihm den Namen Kotzebue-Sund erhielt. Die Ergebnisse dieser Expedition machte er in dem Werke «Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstl. Durchfahrt in den J. 1815—18» (3 Bde., Petersb. 1821—23; deutsch, Weim. 1821) bekannt. Hierauf zum Kapitän-Lieutenant der russ. Gardemarine ernannt, trat er 1823 auf des Kaisers Alexander Befehl seine dritte Reise um die Welt an, auf der ihn auch diesmal Eschscholtz begleitete und von der er 16. Juli 1826 in Kronstadt wieder anlangte. Die Beschreibung derselben lieferte er in der «Neuen Reise um die Welt in den J. 1823—26» (2 Bde., Weim. 1830). Seine Reisen haben die Hydrographie,

Digitized by Google

vorzüglich der Südsee, wesentlich gefördert. K. starb zu Reval 15. Febr. 1846. — Sein Bruder, Moritz von K., geb. 11. Mai 1789, machte mit ihm unter Krusenstern die Reise um die Welt und trat dann 1806 in die russ. Landarmee ein. Im Feldzuge von 1812 gerieth er in franz. Gefangenschaft und wurde erst 1814 freigegeben. Seine Schicksale während derselben schilderte er in der Schrift: «Der russ. Kriegsgefangene unter den Franzosen» (Lpz. 1815). Bekannt wurde er insbesondere durch seine Reise nach Persien mit der russ. Gesandtschaft 1817, deren Beschreibung sein Vater (Weim. 1819) herausgab. Später diente er als Oberst im Kaukasus und 1831 in Litauen, ward 1834 Generalmajor, dann Commandant der Festung Iwangorod, 1846 Generallieutenant und starb als Mitglied der poln. Abtheilung des russ. Senats im Febr. 1861 zu Warschau. — Ein dritter Bruder, Paul Graf von K., geb. 1801, empfing seine militärische Bildung in der Privatakademie des Generals Murawjew zu Moskau, focht mit Tapferkeit und Auszeichnung im Kaukasus und in Polen und ward 1843 Generalquartiermeister der activen Armee unter dem Feldmarschall Paskewitsch. Seit 1846 Generallieutenant und Stabschef des kaukas. Corps, nahm er in dieser Eigenschaft hervorragenden Antheil an den Kämpfen gegen die Bergvölker und erhielt den Titel eines kaiserl. Generaladjutanten. Als 1853 eine russ. Armee unter Gortschakow in die Donaufürstenthümer einrückte, bat dieser sich den General von K. zum Chef seines Generalstabes aus. Als solcher war er beim Uebergang über die Donau und der Belagerung von Silistria, sowie bei der Vertheidigung von Sewastopol und der Schlacht an der Tschernaja gegenwärtig und folgte 1856 Gortschakow nach Polen, um an die Spitze des Generalstabes der Ersten Armee zu treten. Im Dec. 1859 zum General der Infanterie befördert, ward er bald nach dem Ausbruche der Unruhen in Polen 1861 seines Amtes als Stabschef enthoben und blieb kurze Zeit außer Thätigkeit, bis er Ende 1862 zum Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien und später auch zum Oberbefehlshaber des Militärbezirks von Odessa befördert wurde. Im Jan. 1874 ward er sodann an Stelle des Feldmarschalls Grafen Berg zum Generalgouverneur von Polen ernannt und im Juli 1874 in den Grafenstand erhoben. — Ein vierter Bruder, Alexander von K., bekannt als vorzüglicher Schlachtenmaler, wurde 9. Juni 1815 in Königsberg geboren und nach des Vaters Tode (1819) auf Kosten der russ. Regierung im Cadettencorps in Petersburg erzogen, das er 1834 als Offizier verließ. Jedoch schon in frühester Jugend für die Kunst eingenommen, verließ er die militärische Laufbahn, um sich jener ganz allein zu widmen. Nachdem er die kaiserl. Akademie der Künste in Petersburg besucht, wo er sich namentlich unter Leitung Sauerweid's bildete, verließ er Rußland, um sich in der Fremde zu vervollkommnen. Bereits hatte er zwei größere Gemälde auf Bestellung des Kaisers vollendet: Die Schlacht bei Narwa und Die Einnahme von Schlüsselburg. Die J. 1847 und 1848 verlebte er in Paris, wo er an Horace Vernet den theilnehmendsten Freund fand. Die Februarrevolution bewog ihn, Paris zu verlassen. In Stuttgart, wo er sich dann aufhielt, begann er Gemälde auszuführen, die auf Bestellung des Kaisers für die Säle des kaiserl. Winterpalastes in Petersburg bestimmt waren. Sie stellen durchaus glorreiche Waffenthaten der russ. Armeen vor: den Antheil der Russen am Siebenjährigen Kriege, die Feldzüge Suworow's in Italien, in der Schweiz, die Feldzüge Peter's I. gegen Schweden. So entstanden im Laufe der Jahre mehrere große Gemälde, namentlich: Die Schlacht bei Pultawa, Der Uebergang über die Teufelsbrücke u. a. Nachdem der Künstler Rom besucht, nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in München. Symmetrisch componirt und durch Tiefe und ernste Pracht der Farbe und Stimmung ausgezeichnet ist: Die Erstürmung von Narwa durch Peter d. Gr. im J. 1704 (1866), nicht minder ein die Huldigung des Magistrats nach der Einnahme Rigas 1710 darstellendes Bild (1866).

Kowno (litauisch Kauna), ein Gouvernement im westl. Rußland, welches 1843 zumeist aus den nördl. Kreisen des litauischen Gouvernements Wilna gebildet wurde und, zwischen Preußen und Kurland gelegen, an einem Punkte (nahe Polangen) an die Ostsee stoßend, dem alten Samogitien (s. d.) entspricht. Das Gouvernement zählt (1871) auf 40,641 QKilom. 1,172,141 E., zur größern Hälfte Litauer und Samogitier, außerdem sehr wenige Russen, dagegen ungleich mehr Polen, Deutsche, Juden und Zigeuner. Flachsfelder und herrliche Wälder nehmen einen sehr großen Theil des Areals ein. Das Holz wird hauptsächlich auf dem Njemen (Memel) und dessen Nebenflüssen verflößt und gelangt so nach Tilsit. Das Gouvernement zerfällt in sieben Kreise. — Die Hauptstadt K., an der Petersburg-Warschauer Eisenbahn und am Zusammenflusse des Njemen und der Wilia, theils im Thale, theils auf den Uferhöhen der beiden Flüsse gelegen, hat ein schönes alterthümliches Rathhaus, zwei griech., acht kath. und eine luth. Kirche, vier kath. Klöster, zwei Gymnasien, von denen eins ein Mädchengymnasium, eine

Digitized by Google

luth. Schule und zwei Volksschulen. Neben dem Rathhause steht eine gußeiserne Pyramide zum Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen 1812. Die Stadt zählt 33,050 E., darunter 13,000 Juden und viele Deutsche. Man braut gutes Bier, vorzüglichen Meth (Lippitz) und treibt lebhafte Schifffahrt und bedeutenden Handel mit Getreide und Leinsamen. Am 23. bis 25. Juni 1812 ging bei K. Napoleon's I. Hauptarmee über den Njemen und 14. Dec. führte Ney eine Nachhut von 200 Mann an derselben Stelle über den Strom zurück. In dem Treffen vom 26. Juni 1831 siegten die Russen unter Malinowsky über die Polen. Etwa 8 Kilom. von der Stadt liegt in einem Walde und an der Wilia das prächtige Camaldulenserkloster Poshaiskij-Uspenskij oder Friedensberg, 1674 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Fl. von dem litauischen Großkanzler Christoph Paz erbaut, der mit seiner Gemahlin daselbst ruht.

Krabben oder Taschenkrebse (Brachyura) nennt man die kurzschwänzigen, zehnfüßigen Krebse, deren Hinterleib (Schwanz) sehr kurz, vier- bis siebengliederig, ohne Endflossen, mit einigen Afterfüßen zur Befestigung der Eier versehen ist und, im Leben umgeschlagen, in einer Vertiefung des Bruststücks getragen wird. Das erste Fußpaar ist stets mit Scheren versehen und das letzte Paar der Kieferfüße oder Freßklauen hat breite, platte Glieder und verdeckt die andern Freßwerkzeuge. Die Larvenformen der K. haben höchst seltsame Gestalten und wurden früher als besondere Gattungen (Zoëa) beschrieben. Die K. sind Wasserthiere, und zwar größtentheils Meerthiere. Nur die Landkrabben (Gecarcinus) machen eine Ausnahme. Viele K. geben ein geschätztes, aber schwer verdauliches Nahrungsmittel ab, wie die gemeine Flußkrabbe (Thelphusa fluviatilis), welche man in Italien, Dalmatien und Griechenland auf den Markt bringt und in feuchten Kellern mehrere Monate lang am Leben erhalten kann. Die gemeine Maja oder Spinnenkrabbe (Maja squinado), welche die Alten für sehr klug hielten und auf Münzen darstellten, wird überall gegessen. Sehr schmackhaft ist die gemeine Schwimmkrabbe (Portunus Maenas), welche an der europ., vorzüglich adriatischen Küste und in den Lagunen von Venedig zu Millionen gefangen wird. Auch die weichhaarige Schwimmkrabbe (Portunus puber), welche in der Nordsee gefunden wird, ist schmackhaft. Der breite Taschenkrebs (Cancer Pagurus), welcher in europ. Meeren stellenweise häufig ist, wird fast 30 Ctmt. breit und 5 Pfd. schwer und als wohlschmeckend geschätzt. In Westindien gilt die gemeine Landkrabbe (Gecarcinus ruricola) oder Turluru als die leckerste Art; sie hält sich an feuchten Orten in Gebüschen und Wäldern auf, wandert aber in großen Scharen zur Zeit der Reife der Eier dem Meere zu, um dort die Jungen abzusetzen.

Krafft (Peter), namhafter Historienmaler, wurde 17. Sept. 1780 zu Hanau geboren und von seinem Vater, einem geschickten Emailmaler, später auf der Malerakademie seiner Vaterstadt für die Kunst, insbesondere für Porträtmalerei ausgebildet; doch führte ihn der eigene Trieb zum histor. Genre, und wie fleißig er auch von 1799 ab auf der Akademie zu Wien das Bildnißmalen fortsetzte, lieferte er doch bis 1801 im Geiste der Füger'schen Richtung schon manches Bild aus der antiken Mythologie und Geschichte. Um diese Zeit ging er nach Paris, wo er in der Beschäftigung mit Porträtmalerei, dem Copiren antiker Gemälde aus Herculanum und eigenen Compositionen (Sappho, Hebe) eine große Thätigkeit entwickelte. Hier hatte die mehr realistische Weise des gefeierten David bestimmend auf ihn gewirkt und seine spätere histor.-genrehafte Richtung entschieden. Im J. 1807 kehrte er nach Wien zurück. Im folgenden Jahre wandte er sich nach Rom, wo er viele Monate sich der Anschauung von Kunstwerken hingab. Sein erstes großes histor. Bild nach seiner Heimkehr stellte den Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern dar. Im J. 1815 malte er einen Belisar, der von der Akademie den Preis erhielt; dann folgten Oedipus und Antigone und viele Porträts, meist Mitglieder der kaiserl. Familie. Sodann malte er 1814 die Schlacht bei Leipzig, welche wiederholt werden mußte. Zu den bedeutendern Werken der folgenden Jahre gehören Ossian und Malvina (in der Lichtenstein'schen Galerie), Manfred, Rudolf von Habsburg dem Priester sein Pferd anbietend, die Krönung Franz' I. in Preßburg, Zriny's Ausfall aus Szigeth u. s. w. Im J. 1833 malte er drei enkaustische Wandbilder in der kaiserl. Hofburg: die Rückkehr des Kaisers 27. Nov. 1809, die vom 16. Juni 1814 und die erste Ausfahrt des Kaisers 9. April 1826 nach der Genesung von einer schweren Krankheit. Die meisten von K.'s Bildern sind von Stöber und Rahl gestochen worden. K. war Professor an der Akademie, Director der Bildergalerie und Schloßhauptmann des Belvedere in Wien, wo er 28. Oct. 1856 starb. Seine kunsthistor. Bedeutung beruht darin, daß er die wiener Schule aus der Bahn des unwahren Antikisirens auf das zeitgenössische und volksthümliche Genre hinlenkte. — Sein Bruder, Joseph K., geb. 1787 zu Hanau, gest. 23. Juni 1828 zu Neustift bei Wien, lieferte eine Menge vortrefflicher Porträts.

Digitized by Google

Kraft bezeichnet im allgemeinen jede Ursache einer Wirkung, und daher gebraucht man dieses Wort sowol bei den Vorgängen in der geistigen als auch in der materiellen Welt. Die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Kräfte werden niemals unmittelbar, sondern immer erst durch Rückschlüsse aus deren Wirkungen, also mittelbar erkannt. Erst in der Neuzeit wurde bewiesen, daß die verschiedenen Naturkräfte, wie z. B. die Schwerkraft, die elastische K., die magnetische und elektrische K., die chem. Anziehungskraft u. s. w., auf das innigste zusammenhängen und daß sich die eine in die andere in äquivalenter Weise umwandeln, daß sich aber keine K. vernichten lasse; alle Naturkräfte entspringen einer einzigen Grundkraft und sind nur als Modificationen dieser einen Grundkraft anzusehen, wobei nicht die kleinste K. im Weltall verloren gehen kann; die K. des Weltalls ist sowie die Materie des Weltalls unvernichtbar. Schon die altgriech. Philosophen: Leucipp (510 v. Chr.), Heraklit (500 v. Chr.), Demokrit (470 v. Chr.), Aristoteles (350 v. Chr.), Epikur (305 v. Chr.), und ebenso die Denker seit mehr als 200 Jahren: Descartes, Newton, Huyghens, Bacon u. a. m., haben die Unzerstörbarkeit der Atome und der an der Materie sich äußernden Kräfte geahnt; aber erst gegen Ende des 18. Jahrh. haben Lavoisier (1772—86), Wenzel (um dieselbe Zeit bis 1777) und Richter (1792) mittels der verfeinerten Wage die Unzerstörbarkeit, also die «Erhaltung der Materie», und im 19. Jahrh. haben J. R. Mayer (1842—51) und P. Joule (1843—49) den Satz von der Unzerstörbarkeit, d. i. von der «Erhaltung der K.», experimentell erwiesen; gleichzeitig hat Colding mittels Speculation darauf hingewiesen. Der Gedanke, daß Stoff und K. unzerstörbar und unerschaffbar sind, bildet das Grundgesetz der heutigen Naturforschung. Der Satz von der «Erhaltung der K.» spricht aus, daß die im Weltall wirkende Kraftsumme eine unveränderliche sei, so sehr auch die Posten dieser Summe in ihrer gegenseitigen Größe und Stellung sich ändern mögen. Hierbei ist die K. entweder «lebendige K.» oder «Energie der Bewegung» und wird durch das halbe Product aus der Masse in das Quadrat ihrer Geschwindigkeit gemessen, wie z. B. bei der Energie eines fallenden Steins u. s. w., oder sie ist «vorräthige Arbeit» (s. Effect), Spannkraft oder «Energie der Lage», wie z. B. bei einer gespannten Feder u. dgl. m. Die Summe der vorräthigen Arbeit, d. i. der möglichen oder potentiellen Energie, und der wirklichen Bewegungs- oder dynamischen Energie im Weltall ist constant. Dieser Satz hängt mit der neuen Wärmelehre innig zusammen. (S. Wärme).

Obschon nun dieser Satz von der Constanz der Weltkraft sämmtliche Gebiete der gegenwärtigen Naturforschung beherrscht und auch in die Philosophie Eingang gefunden hat, so ist doch seine Gültigkeit auf geistigem Gebiete noch nicht erwiesen, und es sind daher die geistigen Kräfte, wie die Denk- und Willenskraft u. s. w., von der Psychologie, Logik, Moral u. s. w. noch weiter zu ergründen. Die Kräfte als bewegende Ursachen behandelt die Dynamik (s. d.). Die Naturkräfte wirken im allgemeinen so, daß sie den Abstand von materiellen Punkten zu verkleinern oder zu vergrößern suchen, wobei ihre Größe im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen jener materiellen Punkte steht. Suchen die Kräfte die Entfernung der Punkte zu vergrößern, so heißen sie abstoßende; im entgegengesetzten Falle heißen sie anziehende. Unter Richtung einer K. versteht man diejenige Gerade, in welcher dieselbe ihre Wirkung äußert oder eine Bewegung hervorzubringen strebt. Der Angriffspunkt einer K. heißt der Punkt, in welchem sie als unmittelbar wirkend gedacht wird. Wenn zwei mechan. Kräfte auf einen Punkt wirken, so lassen sich beide völlig ersetzen durch eine einzige K., welche dasselbe leistet, wie die beiden ursprünglichen, und den Namen der resultirenden K. oder Resultirenden führt, während die beiden ursprünglichen Kräfte als Seitenkräfte bezeichnet werden, weil man, wenn die beiden gegebenen Kräfte einen Winkel miteinander bilden, die resultirende K. findet, indem man aus den beiden gegebenen Kräften als Seiten ein Parallelogramm construirt und die Diagonale von dem Angriffspunkte nach der Spitze des gegenüberliegenden Winkels zieht; die Diagonale ist dann die Resultirende. Durch das umgekehrte Verfahren läßt sich auch eine gegebene K. in zwei andere zerlegen. In dem besondern Falle, wo die gegebenen Kräfte in einer geraden Linie liegen, ist die Resultirende gleich ihrer Summe, wenn sie nach derselben Seite, dagegen gleich ihrer Differenz, wenn sie nach entgegengesetzten Seiten wirken. Sind mehr als zwei Kräfte gegeben, so lassen sich dieselben ganz nach demselben Gesetze in eine einzige Resultirende vereinigen, indem man zuerst für zwei der Kräfte die Resultirende sucht, dann für diese Resultirende und die dritte K. wieder eine Resultirende u. s. w., bis zuletzt alle Kräfte in einer einzigen Resultirenden vereinigt sind. Wenn die Größe einer solchen resultirenden K. gleich Null ist, so heben sich alle gegebenen Kräfte in ihren Wirkungen auf, und der Körper, welcher ihren Angriffen unterworfen war, bleibt in Ruhe, es findet Gleichgewicht statt; erhält aber die Resultirende

Digitized by Google

eine gewisse Größe, so bewegt sich der Körper mit einer dieser angemessenen Geschwindigkeit in der Richtung dieser Resultirenden. (S. Mechanik.)

Kraft (Adam), einer der vorzüglichsten deutschen Bildhauer in der Zeit des Uebergangs der mittelalterlichen zur neuern Kunst, stammte wahrscheinlich aus Nürnberg, war gegen Mitte des 15. Jahrh. geboren und starb 1507 im Spitale zu Schwabach, in der Nähe Nürnbergs. Er gehört der nürnberger, auf entschiedene Charakteristik und treue Lebenswahrheit gerichteten Schule an und erreichte in seiner Kunst eine vollendete Meisterschaft, vermöge deren er das Material zum vollkommenen Träger des Gedankens macht und dem Steine warme Empfindung einzuhauchen scheint. Vor 1490 ist kein Werk mit Sicherheit ihm zuzuschreiben. Zu seinen frühesten und besten Arbeiten gehören die sog. Stationen, sieben Darstellungen aus dem Kreuzesgange Christi, welche von einem Thore Nürnbergs zum St.-Johanniskirchhofe führen. Sein Hauptwerk ist das 19 Mt. hohe Sakramentshaus in der St.-Lorenzkirche zu Nürnberg (1496—1500), gleichsam eine mit figürlichen Scenen durchflochtene Filigranarbeit von Stein. Am Fußgestell desselben hat K. sich selbst nebst zwei Gesellen in ganzer Figur und Lebensgröße als Träger dargestellt. Andere vorzügliche Arbeiten von ihm sind das Schreier'sche Grabdenkmal an der Sebalduskirche (1492), eine Krönung der Maria in der Aegidienkirche (1501), eine Maria als schützende Himmelskönigin in der Frauenkirche u. s. w. Auch mehrere Sakramentshäuser in Kirchen in der Nähe Nürnbergs, wie zu Schwabach und Kalchreuth, werden ihm zugeschrieben. Das Decorative an seinen Arbeiten zeigt die glänzendste Entfaltung des spätgoth. Stils. Vgl. Wanderer, «Adam K. und seine Schule» (Nürnb. 1869).

Kraftmaß für Intensitäten von Arbeiten, s. Dynamometer.

Kragstein, s. Console.

Kragujewatz, Kreisstadt in Serbien, an der Lepenitza gelegen, mit (1875) 6670 E. und einem Konak des verstorbenen Fürsten Milosch Obrenowitsch, hat eine Kanonengießerei, ein großes Arsenal, Gewehr- und Munitionsfabriken, ein Gymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt. Im Gebirge, 8 Kilom. westlich von K., befinden sich bei Stragari große Pulvermühlen.

Krähe ist der Name mehrerer Arten der Gattung Rabe (Corvus), von denen in Deutschland drei Arten, stets gesellig in Schwärmen, vorkommen. Die Rabenkrähe oder echte K. (C. Corone) ist 45—50 Ctmt. lang, ganz schwarz, am Kopfe und Nacken blauschwarz und ihr Schnabel kürzer als der Lauf. Sie ist bei uns Zug-, doch auch Standvogel, zeigt sich als ein vorsichtiges, kluges Thier und wird durch Vertilgung von schädlichen Insekten nützlich. Die Nebelkrähe (C. Cornix) ist von gleicher Größe wie die vorige, aschgrau und am Kopfe, Kehle, Schwanze und Flügeln tiefschwarz. Sie ist im nördl. Europa, vorzüglich in Schweden und Rußland, weit verbreitet und wird in vielen Gegenden eifrig verfolgt, jedoch mit Unrecht, da sie durch Vertilgung vieler schädlicher Thiere nützt. Sie nährt sich von Insekten, Schalthieren, Nacktschnecken, Aas, Fischen, kleinen Säugethieren, Eiern anderer Vögel, jungen Vögeln, reifen Beeren, Kirschen und andern Obstsorten. Ihr Nest baut sie auf hohe Bäume an Wiesenrändern oder in Feldhölzern aus Reisern, die durch Lehm fest verbunden werden; zum Winteraufenthalte wählt sie sich bei uns ein hohes Kirchdach oder andere unbewohnte Gebäude. Die Eier sind grünlich und dunkelbraun gefleckt; die Jungen, welche anfangs blind sind, erhalten meist erst gegen den fünften Tag nach dem Ausschlüpfen ihre Sehkraft. Die Saatkrähe (C. frugilegus) ist etwa 45 Ctmt. lang, tiefschwarz, im Nacken mit auffallendem Purpurschimmer, der Schnabel von der Länge des Laufs und bei ältern Vögeln an der Wurzel durch Abreiben der Federn nackt. Dieselbe zeigt sich weit friedlicher und geselliger als die andern Arten und baut ihr Nest gern in Gesellschaft auf breitwipfelige Bäume. Bei uns ist sie Zugvogel und verbringt den Winter in gemäßigtern Ländern, doch bleibt sie zum Theil sogar im nördl. Deutschland zurück. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Regenwürmern, den Larven von Insekten, die sie aus der Erde holt, Maikäfern u. s. w., und der Nutzen, den sie dadurch stiftet, ist außerordentlich groß. Bei den Alten waren die K. und vorzüglich die Raben Hauptgegenstand der Wahrsagungen aus dem Vogelflug (Augurien); ihr Flug zur Linken galt für glückverheißend, zur Rechten aber für unglückbedeutend.

Krähenaugen, s. Brechnuß.

Krahn, auch Kranich, nennt man eine Maschinenvorrichtung, welche dazu dient, schwere Lasten aufzuheben und auf geringe Entfernungen zu transportiren. Die roheste Form des K. besteht aus einer starken Säule, dem Krahnständer, auf welcher ein Querbalken, die Krahnbracke, meist schräg aufwärts gerichtet, befestigt ist. Die Krahnbracke hat an ihren beiden Enden Rollen, über welche das Zugtau von der Last bis zu einer Winde geführt ist. Durch Aufwinden

Digitized by Google

des Taues wird dann die Last gehoben, das Fortschaffungsmittel untergebracht und auf dieses die Last wieder niedergelassen. Im Laufe der Zeiten ist die Maschine sehr vervollkommnet worden, und gegenwärtig gibt es folgende Arten derselben: 1) Drehkrahne, welche nebst dem Heben und Herablassen der Last eine Horizontalbewegung derselben im Kreise gestatten; 2) Wippkrahne, bei welchen an einem langen Wagebalken (Balancier) die Last herabgelassen oder durch ein Gegengewicht aufgehoben werden kann; 3) Laufkrahne, die auf Rädern oder Rollen angebracht sind und auf Eisenbahnen, in Gießereigebäuden u. s. w. ihren Platz verändern können, um entweder selbst nach verschiedenen Orten versetzt zu werden oder eine Last auf etwas größere Entfernungen zu transportiren. Alle K. enthalten als wesentlichen Bestandtheil ein Rädergetriebe, welches die zur Bewegung dienende Kraft (Muskelkraft des Menschen, Dampfkraft u. s. w.) in erwünschtem Maße verstärken, unter gleichzeitiger Verminderung der Geschwindigkeit. Nur bei den hydraulischen K. ist das Rädergetriebe durch die Bestandtheile einer hydraulischen Presse ersetzt. — **Krahnrecht** heißt das Recht, an Häfen und Ausladestellen einen K. öffentlich halten zu dürfen, dann aber auch das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtliche Ladung zu klaren und zu verzollen.

Krähwinkel heißt ein Dorf im Kreise Solingen des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf. Der Ort, den man unter demselben Namen in Deutschland als Sitz lächerlicher Kleinstädterei und beschränkten Philisterthums zu bezeichnen pflegt, existirt indeß nicht, sondern ist aus Kotzebue's Lustspiel «Die deutschen Kleinstädter» entlehnt.

Krain, Herzogthum und Kronland des cisleithanischen Theils der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, 9988 QKilom. groß, wird im N. von der östl. Fortsetzung der Karnischen oder Kärntner, im S. von den Julischen oder **Krainer Alpen** und dem Karstgebirge durchzogen. Der höchste Punkt ist der 2856 Mt. hohe Terglou zwischen den beiden Quellen der Save, welcher an seiner Nordseite den einzigen Gletscher des Landes trägt und den Scheidungspunkt der Karnischen und Julischen Alpen bildet. Die letztern und die Gebirge des Karst (s. d.) zeichnen sich durch Versenkungen, Trichter, unterirdische Wasserläufe und Höhlen aus. Die wichtigsten sind die Adelsberger Grotte (s. **Adelsberg**), die noch größere Kleinhäusler Grotte, die 8 Kilom. von Adelsberg entfernte, mit sehenswerthen Stalaktiten erfüllte Magdalenenhöhle und die zuerst im Juli 1850 näher untersuchte Tropfsteinhöhle im sog. Bod-babji-sob-Gebirge bei Veldes in Oberkrain. Unter die interessantesten Erscheinungen des an Naturmerkwürdigkeiten reichen Landes gehört die Felsenbrücke von St.-Kanzian, 40 Mt. hoch, 50 Mt. breit, mit einem vollkommenen Gewölbe von 20 Mt. Höhe und 50 Mt. Länge. Das Plateau im südwestl. Theile des Landes bedeckt der Birnbaumerwald, dessen kleinster Breitendurchschnitt 22 Kilom. umfaßt, und der unter dem Namen Pinka-Planina bis an die Grenze von Kroatien sich fortsetzt. Auf dem mit schachtartigen Löchern übersäeten Karst erhält sich nur durch den angestrengtesten Fleiß eine spärliche Vegetation. Größere Thäler sind die Wurzen und Wochein. K. ist minder stark bewässert als die Nachbarländer. Mit Ausnahme der Idria und Wispach, welche sich in den Isonzo ergießen, gehören die Gewässer dem Flußgebiet der Save an, welche als schiffbarer Fluß, nach der Einmündung der Laibach, nur noch eine geringe Strecke im Lande bleibt. Ihr größter Zufluß ist die Kulpa an der südöstl. Landesgrenze. Die Unz oder Maunitz verliert sich unter der Erde; der Broschitzabach fließt in den Czirknitzersee (s. d.), neben welchem noch der Feldeserſee und der Wocheiner zu bemerken sind. Vom Laibacher Moorgrunde ist bereits ein bedeutender Theil cultivirt, ein anderer zu Nachgrabungen benutzt worden, welche sehr interessante prähistor. Funde zu Tage fördern. Das Klima ist, abgesehen von den rauhen Gebirgsgegenden, mild, die mittlere Jahrestemperatur in Laibach $8^{1}/_{10}°$ R., zu Möttling an der kroat. Grenze sogar $9^{1}/_{2}°$ R., daher in mehrern Landstrichen Klima und Vegetation schon die Nähe Italiens verkünden. Der heftige Nordostwind (Bora), von dem namentlich der südl. Theil des Landes getroffen wird, äußert seine zerstörende Wirkung bis tief in den Adriatischen Golf. Die Bevölkerung beträgt (1869) 468,065 Individuen. Mit Ausnahme von ungefähr 30,000 Deutschen, die vorzugsweise im sog. Gottscheerländchen (s. **Gottschee**) leben, von etwa 16,000 Kroaten und 600 Ostromanen gehören die Bewohner dem slowen. Volksstamme an. Fast die ganze Bevölkerung bekennt sich zur kath. Kirche, und der Landesbischof zu Laibach ist das geistliche Oberhaupt. Der Bodenertrag des Landes reicht für den Bedarf seiner B. wohner nicht aus, weshalb bei einem großen Theile der untern Volksschicht Heidekorn, Hülsenfrüchte, einige Gemüse und Waldobst die hauptsächlichste Nahrung sind. Am Karst und um Wippach werden vorzügliche Weinsorten erzeugt und um Wippach auch viel Obst gewonnen. Flachs baut man in größerer Menge; von der größten Wichtigkeit aber ist die Waldcultur.

Die mit Wald und Weide besetzte Oberfläche beträgt mehr als das Doppelte der Fläche, die mit Aeckern, Wiesen, Obst- und Weingärten besetzt ist. Der Viehstand belief sich 1869 auf 19,782 Pferde, 189,540 Rinder, 85,161 Schafe, 16,555 Ziegen und 63,358 Schweine. An wildem Geflügel, Hasen und Pelzthieren ist kein Mangel, selbst Bären sind nicht selten. Mehrere Flüsse und die Wocheiner Seen liefern viele Fische. Die Bienenzucht ist im Schwunge; Seidencultur findet in den wärmern, an Görz grenzenden Gegenden statt. Die Hauptproducte des Mineralreichs sind Eisen, Quecksilber und Braunkohlen; Idria (s. d.) ist (nächst Almaden in Spanien) das ergiebigste und wichtigste Quecksilberbergwerk Europas. K. producirte 1869 7547 Zollctr. Quecksilber, 17,781 Zink, 348 Blei, 160,833 Roheisen, 53,201 Braunstein 3,074,972 Zollctr. Braunkohlen. Die Leinweberei und Anfertigung grober Spitzen ist weit verbreitet und bildet eine einträgliche Nebenbeschäftigung für den Landmann. Auch Wollzeuge, Flanells und grobe Tücher, wollene Strümpfe, viel gegerbtes Leder, wozu man den Rohstoff meistens einführt, Eisen- und Holzwaaren werden producirt. Wichtiger als der Eigenhandel ist der Transitohandel. Der Verkehr wird durch Kunststraßen und die von Wien nach Triest über Laibach führende Eisenbahn gefördert. Für die intellectuelle Cultur sorgen 3 Gymnasien, 1 Oberrealschule und 234 Volksschulen. Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861. Danach besteht der Landtag aus dem Landesbischofe, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 8 Abgeordneten der Städte und Industrialorte, 2 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer in Laibach und 16 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern, die (mit Ausnahme des Bischofs) auf sechs Jahre gewählt werden. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet K. sechs Deputirte. An der Spitze der polit. Verwaltung des Landes steht die k. k. Landesbehörde in Laibach, welcher der Magistrat der Landeshauptstadt Laibach und 30 Bezirksämter untergeordnet sind. Die Justizbehörden (ein Landesgericht, ein Kreisgericht und 28 gemischte Bezirksämter) stehen unter dem Oberlandesgericht in Gratz. Für die Finanzverwaltung ist die Finanzdirection in Laibach bestellt, von der ein Hauptsteuer- und ein Hauptzollamt und 30 Steuerämter dependiren. In militärischer Beziehung steht das Herzogthum K. unter dem Generalcommando in Gratz.

Seinen Namen hat K. erst seit der Einwanderung der slaw. Wenden oder Slowenen in die Ostalpen, welche hier den äußersten (südlichen) Landstrich bewohnten und von dem Worte Krai (Grenze) Krajnci, d. i. Greuz- oder Markslawen, genannt wurden. Karl d. Gr. gab das von ihm eroberte Land dem Herzog von Friaul. Seit 972 erhielt es eigene Markgrafen, welche auf dem Schlosse Kieselstein bei Krainburg ihren Sitz hatten und von welchen einige den Herzogstitel führten. Doch erstreckte sich deren Herrschaft nur über einen Theil von K., mit welchem Istrien und Friedland wiederholt vereinigt und wieder davon getrennt wurden; einen andern Landestheil besaßen die Herzoge von Kärnten. Schon Leopold der Starke, aus dem Geschlechte der Traungauer, brachte 1127 einige dieser Theile K.'s nach dem Aussterben der kärntnischen Herzoge an sein Haus, und Friedrich der Streitbare hatte seine Besitzungen in K. durch seine Verbindung mit Agnes von Tirol schon so erweitert, daß er sich von 1233 an «Herr von K.» schrieb. Derselbe wurde, als mit dem Ableben Berthold's 1245 die eigenen Markgrafen K.s erloschen, von Kaiser Friedrich II. mit deren Besitzungen belehnt, wodurch ein großer Theil K.s mit Oesterreich und Steiermark vereinigt ward. Den übrigen Theil besaßen die Grafen von Tirol. Erst nach deren Aussterben (1335) und nachdem zugleich Graf Albrecht IV. von Görz durch ein Erbvermächtniß den habsburgischen Herzogen von Oesterreich die Nachfolge zugesagt hatte, gelangten 1364 die übrigen Theile K.s an Herzog Rudolf IV., der hierauf den Titel eines Herzogs von K. annahm. Seitdem ist dieses Land, bis auf die kurze Zwischenzeit 1809—13, in welcher es infolge des Wiener Friedens an Frankreich abgetreten und zu den Illyrischen Provinzen geschlagen ward, stets bei Oesterreich geblieben. Seit 1816 bildete es als Gubernium Laibach einen Theil des Königreichs Illyrien, 1849 erhielt es seine Stellung als eigenes Kronland. Vgl. Hoff, «Histor.-statist.-topogr. Gemälde von K.» (2 Bde., Laibach 1808); Dimitz, «Geschichte K.s von der ältesten Zeit bis 1813» (4 Bde., Laibach 1874—76).

Krajova, Stadt in Rumänien und Hauptort des Verwaltungsdistricts Dolschi, unweit des Schiul (Jiul) gelegen, zählt (1877) 23,000 E. Die Stadt ist Sitz der Präfectur, eines Appellationsgerichtshofs und eines Tribunals erster Instanz und hat ein Lyceum, eine Secundärmädchenschule, ein Lehrerseminar und eine Gewerbeschule.

Krakau (poln. Krakow), Hauptstadt der ehemaligen poln. Republik, jetzt des Großherzogthums K., im österr. Königreich Galizien (s. d.), liegt in einer von einem sanft aufsteigenden Hügelkranze umgebenen Ebene, an der Galizischen Karl-Ludwigsbahn und der Kaiser-Ferdinands-

Digitized by Google

Nordbahn, am linken Ufer der hier schiffbar werdenden und die Rudawa aufnehmenden Weichsel, über welche die neue, 1850 eröffnete Franz-Josephbrücke nach Podgorze führt. Die Stadt ist Sitz eines kath. Bischofs, eines Militärcommandos, mehrerer Justiz- und Verwaltungsbehörden, sowie einer Universität und zählt (1869) 49,835 E., darunter gegen 20,000 Juden und einige hundert Deutsche. Sie hat 39 Kirchen, viele Kapellen, 15 Mönchs- und 10 Nonnenklöster und 7 Synagogen. Die vielen Kirchthürme und Kuppeln, das hohe, mittelalterlich gebaute Schloß inmitten der Häusermassen in reizender Gegend gewähren einen imposanten Anblick. K. ist sehr regelmäßig gebaut und zeichnet sich durch gerade und breite Gassen aus. Das als Denkwürdigkeit erhaltene, 1498 erbaute Florianthor mit seinen sieben Thürmchen ist der einzige Rest der alten Befestigung. Die Stadt ist mit vielen Wällen und Gräben umgeben und sowol das Schloß als auch die einzelnen Forts auf den umliegenden Höhepunkten systematisch befestigt. Auf dem regelmäßigen Marktplatze steht das von Kasimir d. Gr. 1358 erbaute, 1557 wiederhergestellte Tuchlaubengebäude, rechts der Rathhausthurm, die Hauptwache und die im 10. Jahrh. gegründete Kapelle des heil. Adalbert, in der Westecke die mittelalterliche Stadtpfarrkirche der Heiligen Jungfrau, ein halbgoth. imposantes Bauwerk mit zwei hohen Thürmen, einem kunstvoll geschnitzten Hochaltar und werthvollen Glasmalereien. Auch die 1689—1703 erbaute St.-Annenkirche und die St.-Peterskirche aus dem 16. Jahrh. sind schöne Bauwerke, und die übrigen Kirchen haben ebenfalls viele architektonische Zierden aufzuweisen und knüpfen ihre Gründungen an bedeutungsvolle histor. Erinnerungen. Die Kathedrale auf dem Schlosse ist ein prachtvolles goth. Gebäude, welches, angeblich zuerst von König Wladislaw Hermann (1081—1102) gegründet, seine jetzige Gestalt unter Kasimir d. Gr. im 14. Jahrh. erhalten hat und in der mittelsten Kapelle die Gebeine des heil. Stanislaw in einem silbernen Sarge, in 18 andern, die Seitenschiffe umgebenden Kapellen die Gräber und Denkmäler der berühmtesten poln. Könige, Königinnen und Helden, des Jagello, der Hedwig, der drei Sigismunde, des Stephan Bathori, des Joh. Sobieski, Kosciuszko, Jos. Poniatowski, und in der Kapelle der Familie Potocki ein Denkmal des Arthur Potocki von Thorwaldsen umschließt. Gegen Süden, zwischen dem vormaligen Grodzker Thore und dem durch die Stadt fließenden Weichselarme, liegt die Vorstadt Stradom mit der Bernhardinerkirche, dem bischöfl. Seminar und dem Regierungsgebäude. Daran schließt sich die von Kasimir d. Gr. zuerst als abgesonderte Stadt gegründete, auf einer Weichselinsel gelegene Vorstadt Kazimierz, und es ragen hier die Kirche des heil. Michael, in welcher der heil. Stanislaw am Altare seinen Tod fand, die Katharinen- und die Fronleichnamskirche mit Ueberresten herrlicher Glasmalereien, die mit dem Kloster und Hospital der Barmherzigen Brüder verbundene Dreifaltigkeitskirche und das vormalige, im goth. Stile erbaute Rathhaus aus der von der gesammten jüd. Bevölkerung bewohnten schmuzigen Häusermasse (der Judenstadt) hervor. Gegen Norden liegt die Vorstadt Kleparz mit der Kirche des heil. Florian und des heil. Philipp und Jakob, sowie mit dem Bahnhofe und den Getreide- und Viehmärkten der Stadt. An dieser Nordseite befindet sich auch die Vorstadt Piasek (auf dem Sande) mit der 1087 gegründeten schönen Kirche zur Heimsuchung Maria's und der Kirche zur Verkündigung Maria's. Gegen Westen dehnen sich die Vorstädte Smolensk und Zwierzyniec aus, letztere mit dem Kloster der Norbertinerinnen. Im Osten endlich liegt die Vorstadt Wesola mit der Nikolauskirche, dem Hauptspitale zu St.-Lazarus, dem Kinderspitale, der Kirche der heil. Theresia mit dem Kloster der Karmeliterinnen, ferner mit der medic. Klinik, dem botan. Garten und der Sternwarte. Die nach ihrem Stifter benannte Jagellonische Universität, eine der ältesten Europas, wurde 1364 von Kasimir d. Gr. gestiftet, aber erst seit 1401 von Jagello und Hedwig zu Stande gebracht. Sie bildete seitdem den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, verfiel indessen nach und nach gänzlich. Nachdem sie reorganisirt worden, ward sie 18. Oct. 1817 wieder eröffnet, erlitt jedoch seit 1833 abermals mehrfache Umgestaltungen. Die Universität besitzt eine besonders für die poln. Literatur wichtige Bücherssammlung von mehr als 108,000 Bänden und 5400 Handschriften, ein Naturaliencabinet und einen botan. Garten. Andere höhere Lehranstalten sind die 1872 gestiftete Akademie der Wissenschaften, das geistliche Seminar, das Landschullehrerseminar, zwei Gymnasien, eine Realschule und eine technische Gewerbeschule. Auch hat K. eine Literarische und eine Musikalische Gesellschaft, einen Forstwissenschaftlichen Verein und ein Nationaltheater. Vgl. Miltner, «Der Führer durch K. und Umgebung» (2. Aufl., Krakau 1874).

K. soll von Krakus, dem Fürsten der Polen, um 700 gegründet und nach ihm benannt worden sein. Nach Gnesen war es 1320—1609 Haupt- und Residenzstadt Polens, auch später blieb es noch Krönungsstadt. Bis 1060 war K. Sitz eines Erzbischofs, dann aber eines

Digitized by Google

Bischofs, wie jetzt noch, der seit 1443 auch souveräner Fürst von Sewerien, des Landstrichs zwischen K. und Schlesien, war. Das Magdeburger Recht bekam die Stadt schon 1257. Feuersbrünste verheerten sie 1025, 1125, 1473, 1528 und 1850; erobert wurde sie 1039 durch die Böhmen, 1241 durch die Mongolen, 1655 und 1702 von den Schweden, 1768 als Sitz der Krakauer Conföderation von den Russen. Früher eine reiche, wohlhabende Stadt, verarmte sie nach und nach gänzlich. Bei der dritten Theilung Polens, 1795, kam sie an Oesterreich, welchem schon früher die Vorstadt Kazimierz zugefallen war, und mit ganz Westgalizien bildete sie 1809—15 einen Theil des Herzogthums Warschau. — Die Republik K., welche durch die Wiener-Congreß-Acte geschaffen ward, umfaßte am Norduser der Weichsel ein hügeliges, fruchtbares, zum Theil bewaldetes Gebiet von 1220 QKilom. mit etwa 140,000 E. in der Hauptstadt K., einem Marktflecken und 71 Dörfern und Weilern. Der kleine Staat, von Preußen, Oesterreich und Rußland begrenzt, sollte unter dem Schutze dieser drei Mächte einer steten Neutralität genießen und bildete gleichsam den letzten Rest des selbstständigen Polen. Nach der Verfassung vom 3. Mai 1815 befand sich die gesetzgebende Gewalt in den Händen einer Volksrepräsentation, die jährlich vier Wochen lang Sitzung hielt. Die vollziehende Gewalt hatte ein Senat, der aus acht Senatoren und einem Präsidenten bestand. Wiederholte Eingriffe des Adels in die Constitution veranlaßten im Nov. 1829 von seiten der drei Mächte die Absendung einer Untersuchungscommission nach K. Ende 1830 schloß sich ein Theil der Bevölkerung der poln. Revolution an. Infolge davon wurde K. durch russ. Truppen besetzt. Die Reorganisation der Republik erfolgte 1833. Als später poln. Flüchtlinge hier eine Freistatt fanden, ward K. im Febr. 1836 durch einige österr. Bataillone, eine Abtheilung Kosaken und preuß. Ulanen unter dem Commando des österr. Generals Kaufmann besetzt. Kaum hatten im Herbst 1837 die österr. Truppen den Freistaat verlassen, als neue Spuren einer geheimen Verbindung und die Ermordung des angeblichen russ. Spions Celak im Oct. 1838 eine wiederholte Besetzung K.s durch österr. Truppen veranlaßten, die nun bis 1841 dauerte. Als endlich im Febr. 1846 die auf alle Theile des ehemaligen Polen berechneten Aufstandsversuche zum Ausbruch kamen, machte die Insurrection K. zu ihrem Hauptwaffenplatze und suchte von hier aus namentlich in Galizien vorzudringen. Allein die Invasion ward von österr. Seite zurückgeschlagen und K. selbst durch die Truppen der drei Schutzmächte besetzt. Nachdem seit dem April in Berlin Conferenzen der Schutzmächte über die Feststellung der Verhältnisse K.s stattgefunden, kam 6. Nov. 1846 zu Wien eine definitive Uebereinkunft zu Stande, wonach die in Betreff K.s stipulirten Verträge von 1815 widerrufen und trotz der Protestationen Englands und Frankreichs Stadt und Gebiet an Oesterreich übergeben wurden, das 11. Nov. das Besitznahmepatent erließ. Durch die Reichsverfassung von 1849 ward dann das krakauische Gebiet mit dem Titel eines Großherzogthums K. dem Kronlande Galizien einverleibt. — Das Großherzogthum K. umfaßt den Stadtbezirk K. (13,24 QKilom. mit 49,835 E.), die Bezirkshauptmannschaft K. (531,15 QKilom. mit 54,860 E.) und die Bezirkshauptmannschaft Chrzanow (715,30 QKilom. mit 66,174 E.), insgesammt 1259,69 QKilom. mit 170,869 E.

Krakusen, poln. leichte Reiter, nach einem Heiligen so genannt, kommen zuerst 1812 vor. Die tapfere Führung eines Regiments K. 1813 veranlaßte die Polen 1830, diesen Namen auch für neuerrichtete Cavalerie anzuwenden.

Kralup, Dorf im böhm. Bezirk Schlen, am linken Moldau-Ufer, ist Knotenpunkt der Nordbahn, der Turnauer und Kladnoer Bahn, hat 1597 E., zwei Zuckerfabriken, eine Dampfmühle und Dampfsäge, eine Fabrik chem. Producte und Schiffswerfte für Remorqueurs.

Kramer hat man diejenigen Kaufleute, namentlich Kleinhändler, genannt, welche früher gleich den Handwerkern in einer Innung vereinigt waren. Der Beitritt zur Innung wurde nur denen gestattet, welche die vorschriftsmäßige Lehrzeit bei einem K. durchgemacht und eine gewisse Reihe von Jahren als Gehilfen (Commis) gedient hatten. Durch den Beitritt zur Kramerinnung ward das ausschließliche Recht erlangt, mit bestimmten Waaren Kleinhandel zu treiben. Die statutarischen Bestimmungen dieser Innungen nannte man das Kramerrecht. Alles, was gegen die Handwerkerzünfte gesagt werden muß, trifft auch die Kramerzünfte, diese sogar noch in verstärktem Maße, denn ihre Berechtigungen gaben, weil sie sich weniger bestimmt als diejenigen der Handwerkerzünfte abgrenzen ließen, noch häufiger als die letztern zu Streitigkeiten mit den Großhändlern und den Handwerkern Anlaß. In neuerer Zeit sind die Kramerinnungen fast überall verschwunden. — Krämer nennt man in der Regel diejenigen Handelsleute, welche ihre Waaren am eigenen Wohnort oder in dessen Nähe kaufen und im Kleinhandel wieder verkaufen. Doch pflegt man auch Hausirer Krämer zu nennen.

Digitized by Google

Krammetsvogel nennt man besonders zwei Arten der Gattung Drossel (s. d.), bei denen das Gefieder buntfarbig-braun und die untern Flügeldeckfedern schwarzgrau oder weißlich sind. Der eigentliche K. oder die Wachholderdrossel (Turdus pilaris), auch Zeimer genannt, ist auf dem Oberrücken dunkelbraun, am Bauche weißlich mit schwarzbraunen Längsflecken, an Kopf und Bürzel bläulich-aschgrau und auf den Flügeln ohne Querbinden. Es ist ein im October und November in Deutschland scharenweise eintreffender Zugvogel, der zum Theil den Winter hier verbringt und im März wieder nach dem Norden zurückkehrt. Seine Nahrung besteht aus Insekten und im Winter aus Beeren, besonders Ebereschen- und Wachholderbeeren. Wegen des angenehm und gewürzig schmeckenden und leichtverdaulichen Fleisches wird die Verfolgung dieses Vogels im großen betrieben und der Fang besonders durch Dohnen und auf Vogelherden bewerkstelligt. Der große K. oder die Misteldrossel (T. viscivorus) ist obertheils olivengrau, am Schwanze braun und hat auf den Flügeln zwei helle Querbinden. Er ist über ganz Europa verbreitet, doch nirgends sehr häufig und theils Zug-, theils Strichvogel, der mit seinem angenehmen Gesange die Nadelholzwälder belebt. Wegen des wohlschmeckenden Fleisches wird auch dieser Vogel eifrig verfolgt, auch wird er wegen seines Gesangs gern im Bauer gehalten. Auf den Märkten werden auch andere Drosselarten, wie die Rothdrossel (T. iliacus) und Singdrossel (T. musicus), unter dem Namen Krammetsvögel feilgeboten.

Krämpeln oder Krempeln nennt man das Verfahren, vermittels dessen man Baum- und Schafwolle sowie Floretseide, nachdem sie zuvor aufgelockert und gereinigt sind, so zurichtet, daß die einzelnen Fasern derselben eine mehr gleichmäßige gegenseitige Anordnung erhalten und so zum Spinnen geeignet werden. Das Verfahren selbst geschah ehedem aus freier Hand mittels zweier Handkrämpeln oder Handkardätschen. Da indeß in großen Spinnereien das K. auf der Hand nicht genug fördern kann, hat der Engländer Arkwright die Maschinenkrämpel erfunden, mittels deren die Herrichtung nicht allein schneller, sondern auch viel regelmäßiger geschieht. Dieselben liefern das Spinnmaterial in Gestalt eines endlosen zarten Vlieses. Eine Vervollkommnung dieser Maschine sind die Vorspinnkrämpeln der Streichgarnspinnereien, welche die gekrämpelte Wolle sogleich in grobe lockere Vorgespinnstfäden verwandeln.

Krampf (spasmus) nennt man im allgemeinen jede widernatürliche und ganz unwillkürlich erfolgende Muskelzusammenziehung, welche durch abnorme Erregung der betreffenden Bewegungsnerven zu Stande kommt. Nicht unter dem Einflusse des Willens stehende Bewegungen führt der Körper noch verschiedene aus; allein sie gehören entweder zu den gewöhnlichen Verrichtungen desselben (wie die Herzthätigkeit, das Athmen, die Darmbewegung), oder sie treten doch bei allen auf denselben Reiz ein (wie das Niesen, Husten). Man trennt daher diese aus normalen Functionen entspringenden unwillkürlichen Bewegungen (als automatische und reflectorische) von den krampfhaften, den Krämpfen, zu welchen auch die Reflexbewegungen (s. d.) gerechnet werden, wenn sie auf einen sehr schwachen Reiz schon eintreten. Ein K. kann den ganzen Körper befallen und ist dann allgemein, oder nur einen Theil desselben und heißt dann partiell. In der Form können die Krämpfe verschieden sein. Sie können entweder den Muskel nur eine sehr kurze Zeit in Thätigkeit versetzen (Zuckung), wobei diese Zuckungen aber schnell aufeinanderfolgen können (klonische Krämpfe, Convulsionen), oder die Muskeln werden längere Zeit in Spannung versetzt (tonische oder tetanische Krämpfe). Die leichteste Form des klonischen K. ist das Zittern, welches aus wenig ausgiebigen, in sehr kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgenden Contractionen einzelner Muskeln und Muskelgruppen besteht, wogegen die energischern Krampfbewegungen, welche lebhafte, in kurzen Pausen aufeinanderfolgende Bewegungen (Grimassenschneiden, Schütteln des Kopfs und des Rumpfs, Schlagen der Glieder) bewirken, als Convulsionen bezeichnet werden. Zu den allgemeinen Krämpfen gehören die Fallsucht oder Epilepsie (s. d.), die Starrsucht (s. d.), der Starrkrampf (s. d.), der Veitstanz (s. d.). Auf besondere Körpergebiete beschränkt sind z. B. der Gesichtskrampf, die Nickkrämpfe, (s. d.), der Schreibekrampf (s. d.). Diese Krämpfe hängen ab von Erkrankungen des Nervensystems, und zwar entweder nur einzelner Nerven (bei den partiellen Krämpfen), oder der Nervencentren (Gehirn und Rückenmark). Den idiopathischen Muskelkrämpfen, welche von einigen franz. Aerzten angenommen wurden, und welche dem Wortlaute nach Erkrankungen der Muskeln allein wären, liegt dennoch ein Leiden einzelner Nerven zu Grunde. Nur in seltenen Fällen lassen sich bestimmte Ursachen der Krämpfe nachweisen. Oft liegen ihnen anatomisch nachweisbare Entartungen der Nervensubstanz zu Grunde; in vielen Fällen aber haben die Untersuchungen, die allerdings der Natur der Sache nach sehr schwierig, keine Ursachen auffinden können. Bei der Fallsucht findet sich häufig eine Erweiterung der Haargefäße am ver-

Digitized by Google

längerten Marke, in diesem und in andern Fällen (Gesichtskrampf, Wundstarrkrampf) eine Quetschung der Nerven durch verengte Knochenkanäle, Narben oder eine Verletzung anderer Art (Verwundung von Nerven durch Knochensplitter). Ferner erzeugt plötzlicher Eintritt von Blutarmuth (Verblutung) des Gehirns Krämpfe (Eklampsie), in andern Fällen Blutüberfüllung oder andere, einen Druck auf das Gehirn oder das Rückenmark ausübende Umstände (schwellbare Geschwülste, Verengerung der Knochenkanäle für ausführende Blutgefäße). Desgleichen bewirken gewisse giftige Substanzen (vor allem Strychnin) Krämpfe. Auch allgemeine Ernährungsstörungen, Leiden besonderer, nicht nervöser Organe (Gebärmutter) können ihnen zu Grunde liegen, wie bei den hysterischen Krämpfen und bei Veitstanz. Die Eklampsie (s. d.) der Wöchnerinnen hängt in den meisten Fällen von Störungen in der Rückbildung der Gebärmutter ab, die der kleinen Kinder begleitet andere Erkrankungen (Brustentzündungen). Die sog. Zahnkrämpfe der Kinder haben oft nur eine Verdauungsstörung zur Ursache und verschwinden mit dieser. Bisweilen werden auch durch psychische Erregungen (Schreck, Angst, Anblick eines Krampfanfalls) Krämpfe hervorgerufen. Auch die nicht unter dem Einflusse des Willens stehenden Muskeln (des Darms u. s. w.) können in Krämpfe verfallen, die meist sehr schmerzhaft sind; so beruht der Stuhlzwang auf einem K. des After-, der Harnzwang auf einem K. des Blasenschließmuskels. Bei der Mannichfaltigkeit der Ursachen der Krämpfe läßt sich eine Behandlung derselben im allgemeinen nicht angeben; jede Art derselben fordert ihre besondere Behandlung. Bei Krampfanfällen soll man den Kranken, falls er dabei das Bewußtsein verliert oder seiner sonst nicht mächtig ist, vor Beschädigung schützen, ihn weich betten und beengende Kleidungsstücke lösen. Reizende Substanzen (Senfteige, Riechmittel) können Hysterische wieder zu sich bringen. Betäubende und beruhigende Mittel, wie Einathmungen von Chloroform oder Aether, schwächen oft den Anfall ab oder mildern doch wenigstens das Schmerzhafte desselben. Bei partiellen Krämpfen einzelner Muskeln und Muskelgruppen leistet häufig die Anwendung des galvanischen Stroms die vortrefflichsten Dienste.

Krampfader (varix, phlebektasis) heißt die chronische Ausdehnung einer Blutader (Vene), wobei die letztere nicht blos dicker, sondern auch länger wird und nun als gewundener dicker Strang oft durch die Haut hindurchscheint. Die K. entstehen, wenn der Rückfluß des Blutes gehindert ist, oder wenn die Venen aus sonst einer Ursache so lange stark mit Blut überfüllt waren, daß sie an ihrer Elasticität eingebüßt haben und sich nach der Entleerung nicht mehr auf ihren frühern Umfang zusammenziehen. Die durch Stauung des Blutes entstehenden K. finden sich am häufigsten in den Beinen, bei Leuten, welche viel stehen; ferner bei Frauen, welche schwanger waren, wo die Gebärmutter durch Druck auf die Bauchgefäße den Blutlauf in den Beinen erschwert hat. Aehnlichen Ursprungs sind die K. am After, die Hämorrhoiden (s. d.), sowie der Krampfaderbruch (Varicocele, Cirsocele), eine varicöse Ausdehnung der Samenstranggefäße. Chronische Entzündungen (z. B. im Rachen) hinterlassen Ausdehnungen der kleinen Venen; Säufer, sowie Leute, die viel am Feuer arbeiten (Schmiede, Köchinnen), bekommen von den häufigen Blutüberfüllungen im Gesicht rothe Nasen und Wangen, ebenso oft auch Frauen, wenn sie an Menstruationsstörungen leiden oder die Regel ganz verlieren (Kupferrose, Akne rosacea). Die K. an den Beinen machen oft heftige Schmerzen, namentlich wenn sie große Knoten bilden. Ferner bersten die K. bei Verletzungen (Stößen u. dgl.) auch leichter als andere Venen und hinterlassen dann sehr häufig schwer heilende Geschwüre (Beingeschwüre). Beseitigt oder doch wenigstens verkleinert und geschützt können sie werden durch das Tragen von Schnür- oder elastischen Strümpfen, Strümpfen aus fester Leinwand, die wie ein Schnürleibchen zugeschnürt oder durch einen Gummieinsatz fest geschlossen werden; umständlicher ist das Anlegen von Rollbinden oder Kleisterverbänden. Auch die Kälte, in der Form der kalten Douchen und Uebergießungen, des Eises und der kalten Umschläge mit Alaun-, Zink- und Bleilösungen leistet häufig vortreffliche Dienste. Gründlich und schnell können die oberflächlichen K. dadurch geheilt werden, daß man sie abbindet und so zur Verödung bringt. Blutungen aus ihnen werden wie andere Blutungen behandelt. Die Beingeschwüre heilen sehr schwer; man muß das Bein horizontal legen, die Eiterung durch Aufweichen der alten Krusten, Reizung derselben (mit Höllenstein oder adstringirenden Mitteln) befördern. Am besten behandelt man sie mit feuchtwarmen, Tag und Nacht liegenden Umschlägen (luftdichten Verbänden aus Kautschuktaffet). Die Kupferrose bestreicht man mit Collodium oder schlägt starkes Bleiwasser über. Die im Rachen sichtbaren K. erstrecken sich oft bis in die tiefern Luftwege und veranlassen Blutspucken. Man behandelt sie da, wo sie zugänglich sind, durch Bepinseln mit Adstringentien oder Einathmen der zerstäubten Lösungen derselben.

Digitized by Google

Kranich (Grus) ist eine Gattung der Reihervögel, welche sich durch den fast ganz befiederten Kopf, die kurze Hinterzehe und den nicht sehr langen, spitzigen Schnabel auszeichnet, auf welchem die Nasenlöcher beiderseits in eine lange Furche auslaufen. Von dieser Gattung bewohnt Europa nur eine Art, der gemeine K. (G. cinerea), ein über 1 Mt. hoher, aschgrauer, besonders durch einige krause Schwungfedern und einen nackten rothen Hinterkopf ausgezeichneter Vogel, der Sümpfe und Marschländereien zu Aufenthaltsorten wählt. Sein eigentliches Vaterland ist das mittlere Europa und Asien; den Winter bringt er in Centralafrika und Indien zu, von wo er im ersten Frühjahre zu uns zurückkehrt, um zu brüten. Die Züge der K. sind in einem hinten offenen Dreiecke geordnet und erheben sich bei heiterm Wetter bis auf 1600 Mt.; ihr dröhnendes Geschrei, welches durch einen eigenthümlichen Bau der Luftröhre bedingt wird und zu mancherlei Aberglauben Veranlassung gegeben hat, hört man aus großen Entfernungen. Der K. läßt sich leicht zähmen und zeigt dann ein munteres, possirliches Wesen. Im wilden Zustande ist er sehr vorsichtig, scheu und mistrauisch, sodaß das Beschleichen weidender K. nur schwer gelingt. Den Alten waren die K. wohl bekannt, da sie, zumal in Griechenland, auch überwintern; sie galten ihnen als Sinnbild der Wachsamkeit. Auch schrieben die Alten den K. ein Vorgefühl kommender großer Ereignisse zu, und eine uralte Sage berichtet über ihren langen, aber siegreichen Kampf mit dem Volke der Pygmäen. Viele ausländische, durch Größe und Färbung ausgezeichnete Arten dieser Gattung, wie der numidische K. (G. virgo), der Paradieskranich (G. paradisea), der Kronenkranich (G. pavonina), werden jetzt in den zoolog. Gärten gezüchtet.

Krankenhäuser (Hospitäler, Lazarethe) sind Gebäude, in welchen Kranke, die sich zur Zeit in ungünstigen Wohnungs- und Wartungsverhältnissen befinden, zu ihrer Heilung untergebracht werden. Sowol die allgemeinen K., in welchen Kranke aller Art aufgenommen werden, als auch die für specielle Krankheitsformen dienenden K. (Irren-, Siechen-, Entbindungshäuser u. dgl.) sollen hinsichtlich der Lage, der Größe und Construction, der Ventilation und Heizung, des Mobiliars, der Beköstigung, der Apparate und Instrumente, wie hinsichtlich des ärztlichen Wärter- und Beamtenpersonals alle Erfordernisse zur Genesung der Patienten darbieten. Sie sollen vor allem eine freie Lage haben, von großen Städten womöglich eine Strecke entfernt stehen, doch so, daß sie leicht zu erreichen sind und eine möglichst erhöhte Lage besitzen, damit sie frei den Winden ausgesetzt sind und immer eine reine und frische Luft haben; die Umgebung des Hauses bestehe in einem Garten und angenehmen Spaziergängen. Mit Rücksicht auf die Erhaltung reiner Luft in den K. errichtet man neuerdings keine großen, geschlossenen Hospitäler mehr, in denen es durch die Anhäufung von Kranken nur zu leicht zur Entwickelung und Weiterverbreitung von Contagien und Miasmen kommt, sondern hat sich bezüglich der Construction der K. mehr und mehr für die örtliche Decentralisation entschieden, welche in dem Pavillonsystem ihren besten Ausdruck findet. Bei diesem System, das man zuerst im Hospital de la Riboisière in Paris in musterhafter Weise ausführte, gruppiren sich mehrere kleinere Hospitäler (Pavillons) um ein gemeinschaftliches, für die Administration bestimmtes Centrum. Auf diese Weise gewährt man jedem Raume ausreichend Licht und Luft im Gegensatze zur alten Methode (Corridorsystem) des Hospitalbaues, wo Verwaltung und Kranke in möglichst großer Zahl unter Einem Dache zusammen waren.

Ein solcher Pavillon besteht aus dem Souterrain, in welchem sich Küche und Badeanstalt befinden, dem Parterre, welches zumeist für die chirurgischen Kranken bestimmt ist, und einer oder höchstens einer zweiten Etage; höhere Gebäude sind unzweckmäßig, weil bei übereinandergelegenen Sälen in den höhern die Sterblichkeit zunimmt. Die Krankensäle sollen die ganze Breite des Pavillon einnehmen, womöglich von drei Seiten Licht und Luft erhalten und an der vierten Seite durch eine Treppe oder einen verdeckten Gang mit den übrigen Pavillons in Verbindung stehen. Jeder Krankensaal enthält am zweckmäßigsten 20—32 Betten und bietet durch seine Geräumigkeit und Ventilation für den einzelnen Kranken durchschnittlich 80 Kbmt. Luft pro Stunde oder 40 Kbmt. Luftraum; kleinere Säle schaffen unnöthig viel Winkel, wodurch Reinlichkeit, Lufterneuerung und Aufsicht erschwert wird. Die Bettstellen sollen womöglich von Eisen und mit Oelfarbe angestrichen sein; dieselben sind mit Matratzen, Keilkissen und wollenen Decken auszustatten, die öfters und nach Erfordern zu wechseln sind. Die Einrichtung der Fenster, Wände und Fußböden in den Krankenzimmern erfordert besondere Aufmerksamkeit, ebenso die Anlage der Abtritte und Senkgruben, welche sorgfältiger Desinfection bedürfen. Zur Ventilation bedient man sich entweder nur der natürlichen Lufterneuerung durch Thüren, Fenster und Wände, oder künstlicher Ventilatoren, welche entweder die verbrauchte Luft aufsaugen und aus den Krankensälen abführen, worauf neue Luft durch Fenster und Thüren

Digitized by Google

nachdringt (sog. Aspiratoren) oder reine, vorher erwärmte Luft in die Zimmer hineintreiben (sog. Propulsivventilatoren). Die Heizung erfolgt bald durch Oefen, bald durch Centralheizungen, durch welche warme Luft oder heißes Wasser vermittels eines eigenen Röhrensystems in alle Räume geleitet wird. Zur Beleuchtung wird Gas verwendet. Schließlich muß jedes größere Krankenhaus eine Wasch- und Kochküche, Baderäume, eine Apotheke, ein Leichenhaus und hinreichend abgesonderte Räume für unruhige Kranke besitzen.

In England adoptirte man hier und da für den Krankenhausbau das sog. Cottagesystem, bei dem man in einzelnstehende, kleinere, oft nur sechs Betten fassende Häuser eine geringe Zahl von Patienten unterbringt. Für gewisse Zwecke gewährt dasselbe auch manche Vortheile, wiewol es wegen der Zersplitterung ärztlicher und pflegerischer Kraft unverhältnißmäßig kostspielig ist, während größere K. die Erfüllung administrativer Aufgaben erleichtern. Nachdem man jedoch in den vergangenen Jahrzehnten während der Kriege in der Krim, in Algier, in Schleswig-Holstein, in Nordamerika und Deutschland (1866 und 1870—71) die günstigsten Erfahrungen bezüglich der Krankenbehandlung in Zeltlazarethen und in Baracken eingesammelt hatte, indem Infectionskrankheiten, wie Pyämie, Hospitalbrand u. s. w., unter den in solchen Räumen untergebrachten Kranken und Verwundeten verhältnißmäßig selten auftraten und überdies die Billigkeit der Administration sehr zu Gunsten dieses Systems sprach, so hat man das Barackensystem nicht nur für Reserve- und Kriegslazarethe, sondern auch für stehende (bleibende) Civilhospitäler als ganz geeignet anerkannt. Insbesondere wurden Baracken mit solider Construction an den K. zu Greifswald, Berlin, Leipzig und Heidelberg, dann auch an vielen andern Orten errichtet. (S. Baracke und Barackensystem.)

In überfüllten und ungesunden Hospitälern treten von Zeit zu Zeit (epidemisch) oder fast alljährlich wie einheimisch (endemisch) Fieberarten, die Hospitalfieber, auf, die den Typhusfiebern zugehören. Namentlich werden in Kriegszeiten die Hospitäler gern zu Herden des ansteckenden oder Kriegstyphus sowie der Ruhren, der Pyämien und des Hospitalbrandes (gangraena nosocomialis). Letzterer ist eine der Diphtheritis nahestehende Art von Fäulniß, von brandiger Zerstörung in Wunden und Geschwüren, welche in Anstalten auftritt, wo viele chirurgische Kranke angehäuft liegen und die Reinlichkeit nicht gehörig beobachtet wird. Die Krankheit, welche auf einer Vergiftung des Blutes durch Krankheitsstoffe (Gärungserreger) beruht, ist in hohem Grade ansteckend, wird häufig durch die Hände der Aerzte und Wärter übertragen und hat in frühern Zeiten unter den Verwundeten erschreckend viele Opfer gefordert. Neuerdings jedoch, seit Einführung der antiseptischen Wundbehandlung, ist der Hospitalbrand weit seltener geworden und hat viel von seinem frühern Schrecken verloren. Ueber Bau, Einrichtung und Verwaltung der K. vgl. Florence Nightingale, «Bemerkungen über Hospitäler» (deutsch von Senftleben, Memel 1866); Esse, «Die K., ihre Einrichtung und Verwaltung» (2. Aufl., Berl. 1868); Gusserow, «Ueber K. und Gebäranstalten» (Zür. 1868); Virchow, «Ueber Lazarethe und Baracken» (Berl. 1871); Waring, «Hüttenhospitäler» (deutsch von Mencke, Berl. 1872); Oppert, «Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten» (4. Aufl., Hamb. 1872).

Krankenheil, Bad in Oberbaiern, s. Tölz.

Krankenkassen sind Institute zur gegenseitigen Hülfsleistung und Unterstützung in Krankheitsfällen. Sie sind meist von freiwilligen Genossenschaften gegründet, deren Mitglieder wöchentliche oder monatliche Beiträge leisten, aus denen die Erkrankten entweder Verpflegung in einem Krankenhause oder freie ärztliche Hülfe und Medicamente im eigenen Hause und gewöhnlich auch noch einen Geldbeitrag zur Unterhaltung der Familie, als Ersatz für den entgangenen Arbeitslohn, erhalten. Das Krankenkassenwesen hat sich theils in einzelnen Gemeinden, theils besonders unter den Arbeitern der Großindustrie entwickelt. Viele Fabrikanten haben aus eigenem Antriebe K. für ihre Arbeiter errichtet, zu denen sie erhebliche Beiträge leisten und an denen sich auch die Arbeiter mit Beiträgen betheiligen müssen. Besonders hat sich das Krankenkassen- und Hülfskassenwesen im Bergbau in der Form der sog. Knappschaftskassen segensreich entwickelt. In erster Linie waren es Rücksichten auf die Gemeindearmenpflege, welche die Einrichtung von gewerblichen Hülfskassen auf gesetzlichem oder Verwaltungswege fast in allen deutschen Staaten hervorgerufen haben. Das gewerbliche Krankenkassenwesen hat im Reichsgesetz vom 7. April 1876 für ganz Deutschland einen gesetzlichen Boden erhalten. Vgl. Max Hirsch, «Die gegenseitigen Hülfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875).

Krankenpflege umfaßt im weitern Sinne alle den Kranken und Siechen gewährten Hülfeleistungen und Handreichungen, welche theils in öffentlichen Anstalten (Krankenhäusern, Blinden- und Taubstummeninstituten, Entbindungsanstalten, Irrenhäusern u. dgl.), theils in der

Digitized by Google

Behausung des Erkrankten selbst (häusliche K., Privatpflege) geschehen. Eine geordnete K. war den Völkern des vorchristl. Alterthums vollkommen fremd. Erst mit der Verbreitung des Christenthums entstanden, den Lehren seines Stifters entsprechend, allenthalben öffentliche Anstalten für Greise, Findlinge, Bettler und Kranke. Späterhin, namentlich zur Zeit der Kreuzzüge, entwickelten sich auch eigentliche Krankenpflegerorden, wie die Antonsbrüder, Lazaristen, Schwarzen Schwestern, Hospitaliter, Barmherzigen Schwestern und Brüder, Johanniter, Benedictiner u. a., von denen noch heute ein großer Theil seinem segensreichen Berufe lebt. Insbesondere war es der Aussatz, die verbreitetste und abschreckendste Krankheit des Mittelalters, welche zur Errichtung zahlloser Humanitätsanstalten, der sog. Leprosenhäuser, Anlaß gab, die dann später, beim allmählichen Erlöschen des Aussatzes im 16. Jahrh., in Siechenhäuser für Alte und Gebrechliche umgewandelt wurden. Die öffentliche K., welche theils dem Staate, theils der Gemeinde und privaten Corporationen anheimfällt, hat vor allem für die zweckmäßige Anlage und Einrichtung allgemeiner Krankenhäuser (s. d.) sowie besonderer, ganz bestimmten Zwecken dienender Anstalten (Irrenhäuser, Entbindungsanstalten, Siechenhäuser u. dgl.) und beim Ausbruch von größern Epidemien für die Errichtung provisorischer, zur Verhütung der Ansteckung von der Außenwelt abgeschlossener Hospitäler (Seuchenhäuser) zu sorgen. Ebenso liegt ihr die zweckmäßige Vertheilung der Aerzte, besonders bei Epidemien, sowie die Beschaffung eines tüchtig geschulten Wärterpersonals ob. Zur Ermöglichung einer ausreichenden K. auch für die unbemittelten Stände haben sich neuerdings die Krankenkassen bewährt, welche ihren Mitgliedern gegen wöchentliche oder monatliche Beiträge in Krankheitsfällen Geldunterstützungen verabreichen oder die Cur- und Verpflegungskosten bestreiten. Als ein besonderer wichtiger Theil hat sich in den letzten Jahrzehnten die Kriegskrankenpflege abgezweigt, welche für die zweckmäßige Organisation des Sanitätswesens im Felde, für die Errichtung der Verbandplätze und Feldlazarethe (s. d.), für die rechtzeitige Evacuation, die Fortschaffung der transportfähigen Verwundeten in die Heimat zu sorgen und die Thätigkeit der durch Private in das Leben gerufenen freiwilligen K. zu concentriren und vor schädlicher Zersplitterung zu bewahren hat. Vgl. Häser, «Geschichte christlicher K. und Pflegerschaften» (Berl. 1857); Nightingale, «Die Pflege bei Kranken und Gesunden» (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1878); Virchow, «Hospitäler und Lazarethe» (Berl. 1869); Marie Simon, «Die K.» (Lpz. 1876).

Krankheit (morbus, in zusammengesetzten Wörtern nosos, pathos) heißt die Abweichung einzelner oder aller Organe des Körpers von demjenigen Verhalten, wie es im Zusammenspiel der Thätigkeit der Organe zur Erhaltung des Gesammtorganismus auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit nothwendig ist. Zum Begriffe der K. gehören nicht blos die Störungen des Gesundheitsgefühls und der normalen Functionirung, sondern auch die Abweichungen von der normalen Form, Mischung und Zusammensetzung der Organe. Nicht in jedem gegebenen Falle läßt sich bestimmen, ob ein Individuum krank oder gesund ist. Gesundheit und K. sind eben nur relative und conventionelle Begriffe, die durchaus nicht absolute Gegensätze darstellen, sondern ganz allmählich mit vielen Abstufungen ineinander übergehen. Kleine Abweichungen von der vollkommenen Gesundheit (s. d.) zeigt auch der anscheinend Gesundeste, weshalb man nur dann von K. sprechen kann, wo die Thätigkeit des Körpers wesentlich gestört wird und wo das Verhalten von der «Breite der Gesundheit» abweicht. Geringere Grade der Störung pflegt man als Unpäßlichkeiten, Unwohlsein zu bezeichnen. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus theilt man die K. in verschiedene Klassen ein. Man unterscheidet so die durch eine Verletzung (trauma) entstandenen (traumatischen) oder chirurgischen K., welche äußere Hülfe und mechan. Hülfsmittel erfordern, von den sog. innern, welche durch innere oder medic. Mittel geheilt werden. Zu den äußern K. rechnet man noch solche, die zwar nicht durch Verletzung entstanden sind, die aber vorzugsweise einer chirurgischen Hülfe bedürfen, wie Geschwüre, Eiterbeulen (Abscesse), eingeklemmte Darmbrüche u. dgl. Je nach Art der Verletzung zerfallen die chirurgischen K. in Contusionen (Verletzungen durch Stoß oder Schlag), Quetschungen, Zermalmungen, Zusammenhangs- (Continuitäts-) Trennungen (Wunden, Knochenbrüche), Verbrennungen. Auch theilt man sie nach dem betroffenen Gewebstheil oder Organ ein in K. der Haut, der Knochen, der Muskeln, des Kopfs, der Brust u. s. w., und hierauf gründen sich zum Theil die Abzweigungen von den Fächern (Specialitäten) der Augen-, Ohren-, Zahnheilkunde, der Geburtshülfe. Nach demselben Princip werden auch die innern K. eingetheilt, und man unterscheidet so K. der Athmungs-, der Circulations- (Blutkreislauf), der Verdauungsorgane, der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, der Nerven, der Muskeln und Knochen, der Haut, der Sinnesorgane (Augen- und Gehörkrankheiten) und K. des gesammten Organismus (Constitutionskrankheiten).

Digitized by Google

Die wichtigste Frage, welche der Arzt zunächst zu entscheiden hat, ist die, ob die K. mit Fieber (s. d.) verbunden ist oder nicht, weil davon die Schwere der Erkrankung abhängt, und man theilt daher die K. ein in fieberhafte (wol auch entzündliche, hitzige) und fieberlose. Eine schnell eintretende und schnell verlaufende K. heißt eine acute, und da solche in der Regel mit Fieber verbunden sind, nennt man die fieberhaften K. wol auch ohne weiteres acute K. Den Gegensatz zu diesen bilden die langsam verlaufenden, die chronischen; auch fieberhafte K. nennt man chronische, wenn sie eine sehr lange Dauer haben. Weiterhin theilt man die K. ein in typische oder rhythmische (auch cyklische oder periodische) K., welche eine deutliche Aufeinanderfolge regelmäßig begrenzter Perioden von bestimmtem Charakter zeigen, wie Typhus, Pocken, Masern, Scharlach, Lungenentzündung u. a., und in atypische, arhythmische K., welche einen unregelmäßigen, schwankenden Verlauf ohne charakteristische Stadien zeigen, wie die fieberlosen Katarrhe, die meisten Vereiterungen, die Rheumatismen u. s. w. Tritt im Verlauf einer chronischen K. oder gegen das Ende auch einer acuten eine Verschlimmerung ein, so spricht man von einer (acuten) Steigerung (Exacerbation), einem Rückfall, einem Nachschub (beim Weiterschreiten des Krankheitsprocesses auf noch gesunde Theile eines Organs). Bei manchen K., den sog. intermittirenden oder aussetzenden K., tritt eine längere oder kürzere Rückkehr zur Gesundheit ein, und nach dieser Pause erfolgt eine neue Erkrankung, ein Anfall oder Paroxysmus (so beim Wechselfieber, bei Krämpfen). Tritt im Laufe der Genesung (z. B. vom Typhus) die K. nochmals auf, so nennt man dies einen Rückfall oder Recidiv. Eine im Wesen abgelaufene K. kann ferner andere Störungen bedingen (Lungenentzündung z. B. Tuberkulose), also eine Nachkrankheit. Die K. zeigen sich entweder in einzelnen Fällen, zerstreut, sporadisch, oder die Fälle häufen sich, cumuliren, und endlich kommt es zur Seuche oder Epidemie (s. d.). Haben K. in gewissen Gegenden ihren Sitz, über den hinaus sie sich nicht oder selten verbreiten (so die Wechselfieber in Sumpfgegenden, der Kropf u. s. w.), so heißt die K. eine Endemie (s. d.). Die Ausgänge der K. sind sehr verschieden; entweder erfolgt vollständige Herstellung des normalen Zustandes: Heilung, Genesung (s. d.), oder es tritt nur unvollständige Genesung ein, wobei entweder eine Disposition zu neuen Erkrankungen bestehen bleibt oder andersartige krankhafte Zustände, sog. Nachkrankheiten, zurückbleiben; in andern Fällen endlich erfolgt nach mehr oder minder langem Kranksein das vollständige Aufhören des Stoffwechsels, der Tod (s. d.). Der vollständigen Genesung geht meist die sog. Reconvalescenz voraus, eine Periode ohne scharfe Grenzen, in welcher sich das Wohlbefinden leidlich wiederhergestellt hat, wo aber noch eine mehr oder minder große Schwäche und Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse besteht.

Die Frage nach Sitz und Wesen der K. hat das Interesse der Aerzte schon in den frühesten Zeiten lebhaft erregt. Ursprünglich betrachtete man die K. als etwas dem Organismus durchaus Fremdes, vom Leben des übrigen Körpers Isolirtes, ihm Aufgedrungenes (ontologische Auffassung), und ging darin so weit, die K. förmlich zu personificiren; ja noch in den medic. Schulen des Mittelalters spielt die Lehre vom Archeus (s. d.) eine gewichtige Rolle. Unter dem Einflusse naturwissenschaftlicher Anschauungen theilten sich die Aerzte alsbald in zwei, sich bis in die neuere Zeit lebhaft bekämpfende Parteien: während die einen die Flüssigkeiten und Säfte (humores) des Körpers, insbesondere das Blut, als Ausgangspunkt und Verbreitungsmittel der K. hinstellten (Humoralpathologen), sahen die andern die festen Theile (solida) des Körpers, namentlich die Nerven, als das bei jeder Erkrankung zuerst Ergriffene an (Solidarpathologen). Erst Mitte des 19. Jahrh. gelang es Virchow, gestützt auf die rapiden Fortschritte der Physiologie, Chemie und mikroskopischen Forschung, den wichtigen Nachweis zu führen, daß Gesundheit und K. nichts wesentlich Verschiedenes, sondern Aeußerungen derselben, innerhalb der kleinsten Elementartheilchen des Körpers, der Zellen, und unter denselben physiol. Gesetzen stattfindenden Lebenserscheinungen sind, und damit die Lehre der Cellularpathologie (s. d.) zu begründen.

Die Ursachen der K., mit deren Studium sich die Aetiologie beschäftigt, sind sehr mannichfaltig und in vielen Fällen noch sehr dunkel. Zunächst kann man die angeborenen K. unterscheiden von den nach der Geburt erst erworbenen. Ueber die Ursachen der erworbenen K. hat die Wissenschaft nur wenig Sicheres ermittelt, und der Umstand, daß ein und dasselbe Ding (z. B. Erkältung, Durchnässung) als Ursache der verschiedensten K. angegeben wird, ist der beste Beweis für die Unsicherheit, welche hier herrscht. Sicher ist, daß der ungewöhnliche Umstand, welcher die K. scheinbar hervorrief, dem Ausbruch der K. nur die Veranlassung gegeben hat, die Gelegenheitsursache war, während die K. selbst schon längst durch angeborene Bildungsfehler, durch eine Reihe von Mishandlungen des Körpers, durch schlechte Nahrung, schlechte Wohnung, übergroße Anstrengung u. dgl. vorbereitet war; es mußte eine Anlage (Disposition) zur K. vor-

Digitized by Google

handen gewesen sein. So kommt die Tuberkulose oft durch eine leiche Erkältung zum Ausbruch bei Leuten, deren Verwandte in aufsteigender Linie bereits an dieser K. gelitten haben, der Säuferwahnsinn nach langem Alkoholmisbrauch bei einer sonst gleichgültigen Verletzung. In andern Fällen sind dagegen wieder die Verhältnisse so weit klar, daß man mit großer Bestimmtheit voraussagen kann, unter welchen Verhältnissen eine K. eintritt, und wenn nicht; ja man kann sie selbst künstlich hervorrufen. Dies ist vor allem der Fall bei den sog. Infectionskrankheiten, welche dadurch entstehen, daß eine die K. erzeugende Substanz (der Keim der K.) in den Körper gelangt (diesen inficirt). Der Keim der Infectionskrankheit wird nun entweder von einer kranken Person direct auf die noch gesunde übertragen, d. h. die K. steckt an (ist contagiös, wird durch ein Contagium verpflanzt), wie dies bei Masern, Scharlach, Pocken, Syphilis, exanthematischem Typhus u. s. w. der Fall ist; oder die Uebertragung der K. findet nicht von Person zu Person statt, sondern unter Vermittelung einer Zwischenstation, wie bei der Cholera, wo der Keim von der kranken Person geliefert wird, sich dann im Boden weiter entwickelt und von hier aus aufs neue inficirt (miasmatisch-contagiöse K.); oder endlich der Keim der K. überträgt sich gar nicht von der kranken Person, sondern blos von der Keimstätte aus, so z. B. beim Wechselfieber. In diesem letztern Falle heißt die krankmachende Substanz Miasma (s. d.) oder Malaria. Da die Wandlungen, welche der Keim der Infectionskrankheit durchmacht, die größte Aehnlichkeit hat mit der Entwickelung der Gärungserreger (s. Gärung und Fäulniß), so nennt man diese K. auch Gärungskrankheit (zymotische K.). Wirklich gesehen hat man diese Krankheitserreger indeß noch nicht überall, wiewol ihre Existenz angenommen werden muß. Constitutionskrankheiten sind solche, welche das Bestehen des ganzen Organismus, die Constitution desselben, gefährden und den Organismus in allen seinen Theilen erfassen, wie die Infectionskrankheiten, die Tuberkulose, die Zuckerharnruhr.

Die Veränderungen, welche der kranke Körper erleidet, sind die Zeichen (Symptome), an denen die K. erkannt wird. Die Symptome sind theils nur oder doch vorzugsweise dem Kranken allein wahrnehmbar (subjectiv), wie Schmerzen, Gefühl von Druck, Spannung u. s. w., theils lassen sie sich auch von andern Personen erkennen (objectiv), wie das Fieber, die Percussions- und Auscultationserscheinungen u. s. w. Festgestellt werden die Symptome theils aus Berichten über den Kranken, bevor ihn der Arzt sah (Anamnesis), theils durch die Aufnahme des Zustandes, in welchem sich der Kranke befindet (status praesens), mittels der verschiedenen Untersuchungsmethoden. In früherer Zeit war man dabei auf die Besichtigung (inspectio), das Befühlen (palpatio) u. dgl. beschränkt, in neuerer Zeit bedient man sich auch der sog. physikalischen Untersuchungsmittel, d. h. man beklopft (Percussion) und behorcht (Auscultation) den Körper mit besondern Instrumenten (Plessimeter, Stethoskop), um aus dem Gehörten den anatom. Zustand der untersuchten Organe zu ermitteln, man bestimmt die Körpertemperatur (Fieber) u. s. w. Die Symptomengruppe führt dann zur Erkennung (Diagnose) der K. An die erste Untersuchung schließt sich weiter die fortlaufende Krankenbeobachtung an, und wenn die K. tödlich endet, bildet die Leichenöffnung (Section, Autopsie) den Schluß. Die Darstellung des ganzen Krankheitsverlaufs heißt Krankheitsgeschichte. Von der Diagnose und der weitern Beobachtung hängen die Maßregeln ab, welche zur Bekämpfung der K. ergriffen werden (die Behandlung, Therapie), sowie ferner das Urtheil über den vermuthlichen Ausgang der K. (Prognosis). Nur in seltenen Fällen ist die Behandlung mit Erfolg auf die Hebung der Ursachen gerichtet (causal), meist beschränkt sie sich auf die Beseitigung lästiger Nebenverhältnisse, wie Schmerzen, Schlaflosigkeit (symptomatisch), oder auf Abhaltung weiterer Schädlichkeiten vom Kranken; sie ist dann zuwartend (expectativ). Von großer Wichtigkeit ist die Diät des Kranken. Ist der Darmkanal gesund, so ist es gleichgültig, welcherlei Speisen der Kranke genießt, wenn sie nur gut nähren und nicht schwer zu verdauen sind. Besteht jedoch Darmkatarrh, so sind harte, schwer verdauliche, stark gewürzte oder gesalzene Speisen zu vermeiden. Man läßt in solchen Fällen Milch, rohe oder weiche Eier, ausnahmsweise auch weichgekochtes, fein zerschnittenes Fleisch, das gut gekaut werden muß, daneben leichte Suppen genießen. Je mehr man einsah, wie machtlos der Arzt gegen einmal ausgebrochene K. ist, um so größeres Gewicht legte man auf die Verhütung der K. (Prophylaxis), und die Noth lehrte früher, als es sonst geschehen wäre, auf die Verhältnisse achten, welche die Gesundheit stören oder sie erhalten. Der Zweig der Medicin, welcher sich mit der Feststellung dieser Verhältnisse befaßt, heißt Hygieine (s. d.). Vgl. Virchow, «Vier Reden über Leben und Kranksein» (Berl. 1862); derselbe, «Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre» (Berl. 1858; 4. Aufl. 1872); Uhle und Wagner, «Handbuch der allgemeinen Pathologie» (7. Aufl., Lpz. 1876).

Digitized by Google

Krapp heißt die in der Färberei vielgebrauchte Wurzel der Färberröthe (s. d.), welche in Südfrankreich, in Holland und einigen Gegenden Deutschlands (im Elsaß, in Baden und in der bair. Pfalz) angebaut wird. Für die besten gelten die levantiner (Alizari) und die avignoner Krappwurzeln. Gegenwärtig gelangt der K. meist gemahlen in den Handel, wobei man sich vor Verfälschungen in Acht zu nehmen hat. Beraubter K. heißt der von den Rindentheilen befreite, der gestoßen als Mull eine schlechte rothe Farbe gibt. Der K. enthält eine Anzahl Farbestoffe: Krapppurpur, Krapproth, Krapporange, Krappgelb und Krappbraun, von denen nur die drei ersten in der Färberei benutzt werden können. Der K. ist unter allen Farben für Baumwolle die echteste und wichtigste, da er bei verschiedener Concentration und mit Anwendung verschiedener Beizen (Thonerde-, Zinn- und Eisenbeize) alle Nuancen von Rosa bis Schwarzroth, alle violetten und viele gelbe und braune Nuancen zu färben erlaubt. Die feurigste und echteste Krappfarbe aber ist das sog. Türkischroth, welches man in der Schweiz, in Rouen, im Elsaß, in Elberfeld u. s. w. besonders auf Baumwollgarne anwendet. Die Türkischrothfärberei beruht auf einer eigenthümlichen und ziemlich zusammengesetzten Reihe von Operationen. Auch für die Malerei und als Druckfarbe hat man das Roth des K. anzuwenden gesucht und bedient sich dazu der Krapplacke, d. h. der Niederschläge, welche man in Krappabkochungen durch Alaun erhält, und welche also Verbindungen des Krapproths mit Thonerde sind. Besonders schön verfertigt man die Krapplacke in Paris. Von dem im Oriente ebenfalls cultivirten fremden K. (Rubia peregrina) soll der an Farbestoff besonders reiche levantische oder smyrnaische K. oder Alizari kommen. Die Wurzeln des glänzenden K. (R. lucida) werden auf gleiche Weise benutzt. In Ostindien verwendet man die Wurzeln des indischen K. (R. Munjista), der auch nach England gebracht wird. Was die Natur der Farbestoffe des K. betrifft, so haben neuere Untersuchungen gezeigt, daß diese Wurzel in frischem Zustande nur zwei Farbestoffe, die von Rochleder entdeckte Rubérythrinsäure (früher Xanthin genannt) und das Purpurin enthält. Erstere Säure zerfällt unter dem Einflusse von Fermenten und verdünnten Säuren in den eigentlichen Farbestoff des K., das Alizarin, und in Zucker. Nach den Untersuchungen von Gräbe und Liebermann ist das Alizarin (s. d.) ein Abkömmling des im Steinkohlentheer sich findenden Kohlenwasserstoffs, des Anthracen (s. d.). Den genannten Chemikern ist es 1868 gelungen, das Anthracen in Alizarin überzuführen und somit die Krappfarbestoffe künstlich darzustellen. Seit jener Zeit ist ein blühender Industriezweig entstanden, der sich mit der Fabrikation von künstlichem Alizarin befaßt und dem Krappbau in hohem Grade Abbruch gethan hat. Außer dem Alizarin findet sich im K. noch ein rother Körper, das Purpurin oder Rubiacin, das für sich ohne Färbevermögen, aber in Verbindung mit Alizarin den Färbeproceß unterstützt. Die echten rothen Farben auf Wolle und Baumwolle (Türkischroth) werden trotz der künstlichen Alizarinfarben immer noch zum Theil mittels K. erzielt. Krapppräparate, welche aus Krappwurzel dargestellt wurden und die Krappfarbestoffe in concentrirter Form enthalten, sind außer dem Garancin die Krappblumen (fleurs de garance), die Azale (von azala, einer arab. Benennung des K.), das Colorin und das Pincoffin. Vgl. Rud. von Wagner, «Handbuch der chem. Technologie» (10. Aufl., Lpz. 1875).

Krasicki (Ignaz), poln. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Dubiecko in Rothreußen 3. Febr. 1734, stammte aus einem in der Literatur wie im Kriege gleich berühmten Geschlechte. Er erhielt seine erste Ausbildung in Lemberg, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er eine Zeit lang in Rom verweilt hatte, Kanoniker in Lemberg und 1767 Bischof von Ermeland. Als sein Bisthum 1772 an Preußen fiel, wurde ihm Friedrich II. sehr gewogen und zog ihn nach Sanssouci. Im J. 1795 wurde er Erzbischof von Gnesen und starb zu Berlin 14. März 1801. Unter seinen Werken stehen obenan das heroisch-komische Gedicht «Myszeis» (deutsch: «Die Mäuseade», Warsch. u. Lpz. 1790), wozu er den Stoff aus der Chronik Kadlubek's entlehnte, nach welcher Ratten und Mäuse den König Popiel aufgefressen haben, und die «Monomachia» (deutsch: «Der Mönchekrieg», übersetzt von Winklewski, Berl. 1870). Weniger Werth hat seine «Antimonomachia». Seine Fabeln sind an Gemüthlichkeit und Einfachheit den Gellert'schen nicht unähnlich, seine Satiren nur harmlos scherzend, daher zuweilen etwas matt. Sein episches Gedicht «Woyna Chocimska», d. h. der Krieg von Chocim, ist mehr eine histor. Erzählung von dem Siege Chodkiewicz' über den Sultan Osman unter Sigismund's III. Regierung; doch enthält es auch sehr poetische Stellen. In dem «Pan Podstoli», d. h. der Herr Untertruchseß, einem lebensvollen Charaktergemälde, bekämpfte er die Fehler und Thorheiten seiner Landsleute. Seine Schriften sammelte Dmochowski (10 Bde., Warsch. 1803—4); spätere Ausgaben erschienen zu Paris (10 Bde., 1830) und Berlin (1845).

Digitized by Google

Krasinski (Graf Sigmund Napoleon), poln. Dichter, geb. zu Paris 19. Febr. 1812 aus einem der edelsten poln. Geschlechter, war der Sohn des Grafen Vincenz K. (geb. 1782, gest. 1858 als russ. General der Cavalerie und Mitglied des Staatsraths). Sigmund K. besuchte das Lyceum und die Universität zu Warschau. Von glühendem Patriotismus beseelt, entzog er sich den glänzenden Anerbietungen der kaiserl. Regierung und lebte seit der Revolution von 1831, kränklich und zuletzt fast erblindet, meist in Italien und Deutschland, wo er seinen Schmerz in Gedichten aushauchte, die in allen slaw. Ländern die höchste Begeisterung erregten. Schon früher hatte er eine Erzählung, «Das Grab der Familie Reichsthal», und den histor. Roman «Wladyslaw Hermann und sein Hof» (Warsch. 1829) erscheinen lassen, denen mehreres in franz. Sprache folgte. Die großartigsten seiner Schöpfungen sind die «Nieboska komedya» («Ungöttliche Komödie», deutsch von Batornicki, Lpz. 1841) und «Irydion» (deutsch, Berl. 1845), in welchem er die Schicksale des slaw. Volksstammes in mystisch-poetischen Bildern schildert und auf die schönere Zukunft hinweist, die ihm nach seiner Ueberzeugung beschieden ist. Außerdem hat man von ihm «Die Sommernacht» («Noc letnia»), ein in herrlicher Sprache geschriebenes phantastisch-philos. Gedicht, «Die Versuchung» («Pokusa»), ein in Form und Stil an die Apokalypse erinnerndes Fragment, eine Reihe von Canzonen unter dem Titel «Przedświt» («Vor der Morgendämmerung»), endlich die «Psalmen der Zukunft» («Psalmy przyszlości», 5. Aufl., Par. 1861), in denen sich neben der wärmsten Vaterlandsliebe eine tiefe, fast schwärmerische Frömmigkeit ausspricht. K. starb zu Paris 24. Febr. 1859. Eine Gesammtausgabe der Werke K.'s (3 Bde., Lpz. 1863) erschien in der «Biblioteka pisarzy polskich». — Graf Valerian K., aus dem evang. Zweige der Familie, geb. 1780, erwarb sich auf deutschen Universitäten eine vielseitige Bildung und ging 1831 in Aufträgen der poln. provisorischen Regierung nach England, wo er nach dem Fall Warschaus sich bleibend niederließ. Hier veröffentlichte er mehrere, die polit. und religiösen Zustände Polens behandelnde Werke, namentlich «Rise, progress and decline of the reformation in Poland» (2 Bde., Lond. 1839—40; deutsch von Lindau, Lpz. 1841) und «Sketch of the religious history of the Slavonic nations» (Edinb. 1851). Er starb zu Edinburgh 22. Dec. 1855.

Krasis (griech., Mischung) nennt man in der Grammatik die Zusammenziehung eines Vocals am Ende eines Wortes mit dem Anfangsvocal des folgenden; das im Griechischen zur Andeutung einer K. über den Vocal gesetzte Zeichen des Apostrophs führt in diesem Falle den Namen Koronis. Die nur beim Lesen zu beobachtende, in der Schrift aber nicht bezeichnete derartige Vocalzusammenziehung heißt Synizēse (Synekphonesis).

Krasnoe-Selo, Dorf im Gouvernement Petersburg, 26 Kilom. südlich von Petersburg an dem Flüßchen Ligowka und an der Baltischen Eisenbahn, auf den Dunderhoffschen Hügeln gelegen, hat ein kaiserl. Schloß mit schönem Park und zählt 3000 E., die sich vorzugsweise mit Gemüsebau beschäftigen. Das Dorf hat seiner schönen steinernen Gebäude wegen ganz das Aussehen einer kleinen Stadt. In der Nähe liegt eine große Papierfabrik.

Krasnojarsk, Gouvernementsstadt im sibir. Gouvernement Jenisseisk, am linken Ufer des Jenissei, an der großen Straße von Tobolsk nach Irkutsk, hat sechs griech. Kirchen, eine kath. und eine prot. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, drei Schulen, 31 Fabriken (darunter acht Lederfabriken und drei Equipagefabriken) und (1871) 12,974 E., von denen ein bedeutender Theil in jedem Sommer sich als Arbeiter in den jenisseiskischen Goldwäschereien vermiethet.

Krasnowodsk, Hauptort des russ. Transkaspischen Gebietes (s. d.), auf der Ostküste des Kaspischen Meers, an der Balkhanbai, in welche ehemals der Amu mündete, ist Sitz des Militärgouverneurs und Hauptstützpunkt der russ. Politik und des russ. Handels im Osten des Kaspischen Meers und hat ein Fort, Kirchen, eine Moschee und Volksschulen. Seit 1875 ist die russ. Flottenstation von Adschurade hierher verlegt und eine regelmäßige Nomadenpost mit Khiwa und der Provinz Amu-Darja eingerichtet. K. wurde 1868 von den Russen gegründet.

Krasnyj oder Krasnoi, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 50 Kilom. von Smolensk an dem Zusammenfluß der Swina und Merei, mit 3493 E. und vier Kirchen, wird in den Chroniken schon 1151 erwähnt und hatte früher seine eigenen Theilfürsten. Hier schlugen 14. Aug. 1812 die Franzosen unter Murat und Ney die Russen unter Rajewsky, und 16. bis 19. Nov. 1812 die Russen unter Kutusow und Miloradowitsch die Franzosen unter Napoleon, Davoust und Ney. An letztere Schlacht erinnert ein 1843 errichteter gußeiserner Obelisk.

Krassó oder Krassova, ungar. Comitat im jenseitigen Theißkreise, wird nördlich von Arad, östlich von Siebenbürgen und dem neuen Szörényer Comitat, und westlich von Temes begrenzt. Es hat einen Flächenraum von 5230 QKilom. Mit Ausnahme der an den Temes-

Digitized by Google

und Krassó-Ufern gelegenen Landstriche durchgehends gebirgig, steht K. zwar an Fruchtbarkeit den benachbarten Comitaten nach, gehört aber noch immer zu den fruchtbarsten Strecken Ungarns. Das Hauptproduct ist der Mais, der vom Landvolke dem Weizen vorgezogen wird. Außerdem baut man Wein und viel Obst, namentlich aber Zwetschen, die man hauptsächlich zum Branntweinbrennen verwendet. Sehr bedeutend ist das Ergebniß an Silber und Kupfer, minder an Eisen; der zu Szászka gebrochene Marmor kann an weißer Farbe und Reinheit mit dem carrarischen wetteifern. K.'s Hauptreichthum besteht aber in seinen großen Steinkohlenlagern. Die in 17 Marktflecken und 219 Dörfern wohnende Bevölkerung beträgt (1870, ohne Militär) 259,079, welche der Nationalität nach meist Walachen, der Confession nach meist orient. Griechen oder Griechisch-Nichtunirte sind. Handel und Gewerbe sind vernachlässigt. Außer Erzeugnissen des Bergbaues führt man Holz, Zwetschenbranntwein, Obst und rohes Leder aus. Die Ausfuhr geschieht meist auf dem Bégakanal. Hauptort des Comitats ist der Marktflecken Lugos (s. d.).

Kraszewski (Jos. Ignaz), einer der namhaftesten neuern Schriftsteller der Polen, geb. 26. Juli 1812 in Warschau, erhielt seine Schulbildung in Wilna, eignete sich dann eine wissenschaftliche Bildung im Auslande an und widmete sich auf seinem Gute Omelno in Volhynien ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit. Erst später bekleidete er fünf Jahre hindurch das Ehrenamt eines Curators der Schulanstalten in Volhynien. Im J. 1860 siedelte K. nach Warschau über und redigirte hier mit Erfolg die «Gazeta Polska», ließ sich aber 1863 in Dresden nieder. Als Schriftsteller hat K. eine staunenswerthe Productivität entwickelt. Er schrieb an 300 Bände und versuchte sich fast in allen Gattungen der Literatur. Das Vorzüglichste leistete er als Novellist und Romanschriftsteller. Seine trefflichen Erzählungen, welche dem poln. Familien- und Nationalleben entnommen sind, haben viel dazu beigetragen, in den gebildetern Kreisen seiner Landsleute die vorherrschende franz. Lektüre gegen die polnische in den Hintergrund zu drängen. Unter die besten seiner Romane gehören «Świat i poeta» («Welt und Dichter», Posen 1839), «Ulana» (Wilna 1843), «Latarnia czarnoksięzka» (4 Bde., Warsch. 1843), «Chata za wsią» (3 Bde., Petersb. 1854) und «Ostap i Jaryna» (deutsch, von Fritz, 2 Bde., Bresl. 1856). Von den poetischen Werken ist zu erwähnen «Anafielas» (3 Bde., Wilna 1840—43), das die Hauptepochen der ältern litauischen Geschichte kräftig schildert. Wichtig in kritischer und literarhistor. Hinsicht sind seine Abhandlungen, die er in den «Studya literackie» (Wilna 1842) und «Nowe studya literackie» (2 Bde., Warsch. 1843) sowie der Zeitschrift «Athenaeum» veröffentlichte. Ihnen schließen sich die «Vorlesungen über Dante» (deutsch von Bohdanowitsch, Dresd. 1870) an. Von den Reiseschilderungen sind hervorzuheben «Wspomnienia Podlasia, Wołynia i Litwy» (2 Bde., Wilna 1840), «Wspomnienia Odessy» (3 Bde., Wilna 1845—46) und «Kartki z podróży 1858—64 r.» (Warsch. 1866). Unter den histor. Werken sind wichtig «Wilno od początków jego do 1750» (4 Bde., 1840—42), «Litwa» (2 Bde., Warsch. 1847—50), «Polska w czasie trzech rozbiorów» («Culturgeschichte Polens im Zeitalter der Theilung», 3 Bde., Posen 1873—75) und «Hrabina Kosel» (Warsch. 1876). Unter dem Pseudonym Bolesławita hat K. interessante Schilderungen aus dem poln. Aufstande von 1863 veröffentlicht.

Kraszna, ehemaliges ungar.-siebenbürg. Comitat, seit 1876 mit Mittelszolnok zu dem Comitat Szilagy (s. d.) vereint.

Krater (griech., d. i. Becher) nennt man die Oeffnungen, durch welche vulkanische Ausbrüche erfolgen. Es sind meist trichterförmige Löcher mit oft steilen, fast senkrechten Wänden nach innen zu und umgeben von Kegelböschungen, deren Neigung von der Structur der Auswürflinge abhängt. Man unterscheidet demnach: Tuffkrater mit meist sehr weiter Oeffnung und äußern Böschungen von höchstens 15 Grad Neigung, aus Aschen aufgebaut; Schlackenkrater mit bis zu 40 Grad Böschung, aus Schlacken und Lapillis bestehend und meist an der Seite von einem Lavastrom durchbrochen; Lavakrater, deren Kegel aus festen Lavaströmen aufgebaut ist. Der Lage nach unterscheidet man an einem Vulkane den Hauptkrater, der gewöhnlich auf der Spitze des Kegels sich befindet, und Seitenkrater, welche sich besonders gern an hohen Vulkanen bei einzelnen Ausbrüchen bilden. Der Aetna hat deren mehrere hundert. Das Verhältniß der Weite und Tiefe des K. zur Höhe und zum Umfange des Vulkans selbst hat durchaus nichts Constantes. (S. Vulkane.) K., in welchen nur noch Exhalationen von Schwefelwasserstoff, Schwefeldämpfen und schwefeliger Säure stattfinden, heißen Solfataren. K., deren Wandungen theilweise eingebrochen und die deshalb einseitig geöffnet sind, werden als Einsturzkrater bezeichnet (z. B. die Monte-Somma des Vesuvs); schluchtförmige Durchbrechungen des Kraterwalls als Calderas (z. B. auf Palma).

Digitized by Google

Krates, berühmter Cyniker, um 328 v. Chr., ein Schüler des Diogenes, stammte aus einer reichen und angesehenen Familie in Theben. Er gab aus Begeisterung für die cynische Philosophie sein Vermögen weg, erweckte aber auch seinerseits in Hipparchia, der Tochter eines wohlhabenden Hauses aus Maronea in Thrazien, eine solche Liebe, daß sie alles aufgab, um ihm in sein Bettlerleben zu folgen. Die unter seinem Namen vorhandenen 38 Briefe, welche Boissonade in den «Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 9, Par. 1827) und Hercher in den «Epistolographi Graeci» (Par. 1873) am vollständigsten herausgegeben haben, gehören einer spätern Zeit an. — Verschieden von diesem ist der berühmte griech. Grammatiker K., aus Mallus in Cilicien, daher auch Mallotes genannt, welcher seine Bildung zu Tarsus erhielt, hierauf an den damals glänzenden Hof des Attalus nach Pergamon ging und daselbst eine besondere grammatische Schule gründete, die in ihren Grundsätzen, namentlich in Beziehung auf die Auffassung und Erforschung der Sprache und hinsichtlich der Kritik der Homerischen Gesänge der alexandrinischen Schule des Aristarchos (s. d.) entgegengesetzt war. Auch hielt er später in Rom, wohin er in Begleitung der Gesandtschaft des Attalus 167 v. Chr. gekommen war, öffentliche Vorträge. Die Bruchstücke seiner Commentare über Homer und andere griech. Dichter sowie einiger anderer Schriften sind zusammengestellt worden von Wegener in «De aula Attalica» (Kopenh. 1836).

Kratinos, berühmter griech. Lustspieldichter, um 520—423 v. Chr., war nebst seinen jüngern Zeitgenossen, den Athenern Eupolis und Aristophanes, der würdigste Vertreter der ältern attischen Komödie und mit Krates der Schöpfer derselben als einer attischen Kunst. Er war ein urkräftiger Geist von ungebundenem Sinn und unerschöpflicher Laune, und scheute sich nicht, mit seinem sprühenden Witze nicht blos das Laster und die böse Sitte im Privatleben, sondern auch die öffentlichen Gebrechen zum Gegenstande des Spottes zu machen, wobei selbst Männer wie Perikles nicht verschont blieben. Von seinen 21 Lustspielen, die ihm neunmal den Sieg verschafften, sind nur noch Bruchstücke übrig, welche Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 2, Berl. 1840; 2. kleinere Ausg. 1847) zusammengestellt hat. — Der jüngere K., von dem die Alten ebenfalls mehrere Stücke anführen, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeiten des Ptolemäus Euergetes und gehört der sog. mittlern Komödie an.

Krätze (Scabies, Psora) ist eine unter Bildung von Knötchen, Wasser- und Eiterbläschen verlaufende Entzündung der Haut, welche durch den Aufenthalt der Krätzmilbe (Acarus scabiei, Sarcoptes hominis) in der Haut hervorgerufen wird. Die Krätzmilbe, welche schon mit bloßem Auge als kleines rundliches, weißes Körperchen (1/3 Mmt. lang und 1/2 Mmt. breit) erkannt wird und etwa die Gestalt einer Schildkröte besitzt, gräbt sich zwischen die Schichten der Oberhaut (s. Haut) ein und bildet bis zu 2 Ctmt. lange Gänge, in welchen sie schwärzliche Kothmassen und das Weibchen seine Eier absetzt. Die Gänge, welche das kleinere Männchen bohrt, sind kürzer. Die Eier werden in 8—10 Tagen reif, die Jungen graben ihre eigenen Gänge, häuten sich und sind nun selbst zeugungsfähig. Ansteckung mit K. erfolgt durch Uebertragung der Milbe. Die Benutzung des Bettes, in welchem ein Krätzkranker gelegen, die Benutzung seiner Kleider sowie intimer Verkehr mit ihm steckt somit an. Die Milben halten sich besonders gern in Hautfalten (zwischen den Fingern, in der Nähe der Geschlechtstheile) auf und bewirken hier durch das Graben der Gänge und vielleicht durch einen besondern Saft lebhaftes Jucken; das Kratzen der Kranken vermehrt dann die Verletzungen der Haut. Die Gänge haben das Ansehen eines leichten Nadelrisses, und wenn man den Gang mit einer Nadel verfolgt, spießt man die Milben auf und kann sie schon bei schwacher Vergrößerung leicht unter dem Mikroskop erkennen; dieser Nachweis der Milbe allein macht die Erkennung der Krankheit sicher. Die Vertreibung der K., welche außer hartnäckigen, niemals spontan heilenden Hautausschlägen keinerlei üble Folgen hat, beruht auf Tödtung der Milben und Zerstörung der Milbengänge. Man reibt daher wiederholt in die Haut ein: grüne Seife allein oder nach Beimischung von Schwefelblumen, Schwefelsalbe, Schwefelkalklösung, Petroleum, Benzin und verschiedene Balsame (Peru- und Tolubalsam, flüssigen Storax). Der ersten Einreibung geht ein Bad voraus und der letzten folgt eins nach. Die Behandlung mit grüner Seife oder Schwefelsalbe dauert sechs bis acht Tage, die mit den Balsamen zwei bis vier Tage, die mit Schwefelcalciumlösung, welche indeß die Haut sehr angreift, nur vier Stunden. Der Storax empfiehlt sich wegen seiner Billigkeit. Betten, Wäsche und Kleider müssen gleichfalls desinficirt werden. Man läßt sie daher entweder in einer Bettfeder-Reinigungsanstalt «kesseln» oder bringt sie in den «Krätzofen», eine Art Backofen, wo sie hoher Temperatur ausgesetzt werden, ohne zu verbrennen. Vgl. Fürstenberg, «Die Krätzmilben der Menschen und Thiere» (Lpz. 1861)

Digitized by Google

Kraus (Christian Jak.), philos. Schriftsteller, geb. 1753 zu Osterode, wo sein Vater Wundarzt war, begann seine Studien 1770 auf der Universität zu Königsberg, wo die Verbindung, in die er mit Kant kam, und der Umgang mit Hamann und mit Hippel wesentlich zu seiner Bildung beitrugen. Hier widmete er sich humanistischen, mathem. und philos. Studien. Von Berlin aus, wohin er sich 1779 begab, ging er als Führer eines Studirenden nach Göttingen, wo Heyne und Schlözer seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Literatur und Geschichte gaben. Im J. 1781 wurde er Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften zu Königsberg. Hier starb er 25. Aug. 1807. K. überragte an Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkenntniß selbst Kant. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse wurden von Auerswald die «Staatswirthschaft» (5 Bde., Königsb. 1808—11) und eine «Sammlung vermischter Schriften» (7 Bde., Königsb. 1808—12) herausgegeben, der in einem achten Bande (Königsb. 1819) Joh. Voigt eine Biographie von K. nebst Auszügen aus dessen Briefen hinzufügte.

Krause (Karl Christian Friedr.), namhafter Philosoph und freimaurerischer Schriftsteller, wurde 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte in Jena, wo er sich 1802 als Privatdocent habilitirte. Die Ansicht, daß die Menschheit auf Erden ein Theil eines höhern Geisterreichs sei, gab seinem Studium eine eigenthümliche Richtung und bildete den Grund seines Lehrsystems, welches als die Aufgabe der Menschheit darstellte, sich zu einem organisch und harmonisch gestalteten Bunde herauszubilden. Dieser Menschheitbund, blos mit Angelegenheiten der reinen Menschheit beschäftigt und alle Menschen umfassend, sollte alle menschlichen Kräfte gleichförmig entwickeln, das in den Sondervereinen, wie Staat und Kirche, als wahr, schön und gut Gefundene sammeln, von den besondern Ansprüchen des Einzelnen trennen und zum Gesammtwohle verwenden. Die Keime eines solchen Bundes ahnte K. in der Freimaurerbrüderschaft und ließ sich deshalb 1805 zu Altenburg in dieselbe aufnehmen. Die Wissenschaft der Freimaurerei förderte er durch sein Werk «Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft» (Dresd. 1810; 2. Aufl., 2 Bde., 1820—21). Vorher schon hatten seine Schriften «Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei» (Freiberg 1810; 3. Aufl., Dresd. 1820) und «Urbild der Menschheit» (Dresd. 1811; 2. Aufl. 1819) seiner idealisirenden Auffassung des Maurerthums Ausdruck gegeben. Doch fand er nur wenig Anerkennung, nicht selten aber Anfeindung. Bis 1813 lebte er erst in Rudolstadt, dann in Dresden. Der Versuch, in Berlin, wo er dann Vorlesungen hielt und die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache stiftete, eine Anstellung zu finden, war ohne Erfolg, und ebenso blieb er auch in Göttingen und München ohne Amt, an welchem letztern Orte er 27. Sept. 1832 starb. Seine philos. Anschauungen stehen den Lehren Schelling's am nächsten und suchen nach einer an Descartes erinnernden Methode zu einem abschließenden Systeme zu gelangen. Seine zahlreichen philos. Schriften haben das Bestreben, eine vermeintlich rein urdeutsche, für Deutsche aber unverständliche Terminologie einzuführen. Von ihnen sind hauptsächlich anzuführen: «Abriß des Systems der Logik als philos. Wissenschaft» (Gött. 1828), «Abriß des Systems der Philosophie des Rechts» (Gött. 1828), «Vorlesungen über das System der Philosophie» (Gött. 1828), «Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft» (Gött. 1829), der von Leonhardi u. a. in verschiedenen Abtheilungen herausgegebene «Handschriftliche Nachlaß» (Gött. 1836—48) und «System der Rechtsphilosophie», von Röder (Lpz. 1873) herausgegeben. Vgl. Lindemann, «Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K.'s» (Münch. 1839). Interessant ist die Schrift von Carus «Ueber den Schädelbau des Philosophen K.» (Dresd. 1865). Unter K.'s Anhängern, welche eine Zeit lang eine Zeitschrift «Die neue Zeit» herausgegeben, ist neben Leonhardi, Schliephake, Röder u. a. namentlich Ahrens (s. d.) zu nennen.

Krauseminze nennt man gewisse Varietäten der Pfefferminze (Mentha crispa, M. sylvestris, M. viridis), welche sich durch eirunde, blasig-runzelige, am Rande krause und eingeschnitten-gezähnte Blätter unterscheiden, in Norddeutschland und im südl. Skandinavien wildwachsend vorkommen und bei uns häufig in Gärten cultivirt werden. Die getrockneten Blätter sind in der Heilkunde, besonders als Thee, gebräuchlich, kommen auch als Hausmittel zu Umschlägen und Bädern in Anwendung und werden zur Destillation von Krauseminzbranntwein benutzt, der meist grün gefärbt ist. Durch Destillation des Krautes gewinnt man das **Krauseminzöl** (Oleum menthae crispae), welches im allgemeinen in seiner Wirkung mit dem Pfefferminzöl übereinkommt, jedoch keineswegs so beliebt ist.

Krauseneck (Wilh. von), preuß. General der Infanterie, geb. 13. Oct. 1775 in Baireuth, [illegible]hn eines Proceßraths, trat 1791 als Cadet bei der dortigen Artillerie ein und kam im

Digitized by Google

folgenden Jahre bei der Abtretung des Landes in preuß. Dienste. Während der Rheincampagne und bis 1800 wurde er als Ingenieurgeograph und mit topogr. Arbeiten beschäftigt. Im J. 1803 wurde er Stabskapitän, 1806 Compagniechef beim Füsilierbataillon Stutterheim, 1809 Major und Commandeur des neuerrichteten leichten Bataillons beim Garderegiment, sowie Mitglied der Commission, welche unter Scharnhorst's Vorsitz ein Reglement für alle drei Waffen ausarbeitete, 1812 Commandant von Graudenz, trat jedoch 1813 in den Generalstab Blücher's ein, wurde auf kurze Zeit Commandant von Schweidnitz und später, als Oberstlieutenant, Brigadier beim Tauentzien'schen Armeecorps. Im J. 1814 kam er zum Kleist'schen Corps und später in den Blücher'schen Generalstab. Nach dem Frieden wurde er Commandant von Mainz, 1815 Generalmajor, 1821 Commandeur der 6. Division und erster Commandant von Torgau, 1825 Generallieutenant, 1829 Chef des Generalstabes der Armee, in welcher Stellung er ausgezeichnet gewirkt hat, Mitglied des Staatsraths und 1838 General der Infanterie. Als letzte und höchste Auszeichnung erhielt er 1840 den Schwarzen Adlerorden und damit den erblichen Adel. Im April 1848 erbat er seine Verabschiedung. Er starb 2. Nov. 1850. Vgl. Felgermann, «General Wilhelm von K.» (Berl. 1851).

Kraut nennt man im gewöhnlichen Leben jede nicht zu den Holzgewächsen und nicht zu den Gräsern, Moosen, Flechten und Pilzen gehörende Pflanze, in der Wissenschaft dagegen jede solche Pflanze, welche nur einmal Blüten und Früchte trägt und hierauf abstirbt. In letzterm Sinne zerfallen die Kräuter in ein-, zwei- und mehrjährige. Bei den erstgenannten blüht und stirbt die Pflanze in demselben Jahre, wo sie aus dem Samen entstand, während die zweijährigen Kräuter im ersten Jahre blos eine Wurzel und einen Blütenbüschel, im zweiten dagegen einen blütentragenden Stengel entwickeln. Die mehr- und vieljährigen Kräuter, zu denen unter andern die große Aloë (Agave americana) gehört, bringen eine Reihe von Jahren blos Blätter hervor, worauf sie einen Blütenstengel treiben und dann absterben. In vielen Gegenden Deutschlands sowie in der Sprache der Landwirthschaft versteht man unter K. nur den Kopfkohl (s. Brassica), der das Sauerkraut liefert. — K. nennt man auch ein besonders am Niederrhein und in Westfalen bereitetes Obstgelée, welches sich von dort aus in Deutschland als beliebtes Nahrungsmittel weiter verbreitet hat. Es ist der zu starker Consistenz eingedickte Saft von Trauben, Birnen, Aepfeln, Möhren, Runkelrüben u. s. w. (daher Wein-, Birnen-, Aepfelkraut u. s. w.); es unterscheidet sich von Mus dadurch, daß es keine Pflanzenfasern mehr enthält.

Kreatin, s. Fleisch.

Krebs (Carcinoma, Cancer, Fungus) heißt eine schon den Alten bekannte bösartige, durch abnorme Wucherung normaler Gewebselemente entstehende Neubildung des Körpers, welche aus einer faserigen (bindegewebigen) Grundsubstanz (Stroma, Gerüst) besteht, deren Maschen (Alveolen) mit den verschieden gestalteten Krebszellen und einer dicklichen, rahmähnlichen Flüssigkeit, dem sog. Krebssaft, angefüllt sind. Je nachdem das eine oder das andere dieser Elemente überwiegt, unterscheidet man den harten Faserkrebs (Carcinoma fibrosum, Scirrhus, Chondroidkrebs) und den weichen, gehirnsubstanzähnlichen Markschwamm (Carcinoma medullare, Medullarkrebs, Encephaloid, Zellenkrebs). Beim Durchschneiden gibt der weiche K. mehr milchige Flüssigkeit (Krebssaft) als der harte. Eine Abart des Markschwamms ist der Cylinderzellenkrebs, eine Abart des harten K. der Pflasterzellen- oder Epithelialkrebs (Cancroid, Epitheliom), beide nach der Form der in ihren Alveolen enthaltenen Zellen benannt. Der Zottenkrebs hat seinen Namen von der zottigen Beschaffenheit der Oberfläche, der Blutschwamm (Fungus haematodes) von seinem Reichthum an Blutgefäßen, der schwarze (melanotische) K. (Cancer melanodes, Pigmentkrebs) von seinem reichen Gehalt an schwarzem Farbestoff, der Schleimgerüstkrebs (Carcinoma myxomatodes) von der schleimig-gallertartigen Beschaffenheit seines Stroma. Der K. tritt entweder als Geschwulst auf (Krebstumor, Krebsknoten, umschriebener K.) oder durchzieht das befallene Organ gleichmäßig, in nicht scharfbegrenzter Form (Infiltration). Wenn der Krebsknoten an seiner Oberfläche erweicht und aufbricht, so entsteht das sog. Krebsgeschwür, welches einen unregelmäßig zerklüfteten, stark wuchernden Substanzverlust von jauchender Absonderung und verpestendem Geruche darstellt. Der K. kommt in allen Geweben (mit Ausnahme der Knorpel und der Schlagadern) und allen Organen vor und befällt am häufigsten die Gebärmutter und Scheide, die weibliche Brust, die Lymphdrüsen, die Leber, die Unterlippe, den Magen, am seltensten die Harnblase, die Eierstöcke, Muskeln, Rückenmark u. s. w. In der Regel tritt der K. erst nur an einer kleinen beschränkten Stelle auf (primärer K.), später an andern, oft entfernt liegenden Stellen, zumeist an den Lymphdrüsen (secundärer K.). Die Ursachen des K. sind völlig

Digitized by Google

unbekannt; oft stellt er sich an Stellen ein, welche eine Mishandlung (Stoß, Schlag u. dgl.) erlitten haben. Aeltere Leute werden häufiger befallen als junge. Auch Erblichkeit, deprimirende Gemüthsaffecte, übermäßige körperliche und geistige Anstrengungen begünstigen die Entstehung der krebsigen Entartung; dagegen wurde eine Uebertragung derselben durch Ansteckung niemals beobachtet. Auch wenn der K. keine lebenswichtigern Organe befällt, führt er dennoch zum Tode. Der Verlauf ist in der Regel langsam (chronisch, von jahrelanger Dauer), selten sehr kurz (acut). Anfangs sind die Beschwerden, welche der Kranke hat, gering und unbestimmter Art, und dieser Zustand hält sich oft sehr lange, bis sich zuletzt mehr oder minder heftige bohrende Schmerzen einstellen und unter rasch fortschreitender Verschlechterung der Ernährung (Kachexie) vollständige Erschöpfung und der Tod eintritt. Bisweilen entstehen auch heftige Blutungen, welche sehr rasch den tödlichen Ausgang herbeiführen. Etwas verändert wird das Bild durch das Organ, welches befallen wird. Der Mastdarmkrebs hindert die Stuhlentleerung, der Magenkrebs (der meist am Pförtner sitzt) die Verdauung, K. des Auges geht leicht auf das Gehirn über u. s. w. Die Krebskrankheit ist, sich selbst überlassen, unheilbar. Bei langem Bestande erleidet der K. zwar Verharschung, sinkt an ältern Stellen ein, vereitert, verkalkt, die Zellen verwandeln sich in Schleim (Gallertkrebs), aber das Uebel schreitet dennoch fort. Nur frühzeitiges Ausschneiden der Geschwulst oder energische Zerstörung derselben durch Aetzmittel vermag das bedrohte Leben zu erhalten. Vgl. Köhler, «Die Krebs- und Scheinkrebskrankheiten» (Stuttg. 1853), Thiersch, «Der Epithelialkrebs, namentlich der Haut» (Lpz. 1865).

Krebse oder **Zehnfüßer** (Decapöda) machen eine Ordnung der Krustenthiere aus, welche die am vollkommensten organisirten Thiere dieser Klasse enthält. Die K. besitzen zwei Paar Fühler, eine ungegliederte Kopfbrust (Cephalothorax), gestielte Augen und werden der verschiedenen Ausbildung des Schwanzes wegen in mehrere Gruppen getrennt. Alle hierher gehörenden Kruster haben eine harte Bedeckung, die jährlich der Häutung unterworfen ist und nur in seltenen Fällen stellenweise oder fast ganz dünn und weich bleibt, wie bei dem Wühlkrebs. Wahre Füße sind nur fünf Paare vorhanden, die häufig sämmtlich oder zum Theil in eine zweifingerige Schere enden. Der Mund ist mit vollständigen Kauwerkzeugen versehen, welche durch sehr kräftige Muskeln in Bewegung gesetzt werden und aus der Umwandlung von Füßen entstanden sind (Kaufüße). Die Kiemen liegen unter dem Kopfbruststück und sind bei manchen für eine lange Luftathmung eingerichtet, indem sich dabei ein Behälter zur Aufbewahrung von Wasser findet, durch welches die Kiemen feucht erhalten bleiben. Die beiden Augen sind zusammengesetzt und gestielt und zuweilen von unverhältnißmäßiger Größe. Es sind im ganzen Wasserthiere, die vorzüglich das Meer bewohnen; nur wenige halten sich für gewöhnlich auf dem Trockenen auf, wie die Landkrabben. Der oft kaum 9 Mmt. lange Muschelwächter (Pinnotheres) findet sich meist nur zwischen den Mantelfalten zweischaliger Muscheln, selten im freien Meere. Die Eremitenkrebse suchen wegen ihres weichen Hinterleibes leere Schneckenhäuser sich zur Wohnung aus, und der Wühlkrebs (Callianassa) lebt wegen der Weichheit seiner Bedeckung wie ein Wurm tief im Sande des Strandes vergraben. Zu den größten gehören der Hummer (s. d.) und einige Arten der Languſten oder Heuschreckenkrebse (Palinurus), von denen einige mit Einschluß der sehr langen Fühler bis 2 Mt. lang werden. Einige sind durch schöne Färbung ausgezeichnet, wohin besonders die Bartkrabben (Grapsus) gehören. Viele, wie unsere gewöhnlichen Flußkrebse, die Hummer, Languſten, Garneelen und Krabben, sind als Nahrungsmittel gesucht und geschätzt. Man theilt sie ein in: 1) kurzschwänzige K., Taschenkrebse oder Krabben (s. d.); 2) in Mittelkrebse oder Anomuren; 3) in langschwänzige K. Versteinerte Arten finden sich ziemlich viele. Der **gemeine K.**, **Flußkrebs** oder **Edelkrebs** (Astacus fluviatilis) kommt in allen süßen Gewässern Europas und Kleinasiens vor. Er lebt in Uferhöhlen und geht nachts nach Nahrung aus, die besonders aus faulenden Stoffen, Larven und Würmern besteht. Man lockt ihn leicht durch starkriechende Substanzen auf die Netze und mästet ihn in Fischkästen mit Abfällen aller Art, besonders aus Schlächtereien. Im Nachsommer wechselt er die Schale. Die Weibchen tragen die Eier an den Wimpern der Bauchfüße unter dem Schwanze bis zur Entwickelung der Jungen herum. Vgl. Vogt, «Die künstliche Fischzucht. Nebst einem Anhang über Krebszucht» (2. Aufl., Lpz. 1875). — **Krebsaugen** oder **Krebssteine** (lapides oder oculi cancrorum) nennt man die beiden halblugeligen Steine (kalkigen Concremente), welche sich bei dem gemeinen Flußkrebs im August kurz vor Abwerfung der Schale zwischen der äußern und innern Magenhaut finden. Sie bestehen aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, thierischer Gallerte und wurden früher als absorbirendes Mittel angewendet. Auch dienten sie dazu, kleine, in das Auge gelangte Körper daraus zu entfernen.

Digitized by Google

Krefeld oder **Crefeld**, kreiseximirte Fabrik- und Handelsstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, liegt 7 Kilom. westlich vom Rhein, mit dem der projectirte Rhein-Maas-Kanal Verbindung herstellen soll, in einer völlig flachen, wohlangebauten, starkbevölkerten Ebene und ist Kreuzungspunkt der Eisenbahnlinien Köln-Kleve, Gladbach-Dortmund und Ruhrort-Aachen, sowie Centralstation der K.-Kreis-Kempener Industrie-Eisenbahn, welche die nahegelegenen, meist von Webern bewohnten Orte mit K. in Verbindung setzt. Die Stadt ist Sitz des Landrathsamts für den Landkreis K., eines Hauptsteueramts, eines Friedens-, eines Handels- und eines Gewerbegerichts und zählt 62,905 E. (1875, gegen 25,897 im J. 1840). Eine der schönsten Städte der Rheinlande, macht der Ort mit größtentheils modernen Häusern, meist breiten, geraden, sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen, schönen Baumgängen und Anlagen einen sehr freundlichen Eindruck. Auf einem der zahlreichen öffentlichen Plätze erhebt sich zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 eine in Bronze gegossene Germania-Statue und in den Anlagen das Denkmal Karl Wilhelm's, des Componisten der «Wacht am Rhein». Die Katholiken (45,504, worunter 1200 Altkatholiken) haben drei, die Evangelischen (15,205) zwei, und die Mennoniten (949) eine Kirche, die Israeliten (1196) eine Synagoge. Der Rathhaussaal enthält einen Cyklus von drei großen und mehrern kleinern Wandgemälden (Befreiung Deutschlands vom Römerjoch unter Armin) von P. Janssen. K. ist der Hauptsitz der deutschen Seidenindustrie, welche hier durch die im 17. und 18. Jahrh. aus den Nachbarstaaten vertriebenen Reformirten und Mennoniten gegründet worden ist, und der mit ihr verknüpften Seidenfärberei. Ueber 140 größere und kleinere Fabriken, die etwa 30,000 Webstühle in der Stadt und ihrer Umgebung beschäftigen, versenden ihre verschiedenartigen Seidenstoffe, Sammte und Sammtbänder mit einem jährlichen Umschlage von 65—75 Mill. Mark bis in die fernsten Theile der Erde. Die Seidentrocknungsanstalt zu K. conditionirt jährlich etwa 400,000 Kilogr. Rohseide. Nicht unerheblich ist auch der Handel in Chappe, Baumwolle, Farb- und Colonialwaaren, Steinkohlen, den in K. selbst fabricirten Maschinen, Chemikalien und Strumpfwaaren. Industrie und Handel fördern eine Handelskammer und eine Reichsbankstelle. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine Provinzialgewerbeschule (verbunden mit einer Mittelschule), eine höhere Webeschule und eine höhere Mädchenschule. Eine Wasserleitung ist (1877) in Betrieb gesetzt und eine neue Kanalisation in der Ausführung begriffen. Den unter der städtischen Armenverwaltung stehenden Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten und einigen andern gemeinnützigen Einrichtungen ist ein Vermächtniß des 1863 zu K. gestorbenen Rentiers C. de Greiff, dem die Stadt eine Ehrensäule gesetzt hat, im Betrage von 458,000 Thlrn. zugefallen. Seit 1877 besitzt K. auch einen zoolog. Garten. K. wird urkundlich zuerst 1166 und seit etwa dem 13. Jahrh. als ein 1361 durch Kaiser Karl IV. mit Markt- und 1373 mit Stadtrechten ausgestatteter Allodialbesitz der Grafen von Mörs vielfach genannt. Nach dem Aussterben der Grafen (1600) fiel der Ort mit der Grafschaft Mörs an den Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, der ihn auf seine Nachfolger vererbte, bis er nach dem Tode Wilhelm's III. (1702), Königs von England, an die Krone Preußen gelangte. Mit Ausnahme der Jahre der franz. Herrschaft (1794—1814) ist es seitdem bei Preußen verblieben. Am 23. Juni 1758 erfocht Herzog Ferdinand von Braunschweig bei K. über die Franzosen unter Graf Clermont einen Sieg, zu dessen Andenken 1858 auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet wurde. — Der **Landkreis** K. zählt auf 165,22 QKilom. (1875) 29,818 E.

Krehl (Christoph Ludolf Ehrenfr.), deutscher Orientalist, geb. 29. Juni 1825 zu Meißen, studirte in Leipzig, Tübingen und Paris orient., hauptsächlich semit. Sprachen, lebte dann ein Jahr in Petersburg und wurde Juli 1852 als Secretär an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden angestellt. Ostern 1861 wurde K. als außerord. Professor der orient. Sprachen und Bibliothekar der Universitätsbibliothek nach Leipzig berufen und 1869 zum ord. Professor und Oberbibliothekar daselbst ernannt. Seine bedeutendsten Arbeiten sind: «De numis muhammedanis in numophylacio Regio Dresdensi asservatis commentatio» (Lpz. 1856), die Ausgabe eines Theils der Geschichte der span. Araber von al-Makkarî («Analectes sur l'histoire et la littérature des Arabes d'Espagne, par al-Makkarî», Bd. 1 u. 2, Leid. 1855 fg.), des arab. Textes der Traditionssammlung von al-Buchârî («Recueil des traditions musulmanes par el-Bokhâri. Texte arabe», 3 Bde., Leid. 1862—72) und die in türk. Text und deutscher Uebersetzung veröffentlichte Schrift des Omar ben Suleimân («Erfreuung der Geister», Lpz. 1848). Auf die Religionsgeschichte beziehen sich die Schriften: «Ueber die Religion der vorislam. Araber» (Lpz. 1863), «Ueber die koranische Lehre von der Prädestination» (Lpz. 1870).

by Google

Außerdem redigirte K. 1865—73 die «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» und die «Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes» derselben Gesellschaft.

Kreide ist ein erdiger und milder, abfärbender, im reinsten Zustande ganz weißer Kalkstein, welcher in seinen kleinsten Theilchen, wie zuerst Ehrenberg nachwies, aus mikroskopischen Kügelchen und Scheibchen von amorphem kohlensauren Kalk und aus Schalen von Foraminiferen besteht. Der Name K. kommt wahrscheinlich von der Insel Kreta her, welche sie in großer Menge und von besonderer Güte liefert. Sie ist in England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern sehr verbreitet und bildet oft ganze Bergreihen, wie in England, oder schroffe Felsen, wie auf Rügen. Dunkelgefärbte Feuersteine sind gewöhnlich in zerstreuten Knollen oder in Lagern in der K. eingebettet. Man gebraucht sie zum Kalkbrennen, zum Schreiben, mit Leim vermischt als Farbe und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle; ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumur'schen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngemittel auf thonigen Aeckern, in der Chemie zur Entwickelung der Kohlensäure u. s. w. Die meiste K. für den Handel liefern England und Dänemark. Da die weiße K. nur in Ablagerungen einer bestimmten geolog. Periode bekannt ist, nennt man diese Ablagerungen **Kreideformation**, welche indeß außer der eigentlichen K., die immer an die obersten Etagen gebunden ist, noch andere Gesteine umfaßt, z. B. Mergel und Sandstein. Vgl. Zittel, «Die K.» (Berl. 1876).

Kreil (Karl), verdienter Physiker und Astronom, geb. 4. Nov. 1798 zu Ried im Innviertel, erhielt seine Gymnasialbildung zu Kremsmünster und studirte zu Wien die Rechte, widmete sich daneben aber auch der Mathematik und Astronomie. Von 1826—30 war er Assistent an der Sternwarte zu Wien, dann Eleve an der Sternwarte zu Mailand, bis er im Oct. 1838 als Adjunct an die Sternwarte zu Prag kam, deren Director er 1845 wurde. Im Juli 1851 erfolgte seine Berufung nach Wien als Director der von ihm zu errichtenden Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. In dieser Stellung starb er zu Wien 21. Dec. 1862. K. hat sich um die Meteorologie und die Lehre vom Erdmagnetismus große Verdienste erworben. Bereits 1836—38 führte er zu Mailand eine Reihe von Beobachtungen über den Erdmagnetismus aus, deren Resultate in zwei Bänden als Supplemente zu den mailänder «Effemeridi astronomiche» erschienen. Aehnliche Beobachtungen begann er auch im Verein mit andern an der Sternwarte zu Prag, die ebenfalls veröffentlicht (11 Bde., Prag 1839—50) wurden. Hierauf gab er heraus «Magnetische und geogr. Ortsbestimmungen in Böhmen» (Prag 1846), «Magnetische und geogr. Ortsbestimmungen im österr. Kaiserstaate» (5 Bde., Wien 1846—51) und die Schrift «Ueber den Einfluß der Alpen auf die Aeußerung der magnetischen Erdkraft» (Wien 1850). Die zu Wien in der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus angestellten Beobachtungen machte er in den «Jahrbüchern» dieser Anstalt (Bd. 1—8, Wien 1854—61) bekannt. Seine Beobachtungen über die Kometen legte K. unter anderm in den «Cenni storici e teoretici sulle comete» (Mail. 1832), «Ueber den großen Kometen von 1843» (Prag 1843) und «Ueber die Natur und Bewegung der Kometen» (Prag 1843) nieder. Außerdem schrieb er noch: «Einfluß des Mondes auf die magnetische Declination und auf die Intensität der horizontalen Componente der magnetischen Erdkraft» (2 Thle., Wien 1852—53), «Osservazioni sulla librazione della luna» (Mail. 1836), «Versuch, den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde zu erkennen» (Prag 1841).

Kreis (circulus) heißt in der Geometrie die krummlinige Figur, welche von einer Kreislinie eingeschlossen wird. Die letztere ist eine in sich selbst zurücklaufende ebene krumme Linie, deren Punkte sämmtlich von dem Mittelpunkte oder Centrum gleichweit entfernt sind. Eine gerade Linie vom Mittelpunkt nach der Kreislinie, welche letztere auch Umfang oder Peripherie des K. genannt wird, heißt ein **Halbmesser** oder **Radius**. Da eine solche den Abstand der Peripherie vom Mittelpunkt mißt, so sind alle Halbmesser eines K. einander gleich. Jede gerade Linie, welche zwei Punkte einer Kreislinie verbindet, heißt eine **Sehne** oder **Chorde**; geht sie durch den Mittelpunkt, so heißt sie ein **Durchmesser** oder **Diameter**. Da nun jeder Durchmesser aus zwei Halbmessern besteht, so sind auch alle Durchmesser eines K. einander gleich. Eine den K. treffende gerade Linie heißt eine **Tangente** oder Berührende, sobald sie, auch beliebig verlängert, mit dem K. nur einen einzigen Punkt gemein hat; sie steht dann immer auf dem nach diesem Punkte gezogenen Halbmesser senkrecht. Dagegen heißt eine den K. schneidende, d. h. den Umfang desselben in zwei Punkten treffende gerade Linie eine **Secante**. Ein Stück der Kreislinie heißt ein Bogen. Ein Stück des K. heißt **Kreisabschnitt** oder **Segment**, wenn es von einer Sehne und einem Bogen eingeschlossen ist, dagegen **Kreis-**

Digitized by Google

ausschnitt oder Sector, wenn es von zwei Halbmessern und einem Bogen eingeschlossen ist. Die Größe eines K. hängt von der Größe seines Halb- oder Durchmessers ab, und das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie ist für alle K. dasselbe. Die Aufgabe, das gedachte Verhältniß zu finden und damit die Kreislinie zu rectificiren, d. h. in eine gerade Linie zu verwandeln, ist für die Geometrie von großer Wichtigkeit, und schon die alten Geometer, z. B. Archimedes, haben ihre Lösung versucht. Sie hängt mit der Aufgabe zusammen, die Quadratur des K. zu finden, d. h. den K. in ein Quadrat zu verwandeln oder den Inhalt des K. zu bestimmen. Dieser wird nämlich durch das Product aus dem halben Umfange in den Halbmesser ausgedrückt, und demnach hat der Durchmesser dasselbe Verhältniß zur Peripherie wie ein Quadrat, dessen Seite dem Halbmesser gleich ist, zum Inhalt des K. Dieses Verhältniß ist irrational, d. h. durch gebrochene Zahlen nicht genau ausdrückbar; es kann indeß genauer angegeben werden. Setzt man den Durchmesser gleich 1, so ist der Umfang auf 10 Decimalstellen 3,1415926535; mit dieser Verhältnißzahl, welche gewöhnlich mit dem griech. Buchstaben π bezeichnet wird, muß man den Durchmesser multipliciren, um den Umfang, ferner das Quadrat des Halbmessers, um den Inhalt eines K. zu berechnen. Die vorhin angegebenen 10 Decimalstellen fand der Franzose Franz Vieta um 1580; später berechneten die merkwürdige Zahl genauer Adrianus Romanus aus Löwen (gest. 1616) bis auf 15, Ludolf van Ceulen, von dem sie die Ludolf'sche Zahl genannt wurde (von 1586 an), auf 35, der Engländer Abraham Sharp (um 1706) auf 72, Machin (bald nachher) auf 100, der Franzose Thomas Lagny (um 1719) auf 127, der Deutsche Georg Vega (1793) auf 140 Bruchstellen. In einem Manuscript der Radcliffe'schen Bibliothek zu Oxford hat man sie bis auf 156 Stellen berechnet gefunden und 1844 hat der Kopfrechner Zacharias Dase die Zahl bis auf 200 Decimalstellen berechnet. Archimedes fand die Näherungsverhältnisse 7 zu 22 und 71 zu 223, von denen das eine den Umfang zu klein, das andere zu groß gibt; eine größere und zwar steigende Genauigkeit haben die Verhältnisse 106 zu 333, 113 zu 355, 33,102 zu 103,993 u. s. w.

Kreis, in geogr. Hinsicht, heißen in mehrern deutschen Staaten diejenigen Glieder der allgemeinen Landeseintheilung, in denen die Vollgewalt des Staats über die Gemeinden in unterster Instanz zum Ausdruck kommt. Anderwärts bedient man sich dafür der Bezeichnung Bezirk (z. B. in Oesterreich) oder Amtsbezirk, worunter man in manchen Ländern mit Kreiseintheilung eine halb administrative, halb communale Zusammenfassung von Gemeinden versteht, ferner Arrondissement in Frankreich, Ujesd und Okrug in Rußland, Shires oder Grafschaften in Britannien, Län in Schweden, Liva in der Türkei, Comitat in Ungarn u. s. w. Mit der polit. Eintheilung in K. pflegt die Justiz-, seltener die kirchliche Eintheilung übereinzustimmen; auch steht meistens dem Organ der Staatsregierung ein aus der Bevölkerung gewählter Vertretungskörper zur Seite. Die älteste Eintheilung in K. erhielt Deutschland von Albrecht II., der zu besserer Handhabung des Landfriedens und zur Gerichtsvollziehung das ganze Reich mit Ausnahme von Böhmen und Oesterreich in sechs K., an deren Spitze jedesmal ein Kreishauptmann stehen sollte, zu theilen beabsichtigte. Da er jedoch vor der Ausführung starb, so kam dieselbe erst 1500 unter Maximilian I. zu Stande. Die K. waren: der bairische, schwäbische, fränkische, rheinische (nachher oberrheinische), westfälische und sächsische (nachher niedersächsische), zu denen 1512 der niederrheinische, obersächsische, österreichische und burgundische kamen.

Kreislauf des Blutes (circulatio sanguinis) nennt man die ununterbrochene Bewegung des Blutes durch den Körper, welche insofern als ein Kreislauf bezeichnet werden kann, als das Blut aus dem Herzen nach allen Theilen des Körpers hin ausfließt und von diesen wieder nach jenem zurückkehrt. (S. Herz.) Aus der linken Herzkammer strömt das Blut in die große Schlagader (arteria aorta), und zwar in den Theil derselben, welcher der aufsteigende (aorta ascendens) genannt wird, ungefähr 28 Mmt. im Durchmesser hat und unmittelbar am Herzen einige Zweige zur Ernährung der Herzsubstanz selbst abgibt. Nicht weit über ihrem Austritt aus dem Herzen bildet die Aorta (s. d.) einen Bogen (arcus aortae), dessen Convexität nach oben gekehrt und die Ursprungsstelle der «ungenannten» Arterie (arteria innominata oder anonyma), die sich sehr bald wieder in die rechte Kopfschlagader (carotis dextra) und die rechte Schlüsselbeinader (arteria subclavia dextra) spaltet, sowie der linken Kopfschlagader (carotis communis sinistra) und der linken Schlüsselbeinarterie (arteria subclavia sinistra) ist. Nachdem so die Aorta das Blut, welches für den Kopf und die obern Extremitäten bestimmt ist, abgegeben hat, geht sie in ihren absteigenden Theil (aorta descendens) über, welcher längs der Wirbelsäule mit verhältnißmäßig kürzerm und sich nach Abgabe vieler Arterienäste immer mehr verkürzendem Durchmesser erst als Brustaorta (aorta thoracica) und dann unterhalb

Digitized by Google

des Zwerchfells als Bauchaorta (aorta abdominalis) bis in das Becken hinabsteigt, wo er sich endlich in zwei Hauptäste, die beiden gemeinschaftlichen Hüftarterien (arteriae iliacae communes), spaltet, welche das Blut zu den untern Extremitäten führen. Die Arterien (s. d.) theilen sich nach und nach in immer kleinere Zweige, bis sie, alle unter der Haut liegenden Theile des Körpers durchdringend, in die Haargefäße (s. d.) übergehen, in denen die eigentliche Ernährung des Körpers, die Verwandlung eines durch die Haargefäßwände hindurchgeschwitzten Theils des Blutes in die Masse des Organs, welches er berührt, stattfindet. Aus den Haargefäßen geht das Blut wieder in die durch Zusammentreten mehrerer Zweige immer umfangreicher werdenden Venen (s. d.) über, deren Hauptstämme meist an der Seite der Arterien verlaufen, und sammelt sich zuletzt fast vollständig in der obern und der untern Hohlvene (vena cava superior et inferior), von denen die obere aus dem Kopfe, die untere aus dem Körper kommt, welche beide nebst den Herzvenen (venae cardiacae) in die rechte Vorkammer des Herzens einmünden. Das aus den Bauchorganen (Darm, Milz) abfließende Blut sammelt sich in der Pfortader (vena portae), und diese löst sich in der Leber nochmals in ein Haargefäßsystem auf, ehe sich dieses Blut in die untere Hohlvene ergießt. Aus der rechten Vorkammer tritt nun das Blut in die rechte Herzkammer, von da durch die Lungenarterien in die Lungen, aus diesen, nachdem es mit der daselbst befindlichen atmosphärischen Luft in Berührung gekommen und dadurch wieder in vollkommenes arterielles, d. h. sauerstoffhaltiges Blut verwandelt worden ist, durch die Lungenvenen in die linke Vorkammer und von da endlich wieder in die linke Herzkammer, um aufs neue den Kreislauf zu beginnen. Man unterscheidet gewöhnlich den *großen* oder *Körperkreislauf* und *kleinen* oder *Lungenkreislauf*. Ersterer, welcher drei Viertel der gesammten Blutmasse faßt, bezeichnet den zuerst beschriebenen Lauf des Blutes aus der linken Herzkammer durch alle Theile des Körpers in das Herz zurück, letzterer (mit ungefähr einem Viertel der gesammten Blutmenge) den Lauf aus der rechten Vorkammer durch die rechte Herzkammer, die Lungen und die linke Vorkammer bis in die linke Herzkammer. Dieser Kreislauf des Blutes ist ununterbrochen, sodaß das ganze Gefäßsystem immer mit Blut gefüllt und kein leerer Raum darin zu finden ist. Die Bewegung dieses zusammenhängenden Blutstroms geschieht durch Zusammenziehen des Herzens und der Arterien, indem gleichzeitig durch die Klappen im Herzen und in den Venen rückgängige Bewegungen des Blutes verhindert werden.

Die Zeit, binnen welcher der Kreislauf sich einmal vollendet, also ein Blutheilchen an dieselbe Stelle zurückgekehrt ist, von welcher es ausging, ist bei verschiedenen Thieren ungleich und zunächst von der Größe des Thiers abhängig. Beim Pferde z. B. vollendet er sich in 25—30 Secunden, beim Hunde in 15, beim Menschen in etwa 22 Secunden; durch 26—28 Pulsschläge wird das Blut einmal durch den ganzen Körper getrieben. Die Geschwindigkeit des Blutes ist an den Stellen größer, wo das Strombett enge ist (in den großen Arterien und Venen), geringer da, wo das Bett sehr in die Breite geht; in den Haargefäßen am geringsten. In diesen letztern rückt das Blut in der Secunde nur um $^1/_2$ Mmt. fort, in der Carotis dagegen um 300 Mmt. in der Secunde. Aus der kurzen Zeit, welche zur Vollendung eines Kreislaufs erforderlich ist, erklärt sich die fast augenblickliche Wirkung mancher direct in das Blut eingespritzten Gifte, z. B. der Blausäure, der Strychninlösung u. s. w. Im Fötus ist der Kreislauf des Blutes ein wesentlich anderer als beim Geborenen. Jener athmet noch nicht und nimmt noch keine Speise in den Darmkanal auf; alles Ernährungsmaterial wird ihm daher vom mütterlichen Körper, und zwar durch Vermittelung der *Placenta* oder des *Mutterkuchens* (eine Gefäßausbreitung auf der Wand der Gebärmutter) zugeführt. Aus dem Mutterkuchen ergießt sich das Blut durch die Nabelvene und den Nabel in den Bauch des Fötus, geht hier theils durch die Leber, theils direct in die untere Hohlvene. Aus dem rechten Herzen ergießt sich das Blut durch ein Loch in der Wand der Vorhöfe sofort in das linke Herz, wird dann durch den Körper (nur zu einem kleinern Theil durch die noch nicht aufgeblähten Lungen) getrieben und gelangt durch den Nabel und zwei Nabelarterien, welche mit der Nabelvene im Nabelstrang liegen, wieder zum Mutterkuchen. Die treibende Kraft übt auch beim Fötus das Herz aus. — *Collateral-* oder *Seitenkreislauf* nennt man den nach Unterbindung oder Verstopfung einer größern Schlagader sich entwickelnden Kreislauf des Blutes. Wird z. B. die Hauptschlagader eines Gliedes wegen einer heftigen Blutung unterbunden, so wird das Blut nun mit größerer Kraft und in größerer Menge oberhalb des durch die Unterbindung gebildeten Gerinsels (Thrombus) in die Seitenäste des verstopften Gefäßes eingetrieben und gelangt nun vermöge der zahlreichen miteinander communicirenden Verzweigungen (s. *Anastomose*) auf Seitenwegen zu dem Theile, der eigentlich von dem

Digitized by Google

verschlossenen Gefäß versorgt werden sollte. Die genaue Kenntniß der Collateralgefäße ist deshalb für den Chirurgen von Wichtigkeit. Vgl. Fick, «Der Kreislauf des Blutes» (Berl. 1872).

Kreisordnung heißt das preuß. Gesetz vom 13. Dec. 1872, welches im wesentlichen den halbhundertjährigen Kampf der feudalen mit der liberalen Partei abgeschlossen hat. Die ältere Kreisverfassung mit ihrer ständischen Gliederung, dem unverhältnißmäßigen Ueberwiegen des Großgrundbesitzes in der Kreisversammlung und dem geringen Einfluß der letztern genügte längst nicht mehr den Bedürfnissen der Bevölkerung. Aber erst nach langjährigen Vorberathungen im Schoße des Ministeriums, schwierigen Debatten im Hause der Abgeordneten und starker Beeinflussung des Herrenhauses gelang es, den Entwurf zum Gesetze zu erheben; wie dasselbe vorliegt, ist es ein Compromiß der Parteien, aus dem alsdann weiter unter Festhaltung seiner Grundgedanken die neue organische Gesetzgebung des preuß. Staats theils hervorgegangen, theils angebahnt ist. (S. Provinzialordnung und Verwaltungssachen.) Das Gesetz erstreckt sich zunächst nur auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen und kann durch königl. Verordnung in Posen oder Theilen dieser Provinz in Kraft gesetzt werden. Jeder Kreis bildet nach dem genannten Gesetz einen Communalverband zur Selbstverwaltung seiner Angelegenheiten mit den Rechten einer Corporation; Städte mit mindestens 25,000 Civilpersonen dürfen einen Kreisverband für sich bilden. Die Kreisangehörigen sind zur Annahme unbesoldeter Aemter und zur Aufbringung von Abgaben für die Kreisbedürfnisse durch Zuschläge zu den directen Staatssteuern, namentlich zur Klassen- und Einkommensteuer verpflichtet; der Fiscus darf mit einer stärkern Quote der Grund- und Gebäudesteuer herangezogen werden. Jeder Kreis ist zum Erlaß statutarischer Anordnungen und von Reglements über besondere Einrichtungen befugt. An der Spitze der Verwaltung steht der auf Vorschlag der Kreisversammlung vom König ernannte Landrath als Organ der Staatsregierung und Vorsitzender des Kreistags und Kreisausschusses; ein Kreissecretär ist ihm beigegeben, und zwei gewählte Kreisdeputirte können ihn vertreten. Der Kreistag, welcher den Communalverband vertritt und mindestens zweimal jährlich berufen werden muß, besteht aus mindestens 25 Mitgliedern, an denen die Stadtgemeinden nach ihrem Bevölkerungsantheil bis zur Hälfte oder einem Drittel betheiligt sind, während der Rest gleichmäßig auf den Wahlverband der Landgemeinden und die mit mindestens 150—450 Mark staatlicher Grund- und Gebäudesteuer belegten ländlichen Grundbesitzer entfällt; die Wahlen erfolgen durch Wahlmänner auf sechs Jahre. Ein vom Kreistag erwählter Kreisausschuß von sechs Mitgliedern nebst dem Landrath ist zur Verwaltung der Kreisangelegenheiten und zur Wahrnehmung von Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung bestellt. Glieder des Kreises sind die Städte und Amtsbezirke, in welche letztern die Landgemeinden und selbstständigen Gutsbezirke eingetheilt sind. Die Verwaltung des Amtsbezirks führen der auf Vorschlag des Kreistags vom Oberpräsidenten der Provinz ernannte unbesoldete Amtsvorsteher, welcher zugleich Polizeiobrigkeit ist, oder sein Vertreter und der Amtsausschuß als Vertretung der Gemeinden und Gutsbezirke. Für den Bereich eines selbstständigen Gutsbezirks ist dessen Besitzer oder ein von ihm bestellter Vertreter zu den Pflichten und Leistungen verbunden, welche gleichzeitig den Landgemeinden obliegen. In letztern besteht der Gemeindevorstand aus dem Gemeindevorsteher und mindestens zwei Schöffen, die von der Gemeindevertretung auf sechs Jahre erwählt werden.

Kreitmayer (Aloys Wiguläus, Freiherr von), ausgezeichneter bair. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 1. Dec. 1705 zu München, wo er auch seine erste Bildung erhielt, studirte in Salzburg Philosophie, in Ingolstadt die Rechte, in Utrecht und Leiden das Staatsrecht, in Wetzlar die Rechts- und Reichspraxis und wurde schon 1725 als Hofrath in München angestellt. Nach Kaiser Karl's VI. Tode wurde er 1741 pfalzbair. Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvicariats und in den Reichsadelstand erhoben, unter Karl VII. wirklicher Reichshofrath und nach dessen Tode 1745 abermals zum bair. Reichsvicariatshofgericht berufen, bei welcher Gelegenheit er die Beförderung als Reichsfreiherr auf Offenstätten erhielt. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der Kurfürst Max Joseph II. zum Hofrathskanzler und Geheimrath und 1749 zum Geheimrathskanzler und Conferenzminister. Ihm verdankt Baiern den «Codex juris Bavarici judiciarii» (Münch. 1751; 2. Aufl. 1783; neuere Aufl. 1813), den «Codex Maximilianus Bavaricus civilis» (Münch. 1758; neue Aufl. 1788) und den «Novus codex juris Bavarici criminalis» (Münch. 1751; 2. Aufl. 1758; 3. Aufl. 1788), denen er ein «Supplementum et index generalis codicis Maximiliani Bavarici civilis, judiciarii et criminalis» sowie «Anmerkungen über den Codex juris Bavarici judiciarii» (Münch. 1754—55), «Annotationes ad codicem juris Bavarici criminalis» (Münch. 1751 u. öfter) und «Anmerkungen

Digitized by Google

über den Codex juris Bavarici civilis» (5 Bde., Münch. 1758) folgen ließ. K. wurde 1758 Geh. Kanzler und Lehnpropst sowie Kanzler der kurbair. Akademie der Wissenschaften, 1781 bei der Errichtung der Schulcuratel Präsident derselben und bei Eröffnung des Reichsvicariats nach Kaiser Joseph's II. Tode Vicariatshofgerichts-Kanzler. Er starb 27. Oct. 1790. Von seinen übrigen Werken ist noch der «Grundriß des allgemeinen deutschen und bair. Staatsrechts» (3 Bde., Münch. 1769—70; 2. Aufl. 1789) zu nennen.

Kreling (Aug.), Maler und Bildhauer, geb. 23. Mai 1819 zu Osnabrück, besuchte das dortige Gymnasium und das Polytechnicum zu Hannover und ging 1836 nach München, wo er sich zunächst unter Schwanthaler der Bildhauerei, dann unter Cornelius der Malerei widmete. Seine ersten Bilder waren die Krönung Kaiser Ludwig des Baiern für das Maximilianeum in München, die erste Ernte nach dem Dreißigjährigen Kriege und der Plafond für das Hoftheater zu Hannover. K. wurde 1853 Director der königl. Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, welche er gänzlich neu organisirte und zu großem Ruf brachte. Als Bildhauer modellirte er das Denkmal für Fürst Heinrich Posthumus von Reuß zu Gera und das für Kepler in Weil der Stadt, sowie Brunnen für Cincinnati, Nürnberg und Bonn; als Zeichner und Maler lieferte er Cartons mit Darstellungen der deutschen Kaiser, Darstellungen aus dem Leben Karl's d. Gr. in Oel für die Villa Donner in Hamburg, ein Oelgemälde: die Hugenotten beim Abendmahl in der Bartholomäusnacht, jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg, Porträts und Genrebilder sowie die Illustrationen zu Goethe's Faust, welche Fr. Bruckmann in München theils in Photographiedruck, theils in Holzschnitt publicirte. Auch viele kunstgewerbliche Arbeiten wurden unter seiner Leitung ausgeführt. K. starb zu Nürnberg 22. April 1876.

Krementschug, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 120 Kilom. im Südwesten von Poltawa, in der Ukraine, mit der dazugehörigen Landstadt Krjukow am linken, sandigen Ufer des Dnjepr und an der Bahnlinie Charkow-Nikolajew gelegen, zählt 30,472 E. (1871), hat sieben Kirchen, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine Synagoge, 14 jüd. Schulen, 41 Fabriken, worunter eine Fabrik für landwirthschaftliche Maschinen, eine Dampfsägemühle, 3 Leder- und 5 Tabacksfabriken u. a. K. ist der Hauptstapelplatz für die Rohproducte der benachbarten Gouvernements. Hier finden jährlich drei Jahrmärkte statt. Bemerkenswerth sind die Ruinen des Palastes, den Potemkin hier 1765 bewohnte.

Krementz (Phil.), Bischof von Ermeland, geb. zu Koblenz 1. Dec. 1819, studirte in Bonn besonders unter Klee, dann in München, wo er sich Görres und Brentano eng anschloß, zuletzt auf dem Seminar zu Trier unter Braun kath. Theologie. Im J. 1842 zum Priester geweiht, gewann K. als Kaplan an der Kastorkirche zu Koblenz durch seine Predigten einen großen Kreis von Zuhörern, weshalb er nach kurzer Wirksamkeit als Religionslehrer an der Ritterakademie zu Bedburg zum Dechanten und 1848 zum Pfarrer an dieser Kirche gewählt ward. Während seiner 20jährigen Amtsthätigkeit erwarb sich K. hier durch unermüdliche Seelsorge und Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten allgemeine Anerkennung; zugleich wirkte er aber durch Berufung von Jesuiten eifrig für die jesuitische Mission. Die Regierung ernannte ihn zum Präsidenten der Examinationscommission und 1867 erfolgte seine Erhebung zum Bischof von Ermeland. Als solcher sprach er 1872 über Prof. Michelis und Dr. Wollmann in Braunsberg die Excommunication aus. Von der Staatsbehörde aufgefordert, die Beeinträchtigung, welche die Excommunicirten an ihrer bürgerlichen Ehre erlitten hätten, durch einen amtlichen Erlaß zu beseitigen, sowie bestimmt zu erklären, daß er die Staatsgesetze in ihrem vollen Umfange befolgen wolle, versprach K. seine Diöcesanen darüber zu belehren, daß durch Ausschließung aus der Kirche die bürgerliche Ehre nicht beeinträchtigt werde, und versprach auf ein kaiserl. Schreiben vom 2. Sept. 1872, daß er die Staatsgesetze treu erfüllen werde. Da jedoch jene Belehrung ausblieb, seine Erklärung aber die Kirchengesetze über die Staatsgesetze stellte, ward 25. Sept. 1872 die Temporaliensperre gegen K. ausgesprochen und trotz seiner Klage gegen den Fiscus 1873 vom Obertribunal bestätigt. Als theol. Schriftsteller ist K. bekannt durch «Die Stadt auf dem Berge» (Kobl. 1861), «Israel, Vorbild der Kirche» (Mainz 1865), «Das Evangelium im Buche Genesis» (Kobl. 1867), «Das Leben Jesu» (Freiburg i. Br. 1869).

Kremer (Alfr. von), namhafter Orientalist, geb. 13. Mai 1828 zu Wien, widmete sich auf der Universität daselbst erst philos., dann juristische Studien, beschäftigte sich aber daneben schon frühzeitig mit den orient. Sprachen. Auf Verwendung Hammer-Purgstall's erhielt er 1849 ein Reisestipendium der Akademie der Wissenschaften für zwei Jahre, mit dem Auftrage, die Bibliotheken in den syr. Städten, besonders Aleppo und Damascus zu untersuchen und eine Topographie der letztern Stadt auszuarbeiten. Von Damascus aus besuchte er Palmyra.

Digitized by Google

Den Winter 1850—51 brachte K. in Aegypten zu. Ueber Syrien kehrte er im Sommer 1851 nach Wien zurück und übernahm die Professur des Vulgärarabischen am Polytechnischen Institut, die er aber nur bis Mai 1852 versah, um den Posten als erster Dolmetscher des österr. Consulats in Aegypten anzunehmen. In dieser Stellung verblieb K., bis er 1858 zum Viceconsul in Kairo ernannt ward. Von 1859—62 wirkte er daselbst als Consul, worauf er als österr. Delegirter der Internationalen europ. Donaucommission zu Galacz und zugleich zum Consul an diesem Platze ernannt ward. Im J. 1870 erfolgte seine Ernennung zum österr. Generalconsul für Syrien zu Beirut mit dem Range eines Ministerialraths; doch kehrte er schon 1872 als Ministerialrath und Referent für das Consularwesen in das Ministerium des Aeußern nach Wien zurück, von wo aus er im Mai 1876 auf Vorschlag der österr.-ungar. Regierung vom Khedive als Mitglied der ägypt. Staatsschuldencommission nach Kairo berufen wurde. K.'s wissenschaftliche Arbeiten bewegen sich ausschließlich auf orient. Gebiete. Unter anderm veröffentlichte er «Mittelsyrien und Damascus» (Wien 1853), den «Divan des Abu-Nuwas, des größten lyrischen Dichters der Araber» (Wien 1855); ferner «Aegypten. Forschungen über Land und Volk» (2 Bde., Lpz. 1863), «Ueber die südarab. Sage» (Lpz. 1866), «Geschichte der herrschenden Ideen des Islams» (Lpz. 1868), «Culturgeschichte des Orients unter den Khalifen» (2 Bde., Wien 1875—77). Dazu kamen an Textausgaben: «Description de l'Afrique septentrionale» (Wien 1852), Wakidy's «History of Mohammed's campaigns» (Kalk. 1855), «Die himjarische Kaside» (Lpz. 1865).

Kreml bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist im Mittelpunkte einer Stadt gelegenen Stadttheil, in welchem Sinne man von den verschiedenen K. zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nishnij-Nowgorod, Kasan sprechen kann. Indessen wird vorzugsweise der K. zu Moskau als solcher bezeichnet. Der K. in Moskau, einer der fünf Hauptttheile der alten Capitale des Reichs, in einer Höhe von 30 Mt. über der hart an seinem Fuß hinfließenden Moskwa erhaben, hat 5 Kilom. im Umfang und ist von einer dicken, mit vielen alten Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu Gärten, Kaipromenaden und Boulevards abfällt. Der K. enthält blos Krongebäude, darunter das 1849 neuerbaute kaiserl. Residenzschloß; das 1701—3 erbaute Arsenal mit einer Sammlung kostbarer Waffen, auch vielen erbeuteten Kanonen, die rings um dasselbe aufgestellt sind; ferner die Schatzkammer; den frühern Palast des moskauer Patriarchen, das jetzige Synodalgebäude; endlich zwei Klöster und mehrere Kathedralen, Kirchen und Kapellen. Unter den Kirchen zeichnen sich namentlich aus die Uspenskische Kathedrale, worin die Zaren gekrönt werden, die Archangelskische oder Begräbnißkathedrale mit den Grüften aller Großfürsten und Zaren bis auf Peter d. Gr. und die Kirche, wo das Heilige Oel bereitet wird. Auch verdient Erwähnung der 85 Mt. hohe, freistehende, mit echtem Dukatengold vergoldete Glockenthurm, der sog. Iwan Welikij, d. i. der große Iwan, mit der riesigen, an seinem Fuß auf hohem Gestell ruhenden, 480,000 Pfd. schweren Glocke, dem Zar-Kolokol, und einer andern, ebenfalls sehr kolossalen Glocke, die 120,000 Pfd. wiegt und auf der Höhe des Thurms noch in Thätigkeit ist. Eins der Hauptthore, durch welches man in den K. gelangt, ist die Spaskaja Worota, in der eine ewige Lampe brennt, vor der alle Durchpassirenden mit entblößtem Haupte sich bekreuzen müssen. Schon 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newskij, Dan. Alexandrowitsch, im K. erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den K. mit einem hölzernen Bollwerk umgab. Zweimal, 1355 und 1365, brannte der ganze K. ab, worauf ihn der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoi 1367 von Stein wieder aufbaute. Erneut und bedeutend erweitert wurde er von Iwan Wassiljewitsch I. Napoleon I. versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau 23. Oct. 1812 den K. zu sprengen, doch gelang dies nur im geringen Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der angerichteten Zerstörung verwischt. Vgl. Weltmann, «Dostopamjatnosti Moskowskago Kremlja» («Denkwürdigkeiten des Moskauer Kreml», Mosk. 1843).

Kremnitz (ungar. Körmöcz), Stadt in dem ungar. Comitat Bars, in einem tiefen Thale an der Ungarischen Staatsbahn gelegen, ist eine sehr alte königl. Freistadt und sehr bedeutende Bergstadt, die (1870) 8442 E. zählt, meist deutscher Nationalität. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Castell, die mit Gold und Malereien gezierte Stadtpfarrkirche, das 1634 gegründete Franciscanerkloster, das Bergmannsspital, die evang. Kirche, die Münze, das Stadthaus und das Schloß des Primas. Erwähnenswerth ist auch der Springbrunnen und der große Kanal, der jedes Haus mit frischem Quellwasser versorgt. K. ist der Sitz einer k. k.

Digitized by Google

Berg- und einer Hüttenverwaltung, eines Münz- und eines Forstamts und hat eine Realschule, eine Sparkasse, zwei Papierfabriken, eine Steingutfabrik u. s. w. Der Bergbau, dem K. seine Bedeutung verdankt, geht auf Gold und Silber und ist noch immer sehr ergiebig; seine sämmtlichen Betriebswerke werden durch einen Kanal in Bewegung gesetzt, der vom Turóczer Comitat hierher geleitet wurde. Zur Ableitung des Wassers in den Minen wurde 1851—52 ein zur Gran führender 15 Kilom. langer Tunnel gebaut. K. ward Anfang des 12. Jahrh. erbaut und von deutschen Colonisten bevölkert, welche König Geysa II. zum Betrieb des Bergbaues unter großen Begünstigungen berufen ließ und deren Nachkommen die heutigen Bewohner sind.

Krems, alte Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, Hauptort des gleichnamigen Bezirks, liegt 60 Kilom. westlich von Wien, am Einflusse der Krems in die Donau und am Fuß des Mannhardtsbergs, durch eine Zweigbahn nach Absdorf mit der Kaiser-Franz-Joseph-Bahn verbunden, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und anderer Behörden und zählt mit den Vorstädten Und, Kremsthal, Hohenstein und Gartenau (1869) 8155 E. Die Stadt hat vier Kirchen, ein ansehnliches Rathhaus mit einem Archive, eine öffentliche Krankenanstalt, eine Stadtbibliothek, ein Obergymnasium, eine Landesoberrealschule, Handelsschule, Lehrerbildungsanstalt, Mädchenbürgerschule, Mädchenschule des engl. Fräulein-Instituts und eine Weinbauschule. Die gewerbfleißige Bevölkerung treibt Gartenbau und Handel mit Safran, Senf, Essig und Wein. In der Umgebung der Stadt liegt das schöne Rehbergerthal mit einer großen Lederfabrik und vielen Dampfmühlen. Gleichsam den Donauhafen von K. bildet das 2 Kilom. entfernte Städtchen Stein, welches Stapelplatz für alle aus Böhmen und Mähren kommenden Waaren ist. Der Ort zählt 3870 E., hat ein Zollamt, eine Cigarrenfabrik, ein großes Strafhaus und ist durch eine Brücke mit Mautern verbunden. Vgl. Kinzl, «Chronik der Städte K., Stein und deren Umgegend» (Krems 1870).

Kremsier, Stadt im gleichnamigen Bezirk des österr. Kronlandes Mähren, liegt in der fruchtbaren Ebene Hanna an der March, über welche hier eine Kettenbrücke führt. Die Stadt ist die Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz und zählt mit den vier Vorstädten 9918 E. Der geräumige Marktplatz ist von sog. Lauben umgeben. Bemerkenswerthe Gebäude sind die Collegiatkirche zu St.-Mauritz, 1262 im altdeutschen Stil erbaut, zwei andere Kirchen und der prächtige erzbischöfl. Palast nebst herrlichem Park, Gemäldegalerie, mineralog. und physik. Cabinet, Münzsammlung und Bibliothek. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu K. ein Collegium der Piaristen, zwei Obergymnasien und eine Oberrealschule. Die Bewohner betreiben Tuchmacherei und beträchtlichen Handel, besonders mit Getreide und Vieh. K. wurde 1131 Sitz des Bisthums, litt bedeutend in dem Hussitenkriege und ward 1643 von den Schweden unter Torstenson erstürmt und verbrannt. Der erzbischöfl. Palast, welcher 1690 vom Fürstbischof Karl erbaut und nach dem Brande von 1752 von Leopold Friedrich wiederhergestellt worden ist, diente 1848 dem von Wien hierher verlegten ersten österr. Reichstag, welcher 15. Nov. 1848 eröffnet und 7. März 1849 aufgelöst wurde, als Sitzungslocal.

Kremsmünster, Marktflecken von 1713 E., Hauptort des gleichnamigen Bezirks im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, an dem Kremsflusse gelegen, besteht aus dem Markt und Ober- und Unterburgfried, hat ein Bezirksgericht, Steueramt, eine Papier- und eine Chocoladenfabrik, Brauereien und bedeutende Viehmärkte, ist aber hauptsächlich wegen seiner reichen Benedictinerabtei berühmt, zu welcher 125 Pfarreien gehören. Dieselbe wurde 777 vom Herzog Thassilo von Baiern gegründet und umfaßt in ihren weitläufigen Gebäuden außer der Stifts- und zugleich Pfarrkirche die geistliche Schatzkammer mit dem Thassilokelch, ein Obergymnasium, ein Convict, eine Bibliothek von 70,000 Bänden, ein Naturalien-, Antiken- und ein Cabinet physik. Instrumente. Auch ist hierher das früher in Linz befindliche Nordische Stift verlegt. Sehenswerth sind besonders die Stiftskirche mit schönen Gemälden, die in acht Stockwerke getheilte Sternwarte, die sog. Sommerabtei und ein 200 Mt. langer marmorner Fischweiher. Im Speisesaal befinden sich die Porträts aller Kaiser aus dem habsburgischen Hause.

Kreon, der Sohn des Menökeus und Bruder der Jokaste, der Gemahlin des Laios, Königs von Theben, übergab dem Oedipus (s. d.), nachdem dieser die Sphinx getödtet, und der Jokaste die Herrschaft, die ihm nach des Laios Tod zugefallen war, übernahm sie aber wieder nach des Eteokles Fall. Gegen sein Verbot, den Polyneikes zu bestatten, geschah dies dennoch durch Antigone (s. d.). Folge davon war die gänzliche Verwaisung seines Hauses.

Kreosot heißt eine von Freiherrn von Reichenbach in Blansko in Mähren zuerst 1832 aus Buchenholztheer dargestellte kohlenstoff-, wasserstoff- und sauerstoffhaltige Substanz. Nach H. Hlasiwetz findet es sich auch unter den Destillationsproducten des Guajakharzes. Reines

Digitized by Google

K. ist vollkommen farblos, stark lichtbrechend, riecht eigenthümlich und durchdringend und schmeckt brennend aromatisch; an der Luft und bei wiederholter Destillation färbt es sich etwas. Es siedet bei 219° C., löst sich in 80 Theilen kaltem und in 24 Theilen siedendem Wasser und mischt sich mit Aether, Alkohol, Eisessig und alkalischen Laugen. Mit Ammoniakflüssigkeit geschüttelt, gibt es eine trübe Mischung, mit Eisenchlorid darf die wässerige Lösung (nach der Pharmacopoea Germanica) keine violette Färbung geben. Eine Lösung von 1 Theil K. in 100 Theilen destillirtem Wasser bildet das Kreosotwasser (Aqua Kreosoti). K. vermag die Fleischfaser eigenthümlich zu verändern und vor Fäulniß zu schützen (daher sein Name vom griech. κρέας, Fleisch, und σώζειν, erhalten). Seine Anwesenheit im Holzrauche sowie in der durch trockene Destillation des Holzes erhaltenen Flüssigkeit (Holzessig, Theerwasser) ist auch der Grund, weshalb sowol durch das Räuchern als durch das Bestreichen mit Holzessig (Schnellräucherung) Fleisch conservirt werden kann. Lange Zeit hat man eine andere Substanz, die von Runge und Laurent zuerst dargestellte Carbolsäure (Phenylalkohol oder Phenol genannt), mit dem Reichenbach'schen K. verwechselt, und in der Regel wird sogar unter dem Namen K. ein fast reiner Phenylalkohol in den Handel gebracht. Der Phenylalkohol verhält sich zur Fleischfaser ähnlich wie K., unterscheidet sich aber von ihm durch seine chem. Zusammensetzung sowie durch seine sonstigen Eigenschaften, besonders auch dadurch, daß er schon bei 188° C., also viel leichter als K. siedet und daß seine wässerige Lösung mit Eisenchlorid eine violette Färbung gibt. Das echte K., so wie es in den rhein. Fabriken dargestellt wird, ist nach der Untersuchung von Marasse ein Gemenge von gleichen Theilen einer der Carbolsäure ähnlichen und mit ihr homologen Säure, der Kresylsäure oder dem Kresol, bei 203° C. siedend, und einem neutralen Körper, dem bei 200° siedenden Guajacol, welches letztere eine Aetherart ist, nämlich der saure Methyläther des Brenzcatechins oder der Oxyphensäure. Aus dem Guajacol hat man in neuerer Zeit Vanillin dargestellt und das Kresol in der Farbenfabrikation zur Herstellung schöner gelber Farben verwendet. Das bei der Destillation der Braunkohle und des Torfs behufs der Fabrikation von Paraffin und Solaröl in großer Menge sich bildende Braunkohlenkreosot wird zum Desinficiren, zum Imprägniren (Kreosotiren) von Eisenbahnschwellen und Grubenhölzern u. s. w. verwendet. Neuerdings wird das Braunkohlenkreosot mit Erfolg auf Leuchtgas (Kreosotgas) verarbeitet.

Krepp, s. Flor.

Kresse (Lepidium L.) ist der Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblütler (Cruciferen), die sich durch weiße Blumen und von der Seite zusammengedrückte längliche oder rundliche Schötchen mit einsamigen Fächern und am Rücken gekielten oder geflügelten Klappen auszeichnet. Von ihr wird die Gartenkresse (L. sativum), welche im Oriente und Aegypten einheimisch und einjährig ist, bei uns häufig in Gärten cultivirt und im jungen Zustand als Salat gegessen. Ihre untern Blätter sind eingeschnitten, gefiedert oder doppeltgefiedert, die obern linealisch und ungetheilt und die rundlichen Schötchen an die Blütenspindel angedrückt. Man hat davon auch eine Varietät mit breiten Blättern, eine andere mit krausen Blättern und auch eine mit dreifächerigen Schötchen. Kraut und Samen besitzen einen scharfen, senfartigen Geschmack. Noch weit schärfer, brennend und fast pfefferartig schmecken frisch die Blätter der vorzüglich in Südeuropa heimischen breitblätterigen K. (L. latifolium), welche auf gleiche Weise verwendet werden können und früher gegen verschiedene Krankheiten sehr gerühmt wurden. Die virginische K. (L. Virginicum), welche in ihren Eigenschaften mit der Gartenkresse übereinkommt, wird in Nordamerika und Westindien als Salat gegessen und als Heilmittel gebraucht. Die in ganz Europa und Nordasien, jetzt auch in Australien und Südamerika an Wegen, Schutthaufen und Mauern gemein wachsende stinkende K. (L. ruderale), welche nur einen vierblätterigen, grünen Kelch, aber keine Blumenblätter und nur zwei Staubgefäße besitzt, hat zwar ebenfalls einen scharfen Geschmack, aber zugleich auch einen starken, höchst widrigen Geruch. Die auf den Inseln der Südsee wachsende Fischfangskresse (L. piscidium Forst.) wird dort zum Betäuben und Fangen der Fische und von den Seefahrern, unter andere Salatkräuter gemischt, gegen den Skorbut gebraucht. Außerdem werden noch mehrere, andern Gattungen angehörende Pflanzen, deren Blätter einen scharfen, kressenartigen Geschmack haben, mit K. bezeichnet, so das Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis) als Wiesenkresse, das bittere Schaumkraut (Cardamine amara) als bittere K. und die Brunnenkresse (s. d.); endlich die Kapuzinerkresse (Tropaeolum) als indianische, spanische K. oder K. überhaupt.

Kreta (griech. Krete, lat. Creta), eine der größten griech. Inseln des Mittelmeers, jetzt gewöhnlich Candia (s. d.) genannt, wird von Osten nach Westen von einer Gebirgskette durch-

zogen, die nördlich und südlich sich vielfach ausbreitet. Ihren Mittelpunkt bildet der kegelförmig sich erhebende Ida (s. d.); im westl. Theile finden sich die sog. Weißen Berge (Leuka ore), im östlichen das Diktegebirge. Die Insel mit ihren mächtigen Gebirgen, ihren schönen Thälern und Niederungen, welche von den größtentheils auf dem Ida entspringenden Flüssen befruchtet werden, war berühmt durch ihre üppigen Waldungen (besonders Cypressen, daneben Cedern, Eichen u. s. w.), durch Ueberfluß an Wein, Weizen und Oliven, sowie durch eine Menge von Arzneipflanzen. Hier, wo phryg., phöniz. und griech. Elemente sich vermischten, war ein fruchtbarer Boden für mancherlei Sagen, wie die von Zeus' Geburt und Erziehung auf dem Ida, von der Entführung der Europa (s. d.), die von Zeus hierher gebracht sein sollte, der Liebe der Ariadne (s. d.) zu Theseus und vom Minotaurus (s. d.) und seiner Tödtung in dem auf Befehl des Minos von Dädalus erbauten Labyrinth (s. d.). Die älteste Bevölkerung der Insel (später zum Unterschied von den Eingewanderten Eteokretes, d. h. wirkliche Kreter, genannt) scheint phryg. Stammes gewesen zu sein. Frühzeitig scheinen sich dann an der Küste von K. phöniz. Seefahrer niedergelassen und Handelsplätze errichtet zu haben, daher einer alten Ueberlieferung zufolge die Insel unter Minos (s. d.) die Seeherrschaft im Mittelmeere gehabt haben soll. Auch griech. Stämme haben sich frühzeitig auf K. niedergelassen. Von besonderer Bedeutung war für die Insel die Einwanderung der Dorier, welche die ältern Bewohner unterwarfen und eine eigene Staatsverfassung gründeten, die in Hinsicht der Erziehung wie des öffentlichen und socialen Lebens mit den dor. Einrichtungen Spartas die größte Aehnlichkeit hatte. Einen Gesammtstaat hat die Insel seit ihrer Dorisirung nicht mehr gebildet, sondern etwa 20 voneinander unabhängige Staaten (je eine größere Stadt, zu der mehrere kleinere im Verhältniß der Unterthänigkeit standen), die sich vielfach untereinander befehdeten und nur sehr selten zum gemeinsamen Handeln gegen außen vereinigten. Daher spielt K. nur eine sehr untergeordnete Rolle in der Geschichte, und nahmen die Kreter an den Kriegen fast nur als Söldlinge (namentlich als Bogenschützen und Schleuderer) theil. An der Spitze jedes Staats stand ein Collegium von 10 Kosmen, die jährlich aus bestimmten Geschlechtern gewählt wurden, daneben der Rath der Alten (kretisch Gerontia oder Bola). Die bedeutendsten unter diesen Stadtstaaten waren Knossos, Gortyn, Eleutherna, Lyktos und Hierapytna. Der Charakter der Bevölkerung K.s wird uns von den Alten in sehr schwarzen Farben geschildert. Treulosigkeit, Lügenhaftigkeit und niedrige Habsucht hatten bei ihnen schon zur Zeit des Polybius in erschreckendem Maße überhandgenommen, und die Insel und ihre Bewohner waren durch ihre Räubereien zu Lande und noch mehr zur See übel berüchtigt. Ihre Betheiligung an dem Pontischen und dem Seeräuberkriege gab endlich den Römern Veranlassung, die Insel 68—66 v. Chr. durch Quintus Metellus, der daher den Beinamen Creticus erhielt, zu erobern. Unter Augustus wurde sie dann mit Cyrenaica als Provinz vereinigt und unter Konstantin später durch einen eigenen Statthalter verwaltet. Ueber die spätern Schicksale und den jetzigen Zustand der Insel s. Candia. Vgl. Sieber, «Reise nach der Insel K.» (2 Bde., Lpz. 1822); Höck, «K., ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel» (3 Bde., Gött. 1823—29); Kurmusis, «Κρητικά» (Athen 1842).

Krethi und Plethi hieß die Leibwache des Königs David, welche Benaja, der Sohn Jojada's, befehligte. Der Ausdruck will nicht «Scharfrichter und Läufer» besagen, sondern vielmehr eine volksgeschichtliche Bezeichnung der Philistäer sein, als welche von Kreta (s. d.) gekommen, und welche bei David den Dienst als Leibwächter übernahmen nach Art der Schweizer bei den Bourbonen und Päpsten. Im Volksmunde bezeichnet man mit Krethi und Plethi eine sehr gemischte Gesellschaft, Gesindel.

Kretinen, vom roman. cretina, d. i. Creatur (elendes Geschöpf), Fexen oder Trotteln nennt man Menschen, die sich durch eine besondere geistige Schwäche und körperliche Misgestaltung von andern unterscheiden und meist in den Alpenthälern der Schweiz, Savoyens und Piemonts, aber auch in andern Theilen der Alpen, in den Pyrenäen, in Salzburg, Steiermark, Würtemberg, in Thüringen, im Harz und ebenso außer Europa, zuweilen nur auf eine geringe Zahl von Ortschaften beschränkt, gefunden werden. Ihre Misgestaltung richtet sich sehr nach dem höhern oder niedrigern Grade des Uebels, wonach man vollkommene Kretins, Halbkretins und Kretinöse unterschieden hat. Meist ist ihr Schädel infolge fehlerhafter Entwickelung in irgendeiner Art von der regelmäßigen Schädelbildung abweichend, zu klein, zu niedrig, plattgedrückt u. s. w., indem nach den Untersuchungen Virchow's die zwischen den einzelnen Theilen des Schädelgrundbeins befindlichen Knorpelmassen vorzeitig verknöchern und damit eine mehr oder minder beträchtliche Verkürzung der Schädelbasis herbeiführen; die Entwickelung des

Digitized by Google

Gehirns, besonders der vordern Halbkugel desselben, ist verkümmert. Auch der Körper ist klein und untersetzt, häufig kaum einen Meter lang, meist durch krumme Beine, aufgetriebenen Leib, Kropf und andere Misbildungen verunstaltet. Das monströse Gesicht mit breiter, eingesunkener Nase, dicken wulstigen Lippen, aufgetriebenen Wangen und abstehenden Ohren ist ohne allen Ausdruck und zeigt häufig schon von Jugend an ein wahrhaft greisenhaftes Aussehen. Die Entwickelung ihrer geistigen Anlagen ist gleichfalls verkümmert (angeborener Blödsinn, idiotismus endemicus). Oft führen solche Unglückliche ein rein thierisches Leben, obschon gewiß nicht selten nur infolge der Verwahrlosung, welche sie von ihren Mitmenschen erfahren. Nicht selten aber zeigen sie, besonders bei richtiger Behandlung, eine Befähigung, sich durch mechan. Dienstleistungen noch geltend und nützlich zu machen. Einen genügenden Aufschluß über die eigentliche erste Veränderung im Körper, welche dem Kretinismus vorangeht, zu erlangen, ist bisjetzt nicht gelungen. Gewöhnlich beginnt er mit der frühesten Kindheit, zuweilen jedoch auch erst nach Verlauf einiger Lebensjahre, und die K. können in ihrem Zustande das 50. Lebensjahr erreichen. Werden davon befallene Kinder frühzeitig aus den Thälern in die gesündere Bergluft gebracht, so ist oft noch Rettung möglich. Man hat auch gefunden, daß der Kretinismus in einer gewissen Höhe (in den Alpen bei 1000 Mt.) nicht mehr vorkommt. Die entferntern Ursachen des Uebels sind schon lange eine vielfach behandelte Streitfrage. Man führt als solche an: ungesunde Nahrung, namentlich schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers (z. B. Mangel an Jod in demselben oder Reichthum desselben an Kalk- und Talksalzen), warme und dabei feuchte und dumpfe Atmosphäre, unzweckmäßige Wohnungen, namentlich tiefeingeschnittene, des Sonnenlichts ganz oder doch größtentheils entbehrende Gebirgsthäler, ungenügende Pflege und Abwartung der Kinder, Heirathen unter Blutsverwandten und vorzüglich Erblichkeit. Wahrscheinlich bringen mehrere dieser Ursachen im Verein dieses Uebel hervor, obschon diese oder jene von den angeführten Bedingungen an Orten gänzlich fehlt, wo man doch den Kretinismus als endemisch findet. Gewiß ist, daß in jenen Schweizerthälern, in welche seit der franz. Besitznahme Gesittung, Bodencultur, bürgerliche und religiöse Freiheit vorgedrungen sind, der Kretinismus auffallend abgenommen hat. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wo der Kretinismus endemisch war, ist seit einer Reihe von Jahren infolge der fortschreitenden Cultur eine Abnahme desselben bemerkt worden. Die Behandlungsarten, welche zur Beseitigung und gänzlichen Ausrottung des Uebels vorgeschlagen worden sind, beziehen sich hauptsächlich auf diätetische und medic.-polizeiliche Maßregeln. Namentlich gilt es da, wo der Kretinismus endemisch ist, den blutsverwandten Heirathen entgegenzutreten. Kretinismus und Blödsinn in vollster Entwickelung sind unheilbar; für die damit Behafteten sind Versorgungsanstalten zu errichten. Wol aber ist es bei mindern Graden, bei sog. Schwachsinnigen, möglich, durch Erziehung und Unterricht in eigens dafür errichteten Anstalten aus ihnen noch brauchbare Menschen heranzubilden. Vgl. Köstl, «Der endemische Kretinismus» (Wien 1855); Virchow, «Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes» (Berl. 1857).

Kretschmann (Karl Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1. Dec. 1738 zu Zittau in der Oberlausitz, besuchte das dortige Gymnasium und studirte seit 1757 zu Leipzig die Rechte. Er wurde 1764 Oberamtsadvocat, 1774 Gerichtsactuar in seiner Vaterstadt und starb daselbst, nachdem er seit 1797 in Ruhestand versetzt gewesen, 16. Jan. 1809. Als Dichter verdankt er seinen Ruf den seit 1769 unter dem Namen des «Barden Rhingulph» herausgegebenen «Bardenliedern», in denen er Klopstock mit Glück nacheiferte. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten («Scherzhafte Gesänge», Lpz. 1771) zeichnen sich viele durch Wahrheit, Witz und Feinheit, sowie durch glatte Form aus. Später machte er sich auch durch Erzählungen bekannt. Seine sämmtlichen Werke, darunter auch eine Anzahl Lustspiele, gab er in sieben Bänden heraus (Lpz. 1784—1805). Vgl. Knothe, «Karl Friedrich K.» (Zittau 1858).

Kreüsa, die Gemahlin des Aeneas (s. d.) und Mutter des Askanius oder Julus, war die Tochter des Priamus und der Hecuba. Bei der Flucht aus Troja verschwand sie, nach Virgil, plötzlich von der Seite des Aeneas. Dieser eilte deshalb zurück, sie zu suchen, da erschien ihm ihr Schatten, tröstete ihn, verkündete ihm seine Zukunft und theilte ihm mit, daß sie selbst von der Mutter der Götter zurückgehalten werde. — K. hieß unter andern auch die Tochter des korinth. Königs Kreon, welche des Jason Gemahlin werden sollte. Medea aber, darüber eifersüchtig, schickte ihr eine Krone (nach andern ein Kleid) zum Geschenk, welche sogleich, als K. dieselbe aufsetzen wollte, zu brennen anfing, sodaß sie selbst nebst dem Palast verbrannte.

Kreuth, Dorf im Amtsbezirk Miesbach des bair. Regierungsbezirkes Oberbaiern, 12 Kilom. südlich von Tegernsee. Etwa 5 Kilom. entfernt liegt das Wildbad K., Deutschlands höchst-

Digitized by Google

gelegener klimatischer Curort, im bair. Hochgebirge 829 Mt. über dem Meere gelegen, besonders durch seine ausgezeichnete Molkenanstalt, durch seine überaus stärkende Wald- und Alpenluft und seine, die schönsten Bergausflüge auf bequemen Wegen ermöglichenden Umgebungen berühmt und vielbesucht. Die hier entspringenden schwefelhaltigen Mineralquellen sind schon seit Jahrhunderten bekannt und benutzt, doch ist ihr Gebrauch bei ihrem nur geringen Gehalt trotz der trefflichsten Trink- und Badeeinrichtungen sehr in Abnahme gekommen. Dagegen ist die Molkentrinkanstalt, in welcher die aus der Milch der Alpenziegen nach bewährtesten Systemen bereitete Molke entweder allein oder in Verbindung mit verschiedenen Mineralwässern oder frischen Kräutersäften genossen wird, den besten der Schweiz ebenbürtig. K. war ehedem ein Besitzthum des Klosters und ist seit der Säcularisation ein Bestandtheil der Herrschaft Tegernsee, welche erst im Besitz des Königs Maximilian I. von Baiern, dann seiner Witwe Karoline und hierauf in dem ihres Sohnes, des 1875 gestorbenen Prinzen Karl, war. Namentlich letzterer hat für den Ort viel gethan und durch reiche Stiftungen die völlig unentgeltliche Benutzung des Bades für Minderbemittelte ermöglicht. Seit seinem Tode ist sein Neffe, der Herzog Karl Theodor in Baiern, Besitzer von Tegernsee und Bad K. Vgl. Primavesi, «Bad K. und Umgebung» (2. Aufl., Münch. 1872); Pletzer, «Bad K. und seine Molkencuren» (Münch. 1875).

Kreutz oder **Körös**, Comitat in Kroatien, hat ein Areal von 1753 QKilom. und ist durchgehends von kleinen Hügeln und Thälern durchschnitten, nur im Norden längs der Donau eben. Es werden Weizen, Mais und Hülsenfrüchte in großer Menge gebaut, wiewol der Feldbau überhaupt noch auf niedriger Stufe steht und der reiche Boden nicht gehörig ausgebeutet wird. Der Tabacksbau ist von keinem großen Belang, hingegen Obst- und Weinbau sehr bedeutend; namentlich zeichnet sich der Moslaviczer Wein durch Feuer und Geschmack vortheilhaft aus. Handel und Gewerbe sind unbedeutend. Die 87,752 Bewohner (1870) sind, außer 2570 Raizen und Juden, durchgehends Kroaten, die sich zur röm.-kath. Kirche bekennen. — Hauptort des Comitats ist die sehr alte königl. Freistadt K. mit 3292 E., an der Linie Zakany-Agram der Ungarischen Staatsbahn, Sitz der Comitatsbehörden und eines griech.-kath. Bischofs.

Kreutzer (Konradin), bekannter Lieder- und Operncomponist, geb. 22. Nov. 1782 zu Mösskirch in Baden, erhielt durch den Chorregenten Joh. Bapt. Rieger den ersten Musikunterricht und hielt sich dann zu seiner weitern Ausbildung in verschiedenen Klöstern auf. Nachdem er das begonnene Studium der Medicin aufgegeben, wandte er sich der Tonkunst als Lebensberuf zu und weilte seit 1804 in Wien, wo Albrechtsberger noch sein Compositionslehrer wurde und er Messen und andere Kirchenstücke, Quartette, Klavierstücke und auch mehrere Opern (z. B. «Konradin von Schwaben» und «Der Taucher») componirte. Im J. 1811 begann er als Virtuos auf dem von Leppig neuerfundenen Panmelodikon eine Kunstreise, auf der er 1812 nach Stuttgart gelangte, wo er nach Aufführung seines «Konradin» königl. Kapellmeister wurde. In dieser Stellung blieb er bis 1816, während welcher Zeit er verschiedene Opern (darunter «Feodora», «Alimon und Zaide», «Die Alpenhütte») und das Oratorium «Die Sendung Mosis» componirte. K. war 1816—21 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen und ging dann nach Wien, wo 1822 seine Oper «Libussa» mit Erfolg zur Aufführung kam und er selbst am Kärntnerthor-Theater als Kapellmeister angestellt wurde. Nachdem er 1833 dieses Amt wieder aufgegeben, war er dann bis 1840 Kapellmeister am Josephstädter Theater. In diese Periode seines Lebens und Wirkens fallen seine besten musikalisch-dramatischen Productionen, wie «Melusine» (1833, in Berlin zuerst aufgeführt), «Das Nachtlager von Granada» (1834) und die Musik zu Raimund's «Verschwender». Nachdem er 1840—46 Kapellmeister am Stadttheater zu Köln gewesen, ging er wieder für kurze Zeit an das Kärntnerthor-Theater in Wien. K. starb 14. Dec. 1849 zu Riga als Theaterkapellmeister. In seine letzten Lebensjahre fallen noch die Opern: «Der Edelknecht», «Die Hochländerin vom Kaukasus» und wahrscheinlich auch die erst nach seinem Tode aufgeführte «Aurelia». K. hat besonders als Liedercomponist durch Frische der Erfindung und Natürlichkeit der Charakterisirung viel Anerkennung gefunden, und seine Männerquartette gehören zu dem Besten dieser Gesangsart. Von seinen 25—30 Opern hat nur das «Nachtlager» sich auf dem Repertoire erhalten.

Kreutzer (Rud.), berühmter Violinspieler und verdienter Componist, geb. 16. Nov. 1766 zu Versailles, wo sein Vater, ein Deutscher von Geburt, in der königl. Kapelle als erster Violinspieler angestellt war, erhielt seine Ausbildung im Violinspiel durch Anton Stamitz und trug, 13 J. alt, ein eigenes Violinconcert im Concert-Spirituel zu Paris mit Beifall vor. Im Alter von 16 J. verlor er seinen Vater, erhielt aber zugleich durch die Gunst der Königin Marie Antoinette dessen Stelle und konnte nun seiner künstlerischen Vervollkommnung obliegen.

Digitized by Google

Im J. 1790 trat er als erster Violinist in das Orchester des Théâtre-Italien und brachte daselbst noch in demselben Jahre seine erste Oper: «Jeanne d'Arc», zur Aufführung, der bis 1796 noch eine Reihe anderer folgte, von denen «Paul et Virginie» und «Lodoiska» besondern Erfolg hatten. Nach dem Frieden 1797 besuchte K. als Concertgeber Italien, nachher Deutschland, wo er überall Anerkennung fand. Nach seiner Rückkehr wurde er als Professor für Violinspiel am Conservatorium angestellt. Außerdem wirkte er seit 1801 als Solo-Violinist an der Großen Oper und in der Privatkapelle Napoleon's, seit 1816 als königl. Kapellmeister und Dirigent der Großen Oper, 1824—26 als Intendant über das gesammte Musikwesen der Großen Oper. Er starb zu Genf 6. Juni 1831. K. ist ein Hauptglied jener großen Geigerschule, die, von Italien und von Tartini und Pugnani ausgehend, durch Viotti, Rode, K. und Baillot in Frankreich zur Entfaltung und Pflege kam, und zu der in Deutschland auch Spohr gehörte. Ihre Haupteigenschaften der langen Bogenführung, des breiten Tons und soliden Passagenwesens offenbarte K. nicht nur in seinem Spiel, sondern auch in seinen Violincompositionen, von denen die Etuden noch heute eine wesentliche Grundlage für das Violinstudium bilden. Trefflich sind auch seine 19 Concerte, die Duetten, Trios, Quartetten, Variationen u. s. w. K. war außerdem ein Hauptmitarbeiter an der großen Violinschule des pariser Conservatoriums. Von der großen Anzahl seiner Opern, die er nach 1796 noch lieferte, haben nur die wenigsten Erfolg gehabt. — Ein jüngerer Bruder und Schüler K.'s, Jean Nicolas Auguste K., geb. 1781 zu Versailles, wirkte als Violinspieler 1802—23 an der Großen Oper. Im J. 1825 erhielt er an Stelle seines Bruders die Professur für Violinspiel am Conservatorium. Er starb 1832. Seinem Bruder an Glanz der Virtuosität zwar nachstehend, war er doch ein tüchtiger Künstler, der auch Verschiedenes für sein Instrument componirt hat.

Kreuz. Das K. war bei den Alten ein sehr häufig vorkommendes Werkzeug zur Ausführung der Todesstrafe, aus zwei Pfählen zusammengefügt, welche nach der Art der Zusammenfügung hauptsächlich drei verschiedene Formen bildeten. Bildete der Querbalken mit dem senkrecht stehenden Pfahl vier rechte Winkel (+), so hieß es crux immissa; war der Querbalken oben auf dem Pfahl befestigt (T), crux commissa, und waren beide Stücke in Form des X zusammengefügt, crux decussata. Das K., woran Christus starb, war vermuthlich von der erstgenannten Form, doch ist dies nicht sicher beglaubigt. Die einzelnen Bestandtheile des K. bildeten der Pfahl, welcher in der Erde befestigt wurde (crux im engern und eigentlichen Sinne), und der Querbalken (patibulum), der zur Befestigung der Arme diente. Die Einführung der Todesstrafe am K. wird dem König Tarquinius Superbus beigelegt, nicht sowol, weil er sie zuerst in Anwendung bringen ließ, sondern vielmehr, weil er sie genauer bestimmte. Sie war eine so entehrende Strafe, daß sie nur an Sklaven und Verbrechern der niedrigsten Volksklasse vollzogen wurde. Das K. errichtete man außerhalb der Städte, aber an Orten, welche sehr belebt waren. Der darangeheftete Verbrecher blieb oft noch tagelang lebend. Den Sklaven wurde in der Regel eine Schelle angehängt. Uebrigens war es Gebrauch, den Namen des Verbrechers und die Ursache der Strafe durch Ausruf bekannt zu machen oder eine Tafel (album), worauf beides bemerkt war, an das K. zu befestigen. Vgl. Zestermann, «Die Kreuzigung bei den Alten» (Brüss. 1869). Der Umstand, daß Christus am K. starb, gab die Veranlassung, daß das K. zu einem heiligen Zeichen erhoben wurde, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungszeichen bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken Jesu zu bekreuzigen, geht bis ins 3. Jahrh. zurück. Kaiser Konstantin d. Gr. ließ, besonders seitdem er mit Hülfe des K. den Maxentius besiegt zu haben glaubte, auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen K. aufstellen, und schon damals bezeichnete man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche erkennbar zu machen; auch baute man später die meisten Kirchen in Kreuzform. Der Gegenstand der höchsten Verehrung aber wurde es erst, nachdem die Kaiserin Helena 326 das angebliche K. Jesu in Jerusalem gefunden und einen Theil davon nach Konstantinopel gebracht hatte. (S. Kreuzeserfindung.) Von nun an legte man den Reliquien des K. oder Nachbildungen desselben Wunderkraft bei und stellte es auf den Altären auf; selbst Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt. Der Kaiser Heraklius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der Kreuzeserhöhung (14. Sept.) gestiftet. Uebrigens glaubte die Reliquiensucht, daß sich das Kreuzesholz theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergebens fochten die Bilderstürmer und einige spätere Sekten auch die Anbetung des K. an; man verehrte es mit dem darangehefteten Bilde des sterbenden Erlösers, weshalb es nun Crucifix (s. d.) genannt wurde, vor allen andern Heiligenbildern.

Digitized by Google

Daß auch der Occident dem K. geheime Kräfte zuschrieb, beweist die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht bei den Ordalien. Nach der Lehre Luther's sollte das Zeichen des K. ein heiliges Erinnerungszeichen an den Versöhnungstod Jesu sein. Statt dessen betrachtete man es als ein Sicherungsmittel, gleichsam als Amulet wider alles Böse, namentlich gegen böse Geister und Hexen, von denen man glaubte, daß sie das Zeichen des K., als das Zeichen des Ueberwinders des bösen Feindes, nicht zu überschreiten vermöchten; daher das Zeichen des K. über manchen Haus- und Stallthüren der Landleute, das zu Walpurgis erneuert wird. Vgl. Stockbauer, «Kunstgeschichte des K.» (Schaffh. 1870); Zöckler, «Das K. Christi» (Gütersloh 1875); E. von Bunsen, «Das Symbol des K. bei allen Nationen» (Berl. 1876).

Die Lehre von den K. bildet in der Diplomatik und Heraldik eine nicht unwesentliche Abtheilung. In der Diplomatik sind die K. ein Ausfluß des Christenthums, und es findet sich das K. theils zu Anfange der Urkunden an der Stelle der üblichen Anrufung des Namens Gottes, theils vor den Unterschriften oder an deren Stelle. Die Heraldik und Numismatik dagegen kennen das K. und dessen verschiedene Arten schon aus dem frühesten Alterthume, sodaß hier das Christenthum ohne Einfluß war. Die gewöhnlichsten Formen desselben sind das crux immissa und das crux decussata, letzteres auch Andreaskreuz oder Burgundisches K. genannt, weil der heil. Andreas an einem solchen den Tod erlitt. Außer diesen kennt das Alterthum das Lilienkreuz, dessen Balken in Lilien auslaufen; das Ankerkreuz, dessen Balken sich theilen und vier Anker bilden; das Krückenkreuz, wo jedes Balkenende mit einem Querbalken versehen ist (╋), und das Wiederkreuz, wo jedes Balkenende in ein K. ausläuft. Andere Formen des K. sind das Hochkreuz, welches sich häufig auf den Münzen der oström. Kaiser findet, darin bestehend, daß der Querbalken an dem senkrechten Pfahle hoch angebracht ist (†); das Schächerkreuz, aus drei in der Mitte zusammenlaufenden Balken bestehend (Y); das Antoniuskreuz, aus einem Pfahle mit aufgelegtem Querbalken bestehend (T). In der Heraldik erscheinen außerdem K., welche wieder mit dem Christenthum in Verbindung stehen, nämlich das Patriarchalkreuz oder Lothringische K., ein doppeltes K. (╪), und das päpstliche des Hirtenstabes, ein dreifaches.

Kreuzblütler, Pflanzenfamilie, s. Cruciferen.

Kreuzdorn, Pflanzenart, s. Rhamnus.

Kreuzen oder Laviren nennt man die Bewegung eines Schiffs auf einen gegebenen Punkt zu, wenn der Wind ungünstig ist. Ein Schiff kann seine Segel nur so stellen, daß es auf 6 Strich vom Winde liegt, d. h. es kann nicht mehr direct auf sein Ziel losfegeln, wenn der Wind einen kleinern Winkel als 6 Strich oder 67½ Grad mit dem richtigen Curse bildet (die Compaßrose ist in 32 Striche oder 360 Grad getheilt). Ist dieser Winkel kleiner, so muß sich das Schiff unter Zeitverlust in Zickzacklinie seinem Ziele zu nähern suchen, indem es bald nach der einen, bald nach der andern Seite dicht am Winde steuert. Man rechnet, daß ein Schiff mit segelbarem Winde zum Aufkreuzen nach einem Punkte dreimal so viel Weg zurücklegen muß als mit günstigem Winde. — Kreuzer sind schnellsegelnde oder Dampf- und Kriegsschiffe, deren Bestimmung es ist, feindliche leichtere Kriegsschiffe, Transport- oder Handelsschiffe abzufangen und namentlich den rückwärtigen Verbindungen der feindlichen Flotten Abbruch zu thun.

Kreuzer, eine deutsche Scheidemünze, welche ihren Namen (im Mittellateinischen Crosatus, Cruciatus, Crucifer, am häufigsten Cruciger) von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich das Gepräge zeigte. In Tirol wurden K. schon im 13. Jahrh. geschlagen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hatten sie sich bereits über den größten Theil Deutschlands und der Schweiz verbreitet, und seit 1490 werden sie in den deutschen Münzedicten erwähnt. Anfänglich prägte man sie in geringhaltigem Silber, erst später in Kupfer aus. Sie wurden in allen den Ländern üblich, in denen die Guldenwährung bestand, und man theilte sie gewöhnlich in 4 Pf. oder 8 Heller, später hier und da abweichend (z. B. in Würtemberg) in 6 Heller. Bis auf neuere Zeit herab rechnete man in Oesterreich und in Süddeutschland den Gulden zu 60 K., den Reichsthaler zu 90 K. In Bezug auf den Werth des K. hat man jedoch die verschiedenen Guldenvaluten zu unterscheiden; 20 K. des Conventions- oder 20-Guldenfußes entsprachen 24½ K. des 24½-Guldenfußes (oder der sog. Süddeutschen Währung) und 24 K. des frühern 24-Guldenfußes (oder der sog. Rheinischen Währung). Nach dem Münzvertrage vom 24. Juni 1857 behielten die süddeutschen Staaten die Eintheilung der Gulden (nach dem 52½-Guldenfuß, s. Gulden) in 60 K. bei und theilten den K. in 4 Pf. zu 2 Hellern. In Oesterreich und Liechtenstein ward 1858 mit Einführung des 45-Guldenfußes der alte K. beseitigt, indem an dessen Stelle der Neukreuzer trat, der aber gemeinhin auch nur K. genannt wird. Dieser ist der hundertste Theil des österr. Guldens und die einzige Kreuzersorte, welche

Digitized by Google

noch existirt. Der österr. Neukreuzer ist eine Kupfermünze; daneben prägt man in Kupfer auch Stücke zu 4, 1 und ½ Neukreuzer sowie Stücke zu 20 und 10 Neukreuzer in Silberbillon (in einem 75-Guldenfuße) als Scheidemünze. Seit 1857 schlug man auch kupferne 3-Neukreuzerstücke; dieselben werden aber gegenwärtig nicht mehr geprägt und kommen im Verkehr nicht mehr vor. Die österr. Silberstücke zu 25 K. (Viertelgulden) sind Courantmünzen im 45-Guldenfuß.

Kreuzeserfindung heißt in der kath. Kirche das 3. Mai gefeierte Fest der Auffindung des Kreuzes, an dem Jesus gestorben sein soll. Der Sage nach soll Helena, Konstantin's Mutter, bei einer Wallfahrt nach Palästina jenes Kreuz entdeckt und ein Stück desselben mit nach Konstantinopel genommen haben. — Kreuzeserhöhung bezeichnet in der kath. Kirche die Wiedereroberung und Aufrichtung des von den Persern geraubten Kreuzholzes auf der Schädelstätte zu Jerusalem unter Kaiser Heraklius (628). Die Kirche feiert diese Begebenheit 14. Sept.

Kreuzgang heißt ein gewöhnlich aus vier Bogenhallen bestehender, einen Hof (Klosterhof) umschließender Umgang, welcher sich, gewöhnlich an der Südseite, an eine Kloster- oder Stiftskirche anschließt und im wesentlichen zur Verbindung der einzelnen Räume der den Hof umschließenden Klostergebäude, sodann aber auch für Processionen und zum Lustwandeln der Mönche und Geistlichen dient. Zuweilen hat er zwei Stockwerke übereinander. Der Klosterhof und gewöhnlich auch der K. selbst diente auch zu Begräbnissen der Domherren, der Mönche und verschiedener vornehmer Personen, welche sich das Recht dazu erkauft hatten. Die oft sehr reiche decorative Ausstattung der Kreuzgänge richtete sich ganz nach dem gerade herrschenden Baustil. Ihre Wände wurden vielfach mit Gemälden geschmückt. Wegen ihrer Schönheit berühmt sind die Kreuzgänge neben der lateranischen Basilika und der Kirche St.-Paul vor den Mauern zu Rom. Der älteste in Deutschland erhaltene K. befindet sich in Salzburg. Zu den größten und prachtvollsten Kreuzgängen aus alter Zeit gehören diejenigen im Liebfrauenkloster zu Magdeburg, beim Dom zu Trier, beim Großmünster zu Zürich, neben der Stiftskirche zu Aschaffenburg, neben St.-Emmeran zu Regensburg u. a. m.

Kreuzherren, Kreuzträger oder Kreuzorden nannten sich ursprünglich die Glieder eines geistlichen Ritterordens, der in der Zeit der Kreuzzüge in Palästina entstand und damals der Bethlehemitische Orden hieß, seit dem Anfange des 13. Jahrh. aber nach Oesterreich, Böhmen, Mähren, Polen und Schlesien übersiedelte, zum Klosterleben überging, den regulirten Chorherren beitrat und dem Hospitaldienste wie der Seelsorge sich widmete. Papst Gregor IX. bestätigte den Orden 1238. Als Abzeichen trägt der Großmeister mit den Ordensobern ein Malteserkreuz mit rother Emaille oder rothen Steinen; bei den Ordensgliedern ist das Kreuz von rothem Atlas mit einem sechseckigen Sterne darunter. Daher heißen die K. auch Sternträger (stelliferi). Noch jetzt sind die K. Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität zu Prag. Hier wohnt auch der Ordensgroßmeister, der in Böhmen als der erste Prälat unter den regulirten Klerikern gilt.

Kreuzlingen, alte Augustinerabtei, 1848 aufgehoben, in der Gemeinde Egelshofen des Bezirks Gottlieben im schweiz. Canton Thurgau, liegt 1,5 Kilom. südlich von Konstanz, 423 Mt. über dem Meere, auf dem linken Ufer des Bodensees, an der Schweizer Nordostbahn und besitzt eine alte Kirche mit merkwürdigen Holzschnitzereien, das thurgauische Lehrerseminar, eine Musterschule und eine landwirthschaftliche Anstalt.

Kreuznach, Kreisstadt im Regierungsbezirke Koblenz der preuß. Rheinprovinz, an der Nahe, 14 Kilom. oberhalb deren Mündung in den Rhein bei Bingen und an der Rhein-Nahebahn, liegt 104 Mt. über dem Meere in einer reizenden Umgebung. Die Stadt, in ihrem ältern Theil alterthümlich, mit engen und krummen Straßen, in ihrem neuen, dem Badestadttheil, sehr elegant, hat ein Gymnasium und (1875) 13,772 E. Neben vielen andern industriellen Etablissements sind hervorzuheben: eine Glashütte, Tabacksfabriken, chem. Fabriken, sehr bedeutende Gerbereien. Die kreuznacher Weine und die Naheweine erfreuen sich eines bedeutenden Absatzes, ebenso die hier fabricirten Schaumweine. K. zählt 32 größere Weinhandlungen; außerdem wird lebhafter Frucht-, Spirituosen- und Lederhandel getrieben. Das rege Leben wird im Sommer erhöht durch den zahlreichen Besuch von Badegästen (8072 im J. 1872), welche die Soolbäder und Mineralwässer des Ortes herbeiführen. Dieselben gehören zu den iod- und bromhaltigen Kochsalzquellen und wurden 1478 entdeckt. Besonders wendet man sie mit Erfolg gegen alle Skrofelkrankheiten und chronische Hautausschläge an. Man bedient sich namentlich des Elisenbrunnens (10° R.), des Karlshallerbrunnens (13° R.) und der Quelle zu Münster am Stein (23° R.) theils als Getränk, theils zu verschiedenen Arten von Bädern. In der Nähe K.s liegen die Ruinen eines röm. Castrums, die sog. Heidenmauer, und außerdem finden sich röm. Grab-

Digitized by Google

stätten, Urnen und Münzen. Der Ort kommt schon 819 als karolingische Pfalz unter dem Namen Cruciniacum und die um dieselbe entstandene Gemeinde 881 und 974 in Urkunden als villa Crucenacha und Crucinaha vor. Heinrich IV. schenkte die Domäne 1065 an das Bisthum Speier, welches den im Anfang des 13. Jahrh. als Stadt bezeichneten Ort 1241 an den Grafen Heinrich von Sayn verkaufte. Durch dessen Tochter kam K. an die Grafen von Sponheim, wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft Sponheim und fiel später an Kurpfalz. Die Franzosen sprengten 1689 das feste Schloß Kauzenberg, welches sich gegenüber der Altstadt auf dem Kauzenberge erhob. Dieser Berg ist gegenwärtig mit Weingärten («Kauzenberger») und Parkanlagen bedeckt und gewährt eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Nahethal. Am südl. Ende der Stadt entspringen auf und an einer Insel im Flußbette die nur zu Heilzwecken dienenden Salzquellen, die Elisabeth- und Nahequelle. Eine Viertelstunde weiter aufwärts liegen auf preuß. Gebiete in dem engen, von 300 Mt. hohen Porphyrfelsen eingeschlossenen Salinenthale die großherzogl. hess. Salinen Karlshalle und Theodorshalle, jene 1729, diese 1743 angelegt. Noch weiter aufwärts liegen das freundliche, neuerdings als Badeort vielbesuchte Dorf Münster am Stein, mit Salinen und Soolbädern und 534 E., der Rheingrafenstein, die Reste einer ehemals sehr starken, von den Franzosen 1689 geschleiften Burg auf einer 196 Mt. hohen, fast senkrecht über die Nahe emporragenden Porphyrfelswand, und gegenüber, an der Mündung der Alsenz in die Nahe, die ebenfalls von den Franzosen zerstörte Ebernburg, einst im Besitz Franz von Sickingen's und Zufluchtsstätte seiner Freunde Ulrich von Hutten, Melanchthon, Bucer u. s. w. Vgl. Engelmann, «K., seine Heilquellen und deren Anwendung» (5. Aufl., Kreuzn. 1870), Michels, «K.s Heilquellen, deren Wirkung und Anwendung» (Berl. 1875); Voigtländer, «Bad K., Bad Münster am Stein und das Nahethal» (9. Aufl., Kreuzn. 1876). — Der Kreis K. zählt auf 557 QKilom. 63,165 E.

Kreuzotter, Schlange, s. Bipern.

Kreuzschnabel (Loxia), eine Vogelgattung aus der Abtheilung der Finken, zeichnet sich vor allen durch die ganz eigenthümliche Bildung des Schnabels aus, indem die beiden, in scharfe, hakenförmige Spitzen auslaufenden Schnabelhälften so stark gekrümmt sind, daß sie beim Schlusse einander kreuzen. Die K. klettern geschickt an den Zweigen auf und ab, indem sie sich dabei ihres Schnabels bedienen. Es sind lebhafte und gewandte Vögel, die beständig wandern und deshalb in der Gefangenschaft nicht lange am Leben bleiben. In Deutschland ist am häufigsten der gemeine oder Fichtenkreuzschnabel (L. curvirostra) oder der Tannenpapagei, der den Norden von Europa und Asien bewohnt und sich vorzugsweise von den Samen der Nadelbäume, dann aber auch der Disteln, Ebereschen und anderer Pflanzen nährt. Merkwürdigerweise brütet er zu allen Jahreszeiten, doch meistens im Winter. Der Gesang des Männchens ist zwar nur mittelmäßig, ertönt aber auch bei großer Kälte fort. Die Länge des Vogels beträgt 18 Ctmt. und in seinem Gefieder ist vorherrschend Roth und Gelbroth mit Olivengrün in verschiedenen Schattirungen gemischt. Nicht ebenso allgemein verbreitet in Deutschland ist der Kiefernkreuzschnabel (L. Pityopsittăcus), der sich durch größern Schnabel und kürzere Haken der Kieferspitzen, sowie durch das noch mehr vorherrschende Hochroth im Gefieder des Männchens auszeichnet. Die schöne Färbung des Männchens verliert sich in der Gefangenschaft nach der Mauser.

Kreuzspinne (Epeira), eine umfangreiche Gattung der Webespinnen, von der bereits weit über anderthalbhundert Arten beschrieben sind, charakterisirt sich dadurch, daß von ihren acht Augen die mittlern vier im Quadrat stehen, an dessen beiden Seiten noch je zwei in schiefer Richtung gestellt sind. Die Arten dieser Gattung spinnen das regelmäßigste Netz, welches aus lauter concentrischen, durch viele Radien getheilten Kreisen besteht, in deren Mittelpunkte die Spinne meist in verkehrter Stellung sitzt. Die in Europa vorkommenden Arten leben nur einen Sommer und legen im Spätjahre gegen 100 mit Seide zu einer Kugel übersponnene Eier, welche den Winter über ausdauern. Unter den einheimischen ist die bekannteste und größte die gemeine K. (E. diadema), deren Hinterleib zuweilen an Größe einer großen Haselnuß gleichkommt. Sie ist braunroth bis schwärzlich und auf dem Hinterleibe mit weißen oder gelben, ein Kreuz bildenden Flecken gezeichnet. Die K. besitzt viel Kraft, fängt in ihrem senkrechten Netze viele lästige Insekten weg und ist nicht giftig. Vor Freßsucht fällt das größere Weibchen selbst über das unvorsichtig nahende Männchen her und frißt es auf. Nebst der Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica) gilt die K. für die beste Wetterprophetin.

Kreuzung. Man hat diesem Worte, das im allgemeinen Paarung verschiedenartiger Thiere oder verschiedener Pflanzenarten bedeutet, theilweise sehr verschiedenen Sinn beigelegt, indem man Paarung von Individuen aus verschiedenen Familien, Rassen, Varietäten und Arten

Digitized by Google

darunter begriff. Wenn K. unter verschiedenen Arten vor sich geht, so kann das Product, der Bastard, entweder im allgemeinen unter sich unfruchtbar sein, wie Maulthier und Maulesel, welche aus der K. von Pferd und Esel hervorgehen, oder fruchtbar, wie die Bastarde von Hund und Wolf, Kaninchen und Hase. Das Maß der Fruchtbarkeit der Bastarde zwischen verschiedenen Menschenrassen ist noch nicht hinlänglich ermittelt; doch scheint es allerdings, daß die Mischlinge sehr verschiedenartiger Rassen, wie der Weißen und Australier, von beschränkter Fruchtbarkeit sind. Die K. verschiedener Rassen geschieht namentlich in der Zucht der Hausthiere zu dem Zwecke, gewisse vortheilhafte Eigenschaften der Zuchtthiere auf die Nachkommenschaft zu vererben und unvortheilhafte Eigenschaften zu verringern. Durch fortgesetzte K., indem man die erhaltenen Bastarde wieder mit Thieren derjenigen Rasse paart, welcher man den neu zu bildenden Stamm näher bringen will, erhält man das sog. Halbblut. Der K. gegenüber steht die Inzucht, bei welcher man Thiere derselben Rasse, ja Familie, fortwährend miteinander paart und auf diese Weise sog. reine Rasse oder Vollblut erhält. Durch fortgesetzte Inzucht erhält man eine gewisse Constanz in den Charakteren, die sich leichter fortpflanzen und erhalten lassen und bei spätern K. oft durch lange Generationsreihen durchschlagen. Ursprünglich durch K. verschiedener Rassen erzeugte Mittelformen können also durch fortgesetzte Inzucht befestigt und constant werden, sodaß sie dann neue Vollblutrassen bilden. Wenn aber durch Inzucht die guten Eigenschaften einer bestehenden Rasse fortgepflanzt werden, so werden es auch die schlechten, und häufig können diese die Oberhand gewinnen, wo dann neue K. mit Rassen nöthig wird, die diese Fehler nicht besitzen. Die Verwandtschaftszucht zwischen blutsverwandten Thieren ist also eine potenzirte Inzucht, die gute und böse Eigenschaften in erhöhtem Grade vererbt. Bei Inzucht innerhalb der Rassen müssen natürlich diejenigen Individuen gewählt werden, bei welchen die Charaktere am besten ausgebildet sind. In Beziehung auf den Menschen wird vielfach angenommen, daß Heirathen unter Blutsverwandten die Entwickelung erblicher Krankheitsanlagen, wie Schwindsucht, Skrofulose, sowie von Taubstummheit, ja sogar von Geisteskrankheiten (s. d.) fördern, wogegen indeß die Geschwisterehen der Ptolemäer, der Altägypter u. s. f. zu sprechen scheinen. Die neuere Gartenkunst erzielt durch künstliche K. mittels Aufpinselung des Blütenstaubes viele Varietäten der Zierpflanzen. Vgl. Darwin, «The effects of cross and self-fertilisation in the vegetable kingdom» (Lond. 1876; deutsch von Carus, Stuttg. 1877).

Kreuzzüge werden die von den christl. Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. bis gegen Ende des 13. Jahrh. zur Eroberung Palästinas wiederholt unternommenen Kriegszüge nach dem Morgenlande genannt. Schon frühzeitig war es fromme Sitte geworden, nach dem Heiligen Grabe in Jerusalem zu wallfahrten und die denkwürdigen Orte zu besuchen, wo der Erlöser einst lebte, wirkte und starb, und selbst Konstantin's d. Gr. Mutter, Helena, hatte noch in ihrem hohen Alter zu der von ihrem Sohne über dem Heiligen Grabe aufgeführten prachtvollen Kirche eine Wallfahrt unternommen. Die Araber, seit dem 7. Jahrh. im Besitze der heiligen Stadt, achteten den frommen Sinn der Pilger, mit denen sie die Verehrung gegen Christus in gewissem Sinne theilten, und gestatteten ihnen, Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannis des Täufers zu errichten. Als aber Palästina zu Anfange des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der Fatimiden kam, begannen harte Bedrückungen der Pilger; namentlich wüthete der Khalif Hakem gegen Einheimische und Fremde und untersagte bei schwerer Strafe allen christl. Gottesdienst. Die Bedrückungen steigerten sich, als 1078 die Seldschuken Jerusalem und das Heilige Grab eroberten. Seit dieser Zeit brachten die Pilger des Abendlandes die traurigsten Nachrichten über Beschimpfung der heiligen Oerter und grausame Behandlung der anbetenden Gläubigen aus Palästina zurück, und ihre Erzählungen erzeugten in den Gemüthern der abendländ. Christen den lebhaften Wunsch, ihren Glaubensgenossen zu Hülfe zu eilen und das Heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Papst Urban II. war es vorbehalten, dieser Bewegung den Anstoß zu geben. Die fromme Schwärmerei, durch die Geistlichkeit zu jener Zeit in den Gemüthern des Volks genährt, der kriegerische Geist des Adels, durch den aus Spanien nach Frankreich und Deutschland herübergedrungenen Aufschwung des christl.-religiösen Ritterthums gehoben, verstärkt und veredelt, der allgemein verbreitete Hang nach Abenteuern, durch den sich besonders die Normannen in Italien auszeichneten, endlich die Aussicht für die niedern Stände, durch ihre Theilnahme, wenn nicht Ehre und Schätze, doch Befreiung von dem schwer auf ihnen lastenden Drucke des Adels zu erlangen, kamen hierbei den Absichten des Papstes fördernd entgegen.

Nur eine geschichtlich unbegründete Sage führt den Anlaß zu Urban's II. Aufruf auf Peter von Amiens (s. d.) zurück. In Wirklichkeit gab ein dringender Hülferuf des Kaisers Alexius die Veranlassung. Seine Gesandten begleiteten Urban nach der Kirchenversammlung zu Cler-

Digitized by Google

mont in der Auvergne, an deren Schluß (26. Nov. 1095) der Papst den folgenschweren Aufruf zur Befreiung des Heiligen Grabes erließ. Eine unermeßliche Begeisterung machte sich in dem Ruf: «Gott will es!» Luft, und unzählige Geistliche und Laien empfingen von dem Bischof Ademar von Puy das rothe Kreuz als Zeichen ihres Gelübdes. Prediger verbreiteten den Aufruf vorzüglich durch Frankreich; große ungeordnete Scharen setzten sich in Bewegung, begannen mit einer entsetzlichen Judenverfolgung in den rhein. Städten und gingen auf dem Marsch zu Grunde, ohne ihr Ziel zu erreichen. Nach diesem mislungenen Versuche führte Gottfried von Bouillon (s. d.), Herzog von Niederlothringen, mit seinem Bruder Balduin ein geordnetes, aus 80,000 wohlgerüsteten Streitern bestehendes Heer durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel, wo sich Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Bohemund von Tarent, Tancred von Apulien, Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie mit neuen Scharen an ihn anschlossen, sodaß die Theilnehmer dieses ersten Kreuzzugs 600,000 betrugen. Nach Kleinasien übergesetzt, eroberten sie nach beschwerlichen Kämpfen und harten Verlusten 1097 Nicäa, 1098 Antiochia und Edessa und zuletzt 15. Juli 1099 auch Jerusalem, zu dessen Vogt (den Königsnamen lehnte er ab) Gottfried von Bouillon erwählt wurde. Außer dem Königreich Jerusalem entstanden die Grafschaften Tripolis und Edessa und das Fürstenthum Antiochia, sämmtlich nach der Form des europ.-normann. Lehnsystems eingerichtet. Unterdessen hatten auf die Nachricht von der glücklichen Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer unter dem Herzog Welf von Baiern in Deutschland und zwei andere in Italien und Frankreich, mehrere hunderttausend Mann, sich nach Palästina in Bewegung gesetzt; sie fanden aber alle durch eigene Thorheit und Mangel aller Ordnung in Kleinasien ein klägliches Ende (1101).

Den zweiten Kreuzzug veranlaßte die 1144 durch die Zwietracht der Fürsten im Heiligen Lande verschuldete Eroberung Edessas durch die Türken. Die Nachricht von dem Verlust dieser Stadt verbreitete über ganz Europa Bestürzung und erregte die gerechte Besorgniß, bald auch die übrigen Besitzungen sich entrissen zu sehen. Deshalb befahl Papst Eugen III. einen neuen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gewann durch den schwärmerischen Bernhard von Clairvaux (s. d.) sogar den deutschen König Konrad III. (s. d.) und den König von Frankreich, Ludwig VII., für die Theilnahme an demselben. Beide zogen 1147 mit beträchtlichen Heeren aus, welche aber beide in Kleinasien völlig vernichtet wurden. Die geringen Trümmer, welche Jerusalem erreichten, und die zur See gekommenen Kreuzfahrer versuchten vergeblich die Eroberung von Damascus und brachten nur Verstimmung in die Heimat. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin 1187, nach der blutigen Schlacht bei Tiberias, hatte den dritten Kreuzzug zur Folge. Aber trotzdem, daß diesmal die Beherrscher der drei europ. Hauptreiche: Kaiser Friedrich I., König Philipp August von Frankreich und König Richard I. von England, sich 1189 entschlossen, persönlich ansehnliche Heere gegen die Ungläubigen zu führen, blieben doch alle diese Anstrengungen ohne Erfolg. Friedrich I. (s. d.) kam, nachdem er unter vielen Mühseligkeiten und mit großem Menschenverlust bis Seleucia gelangt war, im Flusse Kalykadnus um, worauf sein Heer zum Theil sich zerstreute, zum Theil unter Friedrich von Schwaben mit dem übrigen Kreuzheere sich vereinigte. Philipp August und Richard, welche 1191 zur See anlangten, waren so glücklich, gemeinschaftlich Acre oder Ptolemais zu erobern; aber sie entzweiten sich bald und kehrten einzeln, erst Philipp, dann auch Richard, unverrichteter Sache nach Europa zurück. Fortwährend fanden einzelne Unternehmungen statt, sodaß die Zählung unsicher ist. Als vierten Kreuzzug rechnet man denjenigen, welchem die Venetianer die Richtung gegen Konstantinopel gaben und der zum Umsturz des Byzantinischen Reichs führte, ohne das Heilige Land zu erreichen. Unaufhörlich ließ Innocenz III. das Kreuz predigen, und veranlaßte dadurch den thörichten Kinderkreuzzug (1212). Viele Tausende deutscher Knaben und Mädchen gingen in Italien zu Grunde, von französischen ist eine noch größere Anzahl in Marseille eingeschifft und theils untergegangen, theils nach Aegypten in die Sklaverei verkauft. Einigen Erfolg hatte 1217 der Kreuzzug des Königs Andreas II. von Ungarn. Von den Königen von Jerusalem und Cypern unterstützt, eroberte er das feste Schloß auf dem Berge Tabor und einige andere kleine Bergfestungen, kehrte aber schon 1218 nach Hause zurück. In demselben Jahre landete Graf Wilhelm von Holland, vereint mit den Königen von Jerusalem und Cypern, in Aegypten. Damiette ward angegriffen und 1219 wirklich erobert; doch bald wendete sich das Glück, und Damiette ging 1221 wieder verloren. Gedrängt durch Papst Gregor IX., unternahm Kaiser Friedrich II. 1228 den sog. fünften Kreuzzug und schloß dann mit dem Sultan von Aegypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth nebst einem großen Landstrich ausgeliefert wurden. Sodann

Digitized by Google

setzte er sich selbst 1229 in Jerusalem die Königskrone auf. Doch die christl. Herrschaft in Palästina wurde durch neue Angriffe der Mohammedaner und durch innere Zwietracht immer mehr zerrüttet. Endlich ward Jerusalem 1244 durch die wilden Chowaresmier erstürmt und kam wieder unter die Herrschaft der Sultane von Aegypten. Die Reihe der Helden, die für die Rettung des Heiligen Landes kämpften, schloß König Ludwig IX. (s. d.), der Heilige, von Frankreich, welcher den sechsten Kreuzzug unternahm. Unaufgefordert vom Papste, nur seinem eigenen religiösen Bedürfnisse folgend, schiffte er sich Juni 1248 mit 40,000 Streitern nach Cypern ein, von wo aus er durch die Eroberung Aegyptens sich den Weg nach Palästina zu eröffnen beschloß. Auch gelang es ihm, in den Besitz der Küste Aegyptens sich zu setzen und Damiette zu erobern. Als er aber die Eroberung Alexandrias vernachlässigte und weiter in Aegypten vordrang, um Kairos sich zu bemächtigen, erlitt er eine bedeutende Niederlage bei Mansura. Ludwig gerieth sammt seinem Heere in Gefangenschaft und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen (1250). Eine zweite Expedition König Ludwig's IX. gegen Tunis 1270, auf welcher er starb, wird als der siebente Kreuzzug bezeichnet. Unterdeß ging in Palästina eine Stadt nach der andern verloren: Antiochia 1268, Tripolis 1289 und zuletzt, nach heldenmüthiger Gegenwehr, Acre (Akkre oder Ptolemais), 18. Mai 1291. Tyrus capitulirte, und die fränk. Christen räumten das Land. Das eigentliche Ziel dieser zwei Jahrhunderte dauernden mächtigen Unternehmungen, die Eroberung des Heiligen Landes, war demnach nur vorübergehend erreicht; das Land selbst befand sich in unaufhörlicher Anarchie, die Bevölkerung vermehrte sich durch den Auswurf der europ. Gesellschaft, und alle Tapferkeit begeisterter Ritter konnte diesen jämmerlichen Staat nicht lebensfähig machen. In Europa wurden durch die Kreuzpredigt der Fanatismus und Aberglaube gesteigert; am verderblichsten war der Misbrauch dieser Idee zur Bekämpfung der Albigenser, der Stedinger, endlich jedes Widersachers der Päpste. Dagegen hat die Kreuzpredigt die Deutschen Ritter in Preußen mächtig in der Gründung eines neuen Culturstaats unterstützt. Eine engere Verbindung unter den europ. Völkern, die Erhebung des Bürgerstandes durch die Verarmung des Adels, die Ausdehnung des Handelsverkehrs durch die Bekanntschaft mit dem Orient, die Erweiterung des Gesichtskreises und vielerlei neue Kenntnisse sind günstige Folgen der K., welche aber die Nachtheile nicht aufwiegen. Vgl. Wilen, «Geschichte der K.» (7 Bde., Lpz. 1807—32); Michaud, «Histoire des croisades» (6 Bde., Par. 1825—30; neueste Ausg. 1874; deutsch, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32); derselbe, «Bibliothèque des croisades» (4 Bde., Par. 1830); Sybel, «Geschichte des ersten Kreuzzugs» (Lpz. 1841); Kugler, «Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs» (Stuttg. 1866); «Recueil des historiens des croisades» (Par. 1869); Röhricht, «Beiträge zur Geschichte der K.» (Bd. 1, Berl. 1874); Klimke, «Die Quellen zur Geschichte des vierten Kreuzzugs» (Bresl. 1875); Streit, «Beiträge zur Geschichte des vierten Kreuzzugs» (Ankl. 1877).

Kreyßig (Friedr.), namhafter Literarhistoriker, geb. 5. Oct. 1818 auf dem Landgute Gottesgabe bei Mohrungen in Ostpreußen, erhielt seine Erziehung durch seinen Oheim Kawerau, der zu Jenkau bei Danzig die Conradi'sche Erziehungsanstalt (jetzt Realschule) leitete und dann die Direction des Waisenhauses in Königsberg übernahm. Nachdem er 1837 sein Lehrerexamen bestanden, erhielt er eine Anstellung in einem Orte an der russ. Grenze. Michaelis 1838 bezog er die Universität zu Königsberg, um Geschichte und Philologie zu studiren. Nachdem er 1843—45 als Oberlehrer an der Realschule zu Wehlau gewirkt, ging er in derselben Eigenschaft nach Elbing, wo er 1859 Director der Anstalt wurde. Im J. 1869 organisirte er als Director die neugegründete Realschule zu Kassel, folgte aber Ostern 1871 einem Rufe der Polytechnischen Gesellschaft in Frankfurt a. M., welche ihm die Leitung ihrer Schulen übertrug. Seine literarische Thätigkeit eröffnete K. mit «Geschichte der franz. Nationalliteratur» (Berl. 1851; 4. Aufl. 1872); dieser folgten «Justus Möser» (Berl. 1856) und die «Vorlesungen über Shakspeare» (3 Bde., Berl. 1858—60; 3. Aufl., 2 Bde., 1877), «Vorlesungen über Faust» (Berl. 1865), «Studien zur franz. Cultur- und Literaturgeschichte» (Berl. 1865), «Trois siècles de la littérature française» (2. Aufl., Berl. 1876), «Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart» (Berl. 1869), «Shakspeare-Fragen» (Lpz. 1871), «Ueber die franz. Geistesbewegung im 19. Jahrh.» (Berl. 1873), «Ueber Realismus und Realschulwesen» (Berl. 1872), «Unsere Nordostmark. Erinnerungen und Betrachtungen» (Danz. 1872) u. s. w.

Kriebelkrankheit oder Kornstaupe (Ergotismus, weniger richtig Raphania) heißt eine schon öfters beobachtete, in der Regel epidemisch auftretende Krankheit, welche sich durch Unterleibsbeschwerden, Eingenommenheit des Kopfs und weiterhin durch Krämpfe und Lähmungen, namentlich häufig durch Lähmung der Empfindungsnerven sowie durch Kriebeln, d. h. durch das

Digitized by Google

Gefühl von Ameisenlaufen, wie es beim sog. Einschlafen der Glieder stattfindet, ausspricht. Man unterscheidet die krampfhafte Form, die convulsive oder eigentliche K. (Ergotismus spasmodicus) und die mit Brand der Gliedmaßen endende K. (Mutterkornbrand, Brandseuche, Antoniusfeuer, Ergotismus gangraenosus). Die Krankheit verläuft schneller oder langsamer und führt öfters zum Tode. Auch hat sie Blödsinn, Epilepsie, Blindheit und Taubheit zur Folge. Die Ursache derselben ist der Genuß von Brot, welches aus unreinem, mit viel Mutterkorn (s. d.) vermischtem Getreide gebacken ist, daher die Epidemie gewöhnlich nach Zeiten und in Landstrichen auftritt, in denen durch widrige Naturereignisse Miswachs hervorgebracht worden. Der Name Ergotismus stammt von dem franz. Namen des Mutterkorns (Ergot); Raphania nannte man die Krankheit, weil man fälschlich glaubte, daß dieselbe durch eine Vermischung des Getreides mit dem Samen des Hederichs (Raphanus Raphanistrum) erzeugt würde. Bezüglich der Behandlung ist vor allem der fernere Genuß des verdorbenen Brotes zu verhüten und das noch im Darmkanal befindliche Gift durch Brechmittel und Abführmittel zu entfernen; daneben erweisen sich gute kräftige Nahrung, Reizmittel und warme Bäder nützlich. Vgl. Heusinger, «Studien über den Ergotismus» (Marburg 1856).

Krieg ist der gewaltsame Kampf zwischen Völkern und Staaten, auch zwischen feindlichen Parteien in demselben Staate. Er entsteht, wenn die Anerkennung des gegenseitigen Rechtszustandes (der Friede) gestört und durch Unterhandlungen nicht wieder herzustellen ist. K. und Kampf sind fast so alt als das Menschengeschlecht und werden wol nur mit diesem verschwinden. Zwar sollte mit der zunehmenden Humanität und Civilisation und dem Aufschwunge aller Interessen der Völkerwohlfahrt der K. seltener werden, da derselbe diese Wohlfahrt auf das tiefste erschüttert und namenloses Elend mit sich bringt, auch die Staatsopfer, die er kostet, selbst beim entscheidendsten Siege schwer zu ersetzen sind. Doch treten im Staatsleben immer wieder Verwickelungen ein, deren Lösung nur durch die Waffen bewirkt werden kann. So anerkennenswerth daher die Bestrebungen der Gesellschaft der Friedensfreunde (s. Friede) in England ihrer reinen Idee nach sind, werden diese doch an der Unvollkommenheit menschlicher Zustände scheitern, für welche der K., wie ein erschütterndes und klärendes Gewitter, oft sogar bessernd und heilsam wird. Nur sollte er nie um kleinliche politische oder dynastische, sondern einzig für große und gerechte nationale Interessen geführt werden. Nach ihren Ursachen und Zwecken gibt es Staaten- und innere (Bürger-) K., Cabinets- und Volkskriege, Eroberungs- und Vertheidigungskriege, Verfassungs-, Unabhängigkeits-, Religionskriege u. s. w. Der Führung nach unterscheidet man Offensiv- und Defensivkriege, Land- und Seekriege, im Landkriege den Feld- und Festungskrieg. Das Recht der Kriegserklärung hat überall das Staatsoberhaupt, in monarchischen Staaten davon Kriegsherr genannt. Ihm liegt es ob, zur Vertheidigung des Vaterlandes eine Kriegsmacht zu schaffen. Diese umfaßt das Kriegsheer (s. Heer), die Kriegsflotte (bei Staaten am Meere) und alles, was aus den vorhandenen Hülfsquellen an Geld, Producten, Arbeitskräften u. s. w. für den K. verwendet oder aus ihnen geschaffen wird, z. B. Festungen, Vorräthe, technische Anstalten, Pferdedepôts u. s. w. Bei drohender Kriegsgefahr wird für eintretende Fälle der Kriegsplan entworfen, oft schon ehe die Kriegsbereitschaft des Heers befohlen wird. Der Kriegsplan wurde früher oft von einem Kriegsrath von Generalen entworfen und zum Theil in allen Details bis zur Erreichung des Kriegszwecks ausgearbeitet. Jetzt wird er meist von dem Oberbefehlshaber oder dem Chef des Generalstabes der Armee entworfen und nur für die Zeit bis zum ersten Zusammenstoß mit dem Gegner in großen Zügen festgesetzt, da die weitern Maßnahmen wesentlich von dem Ausgange desselben bedingt werden. Ob der Kriegszweck durch Angriff (s. Offensive) oder Vertheidigung (s. Defensive) am besten zu erreichen ist, hängt von den Verhältnissen der kriegführenden Mächte, auch von der Politik ab. Im allgemeinen ist es vortheilhaft, den Kriegsschauplatz (das Kriegstheater) in Feindesland zu verlegen, auch deshalb, weil dann die Erhaltung des Heers theilweise aus den Hülfsquellen des Gegners bewirkt werden kann. Ein kräftiges Vorgehen stärkt das moralische Element, diesen mächtigsten Hebel großer Erfolge, und gewinnt die öffentliche Meinung.

Das Kriegsprincip hat oft gewechselt. Eine Zeit lang herrschte das Ermüdungsprincip vor, welches den K. in die Länge zog; alle großen Feldherren haben aber das Vernichtungsprincip durch entscheidende Schläge als das richtigste erkannt, weil es am schnellsten zum Ziele führt. Durch Napoleon ist es zur vollsten Geltung gekommen. Es kann sogar das humanste genannt werden, weil bei kurzer Dauer des K. Landverwüstung und Menschenverlust geringer wird. Für den Beginn der Kriegshandlungen (Operationen) concentrirt sich das Heer an den Punkten, von wo dieselben beginnen sollen. Der Ausbruch der Feindseligkeiten bezeichnet

Digitized by Google

den Anfang des K., welcher dann mit wechselnden Operationen, Gefechten und Schlachten geführt wird, bis eine letzte Entscheidungsschlacht (z. B. 1815) oder die Politik (z. B. 1856 und 1859) die Beendigung des K. und den Frieden herbeiführt. Der **Kriegszweck** reicht gewöhnlich über die Kriegsursache hinaus und wird durch die Politik bestimmt. Er kann erreicht werden entweder durch völlige Besiegung des Feindes oder durch Vermittelung und Vergleich der Kriegsparteien. Die **Kriegführung** vom rein militärischen Standpunkte ist auf Brechung des feindlichen Widerstandes gerichtet. Der K. ist bedingt durch viele schwer zu überschauende, noch schwerer, ja oft unmöglich zu beherrschende Verhältnisse und Einflüsse, z. B. des Kriegsschauplatzes, der eigenen und feindlichen Streitkraft, des Raumes, der Zeit, der Persönlichkeiten, des moralischen Elements, der Unsicherheit aller Nachrichten, des Zufalls u. s. w. Daher ist die Kriegführung eine Kunst geworden, für welche sich keine für alle Fälle geltenden Regeln, sondern nur allgemeine, auf die jenen Einflüssen nicht unterworfene Seite des K. begründete Grundlehren geben lassen. Denn allerdings hat der K. nach seiner, den festen Gesetzen irdischer Verhältnisse folgenden Natur auch eine unwandelbare Seite. Die **Kriegskunst** soll, auf diese gestützt, den wechselnden Verhältnissen Rechnung tragend, den Kriegszweck so vollständig als möglich mit den geringsten Opfern erreichen. Nach der Ausführung und Bedeutung der Kriegshandlungen hat man noch den **Großen** K., wo der Kampf der Heere die Entscheidung herbeiführt, von dem **Kleinen** K. unterschieden, welcher durch zerstreute Angriffe von **Parteigängern** (Freischaren) dem Gegner Abbruch thut und dem eigenen Heere Sicherheit und Vortheile gewährt. Allgemeine Volksaufgebote kommen nur in Fällen äußerster Noth als Landsturm (s. d.) oder als Levée en masse (s. **Aufgebot**) vor.

Im Verhalten der Kriegführenden gegeneinander hat sich im Laufe der Zeit theils herkömmlich, theils völkerrechtlich ein gewisser **Kriegsgebrauch** für bestimmte Fälle festgestellt, z. B. gegen die Einwohner des besetzten Landes, gegen Kriegsgefangene (s. d.), Parlamentäre, bei Waffenstillständen, Capitulationen von Truppen oder Festungen, ob die Besatzung mit **Kriegsehren**, d. h. mit Waffen, Fahnen und klingendem Spiel auszieht oder nicht. Manche Heere haben auch für sich gewisse eigenthümliche Kriegsgebräuche; dazu gehörte im Mittelalter das unmittelbar vor dem Kampfe kniend abgehaltene Schlachtgebet der Schweizer und deutschen Landsknechte. Das **Kriegsgeschrei**, nicht mit dem Feldgeschrei (s. d.) zu verwechseln, ist der Schlachtruf beim Angriff, der im Mittelalter theils national, wie das San-Jago! der Spanier, Saint-George! der Engländer, Montjoie Saint-Denis! der Franzosen, theils Geschlechtsruf, z. B. Hie Welf! Hie Waibling! war und auch jetzt noch verschieden ist. Die Truppen des franz. Kaiserreichs gingen mit Vive l'Empereur! vor; das russ. Hurrah! ist in den meisten Armeen eingeführt worden. **Kriegslasten** sind die Leistungen, welche dem Lande im K. zufallen: erhöhte Steuern, Einquartierung, Lieferungen aller Art, verstärkte Aushebung u. s. w. Die **Kriegskosten** ergeben sich aus den Mehrausgaben, welche der Staat zu seinem gewöhnlichen Militärbudget geleistet hat. Unter **Kriegsschaden** versteht man den Verlust und Nachtheil, den ein K. dem Staat und Volke gebracht hat. Er entzieht sich aller Berechnung, ist meist sehr bedeutend und steigt mit den Dimensionen des K. und dem in neuester Zeit kolossalen Aufwande von Kriegsmitteln ins Unermeßliche. Die Wunden, welche ein K. dem Nationalvermögen, dem Handel und der Industrie wie den einzelnen Familien schlägt, bedürfen daher langer Zeit zur Heilung. Eine richtige **Kriegspolitik** wird im Frieden für den K. alles vorbereiten, ohne Knauserei, aber mit voller Wahrung der Nationalinteressen; sie wird den K. so lange als möglich vermeiden, wenn er aber nothwendig ist, mit höchster Energie führen, damit er von kurzer Dauer sei und seinen Zweck vollständig erreiche. Die Kriegskunst hat sich aus schwachen Anfängen im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse nationaler und polit. Verhältnisse, neuer Kriegsmittel und Waffen, auch des Zeitgeistes, der Wissenschaft und vorherrschender Ideen allmählich bis zum Standpunkte der Gegenwart entwickelt, welcher durch technische Erfindungen (gezogene Feuerwaffen, Eisenbahnen, Telegraphen) unterstützt wird. Den Gang dieser Entwickelung stellt die **Geschichte der Kriegskunst** dar. Schon im Alterthum ist aber auch die Kriegskunst theoretisch behandelt und dadurch die **Kriegswissenschaft** begründet worden. Diese hat sich mit der weitern Ausbildung der Kriegführung und der Kriegsmittel in mehrere Zweige getheilt, deren wichtigste die Organisationslehre, Waffenlehre, Befestigungslehre, Taktik und Strategie sind. Zu den eigentlichen Kriegswissenschaften sind noch viele militärische Hülfswissenschaften gekommen: Terrainlehre, Geodäsie, Militärgeographie u. s. w. Wichtig und lehrreich durch die Erfahrungen früherer K. für die gegenwärtigen und künftigen ist vor allem die **Kriegsgeschichte**. Diese schildert den Anfang, Verlauf und Zusammenhang

der Kriegsbegebenheiten, stellt zweifelhafte Thatsachen durch unparteiischen Vergleich der Quellen fest und unterwirft die Operationen und Schlachten sowie die ganze Kriegführung einer gewissenhaften Kritik. Die Kriegswissenschaften sind von den Militärschriftstellern sehr verschieden klassificirt worden, allgemein gültig bisjetzt von keinem. Unter den Werken über die Theorie des K. sind die von Erzherzog Karl, Jomini, Clausewitz, Valentini, Willisen und neuerdings die Schriften von W. Rüstow und Marselli hervorzuheben.

Kriegsbereitschaft, s. Mobilisirung.

Kriegsgefangene heißen die feindlichen Krieger oder andere Angehörige des feindlichen Heers, welche jeden Widerstand aufgegeben haben und in die persönliche Gewalt des Siegers gerathen sind. Im Alterthum wurden die K. zu Sklaven gemacht. Im Mittelalter wurden sie strenge behandelt und nur gegen schweres Lösegeld freigegeben. Oefter fanden es beide Heere in ihrem Interesse, die K. wechselseitig auszutauschen, wobei die verschiedenen Grade, von dem Höchstcommandirenden abwärts bis zu den gemeinen Soldaten, je nach ihrem Range verschieden gewerthet werden. Die Tödtung der K., die sich ergeben, ist nach heutigem Völkerrecht nicht mehr gestattet. Die K. dürfen auch nicht mehr als Strafgefangene behandelt werden. Sie sind nur Sicherheitsgefangene. Der Zweck der Kriegsgefangenschaft ist nur, die militärische Macht des Feindes dadurch zu schwächen, daß die K. nicht mehr auf Seite des Feindes kämpfen. Dieselben dürfen wol zu Arbeiten angestellt werden, welche der Soldatenehre keinen Abbruch thun, damit die Kosten ihres Unterhalts ersetzt werden. Oft werden Offiziere auf Ehrenwort entlassen, dürfen dann aber, so lange der Krieg dauert, nicht mehr an demselben sich betheiligen. Thun sie es dennoch und werden sie wieder K., so können sie sogar mit dem Tode bestraft werden. Wird der Friede geschlossen, so hört die Kriegsgefangenschaft auf.

Kriegsmaschinen der Alten, von den Griechen, Macedoniern und Römern erfunden oder vervollkommnet, zum Theil auch im Mittelalter gebräuchlich, dienten als Deckungs- oder als Zerstörungsmittel beim Angriffe fester Plätze, sowie zum Schleudern von Geschossen. Zu den Deckungsmitteln gehörten die offenen Schirme (plutei) aus leichtem Holz, mit Blech oder Fellen überzogen, gewöhnlich auf Blockrädern beweglich, zur Sicherung der Schützen beim Angriff bestimmt, und die Sturmdächer (vineae), niedere, ebenfalls bedeckte Lauben, welche die mit Untergrabung der Mauern oder Ausfüllung der Gräben beschäftigten Mannschaften gegen herabgeworfene Steine und Feuertöpfe schützten. Ein Sturmdach auf Rädern hieß Schildkröte (testudo oder auch musculus). Zerstörungsmittel waren: der Mauerbohrer (terebra), ein etwa 15 Ctmt. starker Baum, vorn mit einem scharfen Spitzbohrer, der durch ein umgewickeltes Seil in einer Rinne umgedreht und zugleich vorwärts geschoben wurde, um die Fugen fester Mauern zu öffnen und die Steine locker zu machen; der Mauerbrecher oder Widder (aries), auch Sturmbock, ein 20 Mt. langer Baumstamm mit einem starken Metallknopfe, gewöhnlich unter einem Sturmdache aufgehangen, der von 20—50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Mauer gestoßen ward, um sie niederzustürzen. Er hing nicht selten auch im untern Stockwerk eines Wandelthurms (turris), der, mit Soldaten besetzt, auf Walzen an die Mauer gebracht wurde, zu welcher jene dann mittels einer Fallbrücke (exostra) übergingen. Es gab Wandelthürme, oft über 30 Mt. hoch, 5—15 Mt. ins Gevierte, aus mehrern Stockwerken bestehend, aus deren obern die Krieger durch Pfeilschüsse die Belagerten von der Mauer zu treiben suchten, während aus einem der mittlern Stockwerke die Fallbrücke niedergelassen wurde, nachdem ein Theil der Mauer durch den Sturmbock eingestürzt worden war. Der Sturmhaken (harpago) oder die Teufelskralle diente zum Einreißen der Zinnen und Blendwerke der Belagerten; die letztern benutzten den Haken auch, sowie eine an Ketten hängende Zange (corvus), um das Sturmzeug zu packen und unwirksam zu machen. Der Hebekasten (tolleno), mit 12—20 Kriegern besetzt, wurde mittels eines Krahns auf die Mauer gebracht; die Sturmbrücke (sambuca), eine Art fliegender Brücke mit einer 20 Mt. hohen Leiter zwischen einem galgenförmigen Gerüste, diente dazu, um über einen Wassergraben an und auf die Mauer zu kommen. Die zweite Hauptgattung der K., die Schieß- und Wurfmaschinen, waren vornehmlich die Katapulten (s. d.) und Ballisten (s. d). Besonders erfindungsreich für K. war bei der Vertheidigung von Syrakus, 214—212 v. Chr., der berühmte Archimedes. Ueber K. haben bei den Alten zuerst Heron und Biton geschrieben; unter Augustus hatte Vitruv die Aufsicht über die K. Von den Neuern stellte namentlich Just. Lipsius sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand an, den auch Kaiser Napoleon III. gründlich untersuchen ließ.

Kriegsrecht im engern Sinne bezeichnet im allgemeinen die dem Militär als besonderer Gerichtsstand eigene Gesetzgebung, gegründet auf bestimmte Kriegsgesetze. Diese umfassen

Digitized by Google

alle Vorschriften zur Aufrechthaltung der Ordnung, Disciplin und Subordination beim Militär, sowie die Strafen, welche der Uebertretung der Gesetze folgen. Die ältern Kriegsgesetze waren in sog. Artikelsbriefe zusammengefaßt. Solche gibt es unter anderm von Karl dem Kühnen von Burgund, Kaiser Maximilian I. und II., Gustav Adolf von Schweden. Auch Wallenstein's 1617 gegebenes Reiterrecht gehört hierher, ist aber nicht von diesem, sondern schon 1570 von Lazarus von Schwendi verfaßt. Gegenwärtig heißen sie Kriegsartikel und beziehen sich auf das Verhalten des Soldaten im Kriege wie im Frieden. Das K. hat sich bei den verschiedenen Heeren mannichfaltig gestaltet. Im Alterthum war es besonders bei den Römern sehr streng; es gab außer der Todesstrafe durch Enthauptung oder Kreuzigen das Decimiren (s. d.), Ehrenstrafen und körperliche Züchtigung. Während des Mittelalters wurden erst von den deutschen Kaisern wieder Kriegsgesetze erlassen. Das K. der neuern Zeit ist im 16. und 17. Jahrh. entstanden und mit zunehmender Civilisation immer humaner geworden. Noch im 18. Jahrh. waren die Strafen sehr grausam. Schläge mit Stöcken oder mit der Klinge (Fuchtel), bei der Cavalerie mit den Steigriemen, auf Schiffen mit einem Stück Tau, wurden auch ohne gerichtliches Verfahren angewendet; das Spießruthenlaufen (s. d.) war noch üblich bis in das 19. Jahrh. hinein. Jetzt sind körperliche Züchtigungen fast überall abgeschafft; man sucht mehr durch Erweckung des Ehrgefühls als durch Strafen zu wirken. Diese zerfallen im neuern K. in Disciplinar- und gerichtlich zu verhängende Strafen. Erstere werden von dem Vorgesetzten nach der mit ihrer Function verknüpften Disciplinarstrafgewalt verhängt. Der Militärgerichtsbarkeit sind alle activen und inactiven Offiziere, alle Soldaten und Militärbeamten unterworfen. Man unterscheidet eine höhere und niedere Gerichtsbarkeit, theils nach dem Range des Beschuldigten, theils nach seinem Vergehen oder Verbrechen. Letztere werden als militärische oder nichtmilitärische (gemeine) Verbrechen bezeichnet, die Strafen in militärische oder bürgerliche getrennt. Bürgerliche Strafen werden für gemeine Verbrechen oder Uebertretung polizeilicher Vorschriften nach den allgemeinen Landesgesetzen ausgesprochen, sie müssen aber gegen Soldaten in militärische Strafen verwandelt (z. B. Geldstrafe in Arreststrafe) oder der Soldat erst aus dem Militärstande entfernt werden. Ihrem Wesen nach zerfallen die militärischen Strafen in Todes-, Freiheits-, Ehren- und kleinere Disciplinarstrafen, wie Strafwachen, Strafarbeit u. s. w. Die militärische Todesstrafe ist das Erschießen. Die Freiheitsstrafen werden in den Heeren verschieden abgebüßt, in einigen auch auf mancherlei Weise verschärft, z. B. durch finstere Arrestlocale, Entziehung warmer Speisen, Schließung in Eisen u. s. w. Körperliche Züchtigung ist auf wenige Fälle beschränkt und darf z. B. in der preuß. Armee nur gegen Individuen angewendet werden, die wegen eines Verbrechens in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt sind. Das Gerichtsverfahren ist in den Heeren verschieden. Wenn der Gerichtsherr von einem Verbrechen im Bereich seiner Gerichtsbarkeit Kenntniß erhält, so ordnet er zuerst die Untersuchung durch ein Untersuchungsgericht an. Dann wird auf Grund derselben ein Kriegsgericht vorschriftsmäßig besetzt, welches nach Verlesung der Acten und klassenweiser Abstimmung der Richter den Spruch fällt. In einigen Armeen wird das Gericht bei einem Act höherer Gerichtsbarkeit vorzugsweise Kriegsgericht, für die niedere aber Standgericht genannt. Der Spruch wird nach dem Strafmaß entweder von dem Gerichtsherrn oder einer höhern Instanz, bei Todesstrafe nur vom Landesherrn bestätigt. Das frühere Jus gladii der Regimentsinhaber ist abgeschafft und wird nur in besondern Kriegsfällen den Armeecommandanten verliehen. Diese erhalten im Kriege oder bei drohenden innern Gefahren auch das Recht, über einzelne Städte, namentlich Festungen, oder ganze Provinzen das Standrecht (den Belagerungszustand, s. d.) zu verhängen und dadurch auch die bürgerliche Bevölkerung dem K. zu unterwerfen. Der oberste Gerichtshof für das Heer, zugleich Instanz für streitige Fälle und begutachtende Behörde in kriegsrechtlichen Fragen, heißt Generalauditoriat. Im weitern Sinne bedeutet K. das Kriegsvölkerrecht, d. h. die Gesammtheit der Rechte und Pflichten, welche das heutige, humaner gewordene Völkerrecht den kriegführenden Staaten im Verhältniß zueinander und zu den feindlichen Heeren und den friedlichen Bewohnern des eingenommenen Landes anerkennt. Seit den ersten wissenschaftlichen Arbeiten über Kriegsvölkerrecht von Albericus Gencilio (16. Jahrh.) und Hugo Grotius (17. Jahrh.) ist dasselbe durch einen bessern Kriegsgebrauch, durch Verträge unter den civilisirten Staaten und durch die Wissenschaft sehr viel milder geworden. Am wichtigsten sind die nordamerik. Kriegsartikel von 1861, die Genfer Convention von 1864 und 1868 und die Erklärung der Brüsseler Conferenz von 1874. Vgl. Bluntschli, «Das moderne Völkerrecht» (2. Aufl., Nördl. 1872).

Kriegsschiff, s. Marine.

Digitized by Google

Kriegsschulen, s. Militär.

Kriemhild, entstellt aus der ältern deutschen Form Grimhilt (aus grima, Maske, Helm, und hiltja, Kampf, also: die Kämpferin mit dem Helme, ein im deutschen Alterthum nicht seltener Name), heißt die hervorragendste Frauengestalt der deutschen Heldensage, insbesondere des Nibelungenliedes (s. d.). Sie war die Schwester des Burgunderkönigs Gunther zu Worms, der sie dem Siegfried zur Gemahlin gab. Nachdem Siegfried von Hagen ermordet worden, lebte sie als Witwe wiederum am Hofe ihres Bruders, bis sie sich mit Etzel vermählte und mit diesem nach Ungarn zog. Nach einer Reihe von Jahren lud sie ihre Verwandten aus Burgund mit deren Dienstmannen an den Hof ihres zweiten Gemahls, wo sie zur Rache für Siegfried's Ermordung ein furchtbares Blutbad unter denselben anrichten ließ. K. selbst erschlug mit Siegfried's Schwert den Mörder ihres ehemaligen Gatten. Doch erhielt sie ebenfalls den Tod durch die Hand des alten Hildebrand, eines der Dienstmannen des Dietrich von Bern.

Krim oder **Krym** heißt eine Halbinsel Südrußlands, die den wichtigsten Theil des Gouvernements Taurien (s. d.) bildet und auch als Halbinsel Taurien bezeichnet wird. Die K. hängt nur durch die sehr schmale Landenge von Perekop zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meere, welche beiden Meere durch die Straße von Kertsch in Verbindung stehen, mit dem übrigen Festlande zusammen. Bei einem Areal von 25,726,7 QKilom. beträgt ihre Küstenlänge 1050 Kilom., sodaß die K. noch die griech. Halbinsel Morea an Küstenentwickelung übertrifft. An der Meerenge von Kertsch, gegenüber den äußersten Vorhöhen des Kaukasus, erhebt sich das Taurische Bergland, welches unter dem uneigentlichen Namen Jailá, d. h. Alpengebirge, steil aus dem Meere aufsteigt, die ganze Südküste umwallt und sich nordwärts in mehrern reichbewaldeten und durch anmuthige Thäler getrennten Parallelketten verbreitet, bis es sich mit sanften Vorhöhen in den einförmigen Steppenflächen verliert, welche den bei weitem größten Theil der Halbinsel einnehmen. Die südlichste Kette ist die höchste und hat ihren Culminationspunkt in dem 1523 Mt. hohen Tschadyrdagh, d. h. der Zeltberg (Mons Trapezus der Alten), welcher als ein riesiger Tafelberg das Ganze beherrscht und viele große und tiefe Höhlen bildet, deren einige das ganze Jahr hindurch mit Eis gefüllt sind. Nur dieser gebirgige Süden ist es, welchem die K. den Ruf eines der schönsten und pittoreskesten Länder der Erde verdankt. Die Thäler ziehen sich theils als enge Felsengassen aufwärts, theils weiten sie sich zu Thalmulden aus und runden sich zu Thalkesseln ab, sind von kleinen Flüssen und Bächen durchkreuzt, überaus fruchtbar, vortrefflich angebaut und erfreuen sich, wie der ganze Süden, des herrlichsten Klimas und der schönsten subtropischen Vegetation. Reichlichen Ertrag gibt die Bestellung der Aecker an Getreide, Hirse und Taback, sowie die Cultur der Weinreben, die namentlich bei Sudak und Koos vortrefflichen Wein, überall die köstlichsten Tafeltrauben liefern. In den Gärten zieht man Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Melonen, Arbusen, die feinsten Gemüse, Feigen, Mandeln, Granaten und selbst Orangen, die Blumen aller Zonen, Myrten und Cypressen, wie man sie selbst in Andalusien nicht findet. Nuß- und Maulbeerbäume sind sehr gewöhnlich. Neben diesem Acker-, Garten-, Wein- und Obstbau, verbunden mit dem reichlichen Gewinn von Honig, Wachs und Seide, ist auch die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich, und namentlich verdienen die sehr beliebten krausen Lämmerfelle von glänzend grauer und schwarzer Farbe Erwähnung, welche unter dem Namen der Merluschki oder krimschen Baranken im Handel bekannt sind. Im Gegensatze zu der an Producten und Naturschönheiten, an Städten, Häfen und Schlössern so reichen Berggegend bildet der nördl. Theil der K. eine öde und traurige Steppenlandschaft, eine Fortsetzung der Nogaischen Steppe, wasser- und holzarm, größtentheils mit magerm, zum Ackerbaue untauglichem Boden, dessen zahlreiche Salzgründe und Salzseen andeuten, daß das Meer in alter Zeit einen großen Theil der Halbinsel bedeckt hat, und die durch ihre Ausdünstung die Luft verderben. Letzteres gilt namentlich auch von dem sog. Faulen Meere oder Siwasch, einem Theile des Asowschen Meers. Die Hauptstadt der K. ist Simferopol. Außerdem sind zu bemerken: Sewastopol, Baktschisarai und die Häfen Eupatoria, Balaklawa, Jalta, Sudak, Feodosia oder Kaffa und Kertsch mit der Festung Jenikalé, der 4 Kilom. von Jalta entfernte herrliche Landsitz der Kaiserin Livadia, Nikita mit einem prächtigen kaiserl. Garten, wo das Pflanzenreich in seiner ganzen Fülle und Schönheit prangt, mit einem dem Andenken Linné's geweihten Tempel und einer herrlichen Aussicht; das tatar. Felsendorf Alupka; der Landsitz Orianda, einst der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander I., jetzt dem Großfürsten Konstantin gehörig, mit herrlichem Park und einem in phantastisch-morgenländ. Stile erbauten Lustschlosse. Die ältesten Bewohner der K. waren die Taurier. Im 6. Jahrh. v. Chr. siedelten die Griechen Colonien auf der Südküste an (in

Digitized by Google

Pantikapäum und Theodosia). Das von Pharnaces gebildete Bosporanische Königreich stand unter röm. Oberhoheit und kam bei der Theilung des Römischen Reichs zum oström. Kaiserreich. Später wurde Taurien von den Polowzern besetzt, im 13. Jahrh. aber von den Tataren erobert. Um dieselbe Zeit gründeten hier die Venetianer und Genuesen viele Handelsniederlassungen, deren Mittelpunkt Kaffa war. Mohammed II. ernannte 1475 den Tataren Menglei-Gherai zum Khan der K. unter Oberherrschaft der Pforte. Im J. 1783 wurde die K. vollständig den Russen unterworfen und 1784 daraus das Taurische Gebiet gebildet, das 1802 in das Taurische Gouvernement umgewandelt wurde. Vgl. Remy, «Die K. in ethnogr., landwirthschaftlicher und hygieinischer Beziehung» (Lpz. 1872); Telfer, «The Crimea and Transcaucasia» (2 Bde., Lond. 1876). Ueber den sog. Krimkrieg s. Orientkrieg.

Kriml, Bergdorf im Bezirksamt Zell am See des österr. Herzogthums Salzburg, liegt 1040 Mt. über dem Meere, im Thale der Krimler Ache, im Ober-Pinzgau, zählt 318 E. und ist berühmt wegen der prachtvollen Wasserfälle, welche der Fluß 2 Kilom. südlich vom Dorfe bildet. Die Krimler Ache, der Abfluß der Krimler Tauerngletscher, stürzt hier in drei mächtigen Fällen, von denen der oberste, 220 Mt. hoch, der großartigste ist, von der obern Thalstufe zu der 600 Mt. tiefer gelegenen untern herab. Die Höhe und Gewalt des Sturzes, die Wassermasse und die wilde Umgebung von Fels und Wald machen diese Fälle zu den schönsten der Ostalpen. Mit dem Dorfe Wald an der Hauptstraße, welche aus dem Pinzgau über die Hohe Gerlos (1437 Mt.) ins Zillerthal führt, ist K. durch einen 7 Kilom. langen Fahrweg verbunden. Thalaufwärts führt durch das einsame, vom Dreiherrenspitz und Großvenediger überragte Hochthal der Krimler Ache ein rauher Saumweg zur Höhe der Krimler Tauern (2765 Mt.) und hinab in das tirol. Ahrenthal.

Krippen oder Säuglingsbewahranstalten (franz. Crêches), so genannt zum Andenken an die K., in welcher das Christuskind schlief, nennt man die Anstalten, welche für die Säuglinge und kleinern Kinder der arbeitenden Klasse (bis zum zweiten Lebensjahre) bestimmt sind, um diesen für die Zeit, wo die Mütter das tägliche Brot erwerben müssen, ein gesundes Unterkommen und mütterliche Pflege zu verschaffen. Die erste Anstalt dieser Art rief Marbeau, Mitglied eines Comité für Kinderbewahranstalten, in Paris 1844 ins Leben. Schon 1851 befanden sich im Depart. Seine 24 K., von denen allein auf Paris 18 kamen; diese hatten bis dahin den davon Gebrauch machenden Aeltern 800,000 Arbeitstage eingebracht, ungerechnet die Schulversäumnisse, welche dadurch den ältern, zur Kinderpflege so oft verwendeten Geschwistern erspart wurden. Bald folgten andere Städte dem Beispiele von Paris, zumal da die franz. Regierung und einzelne Gemeinden Einrichtungen dieser Art bedeutend unterstützten. In Deutschland war es Wien, welches 1849 zuerst die berühmt gewordene K. zu Breitenfeld ins Leben rief, der bald andere nachfolgten. In Dresden wurde 1851 eine K. in Verbindung mit einer Bewahranstalt eröffnet. Gegenwärtig haben fast die meisten großen Städte Säuglingsbewahranstalten aufzuweisen. Gewöhnlich sind wohlthätige Vereine die Stifter und hochgestellte Personen die Beschützer dieser Institute, deren Einrichtung fast überall dieselbe ist. Die Anstalt bleibt nur des Sonntags geschlossen. Am Morgen jeden Wochentags übergibt die Mutter ihr Kind der Anstalt und holt es abends wieder ab. Dafür hat sie entweder gar keine Entschädigung zu leisten oder höchstens einen kleinen Beitrag, in Paris täglich 6—12 Sous, in London 3 Pence, in Dresden 10 Pfennige, in Wien 3 Kr. Das Kind wird in der Anstalt gepflegt, beschäftigt, beköstigt, gebadet, oft auch sogar besonders gekleidet. Kranke Kinder bleiben natürlich ausgeschlossen. Es ist einleuchtend, daß durch die K. nicht nur der arbeitsamen und wirklich unterstützungswürdigen Volksklasse eine sehr große Erleichterung, Zeit- und Gelderspariß bereitet wird, sondern es werden auch die Kinder selbst vor Verwahrlosung, Unreinlichkeit und Verkrüppelung, Unglücksfällen aller Art, die ihnen in den Händen unverständiger Pfleger zustoßen können, am sichersten bewahrt. Vgl. außer den franz. Schriften von Marbeau und d'Escodea: Helm, «Einige Worte über K.» (Wien 1851); derselbe, «Die K. in Breitenfeld zu Wien» (Lpz. 1851); John de Liefde, «Six months among the charities of Europe» (1865).

Krischna, der Schwarze, eine der Verkörperungen Vischnu's (s. Indische Religion), in welcher er die Nymphe Râdhâ liebt und den Drachen Kâlija tödtet. K. ist eine der populärsten Göttergestalten des modernen Indien; besonders seine Liebesspiele mit den Gopî, Hirtinnen, mit denen er als Govinda sich ergötzt, sind ein beliebter Gegenstand dichterischer Darstellung. E. Senart hat dieselben neuerdings in der «Legende du Buddha» (Par. 1875) auf das Spiel des Blitz- und Regengottes mit den Wolken gedeutet und auf die analogen vedischen Vorstellungen von den Wolken als Kühen zurückgeführt. Dem steht indeß freilich entgegen, daß

Digitized by Google

gerade diese Phase des Krischnadienstes eine erst secundäre Stufe desselben repräsentirt. Im Mahâ-Bhârata erscheint K. als halbgöttlich verehrter Held und Weiser, und zwar in specieller Beziehung zu Ardschuna (der Weiße), einem der fünf Pânduſöhne, der seinerseits wieder mit Indra innig verbunden ist, der im Rig-Veda von seinem Kampfe um die Kühe, d. i. um das befruchtende Naß des Himmels, den Namen Govid führt. Auch sonst sind allerlei directe Beziehungen zwischen Indra und K. vorhanden. Der eigentliche Kern der Sagen von K. aber, aus welchem heraus sich die Persönlichkeit desselben allmählich entwickelt hat, ist noch dunkel. Die bereits bestehende göttliche oder doch halbgöttliche Verehrung desselben zu der Zeit, wo die Inder mit dem Christenthum, sei es in dessen eigenen Sitzen (Alexandrien, Persien), sei es durch christl. Sendboten, bekannt wurden, hat auf Grund der Namensähnlichkeit (K. und Christus) zu der Uebertragung christl. Legenden auf K. geführt, wie sich dies besonders klar bei der Feier seines Geburtsfestes zeigt, wo er als Säugling an der Brust seiner Mutter Devaki anzubeten ist, die in einem Kuhstall auf einem Ruhebett ruht, umgeben von Hirten und Hirtinnen, denen sich auch «Ochs und Esel» anschließen, wie denn auch der «Stern» dabei zu verehren ist. Diese Nativitätsdarstellung im Ritual des Festes steht in Widerspruch zu den Angaben der Legende, wonach K.'s Geburt im Gefängniß stattfand, aus dem er durch übernatürliche Hülfe gerettet ward, macht somit den Eindruck, als ob sie aus der Fremde eingeführt sei. Mit ihr fanden dann auch noch sonstige Legenden, besonders aus der Kindheit Christi, aber auch solche, die sich auf seine wunderthätige Wirksamkeit beziehen, Aufnahme, wie ja denn überhaupt die spätere monotheistische Richtung der ind. Sekten, welche einen bestimmten persönlichen Gott verehren, um seine Gnade flehen und an ihn glauben, durch das Bekanntwerden der Inder mit den entsprechenden Lehren des Christenthums vermittelt erscheint. Die Einheit K.'s mit dem höchsten Gott hat ihren solennen Ausdruck in der Bhagavadgîtâ, einer Episode des großen Epos Mahâ-Bhârata, gefunden, deren vermuthliche Abfassungszeit den Gedanken an christl. Einflüsse, welche Lorinser neuerdings darin zu finden geglaubt hat (in seiner Uebersetzung derselben, Bresl. 1869), wenigstens nicht von vornherein ausschließt. Unter den zahlreichen Namen K.'s treten außer Govinda noch Vâsudeva (Patronymicum), Kesava, Hari, Dschanârdana besonders hervor. Vgl. Weber, «Ueber die Krishnajanmâshtamî [K.'s Geburtsfest]» (Berl. 1869).

Krisis (griech., Entscheidung) nannte man früher ganz im allgemeinen die rasche Wendung, welche eine Krankheit zum Bessern (oder auch Schlechtern) nimmt; wenn nach großer Aufregung, großer Hitze und andern bedrohlichen und erschreckenden Erscheinungen der Kranke schnell ruhig geworden, zum Bewußtsein gekommen war, die Hitze nachgelassen hatte, so sagte man, die K. sei eingetreten. War um diese Zeit Schlaf, heftiger Schweiß eingetreten, hatten die Ausleerungen (der Harn) eine andere Beschaffenheit als sonst, so betrachtete man diese Erscheinungen gleichfalls als kritisch. Jetzt nennt man K. den schnellen, in wenigen Stunden erfolgenden Abfall der hohen Fiebertemperatur und der Pulsfrequenz zur Norm (s. Fieber) und hat damit den Kern der Sache getroffen, insofern als sich aus dieser Aenderung der Fieberverhältnisse alle andern Erscheinungen (die Beruhigung des Kranken, das Ausbleiben der Schweiße, die geringere Concentration des Harns u. s. w.) erklären. Geht das Fieber nur allmählich während mehrerer Tage herab, so nennt man diese Wendung Lösung oder Lysis. Mit dem Schwinden des Fiebers ist in den meisten Fällen die größte Gefahr vorüber. Die Rückbildung krankhafter Processe (z. B. der Ausscheidung in den Lungen bei Brustentzündung u. s. w.) nimmt ihren ruhigen Fortgang, wird diese aber unterbrochen, so schließt sich eine neue Verschlimmerung (Nachkrankheit, Rückfall) an. Die schon im Alterthum, namentlich von Hippokrates aufgestellte und auch jetzt noch unter den Laien in hohem Ansehen stehende Lehre von den kritischen Tagen, wonach bestimmte Krankheiten nur an bestimmten Tagen sich entscheiden, hat sich nach neuern, insbesondere genauen thermometrischen Untersuchungen als vollkommen unhaltbar herausgestellt.

Krissa, eine sehr alte und reiche, südwestlich von Delphi gelegene Stadt in Phocis, von welcher der Krissäische Meerbusen, der jetzige Busen von Salona oder Galaxidi, seinen Namen erhielt, in der Nähe des heutigen Chryso, oberhalb der oft fälschlich mit ihr für identisch gehaltenen Stadt Kirrha, der Hafenstadt zuerst von K., später von Delphi, wurde wegen der Abgaben, die sie von den nach dem Orakel zu Delphi, welches ursprünglich in Abhängigkeit von K. gestanden zu sein scheint, Wallfahrenden erhoben, zerstört und ward zwar später wieder aufgebaut, blieb aber ohne alle Bedeutung. Einige Trümmer sind noch vorhanden.

Kriterium (griech.) heißt das Merkmal oder Unterscheidungszeichen, woran man etwas erkennt oder wonach man etwas beurtheilt. K. der Wahrheit ist das, woran wir das Wahre erkennen und wodurch wir es von dem Falschen unterscheiden. Die Wahrheit verbürgt sich selbst

Digitized by Google

und alles andere, indem sie gedacht wird. Die Nöthigung des Subjects im Denken ist daher das subjective K., durch welches es sich seiner Einstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Seins und Denkens bewußt wird. Der Streit über die K. der Wahrheit begann von der Zeit an, wo das Verhältniß des Subjectiven und Objectiven streitig wurde und man daher für alle Forschung ein Princip der Uebereinstimmung mit der Wahrheit suchte. Die Stoiker und die Epikuräer wählten ihrem Standpunkte gemäß entgegengesetzte K., deren Unzulänglichkeit die Skeptiker nachwiesen. Unter den neuern Philosophen hat Kant die Unmöglichkeit eines materiellen K. der Wahrheit nachgewiesen und die Frage auf die Form der Gedanken beschränkt.

Kritias, der gewaltthätigste unter den sog. Dreißig Tyrannen in Athen, stammte aus einer angesehenen Familie, mit der auch Plato verwandt war. Er verschaffte sich bei seinem brennenden Ehrgeiz mit höchstem Eifer eine glänzende Bildung; er studirte bei den Sophisten, besonders bei Gorgias und pflegte auch mit Sokrates nähern Umgang, und eröffnete 411 v. Chr. bei Verhandlung eines Criminalprocesses seine polit. Laufbahn. Sechs Jahre später war er aus Athen flüchtig in Thessalien, von wo er, wol nach der Capitulation 404 v. Chr., nach Athen zurückkehrte. Hier wurde er Mitglied der von den Spartanern durch Lysander eingesetzten oligarchischen Regierung der Dreißig Tyrannen. Bei seiner geistigen Ueberlegenheit wußte sich K. in dieser Stellung sehr bald den meisten Einfluß zu verschaffen. Er rieth zu den extremsten Maßregeln, ließ dann selbst seinen Collegen Theramenes, der zum Führer einer gemäßigtern Partei geworden war, hinrichten und riß fortan seine Collegen von einer willkürlichen und grausamen Maßregel zur andern fort. Doch dauerte sein Schreckenssystem nur ein Jahr, da die Vertriebenen und Ausgewanderten unter Anführung des Thrasybulus (s. d.) mit bewaffneter Hand gegen die Stadt zogen, in welchem Kampfe K. 403 v. Chr. fiel. Wie als polit. Schriftsteller und Redner, so zeichnete sich K. auch als Dichter namentlich in der elegischen Poesie aus. Die Bruchstücke seiner Elegien sind gesammelt von Bergk in den «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1866), deutsch übersetzt von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826).

Kriticismus (griech.) nennt man seit Kant (s. d.) diejenige philos. Denkart, vermöge deren alles Wissen über die Natur der Dinge seine Festigkeit von einer gründlichen Einsicht in die Vorgänge der menschlichen Erkenntniß entlehnt, durch welche wir zu unsern exacten wissenschaftlichen Urtheilen gelangen. Der K. unterscheidet sich einerseits vom Dogmatismus (s. Dogma), welcher zwar feste Grundsätze aufstellt, die aber nicht Stich halten, andererseits vom Skepticismus (s. Skepsis), welcher zwar die Fehlerhaftigkeit der dogmatischen Grundsätze einsieht, ohne jedoch im Stande zu sein, das wirklich Feste an die Stelle zu setzen.

Kritik (griech.) heißt zunächst die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welchen seine Wahrheit beurtheilt werden kann. Kant und seine Schule gaben dem Namen der philosophischen K. eine bis dahin ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens oder auf die Untersuchung dessen, was dem Menschen überhaupt zu erkennen möglich sei, bezogen, und unterschieden in der Philosophie eine kritische Methode oder den Kriticismus (s. d.) von der dogmatischen und von der skeptischen. Die historische K. bezieht sich auf die Wirklichkeit äußerer Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit und hat es mit der Untersuchung der Echtheit oder Authenticität gewisser, besonders schriftlicher Zeugnisse zu thun. Mit ihr steht in genauer Verbindung die philologische K., die Prüfung der schriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Alterthums, welche die doppelte Aufgabe hat, entweder die Echtheit ganzer Werke in Beziehung auf einen genannten Verfasser zu untersuchen, oder die Richtigkeit einzelner Wörter und ihrer Verbindung zu einem Satze festzustellen, in welcher Hinsicht sie auch, wenn das absichtlich oder durch Irrthum Verdorbene durch bloße Conjectur (s. d.) wiederherzustellen ist, Conjecturalkritik genannt wird. Ersteres nennt man die höhere, letzteres die niedere K. Die höhere K. geht bei der Untersuchung der Echtheit einer Schrift entweder von äußern Umständen, von Zeugnissen anderer u. s. w., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. h. von Inhalt, Geist, Sprache und Stil der Schrift selbst aus. Im erstern Falle heißt sie äußere oder diplomatische, im letztern innere K. Diese philologische K., welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation einen Bestandtheil der höhern Philologie ausmacht, ist, was die altclassische Literatur betrifft, im 17. Jahrh. namentlich durch den Engländer R. Bentley, in neuerer Zeit unter den Deutschen vorzüglich durch F. A. Wolf, G. Hermann, Lachmann u. a. auf einen hohen Grad der Vollkommenheit

Digitized by Google

gebracht worden. Lachmann, die Gebrüder Grimm, Graff, Benecke, Haupt, Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Wackernagel u. a. haben diese K. auch auf die altdeutsche Literatur angewendet. — Die Kunstkritik heißt, insofern sie den innern, idealen oder ästhetischen Werth des Kunstwerks untersucht, ästhetische K., oder insofern sie nur die äußere körperliche und mechan. Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes beurtheilt, technische K. Der ästhetischen K. ist ihrem ganzen Charakter nach verwandt die sittliche K., die sich auf den Werth der Gesinnungen und Handlungen bezieht und, wie die ästhetische K. in der Aesthetik, in der Ethik ihre Haltepunkte findet.

Kroaten als besondere Truppengattung kommen während des Dreißigjährigen Kriegs in den österr. Heeren vor, und zwar als leichte Reiterei. Diese waren aber nicht allein aus den Bewohnern Kroatiens (s. d.) und andern südslaw. Stämmen genommen, sondern auch aus den Magyaren und insofern gleichbedeutend mit Husaren. Bei Breitenfeld kämpften fünf Regimenter K. unter Isolani. Wegen ihrer Kriegsbrauchbarkeit suchte man in Frankreich zu jener Zeit eine ähnliche Truppe unter dem Namen Cravates zu organisiren. Dieselbe entsprach aber dem Zwecke nicht, war auch noch zu schwer (mit Helm und Küraß) bewaffnet. Später, im 18. Jahrh., namentlich im Siebenjährigen Kriege, treten die K. nur als leichte Infanterie auf, welche wenig disciplinirt war, aber im Kleinen Kriege treffliche Dienste leistete. Sie bildeten Freicorps, welche nun nach bestimmten Bezirken organisirt und uniformirt wurden. Gegenwärtig existiren sie als eigene Truppengattung des österr.-ungar. Heers nicht mehr.

Kroatien, Königreich der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, bildet jetzt mit Slawonien und der ehemals kroat.-slawon. Militärgrenze einen zur ungar. Krone gehörigen Ländercomplex, der im N. von Krain, Steiermark und Ungarn, im W. von Istrien und dem Quarnero, im S. von Bosnien begrenzt wird und 43,444,67 QKilom. mit (1870) 1,846,150 E. umfaßt. Davon entfallen auf K. selbst 13,508 QKilom. mit 760,708 E., auf Slawonien 9628,67 QKilom. mit 381,480 E. und auf die kroat.-slawon. Grenze 20,308 QKilom. mit 695,997 Bewohnern, die zusammen auf 20 Städte, 50 Marktflecken, 4503 Dörfer und 250 Prädien vertheilt sind. K. wird von niedrigen, meist starkbewaldeten Ausläufern der Steiermärkischen und Krainer Alpen und mehrern recht fruchtbaren Thälern durchzogen und von der Save mit der Kulpa, der Drave mit der Mur bewässert. Das Klima ist bei der zwar südlichern, aber höhern und den Alpen benachbarten Lage nicht wärmer als in den angrenzenden Theilen von Ungarn, im ganzen sehr mild, und in K., da es weniger Sumpfboden hat, weit gesünder als in Slawonien. Nach der Nationalität gehört K. zumeist dem kroatischen, Slawonien zumeist dem serb. Stamme an, während in der ehemaligen Militärgrenze neben diesen beiden Stämmen auch Deutsche in größerer Zahl leben. Von diesen zählt man gegen 26,000, Magyaren gegen 14,000, Italiener (namentlich in Fiume) gegen 600, Zigeuner gegen 1800 und Juden nach der letzten Zählung 9947. Vorherrschende Confessionen sind die römisch-katholische und die griechisch-orientalische, von denen die erstere unter dem Erzbischof von Agram und drei Bischöfen, die letztere, welche im ganzen Ländercomplex 511,821 Anhänger zählt, unter dem Patriarchen zu Karlowitz und drei Bischöfen steht. Ackerbau und Weincultur sind Hauptnahrungszweige. Obst und Kastanien werden in Menge gewonnen, im Litorale selbst Südfrüchte. Der Ertrag an Wein beträgt durchschnittlich 2 Mill. Hektolit. jährlich. Etwa ein Drittel des Areals ist mit Waldungen bedeckt, deren vortreffliches Bauholz indessen noch wenig benutzt wird. Die Viehzucht erfährt keine hinreichende Pflege. Im J. 1870 wurden (mit Einschluß der Grenze) gezählt 259,020 Pferde, 706 Maulesel, 1951 Esel, 679,281 Rinder, 787,867 Schafe, 111,197 Ziegen, 706,010 Schweine und 99,697 Bienenstöcke. Mineralerzeugnisse findet man nur wenige, und die Schwefel- und Kohlenwerke zu Radaboje und das Kupfer- und Eisenwerk zu Ruda sind die einzigen größern Bergwerksunternehmungen. Mehrere ausgezeichnete Heil-, insbesondere Schwefelquellen hat das Warasdiner Comitat (wie zu Krapina, Toplice u. s. w.) aufzuweisen. Die gewerbliche Thätigkeit befindet sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe; blos im fiumaner Gebiet regt sich entschiedener das industrielle Leben, wo namentlich der Schiffbau, die Rhederei, die Papier- und Lederfabrikation und Mehlbereitung die Quellen des Wohlstandes bilden. Die bedeutendsten Plätze des Handels, der besonders Getreide, Wein und Holz ausführt, sind Fiume, Karlstadt und Agram. Der innere Verkehr wird hauptsächlich durch die bei Steinbrück an der wien-triester Strecke abzweigende Eisenbahn nach Agram, Sissek und Karlstadt sowie durch die von dem letztgenannten Orte ausgehenden Commerzialstraßen gefördert, nämlich durch die kunstreich angelegte Luisenstraße, die 90 Kilom. lange, fast ganz in Felsen gehauene Karolinenstraße und die Josephinenstraße, von welchen die zwei ersten nach Fiume,

Digitized by Google

die dritte nach Zengg führt. Den Mittelpunkt der geistigen Cultur bildet die Hauptstadt Agram (s. d.), wo sich eine südslaw. Akademie der Wissenschaften und Künste (im Jan. 1866 errichtet), eine Universität (1875 errichtet), ein Gymnasium, eine Landwirthschaftsgesellschaft und Vereine für Literatur und Geschichte befinden. Sonst bestehen im ganzen Ländercomplex vier theol. Seminarien, sieben Obergymnasien und ein Untergymnasium, drei Ober- und sieben Unterrealschulen, eine land- und forstwirthschaftliche Lehranstalt, eine nautische Schule und 1218 Volksschulen (und zwar K. und Slawonien 674, die Militärgrenze 544 Volksschulen).

Die Verfassung K.s und Slawoniens beruht auf dem mit Ungarn Ende Sept. 1868 vereinbarten und 5. Sept. 1873 modificirten Ausgleich, dessen Hauptbestimmungen sind: Zur Berathung der gemeinsamen Finanz-, Handels- und Landwehrangelegenheiten schickt der kroat. Landtag 34 Deputirte in das Unterhaus und 2 in das Oberhaus des pester Reichstags; im Oberhause nehmen auch die kroat.-slawon. Magnaten Platz. In die ungar. Reichsdelegation entsendet das Unterhaus 11, das Oberhaus 1 Kroaten. Für das Decennium 1869—79 werden von den Landeseinkünften K.s 55 Proc. für die gemeinsamen Angelegenheiten nach Pest abgeführt; die übrigen 45 Proc. bleiben im Lande für Cultus, Unterricht, Justiz, polit. und innere Administration. Im ungar. Ministerium sitzt stets ein Minister für K., wozu nach Auflösung der kroat. Hofkanzlei Graf Bedekovic ernannt ward. Der Landtag von K. und Slawonien, welcher in Agram tagt, ist autonom in der innern Verwaltung, in Cultus und Unterricht und in Rechtspflege; er besteht aus dem Erzbischof von Agram, dem Metropoliten von Karlowitz, den Bischöfen der kath.- und griech.-orient. Kirche, dem Dompropst von Agram, dem Comes des privilegirten Districtes Turopolje, den großjährigen Magnaten, den Obergespanen und 77 auf drei Jahre gewählten Abgeordneten der Städte, privilegirten Districte, bedeutendern Marktflecken und Comitate. Die dem kroat. Landtage verantwortliche königl. Landesregierung, an deren Spitze der vom König auf Vorschlag des ungar. Ministerpräsidenten ernannte Banus steht, zerfällt in drei Sectionen (innere Angelegenheiten, Cultus und Unterricht und Rechtspflege). Die Amtssprache ist kroatisch; das Amtssiegel zeigt das kroat. Wappen neben der ungar. Krone; auch nimmt das ungar. Ministerium kroat. Zuschriften entgegen. Durch Gesetz vom 15. Nov. 1874 wurde die Verwaltung von der Rechtspflege vollständig getrennt; an ihrer Spitze steht der Banus, beziehungsweise der Vorstand der Regierungsabtheilung für innere Angelegenheiten. Das Gebiet von K. und Slawonien wird in acht Comitate (Agram, Fiume, Kreutz, Warasdin, Bellovar, Esseg, Pozsega und Vukovar), jedes Comitat in Verwaltungsbezirke getheilt. Die polit. Verwaltung wird in erster Instanz durch die Vicegespanschaften und die städtischen Municipien, in zweiter Instanz durch die Landesregierung, Abtheilung für Inneres und Abtheilung für Cultus und Unterricht, ausgeübt. Die Gerichtsbarkeit wird (Gesetz vom 21. Nov. 1874) in erster Instanz von 36 königl. Bezirksgerichten, von 6 städtisch-delegirten Bezirksgerichten und von den 6 königl. Gerichtshöfen Agram, Warasdin, Bellovar, Esseg, Pozsega und Vukovar ausgeübt.

K. mit Einschluß der kroat. Militärgrenze und von Türkisch-Kroatien, d. i. dem nordwestl. Theil von Bosnien, war in frühester Zeit von den Pannoniern bewohnt, nach deren Besiegung durch die Römer unter Augustus das Land eine Provinz von Illyrien wurde, welche 489 von den Ostgothen und 535 von Kaiser Justinian erobert wurde. Hierauf unterlag das Land den Avaren, bis 640 die **Kroaten** (Chrowaten, Chorwaten oder Horwaten, d. i. Bewohner der Karpaten als des einstigen Hauptsitzes der slaw. Stämme) daselbst einwanderten und dem Lande seinen heutigen Namen gaben. Sie geriethen nach langen Kämpfen im 8. Jahrh. unter die Herrschaft der fränk. Könige, unterwarfen sich 864 dem byzant. Kaiser, machten sich aber später wieder unabhängig und bildeten ein selbstständiges Reich. Dies theilte sich nachmals in zwei Hauptgebiete, nämlich in das dalmat. Küstenland und in die zwischen Drave und Save gelegene Provinz, welche 892 Brazlaw als Vasall des deutschen Königs Arnulf besaß, die aber alsbald in die Hände der Ungarn fiel, von denen sie sich unter der stürmischen Regierung König Salomo's wieder frei machte. Die Beherrscher K.s, das als Lehnsstaat des Byzantinischen Reichs im 9. Jahrh. zu einem mächtigen und blühenden Reiche emporgewachsen, bald aber infolge innerer Kriege und des Kampfs mit Venedig um die Küstenstädte verfallen war, nahmen seit 994 den Titel der Könige von K. an, den sie um 1050 mit dem der Könige von Dalmatien vertauschten. Zwonimir Demetrius, vorher blos Ban von K., entzog sich, von seiner Nation 1075 zum König gewählt, der Lehnshoheit des byzant. Kaisers, unterwarf sich dem Papst und erhielt von Gregor VII. den Königstitel bestätigt. Als mit seinem Tode 1089 das königl. Geschlecht ausstarb und große Wirren in K. entstanden, eroberte der ungar. König Ladislaw I.

Digitized by Google

1091 das Land bis zur Save, schlug es zur ungar. Krone und theilte es in Comitate. Nach seinem Tode versuchte K. sich der ungar. Herrschaft zu entziehen, wurde aber durch König Koloman 1097 zurückerobert, dem sich 1102 auch die übrigen, von den Ungarn bisher noch nicht besiegten Kroaten unterwarfen. Später hatte das Land unter dessen Sohne Stephan wieder viel von den Venetianern zu leiden, bis der Sieg bei Zara 1117 zu Gunsten desselben entschied. Dagegen eroberte 1168 der griech. Kaiser, angeblich zu Gunsten seines Schwiegersohns Bela, des Königs von Ungarn, fast das ganze Land, und erst nach des Kaisers Tode kam es durch Eroberung an Bela und so wieder an Ungarn. Hierauf behauptete es als Königreich K. und Dalmatien einige Zeit eine ziemlich unabhängige Stellung, bis König Karl von Sicilien, der 1309 den Thron von Ungarn bestieg, K. wieder mit diesem Reiche vereinigte. Sodann wurde es 1342 durch König Ludwig I. nebst Dalmatien und Slawonien mit Siebenbürgen vereinigt und kam so unter die unmittelbare Herrschaft der Ungarn. Fortan häufig ein Gegenstand des Streits zwischen Ungarn und Venedig, beunruhigten das Land nach der Mitte des 15. Jahrh. fast fortwährend auch die Türken. Nachdem König Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg-Oesterreich 1526 zum König von Ungarn erwählt worden war, huldigten ihm 1527 auch die kroat. Stände. Im J. 1592 eroberten die Türken die Festung Bihács in K., die nebst einigen umliegenden Orten seitdem das Türkische K. (ein Sandschak von Bosnien) bildete. Die eigentliche Grenze wurde aber erst 1699 durch den Karlowitzer Frieden bestimmt, in welchem der Sultan alles Land jenseit der Unna an das österreichische K. abtrat. Das Kroatische Litorale wurde 1717 zu der kaiserl. deutsch-kroat. Handelsgesellschaft oder zum österr. Litorale geschlagen, blieb aber unter der Gespanschaft Agram bis 1776, wo das Litorale aufgehoben, der Strand in drei Comitate vertheilt und wieder mit K. vereinigt wurde. Die Stadt Fiume erklärte man jedoch 1797 zu einem für sich bestehenden und integrirenden Theil der ungar. Krone. Auch nach Beendigung der franz. Kriege blieb Fiume 1823—48 mit der ungar. Krone vereinigt. Die drei Reiche K., Slawonien und Dalmatien wurden 1767—77 Illyrien genannt und von einer besondern illyr. Hofdeputation zu Wien regiert. Später bildete jedes wieder ein besonderes Königreich; jedoch blieben die Militärgrenzen getrennt und behielten ihre besondere militärische Verfassung. K. und Slawonien waren bisher als Ungarn einverleibte Königreiche behandelt worden. Indessen suchten die Kroaten, erbittert durch den Sprachenzwang, welchen die Magyaren in neuerer Zeit auszuüben strebten, eine möglichst unabhängige Stellung zu erringen und schlossen sich in dieser Beziehung den stammverwandten Serben in Ungarn an. Die kroat.-serb. Bewegung, welche 1848, namentlich unter Leitung des Ban Jellachich (s. d.), zugleich mit der ungar. Revolution ausbrach, hatte auf den Verlauf der letztern sehr bedeutenden Einfluß. (S. Ungarn.) Die österr. Reichsverfassung von 1849 sprach die Trennung K.s und Slawoniens von Ungarn aus, und beide Königreiche wurden zu einem eigenen Kronlande vereinigt, welchem auch das kroat. Küstenland und die Stadt Fiume nebst ihrem Gebiet einverleibt war. In den J. 1849—60 war in K., gleichwie in Ungarn, die österr. Gesetzgebung eingeführt; auf Grund des Diploms vom 20. Oct. 1860 wurde jedoch sowol die frühere Verfassung als auch die nationale polit. und Justizverwaltung wiederhergestellt. Durch Ausgleich vom J. 1868 wurde die staatsrechtliche Stellung von K. und Slawonien gegenüber dem Königreich Ungarn festgestellt. Im Mai 1870 wurde die Stadt Fiume unmittelbar zu Ungarn, das Küstenland zu K. geschlagen; doch werden von K. rechtliche Ansprüche auch auf die Stadt Fiume erhoben. Die Militärgrenze (s. d.), deren Auflösung als solcher sowie Unterstellung unter die Civilverwaltung wiederholt zugesagt wurde, steht noch immer unter der Verwaltung des Generalcommandos zu Agram. (S. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.) Vgl. Csaplowicz, «Slawonien und K.» (2 Bde., Pest 1819); Neigebaur, «Die Südslawen und deren Länder» (Lpz. 1851); Matkowitsch, «K.-Slawonien nach seinen physischen und geistigen Verhältnissen» (Agram 1873).

Krodo hieß nach einem sächs. Chronisten des 15. Jahrh. ein heidnischer Gott in Deutschland, dessen Haupttempel auf der Harzburg gestanden haben soll. In Goslar wird ein sehr alter bronzener Kasten von kunstreicher Arbeit als K.'s Altar gezeigt. Dieser K. ist jedoch längst von der Kritik als eine Erfindung gestrichen. Vgl. Delius, «Untersuchungen über die Harzburg und den vermeinten Götzen K.» (Halberst. 1826).

Krokodile bilden eine eigene Ordnung der eidechsenartigen Reptilien, die sich von allen andern durch ihre panzerartige Bekleidung sowie durch ihre Größe und Wildheit unterscheiden und mehr den Schildkröten sich nähern. Es gibt drei Gattungen dieser Familie, die wieder in mehrere Species zerfallen. Alle halten sich im Wasser und auf dem Lande auf, wohnen in den

Digitized by Google

heißesten Erdstrichen in Flüssen oder deren Ausmündungen, leben nur von andern Thieren, die sie theils durch ihre Schnelligkeit bewältigen, theils im muthigen Kampfe besiegen, gehören zu den gefährlichsten Raubthieren und bilden in manchen Gegenden, z. B. auf Borneo, eine wahre Landplage. Die Gattungen sind: die eigentlichen K. (Crocodilus) mit ganzen Schwimmhäuten an den Hinterfüßen und einer Ausbuchtung am Oberkiefer für den stark vortretenden, vierten Fangzahn des Unterkiefers; die Kaimane oder Alligatoren (s. d.) mit nur halben Schwimmhäuten, und der Gavial (Gavialis), der sich durch schnabelartige, lang ausgezogene Schnauze auszeichnet und auf den Ganges und die übrigen großen Ströme Indiens und den Ostindischen Archipel beschränkt ist. Zu den eigentlichen K., die in der Alten und Neuen Welt vorkommen, während die Alligatoren Amerika eigenthümlich sind, gehört als eine der berühmtesten Species das Nilkrokodil (C. vulgaris), welches ausgewachsen 10 Mt. mißt und einen für Flintenkugeln undurchdringlichen Panzer trägt. Es findet sich in ganz Afrika oft in außerordentlicher Menge; im Alterthum kam es im ganzen Laufe des Nils, auch im Delta vor, wo es jetzt ausgerottet ist. In kältern Flüssen und Seen lebt es nirgends. Den Alten war es wohl bekannt und den Aegyptern sogar heilig, welche die wilden fütterten und halbgezähmte in der Nähe der Tempel erzogen. Große Mengen dieses Thiers, von allen Größen und Altern, die mit der noch lebenden Species vollkommen identisch sind, finden sich in den Katakomben der alten Aegypter einbalsamirt. Die Aegypter glaubten, daß das Ichneumon (s. d.) dem schlafenden K. in den Rachen krieche und es tödte. Thatsache ist, daß die Nileidechse Waran in Nubien wie in Südguinea, wo das K. noch größer als im Nil ist, darauf ausgeht, die Brut und die Eier desselben zu zerstören, und dadurch hier so nützlich wird wie dort. Auf der Insel Madagascar ist das eigentliche K. in allen Flüssen und Seen überaus zahlreich. Auf den Antillen findet sich das kleinere Rautenkrokodil (C. rhombifer); auf den Sunda-Inseln das sehr gefährliche Leistenkrokodil (C. biporcatus). Vgl. Rathke, «Untersuchungen über die Entwickelung und den Körperbau der K.» (herausg. von Wittich, Braunschw. 1867).

Kronach, Stadt im bair. Regierungsbezirk Oberfranken, am Zusammenfluß der Kronach und der Haslach, an der Linie Hochstadt-Stockheim der bair. Staatsbahn, 53 Kilom. nördlich von Bamberg, ist Sitz eines Bezirksgerichts und eines Landgerichts, hat eine schöne kath. Kirche und ein altes Rathhaus und zählt (1875) 3685 E., welche Holz- und Steinkohlenhandel und Flößerei treiben. Unmittelbar bei der Stadt liegt die ehemalige Festung Rosenberg auf einem Berge, mit einem Zeughaus. In der Nähe sind ansehnliche Steinkohlengruben zu Stockheim und das Eisenhüttenwerk Neuhaus. K. wurde im Dreißigjährigen Kriege mehrmals vergeblich von den Schweden belagert. Hier wurde 1472 der Maler Lukas Cranach geboren.

Kronborg oder Kronenburg, Festung auf Seeland, s. Helsingör.

Krone stammt vom lat. corona, das eigentlich Kranz bedeutet. Kränze wurden von Griechen und Römern bei festlichen, frohen Anlässen vielfach angewendet. Als besondere Auszeichnung kommt der Kranz (στέφανος) bei den Griechen theils als ein Amtszeichen, z. B. der Archonten, theils als Schmuck der Sieger in den öffentlichen Wettspielen, theils als Ehrenzeichen für verdiente Bürger vor, welches letztere anfangs aus Zweigen, namentlich des Oelbaums, gewunden, später aus Gold gebildet wurde. Bei den Römern wurde die corona besonders als kriegerisches Ehrenzeichen ertheilt. Am höchsten war die corona obsidionalis geschätzt, die eine belagerte Besatzung oder ein eingeschlossener Heerhaufen dem Entsatzbringenden aus Gras wand, das auf dem eingeschlossenen Raume gewachsen. Eine Auszeichnung dessen, der entweder die Mauer eines belagerten Ortes oder den Bord eines feindlichen Schiffs zuerst erstiegen oder den feindlichen Lagerwall zuerst durchbrochen hatte, waren die corona muralis, ein Reif mit Mauerzinnen, die corona rostrata oder navalis, ein Reif mit Schiffsschnäbeln, die corona vallaris oder castrensis, ein Reif mit Schanzpfählen, entweder aus Gold oder vergoldet. Die corona civica oder die Bürgerkrone aus Eichenlaub wurde dem zutheil, der einem Bürger das Leben gerettet. Beim Triumph trug der Triumphator die corona triumphalis, aus Lorber, bei der Ovation die corona ovalis, aus Myrten geflochten. In den neuern Staaten wurde die K. an der Stelle des Diadems (s. d.) das ausschließende Zeichen fürstl. Würde und sehr verschieden gestaltet. Die Heraldik schrieb ihr zur Bezeichnung der Rangstufe wieder eine genau bestimmte Gestalt vor. So entstand die Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und die adelige K., während der Papst sich die dreifache K. (s. Tiara) beilegte. Die feierliche Aufsetzung der K. oder die Krönung (s. d.) ist noch jetzt in vielen, namentlich den größern Monarchien als symbolische Handlung des Regierungsantritts gebräuchlich. Figürlich gebrauchte man nach und nach K. statt Kroninhaber oder Herrscher, ja sogar gleichbedeutend mit

Digitized by Google

Staat. Indeß hat die neuere Zeit die Begriffe K. und Staat wieder zu scheiden angefangen, indem man im Gegensatze zum Staate unter K. den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Staatshaupt, als einer besondern, vom Staate verschiedenen Person, zukommen. In diesem Sinne spricht man im Gegensatze der Staatsgüter von Krondomänen und Krongütern. Die neuere Zeit unterscheidet indeß auch hier wieder zwischen Kron- und Privatdomänen, von denen die erstern in der Regel unveräußerlich sind und dem jedesmaligen Herrscher blos zum Nießbrauch anheimfallen, während die letztern gleich andern Privatbesitzungen veräußert werden können. Auch der ursprüngliche Begriff von Kronämtern hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Die Kronämter waren schon in den alten Staaten größtentheils Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, wie z. B. in dem ehemaligen Deutschen Reiche, und gewöhnlich in bestimmten Familien erblich. (S. Erbämter und Erzämter.) Dagegen bestehen die in neuern Staaten errichteten Kronämter beinahe ausschließend in Hofdiensten.

Krone ist der Name mehrerer Münzen. Im Deutschen Reich wird das goldene Zehnmarkstück amtlich K. genannt, daher das Zwanzigmarkstück Doppelkrone und das (goldene) Fünfmarkstück halbe K. Von dieser deutschen K. werden $139\frac{1}{2}$ Stück aus dem Pfund feinen Goldes geprägt; sie ist $\frac{9}{10}$ oder 900 Tausendtheile fein, sodaß 125,55 Stück ein Pfund wiegen, also ein Stück 3,9925 Gr. bei einem Gehalt von 3,5942 Gr. Feingold (dem entsprechend die Zwanzigmarkstücke, $69\frac{3}{4}$ Stück aus dem Pfund feinen Goldes geprägt und 62,775 Stück ein Pfund wiegend; die Fünfmarkstücke, 279 Stück aus dem Pfund feinen Goldes geprägt und 251,10 Stück ein Pfund wiegend). Vor Erlaß des deutschen Goldmünzgesetzes vom 4. Dec. 1871 und in Gemäßheit des wiener Münzvertrags vom 24. Jan. 1857 wurden eine Zeit lang von den größern deutschen Staaten (einschließlich Oesterreichs) als Goldmünzen des damaligen deutsch-österr. Münzvereins ganze und halbe K. als «Vereinshandelsmünzen» ausgeprägt, ohne festen Preis in der damaligen Silberwährung. Die ganze K. enthielt $\frac{1}{30}$ Zollpfd. (jetzige deutsche Pfund) oder 10 Gr. fein Gold, die halbe K. halb soviel; die Feinheit war $\frac{9}{10}$ oder 900 Tausendtheile, sodaß 45 ganze K. ein Pfund wogen oder eine K. $11\frac{1}{9}$ Gr. Die K. war an Werth $= 27\frac{9}{10}$ deutsche Mark $= 2{,}79$ jetzige deutsche K. Diese vorige deutsche K. erlangte keine Beliebtheit, lief wenig um und wurde nur in geringer Menge ausgeprägt. In Dänemark, Schweden und Norwegen ist die dort in 100 Öre getheilte K. (Krona) die gegenwärtige Geldeinheit auf Grund von Staatsverträgen, und zwar in Dänemark und Schweden seit 1. Jan. 1875, in Norwegen seit 1. Jan. 1877. Die Grundlage des skandinav. Münzsystems ist Gold, die einzelne K. aber wird in Gold nicht ausgemünzt. Man prägt in Gold Stücke zu 20 und 10 K., 900 Tausendtheile fein, von den erstern 124, von den letztern 248 aus dem Kilogramm fein; jene im Feingewicht von $8\frac{2}{31}$ Gr., diese im Feingewicht von $4\frac{1}{31}$ Gr. Die K. Gold ist demnach ein Quantum von $\frac{25}{62}$ oder 0,4032 Gr. fein Gold und im Werthe von $1\frac{1}{8}$ deutschen Mark. Die Silbermünze ist in Skandinavien nur noch Scheidegeld, und es können davon ausgeprägt werden Stücke zu 2, 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{5}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{10}$ K., in drei verschiedenen Feinheitsgraden und Werthabstufungen. Das silberne Kronenstück wiegt $6\frac{1}{2}$ Gr., ist 800 Tausendtheile fein und enthält daher 6 Gr. fein Silber, verhältnißmäßig so das Stück zu 2 K. In Portugal bildet die K. oder Corõa die Einheit der Goldmünze. Sie wird auch in halben, Fünftel- und Zehntelstücken ausgeprägt und hat seit 1854 einen Werth von 10 Milreïs, ein Feingewicht von 16,257 Gr., eine Feinheit von $\frac{11}{12}$ oder $916\frac{2}{3}$ Tausendtheilen und somit einen Werth von 45,2573 deutsche Mark. — Kronenthaler, K. oder auch Silberkrone (couronne oder écu de Flandres) hieß früher eine größere Silbermünze, die seit 1754 von Oesterreich für seine ehemaligen Besitzungen in den Niederlanden nach dem Reichsfuß geprägt wurde und ihren Namen nach den in den obern drei Winkeln des auf dem Revers befindlichen burgund. Andreaskreuzes erscheinenden Kronen trägt (daher auch Kreuzthaler genannt). Mit demselben Gepräge gab es auch halbe, Viertel- und Achtelkronen. Sie waren 13 Loth 16 Grän oder 868,056 Tausendtheile fein und acht Stück gingen auf die Mark rauh. Kronenthaler, den österreichischen an Gehalt und Werth ganz gleich, schlugen ferner: Baiern seit Maximilian Joseph, auf denen der Revers Schwert (daher auch der Name Schwertthaler) und Scepter im Kreuz und eine Krone darüber gestellt; Würtemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Koburg und Waldeck. In neuerer Zeit sind die Kronenthaler eingezogen. Ueber die britische K. s. Crown. — Bis auf die neuere Zeit herab war die K. in Frankfurt a. M. (bis 1. Juli 1858) und in Basel (bis 1839) auch ein Gewicht für verarbeitetes Gold, an erstern Orte für das achtzehnkaratige ($\frac{3}{4}$ oder 750 Tausendtheile feine) Gold, das deshalb Kronengold hieß, und es entsprach hier die K. (deren $69\frac{1}{2}$ auf eine Mark gerechnet wurden) 3,3649, in Basel aber 3,37 Gr.

Digitized by Google

Krones (Thereſe), talentvolle Schauſpielerin, geb. 7. Oct. 1801 zu Freudenthal in Oeſterreichiſch-Schleſien, verlebte ihre erſte Jugend bei einer unter der Leitung ihres Vaters ſtehenden herumziehenden Schauſpielertruppe und fand dann in Agram ein Engagement, worauf ſie einige Jahre auf den Bühnen zu Baden bei Wien, Laibach, Gratz und Preßburg ohne beſondern Beifall ſpielte. Erſt mit ihrem Eintritt ins Leopoldſtädter Theater zu Wien, 1821, wuchs ihr Ruf als begabte Künſtlerin. Im Frühjahr 1827 wurde ſie, wiewol unſchuldig, in die Angelegenheit der Ermordung des Prof. Blank durch den jungen ruſſ. Edelmann Severin von Jaroſzynski verwickelt und mußte deshalb einige Zeit die Bühne meiden. Am Leopoldſtädter Theater wirkte ſie bis Jan. 1830, wo ſie durch körperliche Leiden gezwungen war, von der Bühne zurückzutreten. Sie ſtarb, erſt 29 J. alt, zu Wien 28. Dec. 1830. K.' künſtleriſche Begabung für das Luſtſpiel und das Volksſtück war auf ihrem muntern, ſprudelnden Temperament, wie auf ihrer unerſchöpflichen Laune begründet. Hierzu kam ihr graziöſes und höchſt intereſſantes Aeußere. Neben Raimund, Schuſter und Korntheuer war ſie daher lange Jahre hindurch der Liebling des wiener Publikums. Sie ſelbſt hat einige Volksſtücke für die Bühne, wie «Der Nebelgeiſt», «Kleopatra», «Sylphide» verfaßt. Thereſe's Leben hat Bäuerle in ſeinem biographiſchen Romane «Thereſe K.» (1. u. 2. Aufl., 5 Bde., Wien 1854—55) behandelt. Auch Caſtelli, mit dem die Künſtlerin längere Zeit in intimer Beziehung geſtanden hatte, gibt in ſeinen «Memoiren meines Lebens» (Bd. 1, Wien 1861) intereſſante Aufſchlüſſe über ſie. In neuerer Zeit iſt ihr Andenken wieder durch ein von Haffner geſchriebenes Melodrama «Thereſe K.» (Wien 1861) aufgefriſcht worden.

Kronglas, ſ. Crownglas.

Kronobergs-Län oder Wexiö-Län, Bezirk in Schweden, der ſüdweſtl. Theil der Provinz Smäland, grenzt im N. an Jönköpings-Län, im O. an Kalmar-Län, im S. an Blekinge und Chriſtianſtads-Län und im W. an Hallands-Län, hat ein Areal von 9949 QKilom., wovon 1009 QKilom. auf die Gewäſſer kommen, und zählt (1875) 165,531 E. Das Län iſt im ganzen ziemlich bergig und waldig, der Boden mager und karg. Forſtwirthſchaft, Ackerbau und auch Viehzucht ſind die Hauptnahrungszweige; die Induſtrie iſt unbedeutend. Die Südliche Staatseiſenbahn geht durch das Län von Norden nach Süden; außerdem ſind hier die Wexiö-Alfveſta-Bahn nebſt Theilen von der Karlshamn-Wieslanda-, der Wexiö- (Emmaboda-Kalmar-) Karlskrona- und der Nybro-Säfsjöſtröm-Bahn. Hauptſtadt iſt Wexiö (ſ. d.).

Kronos, der griech. Gott der Saaten, ſ. Saturnus.

Kronſtadt (ungar. Braſſó, rumän. Braſſiovu), Stadt in Siebenbürgen und Hauptort des gleichnamigen Comitats, an der Ungariſchen Oſtbahn, hinter und zwiſchen Bergen, an eine Waldwand gelehnt, in einer herrlichen Gegend, ungefähr 600 Mt. über dem Meere, am Fuße der Hochgebirge, weshalb es heftigen Nord- und Nordoſtwinden ausgeſetzt iſt. Unter den Gebäuden der innern Stadt zeichnet ſich vor allem die evang. Domkirche aus. Dieſelbe wurde zuerſt 1385—1425 erbaut, litt 1516 und 1534 ſehr durch Erdbeben und brannte im April 1689 faſt ganz ab. Die Kirche enthält ein merkwürdiges Orgelwerk von Buchholz in Berlin und einen kunſtvollen Altar von Schönthaler mit einem Bilde von Martersteig. Andere anſehnliche Gebäude ſind das Rathhaus, das in der Mitte des 16. Jahrh. erbaute Kaufhaus und die kath. Kirche, ferner das rumän. Gymnaſium und die evang. Mädchenſchule. Auf der Nordoſtſeite der Stadt liegt auf einem Bergrücken eine kleine Feſtung. Unter den drei Vorſtädten iſt die Obere oder Walachenvorſtadt die bedeutendſte, welche ſich 5 Kilom. weit in die Schluchten der Gebirge erſtreckt. K. iſt der Sitz mehrerer landesfürſtl. Beamten, eines infulirten Abts als kath. Stadtpfarrers, eines evang. Dechanten, eines walach. nichtunirten Erzprieſters und hat für alle drei Confeſſionen Lehranſtalten, unter denen ſich das rumän. Gymnaſium neben dem evang. Gymnaſium auszeichnet. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich (1870) auf 27,766, darunter über 10,000 Deutſche, über 9000 Walachen und gegen 4000 Magyaren; der Reſt ſind Armenier, Griechen und Juden. Der Confeſſion nach zählt man 8200 Lutheraner, 9400 nichtunirte Griechen, 7400 Katholiken, gegen 2000 Reformirte und über 100 Unitarier. K. iſt die bedeutendſte Handels- und Fabrikſtadt Siebenbürgens. Die hauptſächlichſten Erzeugniſſe des Gewerbfleißes ſind Tuch, Leder, Schnüre, Kerzen, Lederzeug, Schuhe, hölzerne Feldflaſchen, Wachstuch, Papier u. ſ. w. Auch beſtehen ein Eiſen- und ein Kupferhammer, Türkiſchrothfärbereien, eine Oelfabrik, mehrere Petroleumraffinerien, eine Zündwaarenfabrik u. ſ. w. Der früher beſonders nach der Moldau und Walachei ſehr lebhafte Handel hat bedeutend abgenommen. Das Fuhrweſen bildet die Erwerbsquelle für einen nicht unbedeutenden Theil der Bewohner. Die Umgebung K.s führt den Namen Burzenland, nach dem Bache Burzen, welcher dem

Digitized by Google

Alt oder der Aluta zufließt. K. soll schon zu Anfange des 13. Jahrh. angelegt worden sein. Im 16. Jahrh. war die Stadt der Ausgangspunkt der luth. Reformation in Siebenbürgen, und ihr Reformator Honterus stand mit Luther in unmittelbarer Beziehung. Ihren früher ungemein bedeutenden Handel schützten die Könige von Ungarn durch ausgedehnte Privilegien. K. war sonst stark befestigt, doch sind die Werke jetzt zum Theil verfallen.

Kronstadt, feste Seestadt im russ. Gouvernement und 48 Kilom. westlich von Petersburg an der schmalsten Stelle des Finnischen Meerbusens, der Newamündung gegenüber auf einem hohen, 8 Kilom. langen, aber nur schmalen Kalkfelsen, der Kotlin-Ostrow, d. h. Kesselinsel (finn. Retusari, d. h. Ratteninsel), gelegen und durch diese Lage wie durch die Stärke ihrer Werke das Hauptbollwerk Petersburgs, die wichtigste Festung, der bedeutendste Kriegs- und belebteste Handelshafen des Reichs, ward 1710 von Peter d. Gr. auf der den Schweden 1703 entrissenen wüsten Insel als Hafen von Petersburg gegründet und mit Forts versehen, die später beträchtlich erweitert und verstärkt wurden, sodaß die im Mai 1855 erschienene engl.-franz. Flotte nur Recognoscirungen wagte. K. ist Sitz der Admiralität und eines Militärgouverneurs, hat gerade, regelmäßige Straßen, viele schöne Gebäude, vier griech. Kirchen, eine luth., eine engl. und eine kath. Kirche, eine Moschee und die großartigsten Marineanstalten, ein Gymnasium, zehn Fabriken, ein Theater, eine Matrosen- und eine Steuermannsschule, ein Seearsenal, eine Stückgießerei, ein Seelazareth, Kasernen, Schiffswerfte, Docks, Zollgebäude und bedeutende Magazine. Es bestehen drei abgesonderte Hafenbassins: der Kauffahrteihafen für 1000 Schiffe, der Mittelhafen für die Ausrüstung der Kriegsschiffe, beide sehr tief, und der Kriegshafen, welche sämmtlich außer den eigenen Festungswerken durch das nahe, auf zwei kleinen verschanzten Nachbareilanden ebenfalls von Peter d. Gr. schon 1701 erbaute starke Fort Kronslott (Kronschloß) gedeckt sind. Bemerkenswerth ist in der Stadt der große, ganz mit Granit gepflasterte Kanal, der von Peter d. Gr. angefangen und von Katharina II. beendet wurde, sowie das Häuschen, in dem Peter d. Gr. 1710 wohnte. Obgleich in dem hier bei der Nähe der Newamündung noch süßen Wasser die Schiffe leicht faulen und durch die lange Dauer des Eises, gewöhnlich von Ende November bis in den April, das Aus- und Einlaufen der Schiffe behindert wird, ist K. doch der wahre Handelshafen von Petersburg und der Mittelpunkt des Handels von Nordrußland. Alljährlich laufen über 4000 Schiffe ein und aus. Dazu kommt noch die stete Dampfbootverbindung zwischen K., Petersburg, Peterhof und Oranienbaum. Auch müssen Dampfschiffe von Reval, Helsingfors, Stockholm, Stettin, Lübeck und Havre jederzeit hier anlegen. Die durch den starken Seeverkehr herbeigeführte Frequenz wird noch vermehrt durch die beständigen Evolutionen der kaiserl. Ostseeflotte, welche hier stationirt ist und die einen großen Theil ihrer überzähligen Truppen hier einquartiert. So ist es erklärlich, daß die keineswegs große Stadt (1871) 47,133 E. hat. Eine wahre Flotille von kleinern Schiffen befördert die von den ausländischen Seeschiffen gebrachten Güter nach Petersburg; regelmäßige Dampfbootverbindung findet ferner statt mit Riga, Stockholm (über Wiborg und Helsingfors), Stettin (über Swinemünde), Lübeck und Hull (über Kopenhagen).

Kronsyndicus, s. Syndicus.

Krönung nennt man die feierliche Einsetzung und Anerkennung eines Monarchen. In ältern Zeiten, wo das Recht der Thronfolge oft unsicher war oder das Recht zu regieren nicht ohne förmliche Uebernahme gewisser Regierungspflichten erlangt werden sollte, war dieselbe nothwendiger als gegenwärtig, wo an Stelle der K. oft eine bloße Huldigung (s. d.) tritt. Sie wurde früher in kirchlicher Form vollzogen; heute gilt die religiöse Weihe nicht mehr als nothwendig. Das Wesentliche bei der K. ist der Eid des Monarchen, daß er gerecht regieren, das wahre Wohl seines Volks stets vor Augen haben und die Grundgesetze gewissenhaft befolgen wolle, sodann das Aufsetzen der Krone. In Rom wurde früher der deutsche König als röm. Kaiser durch den Papst gekrönt; in Frankreich geschah die K. von alter Zeit her in der erzbischöfl. Kirche zu Rheims; in England geschieht dieselbe in der Westminster-Abtei. Auch in Oesterreich und Rußland ist die K. noch üblich, und König Wilhelm von Preußen nahm 1861 durch diese Feierlichkeit den Thron in Besitz. Vgl. Waitz, «Die Formeln der deutschen Königs- und der röm. Kaiserkrönung vom 10. bis 12. Jahrh.» (Gött. 1873).

Kropf (Ingluvies) nennt man in der Zoologie die sackartige, mit eigenartigen Drüsen versehene Erweiterung der Speiseröhre, welche besonders den Hühnern, Tauben, Papagaien und Tagraubvögeln eigen ist, unter den übrigen Vögeln aber nur bei einzelnen Gattungen gefunden wird. Im K. erweicht das Futter durch Aufquellen, bevor es in den Muskelmagen gelangt. Während der Brütezeit sondert der K. eine breiige, milchige Masse ab, die zur Ernährung der

Digitized by Google

Jungen verwendet wird. — Beim Menschen nennt man K. im gewöhnlichen Leben jede Anschwellung an der vordern Seite des Halses. Doch bezeichnet die Pathologie eine solche Anschwellung nur dann mit dem Namen K. (Struma), wenn sie von einer dauernden Vergrößerung der die Luftröhre nach vorn und seitlich bedeckenden Schilddrüse (s. d.) herrührt, und unterscheidet davon gewöhnlich drei Arten. Der Gefäßkropf (Struma vasculosa) entsteht durch Erweiterung der in der Drüse sich verzweigenden Gefäße. Der lymphatische K. (Struma lymphatica), die am häufigsten beobachtete Art, entsteht durch Neubildung von Drüsengewebe und Umwandlung des normalen Inhalts der Drüsenbläschen in eine gelbliche, mattglänzende, gallertartige (sog. colloide) Substanz und stellt sich in vielen verschiedenen Formen dar, je nachdem nur ein einzelner Lappen oder die ganze Drüse ergriffen ist; finden sich im K. kleinere oder größere, durch Zusammenfließen der erweiterten Drüsenbläschen entstandene cystenartige Räume, so heißt er Cystenkropf (Struma cystica). Der krebsartige K. bildet eine harte Geschwulst der Drüse, deren Gewebe nach Art des Krebses (s. d.) verhärtet ist. Die Ursachen des K. sind ungewiß. Er ist in manchen Gegenden endemisch, ohne daß man den Grund davon aus der Beschaffenheit der Luft und des Wassers, wie bisher immer geschehen, mit unbezweifeltem Rechte herleiten könnte. Bei Männern findet man ihn seltener als bei Frauen; auch findet man ihn oft bei Kretinen (s. d.). Heftige Anstrengungen, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, Schreien, Husten, Niesen, Geburtsarbeit u. s. w. bringen ihn häufig, manchmal sehr schnell hervor oder treiben ihn wenigstens unter dem Brustbein hervor, woselbst manchmal eine bedeutende Anschwellung der Schilddrüse verborgen liegt und bei Mangel an Raum auf die Luftröhren und Gefäßstämme drückt (der innere oder eingeklemmte K.). Meist ist der K. ohne Schmerzen und vergrößert sich langsam ohne eigentliche Beschwerde und ohne die Functionen zu stören. Zuweilen jedoch gibt er durch Druck auf die Luftwege oder Schlingorgane oder Gefäßstämme ein erhebliches Hinderniß des Athmens, Schlingens und des Kreislaufs ab. Auch verbindet sich leicht damit allgemeine Blutarmuth und eine charakteristische Hervortreibung des Augapfels (s. Exophthalmus) oder der K. geht in eine wegen der benachbarten Theile gefährliche Entzündung über. Wird der K. sogleich bei seiner Entstehung bekämpft, so gelingt es oft, ihn zu heilen. Als Hauptmittel wendet man besonders das Jod an, welches auch der wirksame Bestandtheil vieler ehedem gebräuchlicher Kropfmittel (z. B. des gebrannten Meerschwamms, der Schwammsteinchen, der Seetange wie der heilbronner Adelheidsquelle) ist. Das Jod wird entweder aufgepinselt oder das Jodkalium innerlich genommen oder als Jodlösung direct in die Drüsensubstanz eingespritzt. Erreichen die durch den K. hervorgerufenen Athembeschwerden einen bedrohlichen Grad, so sucht man entweder durch einen Einschnitt in die Cystenwand die Cyste zur Vereiterung und Schrumpfung zu bringen oder die ganze erkrankte Drüse auszuschälen; doch hat sich letzters Verfahren als eine sehr schwierige und gefahrvolle Operation erwiesen.

Krossen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, an der Mündung der Bober in die Oder und an der Märkisch-Posener Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts und eines Hauptsteueramts, hat ein altes Schloß, vier Kirchen und eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 6786 E., welche Messingwaaren, Taback und Oefen fabriciren und Obst und Wein bauen. Die ehemals bedeutende Tuchfabrikation, der Handel und die Schifffahrt sind zurückgegangen. K. war bis 1538 Hauptort eines niederschles. Fürstenthums und kam dann an Brandenburg. — Der Kreis K. zählt auf 1310 QKilom. (1875) 60,682 E.

Krösus, letzter König von Lydien, Sohn des Alyattes, dem er 571 (oder 567, 560, 556) v. Chr. in der Regierung folgte, machte sich die kleinasiat. Griechen zinspflichtig, dehnte sein Reich im Osten bis an den Halys aus und gewann theils durch diese Eroberungen, theils aus den Bergwerken und dem Goldsande des Paktolos so bedeutende Reichthümer, daß man mit dem Ausdrucke «Reichthümer des K.» später unermeßliche Schätze überhaupt bezeichnete. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen und empfand es der Sage nach einst sehr übel, daß der weise Solon (s. d.), der an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen. Bald aber sollte K. die Wahrheit dieses Ausspruchs in ihrer ganzen Stärke an sich selbst erfahren, denn sein geliebter Sohn Atys oder Attis wurde auf der Jagd durch Adrastos, den Sohn des Gordios, aus Versehen getödtet, sodaß ihm nur noch ein stummer Sohn übrigblieb, der freilich die Sprache später wieder erhielt. Dann aber wurde er von Cyrus, den er nach einer falschen Deutung des delphischen Orakelspruchs angegriffen hatte, geschlagen und nach der Eroberung von Sardes 542 v. Chr. gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verurtheilt. Eingedenk der Solon'schen Mahnung, rief er

Digitized by Google

dreimal «O Solon!» Cyrus, als er den Sinn dieses Ausrufs erfuhr, wurde davon so gerührt, daß er ihm Leben und Freiheit schenkte und ihn zum steten Begleiter und Rathgeber auf seinen Feldzügen wählte und außerordentlich mild behandelte. Sein Todesjahr ist zwar nicht bekannt, doch lebte er noch unter Kambyses (s. d.). K. soll 14 Jahre regiert haben. Der von diesem über ihn verhängten Todesstrafe, weil er ihm wegen seiner verkehrten Handlungen Vorwürfe gemacht hatte, entging er nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon einige den Vorfall mit Solon leugnen, andere die Verurtheilung zum Feuertode nicht erwähnen, so bleibt doch K. ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf irdische Güter. Zu beachten ist indeß, daß die Alten über lydische Könige verschiedene Berichte geben, daß namentlich weder die Folgereihe, noch die Chronologie feststehen und daß bisjetzt der Mangelhaftigkeit der Nachrichten durch keinerlei authentische Monumente abgeholfen ist.

Kröten (Bufones) nennt man eine Familie der schwanzlosen Amphibien (s. d.) oder Froschlurche, die sich von den Fröschen unterscheiden durch gänzlichen Mangel von Zähnen in beiden Kiefern und meist auch im Gaumen, den dicken, warzigen Körper, kürzere Hinterfüße, die nur zum Kriechen, kaum zum Springen dienen, und durch große längliche Drüsen an jeder Seite des Kopfs, welche eine milchige, nach neuern Versuchen giftige Feuchtigkeit ausschwitzen. Die Zunge ist oft angewachsen. Von den in Europa vorkommenden Arten ist die größte und bekannteste die gemeine K. (B. cinereus), auch Lork oder Feldkröte genannt, welche, durch häßliche Gestalt, unangenehme Färbung und widrige Ausdünstung gleich abschreckend, allgemein verabscheut wird. Sie ist unbeholfen, 8—10 Ctmt. lang, grau, braungrau oder grünlich, braun gefleckt und unten weißlich, mit linsenförmigen, etwas größern Warzen besetzt und hat wulstige Augenlider und große, nierenförmige Ohrdrüsen. Sie lebt einsam im Dunkeln, in alten Gartenmauern, Kellerwinkeln und sonst an schmuzigen Orten; das Wasser aber meidet sie, denn sie schwimmt sehr schlecht. Dem Verfolger spritzt das übrigens wehrlose Thier eine Flüssigkeit entgegen, welche, durchaus unschädlich, nur der wässerige Harn ist. Ihr eigentliches Vertheidigungsmittel ist aber der scharfe Saft, den sie aus den Poren ihrer häßlichen Haut hervortreibt, wenn sie ergriffen wird, und der an den mit seiner Haut überzogenen Stellen des Körpers durch seine Schärfe Entzündung erregt, weshalb auch Hunde eine gepackte K. sogleich wieder fallen lassen und längere Zeit schäumen. So häßlich die K. ist, so schön sind ihre Augen, die eine feuerfarbige Iris besitzen und wie Edelsteine glänzen. Sie ist der Zähmung fähig, wie mehrere Beispiele bewiesen haben. Daß sie Jahrhunderte, ja wol gar Jahrtausende in festen Felsen eingeschlossen leben könne, ist eine lächerliche Fabel; in Höhlen aber, in welche durch eine wenn auch nur kleine Oeffnung hinreichende Luft, Feuchtigkeit und vielleicht auch kleine Insekten eindringen können, kann eine K. viele Jahre leben. Durch Vertilgung einer Menge von Gartenschnecken, Insekten, Raupen u. dgl. nützt die K. und wird deshalb jetzt von einsichtigen Gärtnern gehegt. Die aus den im Wasser in Schnüren abgesetzten Eiern hervorkommenden Kaulquappen brauchen gegen acht Wochen, um alle Verwandlungsstufen zu durchlaufen. Die dann ausgebildeten jungen K. scheinen anfangs noch zusammenzuhalten und kommen nach einem warmen Regen scharenweise zum Vorschein, wodurch die Fabel vom Krötenregen entstanden ist. Die andere in Europa einheimische Art ist die Kreuzkröte oder Rohrkröte (B. calamita), von der Größe des braunen Frosches, olivenbraun mit schmuzig-rothgelben Warzen und mit einem gelben Rückenstreifen gezeichnet. Sie kann schnell laufen und mittels zweier knochiger Knötchen an der Unterseite der Vorderpfoten an den Wänden hinaufklettern. Sie findet sich nicht selten in Kellern, altem Gemäuer und hält sich zur Laichzeit in dem Rohre flacher Teiche auf. Das Männchen, welches einen ausdehnbaren Kehlsack besitzt, schreit fast wie ein Laubfrosch. Diese K. verbreitet einen höchst widrigen Geruch durch den aus den Hautdrüsen reichlich herausdringenden Saft. Einige bei uns vorkommende Lurche, die man gewöhnlich K. zu nennen pflegt wegen ihrer warzigen Haut, gehören vielmehr der Zähne wegen zu den Fröschen (s. d.) und bilden besondere Gattungen, wie die Geburtshelferkröte (Alytes), die Knoblauchskröte oder der Krötenfrosch (Pelobates) und die Feuerkröte oder Unke (s. d.).

Krotoschin (poln. Krotoszyn), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk und 90 Kilom. im Südsüdosten von Posen, 7 Kilom. von der schles. Grenze und an der Oels-Gnesener Eisenbahn, hat eine evang. und drei kath. Kirchen, zwei Synagogen, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, zwei Buchdruckereien und zählt (1875) 8034 E., die Leinweberei, Färberei, Kürschnerei betreiben, auch einen lebhaften Woll- und Getreidehandel unterhalten. Die Stadt ist der Hauptsitz des Mediat-Fürstenthums K., welches dem Fürsten Thurn und Taxis 1819 von Preußen für die Abtretung des Reichspostmonopols in den am rechten Rheinufer neuerworbenen

Digitized by Google

Landen überlassen wurde. Es besteht aus den Domänenämtern Adelnau, Orpiszewo und Rozdrazewo und wurde 1849 mit den Rechten der freien schles. Standesherrschaften ausgestattet. — Der Kreis K. zählt auf 954 QKilom. (1875) 67,262 E.

Krüdener (Juliane, Freifrau von), eine durch ihren Pietismus bekannte Schriftstellerin, geb. zu Riga 21. Nov. 1764, erhielt im Hause ihres Vaters, des Geheimraths Baron von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Livland, eine sorgfältige Erziehung. In ihrem 16. Jahre vermählte man die durch Anmuth und Geist Aufsehen erregende Jungfrau mit dem Freiherrn von K. (geb. 1744), welchem sie nach Kopenhagen und dann nach Venedig folgte, wo er als russ. Gesandter mehrere Jahre lebte. Doch war diese Ehe nicht glücklich und wurde getrennt, worauf sie seit 1791 abwechselnd in Riga, Paris und Petersburg lebte. Durch den Roman «Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G.» (2 Bde., Par. 1804; neue Aufl. 1855; deutsch, Lpz. 1804 u. Hamb. 1804), worin sie ein sie selbst betreffendes Verhältniß schilderte, erwarb sie sich einen Ruf als Schriftstellerin. Im J. 1806 befand sie sich in der Umgebung der Königin Luise von Preußen. Schon damals fühlte sie sich zu dem Pietismus der Brüdergemeine hingezogen. Später begab sie sich wieder nach Paris, 1812 nach Genf und 1813 nach Deutschland, wo sie in Karlsruhe viel mit Jung-Stilling (s. d.) verkehrte. Von jetzt an glaubte sie sich berufen, den Armen das Evangelium zu predigen. Im Sommer 1814 wurde sie durch Vermittelung ihrer Freundin, der Hofdame Roxandra Stourdza, dem damals in Heidelberg weilenden russ. Hofe vorgestellt; ihre Prophezeiungen und Bußpredigten machten auf den Kaiser Alexander I. so großen Eindruck, daß dieser sie aufforderte, ihm nach Paris zu folgen, wo sie längere Zeit im Verkehr mit vielen hervorragenden Männern lebte und von der vornehmen Welt besuchte Andachtsstunden hielt. Das Fest, das die russ. Heere in den Ebenen von Châlons feierten, beschrieb sie unter dem Titel «Le camp de Vertus» (Par. 1815). In Basel, wohin sie sich 1815 begab, schloß sich ihr Empataz (s. Momiers), ein junger Geistlicher aus Genf, an. Weil sie aber durch ihre Erbauungsstunden Mishelligkeiten in den Familien hervorrief, mußte sie die Stadt bald verlassen. Ebenso ging es ihr an andern Orten. Endlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt, wurde sie, da weder Oesterreich noch Frankreich ihr den Eintritt gestatteten, über Leipzig unter polizeilicher Bedeckung 1818 über die russ. Grenze gebracht. Sie begab sich nach Riga und ging später in die Krim, wo sie eine Colonie in ihrem Sinne gründen wollte, aber 25. Dec. 1824 zu Karassubasar starb. Vgl. Brescius und Seiler, «Beiträge zu einer Charakteristik der Frau von K.» (Berl. 1818); Eynard, «Vie de Madame de K.» (2 Bde., Par. 1849); Capefigue, «La baronne de K. et l'empereur Alexandre Ier» (Par. 1866).

Krug (Wilh. Traugott), vielseitiger philos. und polit. Schriftsteller, geb. 22. Juni 1770 zu Radis bei Gräfenhainchen in der preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung zu Schulpforta und bezog dann 1788 die Universität Wittenberg. Nachdem er noch 1792 Jena und 1794 Göttingen besucht, habilitirte er sich 1794 zu Wittenberg bei der philos. Facultät, erhielt aber keine Professur, weil er als Verfasser der «Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion» (Jena u. Lpz. 1795) bekannt wurde. Desto fruchtbarer war seine literarische Thätigkeit, indem er 1796—1801 eine Reihe zum Theil sehr wirksamer philos. Schriften veröffentlichte, wie «Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften», «Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste», «Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, polit. und religiösen Cultur des Menschen», «Aphorismen zur Philosophie des Rechts», denen er später die «Naturrechtlichen Abhandlungen» (Lpz. 1811) als zweiten Band hinzufügte; ferner «Briefe über die Wissenschaftslehre» (Jena 1800), «Briefe über den neuesten Idealismus» (Lpz. 1801) und «Entwurf eines neuen Organon der Philosophie». Im J. 1801 folgte er dem Rufe als außerord. Professor der Philosophie an die Universität zu Frankfurt a. O. Hier veröffentlichte er unter anderm sein Hauptwerk, die «Fundamentalphilosophie» (Züllich. u. Freist. 1803; 3. Aufl., Lpz. 1827), in welchem er das in dem Entwurf des neuen Organon unter dem Namen des transscendentalen Synthetismus aufgestellte System der Philosophie darzustellen begann. Dieses System, das aus Kant's Kriticismus abgeleitet war, war ein Vermittelungsversuch zwischen Idealismus und Realismus und leistete durch seine Popularität dem philos. Bedürfniß jener Zeit ein Genüge. Nach Kant's Tode ging K. 1804 als ord. Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg. Hier begann er die Herausgabe seines «System der theoretischen Philosophie» (3 Bde., Königsb. 1806—10; Bd. 1, 4. Aufl. 1833; Bd. 2, 3. Aufl. 1830; Bd. 3, 2. Aufl. 1823). Seine literarische Thätigkeit wurde indeß dadurch unterbrochen, daß ihm der hohe Rath des Tugendbundes die

Function eines Obercensors übertrug. Im J. 1809 folgte K. dem Rufe als ord. Professor der Philosophie nach Leipzig. Ergriffen von der patriotischen Begeisterung des J. 1813, schloß er sich den reitenden Jägern des sächs. Banners an. Nach Beendigung des Feldzugs ließ er einen «Encyklopäd. Abriß der Kriegswissenschaften» (Lpz. 1815) erscheinen. An allem, was die Zeit bewegte, Antheil nehmend, erklärte sich K. in Flugschriften über die wichtigsten Zeitgegenstände, redigirte den ersten Band der von dem Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig begründeten politisch-literarischen Zeitschrift «Hermes» (1819) und war bis 1831 ein Vorkämpfer des deutschen Liberalismus. Im J. 1833 nahm er als Deputirter an dem ersten constitutionellen Landtage Sachsens theil. Weil er sich der Regierung misfällig gemacht, wurde er 1834 pensionirt, hielt aber seine philos. Vorlesungen bis zu seinem Tode fort. Er starb 13. Jan. 1842. Von K.'s zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: «Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit» (Lpz. 1823), «Dikäopolitik, oder neueste Restauration des Staats mittels des Rechtsgesetzes» (Lpz. 1824), «Das Kirchenrecht, nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt» (Lpz. 1826), «Allgemeines Handwörterbuch der philos. Wissenschaften» (4 Bde., Lpz. 1827—28; 5. Bd., 1829—34; 2. Aufl. 1832—34). Seine meist sehr zeitgemäßen kleinern Schriften hat er selbst («Gesammelte Schriften», 2 Bde., Braunschw., dann Lpz. 1830—41) herausgegeben. Vgl. seine Selbstbiographie: «Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1842), mit dem Nachtrag: «Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830» (Lpz. 1831).

Krüger (Franz), ausgezeichneter Porträt- und Pferdemaler, geb. 3. Sept. 1797 in Radegast bei Köthen als Sohn eines Amtmanns, war in seiner Kunst Autodidakt von Anfang an und studirte bei großer Vorliebe für Pferde, Hunde und Weidwerk vor allem die Natur. Begünstigt wurde er hierbei, indem es ihm gelang, zu den fürstl. Marställen Zutritt zu erlangen und an den fürstl. Jagden theilzunehmen. Erst spät begann K. in Oel zu malen, gelangte aber alsbald zu großer Virtuosität. Er malte Kriegs- und Jagdscenen, Pferdeställe (man nannte ihn daher den Pferde-K.), Porträts, besonders Fürsten mit ihrem Gefolge zu Pferde in Lebensgröße, sodann Haupt- und Staatsactionen, wie eine große preuß. Parade mit mehr als 100 wohlgetroffenen Bildnissen, die Darstellung der Huldigung im J. 1840 (im königl. Schlosse zu Berlin). Diese Bilder erheben sich in das Gebiet histor. Gemälde. An den hannov. und öfter an den petersburger Hof gerufen, führte er an beiden Höfen die Bildnisse der Herrscherfamilien und andere Porträts aus. Als Mitglied der berliner Akademie, Professor an derselben und preuß. Hofmaler starb er zu Berlin 21. Jan. 1857.

Krukowiecki (Joh., Graf), poln. General, geb. um 1770, diente zuerst im poln. Heere und kämpfte dann in der franz. Kriegsepoche mit Auszeichnung im österr. Heere, war 1796 Adjutant Wurmser's und trat 1806 in den Dienst des Großherzogs von Warschau. Im J. 1813 wurde er General. Später diente er als solcher in der poln. Armee unter dem Großfürsten Konstantin. Als 1830 die Revolution in Warschau ausbrach, führte K. als General der Infanterie eine Division, wurde zum Generalgouverneur von Warschau ernannt und erwarb sich als solcher durch strenge Handhabung der Ordnung und schnelle Befestigung der Hauptstadt Verdienste, doch kein Vertrauen. Als er nach der Schlacht bei Ostrolenka den Oberbefehlshaber Skrzynecki beleidigte, mußte er seine Stelle niederlegen und trat an die Spitze des radicalen Patriotischen Vereins. Nach den warschauer Blutscenen vom 15. Aug. 1831, zu denen K. nicht wenig beigetragen zu haben scheint, bemächtigte er sich des militärischen Oberbefehls in Warschau. Sein Ansehen wuchs, je mehr das seiner Gegner, Skrzynecki und Dembinski, abnahm; er wurde der Mann des Tags und 17. Aug. von den Landboten zum Präsidenten der Nationalregierung erwählt. Als Paskewitsch Warschau angriff, organisirte K. die Vertheidigung in sehr unvollkommener Weise und unterzeichnete nach einer Unterredung mit Paskewitsch infolge des Kampfs vom 6. Sept. (Wola) die Capitulation der Hauptstadt. K. wurde nach Kasan verbannt. Später gestattete man ihm die Rückkehr nach Polen, wo er 1850 zu Warschau starb.

Krummacher (Friedr. Adolf), bekannt durch seine Parabeln und andere Dichtungen, geb. 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, war eine Zeit lang Rector zu Meurs, dann Professor der Theologie an der Universität zu Duisburg und übernahm 1807 die Stelle eines reform. Predigers zu Krefeld, die er aber alsbald mit der Landpredigerstelle zu Kettwig in Westfalen vertauschte. Im J. 1819 folgte er dem Rufe als Consistorialrath, Hofprediger und Superintendent nach Bernburg und 1824 ging er nach Bremen. Dem Hymnus «Die Liebe» (Wesel 1801), worin er seine Lebensansicht niederlegte, ließ er «Parabeln» (zuerst Duisb. 1805; 9. Aufl., Essen 1876) folgen, die, in der höhern Bedeutung der hebr. Parabel, aus der

Digitized by Google

niedern Sphäre des Sinnlichen zur Anschauung des Uebersinnlichen erheben sollen. K. fand in dieser Dichtungsform zahlreiche Nachahmer, von denen ihn aber wenige in der sinnigen Auffassung der Natur und des Menschenlebens erreicht haben. Den Parabeln ließ er andere Erzeugnisse in allegorisch-didaktischer Form folgen, wie «Apologen und Paramythien» (Duisb. 1810) und das «Festbüchlein, eine Schrift fürs Volk» (zuerst 2 Bdchn., Duisb. 1810). Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: «Bibelkatechismus» (14. Aufl., Essen 1875), «Leiden, Sterben und Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi. Zwölf Bilder von H. Goltzius gestochen, Anno 1598» (Berl. 1817), «Katechismus der christl. Lehre» (Essen 1821 u. öfter), «St.-Ansgar. Die alte und die neue Zeit» (Brem. 1828), «Der Hauptmann Cornelius» (Brem. 1829), «Das Leben des heil. Johannes» (Essen 1833), «Das Täubchen» (4. Aufl., Düsselthal 1859). K. starb im Ruhestande 14. April 1845. Vgl. Möller, «Friedrich Adolf K. und seine Freunde» (Bonn 1849). — Gottfried Daniel K., des Vorigen Bruder, geb. zu Tecklenburg 1. April 1774, studirte in Duisburg, wurde 1798 Pfarrer zu Baerl, 1801 zu Wulfrath und 1816 reform. Prediger zu Elberfeld, wo er als das Haupt der pietistischen Partei im Wupperthale viele Anfeindungen zu erdulden hatte. Er starb 30. Jan. 1837. Von seinen zahlreichen Predigten sind zu erwähnen: «Die Wanderungen Israels durch die Wüsten nach Kanaan» (3. Aufl., 2 Thle., Elberf. 1850—51), die «Hauspostille» (Meurs 1835; neue Aufl., Wesel 1871) und «Tägliches Manna» (9. Aufl., Köln 1874). — Friedrich Wilhelm K., der Sohn des Parabeldichters, geb. 1796 zu Duisburg, machte sich als Prediger im Wupperthale durch strenge Orthodoxie und zahlreiche in dieser Richtung gehaltene Predigten, sodann durch seine Polemik gegen Wegscheider, den er denuncirte, und gegen andere Vertreter des Rationalismus, endlich seit 1840 in Bremen durch Zelotismus verhaßt. Im J. 1843 ging er als Prediger der reform. Gemeinden nach Neuyork, kehrte aber bald nach Elberfeld zurück, von wo er 1847 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche nach Berlin berufen wurde. Seit 1853 fungirte er als Hofprediger zu Potsdam, wo er 10. Dec. 1868 starb. Unter K.'s Schriften sind hervorzuheben: «Elias der Thisbiter, nach seinem äußern und innern Leben dargestellt» (6. Aufl., Köln 1874) und «Elisa» (2 Bdchn., Elberf. 1837—41; 2. Aufl. 1844—45). Sonst veröffentlichte er noch: «Kirchliche Lehrstimmen» (2 Bde., Elberf. 1846), «Die Sabbatglocke» (12 Bde., Berl. 1851—58), «Salomo und Sulamith» (9. Aufl., Köln 1875). Nach seinem Tode erschien seine «Selbstbiographie» (Köln 1869) und «Lieder im höhern Chor» (gesammelt und herausg. von Adolf Krummacher, Köln 1871).

Krummstab (Bischofstab, Hirtenstab, virga pastoralis, pedum), schon in der frühesten christl. Zeit ein Hauptabzeichen der bischöfl. Würde. Anfänglich sehr einfach aus einem oben zu einem Haken gekrümmten und unten zugespitzten Stabe bestehend, ward er bald aus edler Holzart angefertigt und mit goldenen und silbernen Ornamenten beschlagen. Später ward er häufig ganz aus edlem Metall gestaltet. Besonders reich entwickelte sich seit der goth. Zeit die Krümmung (incurvatura) mit heiligen oder symbolischen Figuren und Blattwerk. Auch Aebte führten einen K. Der Stab mit dem zweifachen Kreuze gebührt nur dem Papste. Wenn der Cardinal einen Stab führt, so pflegt dieser oben ein einfaches Kreuz zu haben. Bei den griech. Bischöfen ist derselbe entweder ebenso, oder mit einem Kreuze oder zuweilen mit zwei in Gestalt eines T nach beiden Seiten hin sich krümmenden Schlangen. Vgl. Schmid, «De baculo pastorali» (Helmst. 1726); K. Lind, «Ueber den K.» (Wien 1863); Fr. Bock, «Geschichte der liturgischen Gewänder» (Bd. 2, Bonn 1866).

Krümper hießen anfangs im Volksmunde die Neuausgehobenen, welche nach Scharnhorst's Idee 1808—12 in rascher Folge in die preuß. Armee eingestellt wurden, um nach kurzer Ausbildungszeit wieder entlassen zu werden und andern Platz zu machen. Hierdurch wurde es möglich, trotz der Bestimmung des Tilsiter Friedens, nach welcher die Armee nur 42,000 Mann stark sein durfte, eine waffengeübte Reserve zu schaffen, mittels welcher 1813 die Linientruppen sofort bedeutend vermehrt werden konnten. Später ging der Name auch in weitere Kreise über, indem man das Scharnhorst'sche System als Krümpersystem bezeichnete, mit dem freilich das erst 1813 entstandene Landwehrsystem nicht zu verwechseln ist. — Krümperpferde sind in der preuß. Armee außeretatsmäßige Pferde, welche durchgekrümpert werden müssen, d. h. für welche keine Rationen empfangen werden dürfen und welche zur Anfuhr von Fourrage, Lebensmitteln, Sand für die Reitbahnen und ähnliche Nebendienste verwendet werden.

Krupp (Alfred), einer der verdientesten deutschen Industriellen, geb. 11. April 1810 zu Essen, wo sein Vater, Friedrich K. (geb. 1787, gest. 8. Oct. 1826), 1810 eine kleine Gußstahlfabrik mit nur zwei Arbeitern errichtet hatte. Dieselbe wurde nach dem Tode des Vaters

von dessen Witwe in Gemeinschaft mit den Söhnen fortgeführt, indem die Leitung des Geschäfts dem ältesten Sohne Alfred anvertraut ward, welcher dann auch, als er 1848 alleiniger Inhaber der Fabrik wurde, die Firma Friedrich Krupp beibehielt und diese zu der bedeutendsten Gußstahlfabrik der Welt erhob. Nach langjährigen Versuchen und Bemühungen war es ihm gelungen, den Gußstahl in größern Blöcken herzustellen, sodaß derselbe auf der ersten Weltausstellung zu London 1851 bereits einen Gußstahlblock von 45 Ctr. vorlegen konnte, während bis dahin ein solcher von 20 Ctr. schon als etwas Außerordentliches galt. Für die Verwendbarkeit des Stahls waren hiermit ganz neue Bahnen eröffnet. Von den bedeutenden Fortschritten, die K. selbst auf diesem Gebiete der Industrie machte, legten bereits die Ausstellungen zu München (1854) und Paris (1855), in noch höherm Grade aber die Weltausstellungen zu London (1862), zu Paris (1867), zu Wien (1873) und zu Philadelphia (1876) glänzendes Zeugniß ab. Die K.'sche Gußstahlfabrik, welche einen Flächenraum von etwa 500 Hekt. bedeckt, beschäftigte 1876 allein 10,600 Arbeiter (ohne die etwa 5000 Arbeiter auf den der Firma gehörenden Berg- und Hüttenwerken) und enthält 250 Schmelzöfen, 390 Glühöfen, 161 Wärmöfen, 115 Schweiß- und Puddelöfen, 33 Cupol- und Flammöfen, 160 diverse Oefen, 275 Coksöfen, 264 Schmiedeessen, 298 Dampfkessel, 77 Dampfhämmer, 18 Walzentrains, 294 Dampfmaschinen, 1063 Werkzeugmaschinen und verbrauchte 612,000 Tonnen Kohlen und Coks und 7,300,000 Kbmt. Leuchtgas in 20,432 Brennern. Zur Vermittelung des Verkehrs im Etablissement, welches Schienenanschluß an die Köln-Mindener, Bergisch-Märkische und Rheinische Eisenbahn hat, dienen 39 Kilom. normalspurige und 18 Kilom. schmalspurige Eisenbahnen. Ferner sind für das Etablissement ein eigenes chem. Laboratorium, ein photographisches und lithographisches Atelier, eine Buchdruckerei (zwei Schnell- und vier Handpressen) und eine Buchbinderei eingerichtet. Die Fabrikation umfaßt: Achsen, Radreife, Räder, Herzstücke für Eisenbahnen, Schienen und Federn für Eisenbahnen und Gruben, Achsen für Dampfschiffe, Maschinentheile, Kesselbleche, Walzen, Federstahl, Werkzeugstahl, Kanonen, Laffeten, Geschosse u. s. w.; die größten der von K. gefertigten Geschütze werfen Geschosse von 550 Kilogr. Das K.'sche Geschützsystem basirt auf Hinterladung; seine Eigenart besteht in der Darstellung des geeigneten starken, zähen, reinen Metalls und in der Construction. Beide Factoren vereint, verleihen den Geschützen Dauerhaftigkeit und Wirksamkeit im höchsten Maße. An Gußstahlkanonen lieferte K. nach allen Theilen der Erde bis 1876 über 15,000 Stück, meistens mit Laffeten, Zubehör und Munition. Nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 wurde die deutsche Armee mit einem von K. neuerfundenen Feldgeschütze vollständig ausgerüstet, wie auch die deutschen Küsten und Festungen vorzugsweise mit K.'schen Geschützen bis zu den größten Kalibern armirt sind. Eine seiner neuesten patentirten Erfindungen ist die Panzerkanone, für Küsten, Festungen und Schiffe bestimmt. Auch besitzt die Firma zu ballistischen Versuchen einen großen Schießplatz von 7,5 Kilom. Länge in der Nähe von Dülmen in Westfalen. Ferner gehören der Firma großartige Berg- und Hüttenwerke, welche in 14 Hohöfen monatlich über 10 Mill. Kilogr. Roheisen liefern. Endlich besitzt die Firma noch bedeutende Concessionen vorzüglicher Eisenlager in Nordspanien und für den Transport der Erze aus diesen Gruben nach Deutschland vier eigene Dampfschiffe von je 1700 Tonnen Gehalt.

Kruschewatz (türk. Aladscha-Hissar), Kreisstadt in Serbien, südlich von der serb. Morawa, am Flusse Rasina gelegen, mit (1875) 4270 E., ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein Untergymnasium, eine alte Kirche und Ruinen einer Burg.

Kruse (Friedr. Karl Herm.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 21. Juli 1790 zu Oldenburg, machte seit 1810 seine Studien zu Leipzig und ging 1816 als Inspector der Ritterakademie nach Liegnitz. Bald darauf folgte er einem Rufe an das Magdalenengymnasium nach Breslau, wo er unter anderm die Schrift «Budorgis, oder das alte Schlesien vor Einführung der christl. Religion» (Dresd. 1819) verfaßte. Die Fortsetzung seiner altgeogr. Untersuchungen gab er in seinem «Archiv für alte Geschichte, Geographie und Alterthümer» (3 Hefte, Bresl. u. Lpz. 1821—23) heraus. Im J. 1821 ward K. als außerord. Professor der Geschichte und Geographie nach Halle berufen, wo er seit 1823 als Secretär des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung vaterländischer Alterthümer große Thätigkeit entwickelte und für denselben «Deutsche Alterthümer» (4 Bde., Halle 1824—28) herausgab, denen die «Tabula Germaniae, imprimis secundum Tacitum et Ptolemaeum» (Lpz. 1823) vorausgegangen war. Seinen literarischen Ruf begründete K. aber vor allem durch sein Werk «Hellas» (3 Bde., Lpz. 1825—27), welches 1828 seine Berufung zum ord. Professor der allgemeinen und russ. Geschichte an der Universität zu Dorpat veranlaßte. Nachdem er sich hier einige Jahre mit

Digitized by Google

dem Studium der altslaw. und russ. Sprache beschäftigt, begann er, großentheils in Zeitschriften, seine Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der ältern russ. Geschichte, zu veröffentlichen. Zugleich stiftete er mit mehrern Freunden zu Dorpat, Riga und Reval historische und Alterthumsvereine. Von 1838—39 mit einer histor. Untersuchung der Ostseeprovinzen beauftragt, bearbeitete er die reichen Ergebnisse derselben in «Anastasis der Waräger» (Reval 1841), den «Necrolivonica» (Dorp. 1842) und der «Urgeschichte der Ostseeprovinzen» (Mosk. 1846). Den Schlußstein seiner Untersuchungen über die ältere russ. Geschichte bildet das «Chronicon Nortmannorum» (Dorp. 1850). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte K. in Deutschland und starb 23. Aug. 1866 zu Gohlis bei Leipzig. Kurz vor seinem Tode hatte er noch den «Allgemeinen biographisch-histor. Festkalender» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1866) veröffentlicht. Nach seinem Tode gab Moltke aus K.'s Nachlaß das «Histor.-biographische Gedenkbuch» (Lpz. 1867) heraus. — Sein Vater, Karsten K., auch verdient als Geschichtsforscher, geb. 9. Aug. 1753 zu Hiddigwarden im Großherzogthum Oldenburg, seit 1812 Professor der histor. Hülfswissenschaften zu Leipzig, starb daselbst 4. Jan. 1827. Sein Hauptwerk ist der «Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europ. Länder und Staaten» (4 Hefte, Lpz. 1804—12; 6. Aufl., bearbeitet von seinem Sohne, 1841).

Kruse (Heinr.), dramatischer Dichter und publicistischer Schriftsteller, geb. 15. Dec. 1815 zu Stralsund, studirte 1833—37 in Bonn und Berlin Philologie, lebte 1837—44 größtentheils im Auslande, hauptsächlich in England, war 1844—47 Gymnasiallehrer in Minden, 1847—48 Mitredacteur der «Kölnischen Zeitung», 1848—49 Redacteur der «Deutschen Zeitung» in Frankfurt a. M., 1849 Mitredacteur, 1855 Chefredacteur der «Kölnischen Zeitung» und lebt seit 1872 als Vertreter dieses Blattes in Berlin. Nachdem hin und wieder kleine poetische Arbeiten, Seegeschichten u. s. w. von ihm erschienen und beifällig aufgenommen waren, machte er sich neuerdings als dramatischer Dichter einen Namen. Seinem Erstlingsdrama «Die Gräfin» (Lpz. 1868; 4. Aufl. 1873) folgte 1870 «Wullenwever» (2. Aufl. 1871), 1870 «König Erich» (2. Aufl. 1873), 1872 «Moritz von Sachsen», 1874 «Brutus», 1876 «Marino Faliero». K.'s dramatische Vorzüge bestehen in einem knappen, kernigen Dialog und einer meist scharf ausgeprägten Charakteristik der Personen. Gegenüber den auf möglichste Beschränkung des Scenenwechsels im Drama gerichteten Bestrebungen, welche in neuerer Zeit von vielen Seiten wieder geltend gemacht worden sind, vertritt K., da bei Vermeidung des Scenenwechsels die Handlung nothgedrungen fast ganz hinter die Scene verlegt werden muß, in seinen Stücken im Anschluß an Shakspeare die Mannichfaltigkeit des Scenenwechsels.

Krusenstern (Adam Joh. von), ausgezeichneter russ. Seemann und Reisender, geb. 19. Nov. 1770 zu Haggud in Estland, erhielt seine Bildung im Seecadettencorps zu Kronstadt, diente im Kriege von 1793 auf der brit. Flotte und war 1798—99 auf einem brit. Chinafahrer in Indien und Kanton. Bereits Ende 1799 reichte er einen Plan zur Verwandlung des Passivhandels der Russisch-Amerikanischen Compagnie mit Pelzwerk in einen Activhandel dem petersburger Hofe ein, ohne indeß bei Paul I. Gehör und Unterstützung zu finden. Kaum aber hatte Alexander I. den Thron bestiegen, als dieser jene Idee lebhaft aufnahm und K. selbst mit einer wissenschaftlich-mercantilischen Expedition beauftragte, die den doppelten Zweck haben sollte, die den Russen zugehörende Nordwestküste Amerikas näher zu untersuchen und die mit den Japanesen abgebrochenen Handelsverbindungen aufs neue anzuknüpfen. Zwei Schiffe wurden zu seiner Verfügung gestellt, und 7. Aug. 1803 segelte er aus dem Hafen von Kronstadt ab, wo er 19. Aug. 1806, ohne auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben, wieder landete. Die Erfolge übertrafen alle Erwartungen, und wenn auch die Anknüpfung neuer Handelsverbindungen mit Japan mislang, so war doch diese erste russ. Weltumsegelung durch verschiedene neue Entdeckungen und die genaue Aufnahme und Erforschung früher wenig bekannter Länder, wie der neuen Marquesas- oder Washingtoninseln, besonders Nukahiwas, ferner der Meerenge von Sangar, der Westküste der Insel Jeso, der Straße Lapeyrouse, der Küste der Insel Sachalin und der nördl. Kurilen, eine der ergebnißreichsten der neuern Reisen. Ebenso lieferte die Expedition manche Berichtigung der nautischen Geographie. Die Resultate dieser Reise legte K. nieder in seinem gediegenen Werke «Reise um die Welt 1803—6» (3 Bde., Petersb. 1810—12, mit einem Atlas von 104 Tafeln), das bald darauf in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt wurde. Denselben Gegenstand behandelten die Werke von Lisjanskoi (2 Bde., Petersb. 1810—13; deutsch von Pansner), Georg von Langsdorff (2 Bde., Frankf. 1812, mit Kupfern) und Tilesius (Petersb. u. Lpz. 1813). Von den spätern Arbeiten K.'s sind die «Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane» (Lpz. 1819), der «Atlas de l'océan paci-

Digitized by Google

fique» (2 Bde., Petersb. 1824—27), der «Recueil de mémoires hydrographiques» (2 Bde., Petersb. 1824—27) und die «Suppléments au recueil de mémoires hydrographiques» (Petersb. 1835) wichtig. Seit 1826 Contreadmiral, bekleidete K. 1827—42 die Stelle eines Directors des Seecadettencorps und rückte unterdessen 1829 zum Viceadmiral und 1841 zum wirklichen Admiral auf. Er starb 24. Aug. 1846 auf seinem Landgute Aß in Estland. Im J. 1876 ist ihm in Petersburg ein Denkmal errichtet worden. — Paul von K., russ. Contreadmiral, Sohn des Vorigen, hat sich durch seine 1843 unternommene Expedition nach der Petschora bekannt gemacht, welche er in den «Wissenschaftlichen Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland» (Petersb. 1846) schilderte.

Krustenthiere oder **Krebsthiere** (Crustacea) nennt man die nächst den Insekten zahlreichste Klasse der Gliederthiere, welche, mit nur wenigen Ausnahmen, im Wasser sich aufhält und offenbar die niederste Stufe der Gliederthiere überhaupt darstellt. Ihr wesentliches Unterscheidungszeichen besteht in der Existenz von meist zwei Fühlerpaaren, mehrfachen Kaufüßen, meist zusammengesetzten Augen und Gliedmaßen an dem Hinterleibe, der bei Insekten und Spinnenthieren keine Füße trägt. Der Körper besteht nur selten aus drei getrennten Abtheilungen, meist sind Brust und Kopf zu einem einzigen Stücke, der Kopfbrust (Cephalothorax) verschmolzen. Die dem Munde genäherten Gliedmaßen (Kieferfüße oder Kaufüße) zeigen die größte Veränderlichkeit. Bei einigen schmarotzenden Gattungen verschwinden die in der Jugend vorhandenen Gliedmaßen entweder vollständig oder werden zu Klammern und Klauen umgewandelt. Die Haut ist meistens zu einem festen Panzer erstarrt; die Athmung geschieht gewöhnlich durch Kiemen oder durch die Haut, bei einigen Asseln durch verzweigte Luftsäcke. Die zusammengesetzten Augen stehen häufig auf Stielen. Nur eine Ordnung, die Rankenfüßer, sind Zwitter, alle übrigen getrennten Geschlechts. Bei den meisten findet eine sehr auffallende Metamorphose durch verschiedene Larvenzustände hindurch statt, und oft gleichen die Larven den ausgewachsenen Thieren so wenig, daß man sie früher besondern Ordnungen und Gattungen zuwies. K. leben in allen Gewässern und unter allen Zonen, häufig in ungemein großen Mengen; viele sind vortreffliche Schwimmer, andere bewegen sich laufend oder springend. Die niedersten Formen sind Schmarotzer oder an den Boden geheftet im reifern Alter. Bei der Menge der Uebergangsformen hat man stets große Schwierigkeiten für die systematische Eintheilung gefunden. Jetzt unterscheidet man gewöhnlich folgende Ordnungen: Eigentliche Krebse oder Zehnfüßer (Decapoda), wozu die langschwänzigen Krebse und kurzschwänzigen Krabben gehören; Mundfüßer (Stomapoda), worunter die Heuschreckenkrebse (Squilla); Flohkrebse (Amphipoda), darunter der Flohkrebs (Gammarus) unserer Bäche; Asseln (Isopoda), zu welchen die Kellerasseln gehören; Kahlfüßer (Laemodipoda) mit verkümmertem Hinterleibe; Schildkrebse (Poecilopoda), die der Molukkenkrebs (Limulus) repräsentirt; Blattfüßer (Phyllopoda), zu denen die Kiemenfüßler (Branchipoda), Kiefenfüße (Apus) und die Schalenkrebse (Limnadia) gehören, mit der Unterordnung der Wasserflöhe (Cladocera); Muschelkrebse (Ostracoda); Krebsflöhe (Copepoda), meist fast mikroskopisch; Schmarotzerkrebse (Parasita), fast alle an Fischen oder größern K. schmarotzend; Rankenfüßer (Cirrhipedia), die festsitzenden Entenmuscheln (Lepas) und Seepocken (Balanus). Vgl. Milne-Edwards, «Histoire naturelle des crustacés» (3 Bde., Par. 1834—41).

Krylow (Iwan Andrejewitsch), berühmter russ. Fabeldichter, geb. 13. Febr. 1768 zu Moskau als der Sohn eines armen Armeeoffiziers, erhielt seinen ersten Unterricht zu Twer von seiner Mutter und schrieb in seinem 16. Jahre die Oper «Die Kaffeeweissagerin», die ihm Gönner erwarb, welche ihm 1785 eine Stelle beim petersburger Kameralgericht verschafften. Im J. 1786 vollendete er eine Tragödie, «Philomela». Nachdem er 1788 seine Mutter verloren, ward er im Cabinet der Kaiserin angestellt, nahm jedoch zwei Jahre später den Abschied, um sich literarischen Unternehmungen zu widmen. Seit 1789 gab er ein Journal, «Die Geisterpost», seit 1792 den «Zuschauer» und noch in demselben Jahre statt des letztern den «Petersburger Mercur» heraus, den er ebenfalls bald wieder aufgab. Er schrieb nun mit Eifer Lustspiele in Prosa, wie «Die tolle Familie» (1793), «Die Muthwilligen» und «Der Dichter im Vorzimmer» (1794), durch die er die Aufmerksamkeit Katharina's auf sich lenkte. Nach deren Tode gerieth er in bedrängte Umstände, aus denen ihn der Fürst Galizyn befreite, welcher ihn 1801 als Secretär mit sich nach Riga nahm. Sehr bald verließ er indeß seinen Posten, hielt sich eine Zeit lang auf den Gütern Galizyn's in Saratow auf und wandte sich 1806 über Moskau nach Petersburg, wo er die beliebten Lustspiele «Der Modeladen» und «Eine Lehre für Töchter» (1807) auf die Bühne brachte und sich endlich, durch Dmitriew

Digitized by Google

Ausnahmen, die Pflicht zur Führung des Ergänzungsbuches, die Art der Führung und ausnahmsweise Befreiung von der Führung, Einsicht in das Ergänzungsbuch, Verfahren bei Einsprüchen gegen Eintragungen, Berichtigung des Ergänzungsbuches

lichen Denunciationen wurde endlich auch Kurfürst August von Sachsen mistrauisch gegen sie und verlangte 1571 von seinen Theologen ein unzweideutiges Bekenntniß zur luth. Abendmahlslehre. Da dasselbe nach dem Urtheile der strengen Lutheraner ungenügend ausfiel, ließ nun der Kurfürst mehrere Artikel auf einem Convente zu Torgau 1574 den wittenberger Theologen und ihren Anhängern zur Unterschrift vorlegen und strafte die sich Weigernden mit Gefängniß und Entsetzung. Er ließ 1580 nochmals in der Concordienformel (s. d.) eine Lehrnorm aufsetzen, zu welcher alle Prediger durch Unterschrift sich bekennen mußten. Nach seinem Tode (1586) kamen die Anhänger Melanchthon's unter dem Kanzler des jungen Kurfürsten Christian I., Nikolaus Crell (s. d.), noch einmal empor und strebten jetzt offen eine Vereinigung mit den Calviniſten an. Da aber Christian I. schon 1591 starb und während seines Sohnes, Christian's II., Minderjährigkeit der strengluth. Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar die Regierung führte, so wurden gegen die K. die härtesten Maßregeln ergriffen, ihre angesehensten Führer gefänglich eingezogen, alle Prediger, welche nicht widerriefen, ihrer Aemter entsetzt, festgenommen oder des Landes verwiesen und 1592 die Visitationsartikel eingeführt.

Kryptogamen (griech., d. h. verborgen zeugende Gewächse) nannte Linné alle jene Pflanzen, welche keine mit Staubgefäßen und Stempeln versehene Blüten und keinen Samen, d. h. keinen von Hüllen umgebenen Keim (Embryo) hervorbringen, sondern sich durch einfache Zellen oder kleine Zellenapparate, sog. Sporen und Keimkörner, fortpflanzen. Letztere dehnen sich beim sog. Keimen in einen Schlauch (Keimschlauch) aus, welcher entweder, indem er sich verzweigt und neue Zellen bildet, unmittelbar in ein neues Pflanzenindividuum sich umgestaltet, oder zunächst ein provisorisches Gebilde (Vorkeim) entwickelt, an dem sich bald Geschlechtsorgane ausbilden (z. B. bei den Farrn), bald Knospen, aus welchen ein neues sporenerzeugendes Pflanzenindividuum hervorwächst (z. B. bei den Moosen). Linné nannte diese Gewächse, zu denen die Algen, Flechten, Pilze, Moose, Farrn, Schachtelhalme, Bärlappe u. a. gehören, deshalb K., weil er meinte, daß bei ihnen die Zeugungs- (Geschlechts-) Organe verborgen seien, was keineswegs durchgehends der Fall ist. Wohl aber sind bei allen diesen Gewächsen sowol die eigentlichen Geschlechtsorgane (soweit solche überhaupt bei denselben vorkommen) als auch die Sporen mikroskopisch klein. In späterer Zeit ist es Sitte geworden, den Linné'schen Namen mit «blütenlose Gewächse» zu übersetzen, was derselbe gar nicht bedeutet. Richtiger ist die Bezeichnung «keimlose Pflanzen», weil ihre Fortpflanzungsorgane (Sporen) niemals einen Keim, d. h. eine vorgebildete Anlage zu einer neuen Pflanze, enthalten. Aus demselben Grunde nannte sie Jussieu Akotyledonen (s. d.). Je nachdem der kryptogamische Pflanzenkörper blos aus gewöhnlichen Zellen besteht oder außerdem sog. Gefäßbündel enthält, hat man die K. in Zellen- und Gefäßkryptogamen eingetheilt; doch sind diese beiden Gruppen, zu deren erster man die Algen, Flechten, Pilze und Moose rechnet, keineswegs scharf abgegrenzt.

Krystalle nennt man die regelmäßigen und ursprünglichen Formen, welche die Körper beim Uebergange aus dem flüssigen oder dampfförmigen Zustande in den festen freiwillig annehmen. Der Proceß ihrer Bildung heißt Krystallisation (s. d.). Alle K. sind von Flächen, die in Kanten und diese wieder in Ecken zusammenstoßen, in bestimmter Form und Zahl begrenzt, und obgleich die Größe der Flächen durch unvollkommene oder ungleiche Entwickelung der K. in mannichfacher Weise abgeändert und dadurch für das Auge der K. nicht selten sehr unregelmäßig erscheinen kann, so bleiben doch die Kantenwinkel bei derselben Krystallform unabänderlich dieselben. Alle Krystallformen lassen sich auf eine gewisse Anzahl einfacher Grundformen oder Grundgestalten zurückführen, durch deren Combination dann die abgeleiteten Gestalten oder Krystallcombinationen entstehen. Die Flächen der einen Form treten alsdann symmetrisch zwischen den Flächen und folglich an der Stelle gewisser Kanten und Ecken der andern Formen auf, weshalb diese Kanten und Ecken durch jene Flächen gleichsam wie abgestumpft, zugeschärft oder zugespitzt erscheinen; man kann einen K. daher beschreiben, indem man entweder seine Grundgestalt angibt und dann die Veränderungen an derselben, wie sie sich dem Auge darbieten, anführt, oder indem man die Combinationsgestalten, deren Auftreten die Ursache jener Abänderungen ist, der Reihe nach aufzählt. Alle Grundgestalten zerfallen aber wieder in eine geringe Anzahl von Gruppen oder Systemen (Krystallsystemen), welche dadurch verschieden sind, daß man in jedem derselben die Flächen der Gestalten sich um gewisse ideelle, im Mittelpunkt des K. einander durchschneidende Linien oder Achsen von verschiedenen Winkel- und Längenverhältnissen symmetrisch gruppirt denken kann. Mit Rücksicht auf den durch die verhältnißmäßige Länge gegebenen Werth, auf die Anzahl und die gegenseitige Lage dieser Achsen unterscheidet man sechs solcher Krystallsysteme. Die Formen des ersten werden auf drei Achsen von

Digitized by Google

gleicher Länge bezogen, welche sich unter rechten Winkeln durchkreuzen; daher enthält dies sog. reguläre System, welches das höchste Maß von Symmetrie besitzt, lauter geschlossene Gestalten von ganz bestimmter Flächenzahl und ringsum gleichen Dimensionen; es gehören hierher das Hexaëder oder der Würfel, das Oktaëder, Rhombendodekaëder, Ikositetraëder, Triakisoktaëder, Tetrakishexaëder und das Hexakisoktaëder. Alle andern Systeme haben wenigstens eine Achse von veränderlicher Länge oder von einem abweichenden Werth; beim tetragonalen System schneiden sich zwei gleichwerthige Achsen in einer Ebene unter rechtem Winkel, während eine dritte, längere oder kürzere, rechtwinkelig darauf steht; das hexagonale System besitzt drei gleiche, unter 60° einander schneidende Achsen, auf deren Ebene eine vierte, abweichend lange senkrecht steht. Die übrigen drei Systeme haben Achsen von dreifach verschiedenem Werth, welche sich beim rhombischen noch rechtwinkelig kreuzen; das monokline System weist zwei verschieden lange Achsen auf, die sich schiefwinkelig durchschneiden und beide von einer dritten rechtwinkelig gekreuzt werden; das trikline System, welches das Minimum von Symmetrie darbietet, zeigt eine schiefwinkelige Durchkreuzung dreier abweichend langer Achsen. Nie kommen Combinationen von Formen verschiedener Systeme vor, da die Symmetrieverhältnisse dieser letztern ganz voneinander differiren; dagegen kann ein und derselbe Körper leicht unzählige, abwechselnd gestaltete Combinationen von Formen desselben Systems entwickeln, z. B. der Kalkspat. Bemerkenswerth ist noch, daß es namentlich im Bereich des regulären und des hexagonalen Systems Formen gibt, welche bei gleicher Lage der Flächen deren nur halb so viel zählen als andere Formen, weshalb man aus diesen auf jene gelangt, wenn man die symmetrisch vertheilte Hälfte ihrer Flächen sich verschwunden denkt; dies begründet den Unterschied zwischen den holoëdrischen (vollflächigen) und hemiëdrischen (hälftflächigen) Formen. Zwei gleichgestaltete K. wachsen oft in nicht paralleler Stellung nach sehr bestimmten Gesetzen zu Zwillingskrystallen zusammen, welche für manche Mineralien besonders charakteristisch sind. Die K. sind auf ihren wohlausgebildeten Flächen in der Regel mehr oder weniger glänzend; wegen der nach verschiedenen Directionen abweichend beschaffenen Cohärenz der Massetheilchen zeigen sie im Innern stets bestimmte Richtungen, in denen sie sich vorzugsweise spalten lassen und die so zu erzeugenden Spaltungsflächen sind in ihrem gesetzmäßigen Verhältniß zu den Achsen des K. wichtige Mittel zur Bestimmung der Grundgestalt. Namentlich durch die Abwesenheit dieser mit der äußern Form übereinstimmenden innern Structur unterscheiden sich die sog. Afterkrystalle oder Pseudomorphosen, d. h. Formen, welche Mineralkörper dadurch annehmen, daß sie sich in die früher von einem andern krystallisirten Mineral eingenommenen Räume hinein ablagern, oder daß sie sich durch chem. Umwandlung an die Stelle eines bestehenden Minerals setzen, wobei dessen äußere Gestalt erhalten blieb. Die Wissenschaft, welche sich mit den gesetzmäßig morpholog. Verhältnissen der K. befaßt, heißt Krystallographie und hat unter den Deutschen vorzüglich Christian Samuel Weiß, Karl Friedr. Naumann und Gustav Rose viel zu danken. Insofern sie die Winkel der K. mißt, die Formen und Achsenverhältnisse danach berechnet, wird sie auch Krystallometrie genannt. Vgl. Naumann, «Elemente der theoretischen Krystallographie» (Lpz. 1856). Die Krystallphysik erforscht die physik. Eigenschaften der K., namentlich auch unter Berücksichtigung der damit in Zusammenhang stehenden formellen Gestaltung. Vgl. Groth, «Physik. Krystallographie» (Lpz. 1876).

Krystallisation heißt der physik. Proceß beim Uebergange gewisser Körper aus dem flüssigen in den festen Zustand unter Annahme ganz regelmäßiger Formen, welche von ebenen, unter bestimmten Winkeln gegeneinander geneigten Flächen begrenzt sind. Dieselbe, dem Amorphismus entgegengesetzt, ist als eine besondere Art der Aeußerung der Anziehungskraft der kleinsten Theile anzusehen, und man hat nach Hauy's Vorgang vielfach versucht, den Grund der verschiedenen Krystallformen in einer Verschiedenheit der primären Form der sich an- und aufeinanderlagernden kleinsten Theilchen zu finden, während andererseits Ampère und andere gezeigt haben, daß man auch aus einer gleichen primitiven Kugelgestalt aller Atome die Krystallformen ableiten könne. Der dynamischen Ansicht von den Körpern kann natürlich weder die eine noch die andere Ansicht genügen. Die Körper krystallisiren theils beim Erstarren aus dem geschmolzenen Zustande, wie Metalle, Harze, Fette und viele Salze, theils beim Erkalten heiß gesättigter Auflösungen, wenn sie in dem kalten Lösungsmittel weniger auflöslich sind, theils endlich, wenn man ihnen das Lösungsmittel durch Verdunstung entzieht. Befördert wird die K. durch Darbietung vieler Ansatzpunkte für die Krystalle und durch gelinde Bewegung, verzögert wird sie durch möglichst niedrige Temperatur und völlige Ruhe. Man kann die Krystallbildung oft dadurch bedeutend befördern, daß man, wenn die betreffende Flüssigkeit schon dem

Punkte, wo ſich Kryſtalle abzuſetzen beginnen, nahe iſt, an das Gefäß, worin ſie ſich befindet, einen geringen Stoß ausübt, der die Maſſe in ſchwache Bewegung ſetzt und den kleinſten Theilchen die Trägheit überwinden hilft; oder daß man den Stoff, der kryſtalliſiren ſoll, mit einem bereits fertigen Kryſtalle derſelben Materie oder nur mit einem andern feſten Körper in Berührung bringt, in welchem letztern Falle offenbar die Adhäſion begünſtigend wirkt. Je raſcher man kryſtalliſirt, deſto zahlreicher werden die Kryſtalle; aber ſie bleiben kleiner, ſtören ſich gegenſeitig in der Ausbildung, und man erhält kryſtalliniſche Maſſen ſtatt deutlicher Kryſtalle. Dieſe Umſtände werden techniſch benutzt; ſo läßt man Salz unter ſtetem Umrühren kryſtalliſiren, damit es kleinkörnig werde; Zucker wird in den Formen geſtört, um ihn feinkörnig-kryſtalliniſch zu machen; Candiszucker, Alaun, Blutlaugenſalz und andere Salze läßt man dagegen langſam und ruhig kryſtalliſiren, indem man durch die Flüſſigkeit Fäden oder Stäbchen als Anſatzpunkte zieht. Metalle, Glas u. ſ. w. darf man nicht zu raſch erkalten laſſen, damit ſie nicht im Innern kryſtalliniſch und ſpröde werden. Bei völliger Ruhe können geſchmolzene Körper, z. B. Schwefel, oft weit unter den Erſtarrungspunkt abgekühlt, Salzlöſungen, z. B. Glauberſalzlöſung, weit unter den Kryſtalliſationspunkt concentrirt werden, ohne daß Kryſtallbildung eintritt; ſowie aber eine leichte Erſchütterung ſtattfindet, erſcheinen die Kryſtalle mit einem mal. Merkwürdig ſind die beim Kryſtalliſiren mancher Stoffe auftretenden Lichterſcheinungen. Löſt man z. B. nicht kryſtalliniſche arſenige Säure in verdünnter kochender Salzſäure auf und läßt die Auflöſung langſam erkalten, ſo leuchtet, im Dunkeln beobachtet, jeder Kryſtall im Momente ſeines Ausſcheidens lebhaft mit einem blitzartigen Funken. Die Lehre von der K. gehört, was die Erklärung der Erſcheinungen anlangt, zu den dunkelſten der ganzen Phyſik, obgleich der innigſte Zuſammenhang der chem. Zuſammenſetzung mit der Kryſtallform (ſ. Iſomorphismus) bereits die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die Conſtitution zuſammengeſetzter Körper ergeben hat.

Kteſias, berühmter griech. Geſchichtſchreiber aus Knidos in Karien, ein Zeitgenoſſe des Xenophon, machte die Schlacht bei Kunaxa, 401 v. Chr., als Leibarzt des Perſerkönigs Artaxerxes Mnemon mit, bei dem er in hohem Anſehen ſtand, ging aber einige Jahre darauf wieder in ſein Vaterland zurück. Er ſchrieb im ion. Dialekte außer einer kleinern Schrift «Indica» 23 Bücher «Persica», eine Geſchichte der aſſyr. und perſ. Monarchie. Er ſammelte während ſeines Aufenthalts in Perſien das Material dazu, das aber zu einem großen Theil nicht aus geſchichtlicher Ueberlieferung, ſondern aus Sage und Dichtung beſteht, ſodaß K. zwar viel wichtigen Stoff überliefert, aber als Geſchichtſchreiber vielfach ſehr unzuverläſſig und unglaubwürdig iſt. Die ziemlich zahlreichen Bruchſtücke, welche durch die häufigen Anführungen anderer Geſchichtſchreiber und beſonders durch Auszüge bei Athenäus und in der Bibliothek des Photius auf uns gekommen ſind, wurden am beſten erläutert und herausgegeben von Bähr (Frankf. 1824) und von Müller im Anhang zu der Ausgabe des Herodot von Dindorf (Par. 1858). Vgl. Blum, «Herodot und K.» (Heidelb. 1836).

Kteſibius, ein griech. Mechaniker, der um 130 v. Chr. lebte, verfertigte zuerſt Maſchinen, die mittels des Luftdrucks in Thätigkeit traten. Es wird ihm namentlich die Erfindung von Waſſerorgeln und Waſſeruhren, ſowie anderer Maſchinen, ſpeciell des Heronsbrunnens (ſ. d.) zugeſchrieben, welcher von ſeinem Schüler Heron den Namen hat.

Kteſiphon, alte Stadt am öſtl. Ufer des Tigris, ſüdlich vom Einfluſſe des Diyalah, das Tiſfon der Orientalen, wurde unter der Partherherrſchaft von einem kleinen babylon. Dorfe zur Winterreſidenz erhoben und nach der Zerſtörung des nördlich gegenübergelegenen Seleucia durch Verus (162 n. Chr.) alleinige Hauptſtadt. Obgleich durch Septimius Severus 201 verbrannt, erhoben es die Saſſaniden (226—651) zur Reſidenz, und ſo blieb es bis zur Zeit des Islam eine der bedeutendſten und feſteſten Städte der Welt. Mit dem gegenüberliegenden Coche bildete es eine Doppelſtadt, daher der ſpätere arab. Name El-Medaïn (die Städte). Bagdad wurde großentheils aus den Ziegeln K.s erbaut. Heute eine Wüſtenei, zeigt der alte Herrſcherſitz nur noch die gewaltige Ruine einer gewölbten Halle, genannt Tak-Kesra.

Kteſiphon, Staatsmann in Athen, ſtellte nach der für die Griechen unglücklichen Schlacht bei Chäronea, 338 v. Chr., den Antrag, dem Demoſthenes für deſſen hohe Verdienſte von Staats wegen eine goldene Krone zuzuerkennen. K. wurde deshalb von Aeſchines (ſ. d.) in Anklageſtand verſetzt, von Demoſthenes aber in der Rede «Für die Krone» ſiegreich vertheidigt.

Kuangtung oder Kuangtung-tſchéu-fu, gewöhnlich Kanton genannt, Hauptſtadt der chineſ. Südprovinz gleichen Namens (233,728 QKilom. mit 27,610,128 E. im J. 1852) und der ſüdweſtlichſte von den dem Auslande geöffneten See- und Handelsplätzen Chinas, liegt unter 23° 8′ nördl. Br. und 113° 16′ 54″ öſtl. L. (von Greenwich), 150 Kilom. vom Meere, am

Digitized by Google

nördl. Ufer des Tschu-kiang (Perlflusses) oder **Kantonstroms**, der hier aus der Vereinigung des Si-, Pe- und Tung-kiang, d. h. des West-, Nord- und Oststroms, entsteht und ein mit Hunderten von Inseln erfülltes Aestuar bildet, unter denen Hongkong (s. d.) und Hiangschan mit Macao (s. d.), sowie die Fahrstraße Bocca-Tigris (s. d.) am bemerkenswertheſten sind. Das eigentliche K. bildet ein unregelmäßiges Viereck, umgeben von einer 8 Mt. hohen, 6 Mt. dicken, auf Sandsteinfundament aus Backsteinen erbauten Mauer von 9 Kilom. Umfang und durch eine von Westen gegen Osten laufende Quermauer in zwei Haupttheile getheilt, die nördl. Altstadt oder sog. Tatarenstadt, welche vier Fünftel des Quadrats einnimmt, und die südl. Neustadt oder Chinesenstadt. Durch die Umfangsmauer führen 15, durch die Scheidemauer 4 Thore. Die Stadt wird von mehrern, für Güter- und Personenverkehr viel benutzten Kanälen durchschnitten. Zu beiden Seiten legen sich große Vorstädte an und südlich gegenüber liegt auf der gleichnamigen Insel die Vorstadt Honan. Dazu kommt noch die schwimmende Schifferstadt oder Vorstadt der Tankia, d. h. Bootbewohner, die sich 7—8 Kilom. weit auf dem Flusse erstreckt und aus dicht aneinandergedrängten, an Pfählen befestigten, lange Gassen bildenden Fahrzeugen besteht, deren jedes einer Familie als Wohnung und Heimat dient. Man schätzt diese Boote auf 80,000 mit etwa 300,000 E., die sich von Hafenarbeit, Stromschifffahrt und Fischfang nähren. Mit Einschluß aller Vorstädte wird die Bevölkerung von K. auf $1^1/_2$ Mill. geschätzt. Die Altstadt, der Sitz des Oberbefehlshabers der Truppen, ist schlecht gebaut und im nördl. Theile weniger von Gebäuden als von Gärten und Teichen erfüllt. Die besser gebaute Neustadt, deren südl. Mauer gegen 100 Mt. vom Flusse absteht und in welcher der Statthalter und der Zollcommissar des auswärtigen Handels ihren Sitz haben, enthält viele Unterrichtsanstalten, glänzende Kaufläden, Paläste, Tempel und Promenaden. Die Straßen K.s sind gerade, meistens kurz und eng, durchschnittlich nur 3—4 Mt. breit, sodaß nur zwei Sänften nebeneinander passiren, Fuhrwerke aber nicht zur Anwendung kommen können. Sie sind meist gut gepflastert, weniger schmuzig als in andern chines. Städten und in Zwischenräumen mit sog. Triumphbogen, d. h. Denkmalen zur Verherrlichung von Tugenden und Großthaten, geziert. Stadt und Vorstädte werden durch eine vortreffliche Wasserleitung mit gutem Quellwasser reichlich versehen. Die Häuser, meist klein, aus Backsteinen erbaut, sind theils einstöckig, theils zweistöckig. Nur die Hütten der Aermern sind aus Lehm aufgeführt. Feuersbrünste sind häufig, die europäisch eingerichteten Löschanstalten jedoch vortrefflich. Die öffentlichen Gebäude zeichnen sich mehr durch ihren Umfang als durch ihre Pracht aus. Die Zugänge aller Straßen werden abends durch Schlagbäume zugleich mit den Stadtthoren geschlossen. Längs der Hauptstraßen reiht sich Laden an Laden, angefüllt mit den Producten des chines. Gewerbfleißes. Mehrere Gassen sind nur von derselben Art Handwerker und Kaufleute bewohnt. Es gibt in K. gegen 50,000 Tuchweber, 17,000 Seidenwirker, 4000 Schuhmacher. Die Gewerke in Holz, Messing, Eisen und Stein sind gleichfalls zahlreich vertreten. Jedes Gewerk bildet eine eigene, durch besondere Gesetze regulirte Zunft, deren es an 150 gibt. Leute der niedrigen Klasse treten bereitwillig in die Dienste der Europäer und verständigen sich mit diesen mittels eines eigenthümlichen, durch die Vermengung chines. und engl. Wörter gebildeten Jargons. Obgleich K. in derselben Breite (nahe dem Wendekreise) liegt wie Kalkutta und Havana, ist sein Klima doch viel gemäßigter und auch für Europäer im allgemeinen nicht nachtheilig. Die Stadt zählt 120 Tempel mit 2000 Priestern und Nonnen, von denen neun Zehntel Buddhisten. In der Altstadt befinden sich eine mohammed. Moschee und zwei uralte Pagoden. K. besitzt vier höhere Lehranstalten, von welchen drei je 200 Studenten haben, 20 Schulen für mittlern und viele für elementaren Unterricht, ein 1690 gestiftetes Findelhaus für 200 Kinder, ein 1835 von der amerik. Missionsgesellschaft gegründetes allgemeines Krankenhaus und vier Provinzialgefängnisse.

Früher war K. der einzige dem auswärtigen Handel in China geöffnete Hafen und ist noch jetzt von großer Wichtigkeit für denselben. Die Lage der Stadt ist für den Verkehr überaus günstig, da der Tschu-kiang durch seine ausgebreiteten Verzweigungen mit dem ganzen Süden des Reichs in Verbindung steht und der Pe-kiang mit einer Tagesfahrt in die große, sämmtliche andere Provinzen des Reichs durchschneidende Kette von Binnengewässern hinaufgeleitet. Die chines. Regierung wählte K. auch deshalb für den auswärtigen Handel, weil es der von Peking entfernteste Hafen war, um hierdurch die Hauptstadt durchaus außerhalb jedes fremden Einflusses zu halten. Der von mehrern Inseln geschützte Hafen bei K. gewährt einen bequemen Ankerplatz. Derselbe war früher ausschließlich den einheimischen Dschonken vorbehalten. Der Ankerplatz für die auswärtigen Schiffe befand sich bei der 20 Kilom. von der Stadt entfernten Insel Whampoa. Von diesem Stapelorte brachte man die Waaren auf Leichterschiffen bis zu

Digitized by Google

den Factoreien, und zwischen beiden Stationen lagen drei Zollhäuser, wo Ladungen und Passagiere aufs strengste untersucht wurden. Die 1856 zerstörten 13 Factoreien und Consulate von Nordamerika und den mit China in Handelsverkehr stehenden europ. Völkern, sowie die Hongs (Waarenniederlagen) der privilegirten chines. Corporation der Sicherheits- oder Hong-Kaufleute, welche ausschließlich den Verkehr mit dem Auslande vermittelte, aber 1842 aufgelöst wurde, lagen in der südwestl. Vorstadt, 200 Mt. vom Flusse. Wie die frühern Factoreien die großartigste Häusermasse K.s bildeten, so gehören noch jetzt in dieser Vorstadt die sog. Alt- und Neuchinastraße zu den ansehnlichsten der Stadt und enthalten besonders Läden für die von den Europäern am meisten gesuchten Artikel der chines. Industrie. Auf der gegenüberliegenden Insel Honan befindet sich eine Reihe solid gebauter europ. Speicher, deren sich die engl.-franz. Truppen bei ihrem Angriffe auf die Stadt 1857 als Kasernen bedienten. Wiewol der auswärtige Handel K.s noch immer von Bedeutung, zeigt er doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen, namentlich seit dem Aufschwunge von Schanghai, eine beträchtliche Abnahme. Während man diesen Handel früher auf 20 Mill. Pfd. St. veranschlagte, betrug 1875 der Werth der Einfuhr 9,525,000, der Werth der Ausfuhr 15,263,000 Taëls (zu 6 Mark 65 Pf.). Den Hauptantheil daran hatten die Engländer. Unter den Ausfuhrartikeln steht noch obenan der Thee, der früher auf dem Seewege lediglich aus K. bezogen ward. Außerdem kommen zur Ausfuhr Rohseide und Seidenzeuge, Cassia, Porzellan, Grastuch, Matten, Soja, chines. Tinte, Bijouterien, Elfenbein-, Knochen- und Hornwaaren, lackirte Waaren, Spielzeuge u. s. w. Eingeführt werden von England direct hauptsächlich Wollzeuge und Blei, ferner Eisen, Zinn, Kupfer, Eisen- und Stahlwaaren, Uhren. Aus Ostindien wurde früher vornehmlich Baumwolle eingeführt, später gestaltete sich das von den Engländern eingeschmuggelte Opium zum Hauptartikel. Ueber die neuere Geschichte, die sich an die Stadt K. knüpft, s. China.

Kuban (Hypanis oder Vardanes), ein am Nordsaum des Kaukasus, und zwar an den nordwestl. Berggehängen des hohen Elbrus aus mehrern Bächen entspringender Fluß, strömt innerhalb des Gebirgs erst nord-, dann nordwestwärts, wendet sich aber in der Steppenebene bei Wladicaucas in einem scharfen Winkel gegen W. und ergießt sich theils in das Asowsche, theils in das Schwarze Meer, indem er mehrere Mündungsarme oder Limane bildet, zwischen welchen die durch ihre vulkanischen Erscheinungen merkwürdige Halbinsel oder Insel Taman (s. d.) gegenüber der Krimschen Halbinsel von Kertsch liegt. In seinem westl. Laufe, zwischen morastigen Ufern mit vielen Teichen und kleinen Seen, ziemlich breit und schiffbar, berührt der Fluß eine Menge Kosaken-Stanitzen und Colonistendörfer wie auch die Stadt Jekaterinodar und empfängt von S. her sehr zahlreiche Kaukasusgewässer. Das Steppengebiet zwischen dem Asowschen Meer im W., dem Flusse Jeja im N., dem K. im S. und einer Linie, die zwischen Jekaterinodar und der Labamündung gegen NO. zur Quellgegend der Jeja zieht und die Ostgrenze gegen das ciskaukas. Gouvernement Stawropol bildet, hieß früher Gebiet der Tschernomorischen oder Kosacken vom Schwarzen Meer; gegenwärtig bildet es den nördlichsten Theil des Kubanischen Gebietes (Oblast) oder des Gebietes des Kubanischen Kosakenheers. Dasselbe zählt auf 96,266 QKilom. (1871) 672,224 E., von denen gegen 100,000 Mohammedaner, zerfällt in die drei Bezirke Jejsk, Jekaterinodar, Taman und die Landstrecke der vier ersten Brigaden des Kubanischen Kosakenheers und hat zur Hauptstadt Jekaterinodar (s. d.).

Kübeck (Karl Friedr., Freiherr von K. zu Kübau), österr. Staatsmann, geb. 28. Oct. 1780 zu Iglau in Mähren, erhielt auf dem Gymnasium zu Znaim und den Universitäten Wien und Prag seine wissenschaftliche Ausbildung und trat 1800 bei dem Kreisamte Olmütz in die Verwaltung ein. Seiner Befähigung wegen von hier zum mähr.-schles. Gubernium versetzt, wurde er 1804 Concipist der niederösterr. Landesregierung und gelangte schon 1806 in derselben Eigenschaft in die Hofkanzlei. Später zum Hofsecretär bei der vereinigten Hofkanzlei ernannt, war er während des Kriegs von 1809 im Armeeministerium beschäftigt, kehrte aber nach dem Frieden als Regierungsrath und selbstständiger Referent in die Hofkanzlei zurück. Seine hervorragende Tüchtigkeit in der Verwaltung und den Finanzen bewirkte, daß er 1814 in den Staatsrath berufen und mit der Organisation der wiedererworbenen österr. Provinzen betraut wurde. Namentlich an der Organisation des Lombardisch-Venetianischen Königreichs und Tirols nahm er speciellen Antheil, wurde auch nach dem Antrage der tiroler Stände in diese Körperschaft aufgenommen und vom Kaiser in den Ritterstand erhoben. Seit 1815 mit dem Range eines Referenten im Staatsrathe dem Finanzminister Grafen Stadion (bis 1821) zugetheilt, dann zum Wirkl. Staats- und Conferenzrath ernannt und 1825 in den Freiherrnstand erhoben, erlangte er eine gründliche Kenntniß des österr. Finanzwesens. Nachdem er im Nov. 1839 zum

Digitized by Google

Präsidenten des General-Rechnungsdirectoriums und ein Jahr nachher zum Präsidenten der allgemeinen Hofkammer sowie auch der Hofkammer im Münz- und Bergwesen ernannt worden, begann K. mit dem Versuche, vieljährige Schäden und Misbräuche zu beseitigen, was ihm freilich nur bei einer Radicalreform hätte gelingen können. Infolge der Ereignisse von 1848 nahm auch K. seinen Abschied aus dem Staatsdienste, trat jedoch im Herbst 1849 wieder ein, indem er mit Schönhals die Vertretung Oesterreichs bei der interimistischen Bundescommission übernahm. Nach seiner Rückkehr wurde er im April 1851 zum Präsidenten des neugeschaffenen Reichsraths ernannt, dessen Organisation er mit vorbereitete. In dieser Stellung starb er an der Cholera 11. Sept. 1855 zu Hadersdorf bei Wien. — Sein Bruder Aloys, Freiherr von K. zu Kübau, geb. 19. Juni 1787, starb als Wirkl. Hofrath bei der Hofkanzlei 10. Juni 1850. Von dessen Söhnen widmete sich Aloys Karl von K., Freiherr zu Kübau (geb. 29. Dec. 1819) der diplomatischen Laufbahn und war Legationssecretär bei der österr. Gesandtschaft in London. Später erfolgte seine Ernennung zum k. k. Wirkl. Gubernialrath. Seit Ende Mai 1859 war er bevollmächtigter Minister und Präsidialgesandter am Deutschen Bundestage und nach dessen Auflösung Vertreter Oesterreichs am Hofe Victor Emanuel's. Im Mai 1872 zum österr. Botschafter beim päpstl. Stuhle ernannt, starb er in Gratz 14. Mai 1873.

Kubus heißt in der Geometrie ein Würfel, und dies ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes; in der Arithmetik und Algebra versteht man darunter die dritte Potenz (s. d.) einer Zahl. So ist z. B. 8 der K. von 2, 27 der K. von 3, 64 der K. von 4 u. s. w. Diese arithmet. Bedeutung des Wortes rührt daher, daß der körperliche Inhalt eines Würfels durch die dritte Potenz derjenigen Zahl ausgedrückt wird, welche die Länge einer Kante des Würfels ausdrückt; wenn z. B. die Kante eines Würfels 4 Ctmt. lang ist, so ist sein körperlicher Inhalt 64 Kbctmt.

Küchenlatein (latinitas culinaria) nennt man das gemeine und fehlerhafte Latein, wie es ursprünglich etwa in den Küchen zu Rom gesprochen wurde. Besonders bezeichnete man damit auch das verderbte Mönchslatein des Mittelalters, das durch den Spott eines Reuchlin, Erasmus und Hutten, namentlich durch die Veröffentlichung der «Epistolae obscurorum virorum» (s. d.) aus den gelehrten Schriften und Unterhaltungen meist verdrängt wurde.

Küchenschelle, Pflanzenart, s. Pulsatille.

Kücken (Friedr. Wilh.), deutscher Tonsetzer, namentlich beliebter Liedercomponist, geb. 16. Nov. 1810 zu Bleckede im Lüneburgischen, zeigte frühzeitig Anlage zur Musik und wurde darum 1826 seinem Schwager, dem Musikdirector und Schloßorganisten Lührß in Schwerin, zur Ausbildung übergeben. Unter diesem machte er rasche Fortschritte im Klavier-, Violin- und Flötenspiel und entwickelte auch sein Compositionstalent. Unter anderm componirte er verschiedene Lieder und besonders Märsche für das schweriner Militärmusikcorps, welche große Verbreitung gefunden haben. Im J. 1829 ward K. von dem Erbgroßherzog Paul Friedrich zum Lehrer seiner Kinder berufen, mit denen er 1831 nach Berlin ging, wo 1839 seine erste Oper, «Die Flucht nach der Schweiz», mit vielem Erfolg aufgeführt wurde. Er wandte sich 1841 nach Wien, wo er sechs Monate hindurch bei Sechter Fugenstudien machte. Hierauf begab er sich in die Schweiz, wo er die großen Männergesangfeste zu St.-Gallen und Appenzell dirigirte, sodann nach Paris, wo er 1843—46 verweilte. Hier wurde er von Halevy auf dem Gebiete der Instrumentation gefördert und componirte die Oper «Der Prätendent», die sich aber nicht auf dem Repertoire erhalten hat. Nachdem K. seinen Aufenthalt öfter gewechselt, nahm er 1851 die Stelle als Hofkapellmeister in Stuttgart an, die er bis 1861 bekleidete. Seitdem lebt er ohne öffentliches Amt zu Schwerin. Die Popularität, die K. als Gesangscomponist genießt, verdankt er der Melodienfrische und Sangbarkeit seiner Lieder und Gesänge, deren Zahl sich auf mehr als 130 beläuft. Sehr gelungen sind auch die Männerquartette, von denen viele eine große Verbreitung gefunden haben. Außerdem sind von K. zu nennen: die Orchestercompositionen und Concertouverturen «Waldleben», «Am Nil», «Heimkehr der Soldaten», «Gebet» und «Ave Maria», sowie ein Klaviertrio, acht Sonaten für Klavier und Violine oder Violoncello, sechs Motetten, sowie die 1871 componirte «Friedenshymne» (Text von Julius Sturm). Mehrere seiner Melodien sind Volkslieder geworden.

Kuen-lün, genauer Kuĕn-lúĕn, ist der Name des Gebirgszugs, welcher das tibetan. Hochland im N. begrenzt, sich östlich bis zu dem Kin-scha genannten obern Lauf des Jang-tse-kiang erstreckt und daselbst in die Bain-kara-Kette übergeht; sein westl. Anfang ist der mächtige zwischen 71—74° östl. L. (von Greenwich) und 34—37° nördl. Br. gelegene Gebirgsknoten, von welchem gegen N. der Bolor, gegen SW. der Hindukuh (s. d.), gegen SO. der Himalaja und die mit letzterm fast parallel laufende Kette des Karakorum ebenfalls ausstrahlen. Rechnet

Digitized by Google

man dieſen centralen Knoten mit zu dem Himalaja, wie von neuern Geographen häufig geſchieht, ſo laſſen ſich die genannten Bergketten und ſomit auch der K. als Abzweigungen und Nebenketten deſſelben anſehen. Das Gebirge iſt in ſeinem Verlaufe noch unerforſcht; nur der weſtlichſte Theil wurde durch die Reiſen der Gebrüder Schlagintweit etwas näher bekannt. Dieſelben überſchritten von Iskardo, der Hauptſtadt von Balti, aus zunächſt die Kette des Karakorum mittels des 5747 Mt. hohen Karakorumpaſſes, folgten dann der Straße hinab ins Thal des Karakaſchfluſſes und überſtiegen nun den eigentlichen K. auf dem 5433 Mt. hohen Elchi-Davanpaß, über welchen man zunächſt nach Elchi gelangt. (S. Tibet.)

Kuff iſt ein hauptſächlich an den niederländ., belg. und nordweſtdeutſchen Küſten vorkommendes Fahrzeug mit rundem Vorder- und Hintertheil (Bug und Hek), die ſich beide im Vergleich zu der ſehr niedrigliegenden Mitte ziemlich hoch über Waſſer erheben. Die meiſten dieſer Fahrzeuge haben zwei Maſten und ſind wie ein Schoner (ſ. d.) getakelt. Faſt alle K. ſind nur Küſtenfahrer, vermöge ihrer faſt viereckigen Form fähig, ſehr große Laſten zu tragen und dabei bequeme, wenn auch langſam ſegelnde Seeſchiffe.

Kufiſche Münzen nennt man alle Münzen mohammed. Herrſcher mit Inſchriften in Kufiſcher Schrift (ſ. d.). Dieſelben kommen in Gold, Silber und Kupfer vor; die goldenen heißen Dinar, die ſilbernen Dirham und die kupfernen Fals. Sie tragen in der Regel Inſchriften, die theils in einem Ringe, theils auf dem um denſelben laufenden Rande angebracht ſind, und enthalten gewöhnlich, außer dem Prägeort, dem Jahre und dem Namen des Fürſten oder Statthalters, noch Koranverſe oder andere auf die Einheit Gottes und die Sendung Mohammed's bezügliche Sprüche, bei Schiiten auch noch die Worte: «Ali iſt der Freund (oder Schützling) Gottes». Andere Vorſtellungen, namentlich bildliche, ſind ſeltener und die letztern meiſt Nachahmungen vorliegender byzant. und perſ. Muſter, bei welchen ein beſonderes Intereſſe, wie das des Handels u. ſ. w., obwaltete. Das Studium der Kufiſchen Münzen iſt erſt in neuerer Zeit zu einer Vollkommenheit gelangt, welche dieſen Theil der Münzwiſſenſchaft den übrigen näher gebracht hat. Der Grund der Vernachläſſigung lag in der Schwierigkeit, mit welcher das Sprachſtudium, zum Theil auch das der Geſchichte der einzelnen Dynaſtien, verknüpft war. Vgl. Soret, «Éléments de la numismatique Musulmane» (Brüſſ. 1864).

Kufiſche Schrift heißt diejenige Art der arab. Schrift, welche in der unter Omar im J. 16 der Hedſchra (637 n. Chr.) gegründeten Stadt Kufa einheimiſch und wahrſcheinlich früher ſchon in Hira aus dem ſyr. Eſtrangelo gebildet wurde. Da in Kufa bald die Sprachſtudien einen großen Aufſchwung nahmen, verbreitete ſich auch dieſe Schrift über andere Theile des mohammed. Reichs und wurde nicht nur bei Koranabſchriften, Münzen und Inſchriften, ſondern auch im gewöhnlichen Leben gebraucht. Sie erhielt ſich bis in das 10. Jahrh., obgleich ſchon früh eine bequemere Schrift daneben beſtand, die dem Neſchi nahe kam, welches endlich das Kufiſche verdrängte. Es wurde zwar noch häufig auf Münzen und Inſchriften, doch ſelten mehr in ſeiner urſprünglichen Form gebraucht. Vgl. Möller, «Paläographiſche Beiträge aus den herzogl. Sammlungen in Gotha» (Heft 1, Eisl. 1844).

Kufſtein, Stadt und ehemalige Feſtung in Tirol, 75,86 Kilom. nordöſtlich von Innsbruck, in maleriſcher Gegend am Inn, nahe der bair. Grenze, an der Oeſterreichiſchen Südbahn und der bair. Staatsbahn Roſenheim-K. gelegen. Die Stadt iſt der Sitz einer Bezirkshauptmannſchaft und eines Bezirksgerichts und zählt 2166 E. Dicht über der Stadt erhebt ſich am rechten Innufer auf ſchroffem Felſen die alte Bergfeſtung Geroldseck, welche meiſtens in Stein gehauene Werke und nur einen Zugang hat, als öſterr. Staatsgefängniß bekannt geworden iſt und jetzt als Kaſerne benutzt wird; auf dem linken Innufer wurden neue Feſtungsthürme (Franz-Joſephs-Thürme) errichtet, welche aber wieder aufgegeben worden ſind. Die Feſtung wurde 1367 von den Baiern, 1504 von Kaiſer Maximilian I. erobert, 1703 an die Baiern übergeben, die ſie erſt nach der Schlacht bei Höchſtädt räumten, kam 1805 mit Tirol an die Baiern und blieb 1809 in deren Händen. Erſt 1814 gelangte K. wieder an Oeſterreich.

Kugel (sphaera, globus) heißt in der Mathematik ein runder Körper, deſſen Oberfläche überall von einem im Innern gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte oder Centrum, gleichweit entfernt iſt. Eine von irgendeinem Punkte der Oberfläche durch den Mittelpunkt bis zum entgegengeſetzten Punkte der Oberfläche gehende gerade Linie wird ein Durchmeſſer oder Diameter, dagegen eine gerade Linie vom Mittelpunkte bis zu einem beliebigen Punkte der Oberfläche ein Halbmeſſer oder Radius der K. genannt. Aus der vorhin gegebenen Erklärung erhellt, daß alle Halbmeſſer, folglich auch alle Durchmeſſer der K. einander gleich ſein müſſen. Durchſchneidet man eine K. mit einer Ebene, ſo iſt der Durchſchnitt ein Kreis, der deſto größer iſt, je näher

Digitized by Google

ſeine Ebene dem Kugelmittelpunkte liegt; geht die Ebene durch dieſen Mittelpunkt ſelbſt, ſo hat der Kreis den Kugelhalbmeſſer zum Halbmeſſer und heißt ein größter Kreis. Legt man durch den Endpunkt eines Halb- oder Durchmeſſers eine gegen dieſen ſenkrechte Ebene, ſo berührt dieſelbe die K. nur in jenem Punkt, ohne ſie zu ſchneiden. Steht auf der Ebene eines größten Kreiſes ein Kugeldurchmeſſer ſenkrecht, welcher dann durch die Mittelpunkte aller mit jenem Kreiſe parallelen Kugelkreiſe geht, ſo heißen ſeine Endpunkte die Pole des größten Kreiſes ſowie der parallelen Kreiſe. Sind zwei Kugelkreiſe parallel, ſo heißen die zwiſchen ihnen enthaltenen Theile der K. und der Kugeloberfläche beziehentlich ein Segment und eine Zone der K., welche Ausdrücke auch dann gebraucht werden, wenn der eine Kugelkreis ſich auf einen Punkt reducirt und ſeine Ebene die K. nur berührt, d. h. von einem Theile der K. und Kugeloberfläche, der durch einen einzigen Kugelkreis abgeſchnitten wird. Der Inhalt einer Kugelzone wird gefunden, wenn man den Umfang eines größten Kreiſes mit der Höhe der Zone (dem Abſtande der ſie begrenzenden Kugelkreiſe oder, was daſſelbe iſt, ihrer Mittelpunkte) multiplicirt; der Inhalt der ganzen Kugeloberfläche, wenn man den Inhalt eines größten Kreiſes viermal nimmt; endlich der Inhalt der K. ſelbſt, wenn man den Würfel oder die dritte Potenz des Kugeldurchmeſſers mit der Ludolf'ſchen Zahl (ſ. Kreis) multiplicirt und das Product durch 6 dividirt. Hiernach verhält ſich der Inhalt einer K. zu dem eines Cylinders, deſſen Grundfläche einem größten Kreiſe, deſſen Höhe aber einem Durchmeſſer der K. gleich iſt, genau wie 2 zu 3, dagegen zu einem Kegel von derſelben Grundfläche und Höhe wie 2 zu 1. — Bisweilen erſcheint die K. als Symbol der Erdkugel. Dieſe Bedeutung hatte die K. unter den Füßen des röm. Adlers. In der Hand der ſpätern röm. Kaiſer erſcheint die K. mit der Siegesgöttin geſchmückt, an deren Stelle bei den chriſtl. Kaiſern das Kreuz trat. Dieſe Erdkugel mit und ohne Kreuz (Reichsapfel) ging ſpäter auf andere Länder über. — Ueber die K. als Geſchoß ſ. Geſchoß.

Kügelgen (Gerhard von), Geſchichts- und Porträtmaler, geb. 25. Jan. 1772 zu Bacharach am Rhein, wurde nebſt ſeinem Zwillingsbruder, Karl Ferdinand von K., mit dem er im Aeußern eine vollkommene Aehnlichkeit hatte, in ſeinem 15. Jahre in das Jeſuitengymnaſium zu Bonn gebracht. Nach einem bald unterbrochenen Aufenthalte in Rom, wohin ſich Gerhard mit dem Bruder, anfangs vom Kurfürſten Maximilian Franz unterſtützt, begeben hatte, wandte er ſich als Porträtiſt nach München, dann 1795 nach Riga und traf hier mit Karl Ferdinand wieder zuſammen. Später lebten beide in Petersburg, wo Karl in kaiſerl. Dienſte trat, 1803 aber in die Krim reiſte. Gerhard ging nun nach Dresden und Paris, dann nach ſeiner Heimat und hierauf wieder nach Dresden, wo er 27. März 1820 durch einen Raubmörder getödtet wurde. Vgl. Haſſe, «Das Leben Gerhard's von K.» (Lpz. 1824), und die von K.'s Sohn, Wilh. von Kügelgen, (anonym) herausgegebenen intereſſanten «Jugenderinnerungen eines alten Mannes» (Berl. 1870; 8. Aufl. 1876). — Sein Bruder, Karl Ferdinand von K., Landſchaftsmaler, hielt ſich in Livland und Petersburg, beſonders häufig ſeit 1827 in Reval auf. Er ſtarb 9. Jan. 1832. K. hat eine «Maleriſche Reiſe in die Krim» (Petersb. 1823) veröffentlicht.

Kugelſpritze, ſ. Mitrailleuſe.

Kugler (Franz Theod.), ausgezeichneter deutſcher Kunſthiſtoriker, geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, widmete ſich bei vielſeitigen Anlagen der praktiſchen Ausübung der verſchiedenen Künſte und ſtudirte dann ſeit 1826 in Berlin und Heidelberg Philologie, namentlich aber Kunſtgeſchichte. Außerdem trieb ihn ſein künſtleriſcher Verkehr zu fortgeſetzten Verſuchen in der Poeſie, der bildenden Kunſt und der Muſik. Es erſchienen ſein «Skizzenbuch» (Berl. 1830), eine Auswahl ſeiner Gedichte, muſikaliſche Liedercompoſitionen und Zeichnungen, und «Denkmäler der bildenden Kunſt im Mittelalter in den preuß. Staaten» (Heft 1, Berl. 1830). Auch verfaßte er mit Reinick das «Liederbuch für deutſche Künſtler» (Berl. 1833). K. wurde 1833 Profeſſor an der Akademie und Docent an der Univerſität. Zwei Jahre ſpäter ſchrieb er ſeine Abhandlung «Ueber die Polychromie der griech. Architektur und Sculptur und ihre Grenzen» (Berl. 1835). Eine Reiſe nach Italien 1835 bereicherte ſeine kunſthiſtor. Anſchauungen und es entſtand nun ſein «Handbuch der Geſchichte der Malerei von Konſtantin d. Gr. bis auf die neuere Zeit» (2 Bde., Berl. 1837; 3. Aufl., von Blomberg, 3 Bde., Lpz. 1867). Als Frucht von Detailſtudien veröffentlichte er außer zahlreichen kleinern Aufſätzen die mit F. Ranke gemeinſchaftlich verfaßte «Beſchreibung und Geſchichte der Schloßkirche zu Quedlinburg» (Berl. 1838), die «Beſchreibung der Kunſtſchätze von Berlin und Potsdam» (2 Bde., Berl. 1838) ſowie die «Pommerſche Kunſtgeſchichte» in den «Baltiſchen Studien» (Stett. 1840). Außerdem ſchrieb er die «Geſchichte Friedrich's d. Gr.», welche, von Adolf Menzel illuſtrirt, zum Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunſt (Lpz. 1840), desgleichen ohne Illuſtrationen als

Digitized by Google

Volksbuch (9. Aufl., Lpz. 1875) erschien, ferner die «Neuere Geschichte des preuß. Staats und Volks von der Zeit des Großen Kurfürsten bis auf unsere Tage» (1. Thl., 1660—1786, Berl. 1844). Im J. 1840 erschien eine Sammlung seiner «Gedichte» (Stuttg. u. Tüb.). Seine reifste und bedeutendste Leistung war indeß das «Handbuch der Kunstgeschichte» (Stuttg. 1841—42; 5. Aufl., von Lübke, 2 Bde., 1871—72), worin er es zuerst versuchte, den Entwickelungsgang der Kunst im großen und ganzen zu verfolgen. In jener Zeit schrieb er auch «K. F. Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit» (Berl. 1842). K. wurde 1842 zum Mitglied des Senats der Akademie der Künste ernannt und 1843 durch den Minister Eichhorn zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in das Ministerium berufen. In dieser Stellung unternahm K. eine Reise durch Deutschland, Belgien und nach Paris. Eine Frucht derselben war die Schrift «Ueber die Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der bildenden Künste und zur Conservation der Kunstdenkmäler in Frankreich und Belgien» (Berl. 1846). Anonym gab er später heraus «Ueber die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung, mit besonderm Bezuge auf die Verhältnisse des preuß. Staats» (Berl. 1847). Unter Ladenberg's Verwaltung wurde K. 1849 zum vortragenden Rathe im Cultusministerium ernannt. Als solcher bearbeitete er «Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preuß. Staate» (Berl. 1859). Neben diesen Arbeiten entwickelte K. noch eine lebhafte Thätigkeit in poetischen Productionen. Zwei seiner Dramen, «Jakobäa» und «Doge und Dogaressa», gelangten mehrfach zur Aufführung. Die übrigen Dramen aus dieser Periode veröffentlichte er nebst Erzählungen in den «Belletristischen Schriften» (8 Bde., Stuttg. 1852). Seine «Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte» (Stuttg. 1853—54) erschienen gesammelt in drei Bänden. Rastlos thätig, unternahm K. auch noch die Abfassung einer «Geschichte der Baukunst» (Bd. 1—3, Stuttg. 1854—59), fortgesetzt von Burckhardt und Lübke (Bd. 4 u. 5, Stuttg. 1867—73), da er 18. März 1858 plötzlich starb. K. war ein Mann von energischer Arbeitskraft und tüchtigem Streben im Fache der Kunst, zugleich aber auch ein durch Gaben des Gemüths ausgezeichneter Mensch.

Kuh (Moses Ephraim), deutscher Dichter, geb. 1731 zu Breslau von jüd. Aeltern, wurde anfangs von seinem Vater für die jüd. Gelehrsamkeit und, als er hierzu keine besondere Neigung zeigte, für den Kaufmannsstand bestimmt. Nach dem Tode des Vaters trat er als Gehülfe in die Handlung eines Oheims in Berlin, wo er bald die Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessing's u. a. sich erwarb, durch deren Umgang er poetisch angeregt wurde. Uebertriebene Gutherzigkeit, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, erschöpfte indeß in wenigen Jahren sein ansehnliches Vermögen gänzlich. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland und gerieth am Ende in eine gänzlich hülflose Lage. Sein Misgeschick brachte ihn in Schwermuth und endlich in förmlichen Wahnsinn. Im J. 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt, erfolgte sein Tod 3. April 1790. Seine besten Gedichte, bestehend in Epigrammen, Liedern, Oden und Fabeln, lieferte er in einem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Besonnenheit. Herausgegeben wurden sie mit Ramler's Veränderungen als «Hinterlassene Werke» von Hirschel und Rausch (2 Bde., Zür. 1792). Vgl. Kayserling, «Der Dichter Ephraim K.» (Berl. 1864).

Kuhbaum, Baumart, s. Galactodendron.

Kuhblume, Pflanzenart, s. Caltha.

Kühlapparate oder Abkühler heißen diejenigen zwischen Retorte oder Blase und Vorlage eingeschalteten Vorrichtungen, mittels deren man beim Destilliren des Wassers, des Alkohols, der ätherischen Oele und überhaupt aller flüchtigen Flüssigkeiten die aus dem der Destillation unterworfenen Material durch die Wärme entwickelten Dämpfe abkühlt, um sie zu verdichten und als Flüssigkeit, Destillat, aufzusammeln. (S. Destillation.) Es kommt hierbei immer darauf an, die Dämpfe durch ein langes, aber nicht zu weites Rohr (Kühlrohr) oder durch einen Behälter mit nahe beisammenstehenden Wänden zu leiten, und jenes oder diesen äußerlich mit kaltem Wasser (Kühlwasser), öfters sogar mit Eis zu umgeben. Im einzelnen kann die Form des Apparats außerordentlich verschieden sein. In der Branntweinbrennerei (Spiritusfabrikation) spielen die K. eine große Rolle, in neuerer Zeit jedoch auch in der Bierbrauerei, wo die K. aber nicht die Bestimmung haben, Dämpfe zu verdichten, sondern die heiße Bierwürze bis auf eine zur Einleitung der Gärung geeignete Temperatur abzukühlen.

Kühlende Mittel (Temperantia, Refrigerantia) nennt man in der Heilkunde diejenigen Mittel, welche zur Beschränkung der Wärme (besonders der krankhaft erhöhten Temperatur) des lebenden Körpers angewendet werden. Dahin gehört vor allem die unmittelbare Wärme-

Digitized by Google

entziehung (Kühlung, Kältung) durch kühle Luft (besonders offene Fenster, Fächelung, leichtere Bekleidung), durch Kaltwasserwaschungen oder Abreibungen, kalte Douchen, Fluß-, Wannen- oder Tauchbäder, kalte (besonders Wasser-, Schnee- oder Eis-) Umschläge, Schnee- oder Eisblasen (Eis in Thierblasen oder Kautschukbeuteln), durch Verdunstung von Aether und andern flüchtigen Stoffen auf der Haut u. s. w. Mittelbar kühlend (durch Einwirkung auf das Blut und die Blutgefäße) wirken manche Verbände (mit Fetten, Salben, Bleimitteln u. s. w.), gewisse innere Mittel, z. B. Kalisalze, wie der Salpeter, Weinstein und das aus diesen beiden Mitteln mit Zucker bereitete Kühlpulver (pulvis temperans oder refrigerans, das sog. niederschlagende Pulver), Limonaden mit gewissen Pflanzen- oder Mineralsäuren (besonders mit Citronen-, Essig- oder Schwefelsalzsäure), säurehaltige Nahrungs- und Arzneimittel (z. B. sauere Gurken, Obstsäfte, Compots, Salate, Haller's und Mynsicht's Elixir), Mandelmilch, Buttermilch u. s. w. Man wendet die kühlenden Mittel hauptsächlich an gegen Blutwallungen, beginnende und frische Entzündungen, lebhafte Herzbewegungen und Fieberhitze.

Kuhn (Adalbert), ausgezeichneter Sprachforscher und Mythолog, geb. 19. Nov. 1812 zu Königsberg in der Neumark, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin und studirte 1833—37 daselbst Philologie. Hierauf trat er als Schulamtscandidat beim Köllnischen Gymnasium ein, an welchem er seitdem thätig geblieben ist und 1841 zum ord. Lehrer, 1856 zum Professor, 1870 zum Director aufrückte. K. war der erste europ. Gelehrte, der nach dem Erscheinen des Rosen'schen Rig-Veda (1838) eine Uebersicht der Eigenthümlichkeiten der Sprache der Veden zu geben versuchte. In der bahnbrechend gewordenen Schrift «Zur ältesten Geschichte der indogerman. Völker» (Berl. 1845; erweitert in Weber's «Ind. Studien», Bd. 1, Berl. 1850) entwarf er mit Hülfe gewissenhafter etymolog. Untersuchungen die Grundzüge zu einem Bilde der Culturzustände des indogerman. Urvolks. Zahlreiche Arbeiten K.'s aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung finden sich in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» und den «Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung», von denen er die erstere 1851 mit Aufrecht begann und dann allein fortführte, die letztern 1856 mit Schleicher begründete, und welche beide seit 1875 zu einer «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen» vereinigt sind. Eine ganz neue Disciplin, die vergleichende Mythologie, wurde von K. erst begründet, indem er in verschiedenen Aufsätzen die Verwandtschaft zwischen den in den ältesten Literaturdenkmälern der Inder, den Hymnen des Rig-Veda, enthaltenen Mythen mit denen der Griechen, Römer und Germanen entdeckte und nachwies. Seine Monographie «Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks» (Berl. 1859) ist als Muster für Forschungen dieser Art allgemein anerkannt. Vorzügliches hat K. außerdem noch auf dem Gebiete der deutschen Mythen- und Sagenforschung geleistet. Außer Beiträgen zu Fachzeitschriften gehören vor allem hierher «Märkische Sagen und Märchen» (Berl. 1843), «Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche» (mit Schwartz, Lpz. 1848) und «Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen» (2 Bde., Lpz. 1859). — Sein Sohn, Ernst Wilhelm Adalbert K., geb. 7. Febr. 1846, studirte in Berlin und Tübingen, docirte seit 1871 an den Universitäten Halle, Leipzig, Heidelberg und ist seit Ostern 1877 Professor des Sanskrit an der Universität München. Er hat sich namentlich bekannt gemacht durch seine «Beiträge zur Pâligrammatik» (Berl. 1871).

Kuhn (Franz, Freiherr von Kuhnenfeld), österr. Feldzeugmeister und commandirender General, geb. 15. Juli 1817 zu Proßnitz in Mähren, trat 1837 nach vollendeter Erziehung in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt als Unterlieutenant in das Infanterieregiment Nr. 1, wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit Oberlieutenant und Hauptmann und gehörte als solcher wie als Major während der Kämpfe von 1848 und 1849 in Italien und Ungarn dem Generalquartiermeisterstabe an. Dort wie hier zeichnete K. sich aus und that sich auch namentlich während der Belagerung von Komorn hervor. Nach dem Falle dieser Festung bekleidete K. mehrere Jahre hindurch die Stelle eines Generalstabschefs beim 11. Armeecorps in Ungarn. Inzwischen war K. in den Freiherrnstand erhoben, 1853—59 zum Oberstlieutenant und Oberst befördert und 1856 als Professor der Strategie an die Kriegsschule zu Wien berufen, aus welcher Stellung er schied, als die Ereignisse in Italien im März 1859 die Aufstellung einer österr. Operationsarmee nach sich zogen, bei welcher er zum Generalstabschef beim Feldzeugmeister Gyulay ernannt wurde und in dieser Stellung den ganzen Feldzug mitmachte. Nach Beendigung des Kriegs wurde ihm das Commando des 17. Infanterieregiments und später als Oberst das über eine Truppenbrigade zu Trient zutheil, welches er auch noch als Generalmajor und bis 1866 behielt, in welchem Jahre er infolge des abermals zwischen

Digitized by Google

Oesterreich und Italien ausgebrochenen Kriegs zwar unter den Oberbefehl des Erzherzogs Albrecht gestellt ward, ihm aber als Commandanten in Tirol die selbstständige Leitung der Vertheidigung desselben mit Erfolg überlassen wurde. Nach Beendigung des Kriegs erfolgte seine Beförderung zum Feldmarschallieutenant. Nach dem Rücktritte John's wurde K. 18. Jan. 1868 zum Reichskriegsminister berufen, in welcher schwierigen Stellung er wesentlich zur Consolidirung des nach dem Kriege von 1866 stark erschütterten Reichs beitrug, indem er aus dem Zusammenbruche der Reichseinheit die Einheit des stehenden Heers rettete, dem Landwehrinstitut einen außerordentlichen Aufschwung gab und überhaupt der bewaffneten Macht eine allen modernen Anforderungen entsprechende Organisation verlieh. Im J. 1873 erfolgte K.'s Beförderung zum Feldzeugmeister. Am 14. Juni 1874 wurde K. seiner Stellung als Reichskriegsminister enthoben und zum Generalcommandanten von Steiermark, Kärnten und Krain ernannt. Sein Nachfolger im Kriegsministerium wurde Freiherr von Koller. Wie als Soldat, so ist K. auch als Gelehrter und Schriftsteller bedeutend und hat sich durch ein größeres Werk «Der Gebirgskrieg» (Wien 1870) bekannt gemacht.

Kühn (Karl Gottlob), verdient um die Geschichte der Medicin, geb. 13. Juli 1754 zu Spergau bei Merseburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Merseburg und Grimma und studirte dann zu Leipzig Medicin. Im J. 1793 wurde er außerord. Professor der Medicin, 1802 ord. Professor der Anatomie und Chirurgie und 1819 der Physiologie und Pathologie. Als solcher starb er zu Leipzig 19. Juni 1840. Infolge seiner Vorliebe für die classischen Studien wurde K. frühzeitig auf die Geschichte der medic. Wissenschaften, insbesondere auf die alten Aerzte hingelenkt. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die vollständige Ausgabe der «Opera medicorum Graecorum, quae supersunt» (29 Bde., Lpz. 1821—30). Außerdem sind von seinen Schriften noch hervorzuheben die ausgewählte Sammlung seiner «Opuscula academica et philologica» (2 Bde., Lpz. 1827—28) und die «Geschichte der medic. und physik. Elektricität u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1783 u. 1785), die er später unter dem Titel «Die neuesten Entdeckungen in der medic. und physik. Elektricität» (2 Bde., Lpz. 1796—97) fortsetzte. — K.'s Sohn, Otto Bernhard K., geb. 6. Mai 1800 zu Leipzig, widmete sich seit 1820 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen dem Studium der Chemie und habilitirte sich dann 1825 zu Leipzig für Chemie, wo ihm 1830 die ord. Professur der allgemeinen Chemie übertragen wurde. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode, der 5. Dec. 1863 erfolgte. K. hat sich besonders um die Stöchiometrie und die anorganische Chemie verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind: «Versuch einer Anthropochemie» (Lpz. 1824), «Praktische Chemie für Staatsärzte» (Lpz. 1829), «Anleitung zu qualitativen chem. Untersuchungen» (Lpz. 1830), «Lehrbuch der Stöchiometrie» (Lpz. 1837), «System der anorganischen Chemie» (Gött. 1848) und «Das Cyan und seine anorganischen Verbindungen» (Lpz. 1863). — Ein Neffe Karl Gottlob K.'s, Heinrich Eduard K., geb. 7. Sept. 1803, wirkt seit 1829 als praktischer Arzt zu Leipzig. — Dessen Sohn, Julius Eduard K., geb. 13. Juni 1831 daselbst, ist ebenfalls praktischer Arzt und Privatdocent der Medicin und hat sich durch ein chirurg. Werk: «Die künstliche Eröffnung der obersten Luftwege» (Lpz. 1864), welches eine Abtheilung von Günther's «Lehre von den blutigen Operationen» bildet, bekannt gemacht.

Kühne (Ferd. Gustav), namhafter Romanschriftsteller und Kritiker, geb. 27. Dec. 1806 in Magdeburg, besuchte das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin und widmete sich seit 1826 auf der dortigen Universität philos. Studien. Hierauf wirkte er einige Zeit als Secretär der «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik», bis er 1835 nach Leipzig berufen wurde zur Redaction der «Zeitung für die elegante Welt», die er bis 1842 führte. Vier Jahre später erwarb er von August Lewald die Wochenschrift «Europa», die er bis 1859 leitete. Inzwischen war er 1856 nach Dresden übergesiedelt, wo er seitdem seinen bleibenden Wohnsitz behielt. Die literarische Laufbahn betrat K. mit «Novellen» (Berl. 1831) und «Die beiden Magdalenen oder die Rückkehr aus Rußland» (Lpz. 1833), denen «Eine Quarantäne im Irrenhause» (Lpz. 1835) folgte. In letzterm Werke bekundet er seine Verwandtschaft mit dem Jungen Deutschland, zu dessen maßvollern Vertretern er gehörte. K.'s spätere Romane, wie die «Klosternovellen» (2 Bde., Lpz. 1838; 2. Aufl. 1862), «Die Rebellen in Irland» (3 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. 1863) und «Die Freimaurer» (2 Bde., Lpz. 1855; 2. Aufl. 1867), tragen zwar einen stark reflectirenden Charakter, zeugen aber von gründlichen histor. Studien, die mit kunstvoller Hand in die Erzählung verwebt und dichterisch verwerthet sind. In seinen reflectirenden Schilderungen, Charakteristiken und Kritiken bekundet K. philos. Durchbildung, feinen Geschmack und geläutertes Urtheil. Schriften dieser Art sind: «Weibliche und männliche Charaktere» (2 Bde., Lpz. 1838),

Digitized by Google

«Porträts und Silhouetten» (2 Bde., Hannov. 1843) und vor allem «Deutsche Männer und Frauen» (Lpz. 1851; 2. Aufl. 1863); ferner «Sospiri. Blätter aus Venedig» (Braunschw. 1841) und «Mein Carneval in Berlin» (Braunschw. 1843). Hieran reihen sich die gelungenen Städte- und Landschaftsbilder, wie «Wien» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1861), «Prag» (Lpz. 1857), «Von Köln bis Worms» (Lpz. 1856). In der Schrift «Mein Tagebuch in bewegter Zeit» (Lpz. 1863) schildert K. den Verlauf der deutschen Bestrebungen während der J. 1848—50. Seine Dramen «Isaura von Castilien», «Kaiser Friedrich in Prag», «Die Verschwörung zu Dublin», «Kuß und Gelübde» hatten auf der Bühne wenig Erfolg, dagegen kam eine Fortsetzung des Schiller'schen «Demetrius» (1856) auf mehrern Bühnen zur Aufführung. Seine Gedichte hat K. im ersten Bande seiner «Gesammelten Schriften» (10 Bde., Lpz. 1862—67) vereinigt. Nach einem Aufenthalte in Italien veröffentlichte K. «Röm. Sonette» (Lpz. 1869) als Beitrag zum ökumenischen Concil und «Christus auf der Wanderschaft» (Lpz. 1870), später «Wittenberg und Rom. Klosternovellen aus Luther's Zeit» (3 Bde., Berl. 1877).

Kühner (Rafael), ausgezeichneter Philolog und Schulmann, geb. 22. März 1802 zu Gotha, wo sein Vater Johann Christian K. (geb. 1. Juni 1774, gest. 23. Jan. 1852) als Geh. Hofrath und Professor der freien Künste, zugleich auch als ein geschätzter Maler lebte, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich in Göttingen seit Michaelis 1821 eifrig philol. Studien. Eine hier gelöste akademische Preisaufgabe veröffentlichte er später unter dem Titel «M. T. Ciceronis in philosophiam merita» (Hamb. 1825). Nachdem er 1824 eine Lehrerstelle am Lyceum zu Hannover angetreten, waren seine wissenschaftlichen Studien namentlich auf griech. Sprachlehre und Cicero gerichtet, aus denen eine Ausgabe von Cicero's «Tusculanen» (Jena 1829; 5. Aufl. 1874; kleinere Ausgabe, Jena 1847), sowie der «Versuch einer neuen Anordnung der griech. Syntax» (Hannov. 1829) hervorgingen. Letztere Schrift sowie die neue Anordnung der «Sämmtlichen Anomalien des griech. Verbum» (Hannov. 1831) bildeten die Vorläufer seiner «Ausführlichen Grammatik der griech. Sprache» (2 Bde., Hannov. 1834—35; 2. Aufl. 1869—72), welche dadurch, daß sie in der Formenlehre zuerst die vergleichende Sprachkunde, namentlich das Sanskrit berücksichtigte, die Syntax aber nach einem rein wissenschaftlichen Principe entwickelte, in der Geschichte der griech. Sprachwissenschaft epochemachend wurde. Noch weit günstiger aufgenommen wurden K.'s «Kurzgefaßte Schulgrammatik der griech. Sprache» (Hannov. 1836; 5. Aufl. 1875) und die «Elementargrammatik der griech. Sprache» (Hannov. 1837; 28. Aufl. 1870), welchen die «Elementargrammatik der lat. Sprache» (Hannov. 1841; 38. Aufl. 1875), die «Lat. Vorschule» (Hannov. 1842; 17. Aufl. 1872) und die «Schulgrammatik der lat. Sprache» (Hannov. 1842; 5. Aufl. 1861) folgten. Mit diesen, zum Theil mehrfach in das Englische und andere Sprachen übersetzten Lehrbüchern in Verbindung stehen die «Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische» (Hannov. 1842 u. öfter) und die «Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische» (3 Abthl., Hannov. 1846—47; Abthl. 1, 2. Aufl. 1869). Hieran schließen sich noch die Ausgaben von Xenophon's «De Socrate commentarii» (Gotha 1841) und «De expeditione Cyri libri septem» (Gotha 1852; mit deutscher Erklärung, Gotha 1852).

Kuhpocke oder Vaccine (variola vaccina) nennt man eine ansteckende fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche sich ohne bekannte Veranlassung an den Eutern der Kühe zeigt und manchmal massenhaft unter den Rindern (als Epizootie) auftritt. Sie kommt in verschiedenen Formen vor. Die echte K. erscheint anfangs als ein kleiner rother Fleck und bildet bis zum siebenten oder achten Tage eine hellbläuliche, erbsengroße, von einem rothen entzündeten Ringe umgebene und mit wasserheller Lymphe gefüllte Pustel mit eingesenktem Mittelpunkte, welche allmählich eintrocknet und endlich als Schorf abfällt. Dabei ist das Allgemeinbefinden des Thieres gestört, es treten Fieberbewegungen, Mangel an Freßlust u. s. w. ein, ohne jedoch Gefahr zu bringen. Andere Formen dieses Ausschlags, welche man im allgemeinen unechte K. nennt, sind die Windpocke, die gelbliche, schwarze, bläuliche, weiße, rothe und warzige K., von denen einige einen bösartigen Verlauf nehmen und namentlich eine Neigung in Geschwüre überzugehen zeigen. Aehnliche Ausschlagskrankheiten finden sich auch bei verschiedenen andern Hausthieren, so die Pferdepocke oder Mauke als ein fieberhafter ansteckender Bläschenausschlag an den Fesseln des Pferdes, die Schafpocke oder Ovine bei den Schafen, unter denen sie bisweilen große Verheerungen anrichtet u. s. w. Durch zahlreiche Versuche von Uebertragung der Menschenpocken auf Kühe ist es in hohem Grade wahrscheinlich geworden, daß die K. von den Menschenblattern abstammen und nur durch den thierischen Organismus der Kuh eigenthümlich modificirt sind. Sie unterscheiden sich von den Menschenpocken hauptsächlich dadurch,

Digitized by Google

daß sie nur einen rein örtlichen Ausschlag, nämlich am Euter, erzeugen, während sich die letztern über den ganzen Körper des Menschen verbreiten, daß sie das Thier in eine ungefährliche, kurzdauernde, allgemeine Krankheit versetzen, wogegen der Mensch durch die Blattern meist heftig, oft sogar gefährlich ergriffen wird, und daß endlich ihre Contagiosität eine geringere ist. Die echten K. können durch Impfung auf die Menschen und von diesen wieder auf andere Menschen oder Thiere übertragen werden, haben dann einen ähnlichen milden Verlauf wie bei den Kühen und vernichten in den meisten Fällen die Empfänglichkeit für das Contagium der Menschenpocken, worauf die Entdeckung der Jenner'schen Schutzpockenimpfung beruht. (S. Impfung.)

Kuhreihen oder **Kuhreigen** (franz. Ranz des vaches) heißen die alten Volksmelodien, welche die Sennen auf den Schweizeralpen beim Heimtreiben der Kuhheerden zu singen oder auch zu blasen pflegen. Den Inhalt bilden Lockrufe und Jauchzer, untermischt mit Liedern und lehrhaften Sprüchen. Die Melodien bestehen aus wenigen einfachen Intervallen, eignen sich ganz zu der einfachen Weise dieser Hirten und zu dem Alpenhorne, auf welchem sie dieselben vortragen, und machen in den widerhallenden Gebirgen eine ungemeine Wirkung. Fast jede Alpengegend besitzt ihren besondern K.; die bekanntesten sind der appenzeller, der emmenthaler und der entlibucher K. und der Ranz des vaches der Greyerzerberge. Vgl. J. R. Wyß und Huber, «Sammlung von schweizer K. und Volksliedern» (Bern 1826); Tarenne, «Recherches sur le ranz des vaches» (Par. 1813); Huber, «Recueil de ranz des vaches et de chansons nationales de la Suisse pour la flûte et la guitarre» (St.-Gallen 1830).

Kujawien, ein sehr fruchtbarer Landstrich an dem linken Ufer der Weichsel, gegenwärtig größtentheils zum Großherzogthum Posen gehörig, mit den Städten Inowraclaw und Brzesc, bildete, ehe es zu Polen kam, ein besonderes Fürstenthum. Der Bischof von K., der in Wloclawek an der Weichsel residirte, hatte während der Vacanz des gnesener Erzbisthums das Recht, den poln. König zu krönen und den Reichstag zu berufen, und hieß dann auch Interrex.

Kukáua heißt nach H. Barth und Nachtigal die Haupt- und Residenzstadt des Reichs Bornu (s. d.) im Sudan, in der Provinz Koyam (abgekürzt und fälschlich Kuka, d. h. der Affenbrotbaum, wie einer in der Mitte der Stadt steht), 15 Kilom. westlich vom Tsadsee, 15 Mt. über dessen und 257 Mt. über dem Spiegel des Meers in einer trostlosen Ebene gelegen und erst 1846 neu erbaut, zählt nach Rohlfs etwa 60,000 E. und besteht eigentlich aus zwei Städten, der östlichen (Billa-Gedibe) für den Hof und dessen Leute mit ansehnlichen Haushaltungen, und der westlichen (Billa-Futebe) für das Volk, die enge Quartiere mit schmalen und krummen Gäßchen enthält. Beide Städte, 1 Kilom. voneinander entfernt, sind durch Häuserreihen miteinander verbunden und mit Dörfern und Hüttengruppen umgeben. Westlich von Billa-Futebe wird jeden Montag ein großer Markt gehalten, auf dem sich 15—20,000 Menschen, Bewohner fast aller Provinzen von Bornu versammeln. Die gangbaren Münzen sind der Maria-Theresia-Thaler und die Kauris. Feilgeboten werden hauptsächlich Rohrmatten und Stangen zum Bau der Hütten, Getreide in Lederfäcken, Kamele und Pferde, Kleidungsstücke, Perlen, Lederwaaren und Sklaven. Oestlich von K. liegt nahe dem Tsadsee der Ort Maduari, wo der Reisende Overweg 27. Sept. 1852 starb, und 22 Kilom. im Südosten am Rande des Sees die Stadt Ngornu oder Angornu mit 20,000 E. und starkbesuchten Märkten.

Kuklux-Gesellschaften waren geheime Orden social-polit. Natur, welche vornehmlich infolge der Reconstructionsmaßregeln, die der Congreß und die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika den zur Union zurückgebrachten rebellischen Südstaaten gegenüber trafen, ins Leben gerufen wurden. Der Geheimbund des Ku-Klux-Klan, oder abgekürzt Kuklux, entstand ums J. 1867 in einigen Counties von Nordcarolina und verbreitete sich bald durch fast alle Südstaaten der Union. Die Mitglieder des Ordens, welche durch einen Eid miteinander verbunden und zum Geheimhalten ihrer verbrecherischen Organisation bei Todesstrafe verpflichtet waren, kamen zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten zusammen und waren bei der Begehung ihrer ungesetzlichen Thaten regelmäßig beritten und in starker Vermummung. Die Kuklux-Männer richteten ihre Verbrechen nur gegen Neger, gegen anerkannte Unionsfreunde, gegen Beamte der Bundesregierung, gegen Mitglieder und Anhänger der herrschenden republikanischen Partei, kurz gegen alles, was den Tendenzen der frühern (demokratischen) Sklavenhalterpartei zuwiderlief. Das Kuklux-Unwesen hatte schon im Mai 1870 die Aufmerksamkeit des Congresses auf sich gelenkt und es war ein Gesetz erlassen worden, um den verbrecherischen Handlungen des in Rede stehenden Geheimbundes ein Ende zu machen; allein wegen der großen Ausdehnung, die der Kuklux-Orden bereits angenommen hatte, konnte dies Gesetz fast niemals gehörig zur Ausführung gebracht werden. Im März 1871 waren die Dinge in Südcarolina

Digitized by Google

ſo weit gediehen, daß der Gouverneur Scott den Präſidenten Grant in officieller Weiſe erſuchte, ihm zur Unterdrückung des Kuklux-Unfugs militäriſche Hülfe zu ſenden. Präſident Grant legte die Angelegenheit dem Congreſſe vor, und dieſer erließ 20. April 1871 ein Anti-Kuklux-Geſetz, welches dem oberſten Beamten der Union bis zum Juni 1872 eine nahezu dictatoriſche Gewalt zur Vernichtung der Kuklux-Banden verlieh. Aber trotz dieſes Geſetzes blieben die Gewaltthaten der K. bis zum Ende der Präſidentenwahl 1876 in allen jenen Staaten dieſelben, in welchen befreite Sklaven die Mehrzahl bildeten. Der Name «Ku-Klux-Klan» iſt nach einigen ein Onomatopoietikon, d. h. den Lauten nachgebildet, die durch das Spannen des Hahns einer Flinte oder eines Revolvers hervorgerufen werden; nach andern iſt die erſte Silbe «Ku» gleichbedeutend mit cue, d. i. ein Wink oder Warnung, die zweite «Klux» abgeleitet von to gluck, d. h. gluckſen, und «Klan» ſoviel wie das ſchott. clan (Bande).

Kúkolnik (Neſtor), ruſſ. Dichter und Novelliſt, geb. 1808, wurde im Lyceum Besborodko zu Njeſhin erzogen, wo er Gogol zum Studiengenoſſen hatte. Im J. 1829 wurde er Profeſſor am Gymnaſium zu Wilna und 1843 im Kriegsminiſterium angeſtellt. Nachdem er 1857 als Wirkl. Staatsrath ſich hatte penſioniren laſſen, ließ er ſich zu Taganrog im ſüdl. Rußland nieder. Später kehrte K. nach Petersburg zurück, wo er 20. Dec. 1868 ſtarb. Seine literariſche Laufbahn begann er mit der dramatiſchen Phantaſie «Torquato Taſſo», in der er das Leben des ital. Dichters in ſeinen Hauptmomenten ſchildert und wodurch er ſogleich einen Namen in der ruſſ. Literatur gewann. Es folgten mehrere Dramen, unter anderm «Knjäs Cholmſkij» eine hiſtor. Tragödie mit Chören (1840), zu welcher Glinka die Muſik ſchrieb, worauf K. mit einer Reihe von Romanen auftrat. Von 1845—46 führte K. die Redaction der ruſſ. «Illuſtrirten Zeitung» und trat dann wieder mit einem hiſtor. Trauerſpiel «Patkul» (1846) hervor. Seine Erzählungen aus der Zeit Peter's d. Gr. zeichnen ſich durch eine lebendige Auffaſſung der Epoche aus. Von ſeinen ſpätern Arbeiten ſind das patriotiſche Drama «Das Flottenfeſt in Sewaſtopol» (1854) und das hiſtor. Schauſpiel «Die Belagerung von Aſow» (1855) zu nennen. Bei ſeiner romantiſch angelegten Natur konnte K. mit dem Realismus der neueſten ruſſ. Literatur ſich nicht befreunden und verlor daher allmählich die Gunſt des Publikums.

Kukuk (Cuculus) heißt eine zur Abtheilung der Klettervögel gehörige Vögelgattung, bei denen der Schnabel von Kopflänge oder kürzer, bis unter die Augen geſpalten und mit ſcharfen ungezähnten Rändern verſehen, der Lauf kürzer als die längſte Zehe und bis unter das Ferſengelenk befiedert und der Schwanz zehnfederig und lang iſt. Von dieſer Gattung, die jetzt nach nicht eben ſcharfen Kennzeichen in fünf bis ſechs beſondere Gattungen zerfällt und den Typus einer zahlreichen, in der ganzen Welt verbreiteten Familie bildet, beſitzt Europa nur eine, aber überall verbreitete, doch nirgends häufige Art, den gemeinen K. (C. canorus), der in ganz Europa, Afrika und einem größern Theile Nordaſiens angetroffen wird und in Deutſchland als Zugvogel kaum je vor Mitte April eintrifft, wo er dann durch ſeinen bekannten zweiſilbigen, fröhlichen Ruf, den er 10—12, ja 50—80 mal hintereinander wiederholt, zum willkommenen Verkünder des Frühjahrs wird. Mitte Juli hört der K. zu rufen auf und zieht im Auguſt von dannen. Nur die in demſelben Sommer geborenen Jungen erwarten zum Abzug die Mitte des September. Der K. hat die (ſprichwörtlich gewordene) Sitte, ſeine Eier in fremde Neſter, die von kleinern Vögeln, wie Grasmücken, Bachſtelzen, Rothkehlchen u. a., zum Ausbrüten zu legen. Hierbei ſcheint er ſich in geringer Entfernung von dem fremden Neſte des Eies zu entledigen und es dann mit dem Schnabel in das oft enge oder halbgeſchloſſene Neſt zu tragen, und zwar jedes Ei in ein verſchiedenes Neſt. Der K. iſt ein wahrer Inſektenfreſſer, der bei ſeiner ſchnellen Verdauung einer außerordentlichen Menge von dieſem Futter bedarf; beſonders aber zieht er Raupen vor, von denen er auch die langhaarige Bärraupe und andere dergleichen, welche jeder andere Vogel verſchmäht, begierig verzehrt. Er wird dadurch äußerſt nützlich, und nichts iſt verkehrter, als dieſen ohnehin nicht zu häufigen Vogel zum Gegenſtand der Verfolgung zu machen. Durch die in die Wände des Magens eindringenden und darin feſthaftenden langen Haare, vorzüglich der Bärraupe (Euprepia Caja), wird die Innenſeite des Magens ſo haarig, daß ſie oft einem naſſen Säugethierfelle gleicht. Er iſt 36 Ctmt. lang, aſchgrau, an Bruſt und Bauch weiß und ſchwarzbraun gebändert; Füße und Krallen ſind gelb. Junge Weibchen ſind roſtroth und mit graubraunen Querbändern gezeichnet. Der amerikaniſche K. oder Kuhvogel (C. Americanus) brütet ſeine Jungen ſelbſt aus. Am Cap der Guten Hoffnung lebt der jetzt zu einer der neuen Gattungen (Indicator) gehörige Honigkukuk (C. indicator), der mit großem Geſchrei die Bienenneſter anzeigt, in welche einzudringen ihm nicht gelungen iſt.

Kukuksblume, Pflanzenart, ſ. Orchis.

Digitized by Google

Kukuruz oder **Türkischer Weizen**, Pflanzenart, s. Mais.

Kuldscha, asiat.-russ. Gebiet in der Dsongarei (s. d.), vom Ili (s. d.) durchflossen, im N. von den Ausläufern des Alatau, im S. von den Gebirgszügen Asch-Burtasch und Turn-aigyr begrenzt, zählt auf 71,213 QKilom. etwa 115,000 E., meist Tarantschen, Turguten, Kalmücken, Kirgisen, Mandschus, Sarten, Dunganen und Chinesen, die Viehzucht und etwas Ackerbau treiben. Der ehemals lebhafte Handel mit Kaschgar und China liegt jetzt danieder. K. gehörte früher den Chinesen, denen es durch einen Aufstand 1864—66 entrissen wurde. Seitdem kämpften die Dunganen und Tarantschi um die Herrschaft, bis die Russen Juni 1871 in das Land einrückten und 4. Juli die Hauptstadt K., früher Ili (s. d.), besetzten.

Kuli (engl. Coolie, franz. Coulie, holländ. Koeli) ist zunächst der Name wilder, zu den Urbewohnern gerechneter Stämme im westl. Theil der indobrit. Präsidentschaft Bombay, welche, wie die östlicher wohnenden Bhils, Gonds u. s. w., meist von Raub, Jagd und an der Küste von Fischfang leben, schwer zu zügeln und der Civilisation feindlich sind. Alsdann aber bezeichnet man sowol auf dem ind. Festlande als im Indischen Archipel mit dem Namen K. alle Personen der niedern Volksklasse, die als Tagelöhner, namentlich als Lastträger ihren Unterhalt verdienen. Als infolge der Maßregeln gegen die Negerausfuhr aus Afrika und der Emancipation der Sklaven in den brit., niederländ. und franz. Colonien in Südamerika, auf den westind. Inseln und den Mascarenhas, sich der Mangel an Arbeitskräften immer fühlbarer machte, drängte sich der Gedanke auf, diesem Uebel durch Einführung von Arbeitern aus den übervölkerten Provinzen Indiens, namentlich aus Bengalen, sowie auch aus China abzuhelfen. Aus China waren seit alter Zeit Emigrationen sowol nach allen Theilen des Indischen Archipels als auch nach den sog. Indochinesischen Ländern, nach Hinterindien und, wiewol in geringerm Maße, auch nach Vorderindien geschehen. In Britisch-Indien aber fanden alljährlich großartige Volksbewegungen statt, indem sich viele Tausende freier Arbeiter, sogenannte K., aus den am dichtesten bevölkerten Landschaften nach den minderbevölkerten begaben, um dort Beschäftigung zu finden. Am großartigsten ist die Auswanderung aus verschiedenen Theilen der Präsidentschaft Madras nach Ceylon für die Kaffee-Ernte daselbst. Diese Aus- und Einwanderung innerhalb des Britisch-Indischen Reichs wurde, im Interesse der K. sowol als ihrer Arbeitgeber und Miether, durch verschiedene Beschlüsse der ind. Centralregierung genau und umständlich regulirt. Als man nun anfing, die durch die Emancipation der Neger in den engl., franz. und holländ. Colonien in Westindien und Südamerika verlorenen Arbeitskräfte durch die Einfuhr von K. aus Ostindien zu ersetzen, fanden so viele Misbräuche statt, daß die angeworbenen freien Arbeiter kaum etwas anderes waren als verkaufte Sklaven unter anderm Namen; deshalb sah sich die Regierung von Britisch-Indien genöthigt, zum Schutze der nach Amerika zu exportirenden K. eine Anzahl von Maßregeln zu treffen, welche 1871 in der «Indischen Emigrationsacte» zusammengefaßt wurden. Dieselbe enthält die genauesten reglementären Bestimmungen über die Anwerbung von K.; ihre Verpflegung bis zum Augenblicke der Einschiffung u. s. w. Die Regierung jedes Ortes und Landes, nach welchem Ausfuhr von K. stattfindet, muß daselbst einen eigenen Beschützer der Emigranten (Protector of emigrants) anstellen. Die Zahl dieser Anwerber war allein in Bengalen 1872—73 von 171 auf 258 gestiegen. Die Contracte laufen nur für fünf Jahre. Die Arbeit ist auf $9\frac{1}{2}$ Stunde täglich mit Ausnahme der Sonntage, das Minimum des Tagelohns für Männer 1 Schilling und 9 Penny für Frauen und halberwachsene Männer festgesetzt. Aerztliche Behandlung genießen die K. unentgeltlich. Ihre Zurückführung nach Indien geschieht auf Kosten der Colonien, die sie exportirt haben. Kulicontracte hat die ind. Regierung mit den Gouvernements von Mauritius, Jamaica, Britisch-Guiana, Trinidad, St.-Lucia, St.-Vincent, Grenada, St.-Kitts und den Seychelles, und unter ganz gleichen Bedingungen 1861 mit Frankreich hinsichtlich des franz. Guiana, Réunion, Martinique und Guadeloupe, sowie später mit Holland wegen Surinam und St.-Croix geschlossen. Nach den genannten Colonien wurden zwischen 1842—70 von Kalkutta 342,375; von Madras 158,259 und von Bombay 31,761, im ganzen 523,535 K. ausgeführt. Ungleich weniger als die englisch-indische ließ die chines. Regierung sich an dem Lose ihrer für freiwillige Arbeit außerhalb Asiens angeworbenen Unterthanen gelegen sein. In den Friedensschlüssen mit England und Frankreich 1860 hatte sie zwar die K.-Ausfuhr zugestanden, bekümmerte sich aber hierum nicht weiter. Hierdurch entstand in den chines. Hafenplätzen ein förmlicher, auf Ueberlistung und Betrug der angeworbenen K. sich gründender Menschenhandel und fanden auf den Transportschiffen fast dieselben Greuel statt, wie früher auf den Sklavenschiffen, mit dem Unterschiede allein, daß die Chinesen weniger duld-

Digitized by Google

ſam und leicht zu behandeln als die afrik. Neger waren. Die Zahl der Schiffe, auf denen die chineſiſchen K. in Aufſtand kamen, die europ. Bemannung ermordeten, die Schiffe verbrannten und mit den Booten nach China zurückkehrten, iſt eine ſehr große. Infolge deſſen haben die Vertreter der europ. Mächte in China es ſich in letzter Zeit angelegen ſein laſſen, die K.-Ausfuhr in ähnlicher Weiſe zu regeln, wie ſolches von der engl.-ind. Regierung geſchehen iſt.

Kulm oder **Culm** (poln. Chelmno), Kreisſtadt im Regierungsbezirk Marienwerder der preuß. Provinz Weſtpreußen, liegt impoſant auf ſteiler Höhe am rechten Weichſelufer, iſt regelmäßig gebaut, hat vier Kirchen, ein alterthümliches Rathhaus, ein Prieſterſeminar, ein 1775 gegründetes Cadettenhaus, ein kath. Gymnaſium, eine höhere Bürgerſchule und eine Reichsbanknebenſtelle und zählt (1875) 9628 E., welche Leinweberei, Getreidehandel und Flußſchifffahrt treiben. Das Bisthum K. wurde 1243 errichtet; Sitz des Domkapitels war jedoch Kulmſee (mit 3153 E.) im Kreiſe Thorn, während der Biſchof ſelbſt in Löbau an der Drewenz (Kreisſtadt mit 4506 E.) reſidirte, bis 1824 Biſchofsſitz und Domkapitel nach der ehemaligen Ciſtercienſerabtei Pelplin im Stargarder Kreiſe des Regierungsbezirks Danzig verlegt wurde. K. iſt die älteſte Stadt in Weſtpreußen und beſtand ſchon vor Ankunft der Deutſchen Ritter, welche 1232 das Schloß erbauten. Zur Zeit der Ordensherrſchaft hatte es den Vorrang unter den preuß. Städten, bis es 1466 an Polen kam. Seitdem verfiel die Stadt und begann erſt, nachdem ſie 1773 Friedrich II. in Beſitz genommen, ſich zu erholen. Schon 1233 erhielten die Städte Thorn und K. eine Urkunde über ihre Freiheiten, die Kulmiſche Handveſte, welche 1251 erneuert wurde. Das in derſelben der Stadt verliehene Recht wurde 1394 als Kulmiſches Recht in fünf Büchern aufgezeichnet. Vgl. Bandtke, «Jus Culmense» (Warſch. 1814); Prätorius, «Verſuche über die Kulmiſche Handveſte» (Thorn 1842). — Der Kreis K., welcher auf 887 QKilom. (1875) 54,571 E. zählt, bildet einen Theil des Kulmerlandes, das, zwiſchen der Weichſel, Drewenz und Oſſa gelegen, ſehr fruchtbar, namentlich an Weizen iſt. Vgl. Schultz, «Geſchichte der Stadt und des Kreiſes K.» (Danz. 1876 fg.).

Kulm (czech. Chlumec), Dorf im Bezirk Auſſig des Kreiſes Leitmeritz in Böhmen, 5 Kilom. nordöſtlich von Teplitz, an der Dux-Bodenbacher Bahn, mit Schloß, Park und (1869) 791 E., iſt merkwürdig durch die Schlacht bei K. vom 29. und 30. Aug. 1813, in welcher die Verbündeten über einen Theil der großen franz. Armee unter Vandamme ſiegten. Das verbündete Hauptheer unter dem Fürſten Schwarzenberg rückte aus Böhmen gegen Dresden vor, nachdem Napoleon I. nach Schleſien marſchirt war. Auf die Kunde von jenem Vorrücken kehrte jedoch Napoleon in großer Eile um und entſendete von Stolpen 25. Aug. abends den General Vandamme mit 30,000 Mann, der am 27. bei Königſtein über die Elbe ging und auf die Nachricht von der Schlacht bei Dresden (ſ. d.) 27. Aug. in Böhmen gegen Teplitz vordrang. Schwarzenberg zog ſich über Dippoldiswalde und nach dem Kamm des Erzgebirgs bei Teplitz zurück. Den Ruſſen unter dem Grafen Barclay wurde die Heerſtraße über Dohna und Gießhübel nach Teplitz angewieſen; aber Barclay drängte ſich gleichfalls auf die Straße nach Dippoldiswalde, wodurch er in die öſterr. Marſchcolonnen gerieth. Auch den Prinzen Eugen (ſ. d.) von Würtemberg wollte er über Maxen an die Hauptarmee heranziehen, doch erſtürmte dieſer, inzwiſchen durch die ruſſ. Garden unter Yermolow verſtärkt, den Kohlberg ſowie den Engweg von Gießhübel und erreichte 28. Aug. Peterswalde. Ihm gebührt die Ehre, die Armee gerettet zu haben, nicht Oſtermann, wie bisher nach abſichtlich gefälſchten Berichten angenommen worden iſt. Im Thalkeſſel von K. wurde er von der nachdrängenden Uebermacht zurückgedrückt. Da erfuhr er durch den König von Preußen die gefahrvolle Lage des im Erzgebirge befindlichen Heers, bei welchem ſich Kaiſer Alexander befand. Heldenmüthig vertheidigten 29. Aug., als Vandamme angriff, die Ruſſen jeden Schritt des Bodens bis 11 Uhr mittags, wo ihre Lage ſehr misslich wurde. Um dieſe Zeit erſchien das öſterr. Regiment Erzherzog-Johann-Dragoner, dem bald darauf die leichte ruſſ. Gardereiterei und zwei Küraſſierdiviſionen unter dem Großfürſten Konſtantin folgten. Im mörderiſchen Kampfe, wobei eine Kanonenkugel Oſtermann den linken Arm wegriß, wurde die Stellung bei Arbeſau behauptet. Vandamme brach gegen Abend das Gefecht ab und bezog ein Lager bei K. Napoleon war 28. Aug. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber infolge der Nachricht vom Verluſt der Schlacht bei Großbeeren nach Dresden zurückgekehrt, wohin er ſpäter auch Mortier abrief. Unterdeß aber hatte ſich das preuß. Corps Kleiſt von der durch andere Truppen überfüllten Straße über den Geiersberg auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalde gewendet und Schwarzenberg die Ruſſen bei Arbeſau bis auf 45,000 Mann verſtärken laſſen. Demzufolge wurde für den 30. Aug. der Angriff auf Vandamme beſchloſſen, Colloredo und Bianchi von Dux her

Digitized by Google

näher gezogen und Kleist, von dessen Seitenmarsch nach Nollendorf man Nachricht hatte, zur Mitwirkung aufgefordert. Vandamme sollte auf seinem linken Flügel umgangen, zwischen K. und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Mit Tagesanbruch griff Barclay, dem die Leitung des Heers 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, den Feind an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf her überraschend in des Feindes Rücken stürmte. Eingeschlossen in den Kessel von K., suchte sich Vandamme nach Nollendorf durchzuschlagen; nur einem Theil der Reiterei gelang es, der Gefangenschaft zu entrinnen. Die übrigen Truppen mußten sich ergeben. Vandamme nebst den Generalen Haxo und Guyot und 10,000 Mann wurden, nach einem Verlust von 2 Adlern, 3 Fahnen, 81 Geschützen und 5000 Todten, gefangen genommen. Bei Arbesau erinnern ein preußisches (1817 errichtet), ein dem Fürsten Colloredo-Mansfeld errichtetes österreichisches (1835 errichtet) und ein russ. Denkmal (1837 errichtet) an diesen Sieg. Vgl. von Helldorf, «Zur Geschichte der Schlacht von K.» (Berl. 1856); Aster, «Die Kriegsereignisse im Aug. 1813 und die Schlacht bei K.» (Dresd. 1845) und die Schriften von Helfert (Wien 1863) und Uhlich von Uhlenau (Dresd. 1863).

Kulmann (Elisabeth), gelehrte und doch dabei naive und gemüthvolle deutsche Dichterin, ward in einer aus dem Elsaß stammenden deutschen Familie in Petersburg als Tochter eines Offiziers 5. Juli 1808 geboren. In dürftigen Verhältnissen mit schwächlicher Gesundheit aufgewachsen, fand sie ihren einzigen Genuß in Wissenschaft und Poesie, starb aber schon 19. Nov. 1825. In Petersburg wurde ihr ein marmornes Denkmal errichtet; ihre Gedichte wurden von K. F. von Großheinrich (8. Aufl., Frankf. 1857) herausgegeben und mit einer ausführlichen Biographie eingeleitet. Miltner hat eine Auswahl ihrer Dichtungen (Heidelb. 1875) veranstaltet.

Kulmbach oder **Culmbach**, Stadt im bair. Regierungsbezirk Oberfranken, 18 Kilom. nordwestlich von Baireuth in malerischer Gegend am Weißen Main und an der Bairischen Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, hat eine Lateinschule und eine Präparandenschule und zählt (1875) 5216 E., deren Haupterwerbszweig die Bierbrauerei ist. Das weithin, selbst bis nach Amerika und Australien exportirte kulmbacher Bier wird von über 60 brauenden Bürgern in 14 Brauhäusern producirt. Jährlich gelangen mehr als 150,000 Hektolit. zur Ausfuhr. Außerdem bestehen zu K. mehrere Leinenwaarenfabriken, bedeutende Ziegeleien, Färbereien und eine große mechan. Baumwollspinnerei mit 30,000 Spindeln. In der Nähe der Stadt erhebt sich die ehemalige Bergfeste **Plassenburg**, welche 1806 durch Capitulation in die Hände der Franzosen kam und 1807 geschleift wurde. Gegenwärtig dient die Feste als Zuchthaus für Männer. An der Stelle der ehemaligen sog. Hohen Bastei ist 1864—65 ein Zellengefängniß erbaut worden. Die Plassenburg war seit 1398 die Residenz der Markgrafen von Brandenburg-K., bis Fürst Christian 1595 dieselbe nach Baireuth verlegte, worauf sich die Markgrafen nach dieser Stadt benannten.

Kúma, Fluß in den russ. Gouvernements Stawropol und Astrachan, bei Ptolemäus Udon, tscherkessisch Kum-ysch, entspringt im Kubanschen Gebiet auf dem Berge Kumbaschi und verliert sich nach einem Laufe von 442 Kilom. in der sandigen Niederung am westl. Ufer des Kaspischen Meers, die von einer Menge schilfreicher Seen bedeckt ist. Nur im Frühjahr, bei Hochwasser, erreicht die K. das Kaspische Meer. Die Tiefe des Flusses schwankt zwischen 2 und 3 Mt., die Breite zwischen 3 und 50 Mt. Von den Nebenflüssen sind die bedeutendsten rechts: der Podkumok und die Solka, links: die Buiwola, die Tamuslowka, der Mokry und der Suchoi-Karamyki. Die Ufer der K. bilden (besonders im Kreise von Patigorsk) die fruchtbarsten Landstriche des Gouvernements Stawropol, deren Besiedelung 1785 begann.

Kumänen oder **Komanen**, wahrscheinlich nicht verschieden von den Uzen bei byzantinischen und den Gussen bei arab. Schriftstellern, heißt ein Volk, welches von den Slawen Polowci genannt wird, woraus die deutschen Chronisten Falwen (Falawen) bildeten. Von dem Lande hinter der Wolga und dem Jaik her brachen die K. um die Mitte des 11. Jahrh., die Chasaren und Petschenegen überwältigend, in Europa ein, breiteten sich an den nördl. Ufern des Schwarzen Meers bis zu der Donaumündung und den östl. Karpaten aus, wo dann die heutige Moldau den Namen **Kumanien** erhielt, und wurden durch verwüstende Raubzüge den Byzantinern sowol als den Ungarn und den Russen gefährlich. Ihre Hauptmacht erlag den Mongolen, gegen die sie auch in der Schlacht an der Kalka 1224 mit den Russen verbündet vergebens stritten. In Ungarn erscheinen sehr bald kumanische Colonien, und die Palóczen in den Mátrabergen, deren Name sehr an den der Polowzer erinnert, sind wol Ueberbleibsel der ältesten kumanischen Niederlassungen. Die letzte und größte Colonie von 40,000 Familien, die sich vor

Digitized by Google

den Mongolen geflüchtet hatten, brachte ihr Fürst Kuthen 1238 nach Ungarn, wo sie Béla IV. aufnahm. Sie wurden nachher der Gerichtsbarkeit des Palatinus untergeordnet. Das heutige Groß- und Kleinkumanien (Kunság), als eigene Districte innerhalb der Comitate von Pest und Heves, bewahren das Andenken jener letzten kumanischen Einwanderung. Sowol die heutigen K. als auch die Palóczen gelten für die vollblütigsten Magyaren. Daraus kann man wol schließen, daß ihre ursprüngliche Sprache, wenn nicht eben identisch, doch verwandt mit der magyarischen war. Die K. wären demnach, wie die Magyaren, ein ugrisches Volk. Nach der Mongolenflut hatten sich in Ungarn auch Tataren niedergelassen. Von diesen erhielt sich ein Sprachdenkmal, das Vaterunser, das man für ein kumanisches Sprachdenkmal ansah. (S. Jazygen.)

Kumiß (Kumys) heißt ein bei den Kirgisen und Baschkiren aus gegorener Stutenmilch erhaltener und rectificirter Branntwein. Die Stutenmilch kommt ihren Bestandtheilen nach der Frauenmilch sehr nahe. Durch Gärung derselben erhält man den K., welchen die Kirgisen nach Hestel's Angaben auf folgende Weise bereiten. Als Gefäß dazu nehmen sie die frische Haut einer ganzen hintern Extremität eines Pferdes, von der Hüfte an bis zum Ende des Unterschenkels, sodaß der breite Theil zum Boden und der schmale zum Halse des Gefäßes wird. Nachdem sie frische Pferdemilch in dieses Gefäß, in welchem sich ein luftdicht schließender Kolben zum öftern Umrühren bewegt, hineingegossen haben, überlassen sie diese Flüssigkeit der alkoholischen Gärung, wobei der Milchzucker in Lactose übergeht, die wie gewöhnlich in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Die Milch gärt schnell, besonders wenn der K. im Frühjahr, sobald die Stuten ein Füllen geworfen haben, zubereitet wird. Die orenburgischen Baschkiren bereiten zwei Sorten K.: den sog. jungen oder Kumiß-Saumel und den alten oder echten K. Der letztere enthält am meisten Säure und kohlensaures Gas, weshalb er beim Eingießen in ein Glas schäumt; das ätherartige Bouquet ist bei solchem mehr bemerkbar als beim jungen, welcher nur 2—3 Tage gegoren hat. Der Saumel schmeckt wie Limonade, ist wenig sauer und wird für Kranke gehalten. Bei einigen der dortigen Völkerschaften unterwirft man die gegorene Milch der Destillation. Die zuerst übergegangene Flüssigkeit (Araca) wird nochmals destillirt und gibt dann den Arsa. Die Kuhmilch liefert ein ähnliches Getränk, welches Airak genannt wird. Seit neuester Zeit stellt man auch in Deutschland zu medic. Zwecken K. dar.

Kümmel (Carum L.) ist eine zur Familie der Doldengewächse (Umbelliferen) gehörende Pflanzengattung, die sich durch den Mangel der Kelchzähne, längliche Früchte mit 10 gleichen, federförmigen Riefen und einstriemigen Rillen und durch weiße Blüten mit regelmäßigen, verkehrt-herzförmigen Blumenblättern auszeichnet. Zu ihr gehört der gemeine K. (C. Carvi), auch Karve genannt, der auf Wiesen und Triften in ganz Europa wild wächst und in mehrern Gegenden Deutschlands, besonders um Halle, in der Gegend von Erfurt, in Unterfranken bei Schweinfurt und in Anhalt, als Gewürzpflanze im großen cultivirt wird. Derselbe zeichnet sich leicht durch seine doppelt-gefiederten Blätter, durch die vielspaltigen Nebenblätter am Grunde der Blattscheiden und den Mangel der Hüllblätter und Hüllblättchen der Dolde aus. Er blüht im Mai und Juni, zuweilen noch einmal im Herbste und ist zweijährig. Das grüne Kraut ist ein sehr gutes Viehfutter. Die braunen, eigenthümlich gewürzhaft riechenden und schmeckenden Früchte dienen als beliebtes Gewürz an Speisen, für Käse und an Brot- und andere Backwerke; auch wird aus ihnen das ätherische Kümmelöl (Oleum Carvi) bereitet. Außerdem dienen sie zur Verfertigung eines beliebten Branntweins und in der Medicin als blähungtreibendes und magenstärkendes Heilmittel. Die Wurzel wird durch Cultur größer und schmackhaft und kann gegessen werden. Einen großen Feind hat der K. an der Kümmelmotte (Haemylis daucella), deren Raupe die Stengel und Blüten des K. zerstört. Mit dem Namen römischer, ägyptischer, langer oder scharfer K. wird der in Aegypten und Aethiopien einheimische und in Südeuropa angebaute Kreuzkümmel oder Mutterkümmel (Cuminum Cyminum L.) bezeichnet, dessen Früchte im allgemeinen zwar mit dem gemeinen K. in den Kräften übereinkommen, jedoch noch weit intensiver wirken. Letzterer enthält das Römisch-Kümmel- oder Mutterkümmelöl (Oleum Cumini Cymini), welches aus dem Kohlenwasserstoffe, dem Cymol, und dem sauerstoffhaltigen Cuminol besteht, welches durch Sauerstoffaufnahme in die krystallinische Cuminsäure übergeht.

Kunaxa, Ort in Babylonien, am östl. Ufer des Euphrat, 70—80 Kilom. von Babylon, wurde denkwürdig durch die Schlacht zwischen dem jüngern Cyrus (s. d.) und seinem Bruder Artaxerxes (s. d.) Mnemon, 401 v. Chr., worin ersterer von letzterm getödtet wurde.

Kündigung ist die Erklärung, daß man von einer für längere Frist eingegangenen rechtlichen Beziehung, z. B. von einem Pacht- oder Darlehnsverhältniß, zurücktrete. Die K. darf nicht vor

Digitized by Google

der gesetzlichen oder vertragsmäßigen Zeit erfolgen und ist, wenn ihre Vornahme ins Leugnen gestellt wird, von dem Aufkündigenden zu erweisen. Auch in dem Verkehr von Staat zu Staat kommen K., z. B. eines Waffenstillstandes, eines Handelsvertrags, vor.

Kunduriotis (Lazaros), ein um die Befreiung seines Vaterlandes hochverdienter Grieche, wurde um 1768 auf der Insel Hydra geboren, wo er auch, gleichwie sein Bruder, als einer der angesehensten und reichsten Schiffsrheder lebte. Als 1821 der griech. Unabhängigkeitskampf begann, widmeten die Brüder demselben ungeheure Opfer an Geld und acht Schiffe, sodaß sie selbst verarmten. Wiewol Lazaros nicht unmittelbar an den Ereignissen theilnahm, förderte er doch als Präsident des Senats seiner Insel die vaterländische Sache durch Rath, Beharrlichkeit und Einfluß auf seine Landsleute. Nachdem er vergeblich Schritte gethan, daß man den durch die Opfer hart mitgenommenen Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara Hülfe gewähren möchte, starb K. 17. Juni 1852 auf seiner Heimatsinsel. — Sein Bruder, Georg K., nahm persönlichen Antheil am Freiheitskampfe, nachdem er im Jan. 1824 als Präsident an die Spitze des Vollziehungsraths gestellt und auch 1825 hierzu wieder gewählt worden war. Er zeichnete sich durch Thätigkeit und Entschiedenheit aus. In den J. 1826 und 1827 erwarb er sich mit seinem Bruder großes Verdienst, indem beide mit Erfolg gegen die engl. Partei in Griechenland thätig waren. Während der Präsidentschaft Kapodistrias' gehörte er wie sein Bruder zur Opposition und erklärte sich nach jenes Ermordung auch gegen die Kapodistrianische Partei. Im J. 1843 fungirte er als Präsident des Staatsraths. K. starb im März 1858.

Kunersdorf, Pfarrdorf im Kreise Lebus, 6 Kilom. von Frankfurt a. O., ist durch die Schlacht vom 12. Aug. 1759 bekannt. Friedrich II. stand an der Grenze Oberschlesiens Daun beobachtend gegenüber, währenddessen die Russen unter Soltikow gegen die Oder vordrangen, um sich mit Laudon zu vereinigen, der ihnen mit 30,000 Mann entgegenzog. Um diese Vereinigung zu hindern, hatte Friedrich den General Wedel den Russen entgegengesendet, der aber bei dem Dorfe Kai zwischen Züllichau und Krossen 23. Juli geschlagen wurde und sich über die Oder zurückziehen mußte, worauf die Russen Frankfurt a. O. besetzten. Der König ließ daher die große österr. Armee unter Daun durch ein Corps unter dem Prinzen Heinrich festhalten und eilte, 48,000 Mann stark, nach der Oder, überschritt dieselbe nördlich von Frankfurt und griff am folgenden Morgen das 60,000 Mann starke verbündete Heer an. Der rechte Flügel der Feinde war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche und noch außerdem durch starke Verschanzungen, die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Dennoch gelang es den Preußen beim Angriff auf den linken russ. Flügel nach einem heißen Kampfe die Schanzen und Batterien zu nehmen und die Russen in die Flucht zu jagen. Noch aber hatten die Russen mehrere feste Punkte inne. Trotz der Gegenvorstellungen seiner Generale beschloß der König, mit den schon sehr ermüdeten Truppen auch den rechten Flügel der Russen anzugreifen, da nur ein vollständiger Sieg die damals sehr ungünstige Kriegslage verbessern konnte. Der Infanterieangriff blieb zunächst erfolglos, weshalb der König den General Seydlitz mit der Reiterei von seinem Beobachtungsposten, Laudon gegenüber, durch wiederholte Befehle heranrief. Sogleich benutzte Laudon diese Gelegenheit, um hervorzubrechen und mit seiner Reiterei sich auf die ermatteten Haufen der Stürmenden zu werfen. Dieses entschied die Schlacht. Ein neuer Angriff Laudon's warf alles in wilde Flucht. Die Preußen verloren 18,500 Mann (darunter 550 Offiziere) und beinahe ihr ganzes Geschütz (182 Kanonen); doch hatten auch die Feinde 16,000 Mann eingebüßt. Dem König wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen; eine Flintenkugel zerschmetterte ihm ein goldenes Etui in der Westentasche; nur der Heldenmuth des Rittmeisters von Prittwitz rettete ihn vor Gefangenschaft. Seydlitz, Fink, Hülsen und andere Generale wurden verwundet; der General Puttkammer und der Dichter Ewald von Kleist (s. d.) starben den Heldentod. Die Uneinigkeit der Verbündeten verhinderte die weitere Ausnutzung dieses Siegs. Vgl. Hahn, «K. am 12. Aug. 1759» (Berl. 1876).

Kunigunde, die Heilige, Gemahlin Kaiser Heinrich's II. (s. d.), war eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg. Mit ihrem Gemahl wurde sie zu Mainz 1002 als Königin der Deutschen und 1014 durch Benedict VIII. in Rom als Kaiserin gekrönt. Einer Sage zufolge sollen beide Gatten das Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben, doch wird dieselbe durch verschiedene Stellen in Heinrich's II. Urkunden widerlegt, wo er die Hoffnung auf Nachkommenschaft ausspricht. Nur die Kinderlosigkeit der Ehe hat die Sage veranlaßt. Noch unglaubwürdiger ist das Märchen von einer Feuerprobe, durch welche K. ihre eheliche Treue bewiesen haben soll. Nach dem Tode des Kaisers zog sie sich in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen bei Kassel zurück und nahm 15. Juli 1025 aus den Händen des Bischofs von

Digitized by Google

Paderborn den Nonnenschleier. Hier lebte sie nun frommen Werken bis zu ihrem Tode, 3. März 1038. An der Seite ihres Gemahls wurde sie im Dom zu Bamberg beigesetzt, und mit ihm theilte sie die Ehre der Seligsprechung. Innocenz III. versetzte sie unter die Heiligen. Die kath. Kirche feiert ihren Tag 3. März.

Kunkellehn (von Kunkel, d. i. Spindel, welche das weibliche Geschlecht bezeichnet, wie das Schwert das männliche) heißt ein Lehn, das auch auf Frauen forterbt. Kunkeladel heißt der Adel von mütterlicher Seite.

Kunst. Nicht blos das deutsche Wort Kunst, das von Können abgeleitet ist, sondern auch das griech. τέχνη und das lat. ars bezeichnen im allgemeinen jede durch Uebung erworbene Fertigkeit und Geschicklichkeit. In diesem Sinne spricht man auch von Kochkunst, Hebammenkunst u. s. w. Im engern, d. h. im rein ästhetischen Sinne dagegen versteht man unter K. nur die sog. schönen oder freien Künste: Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik, Poesie, zu denen man auch die Schauspielkunst und die Rhetorik (Redekunst) zu rechnen pflegt. Die Gymnastik (Tanzkunst, Reitkunst, Fechtkunst) nimmt eine mittlere Stellung zwischen den ästhetischen und den durch Fertigkeit erworbenen Künsten ein. Wenn wir fragen, wodurch diese sog. schönen Künste von jenen übrigen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die der Sprachgebrauch hier und da als Künste bezeichnet, sich eigentlich unterscheiden, so tritt dieser Unterschied als der zwischen dem Schönen und dem Nützlichen hervor. Die Kochkunst, die Hebammenkunst z. B. streben ausschließlich nach dem Nützlichen. Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik und Poesie, sowie Schauspielkunst und Rhetorik streben zwar auch nach dem Nützlichen, aber sie bleiben bei diesem nicht stehen: über das Nützliche hinaus trachten sie nach der Production des Schönen. Am deutlichsten zeigt sich dies in der Baukunst. Solange die Baukunst nur innerhalb des blos Nützlichen verharrt und nur auf die unmittelbare Befriedigung des rohen Lebensbedürfnisses ausgeht, nennen wir sie ein Handwerk; in dem Augenblick aber, da sie nicht blos ein nützliches, sondern wesentlich auch ein schönes Gebäude aufführt, nennen wir sie nicht Bauhandwerk, sondern Baukunst.

Das Bedürfniß nach den schönen Künsten liegt tief in der menschlichen Seele begründet und findet sich bei allen Völkern, selbst bei den rohesten. Es ist psychologisch wichtig, daß die ersten Kunstanfänge bei allen Völkern ohne Unterschied der Zeiten und Zonen gleichmäßig aus dem Drange hervorgehen, den Göttern Altäre und Heiligthümer oder Helden und denkwürdigen Ereignissen Denkmale zu errichten, Gottesbilder zu schnitzen oder aus Thon, Erz und Stein zu bilden, den Ruhm der Vorzeit zu singen oder auszusprechen. So entspringen also die Künste aus dem Gemüth, dem Gefühl. Ein inneres Bild von den Göttern und Helden und von den Segnungen und Schrecknissen, die diese über die Menschen bringen, ist in der Seele vorhanden. Dieses Bild strebt der Mensch nach außen darzustellen; dieses bildende oder gestaltende Gemüth oder Gefühl, gleichviel ob sich dasselbe zunächst als Bau- oder Bild- oder Ton- oder Dichtwerk äußert, nennen wir Phantasie (s. d.). Deshalb heißt die Phantasie mit Recht die Mutter der K. oder der Künste. Hieraus erklärt sich das Wesen der K. und ihre Stellung zu den übrigen Richtungen des menschlichen Geistes, namentlich zur Wissenschaft. Die K. als Erzeugniß der auf das Gemüth und Gefühl gestützten Phantasie ist wesentlich Geistesthätigkeit; es liegt ihr also immer ein geistiger Ausgangs- und Zielpunkt zu Grunde, eine Idee oder, wenn man will, ein Gedanke. Sie ist eine Sprache so gut wie die Sprache des Wortes und der Begriffe; aber eben weil sie aus dem sinnlichen Gemüth und Gefühl stammt, denkt in ihr der Mensch als ganzer, d. h. als sinnlich-geistiger Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herzen und mit seinen Sinnen, mit der sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe. Die K. gibt uns daher nicht blos, wie die Wissenschaft, Begriffe, sondern sie gibt uns Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere; sie gibt uns nicht blos das unsinnliche, gestaltlose, abgezogene Leben, sondern die Frische und Fülle des sinnlichen Seins selbst. In diesem Sinne pflegen die Anhänger der Schelling-Hegel'schen Aesthetik (Solger, Vischer, Hotho, Rosenkranz) die Schönheit der K. gerade in diese Einheit des Geistigen und Sinnlichen zu setzen. Ein Kunstwerk ist demnach um so schöner, je tiefer sein geistiger Gehalt ist und je mehr dieser Gehalt als individuelle Gestalt, als Empfindung, als Charakter und Handlung auftritt.

Die K. zerfällt in so viele einzelne Kunstarten, als es physiognomische Ausdrucksformen des natürlichen und geistigen Lebens gibt. Die Welt ist entweder bewußtlose Natur oder selbstbewußt denkender und handelnder Geist. Zwischen beiden steht eine Sphäre unmittelbarer neutraler Einheit, auf der zwar schon der selbstbewußte Geist vorhanden ist, aber noch nicht als denkender und handelnder, sondern noch als unbestimmtes, elementares Streben der Empfindung. Danach gliedert sich die K. In der Anschauung und Nachbildung der bewußtlos daseienden,

Digitized by Google

rein sinnlichen Formenwelt bewegt sich die bildende K.; in der Auffassung und Darstellung der menschlichen Thaten und Charaktere die Poesie; in der Bethätigung des elementaren, empfindenden Geistes, d. h. in sinnlichen Tönen, die Musik. Die bildende K. zerfällt dann weiter in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei, je nachdem sie sich ausschließlich in den Linien, Formen und Proportionen der blos unorganischen Natur bewegt oder sodann weiter zur äußern Gestalt der organischen, besonders der menschlichen Bildung fortschreitet, oder dann sogar schließlich Licht und Farbe, insofern diese den geistigen Ausdruck der Natur und Menschenwelt näher bestimmen und durchgeistigen, in ihren Bereich zieht. Aber immer sind diese Künste ein freies Bilden. Sie bilden ihre Anschauungen, Empfindungen, Handlungen und Charaktere in ein bestimmteres äußeres Material; der Baukünstler und Bildhauer in Stein, Erz, Holz u. s. w., der Maler in Farben, der Musiker in die menschliche Stimme oder in tönende Instrumente, der Dichter in die Sprache. Nur das freie Bilden macht diese Künste zu freien, zu schönen Künsten. Ganz anders aber ist das mit der Landschaftsgärtnerei, mit der Tanzkunst u. s. w. Diese haben mit den schönen Künsten insofern Aehnlichkeit, als auch sie nicht bei dem Nützlichen stehen bleiben, sondern nach dem Schönen trachten, d. h. die landschaftliche Natur, die Bewegung und Haltung des Körpers, zum Träger einer Idee zu machen suchen; aber sie sind nicht freies Bilden, sondern bloßes Umbilden. Der Landschaftsgärtner ist an die Eigenthümlichkeiten und Zufälligkeiten eines bestimmten einzelnen Stück Landes, der Tanzkünstler an die Eigenthümlichkeiten und Zufälligkeiten seiner angeborenen Körperlichkeit und Gestalt gebunden; er kann diese zwar steigern, aber nicht überspringen. Es wird also immer eine Kluft zwischen der Idee, die dargestellt werden soll, und der darstellenden Form bleiben. Kant hat diese Künste sinnig als «anhängende» Künste bezeichnet. In Betreff der Literatur über K. s. Aesthetik.

Kunstakademie ist der gewöhnliche Name für höhere Kunstschulen oder Unterrichtsanstalten für junge bildende Künstler. Das Alterthum und das Mittelalter kannten keine derartigen Anstalten; der junge Künstler trat in die Werkstatt eines Meisters und bildete sich dann durch unmittelbare Theilnahme an dessen Arbeiten. Die ersten Spuren einer den gegenwärtigen K. ähnlichen Einrichtung findet man bei Squarcione, dem Gründer der Schule von Padua, welcher durch seine Sammlung antiker Kunstwerke und durch seine Hinweisung auf das genaue Studium derselben auf die ital. Künstler des 15. Jahrh. einen sehr ausgedehnten Einfluß übte. Die Schule, welche Leonardo da Vinci zu Mailand eröffnete, wird geradezu als Akademie bezeichnet und stimmt insofern schon sehr wesentlich mit dem modernen Begriff der K. überein, als das persönliche Element des Atelierstudiums durch allgemein wissenschaftlichen Unterricht erweitert wurde, zu welchem Zweck Leonardo selbst schriftstellerisch thätig war. Die eigentliche Bedeutung der K. tritt jedoch erst mit Lodovico Caracci, dem Begründer der Schule von Bologna, ein. Seitdem trat die Kunstschule durchaus an die Stelle des lebendigen Atelierverkehrs. Diese Neuerung fand um so allgemeinern Eingang, je mehr die Kunst ihren unverbrüchlichen, naturwüchsigen Zusammenhang mit Leben und Volk verlor, je weniger also der einzelne, selbst bedeutende Meister zur Ausführung seiner Aufträge der Mithülfe jüngerer Kräfte benöthigt war. Als die Kunst unter Ludwig XIV. eine wesentlich höfische wurde, verwandelten sich auch die K. in wesentlich höfische Anstalten. Bald gehörte es zum Wesen jeder großen Hofhaltung, nach dem Muster der 1648 in Paris gestifteten K. ebenfalls eine solche Anstalt zu haben. Dies gab in Deutschland der K. zu Berlin 1694, zu Dresden 1697, zu Wien 1726 ihren Ursprung. Deshalb standen auch die K. ausschließlich im Dienste der Zopfkunst, und diese Haltung wurde nur wenig verändert, nachdem inzwischen durch Winckelmann, Rafael Mengs und David eine ganz andere Kunstrichtung emporgekommen war und die meisten bestehenden K., wie z. B. die von Dresden 1764, beträchtliche Umgestaltungen erfahren hatten. Dies war auch der Grund, weshalb die K. allmählich sehr in der öffentlichen Meinung sanken, ja von den Begründern der neuen deutschen Kunst, von Carstens, Schick, Koch, Thorwaldsen, geradezu als Verderberinnen aller echten Kunst bezeichnet wurden. Indeß verdienen unsere heutigen K. diesen Vorwurf nicht. Nachdem nun einmal das frische, naturwüchsige Kunstleben in der antiken und mittelalterlichen Weise aufgehört, hat sich der Kunstunterricht nicht blos was die technische Ausbildung, sondern auch was den unentbehrlichen wissenschaftlichen Unterricht in Mathematik, Perspective, Anatomie und Kunstgeschichte betrifft, zu einem außerordentlichen Umfang erweitert. Durch den großen Umschwung, welchen das sog. Wiederaufleben der Kunst in das Kunstleben gebracht, sind die Akademien selbst in ihrer ganzen Einrichtung gehoben und geläutert worden. Cornelius und Schadow haben durch ihre umsichtige Leitung und Umgestaltung der münchener und düsseldorfer K. sich auch in dieser Beziehung die unschätzbarsten Ver-

Digitized by Google

dienste erworben. Unsere heutigen K. sind dem lebendigen Atelierwesen wieder näher getreten. Nachdem der Schüler in den untern Klassen sich die nöthigen technischen und wissenschaftlichen Grundlagen erworben, tritt er in das Atelier eines von ihm ganz frei und selbstständig erwählten Meisters seiner Kunst über. Diese Einrichtungen sind jetzt nicht nur von allen deutschen, sondern auch von den meisten ausländischen K. aufgenommen und fortgebildet worden. Unter den deutschen K. zeichnen sich die von München, Düsseldorf, Dresden, Berlin und Leipzig aus. Neuerdings sind in Weimar und Karlsruhe Kunstschulen errichtet worden.

Kunstausstellungen nennt man öffentliche Schaustellungen von Werken der Plastik, Malerei und der zeichnenden und vervielfältigenden Künste. Sie haben den Zweck, die Schöpfungen der Kunstwerkstätten zu allgemeiner Kenntniß zu bringen und nebenbei den kunsthändlerischen Vertrieb derselben zu vermitteln. Ursprünglich mehr die Unternehmung Einzelner, welche ihre Leistungen und diejenigen ihrer Schule bekannt zu machen wünschten, wurden sie später von den Kunstakademien angeordnet, und so hatte Paris schon 1673 seine erste öffentliche Ausstellung von seiten der Kunstschule. Gegenwärtig haben nicht nur alle europ. Kunstakademien ihre jährlich oder alle zwei Jahre regelmäßig wiederkehrenden großen Ausstellungen, an denen auch die Baukunst durch gezeichnete Entwürfe, die Stempelschneidekunst und bis zu einem gewissen Grade die Kunstindustrie theilzunehmen pflegen, sondern auch die Kunstvereine und größern Kunsthandlungen. Gleicherweise sind auch die großen Weltindustrieausstellungen zugleich K. Gewöhnlich beschränken sich diese Ausstellungen nur auf die Werke lebender Künstler. Doch greifen auch zuweilen allgemeinere Gesichtspunkte durch. So war die große K. in Manchester 1857 eine Ausstellung der in engl. Privatbesitz befindlichen Werke mittelalterlicher und neuerer Kunst ohne Unterschied der Zeiten, Völker und Schulen, und die historische K. in München 1858 eine Vorführung der deutschen Kunstentwickelung seit Carstens bis auf die Gegenwart. Von den bedeutendern in neuester Zeit veranstalteten K. ist die internationale K. zu München (1869) und die Kunst- und Kunstgewerbeausstellung daselbst (1876) zu nennen.

Kunstgeschichte ist die wissenschaftliche Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung der Kunst, namentlich der bildenden Künste. Sie ist ebenso wie die wissenschaftliche Literaturgeschichte erst ein Erzeugniß der neuern Zeit. Zwar enthalten die Schriften der Alten, wie insbesondere die Naturgeschichte von Plinius und die Reisebeschreibung von Pausanias, viele Mittheilungen über den Gang der alten Kunst und über das Leben und die Persönlichkeiten der alten Künstler, aber es ist eine rein äußerliche Aufzählung der Künstlernamen und der vorhandenen Kunstdenkmale, ohne Einsicht in die innere Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit der künstlerischen Entwickelung und in die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Schulen und Epochen. Die Schriftsteller des Mittelalters geben einzelne Mittheilungen über ausgeführte Werke, vornehmlich der Baukunst; aber eine eigentlich geschichtliche Betrachtung liegt ihnen durchaus fern. Auch die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrh., die selbst wieder im regsten Kunstleben standen, beschränken sich in der Betrachtung ihrer großen künstlerischen Zeitgenossen nur auf das Biographische (wie z. B. die vortrefflichen Künstlerbiographien von Vasari), und zur Kunst der Alten, zu welcher das Zeitalter der Renaissance (s. d.) ein weit näheres und lebendigeres Verhältniß hatte als zur Kunst des Mittelalters, nehmen sie entweder den ausschließlich künstlerischen Standpunkt ein, d. h. betrachten sie nur als Vorbild zur Bildung und Läuterung der eigenen Kunstübung, oder geben blos Verzeichnisse des vorhandenen Denkmälervorraths. Der Begründer der wissenschaftlichen K. ist erst Johann Joachim Winckelmann (s. d.) geworden mit seiner großartigen «Geschichte der Kunst des Alterthums», welche 1764 erschien. Aus dieser bedeutenden Anregung Winckelmann's ging zunächst die Wissenschaft der sog. Archäologie (s. d.) hervor. Nachdem sich aber im Anfang des 19. Jahrh. insbesondere die deutsche Kunst aus der einseitig antikisirenden Richtung, welche eine Zeit lang das gesammte Kunstleben beherrscht hatte, befreit und sich wieder einer gerechtern Anerkennung auch der mittelalterlichen Kunst zugewendet hatte, griff die Einwirkung Winckelmann's auch auf die Behandlung der mittelalterlichen und neuern K. hinüber. C. F. von Rumohr's «Ital. Forschungen» (1827), obwol sie an den tiefen geschichtlichen Blick Winckelmann's nicht hinanreichen, haben für die Behandlung der mittelalterlichen und neuern K. fast dieselbe begründende Bedeutung wie Winckelmann für die Behandlung der alten K. Seitdem ist in der K. große Regsamkeit. Monographie drängt sich an Monographie, Handbuch an Handbuch. War die ital. Kunst eine Zeit lang bevorzugt worden, so wendet sich jetzt die Forschung besonders auch der deutschen und niederländ. Kunst zu, und nicht minder rüstig treten jetzt auch die Franzosen und Engländer mit Forschungen über ihre mittelalterlich volksthümliche Kunst ein. Dazu ist noch eine sehr

Digitized by Google

weſentliche Erweiterung von anderer Seite gekommen. Seit den vierziger Jahren hat man namentlich durch Lepſius eine viel umfänglichere Kenntniß des ägypt. Kunſtlebens gewonnen, und ſeit derſelben Zeit iſt durch Layard's und Botta's Ausgrabungen in Aſſyrien und Perſien eine völlig neue Welt erſchloſſen worden. Ebenſo treten uns von Tage zu Tage die Kunſtanfänge der altamerik. Völkerſchaften näher, ja ſchon hat ſich eine prähiſtor. Archäologie, die Erforſchung der Kunſtdenkmale vorgeſchichtlicher Zeiten, gebildet. Auf Grund dieſes weiten und tiefen Umblicks hat ſich die K. zu einer der wichtigſten Geſchichtswiſſenſchaften, zu einem ſehr umfaſſenden und integrirenden Theile der allgemeinen Culturgeſchichte erhoben, und die wiſſenſchaftliche Methode der K. hat vor allem darauf zu achten, dieſe culturgeſchichtliche Grundlage und Bedeutung der K. immer ſchärfer und ſchärfer hervorzuheben. Zur Ueberſicht des weitſchichtigen Materials ſind am zweckdienſtlichſten die Handbücher von Kugler, Schnaaſe, Lübke, Springer und Carriere. Vgl. noch Eitelberger von Edelberg, «Quellenſchriften für K. und Kunſttechnik» (Bd. 1—11, Wien 1871—77). Die K. wird in Deutſchland auch in folgenden Zeitſchriften gepflegt: «Zeitſchrift für bildende K.» (herausg. von Lützow, Lpz. 1866 fg.), «Jahrbücher für Kunſtwiſſenſchaft» (herausg. von Zahn, Lpz. 1868—73), «Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft» (herausg. von Scheſtag, Stuttg. 1876 fg.).

Kunſtgewerbe und Kunſtinduſtrie ſind ſeit dem ſechsten Jahrzehnt des 19. Jahrh. vielgebrauchte Wörter geworden. Man bezeichnet damit im allgemeinen die Verbindung der Kunſt mit dem Gewerbe. Im Mittelalter gab es keine Scheidung zwiſchen Kunſt und Gewerbe und die Künſtler gehörten der Zunft an. Seitdem haben ſich beide getrennt und unterſcheiden ſich darin, daß die Kunſt ſich ſelber Zweck iſt und Gegenſtände ſchafft, die ihren Zweck wie ihre Beſtimmung in der eigenen Schönheit tragen; was aber das Gewerbe hervorbringt, dient einem Gebrauche, einer außenliegenden Beſtimmung. Nun gibt es Gegenſtände, welche dem Gebrauche dienen, als Geräthe oder Gefäße, und zugleich durch ſchöne Form, durch Verzierung dem äſthetiſchen Gefühl und Bedürfniß genügen ſollen. Sie gehören dem einen, dem Gewerbe, an und haben theil an dem andern, der Kunſt. Sie ſind alſo kunſtgewerbliche Gegenſtände und ihre Fabrikation iſt Kunſtgewerbe oder Kunſtinduſtrie. Nachdem dieſe Gegenſtände lange Zeit ſich nach der gewerblichen Seite, d. h. in Bezug auf ihre Zweckmäßigkeit, vielfach vervollkommneten, nach ihrer äſthetiſchen aber vernachläſſigt wurden, erkannten zuerſt engl. Kunſtfreunde während der londoner Ausſtellung von 1851, daß die engl. Fabrikate, was die äſthetiſche Seite betrifft, hinter den franzöſiſchen zurückſtänden. Wollte man nun den Kampf mit der franz. Kunſtinduſtrie aufnehmen, ſo mußte man einerſeits erfindende Künſtler und geſchickte Kunſtarbeiter zu bilden ſuchen und andererſeits den Kunſtgeſchmack ſelbſt zu heben ſuchen. Das erſtere war durch eine Reihe von Kunſt- und Zeichenſchulen zu erreichen, das zweite durch ein Muſeum muſterhafter Kunſtinduſtriegegenſtände in Verbindung mit Lehre durch Vorträge und Schriften. Dieſe Gedanken führten zur Gründung des South-Kenſington-Muſeums in London und zahlreicher mit demſelben in Verbindung ſtehender Zeichenſchulen. Kleinere Muſeen ſchloſſen ſich daran, und ſo begann in England ein neues Leben auf dem kunſtgewerblichen Gebiete. Schon auf der zweiten londoner Ausſtellung von 1862 konnte man nicht unbedeutende Folgen ſehen, indem, anknüpfend an ältere Kunſterzeugniſſe, ganz neue Induſtriezweige entſtanden waren. Auf der pariſer Ausſtellung von 1867 trat die engl. Kunſtinduſtrie bereits der franzöſiſchen, wenn auch nicht an Ausdehnung, doch an Gehalt als eine ebenbürtige und zugleich eine ganz eigenartige entgegen. Es wurde zugleich der Nachweis geliefert, daß der Import kunſtgewerblicher Gegenſtände nach England verringert, dagegen der Export ſich in einem bedeutenden Grade gehoben hatte. Das Beiſpiel Englands erweckte die Nachfolge in Oeſterreich. Bereits mit Anfang Mai 1864 wurde das Oeſterreichiſche Muſeum für Kunſt und Induſtrie eröffnet. Das junge Inſtitut repräſentirte alsbald eine beſtimmte Kunſtrichtung, die man im allgemeinen als die ſtiliſtiſche bezeichnen kann; es betonte die Principien und Geſetze in der Kunſt und im Geſchmack gegenüber der franz. Willkür. Dieſe Richtung wurde in ausgebreiteter literariſch-publiciſtiſcher und artiſtiſcher Thätigkeit verfochten und fand alsbald eine beſondere Stütze an der Kunſtgewerbeſchule, die einige Jahre ſpäter in Verbindung mit dem Muſeum auf Staatskoſten gegründet wurde. Die Erfolge dieſer Beſtrebungen zeigten ſich bei den verſchiedenen Ausſtellungen zu Wien 1871 und 1873, zu München und Philadelphia 1876.

Die literariſche Thätigkeit, welche insbeſondere (vor allem durch Falke vertreten) vom Oeſterreichiſchen Muſeum ausging, erweckte eine ähnliche reformatoriſche Bewegung auch in den übrigen Ländern. In Rußland z. B. wurden Muſeen und mit ihnen Schulen in Petersburg und Moskau gegründet und anderswo vermehrte man die Zeichenſchulen. In Deutſchland ging

Berlin voran, wo ein Verein von Privaten 1867 das Deutsche Gewerbemuseum gründete. In Hamburg, Leipzig, Köln, Offenbach, Karlsruhe gewannen die Bestrebungen je nach Verhältniß der Mittel verschiedene Gestalt. Von Stuttgart aus wirkte die Kunstzeitschrift «Gewerbehalle». Eine ähnliche Zeitschrift: «Blätter für Kunstindustrie», erscheint seit Anfang 1872 in Wien; daneben wirken die «Mittheilungen des Oesterreichischen Museums» und, früher in Weimar, jetzt in Nürnberg, Stegmann's Zeitschrift «Kunst und Gewerbe». In München hat sich das Bairische Nationalmuseum kunstindustriellen Zwecken geöffnet; das Bairische Gewerbemuseum in Nürnberg enthält eine treffliche Mustersammlung und permanente Ausstellung kunstgewerblicher Gegenstände. Vgl. Schwabe, «Die Förderung der Kunstindustrie in England und der Stand dieser Frage in Deutschland» (Berl. 1866); Bucher, «Geschichte der technischen Künste» (Bd. 1—2, Stuttg. 1876—77); derselbe, «Die Kunst im Handwerk» (2. Aufl., Wien 1876).

Künstliche Steine, s. Steinmasse und Straß.

Kunststraßen, s. Straßen und Straßenbau.

Kunsttriebe nennt man diejenigen Naturtriebe der Thiere, deren äußere Erzeugnisse in einem auffallenden Grade zweckmäßig, künstlich und bewundernswerth erscheinen. Sie sind eine Steigerung des Instincts, d. h. des angeborenen, von den Aeltern ererbten Triebes, das vorzunehmen, was zur eigenen Erhaltung und zur Erhaltung der Nachkommenschaft nöthig ist. Man erkennt den Kunsttrieb z. B. bei den Vögeln (Schneidervogel, Webervogel u. s. w.) in der Errichtung der künstlichsten Nester, bei den Bienen in dem Baue der regelmäßigen Zellen, bei den Minirspinnen in der Herstellung von künstlichen Gängen, bei den Kreuzspinnen in dem Verfertigen der regelmäßigen Gewebe, bei den Sackträgermotten und Frühlingsfliegen in dem Bau künstlicher Häuser der Larven, bei Spritzfischen und Ameisenlöwen in der eigenthümlichen Art, sich Nahrung zu verschaffen, bei dem Pfeifhasen in der Zubereitung seiner Nahrungsschober für den Winter u. s. w. Während die allgemeine Gleichmäßigkeit, womit das junge Thier gleich vom Anfange an seine Arbeit ebenso gut herstellt, als es die alten Thiere später können, für die Vererbung des Triebes spricht, zeigt doch auf der andern Seite die genauere Beobachtung, daß die Thiere den allgemeinen Plan bedeutend modificiren und den auferlegten äußern Bedingungen entsprechend anzupassen vermögen, was auf Ueberlegung schließen läßt. Vgl. Reimarus, «Ueber die Triebe der Thiere» (2 Bde., Hamb. 1798).

Kunstvereine sind Verbindungen von Kunstfreunden zur Ausstellung und zum Verkauf von Kunstwerken. Die Mitglieder erhalten für einen bestimmten Jahresbeitrag eine Actie, welche als Los bei der alljährlichen Verlosung der Kunstwerke gilt, die aus der Summe der Beiträge angeschafft werden; die Nieten werden durch ein sog. Vereinsblatt, gewöhnlich ein Kupferstich, gedeckt. Das Kunstvereinswesen ist erst in neuerer Zeit entstanden, hat aber schnell eine große Verbreitung gewonnen. Der erste K. war der 1823 durch die Maler Dom. Quaglio, Stieler, Peter Heß u. a. in München gegründete. Bald folgten diesem Verein die K. in Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Halberstadt, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Köln, Prag, Wien, Königsberg und gegenwärtig zählt Deutschland gegen 60 K. Auch in der Schweiz, in England, Belgien, Schweden und Norwegen und in Nordamerika zeigt sich das Kunstvereinswesen sehr thätig und ausgebreitet. Durch diese Thatsachen ist allerdings entschieden, daß die K. ein wesentliches Bedürfniß der Zeit sind; aber eine andere Frage bleibt es, ob sie in der That der Kunst selbst wesentliche Dienste leisten, sie fördern und heben. In dieser Beziehung hat man gerade neuerdings sehr niederschlagende Erfahrungen gemacht. Die K. sind aus dem Bedürfniß entstanden, in einer Zeit, der aller lebendige Zusammenhang mit der bildenden Kunst abhanden gekommen, welche die Kunst nicht als die wesentliche Wurzel und Blüte aller höhern Bildung und als Anliegen des gesammten Staats- und Volkslebens, sondern nur als wünschenswerthen, nöthigenfalls aber auch entbehrlichen Luxus betrachtete, den Künstlern neue Absatzquellen zu eröffnen. Damit aber haben diese Vereine auch viel dazu beigetragen, die zum Zimmerschmuck dienende Cabinetsmalerei einseitig auf Kosten der ernstern und strengern Richtungen, der wirklich monumentalen Kunst zu begünstigen, das Markttreiben großzuziehen und dadurch die Kunst selbst nur noch mehr zu verflachen. Diese Uebelstände traten allmählich so offen zu Tage, daß eine Reaction unbedingt nothwendig war. Aus diesem Gesichtspunkte haben gegenwärtig die meisten K. eine besondere Kasse für Ausführung größerer monumentaler Werke errichtet. Die Fresken aus dem Leben Karl's d. Gr. von Rethel im Kaisersaal zu Aachen z. B. verdanken ihre Entstehung dem Rheinischen, die Loggienbilder von Große im Museum zu Leipzig dem Leipziger K.

Kunstwolle nennt man das durch Zerfaserung wollener Lumpen gewonnene Spinnmaterial; seine Herstellung hat in der neuesten Zeit eine große Verbreitung erlangt. Dasselbe wird mit

Digitized by Google

neuer Wolle (Naturwolle) gemiſcht und zu billigen Streichgarnen verſponnen, aus denen ordinäre Tuchſtoffe erzeugt werden. Wegen der geringern Feſtigkeit ſolcher Stoffe iſt die heimliche Verwendung der K. zu deren Herſtellung als Betrug anzuſehen. Man bezeichnet diejenige K., welche von Kammgarngeweben herſtammt, daher aus den längſten Faſern beſteht, mit dem Namen Shoddy, die aus gewalkten (tuchartigen) Stoffen ſtammende mit dem Namen Mungo.

Kunth (Karl Sigism.), einer der ausgezeichnetſten deutſchen Botaniker, geb. in Leipzig 18. Juni 1788, beſuchte die Thomasſchule daſelbſt und erhielt dann 1806 durch Verwendung eines Oheims die Stelle eines Regiſtratur-Aſſiſtenten bei der Seehandlung in Berlin. Hier fand er an A. von Humboldt einen Gönner, der ihm die Mittel gab, die naturwiſſenſchaftlichen Vorleſungen der berliner Univerſität zu beſuchen. Sein erſtes Werk war die «Flora Berolinensis» (Berl. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1838). Nach Willdenow's Tode übernahm er die Bearbeitung der von A. von Humboldt und Bonpland geſammelten Herbarien, begab ſich deshalb 1813 zu Humboldt nach Paris und lebte daſelbſt bis 1819. Dieſen Aufenthalt benutzte er zur Herausgabe von mehrern ſehr umfangreichen Werken, die zu den bedeutendſten der neuern ſyſtematiſchen Botanik gehören, darunter die «Nova genera et species plantarum» (7 Bde., Par. 1815—25), die Monographien über die Mimoſen (Par. 1819) und über die Gräſer des tropiſchen Amerika (2 Bde., Par. 1829—33), die Fortſetzungen der von Bonpland begonnenen Monographien der Melaſtomeen und der «Plantes équinoxiales», welche zuſammen an 6000 Pflanzenbeſchreibungen und an 1000 Kupfertafeln enthalten, zu denen K. die botan. Zergliederungen ſelbſt gezeichnet hat. Im J. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wurde zum Profeſſor der Botanik und Vicedirector des botan. Gartens ernannt und 1829 in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Er ſtarb 22. März 1850 zu Berlin. Viele Jahre hindurch beſchäftigte ihn die Bearbeitung des wichtigen botan. Werks «Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum» (Bd. 1—5, Stuttg. 1833—50), welches jedoch nur monokotyle Pflanzen enthält. Von ſeinen übrigen Arbeiten ſind noch zu erwähnen: «Anleitung zur Kenntniß der in die Pharmacopoea Borussica aufgenommenen Gewächſe» (Berl. 1834), «Lehrbuch der Botanik» (Bd. 1, Berl. 1847), «Handbuch der Botanik» (Berl. 1831).

Kunz (Karl), vorzüglicher Thier- und Landſchaftsmaler, geb. zu Manheim 28. Juli 1770, erhielt ſeinen Unterricht in der Malerei und Architektur an der Akademie durch Rieger und Quaglio und machte dann ſeit 1790 in der Schweiz und Oberitalien Studien nach der Natur. Nachdem er 1793 nach Manheim zurückgekehrt, wurde er 1805 bad. Hofmaler und 1829 Galeriedirector zu Karlsruhe, wo er auch 8. Sept. 1830 ſtarb. Seinen Ruf als Künſtler begründete K. durch zwei Aquatintenblätter: der piſſende Ochſe nach Adrian van de Velde und die piſſende Kuh nach Paul Potter. Als Landſchafter verband er die correcteſte Zeichnung mit glücklicher Auffaſſungsgabe und allem Zauber des Pinſels. Seine Thiere zeigen Leben, ſeine ländlichen Scenerien ſind der Natur getreu, in ſeinem Colorit iſt Klarheit und Harmonie. Er führte alles bis ins Kleinſte aus und arbeitete daher langſam. Aus Mangel an Erfindung zeigt ſich eine große Aehnlichkeit in ſeinen Arbeiten. Unter ſeinen Bildern ſind noch die vier Tageszeiten im gräfl. Hochberg'ſchen Palaſt, die Anſichten vom Bodenſee und andere Gemälde im Beſitze des Königs Ludwig von Baiern zu nennen. Auch Wien, Paris, Petersburg und Karlsruhe haben von ihm Werke. In der Gouache-Manier bekundete ſich K. ebenfalls als Meiſter. Als Kupferſtecher lieferte er außer Blättern in Aquatinta auch Radirungen. — Rudolf K., des Vorigen älteſter Sohn, geb. 10. Sept. 1798 zu Manheim, erhielt ſeinen Unterricht durch ſeinen Vater, wurde 1830 bad. Hofmaler und ſtarb 8. Mai 1848 zu Karlsruhe. Er malte Landſchaften und Thiere, beſonders Pferde, und war auch Kupferſtecher und Lithograph. Seine vorzüglichſten Leiſtungen ſind die Abbildungen ſämmtlicher Pferderaſſen (4 Hefte, Karlsr. 1827—32), die Abbildungen der würtemb. Geſtütspferde (Stuttg. 1823—26) und die 12 Bilder von engl. Geſtütspferden im Speiſeſaal des Schlößchens Stutenſee bei Karlsruhe. — Sein jüngerer Bruder, Ludwig K., geb. 22. Juli 1810 zu Karlsruhe, bildete ſich unter ſeinem Vater, ſodann unter Fries in Karlsruhe, ſeit 1835 zu München. Er hat ſich als tüchtiger Landſchaftsmaler und Lithograph beſonders durch ſeine Thierſtudien (24 Blätter, Karlsr. 1832) und die von ihm auf Stein gezeichneten ital. Skizzen ſeines Lehrers Fries (Karlsr. 1834) bekundet.

Kuopio, Hauptſtadt des gleichnamigen Gouvernements in Finland, ſehr ſchön auf einer Landzunge am Kallawehi-See gelegen, iſt Sitz eines Biſchofs, hat ein Lyceum, eine Töchterſchule und zählt (1873) 5983 E., welche Handel mit Holzwaaren, Butter u. ſ. w. treiben.

Kupelwieſer (Leop.), Hiſtorienmaler und einer der Hauptvertreter der kath.-kirchlichen Kunſt neueſter Zeit in Oeſterreich, geb. 17. Oct. 1796 zu Pieſting in Niederöſterreich, erhielt

Digitized by Google

seine Ausbildung an der wiener Akademie und studirte später nach den großen Vorbildern der dresdener Sammlung. Er besuchte 1824 Italien und wurde durch die Werke Fiesole's, während er bis dahin mit großem Beifall Porträts gemalt hatte, für das Gebiet der kirchlichen Kunst, und zwar in der Richtung der sog. Prärafaeliten oder Nazarener, gewonnen. Im J. 1837 erhielt er eine Professur an der wiener Akademie. Außer sehr zahlreichen Altarblättern malte K. in der altlerchenfelder Kirche al fresco die acht Seligkeiten, das Jüngste Gericht und den Engelsturz; in dem Repräsentationssaal des Statthaltereigebäudes die Austria unter dem Schutze der Religion, umgeben von symbolischen Jugendgestalten, wobei ein Fries die Urgeschichte des österr. Stammlandes behandelt, worunter sich die Scene: Severinus verheißt dem Odoacker die Herrschaft über Italien, besonders auszeichnet. Tiefe Symbolik und fromme Auffassung gehen in den Arbeiten K.'s Hand in Hand mit der Schlaffheit des Ausdrucks, der den Nazarenern eigen ist. K. starb 17. Nov. 1862.

Kupfer, im Alterthum häufig Erz genannt, ist unstreitig eins der Metalle, welche am frühesten bearbeitet wurden. Wie die Pfahlbauten lehren, waren viele Gegenstände von K. und Bronze, welche weit später erst aus Eisen hergestellt wurden. Der Eisenzeit der Ureinwohner Europas geht überall die Bronzeperiode voraus, in welcher Waffen, gewerbliche und landwirthschaftliche Geräthe aus K. oder Bronze gefertigt wurden. Die Hebräer erhielten ihr K. aus Aegypten. Die Erfindung der Kunst, es aus seinen Erzen darzustellen, wird dem Phönizier Kadmus zugeschrieben, der um 1594 v. Chr. nach Griechenland gekommen sein und Kupfergruben in einem der Berge Thraziens eröffnet haben soll. Seinen Namen hat das K. von der Insel Cypern (griech. Kypros), aus welcher Griechen und Römer großentheils ihr K. bezogen. Das K. ist in der Natur sehr verbreitet, kommt selbst zu sehr kleinen Antheilen in Pflanzen vor und tritt als Bestandtheil vieler Mineralien auf, unter denen aber nur eine beschränkte Zahl zur Gewinnung des Metalls, als Kupfererze im eigentlichen oder engern Sinne, von Bedeutung ist. Dahin gehören: gediegen K. (gewöhnlich recht reines metallisches K.) am Rhein, in Thüringen, Schlesien, Ungarn, Norwegen, Schweden, Spanien, Sibirien, China, Japan, namentlich in großen Mengen am Obern See in Nordamerika u. s. w.; Rothkupfererz (Kupferoxydul); Ziegelerz oder Kupferpecherz (Kupferoxydul mit Eisenocker gemengt); Kupferglanz (Schwefelkupfer); Kupferkies und Buntkupfererz (beide aus K., Eisen und Schwefel bestehend); Fahlerz (hauptsächlich K., Antimon und Schwefel enthaltend); Malachit und Kupferlasur (beide wasserhaltiges kohlensaures Kupferoxyd); der Atacamit oder Salzkupfererz (Kupferoxyd und Chlorkupfer). Die meisten Kupfererze enthalten geringe Mengen Silber und werden, sofern dessen Menge die Abscheidung lohnt, nebenher auf das edle Metall benutzt. Ein sehr werthvolles Material zur Kupfergewinnung ist der in der Gegend von Eisleben und Mansfeld verbreitete Kupferschiefer, ein dunkler, von Bitumen durchdrungener Mergelschiefer, welcher Kupfererze (auch Silber) meist unsichtbar fein in sich vertheilt enthält und aus welchem im J. 1876 über 120,000 Ctr. K. erzeugt wurden. Gewöhnlich kommen mehrererlei Kupfererze neben- und miteinander vor und werden dann auch zusammen verhüttet. Das am häufigsten verarbeitete Kupfererz ist der Kupferkies, der auch in kleinen Mengen in vielen (namentlich spanischen) Eisenkiesen sich findet. Die Darstellung des K. aus demselben besteht in öfters wiederholten Röst- und Schmelzarbeiten, wodurch nur schrittweise der Schwefel, das Eisen und die gewöhnlich noch außerdem vorhandenen Metalle oxydirt und abgesondert werden. Diese Operationen liefern zuerst Kupferstein, worin der ganze Metall- und Schwefelgehalt des Erzes, jedoch befreit von erdigen Begleitern (Gangart), enthalten ist. Aus diesem geht hervor das Rohkupfer oder Schwarzkupfer, welches schon weit reiner ist; hieraus endlich das Garkupfer, welches meist noch einer abermaligen reinigenden Schmelzung bedarf, um vollkommen geschmeidig (hammergar) zu werden. Im Handel erscheint das K. als runde, dünne, unregelmäßige Scheiben (Scheibenkupfer, Rosettenkupfer) oder in dicken gegossenen Platten und Stäben (Plattenkupfer, Barrenkupfer). Ein Theil K. wird aus natürlichen kupferhaltigen Wässern (Kupfervitriollauflösungen) durch hineingelegtes Eisen abgeschieden (Cementkupfer). Letztere Gewinnung des K. auf nassem Wege verbreitet sich immer mehr, und schon ist es möglich geworden, hydrometallurgisch K. aus Naturproducten roh mit Vortheil zu gewinnen, in welchen dieses Metall in der Menge von nur 0,25 bis 0,50 Proc. sich findet. Von großem Interesse ist die Gewinnung des K. als Nebenproduct der Soda-Industrie in solchen Gegenden, in denen man zur Erzeugung der Schwefelsäure sich kupferhaltiger Schwefelkiese bedient, wie es in großartigen Verhältnissen der Fall ist in den Fabrikdistricten von Newcastle am Tyne und in Lancashire. Im J. 1869 betrug die Production an K. in den Districten am Tyne ungefähr

Digitized by Google

82,000 Ctr.; davon gingen 5600 Ctr. als schwefelsaures K. in den Handel. Der Werth dieser Production belief sich auf 340,000 Pfd. St. In den J. 1875 und 1876 war die Kupfererzeugung eine noch viel größere. Die Verarbeitung der kupferhaltigen Kiese geht auf folgende Weise vor sich: Zunächst wird durch Rösten in zweckmäßig construirten Oefen der Schwefel so vollständig als möglich in Form von schwefliger Säure entfernt, die, in Schwefelsäure übergeführt, zur Fabrikation von Glaubersalz und Soda dient. In den Röstrückständen der engl. Sodafabriken finden sich im Durchschnitt 3—5 Procent K., der Rest ist Eisenoxyd. Zum Zweck der Verarbeitung der Röstrückstände auf K. werden dieselben mit Steinsalz gemengt geröstet, wodurch das K. in wasserlösliche Verbindungen übergeführt wird. Aus der kupferhaltigen Flüssigkeit, aus der man das fast nie darin fehlende Silber sorgfältigst abgeschieden, fällt man das K. mit Eisen. Das gefällte K. wird sorgfältig gewaschen, getrocknet und dann verschmolzen.

Die oberste Stelle in Ansehung der Kupferproduction nimmt Großbritannien ein, indem es nicht nur aus eigenen Erzen eine größere Menge K. gewinnt als irgendein anderes Land, sondern daneben noch sehr viel importirte Erze verarbeitet, welche es aus Chile, Cuba und Australien bezieht. Dieser letztere Theil der brit. Kupfererzeugung hat in neuester Zeit beträchtlich zugenommen. Im J. 1876 producirte Großbritannien 400,000 Ctr., Rußland 150,000 Ctr., das Deutsche Reich 120,000 Ctr., Oesterreich-Ungarn 60,000 Ctr., Spanien 40,000 Ctr., Schweden 26,500 Ctr., Belgien 20,000 Ctr., die Vereinigten Staaten 340,000 Ctr., Cuba 40,000 Ctr., Chile 850,000 Ctr., Bolivien und Peru 30,000 Ctr. u. s. w. Im ganzen mag die Kupferproduction auf der Erde etwa 2,200,000 Ctr. betragen im Werthe von 2,2 Mill. Mark. Das schwedische und das russische K. stehen wegen ihrer besondern Güte in Ruf; beide werden auch in erheblicher Menge ausgeführt.

Die Eigenschaften des K. sind im wesentlichen bekannt. Seine eigenthümliche rothe Farbe, seine Polirfähigkeit, mäßige Härte, bedeutende Festigkeit, sehr große Geschmeidigkeit und Unzerstörbarkeit unter den Einflüssen der Atmosphäre (nachdem sich darauf der grüne Rost, gewöhnlich Grünspan genannt, gebildet hat) machen es zur Verarbeitung auf eine Menge von Gegenständen höchst geeignet. Daneben kommt es zu statten, daß das K. bei mäßiger Weißglühhitze schmilzt, also weder zu leicht- noch zu schwerflüssig ist. Sein specifisches Gewicht beträgt (nach Hampe) 8,2 bis 8,5. Bei längerm Glühen unter Luftzutritt bildet sich auf seiner Oberfläche eine braunschwarze Oxydkruste (Kupferasche, Kupferhammerschlag). Die technischen Anwendungen des K. sind mannichfaltig. Zu Gußwaare taugt es im ungemischten Zustande nicht, weil es leicht undicht (blasig) wird; aber man fertigt daraus Blech und Draht, schmiedet davon Kessel, prägt es zu Münzen u. s. w. Noch wichtiger wird es indessen durch die sehr werthvollen Legirungen, welche es durch Zusammenschmelzen mit andern Metallen bildet, und worunter das Messing und Tomback (K. mit Zink), die verschiedenen Arten Bronze (theils K. mit Zinn, theils K. mit Zinn und Zink, mitunter auch noch Phosphor enthaltend und dann Phosphorbronze [s. Bronze] bildend), das Neusilber oder Argentan (K. mit Zink und Nickel) als die bedeutendsten hervortreten, während auch die Versetzung des Arbeitssilbers und Arbeitsgoldes mit K. eine große Rolle spielt. (S. Legirungen.) Unter den chem. Verbindungen des K. sind zunächst jene mit Sauerstoff, das Kupferoxydul von rother und das Kupferoxyd von schwarzer Farbe, zu erwähnen. Ersteres färbt die Glasflüsse purpurroth, letzteres grün, und beide finden deshalb bei der Fabrikation farbiger Gläser, in der Emailmalerei, das Oxyd auch zum Grünfärben der Töpferglasur Anwendung. Die Zusammensetzungen des Kupferoxyds mit Säuren (die Kupferoxydsalze) sind sämmtlich von entschiedener und oft sehr schöner Färbung, meist grün oder blau. Am wichtigsten unter denselben ist der Kupfervitriol (das schwefelsaure Kupferoxyd), welcher in den sog. Cementwässern aufgelöst in der Natur vorkommt, sonst fabrikmäßig in Menge bereitet wird und durch seine Zersetzung mittels des elektrischen Stroms, wobei sich K. in reinster metallischer Gestalt abscheidet, das Material zur Galvanoplastik (s. d.) liefert. Verschiedene Arten des essigsauren Kupferoxyds kommen als Grünspan (s. d.) zur Anwendung. Das Bergblau und das Berggrün sind kohlensaures Kupferoxyd; das Schweinfurtergrün besteht aus einer Verbindung von essigsaurem mit arsensaurem Kupferoxyd. Das Bremerblau oder Bremergrün dagegen ist kein Kupfersalz, sondern wasserhaltiges Kupferoxyd (Kupferoxydhydrat). Das metallische K. wird von starken Säuren oxydirt und aufgelöst, von Salpetersäure äußerst heftig, von concentrirter Schwefelsäure jedoch nur im Kochen. Schwächere Säuren, so namentlich die Pflanzensäuren (z. B. Essig) greifen es unter Mitwirkung der atmosphärischen Luft an, welche den Sauerstoff zu dessen Oxydation hergibt. Man muß es daher vermeiden, Speisen in kupfernen Gefäßen stehen zu lassen, oder besser die

Digitized by Google

kupfernen Küchengeschirre verzinnen, da alle Kupferverbindungen giftig sind. Mehrere Kupferoxydsalze werden als sehr wirksame Arzneimittel gebraucht. Vgl. Bischoff, «Das K. und seine Legirungen» (Berl. 1865); ferner die Hand- und Lehrbücher der Metallurgie von J. Percy (in deutscher Bearbeitung von Fr. Knapp), Th. Richter, A. Ledebur, C. Stölzel, Br. Kerl und R. von Wagner's «Handbuch der chem. Technologie» (10. Aufl., Lpz. 1875).

Kupferdruck nennt man das Verfahren, in einer der verschiedenen Manieren der Kupferstechkunst (s. d.) oder Stahlstechkunst bearbeitete Platten auf Papier abzudrucken; dies geschieht auf einer Kupferdruckpresse, welche aus zwei gußeisernen, kreiscylindrisch abgedrehten Walzen besteht, die in einem Gestelle so übereinanderliegen, daß die obere, die Laufwalze, von der untern, der Grundwalze, mittels eines Schraubenapparats genau parallel gestellt werden kann. Zwischen beiden Walzen befindet sich ein starkes Bret, der Drucktisch, auf welchen die aus Pappe oder Zinkblech bestehende Unterlage, dann die Kupfer- oder Stahlplatte, ferner als Ueberlage wollene Drucktücher von verschiedener Stärke gelegt werden. Nun wird mittels des Stern oder einer Kurbel und eines Räderwerks der einen Walze eine drehende Bewegung gegeben, welche diese der andern mittheilt; durch die Reibung wird der Drucktisch mit der darauf liegenden Platte und dem Zubehör zwischen den Walzen durchgezogen und dadurch der Abdruck erzielt. Das zum K. verwendete Papier ist meist ein ungeleimtes von weichem, saugfähigem Stoffe, selten ein geleimtes. Vor dem Abdruck wird das Papier von Fasern und Knötchen gereinigt und dann in reinem Wasser stark gefeuchtet. Die druckfertige, gut polirte Platte wird bei feinern Stichen erwärmt, dann mittels des Handballens und unter Anwendung leinener Tücher zur Reinigung der blanken Oberfläche in den tiefen Stellen des Stichs oder der Aetzung eingefärbt, und zwar in verschiedener Weise für die verschiedenen Stichmanieren; von der Geschicklichkeit im Einschwärzen sowie der Feinheit der Farbe hängt die Schönheit des Drucks ab. Die Abdrücke werden zwischen weichen Saugpappen getrocknet und zwischen sog. Preßspänen, feinen und festen Glanzpappen, in der Presse geglättet. Bei dem Druck mit mehrern Farben erhält jede Farbenplatte ihre Farbe und der Druck geschieht trocken, um dadurch das bei dem Trocknen gefeuchteten Papiers entstehende verschiedene Zusammenziehen zu vermeiden. Man druckt auch mehrere Farben von einer Platte, indem jede derselben mit einem kleinen Ballen auf die betreffenden Stellen getragen wird. Da selbst kräftig gestochene Kupferplatten höchstens 1500 gute Abdrücke geben, bediente man sich vielfach des Stahls, bis in neuerer Zeit durch die Erfindung galvanischer Vervielfältigung und galvanischer Verstählungen der Kupferplatten eine vollständige Schonung der Originalplatten ermöglicht wurde.

Kupferschlange oder Kreuzotter, s. Vipern. Eine andere Schlangenart dieses Namens kommt in Nordamerika vor. (S. Copperhead.)

Kupferstechkunst (Chalkographie) nennt man die Kunst, auf Metall zum Abdrucken zu arbeiten. Die älteste und vornehmste unter den verschiedenen Stichgattungen ist die Grabstichelmanier, so benannt von den dazu angewendeten Grabsticheln (Stahlstiften von verschiedener Stärke und verschiedenem Anschliff), womit zuerst das Vorbild auf die blanke Platte gepaust, nachher die Zeichnung und Schattirung leicht angelegt und zuletzt die Striche (Taillen, Schraffirungen) mehr oder weniger tief eingegraben werden. Den ersten Anstoß zu dieser Manier gaben die Goldschmiede, die sich zum Graviren jener Werkzeuge bedienten und schon früh die Gewohnheit hatten, ihre sog. Nielloarbeiten (s. d.) vor dem Ausfüllen mit der schwarzen Masse in Schwefel abzugießen, um zu sehen, wie die Arbeit gerathen würde. Es lag sehr nahe, hierzu, anstatt des Schwefelabgusses, die Platte selbst einzuschwärzen und davon mit der Hand oder einer Handwalze einen Abdruck auf angefeuchtetem Papier zu machen. Doch verfiel man darauf erst um die Mitte des 15. Jahrh. Aus diesem Verfahren entsprang keineswegs, wie man gewöhnlich meint, die eigentliche K. in dem jetzigen Sinne. Wo und wann die Walzenpresse zuerst aufgekommen und angewendet worden, ist streitig; Italien und Deutschland machen beide Anspruch auf diese Erfindung. Die Streitfrage schien sich zu Gunsten Italiens zu entscheiden, als der Abbate Zani in dem Kupferstichcabinet zu Paris einen Papierabdruck von der berühmten Pax (Krönung Mariä) auffand, welche Maso Finiguerra 1452 für San-Giovanni in Florenz verfertigte, wo sie noch jetzt als schöne Goldschmiedearbeit aufbewahrt wird. Jener Abdruck ist jedoch ohne alles Preß- und Maschinenwerk, durch bloßes Anreiben des aufgelegten feuchten Papiers mit einem Cylinder verfertigt, also kein eigentlicher Kupferstich. Da Finiguerra noch zehn Jahre später lebte und demungeachtet von einer für das Abdrucken gestochenen Platte kein einziges Blatt existirt, das ihm mit einigem Recht zugeschrieben werden könnte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er von der Handwalze aus nicht zu der für den Kupferdruck erforderlichen

Digitized by Google

Walzenpresse hingekommen. Die Blätter des «Meisters von 1466» zeugen von einer bereits um diese Zeit fortgeschrittenen Entwickelung des Kupferdrucks in Deutschland, wo er demnach schon längere Zeit bekannt und ausgeübt sein mußte. Die Italiener haben dagegen kein Stück ihrer alten Kupferstecher von so hohem und gewissem Datum aufzuweisen. Die Kupferstiche zu den florentinischen Drucken des «Monte Sancto di Dio» von 1477 und des «Dante» von 1481 zeigen ein in jeder Hinsicht mangelhaftes Druckwesen: Unsicherheit im Handhaben der Presse, Unbekanntschaft mit dem Zubereiten einer kräftigen Schwärze, mit dem Einschwärzen, Wiederabwischen und Bedrucken der Platten. Sogar die spätern Proben des ital. Kupferdrucks aus dem 15. Jahrh., die berühmten 24 Muster zu Teller- und Schalenverzierungen der ehemaligen Otto'schen Sammlung und die 50 Blätter des unter dem irrigen Namen «Gioco di Mantegna» bekannten allegorischen Bilderbuchs erscheinen, was den Druck betrifft, noch sehr matt, anfängerhaft und schmuzig in Vergleich mit den außerordentlich scharf, rein und glänzend gedruckten Kupferstichen des Martin Schongauer und anderer gleichzeitiger deutscher Meister.

Die gewöhnliche Annahme, welche die Italiener zu Erfindern der K. und Kupferdruckerei macht, ist also bei weitem ungegründeter als die Meinung, welche die Ehre dieser beiden Erfindungen den Deutschen zuertheilt, obwol hierüber keine positiven Beweise vorhanden sind. Unstreitig haben die ital. Stecher des 15. Jahrh. die Vorzüge der damaligen ital. Kunst überhaupt, eines reinern Stils und Geschmacks, einer bessern Zeichnung, Anordnung, Gewandung und Bewegung vor den altdeutschen Meistern derselben Zeit voraus; aber in der Führung des Grabstichels, in der Art der Licht- und Schattengebung, in der Zahl und im Druck ihrer Werke, kurz in allem Technischen können sie sich mit den letztern nicht messen und daher auch nicht für ihre Vorgänger gelten. Erst Marcantonio Raimondi, Zeitgenosse Rafael's, dessen Zeichnungen er stach, unter der unmittelbaren Aufsicht und Anleitung dieses Meisters, der oft eigenhändig, aber nicht, wie die Tradition sagt, auf den Kupferplatten selbst, sondern auf den Probeabdrücken die mangelhaften Umrisse und Formen des Stechers verbesserte und diesem die an der Platte vorzunehmende Nacharbeit angab, brachte die K. in Italien zu dem hohen Grade von Ausbildung, den sie schon früher in Deutschland durch Albrecht Dürer und in den Niederlanden durch Lukas von Leiden erreicht hatte. Die Werke der genannten drei Meister bezeichnen den Gipfelpunkt der ältern Stichmanier, die besonders daran ihre charakteristischen Merkmale hat, daß sie hauptsächlich auf Form hinarbeitet und für das getreue Wiedergeben farbloser Zeichnungen sich an den einfachsten Schraffirungen genügen läßt. Bald aber wurden diese Hauptzwecke andern untergeordnet. Man strebte nach gekünstelten Taillen und Strichlagenverbindungen, wozu Goltzius, Sadeler und andere weniger bedeutende Künstler das Beispiel gaben, bis im 17. Jahrh. Rubens wie in der Malerei so auch in der Kupferstecherei eine neue Epoche herbeiführte. Von den Gouachezeichnungen, welche den in seine Nähe gezogenen Stechern als Vorbilder dienten, sowie von den Probeabdrücken ihrer unfertigen Platten sind noch gegenwärtig manche mit Retouchen von seiner eigenen Hand vorhanden. So entstanden die trefflichen Blätter von Lukas Vorsterman, Paul Pontius, Schelte von Bolswert, Peter Soutman, Jonas Suyderhoef, Cornelis Bisscher, in welchen Farbe und Effect der Originale ohne Vernachlässigung der Zeichnung und des Charakters musterhaft nachgebildet sind. Im weitern Verlauf des 17. Jahrh. erwarben sich franz. Meister um die K. großes Verdienst. François de Poilly und Robert Nanteuil bewiesen in der freien und leichten Handhabung des Grabstichels eine bedeutende Geschicklichkeit, welche Antoine Masson zu solcher Meisterschaft steigerte, daß er mit dem Grabstichel nicht blos Formen und Farbentöne, sondern auch Kleiderstoffe, Waffen, Federn, Haare, überhaupt alle Gegenstände auf das glücklichste nachzuahmen wußte. Die letzte classische Vollendung erhielt die K. durch Gérard Edelinck, der in seinen noch unübertroffenen Werken die bisherigen Richtungen, die plastische und die malerische, vollkommen ausglich und zur schönsten Zusammenwirkung vereinigte. Mit Recht gilt daher das 17. Jahrh. für das goldene Zeitalter der K. Von den nächstfolgenden Kupferstechern arbeiteten die beiden Drevet noch mit ausnehmendem Erfolge nach den Grundsätzen und im Geiste der classischen Meister fort; andere hingegen, wie J. J. Balechou und J. F. Beauvarlet, verringerten die Verdienste und Vorzüge ihrer Werke durch einseitiges Verfolgen malerischer Richtungen in einer Kunst, welche des Farbenzaubers entbehrt. Doch sah man neben und unter großen Verirrungen manche gute Erscheinung auftauchen, und das silberne Zeitalter der Kupferstecherei ist noch reich an berühmten Persönlichkeiten, wie G. F. Schmidt, J. G. Wille, G. Volpato, D. Cunego, R. Strange, W. Woollett, W. Sharp, J. G. von Müller, Rafael Morghen. Lassen auch die Arbeiten der Genannten hinsichtlich der Zeichnung und der Wahrheit des Ausdrucks oft zu wünschen übrig, so

Digitized by Google

erscheint darin die Darstellung bis zur höchsten Eleganz, Zartheit und Lieblichkeit ausgebildet. Die Technik, nunmehr in den Besitz reicherer Mittel gelangt, erhielt mannichfaltigere Ausdehnung. Die alten Meister arbeiteten ausschließlich mit dem Grabstichel, und selbst bei den jüngern findet sich noch keine vereinte Anwendung der Radirnadel und des Grabstichels. Im 17. Jahrh. bedienten sich freilich die Maler des letztern zur Nachhülfe bei ihren radirten Platten, allein die Kupferstecher jener Zeit hielten sich an die reine Grabstichelarbeit. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. kam es bei diesen in Gebrauch, die Platten vermittels der Radirnadel bis zu einem gewissen Grade vorzubereiten und dann mit dem Grabstichel auszuführen. Zu den Arbeiten dieser Handwerkszeuge fügte man noch diejenige der Schneidenadel hinzu, und seitdem wurde nur selten mit dem Grabstichel allein gearbeitet. Man pflegte gewöhnlich mehrere Bearbeitungsweisen miteinander zu verbinden, was freilich oft die Technik des Stiches als bloße Virtuosität an sich hervortreten und zur Manierirtheit ausarten ließ. In neuerer Zeit begannen die Franzosen, nach dem Beispiele David's, zuerst wieder einen strengen Stil und eine festere Zeichnung auch in die K. einzuführen und fanden Nachfolger unter den Deutschen und Italienern. Viele Leistungen von Boucher-Desnoyers, Richomme, Forster, Müller dem Jüngern, Longhi, Toschi u. a. erinnern, trotz der modernen Behandlung und manchmal ungenügend treuer Wiedergabe des Originals, durch Gediegenheit der Technik an die Arbeiten der bessern frühern Epoche. In neuerer Zeit endlich erlangten Calamatta, Mercuri, Henriquel-Dupont, J. Felsing, J. Keller, M. Steinla eine verdiente Berühmtheit.

Eine andere Stichgattung, die Radir- oder Aetzkunst, erfordert folgendes Verfahren. Ist die Platte über einem gelinden Kohlenfeuer gehörig erwärmt, so wird sie grundirt, d. h. mit einem Firnis oder Aetzgrund überzogen, den man von Kerzen- oder Lampenrauch gleichmäßig schwarz anlaufen läßt. Sodann macht man von der auf die Platte zu bringenden Originalzeichnung eine Pause, die, je nachdem man sie in gerader oder verkehrter Richtung auftragen will, entweder auf der Vorder- oder Rückseite mit Röthel eingerieben und am Plattrande befestigt wird, und fährt hierauf, mit einer stumpfen Radirnadel leicht aufdrückend, auf allen Umrißlinien herum, wodurch die Zeichnung roth auf dem Aetzgrunde zu stehen kommt. Zum Radiren selbst bedient man sich mehrerer Radirnadeln von verschiedener Stärke und mit gleichmäßig rund abgeschliffener Spitze, weil sie das Kupfer blos aufreißen, aber nicht in dasselbe einschneiden dürfen. Ist die Radirung beendigt, so versieht man die Platte mit einem Rande von Klebewachs, dessen kleine Wände das aufgegossene Scheidewasser stauen, und gibt nun Acht, daß das Scheidewasser nicht alle Nadelrisse gleich tief in das Kupfer einfrißt. Die zart behandelten Theile darf es nur ganz leicht anfressen, was in einer halben Stunde geschehen sein kann. Alsdann gießt man das Scheidewasser ab, läßt die Platte trocknen und deckt mit dem Deckfirniß (Mischung aus Oel und Talg) alles, was hinlänglich geätzt zu sein scheint. Das weitere Aetzen geschieht, indem man stufenweise fortdeckt bis zu den stärksten Partien, wo das Scheidewasser am tiefsten beißen soll und also am längsten fressen muß. Zum Nacharbeiten an einzelnen, zu schwach ausgefallenen Stellen bedient man sich scharfer, stärkerer Nadeln, womit man, ohne Grundirung und Aetzung, auf das bloße Kupfer radirt, weshalb die Nadeln «kalte» oder «trockene» (pointes sèches), auch Schneidenadeln heißen. Die Kunst, mit ätzender Flüssigkeit auf Stahl und Eisen zu graviren, war in Italien schon im Mittelalter bekannt und bei den dortigen Plattnern für Verzierung von Harnischen, Schilden und dergleichen Waffenstücken gebräuchlich. Die Entstehung der Aetzkunst im heutigen Sinne, d. h. des Verfahrens, radirte Eisen- und Kupferplatten zum Behufe des Abdruckens anzuätzen, läßt sich erst zu Anfang des zweiten Decenniums im 16. Jahrh. nachweisen. Die frühesten für den Druck geätzten Platten sind aus den J. 1510, 1512, 1515 und von A. Dürer, welcher darum gemeiniglich für den Erfinder der Aetzkunst gilt. Von den Italienern wird das Auffinden dieser Kunst, mit Berufung auf eine Stelle in der ersten Ausgabe von Vasari's Künstlerbiographien, dem Francesco Mazzuoli zugeschrieben, der um so weniger Anspruch darauf machen kann, als schon eine geraume Zeit vorher Marcantonio das Radiren zu solchem Zwecke betrieb. Wir besitzen in der That von diesem berühmten Kupferstecher eine namhafte Anzahl geätzter Blätter, die zuerst von Mariette erkannt wurden, seitdem aber unbeachtet blieben. Diese kleinen Stücke sind nicht viel jünger als die ältesten datirten Radirungen A. Dürer's. Francesco Parmigianino und sein Nachahmer Andrea Schiavone arbeiteten sodann in zarter, geistreicher Art viele Aetzblätter, die großen Beifall fanden und die allgemeinere Anwendung der Radirkunst beförderten. Die Möglichkeit, mit spielender Nadel malerische Motive und Ideen hinzuwerfen und auf die leichteste Art zu vervielfältigen, hatte zu viel Lockendes, und bald war fast kein irgend bedeutender

Digitized by Google

Maler, der nicht das Radiren als Nebenzweig trieb. Die berühmtesten Künstler, die sich darin hervorthaten, sind die Caracci, Ribera, Salvator Rosa, Callot, Claude Lorrain, van Dyck, Rembrandt, der größte von allen. Hieran reihen sich die trefflichen niederländ. «Kleinen Meister», die sich fast alle mit Radiren beschäftigten, und von welchen Wouwerman, Ruysdael, van der Does es bei wenigen Versuchen bewenden ließen, wogegen A. van Ostade, Dusart, Bega, Paul Potter, Berchem, Karel Dujardin, A. van der Velde, J. Both, van Everdingen, Waterloo und viele andere sich als sehr productive Künstler in dieser Stichgattung bewiesen. Unter den Radirern späterer Zeit sind J. Sylvestre, S. Leclerc, J. J. de Boissieu, Chodowiecki, Dietrich, Klein, Hogarth, Goya besonders geschätzt. Vgl. Huber und Rost, «Handbuch für Kunstliebhaber» (9 Bde., Zür. 1796—1804); Bartsch, «Anleitung zur Kupferstichkunde» (2 Bde., Wien 1821); derselbe, «Le peintre-graveur» (21 Bde., Wien 1803—21); Passavant, «Le pointre-graveur» (6 Bde., Lpz. 1860—64); Robert-Dumesnil, «Le peintre-graveur français» (9 Bde., Par. 1835—65); Andresen, «Die deutschen Malerradirer des 19. Jahrh.» (Bd. 1—4, Lpz. 1866—70; Bd. 5, von Wessely, Lpz. 1874); derselbe, «Der deutsche Peintre-Graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher nach ihrem Leben und ihren Werken vom letzten Drittel des 16. bis zum Schluß des 18. Jahrh.» (Bd. 1—4, Lpz. 1864—74).

Die Punktirkunst betrieb man in ältern Zeiten mit der Goldschmiedspunze, einem Stift vom härtesten Stahl, unten mit feinen Spitzen versehen, durch welchen vermittels eines Hammers die Punkte in die Platte geschlagen wurden. Die frühesten mit diesem Werkzeuge ausgeführten Blätter sind höchst wahrscheinlich die im Anfange des 16. Jahrh. von dem ital. Kupferstecher G. Campagnola verfertigten Stücke. Das Vorzüglichste in der Punzenarbeit leistete J. Lutma, ein amsterdamer Goldschmied, um 1681. Später gebrauchte man neben der Punze den Grabstichel und selbst die Schneidenadel zur Nachhülfe bei punktirten Stichen. Diese verfeinerte Manier wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in England sehr beliebt, brachte jedoch, außer einigen Blättern von Bartolozzi, eben nichts Erhebliches hervor und wird jetzt nur selten geübt. Auch bediente man sich dabei der Rouletten, kleiner, scharfspitziger Rädchen, die an einem Heft oder Griff, mit scharfem Aufdrücken der Hand, über die Platte hingeführt werden, sodaß darauf die Punkte entstehen. Hieraus bildete sich die Kreide- oder Crayonmanier, auf deren Erfindung drei franz. Künstler des 18. Jahrh., der ältere Desmarteaux, Lefrançois und Magny, Anspruch machen, und welche jetzt durch die Lithographie verdrängt ist.

Die Schwarz- oder Schabkunst (bei den Italienern Mezzotinto) hat ihren Namen daher, weil bei derselben, ganz entgegengesetzt von den andern Stichmanieren, aus dem Dunkeln ins Helle gearbeitet und hierzu das Schabeisen angewandt wird. Vermittels der sog. Wiege (einem breiten Stemmeisen mit gebogener, aus lauter feinen Spitzen bestehenden Schneide) übergeht man nämlich zuerst die blankgeschliffene Platte nach allen Seiten und versetzt dieselbe durch starkes Aufdrücken in solchen Zustand, daß sie mit lauter feinen, in das Kupfer eingedrungenen Punkten übersäet ist und wie ein ganz gleichmäßig schwarzes Blatt aussieht. Nun wird der Umriß durch eine Pause darauf gebracht und alsdann das starke Dunkel geschwächt, indem man mit Schabeisen und Polirstahl die Platte an den erforderlichen Stellen lichtet und allmählich Mitteltöne und ganze Lichter hervorbringt, bis die Zeichnung mit allen ihren Schattenabstufungen zum Vorschein kommt. Diese Art geht allerdings schneller von statten und die Wirkungen sind weicher als beim Stechen und Radiren; aber es fehlt ihr an Bestimmtheit und sie eignet sich wenig für mannichfaltige, freie und geistreiche Behandlung. Sie ist eine Erfindung des landgräfl. hess. Kammerjunkers L. von Siegen (1639—41). Sein Schüler, der Prinz Ruprecht von der Pfalz, brachte sie nach England, wo sie mit dem größten Eifer und Erfolg ausgebildet wurde; man nennt sie deswegen auch die Englische Manier. Der ältere Smith, V. Green, J. Mac Ardell, Richard Earlom lieferten darin das Gelungenste. Vgl. Graf L. de Laborde, «Histoire de la gravure en manière noire» (Par. 1839).

Die Bunt- oder Farbenstichmanier unterscheidet sich im Technischen von der Schwarzkunst nur dadurch, daß diese zur Hervorbringung der Abdrücke blos einer Platte bedarf, zu jener aber mehrere Platten erforderlich sind, von welchen jede mit einer besondern Farbe gedruckt wird. Man verdankt diese Erfindung dem aus Frankfurt a. M. gebürtigen Maler J. Chr. Le-Blon. Derselbe machte um 1720 in London die ersten Versuche damit und ging 1737 nach Paris, wo er einen Nachfolger fand an Gautier d'Agoty, der seine Manier glücklich auf Abbildung anatom. Figuren anwandte. Vgl. Le-Blon, «Nouveau genre de peinture, ou l'art d'imprimer des portraits et des tableaux en huile» (Lond. 1722). Die Tuschmanier scheint zu gleicher Zeit von Verschiedenen und auf verschiedene Art erfunden zu sein. Die von

dem Franzosen J. B. Leprince um 1770 aufgebrachte Art wurde von dem Engländer P. Sandby vervollkommnet und erhielt den Namen Bister- oder Aquatintamanier (s. Aquatinta), die in neuerer Zeit in Frankreich tüchtige Bearbeiter an Jazet, Girard u. a. hatte und so weit um sich griff, daß sie leider die erstern Stichgattungen in Ungunst und Abnahme brachte. C. Ploos van Amstel in Amsterdam erfand um 1765 eine andere Art, vermittels welcher er Kreide-, Tusch- und Farbenzeichnungen täuschend nachahmte. Weder Janinet noch Debucourt, die zu Paris auch Blätter in dieser Manier verfertigten, erreichten ihn an Trefflichkeit, obschon beide recht geschickte Künstler waren, und die Hervorbringungen der in unserer Zeit aufgekommenen Chromolithographie (s. Farbendruck) sind gegen die von ihr verdrängten Tusch- und Farbenstiche sehr dürftig. Die neueste Stichgattung, die heliographische, die ihre verschiedenen Verfahrungsarten vorläufig geheim hält, lieferte bisher Facsimilirungen von Kupferstichen und Radirungen alter Meister, von modernen Bildern und architektonischen Details, die gegenständlich nicht uninteressant, aber technisch noch sehr unvollkommen sind.

Kupferstiche nennt der Sprachgebrauch sehr uneigentlich die Abdrücke, die mit Druckerschwärze oder andersfarbiger Flüssigkeit auf Papier, Pergament, Atlas u. s. w. von Stichen auf Metallplatten gemacht werden. Die ältesten gravirten Platten, von welchen man wenige Abdrücke mit der Handwalze machte, waren von edelm Metall, aber nicht zum Druck bestimmt. Kupfer-, Zinn- und Eisenplatten traten an deren Stelle, als man auf die Idee kam, von gravirten Platten Abdrücke in großer Anzahl mittels der Walzenpresse zu ziehen. Zinn und Eisen bewiesen sich aber nicht stichhaltig und wurden bald aufgegeben; man gebrauchte ausschließlich Kupfer, bis in neuerer Zeit auch noch Stahl und Zink an die Reihe kamen. Stahlplatten taugen wenig für ernste Sticharbeiten, gewähren aber großen Vortheil, wenn es sich um Marktwaare und massenhafte Auflagen handelt. Der weißgemachte Gußstahl liefert an sich schon gegen 50,000 Abdrücke, und wieder gehärtet noch mehr, wogegen die gestochene Kupferplatte bereits bei 4000 Abzügen abgenutzt ist, und bei geätzten oder geschabten Platten die größte Vorsicht eines geschickten Kupferdruckers erfordert wird, um 4—500 gute Abdrücke zu erhalten. Je nachdem dabei die Grabstichel- oder Radirnadelarbeit allein oder überwiegend angewandt ist, unterscheidet man zwei Hauptklassen: eigentliche K. und Radirungen. Der Grund dieser Eintheilung bezieht sich nicht blos auf das Mechanische, sondern auch auf das Wesentliche der Bearbeitungsart. Radirungen sind meistens von Malern erfunden und häufig in Einem Zuge ausgeführt; sie haben den ganzen Reiz geistreicher Originalgedanken, die volle Freiheit des leichten, spielenden Vortrags. K. hingegen sind durchweg Uebersetzungen (Copien ist weder das Wort noch die Sache) von Gemälden, welche eine geübte und geduldige Arbeiterhand mit größerm oder geringerm Verständniß des Originals auf Kupfer bringt. Beide Arten dieser kleinen Kunstwerke wurden seit ihrer Entstehung zu allen Zeiten geschätzt, und schon früh dachte man daran, dieselben zu sammeln, wozu namentlich der Abbé von Marolles um die Mitte des 17. Jahrh. in Frankreich das erste Beispiel von großartigem Maßstabe gab. Nach ihm erlangten besonders Mariette, Silvestre, Basan, Paignon-Dijonval, Graf Rigal, Durand, Debois in Paris, Bankier Winckler in Leipzig, Graf Fries in Wien, Ploos van Amstel, Baron Verstolk van Soelen in Amsterdam, Reynolds, Mark Mastermann Sykes, Herzog von Buckingham in London den meisten Ruf als Kupferstichsammler. Dieselbe Sammlerlust ward auch bei den Fürsten rege, und aus solchen königl. Sammlungen entstanden die öffentlichen Kupferstichcabinete in Paris, Dresden und Wien, die als die reichsten und vollständigsten berühmt sind. Gleichzeitig machten sich die K. unter Glas und Rahmen als Zimmerverzierungen geltend und verdrängten die Malereien aus den Wohnungen der Kunstliebhaber, was jedenfalls einen beträchtlichen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt hat. Gegenwärtig ist der Geschmack an dergleichen Kunstsachen am meisten verbreitet und sind K. ein Hauptzweig des Kunsthandels. Der ursprüngliche Preis war mäßig. Albrecht Dürer auf seiner Reise in den Niederlanden (1520) verkaufte eins seiner Hauptblätter, Adam und Eva, um 4 Stüber, und etwa 50 Jahre später wurde ein ganzer Druck seiner Werke nur auf 36 Fl. angeschlagen. Im 17. Jahrh. trifft man jedoch bereits Rembrandt's berühmtes Hundertguldenblatt, so benannt von der Summe, die sich der Künstler für jedes Exemplar bezahlen ließ. In unserer Zeit sind bekanntlich die Preise ins Ungeheuere gestiegen. Ein Abdruck des ersten Plattenzustandes von dem ebengenannten Hundertguldenblatt wurde in einer Versteigerung zu London 1868 für 1100 Pfd. St. verkauft, und ein Abdruck des zweiten Plattenzustandes von Rembrandt's Porträt des Bürgermeisters Six, 1877 in Paris, bis zu 17,000 Frs. hinaufgetrieben. Abgesehen von der Seltenheit, ist der Preis von der Güte des Abdrucks bedingt.

Digitized by Google

Die verhältnißmäßige Schönheit und oft auch die Seltenheit der Abdrücke ist an Kennzeichen gebunden, die entweder die Stufenfolge der Plattenzustände oder die Zeitfolge der Auflagen constatiren. Bei den Werken der alten Meister unterscheidet man im allgemeinen nur «frühere» oder «spätere» Drucke und versteht man unter erstern die von den noch frischen Platten gemachten Abzüge, welche die Meister selbst besorgten, die zugleich Stecher, Drucker und Verleger und in dieser dreifachen Eigenschaft gleich gewissenhaft waren. Die Zahl der von ihnen in Umlauf gesetzten Exemplare ging selten über etliche tausend, und Lukas von Leiden soll auf seinen guten Namen so eifersüchtig gewesen sein, daß er alle Fehldrucke vernichtete. Aus dem Nachlasse der Künstler aber gelangten die Platten in den Besitz von Erben oder Kunsthändlern, die sie um so rücksichtsloser abdrucken ließen, je ergiebiger die Ausbeute war. Daher rühren die vielen schlechten Abdrücke, wie sie in den Sammlungen und Versteigerungen meist vorkommen. Durch das fortwährende Abwischen des Plattengrundes wurden die scharfen Schnittränder allmählich abgescheuert und wegpolirt, sodaß die zartern Theile immer schwächer und zuletzt gar nicht mehr zum Vorschein kamen, die kräftiger gearbeiteten Stellen durch das Einbrechen der Strichlagen zu dunkeln Flecken wurden und die nunmehrigen Abdrücke aller Klarheit und Harmonie ermangelten. Wenn demungeachtet noch Bestellungen eingingen, so wurden die völlig abgenutzten Platten ausgebessert oder, wie der kunstsprachliche Ausdruck lautet, «aufgestochen» (retouchirt), d. h. stellenweise oder auch ganz überarbeitet, indem man die Schattenpartien mit Zwischenstrichen (sog. Kreuzschraffirungen) verstärkte oder anderweitige Zusätze machte, um wieder mehr Wirkung und Haltung hervorzubringen. Manche alte Platten sind von Hand zu Hand, von Generation zu Generation übergegangen und ebenso oft, als sie abgenutzt waren, wieder aufgestochen worden. Einzelne Werke von Marcantonio machen noch jetzt in ganz schwachen Abdrücken einen Handelsartikel der päpstl. Kupferdruckerei zu Rom aus. Die Chalkographie des pariser Museums besitzt die zahlreichste Sammlung alter Kupferplatten und verkauft davon fortwährend neue Abdrücke. Auf Stichen aus älterer Zeit, wo der Meister selbst den Verlag seiner Werke betrieb, findet man keinen Verlegernamen, sondern blos den Namen oder das Namenszeichen des Stechers. Als aber später der Künstler das Verlagsgeschäft einem Unterhändler übertrug oder auch für seinen Verleger arbeitete, der nun Hauptperson wurde, so geschah es nicht selten, daß, nachdem die erste Nachfrage des Publikums befriedigt war und der weitere Druck das Aufstechen erheischte, der Stecher oder der erste Verleger die Platte einem zweiten überließ und dieser sie nach gemachtem Gebrauch einem dritten abtrat, von welchen jeder der Reihe nach seinen eigenen Namen oder seine «Adresse» hinzufügte oder vielmehr die Adresse seines Vorgängers auslöschte und dafür die seinige an die Stelle setzte. Aus diesen Verlagsverhältnissen ergibt sich ein anderes Kennzeichen des vergleichungsweise frühen Drucks, und Händler und Sammler sprechen von Abdrücken «vor allen Adressen» oder «mit der ersten Adresse». Die Namen der Wiederverleger genießen gewisse Grade von Achtung, weil man gefunden, daß einige nur in gutem oder noch brauchbarem Zustande erhaltene Platten in Verlag zu nehmen pflegten, andere dagegen, vermuthlich aus ökonomischen Gründen, vorzugsweise Platten an sich brachten, die keine erträglichen Abdrücke mehr liefern konnten. So verbindet sich mit einem Druck aus dem Verlage von Vandermeulen die Idee einer ganz leidlichen Beschaffenheit, während die Verlagsadresse von Salamanca oder Thomassin einen sehr mittelmäßigen Abdruck voraussetzen läßt. Es war bei den Kupferstechern immer herkömmlich, von ihren unfertigen Platten, in den verschiedenen Graden der Bearbeitung, von dem ersten skizzenhaften Entwurfe bis zur letzten Vervollständigung, etliche Abdrücke zu nehmen, woraus sie selbst oder ihre Freunde sehen konnten, wie die Arbeit ausgefallen und was daran etwa zu ändern sein möchte. Die auf solche Art zum Prüfen der Arbeit gemachten Abdrücke heißen von ihrem Zwecke «Probeabdrücke» und haben augenscheinliche Merkmale des frühen Drucks an sich. Sie sind oft Unica, immer nur wenige und werden gewöhnlich, aber mit Unrecht, zu den besondern Abdrucksgattungen gerechnet, d. h. als Abdrücke ersten, zweiten, dritten u. s. w. Plattenzustandes verzeichnet.

Die Stufenfolge der Plattenzustände zählt billig erst von da an, wo bei dem ganz oder beinahe ganz vollendeten Stich nur etwa noch der Künstler- oder Verlegername oder die Unterschrift hinzuzusetzen ist, oder bei der bereits im Druck befindlichen fertigen Platte Verbesserungen, z. B. in der Orthographie der Unterschriften, oder sonstige Abänderungen anzubringen sind. Solche Plattenzustände sind gemeint mit den Unterscheidungen, wie sie in unsern Tagen bei jeder Anzeige eines herausgekommenen neuen K. gemacht werden zwischen Abdrücken «vor der Schrift» (avant la lettre), «mit offener oder angelegter Schrift» (lettre grise), mit «gesperrter oder ausgeführter Schrift» (lettre noire), und diese Abdrucksgattungen sowie anderweitige, als

Digitized by Google

«Abdrücke auf chines. Papier», bringen Preisabstufungen mit sich, je nach der angenommenen oder versprochenen Priorität des Drucks. Das Hauptmerkmal des frühzeitigen Drucks ist bei einer ganzen Klasse von Stichen die größere oder geringere Sichtbarkeit der Wirkungen des sog. «Plattenbarts» oder «Plattengrats». Dieses Kunstwort findet seine Anwendung hauptsächlich, aber nicht ausschließlich auf Platten, wo alles oder vieles mit der Schneidenadel gearbeitet ist. Der Grabstichel sowol als die Radirnadel bewirkt, daß sich auf jeder Seite der damit ins Kupfer eingeschnittenen oder eingerissenen Striche ein rauher, höckeriger Rand mit Widerhäckchen bildet; nur wird dieser «Bart» oder «Grat» auf den gestochenen Platten mit dem Schaber entfernt. Bei den Radirungen läßt man ihn bisweilen ungeschabt stehen, und da beim Einschwärzen der noch frischen Platten natürlich viel Schwärze daran hängen bleibt, so erhalten die von solchen Platten gezogenen Abdrücke ein eigenthümliches Aussehen. Anstatt rein, zierlich und deutlich, kommen die Schraffirungen dick, unklar und zerflossen zum Vorschein, ungefähr so wie Striche, die man mit Feder und Tinte auf feuchtem Papier zieht. Es entsteht eine weiche, reiche sammtartige Wirkung, welche an den helle Stellen beendigenden oder durchkreuzenden Taillen vorzüglich bemerkbar wird, und namentlich hat Rembrandt in seinen Radirungen den unabgeschabten Plattengrat dazu benutzt, die Schattenpartien zu verstärken und diesen einen Tusch- oder Schwarzkunstton zu geben. Da sich nun aber dieser struppige Plattenbart bei fortgesetztem Druck durch das Abwischen immer mehr abglättet und zuletzt ganz verschwindet, so sind diejenigen Abdrücke, in welchen die Bartschwärze in größter Stärke und Fülle der Wirkung hervortritt, als die frühesten zu betrachten, und die Abstufung dieser Eigenschaften macht die Reihenfolge kenntlich, in der sie von der Presse kamen. Vgl. Andresen, «Handbuch für Kupferstichsammler» (Bd. 1, Lpz. 1870; Bd. 2, von Wessely, Lpz. 1873).

Kupfervitriol (schwefelsaures Kupfer) und **Kupferwasser** (schwefels. Eisen), s. Vitriol.

Kuppel oder Kuppelgewölbe nennt man jede in Gestalt einer Halbkugel oder eines flachen Kugeltheils ausgeführte Ueberwölbung eines runden oder polygonen, zuweilen auch quadratischen Raums. Die Vermittelung zwischen den Ecken des Polygons und dem Gewölbe geschieht durch dreieckige Zwickel, sog. Pendentifs. Die Kuppelgewölbe wurden von den alten Römern erfunden und zu hoher Ausbildung gebracht. Berühmt ist die oben mit einer Lichtöffnung versehene K. des Pantheon zu Rom, ursprünglich ein Theil einer großartigen Thermenanlage, jetzt Kirche. Später cultivirte man den Kuppelbau besonders im Oströmischen Reiche, wo man an die Hauptkuppel mehrere Halbkuppeln ansetzte und auf diese Weise sehr weite Räume überspannte. Das berühmteste Denkmal dieser Art ist die unter Justinian erbaute Sophienkirche zu Konstantinopel. Vom Oströmischen Reiche verpflanzte sich der Kuppelbau nach Italien, wo besonders in Ravenna und Venedig bemerkenswerthe Beispiele erhalten sind, und von dort nach Deutschland, wo Karl d. Gr. seine Palastkapelle zu Aachen mit einer großen K. überdeckte. Die höchste Ausbildung erhielt die K. in der modernen ital. Baukunst. Brunelleschi's K. auf dem Dom zu Florenz gab die Anregung. Ihm folgte die von Michel Angelo ausgeführte K. der Peterskirche zu Rom, welche das Vorbild für eine lange Reihe kirchlicher Prachtbauten der ganzen kath. Welt geworden ist. Diese modernen K. ruhen meist auf einem Cylinder, dem sog. Tambour, welcher eine Reihe Fenster enthält und von außen oft mit einer Colonnade versehen ist. Zu den schönsten K. der neuesten Zeit gehört die von Schinkel erbaute im königl. Museum zu Berlin. Die innere Fläche der K. wurde im Alterthum durch vertiefte Kassetten, im Zeitalter der byzant. Baukunst mit Mosaikgemälden auf Holzgrund und im Zeitalter der Renaissance mit figürlichen Gemälden in reichster Weise geschmückt.

Kuppelei (lenocinium) nennt man das Anlaßgeben und Gelegenheitschaffen zu unerlaubter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die K. wird an denen, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, härter bestraft, wenn Verführung unschuldiger Mädchen und andere Schlechtigkeiten als erschwerende Umstände vorliegen oder gar Männer ihre Frauen und Aeltern ihre Töchter andern preisgeben; das röm. Recht ging hier bis zur Todesstrafe. Nach dem Reichsstrafgesetzbuch (§. 180) werden diejenigen, welche gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch Vermittelung, Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leisten, mit Gefängniß bestraft, wobei auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Polizeiaufsicht erkannt werden kann. Dagegen wird die K., selbst wenn sie nicht gewohnheitsmäßig noch aus Eigennutz betrieben wird, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte geahndet, wenn hinterlistige Kunstgriffe angewendet worden oder der Schuldige zu den Personen, mit denen Unzucht getrieben worden, im Verhältniß von Aeltern zu Kindern, Vormündern zu Pflegebefohlenen, Geistlichen, Lehrern oder Erziehern zu ihren Schülern oder Zöglingen steht (§. 181).

Digitized by Google

Kuppelung nennt man jede von den Räderwerken verschiedene Einrichtung, durch welche die Drehung einer Welle ohne Aenderung der Drehungsrichtung und der minutlichen Umdrehungszahl einer andern Welle mitgetheilt wird. Man unterscheidet feste, bewegliche und lösbare K. Bei den erstern sind zwei Wellen so verbunden, daß sie wie ein einziger Körper anzusehen sind; hier müssen die Achsen beider Wellen in eine Gerade fallen. Die beweglichen K. sind für den Fall geeignet, daß zwei parallele Wellen, deren Achsen gegeneinander versetzt sind, oder zwei unter einem stumpfen Winkel gegeneinander geneigte Wellen auf Drehung zu verbinden sind. Die lösbaren K. gestatten die zeitweilige Verbindung zweier Wellen. Zu den beweglichen K. gehört das Universalgelenk, auch Cardani'sche K. oder Hook'scher Schlüssel genannt.

Kura, im Alterthum (griech.) Kyros oder (lat.) Cyrus, türk. Ardagan-tschai, der Hauptfluß im russ. Transkaukasien, entspringt in der asiat. Türkei auf den Armenischen Bergen, die den 3400 Mt. hohen Gebirgsrücken Küssür-Dagh bilden, hat etwa 1000 Kilom. Länge und ergießt sich, durch den aus Armenien kommenden Aras (s. d.) verstärkt, zwischen Baku und Lenkoran in das Kaspische Meer. Die Tiefe des K. ist sehr unbedeutend, sodaß er nur mit Flachbooten bis zum Dorfe Sardob (360 Kilom. von ihrer Mündung) befahren werden kann. Er bildet bei seiner Mündung ein breites, aus mehrern Flußarmen bestehendes Delta, dem viele kleine Inseln vorlagern, und die Bai von Lenkoran. An den K. und seine Umgebungen knüpfen sich viele interessante Sagen, besonders aus der biblischen und pers. Geschichte.

Kuranda (Ignaz), namhafter Publicist und liberaler österr. Abgeordneter, geb. 1811 zu Prag von israel. Aeltern, studirte seit 1832 in Wien Philosophie und widmete sich dann sehr bald der journalistischen Thätigkeit. Im J. 1837 schrieb er das Drama «Die letzte weiße Rose», welches in Wien verboten wurde. Nachdem K. einige Jahre theils in Leipzig, theils in Stuttgart gelebt hatte, ging er 1840 nach Brüssel, wo er 1841 ein deutsches Organ: «Die Grenzboten», begründete, welches dazu bestimmt war, die deutschen Interessen in Belgien zu pflegen und im Geiste derselben auch die damals kräftig emporstrebende flamändische Literatur bekannt zu machen. Da im folgenden Jahre dem Blatte der Eintritt in Preußen verboten wurde, so verpflanzte K. dasselbe nach Leipzig, und gestaltete es nun zu einem vermittelnden Organ zwischen Oesterreich und Deutschland. Bei der genauen Kenntniß, welche K. von den Verhältnissen seines Heimatlandes besaß, erhielten die «Grenzboten» 1842—48 für die polit. Entwickelung Oesterreichs eine besondere Bedeutung. Nachdem die Märzereignisse 1848 die Rückkehr K.'s nach Oesterreich ermöglicht hatten, wurde er in Wien zunächst in den Funfziger-Ausschuß und dann in Teplitz in die Constituirende deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt. Bei dem Widerstande, den die Wahlen für die Nationalversammlung unter den czech. Parteiführern fanden, wurden K. und Karl von Wächter nach Prag abgeordnet, um dort eine Verständigung zu erzielen, welcher Mission sie sich unter mannichfachen Gefahren unterzogen. Einige Monate später trat K. die «Grenzboten» an Gust. Freytag und Julian Schmidt ab. Im Oct. 1848 legte er sein Mandat für die Nationalversammlung nieder und übernahm die Leitung der in Wien von ihm neugegründeten Zeitung «Ost-Deutsche Post», welche die deutschen Interessen in Oesterreich gegenüber dem Slawenthum mit Entschiedenheit vertrat. Im J. 1866 ließ K. seine Zeitung eingehen und lebte seitdem ausschließlich dem Berufe als Abgeordneter. Er war 1861 von dem ersten Bezirke der Stadt Wien in den niederösterr. Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt worden, dem er seitdem ununterbrochen angehört. Unter K.'s Schriften ist hervorzuheben: «Belgien seit seiner Revolution» (Lpz. 1846).

Küraß, wol aus der span. Bezeichnung corazza, von corazon, Herz, Brust, oder von dem franz. cuir, Leder, da der K. zeitweilig aus diesem Stoff gefertigt wurde, entstanden, heißt jetzt ein metallener Brustharnisch, meist auch mit einem Rückenstück (dann Doppelküraß genannt) verbunden und durch Achselschuppen und Riemen befestigt. Doppelkürasse sind im Reitergefecht und Handgemenge dem einfachen vorzuziehen. In der Schlacht von Eckmühl (1809), wo zuletzt an 90 Escadrons bei sinkendem Abend handgemein waren, erlitten die österr. Kürassiere, die nur einfache K. hatten, gegen die französischen mit Doppelkürassen einen mehr als zehnfachen Verlust. Die mit dem K. als Rest des vollen Harnisches ausgerüsteten Reiter hießen im 16. Jahrh. Kyrisser, jetzt Kürassiere. Sie gehören zur schweren Reiterei, kämpfen meist in geschlossener Fechtart und werden als Reservecavalerie in Verbindung mit reitender Artillerie gebraucht. Da aber der K. gegenüber den neuern Geschossen Schutz nicht mehr gewährt und Mann und Pferd nur belästigt, so macht sich das Bestreben nach Abschaffung des K. bemerklich, dem in mehrern Armeen bereits Rechnung getragen worden. In der österr. Armee existiren Kürassierregimenter nicht mehr, in Rußland sind sie nur noch bei der Garde beibehalten, in

Digitized by Google

Baiern haben diese Regimenter 1876 den K. verloren, während bei der 1876 stattgefundenen Umgestaltung eines Theils der sächs. Cavalerie in schwere Reiterregimenter diese wol den Metallhelm der Küraſſiere, aber nicht den K. selbst erhielten und demgemäß auch «Carabiniers» genannt wurden. Die preuß. Armee hat dagegen noch 10 Küraſſierregimenter (Gardes-du-Corps, Gardeküraſſierregiment und die Regimenter Nr. 1—8).

Kurbel heißt die zur Hervorbringung einer drehenden Bewegung mittels Menſchenhand (Handkurbel) beſtimmte Vorrichtung, deren Länge nicht über 35 Ctmt. betragen ſoll, weil ſonſt der zu beſchreibende Kreis für bequemes Arbeiten zu groß wäre. Ohne Einwirkung der Hand findet die K. einen ausgedehnten Gebrauch als Maſchinentheil, um entweder eine gerade hin- und hergehende Bewegung in eine drehende zu verwandeln oder umgekehrt (Schubkurbelgetriebe). Erſteres iſt z. B. der Fall bei den durch Treten bewegten Vorrichtungen (Drehbank, Spinnrad), bei den Dampfmaſchinen u. ſ. w.; letzteres z. B. bei vielen Pumpen. Der K. wird in dieſen Fällen gewöhnlich der Name Krummzapfen gegeben. Sie iſt dann mit einer Kurbelſtange oder Lenkſtange verbunden, um von dieſer ihre Bewegung zu empfangen oder an dieſelbe ihre eigene Bewegung zu übertragen. Der Knopf oder Zapfen, mittels deſſen die K. mit der Lenkſtange zuſammenhängt, heißt die Kurbelwarze. Die K. kann zu einer vollen kreisrunden Scheibe (Kurbelſcheibe) erweitert werden. Vergrößert man den Durchmeſſer der Kurbelwarze ſo weit, daß ſie die Welle der K. vollſtändig umſchließt, ſo geht die K. in das Kreisexcenter über. Durch Verbindung zweier K. mit einer Schubſtange erhält man das ſog. Vollſtändige Kurbelgetriebe zur Verwandlung der drehenden in die ſchwingende Bewegung oder umgekehrt, und auch zur Uebertragung ſchwingender und drehender Bewegungen.

Kürbis (Cucurbita L.), die Hauptgattung der Familie der Cucurbitaceen, nach Linné zur 21. Klaſſe des Sexualſyſtems gehörend, iſt eine der Gurke nahe verwandte Pflanzengattung, welche, wie dieſe, einhäuſige gelbe Blüten hat, deren Staubbeutel in eine Walze verwachſen ſind, ſich aber durch Samen mit verdicktem, ſtumpfem Rande und getheilte Wickelranken von jener Gattung unterſcheidet. Die Kürbisarten, lauter einjährige Tropengewächſe, haben kletternde, ſaftvolle Stengel, große, am Grunde herzförmige, ſonſt eckige oder gelappte, ſcharfhaarige Blätter, meiſt großblumige Blüten und ſehr verſchieden geformte, fleiſchig-ſaftige Beerenfrüchte. Der gemeine K. (C. Pepo) hat kugelige oder längliche, birnförmige Früchte von der Größe eines Apfels bis zu 60 Ctmt. im Durchmeſſer und 50—70, ja zuweilen ſelbſt bis 200 Pfd. ſchwer. Er wird in Gärten und auf Feldern häufig cultivirt, und man hat von ihm eine Menge Varietäten, zu denen der kleine Apfelſinenkürbis, der Birnenkürbis, der große Rieſenkürbis u. a. gehören. Die K. gewähren nicht nur eine nahrhafte Speiſe, ſondern auch ein gutes Viehfutter. Auch kann man daraus Zucker und Branntwein fertigen. Aus den Kernen läßt ſich ein brauchbares, fettes, mildes Oel preſſen. Am häufigſten benutzt man die K. im ſüdl. Europa, um allerhand Speiſen daraus zu bereiten. In Venedig z. B. werden große Maſſen von K. auf den Märkten gebraten und von ärmern Leuten verſpeiſt. Ferner cultivirt man beſonders wegen der eigenthümlichen Geſtalt der Frucht als Zierpflanzen den Turbankürbis oder Türkenbund (C. Melopepo L.), mit halb oberſtändigem Fruchtknoten; den Kurfürſtenhut, der mit einer ſternförmig-eckigen, dicken Wulſt umgebene, aber völlig unterſtändige Früchte beſitzt; den Warzenkürbis (C. verrucosa L.), mit einer hartrindigen, große Warzen tragenden Frucht, und im ſüdl. Europa den Biſamkürbis (C. moschata Duch.), der ſich durch Moſchusgeruch und weiche Behaarung auszeichnet. Der Flaſchenkürbis (Lagenaria) bildet eine eigene Gattung, die ſich durch weiße Blumen, weiche Behaarung, Moſchusgeruch, dreibrüderige Staubgefäße und mit einem ſtarkverdickten Rande umzogene Samen unterſcheidet. Der gemeine Flaſchenkürbis (Lagenaria vulgaris Ser.) wird bei uns in Gärten öfters cultivirt wegen ſeiner Früchte, die von 30 Ctmt. bis 2 Mt. Länge abändern, häufig keulenförmig (Keulenkürbis oder Herculeskeule) oder kurz flaſchenförmig oder krugförmig (Urnenkürbis) ſind und bei einigen Abarten ein eßbares Fruchtfleiſch beſitzen. Vorzüglich werden aber die Früchte zu Flaſchen (Calebaſſen) und andern Gefäßen verwendet, welche in wärmern Ländern (z. B. als Waſſerflaſchen für Hirten, Jäger u. a.) gebräuchlich ſind.

Kürbisbaum, Pflanzengattung, ſ. Carica.

Kurdiſtan, d. h. das Land der Kurden in Vorderaſien, iſt kein genau begrenztes Gebiet und erſtreckt ſich auf dem ſüdöſtl. Abhange des armen. Hochlandes und dem nordweſtlichen des Zagrosgebirgs, in dem Raume zwiſchen dieſen beiden Gebirgen und dem Tigris ungefähr von 34° bis 39° 30′ nördl. Br. und 57° bis 75° öſtl. L. Der größte Theil des Landes iſt ſehr gebirgig und um ſo rauher, je höher ſich das Gebirge erhebt; doch ſind die ſtreifenartigen Thäler

Digitized by Google

meist sehr fruchtbar und schön. Nur die Gegend längs des Tigris im südl. Theile des Landes ist ebener, aber im Sommer auch dürr und glühend heiß und nur in der nassen Jahreszeit begrünt. Die Kurden sind ein räuberisches, zum Islam sich bekennendes Nomadenvolk indogerman. Stammes, das seit undenklichen Zeiten schon, immer dieselbe Lebensart führend, hier haust und den Alten unter den Namen der Karduchen und Gordyäer bekannt war. Ihre Zahl schätzt man auf 400,000. Sie selbst nennen sich Karmanji, halten sich für die unmittelbaren Nachkommen Noah's und zerfallen in 24 Stämme unter eigenen Häuptern; sie sind ein ebenso freiheitsmuthiges und unabhängiges als wildes und unbändiges Volk, welches durch Raubzüge die umliegenden Lande beunruhigt. Sie sind weit über ihre eigentliche Heimat hinaus verbreitet, besonders häufig in Armenien und Mesopotamien; aber sie wandern auch nicht selten als Hirten, Karavanenführer oder Räuber bis unter die Mauern von Tokat, Siwas und noch weiter in Kleinasien, und im Osten findet man sie sogar im Grenzgebirge zwischen Persien und Turkestan, namentlich in Korassân. Nur wenige Stämme sind seßhaft, die meisten ziehen im Sommer mit ihren Heerden in die kühlen Gebirge und im Winter in die niedrigern Gegenden am Tigris und Euphrat. Außer der Zucht von Ziegen, Schafen, Rindern, auch Kamelen und ausgezeichneten Pferden treiben sie einigen Ackerbau. Sie sind ein Reitervolk und stehen noch auf einer niedern Stufe der Civilisation; insbesondere kennen sie fast gar keinen eigentlichen staatlichen Verband. Obschon sie unter eigenen Fürsten leben, so ist ihr Gebiet doch nominell der Pforte und dem pers. Reiche unterworfen, und zwar so, daß jene den bei weitem größern nördl. Theil, der besonders die Vilajets Diarbekr (s. d.) oder K. im engern Sinne, und Erzerum sowie einen Theil von Bagdad einnimmt, dieses dagegen nur den kleinern südl. Theil besitzt. Indeß weder die Pforte noch die pers. Regierung besitzt die Macht, die Kurden in wahrer Abhängigkeit zu halten. Im türkischen K. sind Amida oder Diarbekr und Bitlis oder Bedlis (s. d.) die bedeutendsten Orte; im persischen K. Kirmanschah (s. d.). Neben den Kurden leben aber noch andere Völkerschaften in K., so namentlich Türken im türkischen und Perser im pers. Theile; außerdem einige Beduinenhorden, vorzüglich aber Nestorianer. — Die kurdische Sprache bildet einen Zweig des iranischen Sprachstammes und ist, obgleich dem eigentlichen Neupersischen nahe verwandt, doch nicht als ein bloßer Dialekt desselben, sondern mehr als eine eigene Schwestersprache zu betrachten. Man unterscheidet zwei Hauptdialekte: das Kurmandschi und das Zaza. Die noch wenig bekannten Sprachen der Luren und Bakhtiaren sollen ebenfalls kurdische Mundarten sein. Eine eigentliche kurdische Literatur gibt es nicht, wenn auch einzelne Dichter und Geschichtschreiber genannt werden. Die meisten Kurden, zumal die Vornehmen, reden, vorzüglich im Osten, auch wol persisch, im Westen türkisch, und in schriftlichen Verhandlungen bedienen sie sich nur dieser beiden Sprachen. In ihren wenigen Schulen wird hier und da etwas Arabisch, vom Kurdischen aber nichts gelehrt. Vgl. Rich, «Narrative of a residence in Koordistan» (2 Bde., Lond. 1836); Wagner, «Reise nach Persien und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852); Lerch, «Forschungen über die Kurden» (2 Hefte, Petersb. 1857—58).

Kurfürsten hießen im alten Deutschen Reiche diejenigen vornehmsten Fürsten, welchen ausschließend das Recht zustand, den deutschen König zu wählen oder zu küren. Beides, die Wahl wie das ausschließende Recht der K. an derselben, bildete sich nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Karolingern, war die deutsche Königskrone in der regierenden Familie erblich. Nach dem Aussterben der Karolinger wurde Deutschland ein förmliches Wahlreich, sodaß anfangs dem Herrenstande in seiner Gesammtheit die Ernennung des Oberhauptes zukam. Ein schon im 13. Jahrh. nachweisbares Herkommen verlieh jedoch den mächtigern Fürsten das Uebergewicht, und bereits bei der Wahl König Richard's von Cornwallis treten die Inhaber der geistlichen und weltlichen Erzämter (s. d.), die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, eine Zeit lang abwechselnd mit dem Herzog von Baiern der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen, in den Vordergrund. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Königswahl, die zugleich zur röm. Kaiserwürde berechtigte; allein jene K. behaupteten sich in ihrem Vorrechte, das endlich von Karl IV. durch die Goldene Bulle (s. d.) 1356 ausschließend bestätigt wurde. Ihre Zahl blieb bis zum Westfälischen Frieden unverändert, nur daß Böhmen nach König Wenzel's Absetzung 1400 seine Rechte nicht mehr ausübte und erst 1708 wieder in das kurfürstl. Collegium zugelassen wurde. Als aber Friedrich V. von der Pfalz (s. d.) in die Reichsacht erklärt und seine Kurwürde an Baiern übertragen worden war, schuf man im Westfälischen Frieden, um die Wiedereinsetzung des pfälz. Hauses möglichst zu vervollständigen, eine achte Kurwürde für die Pfalz mit der Bedingung, daß auf den Fall des Abgangs der bair. Wittelsbacher Linie die

Digitized by Google

bair. Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. Im J. 1692 kam eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob, welches aber erst nach langwierigen Widersprüchen der Reichsstände, besonders der K., 1710 in das Kurcollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Baiern ausstarb und die bair. Lande an Kurpfalz fielen, ging die bair. Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß ein, und die Zahl der K. ging wieder auf acht herab. Nach der Verschiedenheit der in ihren Kurländern herrschenden Confession gab es neben fünf kath. drei evang. Kurfürstenthümer, nämlich Sachsen, obgleich der K. nachmals katholisch wurde, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die K. hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte. Sie konnten dem Kaiser auch unberufen Rath geben und ihm zusammen durch kurfürstl. Collegialschreiben gewisse Angelegenheiten besonders empfehlen. Ihr ausschließliches Recht, den Kaiser zu wählen, wurde noch wichtiger durch die ihnen zustehende Entwerfung der Wahlcapitulation. Auf den Reichsversammlungen bildeten sie ein eigenes Collegium und hatten meist, insofern sie zugleich andere Länder besaßen, auch einige Stimmen im Reichsfürstenrathe. Sie standen in einem besondern, zuerst 1338 zur Aufrechthaltung ihrer Wahlfreiheit gegen den Papst geschlossenen Kurvereine, innerhalb dessen sie sich zur Wahrung ihrer Rechte oder um in die Zeitereignisse einzugreifen, versammelten (so 1399 zu Marburg wegen Absetzung des Königs Wenzel, 1424 zu Lingen wegen der hussitischen Unruhen, 1438 zu Frankfurt a. M. wegen der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Basler Concil, 1558 zu Worms, wo man übereinkam, an dem früher Festgesetzten fortwährend zu halten, was nachher von Zeit zu Zeit, zuletzt 1764, wieder beschworen ward). Den K. kamen königl. Ehren, nur nicht der Titel Majestät zu. Als Landesherren hatten sie das Recht der Gerichte dritter Instanz und Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofraths; ihre Kurlande waren untheilbar; alle Regalien besaßen sie ohne kaiserl. Verleihung, und majorenn wurden sie mit zurückgelegtem 18. Jahre. Der K. von Mainz war Erzkanzler in Deutschland und hatte als solcher die Leitung der Geschäfte, das Directorium des ganzen Reichstags und des Kurfürstenraths insbesondere, das Ausschreiben der Wahltage und die Leitung der Wahl, die Ernennung eines Reichsvicekanzlers, welcher am kaiserl. Hofe seine Stelle versah, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive; er war erster Stand des Reichs und Director des Corpus Catholicorum. Als Erzbischof verrichtete er nach einem Vergleiche mit Köln vom J. 1656 die Krönung des Kaisers, wenn sie in seinem Sprengel geschah. Der K. von Trier war Erzkanzler durch Gallien und Arelat und der von Köln durch Italien, welche beide Aemter ohne Function waren. Letzterer krönte den Kaiser, wenn die Krönung zu Aachen oder sonst in seinem erzbischöfl. Sprengel vor sich ging. Der K. von Böhmen war Erzschenk und erkannte für seine Lande keine Reichsanstalt an, weder die Kreisverbindung, noch die Reichsgerichte, noch die Wirksamkeit der Reichsvicariate von Pfalz und Sachsen. Der K. von der Pfalz war Erztruchseß und bei Erledigung des kaiserl. Throns Vicarius in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein. Der K. von Sachsen übte als Erzmarschall die Polizei bei dem Reichstage und den Wahlversammlungen durch besondere Erbmarschälle aus dem Geschlechte der Grafen von Pappenheim und von Löser, theilte mit Kurmainz mehrere Directorialgeschäfte, war Reichsvicarius in den Landen sächs. Rechts, erster evang. Reichsstand und Director des Corpus Evangelicorum. Der K. von Brandenburg war Erzkämmerer, der von Braunschweig Erzschatzmeister.

Diese Verfassung mußte nothwendig durch die im Frieden zu Luneville 1801 geschehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden; besonders schien der Art. 7 den geistlichen K. nachtheilig, zufolge dessen nur die erblichen Fürsten von dem Deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domkapitel zu Köln und Münster nach Absterben des K. Maximilian zu Köln 7. Oct. 1801 den Erzherzog Anton Victor von Oesterreich zum neuen K., allein es hatte diese Wahl, gegen welche von Preußen und Frankreich schon vorher protestirt worden war, keine Wirkung. Durch ein kaiserl. Rescript vom 14. Juli 1802 wurde nun zunächst eine zur Erörterung der Entschädigung ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zusammenberufen und dieser 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur noch ein geistlicher K., nämlich der zu Mainz, mit dem Titel Kurfürst-Reichserzkanzler sein, dagegen drei neue weltliche K., nämlich von Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel, geschaffen werden sollten. Da aber Oesterreich bereits 31. Aug. die dem Großherzog von Toscana durch Salzburg und Berchtesgaden zugestandene Entschädigung für unzulänglich erklärt und darauf 28. Dec. zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Uebereinkunft abgeschlossen hatte.

so wurde außer mehrern Besitzungen auch dem Großherzog von Toscana die Kurwürde versprochen. Nach der von seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Bestätigung des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden K. von Trier, Clemens Wenzeslaus, Herzog von Sachsen, gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen K. von Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg sowie der neue Kurfürst-Erzkanzler 22. Aug. 1803 in das kurfürstl. Collegium eingeführt. So gab es nun zehn K. und unter diesen sechs evangelische, sodaß letztere Kirche hierdurch sowie durch 27 neue, im Reichsfürstenrathe erhaltene Stimmen ganz gegen die vorherige Verfassung die Stimmenmehrheit für sich hatte. Schon durch den Preßburger Frieden von 1805 wurde die salzburgische Kurwürde wieder aufgehoben, indem Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden erhielt, dagegen gab man dem K. von Salzburg Würzburg unter dem Titel eines Kurfürstenthums. Baiern und Würtemberg erhielten die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten, bis 12. Juli 1806 zu Paris der Abschluß der Rheinischen Conföderationsacte (s. Rheinbund) erfolgte, worauf Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung entsagten und der franz. Minister Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, daß der Kaiser von Frankreich kein Deutsches Reich mehr anerkenne und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Infolge dessen legte 6. Aug. der deutsche Kaiser Franz II. die Kaiserwürde nieder. Noch führten die K. von Würzburg, Sachsen und Hessen den kurfürstl. Titel; allein schon 30. Sept. trat der erstere mit dem Titel eines Großherzogs dem Rheinischen Bunde bei, und ihm folgte 11. Dec. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde annahm. Der hess. Lande hatte sich nach der Schlacht bei Jena Napoleon bemächtigt und den K. derselben für verlustig erklärt. So gab es nur noch zwei Titularkurfürsten: den von Trier und den von Hessen. Ersterer starb 1812; letzterer, der nach dem Sturze Napoleon's in sein Land zurückkehrte, behielt den Kurfürstentitel bei, und Gleiches that auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I., der das Land 1866 an Preußen verlor. Als an die Stelle des Deutschen Reichs ein Deutscher Bund souveräner Fürsten trat, hatte die Kurfürstenwürde ihrem Begriff nach ihr Ende erreicht. Vgl. Hädicke, «Kurrecht und Erzamt der Laienfürsten» (Naumb. 1872); Schirrmacher, «Die Entstehung des Kurfürstencollegiums» (Berl. 1873); Wilmanns, «Die Reorganisation des Kurfürstencollegiums durch Otto IV. und Innocenz III.» (Berl. 1873).

Kurgan (poln., kleinruss. Kutulowi), Grabhügel von fast kreisrunder Gestalt in Neurußland und Bessarabien. Die Etymologie des Wortes ist zweifelhaft. Mogila, Grab, werden die K. genannt, wenn sie noch uneröffnet ihre pyramidenförmige Gestalt haben; Majdan aber, wenn sie in der Mitte bereits eröffnet sind. Die Steppen Volhyniens, der Ukraine und Podoliens, überhaupt ganz Neurußlands und Bessarabiens in ihrer ganzen Ausdehnung von Krementschug bis zur Donau sind mit solchen mehr oder weniger hohen Grabhügeln bedeckt, von denen viele in ihrem unterirdischen, ausgemauerten Gewölbe die Gebeine alter scythischer Heerführer, sowie eine Menge kostbarer silberner und goldener Geräthe enthalten.

Kurilen oder **Kurilische Inseln** (japan. Tsi-Sima), eine 1350 Kilom. lange, aus 22 mäßig bewohnten Eilanden bestehende Inselkette von 14,554 QKilom. Flächeninhalt, die von der Südspitze Kamtschatkas in südwestl. Richtung bis in die Nähe der großen japan. Insel Jeso hinüberzieht und das Mittelglied zwischen der japan. und kamtschatkischen Vulkanreihe bildet. Die Inseln gehören seit dem russ.-japan. Vertrag vom 7. Mai 1875 alle zu Japan. Die größern sind von N. gegen S. Schumschu (584 QKilom.), Parimuschir (2084 QKilom.), Onekotan (633 QKilom.), Ssimussir (567 QKilom.), Urup (1244 QKilom.), Iturup (die größte, 6883 QKilom.) und Kunaschir (2698 QKilom.). Die ganze Inselreihe ist vulkanischer Natur, trägt 8—10 meist noch entzündete Vulkane (bis zur Höhe von 2000 Mt.), hat zahlreiche heiße und Schwefelquellen und ist häufig Erdbeben ausgesetzt. Einige Inseln sind wasserlos und steril, andere fruchtbar und gut bewaldet mit Lärchen, Cedern, Ellern und Weiden; weiße, rothe und schwarze Füchse, Zobel, Biber, See- und Fischottern werden ihres Pelzwerks wegen gesucht; auch bergen die Inseln Eisen, Kupfer, Schwefel und Salmiak. Die auf niedriger Culturstufe stehenden Bewohner sind Aino (s. d.). Entdeckt wurden die K. zwar schon im 17. Jahrh. durch die Holländer, doch sind sie erst durch Krusenstern und Wrangell näher bekannt geworden.

Kurisches Haff, s. Haff.

Kurland ist gegenwärtig ein russ. Gouvernement und eine der sog. Ostseeprovinzen; es bildete vormals ein selbstständiges Herzogthum, welches eigentlich aus zwei Herzogthümern, K. und Semgallen (dem östl. Theile), bestand und nebst Livland dem Orden der Schwertbrüder

Digitized by Google

zugehörte. Als die Ordensritter sich in Livland gegen die Russen nicht mehr zu behaupten vermochten, nahm der letzte Groß- oder Heermeister, Gotthard Kettler, 1561 K. und Semgallen unter Abtretung Livlands von den Polen zu Lehn, wodurch zugleich die weltliche Macht des Ordens, die früher nur eine geistliche Aristokratie übte, gegründet wurde, indem Kettler sein Lehn bis ins 18. Jahrh. auf seine Nachkommen vererbte. Infolge der Vermählung des Herzogs Friedrich Wilhelm von K. mit einer russ. Prinzessin Anna, der Tochter des Zaren Iwan, 1710, und besonders als nach dem schon ein Jahr darauf erfolgten Ableben des Herzogs Anna unter Peter's d. Gr. Schutz Regentin blieb, gerieth K. in große Abhängigkeit von den Russen und dadurch zugleich in Conflicte mit den Polen, als deren Vasallen die kurländ. Herzoge noch galten. Als nun nach Peter's II. Tode 1730 die Herzogin Anna den russ. Thron bestieg, nahm sie mit großer Energie und gutem Erfolge die Rechte ihres Oheims und Nachfolgers in K., des Herzogs Ferdinand, wahr, den sie gegen die Intriguen der poln. Partei stets zu beschützen wußte. Nach Ferdinand's Tode 1737 setzte Anna es durch, daß ihr Günstling und Oberkammerherr, der Graf Ernst Johann von Biron (s. d.), zum Herzog erwählt wurde, der zwar bei Anna's Tode, 1740, von ihrem Nachfolger, Iwan V., nach Sibirien verwiesen, später aber von Peter III. aus Sibirien zurückberufen und von Katharina II. 1763 in seine Rechte wieder eingesetzt wurde und 1769 die Regierung seinem Sohne Peter überließ. Unter diesem brachen indeß die lang verhaltenen Gärungen aus. Der kurländ. Landtag, den aber blos der Adel verfassungsmäßig bildete, beschloß 18. März 1795, K. dem russ. Scepter zu unterwerfen und forderte den Herzog, der sich in Petersburg aufhielt, durch eine ständische Deputation zu freiwilliger Entsagung auf, welche durch eine Abtretungsurkunde vom 28. März 1795 vollzogen wurde. Die Kaiserin Katharina II. nahm K. in den russ. Reichsverband auf, verhieß den Ständen und namentlich der Ritterschaft die Erhaltung der deutschen Sprache und ihrer alten Verfassung, die der Hauptsache nach noch gegenwärtig besteht, obgleich die russificirenden Tendenzen der petersburger Regierung sich auch in K. vielfach geltend gemacht haben. Im J. 1817 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, 1863 ein neues Agrarsystem eingeführt, welches den Wohlstand des Landvolks erheblich gesteigert und alle Reste früherer Abhängigkeit desselben beseitigt hat. Gleichzeitig hat das von der luth. Landgeistlichkeit geleitete Volksschulwesen erfreuliche Fortschritte gemacht. (S. Ostseeprovinzen.)

K. umfaßt 27,286 QKilom. und zählt in seinen fünf Kreisen 621,288 meist evang. E. Es ist ein ebenes, nur an wenigen Stellen von Hügeln durchzogenes Land, welches, wie die übrigen Ostseeprovinzen, viel Waldungen, Sumpf, Seen und Walddünen hat, die mit dem fruchtbarsten Boden abwechseln. Die nördlichste Spitze des Landes endigt sich mit dem weit in die See hineinragenden Vorgebirge Domesnes, auf welchem, wie auf der gegenüberliegenden Insel Oesel, zur Sicherung der Schiffer zwei Leuchtthürme unterhalten werden. Der höchste Punkt inmitten des Landes ist der wenig über 200 Mt. hohe Hüningsberg. Die Windau, die kurische Aa und die Düna, letztere nur als Grenzfluß gegen die Gouvernements Witebsk und Livland, bewässern das Land. Unter den 300 Seen, die zusammen 261 QKilom. einnehmen, sind der Usmaitensche mit der darin gelegenen Moritzinsel, der Libausche, Angernsche und der in der Nähe von Jakobstadt befindliche Sauckensche See, der wahrscheinlich durch einen Erdfall entstanden ist, zu bemerken. Das Klima ist gemäßigter als in Livland, doch sind die Winter gewöhnlich sehr streng. Ackerbau, Fischfang, Jagd und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner; auch die Bienenzucht wird fleißig betrieben. An den Küsten findet man häufig Bernstein, der im Lande verarbeitet wird. In Bezug auf Handel und Industrie steht K. hinter Livland und Estland zurück, dagegen ist die Landwirthschaft hoch entwickelt. Die Hauptstadt Mitau (s. d.) kann kaum als eine Handelsstadt gelten; ansehnlicher in dieser Beziehung ist Libau (s. d.) und selbst Windau. Die Bevölkerung in den 21 Städten und Flecken des Gouvernements besteht größtentheils aus Deutschen, die auch die Gutsherrschaften auf dem Lande bilden; jedoch übersteigt die Gesammtzahl der Deutschen kaum 40,000. Die Bauern sind theils kurische Letten oder Kuren, theils Völkerreste finn. Stammes, als Liven, am Angernschen Strande, und einige tausend Krewinen (nach Wiedemann's Forschungen um 1444—47 aus Ingermanland versetzte kriegsgefangene Woten) in der Gegend von Bauske. Vgl. Bienenstamm, «Geogr. Abriß von Estland, Livland und K.» (Mitau u. Lpz. 1826; neue Aufl., von Pfingsten, 1841); Cruse, «Geschichte K.s unter den Herzogen» (2 Bde., Riga 1833—37); Schwartz, «K. im 13. Jahrh. bis zum Regierungsantritt Bischofs Edmund von Werd» (Lpz. 1875).

Kurmark hieß der Haupttheil der Mark Brandenburg, deren zweite kleinere Hälfte die Neumark war. Sie umfaßte die Altmark mit der Hauptstadt Stendal, die Vormark oder Prieg-

Digitized by Google

nitz mit der Hauptstadt Perleberg, die Mittelmark mit der Hauptstadt Brandenburg, die Uckermark mit der Hauptstadt Prenzlau und die Herrschaften Beeskow und Storkow oder den Beeskower und Storkower Kreis, und enthielt 20,500 QKilom. Der Name K. entstand infolge der Uebertragung der Kurwürde auf Brandenburg (1356). Nach dem Tilsiter Frieden wurde die Altmark mit dem neuerrichteten Königreich Westfalen, dafür aber das rechts der Elbe gelegene Herzogthum Magdeburg mit der Mark verbunden. Die Altmark fiel 1813 an Preußen zurück, doch erneuerte man bei Errichtung der Regierungsbezirke die Eintheilung in K. und Neumark nicht wieder, sondern theilte die Altmark dem Magdeburger, die Priegnitz, die Uckermark und den größern Theil der Mittelmark dem Potsdamer, die übrige Mittelmark und den Beeskow-Storkower Kreis dem Frankfurter Regierungsbezirke zu.

Kuro-Siwo, eine Meeresströmung an der asiat. Ostküste, welche sich östlich von der Insel Formosa von der nordäquatorialen Strömung abzweigt, dann dieser Insel entlang nach Norden fließt und später, an Breite zunehmend, die Nordostküste von Nipon bespült. Ein Theil seines warmen Wassers dringt in das Japanische Meer ein, bespült die Westküste Nipons und vereinigt sich dann wieder mit dem Hauptstrom, der sich weiter nördlich wieder in zwei Arme theilt. Der eine wendet sich in gerader Richtung der Beringsstraße zu, durchfließt dieselbe und bespült dann die nordamerik. Küste. Der größere Arm nimmt vom 45.° nördl. Br. eine rein östl. Richtung und wendet sich unter 50° nördl. Br., 150° westl. L. (von Greenwich) nach Südost, bis zum Californischen Meerbusen. Von hier wendet er sich nach Westen den Sandwichinseln zu und geht wieder in die Nordäquatorialströmung über.

Kursk, eins der fruchtbarsten und bevölkertsten Gouvernements des europ. Rußland, nördlich von Orel, östlich von Woronesch, südlich von Charkow und westlich von Tschernigow umgeben, zählt auf 46,455 QKilom. 2,020,677 E. und hat eine wellenförmig-ebene, nur von geringen, meist unbewaldeten Hügeln unterbrochene Oberfläche, die trefflich mit Getreide, Gemüse und Obst bebaut ist und bei dem fetten Boden, der unter ihr liegt, keiner Düngung bedarf. Auch ist das Klima so mild, daß Arbusen und Melonen auf freiem Felde gedeihen und der Weinbau mit Erfolg betrieben wird. Das Land ist von vielen Flüssen bewässert, die zum Flußgebiete des Don und Dnjepr gehören, wie der Seim, die Worskha und der Psel zu letzterm, die Korotscha, der nördl. Donetz und der Oskol zum erstern. Die Viehzucht, besonders die Rinder- und Schafzucht, ist sehr bedeutend, und auch Pferde für den Cavaleriedienst werden in Stutereien gezogen. Wachs und Honig, ebenso Trappen und Wachteln bilden Ausfuhrartikel. Sumpfeisen, Kalk und Kreide sind die vorzüglichsten Mineralien. Die Einwohner, meist aus Groß- und Kleinrussen, welche letztere sich gern Kosaken nennen, bestehend, fabriciren viel Seife, Lichter, Juften, Tuch und Branntwein. Das Gouvernement zerfällt in 15 Kreise. — Die Hauptstadt K. mit (1871) 31,754 E., am Einflusse des Kur in die Tuskora gelegen und durch Eisenbahnen mit Moskau, Charkow und Kiew verbunden, ist Sitz eines Civilgouverneurs und des Bischofs von K. und Bjelgorod und nimmt sich mit dem Gouvernementspalast, 21 Kirchen, worunter eine protestantische, und 2 Klöstern recht freundlich aus. Die Einwohner unterhalten 82 Fabriken und lebhaften Handel. Auch hat die Stadt ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein sehr besuchtes Priesterseminar und ein Invalidenhaus, sowie ein 1834 errichtetes Denkmal des Dichters Bogdanowitsch. In der Nähe befinden sich viele Melonen- und Arbusengärten und die Koren'sche Einsiedelei, Korennaja Pustyna, jetzt ein reiches Kloster mit drei Kirchen und wunderthätigem Marienbilde. Daselbst werden zweimal jährlich, am neunten Freitage nach Ostern und 8. (20.) Sept., in einem großen Locale, das in 350 Kaufläden getheilt ist, bedeutende Messen gehalten. Die zweitgrößte Stadt des Gouvernements ist Bjelgorod (s. d.).

Kurtz (Joh. Heinr.), namhafter deutscher Theolog, geb. 13. Dec. 1809 zu Montjoie im preuß. Regierungsbezirk Aachen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Dortmund und Soest und studirte seit 1830 in Halle unter Ullmann und Tholuck Theologie. Nachdem er seine Studien in Bonn vollendet, ging er als Hauslehrer nach Kurland, wurde 1835 Oberlehrer für Religion am Gymnasium zu Mitau und 1850 Professor der Kirchengeschichte, 1859 der Exegese an der Universität Dorpat. Nach seiner 1870 eingetretenen Emeritur ließ er sich in Marburg nieder. K.' theol. Richtung nahm allmählich einen entschieden kirchlich-luth. Charakter mit scharfausgeprägter Bibelgläubigkeit an. Seine theol. Studien wandte er besonders dem Alten Testament und der Kirchengeschichte zu. Seine Schriften, die großentheils zahlreiche Auflagen erlebten, auch vielfach übersetzt wurden, zerfallen in drei Gruppen. Dem Gymnasial- und Schulunterricht dienen das «Lehrbuch der heiligen Geschichte» (Königsb. 1843; 14. Aufl. 1877), die

Digitized by Google

«Christl. Religionslehre» (Mitau 1844; 11. Aufl. 1875), die «Biblische Geschichte mit Erläuterungen» (Berl. 1847; 27. Aufl. 1876), der «Abriß der Kirchengeschichte» (Mitau 1852; 8. Aufl. 1875). Dem exegetischen und biblisch-kritischen Gebiete gehören an: «Das mosaische Opfer» (Mitau 1842), «Bibel und Astronomie» (Mitau 1842; 5. Aufl., Berl. 1865), «Die Einheit der Genesis» (Berl. 1846), «Zur Theologie der Psalmen» (Dorpat 1865) u. s. w. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist die «Geschichte des Alten Bundes» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1848—55; 3. Aufl., Bd. 1, 1864; 2. Aufl., Bd. 2, 1858), welcher sich «Der alttestamentliche Opfercultus nach seiner geschichtlichen Begründung und Anwendung» (Berl. 1862) anschloß. Eine in kritischer wie exegetischer Beziehung freiere Richtung macht sich in seiner «Erklärung des Briefs an die Hebräer» (Mitau 1869) geltend. Eine dritte Gruppe bilden K.' kirchenhistorische Arbeiten. Dahin gehören das «Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte» (Abth. 1, 3 Bde., Mitau 1853; 2. Aufl. 1858; Abth. 2, Bd. 1, 1856) und das «Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende» (Mitau 1849; 7. Aufl. in 2 Bdn., 1874).

Kurz (Heinr.), namhafter Literarhistoriker, geb. 28. April 1805 zu Paris von deutschen Aeltern, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters bei Verwandten in Hof erzogen, besuchte das dortige Gymnasium, begann 1823 zu Leipzig das Studium der Theologie, das er jedoch bald aufgab, und ging 1827 nach Paris, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen, insbesondere des Chinesischen, widmete. Hier veröffentlichte er 1830 ein «Mémoire sur l'état politique et religieux de la Chine 2300 ans avant notre ère» und wurde von der Asiatischen Gesellschaft mit der Neubearbeitung des chines. Wörterbuchs von Basile beauftragt. Die polit. Bewegung von 1830 führte ihn indeß nach Deutschland zurück, wo er erst zu München die Zeitschrift «Baierns Deputirtenkammer», dann zu Augsburg das constitutionelle Oppositionsblatt «Die Zeit» redigirte. Seine Thätigkeit an letzterm Blatte zog ihm aber schon nach wenigen Wochen einen Proceß, Verhaftung und endlich eine zweijährige Festungsstrafe zu. K. benutzte seine Muße auf der Bergfeste Wülzburg zur Uebersetzung der chines. Dichtung «Das Blumenblatt» (St.-Gallen 1836). Nach seiner Entlassung ging er 1834 nach der Schweiz, wo er als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Cantonsschule zu St.-Gallen angestellt, aber 1839 als Protestant und Ausländer entlassen wurde. Noch in demselben Jahre wurde er jedoch als Professor an die Cantonsschule nach Aarau berufen und daselbst 1846 auch zum Cantonsbibliothekar ernannt. Er starb dort 24. Febr. 1873. Früher mit franz. Studien beschäftigt, wandte er sich, durch die reichen Schätze der Aarauer Bibliothek veranlaßt, dem Studium der deutschen Literaturgeschichte zu. Unter anderm gab er Murner's höchst selten gewordenes Gedicht «Vom großen luth. Narren» (Zür. 1848) und mit Weißenbach «Beiträge zur Geschichte und Literatur, besonders aus den Archiven und Bibliotheken des Cantons Aargau» (Aarau 1846) heraus. Sein Hauptwerk ist die «Geschichte der deutschen Literatur» (Lpz. 1851 fg.; Bd. 1—3, 6. Aufl., 1873; Bd. 4, 2. Aufl., 1874), die zu den vorzüglichen neuern Leistungen auf diesem Gebiete gehört, sich durch eine pragmatisch-histor. Auffassung auszeichnet und wohlgewählte Proben und geschmackvolle Illustrationen bietet. Auch die beiden Sammelwerke «Handbuch der poetischen Nationalliteratur» (3 Bde., Zür. 1840—43; 3. Aufl. 1857—59) und «Handbuch der deutschen Prosa» (3 Bde., Zür. 1845—46) gehören zu den gediegensten Arbeiten dieser Art. Sein «Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur» (Lpz. 1860; 4. Aufl. 1872) und die Schrift «Die deutsche Literatur im Elsaß» (Berl. 1874) haben günstige Aufnahme gefunden. Ein verdienstliches Unternehmen ist ferner die von ihm geleitete «Deutsche Bibliothek» (10 Bde., Lpz. 1862—68), in welcher er den «Esopus» des Burkhard Waldis (2 Bde.), Grimmelshausen's «Simplicianische Schriften» (4 Bde.), Wickram's «Rollwagenbüchlein» (1 Bd.) und Fischart's «Sämmtliche Dichtungen» (3 Bde.) veröffentlichte.

Kurz (Herm.), trefflicher deutscher Literaturforscher und Novellist, geb. 30. Nov. 1813 zu Reutlingen, besuchte das evang.-theol. Seminar zu Maulbronn, studirte dann 1831—35 in Tübingen Theologie und war später einige Zeit Pfarrgehülfe in Ehningen, widmete sich aber vorzugsweise sprachlichen und literarhistor. Studien und bearbeitete verschiedene Liedertexte für die Compositionen Silcher's. Nachdem er das Faustbuch von Widmann (Reutlingen 1834) herausgegeben und sich durch seine «Gedichte» (Stuttg. 1836) und «Dichtungen» (Pforzh. 1839) einen Namen gemacht hatte, lebte er in unabhängiger Stellung in Stuttgart, Karlsruhe, Weilheim, Kirchheim und Tübingen, war später einige Jahre Redacteur des liberalen Blattes «Der Beobachter» in Stuttgart und wurde 1862 Universitätsbibliothekar zu Tübingen, wo er 10. Oct. 1873 starb. Am bekanntesten wurde K. durch seine beiden Romane «Schiller's Heimatsjahre» (2. Aufl., Stuttg. 1856—57) und «Der Sonnenwirth» (2. Aufl.,

Digitized by Google

3 Bde., Berl. 1862), in welchen er ein treues culturgeschichtliches und zugleich landschaftliches Bild seiner Heimat entrollte und seiner Verehrung für Schiller Ausdruck gab. Ferner übersetzte er aus Arioſt, Cervantes, Chateaubriand, Shakspeare, Byron, Moore u. a., schrieb «Zu Shakspeare's Leben und Schaffen. Altes und Neues» (Münch. 1868) und den Text zu Konewka's «Falstaff und seine Gesellen» (Straßb. 1872). Ein anziehendes Geschichtsbild ist seine Schrift: «Aus den Tagen der Schmach» (Stuttg. 1871). In der deutschen Literatur widmete er seine Forschungen besonders Gottfried von Straßburg, dessen «Tristan» er übersetzte und mit eigenem Schlusse versah (Stuttg. 1844; neue Aufl. 1847). Im Verein mit Paul Heyse gab er den «Deutschen Novellenschatz» (Bd. 1—21, Münch. 1871—74) und «Novellenschatz des Auslandes» (Bd. 1—13, Münch. 1872—74) heraus. K.' «Gesammelte Werke» hat P. Heyse (mit einer Biographie des Dichters, 10 Bde., Stuttg. 1874) herausgegeben.

Kurzsichtigkeit (Myopie) bezeichnet denjenigen Brechungszustand des Auges, vermöge dessen letzteres im Zustande vollkommener Accommodationsruhe nur solche Strahlen auf der percipirenden Netzhautschicht zu vereinigen vermag, welche in divergenter Richtung in das Auge treten. Parallel einfallende Strahlen würden also bereits vor der Netzhaut zur Vereinigung gelangen und durch Bildung von Zerstreuungskreisen auf derselben den physik. Bedingungen des deutlichen Sehens nicht entsprechen. Die eigentliche Myopie ist, wie der ihr entgegengesetzte Zustand, die Hyperopie (s. d.), kein Fehler der Accommodation, sondern eine Anomalie der Refraction. Während bei dem normal brechenden Auge der Fern- oder Ruhepunkt der Accommodation in unendlicher Ferne liegt (s. Emmetropie), d. h. im Zustande der Accommodationsruhe von ihm nur unendlich weit entfernte Punkte ohne Zerstreuungskreise gesehen werden, liegt der Fernpunkt des myopischen Auges diesseits unendlich und zwar dem Auge um so näher, je stärker die Myopie ist. Hiernach bestimmt sich auch sofort der Grad derselben: er ist gegeben durch den Abstand jenes Punktes von dem Auge selbst. Läge z. B. der fernste Punkt, bis zu welchem ein bestimmter Myop noch völlig deutlich, d. h. ohne Zerstreuungskreise, zu sehen vermag, in 24″, so sagt man, die Myopie beträgt $^1/_{24}$, da die optische Wirkung einer Zerstreuungslinse, deren negative Brennweite 24″ beträgt, mit jenem kurzsichtigen Auge combinirt, den anomalerweise in 24″ Abstand gelegenen Fernpunkt in die Fernpunktsregion des normal brechenden Auges, d. h. in unendliche Entfernung, rücken würde. Man kann sich also auch so ausdrücken: die Brennweite jener Zerstreuungslinse, welche den Fernpunkt eines Kurzsichtigen in unendliche Entfernung rückt, ist identisch mit dem Grade der vorliegenden K. Die wahre Myopie beruht keineswegs auf einer vermehrten Brechung der brechenden Medien des Auges selbst (der Hornhaut, wässerigen Feuchtigkeit, Linse, des Glaskörpers), sondern darauf, daß die hintere Polargegend des Augapfels weiter von der Hornhaut entfernt ist als beim normalen Auge, mithin auf einer Verlängerung des von vorn nach hinten gezogen gedachten Durchmessers, d. h. der optischen Achse des Auges. Dieser wahren, sog. Achsenmyopie gegenüber sind Zustände des Auges zu unterscheiden, in welchen eine functionelle K. dadurch entsteht, daß die Begrenzungsflächen der brechenden Medien, der cornea oder Linse, durch stärkere Krümmung eine anomal starke Brechung veranlassen: Krümmungsmyopie, oder daß die Linse aus ihrer normalen Lage nach vorn gerückt wird. Vermag sich z. B. der Accommodationsapparat unter pathol. Bedingungen nicht vollkommen zu entspannen, so kann ein emmetropisches, ja selbst ein hyperopisches Auge zu einem functionell myopischen werden, weil die Linse selbst nicht den Grad der Abflachung zu erreichen vermag, den sie normalerweise ohne Intervention jener Bedingungen zu erreichen vermöchte (Accommodationskrampf). Combiniren sich die Bedingungen wahrer Achsen mit jenen der Krümmungsmyopie, so wird der Grad der in Erscheinung tretenden K. natürlich ein stärkerer, als er im anatom. Bau des Auges selbst begründet ist. Eine Analyse und Unterscheidung aller dieser Zustände kann nur Aufgabe des Arztes sein.

Die Bedeutung der K. oder Myopie liegt in den folgenden Punkten: 1) Dieselbe disponirt, wenigstens in ihren höhern Graden, zu ernsten Erkrankungen des innern Auges. Die Verlängerung der optischen Achse nämlich ist das Resultat einer Dehnung des Augapfels von vorn nach hinten und in dieser letztern liegt das Causalmoment zu eigentlichen, successive sich ausbildenden, die Sehfunctionen nicht selten in hohem Grade beeinträchtigenden und selbst ganz aufhebenden Gewebsstörungen des innern Auges (entzündliche und atrophische Veränderungen der Aderhaut, Trübungen des Glaskörpers und der Linse, Ablösungen der Netzhaut u. s. w.). Wenn diesen Gefahren gegenüber das kurzsichtige Auge von dem Laien nicht selten als ein besonders gutes und leistungsfähiges gepriesen wird, so beruht dies auf einer Illusion, welche allerdings dadurch verständlich wird, daß jenes infolge seiner Anomalie in den Stand gesetzt

Digitized by Google

wird, unter gewissen Verhältnissen mehr zu leisten als ein normales. Wegen der mehr herangerückten Accommodationsbreite ist es nämlich im Stande, sich die Objecte mehr als ein normal brechendes anzunähern, ohne sie in Zerstreuungskreisen zu sehen, sie also auch noch unter Bedingungen deutlich zu erkennen, unter denen letzteres schon einer Loupe bedarf. 2) Die K. droht durch Einleitung von Insufficienz der innern Augenmuskeln Störungen des binocularen Sehens hervorzurufen (s. Asthenopie). Die gewöhnlichsten Ursachen der wahren Myopie liegen in erblichen Verhältnissen, seltener wird durch Leiden des Auges selbst oder schwere Allgemeinerkrankungen (die acuten Exantheme, Typhus u. s. w.) ein kurzsichtiger Bau des Augapfels herbeigeführt. Eine Steigerung oder selbst Entstehung der Myopie kann, wie sich die fleißig aufgestellte Statistik der Neuzeit zu beweisen bemüht, durch unzweckmäßigen Gebrauch der Augen, gebückte Kopfhaltung bei der Arbeit, schlechte Beleuchtung, Tragen unzweckmäßiger Brillen u. s. w. verschuldet werden. Die gegen Myopie zur Anwendung kommenden Mittel sind mancherlei, obwol eine fundamentale Beseitigung des kurzsichtigen Baues außerhalb ärztlicher Macht liegt. Die Concavgläser spielen bei Correction der Functionen eine unschätzbare Rolle. Im allgemeinen müssen sie so gewählt werden, daß sie die Accommodationsthätigkeit des Auges schonen; allerlei weitere Rücksichten können indeß hierbei noch maßgebend werden und nur einsichtsvolle ärztliche Beurtheilung wird hier in vielen Fällen das Richtige angeben können. Mehr und mehr bemüht man sich in neuerer Zeit, durch prophylaktische Maßregeln, insbesondere durch Construction guter Schulbänke, Beschaffung zweckmäßiger Beleuchtungsverhältnisse in den Schulräumen u. s. w., der Tendenz zu progressiver Entwickelung der K., welche diese an sich schon zeigt, entgegenzuarbeiten. Eine Beseitigung der sog. Krümmungsmyopie oder der Steigerung der Achsenmyopie durch jene ist oft erreichbar. Hier wird es sich lediglich um Bekämpfung jener Reizungsursachen handeln, die eine dem Willen entzogene Thätigkeit des Accommodationsmuskels bedingen, oder um eine directe Beruhigung des letztern selbst (Atropincuren).

Kurzwaaren, kurze Waaren (franz. Quincaillerie, Mercerie), heißen sehr verschiedenartige, besonders kleinere Waaren aus Messing, Bronze, Neusilber, Aluminium, Holz, Glas, Porzellan, Marmor, Bernstein, Perlmutter, Perlen, Korallen, echten und unechten Edelsteinen, Alabaster, Meerschaum, Elfenbein, Knochen, Fischbein, Schildpatt, Horn, Jet, Hartgummi, Leder, Kork u. s. w., aus Verbindungen dieser Stoffe, z. B. Schneide-Instrumente, Nadeln, Knöpfe, Uhren und Uhrenbestandtheile, Ringe, Ketten, Möbelbeschläge, Leuchter, Sporen, Steigbügel, Theemaschinen, Galanteriewaaren, Ferngläser, Nähkästchen, Brieftaschen, Geldtaschen, Reisetaschen, Regen- und Sonnenschirme, Fächer, künstliche Blumen, Schmuckfedern, lackirte Blechwaaren, plattirte Geräthe, Parfumerien u. s. w., bisweilen aber auch Schreib-, Zeichen- und Malerbedürfnisse, welche häufig in einer und der nämlichen Kleinhandlung (Kurzwaarenhandlung) zum Verkaufe stehen. Deutschland nimmt in der Industrie der K., was Mannichfaltigkeit und die Menge der Erzeugnisse betrifft, den ersten Rang ein und wird wahrscheinlich mit der Zeit den Weltmarkt beherrschen. Frankreich, besonders Paris, und England sind die Hauptconcurrenten für die deutschen K. Ersteres hat den Vorzug der größern Eleganz und der reizvollen Formen in den Galanterie- und Spielwaaren, letzteres den Ruf der exacten Ausführung und der Billigkeit in den Metallwaaren. Oesterreich tritt gegenwärtig zum Theil an die Stelle von Frankreich mit den Galanteriewaaren von Leder und Bronze; seine Meerschaumarbeiten sind berühmt, und nur Baiern (Nürnberg) und Thüringen (Ruhla) machen in Deutschland diesen Arbeiten Concurrenz. Die übrigen Länder Europas haben, mit Ausnahme Italiens, welches in Stein-, Alabaster- und Metallgalanteriewaaren Einiges leistet, und der Schweiz, deren Musikwerke für Spielzeuge und deren Holzschnitzereien sehr gesucht sind, keine große Bedeutung mit ihren K. auf dem Weltmarkte. Der Hauptsitz des deutschen Handels, namentlich Exporthandels, für K. ist Nürnberg und Fürth. Für Spielwaaren sind Baiern, Würtemberg und Sachsen die Hauptsitze, in K. von Metall dominiren Berlin, Iserlohn und Hanau, Gmünd und Geislingen, in Lederarbeiten Offenbach, in Kämmen, Bürsten und Pinseln Nürnberg, Neuenburg, Hamburg und Todtnau. Der Gegensatz zu K. ist Langwaaren oder Ellenwaaren, worunter man gewebte Stoffe aller Art, Bänder, Borten, Schnüre u. dgl. versteht. Vgl. die Berichte und Kataloge über die Industrieausstellungen in London (1851 und 1862), München (1854), Paris (1867), Wien (1873) und Philadelphia (1876).

Küssen, das Aufdrücken der Lippen auf einen Gegenstand, ist ein altes und natürliches Zeichen der Liebe, Freundschaft und Achtung. In der altchristl. Kirche gab man sich vor der heiligen Communion den Friedenskuß (osculum pacis), welchem apostolischer Ursprung zugeschrieben wurde. Hierfür wurden später sog. Kußtäfelchen eingeführt, die von Hand zu

Digitized by Google

Hand gingen. In der griech. Kirche iſt noch jetzt der ſog. Oſterkuß in dieſem Sinne üblich. Die kirchliche Sitte, den Verſtorbenen den Abſchiedskuß zu geben, verlor ſich ſchon früh, da ſelbſt die Kirche, wol zunächſt aus Geſundheitsrückſichten, auf die Unterlaſſung dieſer Ceremonie drang. Bekannt iſt der Pantoffelkuß als Verehrungsbezeigung gegen den Papſt, während bei den Biſchöfen der Fingerring geküßt wird. Der Handkuß iſt ceremoniell auch bei hohen Perſonen überhaupt und als Beweis der Achtung und Zärtlichkeit auch bei Damen nicht unbekannt. Im Mittelalter galt der Kuß auch wol ſymboliſch als Bekräftigung eines Vertrags oder Verſprechens und dieſe Bedeutung iſt noch jetzt dem hin und wieder noch üblichen feierlichen Verlobungskuſſe beizulegen. Der Judaskuß iſt ſprichwörtlich geworden.

Kußmaul (Adolf), namhafter Mediciner, geb. 22. Febr. 1822 in Graben bei Karlsruhe, ſtudirte in Heidelberg, wurde 1848 bad. Militärarzt, wohnte dem Feldzug in Holſtein bei und ſetzte dann ſeine Studien zu Würzburg fort. Er habilitirte ſich 1855 in Heidelberg, wo er 1857 außerord. Profeſſor wurde, ging dann 1859 als Profeſſor der innern Medicin und Director der medic. Klinik und Poliklinik nach Erlangen, 1863 als innerer Kliniker nach Freiburg und 1876 nach Straßburg. Unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ſind beſonders hervorzuheben die mit Tenner gemeinſam angeſtellten «Unterſuchungen über Urſprung und Weſen der fallſuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung ſowie der Fallſucht überhaupt» (Frankf. a. M. 1857), welche die Lehre von der Epilepſie bedeutend förderten. Außerdem veröffentlichte er: «Die Farbenerſcheinungen im Grunde des menſchlichen Auges» (Heidelb. 1845), «Von dem Mangel, der Verkümmerung und Verdoppelung der Gebärmutter, von der Nachempfängniß, und der Ueberwanderung des Eies» (Würzb. 1859), «Unterſuchungen über den conſtitutionellen Mercurialismus und ſein Verhältniß zur conſtitutionellen Syphilis» (Würzb. 1861), «Zwanzig Briefe über Menſchenpocken- und Kuhpockenimpfung» (Freiburg 1870), «Die Störungen der Sprache. Verſuch einer Pathologie der Sprache» (Lpz. 1877).

Küßnacht, Bezirk und Flecken mit einer ſchönen Pfarrkirche und (1870) 2853 E. im ſchweiz. Canton Schwyz, am Fuße des Rigi und am nordöſtl. Arme des Vierwaldſtätterſees, der davon den Namen Küßnachterſee hat. Die hohle Gaſſe bei K., wo nach der Sage der Landvogt Geßler durch Tell (ſ. d.) erſchoſſen worden ſein ſoll, iſt durch die Straßenanlage über den Hügel nach Immenſee am Zugerſee verſchwunden; doch iſt die urſprünglich den vierzehn Nothhelfern gewidmete, dann «zum Tell» genannte einfache Kapelle noch erhalten. — Das 6 Kilom. ſüdöſtlich von Zürich am Züricherſee gelegene und zum Bezirk Meilen des Cantons Zürich gehörige Pfarrdorf K., mit (1870) 2633 E., hat ein Schullehrerſeminar, eine Baumwollſpinnerei, Baumwoll- und Seidenwebereien und eine Badeanſtalt.

Kuſſoblumen oder Koſſoblüten (auch Kuſſu, Kooſo, Flores Kosso oder Flores Brayerae anthelminthicae nach der Pharmacopoea Germanica) heißen die im Droguenhandel vorkommenden Blüten eines in Abeſſinien einheimiſchen und dort Kuſſo genannten Baums (Hagenia Abyssinica Willdenow) aus der Familie der Roſaceen. Er wird etwa 20 Mt. hoch, hat zottig-behaarte Aeſtchen, unterbrochen unpaarig-gefiederte Blätter mit am Rande und auf den Nerven zottigen Blättchen und trägt große, behaarte, grünliche Blütenriſpen. In Abeſſinien ſind ſeine Blüten ſchon ſeit mehr als 200 Jahren allgemein als untrügliches Mittel gegen den Bandwurm in Gebrauch und auch bei uns haben ſie ſich gegen dieſes Leiden bewährt. Die Blüten haben einen eigenthümlichen, an Flieder erinnernden Geruch, einen anfangs unmerklichen, dann etwas ſcharfen und widerlichen Geſchmack und enthalten neben andern Stoffen ein bitteres, kratzendes Harz, einen kryſtalliſirbaren ſauren ſtickſtofffreien Körper, das von Paveſi gefundene und von Bedall in München unterſuchte Kuſſin, von zuſammenziehendem Geſchmack, und eine eigene Säure, die Hegenſäure. Die früher in den K. gefundene Baſe, das Koſein, ſcheint neuern Unterſuchungen zufolge nicht zu exiſtiren.

Küſte oder Geſtade heißt derjenige Theil des Landes, welcher vom Meere berührt und begrenzt wird, während man Strand denjenigen Strich des Landes nennt, den das Meer je nach Flut und Ebbe abwechſelnd beſpült und trocken läßt. Als das Product einerſeits der primitiven Geſtaltung des Landes überhaupt und des paſſiven Widerſtandes des ſtarren continentalen Elements, andererſeits der activen Angriffe des flüſſigen oceaniſchen Elements, der Bewegungen ſeiner Brandung, Flut und Strömung, hat die K. ſowol hinſichtlich ihrer horizontalen Erſtreckung oder linearen Entwickelung mannichfaltige Umriſſe, als hinſichtlich ihrer verticalen Erhebung über das Meer und ihres orogr. Baues ſehr verſchiedene Formen. Wie die Theile des Meers nach ihrer mehr oder minder geſchloſſenen Landbegrenzung Buſen, Golfe, Baien, Buchten, Meerengen oder Sunde, Häfen und Rheden bilden, ſo bildet das Land je nach ſeinen

Digitized by Google

Erstreckungen in das Meer hinein Halbinseln, Landzungen, Landspitzen, Caps oder Vorgebirge, Landengen oder Isthmen. Die Gliederungsverhältnisse des einen sind durch die des andern bedingt. Die Größe der Küstenlänge oder des Litorals, d. i. der Linie, mit welcher ein Land oder ein Erdtheil an das Meer grenzt, und welche das Maß seiner Gliederung darstellt, ist im Verhältnisse zum Flächeninhalt oder Areal dieses Landes oder Erdtheils von der größten Wichtigkeit für die maritime Zugänglichkeit und so für die Leichtigkeit der Culturentwickelung desselben. In dieser Beziehung bietet Europa unter allen Erdtheilen das günstigste Verhältniß dar; hier kommen auf 10,000 QKilom. Flächenraum schon 32,4 Kilom. Küstenlänge. Demnächst folgt Amerika (16,8 Kilom.), dann Asien (12,8 Kilom.), hierauf Afrika (8,7 Kilom.), zuletzt Australien (8,4 Kilom.). Insgesammt kommen auf der ganzen Erde auf 10,000 QKilom. 14,2 Kilom. Küstenlänge. Nach ihrer verticalen Bildung zerfallen die K. in drei Klassen: in Steilküsten, Klippenküsten und Flachküsten. Die Steilküsten bestehen aus zum Meere unmittelbar oder zum Strande abfallenden, oft von Felsen gebildeten Wänden verschiedener Höhe. Das Meer hat an ihnen eine verhältnißmäßig große Tiefe, die schnell und plötzlich, dabei gewöhnlich sehr regelmäßig zunimmt oder, wie der Seemann sich ausdrückt, regelmäßige Sonden darbietet. Sie sind in der Regel frei von Klippen und Untiefen, bilden seltener Einschnitte, häufig große Busen und steile vorspringende Vorgebirge. Mitunter ziehen sie in langen Strecken einförmig fort. Sie sind die sichersten und gefahrlosesten, haben, wo sich Schutz gegen die Winde findet, die besten Häfen und erweisen sich daher der Schifffahrt am günstigsten. Die Klippenküsten oder solche, die von Klippen umgeben sind, zerfallen wieder in zwei Arten. Die eigentlichen Klippenküsten sind Steilküsten, die überall mit isolirten, steil aus dem Meere aufsteigenden, durch tiefe Straßen getrennten Felsmassen oder Klippen besetzt sind. Die Korallenklippenküsten sind theils Steil-, theils Flachküsten mit vorgelagerten zahlreichen Klippen und Bänken, welche, durch die unermüdliche Thätigkeit der Korallenthiere aufgebaut und beständig verändert, sich (oft in breiten, stufenartigen Absätzen) bis an die Oberfläche des Meers erheben und nicht selten dadurch, daß auf den obersten Schichten das Meer einzelne losgerissene Blöcke, Sand, Pflanzenreste u. s. w. aufhäuft, hervorragende Klippen und flache Inseln bilden. Sie finden sich, da die Korallen (s. d.), deren Erzeugniß die Klippen sind, am üppigsten in den wärmern Erdstrichen wuchern, meist nur in der Tropenzone. Die gewöhnlichste Form der K. sind die Flachküsten, wo das Land sich ganz allmählich bis zum Meere und ebenso allmählich unter dessen Spiegel hinabsenkt. Das Meer hat daher bei ihnen eine geringe Tiefe und enthält oft Sandbänke; die K. selbst sind einförmig und bis auf die Flußmündungen fast ohne Einschnitte. Auf ihnen ist der Strand am breitesten, um so breiter, je geringer die Neigung zum Meere. Gewöhnlich begrenzen den Strand durch das Meer aufgeworfene Dünen (s. d.), die das Land gegen die Fluten des Meers schützen, oft aber auch, wo sie aus beweglichem Flugsande bestehen, durch den Einfluß des Windes in das Innere vorrücken und fruchtbare Landstrecken mit Sand überschütten. Wo Dünen fehlen, legen Culturvölker zu ihrem Schutze Dämme oder Deiche (s. d.) an; wo beide fehlen oder durch die Fluten zerstört sind, oder wo See- und Flußalluvionen Theile des Meers mehr oder weniger absperren, entstehen stagnirende Gewässer, Sümpfe, Lagunen. Wo jene Alluvionen sich dazu tauglich erweisen, werden sie durch Deiche oder Polder geschützt und in Marschland umgewandelt. Die Flachküsten sind für die Schifffahrt im allgemeinen ungünstig und häufig selbst auf weite Strecken für kleine Fahrzeuge unnahbar, haben selten natürliche Häfen und erfordern die Anlegung und Erhaltung von künstlichen Hafenplätzen. Diese befinden sich meist an Flußmündungen oder Durchbrüchen. Die Form der Flachküsten findet sich am Meerbusen von Venedig, im südl., südwestl. und nördl. Frankreich, in Holland, Norddeutschland, Dänemark, im östl. China, Koromandel, Persien, Arabien, im größten Theil von Afrika, in Patagonien, Guiana, am Meerbusen von Mexico, in den Vereinigten Staaten nordwärts bis Cap Hatteras. Im ganzen Norden der Erde haben sie nackten Felsboden mit sehr geringer Senkung, auf dem sich Sümpfe mit Moos und Torf bilden.

Küstenbefestigung bezweckt den Schutz der Küsten, insbesondere der Häfen, Einfahrten, Flußmündungen, Ankerplätze gegen Annäherung feindlicher Flotten und gegen Landungen. Es werden damit nicht blos feindliche Unternehmungen von der Seeseite aus erschwert oder unmöglich gemacht, sondern es erwachsen der eigenen Kriegsflotte aus der K. zum Theil ähnliche Vortheile, wie dem Heere aus den Landfestungen. Die K. schafft gesicherte Kriegshäfen und Werfte, sowie Ausgangspunkte und Zufluchtsorte für die Unternehmungen der eigenen Marine. Durch die K. wird dem Seehandel im Kriegsfalle ein directer und indirecter Schutz zutheil. Die K. haben einen bald größern, bald geringern Umfang je nach dem Umfange und

Digitized by Google

der Wichtigkeit des zu ſichernden Objects. Der Schutz großer und wichtiger Häfen führt häufig auf Seefeſtungen, die entweder blos nach der Seeſeite oder auch nach der Landſeite geſichert ſein können (Kronſtadt, Cherbourg, Breſt, Portsmouth, Plymouth, Wilhelmshaven, Kiel-Friedrichsort). Wo es ſich mehr um reinen Küſtenſchutz handelt, genügen einzelne Forts und Batterien (Geeſtemünde, Cuxhaven, Stralſund, Swinemünde, Kolberg, Weichſelmünde, Pillau, Memel).

Neben den Befeſtigungswerken ſelbſt ſpielen die Abſperrungen und die unterſeeiſchen Zerſtörungsmittel (Torpedos) bei der K. eine Hauptrolle. Unter Umſtänden kann man mit dieſen allein auskommen, ja an vielen Stellen, wie z. B. auf dem größten Theile der deutſchen Nordſeeküſten, namentlich der Weſtküſte von Schleswig-Holſtein, hat die Natur jede künſtliche Verſtärkung und Sicherung entbehrlich gemacht. Die eigentlichen K. beſtehen aus einzelnen Forts oder Batterien (Küſtenbatterien), bei deren Einrichtung die wirkſame und zugleich möglichſt gedeckte Aufſtellung von Geſchützen, welche das Fahrwaſſer beſtreichen, die Hauptſache iſt, nebenbei aber auch noch eine Sicherung gegen einen bereits gelandeten Gegner angeſtrebt wird. Da wo der Raum keine Beſchränkung auferlegt, wendet man die offene Wallbatterie an, ein Erdwerk mit Grabenflankirung und Kehlſchluß, ſowie Unterkunftsräumen für Mannſchaften und Munition. Wegen der vielen Nachtheile, welche das Feuer durch Scharten bei Erdwerken bringt, wendet man vorherrſchend das Feuer über die volle Bruſtwehr (über Bank) an. Beſonders wichtige Geſchütze ſtellt man in Panzerſtänden oder Panzerkuppeln auf (ſ. Panzer), die noch häufiger iſolirt vorkommen, und zwar da, wo der beſchränkte Raum die Anlage von Erdwerken verbietet. Dies iſt namentlich bei Bauten im Waſſer ſelbſt der Fall, die nothwendig werden können, wenn die Beherrſchung des Fahrwaſſers von den Ufern aus durch zu große Entfernungen unmöglich wird. Ehe die Wirkſamkeit des gezogenen Geſchützes die Anwendung freiliegender Mauerbauten ausſchloß, baute man an ſolchen Stellen Thurmforts mit mehrern Stockwerken übereinander, wodurch man die Möglichkeit der Aufſtellung zahlreicher Geſchütze auf beſchränktem Raume erzielte (Kronſtadt, Cherbourg).

Die Abſperrungen können feſte oder ſchwimmende ſein. Zu erſtern gehören verſenkte Schiffe und unter Waſſer angebrachte Verpfählungen; ſie ſind jedoch bei großer Waſſertiefe, ſtark wechſelndem Waſſerſtande, ſtarker Strömung und da, wo den eigenen Schiffen der Ausgang frei bleiben ſoll, unanwendbar. Beim Beginn des Orientkriegs ſperrten 1854 die Ruſſen den Eingang zur Rhede von Sewaſtopol mittels verſenkter Schiffe vollſtändig, aber unter Verzicht auf jeglichen Gebrauch der eigenen Flotte. Zu den ſchwimmenden Abſperrungen gehören Ketten, Drahtſeile, Netze oder Taue, ſowie horizontales Kettennetz. Sie ſind nur da ſtatthaft, wo feſter Ankergrund ihre ſolide Befeſtigung geſtattet, können dagegen auch bei großer Waſſertiefe und ſtarker Strömung angewandt und zum Durchlaſſen der eigenen Schiffe momentan beſeitigt werden. Das wichtigſte Schutzmittel der Küſten, Strommündungen, Hafeneinfahrten bilden die Torpedos, welche feſtſtehende und bewegliche ſein können. (S. Torpedo.)

Die eigentlichen Befeſtigungswerke der Küſten werden in der Regel ſchon im Frieden und in permanentem Charakter ausgeführt, Abſperrungen und Torpedos im Frieden nur vorbereitet und erſt im Kriegsfalle angebracht. Da bei der Vertheidigung der Küſten weder der Stärke der Panzer noch der Schwere der Geſchütze Grenzen geſetzt ſind, wie ſie ſich vielmehr für die Schiffe geltend machen, außerdem die Sicherheit des Schuſſes zu Lande eine viel größere als zur See iſt, ſo bedarf es zum wirkſamen Küſtenſchutze gar nicht ſo ſehr einer numeriſchen Ueberlegenheit der Artillerie, wenn nur durch Sperrungen und Torpedos der feindlichen Flotte das raſche Durcheilen der Wirkungsſphäre der Küſtengeſchütze unmöglich gemacht wird.

Küſtendſche oder **Köſtendſche**, Seeſtadt im türk. Tuna-Vilajet, an der Küſte des Schwarzen Meers, auf der Grenzſcheide zwiſchen Bulgarien und der Dobrudſcha, iſt dem Haupttheile nach auf einer Halbinſel, deren felſige Ufer meiſt ſchroff zur See abfallen, gelegen. Die daneben befindliche, an und für ſich nur unzureichend beſchützte Bucht von K. iſt infolge der 1859 begonnenen, durch die engl. Danube and Black Sea Railway-Company ausgeführten Quai- und Molenbauten in einen ſichern und bequemen Hafen umgewandelt worden. Auch hat der früher ſehr unbedeutende Ort nach Vollendung (1861) der von der nämlichen Geſellſchaft erbauten, 60 Kilom. langen Eiſenbahn von K. zur Donau bei Czernawoda, obgleich deren Zweck, den neuen Hafen zum Hauptemporium des walach. Getreidehandels nach ſeewärts hin zu machen, nicht erreicht worden iſt, beträchtlich an Aufſchwung gewonnen und zählt jetzt über 7000 E. Die Häuſer ſind meiſtens aus Stein erbaut, die Straßen zum Theil gepflaſtert und mit Gas erleuchtet. Auf dem Quai ſind große, von der Compagnie errichtete, maſſive und mehrſtöckige Kornſpeicher. Bei den Römern hieß die Stadt Conſtantia oder Conſtan-

Digitized by Google

tiana, bei den heutigen Griechen Konſtantza, welchen Namen ſie von der Schweſter Konſtantin's d. Gr. erhielt. In der Nähe von K., bei dem Dorfe Anadola-Köi, hat man Inſchriften und andere Spuren der alten niedermöſiſchen Stadt Tomi oder Tomis gefunden, die aus der Sagengeſchichte der Medea und als Verbannungs- und Sterbeort Ovid's bekannt iſt. Dieſer Ort hatte für die Römer nicht nur eine commerzielle, ſondern auch eine militäriſche Bedeutung als befeſtigtes Caſtrum auf dem öſtl. Flügel des Trajanswalls (ſ. d.). Die Stadt ſank bereits unter den byzant. Kaiſern und kam 1201 in den Beſitz des Bulgarenkönigs Johannices. Die alten Gemäuer bei K. ſcheinen aus der Zeit der Genueſen zu ſtammen, die daſelbſt eine befeſtigte Handelsfactorei beſaßen und hier auf kurze Zeit einen blühenden Handel trieben. K. wurde 24. Jan. 1828 von den Ruſſen erobert und 1854 von den Koſaken verheert.

Küſtenfahrt oder Küſtenſchifffahrt, franz. Cabotage, nennt man die Vermittelung des Handels durch Schiffe zwiſchen den Häfen ein und deſſelben Landes oder der Küſten ein und deſſelben (kleinern) Meers, wie z. B. in der Oſtſee und in der Nordſee. Die K. darf nach älterm Recht in der Regel nur von den Schiffen des eigenen Landes ausgeübt werden; die neuere Entwickelung der Handelsfreiheit hat dieſe Beſchränkung in vielen Ländern aufgehoben. Thatſächlich aber wird die K. meiſt von einheimiſchen Schiffen geübt. Gewöhnlich ſind die zur K. beſtimmten Fahrzeuge von geringer Größe, um ihr Einlaufen in alle kleinen Häfen und Flußmündungen der Küſte zu ermöglichen.

Küſtenland iſt der gemeinſame Name für drei zum cisleithaniſchen Theile der Oeſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie gehörige Kronländer, und zwar Görz und Gradiska (ſ. d.), Iſtrien (ſ. d.) und Trieſt (ſ. d.), insgeſammt 7988,55 QKilom. mit (1869) 600,525 E.

Küſtner (Karl Theod. von), bekannt durch ſeine vielfachen Verdienſte um das deutſche Theater, geb. 26. Nov. 1784 zu Leipzig, widmete ſich ſeit 1803 auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, dann zu Göttingen juriſt. Studien und nahm ſeit Ende 1813 als Offizier im Banner der freiwilligen Sachſen an dem Befreiungskriege theil. Nach dem Frieden ernannte ihn der Herzog von Sachſen-Koburg zum Hofrath. K. übernahm 1817 das Stadttheater zu Leipzig, das vorzugsweiſe auf ſeinen Betrieb errichtet worden, auf alleinige Rechnung, führte die Direction 11 Jahre hindurch, bis Oct. 1828, und erhob dieſe Anſtalt zu einer bedeutenden künſtleriſchen Höhe. Nachdem er 1830—31 Director des darmſtädter Hoftheaters geweſen, wurde er 1833 Intendant des königl. Hoftheaters zu München. König Ludwig erkannte K.'s Wirkſamkeit unter anderm durch deſſen Erhebung in den Adelsſtand an. Im Juni 1842 endlich übernahm K. die Generalintendantur der königl. Schauſpiele in Berlin, trat jedoch 1851 in den Ruheſtand und lebte nun als Privatmann in Berlin, bis er 1860 nach ſeiner Vaterſtadt Leipzig überſiedelte, wo er 27. Oct. 1864 ſtarb. K. hat ſich um das deutſche Theaterweſen die mannichfachſten Verdienſte erworben. K. und Holbein waren die erſten Theaterdirectoren, welche in Deutſchland die Tantième (ſ. d.) einführten. Im J. 1846 begründete er den Bühnenverein zur Wahrung der contractlichen Rechte ſowol der Directionen wie der Künſtler. Außerdem erwirkte er den Erlaß eines Geſetzes (zunächſt für Preußen, dann auch mittels deſſen Annahme durch den Bundestag für ganz Deutſchland), kraft deſſen kein Drama ohne Einwilligung des Verfaſſers aufgeführt werden ſollte. Von K.'s literariſchen Arbeiten ſind zunächſt zu erwähnen «Dramatiſche Kleinigkeiten» (Lpz. 1815) und das Trauerſpiel «Die beiden Brüder» (Darmſt. 1833). In dem «Rückblick auf das leipziger Stadttheater» (Lpz. 1830) legte er Rechenſchaft über ſeine Verwaltung dieſer Anſtalt ab. In den ſpätern Lebensjahren veröffentlichte er «Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung» (Lpz. 1853), das «Taſchen- und Handbuch für Theaterſtatiſtik» (Lpz. 1855; 2. Aufl. 1857) und das «Album der königl. Schauſpiele und Opern zu Berlin» (Berl. 1858).

Küſtrin oder Cüſtrin, Stadt und Feſtung zweiten Ranges im Kreiſe Königsberg des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt, früher Hauptſtadt der Neumark, liegt in einer Ebene, dem ſog. Oderbruch, am Einfluſſe der Warthe in die Oder, an der Oſtbahn und der Breslau-Stettiner Eiſenbahn, iſt Sitz eines Kreisgerichts und des jährlichen Communallandtags, hat drei Vorſtädte, ein königl. Schloß, ein Gymnaſium, eine höhere Töchterſchule und eine Bürgerſchule und zählt (1875) 11,227 E., welche Maſchinenbauanſtalten, Dampfſchneidemühlen, eine Kartoffelſtärkefabrik und eine Malzfabrik unterhalten und Handel und Schifffahrt treiben. Mit Stettin iſt K. durch regelmäßige Dampfſchifffahrt verbunden. In der Nähe iſt das dem Grafen Schwerin gehörige Dorf Tamſel mit ſchönem Park. K. war bald nach ſeiner Gründung, von 1535 an, eine Zeit lang die Reſidenz des Markgrafen Johann, eines Sohnes des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg, und wurde ſpäter Sitz der neumärkiſchen Kriegs-

Digitized by Google

und Domänenkammer. Die Festung wurde 1537 zuerst mit Erdwällen, dann mit gemauerten Wällen umgeben. Friedrich d. Gr. saß hier als Kronprinz gefangen, und sein Freund Katte wurde hier 6. Nov. 1730 hingerichtet. Die Festung hielt vom 15. bis 22. Aug. 1758 ein furchtbares Bombardement durch die Russen aus. Nach der Schlacht bei Jena 1806 wurde sie von dem preuß. Commandanten Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit Proviant reichlich versehen, den kaum erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst Anfang 1814 auf Capitulation an die Preußen übergaben.

Kutahia oder **Kjutahia**, Hauptstadt eines Mutessariflyk im türk. Vilajet Khudavendikjár im nordwestl. Kleinasien, 900 Mt. über dem Meere in einer südlich von den Vorhöhen des Muraddagh begrenzten Ebene, an einem Zufluß des Pursak, der sich in den Sakaria (Sangarius) ergießt, und an einer Anhöhe emporgebaut, ist umgeben von Fruchtgärten, Weinbergen und Promenaden. Der Ort hat enge und schmuzige Straßen, aus Lehm oder Holz erbaute Häuser, 30 Moscheen, 6 öffentliche Bäder, 4 Khane, 3 griech. und armen. Kirchen, ein verfallenes Bergschloß und 40—60,000 E., welche Getreide, Taback und vor allem Opium, in den Gärten ausgezeichnetes Obst und Gemüse bauen. Auch lagert in der Umgegend vortrefflicher Meerschaum, der zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird. Die Lage der Stadt an der großen Karavanenstraße von Konstantinopel über Brussa, Afium-Karahissar und Konia nach Aleppo und Bagdad, an welche sich von Westen her die von Smyrna anschließt, bewirkt einen großen Handelsverkehr, der indeß früher bedeutender war als heute. Zur Einfuhr kommen franz. und engl. Waaren, zur Ausfuhr meist durch die Armenier Wolle, Baumwolle, Ziegenhaare für Shawls, Hasenfelle, Früchte, Galläpfel und Opium. Das verfallene Bergschloß nimmt die Stelle des alten Kotyäon am Flusse Thymbres in Phrygien ein. Viele Basreliefs mit Inschriften aus dem Alterthum finden sich theils auf dem Kirchhofe, theils in den Häusern eingemauert.

Kutais, russ. Generalgouvernement in Transkaukasien zwischen dem Schwarzen Meere im W., Türkisch-Asien im SW., dem Transkubanischen Gebiete im N., dem Gouvernement Tiflis im O. und Eriwan im S., zerfällt in acht Kreise, umfaßt 20,707 QKilom. mit 653,391 E., der Mehrzahl nach Grusiner (armen. Gregorianer). — Die **Hauptstadt K.**, 127 Kilom. vom Meere und 243 Kilom. von Tiflis an der großen Poststraße von Poti nach Tiflis, in sehr fruchtbarer Gegend 100 Mt. hoch über dem Bett des reißenden Rion malerisch theils auf einem Felsen, theils auf bewaldeten Höhen gelegen, hat mehrere Kron- und Bazargebäude, sieben Kirchen, darunter eine armenische und eine katholische, eine Synagoge, eine militärische Vorbereitungsschule, ein militärisches Lazareth, ein Gymnasium, eine Kreisschule, Kasernen für die Garnison und zählt mit der Garnison 12,165 E. Der Ort treibt viel Gartenbau und unterhält große Jahr- und Wochenmärkte für Getreide, Vieh, Wein und Seide. Ueber den Rion führt eine Brücke, und am westl. Ufer liegen auf einem Berge die weitläufigen Trümmer der alten, 1773 von den Russen zerstörten Festung. K. soll 806 v. Chr. vom abchasischen Fürsten Leo II. gegründet worden sein, war 1259 die Residenz des imeretischen Zaren David Naryn und wurde im 18. Jahrh. von den Türken und 1810 von den Russen erobert.

Kutschuk-Kainardschi, kleiner Ort im türk. Tuna-Vilajet, im Südwesten von Silistria gelegen, ist historisch bekannt durch den Frieden, welchen die Kaiserin Katharina II. von Rußland 21. Juli 1774 mit der Pforte abschloß. (S. **Osmanisches Reich**.)

Kuttenberg (böhm. Hora Kutná), Bergstadt im gleichnamigen Bezirk des Königreichs Böhmen, an der Oesterreichischen Nordwestbahn, Sitz eines Kreisgerichts, eines Bezirksamts und einer Berghauptmannschaft, zählt (1869) 12,747, mit ihren vier Vorstädten 16,084 E., hat eine Erzdechantei und mehrere Kirchen, darunter die schöne, aber unausgebaute goth. St.-Barbarakirche (seit 1390), ferner eine Oberrealschule, eine Haupt- und Unterrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Kloster der Ursulinerinnen und Fabriken für Baumwollgarn, Kattun, Leder und Rübenzucker. Sehenswerth ist der prachtvolle «Wälsche Hof», einst Residenz der böhm. Könige und Münzstätte, wo 1300 die ersten Silbergroschen geprägt wurden. Die 1237 entdeckten, ehemals sehr ergiebigen Silberminen, durch welche K. einst zu großer Blüte kam, wurden Ende des 18. Jahrh. aufgegeben, 1874 jedoch vom Staate wieder in Betrieb gesetzt.

Kutter nennt man ein einmastiges, einer Jacht (s. d.) ähnlich getakeltes Fahrzeug. Die Größe seiner Segel, sein Tiefgang und sein scharfer Zuschnitt machen den K. zu schnellem Segeln geschickt und gestatten, mit ihm auch gegen conträren Wind gut zu manövriren. Deshalb benutzte man früher in verschiedenen Ländern dergleichen armirte Fahrzeuge zur Küstenwache, während man jetzt dafür allgemein Dampffahrzeuge verwendet. An Bord von Kriegsschiffen heißen K. die drittgrößten Boote, welche an der Seite des Schiffs aufgehißt werden.

Digitized by Google

Kutüſow (Michail Larionowitſch Goleniſchtſchew-), Fürſt Smolenſkij, ruſſ. Feldmarſchall, geb. 16. Sept. 1745, erhielt ſeine Erziehung in Straßburg und trat, 16 J. alt, in die Artillerie ein, machte 1764—69 die Feldzüge in Polen mit und focht dann 1770 unter Rumjanzow gegen die Türken. Er zeichnete ſich namentlich bei Erſtürmung der türk. Feſtung Schumla aus, trug ſpäter viel zur Bezwingung des Rebellen Pugatſchew bei, wurde 1784 Generalmajor und 1787 Generalgouverneur in der Krim. Infolge einer Verwundung bei Otſchakow verlor er das rechte Auge. Rühmlich zeichnete er ſich auch aus bei Folſchani 1. Aug. 1789 und in dem Kampfe von Rimnik, 31. Dec. 1790, ſowie bei der Erſtürmung von Ismail unter Suworow. Hierauf zum Generallieutenant ernannt, ſchlug er die Türken 14. Juni 1791 bei Babadagh und fand bei den bald nachher erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte Gelegenheit, ſich den Ruf eines gewandten Diplomaten zu erwerben. Er wurde Generalgouverneur von Finland und Chef des Cadettencorps in Petersburg, übernahm bei der Thronbeſteigung Kaiſer Paul's eine Sendung nach Berlin und wurde nach Paul's Ermordung 1801 Generalgouverneur von Petersburg. Im Feldzug von 1805 erhielt er den Oberbefehl des 1. ruſſ. Armeecorps gegen die Franzoſen. Er führte daſſelbe gegen den Inn, traf daſelbſt aber erſt nach der Capitulation von Ulm ein, worauf er das kleine öſterr. Corps des Generals Kienmayer an ſich zog und den Andrang des franz. Heers aufhielt. Auf dem rechten Donau-Ufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzoſen lebhaft verfolgt; doch trug er 18. und 19. Nov. bei Dürenſtein einen Sieg über den Marſchall Mortier davon. Nachdem er ſich mit den andern ruſſ. Corps vereinigt, befehligte er unter Alexander das verbündete Heer 2. Dec. 1805 in der Schlacht von Auſterlitz (ſ. d.), die gegen ſeinen Rath geliefert wurde. Von 1806—11 war er Generalgouverneur von Litauen und Kiew, übernahm 1811 den Oberbefehl gegen die Türken und ſchloß 28. Mai 1812 den Frieden zu Bukareſt. Ueber ſeine Leiſtungen im Kriege von 1812, in welchem er, von der Volksſtimme bezeichnet, Barclay de Tolly im Oberbefehle des ruſſ. Heers ablöſte, ſind die Meinungen getheilt; doch endigte der Feldzug mit dem Untergang des franz. Heers, und für ſeinen Sieg bei Smolensk (November) über Davouſt und Ney ertheilte ihm der Kaiſer Alexander den Beinamen Smolenſkij. Nachdem er noch aus Kaliſch 25. März 1813 die Proclamation, in welcher er die Deutſchen zum Kampfe aufrief, erlaſſen, ſtarb er 28. April 1813 zu Bunzlau in Schleſien, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Auch vor der Iſaakkirche in Petersburg befindet ſich ein Standbild K.'s.

Kützing (Friedr. Traugott), namhafter Botaniker, geb. 8. Dec. 1807 zu Ritteburg bei Artern in Thüringen, war erſt Apotheker, widmete ſich aber auf der Univerſität Halle ganz den Naturwiſſenſchaften. Er bearbeitete hier die «Synopsis Diatomearum» (Halle 1833) und gab die «Algae aquae dulcis» (16 Hefte., Halle 1833—36) in getrockneten Exemplaren heraus. Infolge ſeiner Entdeckung der Kieſelſchalen der Bacillarien, die K. während eines Aufenthalts in Eilenburg (1834) machte, wurde ihm von der berliner Akademie eine Unterſtützung zu einer Reiſe nach dem ſüdl. Europa bewilligt. Auf dieſer Reiſe beſuchte er 1835 das Litorale, Dalmatien, Italien und die Alpen und beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit der Unterſuchung der Tange des Adriatiſchen und Mittelländiſchen Meers. Nach der Rückkehr wurde er Lehrer der Naturwiſſenſchaften an der Realſchule in Nordhauſen. Mit der Abhandlung «Die Umwandlung niederer Algenformen in höhere ſowie auch in Gattungen ganz verſchiedener Familien und Klaſſen höherer Kryptogamen» (Harl. 1839) gewann er einen von der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem ausgeſchriebenen Preis. Hierauf folgten mehrere Arbeiten über die Algen; dahin gehören die «Phycologia generalis» (Lpz. 1843, mit 80 Tafeln), die «Phycologia germanica» (Nordh. 1845), die «Tabulae phycologicae» (19 Bde., Nordh. 1845—71), welche auf 1900 Tafeln die Abbildungen von 4407 Arten und Formen der Algen enthalten, endlich die «Species Algarum» (Lpz. 1849). Andere Arbeiten K.'s ſind: «Ueber die Verwandlung der Infuſorien in niedere Algenformen» (Nordh. 1844) und das wichtige Werk «Die kieſelſchaligen Bacillarien oder Diatomeen» (Nordh. 1844, mit 30 Tafeln; 2. Aufl. 1865). Eine für die Wiſſenſchaft ſehr bedeutende Arbeit ſind auch K.'s «Grundzüge der philoſ. Botanik» (2 Bde., Lpz. 1851—52), worin er die ganze Botanik von einem Grundprincip aus darzuſtellen ſucht. Er tritt darin einerſeits als der entſchiedenſte Vertheidiger der mutterloſen Zeugung auf, indem er den Anfang der Organismen nicht in das Ei oder den Keim legt, ſondern bis in die Stoffbildung zurück verfolgt; andererſeits ſucht er die ſeit Linné angenommene Stabilität der Art zu bekämpfen, indem er in der organiſchen Natur nur mehr oder weniger variable Formen anerkennt.

Kux (Kuchs, Schicht, Stamm) iſt ein idealer Antheil an einem zu den unbeweglichen Sachen gehörenden Bergwerkseigenthum (gewerkſchaftliche Grube oder Zeche), durch welchen

das Verhältniß der Antheile der betheiligten Gewerken untereinander bestimmt wird und welcher Mobiliarqualität hat und untheilbar ist. Nach ältern Bergordnungen war in vielen Bergbezirken die Kuxeintheilung willkürlich; in neuester Zeit aber hat sie die Vorzüge der Decimaleintheilung erhalten und es dürfen Bruchtheile nicht unter Einem Zehntel, nach österr. Berggesetz nicht unter Einem Hundertstel sein, wobei eine Beurtheilung nach allgemeinen civilrechtlichen Grundsätzen Geltung hat. Die ältern Bezeichnungen Freikux, Erbkux (Grundkux), Holzkux u. a. gehörten nicht zu den contribualen K.; auch wurden früher die K. als unbewegliche Sachen behandelt. (S. Actie und Actiengesellschaft, Bergrecht, Gewerkschaft.)

Kwaß ist ein in Rußland beliebtes Getränk, welches die Stelle des Biers vertritt. Bei den Bauern besteht der K. nur aus einem trüben, sauern, noch gärenden Aufguß auf geschrotenes Getreide. Dagegen sind die feinern Sorten K., besonders der Aepfel- und Himbeerkwaß, die in Petersburg und Moskau in eigenen Trinkstuben verabreicht werden, sehr wohlschmeckend.

Kyau (Friedr. Wilh., Freiherr von), bekannt als witziger Satiriker, geb. 6. Mai 1654, trat in seinem 18. Jahre als Gemeiner in kurbrandenb. Kriegsdienste. Noch war er nach 10 Jahren Fähnrich, als er infolge einer verunglückten Posse nach Spandau kam. Zwar wurde er auf Fürbitte der Kurfürstin bald wieder seiner Haft entlassen; doch ein Zweikampf nöthigte ihn später nach Sachsen zu flüchten, wo er wieder Kriegsdienste nahm. Durch seine stets frohe und satirische Laune machte er sich am Hofe August's des Starken sehr beliebt, wurde nachher dessen Generaladjutant und zuletzt mit dem Titel eines Generallieutenants Commandant der Festung Königstein, wo er 19. Jan. 1733 starb. K. war von Charakter brav, haßte alle Schmeichelei und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Obwol er dem ganzen Hofe zur Belustigung diente, behauptete er doch stets seine Würde, da er weniger sich als andere, insbesondere die adelstolzen Höflinge, zum Gegenstande des Spottes wählte. Vgl. Wilhelmi, «K.'s Leben und lustige Einfälle» (3 Bde., Lpz. 1772; Freystadt 1796; neu erzählt von Wilhelmi, Lpz. 1797); «K.'s Leben und Schwänke» (Lpz. 1800); Nick, «Biographische Skizzen, Anekdoten und Schwänke aus dem Leben des Barons Friedrich Wilhelm von K.» (Reutlingen 1860); Kyaw, «Die Familienchronik des Geschlechts von K.» (Lpz. 1870).

Kyburg, Pfarrdorf, früher Städtchen im Bezirk Pfäffikon des schweiz. Cantons Zürich, 5 Kilom. südlich von Winterthur, 630 Mt. über dem Meere, über dem linken Abhang des waldigen Tößthals malerisch gelegen, zählt (1870) 385 E., besitzt ein uraltes Schloß, einst Sitz der schon 760 erwähnten Grafen von K., und war früher Hauptort der Landvogtei K. Nach dem Aussterben der Grafen von K. 1264 fielen die bedeutend erweiterten Besitzungen derselben an die Grafen von Habsburg und durch diese an das Haus Oesterreich, das noch gegenwärtig den Titel Grafen von K. führt. Oesterreich verpfändete K. 1384 an die Grafen von Toggenburg, dann an die von Bregenz und 1424 an die Stadt Zürich, die zwar 1442 die Grafschaft Kaiser Friedrich III. zum Geschenk machte, aber schon 1452 sie für schuldigen Sold zum Unterpfande wiedererhielt und nun K. zum Hauptorte der gleichnamigen Landvogtei machte. In neuester Zeit ist das Schloß K. in Privatbesitz übergegangen; es enthält eine reiche Rüstkammer und eine gewählte Galerie älterer Meister im Rittersaal.

Kyffhäuser wird der in seinen höchsten Gipfeln bis zu 460 Mt. aufsteigende Bergrücken in der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt genannt, der die Goldene Aue auf der Südseite begrenzt, und dessen Abdachung nach Frankenhausen zu den Namen Schlachtberg führt, nach der Schlacht, in welcher 15. Mai 1525 Thomas Münzer mit den Bauern besiegt wurde. Die höchste Spitze krönt die majestätische Ruine der alten Burg Kyffhausen, welche, zur Zeit der sächs. Kaiser zum Schutze der in dem Dorfe Tilleda am Fuße des Bergs gelegenen Pfalz erbaut, der oftmalige Wohnsitz der Hohenstaufen war. Die älteste Nachricht, die sich davon findet, ist die von der Eroberung der Burg 1118. Im J. 1407 wurden die Grafen von Schwarzburg mit Schloß und Berg K. belehnt und sind seitdem im Besitz geblieben. Die Kaisersage, welche sich daran knüpft und berichtet: «er (der Kaiser) wandere zu Kyffhausen auf dem wüsten Schloß und auch andern wüsten Burgen, die zum Reiche gehören», kommt vor dem 15. Jahrh. nicht vor. Daß es Friedrich I. Barbarossa sei, ist erst durch Rückert's Ballade allgemein angenommen; gemeint war vielmehr Friedrich II. Vgl. Voigt, «Die deutsche Kaisersage» (in H. von Sybel's «Histor. Zeitschrift», Bd. 26). Westlich vom K. liegen die herrlichen Ruinen der Rotenburg. Vgl. Richter, «Deutsches Kyffhäuserbuch» (Eisl. 1876).

Kyme, die älteste und bedeutendste unter den äol. Städten Kleinasiens, an der Südseite des Elaitischen Meerbusens, ungefähr in der Mitte zwischen den Flüssen Kaikos und Hermos (bei dem jetzigen Sandali) gelegen, nach einer Tradition die Mutterstadt des weiter südlich

Digitized by Google

gelegenen, urſprünglich ebenfalls äol. Smyrna. Der Sage nach iſt K. die Heimat des Vaters des Heſiod, und auch Homer's Geburtsſtadt wollte K. ſein. Unter ihren Bürgern verdient der Hiſtoriker Ephoros, der erſte Verfaſſer einer Univerſalgeſchichte (um 340 v. Chr.), Erwähnung. Wie andere Städte Kleinaſiens wurde ſie im J. 17 n. Chr. von einem furchtbaren Erdbeben heimgeſucht. — Eine zweite ſehr alte, aber frühzeitig in Verfall und Vergeſſenheit gerathene Stadt K. lag auf der Oſtküſte der Inſel Euböa an der Stelle des jetzigen Kumi, das noch den Namen und einige ganz geringe Reſte der alten Stadt bewahrt hat. Dies war ohne Zweifel die Mutterſtadt des unteritaliſchen Cumä (ſ. d.), welches dann nach dem Verfall K.s ſich als eine Colonie von Chalkis betrachtete.

Kynaſt, eine dem Grafen Schaffgotſch gehörige, 21 Rittergüter umfaſſende freie Standesherrſchaft im Hirſchberger Kreiſe des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schleſien, führt ihren Namen von dem durch Sage und Geſang vielfach verherrlichten Bergſchloſſe K. im Rieſengebirge, welches von Herzog Bolko I. 1292 erbaut, 1360 von Bolko II., Herzog von Schweidnitz und Jauer, dem tapfern Ritter Gottſche Schof (Gotthard Schaf) übergeben und 31. Aug. 1675 vom Blitze zerſtört wurde. Die romantiſch gelegenen Ruinen von K., auf einem bewaldeten Granitfelſen, 4 Kilom. im Südſüdweſten von Warmbrunn, 612 Mt. über dem Meere, ſind umfänglich und ziemlich gut erhalten. Außer einem ſeltenen Echo genießt man von hier eine entzückende Ausſicht in das ſchöne hirſchberger Thal. Nach der Volksſage lebte einſt in dieſem Schloſſe ein Fräulein Kunigund (von Körner verherrlicht), die Erbin großer Beſitzungen, die nur dem Ritter um ihre Hand zu werben geſtattete, welcher auf der ſchmalen Burgmauer das Schloß zu umreiten den Muth hätte. Viele hatten dieſe Probe mit dem Leben gebüßt, bis endlich ein Herzog von Sachſen den Ritt glücklich vollbracht, aber, als ihm das Fräulein liebeglühend entgegenkam, höhnend erklärte, daß bereits eine andere ſein Herz beſitze. Am nördl. Fuße des Ruinenbergs liegt das Dorf Hermsdorf, das Hauptquartier der Führer für Reiſende, welche von dieſer Seite das Rieſengebirge beſuchen, mit 2165 E. und einem gräfl. Schloß, worin die Centralverwaltung aller Beſitzungen der Grafen Schaffgotſch ſich befindet.

Kynoskephälä (griech.), d. h. eigentlich Hundsköpfe, war der Name zweier Hügel bei Skotuſſa in Theſſalien, öſtlich von Pharſalus, wo der macedon. König Philipp II. durch die Römer unter Titus Quinctus Flamininus 197 v. Chr. eine völlige Niederlage erlitt.

Kyrie eleïson, d. h. Herr, erbarme dich! ſind griech. bibliſche Worte, die den Anfang und die Grundlage eines in der chriſtl. Kirche gebräuchlichen Gebets bilden, das Sylveſter I. in die abendländ. Kirche eingeführt haben ſoll. Zuverläſſig findet es ſich als Beſtandtheil der von Gregor d. Gr. eingeführten Meſſe. Die beiden Worte bilden den erſten Satz der muſikaliſchen Meſſe in der kath. Kirche (das Kyrie oder Miserere) und werden auch hier und da in der prot. Kirche geſungen. In der Kirchenmuſik ſind dieſe Worte ſeit Jahrhunderten außerordentlich häufig und mit dem größten Aufwand contrapunktiſcher Kunſt mehrſtimmig componirt.

Kythēra, eine der Joniſchen Inſeln, ſ. Cerigo.

Kythnos, jetzt Thermia, eine der Cykladiſchen Inſeln im Aegäiſchen Meere, zählt auf gegen 80 QKilom. etwa 4000 E. und iſt ſeit alten Zeiten durch ihre heißen Quellen berühmt. Die Hauptſtadt Meſſaria, mit 1438 E., treibt Handel mit Wein, Gerſte, Honig u. ſ. w.

L.

L, der zwölfte Buchſtabe unſers Alphabets, ſtammt dem Zeichen nach aus dem lat. Alphabet, iſt in dieſes, wie die ganze Buchſtabenreihe, aus der griech. Schrift gekommen, ſtammt alſo wie dieſe überhaupt von dem phöniz. Alphabet ab. Der griech. Name lambda iſt aus dem Semitiſchen (hebr. lamed) mit herübergenommen. Der Laut l gehört zu den ſog. liquiden Conſonanten (liquidae), zu denen die ältere Grammatik l, m, n, r rechnete; die neuere Lautlehre und Lautphyſiologie benennt ſo nur l und r und ſcheidet m, n als Naſale aus. Das l wird gebildet, indem die Zungenſpitze durch Anlehnung an die obere oder untere Zahnreihe oder an den harten Gaumen die Mundhöhle nach vorn ſperrt, die Seiten der Zunge dagegen zwiſchen ſich und den Backenzähnen Raum laſſen, durch welchen der Athmungsſtrom ausfließt; da bei der Ausſprache des l die Stimmbänder des Kehlkopfs ſo weit genähert ſind, daß ſie in tönende Schwingungen verſetzt werden, gehört l zu den tönenden Lauten und kann geradezu als Vocal auftreten; unter den heutigen europ. Sprachen hat z. B. das Böhmiſche (Czechiſche) ein l vocalis, vlk (Wolf).

Digitized by Google

Die Aussprache des consonantischen l kann beträchtliche Verschiedenheiten zeigen: es kann lauten wie unser deutsches l, wie das sog. mouillirte (palatale) l z. B. im Französischen (faillir), das uns fast wie lj erscheint, und endlich, wie man es gewöhnlich bezeichnet, guttural gesprochen werden, das sog. harte l des Russischen, Polnischen und anderer slaw. Sprachen; die slaw. Sprachen mit lat. Schrift bezeichnen es durch ł. Dies l hat die Neigung in w überzugehen und wird z. B. im Wendischen wie w gesprochen. Das l hat die nächste Verwandtschaft zum r, die indogerman. Ursprache besaß nur r (ebenso hat das älteste Persisch, Zend, nur r), alle l der indogerman. Sprachen sind also aus r entstanden. Der Uebergang von r in l ist auch in modernern Sprachperioden noch sehr gewöhnlich, wie z. B. unser Pflaume = lat. prunus, Pilger = peregrinus; der Schweizer sagt Kilche statt Kirche, der gemeine Mann Balbier statt Barbier. — Als Abbreviatur steht L in röm. Inschriften u. s. w. häufig für den Namen Lucius seltener für Lälius; auch steht es oft bei Anführungen für Lex (d. i. Gesetz) und für Liber (d. i. Buch). In bibliogr. Werken bedeutet s. l. (d. i. sine loco) soviel als: ohne Angabe des Druckorts. Von Münzen werden Lira und Livre durch L abgekürzt; ebenso ist das Zeichen für das engl. Pfund Sterling (£) eine Abkürzung von Livre, dem altfranz. Worte für Pfund. Auf franz. Münzen bezeichnet L den Münzort Bayonne. Auf franz. Curszetteln ist L die Abkürzung für Lettres, in der Chemie La für Lanthan, Li für Lithium, Ls für Lavoisium.

Laab oder Lab. Bei den Wiederkäuern besteht der Magen aus einem besondern Sacke, dem Wanst oder Pansen, und einem dünnern Theile, der durch Einschnürungen in drei besondere Abtheilungen, die Haube, den Psalter und den Laabmagen, abgesondert ist. Eine gewisse Zubereitung des Laabmagens der Kälber (auch der Schafe), der vermöge seines Gehalts an Chimosin die Eigenschaft, das Alkali-Albuminat der Milch zu coaguliren (s. d.), die er zu Lebzeiten des Thiers hat, auch nach dem Tode in hohem Grade besitzt, heißt L. Die Zubereitung besteht einfach im Einsalzen oder Räuchern des Laabmagens. Beim Gebrauch wird ein Streifen abgeschnitten, in wenigem warmen Wasser eingeweicht und der Milch bei 30—35° C. zugemischt. Die Wirkung ist außerordentlich. Neuerdings bedient man sich nicht mehr des leicht der Verderbniß ausgesetzten L., sondern statt dessen der Laabessenz, welche meistens mittels Auszugs der abgeschabten Schleimhaut des Kälbermagens durch Weißwein mit Kochsalz dargestellt wird und viel reinlicher, haltbarer und von gleicher Wirkung ist, wie das erstere. Das L. oder die Laabessenz sind unentbehrlich bei der Süßmilchkäserei zur Scheidung des Käsestoffs von den Molken. Mineralsäuren bewirken zwar ebenfalls das Gerinnen, werden aber nur selten angewendet, höchstens zur Trennung des Ziegers (s. d.) von der Molke oder den Schotten.

Laach, lat. Lacus (d. i. See) oder Abbatia Sanctae Mariae in Lacu oder Lacensis, eine ehemalige reiche und berühmte Benedictinerabtei auf der Eifel im Kreise Mayen des preuß. Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, 8 Kilom. westlich von Andernach gelegen, wurde 1093 gestiftet, 1156 eingeweiht und 1802 aufgehoben. Als Domäne versteigert, kam das Kloster zuerst in den Besitz der Familie Delius, 1863 in den der Jesuiten, welche hier ein Collegium und ein Seminar errichteten, aber 1. Jan. 1873 das Kloster wieder verlassen mußten, das jetzt im Besitz des Grafen Rudolf von Schaesberg ist. Die Kirche mit einer Kuppel, fünf Thürmen, einer Krypta und herrlichen Ornamenten, das schönste Denkmal roman. Baukunst im Rheinlande, ist im Besitz der Regierung und wird nicht mehr zum Gottesdienst benutzt. Der Laacherſee, an dessen Südseite die Kirche liegt, ist der größte und berühmteste der Kraterseen oder Maare in der Eifel (s. d.). Derselbe liegt 281 Mt. über dem Meere, ist 2643 Mt. lang, 2400 Mt. breit, bis 70 Mt. tief und bedeckt eine Fläche von 4 QKilom. Sein Wasser ist klar, sehr kalt, reich an Hechten und wirft, vom Winde bewegt, einen Sand aus, der vom Magnet angezogen wird. Er fließt durch einen künstlichen Kanal in die Nette ab. Vgl. Wegeler, «Das Kloster L.» (Bonn 1854); Dechen, «Geognost. Führer zum Laacherſee» (Bonn 1864); Nöggerath, «Der Laacherſee und seine vulkanischen Umgebungen» (Berl. 1870).

Laaland oder Lolland, eine Insel des Königreichs Dänemark, in der Ostsee vor dem Eingange in den Großen Belt gelegen, hat nebst mehrern kleinen, zusammen nur 11 QKilom. umfassenden Eilanden ein Areal von 1184 QKilom. mit (1870) 62,953 E. und ist niedrig, eben, gut bewaldet und überaus fruchtbar. Die Städte derselben, fünf an der Zahl, sind: Maribo im Innern, der Sitz des Stiftsamtmanns, mit 2156 E.; Nakskov, mit 4033 E. und nicht unbedeutendem Getreidehandel; Nysted mit 1336, Saxkjöbing mit 1409 und Rödby mit 1553 E. Letztere vier sind Hafenstädte. Mit der durch den engen Guldborg-Sund von ihm getrennten Insel Falster (s. d.) bildet L. das Amt Maribo, das südlichste des Königreichs Dänemark, welches auf 1659,6 QKilom. 90,706 E. zählt.

Digitized by Google

Laar (Peter van) oder Laer, genannt Bamboccio, berühmter Maler und ausgezeichneter Musiker, war um 1613 zu Laren bei Naarden in Holland geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung in der Heimat erhalten, ging er nach Rom, wo er 16 Jahre zubrachte, mit Poussin, Claude Lorrain, Sandrart und andern Künstlern im vertrauten Umgange stand und auf den Geschmack der Italiener bedeutend einwirkte. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Amsterdam, später in Harlem, wo er um 1674 infolge von Hypochondrie sich selbst das Leben nahm. Den Beinamen Bamboccio, d. h. Krüppel, erhielt er in Rom seiner possirlichen Figur wegen oder weil er meist Scenen aus dem Volksleben der niedrigsten Klasse, Bettler, Räuber u. s. w., und zwar nicht ohne Geist und Kraft, in der Behandlungsweise der neapolit. Schule darstellte. Nach seinem speciellen Beinamen hat man das ganze Genre, dem er anhing, Bambocciaden (s. d.) genannt, obschon die Hauptrepräsentanten desselben älter sind als er.

Labadie (Jean de), Mystiker und Separatist des 17. Jahrh., geb. 13. Febr. 1610 zu Bourg in Guyenne, wurde in Bordeaux von den Jesuiten erzogen und gebildet und gehörte deren Orden bis 1639 an. Sein Drang zur Mystik, genährt durch das Studium der Bibel sowie der Schriften Augustin's und des heil. Bernhard, führte ihn zu den Vätern des Oratoriums und dann zu den Jansenisten, doch veranlaßten erst die steten Verfolgungen der Jesuiten ihn 1650 zum Uebertritt zur reform. Kirche. Doch auch hier erstrebte L. eine Reform der verderbten Kirche nach dem Muster der alten Kirche, besonders der ersten apostolischen Gemeinde. Zunächst wurde er Prediger in Montauban, dann, von hier vertrieben, in Orange, in Genf 1660, in Middelburg 1666 und 1669 in Amsterdam, wo er seine Anhänger zu einer besondern kirchlichen Gesellschaft vereinigte, die man nach ihm Labadisten nannte. Da man ihn deshalb auch hier nicht mehr duldete, begab er sich 1670 nach Herford, wo er in der Pfalzgräfin Elisabeth eine Beschützerin fand. Von hier 1672 durch ein kaiserl. Edict vertrieben, ging er nach Bremen, endlich nach Altona, wo er Privatversammlungen hielt und 2. Febr. 1674 starb. Unter seinen Anhängern erregte namentlich seine Schülerin, die durch die Eigenthümlichkeit ihres Wesens wie durch ihre Gelehrsamkeit bekannt gewordene Jungfrau Anna Maria von Schurmann, großes Aufsehen. Dieselbe war 5. Nov. 1607 in Köln geboren, Tochter reform. Aeltern, hielt sich meist in Utrecht auf und lernte L. in den Niederlanden kennen. Hier schloß sie sich demselben an, weil auch sie den kirchlichen Zustand für verdorben hielt, begleitete ihn nach Altona und zog sich nach seinem Tode nach Vinwarden in Westfriesland zurück, wo sie unverehelicht 5. Mai 1678 starb. Ihr Hauptwerk ist «Eucleria, seu melioris partis electio» (Altona 1673). Die Labadisten wollten sich von der reform. Kirche nicht trennen, aber diese zu einer vollkommenen Gemeinschaft der Wiedergeborenen umgestalten, wie dies namentlich erhellt aus ihrer Bekenntnißschrift: «Declaration oder nähere Erklärung der reinen Lehre». Weil sie die Kirche für verderbt hielten, forderten sie eine Separation der Erleuchteten von den Verderbten. Jene sollten die reine Kirche mit strenger Kirchenzucht bilden und allein das Abendmahl würdig feiern; nur die Wiedergeborenen sollten getauft werden. Außerdem findet sich bei ihnen eine buchstäbliche Beobachtung der äußern Lebensordnungen und Institutionen der christl. Urzeit, in welchen sie das Urbild apostolischer Reinheit verwirklicht sahen. So lebten sie nach dem Muster der ältesten Kirche von ihrer Hände Arbeit und scheinen auch eine Art von Gütergemeinschaft unter sich eingeführt zu haben. Die Sekte erhielt sich bis gegen die Mitte des 18. Jahrh., wo ihre Anhänger sich allmählich mit andern mystischen Parteien verschmolzen.

Labărum hieß in der spätröm. Zeit die kaiserl. Hauptfahne des Heers; es war eine lange Lanze, von einem Querbalken durchschnitten, von welchem eine rothseidene oder purpurfarbene Fahne niederhing. In die letztere ließ Konstantin d. Gr. im Kriege gegen Maxentius (312 n. Chr.) das Zeichen des Kreuzes und die griech. Anfangsbuchstaben des Namens Christi (X und P) setzen, wozu er durch eine wunderbare Erscheinung des Kreuzes vor der Hauptschlacht bei Saxa Rubra vor Rom oder schon bei Eröffnung dieses Feldzugs bewogen worden sein soll.

Labat (Jean Baptiste), Missionar und Reisender, geb. 1663 zu Paris, wurde in seinem 19. Jahre Mönch, lehrte darauf Mathematik und Philosophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers versah, und kehrte 1693 nach Paris in das Dominicanerkloster in der Straße St.-Honoré zurück. Nachdem er sich hier zum Missionar vorbereitet, ging er als solcher nach Martinique, sodann nach Guadeloupe. Später wurde er Generalprocurator der Mission. Auf seinen Missionsreisen untersuchte er die Inseln und bei dem Angriffe der Engländer auf Guadeloupe 1703 erwies er seinen Landsleuten als erfahrener Ingenieur große Dienste. Als er 1705 in Angelegenheiten des Ordens nach Europa gesendet wurde, ergriff er diese Gelegenheit, um die Umgegend von Cadix, wo er 9. Oct. landete, und die Küste Andalusiens bis Gibraltar

geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Von 1715 an lebte er in Paris, wo er 6. Jan. 1738 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Nouveau voyage aux îles de l'Amérique» (6 Bde., Par. 1722 u. öfter; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnb. 1782—88), «Voyage en Espagne et Italie» (8 Bde., Par. 1730; deutsch von Tröltsche, Amsterd. 1758—62), «Nouvelle relation de l'Afrique occidentale» (5 Bde., Par. 1728), «Relation historique de l'Ethiopie occidentale» (5 Bde., Par. 1732).

Labé (Louise Charly), Dame Perrin oder La belle cordière genannt, eine der ausgezeichnetsten ältern franz. Dichterinnen, geb. zu Lyon 1526, erregte schon frühzeitig durch ihre ungewöhnliche Schönheit, durch ihr Talent für fremde Sprachen und ihr männliches Wesen die Bewunderung der Zeitgenossen. Sie nahm, kaum 16 J. alt, 1542 an der Belagerung von Perpignan theil. Als der Dauphin die Belagerung dieser Festung aufgab, kehrte sie nach Lyon zurück und vermählte sich mit Ennemond Perrin, einem reichen Kaufmann und Seiler. Von dieser Zeit an lebte sie ganz der Dichtkunst und Musik; ihr Haus war der Sammelplatz der Dichter, Gelehrten und Künstler. Sie starb zu Lyon im März 1566. Die voneinander sehr abweichenden Zeugnisse ihrer Zeitgenossen über sie sind ihrem poetischen Talent ebenso günstig wie sie ihrem Lebenswandel ungünstig sind. Ihre Gedichte, bestehend aus drei Elegien, die wahre Meisterstücke sind, 24 Sonetten und einer Allegorie: «Débat de la folie et de l'amour», erschienen zuerst 1555 zu Lyon. Die beste Ausgabe besorgte Breghot du Lut (Lyon 1824), die neueste Prachtausgabe erschien zu Paris 1853. Vgl. (Gonon), «Documents historiques sur la vie et les mœurs de Louise L.» (Lyon 1844), und Laur, «Louise L. Zur Geschichte der franz. Literatur des 16. Jahrh.» (Straßb. 1873).

Labedoyère (Charles Angelique Huchet, Graf von), ein Opfer der Reaction von 1815 in Frankreich, stammte aus einer alten Familie in der Bretagne und wurde 17. April 1786 zu Paris geboren. Im Alter von 20 J. trat er in die Gensdarmerie der Armee und wohnte den Feldzügen 1806—12 bei. Am Vorabend der Schlacht bei Lützen 1813 erhielt er von Napoleon I. den Befehl über ein Infanterieregiment, an dessen Spitze er auch bei Bautzen und im Gefechte bei Goldberg kämpfte. Schwer verwundet kehrte er nach Frankreich zurück. Nach der ersten Abdankung Napoleon's trat er in die Armee zurück und befand sich mit seinem Regiment in der Nähe von Vizelle, als der Kaiser 1815 von Elba zurückkehrte. L. stieß sogleich zu demselben, wohnte dem Einzuge in Grenoble bei und wurde bald darauf zum Generallieutenant und Pair von Frankreich erhoben. Nach der Schlacht bei Waterloo, wo er mit großer Tapferkeit focht, eilte er nach Paris und äußerte sich in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni mit besonderer Heftigkeit gegen die Bourbons. Nach der Capitulation von Paris folgte L. der Armee hinter die Loire. Er faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, erschien aber 3. Juli nochmals zu Paris, um von seiner Familie Abschied zu nehmen. Er wurde indeß verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, 15. Aug. zum Tode verurtheilt und 19. Aug. 1815 erschossen.

Laberdan, s. Kabeljau.

Laberius (Decimus), ein röm. Ritter (geb. gegen 105, gest. 43 v. Chr.), der als Dichter von Mimen (s. d.), die durch Geist und oft derben und beißenden Witz ausgezeichnet waren, sich berühmt gemacht hat. Als er bereits in seinem 60. Lebensjahre stand, wurde er von Cäsar genöthigt, bei den scenischen Spielen, die dieser 45 v. Chr. zu Rom anstellte, in einem seiner Mimen persönlich und im Wettstreite mit dem beliebten Publius Syrus aufzutreten, wodurch er die Ehre seines Standes und selbst mit der bürgerlichen Unbescholtenheit einen Theil der Rechte eines gewöhnlichen Bürgers verlor, wenn ihn nicht der Wille des gewaltigen Dictators sofort in seinen Stand wieder eingesetzt hätte. Unter den noch vorhandenen Bruchstücken, welche am besten von Ribbeck in den «Comicorum latinorum reliquiae» (2. Aufl., Lpz. 1873) gesammelt worden sind, zeichnet sich besonders der von ihm zu dem Mimus, in dem er persönlich auftrat, gedichtete, von Macrobius mitgetheilte «Prologus» aus, den Wieland in der Uebersetzung von Horaz' «Satiren» (Bd. 1, Lpz. 1819) trefflich ins Deutsche übertragen hat.

Labiaten oder Lippenblütler ist der Name einer der größten und natürlichsten Pflanzenfamilien aus der Abtheilung der dikotylen Samenpflanzen. Sie kennzeichnen sich: 1) durch ihre Blüten, welche aus einem röhrigen Kelch mit meist fünfzähnigem und oft zweilippigem Saume, aus einer röhrigen Blumenkrone mit zweilippigem (selten bei fehlender Oberlippe einlippigem) Saume, vier in die Blumenkronenröhre eingewachsenen Staubgefäßen, von denen zwei länger als die beiden andern sind (ausnahmsweise kommen blos zwei vor, z. B. bei den Salbei-Arten), und einem oberständigen Stempel mit tief viertheiligem Fruchtknoten und grundständigem, langem, fadenförmigem, oben in zwei ungleich lange Schenkel (Narben) gespaltenem Griffel

Digitized by Google

bestehen; 2) durch ihre Frucht, welche eine in vier einsamige, kugelige, glatte Nüßchen zerfallende Spaltfrucht ist; 3) durch die Anordnung ihrer Blüten, die bei der großen Mehrzahl in aus zwei gegenständigen, büschelförmigen, dichotomen Trugdolden gebildete Scheinquirle gestellt sind, welche oft wieder in Aehren, Köpfe und Rispen gruppirt erscheinen; 4) durch ihre stets kreuzweisgegenständigen, nebenblattlosen Blätter, welche immer einfach, aber selten ganzrandig, meist gesägt, gezähnt, gekerbt, seltener gelappt oder zertheilt sind; 5) durch ihre in der Regel vierkantigen Stengel und Aeste; 6) durch den Gehalt an ätherischen Oelen, welche bald von gestielten, bald von versenkten Drüsen an den Blättern und Blüten ausgeschieden werden und allen diesen Gewächsen einen mehr oder weniger starken, angenehmen oder unangenehmen aromatischen Geruch verleihen. Die L., theils Kräuter, theils Halbsträucher, seltener Sträucher, sind vorzugsweise in der gemäßigten (namentlich wärmern gemäßigten) und warmen Zone der nördl. Hemisphäre zu Hause. Einen besonders charakteristischen Bestandtheil der Vegetation bilden sie in den Mediterranländern, wo die Form der Halbsträucher entschieden vorherrscht. Aber auch in der deutschen Flora sind sie durch zahlreiche Gattungen und Arten vertreten. Zu dieser Familie gehören viele aromatische Küchengewürz- und Medicinalpflanzen, z. B. die Salbei-Arten (Salvia), der Thymian (Thymus vulgaris L.), der Feldkümmel (Thymus Serpyllum L.), das Pfefferkraut (Satureja hortensis L.), das Basilicum (Ocymum Basilicum L.), die Lavendel (Lavandula vera Dec.), der Gundermann (Glechoma hederaceum L.), der Ysop (Hyssopus officinalis L.), die Pfeffer- und Krauseminze (Mentha piperita und crispa L.) die Citronenmelisse (Melissa officinalis L.), der Majoran (Origanum Majorana L.), der Rosmarin (Rosmarinus officinalis L.) u. a., ferner viele Unkräuter (z. B. die Taubnesseln), auch verschiedene Gartenzierpflanzen (z. B. Arten von Salvia, Dracocephalum u. a.). Alle mit vier Staubgefäßen versehene L. bilden die 1. Ordnung der 14. Klasse des Linné'schen Systems.

Labienus (Titus Atius), ein Römer, welcher als Volkstribun 63 v. Chr., von Cäsar veranlaßt, den Cajus Rabirius, welchen Cicero vertheidigte, als Mörder des Saturninus anklagte. Im Gallischen Kriege erwarb sich derselbe als Cäsar's Legat (Unterfeldherr) hohen kriegerischen Ruhm und große Reichthümer, verließ jedoch, als der Bürgerkrieg ausbrach (49 v. Chr.), seinen alten Feldherrn und schloß sich dem Pompejus an, den er nach Griechenland begleitete, wo er ebenso an den glücklichen Gefechten bei Dyrrhachium als an der Schlacht bei Pharsalus theilnahm. Von der Niederlage in der letztern brachte er fliehend die Nachricht nach Dyrrhachium, von wo er sich mit Afranius zu Cato nach Korkyra begab. Später traf er mit den flüchtigen Pompejanern in Afrika zusammen und focht im Afrikanischen Kriege gegen Cäsar, den er in der ersten Zeit nach der Landung desselben bei Ruspina mit Glück angriff. Mit Sextus Pompejus und andern entkam er nach Cäsar's Siege bei Thapsus nach Spanien zu Cnejus Pompejus und fand in der Schlacht bei Munda, 17. März 45, welche die Reste der Pompejanischen Partei vernichtete, seinen Tod. — Sein Sohn, Quintus L., wurde von Brutus und Cassius an den Partherkönig Orodes I. gesendet, dessen Hülfe zu erbitten. Mit Pacorus, dem Sohne des Königs, der sich erst nach der Schlacht bei Philippi zum Krieg gegen die Römer entschloß, drang er in Syrien und Vorderasien ein, wurde aber 39 von dem Legaten des Antonius, Publius Ventidius, im Taurus ebenso wie nachher Pacorus selbst geschlagen und von Demetrius, einem Freigelassenen des Cäsar, der für Antonius Cypern verwaltete, in seinem Zufluchtsorte in Cilicien entdeckt und getödtet. — Des Letztgenannten Sohn (oder Bruder), Titus L., machte sich unter Augustus einen Namen als Redner und Geschichtschreiber im entschieden republikanischen Sinne und erhielt wegen der Heftigkeit seines Auftretens den Spitznamen Rabies (Wuth). Seine Schriften wurden ebenso wie die des Cassius Severus und des Cremutius Cordus nach einem Beschlusse des röm. Senats öffentlich verbrannt, am Anfange der Regierung des Caligula jedoch ihre Verbreitung wieder gestattet. Es blieb uns davon nichts erhalten. Der Name des L. wurde neuerdings viel genannt infolge des von A. Rogeard unter dem Titel «Les propos de L.» (1865) verfaßten Pamphlets gegen Napoleon III.

Labil soviel wie vergänglich, hinfällig; labiles Gleichgewicht, s. Gleichgewicht.

Labillardière (Jean Julien), Naturforscher und Reisender, geb. zu Alençon 23. Oct. 1755, studirte zu Montpellier Medicin, wandte sich aber später der Botanik allein zu. Er machte zuerst mehrere Reisen durch England, Frankreich und die Alpen, bereiste dann auf Kosten der franz. Regierung 1786 und 1787 Syrien und den Libanon und begleitete endlich als Botaniker die von d'Entrecasteaux commandirte Expedition. L. sammelte auf diesen Reisen, zumal in Australien, ein sehr bedeutendes Herbarium. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1800 Mitglied des Instituts. Er starb in Paris 8. Jan. 1834. Man verdankt ihm

Digitized by Google

außer vielen naturwissenschaftlichen Abhandlungen mehrere botan. Hauptwerke, wie «Icones plantarum Syriae rariorum» (Par. 1791—1812), «Novae Hollandiae plantarum specimen» (2 Bde., Par. 1804—6), «Relation du voyage à la recherche de la Pérouse, etc.» (2 Bde., Par. 1800), «Sertum Austro-Caledonicum» (2 Bde., Par. 1824—25).

Labkraut, Pflanzenart, s. Galium.

Lablache (Luigi), einer der berühmtesten Sänger der Neuzeit, geb. 6. Dec. 1794 zu Neapel, stammte von einem franz. Vater und einer ital. Mutter. Mit einer ausgezeichneten Stimme begabt, erhielt er seine musikalische Bildung im Conservatorium zu Neapel und trat zuerst 1812 auf dem Theater San-Carlino in der «Bella Molinara» und andern komischen Opern auf. Im J. 1814 verheirathete er sich mit der Sängerin Therese Pinatti, war nacheinander in Messina, Palermo und Mailand angestellt und kam dann nach Wien. Seine glänzendste Epoche begann 1830, wo er bei der Italienischen Oper in Paris debutirte und dort wie in London ein Liebling des Publikums wurde. Er ging 1834 wieder nach Neapel, kehrte aber 1835 nach Paris zurück und sang fortan abwechselnd in der franz. und engl. Hauptstadt. Seine Hauptrollen waren Figaro im «Barbier von Sevilla», Leporello, Heinrich VIII. in «Anna Bolena», Giorgio in den «Puritanern», Dulcamara, Don Pasquale u. a., in welchen allen er ebenso sehr durch seinen Gesang als durch sein vortreffliches Spiel entzückte. Ebenso kolossal wie seine Stimme, welche das stärkste Fortissimo des Orchesters beherrschte, war auch seine Gestalt. L. erhielt 1853 einen Ruf an die Italienische Oper in Petersburg, wo er jeden Winter bis 1857 zubrachte. Er nahm 1857, da seine Gesundheit zerrüttet war, seine Entlassung und suchte Heilung in den Bädern von Kissingen, die ihn wieder herstellten. Ein Rückfall jedoch nöthigte ihn, sich nach einem südlichern Klima zu begeben. In Neapel angekommen, ereilte ihn dort der Tod 23. Jan. 1858.

Laboratorium nennt man gegenwärtig zunächst diejenigen Lehrinstitute der Universitäten und technischen Hoch- und Mittelschulen, in denen Lehrer und Lernende der chem. Forschung obliegen. Die Errichtung dieser Institute, in Deutschland von J. von Liebig angeregt und allgemeiner gemacht durch die Bemühungen Erdmann's, Kolbe's, Bunsen's, A. W. Hofmann's, Kekulé's u. a., hat die Chemie in ihrem theoretischen und angewandten Theile mächtig gefördert und dazu beigetragen, daß die deutsche Methode des chem. Unterrichts allenthalben eingeführt und nachgeahmt wird. Es ist bekannt, daß die chemischen L. der deutschen Hochschulen mit ihrer reichen, den Bedürfnissen der Wissenschaft in jeder Hinsicht Rechnung tragenden Einrichtung, der entsprechenden Dotation und der Reihe berühmter Meister und talentvoller Assistenten zu den Glanzpunkten des deutschen Universitätslebens gerechnet werden. Die besuchtesten chem. Universitätslaboratorien sind in Berlin, Bonn, Leipzig, München und Würzburg. Die L. der technischen Lehranstalten (Polytechnische Schulen, Bergschulen, Industrieschulen, forstliche und landwirthschaftliche Schulen) dienen außer der Forschung auch noch dem Fachunterrichte. Von den genannten Lehr- und Forschinstituten sind die für das Industrieleben der Gegenwart so wichtig gewordenen L. der chemischen Fabriken zu unterscheiden. In diesen Anstalten mit zweckmäßiger Ausstattung, wie sie in den großen Fabriken der sog. Alkali- und Schwefelsäure-Industrie, in den Theerfarbenfabriken u. s. w. stattfindet, beschäftigen sich zahlreiche Chemiker mit der Analyse und Untersuchung der Rohstoffe und Producte und mit der Verbesserung der Fabrikationsmethoden. Aus dieser zweiten Art von L. ist schon manche bedeutungsvolle Entdeckung hervorgegangen, mancher Anstoß zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten erfolgt. Eine dritte Art sind die pharmaceutischen L., die chronologisch zuerst hätten genannt werden müssen, hätten sie nicht an ihrer Bedeutung unendlich viel eingebüßt. Seitdem die chem. Fabriken die Darstellung der chem.-pharmaceutischen Präparate dem Apotheker fast vollständig abgenommen haben, um sie ihm in besserer Form wieder anzubieten, ist das pharmaceutische L., das jahrzehntelang die Schule der Chemie war, seines frühern Glanzes beraubt worden. Die chem. Fabrikation hat darin die Retorten, Tiegel und die chem. Apparate überflüssig gemacht und ihm für den Betrieb der Pharmacie kaum mehr übriggelassen, als die Digerirkolben für die Tincturen, die Kessel für Salben und Säfte, die Pfannen und Büchsen für Decocte und Aufgüsse, neben einigen andern, mitunter nur decorativen Zwecken dienenden Geräthschaften. Nicht nur der höhere chem. Unterricht hat seine L., auch die verwandten Fächer, wie Mineralogie, Physik, Physiologie, Toxicologie, ja selbst die klinischen Disciplinen verlangen gegenwärtig mit Recht den praktischen Arbeiten der Lehrer und Studirenden gewidmete Arbeitsräume, die meist ebenfalls L. genannt werden. — Bei der Artillerie versteht man unter L. eine Anstalt, welche zum Fertigmachen der Munition und zur Herstellung von

Digitized by Google

Bildungsgesellschaft. Bd. 1. Berlin, Schmidt. Broschüre 1 M. Inhalt: Bilder von Ludwig Richter, Adolf Menzel, Wilhelm Busch, Oskar Pletsch, Ludwig Knaus, Eduard Grützner, Hermann Kaulbach, Franz Defregger, Gabriel Max, Hans Thoma, Arnold Böcklin, Max Klinger, Franz Stuck, Fritz von Uhde, Max Liebermann, Hans von Marées, Wilhelm Leibl, Anton von Werner, Adolf Hildebrand, Reinhold Begas, Fritz Schaper, Max Klein, Max Lehrs, Max Jordan, Hermann Grimm, Wilhelm Bode, Richard Muther, Julius Meyer-Graefe, Hans Rosenhagen, Paul Schumann, Hermann Knackfuß, Hermann Heiberg, Hermann Schmitz, Hermann Ulrici, Hermann Lotze, Friedrich Vischer, Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Hans von Bülow, Peter Cornelius, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann, Franz Liszt, Johannes Brahms, Hugo Wolf, Richard Strauß, Max Reger, Felix Weingartner, Ludwig van Beethoven, Wolfgang Amadeus Mozart, Joseph Haydn, Carl Maria von Weber, Gustav Mahler, Hans Pfitzner, Engelbert Humperdinck, Max Schillings, Siegfried Wagner, Eugen d'Albert, Ferruccio Busoni, Hans Sommer, Hans Huber, Hermann Goetz, Hermann Götz, Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel, Christoph Willibald Gluck, Ludwig Spohr, Gaspare Spontini, Giacomo Meyerbeer, Richard Wagner, Franz Schubert, Carl Loewe, Albert Lortzing, Otto Nicolai, Friedrich von Flotow, Conradin Kreutzer, Peter Lindpaintner, Heinrich Marschner, Friedrich Silcher, Friedrich Kücken, Wilhelm Taubert, Franz Lachner, Ferdinand Hiller, Julius Rietz, Niels Gade, Joachim Raff, Max Bruch, Carl Reinecke, Heinrich von Herzogenberg, Hermann Goldschmidt, Robert Volkmann, Karl Goldmark, Anton Rubinstein, Peter Tschaikowsky, Edvard Grieg, Jean Sibelius, Camille Saint-Saëns, Georges Bizet, Charles Gounod, Ambroise Thomas, Jules Massenet, Vincenzo Bellini, Gaetano Donizetti, Gioacchino Rossini, Giuseppe Verdi, Amilcare Ponchielli, Pietro Mascagni, Ruggiero Leoncavallo, Giacomo Puccini, Umberto Giordano, Alfredo Catalani, Arrigo Boito, Felice Lattuada, Ermanno Wolf-Ferrari, Ottorino Respighi, Ildebrando Pizzetti, Riccardo Zandonai, Alfredo Casella, Gian Francesco Malipiero, Ottone Schmeden, Ernst Boehe, Ernst Rudorff, Max Zenger, Max Seifert, Max Arnold, Max Schwarz, Max Schneidewin, Max Schneider, Max Schinkel, Max Schillings, Max Reger, Max Klein, Max Jordan, Max Lehrs, Max Liebermann, Max Klinger, Max Stern, Max Schmidt, Max Schmit

l'imprimerie» (Par. 1836), «Histoire de la gravure en manière noire» (Par. 1839), «Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres» (2 Bde., Par. 1842), «Les ducs de Bourgogne» (Bd. 1 u. 2, Par. 1849—51), «Notice des émaux, bijoux et objects divers exposés dans les galeries du Louvre» (2 Bde., Par. 1853 u. öfter), «De l'union des arts et de l'industrie» (2 Bde., Par. 1856), «Les archives de l'Empire» (Par. 1867) u. s. w.

Laboulaye (Edouard René Lefebvre de), namhafter franz. Rechtslehrer, Historiker und Publicist, geb. 18. Jan. 1811 zu Paris, widmete sich daselbst jurist. Studien und bekundete bereits durch die von der Akademie der Inschriften gekrönte «Histoire du droit de la propriété foncière en Europe» (Par. 1839) eine besondere Befähigung für rechtshistor. Forschungen. Auf diesem Gebiete wandte er seine Aufmerksamkeit namentlich auch den deutschen Leistungen zu und trat mit angesehenen deutschen Rechtshistorikern in nähere Beziehung. In einer Schrift über Savigny (Par. 1842) machte er seine Landsleute mit der Methode der deutschen rechtshistor. Schule bekannt. Obschon seit 1842 Advocat am königl. Gerichtshofe zu Paris, setzte L. seine wissenschaftlichen Arbeiten fort und veröffentlichte unter anderm die «Recherches sur les conditions civiles et politiques des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours» (Par. 1843) und «Essai sur les lois criminelles des Romains concernant la responsabilité des magistrats» (Par. 1845), für welche beiden Schriften er ebenfalls von dem Institute Preise erhielt. Im J. 1845 wurde er zum Mitglied der Akademie der Inschriften erwählt und 1849 zum Professor der vergleichenden Gesetzgebung am Collége de France ernannt. Er nahm seit 1862 thätigen Antheil an den polit. Kämpfen, indem er Conferenzen veranstaltete und Mitglied demokratischer Ausschüsse wurde. Nachdem er bei den Wahlen 1863, 1866 und 1869 durchgefallen war, wurde er endlich im Juli 1871 zu Paris in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem linken Centrum anschloß, dessen Mitglieder ihn 19. März 1875 zu ihrem Präsidenten ernannten. Seit 10. Dec. 1875 ist er Senator auf Lebenszeit. L. ist als der eigentliche Begründer der rechtsgeschichtlichen Studien in Frankreich zu betrachten, wo dieselben bis dahin daniedergelegen. Unter seinen histor. und juris. Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Histoire politique des États-Unis de l'Amérique» (3 Bde., Par. 1854—55; deutsch von Bluntschli, 3 Bde., Heidelb. 1868—70), «Les Tables de bronze de Malaga et de Salpensa» (Par. 1856), «Études sur la propriété littéraire en France et Angleterre» (Par. 1858), die neue Bearbeitung von Fleury's «Introduction au droit français» (mit Darreste, 2 Bde., Par. 1858). Auch gab er «Le coutumier de Charles VI» (Par. 1846), «Les institutes coutumières de Loisel» (mit Dupin, 2 Bde., Par. 1848), «Études contemporaines sur l'Allemagne et les pays slaves» (Par. 1855) und «Liberté religieuse» (Par. 1856; deutsch von Warnkönig, Lpz. 1857) heraus. Von seinen belletristischen Schriften sind zu nennen: der satirische Roman «Paris en Amérique» (Par. 1863; deutsch nach einer spätern Auflage, Berl. 1867) und «Le prince Caniche» (Par. 1868; deutsch, Heidelb. 1868). Auf publicistischem Gebiete ließ er neuerdings «Lettres politiques» (Par. 1872) und «Questions constitutionnelles» (Par. 1873) erscheinen. Als Herausgeber der «Revue historique de droit français et étranger» (15 Bde., Par. 1855—69), die er seit 1870 unter dem Titel «Revue de législation ancienne et moderne» fortsetzte und seit 1877 unter dem Namen «Nouvelle revue historique etc.» redigirt, hat er sich um die Rechtswissenschaft verdient gemacht.

Labourdonnaye (Bertrand François Mahé de), berühmter franz. Seemann, aus einer alten Familie der Bretagne 11. Febr. 1699 zu St.-Malo geboren, war schon 1723 Kapitän in der Marine der franz. Ostindischen Compagnie. Im folgenden Jahre nahm er wichtigen Antheil an dem Siege von Mahé und erhielt darum diesen Namen beigelegt. Durch den Vicekönig von Goa bewogen, trat er hierauf in portug. Dienste. Schon 1733 indeß kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1735 Gouverneur der Inseln Isle-de-France und Bourbon. Bei dem bevorstehenden Bruche Frankreichs mit England erhielt er 1740 den Befehl über eine Escadre in den ostind. Gewässern. Er entsetzte 1741 Mahé, erhielt aber Befehl, seine Schiffe nach Europa zurückzuschicken, als er die Feindseligkeiten gegen die engl. Ostindische Compagnie eröffnen wollte. Nach der 1744 erfolgten Kriegserklärung war er zu schwach, um Bedeutendes zu unternehmen. Erst im Juli 1746 griff er mit sechs Schiffen an der Küste von Koromandel den brit. Commodore Peyton an und behauptete nur mit großem Verluste das Schlachtfeld. Im Auftrage des Gouvernements zu Pondichéry zwang er 21. Sept. Madras zur Capitulation und ließ die Besiegten eine Contribution von 9 Mill. Livres zahlen. Der Generalgouverneur Duplaix verweigerte aber die Ratification dieses Vertrags und beschuldigte L., das Interesse der Compagnie verrathen zu haben. Um sich von dieser Verleumdung zu reinigen,

Digitized by Google

schiffte er sich 1747 nach Frankreich ein, wurde aber unterwegs als brit. Kriegsgefangener angehalten. Auf Ehrenwort entlassen, kam er im März 1748 in Paris an, wo man ihn sogleich in die Bastille setzte und erst nach drei Jahren für schuldlos erklärte und in Freiheit setzte. Er starb 9. Sept. 1753. — Sein als Schachspieler berühmter Enkel **Bertrand François Mahé de L.**, geb. 1795, gest. im Febr. 1840 in ziemlich dürftigen Umständen zu London, gab die Lebensgeschichte des Großvaters heraus und einen «Traité du jeu des échecs»; auch gründete er die dem Schachspiel gewidmete Zeitschrift «Le Palamède». — **François Régis, Graf de L.**, legitimistischer Staatsmann, derselben Familie angehörend, wurde 19. März 1767 zu Angers geboren. Er wanderte 1792 aus, trat in die Armee Condé's und vereinigte sich nach Auflösung dieses Corps erst mit den Chouans, dann mit den Vendéern. Unter dem Consulat söhnte sich L. mit der neuen Ordnung aus und wurde Maire von Angers. Nach der zweiten Restauration trat er als Abgeordneter von Angers in die Kammer und zeigte sich hier als einen der entschiedensten Ultraroyalisten. Bei der Auflösung der Kammer 1827 wieder gewählt, trug er sehr viel zum Sturz des Ministeriums Villèle bei. Als 1829 der Fürst Polignac an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt L. das Portefeuille des Innern, zog sich aber schon nach drei Monaten zurück. Seitdem lebte er auf seinem Schlosse zu Méfangeau bei Beaupréau und starb daselbst 28. Aug. 1839.

Labrador heißt im weitern Sinne die größte und nördlichste Halbinsel Amerikas, welche, zwischen 49 bis 63° nördl. Br., 37° 20′ bis 61° westl. L. gelegen, im N. von der Hudsonsstraße, im O. durch den Atlantischen Ocean, im W. durch die Hudsons- und Jamesbai, im S. durch den St.-Lorenzgolf begrenzt, einen Flächenraum von 1,382,900 QKilom. mit einer Küstenlänge von etwa 5250 Kilom. umfaßt. Im engern Sinne bezeichnet L. nur den nordöstl. Theil dieser Halbinsel, der sich an der Küste von der Belle-Isle-Straße und dem Cap Charles bis Cap Chudleigh oder Chidley, d. i. von 52—60° nördl. Br. und landeinwärts fast in Dreiecksgestalt bis etwa 51° westl. L. erstreckt. Dieser Theil umfaßt mehrere Tausende von Quadratkilometern mit nur 2479 E. und steht unter der brit. Jurisdiction von Neufundland, während das übrige Land zum Dominion von Canada (s. **Hudsonsbai-Länder**) gerechnet wird. Nur das östliche oder eigentliche L. ist einigermaßen bekannt. Das Gestade, von unzähligen Fjorden und Sunden durchschnitten und mit einem Labyrinth zahlreicher Felseilande und Klippen besetzt, erscheint überall steil, rauh und finster, 1—200 Mt., auf der Nordseite 3—500 Mt. hoch. In geringer Entfernung von der Küste steigen wilde, schneebedeckte Gebirgskämme auf, deren Höhe unter 59½° nördl. Br. hinter dem Aulezavik-Sund auf 1800 Mt. geschätzt wird. An der Küste herrschen Gneis und Granit. Darüber lagert hier und da 60 Mt. mächtiger Alter Rothsandstein; nach dem Innern aber verschwinden die secundären Schichten. An manchen Stellen zeigt sich Dioritporphyr. Der Labradorstein (s. d.) kommt am schönsten an der Küste von Nain vor. Erratische Blöcke scheinen über das ganze Land zerstreut zu sein. Das Klima ist äußerst rauh wie nirgends auf der nördl. Halbkugel unter gleicher geogr. Breite. Der Sommer beginnt mit dem Juli, und im September ist schon wieder Winter. Nain unter 57° nördl. Br. hat einen Winter wie das um 16° nördlicher gelegene Nowaja-Semlja, und einen Sommer nicht wärmer als an der 8½° nördlichern Nordküste Islands. L. gehört zu den unbekanntesten Gegenden Nordamerikas; man hat davon bisher wenig mehr als die Küsten untersucht. Die das Innere durchziehenden öden Gebirge stehen mit den canadischen in Verbindung. Quellen und Flüsse gibt es verhältnißmäßig nur wenig, desto mehr Sümpfe und Seen. Auf den ihm vom Entdecker beigelegten Namen Tierra del Labrador, d. i. ackerbaufähiges Land, kann es nur in seinem südl. Theile Anspruch machen. Diese Südküste allein trägt längs des Lorenzogolfs und nach der canad. Grenze hin kleine Pappeln, niedrige Kiefern, Birken und Weiden. Den größern Theil des Jahres ist das Land mit Schnee bedeckt. Nur wenige niedrige Kräuter und Gramineen, zahlreiche Moose und Flechten bilden an den Küsten des nördl. Theils die Vegetation des Landes und geben ihm einen ganz polarischen Charakter. Südlicher sind verschiedene beerentragende Sträucher und das Rennthiermoos die wichtigsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs. Korn reift nicht, wol aber gedeihen Rüben, Kohl und Kartoffeln, deren Nordgrenze bei Hebron 58° 15′ nördl. Br. ist (in Europa unter 70° nördl. Br.). Von den übrigen Producten des Landes sind zu erwähnen, außer dem Labradorstein, Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies und Bergkrystall. Das Wild besteht in Rennthieren, schwarzen und weißen Bären, Wölfen, Füchsen, Bergkatzen, Hasen, Mardern, Ottern, auch Hermelinen, Igeln und Bibern; Hausthiere sind nur Hunde und Rennthiere. Der Reichthum des Landes oder vielmehr seines Küstenmeers besteht in Fischen, besonders Kabeljaus, Heringen und Makrelen.

by Google

Der bedeutendſte Sammelplatz der Kabeljaufiſche iſt der Domino-Hafen unter 53½° nördl. Br., zwiſchen Isle-of-Ponds und Spotted-Island, auf denen Fiſcherhütten und Trockenhäuſer für die Stockfiſche zerſtreut liegen. Die Hälfte des ſehr ergiebigen Fangs gelangt auf amerik. Märkte, das übrige hauptſächlich nach Portugal und dem Mittelmeer. Auch die Lachsfiſcherei und der Seehundsfang ſind nicht unbedeutend. Pelzwerk und Federn kommen ebenfalls zur Ausfuhr. Der Werth des ganzen Exports aus dem zu Neufundland gehörigen Theile wurde 1873 auf 1,132,935 Doll. geſchätzt, während die Ergebniſſe der Fiſchereien an der ganzen Küſte von L. auf 5 Mill. Doll. berechnet werden. Die wenigen Einwohner beſtehen aus einigen ſchwachen Stämmen von Bergindianern und aus Eskimos, die nur auf der Küſte zu wohnen ſcheinen. L., wie jetzt allgemein angenommen wird, das Helluland (d. h. Steinland), welches Leif, der Sohn des Isländers Erich des Rothen, um das J. 1000 von Grönland aus entdeckte, wurde, nachdem die Kunde der Skandinavier längſt verſchollen, von neuem mit Neufundland zugleich 24. Juni 1497 durch die Venetianer Johann und Sebaſtian Cabot von Briſtol aus entdeckt, ſodann von letzterm 1498 wieder aufgefunden, endlich 1501 vom Portugieſen Gaſpar Cortereal beſucht und benannt. Erſt 1610 erforſchte Hudſon einen Theil der Küſten. Im J. 1771 gründeten Herrnhuter die erſte Miſſionsſtation Nain (56° 25′ nördl. Br.), dann 1778 die Miſſion Okak auf einer Inſel (57° 40′ nördl. Br.), 1782 Hoffenthal (55° 30′ nördl. Br.) und 1828 Hebron (58° 15′ nördl. Br.). In dieſen Stationen der Brüdergemeine wohnten 1861 als Mitglieder derſelben 1163 Eskimos, alſo der bei weitem größte Theil der Bevölkerung. Vgl. Hind, «Explorations in the Interior of the L. Peninsula» (2 Bde., Lond. 1867).

Labrădorſtein oder Labradorit iſt ein Mineral, welches zu der Familie der Feldſpate gehört und innerhalb derſelben ein trikliues, Kalk und Natron enthaltendes Glied darſtellt, welches nur ſelten deutlich kryſtalliſirt iſt, meiſt in blätterigen Maſſen und derb vorkommt und auf der Fläche der beſten Spaltbarkeit eine feine, durch vielfache Aneinanderwachſung von Zwillingslamellen hervorgebrachte Streifung zeigt. Gewiſſe Varietäten, z. B. diejenigen von der Paulsinſel an der Küſte von Labrador (daher der Name), aus dem Gouvernement Kiew beſitzen auf der einen Spaltungsfläche einen prächtigen Farbenſchiller in blau, gelb, roth, grün und violett (was zum Theil durch eingewachſene, mikroſkopiſche fremde Kryſtalle erzeugt wird); dieſe werden vielfach zu Ring- und Nadelſteinen, zu Stockknöpfen, Doſen, Uhrgehäuſen u. ſ. w. verarbeitet. Nicht farbenwandelnder, weißer oder grauer L. iſt ein häufiger kryſtalliniſcher Gemengtheil in Dioriten, Diabaſen, Gabbros, Baſalten, Laven, ſowie in Porphyren von meiſt ſchmuziggrüner Grundmaſſe, welche alsdann Labradorporphyr heißen.

Labruyère (Jean de), feiner Charakterzeichner und vorzüglicher franz. Proſaiſt, geb. bei Dourdan in der Normandie 1644, war Schatzmeiſter zu Caen, als er durch Boſſuet's Empfehlung an den Hof kam, wo er Untergouverneur des Herzogs von Bourgogne wurde, deſſen Erziehung Fénélon leitete. Er lebte nun ſein ganzes Leben am Hofe, der ihm eine Penſion ausſetzte, wurde im Juni 1693 Mitglied der Akademie und ſtarb zu Verſailles 10. Mai 1696. L. war ein wahrer Lebensphiloſoph, der keinen andern Wunſch hatte, als ruhig mit ſeinen Büchern und Freunden leben zu können. Die feinen und treffenden Beobachtungen, welche er an dem vielbewegten Hofe Ludwig's XIV. in Beziehung auf Sitten und Charaktere machte, legte er nieder in dem geiſt- und witzvollen Werke «Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle» (Par. 1687), das ſpäter von Coſte mit einem Schlüſſel zum Verſtändniß der Anſpielungen, welche man darin geſucht hat (3 Bde., Amſterd. 1720 u. öfter), Schweighäuſer (3 Bde., Par. 1803; neue Aufl. 1816), Suard (2 Bde., Par. 1813), Depping (Par. 1818), am beſten aber von Walckenaer (2 Bde., Par. 1845), Destailleur (2 Bde., Par. 1855) und von Eitner (Hildburgh. 1870) ins Deutſche überſetzt, herausgegeben wurde. Während Theophraſt die allgemeinen Formen menſchlicher Denkart und Sitte ſchildert, lieferte L. Zeichnungen des Individuellen, welche von dem klarſten Verſtande durchdacht und mit großer Menſchenkenntniß ausgeführt ſind. Dazu kommt eine vortreffliche Sprache, deren hohe Eleganz den Schilderungen das Gepräge der rhetoriſchen Vollkommenheit aufdrückt. Dupin veröffentlichte nach dem Tode L.'s deſſen «Dialogues posthumes sur le quiétisme» (Par. 1679). Vgl. Fournier, «La comédie de L.» (2 Bde., Par. 1866) und «Les moralistes français» (Par. 1874).

Labuan, eine 116 QKilom. große Inſel mit (1871) 4898 E., an der Nordküſte von Borneo im Oſtindiſchen Archipel, nördlich von der Stadt Brunei gelegen, deſſen Sultan ſie 18. Dec. 1846 auf Betrieb von Radſcha Brooke (ſ. d.) den Engländern abtreten mußte. Die Inſel iſt niedrig, mäßig fruchtbar, zum Theil moraſtig, aber reich an friſchem Waſſer und bildet

Digitized by Google

für den ind.-chines. Seeverkehr, zunächst zwischen Singapore und Hongkong, eine gute Zwischenstation, theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihrer ansehnlichen Steinkohlenlager, deren Ausbeutung durch die dortigen brit. Ansiedler der Dampfschifffahrt sehr zu statten kommt.

Labyrinth hießen im Alterthum gewisse Gebäude oder unterirdische Felsaushöhlungen, welche viele unter sich zusammenhängende Kammern enthielten und nur einen oder wenige Ausgänge hatten, daher sich der Eintretende leicht darin verirren konnte. Das Wort galt früher gewöhnlich für griech., jetzt aber für ägypt. Ursprungs. Die beiden berühmtesten L. sind das kretische und das ägyptische. Jenes ward der Sage nach bei Knossos von Dädalus erbaut und war der Aufenthaltsort des Minotaurus (s. d.), welchen Theseus erlegte, der sich mittels des von Ariadne ihm mitgegebenen Knäuels im L. zurechtfand. Dieses L. existirte aber nur in der mythenbildenden Phantasie; bei Knossos ist nichts Derartiges vorhanden und nur bei Gortyn, wohin aber erst Claudian, ein Dichter des 4. und 5. Jahrh. n. Chr., das L. verlegt, haben sich tief in den Fels hineingeführte Bergwerke gefunden, an welche der Name L. sich knüpfen ließ. Ganz anders verhält es sich mit dem ägyptischen L., von dem uns vorzüglich Herodot, Diodor, Strabo und Plinius Beschreibungen geben. Es lag danach am Mörissee, im heutigen Fayûm (s. d.) in dem arsinoitischen Nomos. Dies brachte die neuern Gelehrten in große Zweifel über den Ort, wo die Ruinen zu suchen seien, weil man den Mörissee in dem Birket-el-Keïrun, dem jetzt einzigen See des Fayûm, wiederfinden zu müssen glaubte und sich dort keine irgend entsprechende Ruinenstätte vorfand. Seitdem jedoch 1842 durch Linant gezeigt worden, daß der See Möris im vordern, westlichsten Theile des Fayûm lag, konnte über die schon von andern vermuthete Lage des L. am Eingange des Fayûm bei dem Dorfe Howâra kein Zweifel mehr sein. Hier liegt die von den Alten erwähnte Pyramide und vor dieser das Ruinenfeld des L., welches nach Lepsius von einem in ziemlich moderner Zeit angelegten Kanale schief durchschnitten wird. Der ungeheuere viereckige Massenbau wurde durch drei mächtige Gebäudeflügel gebildet, welche um einen innern, etwa 200 Mt. langen, 170 Mt. breiten Raum so gelegt waren, daß die vierte offene Seite des Raums durch eine Seite der Pyramide begrenzt ward. In diesem innern Raume lagen die großen Säulenhöfe oder bedeckten Säulenhallen, welche in den alten Beschreibungen erwähnt werden. Die gegen 100 Mt. breite umgebende Gebäudemasse enthielt aber das eigentliche labyrinthische Gewirr von Kammern und Corridoren. Herodot spricht von 1500 überirdischen und ebenso viel unterirdischen Räumen. Diese Angabe ist, nach den jetzt noch vorhandenen Ruinen zu schließen, nicht zu groß. Die sog. unterirdischen Räume sind aber nicht in den Fels gehauen. Auch hat man mit Unrecht hier an krumme, gewundene Gänge gedacht, die sich überhaupt in keine architektonische Anlage gefügt haben würden. Die Pläne, Durchschnitte und Ansichten der heutigen Ruinen sind nach den Aufnahmen der preuß. Expedition vom J. 1843 (Architekt Erbkam) in Lepsius' «Denkmälern aus Aegypten und Aethiopien» (Abth. 1, Berl. 1849) publicirt worden. Herodot gibt an, daß das L. während der von ihm so genannten Zwölfherrschaft, also in der 26. Manethonischen Dynastie im 7. Jahrh. v. Chr. gebaut worden sei. Dagegen wird der Bau der Pyramide und des anstoßenden L. von Diodor einem alten Könige Mendes oder Marros, von Strabo einem Könige Ismandes oder Maindes zugeschrieben, und in den Manethonischen Listen findet sich in der 12. Dynastie ein König Ameres oder Lamares als Labyrinthbauer angeführt. Die Untersuchungen an Ort und Stelle haben erwiesen, daß die Pyramide und die Säulenhalle von dem König Amenemes III. um 2100 v. Chr. errichtet wurden. Ueber die ihrer Pracht von kostbaren Steingewänden und Bildern jetzt gänzlich entkleideten und nur noch aus Resten von schwarzen Ziegelmauern bestehenden Gebäude, welche jene Hallen umgaben, hat sich durch Inschriften nichts feststellen lassen.

Lacaille (Niclas Louis de), berühmter franz. Astronom, geb. zu Rumigny bei Rosny 15. März 1713, unternahm gemeinschaftlich mit Cassini und Maraldi die Messung der franz. Küste von Nantes bis Bayonne und betheiligte sich gegen Ende April 1739 an der Meridiangradmessung, welche große Arbeit er noch in demselben Jahre beendigte. Im Winter von 1740 auf 1741 dehnte er seine Dreieckmessungen über die Berge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemessene Basis in Verbindung zu bringen. Gleichzeitig berichtigte er die 1669 von Picard vorgenommene Messung und setzte die Länge der Toise fest. Inzwischen zum Professor der Mathematik am Collége Mazarin ernannt, beendigte er, bevor er 1746 dieses Amt antrat, die Messung der Mittagslinie im Norden Frankreichs. Nach der Rückkehr ging er an die Berechnung seiner Messungen und gelangte durch die Vergleichung der verschiedenen, von ihm gemessenen Bogen zu dem Resultat, daß vom Aequator nach den Polen zu die Meridiangrade wachsen. Seine «Leçons d'astronomie» (Par. 1746; 4. Aufl.,

Digitized by Google

von Lalande, Par. 1780) und andere Lehrbücher der Mathematik, Mechanik und Optik beweisen, mit welchem Eifer er sein Amt verwaltete, und seine «Ephémérides des mouvements célestes depuis 1745 jusqu'à 1775» (6 Bde.), die von Lalande fortgesetzt wurden, seine zahlreichen «Mémoires» in den Schriften der Akademie sowie seine Berechnungen der Finsternisse für 1800 Jahre in dem Werke «Art de vérifier les dates» geben Belege seiner fortgesetzten astron. Thätigkeit. Nachdem er vier Jahre lang in Paris den Himmel beobachtet, um die Fixsternverzeichnisse zu berichtigen, ging er 1750, um die Sterne der südl. Hemisphäre kennen zu lernen und zugleich die Parallaxe und Entfernung des Mondes zu bestimmen, nach dem Cap der Guten Hoffnung und bestimmte hier in 127 Nächten die Stellung von 9800 bisher unbestimmten Sternen, die 1847 in einem Kataloge von der brit. Association of Science neu reducirt publicirt sind. Dabei führte er auch eine Gradmessung aus, und auf der Rückreise nahm er Karten der Inseln Isle-de-France und Bourbon auf. Er starb 21. März 1762. Die Menge sowie die Genauigkeit seiner Beobachtungen ist bewunderungswürdig. Außer den bereits angeführten Werken sind noch zu nennen: die «Astronomiae fundamenta» (Par. 1757), «Coelum australe stelliferum» (herausg. von Maraldi, Par. 1763), «Observations sur 515 étoiles du zodiaque» (herausg. von Bailly, Par. 1763), «Journal historique du voyage fait au Cap de Bonne-Espérance» (herausg. von Carlier, Par. 1763; deutsch, Altenb. 1778), «Tables solaires» (Par. 1758), «Tables de logarithmes» (Par. 1760).

Lacalprenède (Gauthier de Costes de), Sieur de Tolgon et de Batiméry, Verfasser vielgelesener Ritterromane, geb. zu Anfang des 17. Jahrh. auf dem Schlosse Tolgon in Dordogne, studirte in Toulouse, kam 1632 nach Paris, trat später in die Armee, wurde 1650 königl. Kammerherr und starb im Oct. 1663. Seine Romane: «Cassandre» (10 Bde., Par. 1642; neue Aufl. 1731), «Cléopâtre» (12 Bde., Par. 1647) und «Faramond» (7 Bde., Par. 1661), der nach seinem Tode noch fünf Bände Fortsetzung von Pierre Dortigne de Baumorière erhielt, schildern Begebenheiten der vorchristl. Zeit in Stil und Manier der Amadisromane und im Geiste der romantischen Ritterzeit. L., der sich durch seine Romane großen Ruf erwarb, ermangelt nicht der dichterischen Einbildungskraft; seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit und manche Charaktere sind gut gezeichnet, die Begebenheiten oft kunstvoll verflochten, die Sprache poetisch gehoben, aber durch Weitschweifigkeit wirkte L. schon auf seine Zeitgenossen ermüdend. Seine neun Trauerspiele (1637—43) fanden nur geringen Beifall; nur «Le comte d'Essex» verdient Erwähnung als eine der ersten franz. Tragödien aus der modernen Geschichte. Der an Abenteuerlichkeiten reichste seiner Romane: «Les nouvelles, ou les divertissements de la princesse Alcidiane» (Par. 1661), ist unter dem Namen seiner Gattin veröffentlicht.

Lacedämon, s. Sparta.

Lacépède (Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de), franz. Naturforscher und Schriftsteller, geb. 26. Dec. 1756 zu Agen, trat zeitig als Soldat in bair. Dienste, nahm aber bald seine Entlassung, um in Paris sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Auf Empfehlung Buffon's und Daubenton's wurde er Aufseher des Naturaliencabinets im königl. Garten. Diesen Posten bekleidete er noch, als die Revolution ausbrach, die ihn auf eine glänzende Bahn führte. Er wurde Professor der Naturgeschichte, Mitglied des Verwaltungsraths von Paris, 1791 Deputirter, 1796 Mitglied des Instituts, 1799 Senator, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion, 1809 Staatsminister und nach der Rückkehr der Bourbons 1814 Pair von Frankreich. In seiner polit. Laufbahn hat er sich, namentlich als Präsident der Gesetzgebenden Nationalversammlung, gemäßigt und ehrenwerth bewiesen. L. starb auf seinem Landsitze Epinay bei St.-Denis 6. Oct. 1825. Von seinen naturwissenschaftlichen Schriften, die von Desmarest (10 Bde., Par. 1826) gesammelt wurden, sind die wichtigsten: «Histoire des quadrupèdes ovipares et des serpents» (4 Bde., Par. 1788—89), eine Fortsetzung Buffon's; «Histoire naturelle des reptiles» (Par. 1789), «Histoire naturelle des poissons» (5 Bde., Par. 1798—1803; deutsch, Berl. 1799—1803), «Histoire naturelle des cétacés» (Par. 1804). Auch schrieb er mehrere Romane. Nach seinem Tode erschienen seine «Histoire naturelle de l'homme» (Par. 1827) mit Cuvier's «Éloge» des Verfassers und «Les âges de la nature» (2 Bde., Par. 1830). Uebrigens war er ein großer Freund der Musik, hat selbst mehreres componirt und auch eine «Poétique de la musique» (2 Bde., Par. 1785) geschrieben.

Lachaise (François d'Aix de), franz. Jesuit, geb. 25. Aug. 1624 zu Aix im Depart. Loire, machte seine Studien im Jesuitencollegium zu Rohan und war Provinzial seines Ordens, als ihn Ludwig XIV. 1675 zum Beichtvater wählte. Er lenkte 34 Jahre lang das Gewissen des «allerchristlichsten» Königs und hatte großen Antheil an den wichtigen Angelegenheiten seiner

Digitized by Google

Zeit, an der Erklärung von 1682 über die Freiheiten der Gallikanischen Kirche, an der Aufhebung des Edicts von Nantes, an dem Edict über den Quietismus, an der Vermählung des Königs mit der Maintenon u. s. w. Ludwig XIV. schenkte ihm 1705 in der Nähe von Paris, auf dem Abhange der Anhöhe von Charonne, das Landhaus des Mont-Louis, dessen Anlagen er beträchtlich erweiterte und verschönerte. Nach seinem Tode, der 20. Jan. 1709 erfolgte, wurde das Landhaus nebst Zubehör Besitzthum der Jesuiten des Profeßhauses, und mit der Aufhebung des Ordens kam es 1763 an verschiedene Privateigenthümer, behielt jedoch den Namen Père-Lachaise, der auch auf den Friedhof überging, in welchen es 1804 umgewandelt wurde. Aus hügeligen Terrains gebildet, welche nordöstlich die Stadt Paris beherrschen, ist dieser berühmte Friedhof sehr malerisch gelegen und hat mit seinen gesandeten Wegen, schattigen Alleen, Gebüschen und Blumenbeeten noch immer einigermaßen das Aussehen eines Gartens. Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, kurz die verschiedenartigsten Berühmtheiten ruhen hier. Man zählt über 40,000 Grabdenkmäler und Separatgrüfte. Die prachtvollsten Monumente sind die des Generals Foy und Casimir Périer's, ferner die Mausoleen der Marschälle Suchet, Lefèbvre, Davoust, Masséna, Kellermann u. s. w. Ein aus der Kirche des Paraklet hierher versetztes goth. Denkmal enthält die Asche Abälard's und Heloisens; es ist das einzige Grabdenkmal von würdigem und eigenthümlichem Stil.

Lachaussée (Pierre Claude Nivelle de), Urheber der comédie mixte oder larmoyante, des weinerlichen Lustspiels in Frankreich, geb. 1692 zu Paris, seit 1736 Mitglied der Akademie, gest. 14. März 1754, trat Lamotte's Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode mit einer «Épître de Clio à M. de Berci» (1731) entgegen, welche neben einigen allgemeinen Wahrheiten viele maßlose Ausfälle enthielt, und verfaßte 1733—54 noch 19 Lust- und Trauerspiele, von denen die erstern sein Ansehen begründeten. Die Schauspielerin Quinault soll ihm den Stoff zur ersten seiner Komödien (1735): «Le préjugé à la mode» (neue Ausg. im Bd. 3 der «Chefs d'œuvres des auteurs comiques», Par. 1873—77), gegeben haben, die, vielfach angefochten, allmählich als ein berechtigtes Genre des Dramas anerkannt wurden und Nachahmer fanden. Geringen Beifall erhielt L. mit seiner Tragödie. Unter seinen Lustspielen sind «École des mères (1744), «La gouvernante» (1747) und «Amour pour amour» (1742) die besten. Bemerkenswerth ist außerdem sein bürgerliches Trauerspiel «Mélanide» (1741). Seine Werke erschienen nach seinem Tode gesammelt (5 Bde., Par. 1762).

La-Chaux-de-Fonds, Ort im schweiz. Canton Neuenburg, s. Chaux-de-Fonds.

Lachen (risus) nennt man eine laute, mit mehr oder minder starkem Schall verbundene kräftige Exspiration (Ausathmung), welche durch schnell aufeinanderfolgende Pausen in eine Reihe von Stößen zerlegt wird, wogegen die Inspiration (Einathmung) in einem kurzen und tiefen Zuge erfolgt. Mit diesen Lachbewegungen ist zugleich die bekannte, mit Verbreiterung der Mundspalte und Hebung der Mundwinkel einhergehende Zusammenziehung der mimischen Gesichtsmuskeln verbunden, die, wenn sie in mäßigem Grade allein (ohne die Exspiration) auftritt, Lächeln genannt wird. Das natürliche, ungezwungene L. wird durch Reflexthätigkeit hervorgebracht, d. h. es ist eine unwillkürliche Handlung, durch einen besondern, dem Gehirn durch die Empfindungsnerven übermittelten Reiz bewirkt, welcher, noch ehe er zum Bewußtsein gelangt, auf die Nervenursprünge der beim L. betheiligten Muskulatur übertragen wird und so die Zusammenziehung dieser Muskeln bewirkt. Indem weiterhin durch die ausgelösten forcirten Athembewegungen der Rückfluß des Blutes aus dem Hirn nach dem Herzen gehemmt wird, wirkt das L. als ein sicheres Schutzmittel gegen die Gefahren einer plötzlichen Druckverminderung des Hirns, welche nach stärkern Hautreizungen wie nach gewissen psychischen Vorgängen leicht durch Verengerung der kleinsten Blutgefäße erfolgt. Der lachenerregende Reiz selbst ist entweder psychisch (die Vorstellung von etwas Lachenerregendem), oder körperlich, durch Kitzel (s. d.) der Haut. Auf der Vorstellung von etwas Lächerlichem (Heiterm, Komischem) beruht z. B. die Ansteckung des L.; man lacht mit Lachenden, ohne zu wissen warum. Nur durch willkürlichen raschen Wechsel der Vorstellungen oder durch große Anstrengung des Willens kann man das L. beherrschen. Unbändiges, ausgelassenes L. kann sich der Herrschaft des Willens wenigstens auf kurze Zeit entziehen, sodaß es krampfhaft wird. Bei dem als Lachkrampf bezeichneten Zustand, der, wie der Weinkrampf, besonders häufig Hysterische befällt, führt der Körper die Lachbewegungen aus, ohne daß diese durch lachenerregende Vorstellungen veranlaßt sind. Vgl. Hecker, «Die Physiologie und Psychologie des L. und des Komischen» (Berl. 1873).

Lächerlich. Das Lachen, insofern es nicht durch krankhaften Lachkrampf bedingt ist, ist ein inneres Freudegefühl. Wir fühlen uns dem verlachten Gegenstand überlegen. Dies ist auch

Digitized by Google

der Grund, warum für den einen Menschen ein Gegenstand lächerlich, d. h. lachenerregend sein kann, der für einen andern vielleicht ganz gleichgültig, vielleicht sogar ernst und erhaben ist. Der Ungebildete wird sich schon da auf seine geistige Ueberlegenheit etwas zugute thun und also lachen, wo der Gebildete sich diese Ueberlegenheit gar nicht erst zum Bewußtsein bringt, weil sich diese für ihn ganz von selbst versteht. Umgekehrt aber wird der Gebildete viele Dinge in ihrer innern Nichtigkeit durchschauen und also verlachen und verspotten, die der Ungebildete als über seine Fassungskraft hinausgehend anstaunt und bewundert. Daher hat man mit Recht gesagt, daß der Mensch durch nichts besser seinen Bildungsgrad bezeichne als durch das, was er lächerlich findet. Das Lachenerregende oder das Lächerliche heißt in der Kunstsprache der Aesthetik das Komische. (S. Komisch.) Es ist daher klar, warum man zwischen einer höhern und niedern oder, was dasselbe sagt, zwischen einer feinern und derbern Komik unterscheidet.

Lachĕsis, eine der drei Parzen, s. Parzen; Asteroid, s. Planeten.

Lachgas (engl. laughing gas), s. Lustgas.

Lachmann (Karl), ausgezeichneter Kritiker und Philolog, geb. 4. März 1793 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich dann seit 1809 erst ein Semester zu Leipzig unter Hermann, dann in Göttingen philol. sowie unter Benecke altdeutschen Studien. Nachdem er einige Zeit in Braunschweig privatisirt, habilitirte er sich 1815 in Göttingen, wo er seine Ausgabe des Properz vollendete (Lpz. 1816; 2. Aufl. 1829). Doch verließ er diese Stellung und wohnte als freiwilliger Jäger in preuß. Diensten dem Feldzuge von 1815 bei. Zu Ostern 1816 wurde er Collaborator an dem Werder'schen Gymnasium in Berlin und habilitirte sich an der dortigen Universität mit der Abhandlung «Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth» (Berl. 1816). Ein Jahr später erfolgte seine Ernennung zum Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg, 1818 zum außerord. Professor an der dortigen Universität. Nach einer Reise nach Wolfenbüttel, Kassel, München und St.-Gallen wandte sich L. im Sommer 1824 wieder nach Berlin, wo er Ostern 1825 eine außerord., 1827 eine ord. Professur erhielt und 1830 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Die Universität zu Göttingen ertheilte ihm bei ihrer Jubelfeier 1837 die theol. und die juristi. Doctorwürde. Er starb zu Berlin 13. März 1851. L. hat sich ebenso wol um die classische wie um die altdeutsche Philologie die größten Verdienste erworben. Insbesondere ist es die strenge methodische Kritik, durch die sich seine Leistungen auf beiden Gebieten auszeichnen. Musterhaft sind in dieser Beziehung namentlich seine Untersuchungen über das Nibelungenlied («Zu den Nibelungen und zur Klage», Berl. 1836) und über Homer («Betrachtungen über die Ilias», mit Zusätzen von Haupt, Berl. 1847; 3. Aufl. 1874). Doch fanden beide Schriften keineswegs unbedingten Beifall, und besonders die Nibelungenlieder-Theorie L.'s ist durch die neuern Untersuchungen von Holtzmann, Uhland, Bartsch u. a. stark erschüttert worden. In seiner Ausgabe des Neuen Testaments (Berl. 1831; 3. Aufl. 1846) und der großen Ausgabe des Neuen Testaments mit der Vulgata (2 Bde., Berl. 1846 u. 1850) erstrebte L. die Herstellung des Textes, wie er namentlich in der orient. Kirche im 3. und 4. Jahrh. überliefert worden. Der classischen Philologie gehören an: die metrischen Untersuchungen «De choreis systematis tragicorum Graecorum libri quatuor» (Berl. 1819) und «De mensura tragoediarum» (Berl. 1822), die Ausgaben des Catull (Berl. 1829; 3. Aufl. 1874), des Tibull (Berl. 1829), des Genesius (Bonn 1834), des Terentianus Maurus (Berl. 1836), des Babrius (Berl. 1845), des Avianus (Berl. 1845) und des Lucrez (Berl. 1850; 3. Aufl. 1866), sowie die für die Literatur des röm. Rechts wichtigen Ausgaben des Gajus (Bonn 1841 u. Berl. 1842) und der röm. Agrimensoren (2 Bde., Berl. 1848—52) und die Abhandlungen über Dositheus (Berl. 1837) und über Ulpian im neunten Bande von Savigny's «Zeitschrift». Auf dem Gebiete des Altdeutschen veröffentlichte er: «Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh.» (Berl. 1820), «Specimina linguae Francicae» (Berl. 1825), die Ausgaben des «Nibelungenliedes und der Klage» (Berl. 1826; 3. Aufl., vollendet von Haupt, 1851; 8. Aufl. 1874), Walther's von der Vogelweide (Berl. 1827; 4. Aufl. von Haupt, 1864; 5. Aufl. von Müllenhoff, 1875), die mit G. F. Benecke besorgte Ausgabe von Hartmann's «Iwein» (Berl. 1827; 3. Aufl. 1868), die Ausgaben von Wolfram von Eschenbach (Berl. 1833; 3. Aufl. 1872), von Hartmann's «Gregor» (Berl. 1838), von Ulrich von Lichtenstein (Berl. 1841), sowie die Abhandlungen «Ueber die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh.» (1829), «Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst» (1831), «Ueber das Hildebrandslied» (1833), «Ueber Singen und Sagen» (1833) und «Ueber den Eingang des Parcival» (1835), deren erste im «Rhein. Museum», die übrigen in den «Abhandlungen»

Digitized by Google

der berliner Akademie erschienen. Außerdem sind seine Uebersetzungen von Shakspeare's «Sonetten» (Berl. 1820) und «Macbeth» (Berl. 1829), seine treffliche kritische Ausgabe von Lessing's «Sämmtlichen Schriften» (13 Bde., Berl. 1838—40) und die Ausgabe von Klenze's «Philol. Abhandlungen» (Berl. 1839) zu erwähnen. L.'s «Kleinere Schriften» gaben Müllenhoff und Vahlen (2 Bde., Berl. 1876) heraus. Vgl. Hertz, «Karl L., eine Biographie» (Berl. 1851); J. Grimm, «Rede auf L.» (in Grimm's «Kleinern Schriften», Bd. 1, Berl. 1864).

Lachner (Franz), einer der bedeutendern Componisten des 19. Jahrh., geb. 2. April 1803 zu Rain, einem Städtchen in Oberbaiern, erhielt von seinem Vater, einem Organisten daselbst, den ersten Klavier-, Orgel- und Generalbaßunterricht. Mit 12 Jahren kam er auf das Gymnasium zu Neuburg an der Donau, wo er von Eisenhofer theoretisch unterwiesen wurde, und ging dann 1822, um sich gänzlich der Musik zu widmen, nach München. Noch im Verlaufe des Jahres wandte er sich nach Wien, wo er unter Abbé Stadler's und Simon Sechter's Leitung in der höhern Composition fleißige Studien betrieb, sich auch bald durch tüchtiges Klavier- und Orgelspiel sowie durch gelungene Tondichtungen bekannt machte und die Organistenstelle an der evang. Kirche erhielt. Im J. 1826 kam er als Kapellmeister an das Kärntnerthor-Theater, 1834 als Kapellmeister nach Manheim und 1836 als Hofkapellmeister nach München. Im J. 1852 zum königl. bair. Generalmusikdirector befördert, hat er durch seine Dirigententhätigkeit auf den musikalischen Geschmack in München entschieden veredelnd eingewirkt. Als Componist huldigt L. mit klar bewußter und gediegener Kraft der classischen Richtung unserer großen Meister Haydn, Mozart und Beethoven. Von seinen sehr zahlreichen Arbeiten haben den meisten Ruf die acht Symphonien (deren fünfte, die «Sinfonia appassionata», in Wien den ersten Preis erhielt), sechs Orchestersuiten (Erzeugnisse erst der spätern Jahre, in denen aber noch unverminderte Erfindungsfrische waltet), einstimmige Lieder, zahlreiche Duette, Terzette und Quartette und die größern Männerchor-Compositionen: Sturmesmythe, Schlachtgesang, Macte Imperator, Kriegers Gebet, der 100. Psalm. Außerdem lieferte er das Oratorium «Moses», die Cantate «Die vier Menschenalter», acht Messen, ein Stabat mater, ein Miserere und gegen 60 Motetten; die Opern «Alidia», «Die Bürgschaft», «Catarina Cornaro» (sein erfolgreichstes Bühnenwerk) und «Der Guß des Perseus» (Benvenuto Cellini); Streichquartette, Klaviertrios und Sonaten, Musik zu «König Oedipus» von Sophokles, Orgelsonaten u. s. w. — Ignaz L., Bruder des Vorigen, geb. zu Rain 17. Sept. 1807, wurde, nachdem er bei seinem Vater und als Gymnasiast in Augsburg fleißig Musik getrieben, mit 15 Jahren als Violinspieler am Isarthor-Theater in München angestellt, ging dann 1826 zu seinem Bruder Franz nach Wien, wo er Organist an der reform. Kirche wurde. Im J. 1828 wurde er neben seinem Bruder auch Kapellmeister am k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärntnerthor, bis er 1831 als Hofmusikdirector nach Stuttgart ging, welche Stelle er 1842 in gleicher Eigenschaft mit München vertauschte; er kam 1853 als Kapellmeister an das Stadttheater von Hamburg, folgte 1858 dem Rufe eines Hofkapellmeisters nach Stockholm und wirkte seit 1861 in gleicher Eigenschaft am Stadttheater in Frankfurt a. M., wo er 1875 sich nach 50jähriger Thätigkeit in den Ruhestand zurückzog. L. erfreut sich als Dirigent und Lehrer der Composition des besten Rufs. Von seinen zahlreichen Compositionen sind besonders zu erwähnen die Opern: «Der Geisterthurm», «Die Regenbrüder» und «Loreley», die Musik zu mehrern Balleten, Melodramen, Cantaten, Gebirgsoperetten, darunter das weitverbreitete «'s letzte Fensterln»; Concerte für verschiedene Instrumente, Streichquartetten, Trios, Duos, Klaviersonaten, darunter eine vierhändige preisgekrönte; Männerquartetten, viele Lieder, wie das allbekannte «Ueberall Du»; Kirchenmusik u. s. w. — Vincenz L., der jüngste Bruder der Vorigen, geb. 19. Juli 1811 zu Rain, wurde ebenfalls vom Vater musikalisch unterrichtet, besuchte das Gymnasium zu Augsburg, war drei Jahre Hauslehrer in der Provinz Posen und ging hierauf nach Wien, wo er als Vicekapellmeister am Hofoperntheater angestellt wurde und später seinem Bruder Ignaz als Organist an der prot. Kirche nachfolgte. Im J. 1836 wurde er Kapellmeister am Hoftheater zu Manheim, wo er bis 1873 mit Erfolg wirkte. Von seinen Compositionen sind namentlich zu nennen die Musik zu «Turandot», zahlreiche Männergesänge und Compositionen Scheffel'scher Gedichte. L. lebt seit 1873 pensionirt zu Karlsruhe. — Theodor L., der älteste der Brüder, starb als Hoforganist zu München 23. Mai 1877.

Lachs oder Salm (Salmo) ist eine sehr artenreiche, zumal über die nördl. Gegenden unserer Halbkugel vielverbreitete Gattung von Fischen aus der Abtheilung der Bauchweichflosser. Der Leib ist gefleckt, die Oberkieferknochen bilden mit dem Zwischenkiefer zusammen den Mundrand; über der Afterflosse steht eine Fettflosse, und die Kiemenhaut hat zehn oder mehr Strahlen.

Digitized by Google

Es sind Süßwasser- und Meerfische. Die meisten Arten sind kräftig, sehr lebhaft und schwimmen sehr schnell und geschickt. Sie sind mit kräftigen Zähnen, die auf den Kiefern, Gaumenbeinen, der Pflugschar und Zunge stehen, reichlich versehen und daher schwächern Wasserbewohnern gefährlich, ziemlich gefräßig, listig und vorsichtig und größtentheils durch wohlschmeckendes Fleisch ausgezeichnet. Der eigentlich sogenannte L. oder der große L. oder Salm (S. Salar) ist ein Seefisch, der in allen nördl. Meeren vorkommt und im Mai, um zu laichen, in Scharen aufwärts in die Flüsse (in Deutschland in den Rhein, die Elbe, Oder, Weser) zieht. Er steigt unermüdlich bis dahin hinauf, wo der Fluß flacher wird und kiesigen Grund hat, wobei er sich durch Hindernisse, wie Wehre und Wasserfälle, nicht abhalten läßt, sondern dieselben überspringt. An solchen Orten finden die Fischer hauptsächlich ihre Rechnung, und hier werden auch die sog. Lachs- oder Salmfänge angelegt. Der L. ist meist 1 Mt. lang, selten länger, 7,5 bis 12,5 Kilogr. schwer, selten bis 20 Kilogr. und nur in einzelnen Fällen bis 40 Kilogr. schwer. Sein röthliches Fleisch ist zwar stets wohlschmeckend, doch hängt die Güte desselben vom Aufenthaltsorte und Futter ab. So ist in Deutschland der Rheinlachs stets geschätzter als der Elb- oder Oderlachs. Er wird sowol frisch als auch geräuchert und marinirt verspeist. Besonders wichtig ist der Lachsfang für den Norden Europas; vorzüglich wird der Fang in Island, Norwegen und Schottland im großen betrieben. Der L. ist oben schwarzgrünlich, an den Seiten bläulich und unregelmäßig braun gefleckt, unten weißlich, und die untern Flossen sind gelblich. Die jährigen L. heißen Sälmlinge, die ausgewachsenen und fetten werden Weißlachse, die magern und schlechten Graulachse, die im Meere gefangenen Rothlachse und die zur Laichzeit gefangenen Kupferlachse genannt. Bei alten Männchen steht der Unterkiefer hakig vor, und solche Exemplare bezeichnet man als Hakenlachse. Die Forellen (s. d.) gehören ebenfalls dieser Gattung an.

Lachsenburg oder Laxenburg, ehemals Lachsendorf, Marktflecken mit einem kaiserl. Lustschlosse und Park im Erzherzogthum Niederösterreich, an der Schwechat, 11 Kilom. südlich von Wien, mit diesem durch Alleen und mit der Oesterreichischen Südbahn durch die Zweigbahn L.-Mödling verbunden, in flacher Gegend gelegen, hat (1870) 964 E. und eine schöne Pfarrkirche. Das alte Schloß wurde 1377 gegründet. Das Neuschloß oder das Blaue Haus, 1600 erbaut, der Lieblingssitz Maria Theresia's, Joseph's II. und Franz' I. und jetzt noch abwechselnd mit Schönbrunn der Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, hat ein Theater für 1200 Zuschauer und eine Reitschule. In der Schloßkirche befindet sich ein Altarblatt von van Dyck, im Bibliothekzimmer sechs treffliche Gemälde von Canaletto, im Billardzimmer Beyer's Statue des Meleager. Der Schloßpark, welcher aus 17 von der Schwechat gebildeten Inseln besteht, ist einer der schönsten engl. Gärten Europas. Er enthält unter andern Merkwürdigkeiten die Franzensburg, eine 1801 vollendete Burg im goth. Stile, rings von einem See umgeben und mit werthvollen Sammlungen echter, aus vielen österr. Schlössern und Stiftern hierher gebrachter Alterthümer ausgeschmückt. In L. wurde 15. Juli 1682 das Bündniß des Kaisers mit mehrern deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und 1725 der Friedens- und Handelstractat zwischen Spanien und Oesterreich abgeschlossen.

Lachter heißt das viele Jahrhunderte lang im Bergbau in Deutschland gebrauchte Längenmaß bei der Vermessung der Grubenfelder. Die Längen eines Berglachters waren sehr verschieden und wurden durch die Bergordnungen eines jeden Landes festgesetzt. So wurde z. B. in Preußen am rechten Rheinufer nach L. von 80 Zoll rhein. Länge (= 2,0924 Mt.) gemessen, in Sachsen enthielt das neuere L. genau 2,00 Mt., in Baiern 1,9425, in Würtemberg 2,0054, in Hannover und Braunschweig 1,9203. In Oesterreich galt als Bergwerksmaß die wiener Klafter = 1,8967 Mt. In neuester Zeit ist jedoch überall das metrische System zur vollsten Ausführung gekommen; bei Bestimmung der Feldeslängen gilt als Einheit das Meter (s. d.).

Lack, Pflanzengattung, s. Cheiranthus.

Lack wird sehr oft, jedoch uneigentlich, als gleichbedeutend mit Firnis (s. d.) genommen, indem man von Kopallack, Dammarlack u. s. w. spricht. Im engern und gebräuchlichern Sinne versteht man darunter die Auflösungen von Harzen (namentlich Kopal, Bernstein, Asphalt) in einem trocknenden fetten Oele (Leinöl, Hanföl, Mohnöl), mehr oder weniger verdünnt durch Terpentinöl, zum Ueberziehen von Blechwaaren, Papp- und Papiermaché-Gegenständen, Holzarbeiten, Lederwaaren, Eisenwerk u. s. w., um auf diesen Gegenständen glänzende, harte, der Nässe widerstehende und die natürliche Oberfläche verbergende Anstriche zu bilden. Ganz unrichtig ist es, für L. den Ausdruck Lackfirnis zu gebrauchen, welcher vielmehr lediglich der Auflösung des L. (Lackharzes) in Weingeist zukommt. Das Lackharz, gewöhnlich Gummilack genannt, ist der ursprünglich mit dem Namen L. bezeichnete Stoff, von welchem die Be-

Digitized by Google

nennung im Laufe der Zeit auf die schon erwähnten fetten Firnisse überging, obschon diese durchaus von demselben nichts enthalten. Es schwitzt als milchiger Saft aus den jungen Zweigen mehrerer in Bengalen, Siam und Assam wachsender Bäume, wenn diese durch den Stich der darauf lebenden Lackschildlaus (Coccus lacca, C. Ficus) verletzt werden, erhärtet an der Luft und wird durch das Insekt selbst rothbraun gefärbt. Roh kommt es als Stocklack, zerkleinert und ausgesucht als Körnerlack, gereinigt und in Blätter oder Schalen geformt als Schellack (Schalenlack) in den Handel. Besonders in letzterer Gestalt wird es zu Firnissen, Kitten und zum Siegellack (ebenfalls oft schlechtweg L. genannt) verarbeitet. Das Lackiren (Ueberziehen der Gegenstände mit den eingangs bezeichneten L.), ein wichtiger Industriezweig, ist eine Erfindung der Chinesen oder Japanesen und wurde durch einen Augustinermönch, Namens Eustachius, aus Indien nach Rom gebracht, von wo aus es sich über Europa verbreitete. Der chinesische L. ist indeß keine durch Kunst bereitete Zusammensetzung, sondern ein harziger Stoff, welcher aus dem Tschon oder Lackbaum (Augia Chinensis) fließt und mit dem Oele aus den Früchten der Vernicia montana gemischt wird. Der japanesische L., welcher weit mehr geschätzt ist, wird durch Einschnitte aus dem Firnis-Sumach (Rhus vernix) gewonnen und mit dem Oele der Bignonia tomentosa versetzt. Die gewöhnliche Art der Lackirung ist die, wobei der L. mit der Farbe zugleich aufgetragen wird. Alle bessern Arbeiten bekommen zuerst Anstriche von in L. angeriebener Farbe und darüber wol 8—10 Lagen von reinem L. ohne Farbe, denen man durch Schleifen und Poliren Glätte und Glanz ertheilt. Lackfarben, kurzweg ebenfalls L., werden trockene Farben genannt, welche aus verschiedenen vegetabilischen, animalischen oder chem. Farbstoffen, verbunden mit Thonerde, Thon, Zinnoxyd, Antimonoxyd, überhaupt einer weißen, erdartigen Base, zuweilen auch aus Stärke bestehen. Zu den rothen Lackfarben, zu deren Darstellung man in neuerer Zeit vielfach aus dem Kohlentheer dargestellte Farbstoffe, wie Corallin (Rosolsäure), Eosin, künstliches Alizarin u. s. w., verwendet, gehört der Karmin, der Karminlack, der florentiner L. und Kugellack, der Krapplack; zu den gelben das Schüttgelb, der Kreuzbeerenlack u. a.; zu den blauen der Indiglack, das Neublau. Einige der rothen Lackfarben haben sich bei der Untersuchung als arsenhaltig erwiesen.

Lack, Lac, bedeutet in Ostindien eine Geldsumme von 100,000 Rupien. (S. Rupie.)

Lackmus (Litmus, engl. tournesol), ein blauer Farbstoff, welcher gegenwärtig fast nur in Holland in der Weise dargestellt wird, daß man gewisse Flechten, und zwar dieselben, die man zur Fabrikation der Orseille und des Persio verwendet (besonders Lecanora tartarea Ach., früher auch Roccella tinctoria Dec. und R. fuciformis Ach.), mit einem Zusatze von kohlensaurem Kali und Ammoniak gären läßt und die infolge der Zersetzung erst roth und später blau werdende Masse mit Gips oder Kreide dergestalt verdickt, daß sie sich zu leichtzerreiblichen Würfeln gestalten und austrocknen läßt. Die Arten der Gattung Roccella, strauchartige Flechten mit rundlichen, knorpeligen, weißgrauen Zweigen, welche schildförmige Früchte an den Seiten tragen, wachsen namentlich an den Küsten des Mittelmeers, der Canarischen, Azorischen und Archipelinseln, auch an den Küsten von England und Schottland, überall nur an Klippen und Felsen, während die Lecanora auf der Erde hin und wieder, in ganz Europa, in großer Menge in Schweden, wo man sie im großen sammelt, vorkommt. Der L. enthält einen ursprünglich rothen, durch Verbindung mit Ammoniak blau werdenden, eigenthümlichen Farbstoff, das Azolitmin, das sich durch Wasser ausziehen und dann zur Färbung von Papier, Wäsche, Wein, Zuckerwaaren u. s. w. verwenden läßt. Da er durch die geringste Spur freier Säure roth gefärbt wird, so dienen Lackmustinctur und Lackmuspapier in der Chemie als Reagens auf freie Säure. Früher wurde der L. zum Bläuen der weißen Tünche und der Wäsche verwendet, wo er gegenwärtig fast vollständig durch das Ultramarin ersetzt ist. Dem L. ganz nahe verwandt sind die Farbstoffe, welche man aus Flechten unter dem Namen Orseille (s. d.) in Frankreich, England und Deutschland, unter dem Namen Persio oder Cudbear in England und Schottland verfertigt. Beide Substanzen werden zum Färben, besonders der Seide, häufig gebraucht, haben jedoch seit dem Aufkommen der lebhaftern Anilinfarben nur noch geringe Bedeutung. Der sogenannte L. in Fleckchen, Tournesollappen oder Bezetten, die man in Südfrankreich fabricirt, enthalten einen dem L. ähnlichen Farbstoff und sind Leinwandläppchen, die mit dem Safte des Krebskrautes (Croton tinctorium), unter Mitwirkung von Ammoniak, gefärbt sind; man verwendet sie zum Färben von Käse, Backwerk u. s. w.

Laclos (Pierre Ambroise François Choderlos de), franz. General und Schriftsteller, geb. zu Amiens 1741, trat mit 18 Jahren in das Geniecorps und erwarb sich bald durch mehrere militärische, publicistische und belletristische Schriften einen Namen. Eine beißende, unter dem

Digitized by Google

Titel «Une épitre à Margot» herausgegebene Satire gegen die Dubarry wäre ihm bald sehr gefährlich geworden. Während er seit 1778 das Fort auf der Insel Aix erbaute, schrieb er den zu seiner Zeit vielgelesenen Roman «Les liaisons dangereuses» (4 Bde., Par. u. Amsterd. 1782 u. öfter; deutsch, Frankf. 1798—99), welcher das sittliche Verderben seiner Zeit darstellte. Der Skandal, den dieses Buch erregte, war außerordentlich groß. Beim Ausbruch der Revolution wurde L. Secretär des Herzogs von Orléans, für dessen Plane er wirkte und mit dem er nach England ging. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich durch die Herausgabe eines Journals an der Revolution, trat 1792 als Maréchal-de-Camp in die Armee zurück und erhielt bald darauf das Gouvernement sämmtlicher franz. Besitzungen in Indien. Zu Anfang 1793 als Freund des Herzogs von Orléans verhaftet, erhielt er erst durch den 9. Thermidor die Freiheit wieder. Im Gefängnisse beschäftigte er sich eifrig mit den Kriegswissenschaften und erfand ein neues Geschütz. Längere Zeit verwaltete er nun das Amt eines Generalsecretärs beim Hypothekenwesen, bis ihn der Erste Consul, Bonaparte, als Brigadegeneral in der Artillerie wieder anstellte. Er starb als solcher zu Tarent 5. Nov. 1803.

Lacondamine (Charles Marie de), franz. Naturforscher, s. Condamine.

Lacordaire (Henri Dominique), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 12. Mai 1802 zu Recey-sur-Ource (Depart. Côte-d'Or), studirte die Rechte zu Dijon, ging 1822 nach Paris, wurde Advocat und erregte dort Aufmerksamkeit durch seine rednerische Gewandtheit. Der Abbé Gerbet bekehrte den jungen Voltairianer zum eifrigen kath. Christen. Im J. 1827 als Priester geweiht, fühlte er sich 1830 stark von Lamennais angezogen, und als dieser im Verein mit Montalembert das demokratisch-ultramontane Journal «L'Avenir» gründete, wurde L. dabei Hauptmitarbeiter und war einer von den Abgeordneten, die sich 1831 nach Rom begaben, um vom Heiligen Stuhl Genehmigung oder Misbilligung der neuen Doctrinen zu erhalten. Der Bescheid, daß sie in Religion und Politik geirrt hätten, bewog L. in beiden Stücken Abbitte zu thun; hierauf beziehen sich seine zwei Schriften: «Considérations sur le système philosophique de M. de Lamennais» (1834) und «Lettre sur le Saint-Siège» (1838). Zwei Jahre später trat er in den Dominicanerorden ein und veröffentlichte bald nachher eine Apologie des Dominicanerordens und seines Stifters unter dem Titel «Vie de Saint-Dominique» (Par. 1841; 3. Aufl. 1844). Ehe er Mönch geworden, hatte L. 1835 und 1836 zur Fastenzeit mit ungemeinem Anklang in der pariser Kathedrale gepredigt, wo er auch 1843—51 fast unausgesetzt als Fastenprediger sehr beliebte und besuchte Vorträge hielt. Er predigte ebenfalls in Toulouse, Lyon, Grenoble, Bordeaux, Nancy, Metz, Straßburg und Lüttich. Der Ton aller dieser Reden ist immer derjenige einer Vertheidigung der kath. Religion; sie sind theilweise gesammelt unter dem Titel «Conférences de Notre-Dame de Paris» (3 Bde., Par. 1835—50; deutsch, 4 Bde., Tüb. 1846—52). Nach der Februarrevolution 1848 wurde er zu Marseille in die Constituirende Nationalversammlung gewählt, aus der er jedoch bald austrat. Eine 1853 in St.-Roch gehaltene Rede mit polit. Anspielungen hatte das einstweilige Verbot seines Predigens zur Folge, erwarb ihm aber die Gunst der Französischen Akademie, welche den Lobredner der Inquisition 1860 als Mitglied aufnahm. Er starb zu Sorèze (Depart. Tarn) 22. Nov. 1861. L.'s Ruf gründet sich fast ausschließlich auf seine glänzende Kanzelberedsamkeit. Nach seinem Tode erschienen «Lettres de L. à Madame Eudoxie de la Tour du Pin» (Par. 1864); ferner veröffentlichte Falloux, «Correspondance de L. et de Madame Swetchine» (4. Aufl., Par. 1865), und Villard, «Correspondance inédite de L.» (Par. 1870). Vgl. Montalembert, «Le père L.» (Par. 1862); derselbe, «Le testament du père L.» (Par. 1870); Foisset, «Vie du père L.» (2 Bde., Par. 1870); Bleibtreu, «L.'s Leben und Wirken» (Freiburg 1873).

Lacretelle (Pierre Louis), der Aeltere genannt, franz. Jurist und philos. Schriftsteller, geb. 1751 zu Metz, wo sein Vater Advocat war, begann seine praktische Laufbahn als Advocat zu Nancy und ging 1778 nach Paris, wo er Parlamentsadvocat wurde und zunächst als Mitredacteur des «Grand répertoire de jurisprudence» sich vortheilhaft bekannt machte. In diese Periode seines Lebens fallen: «Essai sur l'éloquence du barreau» (Par. 1779), «Mélanges de jurisprudence» (Par. 1779), «Éloge de Charles de Saint-Maure, duc de Montausier» (1781) und der treffliche «Discours sur le préjugé des peines infamantes» (Par. 1784), dem 1786 die Französische Akademie den Monthyon'schen Preis zuerkannte. Ferner veröffentlichte er die «Mémoires sur le comte de Saunois» sowie mehrere Abhandlungen, welche sich theils in den «Oeuvres diverses, mélanges de philosophie et de littérature» (5 Bde., Par. 1802—7), theils in den «Fragments politiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1817) wiederfinden. Seit 1787 hatte L. als Freund und Vertrauter des Ministers Malesherbes an manchen Verbesse-

Digitized by Google

rungen im Justizwesen Antheil, und mit Laharpe u. a. gab er den «Mercure» heraus. In der Revolution erklärte er sich sofort für die derselben zu Grunde liegenden Fortschrittsideen. Als stellvertretender Deputirter in der Nationalversammlung, als Deputirter in der Gesetzgebenden Versammlung, als Mitglied der Nationaljury nach der Constitution vom Jahre III, sowie später als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers vertrat er stets das Recht und die Freiheit. In das Institut wurde er 1801 an Laharpe's Stelle gewählt. Als Napoleon sich 1804 die Kaiserkrone aufsetzte, zog sich L. zurück. Nach der Restauration trat er auf die Seite der Opposition. Mit Ségur, Benj. Constant, Etienne und andern polit. Freunden gab er den «Mercure de France» heraus und, als dieses Blatt wegen Censurdruck eingehen mußte, die «Minerve française», die später ebenfalls unterdrückt wurde. L. starb 5. Sept. 1824. Noch sind zu nennen seine «Portraits et tableaux», in denen sich meisterhafte Schilderungen Mirabeau's, Bonaparte's und Lafayettes finden; ferner die «Études sur la révolution française», die «Soirées avec Guillaume Lamoignon de Malesherbes» und der dramatisirte Roman «Malherbe, ou le fils naturel», unter dem er d'Alembert versteht. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Par. 1823—24) hatte er kurz vor seinem Tode begonnen.

Lacretelle (Jean Charles Dominique de), der Jüngere genannt, des Vorigen Bruder und als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt, geb. zu Metz 3. Sept. 1766, kam kurz vor dem Ausbruche der Revolution nach Paris, wo er als Journalist thätig war. Zur Zeit der Gesetzgebenden Versammlung lebte er als Secretär des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt fast stets auf dem Gute Liancourt, bis seine Gönner und Freunde sich aus Frankreich flüchten mußten. Während der Schreckensperiode verbarg er sich anfangs zu Paris in einem Hôtel garni, suchte aber dann eine Zuflucht in der Armee. Erst nach dem 9. Thermidor wandte er sich wieder nach Paris, wo er auch journalistisch thätig war und auch die Salons der Madame Tallien besuchte. Am 13. Vendémiaire (1795) focht er auf seiten der gegen den Convent aufgestandenen Sectionen. Am 18. Fructidor (1797) verhaftet, kam er erst nach dem 18. Brumaire (1799) wieder in Freiheit. Bonaparte ernannte ihn 1800 zum Mitgliede des Preßbureau, und im April 1810 wurde er kaiserl. Censor und 1812 Geschichtsprofessor an der Universität. Inzwischen war er auch 1811 in die Académie Française erwählt worden. Als eifriger Anhänger des constitutionellen Systems wandte sich L. 1814 den Bourbons zu. Ludwig XVIII. ernannte ihn dafür im Oct. 1814 zum königl. Censor und verlieh ihm 1822 den Adel. Als der Minister Peyronnet 1827 den Kammern die berüchtigten Preßgesetzentwürfe vorlegte, veranlaßte L. die Akademie zu einer Vorstellung an beide Kammern, welche sich energisch gegen solche Beschränkung der Presse aussprach. Er trug hierdurch wesentlich dazu bei, daß die Regierung ihre Entwürfe zurückzog, wurde aber dafür des Censoramts entsetzt. L. zog sich 1848 nach Mâcon zurück, wo er 26. März 1855 starb. Sein von Rabaud Saint-Etienne begonnener, durch ihn selbst vom zweiten Bande an fortgesetzter «Précis de l'histoire de la révolution française» (6 Bde., Par. 1808—12) erwarb ihm als Historiker einen geachteten Namen. Von seinen spätern histor. Schriften sind als die wichtigsten zu nennen: «Histoire de France pendant le 18e siècle» (6 Bde., Par. 1808—12), «Histoire de France pendant les guerres de la religion» (4 Bde., Par. 1814—16), «Histoire de la révolution française jusqu'au 18 Brumaire» (9 Bde., Par. 1821—26), «Histoire de France depuis la restauration» (4 Bde., Par. 1829—35), «Histoire de l'Assemblée constituante» (2 Bde., Par. 1844), «Histoire du Consulat et de l'Empire» (6 Bde., Par. 1845—46). Sehr interessant sind die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben: «Dix années d'épreuves pendant la révolution» (Par. 1842).

Lacrimae Christi (lat., d. i. Christusthränen), so genannt von der Lacrima-Traube und dem Kloster auf dem Vorsprunge des Vesuvs, nicht weil, der Sage nach, der Most gleich Thränen von der Kelter läuft, ist ein neapolit. Wein, welcher echt nur in sehr geringen Quantitäten erzeugt wird, selten in den Handel kommt und sehr kostbar ist. Er wächst nur in der nächsten Umgebung des genannten Klosters, hat eine schön hellrothe Farbe, ist feurig, würzhaft, äußerst wohlschmeckend; sein mildes, angenehmes Parfum macht ihn zu einem der edelsten Liqueurweine. Es stehen ihm nach die Lacrimae Christi della Somma, ein Liqueurwein von Bernsteinfarbe, ebenfalls fein und bouquetreich; am Fuße des Vulkans, bei Castellamare werden die Lacrimae Christi greco von der Greco-Traube gewonnen, treffliche Malvasiere, aber erst im dritten Range der «Thränen». Was in Neapel und Umgegend unter der Etiquette Lacrimae Christi verabreicht wird, sind weiße und rothe Vollweine von den Ufern des Averner Sees, zwischen Bajä und Puzzuoli, sowie von den Hügeln des Dorfes Sta.-Maria di Capua. Uebrigens wird im ganzen südl. Italien die Lacrima-Traube vielfach angebaut.

Digitized by Google

Lacroix (Paul), franz. Schriftsteller, bekannt unter dem Namen Bibliophile Jacob, geb. 27. Febr. 1806 in Paris, verdankt seinen Ruf einer langen Reihe von Romanen, die meist reich an eingestreuten gelehrten Notizen sind, während einige blos auf Sittenschilderung angelegt sind. Von den dramatischen Versuchen L.' sind zu nennen: «La Maréchale d'Ancre», histor. Drama in Versen (1829), und eine Uebersetzung von Werner's «24. Februar» (1849). Ferner lieferte er eine Menge geschichtlicher und archäol.-literarischer Arbeiten, darunter eine «Histoire du XVIe siècle en France» (Par. 1834) und das mit F. Séré herausgegebene Werk «Le moyen âge et la renaissance» (5 Bde., Par. 1847—52). Auch stiftete er mit T. Thoré das «Bulletin de l'alliance des arts» (1842—48), besorgte neue, mit erläuterndem Commentar versehene Ausgaben von Rabelais, von den «Cent nouvelles de Louis XI», von Lafontaine's «Contes et nouvelles» u. s. w., gab als Uebersetzer eine Auswahl aus P. Aretino's Werken und war, als Pseudonym Pierre Dufour, einer von den drei Verfassern der «Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde» (6 Bde., Par. 1851—52, mit Kupfern), die einige Zeit lang verboten blieb. L. ist seit 1855 Conservator an der Bibliothek des Arsenals. Von seinen neuern Werken auf dem Gebiete der Kunst- und Culturgeschichte sind zu erwähnen: «Les arts au moyen âge et à l'époque de la renaissance» (Par. 1868), «Vie militaire et religieuse au moyen âge et à l'epoque de la renaissance» (Par. 1872), «Le dix-huitième siècle; institutions, usages et costumes» (Par. 1874). — Sein jüngerer Bruder, Jules L., geb. 7. Mai 1809 zu Paris, ist ebenfalls Verfasser vieler Romane. Auch hat man von ihm einen Band Gedichte, «Les Pervenches» (1838), zwei Dramen in metrischer Form, eine wortgetreue Uebersetzung des Oedipus Tyrannos von Sophokles und metrische Uebersetzungen der Oden des Horaz und der Satiren des Persius und Juvenal.

Lacroix (Sylvestre François), ausgezeichneter Mathematiker, geb. zu Paris 1765, erhielt durch seines Lehrers Monge Empfehlung eine Stelle als Lehrer der Mathematik an der Marineschule zu Rochefort; doch schon 1786 berief ihn Condorcet als seinen Suppleanten am Lyceum nach Paris zurück. Im nächsten Jahre erhielt er eine Lehrerstelle an der pariser Kriegsschule und, als diese 1788 einging, eine Professur an der Artillerieschule zu Besançon. Hierauf wurde er 1793 Examinator der Offiziere des Artilleriecorps, 1794 Bureauchef des Comité für Wiederherstellung des öffentlichen Unterrichts und Professor an der Normalschule, 1799 Professor an der Polytechnischen Schule, später Professor an der Universität und 1815 auch am Collége de France. Im J. 1821 legte er jedoch seine Aemter nieder, behielt aber eine Professur. Schon 1787 hatte er einen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhalten; 1799 wurde er Mitglied des Instituts. Er starb 24. Mai 1843. L. hat durch seine Lehrbücher viel zur Verbreitung und Beförderung der mathem. Studien in Frankreich beigetragen, wie denn überhaupt sein größtes Verdienst in seiner ausgebreiteten Wirksamkeit als Lehrer besteht. Außer seinen zahlreichen «Mémoires» sind von seinen größern Werken zu nennen der «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» (2 Bde., Par. 1797; 2. Aufl., 3 Bde., 1818; deutsch von Bethke, Berl. 1817) und dessen Fortsetzung, der «Traité des différences et des séries» (3 Bde., Par. 1800; 2. Aufl. 1810—19); ferner der «Cours des mathématiques» (10 Bde., Par. 1797—1816), der viele Auflagen erlebte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Lactantius (Lucius Cölius Firmianus), berühmter Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh., stammte aus Italien und lebte als Lehrer der Beredsamkeit in Nikomedien, bis ihm Konstantin d. Gr. die Unterweisung seines ältesten Sohnes übertrug. Er starb um 330. Seine zum Theil an Manichäismus streifenden Ansichten, die ihm sein Lehrer Arnobius von Sicca eingepflanzt hätte, sowie sein Chiliasmus schadeten dem Rufe seiner Orthodoxie. Aber wegen seiner reinen Diction nannte man ihn den christl. Cicero, und seine Schriften wurden im Mittelalter viel gelesen und häufig nachgeahmt. Sein berühmtestes Werk sind die zu apologetischem Zwecke geschriebenen «Institutiones divinae» (herausg. von Davisius, Camb. 1718). Auch werden ihm mehrere Elegien zugeschrieben, unter andern das «Carmen de Phoenice» (herausg. von Martini, Lüneb. 1825). Die besten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke lieferten Bünemann (Lpz. 1739), Dufresnoy (2 Bde., Par. 1748) und Fritzsche in Gersdorf's «Bibliotheca patrum Latinorum» (2 Bde., Lpz. 1842—44).

Lactose, eine Zuckerart, die sich aus Milchzucker beim Erwärmen mit verdünnten Säuren neben einer andern Zuckerart bildet, die Traubenzucker zu sein scheint. Die L. ist der geistigen Gärung fähig und dreht die Polarisationsebene stärker nach rechts als der Traubenzucker.

Lactuca, Pflanzengattung aus der 19. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen. Ihre vorzüglich über die gemäßigte

Digitized by Google

und warme Zone der nördl. Halbkugel zerstreuten Arten sind der Mehrzahl nach zweijährige oder ausdauernde Kräuter mit büschel- oder rosettenförmig gestellten Grundblättern, wenig beblättertem Stengel und trugdoldig oder rispig gruppirten, ziemlich kleinen Blütenkörbchen, welche einen walzigen oder eiförmig-walzigen, dachziegelschuppigen Hüllkelch, einen nackten Fruchtboden und lauter zungenförmige, meist schwefelgelbe, selten blaue oder lilafarbene Blüten besitzen. Die Früchtchen sind flachgedrückt, an den Seitenwänden der Länge nach gerippt, lang geschnäbelt und am Ende des Schnabels mit dem stehenbleibenden, weißen, haarigen Pappus (Kelch) versehen. Die in Deutschland wildwachsenden, eben nicht zahlreichen Arten werden im allgemeinen Lattich genannt. Unter denselben sind erwähnenswerth: der Giftlattich (L. virosa L.), eine stattliche, bis mannshoch werdende Staude mit fingerdickem, violett angelaufenem Stengel, länglichen, rothbraun gefleckten, unterseits an der Mittelrippe weichstacheligen, buchtig gezähnelten oder schrotsägeförmigen Blättern, walzigem Hüllkelch, gelben Blüten und schwarzbraunen, weißgeschnäbelten Früchten; der blaue Lattich (L. perennis L.), eine Staude mit fiederspaltigen Blättern und langgestielten, blauen Blütenkörbchen, und der wilde Salat (L. Scariola L.), eine auf Schutt, an Wegen vorkommende, gelbblühende Art mit senkrecht am Stengel angewachsenen Blättern, die man für die Stammpflanze des cultivirten Staudensalats oder gemeinen Salats (L. Sativa L.) hält. Von dieser bekannten Culturpflanze sind im Laufe einer mehrtausendjährigen Cultur eine Unzahl von Spielarten und Sorten entstanden, welche sich in drei Hauptvarietäten vereinigen lassen: Schnittsalat, mit tief eingeschnittenen, grün oder roth gefärbten, auseinanderstehenden Grundblättern; Bindsalat (Sommer-Endivie), mit ganzrandigen, langen, in einer halbgeschlossenen Rosette aufrecht stehenden, grünen oder rothen Blättern, und Kopfsalat, mit breiten, blasig aufgetriebenen, kopfförmig zusammengeschlossenen Grundblättern von verschiedener Textur, Form und Farbe. Den in Südeuropa, Süd- und Westdeutschland an felsigen Orten wachsenden blauen Lattich benutzen die Bauern des Nahegebietes auch als Salat. Der vereinzelt in Mittel- und Süddeutschland, in Süd- und Westeuropa auf Schutt und an felsigen Orten vorkommende Giftlattich ist officinell und enthält einen betäubend riechenden Milchsaft von bitterm, dann brennendem Geschmack, welcher in kleinen Gaben als beruhigendes Mittel ärztlich angewendet wird, dagegen in großen Gaben Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Schlafsucht und Erbrechen bewirkt. Der eingetrocknete braune Milchsaft kommt unter dem Namen Lactucarium zu medic. Verwendung.

Ladak oder Ladakh, auch Mitteltibet, richtiger Westtibet genannt, früher ein besonderes Fürstenthum, jetzt die größte Provinz des unter brit. Oberherrlichkeit stehenden Reiches Kaschmir (s. d.) in Ostindien, vom chines. Tibet im SO., vom Himalaja im S., von Kleintibet oder Baltistan (s. d.) im W. begrenzt und durch das Karakorumgebirge im N. von Turkestan geschieden, hat ein Areal von 73,138 QKilom. und (1873) 20,621 E. Das Land ist ein Theil vom Becken des obern Indus und eins der am höchsten gelegenen Gebiete der Erde, mit 5500—5800 Mt. hohen, fast vegetationslosen Ebenen. Die Höhen des Himalaja werden noch überragt von dem ihm parallellaufenden mächtigen Karakorum oder Mustagh, d. h. Eisgebirge, welches die Hauptwasserscheide in diesem Theile Hochasiens bildet und in dem 8619 Mt. hohen Dapsang den zweithöchsten Gipfel der Erde enthält. Auch im Innern wird das Land von vielen parallelen, in nordwestl. Richtung streifenden, aber auch sich kreuzenden Bergketten durchzogen, zwischen denen enge Thäler den einzigen urbaren Boden gewähren. Der Indus, der als Sing-kha-bab die Mitte des Landes durchrauscht, nimmt hier den Zanskar, Dras, Schajuk und andere beträchtliche, zum Theil fahrbare und goldführende Nebenflüsse auf. Dazu kommen zahlreiche Seen, von denen viele brakiges Wasser enthalten. Warme Quellen gibt es von 10—30° R. Die Gegensätze von Sommerhitze und Winterkälte sind sehr bedeutend. Schnee fällt selten, Regen fast gar nicht; der Himmel ist fast allezeit klar, die Luft ungemein trocken. Der Reichthum des Landes an Gold, Schwefel und Salz wird kaum benutzt, dagegen ist der im Schlamm mancher Seen sich findende Borax oder Tinkal nebst dem aus Großtibet herüberkommenden ein Hauptartikel der Ausfuhr. Die Pflanzenwelt ist schwach vertreten, Holz wenig vorhanden. Die gewöhnlichen Bäume sind die Thuja, die lombard. und die Schwarzpappel, mehrere Arten Weiden und Tamarisken. Man zieht Aprikosen (bis zu 4000 Mt. Höhe), Aepfel, auch Walnüsse, Maulbeeren und Trauben. Rhabarber wächst in Fülle, Luzerne und andere Futterkräuter werden in Menge gebaut. Die Einwohner erzeugen Weizen, Gerste und Buchweizen, Lein, Taback, Erbsen, Rüben, Zwiebeln u. s. w. Hausthiere sind Pferde, Yacks oder Grunzochsen, Kühe, Esel, Schafe, Kaschmirziegen und Hunde. Die Einwohner von L., Tibetaner mit Kaschmirern gemischt, sind arbeitsam, friedlich und gutmüthig, ehrlich und gastfrei,

Digitized by Google

aber scheu, schmuzig, dem Trunke und der Geschlechtsliebe ergeben. Vielmännerei ist unter den niedern Klassen herrschend. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Fertigung dicker Wollgewebe und des nothwendigen Hausgeräthes. Der Transithandel ist bedeutend, Shawlwolle der wichtigste Handelsartikel. Die Religion ist der Lamaismus, die Zahl der Priester groß. Diese haben das Monopol des Handelsgewinns, und zwei Drittheile des Ackerbodens sind zur Unterhaltung der unthätigen Geistlichkeit bestimmt. Die Hauptstadt Leh, unter 34° 7′ nördl. Br. und 77° 42′ östl. L. (von Greenwich), nördlich vom Indus unweit desselben in 3297 Mt. Seehöhe gelegen, ist von einer bethürmten Mauer umschlossen, zählt 4000 E., besteht aus einem Gewirre von engen Gassen und hat Häuser mit flachen Dächern und dürftiger Einrichtung. Die Buddhatempel sind unerheblich, der Palast des Maharadscha sehr einfach. Die Stadt hat Bedeutung als Hauptmarkt für die Shawlwolle, als Mittelort zwischen dem Pendschab und China, als Durchgangspunkt des großen Karavanenhandels von Kaschgar und Yarkand in Turfan, von Tibet und Rußland nach Kaschmir und Hindostan. Die ältere Geschichte L.s fällt mit der von Tibet zusammen, von dem es ursprünglich eine Provinz war. Als Tibet unter die Botmäßigkeit der Chinesen kam, behielt L. wahrscheinlich seine eigenen Fürsten. Im Anfange des 18. Jahrh. nahmen die Kalmücken Leh ein. Der Radscha floh nach Kaschmir und bat den dortigen Statthalter des Delhi-Kaisers Aureng-Zeyb um Hülfe. Dieser setzte den Fürsten wieder auf den Thron, der nun nach Delhi jährlich einen Tribut übersandte, welchen auch alle folgenden Herrscher von Kaschmir, Afghanen wie Sikhs beanspruchten. Das Land wurde 1834 von den Sikhs erobert und kam später durch die Briten an Gholab-Sing. Vgl. Cunningham, «L., physical, statistical and historical» (Lond. 1854).

Ladanumharz, s. Cistrose.

Ladenberg (Philipp von), preuß. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1769 zu Magdeburg, wo sein Vater Kaufmann war, studirte 1786—89 in Halle die Rechte und Kameralwissenschaften und trat dann in den Staatsdienst. Er wurde 1795 Kriegs- und Domänenrath in Ansbach, 1806 Director der Kammer in Bialystock, 1807 in Marienwerder, 1809 Regierungsdirector in Potsdam, 1810 Director der Abtheilung für directe und indirecte Abgaben im Finanzministerium, 1817 Director der neuorganisirten Generalcontrole und 1820 des Schatzministeriums. In diesen Aemtern brachte er größere Einheit in die Verwaltung und legte den Grund zu der gegenwärtigen Ordnung im preuß. Etats-, Kassen- und Rechnungswesen. Für seine Verdienste wurde er 1817 geadelt. Im J. 1823 wurde er Chefpräsident der Oberrechnungskammer, erhielt die Direction der Kron- und Fideicommißverwaltung und 1825 erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath. Auch erhielt er die selbstständige Leitung der Generalcontrole bis zur Aufhebung dieser Behörde 1826, wurde 1835 Chef der gesammten Domänen-, Forst- und Jagdverwaltung als einer selbstständigen Abtheilung des Ministeriums des königl. Hauses und 1837 Geh. Staatsminister. Nachdem er 1842 seine Entlassung genommen, lebte er zu Berlin, wo er 11. Febr. 1847 starb. Zur Feier seines Jubiläums (1839) errichteten die Forstbeamten der preuß. Monarchie die Ladenberg'sche Stiftung zur Erziehung der Söhne unbemittelter Forstbeamten, deren Fonds L. durch einen ansehnlichen Beitrag aus seinem Vermögen erhöhte. — Adelbert von L., des Vorigen Sohn, ein um das preuß. Schulwesen verdienter Staatsmann, geb. 18. Febr. 1798 zu Ansbach, studirte seit 1816 zu Berlin, dann zu Göttingen und Heidelberg die Rechte, wurde 1818 Auscultator, 1824 Regierungsrath und Justitiar bei der kölner Regierung, sowie Bankcommissarius und Justitiarius bei dem dortigen Bankcontor. Im J. 1830 wurde er Oberregierungsrath und Dirigent der Finanzabtheilung bei der Regierung in Königsberg und kam 1831 in gleicher Eigenschaft nach Merseburg. Seit 1834 wirkte er als Präsident der Regierung in Trier, und 1839 wurde er zum Director im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten berufen, zum Wirkl. Geh. Oberregierungsrath befördert und kurz darauf zum Mitglied des Staatsraths ernannt. Nach Altenstein's Tode verwaltete L. dessen Ministerium vom 14. Mai bis 22. Oct. 1840, wo dasselbe an Eichhorn überging, unter welchem nun L. die evang.-geistlichen, Unterrichts- und die Medicinalangelegenheiten dirigirte. Als Eichhorn 1848 sein Amt niedergelegt, blieb L. auch unter Graf Schwerin und Rodbertus in seiner Stellung, bis er nach dem Ausscheiden des letztern sich vom Juli bis Nov. 1848 der interimistischen Leitung des Ministeriums unterzog. Nach wiederholten Aufforderungen entschloß er sich endlich, 8. Nov. 1848 in das vom Grafen von Brandenburg neugebildete Ministerium einzutreten. Seiner Verwaltung gehörten an die Errichtung des Evangelischen Oberkirchenraths, die Ausarbeitung eines Unterrichtsgesetzes und eines Medicinalgesetzes, die Einleitungen zu einer Reorganisation des Kunstwesens in allen

Digitized by Google

seinen Theilen. Polit. Rücksichten veranlaßten jedoch schon im Dec. 1850 seinen Rücktritt. Er wurde zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer ernannt, in welcher Stellung er 15. Febr. 1855 starb. L. war ein entschiedener Vertreter wissenschaftlicher Interessen und ein kenntnißreicher Freund des Schönen in der Natur wie in der Kunst. Anonym veröffentlichte er eine «Uebersicht der preuß. und franz. Hypothekenverfassung» (Köln 1829) und «Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminalsachen» (3. Aufl., Köln 1842).

Ladiner, s. Romanisch.

Ladislaw, s. Wladislaw.

Ladogasee, der größte Landsee Europas, im nordwestl. Rußland zwischen den Gouvernements Petersburg, Olonez und dem Großfürstenthum Finland, ist bis 210 Kilom. lang, durchschnittlich 110 Kilom. breit und nimmt einen Flächenraum von 18,120 QKilom. ein. Seine gewöhnliche Tiefe ist 110 Mt., seine größte zwischen den Inseln Suri und Kexholm schwankt zwischen 230 und 280 Mt. Der Grund des L. ist schlammig. Der See hat viele Untiefen, Klippen und Sandbänke, welche die Schifffahrt auf ihm, zumal bei den heftigen Wirbelwinden, die von seinen größtentheils steilen und felsigen Ufern herrühren, sehr gefahrvoll machen. Zur Erleichterung der Schifffahrt legte man 1718—31 längs des südl. Seeufers von Schlüsselburg bis zur Mündung des Wolchow den 110 Kilom. langen, 25 Mt. breiten und 2—3 Mt. tiefen Ladogakanal an, der 1766—1801 als Sjäßischer Kanal verlängert und unter Alexander I. 1802 durch den 52 Kilom. langen Swirkanal fortgesetzt wurde. Die Verstärkung der Schifffahrt auf dem Ladogakanal veranlaßte die russ. Regierung, 1861—66 parallel zu demselben einen neuen Kanal anzulegen, den Neuen Ladogakanal. Seitdem erhielt der alte Ladogakanal den Namen Kanal Kaiser Peter's d. Gr. Der L. hat in seinem Südtheile viele Graswerder und Dünen, die unzähligen Robben zum Aufenthalte dienen. Auch ist der See reich an schmackhaften Fischen und ausgezeichnet durch Wasserfülle, indem er die Abflüsse des Saimasees (den Woxa), des Onega- (den Swir) und des Ilmensees (den 300 Mt. breiten Wolchow), den Sjäß und noch gegen 70 andere Quellflüsse aufnimmt, während er nur einen Abfluß hat, nämlich die Newa. Durch die erwähnten Kanäle und die damit zusammenhängenden Gewässer steht der L. mit dem Kaspischen Meere und dem Weißen Meere in Verbindung und ist also für die Schifffahrt des Russischen Reichs von Wichtigkeit.

Ladronen oder Diebsinseln nannte Magelhaens die 6. März 1521 von ihm entdeckten 15 Inseln im nordwestl. Theil des Großen Oceans, die nördlich von den Carolinen eine zwischen 13 und 21° nördl. Br. von Norden nach Süden gestreckte Reihe bilden. Spätere Seefahrer nannten die Gruppe Islas de las velas latinas, San-Lazarusarchipel, Jardines, Prazeres u. s. w. Sie wurden 1565 von den Spaniern in Besitz genommen, 1668 von diesen besetzt und zu Ehren der Königin Maria Anna von Oesterreich, der Witwe Königs Philipp IV., Marianen genannt. Noch jetzt stehen sie als span. Colonie unter dem Generalgouverneur der Philippinen. Ein breiter Kanal trennt die L. in einen südl. und einen nördl. Theil. Zu den südl. Inseln gehören Guahan (Guajan, Guam, San-Juan) die größte, Rota, Aguigan Tinian und Saypan. Die zehn nördl. Inseln (Gani) sind sämmtlich unbewohnt; sie heißen Farallon de Medinilla, Sarigan, Piedras de Torres, Guguan, Alamagan, Pagan, Agrigan, Assonsong, Mangs und Uraccas. Der Flächeninhalt aller Inseln beträgt im ganzen nur 1079 QKilom. und ihre Bevölkerung (1871) 8000 Seelen. Zahlreiche Gräber und Ruinen sprechen noch jetzt für eine ehemalige bedeutende und cultivirte Bevölkerung; die gewaltsamen Taufen brachten aber die Eingeborenen zu offener Empörung, bei deren rücksichtsloser Unterdrückung die Inseln förmlich verwüstet wurden. Man zählte 1722 nur noch 1936 Bewohner; seitdem hob sich ihre Zahl bis 1856 auf 9500 Seelen, aber in diesem letztern Jahre raffte eine Epidemie die Hälfte der Bewohner hinweg. Die Eingeborenen, Chamorro genannt, haben große Aehnlichkeit mit den Tagal der Philippinen und sind jetzt, nach langem Druck und anhaltender Misregierung der Spanier, ein träges, verkommenes Volk. Das Klima ist angenehm, kühler als auf den Philippinen, doch im August und September sehr warm. Spanien hat an dieser Colonie keine Einkünfte. Im J. 1856 wurden die L. zum Verbannungsort bestimmt. Der span. Gouverneur wohnt in Agaña auf Guahan, der Haupt- und einzigen Stadt der Colonie, mit 2000 E. Der etwas entfernt liegende Hafen Umata hat Festungsanlagen.

Ladung (Vorladung im Proceß), s. Citation.

Lady, von dem angelsächs. hlafdige, d. i. Brotherrin, war in alter Zeit Ehrentitel der Königinnen von England und später der Prinzessinnen von königl. Geblüt. Gegenwärtig kommt dieser Titel in Verbindung mit dem Vor- oder Familiennamen den Frauen aller engl.

Digitized by Google

Peers sowie der Baronets und Ritter und den Töchtern der Herzoge, Marquis und Grafen zu, die ihn auch nach der Verheirathung mit Bürgerlichen beibehalten.

Laeken (spr. Laken), königl. Residenzschloß bei Brüssel, mit sehenswerthen Gartenanlagen und reizender Aussicht über die belg. Hauptstadt und deren nördl. Umgegend, wurde 1782 auf Befehl und zum Aufenthalt der österr. Generalstatthalterin Marie Christine (Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen) erbaut. Nach 1794 verkaufte es der Erzherzog Karl einem Chirurgen, von dem es 1803 in den Besitz Napoleon's I. kam, der es zunächst seiner Gemahlin Josephine abtrat, aber 1812 wieder gegen das Elysée-Bourbon eintauschte. Er selbst bewohnte das Schloß 1811 kurze Zeit mit Marie Luise. L. ward 1814 zum Krongut geschlagen, und pflegt auch von der belg. Königsfamilie im Sommer bewohnt zu werden. Der Kirchhof zu L. enthält eine schöne Marmorstatue der Sängerin Malibran, von deren Gemahl, dem Violinvirtuosen de Bériot, errichtet und von Wilh. Geefs gearbeitet. An der Stelle der uralten Dorfkirche, unter welcher die Reste der 1850 verstorbenen Königin Luise und 1865 die des Königs Leopold I. beigesetzt wurden, ist auf Staatskosten und im goth. Stile ein monumentales Kirchengebäude errichtet worden, das zur Familiengruft des königl. Hauses bestimmt ist. — Das Dorf L., eine Vorstadtgemeinde Brüssels, zählt 16,147 E.

Laërtes, der Sohn des Arkeisios und der Chalkomeduſa, Gemahl der Antikleia, Vater des Odysseus (s. d.) und der Ktimene, wohnte der kalydonischen Jagd bei und nahm theil am Argonautenzuge. Er erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja.

Lafarge (Marie Cappelle, Madame), bekannt durch ihren Proceß, geb. 1816 zu Villers-Hellon in der Picardie, Tochter eines Obersten der Kaiserzeit, frühzeitig Waise, wurde bei einem ihrer Verwandten in Paris erzogen und 1838 an Lafarge, Hammerwerksbesitzer im Depart. Corrèze, den sie nicht liebte, verheirathet. Sie mußte sofort den Zerstreuungen des pariser Lebens entsagen und das einsame alte Herrenhaus Glandier beziehen. Die Geschäfte L.'s gingen bald sehr schlecht, und das Vermögen der jungen Frau wurde angewandt, die Verluste des Mannes zu decken. Auf einer Reise nach Paris im Monat Dec. 1839 aß Herr L. von dem Kuchen, den ihm seine Frau geschickt hatte, und fühlte Schmerzen von Vergiftung. Er kehrte nach Glandier zurück, kränkelte und starb 15. Jan. 1840. Madame L. wurde angeklagt, ihren Mann vergiftet zu haben. Der Assisenhof von Tulle machte die Sache anhängig, und gleichzeitig wurde die Angeklagte wegen Diamantendiebstahls vor das Zuchtpolizeigericht geladen. Der Proceß verursachte gewaltiges Aufsehen. Die Assisen zu Tulle verurtheilten die L. zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Das Cassationsgesuch wurde auf Dupin's Antrag verworfen. Hinsichtlich des Diamantendiebstahls ließ die Gerichtsbehörde in Tulle die Klage fallen. Madame L. trat ihre Strafe im Arbeitshause zu Montpellier an und schrieb daselbst ihre «Mémoires de Marie Capelle, veuve L.» (4 Bde., 1840—42; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1841), in denen sie ihre Unschuld zu beweisen suchte. Nach einer Gefangenschaft von fünf Jahren erhielt sie Erlaubniß, ins Kloster St.-Rémy zu gehen, und im Juni 1852 wurde sie ganz freigelassen, starb aber schon 7. Nov. desselben Jahres zu Ussat, wo sie gegen ein Brustübel die Bäder gebrauchte.

Lafayette (Marie Madeleine Pioche de Lavergne, Gräfin de), eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, geb. 1632 in Paris, verfaßte mehrere Romane, in ihrer Zeit die vorzüglichsten in Frankreich, worin Begebenheiten und Charaktere naturgemäß entwickelt und treue Gemälde menschlicher Stimmungen und Leidenschaften dargeboten werden. Ihr Vater, Aymar de Lavergne, Maréchal-de-Camp und Gouverneur von Havre, gab ihr eine vortreffliche Erziehung; unter der Leitung von Ménage und Pet. Rapin erlernte sie die lat. Sprache und in die große Welt eingeführt, wurde sie eine Hauptzierde des Hôtel Rambouillet, wo Akademiker, Hofleute und Damen sich zu literarischer Unterhaltung versammelten. Im J. 1655 mit dem Grafen François de L. vermählt und früh Witwe, ward ihr Haus ebenfalls ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister, wo Huet, Lafontaine, Ségrais, Ménage und der Herzog Larochefoucauld verkehrten, zu dem sie im innigsten Freundschaftsverhältnisse stand und der sie mit Ségrais durch kritischen Rath bei Abfassung ihrer Romane unterstützte, von denen einige zuerst unter deren Namen erschienen. In den letzten Jahren ihres Lebens strengen Religionsübungen hingegeben, starb sie 1693. Ihre vorzüglichsten Romane sind «Zaïde, histoire espagnole» (2 Bde., Par. 1670—71; am besten von Auger, 2 Bde., Par. 1814; neue Aufl. 1826) und «Histoire de Henriette d'Angleterre, roman historique» (Amsterd. 1720; neue Ausg., Par. 1856). Diesen zunächst stehen «La princesse de Montpensier» (Par. 1660; neue Aufl., Par. 1849), «La princesse de Clèves, ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse» (4 Bde., Par. 1678; 2 Bde., Par. 1815; neueste Ausg., Par. 1868) und die «Mémoires de la cour

Digitized by Google

de France pour les années 1688—89» (Amsterd. 1731; neue Ausg. unter dem Titel «Mémoires de Hollande», Par. 1856). Da man damals mit einem histor. Roman noch nicht den gegenwärtigen Begriff verband, sondern darin im histor. Stil erdichtete Begebenheiten mit wahren vermischt vortrug, so ist auch in diesen Romanen Dichtung und Wahrheit schwer zu scheiden. Als «Oeuvres complètes» erschienen diese Romane mehrmals, am besten von Etienne und Jay, zusammengedruckt mit den Werken der Damen Tentin und Fontaines (5 Bde., Par. 1825), und mit Zeichnungen von Staal (Par. 1863).

Lafayette (Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de), franz. General und berühmter polit. Charakter, geb. 6. Sept. 1757 im Schlosse Chavagnac im Depart. Ober-Loire aus einem alten Geschlechte, verlor noch vor seiner Geburt den Vater in der Schlacht bei Minden und seine Mutter, als er sich zu Paris im Collége Duplessis befand. Erbe eines großen Vermögens, verheirathete er sich im Alter von 16 J. mit der Tochter des Herzogs von Noailles d'Ayen und verfolgte die militärische Laufbahn. Als der nordamerik. Befreiungskampf begann, begab er sich 1777 trotz des Verbots des franz. Hofs und des Zornes seiner Familie nach Nordamerika, wo ihn der Congreß sofort zum Generalmajor ernannte. Bald gewann er auch durch seine Ritterlichkeit die Freundschaft Washington's, der auf den jungen Mann den mächtigsten Einfluß übte. Schon in dem ersten Gefechte zu Brandywine verwundete eine Kugel ihm den Schenkel. Kaum hergestellt, half er den Sieg bei Gloceſter erringen; dann führte er den Befehl über die Division von Virginien. Anfang 1778 wurde er als General der Nordarmee nach Canada geschickt; doch mislang die Expedition aus Mangel an Mitteln. Diesen Unternehmungen folgten der berühmte Rückzug von Barren-Hill, das Gefecht von Monmouth, wo L. die Avantgarde befehligte, und die Einschiffung des Corps von Sullivan, als der combinirte Angriff gegen Rhode-Island durch den Rückzug der franz. Escadre gescheitert war. Auf die Nachricht von der Kriegserklärung zwischen Frankreich und England eilte L. in sein Vaterland zurück, um für die junge Republik zu wirken. Er kam im Febr. 1779 zu Paris an und wurde vom Volke mit Jubel empfangen. Schon Anfang 1780 erschien er wieder zu Boston und kündigte die Ankunft des franz. Hülfscorps unter Rochambeau an. Der Congreß vertraute ihm nun die Vertheidigung des bedrohten Virginien an. Mit einem geringen Corps gelang es ihm, dem Lord Cornwallis den Weg über Gloceſter und Williamsbourg abzuschneiden, sodaß Washington mit dem vereinigten amerik.-franz. Corps herbeieilen und den zu Yorktown eingeschlossenen engl. General 17. Oct. 1781 zur Capitulation zwingen konnte. L. ging wieder nach Europa zurück und hatte schon den span. Hof zur Kriegserklärung gegen England vermocht, als die zu Paris eingeleiteten Friedensunterhandlungen seine Bemühungen unnütz machten. Im J. 1784 unternahm er eine dritte Reise nach Nordamerika, von der er 1785 zurückkehrte.

Während seine freien polit. Grundsätze das Misfallen des franz. Hofs erregten, betheiligte sich L. mit Eifer an den Ereignissen, die 1789 die Verwandlung der alten Reichsstände in eine Nationalversammlung zur Folge hatten. Auf seinen Antrag wurde 11. Juli die Verantwortlichkeit der Minister beschlossen. In den stürmischen Tagen vom 13. und 14. Juli präsidirte er der Versammlung, und am 15. wurde er Präsident der Deputation, welche die Nationalversammlung nach Paris abschickte. Als Generalcommandant der bewaffneten Bürger gründete er sodann die Nationalgarde und gab derselben die dreifarbige Cocarde, verscherzte indeß bald durch seine Mittelstellung das Vertrauen der beiden extremen Parteien. Er rettete 6. Oct. die königl. Familie in Versailles, sah sich aber doch von der Hofpartei, besonders von der Königin, gehaßt. Zugleich brach der Unwille derer hervor, die sein republikanisches Königthum mit Jury, Aufhebung des Erbadels und Volksvertretung nicht genügend fanden. Nach Annahme der Constitution von 1790 zog sich L. auf sein Landgut Lagrange zurück, bis er den Befehl über die Ardennenarmee erhielt, mit welcher er die ersten Siege bei Philippeville, Maubeuge und Florennes erkämpfte. Von Dumouriez und Collot d'Herbois verleumdet, überdies für die Sicherheit des Königs besorgt, erschien er im Juni 1792 vor der Nationalversammlung und faßte, als er die Oberhand der Jakobiner bemerkte, den Plan, die königl. Familie nach Compiègne in Sicherheit zu bringen. Der König wies aber diesen Schritt zurück, weil er die Ankunft des Herzogs von Braunschweig erwartete. Die Volkswuth richtete sich nun gegen den Hof und gegen L. zugleich, der selbst in Anklage versetzt, aber 8. Aug. freigesprochen wurde. Dennoch erklärte er sich gegen die Ausschweifungen vom Aug. 1792 und ließ am 15. die Abgesandten der Nationalversammlung zu Sedan verhaften. Da er jedoch schließlich an dem Erfolge eines Marsches gegen Paris verzweifelte, entzog er sich der über ihn ausgesprochenen Acht durch die Flucht. Allein zu Rochefort wurde er von den Oesterreichern verhaftet und mit seinen Begleitern Latour-Maubourg,

Digitized by Google

Alex. Lameth und Bureaux de Puzy nach Olmütz abgeführt. Erſt infolge der Verhandlungen zu Leoben wirkte Bonaparte 1797 ſeine Befreiung aus. L. ließ ſich in Hamburg nieder und befreundete ſich mit Archenholz, kehrte aber nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Da er der Gunſt Bonaparte's ſeine Grundſätze nicht opfern mochte, ſo lebte er fortan zurückgezogen auf ſeinem Landgute Lagrange. In den Hundert Tagen ließ ihm Napoleon I. die Pairswürde antragen, die er ausſchlug, während er die Wahl in die Deputirtenkammer annahm.

Nach der Schlacht bei Waterloo erhob er ſich für die Grundſätze von 1789, ſetzte die Permanenz der Kammer durch, drang auf Napoleon's Abdankung und betheiligte ſich an der Commiſſion, welche den Verbündeten den Waffenſtillſtand antrug. Nach der gewaltſamen Schließung des Sitzungsſaals vom 8. Juli lebte er wieder zurückgezogen auf ſeinem Landgute. Im J. 1818 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er ſeinen Sitz auf der äußerſten Linken nahm, bis er durch die Wahlen von 1824 wieder ausgeſchloſſen wurde. Auf die von dem Präſidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Einladung unternahm er im Juli 1824 in Begleitung ſeines Sohnes nochmals die Reiſe nach Nordamerika. Vgl. «Voyage du général L. aux États-Unis en 1824 et 1825» (4 Bde., Par. 1825) und ſeines Secretärs Levaſſeur «Journal d'un voyage aux États-Unis, ou L. en Amérique en 1824—25» (Par. 1829). Nach ſeiner Rückkehr im Sept. 1825 ließ ſich L. wieder in die Kammer wählen und ſtand bis 1830 in der erſten Reihe der Oppoſition. Als 27. Juli die erſten Gerüchte von der Volksbewegung zu ihm drangen, eilte er nach Paris und verband ſich mit den übrigen Deputirten zu gemeinſamen Schritten. Am 29. übernahm er den Oberbefehl über die Nationalgarden. Laffitte (ſ. d.) gewann ihn für die Wahl des Herzogs von Orléans zum König der Franzoſen. L. verlangte einen auf Volksſouveränetät gegründeten und mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Thron, und der Herzog von Orléans erklärte ſich damit 31. Juli auf dem Stadthauſe einverſtanden. Obſchon die Umarbeitung der Charte keineswegs nach L.'s Wunſche ausfiel, entſchloß er ſich doch, nachdem er 26. Aug. zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Reichs ernannt worden', die Monarchie gegen die Republikaner zu ſchützen. In der Kammer ſtimmte er aber im Sinne der Bewegungspartei gegen das Syſtem der Doctrinaires. Als die Kammer das Generalcommando über die Nationalgarden aufzuheben beſchloß, nahm er 27. Sept. ſeine Entlaſſung. L. ſtarb 20. Mai 1834 zu Paris. Vgl. Regnault Warin, «Mémoires pour servir à la vie du général L., etc.» (2 Bde., Par. 1824); Sarrans, «L. et la révolution de 1830» (2. Aufl., 2 Bde., 1832), «Mémoires, correspondance et manuscrits du général L.» (6 Bde., Par. 1837—38); Büdinger, «L., ein Lebensbild» (Lpz. 1870). — George Waſhington de L., Sohn des Vorigen und Waſhington's Taufpathe, geb. 25. Dec. 1779, machte als Huſarenoffizier und Grouchy's Adjutant die Feldzüge in Italien, Oeſterreich, Preußen und Polen mit. Doch brachte er es nur bis zum Lieutenant wegen der Abneigung Napoleon's gegen den Vater. Seit 1815 faſt beſtändig Mitglied der Deputirtenkammer, hielt er ſich getreu in der Richtung der Linken. Er ſtarb 30. Nov. 1849. — Oscar, Marquis de L., des Letztgenannten Sohn, geb. zu Paris 1816, ſtudirte in der Polytechniſchen Schule zu Paris und trat in die Artillerie. In Algier wurde er zum Kapitän und Ritter der Ehrenlegion befördert. Bei ſeiner Rückkehr in die Deputirtenkammer gewählt, gehörte er daſelbſt zur Linken. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er von Ledru-Rollin zum proviſoriſchen Regierungscommiſſar im Seine- und Marne-Departement ernannt und war Abgeordneter dieſes Departements in der Conſtituante und in der Legislative, wo er mit den gemäßigten Republikanern ſtimmte. In der Nationalverſammlung 1871—76 hielt er ſich ebenfalls zur republikaniſchen Partei und wurde zum Senator erwählt. — Sein jüngerer Bruder, Edmond de L., geb. 11. Juli 1818 zu Chavagnac in dem Schloſſe ſeines Großvaters, ſtudirte die Rechte, theilte die liberalen Grundſätze ſeiner Familie und vertrat nach dem Febr. 1848 das Depart. Ober-Loire in der Conſtituante. Ebendaſelbſt wurde er 1876 in den Senat gewählt.

La Fère, Stadt in Frankreich, ſ. Fère (La).

Laffete, ein Haupttheil des Geſchützes (ſ. d.), iſt das Gerüſt zur Aufnahme des Geſchützrohrs beim Schießen, welches in der Regel ſo eingerichtet iſt, daß es gleichzeitig zum Transport deſſelben benutzt werden kann. Die L. als Schießgerüſt gewährt dem Rohr eine ſichere Unterſtützung und geſtattet eine bequeme Bedienung des Geſchützes, insbeſondere ein leichtes Laden und Richten deſſelben. Im übrigen iſt für die Einrichtung der L. der Gebrauchsort von beſonderer Bedeutung; demzufolge bilden die L. der Feldgeſchütze, Feldlaffeten, einen Gegenſatz zu denjenigen der übrigen Geſchützgattungen, inſofern dieſelben eine große Schußbereitſchaft und Beweglichkeit des ganzen Geſchützes gewährleiſten müſſen. Am nächſten ſtehen den Feld-

laffeten die L. der Belagerungs- und derjenigen Festungsgeschütze, welche hinter Erdbrustwehren placirt werden, nur daß hier wieder die Rücksicht auf die deckende Brustwehr zu besondern Constructionseigenthümlichkeiten Anlaß gibt. Geschütze, welche in Kasematten, Panzerständen, auf Schiffen, verwendet werden, verlangen eine Laffetenconstruction, welche der Beschränktheit des Aufstellungsraums Rechnung trägt. Die L. für Geschütze sehr großen Kalibers und Gewichts, wie sie in den Küstenbefestigungen und auf der Marine vorkommen, müssen die ungünstigen Gewichtsverhältnisse durch Anwendung aller die Bedienung erleichternden technischen Hülfsmittel ausgleichen. Während bei den Belagerungslaffeten und den in Festungen auf offenem Walle zur Verwendung kommenden L. eine rasche und einfache Translocirung im Auge behalten werden muß, kommt diese bei den letztgenannten Constructionen nicht in Betracht. Die Mörser, welche nur unter hohen Elevationen feuern, bedingen Besonderheiten der Laffetenconstruction, wie sie bei den Kanonen mit ihren flachern Erhöhungswinkeln nicht erforderlich sind. Jede L. hat zwei Wände, welche das Rohr tragen, in ihrem hintern Theile aber mitunter durch einen Schweif oder Block ersetzt werden. Gehen die Wände auf der ganzen Länge der L. durch, so spricht man von Wandlaffeten, sonst von Blocklaffeten. Querstücke, Riegel genannt, erhalten die Wände in einer gewissen, der Rohrdicke entsprechenden Auseinanderstellung. Im vordern Theil sind die Wände in der Regel durch eine Achse mit zwei Rädern unterstützt, mit dem hintern Ende schleifen sie auf dem Erdboden. Eine Richtmaschine dient dazu, dem Rohr die erforderliche Höhenrichtung zu geben. Beschläge bewirken einen festern Zusammenhalt und eine erhöhte Dauerhaftigkeit der L., oder sie vermitteln die Anbringung besonderer Einrichtungen an derselben, wie z. B. zur Aufnahme gewisser Zubehörstücke, zur Handhabung u. s. w. An den meisten L. sind Kasten zur Aufnahme einzelner Theile des Geschützzubehörs angebracht (Laffetenkasten). Die Feldlaffeten haben Achssitze oder Wandsitze, welche zum Transport von Bedienungsmannschaften bestimmt sind. Die Kasematten-, Schiffs- und Küstenlaffeten ruhen meistentheils auf einem Rahmen, d. h. einer seitwärts drehbaren Bahn, welche die Bewegung des Geschützes auf seinem Stande erleichtert; solche L. heißen Rahmenlaffeten. Die Feldlaffeten werden auf dem gewöhnlichen Boden, die Belagerungs- und Festungslaffeten in der Regel auf Holzbettungen aufgestellt. Das Material der L. war früherhin in der Hauptsache Holz, durch Eisenbeschlag verstärkt und ergänzt. Für die Achse und die Richtmaschine wählte man meist Metalle. In neuerer Zeit wurde das Holz, namentlich bei den Feld-, Küsten- und Marinelaffeten, mehr und mehr durch das Schmiedeeisen und den Stahl verdrängt.

Laffitte (Jacques), namhafter franz. Staatsmann, geb. 24. Oct. 1767 zu Bayonne in niederm Stande, trat im Alter von 20 J. als Commis in die Dienste des Bankiers Perregaux, der ihn 1805 zum Geschäftsnachfolger ernannte. Durch Fleiß und Geschick brachte L. sein Haus zu großem Wohlstande. Die Regierung ernannte ihn 1809 zum Regens der Bank von Frankreich, darauf zum Mitglied des Handelsgerichts und Präsidenten der Handelskammer. Im April 1814 erhob ihn die Provisorische Regierung zum Gouverneur der Bank. Während der Hundert Tage trat L. in die Deputirtenkammer; nach der zweiten Restauration wurde er wieder gewählt. Er gehörte zur Opposition und ergriff besonders bei Finanzverhandlungen mit Erfolg das Wort. Bei den Wahlen von 1817 wurde er von allen 20 Sectionen in Paris zugleich gewählt. Der Hof, über L. erbittert, gab 1819 das Gouvernement der Bank mit bedeutendem Gehalt an den Herzog von Gaëta, setzte aber 1822 L. zum Regens ein. L. unterstützte das Ministerium Villèle in der Herabsetzung der Renten und verlor dadurch seine Popularität. In den «Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit» (Par. 1824) suchte er die Maßregel für Staat und Volk als nothwendig darzustellen. Als 1827 das Ministerium Villèle den höchsten Grad von Unpopularität erreicht, forderte er die Anklage der Minister. Als im Juli 1830 der Kampf losbrach, wurde sein Haus der Mittelpunkt aller einflußreichen Männer, die sich der Bewegung anschlossen, und seine Privatkasse reichte die Mittel, um die Revolution zu vollenden. Am 30. Juli wurde der Herzog von Orléans auf L.'s Vorschlag zum Generallieutenant des Reichs erklärt. Während sich auf dem Stadthause unter Lafayette aus den republikanischen Elementen eine neue Staatsverfassung entwickelte, bewog L. den Herzog, auf dem Stadthause das Programm der Julirevolution anzuerkennen. Das Schicksal Frankreichs war hiermit entschieden. Indessen führte der Julithron den Ruin seines Gründers mit sich; L. verlor sein Vermögen, seinen Einfluß und die Popularität. Inmitten der Gefahren, die der jungen Dynastie drohten, trat er ins Ministerium und stieß hier sogleich mit den Doctrinaires zusammen. Am 3. Nov. 1830 übertrug ihm der König die Bildung eines neuen Cabinets, das jedoch zufolge seines conservativen Charakters die Majorität der Kammer sehr

Digitized by Google

bald verlor. Allseitig enttäuscht, legte L. 13. März 1831 die Verwaltung nieder. Auch forderten seine eigenen Angelegenheiten dringend diese Resignation. Beim Eintritte in das Ministerium genöthigt, sein Bankgeschäft aufzugeben, wurde hierdurch sein schon erschütterter Credit vollends zerrüttet. Von Gläubigern gedrängt, vom Hofe verlassen, sah er sich genöthigt, seine Besitzthümer zu veräußern, um 50 Mill. Frs. Schulden zu decken. Noch 1831 trat er wieder als Deputirter von Paris in die Kammer und schloß sich jetzt den Republikanern an. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 in Form einer Gesellschaftsbank die Discontokasse, die auf die Vereinigung der kleinen Kapitalisten zur Concurrenz mit den großen berechnet war. Je mehr sich indeß Regierung und Kammern von den Grundsätzen der Julirevolution entfernten, um so freimüthiger und herber erhob er seine Stimme. Zum Verdruß der Regierung wählte ihn die Kammer von 1843 zu ihrem Präsidenten. L. starb 26. Mai 1844 und hinterließ eine Tochter, die er mit dem Sohne des Marschalls Ney, dem Herzoge von der Moskwa, verheirathet hatte. Vgl. «Souvenirs de Jacques L., racontés par lui-même et puisés aux sources les plus authentiques» (3 Bde., Par. 1844).

Lafont (Charles Philippe), berühmter Violinspieler, geb. zu Paris 1. Dec. 1781, erhielt schon frühzeitig seinen Oheim Bertheaume zum Violinlehrer und ging mit diesem bereits 1792 auf eine Kunstreise nach Deutschland. Dann war er während mehrerer Jahre Rud. Kreutzer's Schüler im Violinspielen sowie Navoigille's und Berton's in der Composition. Seine letzte virtuose Ausbildung erhielt er unter Rode's Leitung. Nachdem er 1801 eine längere Kunstreise nach den Niederlanden unternommen, kehrte er nach Paris zurück und wirkte mit besonderm Beifall in den 1805 und 1806 von der Großen Oper und vom Théâtre-Olympique ausgehenden Concerten. Sodann begab er sich wieder auf Reisen, die ihn endlich nach Petersburg führten, wo er 1808 an Rode's Stelle erster Solo-Violinist des Kaisers Alexander wurde. Im J. 1815 wandte er sich wieder nach Paris, wo er als erster Violinist in die Kammermusik Ludwig's XVIII. eintrat. Er starb auf einer Kunstreise infolge des Umschlagens des Postwagens zwischen Bagnères de Bigorre und Tarbes 14. Aug. 1839. L.'s Spiel war weniger staunenerregend durch Bravour als einnehmend durch Sauberkeit und Grazie; auch seine Compositionen sind mehr ansprechend und angenehm als inhaltstief. Dieselben bestehen in Concerten, Phantasien, Variationen, Rondos u. s. w. für Violine, in brillanten Duos für Violine und Klavier (mit Herz, Kalkbrenner u. a. in Gemeinschaft gearbeitet) und in zahlreichen Romanzen, davon viele sehr beliebt wurden. Auch componirte er einige Opern.

Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.), einer der fruchtbarsten deutschen Romandichter, geb. 20. Oct. 1758 zu Braunschweig, besuchte die Schulen in Braunschweig und Scheningen und studirte in Helmstedt Theologie. Er wurde 1786 Hauslehrer in Halle, ging als Feldprediger 1792 mit dem preuß. Heere nach der Champagne und kehrte nach dem Baseler Frieden nach Halle zurück, wo er seitdem privatisirte und 20. April 1831 starb. L. ist der hauptsächlichste Vertreter des empfindsamen Familienromans. Eine lebhafte, obwol nicht reiche Phantasie, verständig entworfene Plane, leicht gezeichnete und meist anziehende Charaktere, glücklich erfundene Situationen und eine wackere Gesinnung, verbunden mit leichter und gewandter Darstellung, machten seine frühern Familiengemälde zur Lieblingslektüre seiner Zeitgenossen. Seine spätern Romane, in denen eine oft gezwungene Sentimentalität und die stete Wiederkehr gewisser Lieblingscharaktere und Situationen die Kritik, insbesondere der romantischen Schule, gegen ihn aufriefen, entfremdeten ihm allmählich auch die Lesewelt. L. hat an 150 Bände geschrieben. In seinen spätern Erzeugnissen herrscht daher eine große Familienähnlichkeit, sodaß, wer einige derselben, z. B. den «Sonderling» (1793), «Quinctius Heymeran von Flamming» (1795) und «Die Familie von Halden» (1797), gelesen hat, die übrigen entbehren kann. Sein heiteres Temperament stand mit seinen empfindsamen Schriften in einem seltsamen Contrast. Durch seine Bearbeitung der Tragödien des Aeschylus mit Commentar (2 Bde., Halle 1822) suchte er eine nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommene Kritik des Textes zu begründen, fand aber auf diesem Gebiete keine Anerkennung. Vgl. Gruber, «L.'s Leben und Wirken» (Halle 1833).

Lafontaine (Jean de), der größte franz. Fabeldichter, geb. zu Château-Thierry in der Champagne 8. Juli 1621, lernte in der Jugend wenig und wurde erst in seinem 19. Jahre, wo er in die Congregation des Oratoriums trat, die er nach 18 Monaten wieder verließ, zum Studium der Dichter des Alterthums und franz. Schriftsteller angeregt und noch später erst zu eigenen poetischen Versuchen angetrieben. Sein erstes Auftreten mit einer Bearbeitung des «Eunuchus» von Terenz (1654) war nicht glücklich. Sein Vater freute sich über die poetischen Beschäftigungen seines Sohnes, übertrug ihm aber, um ihm eine bürgerliche Stellung zu geben,

Digitized by Google

seinen Posten als Maître des eaux et forêts und verheirathete ihn. Nach einiger Zeit ließ L. Amt und Frau im Stich und ging auf Anregung der Herzogin von Bouillon, die eine Zeit lang in Château-Thierry gelebt hatte, nach Paris, wo er Gönner fand, die ihn wie ein unmündiges Kind sein ganzes Leben hindurch leiteten und pflegten. Namentlich interessirte sich der Intendant Fouquet für ihn, der ihm eine Pension gab, und nach dessen Entfernung von Paris waren es Henriette von England, der große Condé, Conti, Vendôme u. a., welche sich eine Ehre daraus machten, L. nützlich zu sein, deren Freigebigkeiten aber den sorglosen Dichter nicht vor täglichen Verlegenheiten schützten, bis ihn Frau von Sablière in ihr Haus aufnahm und für alle seine Bedürfnisse sorgte. Nach ihrem Tode trat Hervart an ihre Stelle. Erst 1684 wurde L. in die Akademie aufgenommen. Er starb 13. April 1695. Seine Hauptwerke sind die «Contes» (zuerst 1665) und seine «Fables» (Buch 1—6, 1668; Buch 7—11, 1678; Buch 12, 1694). Die eigenthümlichen Vorzüge L.'s bestehen weder im Besitze einer dichterischen Weltanschauung noch in der Erfindung, sondern in der Darstellung. Seine Fabeln sind dem Stoffe nach meist den Alten und die Erzählungen ital. Novellisten und altfranz. Fabliaux entlehnt; dagegen ist die Darstellung originell und meisterhaft. Er verband mit der Gabe plastisch anschaulicher Darstellung den Ton harmloser Naivetät, einen unbesieglichen Hang zur Beschreibung des Natürlichen, Schalkhaftigkeit, Muthwillen und kindlichen Humor, Eigenschaften, die seine Dichtungen unnachahmlich machen. Seine fein concipirten Erzählungen sind oft von einer unbeabsichtigten, aber gefährlichen Schlüpfrigkeit. Seine übrigen Gedichte sind von untergeordnetem Werth. Zu den besten unter den zahllosen spätern Ausgaben der Fabeln gehört die von Nodier (4. Aufl., 2 Bde., Par. 1839), sowie die von Lacroix (2 Bde., Par. 1875), der auch («Oeuvres inédites» und «Nouvelles œuvres inédites de L.», Par. 1863 u. 1868) einiges Ungedruckte aus dem Nachlasse L.'s nebst einer Bibliographie von Ausgaben seiner Werke erscheinen ließ; unter den ebenfalls zahlreichen Ausgaben der «Contes» verdienen genannt zu werden die von Pauly (2 Bde., Par. 1868), die illustrirte (2 Bde., Par. 1874—75, mit den Bildern der Ausgabe der «Fermiers généraux») und die von Scheuring (2 Bde., Lyon 1874). Die besten Ausgaben seiner «Oeuvres» besorgten Walckenaer (18 Bde., Par. 1819—20; 6 Bde., 1822—23; Bd. 1, 1868), Marty-Laveaux (4 Bde., 1857—60), L. Moland (7 Bde., 1872 fg.) und Pauly (Bd. 1, Par. 1875). Reich an vielen wichtigen Nachweisungen sind die von Robert herausgegebenen «Fables inédites des XIIe, XIIIe et XIVe siècles et fables de L., rapprochées de celles de tous les auteurs» (2 Bde., Par. 1825). L.'s Fabeln wurden neuerdings ins Deutsche übersetzt von Dohm (mit Illustrationen von Doré, Berl. 1877). Vgl. Saint-Marc-Girardin, «L. et les fabulistes» (Par. 1867); Saint-René-Taillandier, «L. et ses fables» (Par. 1874); Taine, «L. et ses fables» (Par. 1875).

Lafuente (Modesto), ausgezeichneter span. Geschichtschreiber, geb. 1806 zu Rabanal de los Caballeros in der Provinz Palencia, war Professor und Bibliothekar zu Astorga, bis er 1837 zu Leon eine satirische Zeitschrift begründete. Mit letzterer übersiedelte er 1838 nach Madrid, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Mehrmals zum Deputirten und Vicepräsidenten der Cortes erwählt, zeichnete er sich in diesen als polit. Redner aus. Neuerdings wirkte er als Director der Escuela superior de diplomática und Präsident der Junta de los archivos y bibliotécas. Die von ihm unter den Pseudonymen Fray Gerundio und Tirabeque herausgegebenen periodischen Werke: «Coleccion de capilladas y disciplinarzos de Fray Gerundio. Periódico satírico de política y costumbres» (16 Bde.), «Viage de Fray Gerundio por Francia, Belgica y Alemania» (2 Bde.), «Viage areostatico de Fray Gerundio y Tirabeque. Capricho gerundiano», «Teatro social del siglo XIX, por Fray Gerundio» (2 Bde.) und «Fray Gerundio. Revista europea» (4 Bde.), die sämmtlich zwischen 1844—50 erschienen, haben unter allen periodischen Schriften in Spanien die weiteste Verbreitung gefunden. Daneben sammelte er Jahrzehnte hindurch die Materialien zu dem Hauptwerke seines Lebens, der «Historia general de España» (26 Bde., Madr. 1850—62), welches ihm in der Geschichte der nationalen Literatur seines Vaterlandes eine hervorragende Stellung gesichert und seinen Namen auch im Auslande bekannt gemacht hat. L. bekundet sich in diesem Werke als gründlicher und gewissenhafter Forscher, wie auch als trefflicher Darsteller und Prosaist. — Ein anderer span. Geschichtschreiber desselben Namens, **Miguel L. y Alcántara**, wurde zu Archidona in der Provinz Malaga 10. Juli 1817 geboren. Derselbe trat nach beendeten Rechtsstudien in das Advocatencollegium von Granada und wurde 1846 zum Cortesdeputirten für Archidona erwählt. Seine als Historiker und Politiker bewiesenen Kenntnisse veranlaßten die Regierung, ihn zum Fiscal von Cuba zu ernennen. Aber bald nach seiner Ankunft in der

Digitized by Google

Havana erkrankte er und starb im Aug. 1850. Sein Hauptwerk ist die «Historia de Granada» (4 Bde., Granada 1843—48; 2 Bde., Par. 1851), worin er nach handschriftlichen Quellen und mit genauester Kenntniß der Oertlichkeiten die Geschichte dieses Landes schildert. Außerdem schrieb er eine Abhandlung von der Jagd («Tratado de la caza»), ein Handbuch für die Besucher Granadas («Libro del viajero en Granada») und eine akademische Antrittsrede «Condicion de algunas razas españolas y especialmente de la mozarabe» (1847).

Lagarde (Paul Ant. de), verdienter Orientalist und Sprachforscher, geb. 2. Nov. 1827 zu Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und studirte seit 1844 in Berlin und Halle Theologie, Philosophie und morgenländ. Sprachen. Er habilitirte sich 1851 in Halle, erhielt aber bald ein Reisestipendium, das es ihm ermöglichte, vom Herbst 1852 bis dahin 1853 zu London und zu Paris zu arbeiten. Ostern 1854 trat L. als Schulamtscandidat beim Werder'schen Gymnasium in Berlin ein, Ostern 1855 wurde er an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin angestellt, im Herbst desselben Jahres an das Köllnische Realgymnasium und Ostern 1858 an das Werder'sche Gymnasium versetzt. Nachdem ihm 1865 bei Fortbezug seines Gehalts auf drei Jahre Freiheit vom Schulamt gewährt worden war, zog L. nach Schleusingen, um sich mit den Vorarbeiten zu einer Ausgabe der Septuaginta zu beschäftigen. Ostern 1869 ward er als Ewald's Nachfolger zum Professor in Göttingen ernannt. L.'s erste Schriften, die 1866 gesammelt erschienen, beschäftigten sich vorzugsweise mit der iranischen Welt. Als Früchte seines londoner und pariser Aufenthalts erschienen in syr. Sprache: «Didascalia apostolorum» (Lpz. 1854), «Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae» (Lpz. 1856), «Analecta syriaca» (Lpz. 1858), «Titus Bostrenus contra Manichaeos» (Berl. 1859), «Geoponica» (Lpz. 1860), und die mit diesen Texten in Beziehung stehenden griechischen: «Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae graece» (Lpz. 1856), «Hippolyti Romani quae feruntur graece» (Lpz. 1858), «Titi Bostreni quae ex opere contra Manichaeos edito graece scripta servata sunt» (Berl. 1859), «Constitutiones apostolorum graece» (Lpz. 1862). Als Cureton 1860 darauf verzichtet hatte, die syr. Uebersetzung der Recognitionen des Clemens zu veröffentlichen, trat L. an seine Stelle (1861) und gab im Anschluß daran 1865 auch die griech. Gestalt des Clemens Romanus heraus. Sein Hauptgewicht legte L. jedoch auf seine Beiträge zur biblischen Textkritik. In diesen Arbeitskreis gehören unter mehrern andern die Ausgaben der syr. Uebersetzung der alttestamentlichen Apokryphen (1861), der arab. Uebersetzung der Evangelien (1864), der kopt. Uebersetzung des Pentateuch (1867), der Materialien zur Kritik und Geschichte des Pentateuch (arab., 1867), der griech. Genesis und der sich ihr anschließenden «Quaestiones» des Hieronymus (1868), der «Onomastica sacra» (1870), der «Prophetae chaldaice» (Lpz. 1872) und der «Hagiographa chaldaice» (Lpz. 1873), des «Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi» (Lpz. 1874). Die «Symmicta» (Gött. 1877) enthalten die kleinern Arbeiten L.'s. Als polit. Schriftsteller ist er aufgetreten in den beiden Schriften: «Ueber das Verhältniß des deutschen Staats zur Theologie, Kirche und Religion» (Gött. 1873) und «Ueber die gegenwärtige Lage des Deutschen Reichs» (Gött. 1876).

Lager im allgemeinen ist diejenige Art der Unterbringung von Truppen, bei welcher von der Benutzung vorhandener Gebäude oder Ortschaften abgesehen wird. Leistet man bei der Lagerung auf Schutz gegen die Witterung gänzlich Verzicht, so spricht man von Freilager oder Bivuak (s. d.). Ein L. im engern Sinne entsteht durch Herrichtung provisorischer Unterkunftsräume, die entweder in ihren Haupttheilen fertig mitgeführt werden und nur aufgerichtet zu werden brauchen (Zelte aus Stangen und Leinwand bestehend), oder jedesmal aus Stroh, Holzwerk oder Rasenstücken aufgeführt werden (Hütten genannt). Man unterscheidet dem entsprechend zwischen Zelt- und Hüttenlager. Sind die Unterkunftsräume mehr hausartig in Holz oder Stein gebaut, so nennt man sie Baracken und das L. Barackenlager. In frühern Perioden der Kriegführung bis zum Anfang des 19. Jahrh. führten die Heere regelmäßig Zelte zur Lagerung mit sich, was selbstredend den Troß erheblich vermehrte. Napoleon I. streifte diese Fessel ab und führte als Ersatz des Zeltlagers das Freilager ein, welchem Vorgange man fast allgemein folgte. Nur da, wo bei starkem Gegensatz zwischen Tages- und Nachttemperatur das Freilager auf die Dauer den Gesundheitszustand der Truppen allzu sehr beeinträchtigt, wie sich dies seinerzeit in den Kämpfen der Franzosen in Algerien zeigte, griff man wieder zum Zeltlager. Wo es angängig, lehnt man im Interesse der Erhaltung der Truppen das Freilager an Ortschaften an und benutzt die vorhandenen Räumlichkeiten nach Möglichkeit zur engen Unterbringung der Mannschaften, namentlich bei ungünstigen Witterungsverhältnissen. Man spricht in diesem Falle vom Ortschaftslager. Hüttenlager legt man

Digitized by Google

gegenwärtig an, wenn größere Truppenmassen längere Zeit hindurch an derselben Stelle und in einer gewissen Gefechtsbereitschaft verbleiben sollen, daher concentrirt sein müssen, welcher Forderung sich unter Benutzung von Ortschaften bei ihrer zerstreuten Lage nicht gehörig nachkommen läßt. Derartige Fälle kommen namentlich bei der Cernirung und Belagerung von Festungen vor. Solche Standlager wurden in frühern Jahrhunderten regelmäßig während des Winters bezogen und dann verschanzt. Das verschanzte L. war überhaupt das Mittel, sich gegen den Angriff eines, namentlich überlegenen Gegners zu sichern (Wallenstein und Gustav Adolf bei Nürnberg, Friedrich d. Gr. bei Bunzelwitz). Die alten Römer lagerten niemals, ohne sich zu verschanzen. Friedens- oder Uebungslager werden namentlich dann bezogen, wenn Truppen zu Uebungszwecken außerhalb ihrer Garnisonen regelmäßig wiederkehrend an derselben Stelle zusammengezogen werden und die Bevölkerung von der Last der Einquartierung befreit bleiben soll, oder man den Truppen ermüdende Märsche nach den Uebungsplätzen ersparen will (wie z. B. bei den Artillerieschießübungen). In diesem Falle kommt auch häufig das Barackenlager zur Anwendung. L. zum Zwecke der größern Truppenübungen sind seit längerer Zeit, besonders in der franz. Armee üblich (wie das bekannte L. von Châlons); auch in der engl., sowie in der ital. Armee hat man stehende Uebungslager. Man hegt dabei den Gedanken, die Truppen an das Leben im Felde zu gewöhnen und ihre Kriegstüchtigkeit zu fördern. Doch fehlt alsdann den Uebungen die Abwechselung des Terrains, und sie fallen mehr schablonenmäßig aus. In Deutschland hat man sich unter anderm aus diesem Grunde dem Vorgang nicht angeschlossen. Lagerwachen bezwecken die unmittelbare Sicherung des L. oder Bivuaks gegen Ueberfall. Größere Festungen, welche Raum zur Concentrirung bedeutender Streitkräfte gewähren, pflegt man als verschanzte L. zu bezeichnen. (S. Festung.)

Laghuat, El-Ar'uat, Hauptort des Militärbezirks der Sahara-Oasen in der Provinz Algier (Subdivision Medeah) der franz. Colonie Algerien und wichtigster Ort der algerischen Sahara, 456 Kilom. von Algier, liegt in der gleichnamigen Oase südlich vom Dschebl-Amur am Nordrande der Sahara, 780 Mt. über dem Meere, ist auf den Abhängen zweier Felsenhügel und in dem zwischenliegenden Thale erbaut und von sehr schönen Fruchtgärten und ausgedehnten Dattelwäldern umgeben, während rings um die Oase flache Wüste sich ausbreitet. Die mittlere Jahrestemperatur ist 17,6° R. Der Werth der jährlichen Ernte von Datteln, die aber eine schlechte Sorte sind, wird auf 450,000 Frs. geschätzt, und durch Bewässerung aus dem Ued-Mzi hat man etwa 1000 Hekt. Getreidefelder gewonnen. Am 4. Dec. 1852 von den Franzosen unter Pelissier erobert, hat sich L. seitdem bedeutend verschönert. Statt der alten befestigten Thürme wurden zwei Forts erbaut. L. hat 3630 E., darunter 2700 Eingeborene, Schulen für Knaben und Mädchen, Kirche, Postbureau, Gasthaus und ist ein bedeutender Marktplatz für alle benachbarten Stämme und Orte der Sahara.

Lagny, Stadt im Arrondissement Meaux des franz. Depart. Seine-et-Marne, ein beliebter Sommeraufenthalt der Pariser, am linken Ufer der Marne und an der Französischen Ostbahn, 28 Kilom. östlich von Paris, ist ein sehr alter Ort, der schon im 9. Jahrh. eine Benedictinerabtei hatte, deren Gebäude jetzt theilweise als Gensdarmeriekasernen dienen, hat zwei Brücken über die Marne und (1872) 3999 E. Vom 19. Sept. bis 5. Oct. 1870 befand sich das Hauptquartier des Königs Wilhelm in dem unweit L. gelegenen Rothschild'schen Schlosse Ferrières (s. d.).

Lago-Maggiore (deutsch Langensee, lat. Lacus Verbanus), der tiefste See Europas, gehört größtentheils dem ital. Königreich (Provinzen Novara und Como), etwa zum fünften Theil dem schweiz. Canton Tessin an, liegt 197 Mt. über dem Meere, ist bis 854 Mt. tief, von der Mündung der Verzasca bis Sesto-Calende 62 Kilom. lang, zwischen Laveno und Fariolo 11 Kilom., im übrigen 2—4 Kilom. breit und umfaßt eine Wasserfläche von 214 QKilom. Er wird vom Ticino oder Tessin (s. d.) durchströmt, welcher bei Magadino einfließt und bei Sesto-Calende austritt, und nimmt mehr als 20 Flüsse und Bäche auf, darunter im Norden die Verzasca und die Maggia aus den gleichnamigen Thälern, im Osten die Tresa aus dem Luganersee und den Bardello aus dem See von Varese, im Westen die Toce oder Tosa, welche am Griespaß entspringt, in ihrem Quellthal Val Formazza (deutsch Pommat) bei der Frut in drei Absätzen über eine schräge Felswand hinabstürzend den berühmten, ungefähr 200 Mt. hohen Tosafall bildet und durch die Stufen des Val Antigorio und des Val d'Ossola die Bucht von Fariolo erreicht. Vor der Mündungsbucht erheben sich südwestlich von dem freundlichen Städtchen Pallanza die herrlichen Borromeischen Inseln (s. d.). Die Ufer des Sees vereinigen die wilde Großartigkeit der Alpen mit der üppigen Vegetation und der weichen Schönheit des Südens. Im Norden und Westen erheben sich hohe Granit- und Gneisberge

Digitized by Google

der Tessiner Alpen, der Monte-Ghiridone 2184 Mt. und der Monte-Spalavera. Ueber der Bucht von Fariolo erglänzen die Schneehäupter der Penninischen Alpen und zwischen dem See und dem Lago d'Orta steigt der Rigi Oberitaliens, der 1491 Mt. hohe Monte-Motterone, auf; das linke Ufer wird vom Monte-Gambarogno, 1734 Mt., und dem Monte-Nudo beherrscht. Nach Süden und Osten stufen sich die Gebirge allmählich zur lombard. Ebene ab. Auf den theils bewaldeten, theils rebenbewachsenen Abhängen liegen zahlreiche Villen, Kirchen und Klöster, an ihrem Fuße ein Kranz von Dörfern, Flecken und Städtchen. Die wichtigsten derselben sind im Canton Tessin Locarno (s. d.), Magadino, Arona und Brissago (1298 E.), in der Provinz Novara (rechtes Ufer) Canobbio und Intra (4821 E.), Pallanza (3124 E.), Fariolo, von welchem 1867 vier Häuser plötzlich und spurlos im See versanken, Baveno und Stresa, Lesa und Arona (2777 E., als Gemeinde 3443 E.); in der Provinz Como (linkes Ufer) Luino, Laveno (s. d.), Angera und Sesto-Calende. Wie die Temperatur der krystallhellen, tiefblauen Fluten des Sees höher steht, als die aller andern Alpengewässer, zeichnen sich auch die Uferlandschaften durch ihr mildes Klima (zu Pallanza Jahresmittel 16° C., Winter 10° C.) und ihre üppige Vegetation aus, welche neben Nußbäumen, Edelkastanien, Feigen und Reben auch Oelbäume, Lorber-, Orangen- und Citronenbäume, Magnolien, Cacteen und Agaven aufzuweisen hat. Die herrschenden Winde sind der Morgenwind Tevano, der von Norden nach Süden, und die Breva, der Abendwind, welcher von Süden nach Norden weht. Mit Mailand durch den Kanal Naviglio verbunden, ist der See jederzeit schiffbar; neben einer Menge von Segelschiffen befahren ihn sieben Dampfer und vermitteln viermal täglich den Verkehr zwischen Magadino und Arona, der jährlich ungefähr 285,000 Passagiere und 360,000 Ctr. Waaren befördert. Durch Eisenbahn ist der See zugänglich im Norden bei Locarno von Bellinzona her (Gotthardbahn), im Südwesten bei Arona von Novara und im Süden bei Sesto-Calende von Mailand her. Post- und Fahrstraßen führen auf dem rechten Ufer von Locarno bis Arona mit Anschluß an die Simplonroute, auf dem linken Ufer von Magadino bis zur ital. Grenze, von Luino nach Lugano und von Laveno nach Varese.

Lagos (angeblich das alte Lacobriga), uralte Cidade und Festung von 7500 E. an der Südküste des portug. Königreichs Algarbe, an der Westseite einer prachtvollen Bucht mit versandetem Hafen, unweit der malerischen Spitze Ponta da Piedade, ist von Weinbergen, Feigen-, Mandel- und Olivenbäumen umgeben und zeigt ein ganz modernes Aussehen, da es durch das Erdbeben von 1755 großentheils zerstört wurde. L. hat starke Festungswerke, zwei Pfarrkirchen, ein Spital und ein Armenhaus.

Lagos (Eko und Oni bei den Eingeborenen), eine kleine Insel mit gleichnamiger Stadt am Golf von Benin (Afrika), unter 6° 26′ nördl. Br. und 3° 26′ östl. L. von Greenwich, liegt im südl. Theile der Cradu-Lagune, 7 Kilom. von deren Ausfluß ins Meer, ist seit 1862 im Besitz der Briten und jetzt ein bedeutender Handelspunkt. Die Ausfuhr besteht in Erdnüssen, Indigo, Mais, Elfenbein, Baumwolle, Kolanüssen, Oel- und Palmennüssen; die Einfuhr in Kauris, Taback, Waffen, Pulver, Stabeisen, Messingdraht, Perlen, Spiegeln, Messern, Salz, Spirituosen. Die Stadt, am Ufer der Insel inmitten üppiger Baumvegetation gelegen, ist Sitz eines Gouverneurs und vieler europ. Kaufleute, darunter Hamburger, sowie Consuln, Beamte und Missionare und zählt (1871) 60,220 E. Die Eingeborenen der Insel L. sind eine gemischte Rasse, denen der Goldküste ähnlich. Das Klima ist Europäern verderblich.

Lagrange (Jos. Louis), einer der größten Mathematiker aller Zeiten, geb. 25. Jan. 1736 zu Turin, widmete sich anfangs der Philosophie, wendete sich aber sehr bald aus besonderer Neigung der Mathematik zu. Als Jüngling löste er die von Euler aufgestellte isoperimetrische Aufgabe und beantwortete die über das Princip der geringsten Bewegung. Kaum 19 J. alt, erhielt er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule in Turin, worauf er eine Reise nach Paris unternahm. Nach seiner Rückkehr erhielt er den von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preis in Betreff der Theorie über die Bewegung der Trabanten des Jupiter; gleichzeitig veröffentlichte er die ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensystem. Bald nachher (1766) folgte er dem Rufe Friedrich's d. Gr. als Director der Akademie an Euler's Stelle nach Berlin. Nach Friedrich's Tode ging er, von Mirabeau dazu veranlaßt, 1787 nach Paris. Doch eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner und lähmte seinen Geist. Nur nach und nach arbeitete er sich wieder in seine Wissenschaft hinein. Die Nationalversammlung bestätigte ihm 1791 seinen Gehalt von 6000 Frs., auch wurde er später Mitglied der Belohnungscommission für nützliche Erfindungen und im März 1792 Mitvorsteher der Münze, welches Amt er jedoch bald niederlegte. Später wurde er Professor

Digitized by Google

an der neu errichteten Normal- sowie an der Polytechnischen Schule in Paris, dann erstes Mitglied des Instituts und Mitglied des Längenbureau. Wie die republikanische Regierung, so ehrte auch Bonaparte L.'s Geist und Verdienste und ernannte ihn zum Mitglied des Senats mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und zum Grafen. L. starb 10. April 1813 und wurde im Pantheon beigesetzt. Seine wichtigsten Werke sind: die «Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel» (Par. 1797; neue Aufl. 1813), worin die Differentialrechnung nicht wie früher auf den Begriff vom unendlich Kleinen basirt, sondern auf die einfache Analyse der endlichen Größen zurückgeführt ist; ferner der «Traité de la résolution des équations numériques de tous degrés» (Par. 1798; 3. Aufl. 1826) und die «Mécanique analytique» (2 Bde., Par. 1788; neue, vom Verfasser sehr vermehrte, nach dessen Tode von Prony, Garnier und Binet besorgte Ausgabe, Par. 1811—15). Außerdem lieferte er eine große Zahl einzelner Abhandlungen, welche zum Theil von hoher Wichtigkeit sind. Seine nachgelassenen Manuscripte wurden 1815 von Carnot, dem damaligen Minister des Innern, angekauft und dem Institut übergeben. Serret veranstaltete eine Gesammtausgabe von L.'s Werken unter dem Titel «Oeuvres de L.» (7 Bde., Par. 1866—76).

La-Granja oder San-Ildefonso, Villa (Stadt) von 2000 E. mit berühmtem Lustschloß (Sitio), liegt in der span. Provinz Segovia an der Straße von Madrid nach Segovia, 59 Kilom. nördlich der erstern und 11,5 Kilom. im Südosten der letztern Stadt, in romantischer Gebirgsgegend am Nordabhange der hier schön bewaldeten Sierra Guadarrama. Der Ort ist offen, regelmäßig und modern gebaut und hat eine schöne, dem heil. Ildefonso gewidmete Collegiatkirche mit dem Grabmal Philipp's V. und seiner Gemahlin. Das von diesem König 1724—27 erbaute Schloß (1266 Mt. über dem Meere gelegen und somit der höchstgelegene Palast Europas) ist mit dem größten Luxus ausgestattet, und sein mit Marmorbildern und Springbrunnen reichgeschmückter Park bedeckt eine Fläche von über 140 Hekt. Es dient dem Hofe während der Monate Juli, August und September zur Sommerresidenz. Während in Madrid um diese Zeit das Thermometer durchschnittlich 23° Wärme zeigt, beträgt die mittlere Temperatur hier nur 16°. In neuerer Zeit wurde das Schloß durch die sog. Revolution von L. berühmt, indem in der Nacht vom 13. Aug. 1836 die Garden die Königin Marie Christine, die mit ihren Töchtern und einem kleinen Hofstaate daselbst verweilte, zu dem Versprechen zwangen, die Constitution von 1812 wiederherzustellen. (S. Spanien.)

Laguéronnière (Louis Etienne Arthur Dubreuil Helion, Vicomte de), franz. Staatsmann und Publicist, geb. 1816 zu Limoges, gehörte seiner polit. Gesinnung nach der legitimistischen Partei an, trat aber später in enge Verbindung mit Lamartine, der ihn 1848 zu seinem Cabinetschef ernannte und ihm nachher die Redaction seines polit. Tageblattes «Le Bien public», sodann diejenige des Journals «Le Pays» übertrug. Anfangs unsicher, wie er den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 aufnehmen sollte, ergriff er nach einigem Bedenken die Vertheidigung desselben. Er trat dann in den Staatsrath und wurde mit der allgemeinen Leitung des polit. Zeitungswesens beauftragt. Im J. 1861 in den Senat berufen, gründete er das Journal «La France» und galt als Hauptvertheidiger der halbliberalen Reformen, in welche sich Napoleon III. 1860 und 1867 einließ. Er wurde 1867 franz. Gesandter in Brüssel und 1870 in Konstantinopel. Beim Sturze des zweiten Kaiserreichs gab er seine Entlassung und trat ins Privatleben zurück. Er starb in Paris 23. Dec. 1875. Als Schriftsteller zählt L. zu Châteaubriand's und Lamartine's Schule. Seine «Études et portraits politiques contemporains» (Par. 1856) zeugen von sehr gewandtem Darstellungstalent. Kurz vor seinem Tode veröffentlichte er das Werk «Le droit public et l'Europe moderne» (2 Bde., Par. 1875).

Lagunen (vom lat. lacuna, d. i. Lache, Weiher oder Vertiefung) heißen überhaupt alle sumpfigen, morastigen Küstenniederungen, wo das eingedrungene Meer Inseln und Kanäle bildet. Vorzugsweise aber nennt man die Sümpfe, die an der nordwestl. Küste des Adriatischen Meers von Grado an der Isonzomündung bis zum Delta des Po und darüber hinaus bis Ravenna über 220 Kilom. lang sich hinziehen, L., inmitten deren Venedig (s. d.) erbaut ist, weshalb man sie oft mit dem Gesammtnamen der Venetianischen L. bezeichnet. Es sind an jenem ganzen Küstenbogen, an dem eine Menge Alpenflüsse münden, Meer und Festland in einer Breite von 7—15 Kilom. durch die seltsame Uebergangsbildung der L. geschieden. Sümpfe und Moräste, seichte Strandseen, aus denen Sandinseln auftauchen, bilden die Abwechselung. Vom offenen Meere sind die L. durch Landstreifen getrennt, welche mit Sanddünen besetzt sind. In uralter Zeit war hier flacher Meeresstrand; blühende Städte seefahrender Etrurier und Umbrer bildeten in weitem Bogen einen Kranz um das Ufer: Hadria, Spina, Altinum, im Norden

Digitized by Google

Aquileja, im Süden Ravenna. Jahrtausende haben an diesem Strande die zahlreich mündenden Flüsse Schlamm und Sand angehäuft; das Land ist gegen das Meer immer weiter vorgerückt. Spina lag schon vor 1800 Jahren 15 Kilom. landeinwärts, Adria zur Römerzeit unmittelbar am Meere, jetzt 22 Kilom. davon, und Ravenna war in der Zeit der röm. Imperatoren Seehafen. Selbst seit 1600 hat sich das Mündungsland des Po bedeutend verändert, da der Strom seit jener Zeit jährlich im Durchschnitt 85 Mt. Landes angesetzt. Die L. gehen dabei natürlich immer mehr dem Seichtwerden und endlichen Austrocknen entgegen. Die erwähnten Landstreifen sind mehrfach durch Meereslücken unterbrochen, und so entstehen schmale, langgestreckte Inseln, Lidi genannt. Durch diese Lücken treten die L. in Verbindung mit dem Meere und werden mit der Flut gefüllt, mit der Ebbe trocken gelegt. So entstehen die Valli oder Paludi-False. Wo ein nicht durch Meereslücken unterbrochener, mit Schilf und Röhricht besetzter Landstreifen die Scheidung bildet, da entstehen Süßwassersümpfe, Paludi-Dolci oder ebenfalls Valli genannt. Nach ihrer Bewegung (durch Ebbe und Flut) oder ihrem Stillstande nennt man die L. auch lebende und todte. Letztere sind durch ihre Ausdünstung der Gesundheit gefährlich. Von großer Ausdehnung sind die Valli von Comacchio (s. d.), die einen reichen Ertrag von Seesalz und Fischen geben.

Laharpe (Frédéric César), Director der Helvetischen Republik von 1798 und Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, stammte aus einer Patricierfamilie des Waadtlandes und wurde 1754 zu Rolle geboren. In der Anstalt Nesemann's zu Haldenstein erzogen, studirte er zu Tübingen die Rechte und wurde hierauf Sachwalter bei der welschen Kammer zu Bern. Doch gab er diese Laufbahn auf, begleitete einen vornehmen Russen nach Italien und ging auf des Barons Grimm Vorschlag 1782 nach Petersburg, wo er im folgenden Jahre Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin wurde. Bei Ausbruch der Französischen Revolution ließ er eine Bittschrift an die Regierung zu Bern gelangen, in welcher er Reformen und die Zusammenberufung der Stände beantragte. Infolge dessen setzte man ihn als Anstifter der Unruhen, welche unter den dem Canton Bern unterworfenen Waadtländern ausbrachen, unter die Zahl der Geächteten, und seine Feinde brachten es in Petersburg dahin, daß er entfernt wurde. L. ging nun nach Genf und von da nach Paris, wo er mehrere Flugschriften gegen das berner Patricierthum erscheinen ließ und das franz. Directorium veranlaßte, sich in die Angelegenheiten der Schweiz einzumischen. Unter Saint-Cyr rückte ein franz. Corps im Dec. 1797 zur Beschützung des Waadtlandes ein, das sich sogleich in eine Lemanische Republik umwandelte. Die Umwälzung der ganzen Schweiz (s. d.) und die Gründung der Helvetischen Republik knüpften sich an diesen Gewaltstreich. L., der in das helvet. Directorium eintrat, hielt mit Hartnäckigkeit die Politik der Französischen Revolution aufrecht, bis ein Beschluß der Gesetzgebenden Räthe dieses Directorium auflöste. Er entwich nun nach Frankreich und lebte auf seinem Landhause Plessis-Piquet bei Paris, bis er 1801 eine Reise nach Rußland machte, wo ihm der Kaiser Alexander viel Achtung bewies. Nach dem Wiener Congreß, auf dem er für die Unabhängigkeit der Cantone Waadt und Aargau sehr thätig war, lebte er als Privatmann in seinem Vaterlande in großer Achtung. Er starb 30. März 1838. Die heftigen Angriffe in Seigneux' «Précis de la révolution du canton de Vaud» (2 Bde., Lausanne 1831) bewogen ihn zur Herausgabe der «Considérations sur le précis etc.» (Lausanne 1832).

Laharpe (Jean François de), berühmter franz. Kritiker und Dichter, geb. in Paris 20. Nov. 1739 von unbekannten Aeltern, die ihn aussetzten, besuchte das Collége Harcourt, wo er eine Freistelle erhalten hatte. Als angeblicher Verfasser eines Spottgedichts auf den Director der Anstalt kam er in seinem 19. Jahre auf einige Monate nach Bicêtre. Die literarische Laufbahn betrat er mit einem didaktischen Gedicht über die Langeweile (1757), dem eine Sammlung Heroiden folgte, die Voltaire sehr günstig beurtheilte. Von der großen Zahl seiner Theaterstücke hat sich nur die Tragödie «Warwick» (1763) auf dem Theater erhalten; außerdem ist noch sein Drama «Mélanie» (1770) zu erwähnen. Er concurrirte mit Erfolg mehrere Jahre um akademische Preise, und seine «Éloges» wurden mit wenigen Ausnahmen gekrönt. Im J. 1776 ward er in die Akademie aufgenommen und 1786 Professor der Literatur an dem neugestifteten Lyceum. Als die Revolution ausbrach, schloß er sich ihr mit Eifer an, wurde aber infolge einer Spöttelei über Robespierre als Redner verhaftet und fünf Monate im Luxembourg, wo er sich zum devoten Katholiken und erbitterten Feinde der Revolution verwandelte, gefangen gehalten. Mit großer Keckheit griff er Directorium wie Consularregierung an. Er starb zu Paris 11. Febr. 1803. L. gehört zu den ausgezeichnetsten Stilisten der franz. Literatur. Sein wichtigstes Werk ist das «Lycée, ou cours de littérature ancienne et moderne»

Digitized by Google

(12 Bde., Par. 1799—1805; 16 Bde., mit dem Leben L.'s, Par. 1813). Noch parteiischer und ungerechter als in diesem zeigte er sich in seiner «Correspondance littéraire» (6 Bde., Par. 1801—7). Außerdem erschien nach seinem Tode ein «Commentaire sur le théâtre de Racine» (7 Bde., Par. 1807) und ein «Commentaire sur le théâtre de Voltaire» (Par. 1814). Die beste Gesammtausgabe der Werke L.'s besorgte Buchon (18 Bde., Par. 1825—26).

Lahire, eigentlich Etienne Vignoles, kühner Heerführer König Karl's VII. von Frankreich, stammte von einer angesehenen Familie ab, die durch die Engländer zu Grunde gerichtet worden war. Nachdem er sich an die Spitze der sog. Armagnaken (s. Armagnac) gestellt, eroberte er mehrere Plätze, mußte dieselben indeß meist wieder aufgeben, weil ihn der träge und schwelgerische Karl nicht unterstützte. Beim Erscheinen der Jeanne d'Arc (s. d.) schloß er sich dieser an und verfolgte die von Orléans abziehenden Feinde. Nach dem Gefecht bei Jargeau und der Schlacht bei Patai (1429) stürmte er mitten im Winter Louviers und drang bis nach Rouen vor, um die gefangene Jungfrau zu retten. Zwar wurde er dabei von den Engländern ergriffen, doch gelang es ihm, sich freizumachen und bei der Einnahme von Chartres 1432 mitzuwirken. Im Verein mit seinem Freunde Xaintrailles verheerte er hierauf die von Engländern und Burgundern besetzten Provinzen. Er nahm das Schloß Clermont bei Beauvais, dann Soissons und drang selbst wieder gegen Rouen vor. Vergebens gebot ihm der König, der bereits Frieden geschlossen, die Herausgabe der eroberten Plätze. Im J. 1442 begleitete er den König nach Montauban, wo er infolge seiner Wunden 11. Jan. 1443 starb. Seine Tapferkeit und die Anhänglichkeit, die L. der Jungfrau von Orléans bezeigte, erwarben ihm die seltsame Ehre, daß sein Name dem Coeurbuben in der franz. Karte beigelegt wurde.

Lähmung (Akinesis) nennt man in der Medicin denjenigen Zustand, bei welchem die Muskelthätigkeit durch Erkrankung der Muskeln selbst (sog. myopathische Lähmung) oder der sie beherrschenden Nerven (sog. neuropathische Lähmung) beeinträchtigt oder vernichtet ist. Die L. kommt zu Stande, indem entweder die Nervencentralorgane (Gehirn und Rückenmark) einen Theil ihrer Thätigkeit eingestellt haben (centrale L.), oder indem die Nervenleitung zu dem Muskel unterbrochen oder die Muskeln selbst erkrankt sind (peripherische L.). Die centrale L. kann verschiedener Art sein. Dieselbe kann schon dadurch bestehen, daß der Willensimpuls zu den Bewegungen fehlt (so bei Geisteskranken, Hysterischen), oder daß das Centralorgan für die Reflexbewegungen vernichtet ist, ohne daß die betreffenden Krankheitsherde selbst eine sichtbare Veränderung darböten; oder es können anatomisch nachweisbare Zerstörungen im Gehirn und Rückenmark die Ursache der centralen L. sein, so mangelhafte Ernährung, Blutungen im Gehirn (Hirnschlag), Entzündungen u. dgl. Bei den peripherischen L. ist, sofern sie nicht auf Erkrankung der Muskeln beruhen, entweder der Nerv in seinem Verlauf unterbrochen (zerschnitten, gequetscht, durch Abscesse zerstört u. s. w.) oder in seiner molekularen Zusammensetzung durch fettige Entartung, Atrophie, Erweichung u. dgl. verändert. Die L. ist entweder vollständig (Paralysis) oder unvollständig (Paresis), und es besteht dann nur eine Schwäche des befallenen Organs. Sie betrifft entweder den ganzen Körper mit Einschluß selbst des Gehirns (allgemeine Paralyse), oder nur einen Theil (partielle Paralyse), und wird dann, je nachdem sie einzelne Körpertheile befällt, verschieden benannt: Hemiplegia (halbseitige L.), bei L. einer Körperseite, Paraplegia (Querlähmung), bei L. der untern Körperhälfte, Paralysis cruciata (L. übers Kreuz), wenn einzelne Theile beider Körperhälften abwechselnd (z. B. rechte Gesichtshälfte, linker Arm und linkes Bein) betroffen sind. Die L., welche häufig mit Anästhesie (s. d.) verbunden vorkommen, sind um so ausgedehnter, je näher sich der verletzte Nerv den Centren befindet, je mehr einzelne Muskeln versorgende Fasern er an dieser Stelle enthält. Eine Blutung im Gehirn lähmt eine ganze Körperseite; eine in der Breite ausgedehnte Verletzung des Rückenmarks lähmt alle abwärts von dieser Stelle gelegenen Theile, während eine Zerschneidung eines Nerven etwa an der Handwurzel nur die L. einiger Finger zur Folge hat. Sind Empfindungsnerven in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt, welche bei Gesunden die Reflexbewegungen vermitteln, so spricht man von einer Reflexlähmung. Die Ursachen der L. sind sehr mannichfaltig. Die centralen L. entstehen bei Zerstörung des Gehirns und Rückenmarks infolge von Zertrennung derselben (Bluterguß, Erschütterungen), Entzündungen ihrer selbst oder ihrer Häute, Druck auf dieselben durch Geschwülste u. s. w., während die peripherischen L. die oben aufgeführten Ursachen haben. Allgemeine L. besonderer Art treten noch auf bei gewissen Vergiftungen, so bei Bleivergiftung, bei Vergiftungen mit gewissen pflanzlichen Alkaloiden (Curare, Nicotin, Blausäure, Ergotin u. ähnl.), bei Malariakrankheit, bei Syphilis, nach Rheumatismen u. s. w. Eine eigenartige Form der L. ist weiterhin die sog. Kinder-

Digitized by Google

lähmung oder essentielle Lähmung, bei welcher in den ersten Lebensjahren ganz plötzlich unter Krämpfen und andern Hirnerscheinungen vollständige L. der beiden untern Extremitäten eintreten, welche weiterhin zu fettiger Entartung und Schwund der Muskulatur und zu mannichfachen Verkrümmungen der Fußgelenke führen. Die Behandlung der L. erfordert zunächst vor allem eine genaue und sorgfältige Erforschung der Grundursache; von den einzelnen Heilmitteln haben sich die Anwendung des elektrischen, insbesondere galvanischen Stroms auf die gelähmten Theile, die methodische Vornahme gymnastischer Manipulationen (Frottiren, Massiren, Heilgymnastik), der Gebrauch gewisser Bäder, zumal der indifferenten Thermen (Wildbad, Gastein, Teplitz, Wiesbaden, Warmbrunn u. a.) sowie die innerliche oder subcutane Anwendung des Strychnins und Brucins am meisten bewährt.

Lahn nennt man einen dünngeplatteten Metalldraht, der aus reinem Silber, vergoldetem Silber, vergoldetem oder versilbertem Kupfer gearbeitet ist und theils für sich, theils um Seidenfäden herumgewickelt als sog. Gold- und Silbergespinst zur Verfertigung von vielerlei Stoffen, Zeugen, Stickereien, Borten, Spitzen u. s. w. gebraucht wird.

Lahn, ein Nebenfluß des Rhein auf dessen rechter Seite, entspringt auf dem Sauerländischen Gebirge, im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg unweit Siegen, 602 Mt. über dem Meere. Sie berührt in einem meist engen und felsigen, durch seine Naturschönheiten, Schlösser, Burgen und Ruinen berühmten Thale die Städte Marburg, Gießen, Wetzlar, Weilburg, Limburg, Bad-Ems und Nassau, trennt in ihrem westl. Laufe den Taunus vom Westerwalde und mündet bei Niederlahnstein (in 60 Mt. Seehöhe), nach einem Laufe von 210 Kilom. Der Fluß ist aufwärts bis Weilburg für kleine Fahrzeuge, mittels Schleusen bis Gießen, schiffbar. Von ihren 15 Nebenflüssen sind bemerkenswerth rechts die Dill und die Ohm, links die Weil, Ems und Aar. Vgl. Spieß, «Das Lahnthal von seinem Ursprung bis zur Ausmündung» (Ems 1866).

Lahore (Lahaur), die Hauptstadt des seit 1849 dem Indobritischen Reiche einverleibten Pendschab (s. d.) und des ganzen bis dahin selbstständigen Staats der Sikhs (s. d.), 400 Kilom. nordwestlich von Delhi, 1 Kilom. vom linken Ufer des Rawi, in einer wohlangebauten Ebene gelegen, mit festen Mauern, einem tiefen Graben und Verschanzungen, welche eine Linie von 11 Kilom. bilden, sowie mit den herrlichsten Gärten und Parkanlagen umgeben, zählt (1868) 98,924 E., welche Baumwollstoffe, Flanell und gute Waffen fabriciren und Handel treiben. Durch ihre strategisch gesicherte Lage militärisch wichtig, ist sie, obgleich von ihrem alten Glanze, den sie als eine Residenzstadt der Großmoguln hatte, herabgesunken und nur noch die westlichste Ecke der einst 15 Kilom. langen und wol 1—2 Mill. E. zählenden Capitale einnehmend, immer noch eine der bedeutendsten Städte Hindostans. In der Nordwestecke steht auch die Citadelle, welche große Magazine und Werkstätten für Kriegsbedürfnisse umschließt. L. zeichnet sich vor andern Städten Asiens durch gute Bauart aus und hat zwar enge, aber lange und gerade Straßen, steinerne Häuser, besuchte Märkte, viele Karavanserais, zahlreiche Paläste und Mausoleen, Moscheen und Pagoden, Heiligengräber und Wallfahrtsstätten und mehrere Prachtbauten früherer Zeiten. Unter den letztern sind besonders bemerkenswerth die von Aureng-Zeyb erbaute große Kaisermoschee mit vier hohen Minarets aus rothen Sandsteinquadern, deren Hauptgebäude aber unter der Sikhsherrschaft zu Pulvermagazinen eingerichtet wurden; das Schah-Dura oder das Mausoleum des Kaisers Dschehangir, am rechten Ufer des Rawi, ein Quadratbau mit 20 Mt. hohen Minarets an den vier Ecken, aus wechselnden Schichten von Marmor und rothen Steinen, bisher aber als Kaserne benutzt; der alte prachtvolle Großmogulpalast, später Residenz Randschit-Singh's, Summum-Bardj genannt, zu welchem eine weite Marmorhalle führt. Zu den berühmtesten Anlagen gehört der Garten Dschehangir's, Schalimar genannt, der aus drei großen, übereinander sich erhebenden Terrassen besteht, und in welchem eine weit hergeleitete Wasserleitung 450 Fontainen emporwirft. Die Stadt besitzt verschiedene Regierungs-Schulanstalten für Volks- und höhere Bildung, namentlich ein gelehrtes Institut mit 550 Schülern. L. war bis 1008 Residenz alteinheimischer Hindu-Radschas, dann der ersten mohammed. Eroberer Indiens, der Ghasnewiden, bis 1186, hierauf der Ghuriden. Es wurde 1225 von dem Chowaresmier Dschelaleddin-Mankberni, 1241 von den Mongolen unter Turme-Khirin-Khan erobert und geplündert, 1525 vom Sultan Babur eingenommen, gehörte seitdem zum Reiche der Großmoguln und rivalisirte als eine der Pracht- und Residenzstädte derselben im 17. und 18. Jahrh. mit Delhi. Zu L. wurden in jener Zeit die größten Culturgärten angelegt. Die Handwerker und Künstler von L. waren die berühmtesten, und der Handel führte Kaufleute aller Nationen auf die dortigen Märkte. Aber mit dem Verfall des Kaiserreichs sank auch diese Prachtstadt in Ruinen und konnte kaum noch als Residenz der Sikhs, in deren Hände

Digitized by Google

L. 1764 fiel, in einigem Ansehen erhalten werden. Am 22. Febr. 1846 wurde die Stadt und die Citadelle von der brit. Armee besetzt und 9. März daselbst ein Friedensvertrag zwischen dem Maharadscha Dhulib-Singh und der brit. Regierung abgeschlossen. Im letzten Kriege im Pendschab ward sodann 29. März 1849 das Aufhören der Sikhs-Souveränetät und die Einverleibung L.s wie des ganzen Pendschab in das Indobritische Reich proclamirt.

Lahr, Fabrikstadt im Kreise Offenburg des Großherzogthums Baden, sehr anmuthig im Thale der Schutter, 15 Kilom. südwestlich von Offenburg gelegen, durch eine Zweigbahn nach Dinglingen mit der Badischen Staatsbahn verbunden, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbanknebenstelle, und zählt 8649 E. Der sehr wohlhabende und betriebsame Ort hat drei Kirchen (eine alte protestantische mit merkwürdigen Grabdenkmälern, die 1877 erbaute evang. Christuskirche und eine neue katholische), ein Pro- und Realgymnasium, eine Töchterschule, ferner eine Gewerbeschule, eine Industrieschule und ein Hospital. Die Fabrikindustrie erstreckt sich vorzugsweise auf Cichorien, Schnupftabak, Cigarren, Saffian und Cartonnagen. Daneben fertigt man auch Baumwollwaaren, Hüte, Roßhaar- und Seegrasmatratzen, Pappdeckel, Goldleisten, Leim, Blumen, Leder, Essig, Tuch. Zu L. erscheint der bekannte Volkskalender «Der Lahrer Hinkende Bote» in einer fast 1 Mill. starken Auflage. Ehedem bildete L. mit mehrern Dörfern die Herrschaft L., in der Ortenau, welche im Besitz der Grafen von Geroldseck war und durch eine Erbtochter 1426 an Nassau kam, 100 Jahre später aber von der andern Linie der Grafen von Geroldseck in Anspruch genommen wurde. Der deshalb geführte Proceß dauerte über 100 Jahre und endete 1625 damit, daß die Herrschaft bei Nassau blieb. Im Luneviller Frieden (1801) wurde L. an Baden abgetreten.

Laibach (ital. Lubiana, slowen. Ljubljana), Hauptstadt des österr. Kronlandes und Herzogthums Krain (1816—49 Hauptstadt des Guberniums L. wie zugleich auch des ganzen Königreichs Illyrien), liegt in einer ausgedehnten, durch die Nachbarschaft der Hochalpen reizenden Ebene, zu beiden Seiten der nie zufrierenden, hier von fünf Brücken überspannten Laibach, 11 Kilom. von deren Mündung in die Save, an der Oesterreichischen Südbahn und der Kronprinz-Rudolf-Bahn. Sie ist in ihren ältern Theilen unregelmäßig und eng, aber reinlich und im ganzen angenehm und hat mit ihren acht Vorstädten (1877) 24,985 E. Die Volkssprache ist die slowenische, die Umgangssprache der Gebildeten die deutsche; auch wird häufig italienisch gesprochen. L. ist Sitz der Landesregierung für Krain, des Landesausschusses, eines Landesgerichts, des städtischen delegirten Bezirksgerichts für Stadt und Umgebung, eines Fürstbischofs, der Landesfinanzdirection, eines Revierbergamts, einer Handels- und Gewerbekammer u. s. w. Die öffentlichen Plätze sind geräumig, der Congreßplatz durch eine in Sternform angelegte Allee geziert, in deren Centrum die Bronzebüste Radetzky's auf einem Marmorpiedestal; auf dem Jakobsplatz ist eine Mariensäule mit den vier Evangelisten. Auf dem Hauptplatze steht vor dem Rathhause ein Brunnen aus carrarischem Marmor mit Statuen vom ital. Bildhauer Robba. Ausgezeichnete Gebäude sind: die Kathedrale zu St.-Nikolaus mit schönen Gemälden und Fresken von J. Quaglio, und unter den zehn andern Kirchen die Pfarrkirche zu St.-Jakob mit Bildsäulen von Robba, die schöne Kirche der Ursulinerinnen, die Tirnauer Vorstadt-Pfarrkirche und die 1852 eingeweihte evang. Kirche, letztere beide im byzant. Stil. Außerdem sind zu erwähnen das Rathhaus in ital. Bauart, wie die meisten Kirchen und öffentlichen Gebäude, das Landhaus (Wohnung des Landespräsidenten), die alte Burg (Wohnung des Landeshauptmanns), das Deutsche Haus, das Schauspielhaus, die Kasernen, das fürstl. Auersperg'sche Palais mit einem prächtig gemalten Prunksaale, das gräfl. Auersperg'sche Palais, der Bischofhof, die Redoute mit dem Sitzungssaale des Landtags, das Coliseum (eine große Militär-Bequartierungsanstalt) und das Casino. Das 1813 fast ganz zerstörte Castell auf dem Schloßberge wird als Provinzialstrafhaus verwendet. L. hat ein Ober- und ein Untergymnasium, ein bischöfl. Seminar, eine theol. Diöcesanlehranstalt, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Oberrealschule, eine Handelslehranstalt und eine Thierarzneischule. Das Landesmuseum besitzt geschichtliche und naturwissenschaftliche Sammlungen, namentlich reichhaltig an Funden aus der Pfahlbautenzeit am Laibacher Moraſt. Außer der Landwirthschaftsgesellschaft für Krain besteht zu L. auch ein Historischer Verein für das Kronland. Die Philharmonische Gesellschaft wurde schon 1702 begründet. Auch besitzt die Stadt ein großes Krankenhaus und ein neuerbautes Zwangsarbeitshaus. In L. bestehen eine Baumwollspinnerei, Glockengießerei, Feuerspritzenfabrik, Thonöfen- und Thonwaarenfabrik, Tuch-, Gas-, Papier-, Oel-, Cichorien- und Cigarrenfabriken. Wichtig ist auch der Handel. Von den 23,000 Hekt. des Laibacher Moors ist durch den Gruberischen Kanal der größte Theil urbar gemacht worden.

Digitized by Google

L. ist das alte Emona oder Hemona, das wahrscheinlich schon 59. v. Chr. röm. Besatzung erhielt. Das röm. Castrum, von dem sich noch Reste vorgefunden, nahm die Stelle der Vorstadt Gradise ein. Seine höchste Blüte scheint Emona zur Zeit der Belagerung durch Maximus (388 n. Chr.) gehabt zu haben. Durch Attila wurde die Stadt 451 vollständig zerstört. Unter der fränk. Herrschaft wieder aufgebaut, verheerten dieselbe 900 die Ungarn, die jedoch 914 bei L. von dem vereinigten Heere der Steirer, Kärntner und Krainer auf das Haupt geschlagen wurden. Nachdem die Stadt seit dem 11. Jahrh. erst unter Aquileja, dann unter den Ortenburgern, im 12. Jahrh. unter den Herzogen von Kärnten gestanden, eroberte sie 1270 Ottokar von Böhmen, und sie blieb nun seit Rudolf von Habsburg (1277) beim Deutschen Reiche. In den Fehden der Cillyer und in den Türkenkriegen sah sich die um 1416 neubefestigte Stadt wiederholt belagert. Das Bisthum wurde 1461 gestiftet, war 1788—1806 Erzbisthum und erhielt 1806 den Fürstentitel. Von Oct. 1809—13 war die Stadt Sitz des franz. Generalgouverneurs der Illyrischen Provinzen. Bekannt geworden ist L. durch den Laibacher Congreß, welcher im Dec. 1820 von Troppau (s. d.) hierher verlegt wurde. Im Jan. 1821 erschienen zu L. die Kaiser von Oesterreich und von Rußland, der König beider Sicilien und der Herzog von Modena. Preußen, Frankreich, Britannien, Sardinien und die andern ital. Staaten waren durch Gesandte vertreten. Der Congreß wurde 26. Jan. 1821 eröffnet und dauerte bis in den Mai; er führte das Recht der bewaffneten Intervention (s. d.) in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien bewegten Nachbarstaats in das positive europ. Völkerrecht ein und beschloß die Wiederherstellung der Ruhe in Neapel und Piemont.

Laichen nennt man das Eierlegen der Fische, welches meist so geschieht, daß das Weibchen (Rogner) an den Ufern oder flachen Stellen der Gewässer die Eier oder den Laich ausläßt (laicht), worauf das nebenher schwimmende Männchen dieselben mit seiner Milch (Samen) begießt und befruchtet. Nur einige Arten von Rochen, Haien, Schleimfischen, Meergrundeln, Zahnkarpfen und der Hochgucker (Sternseher, Anableps) bringen ausgebildete Junge zur Welt. Nach dem L. kümmert sich die Mutter nicht weiter um die Eier. Viele Fische bauen ein förmliches Nest zur Ausbreitung des Laichs; unter den einheimischen ist besonders der Stichling genauer beobachtet. Die Männchen widmen sich überall der Bewachung des Nestes und der Brutpflege. Bei den Nadelfischen (Syngnathus) übernimmt das Männchen sogar die Ausbrütung des Laichs, indem es denselben in der sog. Bruttasche zwischen After und Schwanzwurzel aufnimmt und mit sich herumträgt, bis die Jungen ausgebrütet sind. Aber auch noch nachher gewährt es den Jungen, wenn sie schon selbstständig schwimmen können, Zuflucht in dieser Bruttasche. Bei den meisten Fischen fällt die Laichzeit in das Frühjahr. Einzelne Fische, wie Aale und Lampreten, scheinen nach dem L. zu sterben, wie die meisten Insekten.

Laien (vom griech. λαός, Volk) heißen in der kath. Kirche alle, die nicht zum Klerus (s. d.) gehören. Ursprünglich bezeichnet das Wort solche, die zum auserwählten Gottesvolk gehören, d. h. nach jüd. Anschauung zu Israel, nach christlicher zum «geistlichen Israel» oder zur gläubigen Messiasgemeinde. Dieses «Volk Gottes» galt selbst als sein Eigenthum (κλῆρος). Wie aber schon im Alten Testament der Priesterstand noch im besondern Sinne als gottgeweiht galt, so wurde dieselbe Vorstellung allmählich auch auf das christl. Priesterthum übertragen und nun ein ähnlicher Unterschied zwischen Angehörigen des Klerus und solchen, die nur überhaupt zum Gottesvolke gehören, in die christl. Kirche eingeführt. Je bestimmter sich in der Folgezeit die Functionen der einzelnen Gemeindeämter abgrenzten und die Vorstellungen von einer besondern Amtsgnade sich steigerten, desto schärfer sonderten die Kleriker von den L. sich ab. So ging die ursprüngliche Anschauung, nach welcher alle Thätigkeit in der Gemeinde eine freie Geistesgabe sei, allmählich verloren, und das Recht zu lehren und an der kirchlichen Verwaltung Antheil zu nehmen, kam immer mehr in den ausschließlichen Besitz des schnell zu einer Hierarchie (s. d.) sich entwickelnden Priesterthums. Als das Klosterwesen entstand, zählte man auch noch die Mönche zu den L. Im 9. Jahrh. wurden häufig Kirchengüter und Abteien an weltliche Große verliehen, doch galt dies immer als ein Misbrauch, und seit dem 11. Jahrh. verschwinden auch in den Klöstern die Laienäbte (abbacomites). Dagegen treten seit dieser Zeit die Laienbrüder (fratres conversi) und Laienschwestern (sorores conversae) auf, welche für die Haushaltung und zur Bedienung der Ordenspersonen in den Klöstern bestimmt waren. Andere L., namentlich Fürsten, die den Klöstern Rechte und Freiheiten verliehen, wurden in die Ordensbrüderschaft aufgenommen, als confratres oder fratres conscripti bezeichnet. Auch die Laienbrüder und Laienschwestern erfreuten sich im Dienste der Religiosen oder Ordenspersonen mancher Privilegien. Sie legen, da sie nicht wirkliche Ordensglieder sind, nur

Digitized by Google

das Gelübde des Gehorsams ab, unterscheiden sich von den Religiosen durch die Kleidung und können nie im Kapitel oder im Chore erscheinen. Dem Ordensgeistlichen oder Religiosen in den Klöstern steht in der kath. Kirche der Laienpriester oder Weltgeistliche entgegen, der keinem bestimmten Orden angehört, daher auch kein Klostergelübde ablegt. Die kirchliche Strafe, durch welche ein Geistlicher degradirt und in den Laienstand zurückversetzt wird, heißt Laisirung. In der prot. Kirche, welche das gemeinsame Priesterthum aller Christen behauptet, wenn sie auch der Ordnung wegen blos einzelne mit dem geistlichen Amte betraut, können Nichtgeistliche nur uneigentlich L. genannt werden. Uebrigens bedeutet das Wort L. oft auch soviel als Ungelehrter, weil ehedem die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren.

Laigle, Städtchen im franz. Depart. Orne, von der Rille durchflossen, die sich in das Seine-Aestuar ergießt, an der Französischen Westbahn (Linie Paris-Granville, die hier nach Conches abzweigt), nördlich von La-Trappe. Die St.-Martinskirche hat ein Schiff aus dem 13. Jahrh. und wohlerhaltene, merkwürdige Glasmalereien. Die Stadt hat ein Schloß, bedeutende Nadelfabrikation und zählt (1872) 5285 E.

Lainez (Alexandre), franz. Dichter, geb. 1650 zu Chimay im Hennegau, bereiste in seiner Jugend Griechenland, die Levante, Aegypten, Italien und die Schweiz und lebte dann in Paris, wo er 18. April 1710 starb. Gleich seinen Freunden Chapelle, Chaulieu und Lafare ein Lebemann besang er, wie sie, den sinnlichen Lebensgenuß in eleganten, anmuthigen und geistreichen Versen. Er besaß tiefe Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen, und seine Reisen hatten ihn zum trefflichen Geographen gemacht. Sein Witz war unerschöpflich wie seine frohe Laune unverwüstlich. Seine Gedichte entstanden meist bei Tische und wurden von Freunden aufgeschrieben, die sie herausgaben (Par. 1733; neue Aufl. 1753).

Laing (Alexander Gordon), brit. Reisender, geb. 27. Dec. 1794 zu Edinburgh, widmete sich früh dem Militärdienst und kam 1822 als Lieutenant und Adjutant des Gouverneurs Sir Charles M'Carthy nach Sierra Leone. Um diese Zeit wurden von der engl. Regierung Versuche gemacht, mit afrik. Häuptlingen geregelte Handelsverbindungen anzuknüpfen und auf solche Weise dem Sklavenhandel ein Ziel zu setzen. Von Sierra Leone aus suchte der Gouverneur zunächst das Land zwischen dem Flusse Rokelle, an dessen Mündung die Colonie liegt, und dem Gambia und die Stimmung der dortigen Negerkönige in Bezug auf einen geregelten Handel mit den Briten kennen zu lernen und sandte zu diesem Zwecke den gewandten und unternehmenden L. zweimal in die genannte Gegend. Auf diesen Reisen, denen wir die erste genauere Kenntniß der Oertlichkeiten um Timbuktu und des Quellgebietes des Djuliba (Niger) verdanken, knüpfte L. mit dem Könige der Fulahs von Futa Dschiallou eine Verbindung an, die später immer mehr an Festigkeit gewann. Doch konnte er selbst das begonnene Werk nicht fortsetzen, da der Ausbruch des Aschantikriegs, dessen Opfer M'Carthy 1824 wurde, ihn nach Sierra Leone zurückrief. Im J. 1825 zum Major erhoben, reiste er behufs Erforschung des Niegerlaufs nach Tripolis und von da nach Timbuktu, wo er auch 18. Aug. 1826 anlangte. Auf einem Ausfluge, den er von Timbuktu nach San-Djusanding am Djuliba unternahm, fiel er einem fanatischen Araberscheikh in die Hände, der ihn mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, und starb, erdrosselt, den Märtyrertod. Vgl. L.'s «Travels through the Timannee, Kooranko and Soolima countries in the year 1822» (Lond. 1825; deutsch, Jena 1826).

Lairesse (Gerard de), niederländ. Maler, Kupferätzer und Kunstschriftsteller, geb. 1640 zu Lüttich, Schüler seines Vaters Regnier de L. und des Bertholet Flémalle, begab sich früh nach Holland und wurde seßhaft zu Amsterdam, wo er eine erstaunliche Menge Gemälde und Zeichnungen, wie auch eine beträchtliche Anzahl Radirungen verfertigte, welche letztern der amsterdamer Kunstverleger Nik. Bisscher herausgab unter dem Titel: «Gerardi de L. leodiensis pictoris opus elegantissimum». Er arbeitete mit Leichtigkeit und behandelte alle Kunstfächer, besonders mytholog. und histor. Gegenstände. L. schrieb auch über Malerei. Sein «Groot Schilderboek» (2 Bde., Amsterd. 1707; 2. Aufl. 1712), ein seinerzeit sehr geschätztes Werk, das ins Deutsche (3 Bde., Nürnb. 1728; 3. Aufl. 1800), Französische (2 Bde., Par. 1786) und Englische übersetzt wurde, übte durch vielfache Verbreitung in Kunstschulen erheblichen Einfluß auf die damalige Kunstrichtung. L. starb 28. Juli 1711 zu Amsterdam.

Lais, von dem celt. Laidh, d. i. Vers oder Lied, war anfangs auch im Altfranzösischen, wie noch gegenwärtig Lays im Englischen, eine ganz allgemeine Bezeichnung für Lieder oder Weisen überhaupt. Später verstand man darunter vorzugsweise solche Lieder und Weisen, die entweder eigentliche Volkslieder waren oder doch in stofflicher oder formeller Hinsicht einen volksmäßigen Charakter behalten hatten, und setzte die L. meist den Chansons oder eigentlichen Kunst-

Digitized by Google

liedern entgegen. So hießen in der altfranz. oder mittelengl. Poesie L. und Lays erzählende Gedichte, die, wenn auch nicht mehr zum Absingen bestimmt, doch auf Volkslieder und Volksballaden gegründet waren, besonders wenn sie bretonische Volkssagen behandelten, wie z. B. die so berühmt gewordenen L. der im 13. Jahrh. blühenden anglo-normann. Dichterin Marie de France, die mit deren andern «Poésies» von Roquefort herausgegeben wurden (2 Bde., Par. 1820). So wurden in der Terminologie der Trouvères und selbst noch der spätern franz. Kunstdichter durch L. auch rein lyrische Lieder bezeichnet, die aber von der strengern typischen Form der eigentlichen Kunstlieder darin abwichen, daß sie einen losern, ungleichmäßigen Strophenbau hatten und nach wechselnder Melodie verfaßt waren. Deshalb übersetzten auch die mittelhochdeutschen Dichter L. durch Leiche (s. d.), weil diese beiden Dichtungsgattungen eine formelle Aehnlichkeit haben mußten, da sie aus einem gemeinsamen Princip, dem der Volkspoesie, hervorgegangen und nach gemeinsamen Vorbildern, den volksmäßigen Kirchenliedern, gebildet waren. Vgl. Wolf, «Ueber die L., Sequenzen und Leiche» (Heidelb. 1841).

Laïs ist der Name zweier berühmter griech. Hetären (s. d.) zu Korinth. Die ältere, welche zu Korinth auch geboren war und für die schönste unter den Hetären ihrer Zeit galt, zählte zu ihren Verehrern namentlich den Philosophen Aristipp. Der Kyrenäer Eubotas aber, der in der 93. Olympiade (405 v. Chr.) in den Olympischen Spielen einen Sieg davongetragen hatte, nahm sie, die sich hatte schwören lassen, daß er sie mitnehmen werde, nur im Bilde mit. — Die jüngere L., eine Tochter der Timandra, der treuen Gefährtin des Alcibiades, wurde zu Hyllara in Sicilien geboren und soll als siebenjähriges Mädchen nach Korinth gekommen sein, wo Apelles auf ihre Schönheit aufmerksam wurde und sie zur Hetäre ausbilden ließ. Demosthenes soll sie ebenfalls aufgesucht, als sie aber eine enorme Summe von ihm forderte, erklärt haben, er kaufe sich nicht um 10,000 Drachmen die Reue. Später ging sie mit einem Thessalier, in den sie sich verliebt hatte, in dessen Heimat, wo sie von einigen Weibern in einem Tempel der Aphrodite aus Neid und Eifersucht umgebracht wurde. Vgl. Jacobs, «L., die ältere und die jüngere», in dessen «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1830). Als idealische Schönheit ist L. von Wieland im «Aristipp» dargestellt.

Lakediven, Lakkediven, richtiger **Lakkha-diwa** (im Sanskrit Lakscha Dwipa, d. h. ein Lack oder 100,000 Inseln), eine im Arabischen Meere im Norden der Malediven (s. d.), der Westküste der vorderind. Halbinsel gegenüber, zwischen 90 und 92° östl. L. von 1° 10′ bis 12° 20′ nördl. Br. langgestreckte Gruppe von 20 Atolls oder Haufen kleiner, niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, die bis vor wenigen Jahren der arab. Moplafamilie zu Kananur auf Malabar (11° 52′ nördl. Br.) unterthan waren. Gegenwärtig gehören die Inseln zum District Malabar der brit. Präsidentschaft Madras. Sie bestehen großentheils aus unfruchtbarem und unbewohntem Fels und werden wegen ihrer gefährlichen Riffe selten besucht. Die größte der Inseln, Kan-Rattea, hat nur 11 Kilom. Länge und sieht am häufigsten Schiffe in ihrem Hafen. Cocospalmen sind das Hauptproduct der Inseln, deren Früchte und die sie einhüllenden Fasern (coir), eine kleine Betelnuß und Korallen die einzigen Gegenstände der Ausfuhr bilden. Man schätzt das Areal der Inseln auf 1927 QKilom., die Bewohner auf 6800; letztere, Moplas genannt, sind arab. Ursprungs und bekennen sich zum Mohammedanismus.

Lakisten nennt man in England die Dichterschule, die zu Anfang des 19. Jahrh. eine Revolution in der engl. Poesie bewirkte, indem sie den Cultus der Natur und die Analyse des menschlichen Herzens an die Stelle des seit der Zeit der Königin Anna herrschenden und durch Pope's und Addison's Beispiel geheiligten Classicismus setzte. Sie führte ihren Namen von den malerischen Seen (Lakes) Westmorelands und Cumberlands, an deren Ufern das Haupt der L., Wordsworth, und seine Freunde Coleridge und Southey sich niedergelassen hatten.

Laknau, Stadt in Ostindien, s. **Luknow**.

Lakonien, s. **Sparta**.

Lakonisch. Die Spartaner oder Lakonier befleißigten sich in Reden und Schreiben einer sinnreichen, nachdrucksvollen Kürze und suchten mit wenigen Worten viel zu sagen; daher nennt man dergleichen Ausdrücke lakonisch und diese Sprechweise **Lakonismus**.

Lakrizensaft, das Extract der Süßholzwurzel, s. **Glycyrrhiza**.

Lalande (Joseph Jérôme Lefrançais de), berühmter Astronom, geb. zu Bourg im Depart. Ain 11. Juli 1732, studirte, nachdem er seine Vorbildung bei den Jesuiten, besonders bei Bérand in Lyon genossen, zu Paris die Rechte, zugleich aber Mathematik und Astronomie bei Lemonnier, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Akademie ihn 1751 zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes nach Berlin schickte, während Lacaille zu gleichem Zweck nach dem Cap

Digitized by Google

der Guten Hoffnung ging. Er studirte unter Euler Analyse, und trat mit Maupertuis, d'Argens und Lamettrie in nähern Verkehr. Im J. 1752 kehrte er nach Frankreich zurück und prakticirte aus Liebe für seinen Vater einige Zeit als Advocat in Bourg. Dann ging er nach Paris, wo er 1753 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und ihm zugleich die Stelle eines königl. Astronomen übertragen wurde. Er wurde 1761 Lemonnier's Nachfolger in der Professur am Collége de France und bereiste 1765 und 1766 Italien, worüber er in der «Voyage d'Italie» (9 Bde., Par. 1786, nebst Atlas) berichtete. Als Director der pariser Sternwarte starb er 4. April 1807. Hauptsächlich mit der Theorie der Planeten beschäftigt, förderte er das Studium der Astronomie in außerordentlicher Weise. Sein Charakter war ein sonderbares Gemisch von empfehlungswerthen Eigenschaften und auffallenden Sonderbarkeiten; Eitelkeit und Ruhmsucht waren die hervorstechenden Züge seines Wesens. Er lieferte eine Ausgabe der Halley'schen Planeten- und Kometentafeln sowie die Geschichte des Kometen von 1759, gab seit 1760 die «Connaissance des temps» und 1761 eine Karte heraus, welche die Phasen des damaligen Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. Eins seiner Hauptwerke ist der «Traité d'astronomie» (2 Bde., Par. 1764; 3. Aufl., 4 Bde., 1780). Ferner sind, abgesehen von zahlreichen astron. Abhandlungen zu nennen: die sehr vollständige «Bibliographie astronomique» (Par. 1802), der dritte und vierte Band von Montucla's «Histoire des mathématiques», «Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc» (Par. 1778), welche Schrift eine allgemeine Geschichte aller Kanäle enthält, und «Abrégé de navigation historique, théorique et pratique» (Par. 1793), besonders wegen der Literatur werthvoll. Für Damen schrieb er eine «Astronomie des dames» (Par. 1785 u. öfter) und für Dilettanten den «Abrégé d'astronomie» (2. Aufl., Par. 1795). Auch hat er «Discours», «Éloges» und sogar mit Sylvestre Maréchal ein «Dictionnaire des athées anciens et modernes» (Par. 1800) geschrieben. Auf der Sternwarte der École militaire beobachtete er nahe an 50,000 Sterne, deren Positionen den Inhalt der «Histoire céleste française» (Par. 1801) bilden, welche als Katalog, reducirt auf das J. 1800, von der Britischen Association in London 1845 neu herausgegeben ist. — Auch sein Neffe, Michel Jean Jérôme Lefrançais L., geb. zu Paris 21. April 1766, gest. 7. April 1839, machte sich als Astronom rühmlich bekannt. Er wurde 1801 Mitglied des Instituts, Director der Sternwarte der École militaire und Adjunct des Bureau des longitudes.

Lälius (Gajus), wegen seiner Tüchtigkeit und Bildung von den Römern gefeiert und der Weise (Sapiens) genannt, war ein Sohn des Gajus L., der, ein Freund des ältern Scipio Africanus, im zweiten Punischen Kriege dessen Flotte befehligt und im J. 190 mit Lucius Scipio Asiaticus das Consulat bekleidet hatte. Er kämpfte 145 als Prätor mit glücklichem Erfolg gegen Viriathus in Lusitanien; Consul war er im J. 140 mit Quintus Servilius Cäpio. Seine Weisheit, durch bedeutende Rednergabe unterstützt, verschaffte ihm großen Einfluß, namentlich im Senat, auf die Lenkung des Staats. Mit dem jüngern Publius Scipio Africanus lebte er in vertrautester Freundschaft, weshalb auch Cicero in dem nach ihm benannten Gespräch über das Wesen der Freundschaft ihn als Hauptredner einführt, und beförderte mit ihm die Aufnahme griech. Bildung in Rom. Das Gerücht schrieb ihm auch einen wesentlichen Antheil an den Komödien des ihm befreundeten Terentius zu. Seine Tochter Lälia, an Quintus Mucius Scävola den Augur verheirathet, war wegen ihrer edeln Bildung berühmt.

L'Allemand (Friedr.), Schlachtenmaler, geb. in Hanau 1812, kam früh nach Wien, wo er seine künstlerische Bildung erhielt. Er war vorzugsweise als Schlachtenmaler, aber auch im Genrefach thätig und in beiden Richtungen höchst begabt. Sein 1845 gemaltes Bild aus der Schlacht bei Znaim (10. Juli 1809) kam in die kaiserl. Galerie im Belvedere. Für den Fürsten Schwarzenberg malte er 1858 das lebensvolle Bild: Karlistische Cavalerie, dann die Erstürmung der wiener Sternbarrikade im J. 1848; für den kaiserl. Hof die Festtafel der Maria-Theresia-Ordensritter im Schlosse Schönbrunn (1862). L. machte den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 mit, sammelte daselbst zahlreiche Studien und vollendete nach seiner Rückkehr, ebenfalls auf Befehl des Kaisers, die großen Darstellungen der Schlachten von Oversee und Oberselk. Zu Ed. Duller's Werk «Erzherzog Karl» lieferte er die trefflich gelungenen Illustrationen, welche sich, wie L.'s Compositionen überhaupt, durch geistreiche Auffassung und virtuose Zeichnung bemerkbar machen. Er starb 1866. — Sein Neffe, Sigismund L., geb. zu Wien 1840, besuchte die dortige Akademie der bildenden Künste und widmete sich derselben Richtung wie der Oheim. Aufsehen erregte 1864 sein Bild der Schlacht bei Kollin, welches der Kaiser von Oesterreich kaufte. Hierauf sendete ihn der Hof 1864 ebenfalls auf den Kriegsschau-

Digitized by Google

platz und erwarb 1865 seine Gemälde: Die Erstürmung des Königsbergs und die Einnahme von Fridericia. Für den Verein für histor. Kunst entstand seine Schlacht bei Oversee, jetzt im Besitze des Fürsten Karol-Hohenzollern. Im Italienischen Kriege von 1866 folgte der Maler dem Hauptquartier des Erzherzogs Albrecht, für welchen er die Schlacht von Caldiero malte; außerdem entstanden damals zwei Scenen aus der Schlacht von Custozza und viele militärische Genrebilder, welche von hohem Talente und reicher Phantasie Zeugniß geben.

Lally-Tolendal (Thom. Arthur, Graf von), ein Opfer der franz. Justiz im 18. Jahrh., gehörte einer irischen, mit Jakob II. in Frankreich eingewanderten Familie an und wurde im Jan. 1702 zu Romans in der Dauphiné geboren. Er trat in das irische Regiment, das sein Vater, Sir Gérard L., befehligte und zeichnete sich 1741 in Flandern so aus, daß man für ihn ein zweites irisches Regiment errichtete. An der Spitze desselben wurde er nach dem Siege bei Fontenoi zum Brigadier ernannt. Er betheiligte sich 1745 an der Expedition des Prinzen Karl Eduard nach Schottland, kämpfte 1747 wieder in den Niederlanden und wurde 1756 zum Generallieutenant und Generalcommandanten aller franz.-ostind. Niederlassungen ernannt. L. schiffte sich im Mai 1757 ein, kam aber erst nach zwölf Monaten an den Ort seiner Bestimmung. Er eröffnete sogleich den Kampf gegen die brit. Besitzungen, eroberte eine Menge Plätze und belagerte selbst Madras, mußte sich aber nach einer schweren Niederlage unter den Mauern von Vandarachi auf das bedrohte Pondichéry zurückziehen. Im März 1760 wurde die Stadt von einer zahlreichen engl. Armee und von der Seeseite durch eine Flotte von 14 Linienschiffen eingeschlossen. Nach einer zehnmonatlichen Belagerung bot er 14. Jan. 1761 dem Feinde eine Capitulation an; allein der brit. Admiral Coote verwarf den Antrag, und Pondichéry mußte sich 16. Jan. ohne Bedingung ergeben. L. wurde als Kriegsgefangener nach England geschafft, und als er daselbst erfuhr, daß man ihn in Frankreich der Verrätherei und Feigheit beschuldigte, wirkte er sich die Erlaubniß aus, zu seiner Rechtfertigung nach Paris zu reisen. Hier wurde er vom pariser Parlament 6. Mai 1766 zur Strafe des Schwerts verurtheilt, weil er die Interessen des Königs wie der Indischen Compagnie verrathen habe, und drei Tage darauf enthauptet. Zehn Jahre später brachte es der besonders von Voltaire unterstützte Sohn L.'s dahin, daß der König die Revision des Processes befahl. Obschon das Parlament zu Rouen das Urtheil formell richtig erklärte, war doch die Unschuld des Verurtheilten so klar erwiesen, daß der König 1778 das Urtheil cassiren und die Ehre L.'s wiederherstellen mußte. — Trophime Gérard, Marquis de L., des Vorigen Sohn, geb. 5. März 1751 zu Paris, gehörte 1789 in den franz. Generalstaaten zu denjenigen Adeligen, die sich mit dem dritten Stande verbanden. Von den demokratischen Tendenzen der Nationalversammlung erschreckt, suchte er sich jedoch später dem Hofe wieder zu nähern. Als Berichterstatter des Verfassungscomité schlug er zwei Kammern vor, auch setzte er seinen auf die Erhaltung der Aristokratie gegründeten Plan in der Schrift «Rapport sur le gouvernement, qui convient à la France» (1789) auseinander. Schon nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. ging er nach der Schweiz, kehrte aber 1792 nach Paris zurück. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. wurde er verhaftet; doch verhalfen ihm seine Freunde zur Flucht nach England. Beim Processe des Königs bot er sich dem Convent als Vertheidiger an, und als er keine Antwort erhielt, gab er seine Vertheidigung in den Druck. Einige Jahre später erschien von ihm «Défense des émigrés français, adressée au peuple français» (1794; neue Aufl., 2 Bde., Par. 1825), welche Schrift großes Aufsehen machte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück und lebte zu Bordeaux. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Staatsrath und zum Pair, in welcher Stellung er die constitutionellen Freiheiten vertheidigte. Er starb 11. März 1830. Außer vielen andern die Zeitereignisse betreffenden Schriften schrieb er «Essai sur la vie de Th. Wenthworth, comte de Strafford» (Lond. 1795; 2. Aufl., Par. 1814).

Lama oder Schafkamel (Auchenia) ist der Name einer Säugethiergattung, die in Amerika die Gattung Kamel vertritt, von welcher sie sich durch den Mangel eines Rückenhöckers, durch die beiden tiefgetrennten Zehen mit kralligen Hufen und den kurzen, starkbehaarten Schwanz unterscheidet. Man kennt vier Arten, alle weit kleiner als die Kamele und Bewohner der kalten Regionen des westl. Südamerika, und zwar leben sie in Peru und Chile in den höchsten Ketten der Anden, steigen aber weiter gegen den kältern Süden in die Ebenen herab. Sie scheinen selten Wasser zu bedürfen, trinken auch Salzwasser und sondern stets eine reichliche Menge von Speichel ab, den sie, wenn angegriffen, ausspritzen und den man früher mit Unrecht für ätzend hielt. Das Guanaco (A. Guanacus) ist am weitesten verbreitet, denn es zeigt sich von Bolivia bis zur Magellansstraße überall heimisch. Es ist 1,5 bis 1,6 Mt. lang, an den Schultern

Digitized by Google

gegen 1 Mt. hoch, im ganzen braunroth, an Hals und Kopf heller gefärbt und an der Stirn und im Gesicht schwärzlich. Seine Behaarung ist lang, dicht und doppelter Art. Der Haut zunächst steht eine kürzere, halb filzige, blaßrostgelbe Wolle, welche am Rücken, an den Seiten, dem Unterhals und den obern Theilen der Glieder durch 10—12 Ctmt. langes, schlichtes, dünner stehendes, weiches, lebhaft-rostbraunes Haar bedeckt wird. Das besonders als L. bezeichnete Thier galt bisher für die gezähmte und nur wenig geänderte Form des Guanaco, wird aber von neuern Forschern als eigene Art angesehen. Es war früher in Peru das wichtigste Thier der Einwohner. Noch jetzt wird es zum Tragen geringerer Lasten in hohen Gebirgsgegenden gebraucht, ist aber in den niedern und mildern Gegenden durch das Maulthier verdrängt worden. Auf den sehr unfreundlichen Hochebenen von Bolivia wird die Zucht der L. noch am stärksten getrieben. Das L. wechselt in der Färbung sehr ab; man hat braune mit weißen Flecken, ganz schwarze, ganz weiße, schwarz und weiß gefleckte u. s. w. Bei manchen ist das Haar feiner, bei andern gröber. Die Lamawolle liefert nur grobe Stoffe. Das Fleisch gleicht einigermaßen dem Schaffleische und bietet den Gebirgsbewohnern eine gute Nahrung. Das weit kleinere Alpaca (s. d.) gibt die feinste Wolle. Die Vicuña (A. Vicunna) ist kleiner und feiner gebaut und bewohnt in kleinen Heerden die höchsten und unwirthbarsten, der Schneelinie naheliegenden Regionen der Cordilleren des nördl. Chile und Bolivias. Den größten Theil des Körpers bedeckt eine sehr feine, seidenartig glänzende, röthlichbraune, an den obern Theilen der Glieder ledergelbe, 3—8 Ctmt. lange Wolle, welche in Peru hoch geschätzt wird. Obschon die Vicuñas sich durch Anhänglichkeit an den Menschen zu Hausthieren empfehlen, so gehören doch selbst in Peru zahme Vicuñas zu den Seltenheiten.

Lama bedeutet im Tibetischen der Obere und ist eine ehrende Bezeichnung der buddhistischen Priester in Tibet, bei den Mongolen und den Kalmücken. Lamaismus nennt man die spätere Entwickelung des Buddhismus, namentlich die Umgestaltung desselben durch Tsonkhapa, welcher 1357 in der tibet. Provinz Amdo geboren wurde. Nachdem dieser die Hauptwerke der verschiedenen buddhistischen Schulen Tibets in deren Sitzen studirt hatte, schuf er ein eigenthümliches eklektisches System und erwarb sich durch seine Lehrthätigkeit einen solchen Ruhm, daß er in kurzer Zeit die einzelnen Schulen überflügelte und größtentheils verdrängte. Als äußeres Abzeichen seiner Schule führte er statt des bisher bei den Priestern Tibets üblichen rothen Gewandes das dem ursprünglichen Buddhismus eigenthümliche gelbliche Gewand ein und fügte eine durch ihre Gestalt ausgezeichnete gelbe Mütze hinzu, wonach seine Anhänger als Gelbmützen bezeichnet werden. Als Hauptsitze der neuen Lehre galten fortan das von ihm 1409 bei Lhassa gestiftete Kloster Galdan, dann die in der nächsten Nachbarschaft gegründeten Klöster Sera und Braipung, wozu noch in weiterer Entfernung Taschi-Lumpo hinzukam. Während nach dem Herkommen des ältern Buddhismus die Besetzung der höhern geistlichen Aemter größtentheils von dem geistlichen Ansehen und dem Dienstalter der einzelnen Personen abhing, war es seit der mongol. Herrschaft, namentlich nachdem Chubilai sich dem Buddhismus zugeneigt hatte, Sitte geworden, den Vorstand des Sakjaklosters zum Haupt der Geistlichkeit und zugleich zum tributären Herrscher Tibets zu ernennen, wobei dieses Amt in der Regel vom Oheim auf den Neffen vererbte. Es behaupteten jedoch die Aebte des Sakjaklosters diese Stellung nur unter der Juan-Dynastie; unter der Ming-Dynastie traten andere Verhältnisse ein, sodaß man 1373 vier, und ein Menschenalter später acht L. mit der königl. Würde bekleidete. Im Gegensatz zu dieser hierarchischen Erbfolge begründeten zwei Schüler Tsonkhapa's ein neues, ebenfalls nicht dem ursprünglichen Buddhismus eigenthümliches System. Nach den Ansichten der ältern Lehre waren es 16 Stellvertreter (Sthavira, tibet. Naitan), welchen es oblag, nicht aus dem Dasein zu entschwinden, sondern über die Verbreitung und Erhaltung der Lehre in den verschiedenen Gegenden der Welt zu wachen; die Chinesen haben die Zahl dieser Glaubensschützer, welche sie Lo-han (sanskrit. Arhan) nennen, bis auf 500 erweitert. In der Lehre der Gelbmützen ist dieses Amt hauptsächlich dem Bodhisattva Avalokiteçvara zugewiesen, der nicht früher Buddha werden und ins Nirvâna eingehen darf, als bis er die ganze Menschheit durch die Lehre Buddha's von allen Leiden des Kreislaufs befreit hat. Zu diesem Endzweck wird er immer wieder geboren, und diese Incarnation des Avalokiteçvara (auch Chongschim-Bodhisattva genannt) ist es, welche nun den Namen Dalai-L. führt. Dalai bedeutet im Mongolischen «Meer» und ist eine Uebersetzung des in den Namen verschiedener tibet. Geistlichen, namentlich aber der Großlamas von Potala bei Lhassa vorkommenden tibet. Wortes Dschamtso. Seit dem Besuche Sodnam-Dschamtso's in der Mongolei 1577 ist diese Bezeichnung sowol bei den Mongolen als auch den Tibetern und Chinesen die allgemein übliche geworden. Nach dem Dahinscheiden des Dalai-L.

Digitized by Google

pflegt man das Los entscheiden zu lassen, welcher von den mit den erforderlichen Eigenschaften versehenen neugeborenen Knaben seine Wiedergeburt sei. Es scheint indeß auch Rücksicht genommen zu werden auf Verwandtschaft mit angesehenen Familien, ja sogar auf testamentarische Verfügungen des verstorbenen Dalai-L. Auch läßt sich der Einfluß des chines. Statthalters nicht verkennen. Neben dem Dalai-L., ihm an Heiligkeit gleich, steht der im Kloster Taschi-Lumpo residirende Pan-tschhen-rinpo-tschhe (bei den Mongolen Bantschen Erdeni), gewöhnlich auch Bogdo-L. oder Teschu-L. genannt, welcher als eine Wiedergeburt des Amitâbha, des Dhjâni-Buddha der gegenwärtigen Weltperiode angesehen wird. Vgl. Köppen, «Die lamaische Hierarchie und Kirche» (Berl. 1859); Em. Schlagintweit, «Buddhism in Tibet» (Lpz. 1863).

Lamarck (Jean Bapt. Ant. Pierre Monet de), einer der berühmtesten Naturforscher Frankreichs, geb. aus einer adeligen Familie zu Barentin in der Picardie 1. Aug. 1744, trat 1760 in Kriegsdienste, die er aber bald mit dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften vertauschte. Nachdem er sich längere Zeit mit Meteorologie (in dieser Hinsicht ist zu nennen sein «Annuaire météorologique», welches er in 11 Bdn., Par. 1800—10, herausgab) beschäftigt, wendete er seine Thätigkeit der Botanik zu und ersann eine neue Methode, Pflanzen zu klassificiren, die er die analytische nannte, die aber keinen Beifall erhielt, obgleich er sie in seiner «Flore française» (3 Bde., Par. 1773; 2. Aufl. 1793) befolgte, welche nachmals Decandolle (6 Bde., Par. 1805—15) ganz umarbeitete. Nachdem er zur botan. Abtheilung von Panckoucke's «Encyclopédie méthodique» die beiden ersten Bände geliefert und zwei andere botan. Werke an Poiret und an Mirbel zur Fortsetzung überlassen hatte, vertauschte er die Botanik mit der Zoologie, wurde 1792 Professor der Naturgeschichte der niedern Thiere am Jardin des Plantes und leistete Außerordentliches und Verdienstliches in dieser Wissenschaft. Im Besitze eines großen Rufs als Forscher und Lehrer, starb er 18. Dec. 1829, nachdem er die letzten 17 Jahre seines Lebens infolge der Pockenkrankheit erblindet zugebracht hatte. Seine zoolog. Schriften sind als systematische Aufzählung und Zusammenstellung einer sehr großen Menge von zum Theil wenig bekannten Arten sehr werthvoll; insbesondere ist sein berühmtes Werk «Histoire naturelle des animaux sans vertèbres» (7 Bde., Par. 1815—22; 2. Aufl., von Deshayes und Milne-Edwards, 11 Bde., Par. 1836—45) jedem Zoologen wichtig. Weniger Werth legten L.'s Zeitgenossen auf den speculativen Theil dieser Schriften, weil man darin blos Originalitätssucht und wunderliche Hypothesen sehen wollte. Indeß hat L., der als einer der wichtigsten Vorgänger Darwin's zu betrachten ist, in seiner «Philosophie zoologique» (2 Bde., Par. 1809; deutsch von Lang, Jena 1876) ein treffliches und vollständiges System der Transmutationstheorie aufgestellt. Eine Erklärung für die Umwandlung fand L. in der Anpassung der Organismen an die äußern Lebensbedingungen. (S. Darwinismus.)

La Marmora (Alfonso Ferrero, Marchese di), ital. General und Staatsmann, geb. 17. Nov. 1804 aus einer angesehenen piemont. Familie, trat 1816 in die Militärakademie zu Turin und verließ dieselbe 1823 als Artillerielieutenant. Nachdem er seine Bildung durch Reisen vervollständigt, nahm er, seit 1831 Hauptmann, thätigen Antheil an den Reformen, die König Karl Albert in der piemont. Artillerie einführte. Seit 1845 Artilleriemajor, betheiligte er sich als solcher rühmlich an dem Feldzuge von 1848 und rettete durch seine Festigkeit bei den Volksaufläufen im August zu Mailand den König aus großer persönlicher Gefahr. L. ward dafür zum Brigadegeneral ernannt und übernahm in dem conservativen Cabinet Alfieri 27. Oct. 1848 das Kriegsministerium, das er mit dessen Sturze im November wieder niederlegte. Auch im Febr. 1849 versah er einige Tage diese Stellung. Nach Kündigung des Waffenstillstandes erhielt er den Befehl über ein Reservecorps, das in Toscana die monarchische Regierung herstellen sollte, aber nach Gioberti's Rücktritt zurückgerufen wurde. L. traf nach der Katastrophe von Novara ein und unterdrückte nun mit seinem noch intacten Corps den demokratischen Aufstand in Genua. König Victor Emanuel ernannte ihn zum Generallieutenant und bald darauf 3. Nov. 1849 zum Kriegsminister, in welcher Stellung er erst unter d'Azeglio, dann unter Cavour verblieb und sich große Verdienste um die Reorganisation der Armee erwarb, die nach dem Kriege von 1849 eigentlich nur noch dem Namen nach bestand. Im April 1855 übernahm er den Oberbefehl über das zur Unterstützung der Westmächte in die Krim gesandte Truppencorps, welches rühmlich im Gefecht bei Traktir kämpfte, sonst aber als Reserve keine Gelegenheit zur Auszeichnung erhielt. Nach der Rückkehr trat er wieder in sein Ministerium ein. Dem Feldzuge von 1859 in der Lombardei wohnte er an der Seite des persönlich befehligenden Königs bei. Als sich nach dem Frieden von Villafranca Cavour zurückzog, übernahm L. neben dem Portefeuille des Kriegs zugleich die Präsidentschaft des Cabinets, die er

Digitized by Google

indeß nur bis Jan. 1860 behaupten konnte, wo Cavour wieder das Staatsruder ergriff. Außerdem mußte er der ihm sehr feindlich gesinnten demokratischen Partei gegenüber das Kriegsministerium an Fanti (s. d.) abtreten. Nachdem er Anfang 1861 eine Mission als außerordentlicher Gesandter nach Berlin, dann nach Petersburg ausgeführt, übernahm er das Commando des 2. Armeecorps in Mailand, gab aber bald wieder seine Entlassung, da er über die Heeresorganisation mit Fanti in Zwiespalt gerieth. Im October desselben Jahres ging er an Cialdini's Stelle als Civil- und Militärgouverneur nach Neapel, und im Aug. 1862 verlieh ihm ein Decret die polit. Gewalt über sämmtliche neapolit. Provinzen. Doch vermochte auch er das Brigantenwesen nicht zu beseitigen. Nach den turiner Septemberereignissen von 1864 übertrug ihm der König die Präsidentschaft des Cabinets und das Portefeuille des Auswärtigen. Nach außen hin brachte er in dieser Stellung den Abschluß des deutsch-ital. Handelsvertrags und die Allianz mit Preußen zu Stande. Als 1866 der Krieg gegen Oesterreich begann, folgte L. als Minister ohne Portefeuille und Chef des Generalstabes dem König ins Hauptquartier. Er war der eigentliche Feldherr und Urheber des Feldzugsplans. Seine hinhaltende Unthätigkeit nach der Niederlage vom 24. Juni bei Custozza regte die öffentliche Meinung heftig gegen ihn auf, und man wollte darin die Absicht einer mehr diplomatischen Kriegführung sowie ein geheimes Einverständniß mit der Politik Napoleon's III. erkennen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes mit Oesterreich entsagte L. im August sowol seinem Amte als Minister wie als Chef des Generalstabes. Den Angriffen wegen seiner Kriegführung suchte er als Deputirter von Biella mehrfach zu begegnen; so durch das Sendschreiben «An die Wähler von Biella» (deutsch von Poppe, Berl. 1868) und durch eine Interpellation in der ital. Kammer (21. Juli 1868), bei welcher Gelegenheit er durch Vorlesung einer preuß. Depesche vom 17. Juni 1866, in der ihm in Erwartung des bevorstehenden Kriegs von dem Grafen Usedom die Grundzüge des preuß. Feldzugsplans mitgetheilt worden waren, eine peinliche Aufregung der unmittelbar und mittelbar davon betroffenen Cabinete hervorrief. Ernstere Folgen hatte diese Indiscretion indeß nicht. Die seitherige Wirksamkeit L.'s war theils eine diplomatische, theils eine parlamentarische. Vom 9. Oct. 1870 bis zum 25. Jan. 1871 stand er als Generalgouverneur und Stellvertreter des Königs an der Spitze der Verwaltung Roms. Aufsehen erregte seine Schrift «Un poco piu di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866» (Bd. 1, Flor. 1873; deutsch, Mainz 1873), worin namentlich Bismarck's Politik angegriffen und die Depeschen Govone's (s. d.), der den Vertrag mit Preußen 1866 vermittelt hatte, veröffentlicht wurden. Diese Indiscretion hatte eine Interpellation Nicotera's im ital. Parlament (3. Febr. 1874) zur Folge, worauf der Minister Visconti-Venosta Abhülfe für weitern Misbrauch amtlicher Documente versprach. Die Fortsetzung von L.'s Schrift unterblieb und L. zog sich ins Privatleben zurück.

Lamarque (Maximilien, Graf), franz. General und polit. Charakter, geb. 22. Juli 1770 zu St.-Sever im Depart. Landes, wendete sich mit seinem Vater, der Mitglied der Constituirenden Versammlung war, zeitig der Revolution zu und trat 1791 in das Heer. Im Vortrabe der Pyrenäenarmee unter Moncey nahm er 1794 mit 200 Grenadieren Fuentarabia. Zum Lohne dieser That wurde er Generaladjutant und diente nun als solcher in Italien und am Rhein. Nach dem Frieden von Luneville befehligte er in Spanien unter Leclerc als Brigadegeneral; in gleicher Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1805 in Deutschland bei. Nach dem Frieden begleitete er Joseph Bonaparte nach Neapel und wurde dann von Napoleon 1807 zum Divisionsgeneral erhoben. Als 1808 der König Murat ihm die Wegnahme der von den Engländern stark befestigten, von Hudson Lowe vertheidigten Insel Capri auftrug, vollzog er dieses kühne Wagniß in der Nacht vom 4. zum 5. Oct. Hierauf führte er mit Auszeichnung unter dem Vicekönig von Italien eine Division im Feldzuge von 1809. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien ging er nach Spanien, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Sturze Napoleon's blieb und ebenso viel Menschlichkeit als Energie und Tapferkeit bewies. Mit der ersten Restauration trat er außer Dienst. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba mußte er in der Vendée den Oberbefehl übernehmen, wo er mit vieler Schonung verfuhr. Nach der Rückkehr der Bourbonen floh er nach Belgien, erhielt aber 1818 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Im Dec. 1828 trat er als Abgeordneter des Depart. Landes in die Kammer, wo er sich zur Opposition hielt. Auch nach der Julirevolution von 1830 erhob er sich fortgesetzt gegen die Politik der Regierung. Beim Ausbruche der Unruhen in der Vendée hatte er abermals den Oberbefehl in den westl. Departements erhalten, doch wurde er wegen seines polit. Widerstandes desselben enthoben. Er starb 1. Juni 1832. Sein Leichenbegängniß,

Digitized by Google

das die republikanische Partei zu einer Demonstration benutzen wollte, gab 5. und 6. Juni Anlaß zu einer Straßen-Emeute in Paris. Später erschienen L.'s «Mémoires» (3 Bde., Par. 1835).

Lamartine (Alphonse Marie Louis Prat de), berühmter franz. Dichter und Staatsmann, geb. 21. Oct. 1790 zu Mâcon, verlebte, nach Abschluß seiner Schulstudien bei den Jesuiten zu Belley, einige Jahre auf dem Lande und auf Reisen und erlangte einen hohen Rang in der Poesie mit seiner ersten Sammlung Gedichte «Méditations poétiques» (Par. 1820), die mit den sanften Anschlägen eines religiös-schwärmerischen und zart-sehnsüchtigen Tons in der franz. Lyrik eine neue Epoche herbeiführten und beim Publikum außerordentlichen Anklang fanden. Der Hof wollte L. an sich fesseln und er wurde Gesandtschaftssecretär in Neapel und London, sodann Geschäftsträger in Florenz. Ein bedeutendes Vermögen, das er mit einer Engländerin erheirathete, vergönnte ihm fortan die Genüsse des aristokratischen Lebens, ließ ihn aber die Poesie nicht vergessen. Die «Nouvelles méditations poétiques» (1823) und die «Harmonies poétiques et religieuses» (1828) befestigten vollends seinen Dichterruhm und öffneten ihm 1829 den Eintritt in die Französische Akademie. Nach der Julirevolution für den Augenblick aus dem öffentlichen Leben entfernt, unternahm er eine Reise nach dem Orient. Im Mai 1832 ging er zu Marseille mit seiner Frau und Tochter an Bord eines von ihm selbst bemannten und ausgerüsteten Schiffs nach dem Orient ab. Er führte eine Bibliothek, ein ganzes Arsenal, eine Sammlung kostbarer Geschenke für Scheikhs und Paschas mit sich und reiste gleich einem souveränen Fürsten. Die Frucht dieser 16monatlichen Reise war das Werk «Voyage en Orient, souvenirs, impressions, pensées et paysages» (4 Bde., Par. 1835), ein buntes Allerlei, prachtvoll in der Form und oft kühn in der Auffassung, aber flüchtig in der Anlage und unzuverlässig in den Angaben. Während seiner Abwesenheit zum Deputirten gewählt, hielt er sich in der Kammer zu keiner der vorhandenen Parteien, sprach auch bei den Verhandlungen nur von nichtpolit. Dingen. Die in seinen parlamentarischen Reden sich äußernde poetische, moralische und tolerant-religiöse Stimmung trat völlig hervor in seiner Dichtung «Jocelyn» (1835), welche in der literarischen Welt Aufsehen erregte. Später wurde «La chute d'un ange» (1838) mit einer Kälte aufgenommen, die sich aus den Nachlässigkeiten der Form und den Uebersspanntheiten des Inhalts hinlänglich erklärte und nach dem Erscheinen seiner letzten Gedichte, «Recueillements poétiques» (1839), noch entschiedener zeigte.

In der Kammer dagegen, wo er bis 1848 Abgeordneter seiner Vaterstadt war, erlangte L. als polit. Redner zunehmendes Ansehen. Die orient. Frage, der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe u. s. w. gaben ihm Anlaß zu Reden, die freilich auf die Abstimmungen keinen Einfluß hatten, aber von den Deputirten mit Interesse angehört und nachher in ganz Frankreich begierig gelesen wurden. Conservativ mit Fortschrittstendenzen, bildete er eine Zeit lang eine eigene kleine Partei (le parti social, wie sie sich nannte), die, rein polit. Fragen beiseite lassend und philanthropische Reminiscenzen mit religiöser Orthodoxie vermengend, allgemeine Weiterbildung erstrebte und diese zu erreichen meinte, wenn sie das Christenthum zu Gesetzen ausgestaltete. Gewöhnlich stimmte L. indeß mit der Majorität für die Ministerien, aber das gedankenlose Widerstandssystem entfernte ihn allmählich von einer Partei, die er in der Hitze der Improvisation die «Ecksteinpartei» (parti des bornes) genannt, und seine von republikanischen Gesinnungen strotzende und dazu hindrängende «Histoire des Girondins» (8 Bde., Par. 1847) stellte ihn ganz in die Opposition. Nach der Revolution von 1848 Mitglied der Provisorischen Regierung, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von zehn Departements zum Volksrepräsentanten in die Constituirende Nationalversammlung und von dieser zum Mitgliede der Executivcommission gewählt, genoß er einige Monate eine unermeßliche Popularität und veranlaßte in dieser Stellung einige Regierungsmaßregeln, die unberechenbares Unheil abwandten. Sein scheinbares oder wirkliches Zusammenhalten mit Ledru-Rollin versetzte jedoch dieser allgemeinen Volksgunst einen ersten Stoß, und der Ausbruch der Juniunruhen ließ sie völlig ins Gegentheil umschlagen. Vergebens suchte er sich durch Selbstapologien («Trois mois au pouvoir», «Histoire de la révolution de 1848») zu rechtfertigen. Bei den Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung (1849) fand sich kein einziges Departement, welches seine Candidatur annehmen wollte. Nur eine Nachwahl in Orléans verschaffte ihm ein Mandat. Der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 führte L. wieder ins Privatleben und zur Literatur zurück. War es schon anstößig gewesen, daß er, um sein Familiengut Milly vom Verkauf zu retten, das Publikum in alle Geheimnisse seines Jugendlebens einweihte («Confidences», 1849; «Nouvelles confidences», 1851), so fehlte er noch ärger, indem er endlich aus finanziellen Gründen in eine grenzenlose Schnell- und Vielschreiberei verfiel. Ungeachtet des illusorischen Reichthums

Digitized by Google

von Ländereien in der Türkei, der Verwerthung seiner Schriften durch eine Actiengesellschaft, der Veranstaltung von Subscriptionen und Lotterien zu seinem Besten, war bei den Verschleuderungen seines luxuriösen Lebens der Ruin seiner Finanzen nicht aufzuhalten. Seine letzten Bücher: «Histoire de la Restauration» (8 Bde., 1851—53), «Histoire de la Turquie» (6 Bde., 1854), «Histoire de la Russie» (2 Bde., 1855), sodann eine Reihe abwechselnd polit. und literarischer Zeitschriften: «Le Conseiller du peuple» (1849—50), «Le Civilisateur» (1851) und «Cours familier de littérature» (1856 fg.), sind flüchtig, fieberhaft, ohne Vorstudien, ohne Sachkenntniß hingeworfene Erzeugnisse. L.'s Schriften wurden meist in alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Herwegh, 30 Bde., Stuttg. 1839—53). Eine vollständige Sammlung seiner «Oeuvres complètes» (40 Bde., Par. 1860—66) besorgte L. selbst. Er starb 1. März 1869 zu Passy in Paris. Seine Leiche wurde zu St.-Point unweit Mâcon beigesetzt. Seine «Mémoires» erschienen 1871; dazu kam seine «Correspondance» (6 Bde., Par. 1873—75) und «Poésies inédites» (Par. 1873). Vgl. Janin, «Lamartine 1790—1869» (Par. 1869); Pelletan, «L., sa vie et ses œuvres» (Par. 1869).

Lamb (Charles), engl. Essayist, wurde 18. Febr. 1775 in London geboren und von 1782 an im Christhospital gleichzeitig mit Coleridge erzogen. Er war 1792—1825 bei der Ostindischen Compagnie angestellt, wurde dann in Ruhestand versetzt und starb zu Edmonton 27. Dec. 1834. Als Schriftsteller ist er vor allem durch die zuerst im «London Magazine» unter dem Namen Elia veröffentlichten «Essays» bekannt, in denen er seine heitere Lebensphilosophie mit ebenso feinem Humor als anmuthender Naivetät vortrug. Später erschienen dieselben in zwei seitdem häufig aufgelegten Sammlungen, die 1867 ergänzt wurden durch «Eliana, being the hitherto unpublished writings of Charles L.» (neue Aufl., Lond. 1875). Derselbe rein menschliche Zug charakterisirt seine Gedichte, unter denen das rührende «The old familiar faces», das von Freiligrath übersetzt wurde, als Typus seiner Poesie gelten kann. Die ersten derselben hatte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Charles Lloyd unter dem Titel «Blank verse» (Lond. 1798) herausgegeben. Sein Lustspiel «Mr. H.» (1804) und seine Tragödie «John Woodville» (1802) verschwanden ohne Erfolg von der Bühne. Dagegen wurden seine «Tale of Rosamond Grey» (Lond. 1798) und die «Tales from Shakspeare» (2 Bde., Lond. 1807; 14. Aufl. 1865) ein Gemeingut des Volks. In den «Specimens of English dramatic poets who lived about the time of Shakspeare, with notes» (Lond. 1808; 2. Aufl., 2 Bde., 1835) wies er dringend auf die Einfachheit und Reinheit der Diction der alten Dramatiker hin. Seine «Album verses with a few others» (Lond. 1830) enthalten Gelegenheitsgedichte. Seine «Prose works» erschienen 1835 (3 Bde.), seine «Poetical works» 1836 gesammelt. T. Purnell veranstaltete eine Gesammtausgabe von L.'s Werken unter dem Titel: «Complete correspondence and works of Charles L.» (4 Bde., Lond. 1870). Vgl. Talfourd, «Letters of Charles L., with a sketch of his life» (2 Bde., Lond. 1837), «Final memorials of Charles L.» (2 Bde., Lond. 1848) und Percy Fitzgerald, «Life, letters and writings of Charles L., edited with notes and illustrations» (Lond. 1876). — Seine Schwester, **Mary Ann** L., geb. 1765, in den «Essays» als Bridget Elia verherrlicht, hatte an den «Tales from Shakspeare» Antheil und schrieb eine vortreffliche Jugendschrift: «Mrs. Leicester's school» (1809). Durch ein geistiges Leiden genöthigt, in der Zurückgezogenheit zu leben, wurde sie von ihrem Bruder aufs treueste gepflegt. Nach seinem Tode nahmen sich dessen Freunde ihrer an. Sie starb 20. Mai 1847.

Lambach, alter und wohlgebauter Marktflecken, 15 Kilom. von der Stadt Wels, im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, auf einer Höhe über der Traun und an der Kaiserin-Elisabeth-Bahn (Wien-Salzburg), welche hier nach Gmunden abzweigt, ist Sitz eines Bezirksamts, zählt (1869) 1564 E. und ist wegen der hier 1056 gestifteten Benedictinerabtei berühmt, welche eine Bibliothek von 30,000 Bänden mit vielen Incunabeln, theol. Manuscripten, eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, ein physik. Cabinet und ein wohlgeordnetes Archiv besitzt. Ueber die Traun führt die Eisenbahn an der Dreieinigkeitskirche in der Raura vorüber, welche (seit 1727) dreieckig von dreierlei Marmor erbaut ist, drei Eingänge, drei Thürme, drei Fenster, drei Altäre von dreifarbigem Marmor, drei Orgeln und drei Sakristeien besitzt und 333,333 Fl. gekostet haben soll.

Lamballe (Marie Thérèse Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von), ein Opfer der Französischen Revolution, geb. zu Turin 8. Sept. 1749, die Tochter des Prinzen Ludwig Victor Amadeus von Carignan und der Prinzessin Katharine Henriette von Hessen-Rheinfels-Rotenburg. Von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, vermählte sie Ludwig XV. von

Digitized by Google

Frankreich 1767 mit Louis Alexandre Jos. Stanisl. von Bourbon, Prinzen von Lamballe. Schon nach 15 Monaten verlor sie jedoch ihren 20jährigen, durch Ausschweifung zerrütteten Gemahl. Als Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwig's XVI., nach Frankreich kam, gewann sie die Prinzessin L. lieb und ernannte, nachdem sie Königin geworden, dieselbe zur Intendantin ihres Hauses. Dieses Freundschaftsbündniß der beiden Frauen wurde noch enger, als die Ausbrüche der Revolution die königl. Familie bedrohten. Bei dem Fluchtversuche des Königs (20. Mai 1791) verließ auch die Prinzessin L. Frankreich, um sich in England mit der Königin zu treffen. Als sie jedoch vernahm, daß die Flucht misglückt sei, beschloß sie nach Frankreich zurückzukehren, und traf im Febr. 1792 in Paris wieder ein. Nach den Ereignissen des 10. Aug. erhielt sie die Erlaubniß, die Gefangenschaft der Königin zu theilen. Kurze Zeit nachher wurde sie jedoch auf Befehl des Gemeinderaths von dieser getrennt und in das Gefängniß La Force gebracht. Am Morgen des 3. Sept., als die Hinrichtungen schon begonnen hatten, wurde der Prinzessin befohlen, sich zur Uebersiedelung in die Abtei bereit zu halten. Man führte sie jedoch vor das von den Mördern gebildete Gericht und befahl ihr, zu schwören, daß sie die Freiheit und Gleichheit liebe und den König, die Königin und das Königthum hasse. «Den ersten Eid», entgegnete sie, «will ich schwören, den andern kann ich nicht leisten; mein Herz sträubt sich dagegen.» «Man lasse Madame frei», gebot der Präsident, und dieses Wort war das verabredete Zeichen, daß sie sterben sollte. Als sie von zwei Männern gestützt an die Thür gelangte, empfing sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf; ein zweiter Axthieb streckte sie vollends zu Boden. Die Mörder zerrissen ihren Körper, steckten Kopf und Herz auf Piken und erschienen so unter den Fenstern des Temple, wo die königl. Familie gefangen saß. Vgl. Lescure, «La Princesse de L., sa vie et sa mort» (Par. 1864).

Lambeck (Peter), gewöhnlich Lambeccius genannt, ein um die Geschichte der Literatur hochverdienter Gelehrter, geb. 13. April 1628 zu Hamburg, gest. 24. März 1680 zu Wien, erhielt, nachdem er sich in Holland, Frankreich und Italien gebildet hatte, 1652 die Professur der Geschichte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1660 das Rectorat desselben. Zwei Jahre darauf gab er seine Stelle auf und wurde nach seinem vorher erfolgten Uebertritt zur kath. Kirche zum Aufseher der kaiserl. Bibliothek in Wien ernannt, die ihm viele ihrer trefflichen Einrichtungen und die genaue Katalogisirung ihrer Schätze verdankt, welche er in seinem Hauptwerke, in den noch jetzt geschätzten «Commentarii de bibliotheca caesarea Vindobonensi» (8 Bde., Wien 1665—79; 2. Aufl., von Kollar, 8 Bde., 1766—82), veranstaltete. Außerdem war er der erste, der einen vielumfassenden, chronologisch geordneten Abriß der Literaturgeschichte unter dem Titel «Prodromus historiae literariae» (Hamb. 1659; 2. Aufl., von J. A. Fabricius, Lpz. 1710) herausgab. Vgl. Hoffmann, «Peter L. als Schriftsteller und Bibliothekar» (Soest 1864); Karajan, «Kaiser Leopold I. und Peter L.» (Wien 1868).

Lamberg, ein schon in den frühesten Zeiten in dem Erzherzogthum Oesterreich begütertes Geschlecht, das in der Mitte des 14. Jahrh. nach Krain zog, wo es durch die Verheirathung eines seiner Glieder mit der einzigen Tochter und Erbin Nikolaus von Pöttwein's bedeutende Besitzungen erwarb. Hier theilte sich das Haus 1414 durch Wilhelm's II. von L. (gest. 1397) drei Söhne, Balthasar, Georg und Jakob, in drei Hauptlinien. Die von Jakob begründete Linie zu Rotenbühel und Harbach erlosch seit 1689 vollständig; die mittlere, von Georg gestiftete erlosch 1828 im Mannsstamme. Die ältere, von Balthasar begründete Hauptlinie spaltete sich durch dessen beide Söhne wieder in zwei Aeste, von denen der erstere im 17. Jahrh. erlosch, während der zweite in einem seiner Zweige, der Ortenegg'schen Hauptlinie (seit 1524 freiherrlich, seit 1636 reichsgräflich), noch gegenwärtig blüht. Dieselbe zerfällt in drei Linien. a) Die ältere Linie zu Feistritz, vom Freiherrn Raimund von L. begründet, wird gegenwärtig durch den Grafen Anton Raimund von L., geb. 13. Juni 1824, Oberst-Erblandstallmeister in Krain und der Windischen Mark, repräsentirt. b) Die mittlere Linie, von Georg Sigismund gestiftet, zerfiel durch dessen beide Söhne abermals in zwei Zweige. Den erstern Zweig gründete Johann Maximilian von L. (geb. 1608 zu Steyer, gest. 1682), der 1642 Gesandter in Rom und 1644—47 kaiserl. Bevollmächtigter beim Westfälischen Friedenscongresse war und 1636 in den Grafenstand erhoben wurde. — Ein Neffe desselben, Graf Johann Philipp von L. (geb. 1651, gest. 1712), kämpfte gegen die Türken, wurde 1682 Reichshofrath und wirkte als Gesandter zu Dresden, Berlin und Regensburg, trat jedoch in den geistlichen Stand über und wurde 1689 Bischof von Passau, erhielt auch 1700 den Cardinalshut. Er war 1697 kaiserl. Gesandter in Warschau, dann Principalcommissarius in Regensburg, wo er beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs die Kriegserklärung gegen

Digitized by Google

Frankreich und die Achtserklärung gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln bewirkte. — Ein Enkel Johann Maximilian's, Graf Leopold Matthias von L. (geb. 1667, geſt. 1711), erhielt 1707 die reichsfürſtl. Würde, welche beim Ausſterben ſeiner directen Nachkommen (1797) an das damalige Haupt des von Johann Wilhelm geſtifteten jüngern oder bair. Zweigs der mittlern Linie, an den Fürſten Karl Eugen von L. (geb. 1. April 1764, geſt. 11. Mai 1831) überging, deſſen Enkel, Fürſt Guſtav von L. (geb. 13. Sept. 1841) ſeit 1862 Haupt des fürſtl. Zweigs des Hauſes L. iſt. c) Die jüngere, von Johann Albert ſtammende Linie der Hauptlinie Ortenegg hat ſich in ihrem jüngern Aſte zu Stockern (jetzt zu Ortenegg und Ottenſtein) bis auf die Gegenwart erhalten. Haupt deſſelben iſt Graf Franz von L., geb. 30. April 1832. Der Vater dieſes letztern, Graf Franz Philipp von L. (geb. 30. Nov. 1791), trat 1810 in öſterr. Dienſte und wohnte ſpäter als Cavalerieoffizier den Kriegen gegen Napoleon I. bei. Nach dem Frieden rückte er allmählich bis 1843 zum Feldmarſchallieutenant auf. Wegen ſeiner Beſitzungen in Ungarn hatte er einen Sitz an der ungar. Magnatentafel. Während der Palatin Erzherzog Stephan Ungarn verließ und Jellachich mit ſeiner Armee ſich Peſt näherte, wurde L. durch kaiſerl. Manifeſt vom 25. Sept. 1848 zum königl. Commiſſar in Ungarn und zum Obercommandanten ſämmtlicher regulären und irregulären ungar. Truppen ernannt. Doch die ungar. Nationalverſammlung erklärte 27. Sept. dieſe Ernennung für ungeſetzlich und ungültig, ſowie alle, die L. gehorchen würden, der Strafe des Hochverraths verfallen. L. ſelbſt, der ſich unmittelbar nach der ungar. Hauptſtadt begeben hatte, wurde 28. Sept. von dem wüthenden Pöbel auf der Brücke zwiſchen Ofen und Peſt ermordet.

Lambert von Hersfeld, früher häufig irrthümlich von Aſchaffenburg genannt, weil man nach einer falſch geleſenen Stelle glaubte, daß er dort geboren ſei, ein Quellenſchriftſteller für die deutſche Geſchichte, lebte als Mönch in der Benedictinerabtei Hersfeld, nachdem er 1058 eine Wallfahrt nach Jeruſalem gemacht hatte. Er ſchrieb zuerſt ein Epos über die Geſchichte ſeiner Zeit, das verloren iſt. Auch von ſeiner Geſchichte des Kloſters Hersfeld, die er um 1074 anfertigte, ſind nur einzelne Bruchſtücke erhalten. Dagegen iſt vollſtändig auf uns gekommen ſeine Chronik, jetzt gewöhnlich Annalen genannt, wo bis 1039 nur ein dürrer Auszug älterer Annalen von Erſchaffung der Welt an gegeben wird, von da an aber mit wachſender Ausführlichkeit die Geſchichte ſeiner Zeit bis zur Wahl des Gegenkönigs Rudolf 1077. Mit ſcharfem Blick verbindet er ein richtiges Urtheil. Durch Reinheit der Sprache und Geſchick der Darſtellung gehört L. zu den beſten Schriftſtellern des Mittelalters; ſeine Auffaſſung hat lange Zeit das Urtheil über Heinrich IV. beſtimmt. In neueſter Zeit iſt ſein Anſehen ſehr erſchüttert; wenn auch der Vorwurf, die Wahrheit abſichtlich entſtellt zu haben, ſchwerlich begründet iſt, ſo iſt doch die Parteilichkeit ſeiner Darſtellung unleugbar. Herausgegeben wurde die Chronik am beſten in Pertz' «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5; beſonderer Abdruck, Hannov. 1843) und überſetzt von Heſſe (Berl. 1855). Vgl. Leſarth, «L. von Hersfeld» (Düſſeld. 1872), Delbrück, «Ueber die Glaubwürdigkeit L.'s von Hersfeld» (Bonn 1873).

Lambert (Joh. Heinr.), ſcharfſinniger, der Leibniz'ſchen Schule angehörender Philoſoph und Mathematiker, geb. 26. Aug. 1728 zu Mülhauſen im Elſaß, war der Sohn eines armen Schneiders, der ihn für die Profeſſion beſtimmte. Doch zog L. durch ſeine Wißbegierde die Augen einiger Menſchenfreunde auf ſich, die für ſeinen fernern Unterricht ſorgten. Er machte ſchnell bedeutende Fortſchritte in der Mathematik, Philoſophie und den morgenländ. Sprachen, erhielt dann eine Schreiberſtelle, wurde Buchhalter in einem Eiſenwerke und kam in ſeinem 18. Jahre als Secretär zu Iſelin nach Baſel, der damals eine Zeitung herausgab, und zwei Jahre darauf als Hauslehrer zu dem Präſidenten von Salis in Chur, wo ſich unter fortgeſetzten eifrigen Studien beſonders ſein mathem. Genie entwickelte. Im J. 1756 begleitete er ſeine Zöglinge nach Göttingen, 1757 nach Utrecht und 1758 auf einer Reiſe nach Paris, Marſeille und Turin. Hierauf lebte er in Augsburg, München, Erlangen, in der Schweiz und in Leipzig, bis er 1764 nach Berlin ging, wo ihn Friedrich d. Gr. zum Oberbaurath und zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannte. In Berlin ſtarb er 25. Sept. 1777. Er war in Mathematik, Logik und Metaphyſik der größte Analytiker ſeiner Zeit. Die Lehre von der Meſſung der Intenſität des Lichts begründete er zuerſt als Wiſſenſchaft in ſeiner «Photometria, seu de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae» (Augsb. 1760); auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Um die Philoſophie und beſonders um die analytiſche Logik erwarb er ſich Verdienſte durch ſein «Neues Organon, oder Gedanken über die Erforſchung und Beziehung des Wahren» (2 Bde., Lpz. 1764), in welchem er mit Hülfe der Mathematik eine beſſere Methode der Philoſophie als die Wolf'ſche Schule aufſtellen wollte, und durch die

Digitized by Google

«Anlage zur Architektonik, oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philos. und mathem. Erkenntniß» (2 Bde., Riga 1771). Außerdem sind seine tiefgedachten «Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues» (Augsb. 1761) zu erwähnen. Seinen Briefwechsel mit Kant findet man in dessen kleinen «Vermischten Schriften». Im J. 1828 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. Huber, «L. nach seinem Leben und Wirken» (Bas. 1829).

Lambertsnüsse oder Lambertusnüsse, s. Haselnußstrauch.

Lambertus, Heiliger und Märtyrer, war im 7. Jahrh. in seiner Vaterstadt Mastricht wol gegen 40 Jahre Bischof. Er suchte das Christenthum im hohen Norden eifrig zu verbreiten, mußte aber unter den vielfachen polit. Umwälzungen im Fränkischen Reiche oft Ungerechtigkeit und Verfolgung erdulden. Alpheide, die Beischläferin des Majordomus Pipin von Heristall, die Mutter Karl Martell's, erzürnt durch seine Strafreden, ließ endlich den Bischof 708 bei der Rückkehr aus der Kirche ermorden. Der kirchliche Gedächtnißtag des heiligen L. ist der 17. Sept.

Lambèse, franz. Strafcolonie in Algerien in der Provinz Konstantine, 12 Kilom. südöstlich von Batna, am Fuße des Auresgebirgs, 1130 Mt. über dem Meere gelegen. Der kleine Ort, seit 1849 erbaut, besteht aus einem für 400 gefangene Eingeborene eingerichteten Zellengefängniß, den Wohnungen der Beamten, Kaserne, Kirche, Hospital, Post sowie wenigen Privathäusern und hat außer den Sträflingen nur 400 E., davon die Hälfte Europäer. Eine traurige Berühmtheit erlangte L. unter dem zweiten Kaiserreich als Deportations- und Strafort für politisch Misliebige und Compromittirte. Gegenwärtig gilt es nur noch als Militärstrafanstalt. Der Ort liegt inmitten des Ruinenfeldes der alten Stadt Lambäsis (irrthümlich auch Lambessa genannt). Zur Römerzeit war dies die Hauptstadt der Provinzen Mauritania und Numidia, und von Augustus bis Konstantin war sie das Hauptquartier der dritten augustinischen Legion, die hier ein 650 Mt. langes und 422 Mt. breites, von Wall und Thürmen umgebenes Lager innehatte. Die Mauern dieses Lagers lieferten die Steine zum Bau des franz. Zellengefängnisses. Dagegen stehen noch die Wände des Prätoriums, das 35,4 Mt. lang und 27,6 Mt. breit aus Quadersteinen aufgeführt und reich verziert ist. Man hat in ihm einen Theil der aufgefundenen Kunstschätze aufgestellt: Marmorstatuen des Jupiter, des Aesculap, der Hygiea, Büsten von röm. Kaisern und Kaiserinnen, Sarkophage, Inschriften u. s. w. Oestlich und südlich von dem ehemaligen Lager breitete sich das Glacis aus, das in Nord, Ost und Süd von der Stadt umgeben war. Die Trümmer der Triumphbogen, eines Amphitheaters, das 104 Mt. im Durchmesser hat und 10,000 Personen fassen konnte, eines Aesculaptempels mit dor. Säulen, buntfarbigen Kalksteinmauern, Mosaiken, Marmortreppen und zahlreichen Statuen, eines Minervatempels, des Capitols, der Thermen, Cisternen und Aquäducte lassen die Bedeutung und Pracht der alten Stadt erkennen. Sie war Geburtsort Jugurtha's und Masinissa's. Von den Vandalen im 5. Jahrh. zerstört, blieb die Stätte unter der arab. und türk. Herrschaft unbewohnt und vergessen, bis sie 1844 gelegentlich eines Feldzugs unter dem Herzog von Aumale vom Commandanten Delamare wieder entdeckt wurde.

Lambin (Denis), gewöhnlich Dionysius Lambinus genannt, franz. Philolog des 16. Jahrh., geb. um 1516 zu Montreuil-sur-Mer in der Picardie, studirte zu Amiens und bildete sich dann in Italien weiter aus. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1561 am Collége de France Professor der lat. und bald darauf der griech. Literatur. Er starb vor Schrecken über die Pariser Bluthochzeit im Aug. 1572. Noch gegenwärtig sind seine Ausgaben des Horaz (Leid. 1564; 4. Aufl., Par. 1579; neu abgedruckt, 2 Bde., Kobl. 1829—30), des Lucrez (Par. 1564 u. öfter), des Plautus (Par. 1576 u. öfter) und des Cicero (4 Bde., Par. 1566) geschätzt. Einen Abdruck der Noten zu Cicero besorgte Klein (Kobl. 1830).

Lambruschini (Luigi), ein Cardinal, der als Minister Papst Gregor's XVI. bedeutenden Einfluß übte, wurde 16. Mai 1776 zu Genua geboren und trat in den Barnabitenorden. Er ward später Bischof von Sabina, dann Erzbischof von Genua, endlich im Sept. 1831 Cardinal. Gregor XVI. ernannte ihn zum Staatssecretär des Auswärtigen, zum Minister des Unterrichts, später auch zum Secretär der päpstl. Breven und Bibliothekar des Vatican. Im J. 1845 trat er die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts an Mezzofanti ab. Als 1846 nach Gregor's Tode die neue Papstwahl erfolgte, erhielt L. im ersten Scrutinium die meisten Stimmen. Der neue Papst Pius IX. ernannte ihn zum Mitgliede der neuerrichteten Staatsconsulta sowie wieder zum Secretär der päpstl. Breven und Bibliothekar des Vatican. Im J. 1847 ward L. ferner Bischof von Porto, San-Rufina und Civitavecchia, desgleichen Großkanzler aller Orden und einer der Dekane des heiligen Collegiums. Beim Ausbruch der polit. Unruhen vom Volke bedroht, flüchtete er nach Civitavecchia, fand sich aber auch hier nicht sicher,

Digitized by Google

sodaß er sich wieder nach Rom wandte. Im Nov. 1848 floh er nach Neapel, hielt sich dann bei dem Papste zu Gaëta auf und kehrte mit diesem 1850 nach Rom zurück. Hierauf zu einem der Hauscardinäle des Papstes ernannt, starb er 12. Mai 1854.

Lamennais (Hugues Félicité Robert de), berühmter franz. Schriftsteller, geb. 19. Juni 1782 zu St.-Malo in der Bretagne aus einer reichen Schiffsrhederfamilie, deren Wohlstand später die Revolution vernichtete, erwarb sich eine umfassende wissenschaftliche Bildung, trat 1815 ins Seminar von St.-Sulpice zu Paris und erhielt das Jahr darauf in Rennes die Priesterweihe. Nachdem er bereits viele andere Schriften veröffentlicht, erschien der «Essai sur l'indifférence en matière de religion» (4 Bde., Par. 1817—23), womit der Verfasser sich in den Rang der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs stellte und allgemeine Aufmerksamkeit, an manchen Orten, besonders in Rom, aber auch starkes Bedenken erregte, weil er der starrsten, unbeugsamsten aller Gewalten die Weihe und Genehmigung der Fortentwickelung zusprach. Die franz. Regierung traute L. ebenfalls nicht, denn in seiner Theilnahme am «Conservateur», später am «Drapeau blanc», vertheidigte er das restaurirte Königthum nur aus dem Grunde, weil er es als eine Art Zubehör, als einen Nebenansatz am Kirchenbau betrachtete. Auch erlitt er in dem Kampfe, den er gegen die Ministerien der Restauration führte, mehrfache Niederlagen, und 1823 und 1826 wurde er zweimal wegen Preßvergehen verurtheilt. Als L. nach der Julirevolution von 1830 die Sache der neuen Bewegung ergriff, zog ihm sein Journal «L'Avenir», das Organ des revolutionären Katholicismus, die Kirchencensur zu. L. beugte sich jedoch nicht, sondern ließ plötzlich die «Paroles d'un croyant» (Par. 1834) erscheinen, eine wahre Verherrlichung der Revolution im erhabensten Bibelstil. Dieses Buch machte ein beispielloses Aufsehen und wurde in wenigen Jahren über hundertmal aufgelegt, in alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Börne, Hamb. 1834), auch an vielen Orten nachgedruckt. Auf das encyklische Schreiben vom 15. Juli 1834, worin Gregor XVI. das Werk verdammte, antwortete L. mit den «Affaires de Rome» (Par. 1836), in denen er Anathem mit Anathem, Bitterkeit mit Bitterkeit, Hohn mit Hohn vergalt und, aus der Tiefe seines empörten Gemüths, in glühender Sprache die schwersten Anklagen gegen die röm. Curie erhob. Beide Bücher waren ein definitiver Bruch mit Kirche und Monarchie. Seitdem ging das Streben L.' dahin, die demokratische Bewegung zu fördern und zu moralisiren. Seine Schriften «Le livre du peuple» (Par. 1837), «Esquisse d'une philosophie» (4 Bde., Par. 1841—43), «Discussions critiques» (Par. 1841), «De la religion» (Par. 1843) und eine neue Uebersetzung der Evangelien mit Anmerkungen und Betrachtungen hinter jedem Kapitel (1846) waren wesentliche Belege für jenes Streben, welches er auch nach der Februarrevolution von 1848 als Volksrepräsentant in der Constituirenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung bethätigte. L. starb zu Paris 27. Febr. 1854 und wurde, wie er es gewollt, ohne allen Pomp und kirchliche Ceremonie begraben. Ein großer Theil seiner Schriften findet sich gesammelt unter dem Titel «Oeuvres complètes» (12 Bde., Par. 1844). Seine «Oeuvres posthumes», von Forgues herausgegeben (Par. 1855—59), bilden vier Octavbände, von welchen zwei L.' Correspondenz aus den J. 1818—40 enthalten und besonders wichtig sind. L.' Neffe, Blaize, veröffentlichte seine «Correspondance» (2 Bde., Par. 1866).

Lamentationen heißen die drei Abschnitte der Klagelieder Jeremiä, welche an den drei letzten Tagen der Charwoche in dem ersten Nocturnus der Trauermetten in den kath. Kirchen abgesungen werden. Seit dem Beginn des 16. Jahrh. wurden diese Klaggesänge in Rom mehrstimmig ausgeführt, meistens nach der Composition von Carpentrasso, bis Palestrina sie 1589 neu setzte und damit eines jener Werke schuf, welche bis auf unsere Zeit von der päpstl. Kapelle aufgeführt wurden und wegen ihres rührenden Ausdrucks, der wundervollen Harmonien und der trefflichen Ausführung von seiten des Sängerchors den andächtigen Zuhörer erschüttern.

Lameth (Charles Malo François, Graf von), franz. General und polit. Charakter, geb. 5. Oct. 1757 zu Paris aus einer alten Familie der Picardie, nahm unter Rochambeau Antheil am nordamerik. Befreiungskriege und erhielt nach der Rückkehr als Oberst ein Cavallerieregiment. Doch ließ er sich hierdurch nicht abhalten, als Abgeordneter des Adels bei den Generalstaaten sich für die Reform mit Nachdruck zu erklären. Nach der Flucht Ludwig's XVI. setzte er in der Nationalversammlung die Erneuerung des Verfassungseides durch, stellte sich aber den Versuchen entgegen, die auf die Entthronung des Königs gerichtet waren. Im Feldzuge von 1792 befehligte er als Maréchal-de-Camp eine Cavaleriedivision. Als er nach den Ereignissen vom 10. Aug. austreten mußte, wollte er sich mit seiner Familie zu Havre einschiffen, wurde aber zu Rouen verhaftet und 27 Tage in engem Gewahrsam gehalten. Hierauf

Digitized by Google

ging er nach Hamburg, wo er Ende 1795 mit seinem Bruder Alexandre ein Handelshaus gründete, das reichlichen Gewinn brachte. Im Juni 1797 kehrte er nach Frankreich zurück, aber die Katastrophe vom 18. Fructidor zwang ihn abermals zur Auswanderung. Erst nach dem 18. Brumaire durfte er sich ungestört in seinem Vaterlande wieder niederlassen. Im Feldzuge von 1809 schickte ihn Napoleon zur Armee nach Deutschland, wo er Gouverneur von Würzburg wurde, und 1812 in gleicher Eigenschaft nach Santona an der biscayischen Küste. Auf Befehl Ludwig's XVIII. lieferte er 16. Mai 1814 diesen Platz an den König von Spanien aus und erhielt kurze Zeit darauf den Rang eines Generallieutenants. Gegen Ende 1827 trat er in die Kammer, wo er seine Grundsätze von 1789 nicht verleugnete. Er starb 28. Dec. 1832. — Sein Bruder, **Alexandre, Graf von L.**, geb. zu Paris 28. Oct. 1760, wohnte ebenfalls dem nordamerik. Kriege bei, erhielt nach der Rückkehr ein Artillerieregiment und trat 1789 für den Adel von Peronne in die Generalstaaten. Auch er verband sich mit dem dritten Stande und stellte in der Nationalversammlung die Anträge auf Abschaffung aller Privilegien, Freiheit der Presse, Aufhebung der Sklaverei u. s. w. In der Sitzung vom 15. Mai 1790 vertheidigte er mit Barnave und seinem Bruder das Recht der Versammlung, den Krieg mit dem König gemeinschaftlich zu erklären. Im Feldzuge von 1792 trat er als Maréchal-de-Camp in das Armeecorps unter Luckner, hierauf in das unter Lafayette. Nach dem 10. Aug. der Verrätherei angeklagt, ging er mit Lafayette nach Oesterreich und theilte dessen Gefangenschaft in Olmütz. Erst nach drei Jahren wurde er auf Bitten seiner Familie gegen Kriegsgefangene freigegeben. Hierauf ging er nach London, sah sich aber infolge seiner Verbindungen mit den Whigs durch Pitt ausgewiesen. Mit seinem Bruder trieb er nun zu Hamburg Handelsgeschäfte, bis er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückkehrte, wo er zum Grafen erhoben wurde und bis zur Restauration in verschiedenen Departements als Präfect fungirte. Während der ersten Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Präfecten im Depart. Somme. Bei der Rückkehr Napoleon's nahm er von diesem die Pairswürde an, die er aber nach der zweiten Restauration wieder verlor. Als Abgeordneter des Depart. Unterseine 1819 in die Kammer gewählt, bewies er sich als eifriger Vertheidiger der constitutionellen Rechte. Er starb zu Paris 18. März 1829. Eine hervorragende histor. Arbeit L.'s ist seine «Histoire de l'assemblée constituante» (2 Bde., Par. 1829). — Der dritte Bruder, **Théodor, Graf von L.**, geb. zu Paris 24. Juni 1756, nahm ebenfalls am Kriege der nordamerik. Colonien theil. Nach der Rückkehr wurde er Oberst der Cavalerie und trat 1791 in die Gesetzgebende Versammlung, wo er sich bei den Discussionen über das Kriegswesen sehr nützlich erwies. Weniger als seine Brüder der Bewegung hingegeben, erhob er sich besonders gegen die Greuel im Sept. 1792. Er ging hierauf in die Schweiz, kehrte erst unter dem Consulat zurück und trat 1815 in die Kammer. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben. Er starb erst 19. Oct. 1854. — Der vierte Bruder, **Augustin Louis Charles, Marquis von L.**, geb. 20. Juni 1755, trat 1805 in den Gesetzgebenden Körper; doch legte er 1810 dieses Amt nieder, zog sich ins Privatleben zurück und starb 20. Jan. 1837.

Lamettrie (Julien Offray de), franz. Arzt und philos. Schriftsteller, geb. 25. Dec. 1709 zu St.-Malo, war ursprünglich zum Geistlichen bestimmt und ein Schüler des Jansenisten Abbé Cordier, studirte dann unter Boerhaave Medicin und wurde vom Herzog von Gramont, den er in Paris kennen lernte, als Arzt bei dessen Regiment angestellt. Er folgte demselben in die Schlacht von Dettingen und zur Belagerung von Freiburg, wo er gefährlich erkrankte. Die Bemerkung, die er hierbei machte, daß die geistige Kraft mit dem Körper schwinde, veranlaßte ihn zur Abfassung seiner angeblich aus dem Englischen übersetzten «Histoire naturelle de l'âme» (Haag 1745; neue Aufl. 1748). Wegen des darin, wenn auch noch vorsichtig angedeuteten Materialismus und Atheismus wurde dieses Werk verbrannt. Nach dem Tode Gramont's und nach der Verbrennung seiner gegen die Aerzte gerichteten Schrift «La politique du médecin de Macchiavel, ou le chemin de la fortune ouvert aux médecins» (Amsterd. 1746) sah sich L. genöthigt, Frankreich zu verlassen und nach Holland zu gehen. Als er jedoch hier das satirische Lustspiel «La faculté vengée» (1747), welches später den Titel «Les charlatans démasqués» (Par. 1772) erhielt, und sein Hauptwerk «L'homme machine» (Leid. 1748) hatte erscheinen lassen, wurde er auch aus Holland vertrieben und förmlich verfolgt; da bot ihm Maupertuis im Namen Friedrich's II. ein Asyl an. Friedrich II. stellte ihn als seinen Vorleser an, gab ihm eine Stelle in der Akademie und machte einen seiner liebsten Gesellschafter aus ihm. Hier schrieb er neben witzigen Satiren gegen Aerzte seiner Zeit unter anderm «L'homme plante» (Potsd. 1748), «Réflexions philosophiques sur l'orgine des

Digitized by Google

animaux» (Berl. 1750), «Les animaux plus que machines» (Berl. 1750), «Vénus métaphysique, ou l'essai sur l'origine de l'âme humaine» (Berl. 1751). Schon hatte er, da es ihm in Berlin nicht gefiel, Voltaire's Vermittelung nachgesucht, um durch sie wieder nach Frankreich kommen zu dürfen, als er 11. Nov. 1751 an einer Indigestion starb, die er nach seinen eigenen irrigen Ansichten behandelte. Friedrich II. selbst schrieb L.'s «Éloge» (Haag 1753); auch ließ er eine Ausgabe von dessen «Oeuvres philosophiques, etc.» (Berl. 1751; neue Aufl., 3 Bde., 1796) veranstalten. L. ist der vielgeschmähte, auch von seinen gleichdenkenden Nachfolgern verketzerte Stimmführer des franz. Materialismus, welchen er mit seiner Ironie aus der mechanistischen Naturphilosophie Descartes' entwickelte und dessen Consequenzen er von philosophisch recht unsichern Grundlagen aus immer offener und rückhaltloser aussprach. Er verletzte nicht nur dadurch, sondern noch mehr durch die gleiche Offenheit, mit welcher er aus dem Materialismus und dem herrschenden Eudämonismus den gemeinsamen Schluß zog, daß des Menschen höchstes Glück im Sinnengenusse bestehe, wie er das in seiner «L'art de jouir» (Berl. 1751) und in seinem «Anti-Sénèque» (Potsd. 1748) niederlegte. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren nach dem Umfange des damaligen Wissens bedeutend, seine philos. Originalität gering, sein Stil lebhaft, elegant und voller glücklicher Wendungen. Die frühere kritiklose Unterschätzung und Verleumdung L.'s ist in neuester Zeit wesentlich infolge der Untersuchungen F. A. Lange's («Geschichte des Materialismus», 2. Aufl., Bd. 1, Iserl. 1873) einer gerechtern, aber ihrerseits nun wieder zur Ueberschätzung geneigten Würdigung gewichen. Vgl. Quépat, «La philosophie matérialiste au XVIIIe siècle. Essai sur L., sa vie et ses œuvres» (Par. 1873); Du Bois-Reymond, «Lamettrie» (Berl. 1875).

Lamey (Aug.), liberaler bad. Staatsmann, geb. 27. Juli 1816 zu Karlsruhe, studirte zu Bonn, München und Heidelberg die Rechtswissenschaft, war zuerst Rechtsanwalt, 1844 richterlicher Beamter in Karlsruhe und Mannheim, 1849 wiederum Rechtsanwalt in Freiburg i. Br. und wurde 1856 Professor der Rechtswissenschaft an der dortigen Universität. Er war Mitglied der bad. Zweiten Kammer 1848—52 und dann seit 1860. In den Debatten vom 29. und 30. März 1860 sprach er mit aller Entschiedenheit gegen die Concordatspolitik des damaligen Ministeriums und wurde, nachdem der Concordatsentwurf von der Zweiten Kammer verworfen war, 3. April zum Geheimrath und Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. In dieser Eigenschaft legte er der Kammer 6. Juni 1864 den Gesetzentwurf über die Schulaufsicht vor, wodurch in allen Gemeinden ein von der Geistlichkeit unabhängiger Ortsschulrath gebildet werden sollte. Der Haß der Klerikalen gegen ihn entlud sich in dem Antrag des Freiherrn von Andlaw in der Ersten Kammer 21. April 1866, L. wegen Amtsmisbrauchs und Verfassungsbruchs in Anklagestand zu versetzen. Nicht nur wurde nach einer glänzenden Vertheidigung L.'s der Antrag abgelehnt, sondern die Zweite Kammer gab ihm 25. April unaufgefordert ein Vertrauensvotum. Die über das Schicksal Deutschlands entscheidende Frage von 1866 traf ihn noch als Gegner der Bismarck'schen Politik. Den Anschauungen des Ministers Edelsheim stand er als particularistischer Gesinnungsverwandter zur Seite. Die preuß. Siege verursachten jedoch einen raschen Umschwung in Baden. Das Ministerium konnte sich nicht mehr halten, und 26. Juli nahm und erhielt L. seine Entlassung. Als Abgeordneter unterstützte er die nationalen Ministerien Mathy und Jolly und nahm 1868 theil an der offenburger Versammlung der über das Ministerium Jolly etwas verstimmten nationalliberalen Partei; im Auftrage dieser Versammlung legte er die Beschwerden dieser Partei in einer besondern Broschüre dar. Aber der von L. verfaßte Adreßentwurf, welcher 5. Oct. 1869 in der Zweiten Kammer debattirt wurde, constatirte schon die volle Uebereinstimmung der Partei mit den Ministern. In den ersten Deutschen Reichstag 1871—73 wurde L. von dem elften bad. Wahlkreise Mannheim-Schwetzingen-Weinheim gewählt und schloß sich dort der nationalliberalen Fraction an, verzichtete aber 1874 auf eine Wiederwahl.

Lamia, die Tochter des Belos und der Libya, wegen ihrer Schönheit die Geliebte des Zeus, wurde dafür von der Here aus Rache ihrer Kinder beraubt. Aus Schmerz hierüber zur Häßlichkeit entstellt, raubte und tödtete sie andern Müttern die Kinder. Sie erscheint als schreckhaft häßliches Gespenst, womit man den Kindern zu drohen pflegte. In späterer Zeit nannte man Lamien wol auch schöne, gespenstische Frauen, welche Jünglinge an sich lockten, um, ähnlich den Vampyren (s. d.), deren frisches Fleisch zu genießen. Im übrigen lebten die Lamien in den Ammenmärchen der Griechen bis heute fort.

Lamischer Krieg wird der Krieg genannt, den die Athener mit ihren Bundesgenossen nach dem Tode Alexander's d. Gr. gegen dessen Feldherrn Antipater (s. d.) führten, um sich vom

Digitized by Google

macedon. Joche zu befreien. Zwar schlug der tapfere griech. Feldherr Leosthenes den Antipater bei Lamia in Thessalien 323 v. Chr. und schloß ihn in der Stadt ein; doch er selbst blieb bei der Belagerung, worauf die Griechen 322 bei Kranon der macedon. Macht abermals unterlagen.

Lämmergeier, s. Bartgeier.

Lamoricière (Christophe Léon Louis Juchault de), franz. General, geb. zu Nantes 5. Febr. 1806, besuchte die Polytechnische Schule in Paris, später die Artillerie- und Genieschule zu Metz, trat 1828 als Lieutenant in das Geniecorps und nahm 1830 an der Expedition gegen Algier theil. Hier zeichnete er sich gleich anfangs durch Tapferkeit wie durch Intelligenz aus, sodaß er Kapitän bei den neuerrichteten Zuaven wurde. Er war 1833 Bataillonschef, 1835 Oberstlieutenant und führte 1836 die Zuaven beim Sturm von Konstantine, wobei er von einer explodirenden Mine verwundet wurde. Im J. 1839 zum Obersten ernannt, stieg er nach dem Treffen von Mouzaïa 1840 zum Brigadegeneral und Gouverneur der Provinz Oran. L. kämpfte ruhmvoll in allen folgenden Feldzügen, so 1842 bei Mascara, 1844 bei Isly (gegen Marokko) und 1847 gegen Abd-el-Kader, mit dessen Gefangennehmung (22. Dec.) der Krieg beendigt war. Für diese That wurde L., der bereits 1845 Generallieutenant und interimistischer Generalgouverneur von Algerien geworden, zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Schon 1846 war er zum Abgeordneten gewählt worden. Bei der Februarrevolution von 1848 proclamirte er, seit 24. Febr. Militärgouverneur von Paris, die Thronentsagung König Ludwig Philipp's und die Regentschaft der Herzogin von Orléans, um dem Kampfe Einhalt zu thun. So lange die Provisorische Regierung bestand, nahm er keine Stelle an, bei dem Juniaufstande stellte er sich aber Cavaignac zur Verfügung und half die Insurrection niederschlagen. Vom 28. Juni bis zum 28. Dec. war er dann Kriegsminister. Bei Cavaignac's Rücktritt legte auch er seine Stelle nieder. Unter der Präsidentschaft misbilligte er die Expedition nach Rom, 13. Juli 1849 ging er infolge des Einrückens der Russen in Ungarn als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg. Nach seiner Rückkehr im November zum Vicepräsidenten der Gesetzgebenden Kammer gewählt, bekämpfte er die Tendenzen Ludwig Napoleon's und wurde beim Staatsstreiche in der Nacht vom 2. Dec. 1851 verhaftet, zuerst nach der Festung Ham und dann über die Grenze gebracht. Er verweigerte durch einen berühmt gewordenen Brief den Eid auf die neue franz. Verfassung und lebte abwechselnd in Deutschland, England und Belgien bis 1857, wo er nach dem Tode seines einzigen Sohnes vom Kaiser Napoleon III. die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Hier lebte er zurückgezogen, bis er sich 1860, Legitimist seiner Geburt und Gesinnung nach, bestimmen ließ, den Oberbefehl über die päpstl. Armee zu übernehmen. Die Beschaffenheit jenes Heers machte jedoch einen Erfolg unmöglich. Bei Castelfidardo 18. Sept. besiegt, zog er sich, nachdem er 29. Sept. die Festung Ancona hatte übergeben müssen, wieder nach Frankreich in das Privatleben zurück und starb 10. Sept. 1865 auf seinem Schlosse Prouzel bei Amiens. Vgl. Pougeois, «Le général de L.» (Par. 1866); Keller, «Le général de L.» (2 Bde., Par. 1873).

Lamormain (Wilh.), eigentlich Lämmermann, Jesuit, geb. um 1570 in der Nähe von Luxemburg, war als Beichtvater Kaiser Ferdinand's II. der Haupturheber der blutigen Bedrückungen gegen die Protestanten in Böhmen und soll gegen 100,000 Protestanten der kath. Kirche wieder zugeführt haben. L. starb zu Wien 22. Febr. 1648.

Lamothe (Jeanne de Luz, de Saint-Remy, Gräfin von), die Hauptperson in der berüchtigten Halsbandgeschichte, stammte durch Heinrich von Saint-Remy, einen natürlichen Sohn König Heinrich's II., von dem Geschlechte der Valois und wurde 22. Juli 1756 zu Fontète in der Champagne geboren. Jeanne wuchs mit einem Bruder und einer Schwester ohne allen Unterricht auf. Die Gräfin Boulainvilliers nahm sich des in Paris bettelnden Kindes an, ließ es erziehen und wirkte bei Ludwig XV. eine Pension für jede der beiden Schwestern von 600, für den Bruder von 1000 Livres aus. Nach einigen Jahren wendete sich jedoch Jeanne nach Bar-sur-Aube und heirathete daselbst den Grafen L., einen mittellosen Abenteurer, mit dem sie 1780 nach der Hauptstadt zurückkehrte, wo sie eine Verdoppelung ihrer Pension und mehrfache Beihülfen von seiten des Cardinals Prinzen Rohan (s. d.) erhielt, welcher der anziehenden jungen Frau seinen Schutz zusagte. Infolge der hierdurch herbeigeführten nähern Beziehungen entdeckte die L., daß der Cardinal es mit seiner geistlichen Stellung nicht für unvereinbar hielt, seine Augen zu der Königin Marie Antoinette zu erheben. Die Intriguantin wußte ihrem Gönner den Glauben beizubringen, daß sie das Vertrauen der Königin erlangt habe, und erklärte sich auf Bitten des Cardinals bereit, ihm die Gnade der Fürstin zu verschaffen. Sie übernahm es im Mai 1784, eine Rechtfertigungsschrift des Prinzen in die Hände der Königin

Digitized by Google

zu spielen, und behändigte ihm darauf eine liebenswürdige Antwort, auf Grund welcher eine förmliche Correspondenz eingeleitet ward. Die angeblichen Schreiben der Königin fälschte ein Vertrauter des Grafen L., Retaux de Villette, mit vielem Geschick. Als der Prinz mit seinem Verlangen nach einer vertrauten Audienz nicht länger hinzuhalten war, brachte ihn die Gräfin 11. Aug. 1784 abends 10 Uhr in dem Parke von Versailles mit einem käuflichen Mädchen, Marie Leguay d'Oliva, zusammen, deren Aehnlichkeit mit der Königin dem Grafen L. aufgefallen war. Sie hatte sich in tiefem Schatten zu halten und dem Cardinal eine Rose mit den Worten: «Sie wissen, was das heißt», zu überreichen. Alsbald ließen sich jedoch Schritte vernehmen und die mit Villette herbeieilende Gräfin trennte durch die Nachricht, daß der Graf und die Gräfin von Artois sich näherten, das Stelldichein, bevor der Prinz Rohan seinen Irrthum gewahren konnte. Der beglückte Prinz, dem auch Cagliostro (s. d.) die Gegenliebe der Königin prophezeit hatte, war nun leicht zu bestimmen, einer angeblichen Verlegenheit der Königin mit zwei Darlehnen von 60,000 und 100,000 Livres abzuhelfen, welche das L.'sche Ehepaar in den Stand setzten, einen großen Aufwand zu machen.

Ende 1784 kamen die Juweliere Böhmer und Bassenge bei der angeblichen Vertrauten der Königin ein, daß diese Marie Antoinette zum Ankaufe eines prachtvollen Halsbandes für 1,800,000 Livres bestimmen möge. Die L. theilte aber dem Cardinal mit, daß die Königin vor Begierde brenne, den Schmuck zu besitzen und die Juweliere terminweise von ihren Ersparnissen bezahlen wolle. Der Prinz Rohan schloß den Handel mit den Juwelieren um 1,600,000 Livres unter der Bedingung ab, daß die Bezahlung des Preises in halbjährigen Raten von 400,000 Livres erfolgen, der Schmuck 1. Febr. 1785 übergeben und erst sechs Monate später mit den Abzahlungen begonnen werden sollte. Die L. ließ diesen Vertrag durch Villette mit einer Namensschiffre der Königin versehen, behändigte dem Cardinal noch ein vertrautes Handschreiben desselben Ursprungs und empfing das kostbare Halsband, aus welchem die Diamanten durch ihren Mann und Villette sofort herausgebrochen und größtentheils nach England verkauft wurden. Als Böhmer und Bassenge die für den Monat Juli zugesicherte erste Abzahlung nicht erhielten und nun selbst bei Hofe wegen ihrer Befriedigung einkamen, ward der Betrug allmählich an das Licht gezogen. Die Königin beschwerte sich in höchster Erbitterung bei Ludwig XVI., welcher den Cardinal 15. Aug. 1785 in Versailles, als er sich eben zur Abhaltung des Hochamts in die Schloßkapelle begeben wollte, verhaften und in die Bastille bringen ließ und das Parlament mit der Einleitung des Processes beauftragte. Drei Tage darauf nahm man auch die Gräfin L. zu Bar-sur-Aube fest, nachdem ihr Gemahl den Tag vorher nach England entkommen war. Sie schob alle Schuld auf Cagliostro, der ebenfalls in die Bastille kam; den Fälscher Villette lieferte eine andere Gaunerei zu Venedig in die Hände der Justiz. Der Proceß, welcher neun volle Monate in einer Zeit spielte, wo schon der Kampf mit der alten Gesellschaft sich vorbereitete, gab der feindseligen Stimmung gegen den Hof neue Nahrung. Am 31. Mai 1785 verurtheilte das Parlament den Grafen L. zum Staupbesen und zu den Galeren auf Lebenszeit, seine Frau ebenfalls zum Staupbesen, zur Brandmarkung auf beide Schultern und lebenslänglicher Einsperrung, Retaux de Villette nur zur Verbannung; die d'Oliva, welche nicht gewußt, welche Rolle man sie hatte spielen lassen, ging ebenso straffrei aus wie Rohan und Cagliostro, denen die Gegner der Königin offene Huldigungen darbrachten. Am 5. Juni 1787 gelang es der L., nach England zu entkommen. Hier veröffentlichte sie mehrere Schriften zu ihrer Rechtfertigung. Am 23. Aug. 1791 fand man sie in London todt mit zerschmetterten Gliedern auf der Straße liegen; sie war bei einer Orgie drei Stockwerke hoch herabgestürzt. Der Halsbandproceß hat viele Pamphlete hervorgerufen, namentlich die «Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de Lamotte etc., écrite par elle-même» (wieder abgedruckt Par. 1793), welche aber von dem Grafen L. herrührt. Erwähnung verdient auch Campardon's «Marie-Antoinette et le procès du collier» (Par. 1864). Die Civilansprüche Böhmer's und Bassenge's sind später wieder aufgenommen worden. Rohan hatte den Juwelieren jährlich 300,000 Livres aus den Einkünften der Abtei St.-Waast bis zu ihrer vollständigen Befriedigung angewiesen, dieses Abkommen war aber wegen Einziehung der Kirchengüter während der Französischen Revolution hinfällig geworden. Nach dem Tode des Cardinals 1802 trat ein gewisser Deville, dem die Juweliere ihren Anspruch verkauft hatten, wider die Nichte und Erbin des Fürsten, die Prinzessin Charlotte, mit einer Klage hervor, die indeß erfolglos blieb. Seitdem wurde die Erbin der Prinzessin von den Erben Deville's aufs neue mehrmals belangt.

Lamothe-le-Vayer (François de), der Erzieher Ludwig's XIV., ein skeptischer Philosoph, der trotz gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit einer frivolen Lebensanschauung huldigte,

Digitized by Google

wurde zu Paris 1588 geboren und nahm nach Beendigung seiner Studien die von seinem Vater auf ihn vererbte Stelle eines Generalprocuratorsubstituten beim Parlament an, welche er jedoch aus Neigung für seine Studien später wieder aufgab. Erst mit seinem 50. Jahre trat er als Schriftsteller auf. Durch seine Schrift «De l'instruction de M. le Dauphin» (Par. 1640) lenkte er Richelieu's Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde nun zuerst Mitglied der Akademie, dann Erzieher des Herzogs von Anjou, nachherigen Herzogs von Orléans, und später, nach Beseitigung der Abneigung, welche die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich, gegen ihn hegte, Erzieher des Dauphin, nachmaligen Königs Ludwig XIV. Als dieser sich verheirathet hatte, übergab man der Leitung L.'s des Königs jüngern Bruder. Später wurde er Staatsrath und starb 1672. Sein Hauptwerk sind «Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens par Horatius Tubero» (Frankf. 1606; neue Ausg., 2 Bde., Frankf. 1716). Die beste Ausgabe seiner «Oeuvres» besorgte sein Neffe, Roland Le-Vayer de Boutigni (14 Bde., Dresd. 1756—59). Vgl. Etienne, «Essai sur L. le Vayer» (Par. 1849).

Lamotte (Antoine Houdar de), franz. Dichter, der Sohn eines reichen Hutmachers, geb. 17. Jan. 1672 in Paris, studirte anfangs die Rechte, betrat aber dann mit den «Originaux» (1693), seinem ersten Theaterstücke, die literarische Laufbahn, wurde 1710 Mitglied der Akademie und starb 26. Dec. 1731 zu Paris. L. hat sich in allen Dichtungsarten versucht, strebte mehrere Neuerungen an und verwarf unter anderm die drei Einheiten im Drama. Mehrere von seinen 16 Opern und Balleten fanden großen Beifall, obwol sie die lyrische Weichheit der Opern Quinault's nicht erreichten, nicht minder seine acht Komödien, worunter «Le magnifique» für sein bestes Product gilt, und unter seinen vier Tragödien «Ines de Castro» (1723). Wirklichen Werth haben seine durch Erfindung und flüssigen Vers sich auszeichnenden Fabeln. An dem Streite über den Vorrang der ältern oder der neuern Dichter betheiligte er sich lebhaft (vgl. seine Schriften über die hauptsächlichsten Dichtungsarten, herausg. von Jullien, Par. 1859, «Paradoxes littéraires de L.») und stand auf seiten der letztern. Von diesem Standpunkte aus unternahm er eine verbessernde Uebersetzung der Ilias, in Wirklichkeit jedoch eine grobe Entstellung des Originals. L. entbehrt in seinen Poesien des Schwungs und poetischen Ausdrucks, zählt aber zu den feinsten und geistreichsten Prosaikern seiner Zeit. Seine «Oeuvres» erschienen in 10 Bänden (Par. 1754), ein Supplement dazu (Briefe und Gedichte) gab in demselben Jahre Abbé Leblanc heraus («Lettres de Houdar de L. etc.»), seine «Oeuvres choisies» öfters (am besten, 2 Bde., Par. 1811).

Lampadius (Wilh. Aug.), ein in den Gebieten der Physik, Chemie und des Berg- und Hüttenwesens sehr verdienter Schriftsteller, wurde 8. Aug. 1772 zu Hehlen im Herzogthum Braunschweig geboren und erlernte 1785—91 in der Rathsapotheke zu Göttingen die Pharmacie. Arm, aber unterstützt durch Heyne, Lichtenberg, Kästner, Gmelin, Blumenbach u. a., trat er 1790 in Göttingen seine akademische Laufbahn an. Im J. 1793 begleitete er den Grafen Joachim von Sternberg auf einer Reise durch Rußland und folgte ihm dann nach Radnitz in Böhmen, wo er sich besonders mit Chemie und Meteorologie beschäftigte. Vorzüglich auf Werner's Empfehlung wurde er 1794 außerord. und im folgenden Jahre ord. Professor der Chemie an der Bergakademie zu Freiberg. Die Hüttenkunde, die er seit 1796 lehrte, erhob er zu einer eigenen technischen Wissenschaft. Er starb zu Freiberg 13. April 1842. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der Hüttenkunde» (2. Aufl., 4 Bde., Gött. 1817—18; nebst Supplementen, 1818—26). Sein «Grundriß der Hüttenkunde» (Gött. 1827) ist vielfach beim Unterrichte zu Grunde gelegt worden. Außerdem besitzen wir von ihm noch viele kleine Schriften über fast alle Theile der technischen Chemie. Besonders beschäftigte ihn die Lehre vom Dünger, von der Gärung und der Gasbeleuchtung. Von seinen Entdeckungen hat die des Schwefelkohlenstoffs das meiste Aufsehen gemacht.

Lampedusa oder Lampadosa, bei den Alten Lipadūsa, eine zur ital. Provinz Girgenti gerechnete, aber Afrika näher als Sicilien, im Südsüdwesten von Malta gelegene Insel aus Kalk- und Sandstein, hat 30 Kilom. Umfang und 2658 Hekt. Flächeninhalt, ist fruchtbar, hat gutes Trinkwasser und Gebüsch, eine gute Rhede und 946 E., welche Thunfischfang und Korallenfischerei betreiben. Eine auf ihr befindliche Ruine heißt der Rolandsthurm.

Lampen nennt man zu Beleuchtungszwecken dienende Vorrichtungen, welche aus einem mit flüssigem Leuchtmaterial, wie Rapsöl, Thran, Mineralöl oder Petroleum, zu füllenden Reservoir und einem damit in Verbindung stehenden Theile (Brenner oder Tülle genannt) bestehen, an dem dieses Material zur Verbrennung gelangt. Die L. dienten schon in den ältesten Zeiten, und zwar weit früher als die Kerze, zur Beleuchtung. Man schreibt ihre Erfindung den Aegyp-

Digitized by Google

tern zu. Von Griechenland und Rom aus verbreitete sich ihr Gebrauch im übrigen Europa. Zeigten auch die L. der damaligen Epoche eine hohe Vollendung der Form, so war und blieb doch die Construction eine sehr unvollkommene, bis infolge der Anwendung der Lehren der Chemie und der Physik auf den Verbrennungsproceß und durch Entstehen der Mineralöl- und Petroleumindustrie die Construction und die allgemeine Verbreitung zweckmäßiger L. ermöglicht ward. In wenigen Industriezweigen ist der Einfluß der Fortschritte der auf Chemie und Physik basirten Gewerbe für die gegenwärtige Generation so augenfällig, wie in der Lampenfabrikation. Noch bis gegen die Mitte des 19. Jahrh. war in Deutschland die in jeder Hinsicht irrationelle Kranzlampe die allgemein angewendete; seit 1840 verbreitete sich die Sturzlampe, seit 1850 die Camphinlampe, vor denen aber die bald danach aus Paris eingeführten Regulatoren und Moderateurlampen den Vorzug erhielten. Gegen 1858 kam die Mineralöllampe (Photogen- oder Hydrocarbürlampe) auf, um kurze Zeit nachher, nachdem das pennsylv. Petroleum nach Europa massenhaft exportirt wurde, durch die Petroleumlampe in den Hintergrund gedrängt zu werden, deren Einführung geradezu als ein culturhistor. Ereigniß zu betrachten ist.

Allgemeine Bedingungen einer normalen L. sind, daß das Brennmaterial in kleinen Mengen gleichförmig dem Brenner zugeführt und dort durch gehörig regulirten Luftzutritt vollständig verbrannt werde. Bei L., welche für ein von Natur nicht flüssiges Brennmaterial bestimmt sind, muß der Brenner dem Reservoir so nahe liegen, daß die Flamme das Material schmelzen kann; solche L. können daher stets nur unvollkommen sein. Die napfförmigen L., in denen blos ein Docht liegt, der unmittelbar über dem Gefäß angebrannt wird, bilden diese unterste Stufe. Flüchtiges Brennmaterial erlaubt die Anbringung eines besondern, von dem Reservoir mehr oder weniger entfernten Brenners. Diesem wird durch die Capillarwirkung des Baumwolldochtes der Leuchtstoff in dem Maße zugeführt, als er consumirt wird. Diese Haarröhrchenkraft reicht indeß allein nie zu, einen auf die Dauer gleichförmigen Zufluß zu unterhalten. Die einfachsten L., an denen das Oelreservoir, mag es nun unter dem Brenner oder auf einer Seite desselben angebracht sein, oder ihn ringförmig umgeben, tiefer oder in gleicher Höhe mit der Flamme liegt, brennen daher ungleich; wenn das Oelniveau sinkt, nimmt auch der Zufluß ab, der Docht fängt an zu kohlen und die Flamme wird dunkler. Vollkommene L. müssen eine Vorrichtung haben, welche das Oelniveau am Dochte immer gleich hoch erhält. Dies wird so ziemlich, aber nicht vollkommen erreicht durch die L. mit einem Reservoir, welches höher steht als die Flamme, und aus dem der Ausfluß durch Regulatoren, wie Schwimmer, Luftröhren u. s. w., regulirt wird: z. B. die früher gebräuchlichen Sturz- oder Flaschenlampen, welche Hieronymus Cardanus in der Mitte des 16. Jahrh. erfand; bei ihnen schwankt das Oelniveau innerhalb enger Grenzen. Ganz constantes Niveau haben alle L., bei denen das Oel aus einem im Fuße der L. befindlichen Reservoir entweder durch comprimirte Luft (statische L.), oder durch den Druck einer schweren Flüssigkeitssäule (hydrostatische L.), oder durch einen sinkenden Kolben (Kolbenlampen, Regulatorlampen), oder endlich durch ein mittels Uhrwerk bewegtes Pumpwerk (Uhrlampen) in die Höhe gehoben wird. Solche L. sind verhältnißmäßig theuerer, geben aber ein sehr constantes Licht und benutzen das Oel aufs vollkommenste. Um die zweite Bedingung der vollständigen und rauchlosen Verbrennung zu erreichen, müssen die durch die Hitze entstehenden flüchtigen Zersetzungsproducte des Oels mit hinreichender, aber auch nicht zu großer Luftmenge in Berührung kommen. Ein flacher Docht mit einfachem Zugglas erreicht dies nur unvollständig; besser der von Argand (1783 oder 1786) erfundene Brenner mit rundem, hohlem Docht, wo die Luft der Flamme sowol von innen als von außen zugeführt wird. Sehr verstärkt wird die Verbrennung durch eine am Verbrennungspunkte, also über dem Dochte stattfindende Verengerung des Zugglases. Sollen L. in bestimmten Richtungen besonders weit leuchten, so versieht man sie mit Reflectoren oder concentrirt das Licht durch Glaslinsen oder Prismen, wie auf den Leuchtthürmen. Ein sehr helles, blendendweißes Licht entwickeln die mit rectificirtem Terpentinöl (s. Camphin) sowie die mit Hydrocarbür, Solaröl und Petroleum gespeisten L. Unter dem Namen Dampflampen versteht man L., in denen eine flüchtige Flüssigkeit, ein aus Terpentinöl und Weingeist zusammengesetzter Leuchtspiritus, dergestalt verbrannt wird, daß man dieselbe durch die Flamme selbst, welche das Reservoir erhitzt, in Dämpfe verwandelt und diese an engen Austrittsöffnungen brennen läßt. Sie geben ein sehr intensives Licht, sind aber im allgemeinen wegen des Brennmaterials kostspielig. Die Petroleumlampen sind die verbreitetsten L. und bei guter Construction und Anwendung von raffinirtem Petroleum gefahrlos und als Lichtquelle wohlfeil. (S. Petroleum.) Diese L., die übrigens durchaus mit größerer Vorsicht zu behandeln ist als

Digitized by Google

eine Oellampe, muß mit einem Brenner verſehen ſein, welcher das Zurückſchlagen der Flamme verhindert; von ſeiten der Behörden iſt darauf zu ſehen, daß das Publikum kein exploſionsfähiges Petroleum erhalte; endlich iſt nie nachzufüllen, während die L. brennt; iſt ein guter Brenner vorhanden, ſo darf man auch die Flamme ausblaſen, ohne befürchten zu müſſen, daß die Flamme in das Reſervoir zurückſchlägt. (S. Beleuchtung und Beleuchtungsapparate.)

Lamprecht, der Pfaffe, geiſtlicher Dichter vom Niederrhein, bearbeitete in der erſten Hälfte des 12. Jahrh. nach dem welſchen Originale eines ſonſt ganz unbekannten Elberich von Biſenzo (Aubry de Beſançon) ein «Alexanderlied». Von dem verlorenen Gedicht des Elberich iſt erſt neuerdings in einer florentiner Handſchrift der Anfang aufgefunden worden (vgl. Pfeiffer's «Germania», Bd. 1), und daraus ergibt ſich, daß das große Lob, welches zuerſt Gervinus dem Gedichte ertheilte, die geſchickte Anordnung, die warme, lebendige Darſtellung ſowie die ernſtſittliche Auffaſſung und Bearbeitung des Stoffs weit mehr dem franz. als dem deutſchen Dichter gebührt. Der Inhalt weicht von den geſchichtlichen Nachrichten über Alexander d. Gr. vielfach ab und iſt aus abend- und morgenländ. Quellen mit den wunderbarſten Sagen vermiſcht. Das Gedicht hat ſich in doppelter Geſtalt erhalten; die urſprüngliche, leider nur unvollſtändig und gegen das Ende abkürzend, gewährt die vorauer Handſchrift (gedruckt in Diemer's «Deutſchen Gedichten des 11. und 12. Jahrh.», Wien 1849), die ſtraßburger Handſchrift (herausg. von Maßmann zuerſt in den «Denkmälern», Münch. 1828, dann in deſſen «Deutſchen Gedichten des 12. Jahrh.», Bd. 1, Quedlinb. 1837) dagegen enthält eine auf Beſſerung der ungenauen Reime und überlangen Verſe ausgehende Ueberarbeitung. Eine kritiſche Ausgabe (2 Bde., Frankf. a. M. 1850) wurde von Weismann beſorgt.

Lamprecht von Regensburg, mittelhochdeutſcher Dichter aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., verfaßte noch als Laie nach dem Lateiniſchen des Thomas von Celano ein Leben des heil. Franciscus (Auszüge in Pfeiffer's «Altdeutſchem Uebungsbuch», Wien 1855). Dieſem ließ er ſpäter, nachdem er in den Minoritenorden getreten war, ein myſtiſch-allegoriſches Gedicht: «Tochter Sion oder die minnende Seele», folgen (Bruchſtücke daraus in Hoffmann's «Fundgruben», Bd. 1, und Weinhold's «Mittelhochdeutſchem Leſebuch» (3. Aufl., Wien 1875).

Lamprete iſt der Name einer zur Gattung Neunauge (ſ. d.) gehörenden Fiſchart, welche auch große oder gemeine L. oder Meerbricke (Petromyzon marinus) genannt wird. Sie findet ſich faſt in allen Meeren Europas, aus denen ſie im Frühjahre in die Flüſſe (z. B. Elbe, Weſer u. ſ. w.) aufſteigt, um zu laichen. Sie iſt grünlich, gelb und braun marmorirt, mit zwei getrennten Rückenfloſſen verſehen und wird 0,70 bis 1 Mt. lang, ſelten länger, und bis über 2,5 Kilogr. ſchwer. Die L. ſchröpfen ſich mit ihrem innen mit harten Zähnen beſetzten Saugmunde an andere Fiſche an, die ſie durch eine drehende oder ſchabende Bewegung der Kieferſcheibe zernagen und deren Flüſſigkeiten und abgenagte Theile ihnen zur Nahrung dienen. Das Fleiſch iſt wohlſchmeckend, aber ſchwer verdaulich. Es wird friſch gekocht, gebraten oder geröſtet und marinirt gegeſſen; beſonders geſchätzt ſind die L. von Nantes und Bordeaux.

Lampridius (Aelius), röm. Geſchichtſchreiber des 4. Jahrh. n. Chr., gehört in die Reihe der ſog. Scriptores historiae augustae und beſchrieb ganz im Geiſte und Stile jener ſpätern Zeit das Leben der Kaiſer Commodus, Diadumenus, Heliogabalus und Alexander Severus. Wahrſcheinlich ſind ihm auch die Biographien des Pertinax und des Geta zuzuſchreiben.

Lampſăkos, von den Römern auch Lampſacum genannt, Stadt in Kleinmyſien, an der Küſte des Hellespont, das jetzige Lepſek oder Lamſaki an der Meerenge der Dardanellen, lag in einer fruchtbaren und weinreichen Gegend, daher es auch von Artaxerxes dem vertriebenen Themiſtokles nebſt Magneſia und Myus als Geſchenk überlaſſen wurde.

Lana caprīna, eigentlich Ziegenwolle, wurde bei den Römern ſprichwörtlich in der Redensart gebraucht, deren ſich Horaz in einem ſeiner Briefe bedient: rixari de lana caprina, d. h. über völlig unerhebliche, kleinliche Dinge ohne Erfolg ſtreiten. In gleichem Sinne ſagten die Griechen: um des Eſels Schatten zanken, wie die Deutſchen: um des Kaiſers Bart ſtreiten.

Lanark oder Lanerk, auch Clydesdale genannt, eine Grafſchaft Südſchottlands, zählte auf 2302,04 QKilom. 1801 nur 147,692, 1871 bereits 765,339 E. (alſo 332 auf 1 QKilom.) und umfaßt, mit Ausnahme der Mündungsgegend, das ganze Baſſin des Clyde (ſ. d.), welcher ſie in Nordweſtrichtung durchfließt, rechts den Medwin, die Mouſe, den Calder und Kelvin, links den Duneton, Douglas und Avon aufnimmt. Nur ein kleiner Theil im Norden gehört dem Gebiet des Forth an. Dort zieht nahe der Grenze der Forth- und Clydekanal hin, welcher Glasgow mit Falkirk und Edinburgh verbindet, und mit dem wiederum der 18,5 Kilom. lange Monklandkanal in Verbindung ſteht, der von Glasgow nach den Steinkohlengruben von Monk-

Digitized by Google

land-Collieries führt. L. hat eine sehr wechselvolle Oberflächengestaltung, im Nordwesten schöne Ebenen längs der Clyde-Ufer, in der Mitte und im Nordosten Hügelland, im Süden romantische Gebirge mit den Wasserfällen des Clyde, mit der steilen Kette der Loutherhills (721 Mt.) an der Grenze von Dumfries, dem isolirten Tinto (660 Mt.) gegen die Grenze von Peebles hin. Im allgemeinen ist das Land wenig fruchtbar, aber überall, wo es möglich, sorgfältig angebaut und benutzt. Am ergiebigsten ist es in den Niederungen des Clyde und am Douglas, wo man Getreide, Flachs, Gemüse und sogar Obst erntet. Die ausgedehnten Torfmoore vermindern sich von Jahr zu Jahr. Das Weideland wird hauptsächlich zur Schafzucht benutzt; doch zieht man auch Rindvieh und vortreffliche Zugpferde. Waldung tritt nur in zerstreuten Gehölzen auf. Das Klima ist in den höhern Gegenden rauh, in den Niederungen mild, aber sehr feucht. Den Hauptreichthum bilden die ergiebigen Steinkohlenlager, Eisen- und Bleigruben, und die Eisenminen haben meist Kohlengruben in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Oberhalb Glasgow am Clyde liegt das Eisenrevier zu Coatbridge, einem Flecken von (1871) 15,802 E., welches über 7 Kilom. im Umfang hat und überall das Bild regster Betriebsamkeit darbietet. Die dortigen Clyde-Iron-Works sind die bedeutendsten Eisenwerke Schottlands. Gartsherrie-Iron-Work ist eins der größten Hohofenwerke der Erde. Im J. 1868 unterhielt L. im ganzen 171 Hohöfen, von denen 125 im Gange waren. In dem südlichsten Thale von L., in der kahlen Gebirgsgegend der Loutherhills, befinden sich die bedeutendsten Bleigruben von ganz Großbritannien, deren Ertrag 1000—1100 Tons ergeben. Neben dem Bergbau und dem großartigen Hüttenbetrieb ist es die ausgedehnte und vielseitige Fabrik- und Manufacturthätigkeit, welche L. über alle andern schott. Grafschaften erhoben hat, sodaß es das schott. Lancashire genannt wird. Es liefert Eisen-, Woll-, Baumwoll-, Leinenwaaren in ungeheuern Quantitäten, sowie Strumpf-, Töpfer-, Glas-, Krystallwaaren, Tapeten, Bier, Liqueurs u. s. w. Der Hauptsitz der Industrie ist Glasgow (s. d.). Den sehr bedeutenden Handelsverkehr fördern außer den Wasserstraßen des Clyde und seines Kanals zahlreiche Eisenbahnen, von denen die wichtigsten von Glasgow ausgehen und die Grafschaft mit dem übrigen Schottland und mit England in Verbindung setzen. — Der Hauptort L. ist eine Marktstadt und Parlamentsborough auf einem Hügel nahe am rechten Ufer des Clyde, mit breiten, reinlichen Straßen, aber im ganzen unansehnlich. Der Ort hat neun Kirchen, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut sowie eine Bank und zählt 5099 E., die sich theils mit Ackerbau, theils mit Baumwollspinnerei, Strumpfwirkerei und Schuhmacherei beschäftigen. Die Stadt ist sehr alt und schon durch ein von König Kenneth II. 978 gehaltenes Parlament bekannt; das feste Schloß wurde 1244 zerstört. In der Nähe liegt in einem anmuthigen Bergkessel das Dorf Newlanark, ein erst 1785 gegründeter Fabrikort mit 973 E., bemerkenswerth durch die große, von Owen gegründete Wollspinnanstalt und berühmt wegen der Wasserfälle des Clyde. Außerdem sind noch bemerkenswerth Airdrie (s. d.) und Hamilton, Marktstadt, 20,7 Kilom. im Südosten von Glasgow, am Clyde und der Eisenbahn, unregelmäßig gebaut, mit acht Kirchen, einer Lateinschule, einem Handwerkerinstitut und 11,498 E., deren Haupterwerbsquellen Handstuhlweberei, Musselinstickerei und Handel bilden. Dabei liegt Hamilton Palace, mit einer werthvollen Gemäldegalerie und einem großen Park. Ferner ist zu erwähnen die Stadt Rutherglen (spr. Ruglen), am Clyde, nahe im Südosten von Glasgow, mit 9456 E., welche namentlich Handstuhlweberei treiben. Die Grafschaft sendet einen Abgeordneten ins Parlament, zwei die Stadt Glasgow, außerdem drei die Städte L., Hamilton, Airdrie und Rutherglen.

Lancaster oder Lancashire, eine der sechs nördl. Grafschaften Englands, mit dem Titel einer Pfalzgrafschaft, die volkreichste und nach Middlesex, wozu freilich der größte Theil Londons gehört, die volksdichteste Grafschaft Englands, umgrenzt von Cumberland und Westmoreland im N., von York im N. und NO., Cheshire im S. und der Irischen See im W., zählte auf 4860,12 QKilom. 1801 eine Bevölkerung von 683,262 und 1871 von 2,819,495 Seelen (also 577 auf 1 QKilom.). Ein schmaler Strich Westmorelands an der Morecambebai scheidet die Grafschaft in zwei Theile. Der kleinere nördl. Theil, Furneß genannt, zwischen der Morecambe- und Duddonbai gelegen, ist an der Küste flach, im Innern von Ausläufern des Cumbrischen Gebirgs erfüllt und steigt im Oldman der Coniston-Fells 785 Mt. hoch auf. Dort befindet sich auch der See Coniston-Water und an der Ostgrenze gegen Westmoreland (s. d.) der 14,87 QKilom. große See Winandermere oder Windermere, beide in romantischer Gegend und von Touristen viel besucht. Der südl. Haupttheil von L. lehnt sich im O. an die Peninische Bergkette von Yorkshire an (mit ausgedehnten Strecken Moorlandes), welche Höhenzüge in die westl. Tiefebene sendet. In Furneß treten silurische Felsen massenhaft auf, durch-

Digitized by Google

brochen von Granit, Porphyr und andern eingeschichteten Gesteinen. Im südl. Theile der Grafschaft lagert im Thale der Mersey bunter Sandstein, zwischen der Mersey und dem Ribble ein Kohlenfeld, und die ebenen Küstenstriche bestehen aus Alluvium. Die wichtigsten Flüsse sind hier der Lune, Wyre, Ribble und an der Südgrenze die Mersey, sämmtlich mit ausgedehnten Aestuarien mündend und durch künstliche Kanäle (Lancaster-, Liverpool-, Leeds-, Bridgewater-, Bolton-, Rochdale-, Huddersfieldkanal u. a.) schiffbar gemacht, welche ihren Vereinigungspunkt in Manchester finden, und durch die der Binnenverkehr außerordentlich gefördert wird. Diesen Verkehr unterstützt zugleich ein Netz von Eisenbahnen, darunter die Liverpool-Manchester Bahn, welche in England zuerst (1830) mit Dampfwagen befahren wurde. Das Klima des Landes ist gemäßigt, aber nächst dem von Cumberland wol das feuchteste in ganz England. Der Frühling tritt spät ein und ist kalt, selbst der Sommer nicht angenehm. Infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse sind Ackerbau und Viehzucht verhältnißmäßig unbedeutend. Das berühmte langgehörnte Lancasterrind, mit starker, dicker Haut, langen, dichten Haaren, meist schwarz und weiß gefleckt, gibt mehr Sahne als Milch. Der Hauptreichthum L.s besteht jedoch in den ungeheuern Kohlenlagern, welche einen Flächenraum von 1650 QKilom. einnehmen und vermittels der ausgedehnten Kanalschifffahrt nach allen Seiten hin zu den Dampfmaschinen und Fabriken abgeführt werden. In Verbindung mit den Eisenerzen bildet dieser Kohlenreichthum den Hebel eines Industrieaufschwungs, der an Großartigkeit und Vielseitigkeit nirgends seinesgleichen hat und zugleich auch einen ausgedehnten Handel bedingt. Ebenso großartig ist auch die Baumwollverarbeitung. Von den 59 Mill. Kilogr., welche 1874 nach England eingeführt wurden, blieben fünf Sechstel zur Verarbeitung in L. Von den hier vorhandenen 1911 Baumwollfabriken sind 270 Actienunternehmungen. Von den 2549 Baumwollfabriken Englands waren 1874 in L. 1911 thätig mit 28,237,300 einfachen und 2,064,328 Doppelspindeln, 373,061 mechan. Webstühlen und 352,003 Arbeitern. Außerdem zählte man 98 Woll-, 46 Worsted-, 24 Seide- und 18 Flachsspinnereien. Zu diesen kommen noch 37 Shoddyfabriken. Von großer Wichtigkeit sind ferner der Schiffbau und der Maschinenbau, die Fabrikation von Eisen- und Glaswaaren, Hüten, Chemikalien, Seife und Papier. Außer Bau- und Schiefersteinen wurden 1873 aus 485 im Gange befindlichen Gruben 17,060,000 Tons Steinkohlen und 926,497 Tons Eisenerz gefördert, aus denen 529,271 Tons Gußeisen dargestellt wurden. L. ist nächst Middlesex die reichste Grafschaft Englands. Von dieser werden vier Abgeordnete in das Parlament geschickt, 26 andere von 14 Städten. Den industriellen Mittelpunkt der Grafschaft L. bildet Manchester (s. d.) mit Salford, unter Anschluß der volkreichen Fabrik- und Handelsorte Preston, Oldham, Bolton, Ashton, Blackburn, Bury, Burnley, Middleton, Chorley, Wigan und Rochdale, während Liverpool (s. d.) den Vertrieb nach innen und außen fördert. — König Eduard's III. vierter Sohn, John von Gaunt, bekam die Grafschaft als Herzogthum mit wirklichen Hoheitsrechten zur Apanage, und obwol dasselbe schon 1461 wieder mit der Krone vereinigt ward, so hat sich doch aus jener Zeit die Verfassung der Grafschaft als Pfalzgrafschaft (County palatine) erhalten, sowie die Würde eines Kanzlers des Herzogthums L. (Chancellor of the Duchy of L.) unter den Mitgliedern des brit. Ministeriums. Ueber das Haus L. und die dynastischen Kämpfe, welche sich daran knüpfen, s. Plantagenet.

Lancaster, Hauptstadt der engl. Grafschaft gleichen Namens, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz, liegt an der Eisenbahn und an dem 11 Kilom. unterhalb in die Lancasterbai mündenden Lune, über welchen eine zierliche Steinbrücke mit fünf Bogen nach der Vorstadt Skerton und der 122 Kilom. lange und 13 Mt. breite Lancasterkanal mit einer sehr großartigen Wasserleitung führt. Die Stadt ist malerisch auf dem Abhange eines Hügels erbaut, dessen Spitze ein alterthümliches Schloß ziert, das unter Eduard III. erbaut ward und theils zum Grafschaftsgefängniß, theils zur Haltung der Assisen benutzt wird. Der Ort hat enge Straßen, Häuser von Quadersteinen erbaut und mit Schiefer gedeckt, besitzt ein Rathhaus, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Athenäum, ein Theater, eine Badeanstalt, eine Irrenanstalt für 700 Personen sowie ein Krankenhaus und zählt 17,275 E., welche Baumwoll- und Seidenfabrikation, Eisengießerei u. s. w. sowie auch Handel betreiben. Eine 6,4 Kilom. lange Eisenbahn führt westwärts zu den Seebädern des Dorfs Poulton-le-Sands. — Auch mehrere Cantone, Districte und Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika führen den Namen L. Bemerkenswerth darunter ist besonders die Stadt L., Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im Staate Pennsylvanien, 111 Kilom. westlich von Philadelphia, eine fast ganz deutsche Stadt. Sie zählt 20,233 E., welche Gerbereien, Brauereien, Nägel-, Hut-, Taback- und andere Fabriken sowie Oel-, Getreide- und andere Mühlen unterhalten.

Digitized by Google

Lancaster (Sir James), der erste brit. Seefahrer, welcher eine nach Ostindien bestimmte Flotte befehligte, geb. um 1550, ging 10. April 1591 in Plymouth mit drei Schiffen unter Segel und gelangte, nachdem er unterwegs ein Schiff eingebüßt, nach Malakka. Im Dec. 1592 trat er die Rückreise nach Europa an, wurde aber nach Westindien verschlagen, wo ihn, während er mit 21 Mann bei einem Inselchen nicht weit von San-Domingo ans Land stieg, seine übrige Mannschaft verrätherisch verließ. Durch ein franz. Schiff wurden die Verlassenen gerettet und kamen 1593 glücklich nach Europa. Im Febr. 1601 wurde L. abermals in die ostind. Gewässer gesendet. Er schloß auf dieser Reise mehrere Handelsverbindungen und lief mit reicher Ladung 1603 wieder in die Dünen ein. Auf seine Angaben rüstete England unter den Kapitänen Weymouth und Hudson (s. d.) eine Expedition aus, die nordwestl. Durchfahrt zu versuchen, und ihm zu Ehren wurde die unter 74° liegende Meerenge, welche zwischen Norddevon und dem Baffinslande den Eingang zu dem westl. Polarmeer bildet, von Baffin **Lancaster-Sund** genannt. L. ward 1620 zum Ritter erhoben und starb in demselben Jahre.

Lancaster (Jos.), einer der Erfinder und Verbreiter des gegenseitigen Unterrichtssystems (s. **Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem**), geb. 25. Nov. 1778 zu London. Er erhielt eine ziemlich gute Erziehung und eröffnete 1798 in einem der verwahrlosetesten Districte Londons für die armen Kinder eine unentgeltliche Elementarschule. So erfand er allmählich die Methode des gegenseitigen Unterrichts, ohne auch nur die geringste Kenntniß von den ähnlichen Versuchen zu haben, welche in andern Ländern, ja seit 1793—97 von Bell (s. d.) in London selbst, doch mit weniger Erfolg gemacht worden waren. Zugleich fand L. an dem Lord Somerville, dem Herzog von Bedford u. a. freigebige Beschützer, sodaß er sich ein eigenes Schulhaus errichten konnte, in dem er 1805 an 1000 Kinder unentgeltlichen Unterricht ertheilte. Zu derselben Zeit gründete er ein gleiches Institut für 200 Mädchen, in dem seine beiden Schwestern das Lehrgeschäft übernahmen. Mit dem Erfolge wuchs nun die Zahl der Gönner und der Subscriptionen zu Gunsten der Anstalt. Im Sommer 1805 gaben auch der König Georg III. und der Hof eine bedeutende Summe, sodaß L. jetzt eine Normalschule für die Ausbildung von Lehrern stiftete und seine Methode über das ganze brit. Reich auszudehnen gedachte. Die Concurrenz indeß, welche ihm der von der orthodoxen Geistlichkeit begünstigte Bell machte, versetzte ihn alsbald in Schulden; er fand jedoch zwei edelmüthige Freunde, Corston und Fox, die 1808 mit ihm einen Verein bildeten, durch dessen Mittel und unter dessen Leitung und Aufsicht er sein Werk fortsetzen konnte. Er machte nun Reisen in England, Schottland, Irland, hielt Vorlesungen über die Grundsätze des neuen Unterrichts, und auf seine Veranlassung entstanden Hunderte von Lancasterschulen in allen Theilen von Großbritannien. Später überließ L. jenem Verein gegen Uebernahme aller Verpflichtungen seine Schulanstalten in London und gründete 1813 zu Tooting selbstständig eine Schule, in welcher er nach seiner Methode auch in den höhern Wissenschaften Unterricht geben wollte. Sehr bald sah er sich jedoch durch dieses Unternehmen wieder in bedeutende Schulden verwickelt, und da ihm jetzt niemand half, wurde er 1814 völlig bankrott. Verfolgt, verleumdet, durch Krankheit niedergebeugt, wanderte er endlich nach Südamerika aus, wo er 1820 in der Republik Columbia an dem Präsidenten Bolivar einen eifrigen Förderer und das weiteste Feld für seine Bestrebungen fand. Die polit. Zustände des Landes zerstörten indessen schon nach einigen Jahren die Früchte seiner Mühen, und als Bolivar 1829 abdankte, sah sich L. gänzlich verlassen. Er begab sich nun nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er aber unbeachtet blieb. In Canada, wohin er sich 1830 wandte, ging es ihm auch nicht besser, und er kehrte daher nach Neuyork zurück, wo er 24. Oct. 1838 starb. Die Methode L.'s, die sich nur in Nebendingen von der Bell's unterscheidet, beschrieb er in der Schrift «Improvement in education» (Lond. 1805).

Lancelot (auch **Lanzelet**) **vom See**, einer der Helden des bretonischen Sagenkreises von König Artus (s. d.) und der Tafelrunde. Die einzelnen Sagen von seinen Abenteuern weichen sehr voneinander ab. Nach den nordfranz. Bearbeitungen hat ihn die Fee Viviana, die Frau vom See (daher L.'s Zuname), nach seines Vaters frühem Tod erzogen, dann an des Artus Hof gebracht, wo er in die Tafelrunde aufgenommen wird. Sie unterstützt ihn auch bei den Abenteuern, in die ihn seine Liebe zu Ginievra, des Artus Gemahlin, und die Feindseligkeit der von ihm verschmähten Schwester desselben, Morgane, verwickeln, und als ihn Mordred, an dem er des Artus Ermordung rächen wollte, zum Tode verwundet hatte, nimmt sie das Leben von seinen Lippen. Die Sage von L. wurde im Mittelalter zunächst von Nordfrankreich aus, wo sie unter andern der Trouvère Chrétien von Troyes behandelte, weit verbreitet. Ein franz. Gedicht, in dem die Sage aber eine wesentlich andere Gestalt angenommen hat, liegt

Digitized by Google

auch dem deutschen L., den Ulrich von Zatzikhoven, ein Thurgauer, zu Ende des 12. Jahrh. dichtete und den K. A. Hahn (Frankf. 1845) herausgab, zu Grunde. Eine niederländ. Bearbeitung, ebenfalls nach dem Französischen, gab Jonckbloet (2 Bde., Haag 1846—49) heraus.

Land nennt man geographisch alle diejenigen Theile der Erdoberfläche, welche sich über den Spiegel des Meers erheben. Die Landfläche, der starre Theil der Erdrinde, bildet nicht, wie ihr Gegensatz, das Meer oder der flüssige Theil, ein Zusammenhängendes, sondern wird durch das Meer in verschiedene Landmassen zertheilt, in Festländer oder Continente, auch Erd- oder Landfesten genannt, die wiederum in Erdtheile zerfallen, und in unzählige kleinere getrennte und zerstreute Landmassen, welche Eilande oder Inseln heißen. Der an das Meer stoßende Theil des L. heißt Gestade oder Küste (s. d.). Wie das Meer in das L. eindringt, so wiederum das L. in das Meer, wodurch die horizontale Gliederung des L., Halbinseln, Landzungen und Landengen, Landspitzen oder Vorgebirge (Caps) entstehen. Im Gegensatz zum Küstenlande, welches an das Meer angrenzt und unter dessen unmittelbaren Einflüssen steht, nennt man Binnenland ein überall vom Meer entfernt liegendes L. Ueber die Vertheilung des Starren und Flüssigen auf der Erdoberfläche s. Erde. Auf der nördl. Halbkugel liegt fast dreimal so viel L. als auf der südlichen, und zweimal so viel auf der östlichen als auf der westlichen. Man unterscheidet daher eine nordöstliche continentale oder Landhalbkugel und eine südwestlich oceanische oder Wasserhalbkugel. Beide werden voneinander geschieden durch einen breiten Gürtel, welcher, über Wasserflächen und Gestadelandschaften hinziehend, den ganzen Erdball umkreist und den Aequator im Nordosten von der Mozambiquestraße und am Küstenmeer von Peru unter dem Winkel von etwa 45° durchsetzt. In der Mitte der Landhalbkugel, der continentalen Seite der Erdoberfläche, deren Centrum ungefähr durch die Lage der Weltstadt London bezeichnet ist, liegt der durch seine gesteigerte Civilisation alle andern Erdräume beherrschende Erdtheil Europa in möglichst vielseitiger Berührung mit andern Continenten. Auf der Wasserhalbkugel, der pelagischen oder oceanischen Seite des Erdplaneten, in deren Mittelpunkt ungefähr die Aucklandinsel fällt, sind dagegen die austral. Inselgruppen außerhalb aller natürlichen Berührungen mit dem großen Kreise der Continente gestellt, daher ihre Bewohner, unsere Antipoden, am spätesten in den Bereich der allgemeinen Civilisation hineingezogen werden konnten. Gegenüber der horizontalen Gliederung steht die verticale Gestaltung der Landfläche, deren Beschreibung Gegenstand der Orographie (s. d.) ist. In dieser unterscheidet man als Hauptformen Tiefland und Hochland, Ebene und Gebirgsland.

Landammann, s. Ammann.

Landau, Stadt im bair. Regierungsbezirk Pfalz, an der Queich und an der pfälz. Bahn Neustadt-Weißenburg, welche hier nach Germersheim und Zweibrücken abzweigt, 20 Kilom. westlich des Rheins (Germersheim), ist Sitz eines Bezirksamts, eines Bezirks- und eines Landgerichts und zählt einschließlich der Garnison (1875) 7579 E. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule, eine den Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Kirche, einige Fabriken und treibt bedeutenden Handel. L. wurde 1291 zur Freien Reichsstadt erklärt, dann an Speier versetzt, von Maximilian I. 1511 wieder eingelöst und zu Niederelsaß geschlagen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es achtmal von den Kaiserlichen, Schweden und Franzosen genommen. Durch den Westfälischen Frieden kam L. an Frankreich; seit 1688 wurde es von Vauban befestigt. Im Aug. 1793 operirten die Verbündeten gegen das von den Franzosen besetzte L. und griffen 28. Oct. die Festung förmlich an, mußten sich aber zurückziehen. L. wurde 1815 an Baiern abgetreten und zur deutschen Bundesfestung erklärt, in welcher Baiern das Besatzungsrecht ausübte, 1871 aber als Festung aufgegeben.

Landeck, Stadt im Kreise Habelschwert der preuß. Grafschaft Glatz, 28 Kilom. im SO. von Glatz, am Neissezufluß Biela, 468 Mt. über der Ostsee, in einer schönen, nach O., S. und W. von hohen Bergen der Sudeten eingeschlossenen Gegend gelegen, zählt (1875) 2494 E. und verdankt ihre Berühmtheit den nicht weit davon bei dem Dorfe Thalheim entspringenden Mineralquellen. Man unterscheidet fünf Quellen: das St.-Georgen- oder Alte Bad (23° R.), das Liebfrauen- oder Marien- oder Neue Bad (22° R.), die Friedrichsquelle (17° R.), den Marianenbrunnen oder die Trinkquelle (16° R.) und die Wiesenquelle (21° R.), welche erst 1837 wieder aufgegraben wurde. Dieselben gehören sämmtlich zu den erdig-salinischen Schwefelquellen. Man gebraucht das Wasser theils als Getränk, gewöhnlich mit Ziegenmilch oder Molken vermischt, theils und vorzugsweise als Bad in verschiedenen Formen. Der Ort hat ein etwas rauhes, aber alle Vorzüge der reinen Gebirgsluft in sich vereinigendes Klima. Das Alte Bad war schon im 13. Jahrh. bekannt, und gegen Ende des 17. begann man auch das

Digitized by Google

Neue Bad zu gebrauchen. Doch kamen die Anstalten in Verfall und hoben sich erst wieder, als Friedrich II. von Preußen 1766 die Bäder mit gutem Erfolg gebrauchte. Vgl. Langner, «Bad L.» (3 Thle., Glatz 1872). — Das Dorf und Schloß L. im gleichnamigen Bezirksamt Tirols, 78 Kilom. im Südwesten von Innsbruck, am Inn gelegen, hat eine schöne goth. Kirche und 1200 E., die einen starken Verkehr unterhalten. Der Ort zeichnet sich durch seine schöne Lage zwischen dem Inn- und Patznauthale aus, sowie dadurch, daß sich hier die zwei Straßen über das Wormser Joch nach Italien und über den Finstermünzpaß nach Innsbruck und Bregenz scheiden. In der Nähe liegen die Burgen L. und Schroffenstein.

Landenge, Landzunge, s. Halbinsel.

Lander (Richard), der Entdecker des untern Nigerlaufs, geb. zu Truro in Cornwall 8. Febr. 1804, sollte ebenso wie sein jüngerer Bruder John Buchdrucker werden, schloß sich aber 1825 dem Kapitän Clapperton an, als dieser im Auftrage der Regierung nach Afrika ging, drang mit ihm von der Bai von Benin aus bis nach Sokoto vor, wo Clapperton starb, und kehrte 1828 nach England zurück. Sein Bericht über die Clapperton'sche Reise (1829) bewog die brit. Regierung, ihn mit der Untersuchung des Nigerlaufs zu beauftragen. In Begleitung seines Bruders John führte er 1830 diesen Auftrag mit dem besten Erfolg aus. Es wurde ermittelt, daß der Kowara (der untere Niger) in mehrern Armen in die Beninbucht fällt. (S. Niger.) Von Negern gefangen und an einen Sklavenhändler verkauft, wurden die Brüder L. nach Cap Formosa gebracht und dort von einem Schiffsherrn aus Liverpool ausgelöst. Sie gingen nun nach England zurück, wo sie im Juni 1831 anlangten und ihr «Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger» (3 Bde., Lond. 1832; 2. Aufl. 1845; deutsch, Lpz. 1833) ausarbeiteten, und unternahmen dann 1832 mit einer von liverpooler Kaufleuten ausgerüsteten Expedition eine abermalige Beschiffung des Kowara, die ein trauriges Ende nahm. Auf einem Ausfluge den Braßfluß hinauf wurden die Reisenden 20. Jan. 1834 von den Negern überfallen und zur Flucht genöthigt. L. trug eine Schußwunde an der Hüfte davon, in deren Folge er nach seiner Ankunft auf der Insel Fernando Po 6. Febr. 1834 starb. Eine Beschreibung dieser unglücklichen Expedition von den Begleitern Laird und Oldfield erschien zu London 1835 in zwei Bänden. — Der jüngere Bruder Richard's, John L., geb. 1807, hatte eine Buchdruckerei in Truro eingerichtet, erhielt nach seiner Rückkehr eine Anstellung beim Zollamt und starb 16. Nov. 1839.

Landes (les Landes) heißen in Frankreich die längs der Küste des Biscayischen Meerbusens zwischen der Gironde und den Pyrenäen in einer Länge von 230 Kilom. und in Dreiecksform 50—90 Kilom. landeinwärts sich erstreckenden Sandflächen, welche, unmittelbar am Meere von Salzlachen, Seen und hohen Dünen, im Innern von Heiden, Morästen, hier und da von Weidestrecken und von Oasen mit Fichten und einigen Weilern unterbrochen, einen der ödesten und traurigsten Flecke Europas bilden. Das Ganze hat einen Inhalt von 7213 QKilom. Die mit Schilf eingefaßten Küstenseen (étangs), wie die von Hourtins und Carcans (53,7 QKilom.), von Lacanau (16 QKilom.), von Arcachon (143,5 QKilom.), von welchem ein 50 Kilom. langer Kanal nach dem Etang von Mimizan führt, und welcher der einzige mit dem Meer in Verbindung stehende Etang ist, der von Cazau und Sanguinet (51,5 QKilom.), der von Biscarosse und Parentis (25 QKilom.), der von St.-Julien, der von Léon (3,5 QKilom.), wo das südlichste durch Dünen verschüttete Dorf liegt, der von Soustons (3,5 QKilom.), reichen sämmtlich in größere Tiefe, als der Ebbestand ist, und sind also wol Reste des Meers, liegen aber mit ihrer Oberfläche einige 20 Mt. über dem Meeresspiegel; die kleinern, südlich gelegenen haben einen versandeten Abfluß zum Meere. Die Dünen sind 1,7 Kilom. breit, 32—70 Mt. hoch, zuweilen durch Thäler, sog. Lettes, zerschnitten und verändern stets ihre Gestalt durch den Wind, der sie jedes Jahr um etwa 20 Mt. weiter ins Land vorschreiten läßt. Das 1789 auf Necker's Veranlassung begonnene Besäen und Bepflanzen mit Fichten und Korkbäumen hat sich erfolgreich erwiesen. Hinter den dürren Dünenhügeln, unterhalb deren eine eisenreiche, feste Schicht liegt, entfaltet sich ein langer grüner Streifen und ein ungeheuerer Wald von Seefichten und einigen Weiden. Die Unfruchtbarkeit der dahinterfolgenden unabsehbaren Heiden hat ihren Hauptgrund in einer harten, aus Quarzsand bestehenden Bodenfläche. Braunrothes Heidekraut (daher Bienenzucht), Ginster und spärliches Moos bedecken den Boden der mehr oder weniger gewellten Flächen. Vier Monate im Jahre sind diese Ebenen zum Theil mit Wasser bedeckt. Die wenigen Bewohner, Parens genannt, in zerstreuten Dörfern im östl. Theile der L., sind gascogniſcher Abstammung. Sie führen ein rohes Leben, wohnen in elenden Hütten und laufen auf hohen Stelzen über die Sand- und Wasserflächen hin.

Digitized by Google

Das Departement L. (des Landes), nach dem der Gironde das größte und eins der volksärmsten Frankreichs, umfaßt die ehemaligen Landschaften Pays-des-Landes, Chalosse und Condomois von Gascogne, einen Theil von Bordelais und Guyenne und ein Stück von Béarn und zählt (1871) auf 9321 QKilom. 300,528 E. (gegen 306,693 im J. 1866 Abnahme 2,1 Proc.). Der Adour, welcher hier links den Gabas, Luy, Gave-de-Pau, rechts die aus dem Midou und der Douze gebildete Midouze aufnimmt, bildet die Naturgrenze zwischen dem bei weitem größern Theile im Norden, der fast ganz von Heideflächen, nur hier und da von oasenartigen Culturflecken eingenommen ist, und dem kleinern im Süden, einem Hügellande, auf dessen leichtem Kreideboden Weinberge (der Wein in Chalosse wird zu Branntwein verwendet), Mais-, Hirse- und andere Ackerfelder mit Ericasteppen abwechseln. Man gewinnt im Süden auch mancherlei Bausteine, Marmor, Mergel, Porzellanerde und viel Eisen. Von Bedeutung ist der große Wald des alten Aquitanien, der zwischen Dax und den großen Etangs fast 26 Kilom. Breite hat. Das Departement ist dadurch das waldreichste Frankreichs. Das Klima ist in den Heiden ungeachtet der Nähe des Meers ein wahres Continentalklima, eisig im Winter, glühend im Sommer. Neun Monate lang wird die Luft durch die Ausdünstungen stehender Gewässer verdorben. Die Industrie ist unbedeutend; man fertigt Leder, Tuch, grobe Wollzeuge, Segeltuch und Tischzeug und hat Eisenhütten. Der Handel wird durch die Schiffbarkeit des Adour, der Midouze, des Gave-de-Pau sowie durch die Nähe von Bayonne und die Eisenbahn gefördert, welche von Bordeaux nach dem Etang d'Arcachon und von diesem südwärts über Dax nach Bayonne führt, mit Zweigbahnen nach Pau und Tarbes. Man züchtet Pferde und Rinder und führt hauptsächlich Schweine, Schafe, Schinken, Kork, Holz, Theer und Harz aus. Das Departement bildet die Diöcese des Bischofs von Aire und zerfällt in die drei Arrondissements Mont-de-Marsan, St.-Sever und Dax, in 22 Cantone und 331 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Mont-de-Marsan am Zusammenfluß des Midou und der Douze und an der Französischen Südbahn. Der gutgebaute Ort hat 8615 E., einen Gerichtshof erster Instanz, einen Assisenhof und ein Friedensgericht, ein Lyceum, ein Seminar für Lehrerinnen, eine öffentliche Bibliothek, eine Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst, eine andere für Landwirthschaft und Gewerbe, ein Theater, Promenaden, einen Gesundbrunnen und ein Entrepôt des Wein- und Branntweinhandels von Bayonne. Außerdem sind zu nennen die Städte Dax (s. d.) und Aire (s. d.).

Landeshoheit oder **Landesherrlichkeit**. Landesherr im allgemeinen soviel als Fürst, Beherrscher eines Landes, war eine vorzugsweise in den einzelnen Territorien (Ländern) des alten Deutschen Reichs gewöhnlich gewordene Bezeichnung. Die Herzogthümer, Mark- und Landgrafschaften, auch einfachen Fürstenthümer und Reichsgrafschaften, früher bloße Reichsämter, die von den Königen verliehen wurden, hatten sich allmählich theils durch das Erblichwerden der Aemter und Lehen, theils dadurch, daß die großen Vasallen eine bedeutende Anzahl von eigentlich dem König vorbehaltenen Rechten (Regalien) an sich brachten, in fast unabhängige, mit beinahe allen Attributen der Souveränetät ausgestattete Besitzthümer regierender Familien verwandelt. Dieses Verhältniß, welches gleichermaßen, die Erblichkeit abgerechnet, in den geistlichen Ländern platzgriff, pflegt man, im Gegensatz zu der frühern blos amtsmäßigen Stellung der Betheiligten, als L. und Landesherrlichkeit zu bezeichnen. Hauptsächlich seit dem 13. Jahrh. hat sich die L. ausgebildet und nach und nach die Einheit des Reichs zerbröckelt, bis dann nach den Revolutionskriegen zu Anfang des 19. Jahrh. ein großer Theil dieser Landesherrschaft durch die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer und die Mediatisirung vieler Dynastien unterging (1803—6) und die übrigbleibenden eine Art Souveränetät erlangten, dann aber 1866 und 1871 wieder zu dem neuen Deutschen Reiche verbunden wurden. Landesherr und L. wird jetzt gewöhnlich gleichbedeutend mit Souverän und Souveränetät gebraucht. Vgl. Berchtold, «Die Entwickelung der L. in Deutschland» (Bd. 1, Münch. 1863).

Landeshut, Kreisstadt des Regierungsbezirks Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien, am Bober, der hier den Zieberbach aufnimmt, und an der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn, in einem schönen, 400 Mt. hohen Thale am Fuße des Landeshuter Kamms gelegen, mit (1875) 5817 E., welche Flachsspinnerei, Weberei, Bleicherei, Schuhmacherei und einen beträchtlichen Handel mit Leinwand treiben, verdankt ihren Ursprung einem schon 1249 vorhandenen Flecken, zu dessen Schutze gegen Böhmen Herzog Bolko I. auf dem nahen Buchberge 1286 eine Burg, «des Landes Hut» genannt, erbauen ließ. Der Ort erhielt 1292 Stadtrecht und 1296 Mauern, die erst in neuerer Zeit abgetragen worden sind. Die luth. Dreifaltigkeitskirche, auf einem Berge dicht bei der Stadt sehr malerisch gelegen und 1711—20 erbaut, ist eine der sechs Gnadenkirchen, welche Kaiser Joseph I. den schles. Protestanten zu errichten

Digitized by Google

gestattete. L. wurde, nächst dem Gefecht im zweiten Schlesischen Kriege, 23. Mai 1745, wo Winterfeld 7000 Oesterreicher unter Nadasdy mit nur halb so viel Preußen schlug, im Siebenjährigen Kriege durch die zwei Gefechte vom 24. Aug. und 15. Dec. 1757, besonders durch den Ueberfall 23. Juni 1760 denkwürdig, in welchem Loudon den größten Theil des preuß. Heers unter Fouqué (s. d.) aufrieb und diesen selbst gefangen nahm. Unweit L. liegt Grüssau mit dem Schlesischen Escorial, einer ehemals reichen, gefürsteten Cistercienserabtei, die 1242 gestiftet und 1810 säcularisirt wurde. In der prächtigen Kirche befinden sich die Gruft der Herzoge von Schweidnitz, die größte und schönste, 1874 restaurirte Orgel Schlesiens mit 2606 zum Theil silbernen Pfeifen und mit Gemälden von Willmann. Vgl. Perschke, «Beschreibung und Geschichte der Stadt L.» (Bresl. 1829). — Der Kreis L. zählte 1875 auf 397 QKilom. 49,126 E.

Landesverrath bezeichnet nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch einen Inbegriff verrätherischer Handlungen von theils kriegerischem, theils nichtkriegerischem Charakter, die einen Angriff auf die äußere Stellung oder Sicherheit des Reichs (oder eines Bundesstaats), auf den Staat als völkerrechtliches Subject enthalten. Man spricht demnach von militärischem L. bei Veranlassung eines Kriegs gegen das Reich von seiten eines Inländers (Reichsangehörigen) oder Schutz im Bundesgebiet genießenden Ausländers; bricht demzufolge Krieg aus, so wird L. mit lebenslänglichem, sonst mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Wer ferner während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Kriegs als Deutscher die Waffen gegen das Reich trägt, wird theils mit Zuchthaus (oder Festungshaft) von 2—10 Jahren, theils lebenslänglich bestraft. Deutsche und obenbezeichnete Ausländer, welche einer feindlichen Macht Vorschub leisten (z. B. durch Betheiligung an einer feindlichen Staatsanleihe) oder den Truppen des Reichs Nachtheil zufügen, trifft Zuchthaus von 1—10 Jahren (oder Festungshaft); dagegen lebenslängliches Zuchthaus bei gewissen im §. 90 genannten Handlungen (z. B. Spionage). Andererseits zerfällt der sog. diplomatische L. in Verrath an Staatsgeheimnissen, an staatlichen Beweisurkunden, in Staatsgeschäften, bedroht mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren. Noch strengere Bestimmungen enthalten für im Felde begangenen L. (Kriegsverrath) die §§. 57—61 des Deutschen Reichs-Militärstrafgesetzbuchs. (S. Hochverrath.)

Landesverweisung, s. Verbannung.

Landfriede. Da der Gottesfriede (s. d.) nicht ausreichte, den Frieden des Reichs wiederherzustellen, suchte auch die weltliche Gewalt durch Gesetze für denselben zu sorgen und dem Fehdewesen wie dem Faustrechte (s. d.) Schranken zu setzen. Man hat hierbei zu unterscheiden 1) die gesetzlichen oder gemeinen L., in welchen das Fehderecht anerkannt und näher bestimmt wurde. Schon Konrad II. und Heinrich III. hatten dahin gerichtete Gesetze gegeben, jedoch nur gegen ungerechte Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechtem Grunde, welche den Freien verstattet blieb. In den Bürgerkriegen der nachfolgenden Zeit wurden indessen die Privatfehden immer häufiger und die Straßen unsicherer als je. Wiewol Kaiser Heinrich V. 1121 zu Würzburg eine Erneuerung jener Gesetze zu Stande gebracht hatte, so mußten sich doch die staufischen Kaiser darauf beschränken, die Selbsthülfe in Bezug auf die öffentliche Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Kaiser Friedrich I. setzte 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg fest, daß der, den man aus gerechter Ursache befehden wolle, bei Strafe der Ehrlosigkeit wenigstens drei Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dieses sog. Absagen, welches mittels eines Fehdebriefs geschah, fand noch am leichtesten Eingang, da man es für ritterlich und edel hielt, nur den im Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit aber, die hierdurch jedem, dem nicht abgesagt war, gewährt wurde, nannte man den L. Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleits (s. d.). Zwar verbot König Philipp von Schwaben 1201 in dem Gesetze gegen Friedensbrüche alle Erpressungen von den Reisenden auf das strengste, und ähnliche Gesetze erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz; doch die Unruhen im Reiche verhinderten die Kaiser, diesen Gesetzen Nachdruck zu geben. Daher mußten die Unterthanen und vor allem die Städte, denen in Hinsicht des aufblühenden Handels am meisten an der Sicherheit des Verkehrs gelegen war, selbst dem Uebel zu steuern suchen. Zu diesem Zwecke entstanden der Bund der Hansa (s. d.) und der Rheinische Städtebund. In Oesterreich, Baiern, Meißen und Thüringen, wo die Fürsten die Zügel der Regierung kräftiger erfaßt, gelang es, den Gewaltthätigkeiten so ziemlich ein Ende zu machen; anderwärts stiegen aber die Unordnungen und Unsicherheiten aufs äußerste, sodaß viele Hunderte von Rittern lediglich vom Raube lebten. Kaiser Rudolf von Habsburg brachte es wenigstens dahin, daß auf dem Reichstage zu Würzburg 1287 die Stände alles Fehden auf drei Jahre verboten, allein dieser 1291 zu Speier

Digitized by Google

auf sechs Jahre verlängerte L. war mit seinem Tode auch sogleich vergessen, sodaß sein Nachfolger Adolf von Nassau Mühe hatte, für denselben 1293 zu Köln wieder drei Jahre verwilligt zu erhalten. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein strenges Gesetz gegen alle Friedensbrüche, unter welchem Namen auch andere schwere Verbrechen begriffen wurden. Ludwig der Baier beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Karl IV. gelang es so ziemlich, seinem 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten L. Gehorsam zu verschaffen. Doch diese wiederholten Gesetze machten zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit neue Verbindungen keineswegs überflüssig, durch welche die Beitretenden sich auf bestimmte Zeit verpflichteten, allen Fehden zu entsagen. Einen derartigen verabredeten L. der schwäb. Grafen und Städte bestätigte 1307 Albrecht I. zu Speier auf zwei Jahre, und zwar so, daß die nicht Beitretenden vom allgemeinen L. ausgeschlossen sein sollten. Einen ähnlichen Bund errichteten 1319 die rhein. Städte, den sie 1332 erneuerten. Ihrem Beispiele folgten viele andere Städte und Fürsten im Elsaß, in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Ueberall setzte man die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch.

Doch die hauptsächliche Ursache jenes Kriegs aller gegen alle lag in dem Mangel einer wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen die gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. So entstanden 2) die vertragsmäßigen, auf Zeit geschlossenen L. Es vereinigten sich die Städte, die in Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch sog. Austräge, d. i. schiedsrichterliche Aussprüche (Austrägalgerichte), entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in dem neuen Bunde, den die schwäb. Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwig's des Baiern eingingen, dem die Pfalzgrafen beim Rhein und andere Fürsten beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Indeß arteten auch diese Verbindungen, besonders gegen das Ende des 14. Jahrh., auf das verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Verbündeten auch in allen andern Angelegenheiten einander beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten bestanden, lösten sich bald in zwei feindliche Parteien auf, da die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zölle und Geleite sowie die der Fürsten über die Städte wegen der Aufnahme von Pfahlbürgern (s. d.) u. s. w. stets unerledigt blieben. So schlossen die schwäb. Städte 1376 den sog. Großen Bund gegen den Bischof Gerhard von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und den von Hohenlohe und führten offenen Krieg gegen sie. Auch die Fürsten und Herren traten nun hauptsächlich mit gegen die Städte zusammen, und so entstanden die Gesellschaft vom Leuen, die von St.-Wilhelm und St.-George, die mit den Hörnern u. s. w. Bisweilen schlossen diese Gesellschaften auch mit den Städten Bündnisse, aber diese Verbindungen waren nie von Dauer. So schlossen sieben der vornehmsten Städte am Rhein 1381 einen solchen Bund, dem der Schwäbische Bund und bis zum J. 1384 fast alle Städte Baierns, Frankens, Schwabens und am Rhein beitraten. Der Bund war stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; dennoch verbündeten sich mit demselben auf kaiserl. Befehl 1384 viele Fürsten auf vier Jahre und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert wurde, fast alle übrigen. Bei alledem sahen die Städte immer ihre Verbindung untereinander für enger an als die mit den Fürsten. Ueberdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten fortwährend widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der Schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen den Herzog Leopold von Oesterreich leistete. So brachen 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus, die mit abwechselndem Glücke geführt wurden. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ er seine Völker zum Fürstenheere stoßen, sodaß die Städte sich genöthigt sahen, nachzugeben. Hierauf wurde 1389 der L. zu Eger auf sechs Jahre errichtet, der aber erst durch den Vertrag zu Heidelberg seine Wirkung erhielt. Für jeden der vier Bezirke Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland wurden schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, bestehend aus vier fürstl. und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, den der Kaiser ernannte. Doch nach Ablauf des Egerschen L. kehrte die alte Zwietracht wieder. Im Anfange des 15. Jahrh. verbanden sich die schwäb. Prälaten, Grafen und Edeln zu der Gesellschaft von St.-Georgenschild, die unter der Begünstigung des Kaisers Sigismund seit 1422 an Ausdehnung so gewann, daß sie bald als öffentlich anerkannte Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ward.

Digitized by Google

Ueberhaupt waren die Stände im 15. Jahrh. geneigter zum Frieden und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten und dann von den Türken erschien. Kaiser Sigismund errichtete 1431 einen allgemeinen L. auf die Dauer des Hussitenkriegs, und Albrecht II. setzte sogar 1438 einen dem Namen nach ewigen L. durch, der aber bald vergessen wurde. Friedrich III. mußte sich begnügen, den L. wie seine Vorgänger auf etliche Jahre zu befestigen. Der von diesem Kaiser zu Frankfurt geschlossene letzte L. wurde insofern von Wichtigkeit, als er die Wiederherstellung des Schwäbischen Bundes zu Eßlingen 1488 zur Folge hatte, indem die schwäb. Städte mit der Gesellschaft vom St.-Georgenschild sich verbanden. Zuletzt erkannte man immer allgemeiner, daß die Einigungen, in welchen nur auf Zeit dem Fehderecht entsagt wurde, nicht hinreichten, und daß diesem Rechte selbst ein Ende gemacht werden müsse. Diesem Zwecke dienten 3) die ewigen L. Der Reichstag zu Worms erzwang 1495 vom Kaiser Maximilian I. den von Reichs wegen zu handhabenden Ewigen L., der jede Art Selbsthülfe bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes verbot. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, dessen Beisitzer der Kaiser und die Reichsstände wählten, eingesetzt, das Reichskammergericht (s. d.), vor welches alle Streitigkeiten mit Reichsunmittelbaren gebracht werden sollten. Kürzere Dauer als dieses hatte das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment, eine stehende Behörde, welcher die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des L. im Namen des Kaisers anvertraut war. Obgleich aber die Stände dem Verlangen nach einer festern bürgerlichen Ordnung durch bewaffnete Handhabung des L. nachkamen, so dauerte das Fehderecht doch bis in die Mitte des 16. Jahrh. Viele Bündnisse wurden daher noch für Handhabung des L. geschlossen, und der Schwäbische Bund löste sich erst um 1530 auf. Dagegen bestanden der Ewige L. und das Kammergericht bis zum Untergange des Deutschen Reichs. Vgl. Stobbe, «Geschichte des Deutschen Rechts» (Braunschw. 1860); Michelsen, «Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der L.» (Nürnb. 1863); Busson, «Zur Geschichte des großen Landfriedenbundes deutscher Städte» (Innsbr. 1874); Eggert, «Studien zur Geschichte der L.» (Gött. 1875). — Seit dem Wegfalle des Fehdewesens versteht das Strafrecht unter Landfriedensbruch gewöhnlich nur noch eine öffentlich vollbrachte Gewaltthätigkeit, welche von mehrern zusammengerotteten Urhebern an Personen oder Eigenthum verübt wird. So das Reichsstrafgesetzbuch (§. 125), welches Gefängniß nicht unter drei Monaten, den Rädelsführern sowie denjenigen, welche Gewaltthätigkeiten gegen Personen begangen oder Sachen geplündert, vernichtet oder zerstört haben, Zuchthaus bis 10 Jahre androht. Der §. 126 dagegen betrifft den neuern (modificirten) Begriff des alten Landzwangs: «Wer durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens den öffentlichen Frieden stört, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahr bestraft».

Landgerichte. Nach der Verfassung des ehemaligen Deutschen Reichs konnte der Kaiser auch über mittelbare Mitglieder des Reichs in Concurrenz mit deren ordentlicher Obrigkeit eine Jurisdiction erster Instanz ausüben. Diese Gerichtsbarkeit wurde bisweilen in gewissen Districten einem besondern Richter verliehen, der alsdann in dem ihm angewiesenen Bezirke sowol über mittelbare als unmittelbare Personen und Güter Recht sprechen konnte, jedoch der Appellation an den Kaiser unterworfen blieb. Dieser Richter war der comes, Graf (greve des Sachsenspiegels). Hinsichtlich der Gerichtsbarkeit standen die Hof- oder Pfalzgerichte und die L. gleich. Die kaiserlichen L. kamen aber später, je mehr die Territorialgerichtsbarkeit sich geltend machte, in Wegfall. Am längsten und noch über die Zeit des Westfälischen Friedens hinaus hatten sich zwei derselben erhalten, das kaiserl. Hofgericht zu Rottweil und das kaiserliche L. in Schwaben. Daneben gab es das im Lehensbesitze der Markgrafen von Brandenburg befindliche L. zu Ansbach und die von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg besetzten L. In neuerer Zeit verstand man in mehrern deutschen Einzelstaaten unter L. zumeist die über Districte des platten Landes gesetzten Untergerichte. Etwas anderes sind die L. des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Jan. 1877; nach §. 58—78, welche von den L. handeln, werden bei diesen Gerichten, welche mit einem Präsidenten und der erforderlichen Anzahl von Directoren und Mitgliedern zu besetzen sind, Civil- und Strafkammern gebildet. Vor die Civilkammern, einschließlich der Kammern für Handelssachen, gehören alle bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, welche nicht den Amtsgerichten zugewiesen sind; die Civilkammern sind auch die Berufungs- und Beschwerdegerichte in den vor den Amtsgerichten verhandelten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Die Strafkammern sind als erkennende Gerichte zuständig für die Vergehen, welche nicht zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehören; für diejenigen Verbrechen, welche mit Zuchthaus von höchstens fünf Jahren bedroht sind u. s. w.; ferner für die Ver-

Digitized by Google

handlung und Entscheidung über das Rechtsmittel der Berufung gegen Urtheile der Schöffengerichte. Die L. entsprechen also ziemlich den frühern preuß. Kreis-, resp. Stadtgerichten, sächs. Bezirksgerichten u. s. w. (S. Oberlandesgerichte.)

Landgraf, s. Graf.

Landgut heißt im allgemeinen ein Grundbesitz mit Ackerbaubetrieb. Zu den Landgütern in diesem Sinne gehören daher ebenso wol die großen Güter, welche den Eigenthümer oder Pächter schon durch die Oberleitung des landwirthschaftlichen Betriebes hinreichend beschäftigen, als die mittlern, deren Besitzer nicht nur die Oberleitung führt, sondern sich auch an den wirthschaftlichen Arbeiten betheiligen muß, und endlich die kleinern und kleinsten, welche der Besitzer mit seiner Familie allein bewirthschaftet, und die sogar so klein sein können, daß ihr Ertrag nicht für die Existenz ausreicht, sondern nur als Nebenerwerb betrachtet wird. Wo eine dichte Bevölkerung vorhanden ist und der Landbau sehr intensiv betrieben werden muß, sind meist nur mittlere und kleinere Landgüter vorhanden. In weniger bevölkerten Landstrichen überwiegen dagegen meistens die großen Güter (Latifundien). Ob die große oder die kleine Landwirthschaft vorzuziehen sei, ist eine Frage, die sich nicht allgemein, sondern nur unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse für einzelne Länder und Districte entscheiden läßt. Dieselbe löst sich im Laufe der Zeit von selbst, sobald der Staat durch die Gesetzgebung nicht hindernd eintritt, namentlich nicht die Vereinigung kleinerer Güter zu größern und die Theilung größerer in kleinere verbietet oder beschränkt. Im engern Sinne bezeichnet man als Landgüter auf dem Lande belegene Besitzungen, sowol ländliche Wirthschaften als Villen.

Landi (Gasparo Cav.), Historienmaler, wurde zu Piacenza 1756 geboren. Obwol in der Schule des Manieristen Battoni zu Rom gebildet, hatte er sich doch durch eifriges Studium der großen Meister des 16. Jahrh., zumal der Venetianer, eine gewisse Reinheit des Stils und insbesondere ein ausgezeichnetes Colorit angeeignet. Schon früh bekleidete er die Stelle eines Directors der Abtheilung für Malerei an der Akademie von San-Luca in Rom. Im J. 1817 wurde er Präsident derselben, welche Würde er bis an seinen Tod (24. Febr. 1830) behielt. L. gilt mit Sabatelli, Podesti, Camuccini u. a. für einen der Begründer der neuern ital. Malerei, obwol er neben bedeutenden Verdiensten, zumal in der Färbung, wie die übrigen Neuitaliener unter franz. Einfluß an einem etwas hohlen Pathos und Mangel in der Erfindung leidet. Berühmt waren seine Porträts. Von seinen histor. Gemälden sind seine berühmtesten eine Beisetzung und eine Himmelfahrt Mariä, im Dome zu Piacenza, ferner Jesus auf Golgatha und Tobias und Sarah, Oedipus auf Kolonos und Maria Stuart verläßt Frankreich.

Landino (Cristoforo), einer der einflußreichsten ital. Gelehrten des 15. Jahrh., hochverdient um die Wiederbelebung der Dante-Studien in Italien, geb. zu Florenz 1424, widmete sich in Volterra und Florenz, wo er Cosimo dei Medici empfohlen wurde, dem Studium des Alterthums. Er ward 1457 Professor der Rhetorik und Poetik zu Florenz, hierauf zugleich Lehrer von Lorenzo und Giuliano dei Medici. Auch Angelo Poliziano ist durch L. gebildet worden. Später wurde er auch zum Secretär der florentiner Signorie ernannt; 1497 zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. Er schrieb Commentare zu Virgil, Horaz, übersetzte des Plinius Naturgeschichte, lat. Gedichte u. a. m. Am werthvollsten und noch immer nicht veraltet sind seine «Disputationes Camaldulenses» (Flor. 1475; Straßb. 1508), namentlich aber sein umfassender Commentar zu Dante's «Göttlicher Komödie» (herausg. von Nicholo di Lorenzo della Magna, Flor. 1481; 27. Aufl., Veneb. 1596), welcher noch immer ein unentbehrliches Hülfsmittel für das eingehendere Studium Dante's bildet. Zur Belohnung dafür schenkte ihm die florentiner Signorie ein in Borgo alla Collina auf dem Walle gelegenes Thurmhaus, worin er begraben liegt. L. starb 1504 in Prato vecchio.

Landkarten. Das möglichst ähnliche Bild der Erdoberfläche oder eines Theils derselben, durch Zeichnung in einer Ebene dargestellt, nennt man Karte, die Wissenschaft der Kartenbearbeitung, basirt auf die Principien der Projection (s. d.), also die Lehre und die Kunst, Karten zu entwerfen und auszuführen, Kartographie. Je nach dem größern oder kleinern Maßstabe und der davon abhängigen Darstellungsweise, dem Zweck und Inhalt entsprechend, unterscheidet man topogr. und geogr. oder L., letztere wol auch kurzweg Karten genannt. Während auf der topogr. Karte größten Maßstabes alle Objecte, welche in der Natur zu Tage treten, einschließlich der Unebenheiten des Erdbodens, in derselben Verbindung und Folge, möglichst auch nach ihrem Grundriß, zum Ausdruck gelangen müssen, welche Darstellungsweise ihre Begrenzung in der Verjüngung der topogr. Generalkarte von etwa 1 : 500,000 findet, kann die L. in dem kleinern Maßstabe die vorkommenden Objecte und Terraingegenstände weder

Digitized by Google

alle gleichzeitig geben, noch nach Form und Umfang geometrisch richtig ausdrücken, sondern muß sich dafür besonders angenommener Zeichen bedienen. Die Verjüngung der L., abwärts von 1 : 500,000 der natürlichen Länge, ist sozusagen eine unbegrenzte, und je nach der Größe der Darstellung spricht man von Specialkarten (früher wol auch chorogr. Karten genannt), General- oder Uebersichtskarten, Planiglobien und Universal- oder Weltkarten. Nach dem besondern Gebrauche, welchem eine L. dienen soll, welcher durch das Ausscheiden oder Hervorheben bestimmter Elemente erreicht wird, unterscheidet man je nach dem vorwaltenden Stoffe Gebirgs- oder orogr. Karten, hypsometr. Karten, Fluß- oder hydrogr. Karten, physik., geolog., ethnogr., zoolog., botan., histor., statist. Karten und Industriekarten, ferner See-, Post-, Eisenbahn- und Straßenkarten u. s. w. Hand-, Schul- und Wandkarten dienen ebenso den schon in der Benennung liegenden Zwecken und unterscheiden sich durch das Format. Eine systematische Sammlung von Karten heißt Atlas (s. d.).

Da die L. die Objecte, welche sie bringt, nach ihrer Anordnung im horizontalen und verticalen Raume versinnlichen soll, so hat die Kunst des Kartographen besonders drei große Schwierigkeiten zu überwinden: die Sphäroidalgestalt der Erde, den Wechsel von Hoch und Tief, und die gebotene Verkleinerung im Bilde. Das Problem, das Sphäroid oder einen Theil desselben auf einer Fläche zu vergegenwärtigen, wird durch die Projection zu lösen gesucht. Die Wahl derselben richtet sich nach dem Zwecke oder nach dem Maßstabe der Karte. Für Seekarten dient gewöhnlich die Mercator'sche Projection, für vergleichende Darstellungen auf ganzen Hemisphären hat man neuerdings vorzugsweise die homalographische angewendet. Am häufigsten sind im Gebrauch: die ältere Flamsteed'sche für äquatoriale Gegenden (wie in unsern Atlanten gewöhnlich für Afrika); die Kegelprojection von de l'Isle für Theile der Erde, welche weniger als die Hälfte einer Hemisphäre einnehmen (wie in unsern Atlanten für die Einzelkarten der europ. Länder), die Bonne'sche oder modificirte Kegelprojection für größere Theile einer Halbkugel (z. B. für das Blatt über Asien). Noch schwieriger ist es gewesen, für die Wiedergabe der Unebenheiten der Erdoberfläche, das orogr. Element, einen gesetzmäßigen Ausdruck zu finden. Auf ältern Karten wurden die Gebirge durch in landschaftlicher Perspective gehaltene Haufen oder raupenartig sich hinziehende Höhenschraffen nur höchst mangelhaft angedeutet. Einen Fortschritt bekundete die sog. Altfranzösische Manier der Terrainzeichnung, nach welcher die Terrainbilder nur einseitig, gewöhnlich von Nordwesten her, beleuchtet erscheinen. Erst durch die Einrichtung ausgedehnter Landesaufnahmen gegen Ende des 18. Jahrh. kam mehr mathem. Richtigkeit und Vollständigkeit in die L., und ganz besonders war es die Terrainzeichnung, welche durch Lehmann's Theorie des Situationszeichnens (s. d.), durch Messung zahlreicher Höhenpunkte und die darauf folgende Construction von äquidistanten Niveaulinien in die topogr. Aufnahmeblätter eine sichere Unterlage erhielt. Diese Fortschritte auf dem Gebiete der darstellenden Topographie wurden schrittweise in die L. aufgenommen, welche seitdem immer vollkommener und lesbarer wurden. Gute L. sind eins der wichtigsten Hülfsmittel der Erdkunde. Ihre Vervielfältigung geschieht vermittels des Kupferstichs oder durch Lithographie. Doch werden L. auch auf Zinn und Stahl gestochen, in Holz geschnitten und sogar auf der Buchdruckerpresse hergestellt. Ein neueres Verfahren für die Vervielfältigung ist die Heliogravüre. (S. Heliographie.)

Was die Geschichte der L. betrifft, so sind die Fortschritte in der Kartographie, wie nicht anders möglich, stets durch die Fortschritte der Erdkunde und der Geodäsie bedingt gewesen. Die Alten konnten demnach L. in unserm Sinne noch nicht besitzen. Die Milesier Anaximander (gest. 547 v. Chr.), Hekatäos und Aristagoras (um 500 v. Chr.) hatten Bilder der damals bekannten Welt auf Metallplatten zu entwerfen gesucht. Weitere Fortschritte bekunden die Arbeiten des Dikaiarchos (um 300 v. Chr.), der unter anderm Zeichnungen von Küstenvermessungen entwarf, die er in Griechenland unternommen. Hipparch, der größte Astronom des Alterthums, übertrug die Breiten und Längen des Himmels auf die Erde und führte die stereographische Projection ein. Marinos von Tyrus, der Begründer der mathem. Geographie, hat das Verdienst, daß er allen wichtigern Orten einen bestimmten Grad der Länge und Breite anwies. Auf ihn fußte Ptolemäus (s. d.), in welchem die geogr. Wissenschaft des Alterthums ihren Höhepunkt erreichte. Die zu seinem Werke gehörigen Karten wurden nicht von ihm selbst, sondern von Agathodämon (gewöhnlich ins 5. Jahrh. n. Chr. gesetzt) angefertigt. Die Römer hatten Länderzeichnungen in ihrem Staatsarchiv. Cäsar nahm an den Vermessungen mehrerer Provinzen theil und entwarf selbst L. Eine merkwürdige Probe einer römischen L. ist in der aus dem 5. Jahrh. herrührenden Peutinger'schen Tafel erhalten. (S. Peutinger.)

Digitized by Google

Im frühern Mittelalter erscheinen dagegen die bildlichen Darstellungen der Erdfeste ebenso dürftig wie die Vorstellungen vom Bau der Welt. Die ersten Weltkarten des christl. Mittelalters sind Radkarten ohne jede Projection, mit dem Mittelpunkte Jerusalem. Die Araber, unfähig die Arbeiten ihrer Astronomen für die Kartographie zu benutzen, blieben in ihren Darstellungen der Erdoberfläche weit hinter Ptolemäus zurück, wie dies unter anderm die auf uns gekommenen Karten des Edrisi (um 1154) bekunden. Aber auch die Abendländer machten nur sehr geringe Fortschritte, und erst infolge der Erfindung des Compasses trat hier seit Anfang des 14. Jahrh. plötzlich eine neue Epoche ein. Man zeichnete nun sog. Compaßkarten, auf denen der Seemann die Küstenumrisse, nicht wie wir auf ein Netz, sondern in eine Art von Spinngewebe eintrug, dessen Fäden im Compaßsterne zusammenliefen. Die ersten Karten dieser Art verfaßten Italiener und Catalanen. Die älteste bekannte ist die des Marino Sanuto (1306—24), die merkwürdigste das sog. «Catalonische Weltgemälde» eines Anonymus von 1375. Fortschritte zeigen im 15. Jahrh. die Karten des Venetianers Fra Mauro. Inzwischen waren mit dem Aufleben der altclassischen Studien auch die Werke Ptolemäus' mit den Karten des Agathodämon wieder zur Verbreitung gelangt und dessen Ortsbestimmungen bei der Entwerfung von K. benutzt worden (wie z. B. vom Cardinal d'Ailly).

Während in der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche im 14. und 15. Jahrh. die seefahrenden Völker des Mittelalters, insbesondere die Italiener, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. deren Schüler, die portug. und span. Lootsen, die erste Stelle einnahmen, begann um die Mitte des 16. Jahrh. die Herrschaft der deutschen Kartenzeichner, die am Schlusse des 16. Jahrh. an die Niederländer überging, denen sie das ganze 17. Jahrh. verblieb. Von Wichtigkeit war das Wirken des Martin Behaim (s. d.), der 1492 einen Erdglobus verfertigte. Joh. Stöffler (gest. 1530) und nach ihm der Nürnberger Joh. Werner führten nach dem Vorbilde der alten Geographen das stereographische Gradnetz ein. Noch weitere Fortschritte führte Mercator (s. d.) herbei, der Erfinder der nach ihm benannten Projection (1561). Postell wandte 1581 für nördl. und südl. Halbkugelbilder zuerst den noch üblichen stereographischen polaren Entwurf an. Sonst erwarben sich um jene Zeit noch Petrus Apianus (Weltkarte von 1515), Seb. Münster, Albrecht Ortelius und der genannte Mercator um das Landkartenwesen große Verdienste. Die gewöhnlichsten Atlanten waren im 15. und 16. Jahrh. die Karten des Ptolemäus. Auch die großen Atlanten der beiden Rivalen Jansson (seit 1636) und Blaeu (s. d.) legen im ganzen noch die Karten des Ptolemäus zu Grunde, wenn auch schon im 16. Jahrh. von einzelnen Ländern bessere selbstständige Arbeiten vorlagen. Dahin gehören einzelne Blätter in des Bellarius «Speculum totius Germaniae» (1575), Henneberger's Karte von Preußen (1584) und der Atlas von Baiern des jüngern Apianus (gest. 1584). Letzterer beruht zum Theil auf geometr. Aufnahmen und kann als erster Versuch einer topogr. Karte bezeichnet werden.

Die Fortschritte, welche die Astronomie im 17. Jahrh. gemacht, wurden zuerst in Frankreich (Picard, Lahire, besonders Dominique Cassini) für die Verbesserung der K. benutzt. Wesentliche Fortschritte zeigen bereits die Karten von Delisle (1700—25), noch mehr die des gelehrten und kritischen d'Anville (gest. 1782). Diesen reihen sich an Buache, später Jomard, Malte-Brun, Walckenaer. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde mit Desbarres, Rennel, Arrowsmith (gest. 1823) England Sitz der darstellenden Geographie, wo sich infolge der Verhältnisse allmählich der größte Schatz urkundlicher Nachweise für den Kartenzeichner angesammelt hatte. Inzwischen war in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege auch auf diesem Gebiete geistige Verödung eingetreten. Die Wiederbelebung der Kartographie hat man hier Homann (s. d.) zu verdanken, der seit 1710 zu Nürnberg arbeitete, und dessen Karten bis gegen Ende des Jahrhunderts in Deutschland das allgemeinste Ansehen genossen. Natürlich war man nur auf Wiederholung fremder Originale angewiesen, da in Deutschland für genauere Landesaufnahmen nur sehr wenig geschehen war und die vorhandenen bessern Karten aus militärischen Gründen sogar geheimgehalten wurden. Ein vollständiger Umschwung in der Kartographie bereitete sich im letzten Viertel des 18. Jahrh. vor, indem einerseits, nach dem Vorgange Frankreichs, fast alle europ. Länder im militärischen, administrativen und anderweitigen Interesse planmäßig vermessen und aufgenommen, andererseits die außereurop. Erdtheile durch wissenschaftliche Forschungsreisen mehr und mehr aufgeschlossen wurden. Die erste geometr. und topogr. Karte erhielt Frankreich durch Cassini (s. d.); dieselbe wurde 1793 vollendet. Ueber die übrigen Unternehmungen dieser Art, von denen mehrere auch in künstlerischer Beziehung als Meisterstücke der neuern Kartographie zu betrachten sind, hat Sydow («Der kartogr. Standpunkt Europas» in Petermann's «Mittheilungen», Jahrg. 1857—71) kritisch berichtet.

Digitized by Google

Ein großer Theil derselben verdankt den Generalstäben der Armeen ihren Ursprung. In den Seestaaten, wie besonders in England, haben die hydrogr. Bureaux treffliche See- und Küstenkarten veröffentlicht. Unter den für ein größeres Publikum berechneten L. haben sich in neuerer Zeit besonders die von Berghaus, Stieler, Stülpnagel, Weiland, Grimm, Wörl, Sydow, Kiepert, Petermann, Lange, Ziegler, Mayr, Liebenow u. a. die allgemeinste Anerkennung erworben. Als die besten Atlanten für den Handgebrauch sind die von Kiepert (40 Blatt; neue Aufl., Berl. 1876 fg.), Stieler (zuerst Gotha 1817; neue Bearbeitung von Petermann, Berghaus und Vogel, 1878 fg.) und Lange (30 Blatt, Lpz. 1877) zu nennen. Mehrere Landkartenverleger, wie Perthes' Geographische Anstalt in Gotha, D. Reimer in Berlin, F. A. Brockhaus in Leipzig u. s. w. produciren schon seit langer Zeit nur solche L., welche auch in Bezug auf die Technik der Zeichnung, des Stichs und des Drucks allen Anforderungen genügen. Die neu erscheinenden Karten werden verzeichnet in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin» (1853 fg.), in Petermann's «Geogr. Mittheilungen» (Gotha 1855 fg.) und in der «Registrande des Großen preuß. Generalstabes» (Berl. 1858 fg.).

Ländler, auch Länderer und Dreher genannt, ein bei den Bewohnern des sog. Landels (des Landes ob der Ens in Oesterreich) sehr beliebter Tanz im Dreiachtel oder Dreivierteltakt, von fröhlichem Charakter und mäßig geschwinder Bewegung, zu welchem die ländler Bauern die Melodien meist selbst erfinden und in mannichfaltigen Veränderungen aus dem Stegreif vortragen und wozu gewöhnlich eine Clarinette, eine Geige und ein Baß als Begleitung dienen. In den Städten war dieser Tanz bis in den Anfang des 19. Jahrh. beliebt, und die geistreichsten Componisten, selbst Mozart und Beethoven, haben zahlreiche L. geliefert.

Landon (Letitia Elizabeth), engl. Dichterin, wurde 1802 zu Chelsea geboren und machte sich früh durch ihr poetisches Talent bekannt. Die Freundschaft William Jerdan's, Herausgebers der «Literary Gazette», eröffnete ihr die einflußreichsten literarischen Kreise Londons. Nach dem Tode ihres Vaters, eines Armee-Agenten, mußte sie sich und ihre Mutter durch ihre Feder ernähren. Sie schrieb unter den Anfangsbuchstaben L. E. L. «The improvisatrice» (Lond. 1824), welchem Buch eine Menge Gedichte in Zeitschriften und Almanachen folgten, die sich durch tiefes Gefühl und Melodie der Sprache auszeichnen; ferner die Romane «Ethel Churchill», «Francesca Carrara» und «Romance and reality». Anfang 1838 heirathete sie George Maclean, Gouverneur von Cape-Coast-Castle, und reiste bald darauf mit ihrem Gatten nach dem Capland ab. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurde sie, 16. Oct. 1838, todt in ihrem Zimmer gefunden, ein Fläschchen Blausäure in der Hand. Ihr «Life and literary remains» wurden von Laman Blanchard (Lond. 1840) herausgegeben. Vgl. auch W. B. Scott, «The poetical works of Letitia Elizabeth L. with an introductory memoir» (Lond. 1873).

Landor (Walter Savage), engl. Schriftsteller, aus einer alten in Warwickshire angesessenen Familie, wurde 30. Jan. 1775 auf dem Stammsitz Ipsley-Court geboren und gab schon auf der Universität Oxford 1795 ein Bändchen Gedichte heraus. Mit einem kleinen, ihm von seinem Vater ausgesetzten Jahrgelde zog er sich nach Wales zurück, wo er die ersten seiner «Imaginary conversations» schrieb. In der Folge erbte er ein ansehnliches Vermögen und hob bei Ausbruch des span. Freiheitskriegs 1808 auf eigene Kosten ein Truppencorps aus, welches er in das Hauptquartier des Vicekönigs von Galicien führte. Für diesen Dienst empfing er den Dank der Centraljunta in Cadix und das Patent eines span. Obersten, das er jedoch zurückschickte, als Ferdinand VII. den Absolutismus in Spanien wiederherstellte. Bald darauf begab sich L. nach Frankreich, 1815 aber nach Italien, wo er mit seltenen Unterbrechungen mehr als 30 Jahre zu Florenz lebte. Hier legte er die letzte Hand an seine «Imaginary conversations of literary men and statesmen», die 1824 in zwei (später in drei) Bänden herauskamen und wovon 1829 eine zweite Serie folgte. Sie enthalten neben manchen Paradoxen und Bizarrerien eine Fülle von tiefen und schönen Gedanken. Außer diesen «Gesprächen» hat man von L. noch das Gedicht «Gebir» (1798), in welchem sich Stellen von großer Schönheit finden, das Trauerspiel «Count Julian» (1812), den Briefwechsel «Pericles and Aspasia» (1836), Beiträge zum «Examiner», lat. Gedichte und anderes. Eine Ausgabe seiner Werke erschien 1846 in zwei Bänden (2. Aufl., 1852). Später veröffentlichte er noch eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel «The last fruit off an old tree» (Lond. 1853). Durch einen Proceß gezwungen, England zu verlassen, wandte er sich abermals nach Italien, wo er «Heroic idyls and other poems» (Lond. 1863) schrieb und 17. Sept. 1864 zu Florenz starb. Vgl. Forster, «Walter Savage L. A biography» (2 Bde., Lond. 1869). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien als «Walter Savage L.'s works and life» (Bd. 1—7, Lond. 1876).

Digitized by Google

Landrath heißt in Preußen (mit Ausnahme der Provinz Hannover und des Regierungsbezirks Hohenzollern-Sigmaringen) der Vorsteher der Kreisverwaltung, welcher als besoldeter Staatsbeamter einerseits die Staatsgewalt vertritt und andererseits dem Kreisausschuß und der Kreisvertretung vorsitzt. Früher wurde er aus den Rittergutsbesitzern des Kreises dem König zur Ernennung präsentirt, nach der neuen Kreisordnung (s. d.) muß der Candidat Grundbesitzer oder Amtsvorsteher im Kreise sein. Durch die Gesetzgebung der neuesten Zeit ist seine persönliche Machtvollkommenheit nach unten hin beschränkt, wogegen der Kreisausschuß erweiterte Befugnisse erhalten hat und die Abhängigkeit des L. von der Bezirksregierung und dem Minister des Innern geringer geworden ist. Aehnliche Stellungen haben die Landräthe in Schwarzburg, die Kreisräthe in Hessen und Waldeck, die Kreisdirectoren in Anhalt und Braunschweig u. s. w. In Mecklenburg wird das ständische Directorium von acht Landräthen als Vertretern des eingeborenen oder recipirten Adels, den drei Erblandmarschällen und einem Vertreter der Stadt Rostock gebildet; auch gehören dem Engern Ausschuß der Ritter- und Landschaft zwei Landräthe neben drei ritterschaftlichen und vier städtischen Deputirten an.

Landrecht ist ein schon im Mittelalter üblicher Ausdruck, der alle Rechtsnormen begreift, welche einestheils nicht Stadtrecht enthalten, anderntheils nicht Lehnrecht. Das klarste Bild des L. gibt das Sächsische L. (Sachsenspiegel genannt). Dasselbe enthält nur Rechtsnormen, die auf dem platten Lande in Uebung waren. Seit dem 13. Jahrh. entstanden L. in den Territorialgesetzgebungen, z. B. das Oesterreichische L. vom Ende des 13. Jahrh., das Bairische L. von 1346, die 24 friesischen L., das Kulmer L. von 1394, das Rheingauische L. aus dem 14. und 15. Jahrh., das Ditmarscher Landrecht u. s. w. Am bekanntesten ist das preuß. Allgemeine L., das in einem weitern als dem mittelalterlichen Sinne alles Privat- und Staatsrecht umfaßt, wie es in dem Gebiete des preuß. Staats gilt. Denselben wurde auf Friedrich's II. Veranlassung zuerst durch Cocceji (s. d.) vorgearbeitet, in dessen «Codex Fridericianus» und in dem von diesem begonnenen «Corpus juris Fridericianum». Nach Cocceji's Tode (1755) blieb zwar der Entwurf einer neuen Gesetzgebung einige Zeit liegen, allein Friedrich II. verlor diesen Gegenstand nicht aus den Augen. Als infolge des Vorfalls mit dem Müller Arnold (s. d.) der Großkanzler von Fürst entlassen und an dessen Stelle der Minister von Carmer ernannt worden war, nahm man die Abfassung des neuen Gesetzbuchs wieder mit rastloser Thätigkeit vor. Die Seele des Unternehmens war der Kammergerichtsrath Suarez. Der Entwurf wurde 1784—88 in sechs Abtheilungen gedruckt, das Gutachten des sachverständigen Publikums darüber eingeholt und so das Ganze unter dem Titel «Allgemeines preuß. Gesetzbuch» im Juni 1791 beendigt und 1. Juni 1794 erfolgte die Bekanntmachung mit Gesetzeskraft unter dem Namen «Allgemeines L.». Gleich von Anfang an hatte das Unternehmen die allgemeine Meinung im hohen Grade für sich; nur Joh. Georg Schlosser erhob sich dagegen in seinen «Fünf Briefen über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preuß. Gesetzbuchs insbesondere» (2 Bde., Frankf. 1789—90). Ungeachtet der großen Vorsicht, mit welcher man bei Abfassung des Allgemeinen L. zu Werke ging, läßt sich freilich auch manches daran aussetzen. Vorzüglich hat man getadelt, daß es zu viel ins Einzelne gehende Bestimmungen und zu wenig allgemeine durchgreifende Grundsätze aufstelle. Die Nachtheile, welche aus dieser Richtung des Gesetzbuchs entspringen, werden jedoch vielfach von den großen Vortheilen aufgewogen, welche das Volk durch das Gesetzbuch erlangte. Die ersten Commentatoren des Allgemeinen L. haben sich meist nur begnügt, die Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze nachzutragen, welche dasselbe seit 1794 durch königl. Verordnungen und Ministerialentscheidungen erhalten hat. Namentlich sind zu erwähnen Strombeck's «Ergänzungen des Allgemeinen L. für die preuß. Staaten» (3 Bde.; 3. Aufl., Lpz. 1829; Bd. 4, fortgesetzt von Lindau, 1837) und die einschlagenden Theile der die gesammte preuß. Gesetzgebung umfassenden Arbeiten von Mannkopf, sowie die «Ergänzungen und Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher» von Gräff, Koch, Rönne, Simon und Wentzel (5 Bde., Bresl. 1837—41; 6. Aufl., Berl. 1876). Eine wissenschaftliche Behandlung fand das L. in den höchst verdienstvollen Arbeiten von Bornemann (s. d.), Koch (s. d.), von Förster («Theorie und Praxis des heutigen gemeinen preuß. Privatrechts», 3. Aufl., 4 Bde., Berl. 1869—74) und Dernburg («Lehrbuch des preuß. Privatrechts», 3 Abth., Halle 1871—75). Vgl. «Suarez, Bornemann und Koch, die drei Männer des preuß. Rechts» (Berl. 1875).

Landrecies oder Landrecy, Stadt und Festung dritten Ranges im franz. Nord-Departement, an der hier schiffbaren Sambre, wo der 52 Kilom. lange Kanal zur Oise abgeht, und an der Französischen Nordbahn, mit 3990 E., welche Flaschen, Nelkenöl, Cichorien fabriciren und Handel mit Holz, Rindvieh, Butter, Käse, Hopfen und Lein treiben, wurde, nachdem es

Digitized by Google

die Franzosen unter Franz I. genommen, 1543 von Kaiser Karl V. wieder genommen und blieb nun bei Spanien, bis es 1637 die Franzosen von neuem eroberten, die es 1647 an Spanien zurückgeben mußten. Ludwig XIV. nahm es 1653 den Spaniern abermals ab, worauf es 1659 durch den Pyrenäischen Frieden Frankreich zugesprochen wurde. L. wurde 17. Juli 1794 von den Verbündeten und 21. Juli 1815 von dem Prinzen August von Preußen erobert.

Landrente, s. Bodenrente.

Landrentenbank, Rentenbank. Zur Förderung der Ablösung der Grundlasten (s. d.) und zur Erleichterung der Pflichtigen in Abtragung der Ablösungssummen errichtete man im Königreich Sachsen eine L., welche 1. Jan. 1834 ins Leben trat und in andern Ländern, z. B. auch in Preußen, mit einigen Abänderungen nachgeahmt worden ist. Die L. stehen unter Verwaltung und Garantie des Staats und zahlen den Berechtigten das ihnen durch das Ablösungsgesetz zugesprochene Ablösungskapital in sog. Landrentenbriefen oder Rentenbriefen aus, welche verzinsliche, einer allmählichen Tilgung durch Auslösung unterliegende und auf den Inhaber lautende Papiere sind. Dieselben bringen mithin den Berechtigten sofort in Besitz der ganzen Ablösungssumme und gewähren ihm damit einen bedeutenden Vortheil. Von den Pflichtigen ziehen dagegen die L. die Ablösungsrenten ein, welche so berechnet sind, daß sie nicht nur die Zinsen der Rentenbriefe decken, sondern auch in einer im voraus bestimmten Reihe von Jahren die Mittel gewähren, diese selbst einzuziehen und damit das Ablösungskapital zu amortisiren. So erleichtern die L. wesentlich die höchst wünschenswerthe und volkswirthschaftlich wichtige Ablösung der Grundlasten. Daß für die Zahlung der Ablösungsrenten die betreffenden Grundstücke haften, versteht sich von selbst. Die Zinsen der Rentenbriefe, welche höchst sichere Papiere sind, sind deshalb in der Regel niedriger als der landesübliche Zinsfuß.

Landsassen bildeten im Mittelalter eine Abtheilung der Freien; später hießen so die Besitzer größerer Güter, namentlich insofern sie zu den Landständen gezählt wurden. Gegenwärtig versteht man unter L. gewöhnlich die Forensen, d. i. solche, die einer bestimmten Gerichtsbarkeit oder auch Landeshoheit nur als Besitzer bestimmter, unter derselben belegener Grundstücke untergeben sind, ihren Wohnsitz aber und ihr Forum in allen übrigen Angelegenheiten anderwärts haben. Man unterscheidet den vollen und mindervollen Landsassiat. Mit jenem bezeichnet man das Rechtsverhältniß, infolge dessen der, welcher ein Grundstück in einem andern Staate besitzt, auch in persönlichen Rechtssachen vor den Gerichten dieses Staates belangt werden kann. Wo mindervoller Landsassiat besteht, sind solche Besitzer nur verpflichtet, bei dem Gerichte der belegenen Sache auf dingliche, diese selbst betreffende Klagen sich einzulassen, während sie hinsichtlich aller blos persönlichen Forderungen lediglich bei dem Richter ihres Wohnortes Recht zu leiden brauchen. Die Deutsche Civilproceßordnung behandelt diese Punkte in §. 13—32.

Landsberg an der Warthe, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt, in der Neumark, liegt in einer fruchtbaren und freundlichen Gegend am rechten Ufer der schiffbaren Warthe, über welche eine 120 Mt. lange Brücke führt, und an der Ostbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und fünf Vorstädten und zählt (1875) 21,379 E. Unter den Gebäuden ist die Marienkirche mit einem schönen Altarblatt von Begas bemerkenswerth, ferner das Actientheater-Etablissement, ein Siegesmonument zur Erinnerung an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 und das Denkmal Schleiermacher's, der hier 1794—96 Pfarrer war. L. ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Landrathsamts und eines Hauptsteueramts. Von Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Realschule, eine Bürgerschule und zwei höhere Töchterschulen. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Stadt ist der Handel. Wichtig sind die Getreidemärkte, auf denen besonders die im Warthebruche gewonnenen Producte des Ackerbaues und der Viehzucht ihren Absatz finden. Der nicht unbedeutende Wollmarkt wird 14. und 15. Juni abgehalten. Sonst sind Holz und Spiritus die wichtigsten Gegenstände des Handels. Von größern industriellen Etablissements sind drei Maschinenfabriken und Eisengießereien, mehrere Holzschneidereien, eine Stärkefabrik und einige bedeutende Brauereien zu nennen. Die Gerberei ist für die Stadt, die Branntweinbrennerei für die Umgebung das wichtigste Gewerbe. L. wurde unter Otto III. 1257 von einem gewissen Albert de Lugk oder Luge gegründet, im Dreißigjährigen Kriege viermal von den Schweden und viermal von den Kaiserlichen erobert; im Siebenjährigen Kriege von den Russen öfters besetzt. Am 4. Febr. 1813 schlug hier Tschernitschew eine Abtheilung von 1500 Franzosen und Polen vom Davoust'schen Corps. Im 17. Jahrh. war die Stadt stark befestigt. — Der Kreis L. zählt auf 1211 QKilom. (1875) 82,071 E.

Landschaftsmalerei heißt die bildliche Darstellung der vegetativen und unorganischen Natur in einem geschlossenen Ganzen. Sie vertritt in den Gesammtäußerungen der malerischen Phan-

Digitized by

taste vorzugsweise das lyrische Element. Wie die Figurenbilder in Historie und Genre, so theilt man die Landschaften nach der zu Grunde liegenden Auffassung in historische oder heroische und in Veduten ein. Bei ersterer ist wesentlich die Anordnung der Einzelheiten nach den Gesetzen histor. Kunst und ihre Durchbildung zum prägnanten Ausdruck (Stil), während die letztere nur treues Abbild einer vorgefundenen Wirklichkeit (Porträt) sein will; die Stimmung ist demgemäß bei jener dramatisch, bei dieser lyrisch, das figürliche Beiwerk (Staffage) dort bedeutend und ausdrucksvoll, hier nur erläuternd und schmückend. Die griech. Malerei behandelte die Landschaft symbolisch; so wurde statt des Bergs der Berggott, statt der Quelle der Quellgott oder eine Nymphe abgebildet. Erst bei den Römern tritt ein leiser Anlauf zur L. ein, jene kleinen Ansichten von Gebäuden mit Umgebung, welche unter so mannichfaltigen andern Gegenständen die Wände belebten. Neuerlich ist in Rom ein Cyklus von Landschaftsbildern zur Odyssee gefunden worden. In dem romantischen Geiste des Mittelalters dagegen lag eine Sehnsucht und Liebe zur Natur, welche früher oder später auch in der Kunst zum Durchbruch kommen mußte. Zuerst fand sich die Landschaft an Stelle des Goldgrundes in der biblischen Historie ein. Diesen großen Schritt in die Realität thaten die Brüder van Eyck in Flandern. Ihnen folgte bald auch die rhein. und oberdeutsche Schule, nur daß in den Werken der letztern der Goldgrund statt der Luft sich noch lange zu halten suchte. Schon zu Anfang des 16. Jahrh. war diese landschaftliche Kunst in der Schule zu Brabant so ausgebildet, daß Joach. Patenier und Herri de Bles sie abgesondert, ohne wesentlichen epischen Vordergrund, zu behandeln wagten. In Italien beginnt der landschaftliche Hintergrund ein selbstständigeres Leben in der umbrischen und venet. Schule. Zu freierer Anmuth gereift erscheint er zuerst bei Giov. Bellini, Leonardo da Vinci und besonders bei Giorgione. Der erste, der die Landschaft als etwas Wesentliches behandelte, war Tizian. Der stärkste Anstoß zur eigentlichen Ausbildung der L. aber ging von den Niederlanden aus, wo zu Ende des 16. Jahrh. Peter Breughel und seine Söhne das bunte Allerlei der frühern Landschaft verließen und dafür die Grundzüge einer landschaftlichen Composition schufen. Auch findet sich bei ihnen eine Ahnung des Baumschlags, der von den Brüdern van Eyck zwar schon in bedeutender Ausbildung angewendet, später aber wieder völlig vernachlässigt worden war. In ähnlicher Weise arbeiteten auch die übrigen brabant. Landschaftsmaler Roland Savery, D. Vinckebooms, Aegid. Hondekoeter, Jodocus de Momper. Gleichzeitig aber hatte sich in Rom eine Schule deutscher und franz. Künstler gebildet, durch welche die L. zu höchster Vollkommenheit gedeihen sollte. Angeregt von Annibale Caracci schufen Paul Bril (gest. 1626) und Adam Elzheimer (gest. 1620) Landschaften, in welchen, wie bei jenem mehr das Element der Form, die bedeutsame Composition vorwog. Bis zu einer Wissenschaft der landschaftlichen Massen und Linien bildeten Nic. Poussin (gest. 1665) und sein Schwager und Schüler, Kasp. Dughet, genannt Poussin, dieses Princip weiter. Den höchsten Reiz der Farbe und Beleuchtung fügte Claude Lorrain (gest. 1682) hinzu. Gegenüber dieser sog. classischen L. steht etwas vereinzelt der phantastisch-naturalistische Salvator Rosa, in anderm Sinne die niederländische L. des 17. Jahrh. Zwar erscheinen H. Swanevelt, Joh. Both, Ad. Pynacker und H. Saftleeven noch mehr oder weniger von der Schule Poussin's oder der sog. Römischen Schule abhängig; andere dagegen, zumal Holländer, treten derselben mit einer nicht minder berechtigten, oft auch schlicht-naturalistischen, aber gewaltigen und hochpoetischen Auffassung entgegen. A. van der Neer, A. Waterloo und im höchsten Sinne Jak. Ruysdael (gest. 1681) repräsentiren diese Richtung, welcher auch A. van Everdingen beizuzählen ist. Im 18. Jahrh., bei der Wiedergeburt der Kunst, erhob sich zuerst in Deutschland die L. in theils naturalistischem, auf die Vedute gerichtetem Sinne (Weitsch, Hackert und Kobell), theils in idealisirender Richtung. Letztere, in Rom mit Anlehnung an Poussin gepflegt, vertrat neben Chr. Reinhardt vorzüglich Jos. Anton Koch, dessen geniales Schaffen zahlreiche jüngere Deutsche auf gleichen Weg lenkte, unter ihnen besonders C. Fohr, Horny, E. Fries, sodann Preller. Der Classiker der Franzosen ist Valenciennes; er lehnte sich in strengem Stil an Claude und Poussin. Fast alle Landschaftsmaler der Napoleonischen Zeit waren seine Schüler. Der Meister in der L. bei den Engländern ist R. Wilson, dessen Nachahmung Claude's noch stricter erscheint.

Der romantische Gegenschlag wurde von Friedrich, einem Pommer von Geburt, in Dresden wirkend, eingeleitet. Er machte die Natur zur Trägerin ahnungs- und wehmuthsvoller Empfindungen und legte das Gewicht auf den Ausdruck. Seiner Richtung folgte Lessing, welcher der düsseldorfer Landschaftsschule voranging, zu deren Hauptrepräsentanten außer ihm Joh. Wilh. Schirmer zählt; dieser pflegte besonders das Gebiet der biblischen Landschaften, während Andreas und Oswald Achenbach, Scheins, Michelis und A. Weber die vedutenartige Auffassung

Digitized by Google

zu individuellem Reize steigern. Zu den Düsseldorfern gehört auch, obgleich Norweger von Geburt, H. Gude. In der münchener Schule eröffnete Rottmann den Reigen. Er malte in großartiger Auffassung seine mehr im Charakter der Vedute als der stilistischen Composition gehaltenen griech. Landschaften. Neben und nach ihm zeichneten sich aus Charles Roß, Fries, Albert Zimmermann. Zu den Stimmungslandschaftern gehören Etzdorf, Schleich, Heinlein, Max Zimmermann, Zwengauer u. v. a.; Löffler schilderte den Orient. Bei den Landschaftsmalern Berlins herrscht kein bestimmter Charakter vor. Durch Gropius' Dioramen wurde Schinkel auf die histor.-romantische Landschaft im decorativen Sinne geleitet. W. Schirmer folgte dieser Richtung mit zunehmender Vervollkommnung des Lichtelements, Blechen regte durch seine reizvollen Veduten besonders zum intimen Studium des Vegetationslebens an. C. Hoguet entnahm seine Motive vorzugsweise der Normandie, Max Schmidt der Natur Norddeutschlands, Englands und Griechenlands, Pape der schweiz. Welt, E. Hildebrandt erstreckte seine Studien über die ganze Erde und ging in seinen Bildern besonders auf starke Effecte aus. Riefstahl, mit Vorliebe der Alpennatur zugewandt, wirkt namentlich durch poetischen Zusammenklang der Landschaft mit idyllischer Staffage. In Weimar trat, von J. Koch in Rom angeregt, der geniale Preller mit seinen nordischen und besonders den stilvollen Odysseelandschaften auf, Graf Kalckreuth cultivirte die Hochgebirgsnatur. In Dresden begründete Ludwig Richter eine idealistische Richtung der L., welcher namentlich H. Gärtner im historischen, Franz Dreber mehr im idyllischen Sinne gefolgt sind. Die neuere franz. Schule ist überwiegend naturalistisch. Doch hat sie in Paul Flandrin, Cabat, Aligny, Corot auch Vertreter der idealen Stillandschaft. Unter den Naturalisten gelten Th. Rousseau, Français, Busson, Dubré, Daubigny für die hervorragendsten. In Genf gründeten Calame und Diday, welche sich durch Großartigkeit und Gediegenheit der Auffassung hervorthaten, eine Schule. England besaß in Turner das vielseitigste Landschaftsgenie, das von der ursprünglichen entschiedenen Anlehnung an Claude (die Engländer stellen ihn gern über diesen) durch alle Darstellungsgebiete und Vortragsarten hindurch bis zur Anstrebung des schier Unmöglichen in Bezug auf Farbenmusik vordrang. Constable dagegen ist ein treuer Schilderer der engl. feuchten Feld- und Waldnatur, Bonnington versuchte sich an südl. Schilderungen. Ihre eigentliche Stärke hat die englische L. in der Aquarellmalerei (s. d.). Die Niederländer sind immer Naturalisten geblieben. Unter den Belgiern sind Clay, Kindermann, Quinaux, Robbe hervorzuheben; bei den Holländern steht Koekkoek voran. Letztere lieben es noch immer, sich zu Specialisten auszubilden, wie Schotel, Shelfhout (Marine), van Haanen und Koekkoek der Jüngere (Schnee), Verveer (Mondschein) u. s. w. Unter den Dänen nimmt Dahl die erste Stelle ein. Nächst ihm sind Skovgaard, Sörensen, Rump zu nennen. Außer den einschlagenden Partien in den Handbüchern der Aesthetik vgl. Carus, «Neun Briefe über die L.» (Lpz. 1831); Schnaase, «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1835).

Landseer (Sir Edwin), einer der hervorragendsten und vielseitigsten Maler Englands, wurde 1802 als der Sohn des Kupferstechers John L. (geb. 1769, gest. 29. Febr. 1852) zu London geboren und verdankt seine künstlerische Ausbildung größtentheils dem eigenen Studium der Natur und der ältern Meister, unter denen, was die Thierwelt anbetrifft, Weenix sein Vorbild war. Seine Vielseitigkeit, die er in ununterbrochenen Fortschritten allmählich entwickelte, hat er im Genre, in Landschaften, Porträts, Blumen, Früchten und Stilleben, am glänzendsten aber in der Thiermalerei bewiesen. Er zeigt in seinen Darstellungen viel poetisches Gefühl und Feinheit der Beobachtung und besitzt eine große technische Gewandtheit im Gebrauch der Mittel. Dabei ist er national in seinen Ideen und Anschauungen wie im Humor. Zu den bedeutendsten und bekanntesten seiner Bilder, deren Zahl außerordentlich groß ist, gehören: Low and high life (1831); Highland game und das Innere des Hauses eines Hochländers, zwei meisterhafte Cabinetsstücke; Comical dogs (1836); die Rückkehr von der Falkenjagd (1837); die Kinder des Herzogs von Sutherland mit Hunden und Hirschen und das Porträt der Lady Fitzharris mit ihrem Schoshunde, zwei Bilder von großem Liebreiz. Das Gemälde: Die gespießte Fischotter mit Graf Aberdeen's Otterhunden, löst die Aufgabe, nicht weniger als 27 Hunde derselben Rasse, durchaus verschieden in Physiognomie, Ausdruck, Stellung und Bewegung, zu porträtiren. Viel Aufsehen erregte: Laying down the law, worin L. in der Figur eines Pudels einen ehemaligen Lordkanzler porträtirte und mehrere andere seiner Hunde umhergruppirte. Auf der Ausstellung von 1845 sah man von L. die Königin Victoria und ihre Kinder und die Wachtelhunde Karl's I. Im J. 1846 vollendete er mit Eastlake (s. d.), Stanfield u. a. die Frescobilder in Buckingham-House, welche Darstellungen aus engl. Dichtern, besonders aus Milton, enthalten. Noch sind zu erwähnen: Refreshment, ein Schimmel, der getränkt und gefüttert wird; der verwundete

Digitized by Google

Schleichhändler; The first lesson (1847); von neuern Arbeiten: Deer-stalking (1858), die Flut in den Hochlanden (1860) und die bezähmte Widerspenstige (1861). L.'s Bilder sind vielfach gestochen und radirt worden, zum Theil von ihm selbst, z. B. ein 1851 erschienenes Heft von 17 Blättern mit allerlei Thieren; seine Federzeichnungen radirte Ch. Lewis. Seit 1831 war er Mitglied der londoner, seit 1846 Mitglied der brüsseler Akademie der Künste. Im J. 1850 wurde er in den Ritterstand erhoben. Er starb 1. Oct. 1873 zu London. Vgl. Stephens, «Early works of Sir Edwin L.» (Lond. 1868); derselbe, «Memoirs of Sir Edwin L.» (Lond. 1874). — Charles L., sein älterer Bruder, geb. 1799, hat sich ebenfalls durch einige bemerkenswerthe Gemälde bekannt gemacht. Seine Plünderung von Basing-House ist von Murray gestochen. In einem großen Bilde von der Arche Noah (1844) eiferte er mit Erfolg seinem berühmten Bruder nach.

Landshut, Hauptstadt des bair. Regierungsbezirks Niederbaiern, an der Isar und von dieser theilweise durchschnitten, liegt malerisch in einem breiten Thale, an der bair. Staatsbahn München-Eger und macht mit seinen schönen Kirchen, breiten Straßen und durch seine solide alterthümliche Bauart einen sehr günstigen Eindruck. Die drei Hauptkirchen, St.-Martin (vor 1410 begonnen), St.-Jodocus (1338 begonnen) und die Heilige-Geist- oder Spitalkirche (1407 begonnen), sind alle drei goth. Hallenkirchen (mit drei gleichhohen Schiffen) und Muster für den Backsteinbau. Die Kirche St.-Martin hat einen kühnen, 141 Mt. hohen Thurm (einen der höchsten Deutschlands), eine alte, neuerdings restaurirte Kanzel aus Stein und in den 23 Mt. hohen Fenstern des Presbyteriums herrliche Glasmalereien von Scheerer. Der alte Hochaltar von Stein (vollendet 1424) ist in jüngster Zeit von Puille, einem Schüler Schwanthaler's, restaurirt worden. Die Kirche St.-Jodocus besitzt vorzügliche Altäre von Sickinger, Eberhardt und Schuler, sowie eine neue goth. Kanzel von letzterm. Die Pfarrkirche St.-Nikola aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. und die Klosterkirche Loretto sind mit neuen Altären nach den Entwürfen von Paul Weiß geschmückt. Die alte Afrakapelle (1232) des Klosters Seligenthal hat ein herrliches Sculpturwerk: Kreuzabnahme. Außerdem zeichnen sich als Bauwerke aus: das große, gutrestaurirte Rathhaus, das Landschaftsgebäude mit alten Frescomalereien und die große neue Cavalleriekaserne. Die königl. Residenz in der Altstadt, in ihrem Innern ein herrlicher Renaissancebau, völlig im Charakter ital. Stadtpaläste, wurde von Herzog Ludwig 1536—43 aufgeführt. Die Stadt hat drei kath. und eine prot. Pfarrei, zwei Frauenklöster mit Pensionaten und ein Franciscanerkloster. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Gewerbe- und Ackerbauschule und eine Präparandenschule. Außer der Kreisregierung haben in L. ein Bezirks- und Handelsgericht, ein Stadtgericht, ein Landgericht, ein Bezirksamt und andere Behörden ihren Sitz. Die Zahl der Bewohner beträgt (1875) 14,780. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend. Außer mehrern andern Fabriken besitzt die Stadt zahlreiche Brauereien. Nächst München ist L. die größte Schranne in Süddeutschland und treibt lebhaften Handel mit Getreide, Landesproducten u. s. w. Dicht bei der Stadt liegt der städtische Hofgarten, ein ausgedehnter Park mit überraschend schönen Fernsichten auf die Stadt, das bair. Hochgebirge und den Bairischen Wald. Ueber der Stadt ragt die wohlerhaltene Burg Trausnitz empor, welche schöne Malereien und Holzarbeiten enthält und früher Residenz der Herzoge von Niederbaiern war. Die Schloßkapelle aus dem 13. Jahrh. ist für Archäologen besonders bemerkenswerth. In der 10 Kilom. von L. entlegenen Burg Wolfstein an der Isar (jetzt Ruine) wurde 1252 Konradin, der letzte Hohenstaufe, geboren. Die 1800 von Ingolstadt nach L. übergesiedelte Universität wurde 1826 nach München verlegt. Vgl. Staudenraus, «Chronik der Stadt L.» (3 Bde., Landsh. 1832), «Beschreibung der Stadt L.» (Landsh. 1835), «Geschichte der Stadt L.» (Landsh. 1835); Wiesend, «Topogr. Geschichte von L.» (Landsh. 1858); Kalcher, «Führer durch die Stadt L.» (Landsh. 1875).

Landsknecht hieß zu Ende des 15. und während des 16. Jahrh. in Deutschland ein im Fußvolk dienender Kriegsmann. Kaiser Maximilian I. kam bei der Mangelhaftigkeit der Kriegsverfassung im Reiche, welche längst statt des alten Heerbanns und des spätern Lehnsaufgebots zur Söldnerei geführt hatte, auf den Gedanken, ein deutsches Kriegsvolk aufzustellen, das die vom Reiche abgefallenen und als Söldner überdem unzuverlässigen Schweizer ersetzen könne. Die Wehrhaftigkeit deutscher Nation kam ihm dabei zu statten, und so entstanden die deutschen L. Graf Eitel Friedrich von Zollern, besonders aber Georg von Frundsberg (s. d.), den man den Vater der L. genannt hat, unterstützten den Kaiser in diesem Werke, und auch der Adel, der sonst nur zu Roß diente, wurde dafür gewonnen, als der Kaiser und viele vornehme Herren gelegentlich selbst, den Spieß auf der Schulter, zu Fuß vor den neuen Scharen einherschritten.

Digitized by Google

Die deutschen L. sind das erste geordnete Fußvolk, und die merkwürdigen Einrichtungen ihres Gemeinwesens bilden die Grundlage aller spätern Organisationen. Bei ausbrechendem Kriege gab der Kriegsherr einem bewährten Kriegsmann, adelig oder bürgerlich, einen Bestallungsbrief als Feldoberst oder Cardinal (besonderer Befehlshaber, im Gegensatz des allgemeinen: General) nebst einem Patent, ein Regiment L. aufzurichten, dazu den Artikelbrief, auf welchen sie anzunehmen waren. Der Sold und die Zahl der Fähnlein wurden bestimmt. Der Oberst bestellte nun ihm bekannte Krieger als seine Hauptleute und machte die Werbung im Lande bekannt. Der Zulauf war immer sehr groß. Waffen (Spieß, Schwert, Bruststück und Blechhaube) mußte jeder mitbringen; die Form war gleichgültig, die Kleidung ganz beliebig. Die Angenommenen erhielten Handgeld und stellten sich auf einen bestimmten Tag zur Musterung, wo sie einzeln durch eine Pforte, von Spießen gebaut, einem fürstl. Musterherrn vorgeführt wurden. Die Gesammtheit hieß dann der Hauf oder die Gemeine (davon Gemeiner). Der Oberst ließ nun einen Ring schließen, den Artikelbrief verlesen, den Eid vom Schultheißen abnehmen und ernannte dann seinen Stellvertreter (Locotenenten), den Proviant- und Quartiermeister, den Profoß und für jedes Fähnlein den Feldweibel und den Fähnrich, welchem letztern er die Fahne mit feierlicher Ermahnung übergab. Dann zogen die einzelnen Fähnlein auseinander und organisirten sich selbst. Der Hauptmann ernannte seinen Locotenenten (s. Lieutenant) und stellte den Schreiber, Kaplan und Feldscherer vor; die L. wählten zwei Gemeinweibel (ihre Vertreter in allgemeinen Angelegenheiten, auch Ambosaten, ambassadores genannt), den Führer und den Fourier, und theilten sich selbst in Rotten zu zehn Spießen ein, jede unter einem Rottmeister (jetzt Unteroffizier). Ein Fähnlein bestand aus 400 L., 10—16 Fähnlein bildeten ein Regiment. Die Hauptwaffe der L. war der Spieß; gegen Ende des 16. Jahrh. war aber schon die Hälfte mit Feuergewehren bewaffnet. Auf dem Marsch wälzte sich der Hauf regellos fort; zuweilen marschirte er aber auch nach Trommelschlag, wozu Trommelreime gesungen wurden. Zum Gefecht zog ein «verlorener Hauf», aus den Läufern gebildet, voran, diesem folgte der «helle Hauf» in gevierter, fast quadratischer Ordnung mit ungerader Rottenzahl, welche Glück bringen sollte. Vor der Schlacht knieten sie zum Gebete nieder; dann warfen sie nach uralter Sitte Staub hinter sich und gingen entweder zum Angriff mit gefällten Spießen, alle Hauptleute bei großer Gefahr im ersten Gliede, oder bildeten, angegriffen, einen «Igel», Fronte nach allen Seiten. Eigenthümlich war auch ihre Rechtspflege. Um einen Uebelthäter zu richten, kam die Gemeine an einem «nüchternen Morgen» zusammen. Der Profoß erhob die Anklage, dem Verbrecher wurde ein Fürsprecher bestellt und, wenn die Sache erhärtet, von 41 Knechten, dreimal gewählt, das Urtheil gesprochen. Lautete es auf Tod, so wurde eine Gasse gebildet, in deren gefällte Spieße der Verurtheilte sich stürzen mußte. So groß der Kriegsruhm der L., so übel berufen waren sie sonst wegen ihrer Zügellosigkeit, besonders im Trinken und Spielen. Das bekannte Hazardspiel L. oder Lansquenet rührt von ihnen her. Ein gewaltiger Troß folgte ihren Zügen; über das Weibsvolk und die Buben war ein Hurenweibel gesetzt, der mit seinem Lieutenant und Fähnrich nebst Stockmeister, Steckenknechten und Scharfrichter unter dem Profoß stand. In solcher Kriegsverfassung dienten sie auch im Auslande, zuweilen sogar gegen das Reichsoberhaupt, wie die Schwarzen Fahnen im franz. Solde. Im 17. Jahrh. verlor sich der Name. Vgl. Barthold, «Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation» (Hamb. 1833); Leitner, «Das Kriegswesen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation unter Maximilian I. und Karl V.» (Lpz. 1859).

Landskrona, Stapelstadt und Festung in dem schwed. Län Malmöhus, am Sund und an den Bahnen Billeberga-L. und Engelholm-L., mit einem tiefen Hafen, dem besten von Schonen, zählt (1875) 9048 E. und hat Schiffswerfte, mehrere Fabriken in Leder, Zucker u. s. w. sowie nicht unansehnlichen Handel. Die Citadelle steht auf der Insel Gräen; 7 Kilom. davon liegt im Sunde die waldlose, bis 1658 zu Dänemark gehörige Insel Hven, berühmt als Aufenthalt des Astronomen Tycho de Brahe. Am 14. Juli 1677 erlitten bei L. die Dänen eine vollständige Niederlage durch die Schweden.

Landsmannschaften nannte man früher gewisse Studentenverbindungen, an deren Stelle gegenwärtig die Corps getreten sind. Schon in den frühesten Zeiten thaten sich die Graduirten und Studirenden auf den deutschen Universitäten nach landsmannschaftlichen Beziehungen, in sog. Nationen zusammen. Diese Art von Verbindungen hat unter wechselnden Formen und Benennungen fortgedauert bis auf die heutige Zeit, wiewol der eigentlich landsmannschaftliche Charakter vollständig verloren gegangen ist. Hauptzweck derselben war und ist Gemeinsamkeit des geselligen Lebens ihrer Mitglieder während der Universitätszeit, in strenger Beobachtung

Digitized by Google

gewisser herkömmlicher Regeln, des sog. Comment (besonders in Betreff des Ehrenpunktes, des Duells), und unter selbstgewählten Obern, welche vorzüglich mit Handhabung dieses Comments betraut sind (die Chargirten, Senior, Subsenior u. s. w.). Die Mitglieder der L. theilen sich in ordentliche (Corpsburschen) und außerordentliche (Renoncen). Letztere haben bei Regelung der Corpsangelegenheiten und bei den Wahlen kein Stimmrecht. Gewöhnlich stehen die verschiedenen L. einer Universität in einem regelmäßigen Verkehr miteinander durch den Seniorenconvent; außerdem besteht eine Art von Cartel zwischen einzelnen L. verschiedener Universitäten, welcher seinen Ausdruck findet in den jährlichen Delegirtenversammlungen der Corps (der sog. Kösener Seniorenconvent [seniorum conventus]). Ganz abweichend von den L., ja zum größten Theil ihnen geradeswegs entgegengesetzt nach Zweck und Einrichtung sind die burschenschaftlichen Verbindungen. (S. Burschenschaft.) Vgl. Haupt, «L. und Burschenschaften» (Lpz. 1820).

Landstände. Von der uralten demokratischen Selbstregierung und Selbstvertretung der Germanen in den Gemeindeversammlungen, ebenso von dem daraus entsprungenen, aber immer mehr aristokratisch zugespitzten März- oder Maifelde im fränk., Witenagemot im angelsächs. Reiche wesentlich verschieden ist das aus dem feudalen Stände- und Corporationswesen des spätern Mittelalters hervorgegangene und lediglich daraus zu erklärende Institut der L. und Landtage. Indem gewisse Klassen oder Gruppen von Landsassen (die grundbesitzende Geistlichkeit, die Ritterschaft, die Städte, auch wol gewisse Stifter, die Universitäten, alle wegen ihres Grundbesitzes) über bestimmte vom Landesherrn ihnen eingeräumte oder einzuräumende Rechte und deren Gewährleistung privatrechtliche Verträge schlossen, ergab sich als die geeignetste Form für Geltendmachung der dadurch erlangten Gerechtsame eine corporative Vereinigung der solchergestalt Berechtigten, resp. Bevorrechteten (Privilegirten) und ein zeitweiliger oder regelmäßiger Zusammentritt derselben zur Ausübung dieser Rechte. Die mittelalterlichen L. waren also nicht etwa Vertreter des Landes oder des Volks im Sinne heutiger Volksvertretungen, sondern sie vertraten nur sich selbst und ihre Standesrechte. Sie beruhten ferner insgesammt auf Grundbesitz, nicht auf irgendeinem idealen Rechtsgrunde. Die Zeit der Entstehung, sowie die Zusammensetzung der L. ist in den verschiedenen deutschen Ländern eine verschiedene. Der früheste Zeitpunkt für die erstere ist wol das 13. Jahrh. Zum Theil ist es erst nur die Ritterschaft, die sich corporativ dem Landesherrn gegenüberstellt und sich auf Rittertagen versammelt. Ihr lag dies am nächsten, weil sie am unmittelbarsten dem Landesherrn in seinen äußern Fehden Hülfe leisten und dafür sich Rechte ausbedingen, auch am wirksamsten diese Rechte, wenn es noththat, mit bewaffneter Hand selbst vertheidigen konnte. Mit der wachsenden Macht des Geldes (neben dem Grundbesitz), vollends mit der infolge des Schießpulvers veränderten Kriegführung, gelangten auch die Städte zu einer gleichen Stellung mit dem Adel als L. Der dem Adel dienstbare Bauer war von jeder Landstandschaft ausgeschlossen. Auch der Umfang der landständischen Rechte war nicht überall der gleiche, da diese Rechte nicht, wie die der modernen Volksvertretungen, nach allgemeinen Grundsätzen normirt, vielmehr immer im einzelnen Falle so weit oder so eng bemessen wurden, als entweder die ständische Körperschaft viel zu fordern oder der Landesherr viel zu verweigern in der günstigen Lage war. Am ausgedehntesten waren fast immer die Rechte der L. im Punkte der Geldbewilligung, weil es sich hierbei meist um das dringendste Bedürfniß des Fürsten, auf seiten der Ritterschaft und der Städte aber meist um ein blos freies Geschenk handelte, da für die Landesverwaltung und den Haushalt des Fürsten eigentlich das sog. Amtslehn (die Domänen) ausreichen sollte. Daher enthalten die alten Verträge und Reversalien (Zusicherungen der Fürsten an die Stände) fast immer sehr bestimmte Zusicherungen, nicht blos betreffs der freien Bewilligung, sondern meist auch der Aufbewahrung und Verwaltung oder doch Mitverwaltung der so bewilligten Gelder. Beschränkter ist gewöhnlich die Theilnahme der L. an der Gesetzgebung, welche freilich damals selbst noch immer auf einen kleinen Kreis von Interessen beschränkt war. Dagegen ist den L. häufig eine wirksame Stimme bei Ordnung der Religionsangelegenheiten, auch wol bei Krieg und Frieden, bei Schlichtung von Erbstreitigkeiten u. dgl. eingeräumt. Sehr weitgehend sind meist die behufs Sicherung ihrer Rechte gegen fürstl. Willkür ihnen ausdrücklich zugestandenen und verbrieften Freiheiten: so z. B. hatten viele dieser L. das Recht, sich auf eigene Hand (ohne landesherrliche Berufung) zu versammeln, manche sogar das, dem Landesherrn, wenn er ihre Gerechtsame verletzte, nicht blos den Gehorsam aufzukündigen, sondern auch bewaffneten Widerstand zu leisten, ohne dadurch der Felonie sich schuldig zu machen. Zur Wahrung ihrer Rechte in der Zeit, wo sie nicht versammelt waren, bestellten sie gewöhnlich einen Landstände-Ausschuß. Die L. waren meist in

Digitized by Google

«Curien» eingetheilt (Curien der Prälaten, Grafen und Herren, Curien der Ritterschaft, Curien der Städte), bisweilen noch mit Unterabtheilungen (engerer und weiterer ritterschaftlicher Ausschuß und allgemeine Curien, engerer und weiterer und allgemeiner Städteausschuß).

Infolge der seit der Reformation gesteigerten fürstl. Macht und der größern Unabhängigkeit der Fürsten von ihren Ständen, theils durch Bereicherung mit Kirchengütern, theils durch die veränderte Kriegführung, infolge des aus verschiedenen Gründen immer häufiger werdenden Uebergangs des Adels in den Hofdienst, endlich infolge der innern Spaltungen in den Ständen selbst, besonders wegen der Ansprüche des Adels auf Steuerfreiheit und andere Bevorzugungen, sank das Ständewesen schon vom Ende des 16. Jahrh. an, doppelt schnell seit dem Dreißigjährigen Kriege. In Baiern z. B., wo im 16. Jahrh. 29 Landtage abgehalten worden waren, fanden im 17. deren nur drei statt. An ihre Stelle traten die Ausschüsse, auf welche allmählich dort und anderwärts auf Betrieb der Regierungen die meisten Rechte der Plenarstände übergingen, die aber den Fürsten und ihren Ministern viel leichter zu Willen waren, als jene. Im Volke hatten die Stände wenig Wurzeln, da sie nicht das Volk, sondern die privilegirten Klassen vertraten. Auch widersetzten sie sich öfters den von wohlwollenden Fürsten im allgemeinen Interesse beabsichtigten Reformen, und die öffentliche Meinung billigte es daher, wenn sie von letztern misachtet oder gar beseitigt wurden. Zu Ende des 18. Jahrh. bestanden zwar der Form nach (nach Ritter Lang in seiner «Geschichte der deutschen Steuerverfassung») Stände noch in 78 deutschen Ländern, solche aber, die noch ständische Gewalt hatten (abgerechnet die ganz kleinen Territorien) nur noch in Sachsen, Würtemberg, Kurhessen und Mecklenburg. Wie wenig wirkliche Macht sie aber auch da meist hatten, erhellt daraus, daß die sächs. Stände die ungeheuern Verschwendungen unter August dem Starken und unter dem Grafen Brühl, die kurhessischen den schandbaren Soldatenhandel und die Verwendung des größten Theils des daraus gelösten Geldes für Privatzwecke des Landesherrn, nicht zu hindern vermochten. Nur die würtembergischen (die populärsten, weil sie nur aus bürgerlichen Elementen bestanden, da es in Würtemberg keinen landsässigen Adel gab) brachten es nach langen Kämpfen mit ihrem Herzog endlich dahin, daß 1770 eine Reichshofrathscommission einen Vergleich vermittelte, durch welchen ihren und des Volks Beschwerden wenigstens theilweise abgeholfen ward. Auch die mecklenburgischen erzwangen einen solchen Vergleich (den «Erbvergleich» von 1755), aber freilich nur im einseitig ständischen oder feudalen Interesse gegen die volksthümlichen Absichten der Herzoge, die namentlich agrarische Reformen bezweckten. Im J. 1806 verschwanden auch die letzten Reste ständischer Formen fast überall in Deutschland infolge der den Rheinbundsfürsten beigelegten «Souveränetät»; nur im Königreich Sachsen und im Großherzogthum Sachsen-Weimar machte man von diesem Rechte keinen Gebrauch. Die «landständischen Verfassungen», welche Art. 13 der Bundesacte von 1815 allen deutschen Ländern verhieß, waren nicht solche feudalständische, sondern sog. «constitutionelle» mit Volksvertretungen. Vgl. Unger, «Geschichte der deutschen L.» (2 Bde., Hannov. 1844); Campe, «Die Lehre von den L.» (Detmold 1864); Biedermann, «Deutschland im 18. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1854).

Landstreicher, s. Vagabund.

Landsturm heißt das allgemeine Aufgebot aller waffenfähigen Männer zur Vertheidigung gegen feindlichen Einfall. Eine förmliche Organisation desselben ist in keiner Wehrverfassung vorgesehen, wenn der L. auch in Staaten, wo die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung besteht, wie im Deutschen Reiche, als ein Glied der Vaterlandsvertheidigung bezeichnet ist. Hier besteht nach dem Gesetz vom 12. Febr. 1875 der L. aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Marine angehören. Das Aufgebot erfolgt durch kaiserl. Verordnung. Die Aufgebotenen sind den Militärstrafgesetzen und der Disciplinarordnung unterworfen. Der L. erhält bei Verwendung gegen den Feind militärische, auf Schußweite erkennbare Abzeichen und wird in der Regel in besondere Abtheilungen formirt. Während des Befreiungskriegs ist er namentlich in der Mark einigemal aufgetreten, ohne wesentlich zum Gefecht zu kommen.

Landvogteien hießen im ehemaligen Deutschen Reiche die dem Kaiser unmittelbar untergebenen Districte, welche nicht den Umfang und die Bedeutung von Grafschaften hatten. Es waren ihnen kaiserl. Statthalter oder Landvögte vorgesetzt. Viele dieser L. gelangten allmählich in erblichen Besitz, und zu Anfang des 17. Jahrh. waren nur noch die L. zu Altdorf, welche in die obere und untere zerfiel, und die zu Hagenau, über 10 elsass. Städte, vorhanden.

Landwehr nennt man den Theil der Wehrkraft eines Staats, der nicht immer unter den Waffen gehalten ist, sondern im Frieden seinen bürgerlichen Geschäften lebt und nur bei aus-

Digitized by Google

brechendem Kriege oder bei Gefahren im Innern zu den Fahnen gerufen wird. Doch bezeichnet man auch jede Landesbewaffnung in Zeiten der Noth damit. In alten german. Zeiten unterschied man Heerfahrt und L., erstere für Kriegszüge, letztere zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmt. Die frühern Landmilizen hatten eine ähnliche Bestimmung, und das Aufgebot der Tiroler zu verschiedenen Zeiten kann wol als das erste unter dem Namen L. bezeichnet werden. In Oesterreich ward 1805 eine solche L. für die übrigen deutschen Provinzen organisirt und 1809 förmlich in die Heeresverfassung zur Bildung vierter und fünfter Bataillone für die Infanterieregimenter im Kriege aufgenommen, 1852 aber wieder aufgehoben. Russische L. erschienen im Kriege von 1812. Am ausgebildetsten ist das 1813 ins Leben gerufene Preußische Landwehrsystem. Schon vor 1806 waren Vorschläge zu ähnlichen Einrichtungen gemacht, aber erst bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 wurde die preußische L. zuerst in Ostpreußen durch die Stände (Graf Dohna die Seele der That) und dann nach Scharnhorst's Entwurf allgemein durch die königl. Verordnung vom 17. März errichtet, anfangs wol nur für die eigentliche Landesvertheidigung und nicht, wie sie später bestand, als ein integrirender Theil der Feldarmee. Die damals zum Staate gehörigen Provinzen stellten 149 Bataillone und 113 Escadrons, zusammen 120,500 Mann L., welche sich im Kriege hervorthaten. Nach dem Frieden erhielt die L. ihre feste Organisation durch die Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815, welche bis 1867 gültig war. Danach bestand die L. aus Mannschaften, welche ihre Dienstzeit im stehenden Heere und der Reserve erfüllt hatten, und bildete zwei Aufgebote. Das erste Aufgebot, die Mannschaften vom 26. bis 32. Jahre enthaltend, war bestimmt, im Kriege gleich dem stehenden Heere verwendet zu werden; im Frieden bis auf kleine Stämme beurlaubt, wurde es nur zu periodischen Uebungen zusammenberufen. Das zweite Aufgebot, vom 32. bis 39. Jahre sollte nach Bedürfniß bei ausbrechendem Kriege zum Garnisondienst einberufen und im Nothfall zur Verstärkung der Feldarmee verwendet werden. Der ganze Staat war bis 1867 in 104 Landwehrbataillonsbezirke getheilt und das Ersatzgeschäft für das Heer mit dem Landwehrsystem in Verbindung gebracht. Die Bataillons-, später die Bezirkscommandeure der L. leiteten dasselbe unter Mitwirkung der Civilbehörden. Seit 1815 hat die Organisation der L. mehrfache Veränderungen erfahren. Anfangs selbstständig, in Regimenter (Infanterie und Wehrreiter verbunden) formirt, wurde sie 1819 in Brigaden getheilt und jeder Liniendivision eine Landwehrbrigade zugewiesen. Nach den im langen Frieden, bei aller Trefflichkeit des Systems, fühlbar gewordenen Mängeln und den Erfahrungen der Mobilmachung von 1850 wurden 1852 die Landwehrbrigaden aufgelöst und ihre Infanterie und Cavalerie getrennt mit der Linie in Verbindung gebracht. Bei der Reorganisation der Armee 1859 gingen aus den Stammbataillonen der L., durch Reserven completirt, die neuen Linienregimenter hervor. Die L. blieb in ihrem Verhältniß, sollte aber künftig nicht bei jeder Mobilmachung einberufen werden. Dies sollte nur geschehen, wenn ein Krieg die ganze Wehrkraft des Volks in Anspruch nimmt. Nach dem Gesetz vom 9. Nov. 1867 über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, das zuerst für den Norddeutschen Bund erlassen, dann aber für ganz Deutschland Norm wurde, besteht ein zweites Aufgebot der L. nicht mehr und beträgt die Dienstzeit in derselben nur fünf Jahre. Sie ist nach diesem Gesetz zur Unterstützung des stehenden Heers bestimmt; ihre Infanterie wird in besonders formirten Landwehrtruppenkörpern zur Vertheidigung des Vaterlandes als Reserve des stehenden Heers verwandt; die Mannschaften der Cavalerie werden im Kriegsfalle nach Maßgabe des Bedarfs in besondere Truppenkörper formirt, die Mannschaften der übrigen Waffen aber bei eintretender Kriegsgefahr nach Maßgabe des Bedarfs zu den Fahnen des stehenden Heers einberufen. Vgl. Bräuner, «Geschichte der preußischen L.» (Berl. 1863).

Landwirthschaft, auch Oekonomie, in der weitern Bedeutung, ist das Gewerbe, welches durch Anwendung der Naturkräfte die möglichst werthvolle Benutzung des Bodens und die Hervorbringung solcher organischer Stoffe zum Zweck hat, die als Nahrung oder auf irgendeine andere Weise dem Menschen nutzbar sind. Die L. hat daher zunächst die Hervorbringung der Nutzpflanzen zu erzielen und heißt in diesem engern Sinne Landbau. Die Erde kann dabei als die Maschine angesehen werden, welche die Producte schafft, während die vereinigten Kräfte der Menschen und Thiere die Motoren sind, die sie in Bewegung setzen. Außerdem ist aber noch ein Kapital, welches im Verhältniß mit der Größe des zu bewirthschaftenden Bodens steht, dabei ebenso nothwendig wie bei jeder andern gewerblichen Unternehmung. Um mit Erfolg betrieben zu werden, muß die L., wie jede Industrie, die Hülfe verschiedener Wissenschaften in Anspruch nehmen. Der Botanik verdankt sie die Kenntniß der nützlichen und schädlichen Pflanzen und deren Lebensbedingungen. Aus der Zoologie und Physiologie muß sie die Arten der Haus-

Digitized by Google

thiere, ihren Körperbau, ihre Lebensweise u. s. w. kennen lernen sowie die Mittel, dieselben aufzuziehen und nutzbar zu verwenden, schädliche Thiere dagegen zu vertilgen oder zu beschränken. Die Mechanik liefert ihr Maschinen, Geräthe und Handwerkszeug, welche die menschliche Arbeit erleichtern, sie vollkommener, schneller und wohlfeiler machen. Von der Physik erhält sie Auskunft über den Einfluß der Naturkräfte, über die Eigenschaften des Bodens, die Principien der Be- und Entwässerungskunst, über die beste Construction der Wirthschaftsgebäude u. s. w. Endlich geben ihr Chemie und Technologie den vollkommensten Aufschluß über die Zusammensetzung des Bodens, über die Art und Weise seiner Verbesserung, über die Ernährung der Pflanzen und der Thiere, über den Werth der einzelnen Producte als Nahrungsmittel und über die verschiedenen Wege, auf welchen die einzelnen Naturerzeugnisse dem menschlichen Bedürfniß unterthänig zu machen sind. Alle diese Wissenschaften sind gesonderte und selbstständige; aber es läßt sich die L. nicht von ihnen absondern, und sie ist somit in der That angewandte Naturwissenschaft. Bei dem heutigen Stande der Cultur genügt nicht mehr die bloße Erfahrung. Ohne den Besitz positiver Kenntnisse ist es für den Landwirth durchaus nicht mehr möglich, einen günstigen Erfolg zu erlangen. Sowie der Aufschwung der Industrie recht eigentlich erst von dem Zeitpunkt an beginnt, wo sie die Wissenschaft zu Hülfe rief, ebenso betrat auch die L. nicht eher die Bahn des Fortschritts, als bis der Landwirth die Nothwendigkeit erkannte, seiner hergebrachten Betriebsweise und der empirischen Praxis die sichere und fruchtbare Grundlage der wissenschaftlichen Theorie zu geben. Wenn sich Wissenschaft und Kunst im besondern nur auf den Anbau von Nutzpflanzen richten, so begreift man solche Thätigkeit unter dem Namen Ackerbau (s. d.), und dieser umfaßt die gesammte größere und mittlere Bodencultur, welche den Pflug und seine Nebengeräthe zur Bearbeitung anwendet. In dem kleinsten Umfange wird der Bodenanbau zur Spatencultur oder zum Gartenbau (s. d.) und beschäftigt sich alsdann weniger mit der Hervorbringung von Getreide und Futtergewächsen als von Gemüse und Gewürzpflanzen, verrichtet auch seine Arbeiten meistens blos durch die Menschenhand. Jede dieser beiden großen Abtheilungen bildet wieder ein Gewerbe oder eine Kunst für sich und erheischt daher ein besonderes Studium. Die Lehre von der eigentlichen L. im engern Sinne zerfällt in folgende vier große Abtheilungen: 1) Agronomie, die Lehre von den Bedingungen des Wachsthums der Nutzpflanzen. 2) Feldbau, die Anwendung der Verfahrungsweisen der Agronomie auf die Cultur. Derselbe begreift: den speciellen Anbau der Nutzpflanzen; die landwirthschaftliche Verwendung derselben; die Lehre von den Fruchtfolgen. Auch der Wiesenbau ist unter diese Kategorie zu bringen. 3) Die Zucht und Benutzung der Hausthiere. 4) Die Wirthschaftskunst, oder die richtige Anwendung aller durch die genannten Zweige gelieferten wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse auf die Bewirthschaftung eines Gutes. Diese Kunst ist der administrative Theil der L.; denn sie begreift alles, was Bezug hat auf die in den Betrieb verwendeten Kapitalien, auf die wirthschaftlichen Einrichtungen, auf die Arbeitsverhältnisse, auf das Inventarium u. s. w. Endlich gehört in ihren Bereich die gesammte ökonomische Buchhaltung.

Die L. ist das älteste Gewerbe; ihre Ausbildung zur Selbstständigkeit datirt aber kaum seit einem Jahrhundert. In histor. Hinsicht stellen sich ihre verschiedenen Epochen in den Ländern der Civilisation folgendermaßen fest: 1) Weidewirthschaft mit Uebergang zur Feldwirthschaft bis ungefähr 200 Jahre v. Chr.; 2) Felderwirthschaft mit überwiegendem Getreidebau von 200 v. Chr. bis 1750 n. Chr.; 3) Begründung der rationellen Schule und Uebergang in den Fruchtwechsel, 1750—1840; 4) die wissenschaftliche Epoche. Der eigentliche Aufschwung der L. begann mit der Gründung der rationellen Schule. Als Vorläufer gingen ihr voraus die der Kameralisten (Münchhausen, Schubart, Justi, Thomasius u. s. w.) und der Empiriker (Reichart, Ekhart, Lüders, Schönfeld, Riem u. s. w.). Den Stifter der rationellen Schule, Albrecht Thaer (s. d.), leiteten schon die Gesetze der Naturwissenschaft über zu den Verbesserungen, welche in der Epoche, die mit Liebig's (s. d.) Auftreten beginnt, ihre Begründung fanden.

Erworben wird die Kenntniß der L. nur gründlich durch die Vereinigung der Praxis mit der Theorie; jeder einseitige Weg führt zu einer ungenügenden Ausbildung. Die Verschmelzung jener beiden hat man seit Beginn des 19. Jahrh. durch Errichtung von Landwirthschaftsschulen zu erstreben gesucht. Sie zerfallen in drei Klassen, höhere, mittlere und niedere. Die erstern sind großentheils nach dem Muster von Akademien eingerichtet. Es wird in ihnen die gesammte Theorie der L. und zugleich jede Hülfswissenschaft vorgetragen. Gewöhnlich ist auch ein Gut damit verbunden, um die Lehre durch das Beispiel und die Anwendung zu unterstützen. Die berühmtesten derartigen Institute waren und sind in Deutschland, der Schweiz und Oesterreich: Möglin seit 1806 (eingegangen 1862); Hofwyl seit 1804 (eingegangen

Digitized by Google

1846); Hohenheim seit 1818; Schleisheim seit 1822; Jena seit 1826; Eldena seit 1835 (eingegangen 1877); Tharand seit 1829 (eingegangen); Regenwalde seit 1842 (eingegangen); Poppelsdorf seit 1846; Proskau seit 1847; Ungarisch-Altenburg seit 1818. Weil aber auf solchen Instituten gewöhnlich weder Theorie noch Praxis umfassend genug gelehrt werden können, hat man in neuerer Zeit nicht mit Unrecht der höhern Bildung der Landwirthe auf Universitäten das Wort geredet, und an mehrern (Berlin, Gießen, Königsberg, Tübingen, München) sind bereits Lehrstühle der L. errichtet oder mit und neben ihnen besondere landwirthschaftliche Institute oder Hochschulen für Bodencultur (Halle, Leipzig, Göttingen, Wien) gegründet worden. Auch die Verbindung landwirthschaftlichen Unterrichts mit den Polytechniken und den Gewerbeschulen hat sich als ersprießlich herausgestellt. Die landwirthschaftlichen Mittelschulen nähern sich den Akademien insofern, als sie meistens ein Versuchsgut zu praktischen Demonstrationen besitzen, während der theoretische Unterricht Hauptsache ist. Minder wirksam bewiesen sich die niedern Landwirthschaftsschulen, die sog. Ackerbauschulen (s. d.). Einen bedeutenden Einfluß haben die landwirthschaftlichen Vereine gewonnen, die, meist unter der Oberleitung der Regierungen, sich die Förderung der L. in allen ihren Zweigen zur Aufgabe machen. In Deutschland war längere Zeit hindurch die nunmehr aufgegebene jährliche Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirthe, gegründet 1837 von Pabst, Schweitzer, Schmidt und Teichmann, ein wirksamer Stützpunkt für den Fortschritt. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß zum Theil die L. ihren Aufschwung den Fortschritten der Gesetzgebung, namentlich der Befreiung des Grund und Bodens von Servituten und Lasten, verdankt. Werthvolle Lehrbücher der gesammten L. haben außer Thaer, Burger, Schwerz, Koppe, Zierl, Schweitzer und Pabst geliefert: Hamm, «Die Grundzüge der L.» (nach Girardin und du Breuil, 2 Bde., Braunschw. 1850—52); Fraas, «Schule des Landbaues» (Münch. 1851); Hamm, «Das Wesen und die Ziele der L.» (2. Aufl., Lpz. u. Jena 1872); Rosenberg-Lipinsky, «Der praktische Ackerbau u. s. w.» (5. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1873); Löbe, «Handbuch der rationellen L.» (5. Aufl., Lpz. 1872); Settegast, «Die L. und ihr Betrieb» (3 Bde., Bresl. 1875 fg.). Die Geschichte der L. wird behandelt von Fraas, «Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft» (Münch. 1865); Löbe, «Abriß der Geschichte der deutschen L.» (Berl. 1873). Hieran reihen sich die franz. und engl. Werke von Boussingault, Payen und Richard, Gasparin, Heuzé, Sinclair, Low und Stephens.

Landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe. Unter dieser Bezeichnung werden verstanden die mechan. Hülfsmittel der Bodencultur zur Bearbeitung des Bodens, zur Saat und zur Pflege der Nutzgewächse, zur Bewerkstelligung der Ernte, zur Gewinnung der Producte, zur Zubereitung des Futters, zur Verarbeitung der Milch u. s. w. Gewöhnlich erfolgt die Eintheilung dieser Mechanismen nach der sie bewegenden Kraft in Handwerkzeuge, Spanngeräthe und Maschinen; allein bei dieser Trennung sind gezwungene Uebergänge nicht zu vermeiden, wie denn überhaupt der Unterschied zwischen Geräth und Maschine nur schwierig zu definiren ist. Als ersteres wird betrachtet, was keiner stärkern direct motorischen Kraft als derjenigen des Menschen oder der Zugthiere bedarf, während letztere ein System der Transmission bedingt und zugleich auch in gewissen Fällen die Anwendung kräftigerer Motoren gestattet. Im allgemeinen lassen sich die mechan. Hülfsmittel der Landwirthschaft in folgende Gruppen stellen: 1) Geräthe und Maschinen zur Bodenbearbeitung und Feldbestellung: Spaten, Grabgabel, Schaufel, Haue, Hacke, Pflanzwerkzeuge, Draingeräthe; Pflug, Wühler, Schälpflug, Grubber, Drainpflug, Grabemaschine, Egge, Scarificator, Walze, Schollenbrecher, Landpresser, Marker; Düngerstreumaschine, Säemaschine, Dibbelmaschine, Kartoffellegemaschine. 2) Zur Pflege der Nutzpflanzen während der Vegetation: Hand- und Pferdehacken, Cultivatoren, Häufler, Furchenеggen, Feldgeier. 3) Zur Ernte der Producte des Feld- und Wiesenbaues: Sichel, Sichet, Sense, Rechen, Gabel, Gras- und Getreidemähemaschine, Heuwendemaschine, Kleekamm, Rübenheber, Kartoffelerntemaschine. 4) Zum Transport: Karren, Wagen, Schlitten, Schleife, Muldbret, Pferderechen. 5) Zum Gewinn und zur marktfähigen Herstellung der Producte: Dreschflegel, Fruchtschaufel, Sieb, Sackhalter, Feimengeräthe, Dreschmaschine, Getreidereinigungsmaschine, Grannenreiniger, Maisentkörner, Sortirmaschinen, Wurzelwaschmaschinen. 6) Zur Verarbeitung der Producte: Wurzelschneider, Häckselmaschinen, Ginsterquetschen, Schrotmühlen, Oelkuchenbrecher, Molkereigeräthe, Flachsbrech- und Schwingmaschinen. 7) Hülfsmaschinen und Zwischenwerke, wie Motoren, Transmissionen, Dengelmaschinen, Mähemesserschleifwerke u. s. w. 8) Stall- und Düngergeräthe. Die Wiege des landwirthschaftlichen Maschinenwesens ist England, woselbst sich dasselbe seit der durch Jethro Tull bewirkten Einführung der Drill-

Digitized by Google

cultur und Pferdehackenwirthschaft in der Mitte des 18. Jahrh. anfangs langsam, dann aber auch unaufhaltsam Bahn gebrochen hat. Auf dem Continent blieben die Fortschritte des landwirthschaftlichen Maschinenwesens in Großbritannien, trotz Thaer's vereinzelten Hinweisen darauf, fast unbekannt, bis das Werk von Hamm: «Die landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthe Englands» (Braunschw. 1845), erschien. Durch die Weltausstellung in London 1851 gewann aber auf einmal das lange vernachlässigte Gebiet der mechan. Hülfsmittel der Agricultur Fuß auf dem Continent und hat sich seitdem in außerordentlichem Maße entwickelt. Die Anwendung der Maschinen und verbesserten Geräthe ist eine Lebensbedingung der gegenwärtigen Bodencultur. Um ihre Vortheile auch den Kleingrundbesitzern in wenigst drückender Weise zu sichern, haben sich unter diesen allenthalben Maschinengenossenschaften gebildet. Ebenso ist die Vermiethung wandernder Maschinen und Geräthe, z. B. des Dampfpflugs, der Dampfdreschmaschine u. s. w., zu einem besondern Gewerbe geworden. Vgl. Perels, «Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe» (Jena 1866); derselbe, «Ueber die Bedeutung des Maschinenwesens für die Landwirthschaft» (Berl. 1867).

Lanfranc, Scholastiker, geb. zu Pavia 1005, gest. als Erzbischof von Canterbury 1089, führte die Dialektik in die Theologie ein, zeigte sich in dem Streite mit Berengar über die Transsubstantiation als einen gewandten Dialektiker, hat aber sonst um die Philosophie wenig Verdienste. L.'s Werke gaben d'Achery (Par. 1648) und Giles (Oxf. 1854) heraus.

Lanfranco (Giovanni), Maler der bolognesischen Schule, gehörte einer edeln Familie in Parma an, wo er 1581 geboren war. Als Page des Marchese Scotti zeigte er sein Talent durch Figuren, welche er mit Kohle an die Wand zeichnete. Scotti ließ ihn die Schule der Caracci besuchen, deren Stil er sich auch aneignete; doch läßt sich auch ein eifriges Studium Correggio's in seinen Arbeiten wahrnehmen. Nachdem er in Rom und Neapel ganze Kirchen ausgemalt und von Urban VIII. die Ritterwürde erhalten, starb er zu Rom 1647. Seine namhaftesten Werke sind die Kuppelgemälde zu San-Andrea della Valle in Rom, bei denen er die Farben mit Schwämmen aufgetragen haben soll, und die 1631 gemalte Kuppel in der Jesuitenkirche zu Neapel. L. handhabt gut die Technik seiner Schule, deren ganze Darstellungsweise er sich wenigstens äußerlich angeeignet hatte; doch fehlt seinen etwas gespreizten Formen und Lichteffecten die wahre Kraft und Poesie, ja auch die Treue und Sorgfalt der Ausführung. Sehr gewandt ist er in der Durchführung kühner Verkürzungen und geschmackvoll in den Gruppirungen.

Lanfrey (Pierre), franz. Publicist und Historiker, geb. 1828 zu Chambéry, empfing seine Schulbildung im Lycée Bonaparte zu Paris, besuchte die dortige Rechtsschule und widmete sich dann philos. und histor. Studien, als deren erste Frucht er 1857 ein männlich und unabhängig geschriebenes Werk «L'église et les philosophes du 18e siècle» veröffentlichte, das seinen Ruf als Schriftsteller begründete. Im folgenden Jahre erschien von ihm ein in demselben Geiste geschriebener «Essai sur la révolution française», in welchem er die Personen und Ereignisse jener Zeit mit großer Unparteilichkeit beleuchtet und oft einer scharfen Kritik unterwirft. Diesem Werke ließ L. 1863 eine Art polit. Romans in Briefform über die sociale Lage der Gegenwart folgen unter dem Titel «Les lettres d'Everard» und ferner «Études et portraits politiques». Eine sehr freisinnige Tendenz verfolgt seine «L'histoire politique des papes» (Par. 1860). Doch das wichtigste Werk L.'s ist die in jeder Hinsicht bemerkenswerthe «Histoire de Napoléon Ier» (Bd. 1—5, Par. 1867—75; deutsch von Glümer, Berl. 1869—76). Der Autor führt in derselben einen wuchtigen Hieb gegen die sog. Napoleonische Legende; sein Werk darf von Anfang bis zu Ende als ein Correctiv von Thiers' «Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs» angesehen werden. Am 8. Febr. 1871 wurde er vom Departement der Rhônemündungen in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur Linken hielt; am 9. Oct. von Thiers zum franz. Gesandten in Bern ernannt, gab er nach dem 24. Mai 1873, als der Herzog von Broglie das Ministerium des Aeußern übernahm, seine Entlassung. Am 10. Dec. 1875 wurde er zum Senator auf Lebenszeit gewählt. Er starb 16. Nov. 1877.

Lang (Heinr.), bedeutender prot. Theolog und Kanzelredner, ward 14. Nov. 1826 zu Frommern bei Balingen als Sohn eines Landpfarrers geboren. In der Lateinschule zu Sulz a. N. und im Niedern Seminar zu Kloster Schönthal vorgebildet, studirte L. 1844—48 im Stift zu Tübingen Theologie, besonders durch Baur und Zeller angezogen. Wegen Betheiligung an der revolutionären Bewegung verließ L. im Aug. 1848 die Heimat, ward bereits im November Pfarrer zu Wartau (St.-Gallen), 1863 Pfarrer zu Weilen am Zürchersee, 1871 Helfer und bald darauf Pfarrer zu St.-Peter in Zürich, wo er 13. Jan. 1876 plötzlich an der Gesichtsrose verschied. L. war ein Redner von seltenem Feuer und hinreißender Begeisterung. Er

Digitized by Google

bezeichnete seinen Standpunkt als ein Christenthum ohne Wunder, das rückhaltlos auf dem Boden der modernen Weltanschauung steht. Diesen Standpunkt hat er nicht blos als «Reformpfarrer» in seinen Predigten mit seltener Beredsamkeit und großem Erfolg vertreten, sondern auch durch Vorträge in der Schweiz, Deutschland und Holland in weitern Kreisen zur Anerkennung gebracht. Durch die scharfe, alle falsche Vermittelungen energisch abweisende Polemik nach rechts hat L. in streng orthodoxen Kreisen wie bei der Vermittelungstheologie oft Anstoß erregt. Doch zeigt die Polemik nach links gegen die Angriffe von Strauß, Hartmann und Lange, daß L. bei aller Schärfe gegen veraltete Dogmen die christl. Religion selbst mit aller Entschiedenheit festhielt. Im Interesse der liberalen Partei gab L. 1859—71 die «Zeitstimmen aus der reform. Kirche der Schweiz» heraus (seit 1872 mit den bisher von Bitzius redigirten «Berner Wochenblättern» vereinigt zu «Reform. Zeitstimmen aus der schweiz. Kirche»). Von seinen Schriften sind zu nennen: «Stunden der Andacht» (2 Bde., Winterth. 1862—65), «Religiöse Reden» (2 Bde., Zür. 1873—74), «Versuch einer christl. Dogmatik» (Berl. 1857; 2. Aufl. 1868), «Ein Gang durch die christl. Welt» (Berl. 1859; 2. Aufl. 1870), «Religiöse Charaktere» (Winterth. 1862; 2. Aufl. 1872), «Martin Luther» (Berl. 1870), «Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft» (Berl. 1872), «Zur kirchlichen Situation der Gegenwart» (Zür. 1873). Vgl. Biedermann, «Heinrich L.» (Zür. 1876), und Mayer, «Heinrich L.» (Bas. 1877).

Lang (Karl Heinr., Ritter von), deutscher Geschichtsforscher, geb. 7. Juli 1764 zu Balgheim im Fürstenthum Oettingen-Wallerstein in Schwaben, wo sein Vater Prediger war, kam im 15. Jahre als Amanuensis auf die fürstl. Bibliothek, wo er für sich studirte, bis er 1782 die Universität zu Altdorf bezog. Nach beendeten Rechtsstudien begann er 1785 bei der Regierung zu Oettingen zu prakticiren. Hier gab er zwei Jahrgänge des «Oettingischen Wochenblattes» und die «Beiträge zur Kenntniß des öttingischen Vaterlandes» (Oetting. 1786) heraus und wurde dann in der Regierung angestellt. Doch ging er 1788 nach Wien, wo er als Gesellschafter und Hofmeister in das Haus eines ungar. Magnaten und dann als Privatsecretär zu dem würtemb. Gesandten kam. Seines Dienstes entlassen, ging er 1791 nach Göttingen, wo er wieder zwei Jahre eifrig studirte und seine «Histor. Entwickelung der deutschen Steuerverfassung» (Berl. 1793) schrieb, durch die er sich zuerst in der literarischen Welt bekannt machte. Vom nachmaligen Fürsten von Hardenberg erhielt er sodann den Auftrag, das Hardenbergische Familienarchiv zu ordnen, worauf er 1795 Geh. Archivar zu Plassenburg wurde. Als preuß. Legationssecretär wohnte er dem Congresse zu Rastatt bei, und nach der Rückkehr von hier trat er 1799 als Kriegs- und Domänenrath zu Ansbach ein. Nach Uebergabe der Provinz Ansbach an Baiern wurde er 1806 Director des provisorischen Kammercollegiums und 1811 Director des Reichsarchivs in München. Zugleich erhielt er das Referat über alle Archivsachen im Ministerium und die Stelle eines Vorstandes in der Ministerialsection des Reichsheroldsamts. Doch ging er 1815 als Kreisdirector wieder nach Ansbach, nahm 1817 seine Entlassung und lebte seitdem auf seinem Landgute bei Ansbach, wo er 26. März 1835 starb. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Histor. Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände» (Gött. 1796), «Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth» (3 Bde., Gött. 1798—1811), «Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung» (Frankf. 1806), «Bair. Jahrbücher 1179—1294» (Augsb. 1816; 2. Aufl. 1824), «Adelsbuch des Königreichs Baiern» (Münch. 1816; 2. Aufl. 1820), «Geschichte der Jesuiten in Baiern» (Nürnb. 1819), wozu die «Amores patris Morelli» einen Vorläufer bildeten; «Geschichte des bair. Herzogs Ludwig des Bärtigen» (Nürnb. 1821), «Regesta Bavarica, seu rerum Boicarum autographa» (4 Bde., Münch. 1822—28), ein chronol.-synchronistisches Verzeichniß aller alt- und neubair. Originalurkunden bis 1300; «Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren» (Nürnb. 1830), «Baierns alte Grafschaften» (Nürnb. 1831), endlich seine höchst interessanten «Hammelburger Reisen» (11 Fahrten, Münch. 1817; Nürnb. 1833) und «Memoiren» (2 Bde., Braunschw. 1842).

Langbein (Aug. Friedr. Ernst), bekannt als launiger Dichter sowie durch seine Romane und Erzählungen, geb. 6. Sept. 1757 zu Radeberg bei Dresden, besuchte seit 1772 die Fürstenschule zu Meißen und seit 1777 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Er kam 1781 als Actuar in das Justizamt Hain, und 1785 wendete er sich nach Dresden, wo er anfangs als Sachwalter auftrat, nach Verlauf eines Jahres aber bei dem Geheimen Archive als Kanzlist angestellt wurde. Im J. 1800 ging er nach Berlin, wo er privatisirte, bis ihm 1820 daselbst das Amt als Censor der belletristischen Schriften übertragen wurde, welches er bis zu seinem 2. Jan. 1835 erfolgten Tode mit Gewissenhaftigkeit und Schonung übte. In seinen

Digitized by Google

Gedichten, deren mehrere in den Mund des Volks übergingen, hat er besonders die kleine poetische Erzählung, welche sich der Balladenform nähert, mit Glück cultivirt. Er war äußerst gewandt in der Versification und unerschöpflich an muntern Scherzen. Auch seine Romane und Erzählungen waren wegen der guten Laune, welche sich in ihnen durchgehends ausspricht, eine Zeit lang allgemein beliebt und erfuhren mehrfach Nachahmungen, die unter seinem Namen verbreitet wurden. Als L.'s wirkliche Schriften sind anzuführen: «Gedichte» (Lpz. 1788; 16. Aufl. 1868) und «Neuere Gedichte» (2 Bde., Tüb. 1812 u. 1823), «Schwänke» (2 Bde., Dresd. 1792; 3. Aufl., Berl. 1816), «Feierabende» (3 Bde., Lpz. 1793—94). Hieran schließen sich: «Talismane gegen die Langeweile» (3 Bde., Berl. 1801—2), «Magister Zimpel's Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen» (Berl. 1820) und andere. Tittmann veranstaltete eine neue Ausgabe seiner «Humoristischen Gedichte» («Bibliothek humoristischer Dichtungen», Bd. 11, Halle 1872). Eine von L. selbst besorgte Originalausgabe seiner «Sämmtlichen Schriften» erschien in Stuttgart (31 Bde., 1835—37). Später ward noch eine Ausgabe von L.'s «Sämmtlichen Gedichten» (4 Bde., Stuttg. 1854) veröffentlicht.

Lange (Friedr. Albert), namhafter philos. und volkswirthschaftlicher Schriftsteller, war 28. Sept. 1828 in Wald bei Solingen als Sohn des spätern Oberconsistorialraths Johann Peter Lange (s. d.) zu Bonn geboren und empfing seine Vorbildung theils in Langenberg bei Elberfeld, theils auf den Gymnasien von Duisburg und Zürich. Seine 1847 auf der Hochschule des letztern Ortes begonnenen, seit 1848 in Bonn fortgesetzten philol. Studien beendete er 1851 und trat 1852 zuerst als Hülfslehrer beim Gymnasium zu Köln ein, verließ dasselbe jedoch, um sich in Bonn als Privatdocent der Philosophie zu habilitiren. In dieser Stellung genoß er hauptsächlich den fruchtbaren Umgang Fr. Ueberweg's, welchem er später ein Denkmal treubewahrter Freundschaft gesetzt hat («Fr. Ueberweg», Berl. 1871) und vertiefte sich in eingehende naturwissenschaftliche Studien. Aeußere Verhältnisse veranlaßten ihn, 1858 wieder eine Gymnasiallehrerstellung in Duisburg anzunehmen, welche er jedoch, nachdem ihn seine lebhafte polit. Wirksamkeit unliebsam gemacht hatte, im Oct. 1861 wieder aufgab. Seitdem machte er neben seiner Thätigkeit als Handelskammersecretär in Duisburg mehrfache Versuche publicistisch-socialpolit. Wirksamkeit und ließ in dieser Richtung mehrere Broschüren erscheinen: «Die Leibesübungen, eine Darstellung des Werdens und Wesens der Turnkunst in ihrer pädagogischen und culturhistor. Bedeutung» (Gotha 1863), «Das päpstl. Rundschreiben und die 80 verdammten Sätze» (Duisb. 1865), «Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft» (Duisb. 1865; 2. Aufl. 1870), «John Stuart Mill's Ansichten über die sociale Frage und die angebliche Umwälzung der Socialwissenschaft durch Carey» (Duisb. 1866). Im Nov. 1866 wurde er Mitredacteur des «Landboten» in Winterthur und entfaltete hier eine kräftige Wirksamkeit innerhalb der demokratischen Parteibewegung der Schweiz. Er habilitirte sich dann in Zürich und erhielt an der dortigen Hochschule 1870 eine neugegründete Professur «der inductiven Philosophie». Allmählich, theilweise infolge seiner Kränklichkeit, von der polit. Thätigkeit zurückgezogen, folgte er 1873 einem Rufe nach Marburg, wo er 21. Nov. 1875 nach langen schweren Leiden starb. Seine philos. Schriften sind: «Die Grundlegung der mathem. Psychologie, ein Versuch zur Nachweisung des fundamentalen Fehlers bei Herbart und Drobisch» (Duisb. 1865), «Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart» (Iserl. 1866; 2. Aufl., 2 Bde., 1873—75), «Neue Beiträge zur Geschichte des Materialismus» (Winterth. 1867). Die Bedeutung des Hauptwerks besteht theils in der neuen und interessanten Beleuchtung einzelner Partien der Geschichte der Philosophie, theils in der aus der Kritik des Materialismus sich entfaltenden (namentlich in der zweiten Auflage näher entwickelten) Aufstellung einer eigenen Lehre, welche sich als den «Standpunkt des Ideals» bezeichnet und die Kant'schen Gedanken in ein derartiges Verhältniß zueinander setzt, daß neben der Einschränkung der wissenschaftlichen Erkenntniß auf die durch Erfahrungswissenschaften festzustellenden Causalitätsverhältnisse auch das Recht der aus sittlichem Bedürfniß «in Begriffen dichtenden» und zur Weltanschauung strebenden Phantasie anerkannt werden soll. L.'s nach seinem Tode von Cohen herausgegebenen «Logischen Studien» (Iserl. 1877) enthalten den Versuch, die Evidenz und Gültigkeit der logischen Gesetze aus den räumlichen Verhältnissen abzuleiten. Vgl. Vaihinger, «Hartmann, Dühring und L.» (Iserl. 1876).

Lange (Joachim), Theolog und Philolog, geb. 26. Oct. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, wurde auf den Schulen zu Quedlinburg und Magdeburg, dann auf den Universitäten zu Leipzig, Erfurt und Halle gebildet. Im J. 1696 kam er als Rector nach Köslin, ein Jahr darauf in gleicher Eigenschaft an das Friedrichswerdersche Gymnasium nach Berlin und 1709

Digitized by Google

als Professor der Theologie nach Halle, wo er 7. Mai 1744 starb. Sein Andenken wurde bei der Nachwelt nicht sowol durch seine theol. und philos. Schriften fortgepflanzt, in denen er, besonders in den Streitigkeiten gegen die Wolf'sche Philosophie, auftrat, als vielmehr durch die von ihm herausgegebene «Lat. Grammatik» (zuerst Halle 1707) und «Griech. Grammatik» (zuerst Halle 1705), die vorzugsweise unter dem Namen der Halleschen Grammatiken bekannt sind und von denen erstere über vierzigmal neu aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt worden ist. Als Schulmann brachte L. die ihm anvertrauten Anstalten zu Ansehen.

Lange (Sam. Gotth.), deutscher Dichter, Sohn Joachim Lange's (s. d.), geb. 1711 zu Halle, studirte daselbst Theologie und wurde, nachdem er sich zuvor längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, Pastor zu Laublingen bei Halle. Im J. 1755 ernannte ihn Friedrich d. Gr. zugleich zum geistlichen Inspector im Saalkreise. Er starb zu Laublingen 25. Juni 1781. Mit seinem Freunde Pyra suchte er durch die Stiftung einer gegen die Gottsched'sche Schule gerichteten Privatgesellschaft die deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit zu fördern. L. selbst war ein nur mittelmäßiges poetisches Talent und mit Pyra ein Feind des deutschen Reims, den beide durch Einführung der antiken Silbenmaße verdrängen wollten. Pyra's und L.'s Gedichte erschienen zusammen unter dem Titel «Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder» (Zür. 1745). Am bekanntesten wurde L. durch seine metrische Uebertragung der «Oden» des Horaz (Halle 1752), die an Lessing, der sie dem Spotte preisgab, einen unbarmherzigen Kritiker fand. Seine «Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe» (2 Bde., Halle 1769—70) ist interessant für die Geschichte der literarischen Bewegung jener Zeit.

Lange (Joh. Peter), namhafter deutscher Theolog, geb. 10. April 1802 in der Gemeinde Sonnborn bei Elberfeld, Sohn eines Fuhrmanns und Ackerwirths, nahm anfänglich theil an den Beschäftigungen des Vaters, erwarb sich aber durch Lektüre mancherlei Kenntnisse und lernte auch Lateinisch. In der Absicht, die theol. Laufbahn einzuschlagen, besuchte er seit Ostern 1821 das Gymnasium zu Düsseldorf und widmete sich dann seit Herbst 1822 zu Bonn dem Studium der Theologie. Hier schloß er sich besonders an Lücke und Nitzsch, namentlich aber an letztern, durch den auch seine theol. Richtung bestimmt wurde. Nachdem er einige Zeit als Hülfsprediger bei Krummacher zu Langenberg thätig gewesen, erfolgte im Frühjahr 1826 seine Berufung als zweiter Pastor der Gemeinde Wald bei Solingen, von wo er in gleicher Eigenschaft im Nov. 1828 nach Langenberg übersiedelte. Im Aug. 1832 wurde er zweiter Pfarrer in Duisburg. Hier wirkte er, bis er Ostern 1841 einem Rufe als ord. Professor für das kirchenhistor. und dogmatische Fach an die Hochschule zu Zürich folgte. Im Frühjahr 1854 ging er als Professor der systematischen Theologie nach Bonn, wo er 15. Aug. 1860 zum Consistorialrath ernannt wurde. L.'s wissenschaftliche Hauptwerke sind: «Das Leben Jesu, nach den Evangelien dargestellt» (3 Bde., Heidelb. 1844—47), die «Christl. Dogmatik» (3 Bde., Heidelb. 1849—52) und «Die Geschichte der Kirche» (Thl. 1, «Das apostolische Zeitalter», 2 Bde., Braunschw. 1853—54). Hierzu kommt das «Theol.-homiletische Bibelwerk», dessen Redaction er übernommen (Bielef. 1856—76). Von seinen übrigen theol. Arbeiten sind außer verschiedenen Predigtsammlungen noch hervorzuheben: «Die Lehre der Heiligen Schrift von der freien und allgemeinen Gnade Gottes» (Elberf. 1831), «Ueber den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien» (Duisb. 1836), «Die kirchliche Hymnologie» (Zür. 1843), «Zur Psychologie in der Theologie» (Heidelb. 1873), «Grundriß der Encyklopädie» (Heidelb. 1877). Eine große Anzahl seiner kleinern Schriften hat er in «Vermischte Schriften» (4 Bde., Mörs 1840—41; neue Folge, Bd. 1—3, Bielef. 1860—64) zusammengestellt. Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl geistlicher Dichtungen lyrischen und didaktischen Inhalts. Dahin gehören: «Biblische Dichtungen» (2 Bde., Elberf. 1832—34), «Gedichte und Sprüche» (Duisb. 1835), «Die Welt des Herrn» (Duisb. 1835), «Die Verfinsterung der Welt» (Berl. 1838), «Gedichte» (Essen 1843), «Vom Oelberg» (Frankf. 1852) u. s. w. In seinem «Deutschen Kirchenliederbuch» (Zür. 1843) gab er eine Auswahl der besten Kirchenlieder.

Lange (Ludw.), deutscher Architekt, geb. 22. März 1808 zu Darmstadt, machte seine ersten architektonischen Studien 1823—26 in seiner Vaterstadt unter Leitung des großherzogl. hess. Baurathes Lerch, der ihm bereits 1826 die Beaufsichtigung des Baues eines Gymnasialgebäudes in Michelstadt anvertraute. Später arbeitete L. unter Moller und bezog dann für einige Zeit die Universität zu Gießen. Als Mitbegründer eines Bilderwerks, der seit 1831 im Verlag von Gustav Georg Lange in Darmstadt erscheinenden «Originalansichten der historisch merkwürdigsten Städte in Deutschland», unternahm er hierauf verschiedene größere Reisen und hielt sich längere Zeit zu München auf, wo er unter anderm die Bekanntschaft des Malers Karl

Digitized by Google

Rottmann machte. Als dieser im Auftrag des Königs Ludwig von Baiern 1834 eine Reise nach Griechenland unternahm, begleitete ihn L. dahin, der, alsbald durch den classischen Boden gefesselt, zu Athen verblieb, wo er die Stelle eines Zeichenlehrers am neubegründeten Gymnasium übernahm und auch in künstlerischer Beziehung vielfach Anregung fand. Nachdem er 1838 den erbetenen Abschied mit dem Titel eines königl. Baurathes erhalten, kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich 1839 in München nieder. Hier 1847 zum Professor an der Akademie der bildenden Künste ernannt, starb er 31. März 1868. Unter den größern Bauwerken, welche nach L.'s Entwürfen zur Ausführung kamen, nehmen die Villa des Königs Max in Berchtesgaden (1850—53) und das Museum zu Leipzig (1856—58) den ersten Rang ein. Außer Entwürfen zu einer königl. Residenz und einer Kirche für Athen concurrirte er auch mit Plänen zu der Nikolaikirche in Hamburg (1845), zu einem Börsengebäude in Bergen (1854), zu einer Kunsthalle in Hamburg (1863), zur Pinakothek (1864) und zum Parlamentsgebäude in Amsterdam (1865), sowie zu einem Rathhaus in München (1866), welche sämmtlich Preise erhielten. Sein Entwurf zu einem archäol. Museum für Athen (1860) gelangte 1866 mit Vereinfachungen zur Ausführung. Im J. 1861 erregten seine Zeichnungen zu einer fürstl. Villa im romantischen Stil auf einer münchener Kunstausstellung besondere Aufmerksamkeit. Eine Sammlung von andern Entwürfen L.'s für «Werke der höhern Baukunst» erschien in Darmstadt (1846—60) im Druck. In allen seinen architektonischen Werken zeigt er sich als einen feinfühlenden Künstler, der in seinen Bauformen einen richtigen Takt für das Zweckmäßige bewährt. Neben der Architektur hat sich L. auch der Landschaftsmalerei gewidmet. Außerdem verfaßte er die «Beschreibung der griech. Landschaftsgemälde von Karl Rottmann in der neuen Pinakothek» (Münch. 1854).

Lange (Ludw.), namhafter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 4. März 1825 zu Hannover, besuchte erst die höhere Bürgerschule, dann das Lyceum daselbst und bezog Michaelis 1843 die Universität Göttingen, wo er sich namentlich an Karl Friedr. Hermann anschloß. Durch eine Preisschrift: «Historia mutationum rei militaris Romanorum inde ab interitu rei publicae usque ad Constantinum Magnum» (Gött. 1846), wurden seine Studien auf die röm. Alterthümer gelenkt. Im Anschluß an seine Promotionsschrift «Prolegomena in Hygini de castrorum munitionibus libellum» (Gött. 1847) gab er den Text des Hyginus mit einem ausführlichen Commentar heraus (Gött. 1847). Nachdem er eine größere Reise gemacht, habilitirte sich L. 1849 in Göttingen, wo er 1853 eine außerord. Professur erhielt. Inzwischen hatte er Abhandlungen über die Syntax des Apollonios Dyscolos und die oskische Inschrift auf der Tafel von Bantia veröffentlicht. Hieran reiht sich sein Hauptwerk, das «Handbuch der röm. Alterthümer», welches bisher bis zur ersten Abtheilung des dritten Bandes (Bd. 1, Berl. 1856; 2. Aufl. 1863; 3. Aufl. 1876; Bd. 2, 1862; 2. Aufl. 1867; Bd. 3, Abth. 1, 1871; 2. Aufl. 1876) vorgerückt ist. Von spätern philol. Arbeiten L.'s sind zu nennen «Der homerische Gebrauch der Partikel εἰ» (2 Abth., Lpz. 1872—73) und «Die Epheten und der Areopag des Solon» (1874). Unterdessen hatte L. Ostern 1855 eine ord. Professur in Prag angenommen, folgte jedoch 1859 einem Rufe nach Gießen. Seit Ostern 1871 wirkt L. als Professor der classischen Philologie an der Universität zu Leipzig.

Lange (Philipp Karl Ernst), bekannt unter dem Pseudonym **Philipp Galen** (Anagramm aus Lange), beliebter deutscher Romanschriftsteller, geb. 23. Dec. 1813 in Potsdam, studirte auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin Medicin, dabei aber auch zugleich Aesthetik, Literatur und Geschichte. Mit Vorliebe befaßte er sich mit der Seelenkunde und den Gemüthskrankheiten, und besuchte später viele Irrenanstalten und Gefängnisse. Nach vollendeten Studien trat er als Compagniechirurg in den Militärdienst ein, nahm 1849 an den Kämpfen in Schleswig-Holstein theil und wurde 1857 Stabsarzt in Potsdam. Schon in seinem 16. Lebensjahre schrieb er einen Roman, dann 1844—45 «Den Irren von St.-James», der aber erst 1854 (5. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1871) erschien. Seine eigentliche literarische Productivität beginnt indeß erst 1852; es folgte nun Roman auf Roman, die meisten in wiederholten Auflagen, als «Der Inselkönig» (5 Bde., Lpz. 1854), «Fritz Stilling» (4 Bde., Lpz. 1856), «Walther Lund» (3 Bde., 1855), «Andreas Burns» (4 Bde., 1856), «Baron Brandau», «Strandvogt von Jasmund», «Der Löwe von Luzern» (5 Bde., Berl. 1869), «Die Rastelbinder» (3 Bde., Berl. 1874) u. s. w. Auch verfaßte L. ein Drama «Friedrich von Rheinsberg» (2. Aufl., Berl. 1873). Vgl. Ethé, «Essays und Studien» (Berl. 1872).

Länge (geographisch). Die Lage eines Ortes auf der Erdoberfläche wird durch die geogr. Breite (s. d.), d. h. den Abstand desselben vom Aequator, und durch die geographische L., d. h.

Digitized by Google

den Abstand seines Meridians von einem gewissen angenommenen ersten Meridian, bestimmt. Der letztere Abstand wird, wie jener, in Graden ausgedrückt; man zählt vom ersten Meridian aus entweder nach Osten und Westen bis 180° und unterscheidet dann östliche und westliche L., oder nur nach Osten bis 360°. Die Annahme des ersten Meridians ist völlig willkürlich, da eben die Natur keinen solchen bezeichnet hat. Die Geographen haben aber früher ziemlich allgemein seit einer 1630 erlassenen Verordnung des Königs Ludwig XIII. von Frankreich den ersten Meridian durch die canarische Insel Ferro gelegt, deren Lage in runder Zahl zu 20° westlich von Paris angenommen wurde, was freilich ungenau ist; die Westspitze dieser Insel liegt vielmehr in 20° 23′ 9″ westlich von Paris. Die Astronomen rechnen in Frankreich und überhaupt auf dem Festlande von Europa die L. größtentheils von dem Meridian der pariser, in England von dem der greenwicher Sternwarte aus. Die Seeleute rechnen meist nach greenwicher L. Im allgemeinen berechnet man diese drei Meridianverhältnisse untereinander folgendermaßen: Ferro zu Greenwich 17° 39′ 51″ westlich, zu Paris 20° westlich; Greenwich zu Ferro 17° 39′ 51″ östlich, zu Paris 2° 20′ 9″ westlich; Paris zu Ferro 20° östlich, zu Greenwich 2° 20′ 9″ östlich. Die Amerikaner rechnen auch oft nach Washington (59° 23′ 12″ westlich von Ferro, 77° 3′ 3″ westlich von Greenwich, 79° 23′ 12″ westlich von Paris). Wenn die L. zweier Orte gerade um einen Grad differirt, so hat der östliche vier Minuten früher Mittag als der andere, und die Uhren beider Orte differiren daher, sie mögen nun beide nach wahrer oder beide nach mittlerer Zeit gehen, um vier Minuten, um welche nämlich die Uhr des östlichern Ortes voraus ist. Verwandelt man nach diesem Verhältniß den Längenunterschied zweier Orte in Zeit, indem man auf 15° eine Stunde, auf 1° vier Minuten Zeit u. s. w. rechnet, so gibt die erhaltene Zeit den Unterschied der Uhren beider Orte an; umgekehrt kann aus dem letztern der Längenunterschied leicht bestimmt werden. Infolge dieser Zeitdifferenz finden also auf der ganzen Erde stets alle 24 Tagesstunden zu gleicher Zeit statt, sodaß, wenn die Sonne in Kanton um 6 Uhr aufgeht, Athen Mitternacht hat, Caracas Sonnenuntergang und die Sandwichinseln Mittag. Wer sonach, um Mittag abreisend, nach Osten geht, angenommen so schnell wie die Erde sich dreht, der würde nach der halben Umreisung der Erde die Sonne wieder über sich haben, und nach beendeter Umreisung hätte er den Wechsel der Tageszeiten zweimal erfahren, also zwei Tage verlebt, während die Zurückgebliebenen nur einen Tag verlebt haben. Wenn er dagegen, nach Westen reisend, seine Uhr stets so weit zurückstellt, daß sie für jeden einzelnen von ihm erreichten Meridian richtig geht, so würde er sie nach beendeter Umreisung im ganzen 24 Stunden zurückgestellt, also einen Tag des Kalenders verloren haben. In einem ostwestlich weit ausgedehnten Reiche, wie z. B. Rußland, kann daher der Unterschied der Tagesstunden so groß sein, daß verschiedenes Datum gilt; wenn z. B. Warschau 31. Dec. 6 Uhr abends hat, dann ist es in Kamtschatka bereits 1. Jan. 3 Uhr morgens.

Zu einer weitern Datumdifferenz führt ferner der Umstand, daß nach einigen Küsten des Großen Oceans das Datum von Europäern dorthin von Osten, nach andern von Westen her überbracht worden ist; daher findet man nun in bestimmten, nicht weit voneinander entfernten Gegenden verschiedenes Datum. Zu Seiten des 200. östl. Meridians (von Ferro) liegen die Tonga-Inseln, welche ihr Datum von Amerika, also von Osten her bekommen, zur andern Seite dieses Meridians liegt Neuseeland, welches sein Datum von England, also von Westen erhalten hat. Es liegt nur 7° westlicher als die erstern, und müßte in der Zeit etwas zurück sein, ist aber im Datum um einen Tag voraus. Wenn also in Berlin die Neujahrsstunde (Mitternacht) schlägt, dann ist auf den Tonga-Inseln der Vormittag des 31. Dec., und auf Neuseeland, wo die Uhr dagegen eine halbe Stunde zurück ist, ist der Vormittag des 1. Jan. Aehnlich verhält es sich mit den andern Gegenden im Großen Ocean, welche ihr Datum von Osten oder von Westen bekommen haben und danach um einen Tag verschieden schreiben. Die Scheidelinie, vom Südpole kommend, bleibt östlich von der Insel Chatham, Neuseeland und Australien, biegt sich dann zwischen Neuguinea und den Carolinen hindurch nach Westen, bleibt westlich von den Philippinen und Marianen (Ladronen) und geht dann südöstlich von den japan. Inseln und den Kurilen nach der Beringsstraße. Westlich dieser Scheidelinie zählt man als Datum und Wochentag einen Tag mehr als östlich derselben. Indeß kommt es während der Mitternachtsstunden in jenen Gegenden vor, daß zwei nicht allzu weit voneinander entfernte Orte (von denen der geographisch westlicher gelegene bereits im Osten der Scheidelinie liegt, während der geographisch östlicher gelegene noch im Westen dieser Linie liegt) sogar um zwei Tage voneinander verschieden schreiben. In demselben Augenblicke z. B., wo Manila auf den Philippinen (138° östl. L. von Ferro) Sonntag 30. Dec. 1877 abends 10 Uhr 15 Minuten

Digitized by Google

hat, hat das Ostcap von Neuseeland (196° östl. L. von Ferro) bereits Dienstag 1. Jan. 1878 morgens 2 Uhr. Im allgemeinen läßt man gegenwärtig als Datumscheidelinie den 180. Meridian gelten; indeß biegt die Linie vom nördl. Wendekreise bis in 60° nördl. Br. in einem großen Bogen nach West hinaus und geht vom Westende der Aleuten nach der Beringsstraße. Bei Ueberschreiten des 180. Meridians ändern daher die Seefahrer ihr Datum und den Wochentag, sodaß bei der Fahrt von Ost nach West ein Tag überschlagen, auf der Fahrt von West nach Ost dagegen ein Tag und Datum zweimal hintereinander gesetzt wird.

Die oben angedeutete Methode der Längenbestimmung erfordert offenbar nichts weiter als sehr genaue Uhren, und da es nicht nur für die Geographen von Interesse ist, die L. der Orte zu bestimmen, sondern vorzugsweise für den Schiffer, dem es von der größten Wichtigkeit ist, zu wissen, wo er sich zu irgendeiner Zeit befindet, so hat man sich schon aus diesem Grunde seit Jahrhunderten bemüht, möglichst vollkommene tragbare Uhren zu verfertigen. Mit solchen Uhren, Chronometer genannt, wird die L. am häufigsten bestimmt, und der Transport zahlreicher guter Chronometer von einem Orte zum andern liefert sehr genaue Resultate. Die sicherste Methode zur Bestimmung des Zeitunterschiedes, also auch der L., ist aber die in neuerer Zeit angewendete mittels des elektrischen Telegraphen. Andere Methoden sind: 1) die Beobachtung der Mondfinsternisse und Finsternisse der Jupitertrabanten; 2) künstliche Signale, z. B. das Zerplatzen von Bomben, Raketen, Pulverentzündungen oder sog. Blickfeuer, plötzliche Blendung eines hellen Lichts u. s. w.; 3) Beobachtung von Bedeckungen der Fixsterne vom Monde. Diese Methoden, von denen keine zur See anwendbar ist, beruhen darauf, daß ein Ereigniß an mehrern Orten zu gleicher Zeit wahrgenommen wird, und die Zeit, zu welcher es an dem einen bekannten Orte eintreten muß, im voraus bekannt ist. Vergleicht man nun damit die Zeit, zu welcher es an einem andern, erst zu bestimmenden Orte wirklich beobachtet wird, so erhält man sofort den Zeitunterschied und aus diesem den Längenunterschied beider Orte. Ferner 4) die Messung aus Mondhöhen oder Monduculminationen, wobei man die Zeit beobachtet, zu welcher der Mond culminirt, daraus die gerade Aufsteigung des Mondes und in den astron. Kalendern, z. B. den pariser Ephemeriden, die der beobachteten Rectascension entsprechende wahre Zeit in Paris sucht; 5) die Methode der Monddistanzen, welche darin besteht, daß man den Abstand des Mondes von gewissen Fixsternen mißt, dann mit den vorher berechneten, in den Ephemeriden für jeden Tag des Jahres (in der Regel von drei zu drei Stunden) angegebenen Abständen vergleicht und daraus die dem beobachteten Abstande entsprechende Zeit desjenigen Ortes, für welchen die Ephemeriden bestimmt sind, herleitet. Die letztere Methode, schon 1514 von Werner vorgeschlagen, steht zwar der vierten an Genauigkeit nach, kann aber mit Ausnahme weniger Tage im Monate immer angewendet werden und erheischt kein anderes Instrument als einen Sextanten. — Die astronomische L. (eines Gestirns) ist derjenige Bogen der Ekliptik, welcher zwischen dem Breitenkreise des Gestirns und dem Frühlingspunkte enthalten ist, wobei man von dem letztern immer nach Osten rechnet. — Längenbureau (Bureau des longitudes) nennt man die zu Paris und London für geogr.-astron. Bestimmungen eingerichteten Anstalten.

Langeland, eine zum Königreich Dänemark gehörige Insel zwischen den Inseln Fünen (s. d.) und Laaland (s. d.), 280 QKilom. groß mit (1870) 19,631 E., gehört zum Stift Fünen und bildet mit Taasinge oder Thorsenge (70 QKilom. mit 4588 E.), dem südöstl. Theile von Fünen und zahlreichen kleinern Inseln das Amt Svendborg (1641 QKilom. mit 114,153 E.). L. ist 50 Kilom. lang und 4—8 Kilom. breit, von einer niedrigen, bewaldeten, im Skövlebjerg bis 48 Mt. ansteigenden Hügelreihe durchzogen, sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Hauptort und die einzige Stadt ist Rudkjöbing mit 2785 E., einem Hafen, zu welchem 156 Schiffe gehören, und ansehnlichem Handel. Der größte Theil der Insel gehört zur Grafschaft L., mit dem ehemals starkbefestigten Schlosse Tranekjär und dem stadtähnlichen Dorfe gleichen Namens, 11 Kilom. im Nordosten von Rudkjöbing.

Langenbeck (Konr. Joh. Martin), ausgezeichneter Anatom und Chirurg, geb. 5. Dec. 1776 zu Horneburg im Königreich Hannover, widmete sich seit 1794 zu Jena medic. Studien, wo er auch 1798 promovirte. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung längere Zeit in Wien und Würzburg gelebt, habilitirte er sich 1802 zu Göttingen, wo er auch als Wundarzt am akademischen Hospital angestellt wurde. Er begann 1803 anatom. Vorlesungen zu halten, wozu er sich ein eigenes amphitheatralisches Auditorium bauen ließ, und wurde 1804 außerord. Professor. Im folgenden Jahre übernahm er interimistisch das Directorium der chirurgischen Klinik, errichtete 1807 das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde und wurde 1814 ord. Professor der Anatomie und Chirurgie und Generalchirurg der hannov. Armee, der

Digitized by Google

er nach Belgien folgte, wo er sich bis 1815 aufhielt. Unter seiner Leitung wurde 1829 in Göttingen das neue anatom. Theater erbaut, von dem er später eine Beschreibung (Gött. 1847) herausgab. Er erhielt 1840 den Titel eines Obermedicinalraths und starb 24. Jan. 1851. Von seinen Schriften sind anzuführen: «Ueber eine einfache und sichere Methode des Steinschnitts» (Würzb. 1802), «Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen» (Gött. 1821), «Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten» (5 Bde., Gött. 1822—50), die ausgezeichneten «Icones anatomicae» (8 Bde., Gött. 1826—39) und mit Hinweisung auf dieselben das «Handbuch der Anatomie» (Bd. 1—4, Gött. 1831—47). Zur Erläuterung seines anatom. Handbuchs dienen die «Anatom.-mikroskopischen Abhandlungen» (4 Hefte, Gött. 1848—51). Auch gab er die «Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie» (4 Bde., Gött. 1806—13) und die «Neue Folge» davon (4 Bde., Hannov. 1815—28) heraus. — Maximilian Adolf L., ein Sohn des Vorigen, geb. 11. Jan. 1818 zu Göttingen, widmete sich erst 1835—40 zu Göttingen, dann zu Paris, Wien und Berlin medic. Studien, habilitirte sich 1843 an der Universität seiner Vaterstadt und ward 1846 zum Professor ernannt. Nachdem er 1848 sein Lehramt niedergelegt, siedelte er 1851 nach Hannover über, wo er seitdem als praktischer Arzt thätig war und 1865 in das Ober-Medicinalcollegium berufen ward. L. hat sich als Chirurg und Ophthalmolog einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Klinische Beiträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Ophthalmologie» (2 Bde., Gött. 1840—50), «Untersuchungen über die Allantois» (Gött. 1844), «Die Impfung der Arzneimittel» (Hannov. 1856), «Die Insolation des menschlichen Auges» (Hannov. 1857), «Die gewaltsame Streckung der Kniecontracturen» (Hannov. 1858). — Bernhard L., später in den Adelsstand erhoben, ein Neffe und Schüler Konrad Johann Martin L.'s, geb. 9. Nov. 1810 zu Hannover, studirte in Göttingen, wo er sich, nachdem er zwei Jahre lang Studien halber in England und Frankreich sich aufgehalten hatte, 1838 als Privatdocent der Physiologie habilitirte, und gleichzeitig als praktischer Chirurg thätig blieb. Er wurde 1842 als Professor der Chirurgie nach Kiel berufen und 1848 zu gleicher Stellung nach Berlin. L. hat sich namentlich um die operative Chirurgie sehr große Verdienste erworben, besonders auch die Kriegschirurgie wesentlich gefördert, wozu ihm die Theilnahme an den Kriegen gegen Dänemark, gegen Oesterreich, gegen Frankreich (als preuß. Generalarzt) reiche Gelegenheit bot. Höchst bemerkenswerth sind vor allem seine Leistungen auf dem Gebiete der conservativen (Resectionen) und plastischen Chirurgie. Seine sehr zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten finden sich größtentheils in Zeitschriften. Seit 1860 gibt er in Verbindung mit Billroth und Gurlt das «Archiv für klinische Chirurgie» heraus.

Langenbielau, großes Dorf im Kreise Reichenbach des schles. Regierungsbezirks Breslau, mit statutarisch geordneter Gemeindevertretung und Verwaltung, an einem Zufluß der Peila, ein bedeutender Manufactur- und Fabrikort, besteht aus vier Bezirken, ist fast 10 Kilom. lang, zählt (1875) 12,944 E., hat ein dem Herrn von Seidlitz gehörendes Schloß, zwei Kirchen, Wasser-, Wind- und Dampfmühlen, Färbereien, Kattundruckereien, Ziegeleien, eine Zuckerfabrik, Garnbleichen, namentlich aber viel Webstühle zu Baumwolle und Leinwand. Hier fand, in nachbarlichen Ortschaften begonnen, 5. Juni 1845 ein bedeutender Arbeiteraufstand statt.

Langendijk (Pieter), holländ. Dichter, geb. 25. Juli 1683 zu Harlem, lebte nach kümmerlicher Jugend als Damastweber und Patronenmacher in bedrängten Verhältnissen, bis die Regierung ihn in seinem 66. Jahre zum Geschichtschreiber der Stadt Harlem ernannte und seitdem bis zu seinem 18. Juni 1756 daselbst erfolgten Tode für sein Auskommen sorgte. Schon im 16. Jahre schrieb er ein sehr wirksames Lustspiel: «Don Quichot of de bruiloft van Camacho». Auch seine spätern Lustspiele: «Krelis Louwen of Alexander de Groote op het poëtenmaal», «De Wiskunstenaars of't gevluchte juffertje» u. s. w., sind reich an Komik. Doch gebrach es dem Dichter allzu sehr an Geschmacksbildung, um vollendete Schöpfungen von bleibendem Werthe hinzustellen, und nicht selten sinkt er ins Platte. Seine beschreibenden Gedichte (Leben der Erzväter, die Grafen von Holland, Leben Wilhelm's I., Beschreibung der Gegend von Kleve u. s. w.) sowie sein Trauerspiel «Cäsar und Cato» sind wenig mehr als bloße Reimereien. Größeres Lob dagegen verdienen seine «Herders-, Visschers- en Veldzangen». Seine gesammelten Werke (mit Ausschluß der beschreibenden Gedichte) erschienen zu Amsterdam in vier Quartbänden; eine neue Ausgabe (Rotterd. 1829) blieb unvollendet.

Langenn (Friedr. Alb. von), sächs. Jurist und Geschichtsforscher, geb. 26. Jan. 1798 zu Merseburg, studirte seit 1816 zu Leipzig die Rechte, habilitirte sich daselbst 1820 als akademischer Docent und wurde 1822 Oberhofgerichtsrath, 1823 Rath am Appellationsgericht zu

Digitized by Google

Dresden. Aus diesem Collegium ging er 1829 als Hof- und Justizrath in die Landesregierung über. Provisorisch zum Regierungscommissar in Leipzig ernannt, wurde er 1834 daselbst zum Kreisdirector bestimmt, doch schon im Jan. 1835 erhielt er den Ruf als Erzieher des Prinzen Albert und wurde Geheimrath, bald darauf auch Mitgliede des Staatsraths. Im J. 1836 entwarf er das Gesetz über das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe, und 1837 wählte ihn die Erste Kammer der Stände zum Mitgliede dieses Gerichtshofs. Nachdem er 1845 seine Stellung als Erzieher des Prinzen aufgegeben, erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath und Director des Justizministeriums, 1849 zum ersten Präsidenten des Ober-Appellationsgerichts zu Dresden. Im J. 1846 und 1856 wirkte er als Präsident der Gesetzgebungscommission. Neben seiner amtlichen Thätigkeit beschäftigte sich L. auch mit histor. Studien, besonders über die Geschichte Sachsens und des sächs. Regentenhauses. Als Früchte seiner archivalischen Forschungen erschienen das «Leben Herzog Albrecht's des Beherzten» (Lpz. 1838) und «Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1841), sowie die Schriften über die Herzogin Sidonie (Dresd. 1852) und die Biographien des Christoph von Carlowitz (Lpz. 1854) und des Melchior von Ossa (Lpz. 1860). Von seinen juristischen Arbeiten sind zu nennen die «Erörterungen praktischer Rechtsfragen» (3 Bde., Dresd. u. Lpz. 1829—33), welche er mit dem Ober-Appellationsrath Kori, und die «Annalen des königl. sächs. Ober-Appellationsgerichts» (Dresd. 1860 fg.), welche er mit mehrern Collegen herausgab. L. starb in Dresden 30. Dec. 1868.

Langensalza, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher Hauptstadt des kursächs. Thüringen, liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend an der Salza, die in der Nähe in die Unstrut mündet, und an der Zweigbahn Gotha-Leinefelde der Thüringischen Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Landrathsamts sowie einer Superintendentur und zählt (1875) 9855 E. Unter den vier Kirchen des Ortes zeichnen sich die 1863 restaurirte gothische St.-Bonifacius- oder Marktkirche mit 90 Mt. hohem Thurme und drei von zehn Säulen getragenen hohen Schiffen, und die St.-Stephans- oder Bergkirche mit schönem Thurm aus. Außerdem sind von Bauwerken hervorzuheben das alte Schloß, früher Stammsitz der herzogl. Linie Sachsen-Weißenfels, jetzt verschiedenen Behörden dienend, das Rathhaus mit hohem Thurm u. s. w. An höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein Polytechnikum, eine Realschule und eine höhere Töchterschule. L. hat Kammgarnspinnereien, eine Wollweberei und Tuchfabrik mit Streichgarnspinnerei, eine Baumwollwaarenfabrik, eine Sago- und Dextrinfabrik, Maschinenbauanstalten, Ziegeleien, Kalkbrennereien und mehrere große Handelsgärtnereien. Die in der Nähe befindliche Schwefelquelle ist mit Badeeinrichtungen versehen. Ursprünglich dem nur 4 Kilom. entfernten Kloster **Homburg**, später aber den Herren von Salza gehörig, erhielt der Ort 1211 Stadtgerechtigkeit. Am 15. Febr. 1761 siegten bei L. die Preußen und Engländer unter Sydow und Spörken über die Reichsarmee unter Stainville, und 17. April 1813 bestanden hier die Preußen ein siegreiches Gefecht gegen die Baiern. Bei dem genannten Kloster Homburg, von dem sich noch Mauerreste vorfinden, schlug Kaiser Heinrich IV. 1075 die Sachsen und Thüringer.

In neuerer Zeit ist L. historisch geworden durch das **Treffen** vom 27. Juni 1866 und die infolge desselben abgeschlossene Capitulation der hannov. Armee. Die letztere hatte, nachdem die Unterhandlungen zwischen Preußen und König Georg von Hannover 26. Juni gescheitert, in der folgenden Nacht nördlich von L. eine Defensivstellung hinter der Unstrut mit dem Hauptquartier in Merxleben bezogen; ihr Führer war Generallieutenant von Arentschildt, Chef des Generalstabes der Oberst Cordemann. Die Armee zählte etwa 18,000 Mann und gliederte sich in die vier Brigaden Knesebeck, de Vaux, Bülow und Bothmer, die Reservecavaleriebrigade und die Reserveartillerie. Bei Gotha stand der preuß. General Flies mit etwa 9000 Mann, nämlich 8200 Mann Infanterie, 225 Mann Cavalerie und 24 Geschützen, deren Infanterie aus fünf preuß. Linien-, zwei sachsen-koburg. und mehrern Ersatz- und Landwehrbataillonen bestand. Die preuß. Avantgarde besetzte zunächst L. und entwickelte sich hinter der Unstrut zum Angriff auf den Gegner, welchen man dort festhalten wollte, um den preuß. Divisionen Beyer und Manteuffel Zeit zu gewähren, die Einschließung der hannov. Armee zu vollenden. Der rechte Flügel der Hannoveraner drang jedoch gegen Mittag bei Thamsbrück über die Unstrut vor, gegen 1 Uhr begann auch im Centrum der Angriff gegen den Judenhügel, während gleichzeitig der preuß. rechte Flügel von Nägelstedt her umfaßt wurde. Das überlegene Feuer der feindlichen Artillerie nöthigte das Detachement Flies gegen $3^1/_2$ Uhr nachmittags zum Aufgeben des Judenhügels und zum Rückzuge, welcher auf die tapferste Weise gedeckt und bis Warza fortgesetzt wurde. Um $4^1/_2$ Uhr stand die hannov. Avantgarde auf demselben Höhen-

Digitized by Google

zuge, auf dem am frühen Morgen ihre eigenen Vorposten aufgestellt waren; das Gros der Hannoveraner sammelte sich in und bei L. Wenngleich die Hannoveraner unbestreitbar einen Sieg davongetragen hatten, der ihnen noch zuletzt ein Entkommen nach dem Süden und die Verbindung mit den Baiern ermöglichte, so beuteten sie denselben doch nicht aus. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni trafen preuß. Verstärkungen ein und am Morgen des letztern Tags waren die hannov. Truppen von den Generalen Flies, Manteuffel und Korth, mit zusammen mehr als 40,000 Mann, völlig umstellt. So blieb der hannov. Armee nur eine ehrenvolle Capitulation übrig, die 28. Juni zwischen den Generalen von Arentschildt und Vogel von Falckenstein abgeschlossen, und zu welcher 29. Juni zu L. in fünf Punkten Zusätze und Erläuterungsbestimmungen zwischen den Generalen von Arentschildt und Freiherrn von Manteuffel vereinbart wurden. Nach denselben wurden der König und der Kronprinz von Hannover veranlaßt, ihren Aufenthalt außerhalb des Königreichs Hannover zu nehmen, und die Auflösung der hannov. Armee ausgesprochen. (S. Deutscher Krieg von 1866 und Hannover.) — Der Kreis L. umfaßt ein Areal von 419,4 QKilom. mit (1875) 34,792 E. Vgl. Marschall, «Histor.-statist.-topogr. Beschreibung des Kreises L.» (Langensalza 1863); Göschel, «Chronik der Stadt L.» (2 Bde., Lpz. 1818—20).

Langer (Joh. Pet. von), Historienmaler, geb. 1756 zu Kalkum, studirte in Düsseldorf und wurde 1784 Professor an der dortigen Kunstakademie und 1789 Director derselben. Von entschiedenem Einfluß auf ihn war 1798 eine Reise nach Paris, wo er Rafael und Correggio in ihren Werken kennen lernte. Seine größte Wirksamkeit entwickelte er als Lehrer, welchem Beruf er mit Begeisterung anhing. Er wurde 1806 Director der Akademie in München, wo er tüchtige Künstler bildete und nach einer ital. Reise 6. Aug. 1824 starb. In Bezug auf seine eigenen Productionen war L. bedeutend im Ausdruck lebenskräftiger Gestalten, aber doch nicht frei von einer gewissen akademischen Manier. Vorzüglich geschätzt sind seine Porträts. Sein Hauptwerk ist der die Kinder segnende Christus in der Karmeliterkirche zu München; auch sein Zinsgroschen und mehrere andere Bilder aus der heil. Geschichte und seine sechs Bilder aus der Fabel der Psyche in Barmen haben Ruf. Durch eine Reihe geistreicher Radirungen suchte er seinen Schülern die damals noch gebräuchlichen Röthelstudien u. dgl. entbehrlich zu machen. — Sein Sohn und Schüler, Robert von L., geb. 1783 in Düsseldorf, begleitete den Vater nach Paris, studirte dann ein Jahr in Italien und wurde 1806 Professor an der münchener Akademie, wo er den Antikensaal einrichtete und den Unterricht in der Plastik leitete. Sodann wurde er 1820 auch Generalsecretär der Akademie, 1827 Director des königl. Cabinets der Handzeichnungen, endlich 1841 Central-Galeriedirector, in welcher Eigenschaft er mit unermüdlicher Thätigkeit die Pinakothek einrichtete und auch die schleißheimer Galerie neu ordnete. Auch restaurirte er ältere Gemälde, z. B. die berühmte Amazonenschlacht von Rubens. Als Historienmaler war er mehrfach bei den neuern münchener Arbeiten betheiligt. Die Frauenkirche und die Franciscanerkirche daselbst enthalten Altarblätter von seiner Hand; in dem Palais des Herzogs Max von Baiern malte er sechs große Frescobilder. Ferner lieferte L. eine Reihe von trefflichen Federzeichnungen zu Dante's «Hölle», aus welcher er auch den Stoff zu einem größern Gemälde: Virgil und Dante (in der königl. Galerie zu Stuttgart) nahm. L. starb 6. Oct. 1846 auf seinem Landhause in Haidhausen.

Langethal (Christian Eduard), namhafter Botaniker und landwirthschaftlicher Schriftsteller, geb. 1806 in Erfurt, widmete sich 1827—30 zu Jena naturwissenschaftlichen, insbesondere botan. Studien und besuchte dann noch zwei Jahre lang das dortige, unter Schulze's Leitung stehende landwirthschaftliche Institut. Nachdem er seit 1832 als Amanuensis Schulze's gewirkt und 1833 die Doctorwürde erworben, erhielt er im Nov. 1833 die Stelle eines Lehrers der ökonomischen Naturgeschichte auf der neuerrichteten landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena bei Greifswald, deren Direction Schulze 1833 übernommen hatte. Als letzterer 1839 nach Jena zurückkehrte, wandte sich auch L. wieder nach dieser Universität, an der er 1839 eine außerord., später eine ord. Honorarprofessur erhielt. Nach dem Tode Schulze's ward er mit der interimistischen Direction des landwirthschaftlichen Instituts betraut, die er 1861 an Stöckhardt überließ. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit setzte sich L. die Bearbeitung der Naturgeschichte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft zum Ziel. Seine Hauptwerke sind die treffliche «Geschichte der deutschen Landwirthschaft» (4 Bde., Jena 1847—56) und das «Lehrbuch der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde» (5. Aufl., 3 Bde., Jena 1866). Außerdem veröffentlichte er: «Terminologie der beschreibenden Botanik» (Jena 1846), «Beschreibung der Gewächse Deutschlands» (Jena 1858), «Die Geschichte der Landwirthschaft in Verbindung mit der

Digitized by Google

allgemeinen Geschichte», im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863). Seit 1845 setzt L. mit Schlechtendal und Schenk die von Zenker begründete «Flora von Thüringen» fort.

Langgeschosse, s. Geschoß.

Langhans (Karl Gotthart), berühmter Baumeister, geb. 1733 zu Landshut in Schlesien, widmete sich der Baukunst, die er theoretisch und praktisch übte. Dann bereitete er sich auch durch histor. Studien zu mehrfachen Reisen in den J. 1759—75 vor. Nach seiner Rückkehr ward er Kriegs- und Oberbaurath bei der Kammer in Breslau, wo er das Hatzfeld'sche Palais (jetzt Regierungsgebäude), mehrere Privathäuser und das frühere Theatergebäude aufführte. Im J. 1792 wurde er von Friedrich Wilhelm II. nach Berlin berufen, um das Innere des Opernhauses umzugestalten. Mit dem Entwurf und der Ausführung des brandenb. Thors beauftragt, führte L. mit diesem Werke nach dem Vorbilde der Propyläen zuerst den griech. Baustil in Deutschland ein und wirkte dadurch bedeutend auf den Geschmack der Zeit. Inzwischen war er zum Director des königl. Oberbauamts ernannt worden. Im J. 1797 legte er das erste Stück Chaussee im preuß. Staate (von Berlin nach Steglitz) als Muster und Vorbild an. In der Folge vollendete er noch das von Gontard begonnene Marmorpalais in Potsdam und leitete mehrere andere Bauten in Berlin, darunter das anatom. Amphitheater der Thierarzneischule. L. starb 1808 während eines Besuchs auf seiner Besitzung Grüneiche bei Breslau. — Sein Sohn, **Karl Ferdinand** L., geb. 1781 zu Breslau, widmete sich ebenfalls der Baukunst, in welcher ihm sein Vater Lehrer war. Bereits 1797 trat er in preuß. Staatsdienste und unternahm verschiedene Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Italien. Seinen Ruf als Architekt begründete er mit dem Gesellschaftshaus der Kaufmannschaft in Breslau, wo er auch die Kirche der Elftausend Jungfrauen erbaute. Im J. 1837 wurde ihm die Erbauung des Palais des damaligen Prinzen, jetzigen Königs von Preußen zu Berlin übertragen. Nach dem Brande des königl. Opernhauses (1843) führte er den Umbau desselben aus. Auch später hat sich L. namentlich durch mehrere gelungene Theaterbauten ausgezeichnet. So wurden außer den Theatern in Stettin, Dessau und Liegnitz noch das Victoriatheater in Berlin, der Neubau des breslauer Theaters und das Neue Theater zu Leipzig (1868) nach seinen Entwürfen aufgeführt. L. starb zu Berlin 22. Nov. 1869 als Oberbaurath.

Langiewicz (Maryan), poln. Anführer im Aufstande von 1863, geb. 5. Aug. 1827 zu Krotoschin in der preuß. Provinz Posen, Sohn eines Arztes, bezog nach Beendigung des Gymnasialcursus 1848 die Universität Breslau, wo er seine Studien besonders der Mathematik und den slaw. Sprachen zuwandte. Nachdem er hierauf einige Zeit Hauslehrer gewesen, trat er in die preuß. Artillerie, in der er es bis zum Bombardier brachte. Im Juli 1860 kam L. nach Paris, wo er eine Lehrerstelle an der neuen Militärschule erhielt, die daselbst von Mieroslawski errichtet worden war. Noch in demselben Jahre wandte er sich nach Italien und betheiligte sich an dem Zuge Garibaldi's auf dem neapolit. Festlande als Adjutant des Generals Milbitz. Nach der Einverleibung Neapels in das neue Königreich Italien wirkte er wiederum als Lehrer an der poln. Militärschule zu Cuneo, bis diese von der Regierung geschlossen wurde. Im J. 1862 hielt er sich in Angelegenheiten des demokratischen Centralausschusses zu Paris und zu London wie auch zu Warschau auf. Er begab sich sodann von neuem heimlich nach Polen, als die gewaltsame Rekrutirung vom 14. Jan. 1863 das Zeichen zum Ausbruch des längst gärenden Aufstandes gegeben hatte, und wurde Führer einer Freischar im Bezirk Sandomir, wo er sich bald durch außergewöhnliches militärisches Talent hervorthat. L. verlegte den Schauplatz seiner Thätigkeit in die Gegend der poln.-galiz. Grenze und verstand es, mit seiner nur etwa 4—7000 Mann zählenden Schar der wohlorganisirten Streitmacht der Russen gegenüber nicht unbedeutende Erfolge zu erringen. Schon 10. März erklärte er sich zum Obergeneral und Dictator von Polen und ernannte 12. März, trotzdem daß Mieroslawski gegen diese Schritte protestirte, eine Civilregierung. Die Russen wandten jetzt alle verfügbaren Truppen gegen L., schlugen denselben bei Chrobrze (17. März) und bei Busk (18. März) und drängten den Rest seines Corps 19. März auf österr. Gebiet. Von den österr. Behörden erkannt, wurde er zu Tarnow, dann zu Krakau, zuletzt zu Tischnowitz in Mähren internirt, später aber nach der Festung Josephstadt gebracht. Ende Febr. 1865 erhielt L. seine Freiheit zurück, worauf er seinen Wohnsitz im Dorfe Grenchen im Canton Solothurn nahm, der ihm das Bürgerrecht verliehen hatte. Später bot L. der Türkei seine Dienste an und war dort im antiruss. Sinne thätig.

Langobarden, s. Longobarden.

Langres, feste Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Obermarne, an der Marne und an der Ostbahn (Linie Chaumont-Gray), Sitz eines Bischofs, 475 Mt. über dem

Meere, auf einem steilen, die umliegende fruchtbare Ebene beherrschenden Berge des durch seinen Eisenreichthum ausgezeichneten Plateau von L. Dieses Plateau bildet die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeere, der Nordsee und dem Kanal, indem auf seinem 74 Kilom. langen, bis 18 Kilom. breiten, im Mittel 325—500 Mt. hohen, aber im Mont-Tasselot an der Seinequelle 602 Mt. aufsteigenden Rücken und den flachen, bewaldeten Seitenanhängen die Saône, Maas, Marne, Aube, Seine und mehrere andere kleinere Flüsse entspringen. L. ist im ganzen ziemlich gut gebaut, hat alte Mauern mit Thürmen und Resten röm. Triumphbogen, eine schöne, gegen Ende des 12. Jahrh. im röm. Stil erbaute Kathedrale, ein gallo-röm. Thor, einen Gerichtshof erster Instanz und ein Handelsgericht, ein Communal-Collége in einem sehr schönen Gebäude, ein theol. Seminar, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemälde- und Antiquitätensammlung in der ehemaligen Kirche St.-Didier und schöne Promenaden. Die Stadt zählt 9632 E., welche Fabriken berühmter Messerschmiedewaaren, namentlich sehr geschätzter Scheren, auch Lederfabriken, Essigsiedereien und Bierbrauereien unterhalten und lebhaften Handel mit diesen Erzeugnissen sowie mit landwirthschaftlichen Producten treiben. L., das alte Andomatunnum, die Hauptstadt der gallischen Lingones, daher auch Civitas Lingonum genannt, erhielt von Kaiser Otho röm. Bürgerrecht. In ihrer Nähe wurden 301 die Alemannen von Konstantin Chlorus und 680 König Dagobert vom Majordomus Ebroin geschlagen. Von den Burgundern kam die Stadt an die Franken, 843 an Frankreich. Sie war schon früh Bischofssitz, hatte später eigene Grafen, gelangte durch Herzog Hugo III. von Burgund 1179 an dessen Oheim Walter, den Bischof von L., und wurde zu dessen Gunsten von Ludwig VII. zum Herzogthum erhoben. Die Stadt wurde 1362 gegen die Engländer befestigt, unter Ludwig XI. und Franz I. noch verstärkt, verfiel aber später und erhielt erst unter Ludwig Philipp wieder Festungswerke. L. wurde im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 von den Deutschen nur cernirt. Am 16. Dec. 1870 kam es bei L. und Longeau zu einem heftigen Gefecht zwischen Truppen vom deutschen 14. (Werder'schen) Armeecorps und den Franzosen, in welchem letztere nach L. zurückgeworfen wurden. Die Umgegend bildet die Landschaft Bassigny, die früher theils zum Herzogthum Bar, theils mit L. selbst zur Champagne gehörte.

Languard, Piz Languard, d. h. Fernschau-Horn (vom roman. lungo guardo, Fernsicht), ein 3266 Mt. hoher Berg im schweiz. Canton Graubünden, zu den südrhätischen Alpen gehörig, im Südsüdosten von Samaden, dem Hauptort von Ober-Engadin, und im Norden des Bernina-Massivs, ist von Pontresina aus in drei bis vier Stunden ohne Schwierigkeit zu ersteigen und bietet auf seinem durch eine eiserne Fahnenstange und ein hölzernes Kreuz bezeichneten Scheitel, der nur 20—24 Personen Raum gibt, ein Alpenpanorama, wie es sich kaum zum zweiten mal findet, indem man einen Tausende von Quadratkilometern umfassenden Gürtel von Schneegebirgen, mehr als 1700 Bergspitzen, vom Großglockner im Osten bis zum Monte-Rosa und bei hellem Wetter sogar bis zu dem 240 Kilom. entfernten Montblanc im Westen, überschaut. Vgl. Lechner, «Piz L.» (Lpz. 1868).

Languedoc hieß früher eine Provinz des südl. Frankreich, die von Provence, Dauphiné, Auvergne, Gascogne, Roussillon und dem Mittelmeere begrenzt war und 42,000 QKilom. umfaßte. Sie führte ihren Namen von der südfranz. Mundart (langue d'oc), die der nordfranzösischen (langue d'oui) entgegengesetzt wird. (S. Französische Sprache.) Das Gebiet von L. nehmen jetzt die Departements Lozère, Gard, Ardèche, Aude, Hérault und Ober-Garonne, Ober-Loire und Tarn ein. Die Hauptstadt war Toulouse.

Languet (Hubert), geistreicher polit. Schriftsteller, geb. 1518 zu Viteaux in Burgund, wurde, nachdem er in Frankreich seine Studien beendet, während seines Aufenthalts in Deutschland durch Camerarius mit den Ansichten der Reformatoren bekannt. Wegen der Unruhen in Deutschland ging er nach Italien und studirte in Padua die Rechte, wo er auch 1548 den Doctorgrad erhielt, kehrte aber 1549 nach Wittenberg zurück, um in Melanchthon's Nähe zu leben. Nachdem er 1551—60 das nördl. Europa besucht hatte, trat er 1565 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, der ihn 1568 auf den Reichstag in Speier sandte und zu mehrern wichtigen Sendungen, namentlich an Karl IX. von Frankreich verwendete. L. befand sich während der Bartholomäusnacht in Paris und rettete mehrere seiner Freunde, mußte aber darauf sich selbst verbergen. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien, dem er sehr nützlich war. Er starb zu Antwerpen 30. Sept. 1581. Seine berühmteste Schrift sind die «Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum, populi in principem legitima potestate» (Edinb. u. Basel 1579; französisch von François Etienne unter dem Titel «De la puissance légitime du prince sur le peuple», Par. 1581; deutsch von Treitzschke, Lpz. 1846),

Digitized by Google

die er unter dem Namen Junius Brutus herausgab. Seine Biographie schrieb Philibert de Lamarre (Halle 1700) und Chevreul (Par. 1852). Vgl. Blasel, «Hubert L.» (Oppeln 1872); Scholz, «Hubert L. als kursächs. Berichterstatter und Gesandter in Frankreich» (Halle 1875).

Languste (Palinurus) heißt ein großer Seekrebs, der im gewöhnlichen Leben häufig mit den eigentlichen Hummern (s. d.) verwechselt wird, von denen er sich indeß durch den Mangel der großen Scheren und die ungeheuer langen äußern Fühler auf den ersten Blick unterscheidet. Sie machen in der Jugend eine sehr merkwürdige Metamorphose durch und schwimmen als Larven (Phyllosoma) auf hoher See. Die gewöhnliche L., die an den Küsten des Oceans und Mittelmeers theilweise den Hummer ersetzt, wird mehr als 50 Ctmt. lang und bis 10 Pfd. schwer; ihre fünf gleichartig gestalteten Füße enden mit gebogenen Krallen, ihre Farbe ist braun und gelb marmorirt. Gekocht sieht sie, wie der Hummer und Flußkrebs, roth aus. Ihr Fleisch ist geschätzter als das des Hummers und der Preis auf den Märkten höher. Auch läßt sie sich leichter als der Hummer in Parks ernähren und mästen.

Lanjuinais (Jean Denis, Graf), franz. Staatsmann, geb. 12. März 1753 zu Rennes, Professor des Kirchenrechts an der dortigen Universität, wurde von seinem Heimatsbezirk 1789 zu den Generalstaaten abgeordnet, in denen er sich für die polit. Reform erklärte. Nach der thätigsten Mitwirkung an den Arbeiten der Nationalversammlung erhielt er zu Rennes die Professur des constitutionellen Rechts und zugleich die für allgemeine Grammatik. Später in den Convent gewählt, kämpfte er mit den Girondisten gegen die Anarchie und den Jakobinismus. In dem Processe Ludwig's XVI. stimmte er für des Königs Verbannung. Er war in dem Decret Couthon's begriffen, das den Girondisten Hausarrest auflegte, fand aber Gelegenheit, nach Rennes zu entfliehen. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte L. mit den übrigen, dem Schaffot entgangenen Geächteten in den Convent zurück. Als die Directorialverfassung ins Leben trat, wurde er von 73 Departements zugleich in den Rath der Alten gewählt. Nach dem 18. Brumaire trat er in den Gesetzgebenden Körper und 22. März 1800 in den Senat, wo er das Haupt der schwachen Opposition bildete, welche die monarchischen Bestrebungen Bonaparte's bekämpfte. Dennoch erhob ihn Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. Am 1. April 1814 stimmte L. im Senat für die Absetzung des Kaisers und die Errichtung einer Provisorischen Regierung. Während der ersten Restauration erhielt er von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Bei der Rückkehr Napoleon's erhob er Protest gegen die Zusatzacte, ließ sich aber als Abgeordneter der Hauptstadt zum Eintritt in die Kammer bewegen, deren Präsident er wurde. Mit der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück, in der er sowie auch als Publicist die constitutionellen Rechte gegen die Reaction und den Fanatismus vertheidigte. Er starb 13. Jan. 1827. Seit 1808 war er Mitglied des Instituts. L. hatte umfassende Kenntnisse im Fache der Philologie, besonders in den orient. Sprachen. Unter seinen publicistischen Schriften sind noch von Bedeutung: «Appréciation du projet de loi relatif aux trois concordats» (Par. 1817), «Constitutions de la nation française, précédées d'un essai historique et politique sur la charte» (2 Bde., Par. 1819), «De l'organisation municipale en France» (Par. 1821). Auch war er der Herausgeber der «Histoire naturelle de la parole» von Court de Gébelin (Par. 1816). — Sein ältester Sohn, Paul Eugène, Graf von L., geb. zu Rennes 6. April 1789, folgte dem Vater 1827 in der Pairswürde. Seit der Revolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück. — Ein zweiter Sohn, Victor Ambroise, Vicomte L., geb. 5. Nov. 1802, studirte die Rechte und prakticirte längere Zeit als Advocat. Er wurde 1830 Staatsanwaltsgehülfe und war 1837—48 Mitglied der Deputirtenkammer, wo er sich zur Linken hielt. Im J. 1848 wurde er vom Depart. Nieder-Loire in die Constituante, nachher vom Seine-Departement in die Legislative gewählt. In dem Cabinet vom 2. Juni 1849 übernahm er das Portefeuille des Ackerbaues und des Handels, dann interimistisch an Falloux' Stelle das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Als Anhänger der parlamentarischen Regierung legte er jedoch mit Odilon-Barrot schon 31. Oct. seine Aemter nieder und wandte sich in der Legislativen der republikanisch gesinnten Minorität zu. Bei dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 wurde L. mit andern seiner Collegen verhaftet und nach Vincennes gebracht. Erst 1863 trat er, im Depart. Nieder-Loire gewählt, wieder in die Legislative, wo er anfangs zur Opposition gehörte, aber seit der Vorlage des Gesetzes über die Coalitionen der Arbeiter im Frühjahr 1864 mit Olivier und Darimon eine imperialistische Linke bildete. Er starb zu Paris 1. Jan. 1869.

Lanner (Joseph Franz Karl), berühmter Tanzcomponist, geb. zu Wien 11. April 1801 als der Sohn eines Handschuhmachers, zeigte schon frühzeitig entschiedene Hinneigung zur

Digitized by Google

Musik und brachte es ohne besondern Unterricht auf der Violine zu großer Fertigkeit, sowie er auch in der Composition meist autodidaktisch sich bildete. Als Jüngling vereinigte er sich mit einigen Altersgenossen zu einem Streichquintett, arrangirte und componirte für dasselbe, und mit der Zeit ging daraus ein vollständiges Orchester hervor, welches er vortrefflich zu schulen wußte und mit dem er den Wienern seine Tanzweisen zu allgemeinstem Entzücken vorführte, auch hin und wieder einige Reisen innerhalb eines Theils von Deutsch-Oesterreich und Ungarn machte. Zum Kapellmeister des zweiten Bürgerregiments und zum Ehrenbürger von Wien ernannt, starb er plötzlich zu Oberdöbling bei Wien 14. April 1843. L. machte in der Geschichte der Tanzcomposition Epoche, indem er den Walzer (diese Gattung cultivirte er am meisten) aus den engen Grenzen einiger blos achttaktiger Reprisen heraustreten ließ und zu einer intensiv und extensiv erweiterten Kunstform erhob. Dabei sind seine Walzer in der schönen Vereinigung von Frische und Gemüthlichkeit der Melodik und pikanter Harmonik und Rhythmik eigentlich noch unübertroffen. Außer Walzern hat L. noch Galops, Quadrillen, Märsche, Potpourris, dann eine Ouverture zu dem Zaubermärchen «Der Preis einer Lebensstunde» und die Musik zu einer Pantomime geschrieben. Die Zahl seiner gedruckten Compositionen übersteigt 200.

Lannes (Jean), **Herzog von Montebello**, Marschall des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 11. April 1769 zu Lectoure im Depart. Gers, mußte nach kurzem Schulbesuch, weil seine Aeltern verarmt, zu einem Färber in die Lehre gehen, trat aber 1792 in die Armee und stieg durch seltene Tapferkeit und militärisches Talent bis 1795 schon zum Obersten, als welcher er eine Brigade befehligte. Nach dem Frieden von Basel durch einen Volksrepräsentanten als unfähig bezeichnet, wurde er jedoch entlassen. Er ging als Freiwilliger zur Armee von Italien und erregte sehr bald die Aufmerksamkeit Bonaparte's, der ihm den Grad eines Obersten zurückgab. Bei allen Gelegenheiten, unter anderm bei Bassano, vor Mantua, bei Arcole zeichnete er sich aus und wurde für den Sturm auf Pavia zum Brigadegeneral ernannt. Er war bei dem Corps, das gegen den Kirchenstaat marschirte, und schloß auch den Frieden mit dem Papst ab. Im J. 1798 ging er mit Bonaparte nach Aegypten, führte eine Brigade in der Division Kleber's und entschied namentlich den Sieg bei Abukir, wo er schwer verwundet wurde. Nachdem er mit dem Obergeneral nach Frankreich zurückgekehrt, leistete er diesem die wichtigsten Dienste am 18. Brumaire und erhielt dann den Befehl über die 9. und 10. Militärdivision zu Toulouse, bald nachher (1800) den über die Consulargarde. Im Feldzuge desselben Jahres führte er Bonaparte's Vorhut über den St.-Bernhard und schlug den Feind 9. Juni bei Montebello. In der Schlacht von Marengo commandirte er zwei Divisionen. Nach dem Frieden 1801 ging er als bevollmächtigter Minister nach Lissabon und bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Marschall und 19. Mai 1804 zum Herzog von Montebello erhoben. Im J. 1805 nach Frankreich zurückberufen, erhielt er im Feldzuge gegen Oesterreich den Befehl über ein Armeecorps, das er unter anderm 16. Oct. bei Hollabrunn ruhmvoll führte. Bei Austerlitz 2. Dec. 1805 commandirte er den Angriff des franz. linken Flügels, während der Kaiser die feindliche Mitte durchbrach. L. verfolgte die Russen und besetzte nach dem Waffenstillstande vom 7. Dec. Mähren. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen befehligte er das 5. Corps, siegte 10. Oct. bei Saalfeld, eröffnete 14. Oct. im Centrum die Schlacht bei Jena und nahm am 21. die Festung Spandau. Bei Pultusk 26. Dec. schwer verwundet, kam er erst im Mai 1807 wieder zur Armee und bildete in Marienburg ein Reservecorps zur Unterstützung Lefebvre's, welcher Danzig belagerte. Nach der Capitulation der Festung kämpfte er 10. Juni bei Heilsberg und am 14. bei Friedland. Nach dem Congreß von Erfurt begleitete er den Kaiser 1808 nach Spanien, wo er 22. Nov. Castaños bei Tudela schlug und dann die berühmte Belagerung von Saragossa unternahm. Im Kriege von 1809 gegen Oesterreich befehligte er zwei Divisionen in den Gefechten vom 19. bis 23. April (die sog. Schlacht von Regensburg). An der Spitze des Vortrabs ging er sodann auf Wien und zog daselbst nach einer zweitägigen Beschießung 13. Mai ein. In der Schlacht bei Aspern und Esling (s. d.) führte er den Befehl im Centrum. Hier zerschmetterte ihm 22. Mai eine Geschützkugel beide Beine. Man trug ihn zu dem Kaiser, der über das Unglück seines treuesten Freundes tief erschüttert war. L. starb 31. Mai zu Wien. Die Leiche wurde nach Straßburg geschafft, 1810 zu Paris im Pantheon beigesetzt und später auf dem Père-Lachaise beerdigt. — Sein ältester Sohn, **Napoleon Auguste, Herzog von Montebello**, geb. 30. Juli 1801, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Seit der Revolution von 1830 trat er in Staatsdienste und fungirte mehrfach als Gesandter. Er ging zuerst als bevollmächtigter Minister nach Schweden, später in gleicher Eigenschaft nach der Schweiz, wo er sich besonders durch die Note

Digitized by Google

vom Juli 1836, welche die Entfernung der polit. Flüchtlinge forderte, bekannt machte. Am 1. April 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, das er aber schon 12. April dem Marschall Soult abtrat. Hierauf ging er als Gesandter nach Neapel und war später Marineminister im Guizot'schen Cabinet. Im J. 1849 wurde er vom Marne-Departement in die legislative Versammlung gewählt, wo er, als einer der eifrigsten Anhänger der frühern conservativen Partei, mit der Majorität stimmte. Seit dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 hielt er sich eine Zeit lang fern vom öffentlichen Schauplatz. Im Mai 1858 jedoch ging er als Gesandter nach Petersburg, wo er bis zum Herbst 1864 verblieb. Nach seiner Rückkehr wurde er 5. Oct. 1864 zum Senator ernannt. — Der zweite Sohn des Marschalls L., Gustav Olivier, Graf von Montebello, geb. 4. Dec. 1804 zu Paris, trat 5. Mai 1830 als Freiwilliger in die Cavalerie und wurde für Auszeichnung in Algerien auf dem Schlachtfelde noch in demselben Jahre zweimal (21. Juni und 7. Juli) befördert, 9. Jan. 1833 Unterlieutenant und 31. Juli 1836 Kapitän im 4. Chasseurregiment. Von 1837—40 stand er bei den Spahis von Oran, demnächst als Stabsoffizier (28. Juli 1840) beim 4. Lancierregiment, 23. Febr. 1847 wurde er Oberst und Commandeur des 7. Chasseurregiments und 22. Dec. 1851 Brigadegeneral und Adjutant des Prinzpräsidenten der Republik. Bei Errichtung der Kaisergarde, 1. Mai 1854, übernahm er das Commando der aus dem Küraſſier- und Guidenregiment bestehenden Brigade, ging Ende desselben Jahres mit außerordentlichen Vollmachten als Vertrauter des Kaisers nach der Krim. Am 28. Dec. 1855 wurde er zum Divisionsgeneral befördert, nahm als Adjutant des Kaisers 1859 am ital. Feldzuge theil und wurde 25. Juni 1859 Großoffizier der Ehrenlegion, welcher er schon seit 21. Mai 1843 als Ritter angehörte. Im Oct. 1861 ging er in vertraulicher Mission nach Rom und erhielt bald darauf das Commando der Occupationsdivision im Kirchenstaate. Nach der Convention vom 15. Sept. 1865 endete die Occupation im Dec. 1866, und L. übernahm zunächst das Commando der Gardecavalerie, wurde 5. Dec. 1869 zur Disposition gestellt und starb 22. Aug. 1875. Er wurde auf dem Kirchhofe Montmartre in einer Gruft, welche das Herz des Marschalls L. enthält, beigesetzt. Seit Jan. 1867 gehörte er dem franz. Senat an.

Lansdowne (William Petty, Graf Shelburne, Marquis von), brit. Staatsmann, geb. 2. Mai 1737, war der Sohn von John Fitzmaurice, aus der alten irisch-normänn. Familie der Fitzmaurice von Kerry, der 1751 von seinem mütterlichen Oheim, Henry Petty, Sohn des 1685 gestorbenen, durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Reichthümer berühmten Sir William Petty, ein großes Vermögen und den Titel eines Grafen von Shelburne erbte. Dieser ging nach seinem Tode 1761 auf den Sohn über, der, nachdem er mehrere Jahre in den Reihen der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Chatham ins Ministerium trat. In den Sturz desselben (1768) verwickelt, zeigte er sich seitdem als der heftigste Gegner der ministeriellen Politik rücksichtlich der Maßregeln und des Kriegs gegen die nordamerik. Colonien. Im März 1782 wurde er Staatssecretär des Auswärtigen, und als solcher leitete er sogleich die Friedensunterhandlungen mit den Vereinigten Staaten ein. Als nach drei Monaten der Marquis von Rockingham starb, trat er an die Spitze des Cabinets, legte aber, durch die Verbindung zwischen Fox (s. d.) und North gezwungen, schon Febr. 1783 die Verwaltung nieder. Die Opposition, die er jetzt mit dem jungen Pitt (s. d.) eröffnete, stürzte bereits zu Ende 1783 das Coalitionsministerium. Pitt jedoch wußte, wahrscheinlich aus Eifersucht, seinen Eintritt in das Ministerium zu verhindern. Um ihn indeß im freundlichen Verhältniß zur Regierung zu erhalten, wurde Shelburne 1784 zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben. Einige Jahre später zog er sich auf seine Güter zurück und machte sich seitdem nur als eifriger Beschützer der Gelehrten und Künstler bemerklich. Er starb 7. Mai 1805. Seine bedeutende Bibliothek kaufte das Britische Museum. Vgl. Lord Edmond Fitzmaurice, «Life of William, Earl of Shelburne, afterwards first Marquis of L.» (2 Bde., Lond. 1875—77).

Lansdowne (Lord Henry Petty, Marquis von), brit. Staatsmann, Sohn des Vorigen, geb. 2. Juli 1780, erhielt zu Edinburgh und Cambridge seine wissenschaftliche Bildung, bereiste dann den Continent und ließ sich nach seiner Rückkehr 1802 für Calne ins Unterhaus wählen, wo er sich zur Opposition gesellte und trotz seiner Jugend große parlamentarische Gewandtheit zeigte. Im Jan. 1806 trat er in das von Fox und Grenville gebildete Coalitionsministerium, indem er Pitt nicht nur als Schatzkanzler, sondern auch als Abgeordneter der Universität Cambridge ersetzte. Schon im März 1807 mußte jedoch das Ministerium wegen Befürwortung der von Georg III. hartnäckig verweigerten Katholikenemancipation abdanken, und Petty verstärkte im Unterhause von neuem die Opposition. Nach dem Tode seines Halb-

Digitized by Google

bruders (1809) erbte er den Titel eines Marquis von L. und trat nun ins Oberhaus, wo er sich ebenfalls als der Verfechter liberaler Grundsätze erwies. Nach dem Ableben des letzten Grafen von Kerry 1818 gingen auch die Titel und Güter der Fitzmaurice auf ihn über, deren alten Familiennamen er wieder annahm. Als Canning 1827, von den Tories angefeindet, ein Bündniß mit den gemäßigten Liberalen schloß, übernahm L. das Ministerium des Innern, welches er auch nach Canning's Tode unter der kurzen Verwaltung des Lord Goderich (Ripon) beibehielt. Als jedoch Wellington ans Ruder kam, legte er sein Amt nieder und trat von neuem in die Reihen der Opposition. Besonders arbeitete er für Verbesserung der Criminaljustiz und setzte eine Acte (Lansdowne-act) durch, welche manche alte harte Strafbestimmungen abschaffte. Im Nov. 1830 trat er als Präsident des Staatsraths in das Reformministerium Grey's. Auch unter der Verwaltung Melbourne's behielt er diese Stellung bis zum Austritt der Whigs 28. Aug. 1841 und nahm sie im Juli 1846 unter dem Ministerium Russell zum dritten male ein, bis er beim Falle des Whigministeriums im Febr. 1852 seine polit. Rolle für beendet erklärte. Nach Lord Derby's Rücktritt im Dec. 1852 wurde er indeß mit Graf Aberdeen zur Bildung einer neuen Administration berufen, in der er zwar kein Portefeuille übernahm, aber doch als Mitglied des Cabinets eintrat. Er blieb in demselben auch nach dem Ausscheiden Aberdeen's und Russell's im Winter 1855. Erst als Palmerston im Febr. 1858 fiel, schied L. vom Amte. Noch bis an sein Ende im Besitz einer seltenen Geistesfrische und körperlichen Rüstigkeit, starb er zu Bowood 31. Jan. 1863. Da sein ältester Sohn, Graf von Kerry, vor ihm gestorben war, folgte ihm in dem Titel eines Marquis von L. der zweite, Henry Thomas Fitzmaurice, Graf Shelburne, geb. 5. Jan. 1816, der bereits 1856 als Baron Wycombe ins Oberhaus getreten war. Derselbe starb 5. Juli 1866 und hatte seinen Sohn, Henry Charles Keith, Graf von Kerry (geb. 14. Jan. 1845), zum Nachfolger.

Lansing, Hauptstadt des amerik. Staates Michigan in Ingham-County am Grantfluſſe, ist Sitz der Staatsbehörden, einer landwirthschaftlichen Schule und der Knotenpunkt von vier Eisenbahnen, hat eine Staatsbibliothek mit über 20,000 Bänden und zählt (1874) 7445 E.

Lanthān, ein einfacher metallischer Körper, von Mosander 1839 im Cerit entdeckt, in welchem er von dem Cer und von dem Didym begleitet vorkommt. Den Namen leitete der Entdecker von dem griech. Worte λανθάνειν, d. i. verborgen sein, ab, da es bisher durch das Cer, dem es sehr ähnlich ist, versteckt gehalten wurde. Im reinen Zustande ist es noch nicht bekannt. Das didymhaltige L. erscheint als graues Metallpulver von dunkler Bleifarbe, das weich ist und sich ausplätten läßt. Das L. (dessen Existenz als Element übrigens in neuerer Zeit bezweifelt wird) bildet mit Sauerstoff das Lanthanoxyd, welches mit Säuren zu farblosen Salzen zusammentritt, während das Cer röthlichgelbe und das Didym rosenrothe Salze liefert. Die chem. Abbreviatur für dasselbe ist La.

Lanuvium, eine an der Appischen Straße, südöstlich von Rom, auf einer Anhöhe gelegene Stadt in Latium, beim jetzigen Flecken Civita-Lavinia, war im Alterthum berühmt durch den Cult der Juno Sospita, welcher alljährlich auch die röm. Consuln ein Opfer darbrachten. In einer Höhle in dem Haine der Göttin befand sich eine heilige Schlange. Dieser mußte in jedem Frühjahr eine Jungfrau einen Opferkuchen darbringen. Genoß die Schlange das Dargebotene, so galt dies für ein Zeichen der Reinheit der Jungfrau und der Fruchtbarkeit des Jahres.

Lanza (Giovanni), ital. Staatsmann, geb. 1815 zu Vignale bei Casal-Montferrato in Piemont, studirte in Turin Medicin und practicirte dann in seiner Heimat. Er wurde 1848 in das sardin. Parlament gewählt, wo er der gemäßigten Linken angehörte, 1855 Minister des Unterrichts im Cabinet Cavour's und 1858 Finanzminister. Nachdem er mit Cavour 20. Juli 1859 seine Entlassung genommen, wirkte er wieder im Parlament, das ihn mehrmals zum Präsidenten wählte. Im Cabinet La Marmora übernahm L. 1864 das Ministerium des Innern, führte die Verlegung der Residenz nach Florenz durch, trat aber wegen eines Zerwürfnisses mit dem Ministerpräsidenten in Betreff der Wahlen schon im Aug. 1865 zurück und nahm wieder an den parlamentarischen Arbeiten Antheil. In der Kammer bekämpfte er namentlich die Finanzpolitik des Ministeriums Menabrea und wurde nach dem Rücktritt desselben (Dec. 1869) mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, in dem er das Ministerium des Innern übernahm. Sein Hauptbestreben war die Hebung der ital. Finanzen. Nachdem er 1871 die Verlegung der Residenz nach Rom durchgeführt, nahm er infolge der Finanzdebatten 25. Juni 1873 seine Entlassung. (S. Italien.)

Lanze, eine Stoßwaffe, die, im ganzen 2,5 bis 3,5 Mt. lang, aus einer Stange (dem Schaft) mit Schuh und einer scharfen eisernen Spitze (oft auch noch einem Fähnchen) besteht.

Digitized by Google

Sie ist eine der vielen Formen des Spießes, der im Alterthum die Hauptwaffe des Fußvolks war und sich als solche bis zum Anfange des 18. Jahrh. erhalten hat. Noch Montecuculi (nach dem Dreißigjährigen Kriege) nennt sie die Königin der Waffen. Im Mittelalter führten die schwergeharnischten Ritter eine kürzere L., deren Schaft hinten dick, mit einem Einschnitt zum Umfassen versehen und sehr schwer war; sie diente dazu, beim Anlauf den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Nach der Einführung der Ordonnanzcompagnien in Frankreich (s. Gensdarmen) wurde die schwere Reiterei nach L. berechnet: eine volle L. (lance fournie) war sechs Reiter stark. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. wurde die L. bei der Reiterei durch das Feuergewehr fast gänzlich verdrängt. Die jetzige Reiterlanze ist tatar. Ursprungs und von dort zu den Kosaken und Polen übergegangen, wo ihr Gebrauch sehr ausgebildet und die Waffe eine wahre Nationalwaffe geworden ist. Die Erfolge derselben haben bewirkt, daß im 18. Jahrh. allmählich auch in den übrigen europ. Heeren einige Cavalerieregimenter als Ulanen oder Lanciers damit bewaffnet worden sind. Die L. ist besonders vortheilhaft zum geschlossenen Angriff und zur Verfolgung. Im Einzelgefecht verlangt sie einen freien Spielraum, der im Handgemenge gewöhnlich fehlt. (S. Ulanen.)

Lanzette (franz.) ist ein chirurgisches Instrument, welches aus einer 2—3 Ctmt. langen, verhältnißmäßig breiten, zweischneidigen Klinge besteht, die in ein aus zwei Schalen gebildetes Heft eingeschlagen und zu diesem in jeden beliebigen Winkel gestellt werden kann. Beim Gebrauch wird die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger gefaßt, schief in die Haut eingestoßen und, wenn nöthig, der Schnitt beim Herausziehen der Klinge noch erweitert. Die L. dient zum Eröffnen von Abscessen, zum Aderlassen und Impfen. Beim Aderlassen ist sie dem in seiner Wirkung unsichern Schnepper vorzuziehen. — Nach der Gestalt der dünnen, weidenblattförmigen Klinge bezeichnet man ähnlich gestaltete Gebilde (z. B. Blätter) als lanzettförmig.

Lanzi (Luigi), ital. Alterthumsforscher, geb. zu Monte dell' Olmo bei Macerata 1732, trat in den Jesuitenorden und entwickelte zu Rom seinen Sinn für die bildlichen Ueberreste des Alterthums. Von Rom kam er nach Florenz, wo er den Posten eines Antiquars beim Museum der Uffizien erhielt, dessen Beschreibung er 1782 herausgab, und Mitglied der Akademie der Crusca wurde. Er starb zu Florenz 30. März 1810. Seine beiden durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Hauptwerke sind der «Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d' Italia» (3 Bde., Rom 1789), worin er gegen die Annahme der toscan. Gelehrten öffentlich den vorherrschenden Einfluß Griechenlands auf die etrurische Bildung bekannte, und die «Storia pittorica d' Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine del XVIII. secolo» (Bassano 1795; nachmals mehrfach gedruckt), welche in der deutschen Uebersetzung von A. Wagner mit Anmerkungen von Quandt (3 Bde., Lpz. 1830—33) viele Berichtigungen erhielt. Wichtig sind auch L.'s Untersuchungen «Dei vasi antichi volgarmente chiamati etruschi» (Flor. 1806) und die «Notizie preliminari circa la scultura degli antichi» (neue Aufl. von Inghirami, Flor. 1824; deutsch von Lange, Lpz. 1816). Seine «Opere postume» gab Boni heraus (2 Bde., Flor. 1817). Vgl. Cappi, «Biografia di Luigi L.» (Forli 1840).

Laodămas, der Sohn des Königs Eteokles von Theben, stand nach seines Vaters Tode unter Kreon's Vormundschaft. Während seiner Regierung geschah der Zug der Epigonen (s. d.) gegen Theben. Er kämpfte hierbei gegen die Argeier und tödtete den Sohn des Adrastos, Aegialeus, wurde aber selbst von Alkmäon erlegt. Nach andern rettete er sich nach verlorener Schlacht mit dem Reste des Heers zu den Encheleern nach Illyrien.

Laodicēa (griech. Laodikeia) war der Name verschiedener asiat. Städte, unter welchen die im südwestl. Phrygien nahe der Grenze von Karien und Lydien nicht weit vom südl. Ufer des Flusses Lykos gelegene die bedeutendste war. Sie war von König Antiochos II. von Syrien gegründet und gelangte besonders seit dem Beginn der röm. Kaiserzeit zu hoher Blüte, die durch ein verheerendes Erdbeben 61 n. Chr. nur vorübergehend gestört wurde. In der christl. Kirchengeschichte ist sie bekannt als Sitz eines um die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. gehaltenen Concils. Im Mittelalter, besonders seit dem 12. Jahrh., litt sie stark durch Verwüstungen der Türken. Heutzutage sind noch Ruinen von ihr in der Nähe von Eski-Hissar erhalten, darunter die eines Theaters und einer Rennbahn. — Ein zweites L. lag an der Westküste von Syrien, südlich vom Berge Kasios, mit einem guten Hafen, in einer sehr fruchtbaren, besonders trefflichen Wein erzeugenden Gegend. Es war eine Colonie des Seleukos Nikator, die an die Stelle einer ältern, Ramitha genannten Ortschaft trat und noch jetzt in dem Namen der neuern Stadt Latikieh fortlebt. — Ein drittes L. lag südlich von dem ebengenannten, in Cölesyrien, zwischen den nördlichsten Theilen des Libanon und Antilibanon (daher L. am Libanon genannt); ein

Digitized by Google

viertes in der Landschaft Lykaonien, zwischen Phrygien und Kappadokien, mit dem Beinamen Katakekaumene (die Verbrannte), jetzt Jorgan Ladik; ein fünftes in Medien.

Laodike, die Tochter des Priamos und der Hekabe, Gemahlin des Helikaon, nach Spätern Geliebte des Akamas und Mutter des Munitos, wurde nach einer Angabe auf der Flucht nach der Zerstörung Trojas von der Erde verschlungen, nach einer andern stürzte sie sich aus Verzweiflung über den Verlust ihres Sohnes von einer Höhe herab. — L. heißt auch bei Homer eine Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, welche hernach mit der von den Tragikern Elektra genannten identificirt wurde.

Laokoon, der Sohn des Antenor oder des Akoëtes, war Priester des Thymbräischen Apollo oder des Poseidon zu Troja. Als die Griechen zur List mit dem hölzernen Pferde ihre Zuflucht genommen und die Trojaner dieses umringten, eilte L. herbei, um vor dem Betruge zu warnen, und schleuderte seine Lanze auf jenes zum Beweis, daß es kein Heiligthum der Athene, sondern menschliches Trugwerk sei. Indessen wurde der gefangene Sinon eingebracht, der allen Verdacht von sich und dem Pferde abzuwenden wußte. Hierauf bereitete sich L., dem Poseidon ein Stieropfer darzubringen, wobei sich zwei ungeheuere Schlangen über das Meer von Tenedos her nahten. Alles floh, nur L. und seine zwei Söhne blieben beim Altar zurück. Zuerst umwanden die Ungeheuer die beiden Knaben und, als ihnen der Vater zu Hülfe eilte, auch diesen selbst. Diese Sage, obwol erst nachhomerischen Ursprungs, war ein Lieblingsgegenstand der griech. Dichter. Sophokles dichtete aus ihr eine berühmte Tragödie, die aber verloren gegangen. Für uns hat die Laokoonsage eine besondere Bedeutung durch eine große antike Gruppe, die den Tod des L. und seiner beiden Söhne darstellt, gefunden 1506 in der Nähe der Titusthermen, von Papst Julius II. im Vatican aufgestellt; der rechte Arm des Vaters und des zu seiner Rechten befindlichen Sohnes wurde von Cornachini ergänzt. Sie stellt, wie O. Müller sagt, gleichsam drei Acte eines Trauerspiels dar, und zwar im Vater den mittelsten, in welchem Energie und Pathos am höchsten sich steigern. Während der ältere Sohn noch zu fliehen im Stande wäre und dadurch den Anfang der Handlung darstellt, der jüngere aber schon gänzlich von den Schlangen umwunden und verloren ist, concentrirt sich in der mächtigen Mittelfigur der furchtbare Moment mit der erhabensten Gewalt. Nicht weniger als diese tiefsinnige, in ihrer Art unvergleichliche Auffassung und Composition setzen die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften und fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatom. Kenntniß, das Spiel der Muskeln und die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder, sowie die meisterhafte Ausführung des Ganzen in lebhaftes Mitgefühl; doch ist Auffassung und Behandlung nicht frei von theatralischer Manierirtheit. Als die Meister der vaticanischen Gruppe werden von Plinius die aus Rhodus gebürtigen Bildhauer Agesander, Polydoros und Athenodoros genannt; jedoch ist es noch immer eine unentschiedene Streitfrage, ob diese Meister, die unter Titus arbeiteten, auch die Erfinder sind, oder ob, wie es wahrscheinlicher ist, nur die Nachahmer und Umbildner einer ältern Erfindung der rhodischen Kunstschule (250—200 v. Chr.). Die Verschiedenheit der Darstellung des Todes des L. und seiner Söhne in der Poesie einerseits und in der bildenden Kunst andererseits bildet die Grundlage zu Lessing's berühmter Schrift «L., oder über die Grenzen der Malerei und Poesie» (Berl. 1763 u. öfter). Seitdem ist über die Laokoonsgruppe eine weitschichtige eigene Literatur entstanden.

Laomedon, der Sohn des Ilos und der Eurydike, war König von Troja, Gemahl der Strymo oder Plakia oder Leukippe und Vater des Tithonos, Lampos, Klytios, Hiketaon, Podarkes, der Hesione, Killa, Asthoche und des unehelichen Bukolion. Ihm mußten Apollo und Poseidon zur Strafe, weil sie den Zeus hatten fesseln wollen, um Lohn dienen und die Mauern von Troja erbauen. Als sie aber fertig waren, wurde L. wortbrüchig und gab den bedungenen Lohn nicht. Dafür rächte sich jener durch die Pest, dieser durch ein Seeungeheuer, dem die Hesione preisgegeben werden sollte. Als L. auch dem Herakles, der dieselbe gerettet hatte, sein Versprechen nicht hielt, zog dieser gegen Troja, eroberte es und tödtete den L. nebst seinen Söhnen außer Podarkes. Sein Grabmal war vor dem Skäischen Thore, von dessen Erhaltung der Sage nach das Fortbestehen Trojas abhing.

Laon (spr. Lang), Hauptstadt des franz. Depart. Aisne, in der zur ehemaligen Picardie gehörigen Landschaft Laonnais, Kriegsplatz zweiter Klasse, an der Nord- und der Ostbahn, 140 Kilom. im Nordosten von Paris auf einem isolirten, von einer großen, fruchtbaren Ebene umgebenen, 130 Mt. hohen Berge gelegen, zählt 10,365 E., wird von einer einzigen, ziemlich breiten Straße durchschnitten und hat terrassenförmige Boulevards sowie fünf Vorstädte. Sie besitzt eine große, im 11. und 12. Jahrh. erbaute Kathedrale (Notre-Dame) mit sechs Thürmen,

Digitized by Google

ein Gemisch roman. und goth. Stils, gleichwie die Kirche St.-Martin, einen erzbischöfl. Palast, jetzt Justizpalais, eine große Zahl aus dem Mittelalter stammender Häuser, die 643 gegründete Benedictinerabtei St.-Vincent, die jetzt die Jesuiten bewohnen, ein schönes, modernes Stadthaus an der Stelle des alten Thurms von König Ludwig d'Outre-Mer und ein ziemlich hübsches Theater. L. hat einen Gerichtshof erster Instanz, einen Assisenhof und ein Friedensgericht, ein Communalcollége, ein Lehrerseminar, eine werthvolle öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden mit 475 Handschriften und mehr als 2000 Autographen von König Lothar an, eine Akademische Gesellschaft mit einer Kunst- und Alterthümersammlung. Auf dem großen Platz steht seit 1861 eine Statue des Marschalls Sérurier. Die Bevölkerung producirt Leinwand und Strumpfwaaren, Wolldecken und grobes Tuch, Hüte, Scheffel und Siebe, Kessel, Pumpen, Nudeln u. s. w.; auch ist L. Mittelpunkt für den Handel der Gewebe von St.-Quentin, der Eisen- und Blechwaaren von Folembray, der Spiegel und Glaswaaren von St.-Gobain. Im Alterthum hieß der Ort Lugdunum clavatum, später Laudunum, der umliegende Gau Pagus Laudunensis. Geschichtlich denkwürdig ist L. besonders durch den Sieg, welchen hier Blücher 9. und 10. März 1814 über Napoleon I. davontrug, wodurch der Krieg für die Verbündeten die letzte, entscheidend günstige Wendung erhielt. (S. Russisch-Deutscher Krieg.) Im Deutsch-Französischen Kriege wurde es 8. Sept. 1870 von den Deutschen cernirt und ergab sich 9. Sept. Nach der Besetzung sprengten die Franzosen vertragsbrüchig das Pulvermagazin der Citadelle, wodurch zahlreiche Deutsche und franz. Mobilgarden getödtet und verwundet wurden.

Laos werden die eingeborenen Stämme des hinterind. Hochlandes genannt, welche westlich und südlich von der chines. Provinz Yunnan, den nördl. Theil von Assam, Birma, Siam und Tonquin bewohnen. Sie gehören zur Thai-Rasse, die sich durch die Ahom bis Assam erstreckt. Die westlichen L. tättowiren sich und werden deshalb Lao pung dam (schwarzbäuchige L.) genannt. Sie bilden die Fürstenthümer Labong (gegründet 574 n. Chr.), Lamphum, Lagong, Myang Preh, Myang Nan, Xiengrai und Xiengmay oder Zimmay. Letzteres war früher ein unabhängiges Königreich, das mehrfach Kriege mit Pegu führte. Von den Fürstenthümern der östlichen oder weißen L. (Lao pung khao) wurde Viengchan (1828) fast ganz, Myang Phuen größtentheils von den Siamesen zerstört. Myang Lom zahlt diesen Tribut, und das früher von drei Königen beherrschte Myang Luang Phrabang ist nicht nur Siam, sondern auch Cochinchina unterthänig. Als ein vom Meere abgeschnittenes Binnenland ist L. den Europäern lange unbekannt geblieben. Zimmay (Jamahay) wurde zuerst besucht durch den londoner Kaufmann Ralph Fitch, der (1586) von Pegu aus dorthin kam. Erst nachdem der westl. und südl. Theil von Birma von den Engländern annectirt, der Irawaddy zu einer belebten Schifffahrtsstraße gemacht und Bamo (s. d.) ein wichtiger Handelsplatz geworden war, auch von den Engländern wiederholte Versuche stattgefunden hatten, um sich einen directen Handelsweg nach Yunnan über Land zu bahnen, ist L. näher bekannt geworden. Die Chinesen bringen Kupfer, Eisengefäße, Thee, Salz, Zinnober, Droguerien, Bijouterien, Manufacturen, Früchte u. s. w., um dafür Baumwolle, Elfenbein, Hörner, Serpentinstein, fossilen Bernstein, Lackſachen und mitunter auch Rubinen oder Gold einzuhandeln. Die weißen L. treiben außerdem noch einen Handel mit Tonquin und ziehen Seidenwürmer. Sie besitzen verschiedene Alphabete, die aus der kambodischen Form des Pali abgeleitet sind, und bedienen sich für die nichtreligiöse Literatur der siamesischen Zickzackbücher aus grobem Bastpapier. Unter dem Namen der freien L. werden gewöhnlich die Gebirgsstämme der Radeh verstanden, die sich selbst für Thai-yai ausgeben. Die unter den L. zerstreut lebenden Lava sind den Karen (s. d.) verwandt, wie die Lolos an der Grenze Yunnans den Miaotse. Andere der herrenlosen Waldbewohner ähneln den Ka-Khyen und durch diese den Singpho oder Kamti. Mit der Einwanderung der Laosfürsten beginnt die an die Gründung Ayuthias geknüpfte Geschichte der jetzigen Siamesen, die sich damals von Kambodscha befreiten und deshalb Thai (die Freien) nannten. Die Bezeichnung Siam wurde von den Portugiesen als Entstellung des birman. Namens der Schan eingeführt. Zwischen der Sprache der L. und der siamesischen besteht nur dialektische Verschiedenheit. Ein in der alten Geschichte Birmas und Assams auftretendes Königreich der Shan-ghyi oder großen Schan bestand 80—1576 n. Chr. in Mogoung, bis es der wachsenden Macht des Hofs von Ava erlag. Vgl. Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (Bd. 1, Lpz. 1866).

Laotse. Der tiefsinnigste, aber zuweilen auch dunkelste Philosoph oder Theosoph der Chinesen, unter dessen Firma die schon lange zu Gauklern herabgesunkene Sekte der Tao-sze (Lehrer des Tao) viele Jahrhunderte hindurch sich in Ansehen erhalten hat. Diese erklären ihn für eine Gottheit in Menschengestalt, daher man eine mythische und eine histor. Biographie des L. hat,

by Google

der eigentlich Li Pe-yang hieß (Lao-tsze bedeutet altes Kind, weil er angeblich bärtig zur Welt kam). Als älterer Zeitgenosse des Confucius, der ihn bewunderte ohne ihn zu verstehen (wie es auch den Tao-sze ergangen), um 565 v. Chr. in der heutigen Provinz Ho-nan geboren, schrieb er das berühmte Werk «Tao-te-king» («Kanon des Tao und der Tugend»), welches einen ganz leidenschaftslosen, beschaulichen und solchergestalt dem ewigen und unbegreiflichen Tao (rechter Weg, Urvernunft) nachstrebenden Wandel als würdigste Aufgabe der Sterblichen empfiehlt, während Confucius nur die patriarchalische Vorzeit wiederherstellen will. Dieser hält es mit Brauch und Gesetz, L. dagegen strebt dahin, selbst den Begriff des Gesetzlichen zu tilgen. Die erste Uebersetzung seines Werks versuchte Saint-Julien, «Le livre de la voie et de la vertu» (Par. 1842). Von tieferm Eindringen in den Geist des L. zeugen die deutschen Uebersetzungen von V. von Strauß (Lpz. 1870) und Plaenckner (Lpz. 1870).

La-Paz (d. h. der Friede), jetzt officiell La Paz de Ayacucho, indian. Chuquiyapu (Goldsandfeld), Hauptstadt und Bischofssitz des gleichnamigen Departements in der südamerik. Republik Bolivia, unter $16\frac{1}{2}^{\circ}$ südl. Br., im S. des Titicacasees und im NW. des Schneepics Illimani der Ostcordillere, in 3705 Mt. Seehöhe, und zwar in dem 400 Mt. tief in die Hochebene eingeschnittenen fruchtbaren Thale des Rio-L. oder Rio-Chuquiyapu gelegen, wurde 1548 unter dem Namen Nuestra Señora de la Paz gegründet und zum Andenken an den entscheidenden Sieg der königl. span. Truppen über die Rebellen des Gonzalo Pizarro benannt. Die Stadt ist regelmäßig und gut gebaut, hat einen großen, mit einer stattlichen Fontaine geschmückten Hauptplatz, eine unvollendete, großartige und schöne Kathedrale aus weißem Marmor, zahlreiche andere Kirchen und Klöster, einen Regierungspalast, eine jetzt sehr heruntergekommene Universität in einem großen Gebäude, ein bischöfl. Seminar, eine medic. Schule, ein Centralcolleg für Wissenschaften und Künste, mehrere Mittel- und Elementarschulen, ein Museum für naturhistor. Gegenstände und Alterthümer aus der Inkazeit, zwei Hospitäler, ein Theater und den schönsten öffentlichen Spaziergang (Alameda) in Bolivia mit herrlicher Aussicht auf den Illimani. Eine Zeit lang war die Stadt Sitz der Centralregierung, ist auch noch jetzt der bedeutendste und volkreichste Ort der Republik. Sie zählt (1865) 83,092 E., größtentheils Aymaras-Indianer und Mestizen, und gilt als der lebhafteste Handelsplatz Bolivias. — Das Departement L. oder La Paz de Ayacucho, einst eine Intendanz des span. Königreichs La-Plata, umfaßt alle Klimate, indem es von der Hochebene aus, auf welcher der südöstl. Theil des Titicacasees zu ihm gehört, sich noch über den höchsten Theil der Ostcordillere und deren Ostabhang erstreckt, ist das bevölkertste, gewerbthätigste und reichste Departement der Republik, welches weiße Coca und Fieberrinde liefert, und zählt auf 111,495 QKilom. (1865) 519,465 E.

Lapérouse (Jean François de Galaup, Graf), berühmter franz. Seefahrer, geb. zu Guo bei Albi 22. Aug. 1741, diente schon 1756 im Seekriege gegen England und machte dann viele Reisen bis in die entlegensten Erdgegenden. Er focht seit 1778 unter d'Estaing und erhielt 1782 als Schiffskapitän den Auftrag, die brit. Niederlassungen in der Hudsonsbai zu zerstören. Durch sein Verfahren bei Ausführung dieses Auftrags bewies er, daß er zur Leitung einer Entdeckungsreise ganz befähigt sei, und erhielt daher den Befehl über die zwei wohlausgerüsteten Schiffe Astrolabe und Bousole, um einen von Ludwig XVI. ausgegangenen, auf geogr. Entdeckungen und Anknüpfung neuer Handelsverbindungen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. L. ging 1. Aug. 1785 unter Segel, berührte Madeira und Brasilien, ging um Cap Hoorn nach Concepcion in Chile (im Febr. 1786) und über die Oster- und Sandwichinseln nach der Nordwestküste Amerikas, wo er in dem von ihm entdeckten Franzosenhafen, später in Monterey in Californien einige Zeit verweilte. Im Sept. 1786 verließ er den letztern Hafen, ankerte im Febr. 1787 in Manila und ging im April nach dem noch wenig bekannten nordöstl. Küstenlande Asiens ab. Die zwischen dem nördl. Japan, Korea und Kamtschatka von L. gemachten Entdeckungen waren von großer Wichtigkeit. Von Peter-Paulshafen erreichte L. 25. Mai 1787 den Kanal zwischen Japan und Korea, entdeckte 28. Juli die Castriesbai, 9. Aug. die Lapérouse-Straße; segelte dann nach den Schifferinseln, wo er im December die Insel Savai entdeckte, und nach den Freundschaftsinseln und ankerte im Febr. 1788 in Botanybai. Von diesem Punkte aus (und zwar vom 7. Febr.) datiren die letzten directen Mittheilungen L.'s an die franz. Regierung. Seitdem war er verschwunden. Alle Nachforschungen nach ihm blieben fruchtlos, obgleich die Regierung 10,000 Frs. für sichere Nachricht bot und unter d'Entrecasteaux 1791 eine Expedition zur Aufsuchung der Verunglückten ausschickte. Erst 1826 führte ein Zufall auf ihre Spur. Dillon, ein engl. Schiffskapitän, landete damals auf der Insel Tucopia und fand daselbst im Besitze eines abenteuernden preuß. Matrosen mehrere

Digitized by Google

Gegenstände, die auf L.'s Expedition deuteten und von den Bewohnern der Insel Malicolo erhalten worden waren. Die Ostindische Compagnie schickte nun Dillon dorthin, der, im Oct. 1827 landend, unter den Eingeborenen Augenzeugen des Scheiterns der zwei franz. Schiffe am südwestl. Ufer der Insel auffand und daher 1829 den von der franz. Regierung ausgesetzten Preis empfing. Die Beschreibung seiner Reise erschien 1829. Dumont d'Urville (s. d.) untersuchte im Febr. 1828 diese Gegend, fand daselbst fünf franz. Kanonen und andere Reste und errichtete 14. März 1828 dem Andenken seiner verunglückten Landsleute ein einfaches Denkmal. Der mehrmals übersetzte Bericht über L.'s Reise unter dem Titel «Voyage autour du monde» (4 Bde., Par. 1797, mit Atlas) wurde auf Befehl der franz. Regierung von Milet de Mureau nach den Tagebüchern ausgearbeitet, welche von Kamtschatka aus nach Frankreich geschickt worden waren, und ist noch gegenwärtig von Interesse. Für die Fortschritte der nautischen Geographie ist die Expedition L.'s von großem Nutzen gewesen. Im J. 1844 wurde ihm zu Albi eine eherne Statue errichtet.

Lapidarschrift heißt in der Kalligraphie wie in der Typographie eine lat. Schrift (Antiqua), welche sich nur der Uncialen bedient und die Buchstabenformen der Inschriften auf Denksteinen (lat. lapis) nachzuahmen strebt. Lapidarstil nennt man die namentlich den alten röm. Inschriften eigenthümliche präcise Ausdrucksweise. (S. Aufschrift.)

Lapis lazuli, s. Lasurstein.

Lapithes, der Sohn des Apollo und der Stilbe, angeblich auch Bruder des Kentauros, war, wie Kentauros der Centauren (s. d.), der Lapithen, eines wol ebenfalls mythischen, wilden Volksstammes am Peneios in Thessalien, mythischer Ahnherr. Die Lapithen und Centauren geriethen bei der Hochzeit des Peirithoos in Kampf, in welchem die Centauren erlagen.

Laplace (Pierre Simon, Marquis de), einer der größten Mathematiker und Astronomen aller Zeiten, geb. 22. März 1749 zu Beaumont-en-Auge im Depart. Calvados, ging, nachdem er einige Zeit an der Militärschule daselbst die Stelle eines Lehrers der Mathematik versehen, nach Paris und machte sich hier bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und höhern Geometrie bekannt. Er erhielt die Stelle eines Examinators beim königl. Artilleriecorps und wurde 1773 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Später ging er ins Institut über; auch war er eins der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längenbureau. Obgleich er vor dem 18. Brumaire kein eigentliches Staatsamt bekleidete, war er doch der Politik nicht fremd geblieben und wurde deshalb von Bonaparte gleich beim Beginn der Consularregierung zum Minister des Innern ernannt, bewies sich aber dazu so wenig befähigt, daß schon nach sechs Wochen, im Dec. 1799, Lucian Bonaparte ihn ersetzen mußte. Darauf ernannte ihn Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vicepräsidenten, im September zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. L. wies zuerst im Sept. 1805 in einem Berichte an den Senat auf die Nothwendigkeit hin, die revolutionäre Zeitrechnung aufzugeben und den Gregorianischen Kalender wieder einzuführen. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und 1817 zum Marquis. Wie unter der Kaiserregierung, so zeigte er auch als Mitglied der Pairskammer Mangel an polit. Bildung und eine grenzenlose Servilität. Er starb zu Paris 5. März 1827. Von seinen Werken bildet sein «Traité de la mécanique céleste» mit den Supplementen (5 Bde., Par. 1799—1825; 2. Aufl. 1829—39) ein ausgezeichnetes Denkmal der neuern Astronomie. Als eine populäre Bearbeitung desselben ist seine nicht minder berühmte «Exposition du système du monde» (2 Bde., Par. 1796; 6. Aufl. 1835) anzusehen, worin er mit Vermeidung aller Rechnungen für Laien den Geist der Methode und den Gang, den die Astronomen in ihren Entdeckungen genommen, entwickelt. Er war der erste, der auf analytischem Wege die Unveränderlichkeit der mittlern Entfernungen der Planeten von der Sonne bewies, der verschiedene Gesetze in der Bewegung der Monde des Jupiter entdeckte; auch bestimmte er die gegenseitigen Störungen aller Hauptplaneten. Außerdem beschäftigte er sich mit Chemie und erfand z. B. einen Wärmemesser. Zu seinen wichtigsten Werken gehören ferner die «Théorie analytique des probabilités» (Par. 1812; 3. Aufl. 1820) und der «Essai philosophique sur les probabilités» (Par. 1814; 6. Aufl. 1840). Endlich lieferte er von 1772—1823 zahlreiche Abhandlungen in die «Mémoires» der Akademie und für Journale. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in sieben Bänden (Par. 1843—48).

La-Plata, vollständig Rio de la Plata, ist die gewöhnliche Bezeichnung des nach dem Amazonas zweitgrößten Stromsystems von Südamerika, kommt aber eigentlich nur dem ungeheuern Aestuarium zu, mit welchem der mit dem Paraguay (s. d.) vereinigte Paraná (s. d.) und der Uruguay (s. d.) sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Es ist dies Aestuarium, die

Digitized by Google

breiteste Flußmündung der Erde, in seinem Hintergrunde unmittelbar nach Vereinigung des Paraná und Uruguay bis nach Buenos-Ayres 40 Kilom. breit, erweitert sich aber in östl. Richtung immer mehr und erreicht zwischen Montevideo und Punta-Piedras 105, an der äußersten Oeffnung zwischen Maldonado und Cabo San-Antonio 220 Kilom. Breite, bei einer Länge von 220 Kilom. Sein schlammiges, gelbliches Wasser gibt sich noch auf 125 Kilom. weit in offener See zu erkennen. Die Tiefe des riesigen Wasserbeckens entspricht nicht seiner Breite. Am Eingange des Aestuars zwischen Cap Antonio und Maldonado beträgt die Tiefe nur 15—18 Mt. und auf der Mitte dieser Linie liegt die Astrolabium-Bank mit einigen kleinern Untiefen, auf denen die Tiefe bis zu 2,7 Mt. abnimmt; 45 Kilom. südöstlich von Montevideo liegt die gefürchtete Englische Bank mit nur 1,8 Mt. Wasser. Westlich der Linie von Montevideo nach Punta-Piedras beträgt die Tiefe nirgends mehr als 9 Mt. und die größere nördl. Hälfte des Aestuars zwischen Montevideo und Buenos-Ayres wird durch die Ortiz-Bank erfüllt, während eine große Anzahl von kleinern Untiefen das übrige Fahrwasser einengt. Dabei wechselt die Lage und Begrenzung der Untiefen durch den Andrang der Flut und die Gewalt des Flußwassers so oft, daß ein Einlaufen in das Aestuar ohne Lootsen immer sehr bedenklich ist. Ueberdies sind die Tiefen oft nicht durch Ebbe und Flut bedingt, sondern hängen vom Winde derart ab, daß bei einer Blokade von Buenos-Ayres während des Unabhängigkeitskriegs die span. Flotte mehrere Stunden auf dem Grunde saß und vom Lande aus angegriffen wurde. Zur Sicherheit der Schifffahrt dienen an der Nordküste der Mündung vier Leuchtthürme und drei Leuchtschiffe, an der Südküste drei Leuchtschiffe. Das Bassin bietet nur einen einzigen Hafen, Montevideo, der aber gegen Südost keinen Schutz gewährt, außerdem blos offene Rheden, wie Buenos-Ayres, und Ufer, an welche der vielen Sandbänke wegen kein größeres Fahrzeug sich heranwagen darf. Von den Mündungsarmen des Paraná-Uruguay-Deltas ist nur der Paraná-Guazu für große Schiffe brauchbar. Dieser wird beherrscht von der kleinen argentinischen Insel Martin-Garcia, welche daher nach dem von England, Frankreich und Nordamerika mit der Argentinischen Conföderation 10. Juli 1853 geschlossenen Vertrage nicht in Besitz eines Staates fallen darf, der nicht seine Zustimmung zu dem Princip der freien Schifffahrt gegeben. Das nach dem Aestuarium benannte Stromsystem umfaßt alle Gewässer, welche auf dem südl. Abhang des brasilian. Centralgebirgs, den Wasserscheidehöhen der südl. Confluenten des Amazonas, Tocantins und San-Francisco im N., auf den Andes im W. und dem Wasserscheiderücken der dem Staate Buenos-Ayres angehörigen Zuflüsse des Aestuariums im S. entspringen, unter welchen letztern der Salado der südlichste und der bedeutendste ist. Die Länge der ganzen Stromrinne von dem äußersten Quellfluß an wird zu 3800 Kilom., die Länge der dem oceanischen Verkehr durch Schifffahrt zugänglichen Wasserläufe des Systems zu 300,000 Kilom., das Flußgebiet zu 3,300,000 QKilom. angegeben. Die Tiefebene des L., von der des Amazonas im N. nur durch unbedeutende Landrücken getrennt, umfaßt in ihrer nördl. Region den Gran-Chaco (s. d.), in der mittlern die Pampas (s. d.), in der südlichen, vom Rio Negro oder Limay-Leubu beginnenden Patagonien (s. d.). In polit. Beziehung gehören zu dem Stromgebiet des L. die südöstl. Theile von Bolivia, die südl. und südöstl. Provinzen von Brasilien, fast ganz die La-Plata-Staaten oder die Staaten der Argentinischen Conföderation (s. d.), Uruguay und gänzlich die Republik Paraguay. Das ganze Flußsystem ist erst in der Mitte des 19. Jahrh. untersucht worden, 1853 vom Engländer Day und 1853—56 vom Amerikaner Page. Als beste Fahrstraße in das Innere ergibt sich der Paraguay, der für Kriegsdampfer von 3 Mt. Tiefgang bis in das brasilian. Gebiet hinein zugänglich. Vgl. Page, «Report of the exploration and survey of the river L. and tributaries» (Washingt. 1856).

Lapo (Arnolfo di), eigentlich Arnolfo, Sohn Cambio's aus Colle im toscan. Elsathal, der berühmteste florentin. Architekt gegen den Ausgang des 13. Jahrh. Von ihm ist der Palast der Signoria in Florenz, den man heute Palazzo vecchio nennt, der Dom Sta.-Maria del Fiore, dessen Grundstein 1298 gelegt ward, die Marmorbekleidung des Baptisteriums, die ursprüngliche Pfeilerhalle von Or' San-Michele, endlich die große Dominicanerkirche Sta.-Croce. Ueberdies begann er 1285 die Anlage des letzten Mauerkreises der Stadt. Zu seinen Bildhauerarbeiten gehört das Grabmal des 1290 verstorbenen Cardinals de Braye in San-Domenico zu Orvieto, und wahrscheinlich auch das Tabernakel des Hochaltars in der röm. Paulskirche von 1285. Er starb in Florenz 1310.

Lappenberg (Joh. Mart.), namhafter Geschichtsforscher, geb. 30. Juli 1794 in Hamburg, studirte in Edinburgh eine Zeit lang Medicin, ging aber bald ganz zu histor.-polit. Studien über. Nachdem er die schott. Hochlande und die Hebriden besucht, hielt er sich längere Zeit in

Digitized by Google

London auf, um die engl. Verfassung und Verwaltung kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland widmete er sich in Berlin und Göttingen rechtshistor. Studien und erhielt 1816 die juristische Doctorwürde. Vom Senate seiner Vaterstadt wurde er sodann mit dem Charakter eines Ministerresidenten an den preuß. Hof gesandt, wo er verweilte, bis er 1823 das Amt als Archivar im hamburger Senate übernahm, das er seitdem 40 Jahre hindurch bis 1863 bekleidete. Er starb 28. Nov. 1865. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete L. durch seine «Geschichte von England» (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1834—37), die von Thorpe mit Zusätzen in das Englische übertragen wurde (2 Bde., Lond. 1845—57) und später an Pauli einen Fortsetzer fand. Von derselben kritischen Sorgfalt in Benutzung und Aufsuchung der Quellen zeugen auch seine übrigen Schriften, welche meist die Geschichte und das Recht der Hansa, Niederdeutschlands, besonders aber Hamburgs betreffen. Dahin gehören, außer der Fortsetzung von Sartorius' «Urkundlicher Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa» (2 Bde., Hamb. 1830), die Monographien: «Ueber den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands» (Hamb. 1831), «Das Billwerder Recht vom J. 1498» (Schlesw. 1828), «Die Elbkarte des Melchior Lorichs» (Hamb. 1847), «Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofs zu London» (1851). Der Geschichte Hamburgs sind vor allem ein vortreffliches «Hamburgisches Urkundenbuch» (Bd. 1, Hamb. 1842) und die reichhaltige «Zeitschrift des Vereins für hamburger Geschichte» (Bd. 1—6, Hamb. 1841—66) gewidmet, an die sich die «Hamburger Rechtsalterthümer» (Bd. 1, Hamb. 1845) und eine Anzahl kleinere Arbeiten, zum Theil Gelegenheitsschriften, reihen, wie z. B. «Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg» (Hamb. 1840), «Die Miniaturen zum hamburger Stadtrecht» (Hamb. 1845), Abhandlungen über das Recht Hamburgs an der Alster (1859) und über die Realgerechtsame (1861) u. s. w. L.'s Ausgaben der «Chroniken der Stadt Hamburg in niederdeutscher Sprache» (Hamb. 1852—61) und des Thraziger (Hamb. 1864) haben ebenso wie die früher erschienenen «Quellen zur Geschichte des Erzbisthums und der Stadt Bremen» (Brem. 1841) nicht nur für den Geschichtschreiber, sondern auch für den deutschen Sprachforscher hohen Werth. Für Pertz' «Monumenta» unternahm L. die Ausgaben des Thietmar von Merseburg, der «Gesta Hamburgensis ecclesiae» des Adam von Bremen, des Helmold und des Arnold von Lübeck. Ebenso wurden die obengenannten Chronisten für die «Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit» unter seiner Leitung von Laurent ins Deutsche übertragen. Um die Geschichte der deutschen Literatur hat sich L. durch die «Reliquien des Fräulein S. K. von Klettenberg» (Hamb. 1849), die Ausgaben von Thomas Murner's «Till Eulenspiegel» (Lpz. 1853), der niederdeutschen Scherzgedichte des Lauremberg (Stuttg. 1861) und der deutschen sowie der meist bisher noch ungedruckten lat. Gedichte Paul Fleming's (2 Bde., Stuttg. 1863—65) verdient gemacht. In den letzten Jahren seines Lebens gab er noch die «Quellensammlung der Schleswig-Holsteinisch-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte» (Bd. 1—3, Kiel 1862—65) heraus. Nach seinem Tode erschienen die von L. gesammelten «Briefe von und an Klopstock» (Braunschw. 1867). Vgl. Meyer, «Johann Martin L.» (Hamb. 1867).

Lappland, bei den Eingeborenen Sameädnam genannt, eine sehr ausgedehnte Landschaft im äußersten Norden Europas, grenzt gegen N. und W. an das Nördliche Eismeer, das hier, zu beiden Seiten des Nordcaps, auch wol das Lappländische Meer genannt wird und die Porsanger-, Waranger- und andere Fjorde bildet, gegen S. an das schwed. Norrland und an Finland, im O. an das Weiße Meer. Das ganze Land zerfällt politisch in drei Theile: das norwegische L. oder die Finmarken (s. d.) im N. und NW. (47,411 QKilom. groß), das russische L. im NO. mit Kola (s. d.) oder der Lappländischen Halbinsel und das schwedische L. im O. Letzteres zerfällt in folgende sechs Lappmarken: Jemtlands-, Åsele-, Umeå- oder Lycksele-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmark, welche auf die drei Provinzen Jemtlands-, Westerbottens- und Norbottenslän vertheilt sind und 115,850 QKilom. umfassen. Ein Theil von Torneå-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark wurde von Schweden 1809 im Frieden von Frederikshamn nebst Finland an Rußland abgetreten und mit dem Großfürstenthum Finland vereinigt. L. ist ein rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches die Kette der nordischen oder Lappländischen Alpen mit ihren weitverbreiteten Aesten zieht, die auf der Nordwestseite am höchsten ist und gegen Osten hin sich allmählich verflacht. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von den Gebirgen in das Nördliche Eismeer und in den Bottnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange, z. B. den inselreichen, 1421 QKilom. großen Enara. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz; der längste Tag dauert in den südlichern Gegenden 24 Stunden und

Digitized by

in den nördlichsten drei Monate; ebenso lang ist die längste Nacht im Winter. Das Korn wird Ende Mai gesäet und Mitte August geerntet, aber oft von Nachtfrösten verdorben. Der Sommer ist heiß, wie in Italien, und durch allerlei Mosquitos fast unerträglich, die Menschen und Vieh quälen. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen L. des Anbaues fähig. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Colonisten im schwedischen L. haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertritt das Rennthier die Stelle aller übrigen Hausthiere. Außerdem gibt es in L. Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline und Fischottern. An Zugvögeln und anderm wilden Geflügel sowie an Fischen ist Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Das Land ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Colonisten. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Same oder Samelats, sind ein finn. Volk, und ihre Zahl mag etwa 26,700 betragen. In Norwegen zählte man 1865 17,178 Lappen oder, wie sie dort heißen, Finnar (1845 nur 14,464), davon in Finmarken 14,623, in Tromsö 2188 und im Trondheimsstift 367. In Schweden fanden sich 1870 nur 6702 und in Rußland (nach von Düben's Angabe von 1859) nur 2207. Im schwedischen L. nimmt seit 1760, wo zuerst zwei schwed. Familien ins Land kamen, die Zahl der Ansiedler oder Colonisten (Nybyggare) rasch zu und 1870 betrug die Gesammtbevölkerung im schwedischen L. 29,912 Seelen. Die Lappen, ein kleiner, höchstens 1,6 Mt. hoher Menschenschlag, von feingebautem, doch kräftigem, abgehärtetem und sehr gelenkigem Körper, haben eine gelblichbraune oder gelbe Hautfarbe, ein plattes, breites Gesicht, niedrige Stirn, spitzes Kinn, kleine, platte Nase, kleine, schiefgeschnittene Augen, fast runden Schädel, dünnes starres Haar von schwarzer Farbe. Sie führen ein Nomadenleben, gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Kleidung beider Geschlechter ist wenig voneinander verschieden; sie tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stiefeln von Leder, Pelz oder grobem Tuch. Im Sommer wohnen sie unter Zelten; ihre Winterwohnungen bestehen in runden, aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreisern und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Nach ihren hauptsächlichsten Nahrungsquellen theilen sich die Bewohner in Berglappen (Fjell-Lappar), die sich ganz ausschließlich mit Rennthierzucht beschäftigen, im Winter im untern L. wohnen, im Sommer aber ihre Heerden nach den Alpengegenden treiben, wo sie mehr Rennthiermoos und Schutz gegen die Mücken finden; Waldlappen (Skogs-Lappar), die sich mit Jagd und Fischerei beschäftigen, nur wenige Rennthiere halten, deren Hutung sie den Berglappen gegen Miethe überlassen; Fischerlappen (Fisk-Lappar), die zum Behufe des Fischfangs von einem Landsee zum andern wandern, oder auch an einem derselben sich niederlassen und so zum Theil ganz ansässig geworden sind und Ackerbau und Viehzucht treiben. Endlich gibt es noch solche, welche sich in der Jugend in die untere Region des Landes begeben, um dort als Viehhirten zu dienen, späterhin aber hülflos werden und durch ihre Bettelei lästig fallen. Diese Kirchspiellappen (Sockne-Lappar) leben als wahre Parias unter den Schweden und lassen sich zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchen. Ehemals waren die Lappen Fetischanbeter, jetzt bekennen sie sich zur christl. Kirche; doch haben sie ihre alten religiösen Ansichten den ihnen aufgedrungenen christl. Glaubenslehren beigemischt. Die Sprache der Lappen, welche zum baltisch-finn. Zweige des großen altaischen Sprachstammes gehört, ist mehrfach grammatisch, wie von Rask (1832), Stockfleth (1840) und Friis (1856), bearbeitet worden. Vgl. Helms, «L. und die Lappländer» (Lpz. 1868); Aubel, «Ein Polarsommer. Reise nach L. und Kanin» (Lpz. 1874).

Lapsi (lat., d. i. Abgefallene) hießen in den ersten Jahrhunderten der Kirche vorzugsweise diejenigen, welche unter den Verfolgungen der heidnischen Staatsgewalt dem christl. Glauben nicht treu blieben. Ihre Zahl wurde sehr beträchtlich, als nach den Zeiten langer Ruhe die erste allgemeine Verfolgung unter Decius losbrach. Man unterschied damals drei Arten von L., solche, die den heidnischen Göttern wirklich geopfert und Weihrauch angezündet, ferner die, welche einen obrigkeitlichen Schein (libellus) über angeblich dargebrachte Opfer erkauft, endlich diejenigen, welche sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatten. Dazu kamen später in der Diocletianischen Verfolgung diejenigen, welche heilige Bücher und Gefäße ausgeliefert. Die Kirche strafte anfangs derartige Verleugnung durch Excommunication und erschwerte die Wiederaufnahme der L. mit Strenge. Allein im 3. Jahrh. schon bildete sich eine mildere Praxis, und nur einzelne Parteien, wie die Donatisten (s. d.), gingen so weit, die L. wieder zu taufen und die von ihnen verrichteten heiligen Handlungen für unkräftig und ungültig zu erklären.

Digitized by Google

Lärche ist die wissenschaftliche Bezeichnung derjenigen Nadelhölzer, welche der Gattung Larix Dec. angehören. Linné zählt die L. zu der Gattung Pinus. Die Nadeln stehen am einjährigen Stämmchen und an den Langtrieben der spätern Jahre spiralig einzeln, sind an den aus Achselknospen dieser Nadeln entstehenden Kurztrieben büschelig, weich, kurzgestielt und fallen im Herbst ab, daher die L. nur sommergrüne Bäume. Die männlichen Blüten entwickeln sich aus Seitenknospen der Langtriebe, sind kugelig-eiförmig, meist hängend; die Pollensäcke öffnen sich mit Längsspalt; die weiblichen Blüten stehen aufrecht an der Spitze aufrecht gekrümmter Kurztriebe. Die Zapfen sind bis zur Reife des Samens aufrecht, nicht zerfallend; der geflügelte Samen fällt reif aus dem sich öffnenden Zapfen. Die entleerten Zapfen bleiben einige Jahre in hängender Stellung auf dem Baume. Die gemeine L. (Larix europaea Dec., Larix decidua Mill., Pinus Larix L.) ist ursprünglich heimisch in den Gebirgen Mitteleuropas, wo sie als Baum erster Größe eine Höhe von 30—50 Mt. erreicht, dabei einen geraden, nach oben abfälligen Stamm bildet. Die Rinde junger Stämme und Zweige ist glatt, ledergelb und verwandelt sich im Alter in eine außen graubraune, innen rothbraune, längsrissige Borke. Im freien Stande bilden die Aeste mit abwärts hängenden Zweigen eine pyramidale Krone; im Schlusse sterben die untern Aeste dieser sehr lichtbedürftigen Holzart zeitig ab; die Krone ist hoch angesetzt mit meist kurzen Aesten. Die feinen Nadeln, 10—30 Mmt. lang, stehen in Büscheln. Die männlichen Blüten sind zuerst grün, dann gelb, mit Stiel 5—10 Mmt. lang; die weiblichen, ohne Stiel, 10—15 Mmt., walzig, am Grunde aufwärts gekrümmt, anfänglich grün, dann roth; die Zapfen 2 bis 2,5 Ctmt. lang, gestielt, eiförmig; der Samen geflügelt, 3—4 Mmt. lang, meist von geringer Keimkraft, sehr guter Samen zeigt ein Keimungsprocent von 30—40. Ihre Blütezeit ist im Frühjahr, die Samenreife im Herbst; das Ausfliegen des Samens geschieht meist erst im Frühjahr. In ihrem natürlichen Verbreitungsbezirk geht die L. etwas über die Fichte hinaus, in den Alpen der nördl. Schweiz und Baiern steigt sie 1800—2000 Mt., südlicher, z. B. am Montblanc, bis 2200 Mt. Ihre untere Grenze ist in den bair. Alpen 500—900 Mt. Künstlich angebaut findet sich die L. fast in ganz Deutschland, selbst in den nördl. Ebenen, bildet hier aber meist einen weniger schlanken, oft säbelförmig gekrümmten Schaft, namentlich wenn sie für sich allein erzogen wurde; besser gedeiht sie in Vermischung mit Fichten, Tannen. Ihr nutzbarstes Alter erreicht die L. im 80. bis 100. Jahre, man findet jedoch in den Alpen noch 300- bis 400jährige Bäume. Ihr Holz ist von großer Dauer, um so mehr, je harzreicher es ist, und wird zu Hochbau (Tirol), Schiffsbau, Tischlerwaaren (Möbel in der Provence) und Eisenbahnschwellen angewendet. Im Wasser wird es steinhart und besitzt eine fast unbegrenzte Dauer, ähnlich in der Erde, daher vorzüglich geeignet zu Wassergrubenbauten u. s. w. Lärchenrinde findet bei der Gerberei Verwendung. Der sog. Florentiner Terpentin wird aus der L. gewonnen, indem man Löcher in das Holz bohrt. Das in der Pharmacie bekannte Lärchenmanna (oder manne de Briançon) stammt aus wärmern Ländern und ist ein Excret der Knospen und Blätter, vielleicht auch der jungen Rinde; auch ein officineller Pilz (Polyporus officinalis Fr.) wächst an der L. Die große Nutzbarkeit der L., ihr rasches Wachsthum in der Jugend, ihre Fähigkeit, durch den reichlichen Nadelabfall bodenbessernd zu wirken, lenkte die Aufmerksamkeit der Forstleute schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auf diesen Baum. Man glaubte in ihm fast eine Universalholzart gefunden zu haben; bittere Enttäuschungen blieben später auf ungünstigen Standorten nicht aus, weshalb die L. jetzt in Mittel- und Norddeutschland weit weniger angebaut wird als früher. Die L. ist nicht ohne ihr gefährliche Feinde; der Lärchenkrebs, eine durch einen parasitischen Pilz (Peziza Willkommi R. Hrtg.) hervorgerufene Krankheit, wirkt allmählich tödlich; die Lärchenmotte (Coleophora laricella Hbr.) höhlt die Nadeln aus, beeinträchtigt dadurch den Wuchs; von ihr befallene L. sehen im Frühjahr wie erfroren aus. Von fremdländischen Arten sind zu nennen: L. sibirica Led., bildet ausgedehnte Wälder im nordöstl. Rußland; L. dahurica Turcz. im nordöstl. Sibirien, Kamtschatka, Daurien; beiden sagt deutsches Klima nicht recht zu. Besser dürften sich hier zwei nordamerik. Arten: L. pendula Salisb. und microcarpa Poir., zum Anbau eignen.

Lardner (Dionysius), berühmter Physiker und Mathematiker, geb. zu Dublin 3. April 1793, studirte in Cambridge Naturwissenschaften, Mathematik und Astronomie und erwarb sich zuerst einen Namen durch die Werke «Treatise on algebraical geometry» (Lond. 1823) und «On the differential and integral calculus» (Lond. 1825; 2. Aufl. 1828). Er faßte hierauf den Gedanken, eine großartige Encyklopädie oder Reihenfolge von selbstständigen Abhandlungen über Naturwissenschaften, Industrie, Kunst, Literatur, Geschichte u. s. w. herauszugeben, an der die ersten Schriftsteller, wie Brewster, Herschel, W. Scott, Southey, Mackintosh,

Digitized by Google

Moore und Sismondi, theilnahmen und wovon nach und nach unter dem Titel «L.'s Cyclopaedia» 133 Bände erschienen. L. selbst schrieb dafür Abhandlungen über Mechanik, Hydrostatik, Geometrie, Arithmetik und (mit C. V. Walker) ein «Manual of electricity, magnetism and meteorology» (2 Bde.). Eine zweite Ausgabe dieses Werks ward 1853 veranstaltet. Die von L. in seinen «Popular lectures on the steam engine» (deutsch von C. H. Schmidt, 3. Aufl., Heilbr. 1847) ausgesprochenen Behauptungen hat er später in manchen Punkten modificiren müssen, nachdem die Erfahrung seine Ansicht von der Unmöglichkeit, die Dampfkraft zur Ueberschiffung des Oceans anzuwenden, widerlegt hatte. Unterdeß war L. zum Professor der Naturphilosophie und Astronomie an der londoner Universität ernannt worden, welches Amt er jedoch infolge eines skandalösen Processes verlor, den er sich 1840 durch die Entführung der Gattin eines Kapitän Heaviside zuzog, wobei er zu einer Geldbuße von 8000 Pfd. St. verurtheilt ward. Er wurde hierdurch veranlaßt, sich zuerst nach Paris und dann nach den Vereinigten Staaten zu wenden, kehrte indeß später nach Europa zurück, wo er seine gelehrten Beschäftigungen wieder aufnahm. Außer den Schriften «Treatise on heat» (Lond. 1844), «On railway economy» (Lond. 1850) gab er noch ein sehr umfassendes «Handbook of natural philosophy and astronomy» (2. Aufl., 6 Bde., Lond. 1855) heraus, das zu den besten wissenschaftlichen Handbüchern neuerer Zeit gehört. Eine Beschreibung der londoner Industrieausstellung von 1851 lieferte er als «The great exhibition reviewed» (Lond. 1852). Die zahlreichen Arbeiten L.'s zeichnen sich durch Klarheit der Darstellung und eine populäre Sprache aus. Auf einer Erholungsreise nach Italien starb er zu Neapel 29. April 1859.

Laren hießen bei den Römern Gottheiten niedern Ranges, aber von großer Bedeutung, welche als Schutzgötter über die Familien, Häuser, Gassen, ländliche und städtische Quartiere, Städte u. s. w. wachten. Die wichtigste Klasse derselben sind die Schutzgeister der Familie und des Hauses (Lares familiares), nach dem im Alterthum verbreitetsten Glauben zu Schirmgöttern ihrer Angehörigen erhobene Seelen abgeschiedener Vorfahren. Ihre Bilder standen in den Wohnungen an dem häuslichen Herde im Atrium, später, als in den irgend elegantern Häusern der Herd nicht mehr in diesem stand, sondern in einer eigenen Küche, in dieser oder wol auch an beiden Orten, manchmal in einer besondern Kapelle (Lararium). Daneben gab es auch andere L., die nach dem Orte, wo sie standen und ihre schützende Kraft äußerten, genannt wurden; so besonders die Lares compitales, die Beschützer der Kreuzwege, Lares vicorum, die Beschützer der städtischen Quartiere oder ländlichen Gaue, Lares permarini, Beschützer zur See, Lares hostilii, Schützer der Stadt gegen äußere Feinde, die Lares praestites, die Vorsteherlaren der Stadt, die öffentlichen L. (Lares publici) u. a. Dargestellt wurden die L. überhaupt als Knaben oder Jünglinge mit aufgeschürzter Toga, ein Trinkhorn und eine Schale oder Kanne in den Händen; ihre Bilder waren auf dem Lande gewöhnlich von Holz, in den Städten aus Stein oder Metall, in wohlhabendern Häusern häufig von Silber. Ihnen zu Ehren wurde in Rom 1. Mai ein Fest (Laralia) gefeiert; die Compitalien aber, welche Servius, nach dem Volksglauben der Sohn eines Lar, zu Ehren der Lares compitales eingesetzt haben sollte, beging man gegen Ende des Jahres bald nach den Saturnalien. Mit den L. werden zugleich die Penaten (s. d.) als die Götter der Familie betrachtet und genannt.

Larisa, auch Lariſſa geschrieben, ein altgriech. Ortsname, ursprünglich wol «Burg» überhaupt bedeutend, mit welchem die auf steilem Felshügel gelegene Akropolis der Stadt Argos und mehrere Städte benannt wurden. Die bedeutendste derselben war L. in der großen, fruchtbaren Ebene des mittlern Thessalien, der Hauptort des Bezirks Pelasgiotis, aber wegen ihrer großen Volkszahl, ihres Reichthums und als Residenz des mächtigsten unter den thessal. Dynastengeschlechtern, der Aleuaden, als Hauptstadt von ganz Thessalien betrachtet; noch jetzt ist es unter dem türk. Namen Jeni-ſcheher (d. i. Neustadt) eine Stadt von ungefähr 30,000 E. mit mehrern Fabriken, bedeutendem Handel, Acker- und Gartenbau, Sitz eines griech. Erzbischofs, dessen Residenz mit der Hauptkirche (Metropolis), am nördl. Ende der Stadt gerade über dem Flusse Peneios gelegen, die Stelle der alten Akropolis einnimmt. Ein zweites L. lag im südlichsten Theile Thessaliens (dem Bezirk Phthiotis) auf dem Gipfel und am Abhange eines steilen Hügels oberhalb des jetzigen Städtchens Gardiki; es trug nach seiner Lage den Beinamen Kremaſte und war als Festung wie durch seinen Weinbau nicht ohne Bedeutung. Von den andern gleichnamigen Ortschaften verdient nur noch die Stadt L. im nördl. Kleinasien, in der Nähe von Kyme in Aeolien, wegen ihres alten pelasgischen Ursprungs Erwähnung.

Laristân, sonst eine eigene Provinz des Persischen Reichs, jetzt der südöstlichste District der Provinz Farsistan, im O. von der zur Provinz Kirman gehörigen Landschaft Mogistan

Digitized by Google

begrenzt und im S. durch den schmalen, ehemals dem Imâm von Omân oder Maskât unterworfenen Küstenstrich vom Persischen Meerbusen getrennt, ist ein durch den Guineawurm, überdies gegen die Küste hin durch herrschende Fieber, Bleichsucht, Halsübel und Erblindungen heimgesuchtes Land. In der Mitte liegt die Hauptstadt Lar am Gebirge Rustan mit 12,000 E. und ziemlich bedeutenden Seidenwebereien.

Larive (Jean Mauduit de), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, geb. 6. Aug. 1747 zu Larochelle, kam, nachdem er vorher in Lyon debutirt, 1771 nach Paris, wo sich seiner auf der Bühne besonders die berühmte Clairon annahm. Er glänzte vorzüglich in den Rollen des Warwik, Orosman, Philoktet und Spartacus, die seiner körperlichen Schönheit und seinem wohlklingenden Organ am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen noch jetzt als classisches Vorbild betrachtet wird. Als ein nicht unbedingter Anhänger der Revolution mußte er in der Schreckenszeit nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre français ins Gefängniß wandern. Ein Schreiber in der Kanzlei des Comité der öffentlichen Sicherheit rettete ihm das Leben, indem er alle auf seinen Proceß bezüglichen Papiere heimlich beiseite schaffte. Ehe man neue Beweismittel gegen ihn gesammelt, erschien mit dem 9. Thermidor auch für ihn die Stunde der Rettung. Nach den Revolutionsstürmen zog er sich von der Bühne zurück und kaufte sich in Montmorency an, wo er Maire der Gemeinde wurde. L. ist auch Verfasser eines Melodrams, «Pyrame et Thisbé», in welchem er selbst 1783 mit Beifall auftrat. Er starb auf seinem Landgute bei Montmorency 30. April 1827. Sein «Cours de déclamation» (3 Bde., Par. 1804—10) ist nicht ohne Verdienst.

Larix, Nadelholzgattung, s. Lärche.

La-Roche-sur-Yon, 1808—14 Napoléonville, 1814—48 Bourbonvendée, 1848—70 Napoléonvendée genannt, Hauptstadt des Depart. Vendée, am Yon gelegen, Knotenpunkt der Charente-, Vendée- und Orléansbahn, ist Sitz der Departementsbehörden und eines Tribunals erster Instanz, hat ein Lyceum, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und der Künste, eine öffentliche Bibliothek, das Irrenhaus des Departements und ein Gestüte und zählt (1872) 8841 E. Das ehemalige Schloß Roche-sur-Yon, an dessen Stelle jetzt eine Kaserne steht, gehörte mit dem Titel eines Herzogthums dem Hause Bourbon-Conti. In der Mitte des Großen Platzes steht auf granitenem Piedestal eine bronzene Reiterstatue Napoleon's I. Am 26. Aug. 1793 erlitten hier die Royalisten unter Charette eine Niederlage durch Mieszkowski, erstürmten aber den Ort und siegten hier 1. März und im Sept. 1794. Noch 1807 war L. ein elender Flecken von kaum 800 E. Durch ein Decret vom 8. Aug. 1808, welches Jahr als Gründungsjahr gilt, bewilligte der Kaiser 3 Mill. Frs., um ihn zur Hauptstadt des Departements unter dem Namen Napoléon auszubauen und zu verschönern. Um eine große Kaserne, welche das Land beherrschen sollte, entstand nun eine Stadt mit einer großen Kirche und einigen schönen Plätzen und Spaziergängen.

Laroche (Maria Sophie), geistreiche deutsche Schriftstellerin, geb. zu Kaufbeuren 6. Dec. 1730, war die Tochter des gelehrten Arztes Gutermann, Edeln von Gutershofen, und erhielt ihre Bildung in Augsburg. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder kam sie später nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, der daselbst Senator und Hospitalmeister war. Nach dem Tode desselben lernte sie 1750 in dem Hause des mit ihr verwandten Predigers Wieland den Sohn desselben, den wenig jüngern Dichter Wieland, und durch diesen die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur kennen. Sie sollte seine Gattin werden, aber Mißverständnisse trennten ihre Liebe, die jedoch als Freundschaft beider bis ins hohe Alter fortdauerte. Im J. 1760 verheirathete sie sich mit Laroche, der damals mainzer Hofrath und Oberaufseher der Stadion'schen Güter war und nachher als Geh. Conferenzrath an den kurtrierschen Hof kam. Als derselbe infolge der von ihm verfaßten «Briefe über das Mönchswesen» seinen Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo L. 1789 und seine Gattin 18. Febr. 1807 starb. Seltene körperliche und geistige Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt, wie ihr Charakter und Lebenswandel musterhaft waren. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten Richardson'schen Manier. Ihre erste Arbeit war die «Geschichte des Fräulein von Sternheim» (herausg. von Wieland, Lpz. 1771). Außerdem sind noch zu erwähnen: «Rosaliens Briefe» (Altenb. 1779—81), «Moralische Erzählungen» (Manh. 1782—84; neue Aufl. 1823), «Schönes Bild der Resignation» (Lpz. 1795—96), «Melusinens Sommerlieder» (herausg. von Wieland, Halle 1806). Vgl. Ludmilla Assing, «Sophie von L., die Freundin Wieland's» (Berl. 1859); Neumann-Strela, «Sophie L. und Wieland» (Weim. 1862).

Digitized by Google

La Roche (Karl, Ritter von), namhafter deutſcher Schauſpieler, geb. 12. Oct. 1794 zu Berlin, wurde durch Iffland, der mit ſeinen Aeltern befreundet war, für das Theater gewonnen und betrat 10. Juni 1811 als Mitglied der Seconda'ſchen Truppe in Dresden zum erſten mal und mit Erfolg die Bühne. Nachdem er dann einige Jahre zu Danzig geſpielt, war er ſeit 1819 zu Königsberg engagirt, von wo aus er 1821 mit vielem Beifall zu Leipzig gaſtirte. L. ſiedelte 1822 nach Weimar über, wo er im Verkehr mit Goethe ſeine höhere künſtleriſche Ausbildung gewann und zugleich ſeinen Ruf als Schauſpieler begründete. Ein ihm angebotenes Engagement auf Lebenszeit an dem Burgtheater in Wien nahm er 1832 an. Seit April 1833 wirkte er ununterbrochen an dieſer Bühne und gehörte bis auf die jüngſte Zeit herab zu den Zierden derſelben. L.'s Repertoire iſt ungemein verzweigt. Seine Leiſtungen als Held, Intrigant, zärtlicher Vater, Geck, Bonvivant oder Naturburſche ſind ſtets echt künſtleriſch gedacht und gleich wirkſam ausgeführt. Aus der Schule Iffland's hervorgegangen, ſtrebt L. in allen ſeinen Darſtellungen nach Natur und realiſtiſcher Lebenswahrheit. An faſt allen bedeutenden Bühnen Deutſchlands iſt er als Gaſt aufgetreten. Bei ſeinem 40jährigen Dienſtjubiläum 1858 wurde er in den Adelſtand erhoben. Vgl. Mautner, «Karl L. Gedenkblätter» (Wien 1873).

Larochefoucauld, ein altes, berühmtes, vielverzweigtes franz. Geſchlecht, das bis ins 11. Jahrh. hinaufreicht und deſſen Stammſitz die kleine Stadt Larochefoucauld unweit Angoulême iſt. — Foucauld de Laroche wird ſeit 1019 genannt und iſt der Stammvater des Geſchlechts. Seine Nachkommen ſpielten eine wichtige Rolle in den Kriegen der Guyenne vom 11. bis 15. Jahrh. — François de L., Kammerherr Ludwig's XII., hob 1494 den ſpätern König Franz I. aus der Taufe, erhielt 1515 die Grafenwürde und ſtarb 1517. — Sein Sohn, François de L., führte zuerſt den Titel eines Fürſten von Marſillac. In den Religionskriegen ſtanden ſeine Nachkommen auf ſeiten der Proteſtanten. — François VI., Herzog von L., geb. 15. Dec. 1613, zeigte ſchon früh große Neigung für Literatur und ſuchte ſich bei vernachläſſigter Jugendbildung ſelbſt zu unterrichten. Mit der Herzogin von Chevreuſe, der Vertrauten der Königin Anna (ſ. d.), in die Intriguen gegen den Cardinal Richelieu verwickelt, mußte er bis zum Tode Ludwig's XIII. den Hof meiden. Hierauf nahm er, ſchon als Liebhaber der Herzogin von Longueville, an den Unruhen der Fronde theil. Nach den Unruhen zog er ſich ins Privatleben zurück und machte ſein Haus zum Sammelplatz aller glänzenden Geiſter jener Epoche. Boileau, Racine, Molière und Frau von Sévigné fanden ſich täglich bei ihm ein. Seine «Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche», in denen er meiſterhaft die Geſchichte ſeiner Zeit erzählt, erſchienen zuſammen mit den «Mémoires» de Lachaſtre's (Köln 1662; Amſterd. 1723 u. öfter). Im J. 1665 veröffentlichte er «Maximes et réflexions morales» (neuere Aufl. von Martin, Par. 1822; von Sainte-Beuve, 1853; deutſch von Hörlek, Lpz. 1875), eine Schrift, die ſeitdem als Muſter claſſiſcher Proſa galt. Als ſcharfer Beobachter enthüllte er darin in trefflicher Darſtellung die Verdorbenheit der höhern Kreiſe und die Heuchelei ſeiner Zeit. Nach langer Krankheit ſtarb er 17. März 1680. Seine «Oeuvres complètes» gab Depping (Par. 1818), die «Oeuvres inédites» (Par. 1863) Barthélemy heraus. — Alexandre, Herzog von L., der Urenkel des Vorigen, geb. 29. Sept. 1690, zeichnete ſich in den Kriegen Ludwig's XIV. als Flottenkapitän aus und befehligte als General während des Kriegs in Spanien unter der Regentſchaft. Sein großer Eifer, den er 1744 bei dem Einfall in die Niederlande bewies, erregte den Neid der Hofleute. Er wurde deshalb vom Hofe verbannt und ſtarb 4. März 1762 ohne männliche Nachkommen. Seine beiden Töchter vermählten ſich mit zwei Vettern aus der Seitenlinie der Grafen de L.-Roucy. — Aus der Ehe der ältern Tochter, Nicole de L., mit dem Herzog d'Anville (geſt. 1746) entſprang ein Sohn, Louis Alexandre, Herzog de L. und de Larocheguyon, geb. 11. Juli 1743. Vor der Revolution Pair von Frankreich, trat er zeitig in die Armee und wurde 1789 von dem Adel der Hauptſtadt zur Verſammlung der Generalſtaaten geſchickt, wo er ſich ſogleich dem dritten Stande anſchloß. Er beantragte die Abſchaffung der Negerſklaverei, den Verkauf der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöſter und die Herſtellung der Preßfreiheit. Als Gemäßigter mußte er jedoch 1792 aus Paris entfliehen. Er wurde indeſſen verhaftet und ſtarb zu Giſors 14. Sept. 1792 an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt von der wüthenden Menge erhielt. — Marie de L., die jüngere Tochter Alexandre's, Herzogs von L., heirathete Louis von L. de Roye, Graf de Roucy, welcher 1737 den Titel eines Herzogs von Eſtiſſac erhielt und 1783 ſtarb. — Deſſen älterer Sohn, François Alexandre Frédéric, Herzog de L.-Liancourt, bekannt als eifriger Philanthrop, geb. 11. Jan. 1747, trat früh in die Armee und verheirathete ſich ſchon 1764. Da er aber ſeines offenen

by Google

Charakters wegen bei Hofe wenig Gunst fand, widmete er sich auf seinem Landgute Liancourt, unweit Clermont, der Landwirthschaft. Er gründete daselbst eine Musterschule, die 1788 den Namen «École des enfants de la patrie» erhielt, weil die Zöglinge aus armen Soldatenkindern bestanden. Bei der Versammlung der Generalstaaten vertrat er den Adel von Clermont. Wiewol alle Reformplane an ihm einen eifrigen Vertheidiger fanden, suchte er doch Thron und Monarchie zu schützen. In der Nationalversammlung zeichnete sich L. besonders in seinen Berichten über das Elend des Volks, das Armenwesen und die Hospitalpflege aus. Inmitten der polit. Wirren stiftete er 1790 auf seinem Landsitze eine große Baumwollspinnerei. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung erhielt er als Generallieutenant das Commando in den Departements der Normandie. Er bot, als die Gefahr für den Hof wuchs, dem König Rouen als Zufluchtsort an und lieh demselben eine große Geldsumme. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. floh er nach England und lebte hier in Dürftigkeit, bis er 1794 die Trümmer seines Vermögens zurückerhielt. Er machte hierauf eine Reise nach Nordamerika, deren Resultate er in der berühmten Schrift «Voyage dans les États-Unis d'Amérique fait en 1795—97» (8 Bde., Par. 1798 u. öfter) niederlegte. Nach einer Reise durch Norddeutschland, Holland und Dänemark kehrte er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Längere Zeit lebte er nun zu Paris. Im J. 1800 erschien von ihm «Les prisons de Philadelphie», in welcher Schrift er die Gefängnißreform erörterte und auf Abschaffung der Todesstrafe antrug. Mit der ersten Restauration erhielt L. die Pairswürde. Während der Hundert Tage wurde er zum Abgeordneten der Deputirtenkammer erwählt; nach der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. Als Präsident der Gesellschaft für christl. Moral, als Mitglied des Generalconseil für die Gefängnisse, für den Ackerbau, für die Manufacturen, für die Hospitäler u. s. w. entfaltete er nun eine ungemeine Thätigkeit. Seine Opposition gegen die Politik des Hofs bewog 1823 das Ministerium, ihn seiner Aemter zu entsetzen. Unter andern philanthropischen Anstalten gründete er in Frankreich auch die erste Sparkasse. Er starb 27. März 1827 und hinterließ drei Söhne. — Der älteste derselben, **François, Herzog von L.**, Pair von Frankreich, geb. 8. Sept. 1765, während der Kaiserzeit Maréchal-de-Camp, starb 27. Nov. 1848. — Er hinterließ vier Söhne, von denen der älteste, **François, Herzog de Larochefoucauld** u. s. w., geb. 13. Dec. 1794, 11. Dec. 1874 starb und drei Söhne hinterließ, von denen der älteste, **Herzog François**, geb. 14. April 1818, gegenwärtig Chef der Familie ist. — **Alexandre, Graf de L.**, der zweite Sohn des Herzogs de L.-Liancourt, geb. 1767, trat 1792 in die Armee Lafayette's, mußte aber geächtet entfliehen, weil er mit seinem Vater bei der Entweichung des Königs mitgewirkt hatte. Erst nach der Revolution vom 18. Brumaire verließ er seinen Zufluchtsort. Napoleon, der ihn schützte, ernannte ihn 1802 zum Geschäftsträger am sächs. Hofe, 1805 zum Gesandten in Wien und 1808 in Holland. Während der Restauration war er mehrmals Mitglied der Deputirtenkammer. Auch 1831 trat er als Deputirter ein; 1833 jedoch erhielt er die Pairswürde. Er starb 2. März 1841. — Sein ältester Sohn, **Alexandre Jules, Graf de L.**, geb. 22. Jan. 1796, trat 1812 in die Armee. Er erhielt 1819 den Auftrag zur Abfassung der Geschichte des Kriegs in Deutschland für das Kriegsdepôt und wurde 1828 Adjutant des Herzogs von Orléans. Nachdem er seit 1830 als Kammermitglied thätig gewesen, erhielt er 1839 die Pairswürde, indem er Herzog von Estissac wurde. Nach der Februarrevolution von 1848 zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb 21. April 1856. — **Roger Paul Louis Alexandre de L., Herzog von Estissac**, ältester Sohn des Vorigen, geb. 17. Mai 1826, ist gegenwärtig Haupt dieses Familienzweigs. — **Frédéric Gaëtan, Marquis de L.-Liancourt**, der jüngste Sohn des Herzogs de L.-Liancourt, geb. 5. Febr. 1779, bekleidete unter der Kaiserregierung mehrere Präfectenstellen, wendete sich mit der Restauration den Bourbons zu und wirkte seit 1827 als Abgeordneter in der Kammer, wo er sich stets als Vertheidiger der constitutionellen Freiheiten auszeichnete. Außerdem veröffentlichte er eine ganze Reihe von Schriften poetisch-literarischen und publicistischen Inhalts, darunter «L'esprit des écrivains du XVIIIe siècle» (Par. 1809). Auch gab er 1825 die «Oeuvres complètes» seines Vaters sowie 1827 dessen Leben heraus. Nach der Februarrevolution von 1848 trat er nicht mehr im öffentlichen Leben auf. Er starb 15. April 1863. — **Sosthènes, Marquis de L., Herzog von Doudeauville**, einem Seitenzweige der Familie angehörend, geb. 15. Febr. 1785, war 1814 Adjutant des Generals Dessolles und dann des Grafen von Artois. Nach der zweiten Restauration wurde er ein eifriges Mitglied der sog. Chambre introuvable und bewahrte seitdem deren polit. Grundsätze. Er starb 7. Oct. 1864. Er veröffentlichte seine «Mémoires», in welchen er seine

Digitized by Google

Wallfahrt nach Görz beschreibt (5 Bde., Par. 1835), dann «Pensées» (Par. 1835) und eine polit. Flugschrift «La vérité à tous» (Par. 1839). — Sein ältester Sohn, Augustin Marie Matthieu Stanislas de L., Herzog von Doudeauville, geb. 9. April 1822, fiel 18. Oct. 1870 bei der Vertheidigung von Châteaudun und hinterließ einen Sohn, Matthieu, geb. 28. Jan. 1863. — Marie Charles Gabriel Sosthènes, Graf de L., Bruder des Vorigen, geb. 1. Sept. 1825, seit 1851 Herzog von Bisaccia, ist seit 1874 Botschafter in London.

Larochejacquelein (Duvergier de), eine alte, seit 1300 bekannte franz. Adelsfamilie, welche ihren eigentlichen Namen Duvergier von einer Gegend in Poitou entlehnte. — Gui Duvergier vermählte sich 1505 mit Renée, der Erbtochter von Jaques Lemastin, Seigneur von L., und nahm von dem ihm zugefallenen Besitzthum den Namen an. — Louis Duvergier, Seigneur von L., ein Enkel des genannten Gui, war einer der tapfersten Waffengefährten Heinrich's IV. — Henri Louis Auguste Duvergier, Marquis von L., geb. 21. Juli 1749, Maréchal-de-Camp seit 1788, kam später nach San-Domingo und starb hier 6. Sept. 1802 an den Wunden, die er in einem Kampfe gegen die Korsaren erhalten hatte. Er hinterließ drei Söhne, Henri, Louis und Auguste. — Henri Duvergier, Graf von L., geb. 30. Aug. 1772 auf dem Schlosse Durbellière bei Châtillon in Poitou, trat 1791 als Offizier in die constitutionelle Garde Ludwig's XVI., verließ aber Paris nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792, um sich in der Vendée an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Nach einer Reihe von Heldenthaten wurde er im October von den Vendéern als Generalissimus anerkannt. Er siegte bei Condé und Château-Gouthier, bemächtigte sich der Stadt Laval und bekämpfte die Generale Westermann und Léchelle. Ein Sieg, den er bei Antrain davontrug, öffnete ihm den Weg auf Angers, das er aber vergebens zu erobern suchte. Dafür glückte ihm die Wegnahme von Laflèche. Die Schlacht jedoch, die er hier 21. Dec. 1793 den Generalen Westermann, Müller und Tilly lieferte, fiel für die schwachen Royalisten unglücklich aus. Beim Uebergange über die Loire von den Seinen abgeschnitten, rettete er sich in die kleine Stadt St.-Aubin. Da er sich mit Charette, der allein noch eine Armee besaß, nicht in Verbindung setzen konnte, entwich er ins obere Poitou und sammelte hier neue Insurgentenhaufen. Am 9. Febr. 1794, als er bei Nouaillé in der Gegend von Chollet ein Treffen geliefert, schoß ihn ein republikanischer Grenadier, der sich ihm ergeben sollte, plötzlich nieder. — Louis Duvergier, Marquis de L., Bruder des Vorigen, geb. 29. Nov. 1777 zu St.-Aubin, wanderte beim Ausbruche der Revolution aus und trat erst in das Heer Condé's, dann in brit. Dienste. Im J. 1801 benutzte er die vom Ersten Consul gebotene Amnestie und kehrte nach Frankreich zurück. Er stellte sich 1813 an die Spitze der royalistischen Bewegungen in der Vendée, und 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Ludwig XVIII. erhob ihn 4. Aug. 1814 zum Maréchal-de-Camp und zu Anfang 1815 zum Obergeneral der Armee in der Vendée. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St.-Gilles, wurde aber zurückgeschlagen. Erst Anfang Juni gelang es ihm, mit Verstärkung auf der Küste Fuß zu fassen. Er fiel jedoch 4. Juni unweit St.-Gilles im Kampfe mit den Generalen Travot und Estève. L. hinterließ zwei Söhne. Der älteste Sohn, Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis de L., geb. 28. Sept. 1805, wurde 1815 als 10jähriger Knabe zum Pair von Frankreich erhoben. Zögling der Kriegsschule von St.-Cyr, trat er 1821 in Dienst und machte 1823 den span. Feldzug mit. Sodann wohnte er 1828 als Freiwilliger in russ. Diensten dem Feldzuge gegen die Türken bei. Nach der Revolution von 1830 verzichtete er auf seinen Pairstitel und betheiligte sich an den Bewegungen in der Vendée, weshalb er in contumaciam zum Tode verurtheilt, sodann aber freigesprochen wurde. Später lebte er im westl. Frankreich, mit industriellen Unternehmungen beschäftigt. Ein Wahlbezirk des Depart. Morbihan sandte ihn 1842 in die Deputirtenkammer, wo er eine eigene Stellung einnahm, indem er das Dogma der monarchischen Legitimität mit dem Princip der Volkssouveränetät in Einklang zu bringen suchte. Nach der Februarrevolution von 1848 war L. unter den Legitimisten einer der ersten, der die neue Republik anerkannte und ihr seine Unterstützung gelobte. Dennoch fiel er in Paris durch, wurde aber dafür im Depart. Morbihan in die Constituante, nachher in die Legislative abgeordnet. Hier stand er nach dem Tode Genoude's an der Spitze der ketzerischen Legitimistenpartei, die in den Conferenzen zu Wiesbaden in den Bann gethan wurde. Von seiner eigenen Partei verschmäht und verstoßen, warf sich L. nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 der neuen Regierung in die Arme und wurde 31. Dec. 1852 zum Senator ernannt. Mit Hinterlassung eines Sohnes (des Marquis Julien Marie Gaston, geb. 1834) starb er 7. Jan. 1867. Sein Bruder, Henri Louis Lescure

Digitized by Google

Duvergier, Graf von L., geb. 26. Mai 1809, versuchte 1832 die Insurrection in der Vendée wieder zu beleben, wurde aber verwundet und ging dann nach Portugal, wo er 5. Nov. 1833 für die Sache Dom Miguel's starb. Die Gattin des obengenannten Marquis Louis, Marie Louise Victoire, geborene de Donnissan, ebenfalls berühmt als royalistische Heldin, geb. 25. Oct. 1772 zu Versailles, heirathete im Alter von 17 J. den Marquis von Lescure, ihren Cousin, welcher nach der Katastrophe vom 10. Aug. in der Vendée die Fahne der Insurrection erhob. Als ihr Gemahl 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber infolge der Amnestie von 1795 nach Frankreich zurück. Im J. 1801 heirathete sie den Grafen von L. Sie lebte später lange Zeit zu Orléans, wo sie auch 15. Febr. 1857 erblindet starb. Ihre «Mémoires» (Bordeaux 1815 u. öfter) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution. Vgl. Nettement, «La vie de la Madame de L.» (Par. 1858). — Auguste Duvergier, Graf von L., der jüngste der drei Brüder, geb. 17. April 1784, wanderte zur Zeit der Revolution ebenfalls aus, kehrte unter dem Consulat zurück, trat 1809 als Offizier in die kaiserl. Armee und fiel 1812 in der Schlacht an der Moskwa, schwer verwundet, in die Hände der Russen. Nach der ersten Restauration trat er in die königl. Garde. Während der Hundert Tage kämpfte er an der Seite seines Bruders in der Vendée und wurde in dem Augenblicke, als derselbe fiel, sehr gefährlich verwundet. Er erhielt 1818 den Grad eines Maréchal-de-Camp, wohnte 1823 dem Feldzuge in Spanien bei und nahm 1828 in der russ. Armee am Kriege gegen die Türken theil. Nach der Revolution von 1830, während welcher er die Cavalerie der Garden befehligte, suchte er 1832 die Bestrebungen der Herzogin von Berri in der Vendée zu unterstützen. Er wurde deshalb in contumaciam zum Tode verurtheilt, 1835 jedoch vom Gerichtshofe zu Versailles freigesprochen. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben und starb 1868.

La-Rochelle, Larochelle, Seehafen, Kriegshafen zweiter Klasse und Hauptstadt des franz. Depart. Nieder-Charente, an einem kleinen Meerbusen des Atlantischen Oceans, gegenüber der Insel Ré, an der Orléans- und der Charentebahn gelegen, hat, ungeachtet der Verschönerung durch neuere Bauten, doch noch zum Theil die Physiognomie früherer Jahrhunderte, breite Straßen, darunter viele mit Arcaden, und an der Place d'Armes einen der schönsten Plätze Frankreichs (2700 Mt. im Quadrat). Unter den acht Kirchen befindet sich eine protestantische von 1706, eine Kathedrale, ein 1780 begonnener plumper Bau im griech. Stile, mehrere Kapellen und Klöster. Außerdem sind zu bemerken das 1486—1607 erbaute Rathhaus im goth. Stile, der etwas schwerfällige Justizpalast von 1683, eine imposante Börse, ein berühmtes Arsenal, die schöne Promenade Du Mail und seit 1827 höchst elegant eingerichtete Seebäder. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat einen Gerichtshof erster Instanz, ein Handels- und zwei Friedensgerichte, eine Akademie für Literatur und Wissenschaft, ein Lyceum, ein geistliches Seminar, eine hydrographische und eine Navigationsschule, eine Schwimmschule, eine schöne öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden, eine Gemäldegalerie, ein Naturaliencabinet, einen botan. Garten, eine Ackerbau- und Handelskammer, Gesellschaften für Landwirthschaft, Medicin, Literatur und Philharmonie und verschiedene Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohner, deren Zahl sich 1872 auf 19,506 belief, betreiben starke Fischerei und Sardinenbereitung, Glas- und Fayencefabrikation, Eisen- und Kupfergießerei, Brauerei, Weberei, Zuckerraffinerie, Schiffbau und lebhaften Handel mit Branntwein, Fischen, Austern, Getreide, Bauholz und Colonialwaaren. Die Festungswerke der Stadt sind von Vauban angelegt. Der Hafen ist sicher, bequem, durch den weit ins Meer vorspringenden, 1454 Mt. langen Richelieu-Damm geschützt, seit 1861 durch ein neues Bassin erweitert und durch den seit 1863 in Angriff genommenen Kanal von Rochelle nach Marans mit dem Sèvrebecken verbunden. Die Gründung der Stadt reicht in das 10. Jahrh. zurück. Philipp II. August gewährte ihr mehrere Privilegien. Am 30. Nov. 1215 wurde sie von den Engländern, 3. Aug. 1224 von Ludwig VIII. erobert, im Vertrage zu Bretigny 1360 an erstere abgetreten, aber 15. Aug. 1372 capitulirte sie an König Karl V. Seit der Einführung der Reformation 1557 stark befestigt, erlangte die Stadt als Mittelpunkt und Hauptbollwerk der Hugenotten eine große Wichtigkeit. Am 24. Juni 1573 wurde sie, nachdem seit Dec. 1572 20 heftige Angriffe, 9 Hauptstürme abgeschlagen, 70 Minen vergeblich gesprengt und 12,000 Mann des königl. Heers gefallen waren, den Katholiken übergeben, worauf der den Protestanten günstige Friede von L. abgeschlossen ward. (S. Hugenotten.) Sie blieb auch fernerhin der Mittelpunkt der prot. Opposition, bis sie nach hartnäckiger Belagerung durch Richelieu vom 10. Aug. 1627 bis 28. Oct. 1628 den Katholiken in die Hände fiel, womit der Untergang der reform. Partei entschieden war.

Digitized by Google

La-Roncière-Le-Noury (Clément, Baron von), franz. Viceadmiral, geb. 31. Oct. 1813 in Turin, trat 1829 in die Marineschule zu Brest und machte seine ersten Seereisen in Brasilien und im Stillen Meere (1830—33). Er wurde 1834 Fregattenlieutenant, 1843 Schiffslieutenant, 1849 Schiffskapitän und erhielt 1858 das Commando der Kanonenboote, die zur Zeit des ital. Kriegs im Adriatischen Meere operiren sollten, nachher das Commando der Station der Levante. Dann 1861 zum Contreadmiral, 1867 zum Viceadmiral befördert, wurde ihm beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 das Commando der Flotte übertragen, die im Baltischen Meere kreuzen sollte, welches Vorhaben jedoch unausgeführt blieb. L. kehrte nach Paris zurück und übernahm das Commando der in die Forts vertheilten Marinesoldaten und des Armeecorps von St.-Denis. Er nahm Antheil an der Schlacht bei Champigny und leitete das Gefecht von Le Bourget, worüber er in seinem Buche «La marine au siège de Paris» (Par. 1872) berichtet. Am 8. Febr. 1871 wurde er im Eure-Departement zur Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem rechten Centrum anschloß. L. wurde 1875 Commandant der Flotte des Mittelländischen Meers, bald aber von diesem Posten abberufen infolge der Veröffentlichung eines Briefs, in dem er sein Bedauern ausdrückte, daß er einem ihm zu Ehren in Evreux veranstalteten bonapartistischen Banket nicht beiwohnen könne. Bei den Senatorwahlen im Jan. 1876 wählte ihn das Eure-Departement zum Senator.

La-Rothière, Dorf zwischen Bar-sur-Aube und Brienne, bekannt durch die Schlacht 1. Febr. 1814. Napoleon I. hatte nach seinem Siege bei Brienne über Blücher hier Stellung genommen, durch die Dörfer L., Dienville und Morvilliers gedeckt. Blücher, durch einige Corps der Hauptarmee verstärkt, griff ihn 1. Febr. an. Der Kampf war besonders blutig um L., das erst abends 11 Uhr von Sacken genommen wurde. Der Kronprinz von Würtemberg hatte den vorliegenden Wald von Eclance, Wrede Morvilliers, Gyulay Dienville angegriffen; letzteres wurde auch erst spät abends erobert. Um Mitternacht trat Napoleon den Rückzug auf Troyes an.

Larra (Don Mariano José de), span. Dichter, geb. zu Madrid 24. März 1809, kam 1813 mit seinen Aeltern nach Frankreich und kehrte erst 1822 nach Spanien zurück. Er trat 1827 zuerst als Dichter auf und gab bis 1831 mehrere satirische Zeitschriften heraus, in denen er aufs schärfste die Gebrechen des Volks und der Regierung geißelte, trat dann 1833 als Hauptredacteur bei der «Revista española» ein, und unternahm 1835 eine zehnmonatliche Reise durch Portugal, England und Frankreich. Nach seiner Rückkehr nahm er an der Redaction der Zeitschrift «El mundo» theil, bis er 13. Febr. 1837 durch einen Schuß freiwillig sein Leben endete. Für die Bühne schrieb L. neben einem Lustspiel in Prosa («No mas mostrador», Madr. 1831) und vielen Bearbeitungen nach dem Französischen, die er zum Theil unter dem Namen Ramon Arriala (Anagramm von Mariano L.) herausgab, das Trauerspiel «Macías» (Madr. 1834), nachdem er kurz zuvor denselben Gegenstand in einem Romane bearbeitet hatte. Außerdem schrieb er ein Werk über die neueste Geschichte Spaniens «De 1830 á 1835, ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal» (Madr. 1836). Seine in der «Revista española» erschienenen und meist mit dem Namen Figaro unterzeichneten Artikel kamen gesammelt heraus unter dem Titel «Figaro, coleccion de articulos dramáticos» (5 Bde., Madr. 1837); auch erschien eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke (4 Bde., Madr. 1843; 2 Bde., Par. 1848). Die durch Sprachgewandtheit und Kraft des Stils ausgezeichneten Werke L.'s tragen, ungeachtet in ihnen der Einfluß der neuesten franz. Literatur unverkennbar ist, das Gepräge des echt span. Nationalcharakters.

Larrey (Jean Dominique, Baron), berühmter franz. Militärwundarzt, geb. im Juli 1766 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre, studirte in Toulouse und Paris. Als Oberschiffswundarzt auf einer Fregatte, die 1787 nach Nordamerika ging, machte er seinen ersten Feldzug mit. Nach seiner Rückkehr trat er zum Landdienst über und wurde, nachdem er in Paris sich weiter ausgebildet, 1792 als zweiter Arzt am Invalidenhotel angestellt. Er wurde 1793 zur Armee berufen, leistete durch Einführung der Ambulance wesentliche Dienste, wohnte der Unternehmung gegen Corsica 1794 bei, lebte darauf kurze Zeit in Toulon, wo er eine Lehranstalt für Chirurgen errichtete, und ging 1796 als Professor an die medic.-chirurgische Schule zu Val-de-Grâce. Bonaparte berief ihn 1797 nach Italien und nahm ihn dann mit nach Aegypten. Im J. 1805 zum Generalinspector des franz. Militär-Medicinalwesens ernannt, erwarb er sich in den folgenden Feldzügen große Verdienste und wurde von Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion und Baron ernannt. Nachdem er während der Hundert Tage wieder in seine vorige Stellung eingetreten, ward er in der Schlacht bei Waterloo verwundet und gefangen. Nach der zweiten Restauration wurde er Oberwundarzt der königl. Garde, auch blieb er Mitglied des allgemeinen

Gesundheitsraths sowie Generalchirurg des Invalidenhauses. L. legte 1836 seine Stelle am Invalidenhause nieder und starb zu Lyon 25. Juli 1842. Von seinen Schriften, welche in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden, sind zu erwähnen: «Mémoire sur les amputations des membres à la suite des coups de feu» (3. Aufl., Par. 1808), «Relation historique et chirurgicale de l'expédition de l'armée de l'Orient» (Par. 1803), «Mémoires de médecine et de chirurgie, et campagnes militaires» (4 Bde., Par. 1812—18), «Recueil de mémoires de chirurgie» (Par. 1821), «Clinique chirurgicale exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 jusqu'en 1829» (5 Bde., Par. 1829—36).

Larve (larva) war bei den Römern eine von den vielfachen Bezeichnungen für die Schreckbilder oder gespensterhaften Erscheinungen (s. Lemur), die der Aberglaube der Alten als für die Menschen Unglück oder selbst den Tod bringend sich schuf. Doch wurde das Wort auch bei ihnen in der noch jetzt gewöhnlichen Bedeutung von der Gesichtsmaske gebraucht. (S. Masken.)

Larven nennt man in der Naturgeschichte jugendliche, zur geschlechtlichen Fortpflanzung der Regel nach unreife Thiere, welche eine von den geschlechtsreifen Thieren abweichende Gestalt besitzen und meist provisorische Organe zeigen, die bei der Umwandlung zur Reife abgeworfen, verändert oder einer andern Function anheimgegeben werden. Die Entwickelung durch L. findet namentlich dann statt, wenn die Thiere im jugendlichen Zustande in andern äußern Lebensbedingungen verweilen als im reifen Zustande, also bei Schmarotzern und festsitzenden Thieren, die in der Jugend frei herumschwimmen und dazu mit Bewegungs- und Sinnesorganen ausgerüstet sind, bei Land- und Luftthieren, die sich in der Jugend im Wasser befinden u. s. w. Fast alle wirbellosen Thiere mit wenigen Ausnahmen (z. B. Spinnen) entwickeln sich aus L. Die bekanntesten Larvenzustände sind diejenigen der Insekten (Raupen der Schmetterlinge, Maden der Fliegen u. s. w.). Unter den Wirbelthieren kommen L. nur bei nackten Amphibien (unter dem Namen der Kaulquappen) sowie unter den Fischen bei dem Neunauge, wo die L. als besondere Fischgattung (Ammocoetes) beschrieben wurde, vor. Die Kenntniß der L. und ihrer Umwandlungen gibt oft die überraschendsten Aufschlüsse über die Verwandtschaft scheinbar sehr unähnlicher Thiere. Eine interessante Entdeckung der Neuzeit ist die Fortpflanzungsfähigkeit gewisser L. (Pädogenesis). Dieselbe ist beobachtet bei gewissen Fliegen (Cecidomyia), bei Blattläusen sowie beim mexic. Kolbenmolche (Axolotl).

Laryngoskop oder Kehlkopfspiegel, s. Kehle.

Läsare, d. i. Leser, wurde ursprünglich eine religiöse Partei in Schweden genannt, die 1760—70 sich in Norrland bildete und deren Anhänger, sich von allen weltlichen Vergnügungen fernhaltend, alle freie Zeit auf das Lesen der Bibel und der Schriften Luther's verwandten. Anfangs waren die L. nicht separatistisch gesinnt. Seit Beginn des 19. Jahrh. aber fingen sie an, sich von der Staatskirche zu trennen; sie erkannten die gewöhnlichen Andachtsbücher nicht mehr an und zeigten sich sehr unduldsam gegen Andersdenkende, sodaß schließlich die Regierung 1819 und 1820 einschreiten und die Ruhe wieder herstellen mußte. Abermals trat der alte schwärmerische Charakter 1842 unter der Partei durch Erich Jansen, einen Bauer, hervor, der sich für einen unmittelbaren Jünger Jesu erklärte, Luther's Schriften und Katechismen mit den Gesangbüchern und andern Erbauungsschriften verbrannte und allerlei Störungen im öffentlichen, kirchlichen und häuslichen Leben verursachte. Belehrungen, Warnungen und Strafen richteten wider ihn und seine Anhänger nichts aus. Jansen flüchtete endlich nach Norwegen und ging von da 1846 mit seinen Anhängern nach Nordamerika, um hier eine geistliche Colonie zu stiften. Jetzt versteht man gewöhnlich unter L. nicht mehr eine besondere religiöse Partei, sondern bezeichnet mit diesem Namen alle die, welche ihren frommen Eifer durch eine pietistische Richtung, streng-luth. Orthodoxie und strenge Sitte kundgeben, dabei aber sich allem unterwerfen, was die kirchliche und bürgerliche Ordnung ihnen vorschreibt.

Lasaulx (Ernst von), geistreicher Alterthumsforscher, geb. 16. März 1805 zu Koblenz, widmete sich 1824—30 zu Bonn und München philol. und philos. Studien und lebte dann zu deren Fortsetzung längere Zeit in Wien, Rom, Athen, Konstantinopel und Jerusalem. Nach seiner Rückkehr wurde er 1835 Professor der Philologie zu Würzburg, und 1844 folgte er einem Rufe als Professor der Philologie und Aesthetik nach München. Doch wurde L. mit andern Professoren der münchener Universität im Febr. 1847 vom Ministerium Maurer-Zu Rhein seines Amtes enthoben, besonders weil er den Antrag gestellt, dem abgetretenen Minister Abel ein Zeichen der Hochachtung zu geben. Im Mai 1848 zu Abensberg für die Deutsche Nationalversammlung gewählt, stimmte er hier in kirchlichen Fragen mit der specifisch-kath., in politischen mit der sog. großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt er seine frühere Professur

Digitized by Google

zurück und wurde in die bair. Abgeordnetenkammer gewählt, in welcher er seitdem durch seine Beredsamkeit, besonders aber wegen seiner Energie, mit der er die Interessen und Anschauungen des Katholicismus vertrat, eine hervorragende Rolle führte. Nachdem er im April 1861 in der Kammer den von dieser zu Gunsten der kurhess. Sache gestellten Antrag auf das eifrigste bekämpft, verfiel er unmittelbar darauf in eine Krankheit, der er 10. Mai 1861 erlag. Die wissenschaftliche und literarische Thätigkeit L.' bewegte sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Alterthumskunde. Doch nahm er unter seinen Fachgenossen eine ganz eigenthümliche Stellung ein, indem er selbst in dieser Sphäre für das kath.-kirchliche Interesse zu wirken suchte. Er war nämlich bestrebt, in der Literatur und Kunst, in den religiösen Anschauungen, sogar in den bürgerlichen Einrichtungen der Alten gewisse christl. Ideen und Elemente, gewissermaßen unbewußte Vorläufer des Christenthums, nachzuweisen. Seine vielen hierhergehörigen Schriften sind daher sowol von Philologen wie selbst von Theologen mehrfach verurtheilt worden. Zu L.' bedeutendsten Arbeiten gehören: «Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christl. Kaiser» (Münch. 1854), «Die Philosophie der schönen Künste» (Münch. 1860), «Ueber die theol. Grundlage aller philos. Systeme» (Münch. 1856), «Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte» (Münch. 1856), «Des Sokrates Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857), «Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern» (Münch. 1858). Die letztern vier Werke wurden, als gegen die Kirchenlehre verstoßend, in den röm. Index gesetzt; doch hat sich der Verfasser noch vor seinem Tode freiwillig dem Richterspruche der Kirche unterworfen. Vgl. Holland, «Erinnerungen an Ernst von L.» (Münch. 1861). — Johann Claudius von L., Vater des Vorigen, geb. 27. März 1781 zu Koblenz, studirte seit 1798 zu Würzburg erst die Rechte und dann Medicin. Nachdem er 1812 die Stelle eines Landbaumeisters angenommen, benutzte er die folgenden Jahre zu einem gründlichen Studium seines neuen Fachs, sodaß ihm bereits 1816 von der preuß. Regierung die Stelle eines Landbauinspectors übertragen werden konnte. Er starb 14. Oct. 1848. Während seiner Amtsführung baute er an 60 öffentliche und Privatgebäude, sowie 12 kath. Kirchen. Auch die Burg Rheineck wurde von L. im Rundbogenstil ausgeführt.

Las Casas (Fray Bartolomé de), Bischof von Chiapas in Mexico, ein edler Menschenfreund, wurde zu Sevilla 1474 geboren und lag zu Salamanca den Studien ob. Im J. 1498 hatte er die juristi. und theol. Studien vollendet und begleitete um 1502 den zum Gouverneur von San-Domingo ernannten Don Nicolas de Ovando nach der Neuen Welt. Acht Jahre nach seiner Ankunft daselbst wurde er zum Priester geweiht und zum Pfarrer auf Cuba ernannt. Dort machte er sich dem Gouverneur Velasquez besonders durch den Einfluß bemerkbar, den er durch Milde und Wohlwollen bei den Indianern erlangte. Um der durch das Gesetz gebotenen Vertheilung der Eingeborenen an die Eroberer entgegenzuwirken, ging er nach Spanien, wo er den Cardinal Ximenes zur Absendung einer Commission von drei Hieronymitenmönchen bestimmte, die diese Misbräuche untersuchen sollten. Das vorsichtige Benehmen der Commission genügte aber seinem Feuereifer nicht, sodaß er abermals nach Spanien ging, um die Anordnung durchgreifenderer Maßregeln zum Schutze der Eingeborenen nachzusuchen. Endlich wurde sein Vorschlag angenommen, um die gänzliche Ausrottung der zu schweren Arbeiten untauglichen Indianer zu verhindern, castil. Bauern als Colonisten hinzusenden und den dort ansässigen Spaniern zu gestatten, für die schwersten Arbeiten in den Minen und Zuckerplantagen Negersklaven anzukaufen. Die Regierung ließ nun den Versuch machen, diese Vorschläge auszuführen; es geschah aber dies mit so unredlichem Willen, daß es mislingen mußte. Da faßte L. den kühnen Entschluß, unter seiner eigenen Leitung einen solchen Colonisationsversuch anzustellen. Er erlangte auch vom Kaiser Karl V. die Erlaubniß und die Mittel zur Ausführung desselben und ging 1520 abermals nach Amerika. Doch auch diese Unternehmung scheiterte, und gebeugt von dem Verdrusse über dieses Mislingen flüchtete sich L. in das Dominicanerkloster auf Hispaniola. Hier widmete er sich dem Missionsgeschäfte und begann seine «Historia general de las Indias», woran er von 1527 bis wenige Jahre vor seinem Tode arbeitete. Im J. 1539 reiste er abermals nach Spanien, um dort nochmals Hülfe zur Verbesserung der Lage der Eingeborenen zu suchen. Er fand die dortigen Verhältnisse günstiger zur Ausführung seiner Plane, zu deren Förderung er auch die «Brevisima relacion de la destruccion de las Indias» verfaßte, welche Schrift fast in alle Sprachen Europas übersetzt wurde (deutsch von Andrä, Berl. 1790). Man trug ihm zur Belohnung seines edeln Eifers das reiche Bisthum von Cuzco an, doch zog er diesem das Bisthum Chiapas in einer armen, von unwissenden Wilden bewohnten Gegend vor. Zum fünften mal schiffte er sich 1544 nach Amerika ein, kehrte aber, ohne seine

philanthropischen Absichten gefördert zu sehen, nach drei Jahren nach Spanien in sein Kloster zurück. Er starb im Juli 1566 zu Madrid in dem Kloster seines Ordens von Atocha. Eine Sammlung seiner Werke erschien noch bei seinen Lebzeiten (Sevilla 1552). Von seinen ungedruckt gebliebenen Werken ist die «Historia general de las Indias» das interessanteste. Llorente hat mehrere der gedruckten und ungedruckten Schriften L.' in franz. Uebersetzung herausgegeben (2 Bde., Par. 1822). Vgl. Helps, «Life of L.» (2. Aufl., Lond. 1868).

Las Cases (Emmanuel Augustin Dieudonné, Marquis de), der Begleiter und Historiograph Napoleon's I. auf St.-Helena, geb. 1766 auf dem Schlosse Las Cases bei Revel, diente vor der Revolution als Lieutenant in der Marine. Als Anhänger des Hofs wanderte er 1791 aus, betheiligte sich in der Armee Condé's am Feldzuge von 1792 und ging dann nach England. Nach der Expedition von Quiberon, welcher er beiwohnte, blieb er in England und suchte seinen Unterhalt durch Privatunterricht zu verdienen. Die Ereignisse vom 18. Brumaire führten ihn nach Frankreich zurück. Indeß lebte er in Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit Vollendung seines «Atlas historique», den er unter dem Namen Lesage (Par. 1803—4; neueste Aufl., 8 Bde., Par. 1840; deutsch bearbeitet und vermehrt von Dusch und Eyselein, Karlsr. 1826—27) herausgab. Durch den Erfolg dieser Arbeit lenkte er die Aufmerksamkeit Napoleon's I. auf sich, der ihn 1808 zum Reichsbaron und nach dem Angriff der Engländer auf Vliessingen, bei welcher Gelegenheit L. als Volontär eingetreten war, zum Requêtenmeister im Staatsrath erhob. Bei der ersten Invasion übernahm er den Befehl über eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Nach der ersten Abdankung Napoleon's weigerte sich L. im Staatsrath die Acte zu unterzeichnen und ging auf kurze Zeit nach England. Während der Hundert Tage wurde er zum Staatsrath und Kammerherrn des Kaisers erhoben. Aus Verehrung für Napoleon erbot er sich nach der Schlacht von Waterloo, das Schicksal desselben zu theilen, und folgte ihm in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne in die Verbannung nach St.-Helena. Napoleon dictirte ihm hier einen Theil seiner Memoiren und ließ sich von ihm im Englischen unterweisen. Ein sehr freimüthiger Brief, den L. ohne Wissen des Commandanten Hudson Lowe an Lucian Bonaparte nach Europa zu befördern suchte, hatte indessen zur Folge, daß er 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohne von Napoleon getrennt und, nach achtmonatlicher Gefangenschaft auf dem Cap der Guten Hoffnung, nach Europa zurückgebracht wurde. Seitdem lebte L. in Belgien und that alle möglichen Schritte, um das Los des gefangenen Kaisers zu mildern. Erst nachdem Napoleon gestorben, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er das «Mémorial de Ste.-Hélène» (8 Bde., Par. 1823—24; veränderte Aufl. 1824 u. öfter; deutsch, 9 Bde., Stuttg. 1822—26) herausgab. Dasselbe muß als eine wichtige Quelle für die Geschichte Napoleon's gelten, doch hat L. die Materialien mehr oder weniger überarbeitet. Vgl. Grille und Musset-Pathay, «La suite au mémorial» (2 Bde., Par. 1824). Nach der Julirevolution trat er als Abgeordneter des Arrondissements von St.-Denis in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er starb 15. Mai 1842. — Emmanuel Pons Dieudonné, erst Baron, dann Graf de L., des Vorigen Sohn, geb. 8. Juni 1800 zu St.-Meen im Depart. Finistère, diente auf St.-Helena Napoleon als Secretär. Er nahm als constitutionell Gesinnter an der Julirevolution lebhaften Antheil, trat in die Kammer ein, wo er sich der neuen Dynastie sehr ergeben zeigte, und begleitete 1840 den Prinzen von Joinville zur Abholung der Ueberreste des Kaisers nach St.-Helena, worauf er das «Journal écrit à bord de la frégate la Belle-Poule» (Par. 1841) herausgab. Nach der Revolution von 1848 schloß er sich Ludwig Napoleon an und wurde von diesem 31. Dec. 1853 zum Senator ernannt. Er starb jedoch schon 8. Juli 1854.

Lasch (Joh. Karl), Porträt- und Genremaler, geb. 1822 zu Leipzig, wurde zum Kaufmann bestimmt, gelangte aber durch Unterstützung von Verwandten zum Besuche der dresdener Akademie und hierauf in das Atelier Bendemann's, wo er bis 1844 thätig war. Dann begab er sich nach München, um unter Schnorr und Kaulbach seine Studien fortzusetzen. Während dieses Aufenthalts entstanden mehrere Gemälde geschichtlichen Inhalts und ein Altarbild für Knauthain bei Leipzig. Hierauf unternahm L. eine Reise durch Italien und wählte seit 1847 seinen Aufenthalt in Moskau, woselbst er als Porträtist thätig war und bis zu seiner Reise nach Paris zehn Jahre lang verweilte. Dann bezog er 1860 Düsseldorf, wo er 1869 Professor wurde. Während L. im Porträtfach nur periodisch thätig war, verstand er es, sich fortwährend der Pflege des volksthümlichen Genre hinzugeben. Stoffe dieser Richtung waren: Schulmeisters Geburtstag (Nationalgalerie in Berlin), Die Heimkehr von der Kirmeß, Der verlegene Dorfarzt, Das Policinelltheater. Sie stammen meist aus seiner letztern Entwickelungsperiode seit dem Aufenthalte in Düsseldorf, während seine frühern, vielfach in Rußland verbreiteten Werke

ernstere histor. Themen mit Vorliebe behandelt haben, wie: Eberhard der Rauschebart, Enzio im Kerker, Tintoretto's Tochter u. s. w. Sein größeres, 1872 in Berlin durch die große goldene Medaille gekröntes Bild: Eine Verhaftung, zeugt von feiner psychol. Charakterisirung.

Lascy oder **Lacy** (Franz Mor., Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 16. Oct. 1725 zu Petersburg, stammte aus einer in Irland angesessenen normänn. Familie, begann seine militärische Laufbahn als Fähnrich in österr. Diensten und avancirte während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs zum Obersten. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rettete er in der Schlacht bei Lowositz mit seinem Regiment die Armee und wurde dafür zum General befördert. Mit Auszeichnung kämpfte er sodann bei Prag, Breslau und Leuthen. Hierauf zum Generalquartiermeister ernannt, reorganisirte er die Armee in der kürzesten Zeit und leitete sodann 1758 den Entsatz von Olmütz. Er entwarf den Plan zum Ueberfalle bei Hochkirch und bewog 1759 Daun, sich gegen Fink bei Maxen zu wenden, dessen Corps gefangen genommen wurde, worauf Maria Theresia L. zum Feldmarschalllieutenant und Generalquartiermeister ernannte. Als Befehlshaber eines besondern Corps rettete er 1760 nach einem höchst beschwerlichen Marsche aus Schlesien nach Sachsen die Reichsarmee und drang bis Potsdam streifend vor. Für sein Verhalten in der Schlacht bei Torgau wurde er zum Feldmarschall erhoben, nach dem Hubertusburger Frieden 1765 Generalinspector der Armee und 1766 Präsident des Hofkriegsraths, in welcher Stellung er eine große Thätigkeit entfaltete. Im Bairischen Erbfolgekriege wählte er die berechnete Stellung an der Elbe bei Jaromirz und wurde nun der vertraute Freund Kaiser Joseph's bis zu dessen Tode. Er folgte dem Kaiser 1788 in den Türkenkrieg; doch wurde der österr. Cordon durchbrochen, und L. konnte nur schwer die Folgen dieses Unsterns abwenden. Krank kehrte er nach Wien zurück, wo er zurückgezogen lebte und 24. Nov. 1801 starb.

Lasen oder **Lazen** heißen die Bewohner des türk. Landes **Lasistan** in Kleinasien, der südöstl. Küstenstrecke des Schwarzen Meers im türk. Vilajet Trapezunt. Das Land ist größtentheils gebirgig; nur hier und da, an den Ausgängen der sehr zahlreichen Thäler, haben deren Flüsse (worunter der schiffbare Tschoruk) und Bäche durch ihre Alluvionen ein flaches Vorland angesetzt, schmale Niederungen, mit der üppigsten Vegetation bedeckt, aber durch Stagnation und Versumpfung im Sommer die Reviere gefährlicher Fieber, wimmelnd von Schildkröten, Schlangen, Fröschen, Blutegeln u. s. w. Man baut hier Reis, Mais, Bohnen und Gartenfrüchte, gewinnt viel Honig und Wachs, zwei wichtige Ausfuhrartikel neben Bauholz, Haselnüssen, Blutegeln und dem Thran des Tümmlers, einer Art Delphin. Die Gebirge sind mit dichten Waldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Ellern, Buchsbaum, Kastanien, Walnuß-, Maulbeerbäumen u. s. w. bedeckt. Die L. verrathen ihre Verwandtschaft mit den dem Kaukasus zunächst wohnenden Völkerschaften weniger durch ihre Körper- und Gesichtsbildung als durch ihre Sprache, eine Mundart des iber. Sprachstammes, und durch die Rohheit ihrer Sitten, namentlich auch durch die Strenge, mit der sie an der Blutrache hängen. Wegen ihres leidenschaftlichen und räuberischen Charakters sind sie bei den Türken und Georgiern verschrien. Der bedeutendste Ort des Landes ist Batum (s. d.). Weiter westwärts liegen an der Küste Koppa oder Khoppa, die Residenz des Müsselim von Lasistan, Atina (Athenae der Alten), Rizeh oder Riseh, auch Iris genannt (Rhizus), und Sürmeneh, die bedeutendsten Handelsplätze diesseit Trapezunt, die von größern Seeschiffen besucht werden, während der Verkehr der übrigen Küstenplätze nur auf offenen Booten betrieben wird. Die L. waren schon zur Römerzeit als Lazi bekannt. Vgl. Rosen, «Ueber die Sprache der L.» (Lemgo u. Detm. 1844); Wagner, «Reise nach Kolchis» (Lpz. 1850); Koch, «Die kaukas. Länder und Armenien» (Lpz. 1865).

Lasiren heißt eine durchsichtige Farbe auf einen farbigen oder metallenen Grund auftragen, sodaß die Farbe des Grundes oder das Metall durchscheint und dadurch einen lebhaftern, frischern Ton annimmt. Das L. wird vorzüglich beim Lackiren angewendet, und die vier Hauptfarben, welche zu den sog. Lasur- oder Saftfarben sich eignen, sind Blau, Grün, Roth und Gelb. Zur blauen **Lasur** bedient man sich des Berlinerblaus, des Indigkarmins und gewisser blauer Theerfarben; zur rothen eines Auszugs von Cochenille in Weingeist, des rothen Karmins, des Eosins und des Fuchsins; zur grünen des Grünspans oder einer Mischung von Blau und Gelb, und zur gelben einer Mischung von Gummigutt, Safran und Drachenblut, oder von Kurkuma, Orlean u. s. w. mit Weingeist ausgezogen, oder besser der gelben Theerfarben (Aurantia, Martiusgelb, Victoriaorange, Chrysoïdin). Die gelbe Lasur oder Goldlack dient dazu, weißen Metallen, dem Metallmohr oder Metallbelegungen eine Goldfarbe zu geben.

Laskäris (Konstantin), ein gelehrter Grieche, der im 15. Jahrh. bei der Eroberung seines Vaterlandes durch die Türken nach Italien flüchtete, wurde bei seiner Ankunft daselbst 1454

Digitized by Google

von Franz Sforza, Herzog von Mailand, als Lehrer von dessen Tochter Hippolyta angenommen. In der Folge lebte er in Rom unter dem Schutze des Cardinals Bessarion, ertheilte dann zu Neapel öffentlichen Unterricht und lehrte zuletzt, bis zu seinem Tode, der nach 1500 erfolgte, mit glänzendem Beifalle zu Messina. Seine griech. Grammatik, auch unter dem Namen «Erotemata» bekannt (Mail. 1476; zuletzt 1800), ist zugleich als der erste Druck in dieser Sprache bemerkenswerth. Seine werthvolle Bibliothek kam nach Spanien und wurde im Escorial aufgestellt. — Aus derselben Familie stammte Andreas Johannes oder Janos L., zu Rhyndakos in Kleinasien geboren, woher er den Beinamen Rhyndakenos erhielt, lebte am Hofe des Lorenzo von Medici und ward von diesem später nach Griechenland geschickt, um alte Handschriften aufzukaufen, deren er auch eine große Menge, namentlich vom Berge Athos, mitbrachte. Seines Gönners durch den Tod beraubt, folgte er einer Einladung König Karl's VIII. nach Paris, um dort die griech. Sprache zu lehren, und wurde später von Ludwig XII. zweimal als Gesandter nach Venedig geschickt. Nachdem ihn Papst Leo X. nach Rom gezogen und an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls von ihm gestifteten griech. Druckerei gestellt hatte, ging er 1518 abermals an den Hof des Königs Franz I. nach Paris, wo er die königl. Bibliothek gründen half, wurde hernach von Papst Paul III. wieder nach Rom eingeladen, starb aber bald nach der Ankunft daselbst im hohen Alter (1535). Sein literarisches Hauptverdienst besteht in einigen Ausgaben und Erläuterungen griech. Schriftsteller, namentlich der Anthologie, der Scholien zur Ilias und zum Sophokles. Vgl. Villemain, «Lascaris ou les Grecs du 15e siècle» (Par. 1825).

Lasker (Eduard), eins der hervorragendsten Mitglieder des preuß. Abgeordnetenhauses, sowie des Norddeutschen und Deutschen Reichstags, geb. 14. Oct. 1829 zu Jarocin im Großherzogthum Posen von israel. Aeltern, besuchte das Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, studirte dort 1847—51 Mathematik und Jura und wurde 1851 Auscultator beim Stadtgericht in Berlin. Nach Ablegung des Referendarexamens ging L. 1852 nach England, weil die damaligen polit. Verhältnisse keine Aussichten für Anstellung eines Juden im Justizdienste boten, und studirte während seines dortigen dreijährigen Aufenthalts die öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Englands, beabsichtigte auch einmal, sich dem Geschäftsleben zu widmen, wendete sich jedoch bald wieder dem Rechtsstudium, vorübergehend auch einer praktischen juristischen Thätigkeit zu. Im Mai 1856 trat er wieder in den preuß. Staatsdienst und wurde 1858 Assessor beim berliner Stadtgericht. In den J. 1861—64 erregte L. die Aufmerksamkeit der liberalen Partei durch gediegene Arbeiten über preuß. Verfassungsgeschichte in Oppenheim's «Deutschen Jahrbüchern», und wurde vom vierten berliner Wahlbezirk im März 1865 und im Juli 1866 in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er 1868—73 Magdeburg, seit 1873 Frankfurt a. M. vertritt. Im Deutschen Reichstage, wie früher im Norddeutschen, vertritt L. den zweiten meininger Wahlkreis; im Constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes hatte er den ersten berliner Wahlbezirk vertreten. Bis 1866 gehörte L. der Fortschrittspartei an; dann wurde er Mitbegründer der nationalliberalen Partei, die ihn zu ihren hervorragendsten Führern zählt. An allen den großen polit. Errungenschaften und der großartigen gesetzgeberischen Ordnung des neugestalteten Deutschland hat L. einen besonders reichen Antheil. Seine parlamentarische Thätigkeit ist hauptsächlich gekennzeichnet durch seine streng juristische Auslegung und Ausbildung der Verfassung; er arbeitet mit Ernst an der Herstellung des Rechtsstaats. Zahlreiche Anträge, eine Fülle epochemachender mündlicher und schriftlicher Referate, eine noch größere Anzahl staatsmännisch-rhetorisch hochbedeutender Reden legen von seiner mächtigen Wirksamkeit ein glänzendes Zeugniß ab. Die Ausbildung des Budgetrechts, das Genossenschaftswesen, die Gewerbeordnung, das Haftpflichtgesetz, die Neuordnung der Klassensteuer in Preußen, alle großen gesetzgeberischen Acte sind unter L.'s hervorragender Mitwirkung zu Stande gekommen. L. gab die entscheidende Anregung zur Ausdehnung der Competenz des Reichs auf die Civilgesetzgebung, sodaß wesentlich ihm Deutschland seine Rechtseinheit zu verdanken hat, wie er denn auch an den Arbeiten der Justizcommission 1875—76 einen besonders bedeutenden Antheil genommen hat. Epochemachend auch war seine gewaltige Rede gegen die Eisenbahnpolitik des preuß. Handelsministers Graf Itzenplitz (Febr. 1875), die wesentlich zu dem Zusammenbruch des Gründungsschwindels beitrug. Als Jude und oppositioneller Abgeordneter blieb L. bis 1870 ohne jede Beförderung; 1870 erst ernannte ihn ohne sein Zuthun der preuß. Justizminister Leonhardt zum Rechtsanwalt in Berlin; doch übt L. thatsächlich die Functionen eines solchen nicht aus, sondern lebt ganz der parlamentarischen Thätigkeit. Außerdem fungirt er seit Twesten's Tode als Syndicus des Pfandbriefamts der Stadt Berlin. Wegen seiner Verdienste um die Anbahnung der

Digitized by Google

deutschen Rechtseinheit wurde L. zugleich mit dem Minister Delbrück 1873 von der leipziger Juristenfacultät ehrenhalber zum Doctor der Rechte und 1875 von der philos. Facultät zu Freiburg i. Br. zum Doctor der Philosophie promovirt. Außer zahlreichen kleinern polit. Abhandlungen veröffentlichte er eine Sammlung früher in den «Deutschen Jahrbüchern» erschienener Aufsätze unter dem Titel: «Zur Verfassungsgeschichte Preußens» (Lpz. 1874).

Lassalle (Ferd.), geistvoller Gelehrter und Begründer der socialdemokratischen Partei in Deutschland, wurde 11. April 1825 zu Breslau als der Sohn eines wohlhabenden jüd. Kaufmanns geboren, besuchte, zum Kaufmann bestimmt, nach beendigtem Gymnasialcursus seit 1840 die Handelsschule zu Leipzig, bezog aber 1842 behufs Studiums der Philosophie und Rechtswissenschaft die Universität Breslau, 1844 die zu Berlin. Schon damals brachte L. seine geistige Begabung durch selbstgewisse Haltung, ausgebreitete Kenntnisse und eindringliche Dialektik zur Geltung. Heine, der ihn 1846 in Paris kennen lernte, empfahl ihn Varnhagen von Ense, und selbst Humboldt widmete ihm Theilnahme. Statt mit gelehrten Leistungen machte sich jedoch L. zunächst durch sein Auftreten für die mit ihrem Gemahl im Scheidungsprocesse begriffene Gräfin Hatzfeld bekannt. Der Verdacht, daß der Graf das seinem zweiten Sohne gebührende Erbtheil mittels eines Leibrentencontracts einer Freundin, der Baronin von Meyendorff, zugewendet, hatte L. es als wünschenswerth bezeichnen lassen, von dem Bestehen und dem Inhalte des Documents Kenntniß zu erlangen, um rechtzeitige Gegenvorkehrungen treffen zu können. Zwei bei der Berathung anwesende junge Männer, der Assessor Oppenheim und ein Arzt, Mendelsohn, faßten dies auf, und ersterer entwendete unter nachfolgender Theilnahme des letztern im Aug. 1846 der zu Köln sich aufhaltenden Baronin eine Cassette, die außer dem Documente noch andere Werthgegenstände enthielt. Diese unbesonnene That, welche beide vor die Assisen zu Köln brachte und auffälligerweise Oppenheim 1847 eine Freisprechung, Mendelsohn aber 1848 eine Verurtheilung zu schwerer Freiheitsstrafe eintrug, erregte um so größeres Aufsehen, als mittlerweile L. eine Schutzschrift für die Gräfin veröffentlichte, damit aber sich einen Proceß wegen Verleumdung und eine Verurtheilung zu Geldbuße, Gefängniß und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre zugezogen hatte. Auch ward er nun der Theilnahme an dem Cassettendiebstahle angeklagt, aber nach einer meisterhaft geführten Vertheidigung 11. Aug. 1848 vom Schwurgericht zu Köln freigesprochen. Bei Beginn des Kampfs zwischen Regierung und Nationalversammlung trat L. für die demokratische Partei ein und betheiligte sich in Düsseldorf an der Bewegung. Dies brachte ihn 21. Nov. abermals in Haft. Das Schwurgericht entband ihn zwar von der Anklage, die Bürgerschaft gegen die königl. Gewalt zu den Waffen gerufen zu haben, aber das Zuchtpolizeigericht nahm dennoch eine auf sein damaliges Verhalten bezügliche Anklage wegen Aufforderung zum Widerstande gegen die Beamten an und verurtheilte ihn zu sechs Monaten Gefängniß. L. zog sich darauf zu ernsten Studien zurück und ließ ein durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichnetes Werk: «Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos» (2 Bde., Berl. 1858) erscheinen. Bald darauf veröffentlichte er außer einigen Flugschriften das rechtsphilos. Werk: «Das System der erworbenen Rechte» (2 Bde., Lpz. 1861). Der preuß. Verfassungsconflict führte ihn jedoch zur Politik zurück. Er suchte nun dem liberalen Bürgerthum eine durch seine radicalen Ideen bestimmte Arbeiterpartei entgegenzustellen. Die einem berliner Arbeiterverein 12. April 1862 vorgetragene Rede («Arbeiterprogramm. Ueber den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsepoche mit der Idee des Arbeiterstandes», Zür. 1863) zog ihm zwar neue Gefängnißstrafe zu, gab ihm aber auch Gelegenheit, durch seine Vertheidigungsreden (veröffentlicht unter den Titeln: «Die Wissenschaft und die Arbeiter» und «Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klasse») und die Broschüre «Der L.'sche Criminalproceß» (3. Heft, sämmtlich Zür. 1863) mit dem Arbeiterstande in nächste Berührung zu kommen. Die radicale Minderheit des leipziger Gewerblichen Bildungsvereins, welche sich durch die Erfolge der von Schulze-Delitzsch eingeleiteten socialen Reform nicht befriedigt fand, bat inzwischen L. um Mittheilung seiner Ansichten über die Arbeiterbewegung und über den Werth der Associationen für die ganz unbemittelte Volksklasse, und veranlaßte damit sein «Offenes Antwortschreiben an das Centralcomité zur Berufung eines allgemein deutschen Arbeitercongresses zu Leipzig» (Zür. 1863). Er erklärte sich gegen die Spar- und Consumvereine und empfahl die Productiv-Association, um den Arbeiterstand selbst zum Fabrikherrn zu machen und den Zwischengewinn fremder Unternehmer in Wegfall zu bringen. Diese Association könne aber nur mit Staatshülfe gegründet, solche jedoch blos durch einen Antheil der Arbeiter am polit. Regimente mittels des allgemeinen directen Wahlrechts errungen werden. Seine Ansichten 1863 in stürmischen Versammlungen zu Leipzig, Frankfurt a. M. und an ver-

schiedenen Orten des Rheinlandes und Westfalens vertretend, gab er den Anstoß zu besondern Arbeiterverbindungen, die sein Programm sich aneigneten. Hiermit sowie durch die Streitschrift «Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit» (Berl. 1864) trennte sich L. vollständig von dem polit. Liberalismus. (S. Arbeiterbewegung und Socialdemokratie.) L.'s Wirken fand 31. Aug. 1864 durch seinen Tod einen unerwarteten Abschluß. Eine Tochter des bair. Diplomaten von Dönniges hatte sich in der Schweiz mit dem walach. Bojaren Racowitza verlobt, und L., der ältere Ansprüche auf dieselbe zu haben glaubte, ließ sich zu einem für die Braut beleidigenden Briefe hinreißen, der ein Duell mit dem Verlobten in der Nähe von Genf und die tödliche Verwundung des Agitators zur Folge hatte. Vgl. «Ferdinand L.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1865); Becker, «Geschichte der Arbeiteragitation Ferdinand L.'s» (Braunschw. 1874—75); Brandes, «Ferdinand L.» (aus dem Dänischen, Berl. 1877).

Laßberg (Jos., Freiherr von), verdienter deutscher Alterthumsforscher, geb. 10. April 1770 in Donaueschingen, stand seit 1789 als Forstbeamter in Diensten des Fürsten von Fürstenberg und wurde 1804 Landesforstmeister und Geheimrath desselben, eine Stellung, die er jedoch 1817 aufgab, um sich ganz dem Studium zu widmen. Zunächst lebte er auf seinem Landsitze Eppishausen im Thurgau, dann (seit 1838) auf dem alten Schlosse Meersburg am Bodensee. In echt ritterlichem Sinne übte er hier eine ausgedehnte Gastfreundschaft und sah Fachgenossen, die zur Benutzung der von ihm gesammelten reichen handschriftlichen Schätze gekommen, oft auf längere Zeit bei sich. Er starb 15. März 1855. Seine Bibliothek, in welcher die bedeutende Nibelungenhandschrift C sich befindet, kam nach seinem Tode in die fürstl. Bibliothek zu Donaueschingen. Unter dem Namen Meister Sepp von Eppishusen gab er heraus: «Ein schön und anmuetig Gedicht, der Littower» (Konst. 1826), ferner die Abdrücke des «Sigenot» (Konst. 1830) und des «Eggenliedes» (Konst. 1832). Sein Hauptwerk führt den Titel «Liedersaal» (4 Bde., St.-Gallen 1820—25) und enthält in den drei ersten Bänden den Abdruck einer Sammlung kleinerer altdeutscher Gedichte, im vierten den der genannten Nibelungenhandschrift. L.'s Briefwechsel mit Uhland gab Pfeiffer (Wien 1870) heraus.

Lassen (Christian), ausgezeichneter Orientalist und Sprachforscher, geb. 22. Oct. 1800 zu Bergen in Norwegen, studirte erst zu Christiania, dann in Deutschland zu Heidelberg und zu Bonn. Auf letzterer Universität durch A. W. von Schlegel den ind. Studien zugeführt, beschäftigte er sich hierauf drei Jahre lang zu London und Paris mit dem Abschreiben und Vergleichen altind. Handschriften. Gleichzeitig studirte er in Paris mit Burnouf die Palisprache und gab mit diesem gemeinschaftlich den «Essai sur le Pali» (Par. 1826) heraus. Bald darauf kehrte L. nach Bonn zurück, wo er sich unter Freytag dem Arabischen zuwandte und mit der «Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica» (Bonn 1827) promovirte. Nachdem er einige Jahre daselbst als Privatdocent gelehrt, erhielt er 1830 eine außerord., 1840 die ord. Professur der altind. Sprache und Literatur. In seinen letzten Lebensjahren fast gänzlich erblindet, starb er 8. Mai 1876 in Bonn. L. hat sich nicht blos durch gute kritische Textausgaben von Werken der Sanskritliteratur um die ind. Philologie die größten, im In- und Auslande gleich anerkannten Verdienste erworben, sondern er ist auch durch seine gründlichen und eindringenden Studien in den verschiedenen Lebensgebieten der altind. und zunächst verwandten Völker der Begründer der ind. Alterthumswissenschaft geworden. Außer der Fabelsammlung «Hitopadesa», die er mit A. W. von Schlegel bearbeitete (2 Thle., Bonn 1829—31), lieferte er die Ausgaben von Jayadeva's «Gitagovinda» (Bonn 1837), den «Gymnosophista, sive Indicae philosophiae documenta» (Bd. 1, Heft 1, Bonn 1832) und eine «Anthologia Sanscritica» mit Glossar (Bonn 1838; neu bearbeitet von Gildemeister, 1865 u. 1868). Seine «Institutiones linguae Praecriticae» (Bonn 1837) bildeten bis auf die jüngste Zeit herab die Hauptquelle für die Kunde der ältern ind. Volksdialekte. Seine bedeutendste Arbeit ist jedoch die «Ind. Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—62; Bd. 1, 2. Aufl. 1866; Bd. 2, 2. Aufl. 1873), welche für diesen Zweig der orient. Forschung bahnbrechend waren. Die Grundlage zu seinen Beiträgen «Zur Geschichte der griech. und indoscythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien» (Bonn 1838) bilden namentlich die in jenen Ländern in neuerer Zeit häufig aufgefundenen Münzen, an deren Entzifferung und Erklärung er wesentlichen Antheil hat. Ebenso hat er das Verdienst, zuerst die eigentliche Entzifferung und Erklärung der altpers. Keilinschriften in dem Werke «Die altpers. Keilinschriften» (Bonn 1836) ausgeführt zu haben. Eine vollständige Zusammenstellung aller bis 1845 bekannt gemachten altpers. Keilinschriften mit einer berichtigten Erklärung derselben gab er im sechsten Bande der «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes» (Bonn 1845), welche mit den Unter-

Digitized by Google

suchungen Westergaard's über die Keilinschriften zweiter Gattung auch besonders (Bonn 1845) abgedruckt erschien. Als Resultat seiner Studien über die übrigen ältern und neuern iran. Mundarten wie auch über das pers. Alterthum überhaupt veröffentlichte er zerstreute Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken (wie z. B. Ersch und Gruber's «Encyklopädie») sowie den Versuch einer kritischen Textausgabe der fünf ersten Fargards des «Vendidad» (Bonn 1852). In den «Beiträgen zur Deutung der Eugubinischen Tafeln» (Bonn 1833) machte er die ersten glücklichen Anfänge in der Aufhellung der alten umbrischen Sprachdenkmäler. Außerdem lieferte L. viele Beiträge für die «Ind. Bibliothek», das «Rhein. Museum», die «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» und die in den vier letzten Bänden von ihm redigirte «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes». Für letztere bearbeitete er unter anderm Grammatiken von den Sprachen der Beludschen (Bd. 4) und der Brahui (Bd. 5).

Lassen (Eduard), verdienter deutscher Componist, geb. 13. April 1830 zu Kopenhagen, bildete sich seit 1842 auf dem Conservatorium zu Brüssel aus und errang schon 1844 einen ersten Preis im Klavierspielen. Namentlich von Fétis in der höhern Composition ausgebildet, erhielt L. 1849 den zweiten Compositions-, 1851 für die Cantate «Balthasar» den Regierungspreis (den sog. Großen oder Römischen Preis), unternahm dann die für die Empfänger dieses Preises obligatorische Ausbildungsreise und blieb längere Zeit in Rom. Im J. 1855 kehrte er von dort mit seiner fünfactigen Oper «König Edgar» nach Brüssel zurück, die unter Liszt's Einfluß 1857 in Weimar zur Aufführung kam unter dem Titel: «Landgraf Ludwig's Brautfahrt». Bald darauf wurde L. zum großherzogl. Hofmusikdirector in Weimar ernannt und erhielt, nachdem 1860 seine zweite Oper «Frauenlob» mit Erfolg über die Bühne gegangen war, 1869 den Titel als Hofkapellmeister. Auch componirte L. ein Tedeum, Chöre und Melodramen zu Sophokles' «König Oedipus», die Musik zu Hebbel's «Nibelungen», eine Symphonie, verschiedene Ouverturen, einen großen Festmarsch für Orchester, eine Cantate, die Musik zu Goethe's «Faust» (beide Theile) in der O. Devrient'schen Bearbeitung und eine große Anzahl Lieder.

Lasser von Zollheim (Jos., Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 30. Sept. 1815 zu Werfen im Salzburgischen, entstammt einer seit 1708 reichsritterlichen Familie, studirte in Wien die Rechte und begann seine Praxis im Staatsdienste in Wien bei der Kammerprocuratur, wurde 1846 zur Hofkammer (Finanzministerium) versetzt und 1848 von seiner Heimat in den Reichstag gesendet. Er hatte hervorragenden Antheil an der Durchführung des ganz allgemeinen Kudlich'schen Antrags auf Aufhebung der Frondienste (Robot) der Bauern. Nicht minder einflußreich gestaltete sich L.'s Thätigkeit als Mitglied des Verfassungsausschusses des Reichstags zu Kremsier, wo er den Nationalen und Klerikalen entschieden entgegentrat und die Principien der freien Gemeinde mit Nachdruck entwickelte. Als Ministerialrath trat er in das Ministerium des Innern und blieb zehn Jahre in dieser Stellung, bis er im Aug. 1859 zum Sectionschef befördert wurde. Bei der durch das Diplom vom 20. Oct. 1860 eingetretenen Umwandlung des Ministeriums des Innern in ein Staatsministerium wurde L. als Geheimrath zum Justizminister ernannt, trat jedoch nach Goluchowski's Entlassung 13. Dec. 1860 provisorisch als Leiter an die Spitze des Staatsministeriums und wurde 4. Febr. 1861 zum Minister der polit. Verwaltung im Cabinet Schmerling ernannt. Als dieses im Juli 1865 fiel, wurde auch L. 27. Juli 1865 seines Amtes enthoben. Als das Bürgerministerium 1868 die Geschäfte übernahm, wurde L. wieder activirt und zum Statthalter von Tirol ernannt, aber 1870 wegen seiner unabhängigen Abstimmung als Centrumführer des Abgeordnetenhauses auf Antrag Hohenwart's enthoben und in den Ruhestand versetzt. Nach dem Sturze Hohenwart's trat L. 25. Nov. 1871 als Minister des Innern in das neue Cabinet Auersperg, stellte die verfassungsmäßigen Zustände in ganz Oesterreich wieder her, führte die Wahlreform durch und nahm die Erneuerung der Ausgleichsgesetze in Angriff.

Lasso heißt in Südamerika der lange, in seiner äußersten Spitze mit einer Kugel versehene lederne Riemen, vermittels dessen man die Büffel, wilde Pferde u. s. w. einfängt. Der L. wird hierbei geworfen, sodaß er den Gegenstand umschlingt. In den südamerik. Befreiungskriegen wurde der L. häufig auch als Waffe gebraucht.

Lasso (Orlando) oder **Orlandus Lassus**, neben oder nächst Palestrina der größte Tonsetzer des 16. Jahrh., geb. zu Mons im Hennegau 1520, hieß ursprünglich Roland Delattre. Als Chorknabe an der Kirche St.-Nicolas in seiner Vaterstadt machte er durch seine schöne Stimme Aufsehen, und dies sowie seine musikalischen Anlagen überhaupt wurden die Veranlassung, daß er in seinem 12. Jahre von Ferdinand Gonzaga (Vicekönig von Sicilien und kaiserl. General in den Niederlanden) mit nach Italien genommen und zuerst in Mailand, dann in

Digitized by Google

Sicilien muſikaliſch ausgebildet wurde. Mit 18 Jahren kam er nach Neapel und 1541 nach Rom, wo er Kapellmeiſter an der Kirche San-Giovanni in Laterano wurde. Er verwaltete dieſes Amt bis 1549, machte dann mit Giulio Ceſare Brancaccio Reiſen nach Frankreich und England und lebte 1554—56 in Antwerpen. Von hier aus wurde er an den Hof nach München berufen, wo ſeine Glanzzeit begann. Er war zuerſt Dirigent der herzogl. Kammermuſik, hierauf ſeit 1568 erſter Kapellmeiſter und ſtarb zu München 14. Juni 1594. L. erhielt von ſeinen Zeitgenoſſen, gleich Paleſtrina, den Beinamen «Fürſt der Tonkunſt». Beide waren gleich berühmt und geehrt; Paleſtrina iſt einfacher und im kirchlichen Sinne erhabener, L. mannichfaltiger. An ſeinem Herzoge fand L. einen beſtändigen Mäcen und Bewunderer; die münchener Kapelle war unter ihm an Sängern und Inſtrumentiſten die berühmteſte jener Zeit. Kaiſer Maximilian II. erhob ihn 1570 in den Reichsadelſtand und der Papſt ernannte ihn 1571 zum Ritter vom Goldenen Sporn. Die Zahl ſeiner geiſtlichen und weltlichen Compoſitionen, die in Deutſchland, Frankreich, Italien und den Niederlanden gleich ſehr geſucht waren, iſt enorm. Nach ungefährer Schätzung hat er 1572 kirchliche Stücke und 765 profane (lat., deutſche, franz. Geſänge, ital. Madrigale u. ſ. w.) componirt. Das meiſte davon iſt ſchon bei ſeinen Lebzeiten im Druck erſchienen und ſeine bedeutendſten Kirchenſtücke ſind bald nach ſeinem Tode als «Magnum opus musicum» in einer großen Geſammtausgabe in München 1604 von ſeinen Söhnen mit Unterſtützung des Hofs herausgegeben. Handſchriftlich beſitzt das meiſte von ihm die königl. Bibliothek in München in Bänden von außerordentlicher Pracht und kalligraphiſcher Schönheit. — Zwei von L.'s Söhnen, Ferdinand und Rudolf, waren ebenfalls Tonkünſtler von Ruf und in der münchener Kapelle angeſtellt. Ferdinand ſtarb 1609 und Rudolf 1625. — Auch ein Enkel Orlando's, Ferdinand, geſt. 1636, machte ſich als Kirchencomponiſt bekannt.

Laſt iſt zunächſt der Name eines größern Getreidemaßes in Dänemark und Rußland. Die däniſche L. (Läſt) hat 12 Tonnen und iſt = 54 dän. Kubikfuß = 16,6946 Hektolit. Dieſe L. dient auch für Salz und Kalk, die L. ſpaniſches Salz aber begreift 18 Tonnen. Ferner begreift die L. Heringe, Oel, Butter und andere Fettwaaren 12 dän. Biertonnen = 51 dän. Kubikfuß = 15,7671 Hektolit. Die ruſſiſche L. Getreide und Sämereien begreift 16 Tſchetwert = 33,5552 Hektolit., Hafer aber 20 Kuhl; der Kuhl oder Sack iſt ein Gewicht und bei gedörrtem Hafer = 220, bei ungedörrtem = 237 ruſſ. Pfund, doch finden in dieſer Rückſicht örtlich Abweichungen ſtatt. Früher war die L. als Getreidemaß auch in den deutſchen Nordſeeküſtenſtaaten, in Hamburg und in Lübeck üblich, dann bis 1870 in den Niederlanden, wo ſie 30 Hektolit. begriff. — Außerdem iſt L. auch ein reiner Gewichtsbegriff. In Schweden hat die Neulaſt (Nyläſt) 100 Ctr. oder 10,000 Pfd. = 4250¾ Kilogr. Die dän. Commerzlaſt, nach welcher man die Schiffsfrachten beſtimmt, iſt = 5200 Pfd. oder 2600 Kilogr., doch bei einigen Waaren geringer und bis zu 600 Pfd. herab. Die petersburger Schiffslaſt für Befrachtungen iſt je nach den Artikeln ſehr verſchieden und bedeutet bei einzelnen eine gewiſſe Zahl von Stück, Rollen u. ſ. w. Die frühern Schiffslaſten der deutſchen Nord- und Oſtſeeſtaaten ſind als Schiffsfrachtgewicht ſeit 1872 durch das metriſche Syſtem (Tonne zu 1000 Kilogr. oder 2000 Pfd.) verdrängt, als Maß des Schiffsraumgehalts (Tonnengehalt) oder der Tragfähigkeit (Laſtigkeit), auf Grund deſſen die Schiffsabgaben zur Erhebung kommen, durch das Kubikmeter. In Deutſchland iſt in den Meßbriefen der Seeſchiffe neben der Größe in Kubikmetern ſtets auch der Inhalt in brit. Regiſtertons anzugeben. Das Regiſterton hat 100 engl. Kubikfuß = 2,8316 Kbmt.; das Kubikmeter 0,35317 Regiſtertons. Dieſes Regiſterton iſt neuerdings von einer Reihe von Staaten als Norm der Tragfähigkeit angenommen worden. Als Norm der Schiffsfrachtpreiſe bedeutet bei manchen Staaten die L. (Schiffslaſt) eine gewiſſe Zahl gleichartiger Frachtſtücke (Kiſten, Ballen u. ſ. w.), ſo bei Hering 12 Tonnen (bei ungehöhetem Hering 13 Tonnen), in Stettin aber 13 Tonnen. — Endlich kommt die L. als Preismaßſtab vor, in Deutſchland beſonders für Steinkohlen und Coks; ſie bedeutet in Berlin bei inländiſcher Steinkohle 36 Hektolit., bei engl. Steinkohle und bei Coks 40 Hektolit., in Stralſund bei Steinkohle 60 Ctr. oder 3000 Kilogr., in Stettin bei Säeleinſamen 12 Tonnen; in England eine nach den betreffenden Waaren verſchiedene Zahl von Fäſſern, Centnern, Stücken.

Laſt, Belaſtung, ſ. Tragkraft.

Laſter iſt das moraliſch Verabſcheuungswerthe, ſobald es zur Gewohnheit und hierdurch zur dauernden Charaktereigenſchaft wird. Man gebraucht das Wort weniger, wo es ſich um angewöhnte ungerechte Anmaßungen oder Uebertreibungen von Anſprüchen gegen andere, als wo es ſich um ein Verſinken in das Niedrige und Gemeine handelt, alſo um einen Verluſt derjenigen Selbſtherrſchaft, welche den Menſchen überhaupt achtungswürdig bei ſich ſelbſt und

Digitized by Google

andern macht. Den Geizigen z. B. verabscheut man, weil ihm Gewinn über Ehre geht, und er bereit ist, diesem seinem falschen Götzen Redlichkeit, Treue und Scham zu opfern; den Spieler, den Schwindler, den Trunkenbold, weil diese ihrer selbst nicht mächtig und daher untüchtig sind, irgendein festes Vertrauen zu irgendetwas einzuflößen. Ebenso verhält es sich mit der Treulosigkeit, der Heuchelei, Kriecherei u. s. w. Alle diese sind, wenn sie einwurzeln, L. Die in diesen und ähnlichen Fällen stattfindende Unzuverlässigkeit, worauf der moralische Abscheu geht, hat ihre letzte Ursache in einer Verkehrung der Lebenszwecke, indem ungebändigte Leidenschaften die Herrschaft führen, denen sich der vernünftige Wille als dienstbarer Geist unterordnet, anstatt daß er im gesunden Verhältniß herrschend ist und über die Triebe als Mittel zu seinen Zwecken verfügt. (S. Böse.)

Lasting oder **Prunell** ist ein atlasartiges fünfbindiges Gewebe von kammwollenem Garn. Man verwendet als Kette zwei- oder dreifädigen Kammgarnzwirn, als Schuß einfaches Kammgarn und gebraucht den Stoff zu Möbelbezügen, Damenschuhen, Halsbinden u. s. w.

Lasurfarben, s. Deckfarben.

Lasurstein oder **Lapis lazuli** ist ein aus Kieselsäure, Thonerde, Natron, etwas Kalk und ungefähr 6 Proc. Schwefelsäure bestehendes Mineral von schöner blauer, sog. lasurblauer Farbe, an den Kanten schwach durchscheinend, auf dem Bruche uneben, klein- und feinkörnig. Er hat zur Grundform das Rhombendodekaëder, wird durch Säuren entfärbt, vor dem Löthrohre weiß zu dichtem Glase und zeigt sich in erwärmten Bruchstücken phosphorescirend. Derselbe kommt derb und eingesprengt mit Kalkstein verwachsen und mit Eisenkies gemengt in Sibirien, China, Tibet, der Kleinen Bucharei, Chile u. s. w. vor. Die Griechen und Römer kannten ihn unter dem Namen **Saphir** und verglichen ihn wegen der eingesprengten glänzenden gelben Eisenkieskörnchen mit dem gestirnten Himmel; früher war er als Edelstein mehr geachtet als jetzt. Er ist leicht zu bearbeiten und nimmt eine schöne, obwol selten ganz gleichmäßige Politur an; auch wird er durch den Gebrauch matt. Verwendet wird er zu Vasen, Dosen, Schalen, Leuchtern, Uhrgehäusen, Rockknöpfen, zu Steinmosaik, zu architektonischen, selbst Zimmer- und Möbelverzierungen. Für die Malerei gibt er die prachtvolle Farbe, welche unter dem Namen des echten Ultramarin bekannt ist, aber jetzt alle Bedeutung verloren hat, nachdem man künstliches Ultramarin ebenso schön und weit wohlfeiler darzustellen versteht.

Lätare heißt der vierte Fastensonntag, weil an demselben der Gottesdienst mit dem Gesange Laetare Jerusalem (nach Jes. 66, 10) in der alten Kirche begann. Er hat auch noch andere Namen, nämlich: **Rosensonntag**, weil der Papst die Goldene Rose an diesem Sonntag weiht; **Brotsonntag**, weil für denselben das Evangelium von der Speisung der 5000 Galiläer (Joh. 6, 1–15) bestimmt ist; **Mitfasten**, weil er zu den 40tägigen Fasten gehört; **Todtensonntag** oder **schwarzer Sonntag**, weil in manchen Gegenden Deutschlands, wie in Schlesien und in der Lausitz, Kinder eine aus Stroh und andern Materialien gebildete Gestalt, der Tod genannt, unter vielem Lärm herumzutragen, dann aber ins Wasser zu werfen pflegten.

Lateiner (Latini) hießen die Bewohner von **Latium**, ein altitalischer, dem umbrisch-sabellischen Stamme zunächst verwandter Volksstamm, der in vorhistor. Zeit, wahrscheinlich von Norden her, in den Westen Italiens, namentlich das spätere Latium, Campanien, Lucanien, Bruttium eingewandert ist und von dem ein Theil auch in Sicilien sich niedergelassen zu haben scheint. Während aber die L. in den übrigen Landschaften ihre Stammeseigenthümlichkeiten verloren oder verdrängt wurden, erhielten sie sich in Latium. Die spätere Sage stellt als den Kern dieses Volks den (mythischen) Stamm der Aboriginer dar; zu diesen läßt sie Arkader unter Euander, namentlich aber Trojaner unter Aeneas (s. d.) gelangen und aus der Vereinigung dieser Elemente das Volk der L. entstehen, das diesen Namen von Aeneas zu Ehren des Königs **Latinus** erhalten haben soll. Latinus selbst, den man von Faunus, Picus und Saturnus abstammen läßt, alten Nationalgottheiten, wie Janus, und gleich diesem später zu ältesten Königen Latiums umgedeutet, soll in Laurentum (nahe der Küste, zwischen Ostia und Lavinium) geherrscht, den Aeneas gastlich aufgenommen, ihm seine Tochter Lavinia, nach der dieser die von ihm als Sitz der Penaten gegründete Stadt Lavinium nannte, vermählt haben und dadurch mit Turnus, dem Fürsten der Rutuler von Ardea, in Krieg verwickelt worden sein, in welchem er siegreich fiel, wie später Aeneas, sein Nachfolger, im Kriege gegen den Etrusker Mezentius von Cäre, siegreich ist, aber verschwindet. Beide walteten als Götter fort, jener als Jupiter Latiaris, dieser als Jupiter Indiges im Fluß Numicius. Nach Aeneas soll sein Sohn Ascanius in Frieden geherrscht, Albalonga gegründet und dahin seinen Sitz verlegt haben, ihm aber sein, nach andern des Aeneas Sohn, Silvius, gefolgt sein. Von Albalonga aus soll

Digitized by Google

dann auf dem palatinischen Berge Rom gegründet worden sein. Um den 300jährigen Zeitraum auszufüllen, den die Sage zwischen Roms und Albalongas Gründung annahm, wurde von der historisirenden Sage zwischen jenem Silvius und den angeblichen letzten Königen von Albalonga, Amulius und Numitor, dem Großoheim und Großvater des Romulus und Remus, eine Reihe von Königen, die alle den Zunamen Silvius tragen, erfunden. (S. Rom.)

Der Name Latium erscheint schon in der ältesten röm. Zeit auf eine kleine Landschaft beschränkt. Im Gebirge gegen Norden waren die Sabiner, gegen Nordosten die kleinen Völker der Aequer (oberhalb Präneste) und der Herniker die Nachbarn der Latiner, gegen Süden waren es die Volsker. Unzweifelhaft war das Land damals wohl bebaut und fruchtbar und von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt, die in eine Menge kleinerer Gemeinden zerfiel, die in offenen Weilern wohnten, innerhalb ihrer Feldmark aber eine wohlummauerte Burg (arx) als Zuflucht bei feindlichen Angriffen hatten. Solche waren außer den schon genannten Orten Aricia, Lanuvium, Tibur (jetzt Tivoli), Tusculum (jetzt Frascati), Gabii und Präneste (jetzt Palestrina) und manche andere, namentlich in der jetzigen Campagna di Roma, die in der spätern röm. Zeit herabgekommen oder spurlos verschwunden waren. Die einzelnen Gemeinden schlossen sich ihrer Sicherheit halber zu Eidgenossenschaften oder Städtebünden zusammen; der bedeutendste dieser Bünde war der, an dessen Spitze Albalonga bis zu seiner Zerstörung (angeblich durch den röm. König Tullus Hostilius) stand, der aus 30 kleinen Republiken der Prisci Latini (Altlateinern) bestand, wie sie sich im Gegensatz zu den später in ursprünglich nicht lat. Städten angesiedelten latinischen Gemeinden nannten. Zu den ältesten dieser Art gehören Circeji, Suessa Pometia, Cora, Veliträ (jetzt Velletri), Norba, Antium, Ardea. Der oberste Magistrat war nach dem Aufhören der königl. Herrschaft ein Dictator. Rom selbst, das, obwol durch einen Hauptbestandtheil seiner Bewohnerschaft dem lat. Volke angehörig, lange dem Bunde feindselig gewesen war, trat nach der Zerstörung von Alba an die Spitze desselben und übte dadurch eine Art von Oberherrschaft über Latium aus, die aber mit dem Sturze des Königthums aufhörte. Ein neuer Bund kam 493 v. Chr. durch den röm. Consul Spurius Cassius zu Stande, und ihm schlossen sich 486 auch die Herniker an. Beide fielen von Rom ab, als dieses durch den Andrang der Gallier 390 v. Chr. dem Untergang nahe gebracht worden war, und nahmen eine feindliche Stellung gegen Rom ein, bis 358 die Herniker unterworfen, mit den L. aber die alten Bundesverhältnisse erneuert wurden. Als indeß 341 Rom das Verlangen der L., daß einer der röm. Consuln ein L. sei, zurückwies, erhoben sich diese zum Krieg, der von Livius und andern alten Historikern, die schon den alten lat. Bund fälschlich als ein Unterthanenverhältniß auffassen, irrig als Empörung dargestellt wird. Doch schon 340 wurden die L., denen sich die Volsker und Capuaner angeschlossen hatten, bei Trifanum aufs Haupt geschlagen, und 338 waren alle Städte Latiums unterworfen, die theils in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen wurden, theils in die Abhängigkeit traten, die als Civität ohne Stimmrecht bezeichnet wird, oder endlich als selbstständige, aber von Rom in Form eines Bündnisses abhängige Staaten fortbestanden. In den Volskerstädten Antium und Terracina wurden röm. Colonien angelegt, welche die Landschaft vom Meere abschlossen. Das Gebiet der Volsker und das der südlich von diesen seßhaften Aurunker (s. Italische Völker) wurden, wie es auch mit dem Lande der Aequer und Herniker geschehen war, mit zu Latium geschlagen und dieses dadurch bis über den Fluß Liris (jetzt Garigliano) erweitert, wo der Berg Massicus (jetzt Mondragone) die Grenze gegen Campanien bildete. Im Gegensatze zu dem alten Latium nannte man dieses Latium adjectum oder novum. Die Unterworfenen bildeten ein nach dem Willen der Römer bestimmtes Ganzes, das die Benennung Nomen Latinum erhielt; dadurch, daß ihnen einzelne Vorrechte, namentlich das Recht des Vermögensverkehrs und der Testamenterbfolge nach röm. Rechte, das Commercium, eingeräumt wurden, schieden sie sich von den eigentlichen ital. Bundesgenossen (Socii), mit denen sie zu Kriegsdienst und Abgaben verpflichtet waren, und von den Fremden (Peregrini) überhaupt. Dasselbe Recht, das sie genossen, wurde von den Römern auch andern Städten gegeben; namentlich wurden lat. Colonien mit demselben in viele Orte Italiens ausgeführt. So bildete sich unter dem Namen der Latinität das Jus Latii, eine Mittelstufe zwischen der Civität und der Peregrinität, die auch, nachdem die lat. Städte und Colonien in Italien zu Anfang des Bundesgenossenkriegs in das volle Bürgerrecht aufgenommen worden waren, und noch lange in der Kaiserzeit, für ganze Gemeinden, deren Magistraten allein oder deren Magistraten und Decurionen (s. d.) nach Bekleidung ihres Amts die Civität gegeben wurde, und für Einzelne fortbestand. Zu den letztern gehörten, als des Commerciums fähig, eine als Latini Juniani von den Latini coloniarii unterschiedene Klasse von Freigelassenen.

Digitized by Google

Lateinisches Kaiserthum heißt das von den Kreuzfahrern 1204 zu Konstantinopel errichtete Kaiserthum, das aber 1261 wieder unterging. (S. Byzantinisches Reich.)

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Latent (lat.) oder gebunden nennt man die Wärme, wenn sie von einem Körper aufgenommen wird, ohne daß sich dadurch die Temperatur dieses Körpers erhöht. Es findet dies statt beim Schmelzen und Verdampfen. Erwärmt man z. B. Eis von einer Temperatur unter 0°, so steigt seine Temperatur zunächst bis 0°. Da beginnt das Eis zu schmelzen, während zugleich seine Temperatur, trotz aller weitern Wärmezufuhr, stationär auf 0° stehen bleibt, bis alles Eis sich in Wasser verwandelt hat. Erst dann wird durch weitere Erwärmung die Temperatur des Wassers selbst weiter erhöht. Aehnlich ist es beim Verdampfen. Erhitzt man Wasser in einem offenen Gefäße, so steigt seine Temperatur zunächst bis 100° C. (= 80° R.). Es beginnt nun zu sieden und sich in Dampf zu verwandeln, während zugleich durch auch noch so starke Erhitzung seine Temperatur nicht über 100° erhöht werden kann. Diese beim Schmelzen und Verdampfen verschluckte, latent gewordene Wärme ist nur dazu verbraucht worden, um das eine mal das Wasser aus dem festen in den flüssigen, das andere mal aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand überzuführen. Um 1 Kilogr. Eis von 0° in Wasser von 0° zu verwandeln, braucht man ebenso viel Wärme als um 79¼ Kilogr. Wasser um 1° zu erwärmen, oder 79¼ Wärmeeinheiten, wenn man Wärmeeinheit diejenige Wärmemenge nennt, welche nöthig ist, um 1 Kilogr. Wasser um einen Temperaturgrad zu erwärmen. Die latente Verdampfungswärme ist bedeutend größer, nämlich gleich 540 Wärmeeinheiten. Der Wasserdampf beim Flüssigwerden sowie das Wasser beim Wiedererstarren geben beide die aufgenommene latente Wärme wieder her. Es zeigt sich übrigens nicht blos beim Wasser, sondern überhaupt beim Schmelzen und Verdampfen aller schmelzbaren und verdampfbaren Stoffe ein Latentwerden von Wärme, freilich überall in anderm Betrage. Das Latentwerden der Wärme wurde von J. Black entdeckt (1775) und von ihm so gedeutet, als ob es einen Wärmestoff gäbe, welcher sich mit den schmelzenden oder verdampfenden Materien chemisch verbände und dadurch in der Aeußerung seiner Eigenschaften so lange unwirksam würde, bis der Wärmestoff bei der Condensation der Dämpfe oder beim Erstarren der Flüssigkeiten wieder frei werden könne. Nach der neuen Wärmelehre ist die Wärme nur ein Bewegungszustand der kleinsten Körpertheilchen (Wärmeschwingungen) und das Latentwerden der Wärme ist ein Verbrauchtwerden der Wärme behufs Lockerung und Verschiebung der Theilchen beim Schmelzen und Verdampfen der Substanzen, während das Wiederfreiwerden der latenten (verschwundenen) Wärme bei den entgegengesetzten Processen (Condensationen oder Erstarrungen) eine Umwandlung der Massenbewegung der Körpertheilchen in schwingende Bewegung der kleinsten Theilchen, d. i. in jene molekulare Bewegung bedeutet, als welche die moderne Theorie die Wärme auffaßt. (S. Wärme.)

Lateran, ein Platz in Rom, erhielt den Namen nach der altröm. Familie Lateranus, welche bis auf die Zeit des Kaisers Nero im Besitz desselben und der daselbst erbauten Gebäude war. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich dessen Güter zu, wodurch auch der Lateranische Palast kaiserl. Eigenthum wurde. Ob indessen der von Juvenal und Capitolinus erwähnte herrliche Palast der Lateraner eben jener war, ist nicht sicher. Kaiser Severus schenkte den Palast seinem Freunde Lateranus; später richtete Konstantin eine Kirche in demselben ein und schenkte ihn dem röm. Bischof. Die Päpste residirten nun im L., bis sie ihren Sitz nach Avignon verlegten; nach ihrer Rückkehr wählten sie den Vatican zur Residenz. L. nennt man gewöhnlich auch die neben diesem Palaste erbaute Kirche des heil. Johannes, welche nicht allein die Hauptkirche Roms ist, sondern auch für die «Mutter und das Haupt aller Kirchen» gilt und durch hohes Alterthum wie durch ihre Bauart, durch Reichthum seltener Reliquien und das Andenken der daselbst seit 1122 gehaltenen Kirchenversammlungen (s. Concilium) sich auszeichnet. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcade (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. Ueber ihrem Portale ist der Balkon, von welchem herab der Papst am Himmelfahrtstage dem Volke den Segen ertheilt. Die jetzige, aus den J. 1560—1746 stammende Laterankirche ist auf den Mauern der ältern, vom Papst Sergius III. angelegten Kirche erbaut, die ihrerseits an die Stelle der alten Konstantinischen Basilica trat; mit ihr steht die Taufkapelle in Verbindung, San-Giovanni in fonte genannt, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, die für die schönsten in Rom gelten. In dem Palast des L., der seine jetzige Gestalt 1586 erhielt, befindet sich die reiche lateranensische Antikensammlung; den Platz vor demselben schmückt der ursprünglich vor dem Sonnentempel zu Heliopolis in Aegypten, später im Circus maximus aufgerichtete Obelisk mit Hieroglyphen,

Digitized by Google

der größte in Rom. Auf dem Lateransplatze befindet sich ferner noch die Kapelle, welche die Scala santa umschließt, eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll und auf der die Gläubigen kniend hinaufrutschen.

Laterna-magica oder **Zauberlaterne** heißt ein optischer Apparat, durch welchen kleine, mit transparenten Farben auf Glas gemalte Figuren in einem dunkeln Zimmer auf einer weißen Wand oder einem weißen Schirme vergrößert dargestellt werden. Die unbemalten Stellen des Glases sind oft mit einem undurchsichtigen Firnis überzogen, wodurch dann die farbigen Figuren auf der Wand auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Der Hohlspiegel hinter der Lampe dient dazu, die kleinen Figuren auf dem Glase stark zu beleuchten. Hauptbestandtheil der L. ist eine Sammellinse, welche von einem kleinen Gegenstand, der vor ihrem Brennpunkt (s. Linse) und letzterm nahe liegt, jenseit der Linse in größerer Entfernung ein umgekehrtes und vergrößertes Bild erzeugt; werden demnach jene Glasbilder umgekehrt in die richtige Entfernung von den Linsen gestellt, so muß das Bild derselben sich auf dem weißen Schirme aufrecht und vergrößert darstellen. Läßt man diese Bilder anstatt auf einen weißen Schirm auf eine Dampfsäule, die sich aus einem Gefäße mit kochendem Wasser erhebt, fallen, so scheinen die Figuren sich zu bewegen. Der Erfinder der L. ist wahrscheinlich Athanasius Kircher (1671). In neuerer Zeit wendet man statt der gemalten groben Glasbilder Photographien auf Glas an. Stellt man zwei Zauberlaternen so nebeneinander auf, daß sie beide (jede ein anderes Bild enthaltend) ihre Bilder auf derselben Stelle der Wand erscheinen lassen würden, so kann man durch geeignete alternirende Verdeckung der Linsen bald das eine, bald das andere der Bilder deutlich hervortreten lassen, während das andere nebelhaft verschwindet; es sind dies die sog. Nebelbilder (s. d.). Vgl. Böhm, «Anleitung zu Darstellungen mittels der L.» (Hamb. 1876).

Latham (Rob. Gordon), engl. Sprachforscher und Ethnolog, geb. 1812 zu Billingborough in der Grafschaft Lincoln. Nachdem er seine erste Erziehung zu Eton erhalten, bezog er 1829 die Universität Cambridge, wo er promovirte. Obgleich zum praktischen Arzt bestimmt, wandte er sich mit Vorliebe philol. Studien zu und wurde durch eine Reise nach Dänemark und Norwegen 1832—33 veranlaßt, sich namentlich mit den skandinav. Sprachen zu beschäftigen. Eine Frucht hiervon war seine Uebersetzung von Tegnér's «Axel» und sein Werk «Norway and the Norwegians» (2 Bde., Lond. 1840). Infolge mehrerer philol. Arbeiten erhielt er 1840 die Ernennung zum Professor der engl. Sprache und Literatur an der londoner Universität, worauf er mit dem Werke «The English language» (2 Bde., Lond. 1841; 5. Aufl. 1866) auftrat, welches, auf Jak. Grimm gegründet, zuerst in England die histor. Entwickelung der Sprache darstellte. Es folgten: «Elementary grammar of the English language» (Lond. 1843; neue Aufl. 1852), «History and etymology of the English language» (Lond. 1845) und «Handbook of the English language» (Lond. 1851). Ferner schrieb er: «Outlines of logic, applied to grammar and etymology» (Lond. 1847) und gab die «Germania» des Tacitus (Lond. 1850) mit histor. und linguistischen Anmerkungen heraus. Sein wichtigstes ethnolog. Werk ist «Natural history of the varieties of man» (Lond. 1850), in welchem er die Einheit des menschlichen Geschlechts zu beweisen sucht. Auf demselben Felde bewegen sich die Schriften: «Man and his migrations» (Lond. 1851), «Descriptive ethnology» (2 Bde., Lond. 1859) und «Nationalities of Europe» (2 Bde., Lond. 1863). L. gehört zu den Gründern der Philological society in London. Daneben übte er noch umfangreiche ärztliche Thätigkeit aus; endlich verdankt man ihm auch die Einrichtung der ethnolog. Section im Krystallpalaste zu Sydenham und die Herausgabe einer neuen Bearbeitung von Johnson's «Dictionary of the English language» (2 Bde., Lond. 1864—66).

Lathyrus nannte Linné eine zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung, welche mit Vicia (s. Wicke) nahe verwandt ist, sich aber von dieser Gattung durch den an der Spitze breiten und plattgedrückten Griffel unterscheidet, weshalb ihre Arten von den deutschen Botanikern **Platterbsen** genannt worden sind. Dieselben haben meistens geflügelte Stengel und Blattstiele, mit Ranken versehen, oft nur aus einem, selten aus mehrern Blättchenpaaren bestehende Blätter und meist große Blüten, welche bald in langgestielten Trauben gruppirt sind, bald einzeln oder zu zwei mit langen Stielen in den Blattwinkeln stehen. Zu letztern gehört die **Ackerplatterbse** oder **Kaper** (L. sativus L.), auch weiße Erve, span. Linse, Kicherling und deutsche Kicher genannt, eine einfächerige, in Südeuropa wild oder verwildert vorkommende Pflanze mit einpaarigen Stengelblättern, einblumigen Blütenfäden, großen weißen, rothen oder violetten Blumen und geflügelten Hülsen, welche zwei bis drei breitgedrückte, eckigrundliche und ziemlich große Samen enthalten, die gleich den Erbsen grün und trocken verspeist werden

Digitized by Google

können, aber etwas hart und streng von Geschmack sind. Auch liefert das Kraut ein nahrhaftes Grünfutter. Die Ackerplatterbse wird im Norden (Mark, Oderbruch, Pommern, Thüringen) vorzugsweise als Futter, in Südeuropa selten und dann der Körner halber, gewöhnlich als Winterfrucht gebaut. Unter den in Deutschland wildwachsenden Arten sind die Wiesenplatterbse oder gelbe Wiesenwicke (L. pratensis L.), von allen übrigen Arten durch in Trauben gestellte gelbe Blumen unterschieden, als ein gutes Futterkraut, welches sich auf vielen bessern Wiesen findet, ferner die knollige Platterbse oder wilde Erdmandel (L. tuberosus L.), eine auf kalkhaltigem Boden unter dem Getreide wachsende Pflanze mit wohlriechenden, rosenrothen, ebenfalls traubigen Blumen und haselnußgroßen, außen schwarzen, inwendig weißen Knollen, welche gekocht wie Kastanien schmecken und eine Lieblingsnahrung der Schweine bilden (daher auch Saubrot genannt), hervorzuheben. Die meisten Arten von L. wachsen in den Mediterranländern, wie die als spanische oder Gartenwicke angebaute wohlriechende Platterbse (L. odoratus L.), eine hochkletternde Pflanze mit zwei- bis dreiblumigen Stielen und großen, wohlriechenden Blumen. Auch die afrikanische Platterbse (L. tingitanus L.) mit einfarbigen, rosenrothen oder purpurvioletten Blumen wird als Zierpflanze gebaut. Beide Arten sind Sommergewächse, welche ohne besondere Pflege in leichtem Gartenboden gedeihen.

Latimer (Hugh), ein Märtyrer der Reformation in England, geb. 1490 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester, anfangs heftiger Gegner der Reformation, wirkte später ebenso entschieden für sie. Der Cardinal Wolsey lud ihn deshalb vor das geistliche Gericht, welches der Bewegung Grenzen setzen sollte. Dessenungeachtet fuhr er muthig in seinen Bestrebungen fort und erhielt bei der günstigen Wendung, welche die Reformation zur Zeit der Königin Anna Boleyn nahm, sogar 1535 den Bischofssitz zu Worcester. Eine Zeit lang ließ sich Heinrich VIII. seine sehr freimüthigen Predigten gefallen. Nach der Hinrichtung des Generalvicars Cromwell sollte jedoch auch L. die sechs vom König aufgestellten Glaubensartikel beschwören. Allein er gab lieber sein Bisthum auf und lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit. Auf Anstiftung Gardiner's verhaftet, erhielt er erst mit der Thronbesteigung Eduard's VI. die Freiheit zurück und trat mit Cranmer (s. d.) und Ridley an die Spitze der Protestanten, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Als die Königin Maria zur Regierung kam, forderte ihn Gardiner vor den Staatsrath. Er hätte entfliehen können, erschien aber, wurde 13. Sept. 1553 mit den übrigen prot. Bischöfen in den Tower gesetzt und schließlich mit Ridley zum Feuertode verurtheilt. Beide bestiegen 16. Oct. 1555 zu Oxford den Scheiterhaufen und starben mit Standhaftigkeit. Eine neue Ausgabe von L.'s «Works», von denen sich besonders die zuerst 1570 erschienenen Predigten durch ihren kernigen Stil auszeichnen, wurde von Corrie veranstaltet (4 Bde., Lond. 1845). Demaus veröffentlichte eine Biographie L.'s (Lond. 1869).

Latitudinarier (lat.) ist der Name einer Partei der engl. Episkopalen, welche während der Religionsstreitigkeiten seit Karl I. sich bildete, ihren Hauptsitz zu Cambridge hatte und der Partei der Eidweigerer sich gegenüberstellte, deren kirchlicher Verein die Hochkirche (s. Anglikanische Kirche) hieß. Ihre Tendenz war, nach Art der Arminianer durch freiere Deutung und weitere Fassung der streitigen Dogmen Anstöße des Denkens an der Kirchenlehre zu mildern und eifernde Polemik zu meiden. Sie unterscheiden zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubenslehren und behaupten, daß jene einfach und deutlich ausgedrückt und durch die Verheißung des ewigen Lebens besiegelt sein müssen. Sie erkennen als solche den Glauben an Gott und an Christus an, dagegen betrachten sie die Trinität nicht als ein eigentliches Mysterium, wollen den Streit über die Ausdrücke dieses Dogmas vermieden wissen, sehen das Abendmahl als ein Mittel zur geistigen Stärkung an und unterscheiden die Schriftlehre, welche hinreichende Belehrung zur Erlangung der Seligkeit gibt, von der Kirchenlehre. Wegen dieser minder scharfen Abgrenzung und unbestimmten Fassung in der Glaubenslehre wurden sie von den Strengkirchlichen L. genannt, ein Name, der zuerst in Jurieu's «Religion du latitudinaire» (1696) vorkommt. Jedenfalls haben die L. von England das Verdienst, daß sie zuerst im 17. Jahrh. mit freierm Geist und ohne sich an die Bestimmungen des kirchlichen Systems zu binden, auf die Behandlung der Glaubenslehren hinwirkten; namentlich geschah dies durch Thomas Burnet. Zu den L. gehörten ebenso gelehrte als achtbare Männer, z. B. Chillingworth, Cudworth, Bull, Clarke u. a. Gegenwärtig wird der Name L. theils in der Sittenlehre von solchen gebraucht, welche minder strenge Grundsätze über die Pflichten aufstellen, theils von denjenigen orthodoxen Theologen, welche im allgemeinen der Kirchenlehre zwar zugethan, aber doch durch eine gewisse Unbestimmtheit der dogmatischen Formel streitigen Fragen ausweichen.

Latium, s. Lateiner.

Digitized by Google

Latōna, griech. Leto, erscheint bei Homer als eine der Frauen des Zeus, durch den sie Mutter des Apollo und der Artemis wird. Sie steht auf seiten der Troer und im Götterkampfe dem Hermes gegenüber. In der Odyssee wird sie ebenfalls erwähnt. Nach Hesiod ist sie eine Tochter des Koios und der Phöbe, Schwester der Asteria und eine vorzüglich mildgesinnte Göttin. Näheres über die Geburt des Apollo und der Artemis und ihr Verhältniß zur Here (Juno) erzählt uns namentlich der alte Homerische Hymnos auf den delischen Apollo. (S. Apollo.) Sie genoß vielfach Verehrung, meist in Verbindung mit ihren Kindern.

Latour (Baillet von), eine altadelige, gegenwärtig in Oesterreich und Belgien blühende Familie, welche aus Burgund stammt und in ihrer ältern Linie unter Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, in den Niederlanden ansässig wurde. Ihren Namen entlehnte sie von dem 10. März 1719 zur Grafschaft erhobenen Majorate L. im Luxemburgischen, dessen Schloß 1794 im franz. Revolutionskriege zerstört wurde. Bekannt ist Graf Maximilian Baillet von L., geb. 1737, welcher 1755 in österr. Dienste trat, als Landmarschall von Luxemburg 1789 und 1790 gegen die Brabanter kämpfte und in den Kriegen der folgenden Jahre vielfach thätig war. Er wurde 1796 an Wurmser's Stelle zum Befehlshaber der Armee am Niederrhein ernannt. Nach einigen unglücklichen Gefechten gegen Moreau zog er sich mit Erzherzog Karl erst nach Schwaben, dann hinter den Lech, endlich an das rechte Donau-Ufer zurück, nahm aber, als er sich verstärkt hatte, eine feste Stellung hinter München ein und folgte den zurückweichenden Franzosen nach dem Rhein. Unweit Biberach bei einem Angriff auf Moreau's Arrièregarde geschlagen, vereinigte er sich in der Ortenau mit Erzherzog Karl und erhielt von diesem nach der Uebergabe Kehls das Commando der Rheinarmee. Nach Abschluß des Waffenstillstandes kehrte er nach Wien zurück, wo er 22. Juli 1806 als Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsraths starb. — Sein Bruder, Graf Ludwig Baillet von L., geb. 12. Febr. 1753, starb 1836 als franz. Generallieutenant und hinterließ einen Sohn, den Grafen Georg Baillet von L., geb. 7. April 1802, welcher gegenwärtig die jüngere oder belg. Linie des Geschlechts repräsentirt. — Von den Söhnen des Grafen Maximilian war der älteste, Graf Joseph Baillet von L. (geb. 24. Nov. 1775, gest. 18. Sept. 1831 als Oberst in der österr. Armee), Vater des jetzigen Chefs der ältern oder österr. Linie, des Grafen Joseph Baillet von L., geb. 19. März 1816, Major in der österr. Armee. Der jüngere, Graf Theodor Baillet von L., geb. 15. Juni 1780, war Geheimrath und Feldzeugmeister, als er in den Märztagen 1848 zum Kriegsminister ernannt wurde. Als solcher fiel er 6. Oct. 1848 während der wiener Revolution bei Erstürmung des Kriegsgebäudes der Volkswuth zum Opfer.

Latour d'Auvergne, eins der berühmtesten franz. Adelsgeschlechter, dessen beglaubigte Geschichte mit Bertrand I. de L. im Anfang des 13. Jahrh. beginnt. — Bertrand II. de L. vermählte sich 1275 mit Beatrix, Dame d'Oliergues, die der Familie die Herrschaft Oliergues zubrachte. — Agne III. de L., gest. 1489, in der Geschichte seiner Zeit vielfach genannt, heirathete Anne von Beaufort, die Erbin Pierre's von Beaufort, Vicomte von Turenne, und hinterließ zwei Söhne, Antoine und Antoine Raymond, von denen ersterer Stammvater der Vicomtes von Turenne, Herzoge von Bouillon, Albret und Château-Thierry, letzterer Stammvater der Seigneurs von Murat und Quaires, Grafen von Apchier, Herzoge von L. wurde. — François de L., der Sohn Antoine's, des Ahnherrn der Vicomtes von Turenne, ererbte durch Vermählung mit Anna de L., dem letzten Sproß eines Zweigs einer ältern, 1501 erloschenen Seitenlinie des Hauses L., den von 1389 datirenden Titel eines Grafen von Auvergne und von Boulogne, welchen sein Enkel, Henri de L., Vicomte von Turenne, 1591 durch seine Heirath mit Charlotte, der Erbin Guillaume Robert's de Lamarck, mit dem eines Fürsten von Sedan und Raucourt und Herzogs von Bouillon vermehrte. Die Söhne des letztern waren Henri de Latour, Vicomte de Turenne (s. d.), der berühmte Feldherr, und Frédéric Maurice de L., Herzog von Bouillon, Fürst von Sedan, welcher das mütterliche Erbe 1651 mit dem Herzogthum Albret und Château-Thierry vertauschte. Mit Jacques Leopold Charles Godefroy de L. d'Auvergne, Herzog von Bouillon, Albret und Château-Thierry erlosch 7. Febr. 1802 diese Hauptlinie des Hauses L., nachdem sie 1793 infolge der Occupation der Niederlande durch die Franzosen ihre Besitzthümer verloren hatte. (S. Bouillon.) — Die zweite Hauptlinie des Hauses, die der Seigneurs de Murat, stiftete Antoine Raymond de L., geb. 1471. Einer seiner Nachkommen, Jean Maurice, Graf de L. d'Auvergne, Baron von Thouars, gest. 1739, wurde Universalerbe seines mütterlichen Oheims, des Grafen Henri Louis d'Apchier, und fügte deshalb 1710 den Namen des letztern seinem eigenen bei. — Nicolas François Julie, Graf de L. d'Auvergne d'Apchier, ein Sohn des Letzt-

Digitized by Google

genannten, geb. 10. Aug. 1720, erhielt 1769 den Titel eines Fürsten und Herzogs von L. d'Auvergne. Gegenwärtig führt diesen Titel als Chef des Hauses sein Enkel, Maurice César, Fürst von L. d'Auvergne, geb. 7. Mai 1809. Sein Vater, Godefroy Maurice Marie Joseph, Fürst von L., geb. 20. Nov. 1770, ward 1805 zum Obersten des Regiments Latour d'Auvergne ernannt, das er auf eigene Kosten erhielt und mit dem er die Feldzüge 1806—9 mitmachte. Aus einer Bastardlinie des Hauses L. stammt auch Latour d'Auvergne (s. d.), der Erste Grenadier von Frankreich. — In wahrscheinlicher Stammesgenossenschaft mit dem Hause L. d'Auvergne steht die seit 1239 urkundlich bekannte Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais, deren Glieder seit dem Aussterben der Herzoge von Bouillon 1802 den fürstl. Titel führen. Ihr gehört an der Fürst Hugues Robert Jean Chrétien de L. d'Auvergne-Lauraguais, geb. 14. Aug. 1768, gest. 20. Juli 1851, seit 1802 Bischof von Arras und seit 1839 Cardinalpriester der röm. Kirche. — Chef dieses Hauses ist Charles Laurence Bernard Godefroy, Fürst de L. d'Auvergne-Lauraguais, geb. 20. Juni 1852, Sohn des 6. Mai 1871 verstorbenen frühern Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Godefroy Bernard Alfonse Henri, Fürst de L. d'Auvergne-Lauraguais (geb. 21. Oct. 1823).

Latour d'Auvergne (Théophile Malo Corret de Kerbauffret), genannt der Erste Grenadier von Frankreich, stammte aus einem Bastardgeschlecht des Hauses der Herzoge von Bouillon und wurde 23. Nov. 1743 zu Carhaix im Depart. Finistère geboren. Er trat 1767 als Unterlieutenant in eine Musketiercompagnie, nahm aber später in der span. Armee Dienste, um für die Freiheitsbestrebungen der Nordamerikaner zu kämpfen. Während der Belagerung von Mahon war er Adjutant des Herzogs von Crillon und erhielt 9. April 1785 vom Herzog von Bouillon die Erlaubniß, sich Latour d'Auvergne zu nennen. Beim Ausbruch der Revolution trat er in die franz. Armee an den Ostpyrenäen. Den Titel eines Generals verschmähend, übernahm er den Befehl über die aus 8000 Grenadieren gebildete Avantgarde und machte die Truppe im Bajonnetangriff so furchtbar, daß sie den Namen der Höllischen Colonne erhielt. Auch fehlte L. in keinem Kriegsrathe. Nach dem Frieden mit Spanien wollte er zu Wasser nach der Bretagne zurückkehren, wurde jedoch von einem engl. Kreuzer ergriffen und mußte länger als ein Jahr auf den Pontons als Gefangener zubringen. Nach der Auswechselung kam er nach Paris. Bald jedoch begab er sich als freiwilliger Gemeiner zur Armee und wohnte dem Feldzuge von 1799 unter Masséna bei. Nach dem 18. Brumaire wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Doch ging er im Feldzug von 1800 zur Rheinarmee ab, und der Erste Consul verlieh ihm, da er jede Beförderung zurückwies, den Titel des Ersten Grenadiers von Frankreich. Schon 27. Juni fiel er jedoch durch einen Lanzenstich im Gefecht bei Neuburg in Baiern. Er wurde auf dem Schlachtfeld beerdigt; sein Herz schloß man in eine Urne, welche ein Unteroffizier lange Zeit der Compagnie vortrug. L. schrieb «Nouvelles recherches sur l'origine, la langue et les antiquités des Bretons» (Bayonne 1792) und «Origines gauloises» (3. Aufl., Hamb. 1801). In der Nähe des Dorfes Oberhausen, wo er gefallen, wurde ihm ein Denkmal errichtet, ein anderes 1841 in seinem Geburtsorte. Vgl. Buhot de Kersers, «Histoire de L.» (Par. 1841; 2. Aufl. 1874).

Latour-Maubourg (Marie Victor de Fay, Marquis de), franz. General, geb. 11. Febr. 1766 aus einem Seitenzweig des uralten Geschlechts de Fay, stand beim Ausbruch der Revolution als Lieutenant in den Gardes-du-Corps und erhielt als solcher 6. Oct. 1789 Gelegenheit, das Leben der Königin Marie Antoinette zu retten. Er befehligte 1792 ein Cavallerieregiment unter Lafayette, mit dem er, gleich seinem Bruder, auf österr. Gebiet übertrat. Er erhielt die Erlaubniß, sich auf neutralem Boden aufzuhalten, kehrte 1797 nach Frankreich zurück und betheiligte sich als Adjutant Kleber's an der Expedition nach Aegypten. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon zum Brigadegeneral. Er focht sodann in dem Feldzug gegen Preußen und Rußland. Im J. 1808 befehligte er in Spanien die Cavalerie des Südcorps und zeichnete sich bei Cuença und Badajoz aus. An den Feldzügen von 1812 und 1813 nahm er als Divisionsgeneral theil und that sich namentlich bei Moshaisk, Dresden und Leipzig, wo er ein Bein verlor, hervor. Während der ersten Restauration wurde er zum Pair erhoben, 1817 zum Marquis ernannt und war vom 19. Nov. 1819 bis zum 14. Dec. 1821 Kriegsminister. Seit 1822 war er Gouverneur der Invaliden, legte jedoch diese Stelle nach der Julirevolution nieder und zog sich auf sein Landgut bei Melun zurück. Er folgte Karl X. in die Verbannung und wurde 1835 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. Er starb 11. Nov. 1850. — Marie Charles César de Fay, Graf de L., franz. Generallieutenant, des

Vorigen Bruder, geb. 22. Mai 1758, befehligte zu Anfang der Revolution als Oberst ein Regiment. Der Adel von Puy schickte ihn in die Generalstaaten, wo er sich mit dem dritten Stande verband. Er war 1791 einer der Commissare, welche den entflohenen König aus Varennes nach Paris zurückführten. Als Maréchal-de-Camp befehligte er hierauf unter Lafayette und trat mit diesem, ebenso wie sein Bruder, auf das österr. Gebiet, worauf er in Olmütz internirt wurde. Nach der Revolution vom 18. Brumaire rief ihn Bonaparte nach Frankreich zurück. Er wurde 1801 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, 1806 Senator und zugleich Commandeur der Militärdivision von Cherbourg. Im J. 1814, bei der Abdankung des Kaisers, legte er sein Commando zu Caen nieder. Graf Artois schickte ihn hierauf nach Montpellier, um daselbst für die Bourbons zu wirken. Ludwig XVIII. erhob ihn während der ersten Restauration zum Pair, und als solcher wirkte er muthig im Interesse der constitutionellen Freiheiten. Weil er in den Hundert Tagen ebenfalls die Pairswürde angenommen, blieb er nach der zweiten Restauration bis 1819 von der Pairskammer ausgeschlossen. Er starb 28. Mai 1831 und hinterließ sieben Söhne. — Just Pons Florimont de Fay, Marquis de L., ältester Sohn des Vorigen, geb. 1781, war seit 1806 franz. Gesandter an verschiedenen europ. Höfen und starb 24. Mai 1837 als solcher zu Rom. — Rodolphe, Graf von L., Bruder des Vorigen, geb. 8. Oct. 1787, trat 1806 in die franz. Armee, focht mit Auszeichnung in Spanien, wurde während der Restauration Maréchal-de-Camp, 1835 Generallieutenant und 1845 franz. Pair. Seit 1852 lebte er im Ruhestande. — Armand Charles Septime de Fay, Graf von L., geb. 22. Juli 1801 zu Passy, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wirkte nach der Julirevolution als franz. Geschäftsträger in Wien, dann als Gesandter in Brüssel, Madrid, Rom, wo er überall viel Geschick und Mäßigung bewies. Er erhielt 1841 die Pairswürde, starb aber schon 18. April 1845 zu Marseille. — Charles de Fay, Graf von L., franz. General, der dritte Bruder der beiden obengenannten Generale, wanderte 1792 ebenfalls aus und kehrte 1800 nach Frankreich zurück. Während der Emigration heirathete er die älteste Tochter Lafayette's. Bei dem Vordringen der Verbündeten 1813 ergriff er die Waffen und nach der Restauration trat er in die königl. Garde. Er starb 1846.

La-Trappe (d. i. Fallthüre), ein von Wald und Felsen eingeschlossenes schwer zugängliches Thal in der ehemaligen Grafschaft Perche, im franz. Depart. Orne, vom Iton durchflossen, welcher in der Nähe entspringt und gegen NO. in die Eure geht, ist merkwürdig als Stiftungsort des Ordens der Trappisten (s. d.). Von der alten Abtei in dem 4 Kilom. entfernten Marktflecken Soligni-la-Trappe (42 Kilom. im NO. von Alençon und 15 Kilom. im N. von Mortagne), in welchem der Orden gegenwärtig das Kloster L. mit 100 Mönchen, einer Musterwirthschaft mit großartigen Wirthschaftsgebäuden und einer Strafcolonie besitzt, sind nur noch unbedeutende Reste übrig. Das Grab des Abtes Rancé, des Reformators der Grande-Trappe, befindet sich in einer ihm zu Ehren errichteten Kapelle des Kirchhofs.

Latreille (Pierre André), berühmter franz. Zoolog, geb. 29. Nov. 1762 zu Brives im Depart. Corrèze, wurde von Jugend auf durch Neigung dem Studium der Naturgeschichte zugeführt, erhielt später die Professur der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 6. Febr. 1833. L. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Unter seinen Werken sind besonders zu erwähnen: «Histoire des salamandres» (Par. 1800), «Histoire naturelle des singes» (2 Bde., Par. 1801), «Essai sur l'histoire des fourmis» (Par. 1802), «Histoire naturelle des reptiles» (4 Bde., Par. 1802), «Histoire naturelle des crustacés et des insectes» (14 Bde., Par. 1802—5), «Genera crustaceorum et insectorum» (4 Bde., Par. 1806—9), «Considérations sur l'ordre naturel des animaux, etc.» (Par. 1810), «Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie» (Par. 1819), «Familles naturelles du règne animal» (Par. 1825), «Cours d'entomologie» (Par. 1831).

Latrine, s. Abort.

Lattich, Pflanzenart, s. Lactuca.

Latude (Henri Masers de), bekannt durch die lange Haft, welche die Pompadour, die Maitresse Ludwig's XV., über ihn verhing, war 23. März 1725 zu Montagnac in Languedoc geboren. Nach dem Frieden kam er 1748 als Lieutenant vom Geniecorps nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Begierig, irgendwie sein Glück zu machen, ging er 28. April 1749 nach Versailles und überredete die Pompadour, daß ein furchtbares Attentat gegen sie im Werke sei. Die Intrigue wurde alsbald entdeckt und L. mußte in die Bastille wandern, wo er alles gestand. Nach Vincennes versetzt, entfloh er zwar, wurde indeß ergriffen und in die Bastille zurückgeführt,

Digitized by Google

aus welcher er 25. Febr. 1756 abermals sehr geschickt entschlüpfte. In Amsterdam von neuem aufgegriffen, kam er wieder in die Bastille, wo er auch nach dem Tode der Pompadour verblieb. Später nach Vincennes versetzt, fand er hier Gelegenheit, 1765 nochmals die Flucht zu ergreifen. Wieder eingebracht, wurde er 1775 nach Charenton versetzt und erst 1777 unter der Bedingung freigegeben, daß er seinen Geburtsort nicht verlasse. Da er sich nichtsdestoweniger einmal in Paris sehen ließ, mußte er dafür zu Bicêtre wieder gefangen sitzen, bis er 1784 die Freiheit erhielt. Obschon L. ohne alles Verdienst war, so wurde er doch beim Ausbruch der Revolution als ein Opfer des Despotismus der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Die Erben der Pompadour und des Ministers Amelot verurtheilte 1793 das Gericht zu einer Entschädigungssumme von 60,000 Livres, wovon L. jedoch nur einen geringen Theil erhielt. Er starb 1. Jan. 1805. Der Advocat Thierry veröffentlichte «Le despotisme dévoilé, ou mémoires de L., rédigés sur les pièces originales» (3 Bde., Par. 1791—92; 2 Bde.,1793).

Lätus (Julius Pomponius, oder ital. Giulio Pomponio Leto), ein Bastard aus dem Hause der neapolit. Sanseverinen, Fürsten von Salerno, wo er 1425 geboren wurde, war einer der bedeutendsten und edelsten Humanisten zur Zeit des Wiedererwachens der classischen Studien. Er erhielt 1457 nach dem Tode seines Lehrers Laurentius Valla dessen Lehrstuhl zu Rom, den er mit einer kurzen Unterbrechung bis zu seinem Tode, 9. Juni 1498, mit hohem Eifer und großem Ruhme behauptete. L. war mit fast schwärmerischer Begeisterung für das röm. Alterthum erfüllt, auf das sich auch die wenigen Schriften beziehen, die er verfaßt hat. Außerdem kam durch ihn namentlich auch der erste Druck des Virgil (um 1469) zu Stande.

Latwerge (Electuarium) nennt man Arzneimittel von dickbreiiger, musiger Beschaffenheit, deren gemeinsamer Bestandtheil verschiedene Pflanzenmuse (z. B. Pflaumenmus oder Tamarindenmark u. dgl.) oder Syrupe (Zuckersyrup oder Honig u. dgl.) sind, in welche man die wirksame Substanz einrührt. Die Muse und Syrupe sollen also blos den Arzneistoff aufnehmen (Vehikel sein) und den Geschmack desselben verdecken. Zu letzterm Zwecke setzt man den L. auch noch verschiedene Gewürze zu. Vorräthig gehalten wird in den Apotheken fast nur noch die gewöhnliche Laxirlatwerge (E. linitivum oder E. senna), die aus Tamarindenmus und Syrup oder verschiedenen andern Musen zugleich bereitet wird und als wirksamen Bestandtheil Sennablätter mit oder ohne Weinstein enthält. Der von alters berühmte Theriak (s. d.) ist eine L. (E. theriacale) aus Honig, verschiedenen Gewürzen, Opium und Eisenvitriol, die jetzt noch zuweilen in der Thierheilkunde angewandt wird.

Lauban, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, ehemals die vierte Sechsstadt der Oberlausitz, in einem anmuthigen Thale am Queis und an der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, einer Superintendentur und eines Gewerberaths und zählt (1875) 10,076 E. Die Stadt hat zwei evang. und eine kath. Kirche, ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, die sich der Krankenpflege widmen, eine Stadtbibliothek, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und ein Waisenhaus.. Die Industrie erstreckt sich auf Lein- und Baumwollweberei, Garnbleiche, Kattundruckerei und Färberei. — Der Kreis L. zählt auf 518,7 QKilom. (1875) 66,126 E.

Laube (Heinr.), namhafter dramatischer Dichter und Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, besuchte die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz und studirte seit 1826 in Halle, wo er der Burschenschaft beitrat, dann in Breslau Theologie. Im Sommer 1832 ging er nach Leipzig, um ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit zu leben. Bald in die demagogischen Untersuchungen jener Jahre verwickelt, wurde er einige Zeit nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow unternommenen Reise nach Italien 1834 aus Sachsen verwiesen, dann in Berlin verhaftet und neun Monate lang in der Hausvogtei festgehalten. Auch seine Schriften unterlagen dem vom Bundestag über das Junge Deutschland (s. d.) verhängten Bann. Nach seiner Freilassung lebte L. in Kösen, Berlin und auf Reisen und verheirathete sich 1836 mit der Witwe des Prof. Hänel in Leipzig. Nachdem er die wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft ihm von den preuß. Gerichten zuerkannte Gefängnißstrafe bestanden und außerdem noch ein Jahr Festungshaft ausgehalten hatte, weil er in einer Geschichte Polens den Kaiser von Rußland angeklagt, bereiste er 1839 Frankreich und Algier und ließ sich sodann wieder in Leipzig nieder. Von dem böhm. Wahlkreise Elbogen 1848 in das deutsche Parlament gewählt, hielt er sich zum linken Centrum und der Gagern'schen Richtung, trat jedoch schon im März 1849 aus, da er sich wegen der Kaiserfrage mit seiner Partei im Widerstreit befand. Gegen Ende 1849 wurde er als artistischer Director des k. k. Hofburgtheaters nach Wien berufen, wo er sich um die von ihm geleitete Bühne namhafte Verdienste erworben hat. Diese

Digitized by Google

Stellung verließ L. 1867 und übernahm 1869 das Neue Stadttheater in Leipzig; doch gab er im Laufe des J. 1870 die Direction in die Hände der städtischen Verwaltung zurück. Er wandte sich hierauf wieder nach Wien, wo er die Gründung des Wiener Stadttheaters veranlaßte, welches unter seiner Leitung im Herbst 1872 eröffnet wurde. Seine schriftstellerische Laufbahn begann L. mit der durch Paganini's Auftreten veranlaßten Farce «Zaganini» und dem Drama «Gustav Adolf». Diesen folgten die histor.-polit. Skizzen «Das neue Jahrhundert» (Bd. 1, Fürth 1832; Bd. 2, Lpz. 1833) und der Roman «Das junge Europa» (4 Bde., Manh. 1833—37), der in «Die Poeten», «Die Krieger» und «Die Bürger» zerfällt. Daneben schrieb er «Liebesbriefe» (Lpz. 1835) und die Novellen «Die Schauspielerin» (Manh. 1835) und «Das Glück» (Manh. 1837). In den «Reisenovellen» (6 Bde., Manh. 1834—37; 2. Aufl. 1847) sind die mittel- und norddeutschen Eigenthümlichkeiten in Staat, Volksleben und Sprache mit Geist und Schärfe erfaßt. Polit., sociale und literarische Porträts sammelte er in den «Modernen Charakteristiken» (2 Bde., Manh. 1835). Nachdem er Heinse's «Sämmtliche Werke» (10 Bde., Lpz. 1838) mit einer eigenen Vorrede herausgegeben, verfaßte er eine «Geschichte der deutschen Literatur» (4 Bde., Stuttg. 1840). Er wendete sich hierauf seinem frühern Genre wieder zu und ließ in rascher Folge erscheinen: «Franz. Lustschlösser» (3 Bde., Manh. 1840), eine Frucht seiner franz. Reise, «Das Jagdbrevier» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1858), «Die Bandomire, kurische Erzählung» (2 Bde., Mitau 1842), «Der Prätendent» (Lpz. 1842), eine histor. Skizze des Uhrmachers Naundorf, des angeblichen Ludwig XVII., den Roman «Die Gräfin Châteaubriand» (3 Bde., Lpz. 1843; 2. Aufl. 1846), «George Sand's Frauenbilder» (Brüss. 1844), «Drei Königsstädte im Norden» (2 Bde., Lpz. 1845), «Der belg. Graf» (Manh. 1845), «Paris 1847» (Par. 1848). In dem Werke «Das erste deutsche Parlament» (3 Bde., Lpz. 1849) lieferte er in anschaulicher Darstellung eine Schilderung jener politisch bewegten Zeit. Inzwischen hatte sich L. seit 1841 auch mit Erfolg der dramatischen Dichtung zugewandt. Das Trauerspiel «Monaldeschi» (1845) und das Lustspiel «Rococo» (1846) bekundeten bereits sein Talent für diese Gattung der Poesie und fanden Beifall. Noch günstiger wurden das Trauerspiel «Struensee» (1847) und die Literaturkomödie «Gottsched und Gellert» (1847), besonders aber «Die Karlsschüler» (1847; 7. Aufl. 1873) aufgenommen, die sich bald auf allen deutschen Bühnen einbürgerten. Für seine bedeutendste dramatische Arbeit gilt «Graf Essex» (1856; 4. Aufl. 1876), dem er später noch «Cato von Eisen» (1858), «Montrose, der schwarze Markgraf» (1859), «Der Statthalter von Bengalen» (1868), «Böse Zungen» (1868), «Demetrius», eine Fortsetzung des Schiller'schen Entwurfs (1872) folgen ließ. L.'s dramatische Dichtungen zeichnen sich im allgemeinen durch realistischen Inhalt, feine Motivirung, klare Herausbildung der Gestalten und vollendete Bühnentechnik aus. In seinen prosaischen Schriften versteht er seine Leser durch einen frischen, ungenirten, doch eleganten Stil zu fesseln. Eine Mischung von heiterer Lebenslust und behaglichem Genuß mit tiefem Gefühl und bedeutendem Gedankengehalt übt in allen seinen Werken eine große Anziehungskraft aus. In seinem großen histor. Roman «Der deutsche Krieg» (9 Bde., Lpz. 1863—66), der in drei Bücher («Junker Hans», «Waldstein» und «Herzog Bernhard») zerfällt, entrollt L. ein umfassendes Gemälde der Epoche des Dreißigjährigen Kriegs. Seine dramatischen Dichtungen hat er in den «Dramatischen Werken» (Bd. 1—13, Lpz. 1845—74) zusammengestellt. Für die Geschichte des deutschen Theaters wichtig sind L.'s dramaturgische Schilderungen und Schriften: «Das Burgtheater» (Lpz. 1868), «Das Norddeutsche Theater» (Lpz. 1872) und «Das Wiener Stadttheater» (Lpz. 1875). Seit 1875 erscheinen in Wien L.'s «Gesammelte Schriften» in 15 Bänden.

Laubenheim, Dorf in der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, am linken Rheinufer und an der Hessischen Ludwigsbahn, 5 Kilom. oberhalb Mainz, mit 1200 E., ist wegen seines vorzüglichen Weins bemerkenswerth. Gleichen Ruf hat durch seinen Wein ein anderes Dorf L. im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, am linken Ufer der Nahe zwischen Kreuznach und Bingen.

Lauberhüttenfest heißt das dritte der israel. Wallfahrtsfeste, welches vom 15. bis 22. Tisri (October) als Ernte- und Herbstdankfest und zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten bei dem Zuge durch die Wüste in Jerusalem gefeiert wurde. Man erbaute in Höfen, auf Straßen und Dächern Hütten von Oelzweigen, Myrten und Palmen, hielt festliche Umzüge und Mahlzeiten und brachte täglich eine Anzahl Opfer dar. Einzelne Festgebräuche, wie das Tragen einer Citrone oder Orange in der linken und eines mit Weiden- und Myrtenbüscheln umgebenen Palmzweigs in der rechten Hand, die Libation mit Wasser aus dem Teiche Siloah, die Illumination des Vorhofs der Weiber und der Fackeltanz der Männer am Ende des ersten

Digitized by Google

Festtags, scheinen erst später aufgekommen zu sein. Uebrigens wird das Fest mit gewissen Modificationen gegenwärtig nur noch von den orthodoxen Israeliten begangen.

Laubfrosch (Hyla) ist der Name einer Gattung von Fröschen, welche den Typus einer sehr zahlreichen Familie bildet und von den Wasserfröschen sich schon durch ihren Aufenthalt zwischen den Blättern der Bäume und Sträucher unterscheiden, die sie nur zur Zeit der Paarung und des Laichens verlassen. Die Hinterbeine sind sehr lang und dünn, der Unterkiefer zahnlos, die Zunge vorn am Rande des Kinns befestigt, sodaß sie wie eine Klappe umgeschlagen werden kann. Sie besitzen unter den Zehen Saugscheiben, welche wie saugende Schröpfköpfe wirken und die Befestigung des Körpers auch in verkehrter Stellung möglich machen. Die Vorderzehen sind frei und die Hinterzehen kaum durch Schwimmhäute verbunden. Die meisten Laubfrösche sind sehr lebhaft gefärbt und ihre Bauchhaut ist mit einer Menge körnerartiger Wärzchen mit feinen Oeffnungen besetzt. Das Männchen hat einen außerordentlich dehnbaren Kehlsack und kann daher sehr laute Töne hervorbringen. Die heißen Erdgegenden, besonders Südamerika, besitzen in ihren Wäldern etwa hundert Arten von Laubfröschen, während Europa nur eine einzige Art hegt, die jedoch nicht bis Schweden gelangt und selbst in manchen Gegenden des nördl. Deutschland selten ist, südlich aber bis Algier und Tunis sich ausbreitet und außerdem noch in Japan gefunden wird. Der europäische L. (H. arborea) wird 3 Ctmt. lang, ist oberseits lebhaft grün, unterseits weiß und von den Schläfen verläuft die Seiten entlang bis zu den Hinterfüßen ein gelber, violett-schwarz eingefaßter Streifen. Er überwintert in dem Schlamme, aus welchem er bei uns im allgemeinen gegen Ende April hervorkommt. Häufig wird er in der Stube in Gläsern gehalten als angeblicher Wetterprophet. Bei gewissen Witterungszuständen, aber nicht bei drohendem Regen, wie viele glauben, läßt er seine Stimme lauter und anhaltender erschallen. Die jungen Laubfrösche leben anfangs als Kaulquappen im Wasser und erlangen erst zu Anfang des fünften Lebensmonats die schwanzlose Gestalt.

Laubhölzer nennt man in der Sprache des Volks und der Forstmänner diejenigen Holzarten, welche keine Nadeln, und Zapfen, wie unsere gewöhnlichen Nadelhölzer (s. d.), sondern Laub, d. h. breite Blätter besitzen und sehr verschiedenartig gestaltete Blüten und Früchte tragen. Wissenschaftlich kann man unter diesem Namen alle dikotylen Holzgewächse, gleichviel ob Bäume, Sträucher oder zwerghafte Halbsträucher, zusammenfassen, welche sich von den Nadelhölzern durch den anatom. Bau der Blätter, des Holzes und durch Blüten und Früchte unterscheiden. Die Form der Blätter ist nicht maßgebend, denn es gibt auch L. mit nadel- und schuppenförmigen Blättern (z. B. verschiedene Heiden, Tamarisken, Empetrum nigrum u. a.), sowie Coniferen mit breiten Blättern (z. B. Araucaria imbricata, Salisburia adiantifolia). Das Holz der L. besteht aus Gefäßen, verschieden gestalteten Holzzellen und Markstrahlzellen, das der Nadelhölzer nur aus einer Form von Holzzellen und Markstrahlzellen. Die Blüten der L. sind zwar häufig wie bei den Nadelhölzern eingeschlechtig (z. B. bei den Weiden, Pappeln, Birken, Erlen, Eichen, Buchen u. a.), doch sind stets die Staubgefäße mit wirklichen Staubbeuteln, die weiblichen Blüten mit einem echten Stempel begabt, dessen Fruchtknoten die Samenknospen einschließt und sich daher zu einem Samen enthaltenden Fruchtgehäuse zu entwickeln vermag. Die L. schlagen nach dem Abhieb des Stammes aus dem Stocke in der Regel aus, weil sie das Vermögen besitzen, schlafende Augen und sog. Adventivknospen (s. Knospen) zu entwickeln, was, wenigstens im allgemeinen, den Nadelhölzern abgeht. Bezüglich der Lebensdauer der Blätter zerfallen die L. in blattwechselnde oder sommergrüne, d. h. solche, deren Blätter im Frühling hervorsprießen und im Herbst abfallen, und in blattbehaltende oder immergrüne, d. h. solche, deren Blätter mehrere Jahre lang lebendig an den Zweigen bleiben. Solche Blätter sind im ausgebildeten Zustande stets von lederartiger Beschaffenheit, steif und meist glänzend. Die Form der immergrünen L., zu denen z. B. die Kork- und Steineiche, Lorber, Orangerie u. s. w. gehören, ist besonders charakteristisch für die warme gemäßigte und subtropische Zone, während sie in der gemäßigten nur spärlich vorkommt (z. B. die Stechpalme). Die sommergrünen L. sind jedoch nicht allein in der gemäßigten und kalten Zone, sondern auch in der warmen in großer Zahl und Mannichfaltigkeit zu Hause.

Laubmoose (Musci frondosi, Bryoideae) nennen die Botaniker diejenigen Moose, deren Frucht bei ihrer Ausdehnung die Hülle des Archegonium, worin sie sich entwickelt, über deren Grunde abreißt und das abgerissene Stück als sog. Haube (calyptra) auf ihrer Spitze trägt. Die Frucht selbst ist büchsenförmig und öffnet sich gewöhnlich mit einem Deckel. Alle L. haben einen beblätterten Stengel. Die Sporen sind in der Büchse in einem Säckchen eingeschlossen, durch dessen Zerreißung sie frei werden. (S. Moose.)

Digitized by Google

Laubthaler, eine ältere franz. Silbermünze im Werthe von 6 Livres (daher écû de six livres, auch grand écû genannt, ferner écû neuf oder Neuthaler), welche unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. in großen Mengen ausgeprägt wurde. Der Name kam von den belaubten Lorberzweigen, welche das Gepräge zeigte. Der Werth von 6 Livres wurde später auf 5 Frs. 92 Cent. herabgesetzt, und daher kam es, daß der L. im Auslande weit mehr cursirte als in Frankreich selbst, denn dort hatte er stets einen höhern Werth behalten. Mit demselben Gepräge gab es auch halbe L., die sog. Louis blancs oder petits écûs (kleine Thaler). Im Volke wurde der L. häufig auch «dicke Tonne» genannt, nach der Form des Wappens. Aus dem L. entstand unter österr. Herrschaft in Belgien der Brabanter- oder Kronenthaler. (S. Krone.)

Lauch (Allium) ist der Name einer zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zu den Liliaceen gehörenden Gattung von Zwiebelgewächsen, bei welchen die Blüten an der Spitze eines einfachen blattlosen oder beblätterten Stengels in einfacher Dolde oder im Köpfchen stehen, ein unterständiges, sechsblätteriges oder tief sechstheiliges Perigon ohne honigabsondernde Organe vorhanden ist und die sechs Staubgefäße aufliegende Staubbeutel tragen. Die Blätter sind bald flach, bald rund oder halbrund und dann hohl (röhrig). Die theils zweijährigen, theils perennirenden Arten dieser Gattung enthalten insgesammt ein flüchtiges scharfes Oel, besitzen den eigenthümlichen, mehr oder minder scharfen Zwiebel- (Lauch-) Geruch und Geschmack, und viele von ihnen werden als Gemüse oder Gewürz an Speisen benutzt und deshalb auch besonders cultivirt. Dahin gehört der Schnittlauch (A. Schoenopräsum L.), eine auf Hochgebirgen (z. B. den Alpen) und an Flußufern (z. B. an der Elbe) in Mittel- und Südeuropa wildwachsende und häufig als Küchenkraut, wol auch als Einfassungspflanze in Blumengärten angebaute Art mit binsenförmigen Blättern und rosenrothen, spitzgipfeligen Blumen; der Röhrenlauch oder die Winterzwiebel (A. fistulosum L.), der Zwiebellauch oder die Sommerzwiebel oder meist blos Zwiebel (s. d.) genannt (A. Cepa L.), der levantische L. oder die Schalotte (A. Ascalonicum L.), der Gartenlauch oder Knoblauch (s. d.). Die äußere netzfaserige Wurzel des in Gebirgen Europas und des Orients wachsenden, weißblumigen, wegebreitblätterigen L. (A. Victorialis L.) ist als Allermannsharnisch oder Edelraute bekannt und galt sonst für ein die bösen Geister abhaltendes, ja sogar unverwundbar machendes Mittel. Einige Arten des L. bilden die Untergattung Porré (s. d.).

Lauchhammer, Eisen- und Emaillirwerk nebst Maschinenbauanstalt und Dampfschneidemühle im Kreise Liebenwerda des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, durch Zweigbahn nach Ruhland mit der Oberlausitzer Eisenbahn verbunden, hat eine Schule und 400 E. Das Werk wurde 1725 von Freifrau von Löwenthal gegründet, war 1776—1871 im Besitz der Grafen von Einsiedel und wurde dann an eine Actiengesellschaft verkauft. In einem Hohofen und sechs Kupolöfen lieferte es vom 1. Juli 1875 bis dahin 1876 allein 3,382,150 Kilogr. Gußwaaren und 2,056,560 Kilogr. Roheisen. Hier wurde unter anderm das Luther-Denkmal für Worms und das Bronzedenkmal Friedrich Wilhelm's III. für Berlin gegossen.

Lauchstädt, Stadt im Kreise und Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 9 Kilom. westlich von Merseburg, mit einem Schloß und (1875) 1902 E., war früher die Sommerresidenz der Herzoge von Sachsen-Merseburg und besitzt eine erdig-salinische Eisenquelle von 9° R., welche 1697 entdeckt, 1710 gefaßt und darauf mit zweckmäßigen Anstalten versehen wurde, auch bald durch Fr. Hoffmann's Empfehlung in Aufnahme kam. Zu seiner höchsten Blüte gelangte der Badeort, als der weimarische Hof unter Karl August, in dessen Begleitung sich Goethe und die weimarische Schauspielergesellschaft befanden, ihn eine Reihe von Jahren hintereinander zum Sommeraufenthalt wählte. Als dieser Besuch aufhörte, sank auch das Bad in seinem Ansehen; erst in der neuern Zeit hat es sich wieder gehoben.

Laud (William), Erzbischof von Canterbury, durch seine hochkirchlich-reactionären Bestrebungen bekannt, geb. 7. Oct. 1573 zu Reading in Berkshire, verrieth gleich bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand große Abneigung gegen die freiere Kirchenverfassung der schott. Presbyterianer und die Reformbestrebungen der Puritaner in England. König Jakob I. betrachtete ihn deshalb als eine Stütze seiner Politik und gab ihm 1621 einen Bischofssitz. In noch höherer Gunst stand L. bei Karl I., der ihn 1628 zum Bischof von London erhob und sich seiner während der 11 Jahre, wo das Parlament nicht zusammentreten durfte, als Minister in Kirchensachen bediente. L. forderte mit unzeitiger Strenge die genaueste Beobachtung der alten Gebräuche beim Gottesdienst und führte allmählich neue ein, die dem kath. Ritus nahe kamen. Durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury 1633 wurde er vollends in Stand gesetzt, die Reaction energisch zu betreiben. Er modificirte die engl. Liturgie und versuchte sein

Digitized by Google

Machwerk den Schotten aufzudringen. Diese Gewaltthat besonders führte zum Aufstande der Schotten und zur Entwickelung der brit. Revolution. (S. Großbritannien.) Als das Parlament 1640 die Oberhand gewonnen, wurde L. mit den übrigen Ministern in Anklage versetzt und, da er sich überdies höchst unbesonnen benahm, im December in den Tower geworfen. Indeß zögerte man mit der Beendigung des Processes mehrere Jahre. Erst als der Bürgerkrieg in vollem Gange war, wurde L. von den Gemeinen vermöge einer sog. Ordonnanz des Parlaments als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 10. Jan. 1645, ohne Rücksicht auf die vom Könige ausgesprochene Begnadigung, auf Towerhill enthauptet. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften (zuletzt 6 Bde., Oxf. 1847—49) ist das von Wharton herausgegebene Tagebuch für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig. Norton hat eine Biographie L.'s (Boston 1863) verfaßt.

Laudānum, ein Name, der in der Arzneimittellehre den aus Opium (s. d.) gefertigten Präparaten, besonders flüssigen, namentlich den früher mit Malaga, jetzt nach der Pharmacopoea Germanica mit Xereswein bereiteten, beigelegt wird, z. B. Laudanum liquidum Sydenhami (Tinctura opii crocata), Laudanum liquidum Londinense u. s. w.

Laudemium (lat.), Lehngeld, Lehnwaare. Der Name L. (vom lat. laus in dem Sinne von Zustimmung, Einwilligung), mit welchem im röm. Recht die Abgabe bezeichnet wurde, die dem Gutsherrn bei Veräußerung der sog., der Erbpachtung ähnlichen Emphyteusis bezahlt wird, ist im deutschen Recht auf die ähnliche Abgabe übertragen, die im Lehnsverbande für die ertheilte oder erneuerte Investitur dem Lehnsherrn entrichtet zu werden pflegte. Durch die Allodialinvestitur fand dieselbe auch weitern Eingang in andere Verhältnisse außer dem Lehnsverbande und wurde hierdurch in manchen deutschen Staaten zu einer nicht selten drückenden Last, indem bei Veräußerungen bäuerlicher Grundstücke, manchmal selbst bei Vererbung oder wenn der Lehnsherr wechselte, eine bestimmte Summe an den Gutsherrn gezahlt werden mußte. Diese Abgaben wurden daher in neuester Zeit fast durchgehends der Ablösung unterworfen.

Lauderdale, das Thalgebiet des Flusses Lauder, welches der alten schott. Familie Maitland von Thirlestane und Leithington, die von Sir Richard de Maitland, der im 13. Jahrh. lebte, abstammt, den Grafen und Herzogstitel gegeben hat. — William Maitland von Leithington, Staatssecretär unter der Königin Maria Stuart, nahm lebhaften Antheil an den Wirren seiner Zeit und entleibte sich 9. Juni 1573, um bei der Uebergabe der Festung von Edinburgh nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Sein Bruder, John Maitland, ward 1590 zum Lord Maitland von Thirlestane, dessen Sohn John 1624 zum Grafen von L. erhoben. — John, zweiter Graf von L., war erst eifriger Presbyterianer, dann Royalist, trat unter Karl II. in den unter dem Namen Cabal (s. d.) bekannten berüchtigten Staatsrath und wurde 1672 zum Herzog von L. ernannt. In Schottland verfuhr er mit blutiger Strenge gegen die Anhänger des Covenant. Walter Scott hat ihn in seinem «Old Mortality» geschildert. Er starb 1682 ohne männliche Nachkommen, worauf sein Bruder Charles ihm als dritter Graf von L. folgte. — James Maitland, achter Graf von L., berühmter Staatsmann und Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1759, studirte zu Glasgow, ging dann zu seiner fernern Ausbildung nach Paris, wurde 1780 als Advocat beim schott. Barreau eingeschrieben und trat bald darauf für den Flecken Newport ins Unterhaus. Hier machte er sich als Redner und Oppositionsmann bemerkbar und war 1787 Mitglied der Commission, welche die Anklage gegen Warren Hastings leitete. Nachdem er 1789 den Titel seines Vaters geerbt, ward er ins Oberhaus gewählt, wo er sich zur Opposition hielt. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Peer von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Raths und Großsiegelbewahrer von Schottland. Im Juli 1806 erhielt er den Auftrag, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon I. den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Mit der Veränderung des Ministeriums 1807 verlor auch er seine Aemter und war seitdem wieder im Oberhause als eifriger Oppositionsmann thätig. Er erhob sich gegen die Ausnahmegesetze, gegen die Expedition nach Kopenhagen u. s. w. In spätern Jahren kam er jedoch immer mehr von seinen liberalen Ansichten zurück, stimmte 1821 bei Gelegenheit des Processes der Königin Karoline mit der Regierung, widersetzte sich leidenschaftlich der Parlamentsreform und wurde endlich das Haupt der Hochtories in der schott. Peerage. Nachdem er sich wegen Altersschwäche vom polit. Schauplatze zurückgezogen, starb er 13. Sept. 1839 auf seinem Stammschlosse Thirlestane bei Berwick. Unter seinen vielen Flugschriften über die irländ. und ind. Angelegenheiten, die Korngesetze, die Finanzen u. s. w. ist die «Enquiry into the nature and origin of public wealth» (Edinb. 1804), worin er die ökonomischen Theorien Adam

Digitized by Google

Smith's bekämpft, die wichtigste. Da seine beiden Söhne, Thomas und Anthony, kinderlos starben, so folgte letzterm 1863 sein Vetter Thomas Maitland, Vice-Admiral in der brit. Marine, geb. im März 1803, als elfter Graf von L. — Ein Verwandter der Vorigen, Sir Frederick Lewis Maitland, Enkel des sechsten Grafen von L., geb. 1776, machte sich im Seekriege gegen Frankreich als Marineoffizier bekannt. Er war es, der 1815 Napoleon an Bord des von ihm befehligten Bellerophon aufnahm. In der Folge ward er Contreadmiral und starb 30. Dec. 1839 als Oberbefehlshaber in den ind. Meeren.

Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von), früher meist Loudon geschrieben, berühmter österr. Feldherr, wurde 10. Oct. 1716 zu Tootzen in Livland, wo seine Familie schon im 14. Jahrh. aus Schottland eingewandert war, geboren. Er trat 1731 als Cadet in russ. Dienste, wohnte dem poln. Thronfolge- sowie dem Türkenkriege unter der Kaiserin Anna bei, nahm an der Belagerung von Danzig 1733 und unter Münnich an der Eroberung von Asow, Oczakow und Choczim theil. Nach dem Frieden 1739 verabschiedet, beabsichtigte er, in österr. Dienste zu treten, wurde aber in Berlin von einigen gleich ihm verabschiedeten Kameraden beredet, Friedrich II. seine Dienste anzubieten; da er aber dem König missfiel, wies ihn dieser zurück. L. ging nun nach Wien, wo er im Dec. 1742 Hauptmann in dem Pandurencorps des Parteigängers Trenck (s. d.) wurde. Mit diesem machte er den Feldzug in Baiern und am Rheine mit. Bei Zabern wurde er, das einzige mal in seinem Leben, schwer verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung focht er in dem zweiten Schlesischen Kriege gegen Friedrich II., wurde aber hierauf, als Trenck ihn in seinen Proceß zu verwickeln suchte, veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. In Wien bewies er durch die von Trenck erhaltenen Ordres, daß dieser ihn verleumdet und die Greuel, die er ihm aufbürden wollte, selbst begangen hatte. L. lebte nun in Wien sehr kümmerlich, bis seine Freunde ihm eine Majorsstelle in einem Grenzregiment verschafften. Bald zeichnete er sich als kühner Führer aus. In der Prager Schlacht 1757 und besonders bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Kollin erwarb er sich durch Muth und Einsicht allgemeines Vertrauen und bewies namentlich große Geschicklichkeit in Führung des Kleinen Kriegs. Hierauf unter den Prinzen von Hildburghausen, der die Reichsarmee befehligte, gestellt, mußte er den Ueberfall in Gotha und die Niederlage bei Roßbach mit erleben. Schon ein Jahr darauf (1758) erhielt er infolge der Befreiung von Olmütz, an der er wesentlichen Antheil hatte, den Theresienorden und wurde zum Feldmarschalllieutenant befördert. Hierauf kämpfte er gegen Fouqué in den Engpässen von Braunau, streifte bis ins Brandenburgische und half den Sieg bei Hochkirch herbeiführen, den die Kaiserin mit seiner Erhebung in den Freiherrnstand belohnte. Auch entschied er allein 1759 durch sein Eingreifen im rechtzeitigen Moment den Sieg bei Kunersdorf (s. d.) und erhielt von jetzt an, zum Feldzeugmeister ernannt, ein eigenes Corps von 30,000 Mann. Mit diesem gewann er gegen den tapfern Fouqué 23. Juni 1760 die Schlacht bei Landeshut in Schlesien; auch erstürmte er Glatz und berannte Breslau, ohne jedoch diese von Tauenzien tapfer vertheidigte Festung einnehmen zu können. In der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. wurde er jedoch von Friedrich II. geschlagen. Dafür nahm er 1. Oct. 1761 das starkbesetzte Schweidnitz durch einen kühnen Handstreich. Nach dem Hubertusburger Frieden von der Kaiserin mit Geschenken und Ehrenbezeigungen überhäuft, besuchte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Karlsbad, wo er mit Gellert innige Freundschaft schloß; auch begleitete er Joseph II. auf seiner Reise durch die neu erworbenen Provinzen Galizien und Lodomerien. Beim Ausbruch des Bairischen Erbfolgekriegs erhielt er, zum Feldmarschall erhoben, den Oberbefehl über eine eigene Armee. Nach dem Frieden zu Tetschen gab er sich der Beschäftigung mit den Wissenschaften hin, bis Joseph II., in seinem Feldzuge gegen die Türken unglücklich, sich entschließen mußte, den erfahrenen Krieger zu Hülfe zu rufen. Von da an wendete sich das Kriegsglück zu Oesterreichs Fahnen. Dubicza wurde genommen, ein türk. Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Dieser Feldzug schloß L.'s kriegerische Laufbahn. Als unmittelbar darauf gegen Preußen ein österr. Heer in Mähren aufgestellt wurde, an dessen Spitze er trat, überraschte ihn der Tod im Hauptquartier zu Neutitschein in Mähren 14. Juli 1790. Außer seinem Feldherrntalent besaß L. rastlose Thätigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, Mäßigkeit und Bescheidenheit. Seine Leiche ruht im Parke zu Hadersdorf unweit Wien. Vgl. W. von Janko, «Das Leben des k. k. Feldmarschalls Gideon Ernst Freiherrn von L.» (Wien 1869).

Lauenburg, ein früher mit Holstein als deutsches Bundesland zu Dänemark gehöriges, seit 1865 aber in Personalunion mit Preußen vereinigtes Herzogthum, welches jedoch 1. Juli 1876 als Kreis Herzogthum L. der preuß. Provinz Schleswig-Holstein einverleibt wurde;

Digitized by Google

dieſer Kreis liegt am nördl. Ufer der Elbe, wird begrenzt durch die Gebiete von Hamburg, Lübeck und Mecklenburg, die Provinz Hannover und den Kreis Oldesloe und hat einen Flächeninhalt von 1172,3 QKilom. mit (1875) 48,808 E. Das kleine Land iſt von ähnlicher Bodenbeſchaffenheit wie das benachbarte ſüdöſtl. Holſtein und zeichnet ſich aus durch fruchtbaren Ackerboden, ausgedehnte Waldungen und zahlreiche, ſchönbelegene Landſeen. Unter den Waldungen iſt beſonders der ſog. Sachſenwald, unter den Landſeen der Ratzeburger- und der Schallſee hervorzuheben. Die bedeutendſten Gewäſſer ſind die Delvenau, welche bei Stadt L. in die Elbe, und die Stecknitz, die unweit Lübeck in die Trave mündet. Beide wurden ſchon 1392 durch einen Kanal miteinander verbunden, und dieſe ganze Waſſerſtraße zwiſchen Elbe und Trave wird gewöhnlich mit dem Namen Stecknitz (Stecknitzkanal) bezeichnet. Die Hamburg-Berliner Eiſenbahn durchſchneidet das Land. Von dem Centralbahnhof zu Büchen gehen zwei Zweigbahnen ab, die eine ſüdwärts nach Stadt L., die andere nordwärts über Mölln und Ratzeburg nach Lübeck. Die Bewohner ſind durchweg von niederſächſ. Abſtammung, und von der vormaligen ſlaw. Bevölkerung iſt kaum eine Spur zu erkennen. Ackerbau und Viehzucht ſind die Haupterwerbszweige. Es gibt im Kreiſe drei Städte (Ratzeburg, Mölln, L.), vier Landvogteibezirke und 23 adelige Güter, worunter nur acht Allodialgüter, die übrigen Lehngüter ſind. Kreisſtadt iſt Ratzeburg (ſ. d.). Ein landwirthſchaftlicher Verein für L. beſteht ſeit 1844 in Mölln. Unter dem Kreisgericht fungiren fünf Amtsgerichte. Zur evang.-luth. Kirche bekennt ſich mit wenigen Ausnahmen die ganze Bevölkerung; der Kreis iſt in 29 Kirchengemeinden eingetheilt mit etwa 110 Volksſchulen. Zum preuß. Landtage wählt L. einen und zum Deutſchen Reichstage ebenfalls einen Abgeordneten. Als Wappen führt L. einen ſilbernen Pferdekopf im rothen Felde innerhalb einer ſchwarz-weißen Einfaſſung. An dem provinzialſtändiſchen Verbande von Schleswig-Holſtein nimmt L. nicht theil. Zahlreiche lübeckiſche und mecklenburg-ſtrelitziſche Enclaven liegen innerhalb des Kreiſes zerſtreut.

Die vormalige ſlaw. Bevölkerung von L., die heidniſchen Polaben (d. h. Anwohner der Elbe, ſlaw. Labe), wurde nach langwierigen Kämpfen durch die Herzoge von Sachſen aus dem Stamme der Billunger und Welfen unterjocht und das Land dem Chriſtenthum eröffnet und großentheils mit niederſächſ. Coloniſten beſetzt. Ein Theil, die Grafſchaft Ratzeburg, ward 1143 als ſächſ. Afterlehn ausgegeben. Das übrige blieb bei dem Herzogthum Sachſen, und Heinrich der Löwe ſtiftete hier 1154 das Bisthum Ratzeburg. Nach der Demüthigung Heinrich's des Löwen kam das Herzogthum Sachſen an Bernhard von Anhalt aus dem askaniſchen (aſchersleb ener) Hauſe, welcher 1182 die Feſte L. an der Elbe erbaute. Doch 1190 wurde die L. von Heinrich dem Löwen erobert, und nach deſſen Tode unterwarf König Waldemar II. der Sieger von Dänemark ſowol das lauenburgiſche wie auch das ratzeburgiſche Gebiet ſeiner Herrſchaft. Erſt nach der Schlacht bei Bornhöved (1227) gelangte Bernhard's Sohn, Albert I., wieder in den Beſitz der L. und zog auch die Grafſchaft Ratzeburg als erledigtes Lehn für ſich ein. Dagegen geſtaltete ſich das Bisthum Ratzeburg (ſ. d.) zu einem reichsunmittelbaren Hochſtift. Nach Albert's Tode (1260) erhielt deſſen älterer Sohn Johann dieſe und einige andere niederſächſ. Gebiete, insbeſondere das Land Hadeln (ſ. d.) jenſeit der Elbe und wurde der Stifter des askaniſchen Hauſes Sachſen-L. Dagegen bekam der jüngere Sohn, Albert II., die oberſächſ. Gebiete und ſtiftete die Linie Sachſen-Wittenberg (Kurſachſen). Die Nachkommenſchaft des Herzogs Johann regierte in Sachſen-L. über 400 Jahre und war längere Zeit in zwei Linien geſpalten, bis 1401 das Land wieder vereinigt wurde. Das vormals lauenburgiſche Amt Bergedorf (ſ. d.) ging 1420 an die Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck verloren. Andere Diſtricte wurden zeitweilig verpfändet, z. B. die Vogtei Mölln an Lübeck, das Amt Steinhorſt an Holſtein u. ſ. w., jedoch ſpäter wieder eingelöſt. Mit dem Tode des Herzogs Julius Franz 1689 erloſch die askaniſche Dynaſtie, und verſchiedene Fürſtenhäuſer, Anhalt, Braunſchweig-Lüneburg, Mecklenburg, Sachſen u. ſ. w., erheben jetzt Erbanſprüche. Der Kaiſer verfügte eine Sequeſtration des Herzogthums. Doch Herzog Georg Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg-Celle ſetzte ſich ſofort gewaltſam in Beſitz, verglich ſich gegen eine Geldzahlung mit Sachſen und ward von der lauenburgiſchen Ritter- und Landſchaft durch den Landesreceß vom 15. Sept. 1702 förmlich als Landesherr anerkannt. Nach Georg Wilhelm's Tode, 1705, fiel L. an deſſen Neffen Georg I., Kurfürſt von Hannover und ſpäter König von England, deſſen Beſitzrechte 1728 durch den Spruch des Reichskammergerichts und kaiſerl. Belehnung ſanctionirt wurden. Seitdem theilte das Land die Schickſale Hannovers, wurde 1806 von den Franzoſen beſetzt und 1810 dem Departement der Elbmündungen einverleibt. Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 kam L. wieder unter hannov. Herrſchaft, wurde aber 29. Mai 1815 an Preußen und

Digitized by Google

von diesem schon 4. Juni 1815 an Dänemark tauschweise abgetreten. Doch blieb das Land Hadeln, das Amt Neuhaus und der südlich von der Elbe belegene Theil des Amts L. beim Königreich Hannover. Die wirkliche Uebergabe des Herzogthums an Dänemark erfolgte erst 26. Juli 1816. Die dän. Regierung behandelte L. in finanzieller Hinsicht gewissermaßen als Krondomäne, insofern der jährliche Ueberschuß in die Gesammtstaatskasse floß. Im übrigen wurden die provinziellen Eigenthümlichkeiten geschont; auch die octroyirte Verfassung vom 20. Dec. 1853 schloß sich an die Bestimmungen des Landesrecesses von 1702 an. Nach dem Tode König Friedrich's VII. erhoben sowol der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg wie auch die Fürstenhäuser Anhalt, Mecklenburg und Sachsen beim Bundestage Ansprüche auf das Herzogthum (21. Nov. 1863), und dasselbe ward von Bundes-Executionstruppen besetzt. Im Frieden zu Wien, 30. Oct. 1864, trat König Christian IX. von Dänemark seine Rechte auf L. an die beiden deutschen Großmächte ab, und Oesterreich überließ durch den Vertrag zu Gastein, 14. Aug. 1865, gegen eine Geldzahlung ($2^1/_2$ Mill. dän. Thlr. = 1,875,000 Vereinsthlr.) seinen Antheil an den erworbenen Rechten an Preußen, worauf König Wilhelm I. durch Patent vom 13. Sept. 1865 von dem Herzogthum Besitz ergriff und zu Ratzeburg (26. Sept.) die Erbhuldigung entgegennahm. L. trat in Personalunion mit Preußen und behielt seine ständische Verfassung; zum Minister für L. wurde Ministerpräsident Graf Bismarck ernannt. Nach Auflösung des Deutschen Bundes trat L. mit Preußen in den Norddeutschen Bund und nachmals in das Deutsche Reich hinüber. Für L. begann jetzt eine neue Zeit, indem die Bundes- und Reichsgesetzgebung energisch in die veralteten Zustände L.s eingriff und zahlreiche altherkömmliche Misbräuche beseitigte. Aber zugleich legte sie dem kleinen Lande ungewohnte finanzielle Lasten auf, und das Deficit des Staatsbudgets stieg von Jahr zu Jahr. Daher drang die Ueberzeugung, daß eine Incorporation auf die Länge unvermeidlich sei, immer mehr in allen Kreisen durch. In der Frühjahrssession 1876 ward der betreffende Gesetzentwurf von dem preuß. Landtage und 2. Juni auch von der lauenburgischen Ritter- und Landschaft angenommen, worauf das Gesetz 23. Juni die königl. Sanction erhielt. Mit dem Tage der Vereinigung, 1. Juli 1876, trat für L. die preuß. Verfassung in Kraft, und das Ministerium für L. ward aufgehoben. Der Besitz des Domanialvermögens ist dem Kreise ausdrücklich bestätigt. Vgl. von Kobbe, «Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogthums L.» (3 Bde., Altona 1836—37); Duve, «Mittheilungen zur Staatsgeschichte des Herzogthums L.» (Ratzeb. 1857); Knauth, «Das Herzogthum L.» (Langensalza 1866); Glagau, «Spaziergänge durch L. und Lübeck» (Berl. 1866).

Lauenburg, Stadt im Kreise Herzogthum Lauenburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, am nördl. Ufer der Elbe und am Ausfluß der Stecknitz (Delvenau), sowie an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, entstand ursprünglich unterhalb der 1182 vom Herzog Bernhard von Sachsen erbauten starken Feste L. (Lavenburg), die nach dem slaw. Namen der Elbe (Labe, Lave) benannt ward und deren Name allmählich auf die Stadt und das Land überging. Dies Schloß war herzogl. Residenz, brannte aber 1616 ab bis auf einen alten Thurm. Die Stadt L., Sitz eines Amtsgerichts und der Landvogtei für den benachbarten Landdistrict, zählt (1875) 4625 E. und treibt lebhaften Transithandel auf der Elbe und der Stecknitz. In der Stadtkirche ist die Gruft der vormaligen Herzoge von Sachsen-L.

Lauenburg in Pommern, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, an der Leba und an der Berlin-Stettin-Danziger Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, hat zwei Kirchen, eine Synagoge, ein Progymnasium, eine Töchterschule, eine Taubstummenanstalt und eine Reichsbanknebenstelle und zählt (1875) 7165 E., welche Landwirthschaft, Fischerei, Handel, Woll- und Flachsspinnerei treiben und Fabriken von landwirthschaftlichen Maschinen, Cigarren, Holzessig und Preßkohlen, sowie bedeutende Gerbereien unterhalten. — Der Kreis L. zählt auf 1228 QKilom. (1875) 42,212 E.

Laufach, Pfarrdorf mit 1100 E. im Bezirk Aschaffenburg des bair. Regierungsbezirks Unterfranken, an der bair. Staatsbahn Passau-Aschaffenburg. In der Nähe befinden sich Kalksteinbrüche und wichtige Eisenwerke. Historisch bekannt wurde L. durch das Gefecht vom 13. Juli 1866 zwischen der preuß. Brigade Kummer und großherzogl. hess. Truppen; dasselbe war kurz und schon um 3 Uhr nachmittags L., fast ohne Kampf, im Besitze des preuß. 55. Infanterieregiments. Der Hauptkampf des Tags fand bei dem Dorfe Frohnhofen statt.

Laufen, Marktflecken im oberösterr. Salzkammergut, Bezirkshauptmannschaft Gmunden, an der Traun, 4 Kilom. südlich von Ischl, hat eine alte goth. Wallfahrtskirche und zählt 440 E. Der Ort wird bereits im 9. Jahrh. erwähnt und wurde 1280 zum Marktflecken erhoben. —

Digitized by Google

L. heißt auch ein Dorf im Canton Zürich mit (1870) 2007 E. und einem Schloß auf 415 Mt. hohem Fels unmittelbar über dem Rheinfall bei Schaffhausen. Ein Eisengerüst, Fischetz genannt, bietet in unmittelbarster Nähe am Fall eine imponirende Ansicht desselben. Bei dem Dorfe überschreitet die Schweizerische Nordostbahn den Rhein auf einer 192 Mt. langen Brücke dicht oberhalb des Falls und passirt dann in einem Tunnel das Schloß.

Lauffen, Stadt im würtemb. Neckarkreise, Oberamt Besigheim, am Neckar, über welchen eine Brücke führt, und an der Untern Neckarbahn, hat eine goth. Kirche, eine schönes Rathhaus und (1875) 3418 E., welche Weinbau treiben. Historisch bekannt ist L. durch die Schlacht vom 13. Mai 1534, durch welche Herzog Ulrich von Würtemberg mit Unterstützung Philipp's des Großmüthigen von Hessen sein Land wiedergewann.

Laufgräben oder Trancheen heißen die bei der förmlichen Belagerung einer Festung auf der Angriffsfront ausgehobenen, durch Brustwehren gedeckten Gräben, welche dem Angreifer theils zur gedeckten Annäherung an die Festung dienen und dann Approchen (s. d.) heißen, theils als Parallelen (s. d.) Front gegen die Festung machen. (S. Belagerung.)

Laufkäfer (Carabida) nennt man eine außerordentlich zahlreiche Familie von Raubkäfern mit fünfgliederigen Tarsen, fadenförmigen Fühlern, hakenförmigen Oberkiefern und innen bewimperten Unterkiefern, deren Spitze nicht eingelenkt ist. Man kennt jetzt etwa 8000 Arten, die man in mehr als 700 Gattungen vertheilt hat. Sie sind meist einfarbig, häufig dunkel gefärbt und leben, wie ihre Larven, vom Raube und vom Aas, sodaß sie dem Menschen wesentlich nützlich sind. Bei uns sehr bekannte Arten sind der goldgrün schimmernde Goldschmied oder Gärtner (C. auratus), der überaus nützliche Vertilger der Maikäfer, kleiner Landschnecken und anderer schädlicher Thiere, der breite, blaugrüne Puppenräuber (Calosoma sycophanta), dessen Larve die Nester der Processionsraupen zerstört, und der oben blaue, unten rothe Bombardirkäfer (Brachinus crepitans), der dem Verfolger mit hörbarem Geräusch eine ätzende, in blauen Dunst sich verwandelnde Flüssigkeit aus dem After entgegenspritzt.

Laufvögel (Cursores oder Brevipennes) nennt man eine Ordnung meist großer Vögel mit verkümmerten Flügeln ohne Schwingen, abgerundetem, schildförmigem Brustbein ohne Kiel, langen, sehr kräftigen Beinen, massivem Körperbau und meist langem Halse, welche nur laufen, aber nicht fliegen können. Es gehören dazu die Strauße, Kasuare, der Kiwi (Apteryx) von Neuseeland und die ausgestorbenen Moas oder Riesenvögel (Dinornis) von Neuseeland.

Lauge bedeutet im allgemeinern Sinne die Lösung, die man durch Behandlung von Substanzen mit Wasser erhält, wenn nicht die ganze Masse von dem Wasser aufgelöst, sondern nur einzelne Bestandtheile ausgezogen (ausgelaugt oder extrahirt) werden können. Häufig wendet man in der chem. Technik und in der Pharmacie den Ausdruck auch für alle Auflösungen von Salzen an. Speciell genommen, gebraucht man das Wort L. gewöhnlich nur für die Lösungen der nicht flüchtigen Alkalien, des Kali und Natron in Wasser und nennt diese Flüssigkeiten Aetzlauge (Aetzkali- und Aetznatronlauge); die Lösungen des kohlensauren Kali oder Natron hießen früher milde L. Diejenige Flüssigkeit, die nach dem Ausscheiden eines Körpers aus seiner Lösung durch Krystallisation zurückbleibt, heißt Mutterlauge. Den alkalischen Geschmack einer Substanz bezeichnet man häufig als laugenhaft. Unter der Javelle'schen L. versteht man eine Bleichflüssigkeit, die aus Natron oder Kali und Chlor zusammengesetzt ist. Der veraltete Ausdruck Laugensalz bedeutete das, was man jetzt Alkali nennt. (S. Alkalien.) Mit dem Namen flüchtiges Laugensalz belegte man das Ammoniak. Das Kali wurde vegetabilisches, das Natron mineralisches Laugensalz genannt, weil man der irrigen Ansicht war, daß das erstere vorzugsweise im Pflanzenreiche, das letztere im Mineralreiche vorkomme.

Laun (Friedr.), s. Schulze (Friedr. Aug.).

Laune (ein während des Mittelalters aus dem lat. luna, d. i. Mond, entstandenes Wort) bedeutete ursprünglich wol ein träumerisches (mondsüchtiges) Wesen, gegenwärtig aber jede zufällige und vorübergehende, dem gewöhnlichen Gange der Dinge nach nicht zu erwartende Stimmung des Gemüths. Unter Launenhaftigkeit wird eine geflissentliche und weichliche Hingabe an momentane Gefühle und Stimmungen verstanden, verbunden mit einem Mangel an gehöriger Selbstbeherrschung, welcher hieraus hervorgeht. Der Launenhafte oder Launische ist daher in der Regel sich selbst und andern zur Last, indem er sich in allen unmittelbaren Gelüsten gehen läßt, woraus der Zustand einer innern Zerfallenheit mit sich selbst entspringt, welcher die üble L. ist, nicht zu verwechseln mit der Hypochondrie (s. d.) oder dem Spleen, wobei der Mensch ernsthaft mit krankhaften und schwermüthigen Gefühlen kämpft, ohne über dieselben völlig Herr werden zu können. Die gute L. hingegen, als die ungezwungene Hingabe

an heitere und fröhliche Stimmungen, gehört, solange sie nicht in Ausgelassenheit oder tolle L. und ebenso wenig in neckische oder übermüthige L. ausartet, zu den schätzbarsten Lebensgütern. Da sie gern den Humor (s. d.) in ihrem Geleite hat als die Stimmung, die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens selbst zu Gegenständen der Belustigung zu nehmen, so pflegt man die humoristischen Darstellungen des Satirikers und Komikers als launige zu bezeichnen.

Laura, die gefeierte Geliebte Petrarca's (s. d.), die zwar durch die ihr über 30 Jahre hindurch dargebrachten poetischen Huldigungen des Dichters berühmt geworden ist, von deren Person, Stand und Lebensverhältnissen man jedoch sehr wenig weiß. Die Meinung Boccaccio's, daß Petrarca gar keine wirkliche Person unter dem Namen L. besungen habe, wird durch das Zeugniß des Petrarca selbst auf das entschiedenste widerlegt. Seitdem haben sich die Erklärer und Biographen des Dichters vorzüglich über die Fragen gestritten, ob diese L. eine Jungfrau oder eine Verheirathete gewesen, und welcher Familie sie angehört. Die ältesten Biographen Petrarca's erwähnen ihrer gar nicht, und die übrigen Schriftsteller des 14. und 15. Jahrh. stellen sie alle als unverheirathet hin. Für diese Ansicht haben sich später Vellutello, Lord Woodhousely und Blanc (im Art. «Petrarca» in der Ersch und Gruber'schen «Allgemeinen Encyklopädie») ausgesprochen. Gegen die Ansicht hat der Abbé de Sade in seinen «Mémoires sur la vie de Pétrarque» (1764) aus alten Documenten zu beweisen versucht, daß L. als die Tochter eines Edelmanns Audibert de Noves im April 1308 geboren, an einen Hugues de Sade verheirathet und Mutter von 11 Kindern gewesen, 6. April 1348 aber an der Pest in Avignon gestorben und in der dortigen Franciscanerkirche begraben worden sei. Viele neuere Schriftsteller haben ihm zugestimmt, obgleich die Gründe, auf die Sade seine Behauptungen stützt, äußerst schwach sind. Auch widerspricht seine Annahme, daß sie eine geborene de Noves gewesen, der bis ins 14. Jahrh. zurückführbaren Tradition, daß L. der Familie de Sade angehört habe. Vgl. Zendrini, «Petrarca e L.» (Mail. 1875).

Lauremberg (Joh. Wilh.), einer der ersten Begründer einer nationalen didaktischen Satire, geb. zu Rostock 1591, war früher Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und kam 1623 an die Ritterakademie nach Soröe, wo er 1659 starb. Seine in plattdeutscher Sprache geschriebenen «Veer Schertzgedichte. In Nedderdiitsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost; Gedrücket im Jahr 1653» (vorzügliche neue Ausgabe von Lappenberg, Stuttg. 1861) empfehlen sich durch gesunden Verstand und Witz, kräftige und treffende Darstellung und nationale Färbung. Auch sind von ihm einige komische Erzählungen vorhanden.

Laurent (Franz), liberaler belg. Schriftsteller und Publicist, geb. 8. Juli 1810 zu Luxemburg, erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und studirte sodann die philos. Wissenschaften 1827—30 in Löwen und die Jurisprudenz in Lüttich. Nach zweijährigem Wirken als Advocat in Luxemburg wurde er 1834 zum Chef der Gesetzgebungs-Abtheilung im Justizministerium zu Brüssel, im folgenden Jahre aber zum Professor an der juristl. Facultät der Universität Gent ernannt, wo er den Lehrstuhl des Civilrechts bekleidet. L. hat sich im In- und Auslande durch seine geschichtsphilos. Studien einen gegründeten Ruf erworben und auf diesem Gebiete 1850—70 eine Reihe von Arbeiten (18 Bände) veröffentlicht, welche unter dem Gesammttitel «Études sur l'histoire de l'humanité» folgende Stoffe behandeln: «L'Orient, la Grèce, Rome» (3 Bde.), «Le Christianisme», «Les Barbares et le Catholicisme», «La Papauté et l'Empire», «La féodalité et l'église», «La réforme», «Les guerres de religion», «Les nationalités» u. s. w. L.'s Tendenz ist, die Nothwendigkeit der Trennung von Staat und Kirche darzuthun, um die Ideen des modernen Staatsrechts hinsichtlich der Vertheilung der Gewalten zu stützen. Seit 1869 arbeitet L. an einer auf 32 Bände berechneten Sammlung der «Principes du droit civil français», von der bis 1877 bereits 27 Bände erschienen sind. Auch hat sich L. durch Einführung der Schulsparkassen in Belgien große Verdienste erworben.

Laurentie (Pierre Sébastien), franz. Geschichtschreiber und Publicist von legitimistisch-klerikaler Tendenz, wurde 21. Jan. 1793 zu Houg (Depart. Gers) geboren und erhielt seine Bildung im Collége zu St.-Sever, an dem er später ein Lehramt übernahm. Nach der Restauration wandte er sich nach Paris und wurde hier 1817 Professor der Rhetorik am Collége Stanislaus, 1818 Geschichtsprofessor an der Polytechnischen Schule. Im J. 1822 erhielt er eine Anstellung auf dem Bureau der Polizeipräfectur, 1823 aber das Amt eines Generalinspectors des öffentlichen Unterrichts, das er 1826 verlor, weil er in dem Journal «La Quotidienne», dessen Miteigenthümer er war, dem Ministerium Villèle eine heftige Opposition gemacht hatte. L. widmete sich fortan ganz seinem Blatte, das er unter der Juliregierung, um der gerichtlichen Unterdrückung zu entgehen, in die «Union monarchique» umwandelte, seit

Digitized by Google

1848 aber als «Union» erst mit Lubis, nach dessen Tode (1859) allein herausgab. Rastlos thätig, hat er überdies eine Reihe histor., philos. und polit. Schriften veröffentlicht, die sich durch geschmackvolle Darstellung und durch reichen Gedankengehalt auszeichnen. Dahin gehören: «Introduction à la philosophie, ou traité de l'origine et de la certitude des connaissances humaines» (Par. 1829), «Histoire des ducs d'Orléans» (4 Bde., Par. 1832—34), «Histoire de France» (8 Bde., Par. 1841—43) und «Histoire de l'empire romain» (4 Bde., 1861—62). Seit 1860 veröffentlichte er namentlich verschiedene Flugschriften zu Gunsten der Papstfrage und gegen das «Leben Jesu» von Renan. Eine Sammlung seiner kleinern Arbeiten veranstaltete er unter dem Titel «Mélanges» (2 Bde., Par. 1866).

Laurentius der Heilige war unter Papst Sixtus II. Diakon der röm. Gemeinde und erlitt in der Verfolgung unter Valerianus 258 den Märtyrertod. Als ihm nämlich die heidnische Behörde ansann, die Schätze der Kirche auszuliefern, bezeichnete er als solche die versammelten Armen und Kranken der Gemeinde. Infolge dessen wurde er an einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Die Geschichte des L. hat durch Ambrosius und noch mehr durch Prudentius in dem «Hymnus in passionem Laurentii martyris» manche Ausschmückung erfahren. Die kath. Kirche feiert sein Gedächtniß 10. Aug.

Laurion, Gebirge an der Südspitze Attikas mit dem Vorgebirge Kolonnäs, früher Sunium, war im Alterthum bekannt durch seine Silbergruben, deren Bau jedoch schon zu Strabo's Zeit aufgehört hatte. Neuerdings nahm eine franz.-ital. Gesellschaft die Ausbeutung der alten Bergwerke, in denen noch große Lager von silberhaltigen Bleierzen und Galmei erschlossen wurden, wieder auf, verkaufte sie aber 1873 an die griech. Regierung. (S. Griechenland.)

Lauriston (Alexandre Jacques Bernard Law, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, ein Enkel von Will. Law, der nach dem Sturze des Finanzsystems seines Bruders Jean Law (s. d.) in Frankreich geblieben, Sohn des Generallieutenants Law, Gouverneurs der franz.-ind. Besitzungen, wurde 1. Febr. 1768 zu Pondichéry geboren, trat jung in die Armee und war schon 1795 Artillerieoberst. Bonaparte, der seine Tüchtigkeit erkannte, wählte ihn 1800 zum Adjutanten und übertrug ihm kurz darauf als Brigadegeneral das Commando über die Artillerieschule zu Lafère. Im April 1801 erhielt L. eine diplomatische Sendung nach Dänemark und überbrachte im Oct. 1802 die Ratification des Friedensvertrags dem londoner Hofe. Aus unbekannten Gründen fiel er in Ungnade bei Bonaparte und wurde als Commandant des Artilleriedepôts nach Piacenza versetzt. Nach der Schlacht bei Austerlitz zum Divisionsgeneral ernannt, nahm er Besitz von dem im Frieden abgetretenen Venedig und im Mai 1806 von der Republik Ragusa, die er gegen die Russen und Montenegriner tapfer vertheidigte. Im J. 1808 ging er mit dem Kaiser nach Spanien. Im folgenden Jahre befehligte er unter dem Vicekönig von Italien in Ungarn, wo er nach dem Siege 14. Juni die Stadt Raab 24. Juni einnahm. In der Schlacht bei Wagram trug L. an der Spitze der Gardeartillerie wesentlich zur Entscheidung bei. Nach dem Frieden wurde er nach Wien geschickt, um die Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise zu verhandeln, wofür er den Grafentitel erhielt. Im J. 1811 ging er als Gesandter nach Petersburg und übernahm nach Ausbruch des Kriegs 1812 in Smolensk ein Commando in der Großen Armee, deren Nachhut er während des Rückzugs befehligte. Im Feldzuge von 1813 führte und organisirte er das 5. Armeecorps, besetzte Leipzig am Tage der Schlacht bei Lützen und kam zu der Schlacht bei Bautzen mit Ney, wo er den linken Flügel der feindlichen Stellung umfaßte und schlug. Nach dem Waffenstillstand verlor er jedoch mit Macdonald die Schlacht an der Katzbach und wurde bei Leipzig, wo er 18. Oct. im Centrum, bei Stötteritz und Probstheida commandirt hatte, nach Sprengung der Elsterbrücke gefangen. L. blieb bis zum Frieden in Berlin. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er von Ludwig XVIII. zum Kapitänlieutenant der Mousquétaires gris in der Maison du Roi ernannt und, da er sich während der Hundert Tage Napoleon nicht angeschlossen, 17. Aug. 1815 zum Pair und Commandanten der 1. Division der Gardeinfanterie erhoben. Er war Mitglied der Commission, welche das Betragen aller Offiziere während der Hundert Tage untersuchen sollte, wurde 1817 zum Marquis ernannt und übernahm 21. Febr. 1820 das Ministerium des königl. Hauses, erhielt 1821 den Marschallsstab und 1823 beim Zuge nach Spanien das Commando des 2. Reservecorps. Im J. 1824 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und starb 10. Juni 1828 zu Paris.

Laurocerăsus, Pflanzenart, s. Kirschlorber. — **Laurus**, Pflanzengattung, s. Lorber.

Lausanne, Hauptstadt des schweiz. Cantons Waadt, 514 Mt. über dem Meere, 2 Kilom. nördlich vom Genfersee, an welchem das reizende Dorf Ouchy den Hafen der Stadt bildet, ist

Digitized by Google

am südl. Abhang des Jorat unregelmäßig auf drei Hügeln und in mehrern dazwischenliegenden Tiefen am Zusammenfluß des Flon und der Loue erbaut, sodaß die Straßen steil, eng und abschüssig sind. Eine großartige Brücke, 30 Mt. hoch, verbindet die beiden durch ein tiefes Thal getrennten Haupttheile der Stadt. Mit Freiburg und Bern ist L. durch die Oronlinie, mit Genf und dem Wallis durch die Linie Genf–St.-Maurice–Leuk, mit dem Neuenburgersee durch die Linie L.-Yverdon verbunden, von welcher bei Cossonay die Jougnebahn nach Pontarlier (Frankreich) abzweigt. Nach Echallens führt von L. aus eine schmalspurige, nach Ouchy seit 1877 eine pneumatische Localbahn. L. zählt (Ende 1870) 26,520 E., worunter 3520 Katholiken, und besitzt seit 1806 an der Stelle des 1536 gegründeten Gymnasiums eine akademische Lehranstalt für das Studium der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie, eine Bibliothek mit seltenen Handschriften, ein reiches naturhistor. und ein Kunstmuseum (Musée Arlaud), ein großes Hospital und ein nach pennsylvanischem System errichtetes Zuchthaus. Seit 1875 ist L. Sitz des eidgenössischen Bundesgerichts. Außerdem bestehen eine Naturforschende, eine Historische, eine Medicinische sowie eine Gemeinnützige Gesellschaft und verschiedene fromme Vereine. Zierden der Stadt sind das seit 1000—1275 in goth. Stil erbaute Münster mit mehrern schönen Denkmälern und das alte Schloß, einst Sitz der Bischöfe von L., dann der bernischen Landvögte, jetzt Regierungsgebäude. Die Stadt wird von herrlichen Landhäusern, Spaziergängen und Parkanlagen umgeben. Lebhaft ist der Wein- und Speditionshandel. Eine Hauptnahrungsquelle bietet der das ganze Jahr hindurch anhaltende starke Fremdenverkehr. L., nach Zerstörung des alten am See gelegenen Lausonium, einer röm. Rittercolonie, auf seine heutige Stelle verpflanzt, stand im Mittelalter unter Bischöfen und unter dem Schutze des Deutschen Reichs, kam 1536 unter die Herrschaft Berns und ist seit 1798 die Hauptstadt des neugebildeten Cantons Waadt. In der St.-Françoiskirche hielt das 1449 von Basel nach L. verlegte Concil seine letzten Sitzungen, und in der Kathedrale fand 1536 die denkwürdige Disputation statt, welche die Reformation der südwestl. Schweiz zur Folge hatte.

Läuse (Pediculina) nennt man eine Familie von ungeflügelten Insekten, welche nur parasitisch auf Säugethieren vorkommen, deren Blut sie mit ihrem ganz einstülpbaren Rüssel saugen, und aus birnförmigen, lederhäutigen, an den Haaren festklebenden Eiern (Nissen) auskriechen, welche sich mit einem Deckel öffnen. Sie bestehen mehrere Häutungen, aber keine wahre Verwandlung, sind schon nach kaum drei Wochen erwachsen und zur Fortpflanzung fähig, können sich daher ungeheuer vermehren und zu einer großen Plage werden. Jedoch ist ihr häufiges Vorkommen immer nur Folge von Unreinlichkeit. Man kennt zwei Gattungen auf dem Menschen. Von den eigentlichen L. (Pediculus) suchen zwei Arten den Menschen heim: die **Kopflaus** (P. capitis), mit ovalem Hinterleibe, dessen Segmente bräunlich gerandet sind, findet sich meist auf dem Hinterkopfe des Menschen ein; die **Kleiderlaus** (P. vestimenti), schmäler und länger als die vorige, mit länglichem Hinterleibe, dessen Segmente ungefleckt sind, kommt nur auf dem Leibe und den Kleidern, aber niemals auf dem Kopfe vor. Die **Filzlaus** (Phthirius pubis), kurz und breit, mit viereckigem Hinterleibe, gehört einer andern Gattung an und stellt sich an starkbehaarten Stellen des menschlichen Körpers (mit Ausnahme der Kopfhaare) ein. Die **Schweinslaus** (Haematopinus suis), 3 Mmt. lang, auf dem letzten Hinterleibssegmente mit zwei schwarzen Flecken, kommt häufig auf Schweinen vor und gehört ebenfalls zu einer andern Gattung, deren verschiedene Arten auch auf andern Hausthieren (Rind, Ziege, Hund, Pferd u. s. w.) schmarotzen. Die sog. **Vogelläuse**, den L. im Aeußern ähnlich, aber nie blutsaugende Thiere, gehören unter den Insekten zu der Abtheilung der Pelzfresser (Mallophäga).

Läusekraut (Pedicularis Tourn.) ist der Name einer zu der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophularineen gehörenden Pflanzengattung, deren über die nördl. Halbkugel zerstreute, vorzüglich im Hochgebirge (namentlich den Alpen und Karpaten) vorkommende Arten einfach- oder doppelt- und dreifach-fiedertheilige, am Rande gezähnelte Blätter und schön, meist rosen- bis purpurroth gefärbte Blumen besitzen, welche in Aehren oder Köpfe gestellt sind. Jede Blüte besteht aus einem glockig-krugförmigen, netzaderigen Kelch mit fünfzähnigem oder zweilippigem Saume und einer langröhrigen, zweilippigen Blumenkrone mit helmförmiger Oberlippe und dreilappiger Unterlippe. Die Frucht ist eine bald stumpfe, bald geschnäbelte zweifächerige, vielsamige Kapsel. Die Läusekräuter haben ihren Namen davon, daß ihr brennendscharfer Saft, welcher dem Vieh, wenn dasselbe dergleichen Kraut frißt (namentlich dasjenige der auf sumpfigen Wiesen häufig wachsenden P. palustris L.), Blutharnen verursacht, ehedem und von Landleuten wol auch jetzt noch zur Vertreibung der Läuse angewendet wurde, weshalb das Kraut der überall auf moosigen, feuchten Wiesen- und Waldplätzen

Digitized by Google

vorkommenden P. silvatica L. früher als Herba Pedicularidis oder Fistulariae officinell war. Als läuſevertreibendes Mittel werden auch die Samen verſchiedener exotiſcher Pflanzen angewendet, namentlich diejenigen des Veratrum Sabadilla Retz. aus Mexico und den Antillen, und diejenigen von Schoenocaulon officinale Gray, einer ebenfalls mexic. Pflanze aus der monokotylen Familie der Eriocauleen, ferner auch die Kokkelskörner (ſ. d.) und die Stephanskörner (ſ. Delphinium), beide deshalb auch Lauskörner oder Läuſeſamen genannt.

Läuſeſucht (Phthiriasis) kann zunächſt die maſſenhafte Anſammlung von Kopf- und Kleiderläuſen auf einem Individuum bezeichnen, wobei namentlich die Körpergegenden betroffen ſind, wo die Kleidungsſtücke oder die Haut Falten bilden. Die Veränderung, welche die Haut durch die Läuſe ſelbſt erfährt, iſt nur unbedeutend, dagegen wird ſie durch das Kratzen ſehr verändert und nimmt zuletzt eine dunkelbraune oder ſchiefergraue Färbung an. Werden die Schmarotzer getödtet, auf der Haut durch Bäder, Queckſilberſalbe, Petroleum, Perubalſam u. dgl., in den Kleidungsſtücken durch Hitze, ſo iſt das Uebel beſeitigt und die Haut nimmt mit der Zeit ihre natürliche Beſchaffenheit wieder an. Die Filzläuſe haben ihren Sitz nur in den Schamhaaren, den Haaren des Stammes (beim Manne), den Achſelhaaren, ſeltener im Barte. Dieſes Ungeziefer iſt leicht durch eine Sublimatlöſung (in Alkohol, Kölniſchem Waſſer) oder weiße Präcipitatſalbe zu tödten. Die eigentliche L. iſt eine Krankheit, bei welcher ſich eine eigenthümliche Milbe (Acarus) unter der Haut entwickelt. An dieſen Stellen bilden ſich heftig juckende Beulen, die endlich aufbrechen oder durch Kratzen geöffnet werden und eine ungemein große Menge der Schmarotzer entleeren. Natürlich können ſich dieſe nur aus den in die Haut gelegten Eiern entwickeln. Die Krankheit ſoll faſt nur bei abgelebten und abgezehrten Perſonen vorkommen, und es wird erzählt, daß Sulla, Herodes, Philipp II. von Spanien u. a. an derſelben gelitten haben. In der neuern Zeit iſt kein ſicher beglaubigter Fall beobachtet worden.

Lauſitz, richtiger: die Lauſitzen (Lusatia superior et inferior). Mit dem Namen L. ſind im Laufe der Zeit zwei völlig verſchiedene, allerdings aneinandergrenzende Länder bezeichnet worden, von denen nur die Niederlauſitz denſelben von jeher und mit Recht führt die Oberlauſitz aber erſt ſeit Ende des 15. Jahrh. und durchaus irrigerweiſe ebenfalls damit belegt wird.

Die Oberlauſitz ward ſeit dem 7. Jahrh. von dem ſlaw. Stamme der Milzener bewohnt, welcher, von Oſten her einwandernd, das fruchtbare, offene Land beſetzte, das im Oſten vom Queiß, im Weſten vom Pulßnitzfluſſe begrenzt wird. Gegen Ende des 10. Jahrh. wurden ſie von den Markgrafen von Meißen unterworfen und ihr Gebiet dem Deutſchen Reiche einverleibt. Ihre Stammesburg Budiſſin ward jetzt auch für die Deutſchen der Sitz der militäriſch-adminiſtrativen Verwaltung und ſomit die Hauptſtadt des Landes. Daſſelbe wurde nun Gau Milsca oder Gau Budiſſin, bald aber Land Budiſſin genannt und bildete zunächſt ein Pertinenzſtück der Mark Meißen. Zwar bemächtigte ſich 1002 der Polenfürſt Boleſlaw Chrobry deſſelben; allein deſſen Sohn mußte es 1035 wieder an Meißen abtreten. Heinrich IV. nahm es 1076 dem abtrünnigen Markgrafen Ekbert II. von Meißen und gab es dem treugebliebenen Herzog Wratiſlaw von Böhmen. Dieſer aber überließ es 1086 ſeinem Schwiegerſohne Wiprecht von Groitſch. Nach dem Tode von deſſen Sohne, Heinrich von Groitſch (1136), gab Kaiſer Konrad III. das Land Budiſſin an Konrad d. Gr. von Meißen abermals zurück, aber nach deſſen Tode reichte Kaiſer Friedrich I. daſſelbe 1158 wieder an König Wladiſlaw von Böhmen zu Lehn. In dieſe erſte böhm. Epoche fällt die maſſenhafte Einwanderung Deutſcher von Weſten her, welche theils an der uralten, quer durch das Land führenden Handelsſtraße aus altſlaw. Dörfern (Kamenz, Löbau, Görlitz, Lauban) deutſche Städte, theils in den waldigen Gegenden im Norden und Süden ganz neue deutſche Dörfer ſchufen und ſo den Grund zu der allmählichen Germaniſation wenigſtens einzelner Landestheile legten. Bald nach ſeinem Regierungsantritt (1253) gab Ottokar II. von Böhmen das Land als Pfand für die Mitgift ſeiner Schweſter Beatrix an deren Gemahl, den Markgrafen Otto III. von Brandenburg; ſo bildete daſſelbe 1253—1319 einen Beſtandtheil des damaligen brandenb. Staates. Im J. 1268 wurde das Land zwiſchen den beiden Linien der Markgrafen von Brandenburg in eine weſtl. Hälfte, das Land Budiſſin (im engern Sinne), und in eine öſtliche, das Land Görlitz, getheilt, wodurch die Stadt Görlitz Hauptſtadt der öſtl. Hälfte wurde. Nach dem Tode des Markgrafen Woldemar d. Gr. von Brandenburg (1319) bemächtigte ſich Herzog Heinrich von Jauer, ein Anverwandter deſſelben, des Landes Görlitz; das Land Budiſſin aber ſtellte ſich freiwillig unter Johann den Luxemburger, als den damaligen Träger der Krone Böhmen, an welche 1346 nach Herzog Heinrich's kinderloſem Tode auch die öſtl. Hälfte völlig wieder zurückfiel. In demſelben Jahre (1346) ſchloſſen die fünf freien, d. h. unmittelbar unter dem Landesherrn ſtehenden Städte

Digitized by Google

Budissin, Görlitz, Kamenz, Löbau, Lauban und das bisher zum Lande Böhmen gehörige Zittau den sog. Sechsstädtebund gegen die zahlreichen adeligen Straßenräuber, durch welchen die Corporation dieser sechs königl. Städte nach und nach zu einer dem Adel völlig ebenbürtigen Stellung gelangte. Land (d. h. Rittergutsbesitzer) und Städte blieb seitdem die Bezeichnung für die beiden Stände des Landes Budissin. Während der langwierigen hussitischen Wirren im Königreich Böhmen hielt dasselbe zur kath. Partei und erkannte daher später (1467), ebenso wie die Niederlausitz, König Mathias von Ungarn als Landesherrn an. Durch die ungar. Kanzlei zu Ofen ward nun für das nördlichere, niedrigere, dieser beiden Länder die Benennung Niederlausitz, für das südlichere, höhere, die der Oberlausitz allgemein eingeführt. Seit 1490 wieder mit Böhmen vereinigt, nahm die Oberlausitz im 16. Jahrh. schnell und fast durchgängig die Reformation an. Als im Schmalkaldischen Kriege König Ferdinand von Böhmen auch von der Oberlausitz ein Truppencontingent gegen den geächteten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen unter Androhung eines Pönfalls verlangte, stellten Adel und Städte, jeder Stand für sich, die begehrten Söldner auf die Frist von zwei Monaten. Diese Frist ging für die Städte eben vor der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) zu Ende. Ihre Abgeordneten lohnten die Söldner ab und entließen sie. Der Adel aber beließ die seinigen auch ferner bei dem Heere. Deshalb wurden die Sechsstädte von dem siegreichen König nun des Hochverraths angeklagt und all ihrer Rechte, Privilegien und Landgüter verlustig erklärt, außerdem noch zu Zahlung einer hohen Strafsumme verurtheilt. Erst nach und nach gelang es ihnen, die frühern Privilegien und Freiheiten und wenigstens einen Theil ihrer Güter von dem königl. Fiscus durch immer neue Geldopfer zurückzuerwerben. Da beim Beginn des Dreißigjährigen Kriegs auch die Abgeordneten der Oberlausitz auf dem allgemeinen Landtage zu Prag Kurfürst Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen mitwählten, so unterwarf 1620 Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen im Auftrage König Ferdinand's II. mit Waffengewalt die beiden L. und erhielt dieselben 1623 zunächst als Pfand, 1635 aber als Erblehn der Krone Böhmen für die aufgewendeten Kriegskosten nebst deren Zinsen.

Die Niederlausitz hat ihren Namen von dem slaw. Stamme der Lusici erhalten, welche von Bober und Oder im Osten bis gegen die Schwarze Elster im Westen hin wohnten, und ward 963 von Markgraf Gero unterworfen und dem Deutschen Reiche einverleibt. Anfangs ein Theil der sog. Ostmark, bildete dies Land später eine besondere Mark L., welche nach häufigem Herrscherwechsel 1136 an Konrad d. Gr. von Meißen gelangte und nun, bald mit Meißen vereinigt, bald wieder davon getrennt, im Besitze der Wettiner blieb, bis 1303 Diezmann, der Bruder Friedrich's des Freidigen von Meißen, sich genöthigt sah, dies sein Land an die Markgrafen von Brandenburg zu veräußern. So standen jetzt die beiden L. auf kurze Zeit gemeinsam unter den brandenb. Askaniern. Als 1319 mit Woldemar d. Gr. dies Haus erlosch, übergab König Ludwig der Baier Brandenburg und die übrigen noch damit verbundenen Länder 1324 seinem eigenen Sohne Ludwig zu Lehn. Von den Wittelsbachern wurde die Niederlausitz mehrfach an benachbarte Fürsten (Meißen, Schweidnitz) versetzt und endlich 1373 völlig an Kaiser Karl IV. abgetreten. Seitdem dem böhm. Reiche incorporirt, hatte sie, einzelne neue Verpfändungen abgerechnet, mit der Oberlausitz nicht nur gleiche Landesherren, sondern auch meist gleiche Schicksale. Durch den Traditionsreceß vom 30. Mai 1635 und den Traditionsabschied vom 24. April 1636, durch welche die beiden L. völlig an Kursachsen abgetreten wurden, verpflichtete der Kaiser den Kurfürsten vor allem, die kath. Stifter sowie überhaupt den Katholicismus in beiden Ländern bei all seinen Rechten und Privilegien und in seinem damaligen Bestande zu belassen und zu erhalten, und behielt der Krone Böhmen in dieser Hinsicht ein Oberschutzrecht vor. In polit. Beziehung ward bestimmt, daß nach dem eventuellen Aussterben des kursächs. Mannsstammes (und des seitdem wirklich ausgestorbenen Mannsstammes des damaligen Hauses Sachsen-Altenburg) es der Krone Böhmen freistehen solle, ob sie die L. an den Mannsstamm der damals lebenden Töchter des Kurfürsten Johann Georg I. (das jetzige Haus Hessen-Darmstadt und das Haus Oldenburg in Rußland und Oldenburg) weiter forterben lassen oder einlösen wolle, daß aber nach Aussterben auch dieser Linien beide Länder ohne Entschädigung an die Krone Böhmen zurückfallen sollten. Als 1815 die gesammte Niederlausitz und die Hälfte der Oberlausitz von Sachsen an Preußen abgetreten werden mußte, verzichtete Oesterreich zu Gunsten Preußens auf alle Rechte, die ihm aus dem Traditionsrecesse von 1635 auf diese Länder zustanden. In Betreff des bei Sachsen gebliebenen Theils der Oberlausitz ist ein solcher Verzicht nicht erfolgt.

Die Niederlausitz (6834 QKilom. mit 395,800 E., wovon 50,000 Wenden, Nachkommen

Digitized by Google

der slaw. Lusici) wurde von Preußen zur Provinz Brandenburg geschlagen und bildet hier die Kreise Luckau, Sorau, Guben, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus; die östl. und nördl. Oberlausitz (3400 QKilom. mit 243,500 E., wovon 32,000 Wenden, Nachkommen der slaw. Milzener) bildet die Kreise Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban der Provinz Schlesien. Der einst fast völlig autonome Landtag hat jetzt wesentlich nur noch die Verwaltung der diesen Landschaften zustehenden Stiftungen und Gelder. Die sächs. Oberlausitz (2300 QKilom. mit 300,000 E., wovon 50,000 Wenden) bildete auch nach 1815 einen besondern, von den sächs. Erblanden geschiedenen Kreis, später wenigstens den Hauptbestandtheil der Kreisdirection, jetzt Kreishauptmannschaft Bautzen (s. d.) und hat das Recht behalten, den auf den allgemeinen Landtagen des Königreichs Sachsen vereinbarten Gesetzen auf den jährlich dreimal zu Bautzen abgehaltenen Particularlandtagen noch ihre specielle Genehmigung ertheilen zu dürfen. Vgl. Käuffer, «Abriß der Oberlausitz. Geschichte» (3 Bde., Görl. 1803); Th. Schelz, «Gesammtgeschichte der Ober- und Niederlausitz» (Bd. 1, bis 1373, Halle 1847); Knothe, «Urkundliche Grundlagen zu einer Rechtsgeschichte der Oberlausitz bis Mitte des 16. Jahrh.» (Görl. 1877); Köhler, «Geschichte der Oberlausitz für Schule und Haus» (Görl. 1864).

Laut nennt man den bei bestimmten Stellungen und Bewegungen der Organe des Mundes und Kehlkopfs durch den Respirations-(Athmungs-)strom erzeugten Schall. Die Fähigkeit L. zu bilden ist sehr ausgedehnt, aber von Bedeutung, hauptsächlich für die Sprachwissenschaft, sind die L. nur insofern, als sie artikulirt sind, d. h. zu Lautverbindungen innerhalb der Sprache, zu Wörtern, verwandt werden. Der Lautbestand, d. h. die Summe bestimmter L., ist in den verschiedenen Sprachen verschieden und unterliegt auch in derselben Sprache Veränderungen. Diese gehen nach bestimmten Gesetzen vor sich, den Lautgesetzen, die, den Naturgesetzen gleich, von der menschlichen Willkür unabhängig sind. Sie sind das hauptsächlichste Mittel, um die Verwandtschaft von Sprachen aufzudecken und das Verhältniß der verwandten zueinander zu bestimmen. So bilden z. B. die german. Sprachen durch das Gesetz der Lautverschiebung (s. d.) innerhalb der indogerman. Sprachfamilie eine besondere Gruppe, und unter den germanischen wieder die hochdeutschen Dialekte durch die zweite Lautverschiebung eine eigene Abtheilung. Die L. werden nach bestimmten Principien eingetheilt; als Beispiel seien hier die L. der indogerman. Sprachen und zwar die der Ursprache, von denen die der von ihr stammenden Sprachen abgeleitet sind, angeführt. Sie werden eingetheilt in Vocale (s. d.) und Consonanten (s. d.): die Vocale sind a, i, u; durch Vorschlag eines a vor i und u (Zulaut, Guna, Steigerung) entstehen die Diphthonge ai und au. Die Consonanten theilt die neuere Wissenschaft in momentane und Dauerlaute, die erstern wieder in tenues: k, t, p; mediae: g, d, b; aspiratae: gh, dh, bh; die Dauerlaute in Spiranten: j, s, v; Nasale: n, m; R-(und L-)Laute: (liquidae) r (l). In Beziehung auf die bei ihrer Hervorbringung thätigen Organe ordnen sich diese L. folgendermaßen: gutturales (Kehllaute): k, g, gh, a; palatales (Gaumenlaute): j, i; linguales (Zungenlaute): r (l); dentales (Zahnlaute): t, d, dh, s, n; labiales (Lippenlaute): p, b, bh, v, m, u. Die Bedeutung der L. und Lautgesetze für die Erkenntniß der Sprachen, namentlich für die Etymologie, ist erst durch die vergleichende Sprachwissenschaft offenbar geworden, vorzüglich durch die Werke von J. Grimm, Bopp, Diez, Schleicher u. a. Mit den natürlichen Bedingungen der Lautbildung und Lautveränderung beschäftigt sich die Lautphysiologie. Vgl. Brücke, «Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute» (Wien 1856); Merkel, «Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans» (2. Aufl., Lpz. 1863); Sievers, «Grundzüge der Lautphysiologie» (Lpz. 1876).

Laute (ital. liuto), ein jetzt veraltetes Saiteninstrument, dessen Spielart der der Guitarre ähnlich war. Die L. hat einen gewölbten Körper, aus dünnen Spänen zusammengesetzt, und einen ziemlich langen Hals, dessen oberes Ende (Kragen) mit den Wirbeln in einem stumpfen Winkel zurückgebogen ist. Von den in Chöre abgetheilten 14 Saiten wurden nur die 6 höhern auf dem mit Bünden bezeichneten Griffbret durch die Finger der linken Hand gegriffen, die 8 tiefern blieben für die Dauer eines Stücks unverändert, nach dessen jedesmaliger Tonart sie gestimmt wurden. Die L. hat eine von der gewöhnlichen Notenschrift ganz abweichende Tabulatur mit einem System von sechs Linien. Sie spielte in frühern Zeiten eine bedeutende Rolle. Nicht nur war sie, gleich dem Pianoforte, ein allgemein verbreitetes häusliches Instrument, sondern sie war auch im Orchester von hoher Bedeutung als ein sehr bequemes Mittel zur Ausführung einer Generalbaßstimme, zur Begleitung der Recitative u. s. w. Mit der steigenden Vervollkommnung anderer Saiteninstrumente, namentlich des Pianoforte, kam sie am Ende des 18. Jahrh. ganz außer Gebrauch. Der Ursprung der L. reicht bis ins Alterthum zurück.

Digitized by Google

Lauter heißen mehrere kleine Flüsse und Bäche in Deutschland. Der bemerkenswertheste ist die L. (franz. auch Lutter genannt) im bair. Regierungsbezirk Pfalz, welche auf den Vogesen bei Waldfischbach entsteht, die Grenze zwischen der bair. Pfalz und Elsaß-Lothringen bildet, dann in letzterm über Weißenburg und Lauterburg fließt und 5 Kilom. unterhalb Lauterburg nach einem Laufe von 86 Kilom. in den Rhein fällt. Zwischen beiden Städten zogen sich früher an dem steilen Süduser des Flusses 18 Kilom. weit die Linien der L. (les lignes de la Lutter) hin, auch die Weißenburger und Lauterburger Linien genannt, eine zusammenhängende Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, welche namentlich im Spanischen Erbfolgekriege und, wie der nördlich angrenzende Bienwald, 1793 mehrfach Schauplatz blutiger Gefechte waren. Am 4. Juli 1705 wurde die Linie von den Franzosen unter Villars gegen die Kaiserlichen forcirt. Am 13. Oct. 1793 ward sie von den Oesterreichern unter Jellachich den Franzosen, aber schon 25. Dec. wieder von den letztern unter Hoche genommen.

Lauterburg, Stadt mit 2000 E. im Kreise Weißenburg des deutsch-reichsländischen Bezirks Unterelsaß, an der Lauter unweit deren Mündung in den Rhein, an der Elsaß-Lothringer und der Pfälzischen Eisenbahn, wurde beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs 4. Aug. 1870 von bad. Truppen unter General von Werder ohne weitern Widerstand besetzt. L. war unter franz. Herrschaft eine Festung, ist aber jetzt als solche aufgegeben.

Läutewerk (Elektrisches), s. Elektromagnetismus.

Lautirmethode, s. Lesen und Lesemethoden.

Lautverschiebung nannte Jakob Grimm ein Lautgesetz der german. Sprachen, dessen Wirkungen er zwar nicht zuerst beobachtete (namentlich der dän. Sprachforscher Rask war der richtigen Zusammenstellung der Erscheinungen sehr nahe), aber zuerst auf einen bestimmten gesetzlichen Ausdruck brachte. Dieses Gesetz besteht darin, daß die ursprünglichen momentanen Consonanten des Indogermanischen: tenues k, t, p; mediae g, d, b; aspiratae gh, dh, bh (im Griechischen, mit dem man zum Zwecke der Erläuterung des Gesetzes öfter zu vergleichen pflegt, erscheinen diese Laute als k, t, p; g, d, b; ch, th, ph), einem regelmäßigen Wechsel unterworfen sind, nach welchem die tenues zu aspiratae kh, th, ph; die mediae zu tenues k, t, p; die aspiratae zu mediae werden g, d, b; doch hat schon das älteste Deutsch, das Gothische, statt kh, ph die Spiranten h, f. Im Gothischen entspricht daher haúrn (spr. horn) dem griech. κέρας (lat. cornu), threis dem griech. τρεῖς (lat. tres, drei), fadar dem griech. πατήρ (lat. pater) u. s. w. (Vgl. Schleicher, «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen», 4. Aufl., Weim. 1876.) Auf der angegebenen Lautstufe haben außer dem Gothischen aber nur verharrt die niederdeutschen Dialekte, das Altnordische mit den neunordischen Sprachen, das Angelsächsische und Englische; alle hochdeutschen Dialekte haben eine zweite L. durchgemacht (gegenüber welcher jene die erste oder allgemein germanische genannt wird), indem die urdeutschen Consonanten (gewöhnlich legt man zur Vergleichung den goth. Lautbestand zu Grunde) dieselbe Bewegung noch einmal durchlaufen, h und f bleiben jedoch unverändert: so sollte der Theorie nach goth. k, t, p zu kh, th, ph werden; dafür sind aber stets schon die Spiranten ch, z, f (pf) eingetreten, z. B. goth. juk, althochdeutsch joch, goth. tamjan, althochdeutsch zamjan, zeman (zähmen), goth. hlaupan, althochdeutsch hlaufan (laufen), dagegen z. B. goth. haúrn, hochdeutsch ebenfalls horn; goth. g, d, b sollte zu k, t, p werden; es geschieht dies aber nicht in allen hochdeutschen Dialekten (nur im sog. strengen Althochdeutsch); goth. th wird zu d, z. B. goth. threis, althochdeutsch dri (drei). Vgl. R. von Raumer, «Die Aspiration und die L.» (Lpz. 1837); Scherer, «Zur Geschichte der deutschen Sprache» (Berl. 1868).

Lava nennt man die bei vulkanischen Eruptionen in glutflüssigem Zustande der Erdtiefe entströmenden Massen, welche beim Erkalten zu festen, zum Theil blasigen oder schlackigen, meist aber dichten, auch wol glasigen Gesteinen erstarren. Die Laven sind wahrscheinlich Ergießungen des noch jetzt heißflüssigen Erdinnern, wie die andern sog. Eruptivgesteine, die Basalte, Grünsteine, Granite u. s. w., dergleichen Ergießungen in frühern Perioden waren. Ihre Zusammensetzung ist im allgemeinen diesen Gesteinen ganz ähnlich; sie schließen sich in dieser Beziehung ihnen vollständig an. Man unterscheidet Trachytlaven, Basaltlaven und Andesitlaven. Sie sind in der That nichts anderes als Trachyte, Basalte und Andesite, welche in neuester Zeit als Lavaströme geflossen sind. Der Ausdruck L. bezeichnet also nicht eine besondere Gesteinsart, sondern nur die vulkanische Entstehungsweise verschiedener Gesteinsarten.

Laval, Hauptstadt des franz. Depart. Mayenne, am Flusse Mayenne in der ehemaligen Grafschaft Maine, an der Westbahn, 301 Kilom. im Westsüdwesten von Paris, ist im alten Theile schlecht gebaut, aber malerisch zwischen zwei Hügeln gelegen und mit alten festen Mauern

Digitized by Google

umgeben. Die Stadt hat ein altes großes Schloß mit einem Donjon, welches einst Residenz der Herzoge von L. war und seit der Revolution als Gefängniß dient, einen Justizpalast in einem ehemaligen Schlosse, einen 1859 vollendeten bischöfl. Palast, mehrere monumentale Kirchen, darunter die Dreifaltigkeitskirche an der Stelle eines frühern Forts, das selbst wiederum die Stelle eines Jupitertempels eingenommen haben soll, eine schöne Brücke mit geschmackvollen Bogen, einen granitenen Viaduct der Eisenbahn mit neun Bogen und eine große, von den Herzogen von Trémouille erbaute Leinwandhalle. L. zählt (1872) 26,343 E. und ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Gewerberaths, einer Handelskammer und einer Bankfiliale. Auch hat der Ort ein Lyceum, ein Lehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, eine öffentliche Bibliothek von 16,000 Bänden, ein Naturaliencabinet, eine Ackerbaukammer, eine Gartenbaugesellschaft, eine Correctionsanstalt und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bevölkerung unterhält sehr bedeutende Manufacturen, namentlich in Leinwand, in Kattun und andern Baumwollwaaren, in Papier und Töpferwaaren, außerdem Eisenhütten, Kalköfen, Oel-, Getreide- und Lohmühlen, Gerbereien, Marmorbrüche und Färbereien. Auch besteht ein lebhafter Handel mit den Erzeugnissen dieser Industrie, sowie mit Kleesamen, Korn, Vieh, Holz für die Marine. Die Märkte des Ortes sind daher sehr bedeutend. L. wurde angeblich von Karl dem Kahlen gegen die Einfälle der Bretagner erbaut, war später eine Baronie, die 1429 zur Grafschaft und Pairie erhoben wurde, und kam dann durch Heirath an das Haus Montmorency, 1521 an Franz von Trémouille. Am 25. Oct. 1793 siegten die Vendéer unter Laroche über die Republikaner unter Westermann bei dem 9,5 Kilom. im Süden gelegenen Dorfe Entrammes, von wo sich 27. Oct. die Schlacht gegen die Mainzer noch 18,5 Kilom. weiter, bis Château-Gontier (s. d.), hinzog. Den Namen L. führen noch 26 andere Ortschaften in Frankreich.

Lavaletta, Hauptstadt der brit. Insel Malta, auf einer Landzunge, einst der Hauptsitz des Ordens der Johanniterritter, benannt nach dem Großmeister Jean de Lavalette, der sie 1566 gründete, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick und ist gut gebaut, stark befestigt und fast unbezwinglich, da die meisten Werke in Fels gehauen sind. Sie hat zwei ebenso geräumige als sichere Häfen, von denen der eine seit der brit. Besitznahme zum Freihafen erklärt ist, der andere als Quarantänehafen (Marsamuscetto) dient. Als höchst wichtiger strategischer Punkt zur See ist L. das Hauptquartier der engl. Flottenstation im Mittelmeere. Die Straßen sind breit und meist mit Lava gepflastert und die Quais an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der ehemalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brit. Gouverneurs, der Palast der sieben Zungen (Provinzen des ehemaligen Ordens), das Stadthaus, die gewaltige Hauptkirche zu St.-Johann und das reich ausgerüstete Seezeughaus. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind zu erwähnen: die Universität, die Sternwarte, die Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden, das allgemeine, das Floriana- und das Militärhospital, das Theater und der botan. Garten, der südlichste Europas. Die Stadt hat 23,817 E., mit ihren Vorstädten 36,439 E., welche bedeutende Seeschifffahrt und Handel treiben.

Lavalette (Marie Chamans, Graf), Generalpostdirector unter Napoleon, 1769 zu Paris in niederm Stande geboren, hatte sich erst dem geistlichen Stande, dann dem Rechtsstudium gewidmet. Als Nationalgardist bei den Ereignissen vom 10. Aug. 1792 betheiligt, trat er als Freiwilliger in die Armee, kämpfte am Rhein und in Italien und wurde nach der Schlacht von Arcole Adjutant Bonaparte's. Durch seine Vermählung mit Emilie Louise Beauharnais, der Nichte Josephinens, trat er Bonaparte näher. Er begleitete denselben nach Aegypten, unterstützte die Revolution vom 18. Brumaire und wurde dafür vom Ersten Consul an die Spitze des Postwesens gestellt und nach Gründung des Kaiserreichs zum Generalpostdirector und Grafen erhoben. Mit der Restauration von 1814 mußte er diesen wichtigen Posten an den Grafen Ferrand abgeben. Als Ludwig XVIII. 20. März 1815 bei der Annäherung Napoleon's Paris verließ, erschien L. einige Stunden nachher mit dem General Sebastiani vor Ferrand und nahm demselben im Namen des Kaisers die Postverwaltung ab. Dieser kühne Streich trug sehr viel zur Wiederherstellung der Napoleonischen Herrschaft bei. Nach der Rückkehr der Bourbons wurde L. 18. Juni 1815 verhaftet und 19. Nov. vor die Assisen gestellt, die ihn des Hochverraths schuldig erkannten. Seine Gemahlin, entschlossen, ihn zu retten, wirkte sich die Erlaubniß aus, ihn am Vorabend vor seiner Hinrichtung (23. Dec.) mit ihrer Tochter zu besuchen. In dem Gefängniß wechselte sie mit dem Delinquenten die Kleider und blieb daselbst zurück, während L. in den Gewändern seiner Frau nebst der Tochter in einer Sänfte unerkannt davon-

Digitized by Google

getragen wurde. Nachdem er 14 Tage verborgen gelebt, brachten ihn drei Engländer: General Wilson, Hauptmann Hutchinson und ein gewisser Bruce, im offenen Wagen und in der Uniform eines engl. Oberst über die Grenze nach Mons, wo er den Weg nach München einschlug. Die drei Männer wurden nebst zwei andern Engländern zu Paris in einen langen Proceß verwickelt. Die Gemahlin L.'s mußte längere Zeit im Gefängniß bleiben, verfiel darüber in Geisteszerrüttung und starb 1855. Im J. 1822 begnadigte Ludwig XVIII. den Flüchtling und gab ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. L. starb zu Paris 15. Febr. 1830. Seine «Mémoires et souvenirs» (2 Bde., Par. 1831) wurden von seiner Familie herausgegeben.

Lavallière (Louise Françoise de Labaume Leblanc, Herzogin de), Geliebte Ludwig's XIV., geb. 7. Aug. 1644 zu Tours, aus einer altadeligen Familie, verlor zeitig ihren Vater. Ihre Mutter, die sich in zweiter Ehe mit einem Baron von Saint-Remi verheirathete, brachte sie an den Hof des Herzogs von Orléans, wo sie Ehrendame der Prinzessin Henriette von England wurde. Ungeachtet sie keine große Schönheit war und ein wenig hinkte, bezauberte sie doch unbewußt durch Anmuth, Bescheidenheit und liebenswürdiges Wesen. Sie liebte den König schon längere Zeit und suchte diese Neigung zu bekämpfen, als sich derselbe gegen 1661 ebenfalls von ihr angezogen fühlte. Sie gebar dem König vier Kinder, von denen eine Tochter, Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, und der Graf von Vermandois, geb. 1667, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter Gunsten das Landgut Baujour und die Baronie Saint-Christophle zum Herzogthum und zur Pairie. Ihre Leiden begannen, als sie sah, daß die Montespan (s. d.) in der Gunst des Königs stieg. Sie entfloh deshalb 1674 förmlich vom Hofe in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris, nahm als Louise de la Miséricorde den Schleier und starb 6. Juni 1710. Sie gilt als die Verfasserin der «Réflexions sur la miséricorde de Dieu» (Par. 1685; zuletzt herausg. von Romain-Cornut, Par. 1854). Frau von Genlis, welche diese Schrift (1804 u. öfter) herausgab, machte sie zum Gegenstande des Romans «Mademoiselle de L.», und Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vgl. «Mémoires de Madame la duchesse de L.» (2 Bde., Par. 1829); Quatremère de Roffy, «Histoire de Madame de L., duchesse et carmélite» (Par. 1823). Ihr Leben beschrieben auch Capefigue (1859), Houssaye (1860) und Duclos (1869).

Lavater (Joh. Kasp.), einer der merkwürdigsten Männer des 18. Jahrh., wurde 15. Nov. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Er erhielt seine Vorbildung auf dem Akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann daselbst dem Studium der Theologie, indem er schon früh ascetisch-mystische Neigungen zeigte. Eine Probe von Thatkraft und Freiheitsliebe gab er, als er mit Heinrich Füßli den Landvogt Grebel, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen niemand gewagt hatte, 1762 bei der Regierung anklagte. In Gesellschaft Füßli's reiste er 1763 über Leipzig nach Berlin und dann zu dem gefeierten Propst Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1764 machte er sich zuerst durch seine trefflichen «Schweizerlieder» (Bern 1767) bekannt, denen die schwärmerisch-ascetischen «Aussichten in die Ewigkeit» (3 Bde., Zür. 1768—73; 3. Aufl., 4 Bde., 1777—78) folgten. Er wurde 1769 Diakonus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche zu Zürich, 1778 Diakonus an der dortigen Peterskirche und, nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt, 1786 Pfarrer an derselben Kirche. Seine früh geübte Beobachtungsgabe hatte ihn in Stand gesetzt, sich von allen Personen, mit denen er in Berührung kam, nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihrer Natur und ihres Charakters zu machen, und da dieses Bild in seinem alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so überzeugte er sich allmählich von einer allgemeinen Uebereinstimmung des äußern Menschen mit dem innern. So kam er auf den Gedanken, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären und die Physiognomik zur Wissenschaft zu erheben. Nachdem er seit 1769 mit Ausführung dieser Idee sich beschäftigt, ließ er seine «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe» (4 Bde., Lpz. u. Winterth. 1775—78; franz. mit vielen Zusätzen von L., 3 Bde., Haag 1781—85; im Auszuge von Armbruster, 3 Bde., Winterth. 1783—87; 2. Aufl. 1829) erscheinen, wodurch er eine ungemeine Berühmtheit erlangte. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg und andern Künstlern gestochener und meist wohlgetroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahl das Werk ebenso wie der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und begeisterten Ausrufungen hinrollenden Stils. Aus der darüber entstandenen literarischen Fehde, in welcher besonders Lichtenberg's witziger Aufsatz «Ueber Physiognomik wider die Physiognomen» den Ausschlag gab, trug Joh. Georg

Digitized by Google

Zimmermann, der treueste Bewunderer L.'s, unheilbare Wunden und der unbefangene Theil der Leser die Ueberzeugung davon, daß die Grundlage der Physiognomik L.'s nur in dessen persönlichen Gefühlen zu suchen sei. Besonders witzig wurden L.'s Erfindungen von Musäus in dessen «Physiognomischen Reisen» persiflirt. Unerschütterlich hielt L. an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, welche, aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie und philos. Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. L. war überaus hochgeachtet von seiner Familie und Gemeinde und mittels eines lebhaften Briefwechsels in Gewissensangelegenheiten der Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands. Seine Reisen waren Triumphzüge, und gewiß hat kein prot. Geistlicher des 18. Jahrh. mehr Verehrung genossen, als man L. auf seiner Reise nach Bremen bewies. Dieses alles nährte L.'s angestammte Eitelkeit und veranlaßte ihn bisweilen zu kleinlicher Besorgniß für seinen Ruhm, welcher, als er das Tagebuch einer Reise herauszugeben anfing, die er 1793 auf Einladung des Ministers Bernstorff nach Kopenhagen unternommen hatte, durch Knigge's «Reise nach Fritzlar» und Joh. Ludw. Ummius' «Freudenlied der Jünger L.'s» in Gefahr kam. Die Französische Revolution erfüllte ihn anfangs mit republikanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu. Dabei griff er mit Kühnheit in jede öffentliche Bewegung ein. Auch hörte er nicht auf, für Recht und Ordnung zu sprechen und die Willkür fremder Machthaber zu rügen, weshalb er endlich, auf den Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin, im Mai 1799 nach Basel deportirt wurde. Nach einigen Monaten entlassen, setzte er in Zürich seine Amtsthätigkeit mit dem gewohnten Eifer wieder fort, bis sie 26. Sept. 1799, als Masséna Zürich wieder einnahm, für immer gehemmt wurde. Auf der Straße beschäftigt, Bedrohten beizustehen, schoß ein wahrscheinlich betrunkener Grenadier ihn durch die Seite. Nach langen Qualen starb er 2. Jan. 1801. Er selbst gab seine «Vermischten Schriften» (2 Bde., Winterth. 1774—81) sowie seine «Sämmtlichen kleinern prosaischen Schriften» (3 Bde., Winterth. 1784—85), Geßner «L.'s nachgelassene Schriften» (5 Bde., Zür. 1801—2) und Orelli «L.'s ausgewählte Schriften» (8 Bdchn., Zür. 1841—44) heraus. Unter seinen Dichtungen sind neben den schon erwähnten «Schweizerliedern» seine bis in die neueste Zeit wiederholt aufgelegten «200 christl. Lieder» hervorzuheben. Vgl. Geßner, «L.'s Lebensbeschreibung» (3 Bde., Winterth. 1802—3), «Goethe's Briefe an L.» (herausg. von Hirzel, Lpz. 1833); Hegner, «Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung L.'s» (Lpz. 1836); Bodemann, «L. nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt» (Gotha 1856); Ehmann, «Briefwechsel zwischen L. und Hasenkamp» (Bas. 1870).

Lavatēra nannte Linné eine zur 16. Klasse seines Systems und zur Familie der Malvaceen gehörende Pflanzengattung, deren Arten, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher, sich von Malva (s. Malve) vorzüglich durch den verwachsenblätterigen, in drei bis sechs Zipfel zertheilten Außenkelch unterscheiden. Zu dieser besonders in den Mediterranländern verbreiteten Gattung gehört eine sehr beliebte Sommerzierpflanze unserer Gärten, die Gartenlavatere (L. trimestris L.) aus Südeuropa, bei welcher große rosenrothe oder weiße Blumen einzeln in den Blattwinkeln stehen. Sie vermehrt sich durch Samen und gedeiht ohne alle Pflege.

Lavement, s. Klystier.

Lavendel (Lavandula Tourn.) ist der vielleicht vom lat. lavare, d. h. waschen, abstammende Name einer zu den Lippenblütlern (Labiaten) gehörenden Pflanzengattung, bei deren Arten, lauter Halbsträuchern der Mediterranländer, die Blüten in zu Aehren zusammengedrängte Scheinquirle gestellt und aus einem röhrig-walzigen, faltig-genervten Kelch und einer zweilippigen Blumenkrone mit helmartiger, zweilappiger Oberlippe zusammengesetzt sind. Die zweimächtigen, mit nierenförmigem Beutel versehenen Staubgefäße sind sammt dem Griffel in der Röhre der Blumenkrone eingeschlossen. Alle Lavendelarten besitzen einen starken, durchdringenden, aber angenehm-aromatischen Geruch, welcher von ihrem reichen Gehalt an ätherischem Oel herrührt. Mehrere Arten sind deshalb zu officinellen Pflanzen geworden. Dahin gehört der gemeine oder schmalblätterige L. oder die Spike (L. Spica L. oder angustifolia Ehrh.), welche auf steinigen Bergen und Hügeln in Südeuropa einheimisch ist und blaue Blumen trägt, bei uns allgemein in Gärten, besonders auch zu Einfassungen der Blumenbeete cultivirt wird. Von dieser angenehm gewürzhaft riechenden und gewürzhaft-bitter schmeckenden Pflanze sind die länglich-linealen oder schmal-lanzettförmigen Blätter und noch mehr die Blütenähren in der Heilkunde als starkes Reizmittel gebräuchlich und werden vorzüglich äußerlich angewendet. Als Räucherungsmittel sind die Lavendelblumen gleichfalls beliebt und wegen ihres starken Geruchs werden sie

Digitized by Google

auch als Mittel gegen die Motten gebraucht. Aus dieser Pflanze wird der Lavendelgeist (Eau de lavande) bereitet. Aus dem breitblätterigen L. (L. latifolia Ehrh.), welcher ebenfalls in Südeuropa einheimisch, aber bei uns gegen die Winterkälte weit empfindlicher ist, gewinnt man im südl. Frankreich das Lavendelöl oder Spiköl (Oleum Lavandulae) im großen, das jedoch im Handel meist mit Terpentinöl verfälscht vorkommt. Der Geruch dieser Art ist noch stärker als der des gemeinen L.

Laveno, Flecken in der ital. Provinz Como, auf dem linken Ufer des Lago-Maggiore, Pallanza gegenüber, an der Mündung des aus Val Cuvio kommenden Boëssio, überragt von dem aussichtsreichen Sasso di Ferro (1084 Mt.), zählt 1452 E. und besitzt bedeutende Töpfereifabriken. Ehemals ein befestigter Kriegshafen, wurde es 1859 von den Oesterreichern geräumt und die Festungswerke später von den Piemontesen geschleift. L. ist Station der Dampferlinie Magadino-Arona; mit Varese ist es durch eine 23 Kilom. lange Poststraße verbunden.

Laves (Georg Ludw. Friedr.), namhafter deutscher Architekt, geb. zu Uslar 17. Dec. 1789, erhielt seine Bildung in Kassel und Göttingen und auf Reisen nach Italien und Frankreich. Er machte sich zuerst durch einen Plan zu einem neuen Residenzschlosse in Hannover bekannt; doch kam in der Folge nicht dieser, sondern ein von seinem Oheim und Lehrer Jussow entworfener, von ihm blos umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan des Schlosses zur Ausführung. Diesem Bau, namentlich dem in schönen Verhältnissen erbauten Porticus, ist eine imposante Wirkung nicht abzusprechen. Nach seinem Plane wurde auch der Paradeplatz in Hannover ausgeführt und die am Ende desselben errichtete Waterloosäule ist lediglich sein Werk. Sehr bekannt wurde er durch seine Erfindung eines neuen Constructionssystems in Holz und Eisen, besonders für Brücken und große Bedachungen, wobei es keiner Widerlager bedarf. Im J. 1838 ging L. nach Italien, um die hauptsächlichsten Theater zu besichtigen, weil ihm der Bau eines neuen Schauspielhauses in Hannover übertragen worden war. Dieses wurde 1852 vollendet. Zu den übrigen Bauten, welche L. neben diesem seinem Hauptwerke errichtete, gehört ein Mausoleum für die Gemahlin des Königs Ernst August im Garten zu Herrenhausen sowie das dortige Palmenhaus. Ersteres ist nach Art des charlottenburger Mausoleums ausgeführt und auch durch Rauch's Hand mit der Bildsäule der Todten geschmückt worden. L. huldigte auch in seinen Privatbauten dem griech.-röm. Stil. Er starb 30. April 1864.

Lavinen oder Lauinen heißen die vom Hochgebirge sich ablösenden, zu Thal stürzenden oder gleitenden Schnee- und Eismassen. Man unterscheidet vier Arten derselben. Die Grundlavinen entstehen zumeist im Frühjahr bei föhnigem Wetter, wenn der Schnee an steilen Hängen, vom Föhn durchweicht, durch seine eigene Schwere, Felsen und Bäume mit sich reißend, ins Thal hinuntergleitet. Da diese L. in der Regel jedes Jahr dieselben Bahnen oder Lavinenzüge einschlagen und ihr Eintreffen mit ziemlicher Sicherheit aus den Witterungsverhältnissen sich berechnen läßt, so sind sie im ganzen wenig gefährlich. Feste, halb zu Eis gewordene Schneemassen, mit Erde und Steinen, oft auch mit geknickten Bäumen bedeckt, bezeichnen ihre Bahnen noch im Hochsommer. Die Schlaglavinen, die gefährlichsten, bilden sich an warmen Wintertagen, indem entweder ein Windschild, d. h. eine über den Bergrand vorspringende Schneewächte durch ihre eigene Schwere von der Felskante abgebrochen wird und andere Schneemassen mit sich reißend ins Thal stürzt, oder wenn eine Grundlavine ihre Schneemasse mit einem male über eine senkrechte Felswand hinabstürzt. Durch solche L. wurden im Oberwallis 18. Febr. 1720 zu Obergestelen 84 Personen, 17. Jan. 1827 zu Biel und Selkingen 52 Personen, im Tessin 7. Jan. 1863 zu Bedretto 28 Personen auf einmal begraben. Die Staublavinen, kaum weniger verderblich als die Schlaglavinen, mehr durch ihre Geschwindigkeit und den Luftdruck, den sie verursachen, als durch ihre Masse gefährlich, entstehen, wenn trockener, pulveriger Neuschnee vielleicht nur durch einen lauten Ruf, einen fallenden Stein oder den Fuß einer Gemse bewegt, pfeilschnell auf ältern, hart und glattgefrorenen Schneemassen abgleitet. Eis- oder Gletscherlavinen bilden sich im Sommer und bestehen aus Gletschereis, welches sich, besonders beim Vorrücken des Gletschers bis an den Rand einer steilen Wand, von dem Gletscher ablöst. Da diese L. meist in unbewohnten Gegenden fallen, sind sie im ganzen ungefährlich und bieten mit ihren donnernd niederstürzenden, an den Felswänden zerschellenden Eismassen eins der erhabensten Schauspiele der Alpen. Den besten Schutz gegen L. gewährt der dichtgeschlossene Wald, der deshalb an manchen Orten, z. B. bei Andermatt im urnerischen Urserenthal als Bannwald gehegt und geschützt wird. Wo der Wald fehlt, sucht man sich durch Dämme, Pfahlwerke, Flechtzäune und keilförmige, mit der Spitze der Bergseite zugewendete, aus Rasen und Stein erbaute Lavinenbrecher zu sichern.

Digitized by Google

Lavinium, Stadt in Latium, nordwestlich von Laurentum, wurde der Sage nach von Aeneas (s. d.) gegründet und zu Ehren seiner Gattin Lavinia, einer Tochter des Latinus, so genannt und war die Mutterstadt von Albalonga (s. d.).

Laviren, nautischer Ausdruck, s. Kreuzen.

Lavoisier (Antoine Laurent), der Begründer der antiphlogistischen Chemie, geb. zu Paris 16. Aug. 1743 als Sohn eines reichen Großhändlers, studirte unter Lacaille Astronomie, unter Rouelle Chemie und unter B. de Jussieu Botanik. Als 1764 die franz. Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, gewann er den Preis. Schon 1768 wurde er von der Akademie als Mitglied aufgenommen. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenstand der Untersuchung aller Chemiker; auch L. beschäftigte sich eifrig damit. Im J. 1771 machte er die ersten Versuche über den Gebrauch der Wage beim Studium der chem. Erscheinungen. Zu der nämlichen Zeit bewarb er sich beim Finanzwesen um eine Stelle als Generalpächter, die er auch erhielt. Er wurde 1776 an die Spitze der Salpeterregie gestellt und fand so Gelegenheit, die drückende Maßregel abzuschaffen, nach welcher die Beamten in den Keller jedes Privathauses dringen konnten, um daraus etwa vorhandene salpeterhaltige Erde zu entfernen; er wies nach, daß man von dieser Hülfsquelle absehen könne und veröffentlichte eine Vorschrift zur Erzeugung des Salpeters, welche lange Zeit den Salpeterfabrikanten als Richtschnur gedient hat. Allmählich kam er bei seinen umfassenden chem. Arbeiten dahin, den Irrthum der Theorie Stahl's (s. d.) einzusehen, nach welcher in den verbrennlichen Körpern ein eigenartiger Stoff, das sog. Phlogiston, sich befinden sollte, von dem man annahm, daß es beim Verbrennungsproceß entweiche. Die Entdeckungen Black's, Priestley's, besonders Cavendish's, der 1774 den Sauerstoff entdeckte, benutzend und die atmosphärische Luft analysirend, stellte er nun den Satz auf, daß bei der Verkalkung, d. h. beim Rosten eines Metalls, dasselbe Sauerstoff annehme, und begründete dadurch das antiphlogistische System. Er zerlegte 1783 zuerst das Wasser in seine Bestandtheile und bildete gleicherweise durch Verbrennung von Sauer- und Wasserstoffgas Wasser. Viel beschäftigte er sich auch mit der Theorie des Verbrennungsprocesses, des Wärmestoffs, der Auflösung der Metalle, der Vegetation, des Athmungsprocesses, der Gärung u. s. w. Nachdem er 1788 einer der Administratoren der Discontokasse und einer der Commissarien des Nationalschatzes geworden war, wurde er 1790 zum Mitgliede der berühmten Commission zur Regulirung des Maß- und Gewichtssystems ernannt. Als Mensch war L. höchst achtungswerth, und von seinem Vermögen machte er den edelsten Gebrauch. Nichtsdestoweniger wurde er nebst vielen andern ehemaligen Generalpächtern während der Schreckenszeit verhaftet, 6. Mai zum Tode verurtheilt und 8. Mai 1794 guillotinirt. L.'s Hauptwerk ist der «Traité élémentaire de chimie» (2 Bde., Par. 1789; 3. Aufl. 1801; deutsch von Hermbstädt, 2 Bde., Berl. 1792), dem sich die «Opuscules physiques et chimiques» (Par. 1774; 2. Aufl. 1801) und die von seiner Gattin herausgegebenen «Mémoires de chimie» (2 Bde., Par. 1805) anschließen. Die Verdienste L.'s um die Entwickelung der Chemie sind vielfach übertrieben und in der jüngsten Zeit durch kritische Forschungen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die antiphlogistische Theorie nichts weniger als der Anfang einer neuen Wissenschaft, sondern nur ein Stadium einer sich stetig vollziehenden Entwickelung sei. (S. Phlogiston.) Nichtsdestoweniger bleibt L. für alle Zeiten der große Forscher, dessen Arbeiten die Wissenschaft gefördert und namentlich dazu beigetragen haben, die Chemie als selbstständige Wissenschaft den übrigen Naturwissenschaften zur Seite zu stellen.

Lavoisium, ein von dem franz. Chemiker Prat 1877 in einigen Varietäten von Schwefelkiesen entdecktes, silberweißes, hämmer- und schmelzbares Metall, welches er Lavoisier (s. d.) zu Ehren benannte. Nach Prat's Angabe ist die Dichtigkeit dieses Metalls 7; es verändert sich selbst in feuchter Luft nicht, wird aber von Chlor, Brom und Jod bei gewöhnlicher Temperatur schon angegriffen; es bildet farblose und krystallisirbare Salze, in welchen Ferrocyankalium einen rosenrothen, Schwefelsäure einen rehfarbenen Niederschlag bildet; seine phosphorsauren Verbindungen sind in Ammoniak löslich. Die chem. Abbreviatur für dasselbe ist Ls. Das Mineral, in welchem Prat das L. gefunden und welches er Lavoisière genannt, ist schwarz und graphitartig, hat Metallglanz und kommt in festen Massen vor. Das Metall konnte durch Spectralanalyse nicht entdeckt werden, weil es mit Kupfer vermengt vorkommt und wie dieses 24 Hauptstreifen im Spectrum zeigt. In seinem Spectrum treten zwar die rothen Strahlen deutlicher hervor, es wird aber doch von dem des Kupfers völlig verdeckt, wenn man beide Metalle als Chlorverbindungen in die Bunsen'sche Flamme bringt.

Digitized by Google

Law (Jean), bekannt durch sein Finanzsystem und seine Creditoperationen während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich, wurde 1671 zu Edinburgh in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Bankier, kaufte das Landgut Lauriston, nach dem sich seine Nachkommen L. of Lauriston nannten. L. widmete sich in der Jugend mit Vorliebe der Mathematik und kam im Alter von 20 J. nach London; von hier ging er nach Amsterdam und trat als Commis in ein Contor, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Gegen 1700 kehrte er als eifriger Vertheidiger des damals noch wenig begriffenen Papiercredits nach Schottland zurück. L. machte dem schott. Parlament den Vorschlag zur Errichtung einer Art von Bankanstalt, die gegen Verpfändung von Grundeigenthum Zettel ausgeben sollte. Da man den Vorschlag ablehnte, entwarf er den Plan zu einer großartigen Creditanstalt und ging damit auf den Continent. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland und gewann als Spieler ein Vermögen von 2 Mill. Livres; doch vergebens bot er den Höfen seine Creditplane an. Als sich in den letzten Jahren Ludwig's XIV. die Finanzlage in Frankreich immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.'s am Hofe zu Versailles Eingang. L. versprach mittels einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallkapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen. Ludwig XIV. starb, als die Bank ins Leben treten sollte, und die Sache blieb liegen, weil sich Adel und Parlament dieser Neuerung widersetzten. Erst nachdem der Herzog von Noailles durch seine Finanzkünste die Lage des Staats noch unheilbarer gemacht, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubniß zur Errichtung einer Privatbank auf Actien, deren reeller Fonds nur 3,300,000 Livres betrug. Später acceptirte der Herzog von Orléans als Regent den vollen Plan L.'s. Ein Edict vom 4. Dec. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank, und L. blieb Director derselben. Sogleich begann eine ungeheuere Ausgabe von Bankzetteln. Unterdeß hatte L. auch eine Handelscompagnie auf Actien unter dem Namen Compagnie d'Occident gegründet, welche die Ausbeutung und Colonisirung der Länder am Mississippi bezweckte. Auch diese sollte in den Kreis der beabsichtigten Operationen eintreten. Man vereinigte die alten privilegirten Handelsgesellschaften mit der Mississippi-Compagnie und nannte sie Compagnie des Indes. Um das Ansehen und den Gewinn der Compagnie zu steigern, überließ man ihr ferner die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmählich das Tabacksmonopol, die Generalpacht, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaatseinnahme. Gegen Anfang 1719 setzte L. den eigentlichen Hebel seines sog. Systems in Bewegung, indem er das bisher in Frankreich wenig bekannte Börsenspiel im größten Maßstabe einführte. Eine außerordentliche Speculationswuth bemächtigte sich hiermit des Volks. Man trug das Gold in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, die eigentlich gar keine Garantie besaßen. Während die Actien enorm stiegen, folgte eine Actiencreirung und eine Ausgabe von Bankzetteln der andern. In der Mitte des Jahres verlor das Metallgeld gegen das Papier 10 Proc., und zu Ende wurde die Actie, die den Nominalwerth von 500 Livres besaß und 12 Proc. Dividende gab, mit 18—20,000 Livres verkauft. Handel, Industrie und Consumtion nahmen bei der Fülle des Kapitals den schnellsten Aufschwung. Inmitten des Ueberflusses unternahm nun L. die scheinbare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Actien nieder, die nie ausgegeben wurden, und nahm dafür Bankzettel. Die Compagnie lieh dann diese Zettel der Regierung zu 3 Proc., und letztere zahlte damit die 4procentigen Renten zurück. Die Gesammtzahl der Actien, die er in kurzen Zwischenräumen creirte, belief sich auf 625,000, von denen jedoch der dritte Theil in den Händen der Compagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man emittirte, betrug mehr als $3^1/_2$ Milliarden. Diese ungeheuere Papiermasse, nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden, noch wirklich im Umlauf bleiben. Das baare Geld des Landes betrug damals etwa 1200 Mill. Livres und reichte bei freier Circulation vollkommen hin, das Bedürfniß der Nation zu bestreiten. Die Speculanten von Fach, welche dieses Misverhältniß begriffen, suchten darum schon in den letzten Monaten 1719 ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, indem sie sich des Metallgeldes bemächtigten und das Papier auf dem Markte zurückließen. Dieses Verfahren öffnete dem Publikum endlich die Augen über die Unsolidität des Systems; das Mistrauen gewann die Oberhand und die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank, die sehr bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Systems zu bekleiden, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Curses die Actiendividende auf 40 Proc. und griff, da dies der Wuth, die Actien abzusetzen und die Zettel zu verwerthen, nicht Einhalt that, in der Verzweiflung zu einer Menge unerhörter Gewaltstreiche, welche die Conversion des Papiers unmöglich machen

Digitized by Google

sollten, die aber nur den Ruin des Credits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfniß der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt, die Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Confiscation befohlen, das Tragen und der Besitz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten. Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. 22. Febr. die Bank mit der Compagnie und spiegelte dabei den Actionären einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankrott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen sowie daß die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an diese seltsamen Gesetze nicht kehrte und die Realisirung der Effecten nur um so eifriger fortgesetzt wurde, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Doch auch dieses Mittel konnte nicht den Curs der Bankzettel, am wenigsten das Vertrauen herstellen, und L. beschloß endlich eine Verminderung der Papiere. Nachdem er 5. März die Actie gesetzlich auf den Fuß von 9000 Livres beschränkt, setzte er einige Tage später den Nominalwerth der Bankzettel auf die Hälfte herab. Diese unter den Umständen einzig vernünftige Maßregel brachte ganz Frankreich in Aufruhr und entschied das Schicksal L.'s und seines Systems. Das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden. L. legte das Ministerium nieder und im Juli stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf auf den zehnten Theil herab; die Actie, die kurz vorher 20,000 Livres gekostet, wurde zu Ende des Jahres kaum mit einem Louisdor bezahlt. L. überließ dem Staate sein großes Vermögen und floh, vom Volkshasse und seinen Feinden verfolgt, in den letzten Tagen des Dec. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm nun die Finanzen von der Compagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effecten an, in welchem die Masse des Papiers um mehr als den dritten Theil unterdrückt wurde. Das Publikum erhielt die Erlaubniß, den Rest in 1procentigen Staatsrenten anzulegen. Die Nation hatte bei diesem ersten Versuch zur Einführung des öffentlichen Credits unermeßlich verloren. L. ließ sich später in Venedig nieder. Hier verfiel er in große Dürftigkeit; als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40,000 Livres. Vgl. «Histoire du système de finances sous la minorité de Louis XV» (6 Bde., Haag 1739); Kurtzel, «Geschichte der L.'schen Finanzoperation» in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (1846); ferner die Schriften von Cochut (Par. 1853), Levasseur (Par. 1857) und Horn (Lpz. 1858).

Lawra, der Name einiger russ. Klöster ersten Rangs, deren Jurisdiction direct unter dem Heiligen Synod steht. Solcher Klöster gibt es außer der L.-St.-Sawwa zu Jerusalem noch vier in Rußland, nämlich: die Kiew-Petscherskaja-L. (das älteste Kloster in Rußland), die Troitzko-Sergejskische L. bei Moskau (gegenwärtig das reichste und angesehenste Kloster), die Alexandrowskaja-L. in Petersburg und die Potschaewskische-Uspenskische L. in der Ukraine. Die Vorsteher dieser Klöster stehen den Erzbischöfen gleich.

Lawrence (Sir John Laird Mair), ein durch seine Wirksamkeit in Indien bekannt gewordener engl. Staatsmann, geb. 4. März 1811 zu Richmond in Yorkshire, wurde mit seinem ältern Bruder, Henry L. (getödtet 4. Juli 1857 bei der Vertheidigung von Luknow), in Londonderry erzogen, erhielt dann seine Ausbildung zum Beamten der Ostindischen Compagnie im Haileybury-College und kam 1829 als Schreiber nach Indien. Seit 1831 Assistent des Obercommissars in Delhi, fungirte er nachher als Steuereinnehmer in mehrern Bezirken, zuletzt 1846 in Bengalen. Der Ruf als Financier und Administrator, den er sich in diesen Stellungen erworben, war Veranlassung, daß er 1849 nach der Annexion des Pendschab neben seinem Bruder Henry zum Mitglied der Commission ausersehen wurde, die mit der Verwaltung und Reorganisation dieser Provinz betraut war. Die unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit, welche L. hierbei entwickelte, wurde durch seine Ernennung zum Obercommissar im Pendschab anerkannt. Der Aufruhr der Sipoys 1857 versetzte ihn in die schwierigste Lage, indem er besorgen mußte, daß die kriegerischen Bewohner des Pendschab, die erst vor wenigen Jahren nach verzweifeltem Kampfe unterworfen worden, die Gelegenheit benutzen würden, das brit. Joch abzuschütteln und im Verein mit den im Lande befindlichen Sipoyregimentern sich den Meuterern in Delhi anzuschließen. Die große Energie L.'s, sein Takt und standhafter Muth halfen ihm diese gefährliche Krisis überwinden, und während alles umher in Flammen stand, hielt er die Ruhe im Pendschab so vollständig aufrecht, daß er es nicht nur wagen konnte, einen Theil der engl. Besatzungstruppen nach Delhi zu entsenden, sondern auch ihnen ein starkes Corps der vor kurzem so feindlichen Sikhs mitzugeben. L. ward als der Retter Indiens gepriesen. Das Parlament sprach ihm feierlich seinen Dank aus, die Königin erhob ihn im Aug. 1858

Digitized by Google

zum Baronet, später zum Mitglied des Indischen Raths; nach dem Tode Lord Elgin's aber ward er im Dec. 1863 zum Vicekönig von Indien ernannt. Seine erste Verwaltungsmaßregel, die eine Reform der Begräbnißgebräuche der Hindus bezweckte, begegnete bei den Eingeborenen einem lebhaften Widerstande und konnte nur theilweise durchgeführt werden. Ein Grenzkrieg gegen Bhutan wurde 1865 mit Erfolg beendigt. Das bedeutungsvollste Ereigniß seiner Regierung jedoch war die furchtbare Hungersnoth von Orissa (1866), die innerhalb eines Jahres fast eine Million Menschen dahinraffte. Da man ihm Energielosigkeit in der Bekämpfung dieser Calamität vorwarf, wurde er 1868 von seinem Posten abberufen. Bei seiner Rückkehr nach England wurde er als Lord L. zur Peerswürde erhoben. An den Debatten des Oberhauses nahm er seitdem verhältnißmäßig selten und nicht in hervorragender Weise theil. Eine einflußreichere Thätigkeit entwickelte er als Mitglied des infolge der Erziehungsbill gewählten londoner Schulraths, der ihn 1870 zu seinem Präsidenten ernannte; doch fand er sich wegen seiner leidenden Gesundheit genöthigt, im Febr. 1872 diesem Posten zu entsagen. Vgl. «The foreign policy of Sir John L.» (Kalk. 1869).

Lawrence (Sir Thomas), engl. Porträtmaler, geb. zu Bristol 13. April 1769, der Sohn eines armen Gastwirths, zeigte schon in früher Jugend große Anlagen, namentlich für die Zeichenkunst. Mit seiner Familie kam er 1787 nach London, wo Reynolds sein Muster wurde und seine Porträts bald allgemeines Aufsehen erregten. Nach Reynolds' Tode wurde er 1792 Hofmaler, und nachdem seit 1800, besonders durch seine Porträts des Lord Thurlow, Erskine's, Mackintosh's und der Prinzessin von Wales nebst ihrer Tochter, sein Ruf sich immer höher gesteigert hatte, widmete er sich ausschließlich der Porträtmalerei. Nach West's Tode ernannte ihn der König 1820 zum Präsidenten der Akademie und verlieh ihm die Ritterwürde. Er malte 1814 die Fürsten, welche damals London besuchten, sowie die übrigen gegen Napoleon I. verbündeten Könige, nebst den Ministern Metternich, Castlereagh, Hardenberg, Richelieu und Nesselrode für die Sammlung des Prinz-Regenten von England, 1819 den Papst Pius VII. und 1825 den König Karl X. von Frankreich und den Dauphin. Für sein bestes Werk wird sein Porträt Georg's IV., in bürgerlicher Kleidung, gehalten; auch malte er denselben im Krönungsanzuge. Seine letzte Arbeit war ein Bildniß der Schauspielerin Fanny Kemble. Er starb 7. Jan. 1830 und wurde in der Paulskirche neben West begraben. Seine Bildnisse zeigen einen kecken und freien Pinsel, schließen sich anfangs der Richtung der Franzosen an, werden später selbst manierirt und erreichen in der letztern Zeit die höchste Vollendung. Er hinterließ reichhaltige Sammlungen, besonders von Handzeichnungen, die nach seinem Tode zerstreut wurden. Eine Auswahl aus seinen Werken erschien 1845 in Kupfer gestochen zu London.

Lawrence (William Beach), amerik. Jurist, Diplomat und Schriftsteller, geb. 23. Oct. 1800 in Neuyork, machte 1821 eine Reise nach Europa und ließ sich nach seiner Rückkehr 1823 als Advocat in Neuyork nieder. Von 1826—28 war er Gesandtschaftssecretär und Geschäftsträger in London, von wo er nach Paris ging, um Marbois' «Geschichte des Louisiana-Vertrags» ins Englische zu übersetzen. L. nahm 1830 seine Praxis in Neuyork wieder auf und gehörte bald zu den angesehensten Advocaten des Landes, namentlich in internationalen und völkerrechtlichen Fragen. Im J. 1850 siedelte er nach Ochre-Point bei New-Port in Rhode-Island über, in welchem Staate er verschiedene höhere Aemter bekleidete, unter anderm auch als Gouverneur fungirte, und wo er im übrigen seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebte. So gab er 1855 und 1863 neue Auflagen von Wheaton's «Elements of international law» heraus mit umfangreichen Anmerkungen, die er später wesentlich erweiterte in einem «Commentaire» (Bd. 1—3, Lpz. 1868—73) zu den franz. Ausgaben von Wheaton's «Eléments du droit international» (5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874) und «Histoire des progrès du droit des gens» (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1865). Von L.'s selbstständigen Werken sind zu nennen: «Visitation and search» («Durchsuchungsrecht», 1858), «Étude de droit international sur le mariage» (Gent 1870), «The treaty of Washington» (Providence 1871), «Disabilities of American women married abroad» (Neuyork 1871), «Administration of equity jurisprudence» (Boston 1874).

Laxenburg, Dorf und Schloß bei Wien, s. Lachsenburg.

Layard (Austen Henry), engl. Reisender und Staatsmann, wurde 5. März 1817 zu Paris aus einer französischen, nach England übergesiedelten Hugenottenfamilie geboren, verbrachte seine Jugendjahre in Italien und begann dann, zum Rechtsgelehrten bestimmt, in London den dazu vorgeschriebenen Studiencursus, den er jedoch aufgab, um 1839 einen Freund auf einer Reise durch das nördl. Europa zu begleiten. Dann hielt er sich längere Zeit in Deutschland auf, dessen Sprache er sich vollkommen aneignete, und ging endlich durch Albanien und Rume-

Digitized by Google

lien nach Konſtantinopel. Hier fungirte er als Reporter eines londoner Tageblattes, bereiſte in der Folge mehrere Theile Aſiens und machte ſich mit den Sitten, Gewohnheiten und Sprachen des Orients vollſtändig vertraut. Die Erfolge der Ausgrabungen, welche der franz. Conſul Botta bei Nimrud veranſtaltet, erregten bei L. das Verlangen, ähnliche Forſchungen vorzunehmen, und er legte ſeine Wünſche dem brit. Geſandten in Konſtantinopel, Sir Stratford Canning, vor, der die Koſten zu tragen verſprach. Im Herbſt 1845 begab er ſich daher nach Moſſul, fing ſogleich ſeine Nachſuchungen an einer bisher unberührten Stelle an und fand hier die merkwürdigen Ueberreſte aſſyr. Kunſt, welche jetzt die Säle des Britiſchen Muſeums zieren. Die Geſchichte ſeiner Reiſe und ſeiner Entdeckungen hat er in dem Werke «Niniveh and its remains» (2 Bde., Lond. 1848; deutſch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1850), an das ſich ein Atlas von 100 Tafeln ſchließt, niedergelegt. Durch die Unterſtützung der Verwaltung des Britiſchen Muſeums ſowie durch ſeine Ernennung zum Geſandtſchaftsattaché in Konſtantinopel (April 1849) ward er in den Stand geſetzt, die Ausgrabungen bei Kojundſchik und Babylon fortzuſetzen, die mit nicht geringerm Erfolg gekrönt wurden als ſeine erſten Arbeiten. Nach England zurückgekehrt, übernahm er im Febr. 1852 auf die Aufforderung Lord Granville's den Poſten eines Unterſtaatsſecretärs im auswärtigen Miniſterium, den er jedoch ſchon nach wenigen Wochen bei der Auflöſung des Cabinets Ruſſell wieder verlor. Unterdeß zum Vertreter von Ailesbury ins Parlament gewählt, begleitete er ſeinen alten Gönner, Lord Stratford, im März 1853 nach Konſtantinopel zurück, nachdem er noch die Beſchreibung ſeiner zweiten Expedition nach Moſſul: «Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon» (Lond. 1853), herausgegeben. Im Herbſt 1854 kehrte er nach England zurück, wo er hervorragenden Antheil an den Debatten der Seſſion von 1855 über die Kriegführung und die Lage der engl. Armee in der Krim nahm, welche den Sturz des Miniſteriums Aberdeen herbeiführten. Eine ihm angetragene Stelle in dem von Palmerſton gebildeten Miniſterium ſchlug er aus und erwies ſich überhaupt als ein ſo heftiger Gegner deſſelben, daß, als 1857 das Parlament aufgelöſt wurde, die für die Palmerſton'ſche Politik ſchwärmende Wählerſchaft von Ailesbury ihm ihr Mandat entzog. Hierauf betheiligte ſich L. an mehrern induſtriellen Unternehmungen, trat 1858 eine Reiſe nach Indien an, um ſich über die Urſachen des dortigen Aufſtandes zu unterrichten, und wurde endlich im Dec. 1860 von neuem für Southwark ins Parlament gewählt. Im Juli 1861 nahm er wieder den Poſten eines Unterſtaatsſecretärs im auswärtigen Miniſterium an, den er dann bis zum Rücktritt des liberalen Cabinets im Juli 1866 bekleidete. Bei der Bildung des Miniſteriums Gladſtone (Dec. 1868) wurde er zum Miniſter der öffentlichen Arbeiten ernannt, gab aber dieſen Poſten ſchon Oct. 1869 auf, um als Geſandter nach Madrid zu gehen. Von dort wurde er, nach dem Scheitern der europ. Conferenz, als Nachfolger Sir Henry Elliott's, März 1877 an den Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel berufen.

Laynez (Jak.), zweiter General des Ordens der Geſellſchaft Jeſu und der eigentliche Gründer des Ordensſtatuts, geb. 1512 zu Almancario bei Siguenza in Caſtilien, ſtudirte in Alcala und in Paris, wo ſich zwiſchen ihm und Loyola (ſ. d.) ein inniges Band knüpfte. Beide faßten den Entſchluß, einen Verein zu ſtiften, deſſen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiſte der röm. Kirche war. L., klüger, wiſſenſchaftlich gebildeter und gewandter als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens aus, der in Rom 1539 begründet wurde. Nachdem der Orden von Paul III. 1540 beſtätigt und Loyola auf L.' Betrieb zum erſten General deſſelben erwählt worden war, machte L. Reiſen, um für die Ausbreitung der Geſellſchaft Jeſu, wie man den neuen Orden nannte, zu wirken; beſonders bethätigte er auf dem Concil von Trident ſeinen Eifer für das Intereſſe des röm. Stuhls. Den Cardinalshut, welchen Paul IV. ihm zudachte, ſchlug er aus. Im J. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Mit dem Cardinal Ferrara kam er 1561 nach Frankreich, um mit dieſem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. Die Aufnahme der Jeſuiten in Frankreich, obſchon unter einigen beſchränkenden Bedingungen, war zugleich eine Folge dieſer Reiſe. Nachdem er noch zuletzt auf dem Tridentiner Concil für die Suprematie des Biſchofs von Rom über die andern Biſchöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück und ſtarb daſelbſt 19. Jan. 1565.

Lazareth, ſ. Krankenhäuſer.

Lazărus (daſſelbe Wort wie Eleazar, d. i. Gotthilf) heißt nach dem Johannes-Evangelium der von Jeſu vom Tode auferweckte Bruder der Maria und Martha von Bethanien (Joh. 11, 1; 2, 11). Denſelben Namen führt in einem Gleichniſſe des Lukas-Evangeliums (16, 20) der von dem reichen Manne hartherzig behandelte, mit dem Ausſatz behaftete Arme. Die röm. Kirche macht letztern zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Ausſätzigen, und nach ihm wurden

Digitized by Google

die Hospitäler, welche bis zum 13. Jahrh., besonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, Lazarethe genannt, welcher Name später auf die Krankenanstalten überhaupt übertragen wurde. In Palästina bildete sich zu jener Zeit auch ein Ritterorden, der sich sowol bei der Eroberung des Heiligen Landes wie durch die Pflege kranker Pilger thätig erwies: der Lazarusorden oder die Hospitalritter des heiligen L. Nach der Mitte des 13. Jahrh. verbreitete sich der Orden überall in Europa, und namentlich fand er in Frankreich, wohin er durch Ludwig VII. verpflanzt worden war, seinen Hauptsitz. Seit dem 15. Jahrh. verfiel er aber in Italien so, daß endlich Innocenz VIII. ihn aufhob (1490) und die Güter des Ordens den Malteserrittern zuwies. Indeß stellte ihn Leo X. dort wieder her, und Gregor VIII. vereinigte ihn 1572 mit dem eben entstandenen, auf die Ausrottung der sich verbreitenden Ketzereien gerichteten Moritzorden. In Frankreich wurde er durch König Heinrich IV. 1607 mit dem Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel vereinigt. Der Ordensmeister wurde zum Großmeister des neuen Ordens erhoben und ihm die Aufsicht über die Hospitäler in ganz Frankreich unter Ludwig XIV. zugewiesen. Unter mannichfachen Schicksalen erhielt sich der Orden doch noch bis auf die neuere Zeit, wurde aber 1830 aufgehoben. — Lazaristen heißen auch die Glieder eines in Paris durch Vincent de Paula (s. d.) 1624 gestifteten Ordens, die anfangs ohne besonderes Gelübde sich verpflichteten, überall hinzugehen, wohin sie durch die Bischöfe berufen oder von den Pfarrern zugelassen würden, um dem verwahrlosten Volke durch Unterricht und Seelsorge beizustehen. Daher bekamen sie auch den Namen Priester der Mission. Ihre Thätigkeit war hauptsächlich auf das Missionsgeschäft innerhalb der Kirche gerichtet. König Ludwig XIII. bestätigte sie 1627, Papst Urban VIII. 1631, und nun legten sie die einfachen Gelübde ab und beschäftigten sich auch, wie die Barmherzigen Brüder, mit Krankenpflege. Weil ihnen 1632 die Priorei St.-Lazarus in Paris überwiesen wurde, erhielten sie ihren jetzt gewöhnlichen Namen Lazaristen. In Polen gewannen sie unter dem Namen Väter der Mission als Lehrer in den Seminarien und als geistliche Censoren großen Einfluß auf die theol. Wissenschaften. In Frankreich, wo dieser Orden selbst die Revolution überdauerte, hat er sich in neuerer Zeit abermals ausgebreitet. Auch besteht er in Spanien, in Oesterreich, im Orient, wie namentlich in China, sowie in Nordamerika und Brasilien.

Lazarus (Mor.), namhafter deutscher Philosoph, geb. 15. Sept. 1824 zu Filehne in der preuß. Provinz Posen als der Sohn des als Talmudist berühmten rabbinischen Gelehrten Aron Levin L. (geb. 1790, gest. 26. Febr. 1874 zu Filehne), beschäftigte sich schon auf der Schule viel mit hebr., theol. und philos. Studien, trat aber, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, 1840 in ein Handelshaus in Posen. Hier setzte er seine Studien mit solchem Eifer fort, daß er nach zwei Jahren ernstlich erkrankte und infolge dessen dem Handelsstand entsagte. Später studirte er vier Jahre in Berlin vorzugsweise Geschichte, Naturwissenschaften, Jurisprudenz und Philosophie. Im J. 1850 ließ er sich in Berlin als Privatgelehrter nieder und veröffentlichte seine erste Schrift: «Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland» (Berl. 1850), welcher sein größeres Werk: «Das Leben der Seele in Monographien» (2 Bde., Berl. 1856—58; 2. Aufl., 3 Bde., 1876—78), folgte. Seit 1859 gibt L. in Gemeinschaft mit H. Steinthal die «Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft» heraus und legte dadurch den Grund zu jener Wissenschaft, welche die Gesetze des geistigen Lebens in der verschiedenen Gesammtheit ebenso zu erforschen sucht, wie die bisherige Psychologie die des Einzelnen. Nachdem er 1860 als Professor der Psychologie und Völkerpsychologie an die Universität in Bern berufen worden war, erfolgte 1862 seine Ernennung zum Ordinarius daselbst. Im J. 1866 kehrte L. nach Berlin zurück und wurde 1868 zum Lehrer der Philosophie an der Kriegsakademie daselbst ernannt. Seit 1873 lehrt er als Honorarprofessor an der Universität in Berlin, wo er außer den psychol. und völkerpsychol. Collegien auch Psychologie des Staatslebens und Erkenntnißtheorie vorträgt. Von seinen völkerpsychol. Abhandlungen sind besonders erschienen: «Ueber den Ursprung der Sitten» (Berl. 1860; 2. Aufl. 1867), «Ueber die Ideen in der Geschichte» (Berl. 1865), «Zur Lehre von den Sinnestäuschungen» (Berl. 1867), «Ein psychol. Blick in unsere Zeit» (2. Aufl., Berl. 1872). Auch veröffentlichte er «Reden und Vorträge» in der Sammlung des «Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur» (Berl. 1877).

Lazzari (Donato), ital. Architekt, s. Bramante.

Lazzaroni (Lazzari) ist der Name oder vielmehr Spottname der untersten, früher sehr verwahrlosten Klasse der neapolit. Bevölkerung. Derselbe scheint im Mittelalter aufgekommen zu sein, als eine Seuche, die man für die Krankheit des aussätzigen Lazarus halten mochte, sich hauptsächlich unter den ärmsten Einwohnern der Stadt zeigte. Die L. haben, zu Unruhen geneigt,

in den meisten Revolutionen und Volksbewegungen zu Neapel eine Rolle gespielt. Während es die L. vorzüglich waren, die 1647 sich unter Masaniello gegen die span. Herrschaft erhoben, haben sie, seitdem ihnen 1799 von den restaurirten Bourbonen die Plünderung der Häuser der Liberalen gestattet worden war, gewöhnlich für die Regierung Partei ergriffen. In neuerer Zeit und zumal seit der Vertreibung der Bourbonen und der Vereinigung Neapels mit dem ital. Königreich hat sich die Klasse der L. in moralischer und ökonomischer Hinsicht wesentlich gehoben.

Lazzi nennen die Italiener die extemporirten Scherze und Possen der komischen Schauspieler und Sänger, dann überhaupt Späße und Witze.

Leake (William Martin), berühmter engl. Archäolog, geb. 1777 aus einer angesehenen, zu Thorpe-Hall bei Colchester in der Grafschaft Essex ansässigen Familie, diente als Offizier in der brit. Artillerie und wurde 1804—9 mit mehrern diplomatischen Missionen in der Levante betraut. Im J. 1823 nahm L. mit dem Rang eines Oberstlieutenants den Abschied, um sich ganz den Wissenschaften und der Herausgabe seiner Schriften zu widmen, in welchen kritischer Scharfsinn, Gründlichkeit und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer unübertroffenen Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung des antiken wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas sich vereinigen. Die reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in fast alle Theile von Griechenland unternommenen Reisen gewonnen, wurden von ihm namentlich in den «Travels in the Morea» (3 Bde., Lond. 1830) und «Travels in Northern-Greece» (4 Bde., Cambr. 1835) mitgetheilt, ferner in der «Topography of Athens» (Lond. 1821; 2. Aufl., 2 Bde., Cambr. 1841), welche zuerst von Rienäcker, mit Anmerkungen von Meier und O. Müller (1829), und nach der zweiten Ausgabe von Baiter und Sauppe (Bd. 1, Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt wurde, sowie wir von der in der «Topography» (Bd. 2) befindlichen Abhandlung «On the Demi of Attica» eine besondere, mit wesentlichen Zusätzen und Verbesserungen versehene deutsche Bearbeitung durch Westermann unter dem Titel «Die Demen von Attika» (Braunschw. 1840) erhalten haben. Die Resultate seiner Reisen nach Kleinasien und den Inseln legte L. in der «Tour in Asia Minor» (Lond. 1824) und dem «Memoir on the island of Cos» in den «Transactions of the Royal Society» (2. Abth., Bd. 1, Lond. 1843) nieder. Eine neue Reise nach Griechenland gab zu der Schrift «Greece at the end of twenty-three years' protection» (Lond. 1851) Veranlassung. Nachdem L. sein großes Werk «Numismata Hellenica» (3 Bde., Cambr. 1854—59) vollendet, starb er 6. Jan. 1860 zu Brighton.

Leamington oder **Leamington Priors**, Marktstadt und Badeort in der engl. Grafschaft Warwick, 3,2 Kilom. östlich von Warwick in einer an geschichtlichen Denkmälern reichen Gegend, an der Eisenbahn und am Leam gelegen und von anmuthigen, bewaldeten Hügeln umgeben, war 1811 noch ein Dorf von 543 E. und ist jetzt eine der schönsten und elegantesten Städte Englands mit (1871) 20,910 E. Sie verdankt ihr rasches Aufblühen den 1797 entdeckten, von der vornehmen Welt vielbesuchten Mineralquellen. L. hat ein Stadthaus, zehn Kirchen, eine Blindenschule, ein College, eine Lateinschule, ein literarisch-wissenschaftliches Institut, ein Museum, eine Musikhalle, ein Ballhaus (Tennis-Court), hübsche Privathäuser, viele großartige Gasthöfe, ein Theater und mit großem Luxus ausgestattete Vergnügungslocale. L. ist als Curort wie wegen seiner Wettrennen und Jagden stark besucht. Es werden neun Quellen unterschieden von 6—10° R., in welchen Glaubersalz oder Chlorsalze vorwiegen.

Leander, s. Hero.

Lebadēa (griech. Lebadeia), Stadt in Böotien am nordwestl. Abhange des Helikon, südlich von Chäronea, jetzt **Levadhia**, war im Alterthum berühmt durch das mit einem Orakel verbundene und durch das Flüßchen Herkyna von der Stadt getrennte Heiligthum des Trophonius.

Lebeau (Jean Louis Joseph), belg. Staatsmann, geb. 2. Jan. 1794 zu Huy an der Maas, studirte in Lüttich die Rechte und prakticirte als Advocat zuerst in Huy, dann am lütticher Appellhofe. Seit 1824 nahm er als Journalist bedeutenden Antheil an der Bewegung gegen die Regierung. Nach dem Ausbruch der belg. Revolution wurde er im Aug. 1830 zum Mitglied der Sicherheitscommission von Lüttich und nach den Septembertagen von der Provisorischen Regierung zum Generaladvocaten am lütticher Appellhofe, von seiner Vaterstadt aber zum Deputirten beim Nationalcongreß erwählt. Hier nun wirkte L. eifrig gegen die Vereinigung mit Frankreich und die Wahl des Herzogs von Nemours zum König der Belgier, und stimmte für die des Herzogs von Leuchtenberg. Nachdem er vom Regenten Surlet de Chokier zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden, betrieb er aufs angelegentlichste die Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Im Congreß setzte er auch 6. Juli 1831 die Annahme der 18 Artikel durch, worauf er sein Ministeramt niederlegte.

Digitized by Google

(S. Belgien.) Im Sept. 1831 wurde er wieder von seiner Vaterstadt zum Deputirten bei der neu zusammentretenden Repräsentantenkammer ernannt, und im Oct. 1832 übertrug ihm der König das Justizministerium, in welcher Stellung die Leitung der ganzen innern Politik von ihm ausging. Ihm und seinem Collegen, dem General Goblet, Minister des Aeußern, verdankte Belgien damals nicht nur den Vertrag vom 21. Mai 1833 sammt dem auf ihm beruhenden, für das Land so vortheilhaften Statusquo, sondern vorzüglich auch die Herstellung und Befestigung der Ruhe im Innern und die Ausbildung der Institutionen. Die Plünderungsscenen im April 1834 und der Mangel an Energie, den das Ministerium dabei gezeigt, veranlaßten den Rücktritt desselben. Bald darauf wurde L. zum Gouverneur der Provinz Namur und 1839 zum Gesandten beim Deutschen Bunde ernannt. Im April 1840 ward er wieder zu dem Ministerium des Aeußern berufen, sah sich aber infolge der kath. Opposition schon nach einem Jahre genöthigt, mit sämmtlichen Mitgliedern des Cabinets seine Entlassung zu nehmen. Seitdem lebte er im Privatstande, ohne seinen Sitz in der Zweiten Kammer aufzugeben, wo er stets mit Nachdruck die Principien des Liberalismus vertrat. Erst im Aug. 1864 verzichtete er auf die Erneuerung seines Mandats. Er starb zu Huy (wo ihm 1869 ein bronzenes Standbild von J. Geefs errichtet worden) 19. März 1865. Vgl. Juste, «Les fondateurs de la Monarchie Belge. Joseph L.» (Brüss. 1865).

Leben ist das Princip der Thätigkeit in allen mit innerer Selbsterregung oder Selbstbewegung begabten Wesen. Das höchste und eigentlichste L. ist das des Geistes, dessen Grundthätigkeiten die des Erkennens, des freien Handelns und des höhern Fühlens und Strebens sind, also das intellectuelle, moralische und religiöse L. Tiefer steht das blos psychische oder sinnliche, mit Empfindung und freier Gliederbewegung versehene animalische, am tiefsten das empfindungslose oder vegetative L. Die lebendigen Körper unterscheiden sich von den leblosen durch folgende Eigenthümlichkeiten ihrer Gestaltung, ihres Stoffs und ihrer Thätigkeit: 1) Ihre Form ist aus kleinen, rundlichen Zellen gebildet, welche sich zu Fasern, Röhren, Häuten u. s. w. umbilden und zu größern Körpertheilen von eigenthümlichem Bau (Organe) zusammensetzen, deren äußerer, meist in rundlichen Linien gezeichneter Umriß und innerer Gesammtbau derartig constant ist, daß jedes Individuum andern von derselben Art und Gattung entspricht (gleichsam nach einem Urbilde, einem Typus geformt ist). 2) Hinsichtlich der chem. Beschaffenheit ihres Stoffs bestehen lebende Körper aus ternär und quaternär zusammengesetzten Grundbestandtheilen (sog. organischen Radicalen, darunter namentlich die eiweißartigen Substanzen), welche außerhalb des lebenden Körpers und nach dessen Tode sehr geneigt sind, durch die äußern Einwirkungen (besonders die des atmosphärischen Sauerstoffs) zersetzt zu werden, die aber, solange sie Bestandtheile des lebenden Körpers bilden, dieser Zerstörung mittels eines steten Stoffwechsels widerstehen, sodaß man den Lebensproceß in chem. Hinsicht als eine stete Umwandlung, Ausscheidung und Neubildung bezeichnen kann, mittels deren die Form und innere Structur des Individuums fortwährend erhalten oder vielmehr neu geboren wird (Verjüngung). 3) Hinsichtlich ihrer Thätigkeit unterscheiden sich die lebenden Körper dadurch, daß dieselbe von innen heraus ohne unmittelbaren äußern Anstoß erfolgt (Selbsterregung, Selbstthätigkeit, Spontaneität). Sie wachsen durch innere Vervielfältigung und Umwandlung der zelligen Gebilde gleichsam nach einem innewohnenden Urbilde (Entwickelung); sie erzeugen aus sich durch Sprossen, durch Samen oder durch Eier neue Geschöpfe derselben Art (Fortpflanzung); sie besitzen im Innern eine Ernährungsflüssigkeit, welche dieselben durchtränkt (Pflanzen und niedere Thiere), oder in einem Gefäßsysteme kreist (höhere Thiere: Blut); sie erzeugen und behaupten meist einen bestimmten Temperaturgrad (Eigenwärme); die höher entwickelten Lebewesen besitzen die Fähigkeit, äußere Einflüsse zu empfinden, und sich selbst (vom Orte weg oder am Orte) zu bewegen. Ihre Existenz ist auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkt, während deren sie eine allmähliche Umwandlung vom Jung- zum Altsein durchlaufen (Lebensstufen). Endlich fallen sie unter Aufhören jener Lebenseigenschaften (Sterben, Tod) dem zerstörenden Einwirken der allgemeinen physik.-chem. Kräfte anheim (Verwesung, Fäulniß). Im Gegensatze zu diesen Eigenthümlichkeiten sind die leblosen Körper der Natur entweder innerlich formlos (amorph) oder in Krystallform (dann meist von geradlinigen Flächen begrenzt) vorhanden. Sie sind ferner binär (aus je zwei oder 2 + 2 u. s. w. Urstoffen) zusammengesetzt; sie unterliegen den zersetzenden Einwirkungen der Außenwelt (dem Verwittern), ohne sich zu reproduciren; sie wachsen nicht durch innere Fortentwickelung, sondern höchstens scheinbar durch Ansatz von außen her (wie die Eiszapfen oder die Eiskrystalle gefrierender Fensterscheiben); sie besitzen keine Organe, pflanzen sich demnach nicht fort, haben keinen Kreislauf, keine Empfindung u. s. w. Das L. erscheint in folgenden

Digitized by Google

Hauptformen oder Graden: 1) Das latente oder Keimleben, wie wir es an den Samen oder Eiern beobachten. Diese Körper behaupten, wenn nicht übermäßig zerstörende Einflüsse der Außenwelt (z. B. sengende Hitze) sie treffen, ihre Gestalt, Mischung und Lebensfähigkeit viele Jahre lang. (S. Keim.) Aehnliche Zustände beobachtet man beim Larven- oder Puppenzustand mancher Insekten, beim Winterschlaf vieler Pflanzen und Thiere, beim Scheintod. 2) Das pflanzliche oder vegetative L., welches in Wachsthum, Ernährung (Reproduction), Absonderung und Fortpflanzung, ohne deutlich nachweisbare Empfindung für äußere Einflüsse und ohne Ortsbewegung besteht. Doch gibt es hier schon Ausnahmen, z. B. die Selbstbewegung der sog. Sensitiven (Mimosa pudica), der Fliegenfalle (Dionaea muscipula), der agilen und Schwärmzellen vieler niedern Pflanzen u. s. w. 3) Das animalische oder thierische L., in Empfindung und Selbstbewegung (Willensbewegung) sich äußernd, als deren Träger und Vermittler ein Nervensystem vorhanden ist. Vom pflanzlichen L. unterscheidet es sich auch dadurch, daß seine Glieder nicht wuchern, d. h. daß seine überflüssigen Säfte nicht zur Bildung immer neuer Glieder verwendet, sondern in eine allgemeine Lebensflüssigkeit (das Blut) zurückgeleitet werden, aus welcher die Glieder des Thierleibes, ähnlich wie die Pflanzen aus den unmittelbaren Elementen, ihre Nahrung ziehen. In seinen niedersten Entwickelungsformen ist das thierische und pflanzliche L. oftmals nicht mit Sicherheit unterscheidbar. 4) Das psychische L. des menschlichen Organismus, welches darin besteht, daß sich auf der Grundlage der äußerlich-sinnlichen Empfindung und der animalischen Gliederbewegung die dem innern Sinn und dem Selbstbewußtsein angehörigen Thätigkeiten entwickeln, nämlich die des Gedächtnisses, der dichtenden Phantasie und der durch artikulirte Sprache sich kundgebenden Vernunft oder Ueberlegungskraft in ihrer dreifachen Gliederung als eines theoretischen, praktischen und ästhetischen Vermögens. 5) Das geistige L. bethätigt sich auf erfindende und handelnde Art in der Weltgeschichte als das L. der menschlichen Gesellschaft, dessen Organe die einzelnen Personen ihrer moralischen Bestimmung nach sind. Das Ganze dieses L. ist das Gesammtleben der Menschheit, wozu sich das Familienleben, Volksleben, Staatsleben, Kirchenleben u. s. w. als einzelne integrirende Bestandtheile verhalten. Dasselbe besteht in Vereinen als Collectivpersonen zu gemeinsamen durch sie zu verrichtenden Handlungen und Werken, in denen sich ein ihnen gemeinsamer Geist offenbart, von welchem sie untereinander beseelt sind. Die Lehre von den Lebensgesetzen und Lebenserscheinungen heißt die Biologie (s. d.). Vgl. Treviranus, «Biologie» (6 Bde., Gött. 1802—22); Schultz-Schultzenstein, «Die Verjüngung des menschlichen L.» (2. Aufl., Berl. 1850); Moleschott, «Der Kreislauf des L.» (Mainz 1852); J. G. Fichte, «Anweisung zu einem seligen L.» (1806); Krause, «Die reine Lebenslehre zur Begründung der Lebenskunstwissenschaft» (Gött. 1843); Jung, «Das Geheimniß der Lebenskunst» (Lpz. 1858).

Lebende Bilder, s. Attitude und Tableaux vivants.

Lebensbaum (Thuja L.) ist eine zu den cypressenartigen Nadelhölzern gehörende Pflanzengattung, welche aus immergrünen, einhäusigen Sträuchern und Bäumen besteht, die kleine, schuppige, vierreihig-dachziegelige, auf der Mitte mit einem Höcker oder einer Furche versehene Blätter an zusammengedrückten, zierlich gezweigten Aestchen tragen. Weil die Schuppenblätter fast alle in einer Ebene liegen und die Verzweigung zweizeilig ist, so erscheinen die Aestchen selbst wie feinzertheilte Blätter. Die männlichen Blüten sind aus schildförmigen, mit drei bis vier Staubbeutelfächern versehenen Schuppen, die weiblichen aus flachen, am Grunde zwei flaschenförmige, aufrechte Eierchen tragenden Schuppen zusammengesetzt. Der Keim hat nur zwei Kotyledonen. Von dieser Gattung wird der in Nordamerika einheimische gemeine L. (Th. occidentalis L.) in Europa sehr häufig cultivirt und vertritt in Norddeutschland auf den Friedhöfen die Stelle der Cypresse, welche das dortige Klima nicht verträgt. Dieser Baum wird 12—16 Mt. hoch, seine Aestchen sind horizontal ausgebreitet und seine kleinen Zapfen länglich-oval und zimmtbraun. Das Holz des Stammes ist fest, zähe und dauerhaft. Auch der in China und Japan einheimische morgenländische L. (Th. orientalis L.), der sich durch die senkrecht gestellten Aestchen und die größern, fast kugeligen und bereiften Zapfen unterscheidet, wird bei uns als Zierpflanze in engl. Gartenanlagen häufig angepflanzt; doch ist er gegen unsere Winterkälte etwas empfindlicher als der vorige. In Süddeutschland und Oesterreich pflegt dieser vorzugsweise auf Friedhöfen angepflanzt zu werden. Das Holz des kugeligen L. (Th. sphaeroidea Rich.) ist in Nordamerika unter dem Namen weißes Cederholz (white cedar) bekannt und geschätzt. Diese in unsern Gärten ebenfalls oft angepflanzte, jetzt zur Gattung Chamaecyparis gerechnete Art besitzt noch zartere Zweiglein und blaubereifte Zäpfchen von der Größe der Pfefferkörner.

Digitized by Google

Lebensbeschreibung, s. Biographie.

Lebensdauer, d. h. die einem organischen Wesen bestimmte Lebenszeit, ist je nach der Gattung und Art, welcher ein solches Wesen angehört, verschieden. Die längste L. findet man scheinbar bei manchen Bäumen, von denen einige ein Alter von mehrern tausend Jahren unter günstigen Umständen erreichen können. Doch muß man diese, gleich den Korallenstämmen, als eine Colonie von Individuen betrachten, wo die jungen (die jährlich neu entstehenden Triebe) auf den erstarrenden Leichen ihrer Vorgänger und Erzeuger fortwuchern. Die kürzeste L. zeigen manche Infusorien, die nur wenige Stunden leben. Unter den Thieren zeichnen sich mehrere Amphibien, einige Fischarten, auch verschiedene Säugethiere (z. B. der Elefant, der gegen 200 Jahre lebt) durch ihre L. aus. Die höchste L. des Menschen beträgt gewöhnlich 60—80 Jahre, und Fälle, in denen Menschen 100 Jahre und länger leben, sind sehr selten. Die mittlere L. schwankt dagegen in unserer Zeit zwischen 35 und 40 Jahren. Die Sterblichkeit ist im ersten Lebensmonat ungemein groß, geringer bis zum Ende des ersten Jahres, wiewol immer noch von 100 Geborenen nur etwa 75 ein Jahr alt werden. Am wenigsten sterben aus dem Alter von 8—20 J., gleichfalls noch nicht viel mehr bis zum 45. Jahre. Unter den Ueberlebenden nimmt dann die Sterblichkeit wieder zu. Etwa die Hälfte der Geborenen erreicht das 40. Jahr. Die L. ist natürlich unter verschiedenen Verhältnissen verschieden. Die Wohlhabenden leben ungleich länger als die Armen, die Verheiratheten im allgemeinen länger als die Ledigen. Die geistigen Berufsarten Angehörigen weisen eine hohe L. auf, namentlich wenn sich mit ihrer Beschäftigung eine gewisse Behaglichkeit verbindet, wie Geistliche, Professoren u. dgl. Weniger günstig gestaltet sich die L. bei solchen geistig Thätigen, die großen Aufregungen ausgesetzt sind, weniger geordnet leben (Politiker, Schriftsteller, Künstler, Schauspieler), am ungünstigsten unter diesen bei den Aerzten und Lehrern. Am größten ist die L. bei solchen, die sich bei mäßiger Muskelanstrengung viel im Freien aufhalten (Bauern, Soldaten im Frieden, Fuhrleute, Landwirthe, Forstleute). Die Sterblichkeit ist in den größern Städten im Sommer und Herbst größer als die auf dem flachen Lande, im Winter dagegen etwas geringer. Auch das Klima ist von Einfluß auf die L. Hebung des Wohlstandes und der Bildung der Bevölkerung, Verbesserung der Athmungsluft und des Trinkwassers, vorzüglich in großen Städten, und Befreiung des Bodens von Verunreinigung und Kothdurchtränkung sind im allgemeinen die Bedingungen, welche eine Verminderung der Sterblichkeit ermöglichen. (S. Mortalität.) Vgl. Oldendorff, «Der Einfluß der Beschäftigung auf die L. des Menschen» (Berl. 1877).

Lebensfähigkeit heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen, unter günstigen Bedingungen Lebensäußerungen von sich zu geben. So beweist z. B. der Pflanzensame seine L. dadurch, daß er in feuchter warmer Umgebung zu keimen anfängt. In engerm Sinne bezeichnet L. (Vitalität) diejenige Eigenschaft neugeborener Kinder, vermöge welcher diese im Stande sind, nach erfolgter Geburt das Leben unabhängig von der Mutter längere Zeit fortzusetzen. Lebensfähig ist ein Kind erst am Ende des siebenten Schwangerschaftsmonats, doch hat die L. dann selten eine große Dauer. Mit dem Alter der Frucht nimmt seine L. zu, vorausgesetzt, daß sie gesund gebildet ist. Gewisse angeborene Misbildungen, deren Beseitigung nur durch Kunsthülfe gelingt, wie z. B. Verschluß des Mastdarms oder der Harnröhre, schließen unter Umständen den Begriff der L. aus. Die L. ist bei der Zuerkennung der Erbfähigkeit, bei der Ermittelung von Kindesmord u. dgl. sehr wichtig, worüber gesetzliche Bestimmungen bestehen.

Lebenskraft (vis vitalis). Der Ausdruck Kraft bezeichnet in der Physik zunächst die Ursache, welche man zur Erklärung einer Erscheinung annimmt, dann aber auch das Maß einer Leistung (z. B. Pferdekraft u. dgl.), und in diesem Sinne ist der Ausdruck L. in der Physiologie zulässig. Früher meinte man, die Fähigkeit lebender Organismen, zu bestehen und thätig zu sein, nicht aus ihrer physik. und chem. Beschaffenheit erklären zu können, sondern suchte den Grund dieser Eigenthümlichkeit in besondern, den Organismen eigenen, vererbbaren Fähigkeiten, deren Summe man als L. bezeichnete. Die neuere Physiologie hat indeß diesen unbestimmten Begriff vollständig aufgegeben, seitdem sie in den Lebensvorgängen (Verdauung, Athmung, Blutbewegung) das Walten derselben physik. und chem. Grundgesetze erkannt hat, welche auch in der unorganischen Natur sich kundgeben.

Lebensversicherung nennt man jeden in Bezug auf das menschliche Leben zwischen einer Gesellschaft und einem Privaten geschlossenen Vertrag, der letzterm oder seinen Rechtsnachfolgern gegen einmalige oder periodisch wiederkehrende, bis zum Erfüllungstermin zu leistende Prämienzahlung eine bestimmte Gegenleistung an Kapital oder Rente sichert. Hierher gehören alle Verträge über Leibrenten, Witwen- oder Altersversorgung, Kinderaussteuer, Pensionen, Sterbe-

Digitized by Google

kassen, Ueberlebensversicherungen für verbundene Leben, Policen auf den Lebensfall u. s. w., namentlich aber die Versicherung eines Kapitals auf den Todesfall, d. h. die sog. einfache L., bei welcher der Versicherer policenmäßig beim Tode einer zweifellos bezeichneten Person eine vorher festgesetzte Summe auszahlt, wogegen der Versicherte sich verpflichtet, die vorher bestimmte Prämie in einer Summe (sog. Mise) oder in gleichen, ganz-, halb- und vierteljährlichen oder monatlichen Raten bis zum Tode, oder eine bestimmte Reihe von Jahren lang zu entrichten. Die Auszahlung des versicherten Kapitals ist mithin von der Dauer des versicherten Lebens (Risico) abhängig. Der Versicherer ist eine auf Actien oder Gegenseitigkeit, d. h. mit pro rata-Betheiligung jedes Mitgliedes am Gewinn oder Verlust, gegründete Gesellschaft; von letzterer Form unterscheidet sich die strenggenommen gesetzwidrige Lebensversicherungsgenossenschaft durch die unbeschränkte Haftpflicht jedes einzelnen Mitgliedes für die Schulden der Anstalt bis zur Höhe seines gesammten Privatvermögens. Das naturgemäßeste Princip für den Betrieb einer Lebensversicherungsbank ist die reine Gegenseitigkeit. Einige Lebensversicherungs-Actiengesellschaften haben für ihre Mitglieder die Einrichtung der Versicherung mit Antheil am Reingewinn. Ein Versicherungszwang besteht insofern zuweilen für Beamte, als für diese der Beitritt zu Pensions- und Witwenhülfskassen obligatorisch ist.

Die L. kamen im 17. Jahrh. als sehr primitive Vereine zu gegenseitiger Beerbung auf, aus denen sich später die Tontinen (s. d.) entwickelten, etwa gleichzeitig mit den Innungskrankenkassen, Witwen- und Waisenversorgungsanstalten und Todtenladen, d. h. Sterbekassen der Handwerkerzünfte, in wenig anderer als der heutigen, dem Hülfskassengesetz unterworfenen Form. Zu Anfang des 18. Jahrh. traten in England die eigentlichen L. auf, nachdem Gelehrte und Aerzte in den Sterblichkeitstafeln (s. Mortalität) die nöthigen Vorlagen ausgearbeitet hatten, deren Zusammenstellung und Vergleich einen annähernd sichern Schluß zuließ auf die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer, die der Prämiennormirung zu Grunde gelegt werden mußte. In Nordamerika fand die L. weit später, aber schneller Eingang; in Frankreich waren die Renten (s. d.) beliebter als die Kapitalsversicherung auf den Todesfall, welche für Deutschland der wichtigste Zweig der L. ist. Von unbedeutendern Versuchen abgesehen, entstanden 1827 in Gotha zuerst, und fast gleichzeitig in Lübeck die ersten deutschen eigentlichen Lebensversicherungsanstalten, erstere auf Gegenseitigkeit, letztere auf Actien begründet. Diesen folgten bald ähnliche Institute in Leipzig, Hannover und Triest. Gegenwärtig domiciliren in Deutschland etwa 20 gegenseitige und 19 Actiengesellschaften, während außerdem noch mehrere Oesterreicher, Schweizer und andere Ausländer durch Vertretungen am Geschäft betheiligt sind. Die größte deutsche gegenseitige Anstalt ist die Gothaer Lebensversicherungsbank, von den Actiengesellschaften Concordia in Köln und Germania in Stettin; die bedeutendste österreichische ist die Assicurazioni Generali in Triest, auf Actien 1831 gegründet; von neuern Instituten ist der 1871 gegründete berliner Prometheus zu erwähnen, der namentlich Unfallversicherung (s. d.) betreibt.

Außer den genannten Hauptzweigen befassen sich einzelne Gesellschaften mit Nebenbranchen, wie Versicherungen gegen die Gefahren der Reise, des Kriegs- und Seedienstes, Versicherung von Heirathsausstattungen und in Frankreich auch gegen die Chancen der Rekrutirung u. s. w. Andere Formen betreffen den Schutz der Gläubiger gegen Insolvenz der Schuldner, Diebstahlsversicherung u. s. w., gehören aber mehr ins Gebiet der Creditassecuranz und sind noch wenig verbreitet. Prämientarif und Versicherungsbedingungen sind im allgemeinen bei fast allen Gesellschaften wenig abweichend. Die Prämien der Tarife sind Normalziffern für das betreffende Alter ohne Rücksicht auf Nebenumstände, körperliche Abnormitäten, erbliche Krankheitsanlagen, erschöpfte Gesundheit, Gefahren des Berufs u. s. w. Wenn diese Momente die Güte des offerirten Lebens beeinträchtigen, so wird es entweder abgelehnt oder doch um eine entsprechende Anzahl Jahre älter prämiirt. In den Ziffern des Tarifs ist der Zuschlag für Verwaltungskosten und Uebersterblichkeit (20—25 Proc. der Nettoprämie) mit enthalten. Wie bei allen Assecuranzen ist der Antrag die wichtigste Grundlage des Vertrags. Jeder, der eine Versicherung auf den Todesfall beantragt, muß vom Arzt untersucht werden; über die gesellschaftlichen, persönlichen und Familienverhältnisse des Antragenden gibt der vermittelnde Agent seiner Gesellschaft schriftliche Auskunft, soweit seine Kunde reicht. Durch Unterschrift des Antrags unterwirft sich der Versicherungsnehmer allen bei der Gesellschaft gültigen Statutsbestimmungen und Versicherungsbedingungen. Antrag, Agentenbericht und Arztattest gemeinschaftlich, sowie der Geburtsschein oder ein anderer zuverlässiger Altersnachweis gestatten der Gesellschaft ein Bild von dem Candidaten und ihrem medic. Mitgliede, die Güte des Risicos nach der wahrscheinlichen Lebensdauer zu klassificiren. Die Verbindlichkeit der Gesellschaft gegenüber dem

Digitized by Google

neuen Mitglied beginnt nach Einlösung der Police. Den Hinterlassenen eines vor Ablauf des ersten Versicherungsjahrs verstorbenen Mitgliedes wird der zur Erfüllung dieses ersten Jahrs fehlende Prämienbetrag vom Kapital gekürzt. Die gewöhnlich ins Statut der Gesellschaft aufgenommenen Versicherungsbedingungen enthalten die Richtschnur für beide Theile betreffs der Prämienzahlungstermine, versäumter Zahlung und Stundung, des Verfahrens bei Verlust von Documenten, Verpfändung und Cession der Police, Auflösung des Vertrags u. s. w.

Obgleich ein versichertes Leben, je mehr es sich dem Tode nähert, für die Gesellschaft sich als Risico verschlechtert und zur Ausgleichung dieser Gefahr eigentlich alljährlich höhere Prämien zahlen müßte, hat man fast allgemein die Einrichtung gleichbleibender Prämien. Es zahlt der Versicherte in jungen Jahren etwas mehr, im Alter etwas weniger als eigentlich entfallen würde. Bei der Gothaer Lebensversicherungsbank zahlt z. B. auf je 300 Mark lebenslänglicher Versicherung, unter Berücksichtigung der betreffenden, nach fünf Versicherungsjahren eintretenden Dividende, ein im 30. Lebensjahre Versicherter etwa 5 Mark, ein im 40. Lebensjahre Versicherter etwa 6 Mark 40 Pf., ein im 50. Lebensjahre Versicherter etwa 9 Mark jährliche Prämie. Der von der Nettoprämie nach Abzug des für die erwartungsmäßigen Sterbefälle Erforderlichen verbleibende Rest muß seitens der Verwaltung jährlich als sog. Prämienreserve sicher zurückgestellt und zinsbar angelegt werden; denn die Prämienreserve ist bestimmt, mit Zins auf Zins bis zur Höhe des dereinst fälligen Kapitals anzuwachsen. Außerdem hat jedes vorsichtige Institut noch einen Sicherheitsfonds für unvorhergesehene Fälle. Die Reserveziffer bezeichnet den Zeitwerth der Police, der z. B. bei einer im 40. Lebensjahre eingetretenen, auf den Todesfall versicherten Person nach sechsjährigem Bestand der Police etwa 10 Proc. der versicherten Summe ausmacht. Jede Gesellschaft hat andere Reserveziffern; es kommt darauf an, welchen Zinsfuß sie dem Anwachsen des zurückgestellten Prämientheils zu Grunde legt und nach welcher Mortalitätstabelle sie rechnet. Was die Todesfälle betrifft, so kann sich eine reelle Gesellschaft bei gehöriger Prämienleistung ihrer Zahlungspflicht nur entziehen, wenn die Voraussetzungen für Schluß des Vertrags falsche waren, die Antworten des Antragenden auf die Fragen der Gesellschaft wissentlich unwahre gewesen und betrügerische Absicht involviren, besonders was die Ableugnung eigener selbstgekannter chronischer Leiden, bereits erfolgte und verschwiegene Ablehnung bei andern Gesellschaften betrifft. Liegen dergleichen Ausstellungen nicht vor, so wird, in der Regel drei Monate nach dem Tode, das versicherte Kapital ausgezahlt.

Der Zweck der L. ist, da sie nicht nur zu Gunsten der Familienglieder oder einer andern bestimmten Person geschlossen werden kann, sondern auch zu Gunsten der Rechtsnachfolger des Versicherten oder des Inhabers der Police überhaupt, sehr mannichfaltig. Den verschiedensten Bedürfnissen angepaßt sind die entsprechenden Modi der Versicherungsnahme, deren jeder seine eigenen Prämientabellen hat. Eine der gebräuchlichsten Formen ist die Versicherung auf zwei verbundene Leben, wo das versicherte Kapital in der Regel beim Tode des zuerst Sterbenden gezahlt wird. Die Versicherung kann gegen eine Extraprämie auch auf zeitweilig erhöhte Gefahr (Kriegs- oder Seedienst u. s. w.) ausgedehnt werden. Auf ein Leben wird nach Wunsch auch für einen bestimmten Zeitraum (sog. kurze Versicherung) gezeichnet und die versicherte Summe nur gezahlt, wenn der Tod innerhalb dieser Frist erfolgt. Falls ein versichertes Leben infolge Selbstmordes endet, wird in der Regel nur gezahlt, wenn dieser die Folge von Geistesstörung ist. Eine in Deutschland meist nur für Kinderversicherungen (Lebensfall) angewandte Einrichtung ist die sog. **Gegenversicherung**, d. h. Rückgewähr der bezahlten Prämien (ohne Zinsen), gegen einen geringen Zuschlag, für den Fall, daß der Versicherte vor Erreichung des in der Police für die Erhebung des Kapitals festgesetzten Termins stirbt. Außer der einfachen Kinderaussteuer existirt noch die Kinderversorgung nach dem System der gegenseitigen Beerbung. Eine einfache L. auf den Todesfall kann auch mit abgekürzter Prämienzahlung geschlossen werden, sodaß die jährliche Prämie nur während eines Zeitraums von 5, 10 Jahren u. s. w. gezahlt wird; außerdem gibt es abgekürzte L., bei denen das versicherte Kapital gezahlt wird, sobald der Versicherte das 45., 50. Lebensjahr u. s. w. vollendet hat oder sobald er vor dessen Erreichung stirbt, während es bei der weit billiger prämiirten Altersversorgung (Lebensfall) fraglich ist, ob das Kapital überhaupt fällig wird. Jedermann kann sein Leben mit beliebiger Summe, soweit es seine Kräfte erlauben, bei verschiedenen Gesellschaften versichern. Von großen Versicherungssummen gibt jede vorsichtige Gesellschaft einen Theil, etwa den 15,000 Mark übersteigenden Betrag, einer andern Compagnie gegen antheilige Prämie in Rückdeckung. Eine mit unsern Begriffen vom Ernst der L. schlecht zu vereinbarende Variante brachte die pariser Caisse générale des familles auf, bei welcher man durch alljährliche Auslosung einer

Digitized by Google

bestimmten Zahl von Versicherungstiteln à 1000 Frs. eine kleine Chance hat auf Auszahlung des Kapitals vor dessen eigentlicher Fälligkeit.

In Deutschland waren Ende 1875 bei 37 deutschen, 14 deutsch-österreichischen und 2 schweizer (Zürich und Basel), zusammen 53 Anstalten 716,649 Personen mit 2,129,932,853 Mark Kapital versichert. Der reine Zuwachs betrug (1875) 36,084 Personen mit 159,351,163 Mark (Ende 1856 waren bei den damals auf gleichem Gebiet bestehenden 18 Anstalten 71,169 Personen mit 241,237,221 Mark versichert). Die 716,649 Personen vertheilen sich mit 508,519 auf Deutschland, 186,306 auf Deutsch-Oesterreich und 21,824 auf die deutsche Schweiz. Diese Ziffern umfassen nur die eigentliche L. auf den Todesfall, während ferner an Begräbnißgeld- und Lebensfall-(Aussteuer-)versicherungen Ende 1875 zusammen 164,196,056 Mark liefen. Außerdem wären diesem Resultate noch die Rentenversicherungen, Reise-, Kranken- und Invaliditätsversicherungen, Kinderversorgungskassen, Ueberlebensassociationen und Gegenversicherungen, sowie die bei den selbst ungefährer Schätzung sich entziehenden, gerade in Deutschland florirenden kleinen Sterbe- und Hülfs-, Knappschafts- und Zunftkassen versicherten, in ihrer Gesammtheit bedeutenden Kapitalien anzufügen. Für Sterbefälle haben die genannten Gesellschaften 1875 auf etwa 12,000 Policen zusammen 33,017,858 Mark ausgezahlt. Die franz. Gesellschaften (auf Actien) hatten Ende 1875 zusammen 1,369,000,000 Frs. an Versicherungskapital laufen und zahlten 1875 für Todesfälle und Renten beinahe 18,000,000 Frs. aus, die größte davon (Assurances générales) hatte 62,720,000 Frs. Versicherungskapital und 5,452,260 Frs. Schäden; in England stellt sich die Ziffer der Sterbefallzahlungen 1876 auf etwa 10,000,000 Pfd. St. Vgl. Jahn, «Ausführliche Berechnung der Prämien und Reservefonds bei Lebensversicherungsanstalten» (Zittau 1852); Wiegand, «Die mathem. Grundlagen der Lebensversicherungsinstitute» (Halle 1854); derselbe, «Vortheile und Garantien der L.» (9. Aufl., Halle 1855); derselbe, «Lebensversicherungskatechismus» (Halle 1856; 5. Aufl. 1863); derselbe, «Die L.» (Halle 1867); Langheinrich, «Ueber den Werth der Lebensversicherungspolice» (Lpz. 1862); Lazarus, «Ueber Mortalitätsverhältnisse» (Hamb. 1867); Karup, «Theoretisch-praktisches Handbuch der L.» (Lpz. 1874); Kinkelin, «Elemente der Lebensversicherungsrechnung» (2. Aufl., Bas. 1875); Elsner's «Deutsche Versicherungszeitung» (Berl. 1859 fg.).

Leber (hepar, jecur) heißt die größte Drüse des Thierleibes, die deshalb von höchster Wichtigkeit ist, weil sie in naher Beziehung zur Blutbildung und der damit zusammenhängenden Bereitung der Galle steht. Die L. eines gesunden erwachsenen Menschen wiegt 1,50 Kilogr. und darüber. Dieselbe liegt mit ihrer Hauptmasse im rechten obern Winkel der Bauchhöhle, unmittelbar unter dem Zwerchfell, zur Seite der rechten Bauch- und Rückenwand, und bedeckt die rechte Niere, einen Theil des Zwölffingerdarms und des Magens sowie die rechte Biegung des Dickdarms. Sie ist am Zwerchfell durch straffe Bänder sowie auch an der Rücken- und Bauchwand befestigt und überragt die Rippenwand nicht. Ihr hinterer rechter Abschnitt ist sehr dick und abgerundet, nach vorn und links schärft sie sich allmählich zu. Ihre Oberseite ist gewölbt (convex), die Unterseite seicht ausgehöhlt (concav), sodaß sie im ganzen ungefähr eine keilförmige Gestalt darbietet. Der vordere Rand der L. hat in der Mittellinie des Körpers einen tiefen Einschnitt (incisura hepatis), welcher sie in den größern rechten und kleinern linken Lappen (lobulus dexter und sinister) theilt. Von diesem Einschnitt verläuft auf der Unterseite eine seichte Furche nach hinten, und dieser ziemlich parallel weiter nach rechts eine zweite Furche, welche durch eine querlaufende Vertiefung verbunden sind. Es werden so von der L. zwei weitere kleine Lappen abgegrenzt, ein vorderer viereckiger (lobulus quadratus) und ein hinterer (lobulus Spigelii). In der linken Längsfurche verläuft beim Fötus die Nabelvene, die in der Gegend der Querfurche in die L. eintritt und nur einen kleinen Zweig (ductus venosus) durch die hintere Hälfte dieser Grube direct in die hinter der L. liegende untere Hohlvene sendet, wogegen beim geborenen Menschen ein solider rundlicher Bindegewebsstrang, das sog. runde Leberband, die Stelle der obliterirten Nabelvene vertritt. Der vordere Theil der rechten Furche nimmt die Gallenblase auf, die hintere umfaßt innig die Vorderwand der untern Hohlvene. In der Querfurche münden alle blutzuführenden Gefäße und zahlreiche sympathische Nervenäste und aus ihr treten die Lymphgefäße der L. und der Leberzellengang aus; diese Stelle ist gewissermaßen die Pforte der L. und wird auch so benannt (porta hepatis). An Blutgefäßen erhält die L. die nahezu fingerdicke Pfortader (vena portae) und die kaum gänsekieldicke Leberarterie (arteria hepatica). Die Pfortader sammelt alles Blut, welches von den Gedärmen, vom Magen, von der Bauchspeicheldrüse und der Milz kommt, tritt in der Leberpforte in die L. ein und löst sich hier nach allen Richtungen hin in feine, untereinander verbundene Zweige auf, welche wieder zu

Digitized by Google

größern Stämmchen zusammentreten und als Lebervenen (venae hepaticae) in die untere Hohlvene münden. Das Blut der Pfortader ist sehr dunkel, hat aus dem Darm einen Theil der Verdauungsproducte, aus der Milz das von dieser veränderte Blut aufgenommen und liefert das Material zur Galle und zu den neugebildeten Blutbestandtheilen. Die Leberarterie verzweigt sich in ähnlicher Weise wie die Pfortader in der L., führt aber hellrothes Blut und vermittelt die selbstständige Ernährung des Lebergewebes. Die L. selbst liegt großentheils in einer Falte des Bauchfells (s. d.), welches die L. mit einem glatten Ueberzug überzieht. Ihr Gewebe selbst ist schon im frischen Zustande ziemlich derb, wird es aber im Tode durch Gerinnung eines eiweißähnlichen Bestandtheils noch mehr. Die Farbe ist hell rothbraun (leberbraun), doch nicht gleichmäßig. Auf einem Schnitt der L. erblickt man um die weit klaffenden Stämmchen der Lebervene einen Ring Lebersubstanz, welcher von einem Kranz feiner Pfortaderzweige umsäumt ist. Diese Ringe sind die Querschnitte kugeliger Anhäufungen von mit bloßem Auge nicht sichtbaren, quadratischen Zellen und heißen Leberinseln oder Leberläppchen (insulae oder acini, auch lobuli hepatis), die Gefäße in ihrem Umkreise interacinöse, die im Mittelpunkt gelegenen intraacinöse Venen. Die Peripherie dieser Inseln hat meist eine andere, hellere oder dunklere Färbung als die Mitte, wodurch die ganze L. ein gflecktes Aussehen bekommt. Die Leberzellen, welche die eigentlichen, die Galle absondernden Elemente der L. sind und sich als kleinste rundliche feinkörnige Bläschen von 0,02 Mmt. Durchmesser darstellen, sind von der Mitte nach dem Rande der Leberläppchen in Reihen angeordnet, die vielfach miteinander verbunden (Leberzellenbälkchen), und zwischen ihnen verlaufen, die Bälkchen innig umspinnend, die Haargefäße, in welche sich die peripherischen Pfortaderzweige auflösen, und die sich zu der centralen Lebervene sammeln. Außerdem ist jede einzelne Leberzelle noch mit äußerst feinen Haargefäßchen umgeben, den Anfängen der Gallengänge, welche sich im Umkreise der Inseln sammeln, nach und nach zu stärkern Stämmchen zusammentreten und neben den gröbern Zweigen der Pfortader rückwärts zur Leberpforte verlaufen. Die Bälkchen sind endlich noch von Lymphräumen umgeben, die zu Stämmchen zusammentreten, welche denselben Weg aus der L. nehmen wie die Gallengänge. Das Lebergewebe zeigt sich also von einem fünffachen Kanalsystem durchzogen, von drei Blutgefäßsystemen, von dem Lymphsystem und dem Gallengangsystem. Dazwischen findet sich vielfältig Bindegewebe. Die Gallengänge bilden in der Leberpforte einen einzigen Stamm (Lebergallengang), welcher seitlich eine blasenförmige Ausstülpung trägt, die am Leberrand etwas vorstehende Gallenblase, die durch einen kurzen Kanal mit ihr in offener Verbindung steht. Diese Gallenblase ist ein Reservoir der Galle (s. d.).

Die L. hat eine große Bedeutung für den thierischen Haushalt, was schon daraus hervorgeht, daß sie sich in der Leibesfrucht sowie im Hühnchen sehr früh bildet, im Embryo der Säugethiere das Blut des Mutterkuchens, im Hühnchen den Dotter aufnimmt. Geht die L. durch Krankheit zu Grunde, so ist das Leben vernichtet. Im einzelnen ist ihre Thätigkeit noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint soviel festzustehen, daß die Gallenbereitung mit einer Neubildung von Blut, überhaupt mit einer Verarbeitung der verdauten und aufgesogenen Eiweißstoffe einhergeht. Ein Product dieses Processes ist eine stärkemehlähnliche, leicht in Traubenzucker übergehende, der L. eigenthümliche Substanz, das Glykogen, die einzige derartige, welche man bisjetzt im Thierkörper aufgefunden hat. Auch scheint in der L. ein massenhafter Untergang unbrauchbar gewordener rother Blutkörperchen stattzufinden, da sich Reste ihrer Bestandtheile im Gallenfarbstoff nachweisen lassen. Keinem einigermaßen complicirt gebauten Thier fehlt die L.

Von den Krankheiten der L. ist zunächst zu nennen die Schnürleber, welche entsteht, wenn auf die Gegend der untern Rippen anhaltend ein starker Druck ausgeübt wird (durch das Schnürleibchen der Frauen besonders). Die L. wird dabei nach unten gedrückt und bekommt von den Rippen eine Querfurche auf der Oberseite, natürlich unter Beeinträchtigung ihrer Thätigkeit. Auch kann dadurch die Gallenblase leicht nach außen umgestülpt werden. Häufig findet eine Verstopfung des gemeinsamen Gallengangs durch Schleimpfröpfe (bei Darmkatarrh, der sich auf der Schleimhaut der Gallenwege fortsetzt) und durch steckenbleibende Gallensteine sowie Verschließung einzelner feiner Gallengänge (durch Krebsknoten, Abscesse u. s. w.) statt, und es entsteht dann Gelbsucht (s. d.). Eigentliche Entzündung der L. ist selten und kommt fast nur beim Gelben Fieber vor. Dagegen entstehen öfters Abscesse in derselben bei Hospitalfieber (Pyämie), häufig ist die Blutüberfüllung oder Hyperämie der L., welche durch unmäßige und sitzende Lebensweise, durch den gewohnheitsmäßigen Genuß spirituöser Getränke sowie durch mechan. Stauungen in den Lebervenen infolge von Herz- und Lungenkrankheiten entsteht und sich durch Druck und Spannung im rechten Hypochondrium, durch Verdauungsbeschwerden,

Digitized by Google

unregelmäßigen Stuhlgang, Hämorrhoiden u. dgl. zu erkennen gibt. Eine eigenthümliche Erkrankung der L. beruht auf einer Massenzunahme des Bindegewebes unter langsamem Untergang der Leberzellen. Die L. bekommt dabei ein eigenthümliches marmorirtes Ansehen (Muskatnußleber, Lebercirrhose) und ist höckerig (Schuhzweckenleber). Diese Entartung findet sich bei Säufern, bei chronisch Lungen- und Herzkranken. Der Fettgehalt der L. ist fortwährenden Schwankungen unterworfen. Eine sehr fettreiche L. heißt Fettleber, die entstehen kann bei fetten Personen oder infolge krankhafter Veränderungen. In hohem Alter sowie nach erschöpfenden Krankheiten ist die L. oft geschrumpft, welk, braun, sonst aber normal (rothe Atrophie). Bei gewissen Krankheiten, so nach Phosphorvergiftung, nach anhaltender Gelbsucht, geht die L. acut zu Grunde, ihr Gewebe löst sich völlig auf, sie wird matsch, gelb (acute gelbe Atrophie). Entarten ihre Gefäßverzweigungen in der Weise, daß die Gefäßwandung anschwillt und eine wachsähnliche Beschaffenheit annimmt, so bietet die ganze L. ein ähnliches Ansehen dar (Wachsleber, Speckleber, amyloide Entartung). Bei der Syphilis erkrankt nicht selten auch die L., wobei es meist zur Bildung von walnußgroßen, festen, späterhin vernarbenden Knoten kommt. Bei Krebskrankheiten ist die L. eins der Organe, welches zuerst mit ergriffen wird. Echinococcen finden sich in der L. häufiger als anderwärts. Zerreißungen der L., wie sie sich nach Stoß oder Schlag auf den Bauch, bei einem Sturz u. s. w. ereignen, sind wegen der Blutung tödlich. Vgl. Frerichs, «Klinik der Leberkrankheiten» (2 Bde., Braunschw. 1861).

Leberblümchen, Leberkraut, Kräutergattung, s. Hepatica.

Leberegel (Distoma hepaticum) heißt eine Art der Saugwürmer oder Distomen, welche einen dicken, kugelförmigen, vorspringenden Vorderkörper und einen blattartig abgeplatteten Hinterleib besitzt und 30 Mmt. Länge bei 12 Mmt. Breite erreicht. Der Wurm, dessen Geschlechter sich in demselben Individuum vereinigen, kommt bei pflanzenfressenden Säugethieren, besonders häufig bei Schafen, seltener beim Menschen vor, wohnt ausschließlich in den Gallengängen der Leber, wandert aber zuweilen daraus in den Darm und die Blutgefäße. Er pflanzt sich durch Eier fort, welche mit der Galle in den Darm und aus diesem mit den Excrementen nach außen gelangen. Die Eier entwickeln sich im Wasser und bilden ein Junges, welches mit Flimmerhaaren besetzt ist und im Wasser umherschwimmt. Wahrscheinlich gelangen diese Jungen in Schnecken, bilden sich erst zu Keimschläuchen, dann zu Cercarien um (s. Distomen) und werden auf der Weide von den Schafen mit dem Grase eingeschluckt, worauf sie sich in der Leber festsetzen und weiter entwickeln. Sie verwüsten förmlich, wenn in großer Anzahl vorhanden, die Leber und erzeugen die sog. Leberfäule, welcher besonders in feuchten Niederungen viele Schafe zum Opfer fallen. Der Abgang, den diese Krankheit erzeugt, ist bedeutend. Trockene Weiden und vorwiegende Stallfütterung sind die einzigen Vorbeugungsmittel.

Leberfleck (macula hepatica, chloasma) nennen Laien eine Hautkrankheit, welche jetzt als eine besondere Art der Kleienflechte (als Pityriasis versicolor) bezeichnet wird. Dieselbe bildet gelbbraune, rundliche Flecken auf der Haut, namentlich des Rumpfs und Halses, die sich immer weiter ausbreiten und stets mit kleienartigen Schüppchen bedeckt sind. Diese Schüppchen sind nichts anderes als die sich abschälende, trocken und braun gewordene Oberhaut, die von einem wuchernden Schimmelpilz (Microsporon furfur) abgehoben wird. Unterhalb dieser Schüppchen ist die eigentliche Haut ganz gesund. Das Uebel ist also ein rein örtliches, findet sich aber oft bei schwächlichen, namentlich tuberkulösen Personen und pflanzt sich durch nahe Berührung, besonders Zusammenschlafen, auf andere Personen fort. Zur Heilung genügt, die Flecke zweimal des Tags mit grüner Seife oder Theerpräparaten einzureiben. Eine andere Art von L., das Pigment- oder Fleckenmal (naevus lenticularis) besteht blos in Pigmentanhäufungen der Haut, und diese Stellen sind oft mit Haaren bedeckt. Zu ihrer Entfernung muß man die Haut zerstören (ätzen u. dgl.). Schwangere (und gebärmutterkranke) Frauen zeigen oft im Gesicht (Stirn, Oberlippe) bräunliche Flecken, die eben denselben Ursprung haben wie die stärkere Färbung des Warzenhofs bei Schwangern. Diese verschwinden meist mit der Niederkunft oder mit der Hebung des Leidens. Mit der Leber haben alle diese Flecken nichts gemein als die Farbe.

Lebermoose (Musci hepatici) nennen die Botaniker diejenigen Moose, deren Frucht bei ihrer Ausdehnung die Hülle des Archegoniums, worin sie sich entwickelt, am Scheitel durchbricht und daher stets nackt (ohne Mütze) ist. Dieselbe springt in der Regel mit Klappen auf; ihre Sporen werden bei der Mehrzahl durch elastische Spiralfaserzellen (Schleudern) fortgeschnellt. Die L. haben theils einen beblätterten, theils einen laubartigen Stengel. (S. Moose.)

Leberreime nennt man die zweizeiligen deutschen Scherzgedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: «Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem —», worauf ein

Digitized by Google

Thier genannt wird, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime wurden um 1570 von einem gewissen Schävius erfunden und waren früher bei Gastmählern, nach Auftragung des Hechts, sehr üblich.

Lebert (Herm.), namhafter Patholog und Kliniker, geb. 9. Juni 1813 in Breslau, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, studirte 1831—35 Medicin und Naturwissenschaften in Berlin, Zürich und Paris, ließ sich dann 1836 als Arzt zu Bex im Canton Waadt nieder und wurde 1838 Badearzt in Lavey. Nachdem er 1842—45 schon die Winter in Paris verlebt und im Frühjahr 1845 im Auftrag der franz. Regierung an der Seeküste Frankreichs für ein neu zu gründendes Museum vergleichend-anatom. Präparate angefertigt hatte, siedelte L. Ende 1846 als praktischer Arzt dauernd nach Paris über, wo er sich durch den preisgekrönten «Traité pratique des maladies scrofuleuses et tuberculeuses» (Par. 1849) einen wissenschaftlichen Namen erwarb. Im J. 1853 wurde L. als Professor der medic. Klinik und medic. Director des großen Krankenhauses nach Zürich und endlich 1859 in ersterer Eigenschaft nach Breslau berufen, welche Stelle er 1874 niederlegte, um sich ganz der wissenschaftlichen Thätigkeit zu widmen. Seitdem lebte er zu Vevay in der Schweiz. L. hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Ergebnisse der Naturwissenschaften und die naturwissenschaftliche Methode auf die Medicin anzuwenden. Seine bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der praktischen Medicin, der Chirurgie und der pathol. Anatomie waren die «Physiologie pathologique» (2 Bde., Par. 1845), zu welcher «Abhandlungen aus dem Gebiet der Chirurgie und der pathol. Physiologie» (Berl. 1847) als Ergänzung hinzutraten, ferner die «Anatomie pathologique générale et spéciale» (2 Bde., Par. 1854—62), das «Handbuch der praktischen Medicin» (4. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1871), die «Allgemeine Pathologie und Therapie» (2. Aufl., Tüb. 1876), die «Grundzüge der ärztlichen Praxis» (Tüb. 1867—68) und die «Klinik der Brustkrankheiten» (2 Bde., Tüb. 1873—74). Vgl. L.'s «Biographische Notizen» (Bresl. 1869).

Leberthran, auch Bergner- oder Stockfisch-L. (Oleum jecoris aselli) nennt man ein aus der Leber mehrerer Seefische der Gattung Dorsch (s. d.) oder Gadus, namentlich des Kabeljau (s. d.), gewonnenes fettes Oel, welches, je nach den verschiedenen Bereitungsarten, sich in Hinsicht auf Farbe, Geruch und Geschmack verschieden darstellt. Früher schrieb man dem L. wegen eines angeblichen Jodgehalts eine besondere Wirkung zu. Neuerdings wird behauptet, er werde leichter als andere Fette von dem Blut und der Lymphe aufgenommen. Sonst hat er nichts vor dem (auch blos diätetischen) Gebrauche eines andern Fettes voraus. Auch eisenhaltiger L. (Oleum jecoris ferratum) wird von vielen Aerzten mit Vorliebe verordnet.

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Leboeuf (Edmond), franz. Marschall, 6. Dec. 1809 zu Paris geboren, trat 1. Oct. 1828 in die Polytechnische Schule, wurde 6. Aug. 1830 Unterlieutenant in der Generalstabsschule und 6. Aug. 1832 zur Artillerie versetzt. Am 1. Febr. 1833 Lieutenant, 13. Jan. 1837 Kapitän, gehörte er während der ersten Expedition gegen Konstantine dem Generalstabe der Armee an. Vom Aug. 1837 bis Febr. 1841 verblieb er in Afrika und nahm an vielen Gefechten theil. Im J. 1841 kehrte L. nach Frankreich, zunächst als Batteriecommandeur zurück, wurde Sept. 1846 Stabsoffizier und 29. Aug. 1848 zweiter Commandant der Polytechnischen Schule; am 8. April 1850 wurde er zum Oberstlieutenant befördert und 10. Mai 1852 zum Obersten. Nach Ausbruch des Orientkriegs 15. April 1854 zum Stabschef der Artillerie in der Expeditionsarmee ernannt, schiffte er sich 1. Mai zu Marseille ein und nahm 20. Sept. hervorragenden Antheil an der Schlacht an der Alma. Nov. 1854 wurde er Brigadegeneral und übernahm die Leitung des franz. Artillerieangriffs gegen Sewastopol. Hierauf wurde er mit einer schwierigen Mission nach Kinburn betraut, woselbst er den Oberbefehl bis Jan. 1856 führte. An die Spitze der Gardeartillerie berufen, vollendete er deren Organisation und erhielt Dec. 1857 den Rang als Divisionsgeneral. Im ital. Feldzuge von 1859 zeichnete er sich gleichfalls wiederholt aus; seinem geschickten Artillerieangriff auf Solferino ist hauptsächlich die Einnahme dieses Platzes, der den Schlüssel des Schlachtfeldes bildete, zu danken. Im Sept. 1866 ging L. als kaiserl. Commissar nach Venedig, mit dem Auftrage, die Provinz aus den Händen der Oesterreicher zu empfangen und alsdann den ital. Behörden zu übergeben. Jan. 1869 wurde L. als Commandeur des 6. Armeecorps nach Toulouse gesandt und 21. Aug. 1869 an Stelle des verstorbenen Marschalls Niel zum Kriegsminister ernannt. In dieser Stellung fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, die von seinem Vorgänger begonnene Reorganisation des franz. Heerwesens zu vollenden. Mitglied eines in gewisser Hinsicht provisorischen Cabinets und in Erwartung des neuen, durch die kaiserl. Botschaft vom 12. Juli 1869

Digitized by Google

versprochenen parlamentarischen Régime beschränkte er sich zunächst auf die Umformung der Infanterieregimenter und einige Verbesserungen in der Verwaltung. Die von Niel eingeleitete und in den östl. Departements bereits ins Leben getretene wichtige Organisation der Mobilgarde, durch welche eine vom stehenden Heer unabhängige Reservearmee geschaffen werden sollte, wurde von L. nicht weiter entwickelt, was sich später, nach den ersten Unfällen des franz. Heers 1870, sehr nachtheilig erwiesen hat. Am 27. Dec. 1869 reichte er mit seinen sämmtlichen Collegen seine Entlassung ein, um dem neuen, unter Ollivier gebildeten sog. parlamentarischen Cabinet Platz zu machen, doch wurde ihm sein Portefeuille in der neuen ministeriellen Combination vom 3. Jan. 1870 zurückgegeben und L. 24. März 1870 zum Marschall ernannt. In den geheimen, unmittelbar vor dem Ausbruche des Kriegs von 1870 unter Vorsitz des Kaisers gehaltenen Ministerconseils sowie im Corps législatif bezeichnete L. die franz. Armee einschließlich ihrer Verwaltung, Vorräthe und Anstalten als völlig kriegsbereit, «archiprêt», was, soweit es sich um das Vorhandensein der erforderlichen Mannschaften, Waffen, Ausrüstungsstücke und Munitions- u. s. w. Vorräthe handelt, nicht unrichtig war. Die fehlerhafte Organisation der ganzen Verwaltung verhinderte jedoch, die reichlich vorhandenen Mittel rechtzeitig und planmäßig zur Verwendung zu bringen. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 ernannte ihn der Kaiser zum Generalstabschef der Armee. Nach den ersten Niederlagen der franz. Heere bei Weißenburg, Wörth und Spicheren forderte die Regentschaft zu Paris mit Uebergehung des Kaisers L. zur Niederlegung seines Postens auf. Er kam dieser Aufforderung nach und übernahm 12. Aug., nachdem der Oberbefehl über die Rheinarmee an Marschall Bazaine übergegangen war, an dessen Stelle den Befehl über das 3. Armeecorps. Mit demselben nach den Kämpfen vom 14., 16. und 18. Aug. in die Festung Metz eingeschlossen, focht er 30. und 31. Aug. bei Noisseville mit Auszeichnung. Nach der Capitulation der Festung gerieth er 29. Oct. 1870 mit der gesammten Rheinarmee in deutsche Kriegsgefangenschaft, aus welcher ihn der Friedensschluß 1871 befreite. Hierauf zog er sich nach dem Haag ins Privatleben zurück. L. war weder ein großer Organisator noch Stratege, hat sich dagegen als thatkräftiger Corpsgeneral und allezeit als tapferer Soldat bewährt.

Lebrun (Charles), berühmter franz. Historienmaler, geb. 24. Febr. 1619 zu Paris, Schüler von Simon Vouet, ging 1642 nach Rom, wo er vier Jahre studirte. Bei seiner Rückkehr nach Paris übertrug ihm der Oberintendant Fouquet die Ausmalung seines Schlosses Vaux, und die Königin-Mutter bestellte für ihr Betzimmer ein Andachtsbild (Le crucifix aux anges, gestochen von Edelinck, jetzt im Louvre), welches den Meister bei Hofe bekannt und beliebt machte. Auf Colbert's Verwendung 1660 zum Director der Gobelinsmanufactur ernannt, 1662 in den Adelstand und zum ersten Hofmaler erhoben, führte L. seitdem eine lange Reihe von Jahren über alle königl. Unternehmungen in den verschiedensten Kunstgebieten die Oberaufsicht und machte dieselbe in despotischer Weise geltend. Maler, Bildhauer, Decorateure, Kunsthandwerker, soviel eigenes Talent sie besitzen mochten, mußten sich bequemen, ausschließlich nach seinen Zeichnungen oder Angaben zu arbeiten. Alles für die königl. Schlösser Bestellte und Ausgeführte erhielt auf solche Art einen einförmigen, etwas schwerfälligen und schwülstigen, aber imposant reichen und massenhaft glanzvollen Stilcharakter. Seine Hauptwerke im Schlosse zu Versailles sind die Ausmalung und Ausschmückung des großen Stiegenhauses, der weltberühmten, fast 80 Mt. langen und 11 Mt. breiten Spiegelgalerie und der an beide anstoßenden zwei Säle, die in großen und kleinen Wand- und Deckenfeldern vertheilten Fresken und Grisaillen einen ganzen Cyklus allegorischer Darstellungen der Hauptmomente und Glanzpunkte aus dem Leben Ludwig's XIV. vom Pyrenäischen Frieden (1659) bis zum Frieden von Nimwegen (1678) enthalten (gestochen von E. Baudet, in Bd. 5 des «Cabinet du Roi», und von J. B. Massé, in einem besondern Prachtwerk, 1752). Unter den großen Staffeleigemälden des Meisters verdienen vorzüglich Erwähnung die fünf durch G. Audran's Kupferstiche so vortheilhaft bekannten und als treffliche Compositionen mit Recht gerühmten Bilder, welche die Siege und Heldenthaten Alexander's d. Gr. verherrlichen; sie sind aus der ersten und besten Zeit des Malers und befinden sich jetzt im Louvre. L. starb zu Paris 12. Febr. 1690. Er verband mit der größten Leichtigkeit im meist glücklichen Componiren und der erstaunlichsten Fertigkeit in Oel- und Frescomalerei eine im ganzen correcte und nur in den etwas kurzen Proportionen mangelhafte Zeichnung; dagegen ist er kalt im Gefühl, theatralisch im Ausdruck und unharmonisch in der Färbung. Die berühmtesten Schüler L.'s sind Lafosse, Audran, Houasse, Verdier und Lefèvre.

Lebrun (Charles François), Herzog von Piacenza, geb. 19. März 1739 zu St.-Sauveur-Landelin bei Coutances, machte zu Paris ausgezeichnete Studien und vollendete seine

Digitized by Google

Bildung durch Reisen in England und Holland. Er übernahm dann die Erziehung der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn als Secretär verwendete. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit gerieth, ließ L. mehrere Flugschriften im Interesse des Hofs erscheinen; auch soll er die officiellen Schriften und Acte verfaßt haben, welche der Hof in dieser Sache erließ. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. fiel er deshalb mit dem Kanzler zugleich in Ungnade. Er lebte hierauf fünf Jahre in gänzlicher Dunkelheit, bis er kurz vor dem Ausbruch der Revolution mit einer Schrift «La voix du citoyen» Aufsehen machte. Die Sénéchaussée von Dourdan schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er sich maßvoll verhielt und gewöhnlich nur bei Finanz- und Verwaltungssachen mit großer Sachkenntniß sprach. Nach dem Schluß der Versammlung 1791 wurde er Präsident des Verwaltungsraths im Depart. Seine-et-Oise. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn jedoch ins Gefängniß, aus dem ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft befreite. Nach der Einführung der Directorialverfassung trat er 1795 in den Rath der Fünfhundert und übernahm 20. Febr. 1796 dessen Vorsitz. In dieser Stellung leistete er Bonaparte bei der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste, und dieser wählte ihn dafür zum dritten Consul. Obschon er sich als die gelehrigste Creatur seines Meisters bewies, so erwarb er sich doch Verdienste um die Herstellung der franz. Finanzen und errichtete den Rechnungshof. Bei Errichtung des Kaiserthrons wurde er zum Erzschatzmeister des Reichs erhoben, auch erhielt er das Generalgouvernement von Ligurien, das er 1806 in ein franz. Departement umgestalten mußte. Hierauf ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza. Nach der Abdankung Ludwig Bonaparte's wurde er 1810 Gouverneur von Holland, wo er sich mit Mäßigung und Umsicht benahm. Als ihn hier die Verbündeten Ende 1813 vertrieben, ging er nach Paris und unterzeichnete die Berufung der Bourbons auf den Thron. Er erzeigte denselben als außerordentlicher Commissar zu Caen große Dienste, wofür er 4. Juni 1814 die Pairswürde erhielt. Weil er jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris angenommen, verlor er mit der zweiten Restauration seine polit. Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen und gehörte in dieser der constitutionellen Partei an. Er starb 16. Juni 1824 auf seinem Landgute St.-Mesme bei Dourdan. L. war Mitglied des Instituts und hatte sich schon als Student einen Namen erworben durch die Uebersetzung von Tasso's «Befreitem Jerusalem» (2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840) sowie Homer's Iliade (3 Bde., 1776; 2. Aufl., 2 Bde., 1809). In Coutances wurde ihm 1847 ein Bronzestandbild gesetzt. — Sein ältester Sohn, Anne Charles L., Herzog von Piacenza, geb. 28. Dec. 1775, war Adjutant Desaix', der bei Marengo in seinen Armen verschied. Im J. 1805 zum Obersten eines Regiments, 1807 zum Brigadegeneral befördert, kämpfte er 1811 in Spanien mit, wurde 1812 Divisionsgeneral und 1813 Commandant von Antwerpen. Während der Hundert Tage war er Deputirter des Depart. Seine-Marne. Im J. 1824 folgte er seinem Vater in der Pairswürde; auch gab er dessen «Mémoires» (Par. 1829) heraus. Seit 25. Jan. 1852 Senator, starb er 21. Jan. 1859.

Lebrun (Karl Aug.), Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 8. Oct. 1792 zu Halberstadt, sollte nach dem Tode des Vaters, eines Geistlichen, Kaufmann werden, ging aber 1809 in Dessau zum Theater über. Durch sein feines Spiel erwarb er sich rasch einen Namen und trat nacheinander zu Memel, Würzburg, Mainz und Hamburg in Engagements. An letzterm Orte führte er 1827—37 mit F. L. Schmidt die Direction des Stadttheaters, während welcher Zeit dasselbe in besonderer Blüte stand. Seit 1837 in Hamburg lebend, trat L. nur noch als Gast an verschiedenen Orten auf. Durch ein vortheilhaftes Aeußeres unterstützt, leistete er namentlich in fein-komischen Charakterrollen Außergewöhnliches. Auch seine Bearbeitungen ausländischer Dramen und seine eigenen Schauspiele sind verdienstliche, vorzugsweise bühnengerechte Arbeiten, wenn auch ohne große dichterische Bedeutung. Am meisten gefielen «Nummer 777» und «Die Drillinge». Von 1816—33 ließ er verschiedene Sammlungen seiner Bühnenspiele erscheinen. Er starb 25. Juli 1842 zu Hamburg. — Seine Gattin Karoline, geborene Steiger, geb. 1800 in Hamburg, hat sich als Schauspielerin ebenfalls einen Namen erworben.

Lebrun (Pierre Antoine), franz. Dichter, geb. 29. Nov. 1785 zu Paris, entwickelte schon sehr früh seine poetische Anlage. Eine der großen Armee gewidmete Ode, welche die Schlacht von Austerlitz zum Inhalt hatte, verschaffte ihm eine Pension von 1200 Frs. Doch zählte L. nicht zu den Hof- und Staatspoeten, sondern besang die glorreichen Thaten des Kaiserreichs erst nach seinem Sturze, vorzüglich in der Ode auf den Tod des Kaisers (1822). Diese allzu enthusiastischen Klagen brachten ihn um seine Steuereinnehmerstelle in Hâvre und bald nachher

Digitized by Google

auch um sein Jahrgehalt. L. hatte sich bereits auch in der dramatischen Dichtkunst versucht, aber mit seinen ersten Tragödien von ganz classischem Zuschnitt nur geringen Erfolg gehabt. Im J. 1820 ließ er auf dem Théâtre français seine Tragödie «Marie Stuart» aufführen, die einzige, die sich aus jener Zeit auf dem Repertoire erhalten hat. Ein Mittelding zwischen Nachahmung und freier Bearbeitung des Schiller'schen Meisterwerks, wurde dieses Stück mit lautem Beifall von der Romantischen Schule aufgenommen. Weniger gefiel der «Cid d'Andalousie» (1825). Im J. 1828 wurde er Mitglied der Französischen Akademie. Die Juliregierung ernannte ihn zum Pair von Frankreich, und ein kaiserl. Decret berief ihn 1853 in den Senat. Als Dichter gehört L. zur alten classischen Schule. In seinen Oden blieb er bei Kraftmomenten und unklaren Bildern; in seinen Tragödien gebrauchte er nur das abgenutzte Material alter Muster. Seine sog. flüchtigen Poesien sind die besten; man findet darin mehr Natur. Auch sein Gedicht «Voyage de Grèce» (1828) hat Werth behalten, weil man hier persönliche Gefühle und Gedanken des Dichters antrifft. Eine Gesammtausgabe seiner Werke in zwei Bänden erschien 1844 und eine vollständigere Sammlung seiner Dichtungen in vier Bänden (Par. 1864). Er starb 27. Mai 1873 zu Paris.

Lebrun (Ponce Denis Ecouchard), gewöhnlich Lebrun-Pindare genannt, Frankreichs größter Lyriker aus der classischen Schule, geb. zu Paris 10. Aug. 1729, wurde nach beendigten Studien Secretär des Prinzen Conti, in dessen Diensten sein Vater stand. An seinem Charakter hafteten manche Flecken. Starken Tadel fand er insbesondere wegen seiner Neigung, Epigramme zu machen, in denen er selbst seine besten Freunde nicht schonte. Als er durch Conti's Tod seine Stelle und fast gleichzeitig durch den Bankrott des Fürsten Rohan-Guémené 18,000 Frs. verloren hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Vaudreuil von Calonne eine Pension und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach Ausbruch der Revolution widmete er dieser sein Talent. Er war der Dichter des Convents, der ihm eine Wohnung im Louvre anwies, und mehrere seiner republikanischen Oden sind wirklich poetische Meisterstücke. Als Napoleon Consul geworden, erhielt L. eine Pension von 6000 Frs. Er starb 2. Sept. 1807. Seine «Oeuvres complètes» wurden von Ginguené (4 Bde., Par. 1811) herausgegeben. Sie enthalten Oden, die durch Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit alles übertreffen, was die classische Schule in Frankreich hervorgebracht hat; auch seine Elegien sind ausgezeichnet. Seine Epigramme sind beißend, obschon die schärfsten von ihm selbst unterdrückt wurden. Sein in gewählter Sprache geschriebenes, nicht vollendetes Lehrgedicht «La nature» ist reich an schönen und poetischen Stellen; das Gedicht «Les veillées du Parnasse» blieb ebenfalls unvollendet.

Lecanora (Schüsselflechte), eine Gattung von Krustenflechten mit schüsselförmigen Apothecien (s. Flechten), deren Arten theils an Baumstämmen, theils an Felsen und auf der nackten Erde wachsen. Die gemeinste von allen ist die an der Rinde der verschiedensten Bäume häufig vorkommende L. subsacia mit bräunlichen Apothecien. Eine erdbewohnende Art, L. tartarea, die Weinsteinflechte, mit dicker grauweißer Kruste und blaß röthlichgelben Apothecien, enthält denselben blauen Farbstoff, der sich in der Lackmusflechte oder echten Orseille (Roccella tinctoria) findet und wird deshalb auch zur Darstellung des Lackmusblau benutzt. Diese Flechte wächst in Westeuropa, namentlich aber in großer Menge an den felsigen Küsten von Schottland, Norwegen und Schweden (deshalb auch schwed. Lackmusflechte genannt) und kommt unter den Namen Erdorseille, Persio und Cudbear in den Handel.

Lecce, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (früher Terra di Otranto, 8530 QKilom. mit [1871] 493,594 E.), 11 Kilom. vom Adriatischen Meere, an der Italienischen Südbahn, am Abhange der Serre-Hügel, in einer reizenden Gegend gelegen, Sitz eines Bischofs, der Präfectur und eines Tribunals erster Instanz, ist mit Mauern, Thürmen und mehrern Vorstädten umgeben, hat einen großen, regelmäßigen und mit Bildsäulen gezierten Marktplatz, gerade und breite Straßen, ein festes Schloß, eine Kathedrale, neun Pfarr- und viele andere Kirchen und Klöster, ein Gymnasial-Lyceum und ein National-Convict. Die Stadt zählt (1871) 23,247 E., welche Baumwoll-, Tabacks- und Weinbau betreiben, Manufacturen in Baumwollzeugen, Kattun, Spitzen, sowie lebhaften Productenhandel, namentlich mit Oel, unterhalten, das in der Umgegend in großer Menge gewonnen wird und als das feinste Tafelöl unter dem Namen Leccer Oel bekannt ist. Muthmaßlich aus der Stadt Lupia in der Landschaft Calabria der Alten entstanden, bildete L. im Mittelalter eine normann. Grafschaft. Graf Tancred von L. wurde 1189 König von Sicilien und hielt sich gegen den deutschen Kaiser Heinrich VI.

Lech (Licus), ein rechter Nebenfluß der Donau, der im Vorarlbergischen in 1865 Mt. Seehöhe aus dem Formarinsee östlich von der 2705 Mt. hohen, schneebedeckten Rothen Wand

Digitized by Google

entſpringt. Derſelbe durchfließt erſt 82 Kilom. weit in oſtnordöſtl. Richtung bis Reute ein enges, düſteres Längenthal der Kalkalpen, in deſſen kieſiger Sohle er mit vielen Schlangenwindungen zahlreiche Kiesinſeln und Sandbänke umſchließt. Nachdem ſich das Thal oberhalb Reute beckenartig erweitert, wendet ſich der Fluß nordwärts, durchbricht auf der grandioſen Strecke von Reute bis Füſſen, die überaus reich an Seen iſt, fünf vorgeſchobene Kalkſteinriegel der Algäuer Alpen in einem Querthale und bildet 1 Kilom. oberhalb Füſſen einen Waſſerfall und die ſchönſte Stromſchnelle auf deutſchem Boden. Schon etwas oberhalb Füſſen tritt der L. aus Tirol in das bair. Gebiet, welches er, die Grenze zwiſchen Altbaiern und Schwaben bildend, in nördl. Richtung durchſtrömt, und zwar über Lechbruck bis Schongau, wo er 30 Mt. breit iſt und für Kähne ſchiffbar wird, noch in einem engen, bergigen Thale, dann von Landsberg an über Augsburg, Lechhauſen (ein induſtrielles Dorf von 6724 E.) und Rain in offener Ebene zwiſchen flachen Ufern und mit zahlreichen Inſeln. Neben einſamer Burgruine bei Lechſend, gegenüber von Lechsgemünd und Marxheim, mündet er in 400 Mt. Seehöhe nach einem Laufe von 285 Kilom. Sein Stromgebiet beträgt nur 6600 QKilom., indem es durch Zuflüſſe nur geringe Erweiterung findet. Unter den letztern ſind die bedeutendſten (beide links) die Vils, welche oberhalb Füſſen mündet, und die 135 Kilom. lange Wertach (Werder- oder Inſelfluß), welche in den Abfällen der Algäuer Alpen, 22 Kilom. ſüdlich von Kempten, entſpringt, bis Kaufbeuren ein enges, tief eingefurchtes Thal, dann die Hochebene durchfließt und bei Augsburg mündet. Der L. bewahrt auch in der Ebene den Charakter eines Alpenſtroms. Sein reißendes Gefälle durchwühlt, trotz aller Dammbauten, fortwährend die Ufer und ſetzt große, ſtets wechſelnde Geröllbänke ab, welche den erſtaunlichen Unterſchied in der Breite ſeines Bettes erklären, die durchſchnittlich 40, bei der Wertachmündung wol 900 Mt. beträgt. Auch der Waſſerſtand wechſelt oft und raſch, indem der Fluß bald das Bild eines großen Bachs, bald das eines reißenden Stroms bietet. So dient der L. mehr induſtriellen Zwecken als einer bequemen Schifffahrt. Am L. ſind viele heiße Kämpfe ausgefochten worden. So bei dem Städtchen Rain, unweit oberhalb der Mündung in die Donau, das Gefecht vom 15. April 1632 zwiſchen den Schweden unter Guſtav Adolf und den Kaiſerlichen, die den Uebergang über den L. vertheidigten, unter Tilly, welcher letztere dabei nebſt dem kaiſerl. General Aldringer ſchwer verwundet wurde. Berühmt iſt das Lechfeld, eine Ebene von 40 Kilom. Länge, zwiſchen dem L. und der Wertach, welche ſich von Landsberg bis Augsburg hinzieht, durch den Sieg Kaiſer Otto's I. über die Ungarn 10. Aug. 955.

Lechen, Singular Lech, iſt ein alter Geſammtname der poln.-ſlaw. Stämme; als ſolchen kennt ihn (in der ruſſ. Form Ljach) die ruſſ. Chronik Neſtor's aus dem Anfang des 12. Jahrh., und in Südrußland iſt er zur Bezeichnung der Polen noch heute gebräuchlich; die litauiſche Benennung der Polen, Lenkas, und die ungariſche, Lengyel, beruhen darauf. Bei den Polen ſelbſt iſt der Name nicht gebräuchlich, und es ſind keine Beweiſe vorhanden, daß er bei ihnen jemals volksthümlich war (das in poln. Wörterbüchern und ſonſt vorkommende Lach iſt aus dem Ruſſiſchen entlehnt). Der Urſprung des Namens iſt dunkel: in altböhmiſchen Quellen findet ſich ein Appellativum lech, das als Bezeichnung einer Klaſſe von Vornehmen, Adeligen gedeutet wird. Aus dem Volksnamen hat die mittelalterliche Volksſage, vielleicht aber auch nur die Chroniſten, einen Lech als Stammvater der Polen oder Gründer des poln. Volks erdichtet ebenſo, wie aus dem Volksnamen Czechen ein Stammesgründer Czech entnommen wurde.

Lechevalier (Jean Baptiſte), franz. Archäolog, geb. zu Trelly im Depart. Manche 1. Juli 1752, machte ſeine Studien in Paris und lehrte 1772—78 an den Colléges Dupleſſis, d'Harcourt und Navarre. Als Choiſeul-Gouffier als Geſandter nach Konſtantinopel ging, ſchloß ſich L. als deſſen Secretär an, um archäol. und geogr. Unterſuchungen betreiben zu können. L. ging zunächſt nach England, bereiſte dann Italien und hierauf die Nordweſtküſte von Kleinaſien, wo er ſeine größte Aufmerkſamkeit der Erforſchung der Ebene von Troja zuwendete. Von Konſtantinopel aus bereiſte er in den folgenden Jahren die Propontis und den Pontus Euxinus. Nach Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ging er 1790 wieder nach London, bereiſte in den folgenden Jahren Deutſchland, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland, von wo er erſt 1795 nach England zurückkehrte. Drei Jahre ſpäter beſuchte er Spanien und Portugal und kehrte über Sicilien zurück. Endlich 1806 wurde er bei der Bibliothek Ste.-Geneviève in Paris angeſtellt, als deren Conſervator er 2. Juli 1836 ſtarb. Wegen der von ihm herausgegebenen Schrift «Voyage de la Troade, ou table de la plaine de Troie dans son état actuel» (zuerſt von Dalzal nach dem Manuſcript ins Engliſche überſetzt, Lond. 1794; 2. Aufl., Par. 1797; 3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802, mit Atlas), welche nicht nur eine Geſchichte

Digitized by Google

des Schauplatzes der Iliade enthält, sondern sich auch über alle in der Odyssee genannten Orte verbreitet, und der Fortsetzung derselben, der «Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin» (2 Bde., Par. 1800), mußte er von seiten Choiseul-Gouffier's viele Vorwürfe erdulden. Auch soll er der Verfasser des Werks «Ulysse-Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssea» (Lond. 1829; franz. Par. 1829, mit 5 Karten und 15 Kupfern) sein, das er unter dem Namen Konstantin Koliades herausgab und worin er Homer die Autorschaft abspricht. Vgl. Noël, «Notice sur la vie et les ouvrages de Jean Baptiste L.» (Par. 1840).

Leck nennt man in der Schifferſprache eine durch eine gewaltſame Veranlaſſung, z. B. das Anſtoßen an eine Klippe, oder durch Länge des Gebrauchs entſtandene Beſchädigung des Schiffs, welche ein ſtarkes Eindringen des Waſſers geſtattet, daher figürlich leck werden oder leck ſpringen ſoviel als ſchadhaft werden. Mit Lecken bezeichnet man auch das faſt unmerkliche und ſchwer zu vermeidende Austräufeln der Flüſſigkeiten aus den Fäſſern. Der dadurch entſtandene Verluſt heißt Leckage (coulage) und wird bei Schiffsverſendungen und Kellerlagerungen nach beſtimmten Regeln berechnet.

Leclerc d'Oſtin (Victoire Emmanuel), franz. General und Schwager Napoleon's I., war 17. März 1772 zu Pontoiſe geboren und der Sohn eines reichen Mehlhändlers. Als eifriger Republikaner trat er 1792 in ein freiwilliges Bataillon, das ihn zum Lieutenant wählte. Bei der Belagerung von Toulon erhielt er den Grad eines Generaladjutanten. In der Ardennenarmee machte er die Schlacht bei Fleurus mit und ging dann zur Alpenarmee. An der Spitze der Avantgarde bemächtigte er ſich des Mont-Cenis und hielt ſich hier unter den ſchwierigſten Umſtänden den Winter von 1794 hindurch. Im Herbſt 1795 wurde er als Commandant nach Marſeille geſchickt, wo er ſich mit Pauline, der Schweſter des Generals Bonaparte, verlobte. Dieſer berief ihn ſodann zur Armee nach Italien und ertheilte ihm 1797 den Grad eines Brigadegenerals. Kurz darauf feierte L. zu Mailand ſeine Vermählung. Nach dem Frieden von Campo-Formio diente er im Generalſtabe Berthier's und Brune's, und während der Expedition Bonaparte's nach Aegypten übernahm er ein Commando zu Lyon. Nachdem er Bonaparte in den Tagen des 18. Brumaire wichtige Dienſte geleiſtet, wurde er als Diviſionsgeneral zur Rheinarmee unter Moreau geſendet, wo er den Erzherzog Ferdinand 3. Dec. 1800 bei Hohenlinden ſchlagen half. Im J. 1801 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer franz. Armee Spanien zu durchziehen und Portugal zu beſetzen. Als nach dem Frieden von Amiens Bonaparte den Plan zur Wiederunterwerfung von Haïti (ſ. d.) faßte, vertraute er L. mit dem Titel eines Generalkapitäns den Befehl über die Expeditionsarmee an, die in den erſten Tagen des Febr. 1802 auf der Inſel landete. Mit Geſchick und Tapferkeit wußte er ſich binnen drei Monaten die Colonie zu unterwerfen. Indeſſen brach der Kampf infolge der Empörung der Negertruppen, der blutigen Strenge der Franzoſen und der Schilderhebung Touſſaint-Louverture's (ſ. d.) ſehr bald um ſo heftiger aus. Nachdem L. die Reſte der Expedition auf der Inſel Tortue concentrirt, unterlag er der Seuche 2. Nov. 1802. Rochambeau (ſ. d.) übernahm den Oberbefehl. Die Gemahlin L.'s, die der Expedition muthig beigewohnt, kehrte nach Frankreich zurück und heirathete 1803 den Fürſten Borgheſe (ſ. d.).

Lécluſe, L'Ecluſe oder Fort de l'Ecluſe, Grenzpoſten und Fort im franz. Depart. Ain, im Arrondiſſement und 17,5 Kilom. ſüdſüdweſtlich von der Stadt Gex, zwiſchen Genf und Seyſſel, unweit oberhalb der Perte-du-Rhône, auf einem Felſen des Juragebirgs, der ſich 39 Mt. über die Rhône erhebt, ſcheint nur zur Deckung des dortigen, jetzt von der Eiſenbahn durchzogenen Défilé auf der Straße von Genf nach Lyon errichtet zu ſein; denn es wird durch den 1624 Mt. hohen Grand-Credo, durch welchen ein 3900 Mt. langer Tunnel gebohrt iſt, und andere benachbarte Berge vollſtändig beherrſcht. L. gehörte ſeit 1037 den Herzogen von Savoyen, wurde öfters von den Bernern erobert und dieſen von den Genfern wieder entriſſen. Im Febr. 1814 bemächtigten ſich deſſelben die Oeſterreicher, aber ſchon 1. März nahmen es die Franzoſen weg, 7. Juli 1815 jedoch wieder die Oeſterreicher, welche es theilweiſe ſprengten; 1824 wurde die Feſtung bedeutend ſtärker wieder aufgebaut.

Lecluſe (Charles de), gewöhnlich Cluſius genannt, Arzt und Botaniker, geb. zu Arras 18. Febr. 1525, ſtudirte in Gent und Löwen die Rechte und ging dann nach Deutſchland, wo er ſich längere Zeit in Wittenberg aufhielt und Melanchthon's Umgang genoß. Später wendete er ſich in Montpellier dem Studium der Medicin zu, kehrte 1555 in ſeine Heimat zurück, wo er ſich nun ſechs Jahre aufhielt, und lebte hierauf abwechſelnd in Paris, Löwen und Augsburg, bis er 1564 eine naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach Spanien antrat. Im J. 1571 war er in England; dann folgte er einer Einladung Kaiſer Maximilian's II. nach Wien, wo er kaiſerl.

Digitized by Google

Gartendirector wurde. Er bereiste von Wien aus zweimal England, nahm aber 1587 seine Entlassung aus kaiserl. Dienste und lebte seinen Studien in völliger Abgeschiedenheit zu Frankfurt a. M. Im J. 1593 wurde er Professor der Botanik in Leiden, wo er 4. April 1609 starb. L. entdeckte viele neue Pflanzen und beschrieb sie in mehrern Werken, von welchen «Rariorum plantarum historia» (Antw. 1601) und «Exoticorum libri X» (Antw. 1605) die berühmtesten sind. Ihm zu Ehren wurde von Plumier eine Pflanzengattung Clusia (s. d.) benannt.

Leconte de Lisle (Charles Marie), franz. Dichter, geb. 1820 auf der Insel Bourbon, machte mehrere Reisen nach Frankreich und wählte 1847 Paris zum bleibenden Wohnsitze. Nachdem er sich kurze Zeit in die revolutionäre Politik von 1848 eingelassen, wandte er sich ganz zur Literatur und machte sich 1853 mit seinen «Poëmes antiques» und 1855 mit den «Poëmes et poésies» bekannt. Die zwei Bändchen verschafften ihm vollen Rang und Namen unter den Dichtern der Richtung, die man die «neu-heidnische» genannt hat, weil sie ihre Stoffe sowol aus der classischen als aus der ind. und skandinav. Mythologie herholt. Zum eigentlichen Merkmal hat jedoch diese Richtung, daß sie in die Ueberwindung formeller Schwierigkeiten ihren Triumph setzt, dabei jeden Gegenstand gelten läßt, wenn er nur mit plastischer Ruhe behandelt ist. Störend wirkt in L.'s Gedichten seine allzu oft hervortretende Neigung zum Alterthümeln. In seiner spätern Gedichtsammlung «Les poésies barbares» (1862) hat sein Blick an Weite, seine Auffassung an Tiefe gewonnen. Einige Stücke sind hinsichtlich der Form bewundernswürdig. Victor Hugo abgerechnet, ist wol unter den lebenden franz. Dichtern keiner, der in einer so kraftvollen, farbenreichen, gediegenen Sprache schreibt. Von seinen zwar freien, aber trefflichen Uebersetzungen antiker Classiker sind die des Homer, des Hesiod, des Theokrit und Anakreon, sowie die der Orphischen Hymen zu nennen.

Lection (lectio) heißt theils eine Unterrichtsstunde oder Vorlesung, besonders auf höhern Lehranstalten, theils eine zum Lernen oder Ausarbeiten ertheilte Aufgabe. Lectionskatalog ist das Verzeichniß der Vorlesungen auf Universitäten. In den Kirchen nannte man die Abschnitte aus der Heiligen Schrift, welche beim Gottesdienste vorgelesen wurden, L. So heißen sie auch jetzt noch bei den Protestanten, während man in der kath. Kirche mit jenem Ausdrucke zugleich diejenigen Abschnitte bezeichnet, aus denen das Brevier, Missale und andere liturgische Bücher zusammengesetzt sind. Der Gebrauch der L. beim Gottesdienste war von dem Judenthume in die christl. Kirche übergegangen; denn für den Tempeldienst war das Alte Testament in bestimmte Lesestücke abgetheilt. Nach der Zahl der Sabbate umfaßten die fünf Bücher Mosis 54 Abschnitte, die man Paraschen nannte; die Abschnitte aus den prophetischen Büchern dagegen hießen Haphtharen. Beide Benennungen sind jetzt noch im Judenthum gebräuchlich, sowie auch noch jetzt die Vorlesung eines derartigen Wochenabschnitts jeden Sabbat in den Synagogen erfolgt. In der alten Kirche machte das Lesen apostolischer und prophetischer Schriften, besonders für die Katechumenen, einen wichtigen Theil des Gottesdienstes aus, und bald wurde dazu das Amt der Lectoren (s. d.) eingeführt. Gewöhnlich wurden zwei, bisweilen auch drei und vier L. vorgetragen. Für die L., welche den Katechumenen besonders gehalten wurden, kam der Ausdruck lectiones oder prophetiae sine titulo auf, weil bei ihnen die Kenntniß der biblischen Bücher noch nicht vorausgesetzt war. Noch jetzt werden sie in der kath. Kirche bei der Feier der Ostervigilie vor der Consecration des Taufwassers gebraucht, welches am Großen Sabbat für das ganze Jahr zubereitet wird. Neben den biblischen Schriften wurden in der röm. Kirche bald auch Abschnitte aus den Homilien und andern Schriften der apostolischen Väter, Nachrichten von den Leiden der Märtyrer u. s. w. als L. angewendet und diese selbst in besondern Schriften zusammengestellt, die man Lectionarien nannte. Schon zu Augustin's Zeiten traf man auch eine Auswahl der L. für die einzelnen Zeiten des Kirchenjahres; sie war freilich nicht überall dieselbe und wurde durch die Bischöfe oftmals verändert. Auch in der prot. Kirche sind die L. nicht überall gleichmäßig bestimmt.

Lectoren (lectores, anagnostae) waren in der alten Kirche Geistliche niedern Rangs, die erst am Ende des 2. und am Anfange des 3. Jahrh. vorkommen. Sie wurden von dem Bischofe geweiht, mußten beim Gottesdienste die Abschnitte aus der Heiligen Schrift von einem im Schiffe der Kirche angebrachten Lesepult aus vorlesen, die Martyrologien führen und ähnliche andere Geschäfte vollziehen, die früher von den Diakonen oder Presbytern vollzogen wurden. Nach einer Verordnung Justinian's war mindestens das 18. Lebensjahr erforderlich, um als L. fungiren zu können. In der spätern röm. Kirche diente die Weihe zum L. nur als Vorbereitung zu einer höhern Weihe, und jetzt heißen auch die Lehrer an bischöfl. Lehranstalten L. — Auf den deutschen Universitäten nennt man L. die für neuere Sprachen angestellten Lehrer, deren Lehr-

Digitized by Google

fähigkeit zwar geprüft ist, die aber für ihr Amt keines akademischen Grades bedürfen und auch in der akademischen Corporation nicht inbegriffen sind.

Leda, Tochter des Thestios und der Laophonte, nach andern des Glaukos und der Panteidyia und Gemahlin des spartanischen Königs Tyndareos, gebar nach der gewöhnlichsten Erzählung der Sage, nachdem Zeus in Gestalt eines Schwans oder auch einer Gans sich ihr genaht hatte, ein Ei, aus welchem dann Helena allein oder auch mit ihr einer oder beide Dioskuren (s. d.) hervorgingen. Die Sage von der Verwandlung in einen Schwan (oder eine Gans) scheint ursprünglich von der Nemesis erzählt worden zu sein, welche sich, um Zeus' Nachstellungen zu entgehen, selbst in verschiedene Thiere verwandelte und dann als Schwan (oder Gans) von ihm ein Ei gebar. Von L. wurde hierauf gedichtet, sie habe das Ei gefunden oder auch dasselbe sei ihr überbracht worden. Die Sage von L. ist von jeher vielfach von den bildenden Künsten dargestellt worden. Vgl. Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 1: «Zeus», Lpz. 1871). — L. heißt auch ein Asteroid. (S. Planeten.)

Ledebur (Leop. Karl Wilh. Aug., Freiherr von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 2. Juli 1799 zu Berlin, diente im 2. Garderegiment zu Fuß und nahm 1829 als Kapitän seine Entlassung. Bei Errichtung des Neuen Museums in Berlin ward er Director der königl. Kunstkammer, des Museums der vaterländischen Alterthümer und der ethnogr. Sammlungen. L. schied 1874 mit dem Titel Geheimer Regierungsrath aus dieser Stellung, verblieb jedoch in dem Heroldsamte und siedelte nach Potsdam über, wo er 17. Nov. 1877 starb. Unter seinen Schriften ist «Das Land und Volk der Brukterer» (Berl. 1827) von Bedeutung. Dieser Versuch einer vergleichenden Geographie der ältern (römischen) und mittlern Zeit hat eine umfangreiche Literatur hervorgerufen, welche L. selbst in «Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser» (Berl. 1837) einer kritischen Beleuchtung unterwarf. Aehnliche Gegenstände behandeln: «Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karl's d. Gr. gegen die Sachsen und Slawen» (Berl. 1829), «Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands» (Berl. 1836), «Der Maiengau oder das Mayenfeld» (Berl. 1842), «Nordthüringen und die Hermunduren oder Thüringer» (Berl. 1842 u. 1852). In die Genealogie und Heraldik schlagen ein die «Streifzüge durch die Felder des königl. preuß. Wappens» (Berl. 1842), «Die Grafen von Valkenstein am Harz» (Berl. 1847) und «Dynastische Forschungen» (Berl. 1853), denen sich das «Adelslexikon der preuß. Monarchie» (3 Bde., Berl. 1854—57), das «Archiv für deutsche Adelsgeschichte, Genealogie, Heraldik und Sphragistik» (2 Bde., Berl. 1863—65) anschlossen. Andere Arbeiten handeln über «Das jüngste Gericht in der Marienkirche zu Danzig» (Berl. 1859) und den «Schulzen Marsilius von Berlin» (Berl. 1870). Unter L.'s Schriften aus der Alterthumsforschung sind die «Ueber die in den Baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient» (Berl. 1840) und «Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam» (Berl. 1852) hervorzuheben. Außerdem lieferte er vieles zur Ortsgeschichte theils in dem zu zwei Drittheilen von ihm selbst bearbeiteten «Allgemeinen Archiv für die Geschichtskunde des preuß. Staats» (21 Bde., Berl. 1830—36), theils in selbstständigen Werken, wie z. B. über Blotho (Berl. 1829) und Sparenberg (Berl. 1842). Auch gab L. «Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preuß. Diplomaten» (des Grafen L. von Schladen, Berl. 1868) heraus.

Ledeganck (Karl Ludw.), vläm. Dichter, geb. 9. Nov. 1805 zu Eecloo (Ostflandern), war zuerst Schreiber auf dem Stadthause seiner Vaterstadt, studirte darauf die Rechte, wurde Friedensrichter in Zomergem, Mitglied des Provinzialraths von Ostflandern, zuletzt (1842) Provinzialinspector des niedern Schulunterrichts in Gent, als welcher er 19. März 1847 starb. Seine dichterische Laufbahn begann er als Bewerber bei mehrern von vläm. Gesellschaften ausgeschriebenen Preiskämpfen, so in Deynze 1827 («Heil und Unheil der Schauspielkunst»), 1828 in Gent («Lob der Malerei»). Seine zerstreuten Gedichte sammelte er 1839 unter dem Titel «Blumen meines Lenzes». Seitdem erschienen von ihm: «Das Burgschloß von Zomergem», eine Erzählung in Balladen (1842), «Die Irre» und seine populärste Schöpfung: «Die drei Schwesterstädte», worin er Gent, Brügge und Antwerpen besingt. Seine gesammelten Dichtungen nebst einer Lebensskizze L.'s gab 1856 Heremans in Gent heraus.

Leder nennt man die durch den Proceß des Gerbens (s. Gerberei) zugerichteten Thierhäute, sobald sie von ihren Haaren befreit und durch das Eindringen der Gerbematerialien in einen Zustand versetzt sind, in welchem sie, mit der Feuchtigkeit in Berührung gebracht, keine Neigung mehr haben, in Fäulniß überzugehen, und für die meisten Fälle eine gewisse Weichheit, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit erhalten. Die thierische Haut besteht, abgesehen von den Haaren,

Digitized by Google

aus mehrern übereinanderliegenden Theilen. Das Oberhäutchen, die Epidermis, löst sich schon in sehr verdünnten Auflösungen von ätzenden Alkalien auf und wird bei der Gerberei gänzlich beseitigt. Die darauffolgende Netz- oder Schleimhaut bildet nach der Bereitung des L. die sog. Narbe desselben. Unter der Netzhaut liegt die eigentliche Haut, der Körper des L., die Lederhaut oder das Corium, ein aus einem dichten Filz von Bindegewebebündeln bestehendes Gewebe. Diese, die Blöße, ist es, welche sich durch Kochen in eine Gallerte (Leim) auflösen läßt, durch den Gerbeproceß aber im Wasser unauflöslich und unverwesbar gemacht, in L. verwandelt wird. Die Ueberführung der Blöße in L. durch Eichenrinde, Alaun, Eisenoxyd und Oel ist ein im wesentlichen auf physik., nicht auf chem. Principien zurückzuführender Proceß. Eigentlich ist jede Haut zur Lederfabrikation geeignet. Doch sind einige zu klein, um die Behandlung zu lohnen; bei andern aber sind die Haare mehr werth als das Fell, und solche werden als Pelzwerk verbraucht. Die Felle der verschiedenen Thiere finden auch verschiedene Anwendung, die sich nach ihrer Beschaffenheit richtet. Die Häute von Büffeln, Stieren, Ochsen und Kühen liefern das stärkste L., welches meist als Sohlenleder verwendet wird, die Kuhhäute sind dünner und grobkörniger und liefern das Vacheleder. Noch dünner sind die Kalbshäute; sie sind aber auch weicher und elastischer und werden daher zum Oberleder (Kalbkid) der Stiefeln, Schuhe u. s. w. gebraucht; Schaf- und Ziegenhäute, als die dünnsten, dienen zu farbigem Handschuh- und anderm Luxusleder, wie Saffian. L. aus Pferde-, Schweine-, Hirsch-, Reh- und Gemshäuten kommt verhältnißmäßig seltener vor. Die beim Falzen des L. in Masse sich ergebenden Lederspäne werden durch Pressen zu geformtem L. umgestaltet und bilden das künstliche Sohlenleder (cuir factice), das ein vielgesuchtes Material für die Schuh- und Stiefelabsätze und für Zwischensohlen abgibt. Vgl. die amtlichen Berichte über die Industrieausstellungen in London (1862), Paris (1867), Wien (1873) und Philadelphia (1876).

Ledertuch, ein nach Wachstuchart mit Leinölfirnis unter Zusatz von Erdfarbe überzogener Baumwollstoff, häufig Barchent, welchem man durch Pressen zwischen gravirten Walzen die dem Saffian oder andern feinen Lederarten eigenthümliche Narbe gibt, sodaß er solches Leder für das Ansehen ziemlich täuschend nachahmt. Es wird davon ausgedehnter Gebrauch zu Tischdecken, zum Beziehen von Stühlen, Sofas u. dgl. gemacht.

Ledochowski (Mieczyslaw, Graf), geb. 29. Oct. 1823 in Gorki bei Sandomir aus einem sehr alten Adelsgeschlecht, wurde in dem Lazaristen-Collegium zu Warschau erzogen, trat bereits im Alter von 18 J. in den geistlichen Stand und begab sich dann nach Rom, wo er in das Collegium nobilium der Jesuiten eintrat und 1845 die Priesterweihe erhielt. Pius IX. ernannte ihn zu seinem Hausprälaten und zum apostolischen Protonotar, worauf er ihn als Auditor nach Lissabon sandte. Von dort ging L. als päpstl. Delegat für fünf südamerik. Republiken 1856 nach Bogotà. Durch den Präsidenten von Columbia, General Mosquera, genöthigt, das Land zu verlassen, kehrte er 1861 nach Rom zurück, wo er zum Erzbischof von Theben in partibus und bald darauf zum Nuntius in Brüssel ernannt wurde. Am 16. Dec. 1865 wurde er von den Domcapiteln von Posen und Gnesen zum Erzbischof gewählt und legte 14. April 1866 in Berlin den Huldigungseid vor dem König ab. Nach Antritt seines Amts trat L. zunächst den durch die Geistlichkeit geschürten poln. Bestrebungen entgegen, verbot den Geistlichen, sich an den polit. Wahlbewegungen zu betheiligen, und beschränkte den Gebrauch der poln. Sprache bei kirchlichen Handlungen. Zugleich aber begann er eine Reorganisation des kirchlichen Lebens mit ultramontanen Zwecken, indem er mit Eifer das Klosterwesen und die Jesuitenmissionen förderte. Nach seiner Rückkehr vom Vaticanischen Concil, wo er stets mit der Majorität stimmte, begab er sich im Nov. 1870 nach Versailles, um bei dem König Wilhelm Beihülfe zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erlangen. Darauf trat er in offene Opposition gegen den Staat, erließ aufregende Hirtenbriefe und ward vom Papste durch Erneuerung des poln. Primats zum Vertreter des Episkopats im ganzen ehemaligen Polen erhoben. Gesetzwidrig stellte er Geistliche an und verweigerte den im Mai 1873 erlassenen Gesetzen den Gehorsam. Zu Geldstrafen verurtheilt, ward ihm auch das Staatsgehalt entzogen. Nachdem ihn der Oberpräsident der Provinz Posen 24. Nov. 1873 vergeblich zur Niederlegung seines Amts aufgefordert, ward er zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, 3. Febr. 1874 in Posen verhaftet und in das Kreisgerichtsgefängniß von Ostrowo gebracht. Am 15. April 1874 sprach der Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten seine Amtsentsetzung aus, doch suchte L. durch geheime Delegaten weiter zu fungiren. Dagegen erhob ihn der Papst 15. März 1875 zum Cardinal. Aus dem Gefängnisse 1876 entlassen, ging er nach Rom, von wo aus er durch Excommunication staatsgetreuer Priester seiner ehemaligen Diöcese seine Agitationen fortsetzte.

Digitized by

Ledru-Rollin (Alexandre Auguste), radicaler franz. Staatsmann, geb. zu Paris 2. Febr. 1808, studirte die Rechte und war einer der jüngsten pariser Advocaten, als er 1832 ein rechtliches Gutachten gegen den nach dem Juniaufstande in Paris erklärten Belagerungszustand verfaßte und damit ins polit. Leben eintrat. Als Advocat am Cassationshofe plaidirte er sodann in vielen polit. Processen und machte seinen Namen populär, sodaß er nach dem Tode des ältern Garnier-Pagès 1844 zu Le-Mans in die Deputirtenkammer gewählt wurde, wo er die republikanisch-radicale Schattirung vertrat, welche an der «Réforme» ihr Organ hatte. Er betheiligte sich sehr lebhaft bei der reformistischen Bewegung von 1847. In der Sitzung vom 24. Febr. 1848 verhinderte er mit Lamartine die Regentschaft und veranlaßte die Proclamirung der Republik. Zum Mitgliede der Provisorischen Regierung ernannt, wurde er mit dem Portefeuille des Innern beauftragt und nachher von der Nationalversammlung in den interimistischen Regierungsausschuß der Fünfmänner gewählt. Auf diesem höchsten Staatsposten zeigte er gegen die Demagogenhäupter große Schwäche und trug eine äußerst terroristische Stimmung zur Schau. Er verlor daher sehr bald einen Theil seiner Popularität in der Volksmasse und wurde ein Gegenstand des Hasses und der Besorgniß bei der Bourgeoisie. Infolge des Juniaufstandes von 1848 von der Staatsgewalt entfernt, vermochte er theilweise seinen Einfluß dadurch wieder zu gewinnen, daß er die Principien der socialistisch-demokratischen Partei ergriff. Nur sein Rednertalent, welches seit dem Febr. 1848 sehr an Stärke und Glanz zugenommen, war Ursache, daß ihn jene Partei zu ihrem Koryphäen erwählte. Obschon von drei Departements zur Legislativen Versammlung abgeordnet, saß er in derselben nur einige Tage. Die mislungene Junimeuterei von 1849 hemmte seine polit. Laufbahn und zwang ihn, eine Zufluchtsstätte in England zu suchen, während er in Frankreich zur Deportation verurtheilt wurde. Er lebte seitdem zu London und schrieb hier verschiedene Flugschriften, sowie ein in leidenschaftlich-gehässigem Tone gehaltenes Werk «De la décadence d'Angleterre» (2 Bde., Par. 1850). Erst 1870, unter dem Ministerium Ollivier, durfte L. nach Frankreich zurückkehren. Im Febr. 1871 für Paris zum Deputirten gewählt, legte er infolge der Annahme des Friedenstractats sein Mandat nieder. Die Wähler von Vaucluse schickten ihn 1874 wiederum in die Nationalversammlung. Er starb 31. Dec. 1874 in seinem Landhause zu Fontenay-aux-Roses bei Paris. Sein Name bleibt in Verbindung mit einer großen polit. Reform, woran er vorzüglichen Antheil hatte, nämlich mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts. Vgl. «Ledru-Rollin» (Par. 1874) und «Ledru-Rollin» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1875).

Ledum L., Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Ericaceen. Die weniger bekannten Arten sind Sträucher mit immergrünen, lederartigen Blättern und langgestielten, in endständige Trauben und Doldentrauben gestellten Blüten, welche aus einem fünfzähnigen Kelch, einer fünfblätterigen Blumenkrone, 5 bis 10 weit vorstehenden Staubfäden und einem Stempel mit fadenförmigem Griffel zusammengesetzt sind. Die Frucht ist eine spindelförmige, fünfklappige Kapsel. Die einzige in Europa vorkommende Art, der gemeine Porst, Sumpfporst oder wilde Rosmarin (L. palustre L.), wächst in Mitteleuropa in Moorbrüchen, moorigen Wäldern und auf moorigem Sandboden der Quadersandsteingebirge (z. B. in der Sächsischen Schweiz). Es ist ein 60—160 Ctmt. hoher Strauch mit rosmarinähnlichen, doch unterseits rostrothfilzigen Blättern und weißen Blumen. Seine widerlich aromatischen Blätter, welche ätherisches Oel, Harze, Gerbstoff, eigenthümliche Säuren u. a. m. enthalten, werden zur Vertreibung der Motten und Läuse angewendet und waren früher als Herba Rosmarini sylvestris gegen Keuchhusten und Wechselfieber im Gebrauche. Eine unerlaubte Anwendung machen von ihnen gewissenlose Bierbrauer, indem sie das Bier mit ihnen würzen, um es stärker zu machen. Solches Bier erregt Eingenommenheit des Kopfs und soll bei fortgesetztem Genuß eine besondere Disposition zu schlaffer Fettsucht herbeiführen. Die Blätter des nordamerikanischen L. latifolium Ait. liefern den James- oder Labradorthee, welcher in Canada als Mittel gegen Brustkrankheiten getrunken wird.

Lee heißt in der Schifferſprache die Seite, wohin der Wind bläst, im Gegensatze von der Luvseite; daher die Ausdrücke leewärts und luvwärts. Unrichtig gebraucht man dieses Wort in der Zusammensetzung mit Segel. Leesegel sind nämlich Segel, die bei gemäßigtem, aber günstigem Winde an der Wind- oder Luvseite die Raasegel verbreitern und nur unter Umständen in L. gebraucht werden; es sind geliehene, folglich Leihsegel.

Lee (Robert Edmund), der bedeutendste südstaatliche General im amerik. Bürgerkriege, geb. 19. Juni 1807 in Stafford, Westmoreland-County in Virginien, stammt aus einer alten aristokratischen Familie und ist ein Sohn des aus dem Revolutionskriege bekannten Reitergenerals

Digitized by Google

Henry L., eines Günstlings von Washington. L. wurde in Westpoint zum Offizier ausgebildet und verließ als solcher 1829 diese Schule. Im J. 1838 zum Kapitän befördert, war er mehrere Jahre hindurch Mitglied des Ingenieurcorps in Westpoint. Als der Krieg gegen Mexico begann, erfolgte seine Ernennung zum Chef des Stabes von General Wool. Wegen seiner bei Cerro-Gordo bewiesenen Tapferkeit wurde er zum Titular-Major und nach dem Kampfe bei Chapultepec, wo er sich ebenfalls auszeichnete und eine Wunde davontrug, zum Titular-Oberstlieutenant ernannt. Von 1852—55 war er Aufseher der Militärakademie von Westpoint. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs lebte er als Oberst eines Cavalerieregiments meistens auf seinem bei Washington gelegenen Gute Arlington, wo er 20. April 1861 seinen Abschied nahm, angeblich weil sein Geburtsstaat Virginien größere Rechte auf seine Treue habe als die Vereinigten Staaten. Schon tags zuvor war er zum obersten Befehlshaber sämmtlicher secessionistischen Truppen Virginiens ernannt worden. Er befehligte zunächst in Westvirginien, wo er 12. Sept. 1861 bei Cheat-Mountain vom General Reynolds geschlagen wurde. Im Dec. 1861 ward er ins Departement von Süd-Carolina und Georgien versetzt und leitete dort die Vertheidigungsanstalten. Bei Eröffnung des virginischen Feldzugs im April 1862 kehrte L. nach Richmond zurück und entwarf den Feldzugsplan gegen Mac Clellan. Nach Johnston's Verwundung bei Fair-Oaks (26. Juni 1862) übernahm er den Oberbefehl der Südarmee. Er befehligte selbst bei Malvern-Hill und entwarf zugleich den Feldzug gegen Pope im Aug. 1862. Nach des letztern Niederlage durch Jackson Ende Aug. 1862 fiel L. in Maryland ein, wurde aber 17. Sept. bei Antietam geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Bei Fredericksburg 13. Dec. 1862 und Chancellorsville 3. Mai 1863 brachte er dagegen den Bundesgeneralen Burnside und Hooker starke Niederlagen bei. Infolge des letztern Siegs konnte er wieder einen Einfall in den Norden wagen, aber auch diesmal ward er bei Gettysburg in Pennsylvanien 1. bis 3. Juli 1863 mit großem Verluste zurückgeschlagen. Indeß zog er sich in guter Ordnung über den Potomac zurück. Im Feldzuge von 1864, den Grant mit der für ihn unglücklichen Schlacht in der Wildniß eröffnete, leistete L. energischen Widerstand und entfaltete aufs glänzendste die reichen Hülfsmittel seines militärischen Talents, das sich vorzugsweise in der Defensive bewährte. Schritt vor Schritt sich auf Richmond zurückziehend, kämpfte er unter Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten jeder Art 11 Monate lang, bis er, den vereinten Anstrengungen Sherman's und Grant's unterliegend, 2. April 1865 Richmond räumen und nach einigen unglücklichen Rückzugsgefechten sich 9. April 1865 bei Appomatox-Court-House mit den Ueberresten seines Heers (27,805 Mann) dem General Grant ergeben mußte. Da er sein Vermögen infolge des Kriegs fast ganz verloren hatte, so nahm er im Oct. 1865 die oberste Leitung des Washington-College zu Lexington in Virginien, welches Amt er bis zu seinem 12. Oct. 1870 erfolgten Tode bekleidete. Vgl. Cooke, «Life of Robert Edmund L.» (Neuyork 1872); Jones, «Personal reminiscences of General Robert Edmund L.» (Neuyork 1874); Childe, «Le général L., sa vie et ses campagnes» (Par. 1874).

Lee (Samuel), seiner Zeit bedeutender engl. Orientalist und Sprachkenner, geb. 14. Mai 1783 zu Longnor in der Grafschaft Salop von armen Aeltern, kam zu einem Zimmermann in die Lehre, wo er in den wenigen Freistunden alle Bücher las, die ihm in die Hände kamen. Namentlich zogen ihn philos. Studien an, und er erlernte mit unsaglicher Anstrengung die alten und einige neuere Sprachen. Durch einen Zufall wurden seine wissenschaftlichen Bestrebungen einem reichen Gönner bekannt, durch den L. die Mittel erhielt, in Cambridge zu studiren. Hier widmete er sich besonders den orient. Sprachen mit solchem Erfolg, daß ihm 1819 eine Professur der arab. Sprache übertragen wurde. Später erhielt er die einträgliche Stelle eines Kanonikers zu Bristol und 1833 die königl. Professur der hebr. Sprache zu Cambridge. Die Universität Halle ertheilte ihm 1822 das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie. Er starb 16. Dec. 1852 zu Barlay in Herts. L.'s «Grammar of the Hebrew language» (2. Aufl., Lond. 1831) übertraf die bis dahin in England gangbaren Werke dieser Art an Vollständigkeit und Gründlichkeit. Seine Uebersetzung des Buchs Hiob (3 Bde., Lond. 1837) ist von einem reichhaltigen Commentar begleitet. Auch lieferte er ein «Hebrew, Chaldaic and English Lexicon» (Lond. 1840), übersetzte für den Oriental translation fund die Reisen des Ibn-Batuta (Lond. 1833) aus dem Arabischen, und gab von des Eusebius «Theophania» die syr. Uebersetzung heraus (Lond. 1843). Außerdem besorgte L. neue Ausgaben des syr. Alten (Lond. 1823) und Neuen Testaments (Lond. 1816) oder der sog. Peschito, der Bibel in malaiischer, in pers. und hindostan. Sprache, der Psalmen und Evangelien in kopt. und arab. Sprache u. s. w. im Auftrage der londoner Bibelgesellschaften.

Digitized by Google

Lee (Sophia und Harriet), zwei engl. Schriftstellerinnen, waren die Töchter John L.'s, Schauspielers am Coventgarden-Theater. Sophia, geb. zu London 1750, zeigte früh Neigung zu literarischen Beschäftigungen, trat aber erst in ihrem 30. Jahre mit dem Lustspiel «The chapter of accidents» hervor, welches auf dem Haymarket-Theater mit Beifall gegeben wurde und ihr so viel eintrug, daß sie in den Stand gesetzt ward, in Verbindung mit ihrer jüngern Schwester, Harriet, geb. 1756, eine Töchterschule in Bath zu eröffnen. Auch hier fand sie Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten und veröffentlichte 1784 einen Roman, «The recess, or a tale of other days», den man als Vorläufer der histor. Schule in der Novellistik betrachten kann. Weniger Erfolg hatte das Trauerspiel «Almeyda, queen of Grenada» (1796). Verdienten Ruf gewannen hingegen die beiden Schwestern durch die von ihnen herausgegebenen «Canterbury tales» (5 Bde., Lond. 1797—1805), die noch jetzt viel gelesen werden. Die meisten dieser Erzählungen sind von der Feder Harriet's, darunter «Kruitzner, or the German's tale» (einzeln gedruckt Lond. 1823), worauf Byron sein Trauerspiel «Werner» gegründet hat. Im J. 1803 zog sich Sophia von der Leitung der Schulanstalt zurück und ließ sich 1812 in Clifton nieder, wo sie 13. März 1824 starb. Harriet schrieb außer den «Canterbury tales» zwei Romane: «The errors of innocence» (5 Bde., 1786) und «Clara Lennox» (1797), das Lustspiel «The new peerage» (1787) und die Dramen «The mysterious marriage» (1797) und «The three strangers», nach einem deutschen Original bearbeitet (1835). Im Alter von 95 J. starb sie zu Clifton 1. Aug. 1851.

Leech (John), engl. Caricaturenzeichner, geb. 29. Aug. 1817 in London aus einer irischen Familie, empfing seine Erziehung in der Charterhouseschule und studirte dann Medicin. Sehr bald wandte er sich jedoch der Kunst zu und erwarb sich zuerst Ruf durch seine «Etchings and sketchings» und durch seine Illustrationen zu A'Beckett's «Comic English grammar». Als 1841 das Witzblatt «Punch» gegründet wurde, gehörte L. zu dessen ersten Mitarbeitern, und seinen geistreichen Zeichnungen verdankt diese Zeitschrift zum großen Theil ihren außerordentlichen Erfolg. Eine Auswahl seiner Beiträge zum «Punch» enthalten die «Pictures of life and character», welche von Zeit zu Zeit in einzelnen Heften erschienen (im ganzen fünf Serien, Lond. 1854—69). Außerdem sind von ihm Dickens' Weihnachtsbücher sowie zahlreiche andere Werke, namentlich Reise- und Jagdschriften, illustrirt worden. Am meisten gelangen ihm Jagdscenen, Pferdegruppen und Bilder aus dem häuslichen Leben; übrigens ist seine Satire harmlos und hat nichts mit der Bitterkeit Gillray's oder den grotesken Einfällen Cruikshank's gemein. Er starb 29. Oct. 1864 zu London. Vgl. Brown, «Memoir of John L.» (Lond. 1866).

Leeds, der größte und volkreichste Ort der engl. Grafschaft York, Municipalstadt, Parlamentsborough im West-Riding, Mittelpunkt der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels, die dritte Manufacturstadt des Königreichs, liegt in schöner fruchtbarer Gegend an beiden Ufern des Aire, am nordöstl. Ende eines großen Kohlen- und Industriedistricts und steht durch den L.-Liverpool-Kanal, sowie durch zahlreiche Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens in Verbindung. Die Stadt zählt (1875) mit ihren Vorstädten Holbeck, Armley, Ventham, Wortley u. a. 291,580 E. (1851 bereits 172,270), 1775 dagegen erst 17,100 und im 17. Jahrh., obgleich schon damals Hauptsitz der engl. Wollindustrie, nur 7000 E. Der alte Theil der Stadt ist eng und unregelmäßig gebaut, schmuzig und finster, der neuere freundlich, mit hübschen Plätzen und Gebäuden, aber doch im ganzen nicht schön. Nach dem Aire, welchen zwei Ketten-, drei Stein- und zwei Eisenbrücken überspannen, führt die breite Hauptstraße (Briggate), welche so lebhaften Verkehr aufzeigt, wie irgendeine Straße in London. Wasserwerke versehen die Stadt täglich mit mehr als 9 Mill. Lit. Wasser, das von Arthington hergeleitet wird. L. hat ein Stadthaus (davor die Bildsäulen Sir Rob. Peel's und E. Baines'), einen Gerichtshof, ein Gefängniß, Kasernen, eine Börse, eine Kornbörse, drei ungeheuere Tuchhallen, vier schöne Markthallen, 225 Kirchen und Kapellen, zwei Synagogen, ein großes Krankenhaus, eine Versorgungsanstalt, eine 1555 gestiftete Lateinschule und mehrere hundert andere öffentliche und Privatschulen. Auch besteht eine Kunstindustrie- und Arzneischule, eine von Priestley gestiftete Stadtbibliothek, ein literarisch-philos. Institut mit Museum und Bibliothek, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek, ein Theater, eine Musikhalle und ein Concertsaal. Wie in den meisten größern Städten Englands ist auch in L. neuerdings für städtische Verbesserungen viel geschehen. Unter den neuen, im monumentalen Stile gehaltenen öffentlichen Gebäuden ist vor allem zu erwähnen die 1866—68 errichtete Weiße Tuchhalle. Ein neues Theater wurde 1867, ein großartiges städtisches Krankenhaus 1868 vollendet. Als Metropole der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels hat L. trotz aller Concurrenz seinen

Digitized by Google

alten Rang unvermindert behauptet. Noch immer werden in dem Districte, dessen Centrum es ist und dessen Durchmesser etwa 15 Kilom. beträgt, mehr Tuchstoffe bester Qualität verfertigt, als in irgendeinem andern Fabrikdistricte Europas, während der Handel mit diesen Stoffen über die ganze Erde hin betrieben wird. Die ganze Umgegend von L. und Bradford ist eine große Tuchmanufactur mit zahlreichen großen Fabriken und Tausenden von kleinen selbstständigen Handwebern, die in der Regel ein kleines Besitzthum mit einem Streifen Landes u. s. w. haben. Ueberhaupt herrscht hier, da die Wollmanufactur weniger Schwankungen als die Baumwollindustrie unterworfen, mehr Wohlstand unter der Arbeiterklasse als in andern Fabrikstädten. Unter den übrigen Industriezweigen sind besonders die Tabacksfabriken hervorzuheben, die an Größe nur von denjenigen Londons übertroffen werden, und die Gerbereien, die umfänglichsten des Vereinigten Königreichs, die jährlich $2^1/_2$—3 Mill. Häute verarbeiten. Ferner bestehen viele Oelmühlen, Fabriken für irdene Waaren, Glas, Chemikalien und Papier. Schon unter Wilhelm dem Eroberer war L. vorhanden. Es besaß ein festes Schloß, welches 1139 vom König Stephan belagert wurde und zum Gefängniß Richard's II. (1399) diente. Karl I. gab der Stadt Privilegien und Karl II. eine Charte, die noch jetzt Gültigkeit hat. Die wachsende Bedeutung der Stadt wurde von neuem in der Reformbill von 1867 anerkannt, indem sie den sog. dreieckigen Parlamentsdistricten zugezählt wurde, d. h. einen dritten Vertreter im Parlament erhielt. — Der Leeds-Liverpool-Kanal, der großartigste von ganz England, 1770—1816 mit einem Kostenaufwande von 2 Mill. Pfd. St. erbaut, beginnt im Norden von Liverpool mit zwei großen Reservoirs, die 16 Mt. über dem niedrigsten Stand des Mersey liegen, und geht nach L. zum Aire. Er ist 210 Kilom. lang und hat, über die Berge von Yorkshire geleitet, 90 Schleusen, 135 Aquäducte und Brücken und 7 Seiten- oder Zweigkanäle. Bei Foulbridge liegt sein höchster Punkt, ein 1600 Mt. langer Tunnel.

Leemans (Conradus), niederländ. Archäolog, geb. 28. April 1809 zu Zalt-Bommel in Gelderland, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung zu Leiden und studirte daselbst seit 1826 Theologie, wurde aber durch Reuvens bald ganz der Archäologie gewonnen. Nachdem er seine Studien vollendet, erwarb er sich 1835 die Doctorwürde und erhielt bald darauf im November desselben Jahres die Stelle eines ersten Conservators an dem Museum der Alterthümer. Es gelang ihm, unter Mitwirkung des zweiten Conservators Janssen die bis dahin in verschiedenen Locales zerstreuten Antiquitäten in einem geeigneten Gebäude zu vereinigen und die reiche Sammlung gehörig geordnet dem Publikum zugänglich zu machen. Im J. 1839 erfolgte seine Ernennung zum Director des Museums. L. zählt zu den gründlichsten Kennern des ägypt. Alterthums. Als Früchte derselben sind die geschätzte Ausgabe der «Hieroglyphica» des Horapollo (Leid. 1835) und die «Aegyptische Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden» (Heft 1—23, Leid. 1835—65) hervorzuheben. Auf demselben Gebiete bewegen sich auch «Papyri Graeci musei Lugduno-Batavi» (Bd. 1, Leid. 1843), «Description raisonnée des monuments égyptiens du musée etc. à Leyde» (Leid. 1840), «Monuments égyptiens portant des légendes royales» (Leid. 1838). Das röm. und griech. Alterthum betreffen: «Animadversiones ad musei Lugduno-Batavi inscriptiones graecas et latinas» (Leid. 1842), «Romeinsche Oudheden te Rossum» (Leid. 1842), «Romeinsche Oudheden te Maastricht» (Leid. 1843), «De Zangles, eene griecksche beschilderde Drinkschaal» (Leid. 1844), «Mededeeling over de Schilderkunst der Ouden» (Leid. 1850) u. s. w. Auch gab L. eine Beschreibung der asiat. und amerik. Alterthümer im leidener Museum (Leid. 1842) heraus. Im J. 1859 erhielt er von der Regierung den Auftrag, zu Leiden ein ethnogr. Reichsmuseum zu begründen, dessen Direction er bis 1877 führte.

Leer, Kreis- und Hafenstadt in der Landdrostei Aurich der preuß. Provinz Hannover, liegt in einer der fruchtbarsten Gegenden Ostfrieslands, 22 Kilom. südöstlich von Emden und 15 Kilom. nördlich von Papenburg an der selbst für größere Seeschiffe fahrbaren Leda, die 2 Kilom. unterhalb in die Ems mündet und über welche eine Eisenbahnbrücke führt. Die Stadt, welche mit ihren zum Theil hübschen Backsteinhäusern und meist breiten, gutgepflasterten und reinlich gehaltenen Straßen einen sehr freundlichen Eindruck macht, besitzt vier Kirchen (eine reformirte von 1786, eine lutherische von 1675, eine katholische von 1775 und eine mennonitische), eine Synagoge, eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Töchterschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. L. zählt (1875) 9335 E., deren hauptsächlichste Erwerbsquellen Handel und Schifffahrt mit ihren Nebengewerben bilden. Schiffe bis zu 5 Mt. Tiefgang können auf der Ems und Leda bis zur Stadt gelangen und an den Handels- und Waarenhäusern, sowie unmittelbar an der Eisenbahn löschen. Durch die Oldenburger Staatsbahn und

Digitized by Google

die Westfälische Eisenbahn bildet L. den natürlichen Ein- und Ausfuhrhafen für das Hinterland (Oldenburg, Osnabrück, Westfalen und Rheinland bis nach Elberfeld hin). Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Butter, Käse, Rindvieh, Pferde, Strohpapier, Eisengußwaaren, westfäl. Kohlen und Mehl. Es bestehen zu L. zwei Eisengießereien, zwei Strohpapierfabriken, eine Dampfmühle, sowie Fabriken für Seife, Genever, Taback, Cigarren, Töpferwaaren u. s. w. — In nächster Nähe der Stadt liegen das Dorf Loga mit dem von Wedel'schen, im goth. Stile aufgeführten Schlosse Erenburg und Park sowie an der Mündung der Leda in die Ems das 175 E. zählende Dorf Leerort, früher eine Feste, bei deren Erstürmung 1514 Heinrich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel fiel. — Der Kreis L. zählt auf 949 QKilom. (1875) 64,630 E.

Leere (vacuum) nennt man einen Raum, in welchem sich kein Körper befindet. Ob es absolut leere Räume geben könne, ist ein philos. Problem. Die ältere Philosophie nahm vor Anfang der Körperwelt das Dasein der absoluten L. an. Die Verzögerung des Enke'schen Kometen und die moderne Licht- und Wärmetheorie führen jedoch zu dem Schluß, daß die früher als leer angenommenen Räume zwischen den Himmelskörpern von einer feinen Materie (Weltäther) erfüllt sein müssen, welche die Fortpflanzung des Lichts und der Wärmestrahlung vermittelt und die Ursache mancher Abweichungen in der Bewegung der Himmelskörper ist. Im relativen Sinne heißt L. ein von Luft leerer Raum, wie er durch die Luftpumpe erzeugt wird und überall entsteht, wenn man das einen Raum Erfüllende aus demselben entfernt, ohne der Luft oder einer andern Materie Zutritt zu gestatten. Dabei wird die allseitige Gleichheit des Luftdrucks aufgehoben, und es bleibt nur ein einseitiger Luftdruck, vermöge dessen die Luft die nicht genug Widerstand bietenden Hüllen der leeren Räume überwindet und in die letztern entweder selbst eindringt oder vorliegende Flüssigkeiten und leicht bewegliche Körper in dieselben treibt. Dies veranlaßte früher zu der Annahme, daß die Natur einen unbedingten Abscheu vor der L. (Horror vacui) habe. Torricelli zeigte 1643 zuerst am Barometer, daß dieser Widerstand nur bis zur Höhe des Luftdrucks reiche. Nach ihm heißt der über dem Quecksilber im Barometer befindliche luftleere Raum die Torricelli'sche L. — In der Technik bezeichnet die L. eine Röhre oder einen Ring, wodurch man die Dicke eines Körpers auf annähernde Art mißt, je nachdem er durch jene hindurchgeht oder nicht. Zugleich dienen solche Leeren, das Maß der innern Weite (Lichtenweite) einer Höhlung annäherungsweise zu bestimmen, je nachdem sie in die zu prüfende Höhlung hineinpassen oder nicht.

Leeuwarden (fries. Lieuwert), Hauptstadt und ehemalige Residenz des Erbstatthalters der niederländ. Provinz Friesland, an der Ee inmitten eines schönen Wiesenlandes gelegen, an der niederländ. Staatsbahn Harlingen-Nieuwe Schans, die hier nach Zutphen abzweigt, durch mehrere Kanäle, von welchen sie durchschnitten wird, mit Harlingen, Franeker und Dokkum in Verbindung gesetzt, zählt (1876) 27,108 E. und ist gut gebaut, mit breiten und geraden Straßen und an der Stelle der frühern Festungswälle von schönen Anlagen umgeben. Der königl. Palast, Prinsenhof genannt, einst Residenzschloß des Statthalters, ist ein altes, unansehnliches Gebäude. Bedeutend sind dagegen das große, schöne Rathhaus aus alter Zeit, mit einem neuen Rathssaal, der Stadtbibliothek, wichtigen Archiven und schönen Gemälden, das stattliche ehemalige Justizgebäude mit Säulenhalle, das Regierungsgebäude, die goth. Kanzlei oder der frühere Gerichtshof von Friesland, jetzt Gefängniß, das große Männerzuchthaus für 800 Sträflinge. Unter den 12 Kirchen enthielt die reform. oder Jakobinerkirche, ein großer Bau mit ausgezeichneter Orgel und mit dem Monument des fries. Pädagogen H. Nieuwold, vor 1795 die Grabmäler der fries. Statthalter. Bemerkenswerth sind außerdem der Oldehoof, ein antiker stumpfer Thurm von 40 Mt. Höhe, der neue St.-Jakobsthurm mit Glockenspiel, das Schauspielhaus, der Concertsaal und die Freimaurerloge. Ein Lieblingsaufenthalt der Bewohner ist der Prinsengarten, früher dem fries. Statthalter gehörig. An Bildungsanstalten hat L. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Musikschule (seit 1861), eine Zeichen-, eine Gymnastik- und eine Schwimmschule. L. ist der Mittelpunkt des sehr bedeutenden Getreide- und Viehhandels der Provinz Friesland. Das Vieh geht größtentheils über Harlingen nach London. Auch ist der Handel mit Butter und Käse, mit Cichorie, Flachs, Rindshäuten, Knochen, wollenen Manufacten und Colonialwaaren, Wein und Kornbranntwein sehr ansehnlich. Von industriellen Etablissements besitzt die Stadt gute Tischlereien, Spiegel-, Pianoforte- und Orgelfabriken sowie eine ausgezeichnete Wagenbauanstalt. Außerdem producirt man Leinwand, Papier, Seife, Leim und unterhält Gerbereien, Brauereien und Mühlenwerke. L. wurde schon 1190 ummauert. Noch im 13. Jahrh. lag es an einem breiten Meerbusen, dem Mittelsee oder Borndiep, welcher allmählich durch Schlammanhäufung ausgefüllt wurde, sodaß der Ort jetzt

Digitized by Google

eine Landstadt bildet. L. erhielt 1490 vom Herzog Albrecht ein Schloß und 1504 ward es Sitz des Raths von Friesland, 1559 auf kurze Zeit Sitz eines Bischofs.

Lefèbre, auch Lefèvre (Tanegui), gewöhnlich Tanaquil Faber genannt, einer der gelehrtesten franz. Humanisten, geb. zu Caen 1615, begab sich anfangs nach Paris, wo ihn Richelieu, dem er vorgestellt wurde, als Inspector der Druckerei im Louvre anstellte, und nach dessen Tode nach Langres. Hier machte er sich mit der Lehre der Reformirten bekannt und trat zu Preuilly in Touraine zur Kirche derselben über, worauf er eine theol. Professur bei der Akademie zu Saumur erhielt. Hier jedoch kam er mit dem ihm vorgesetzten Consistorium wegen zu milden Urtheils über die Dichterin Sappho in einen solchen Conflict, daß er seine Stelle niederzulegen sich entschloß und bereits eine von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angebotene Anstellung in Heidelberg angenommen hatte, als er 12. Sept. 1672 starb. Er war ein Mann von vortrefflichem Charakter und gründlicher Gelehrsamkeit, welche Vorzüge auch auf seine berühmte Tochter, Anna Dacier (s. d.), übergingen. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin mit lat. Uebersetzungen; auch gab er Phädrus, Lucrez, Aelian, Eutrop, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon und Sappho heraus. Seine lat. Uebersetzungen sind sehr gut, seine französischen hingegen etwas steif. Von L.'s eigenen Werken sind zu nennen: «Epistolae criticae» (2 Bde., Saum. 1659 u. öfter), «Les vies des poëtes grecs» (Saum. 1665), «Méthode pour commencer les humanités grecques et latines» (Saum. 1672 u. öfter).

Lefebvre (François Joseph), Herzog von Danzig, franz. Marschall, geb. 25. Oct. 1755 als Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, trat 1773 in die franz. Garden und rettete als Sergeant 21. Juli 1789 den Offizieren dieses Corps das vom Volke bedrohte Leben. Nach Auflösung der Garden trat er in ein Bataillon der Nationalgarde über, dessen Ausbildung er leitete. Mit einer Abtheilung dieser Truppe deckte er eines Tags die Rückkehr der königl. Familie nach den Tuilerien und rettete 1792 die Discontokasse vor Plünderung, wofür er zum Hauptmann befördert wurde. L. trat nun in die active Armee über und stieg durch Tapferkeit und Geschick Dec. 1793 zum Brigadegeneral und Jan. 1794 zum Divisionsgeneral auf. In den folgenden Feldzügen zeichnete er sich in den Vogesen, an der Mosel und Saar wiederholt als Führer der Vorhut aus, commandirte 1796 bei Fleurus den rechten Flügel und bei Altenkirchen die Mitte der franz. Rheinarmee und übernahm, als Hoche (s. d.) gestorben, Ende 1797 provisorisch den Oberbefehl der Sambre- und Maasarmee. Im J. 1799 führte er in der Armee Jourdan's (s. d.) ein Corps. Bei Stockach schwer verwundet, kehrte er nach Paris zurück und erhielt nach seiner Genesung das Commando der 17. Militärdivision sowie der Directorialgarde. Hier unterstützte er Bonaparte am 18. Brumaire (s. d.) und wurde 1800 im Senate Prätor, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 erhob ihn der Kaiser zum Marschall und 1805 zum Befehlshaber der Nationalgarden mehrerer östl. Departements. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen befehligte L. die Gardeinfanterie in der Schlacht bei Jena und in Polen das 10. Armeecorps, das auf dem linken Weichselufer blieb und nach der Schlacht bei Eylau zur Belagerung von Danzig bestimmt wurde. Napoleon stellte die poln. und die sächs. Armee wie das bad. Contingent unter seinen Befehl und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt (26. Mai 1807) zum Herzog von Danzig. Im J. 1808 befehligte L. das 5. Armeecorps in Spanien, siegte 31. Oct. bei Durango, nahm Bilbao, schlug 7. Nov. die engl. Armee unter Blake bei Gueñes, siegte 10. Nov. bei Espinoza und nahm 3. Dec. Segovia. Im Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich commandirte er die bair. Armee, unterdrückte die Erhebung der Tiroler und nahm an der Schlacht bei Wagram theil. Im Kriege 1812—13 führte er die franz. Garden. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich 1814 gab ihm der Kaiser den Befehl über den linken Flügel des Heers. Nachdem L. bei Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champeaubert tapfer gekämpft, unterwarf er sich nach der Abdankung Napoleon's den Bourbons und wurde dafür 4. Juni 1814 zum Pair erhoben. Da er diese Würde während der Hundert Tage nicht niederlegte, so verlor er dieselbe mit der zweiten Restauration. Schon im folgenden Jahre jedoch bestätigte ihn Ludwig XVIII. als Marschall und 5. März 1819 trat er in die Pairskammer zurück. Er starb zu Paris 14. Sept. 1820, nachdem seine zwölf Söhne schon vor ihm gestorben waren.

Lefebvre-Desnouettes (Charles Graf), franz. General, geb. 14. Sept. 1773 zu Paris, nahm schon als Schüler heimlich mehrmals Militärdienste, wurde aber vom Vater wieder losgekauft. Beim Ausbruche der Revolution trat er als Freiwilliger ein und war 1804 bereits Oberstlieutenant. Im Sept. 1806 wurde er Brigadegeneral, 1808 Divisionsgeneral und Commandant der Gardechasseurs. L. ging hierauf zur Armee nach Spanien, belagerte mit

Verdier Saragoſſa, das aber bald entſetzt wurde, und fiel in engl. Gefangenſchaft. Indeß entfloh er aus London und wohnte hierauf dem Feldzuge von 1809 gegen Oeſterreich bei. Im Kriege von 1812 war er im Gefolge des Kaiſers, 1813 befehligte er eine Diviſion der Gardecavalerie. Als General Thielmann im September mit einem öſterr.-ruſſ. Streifcorps in den Rücken der franz. Armee ging, wurde L. von Dresden aus gegen ihn geſchickt, ſchlug ihn 24. Sept. und drängte ihn bis über Altenburg zurück, wurde aber hier 28. Sept. von Thielmann und dem Koſakenhetman Platow geſchlagen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich zeichnete ſich L. mehrfach aus. Nach der erſten Abdankung des Kaiſers begleitete er denſelben bis Roanne und wurde hierauf von Ludwig XVIII. in ſeinem Range beſtätigt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleon's ſuchte er vergebens mehrere Truppentheile zum Abfall zu bewegen und mußte ſich bis zur Ankunft des Kaiſers verbergen. Während der Hundert Tage zum Pair erhoben, übernahm er wieder den Befehl einer Diviſion und kämpfte bei Belle-Alliance. Nach der zweiten Abdankung Napoleon's floh er nach Amerika. In Frankreich 1816 zum Tode verurtheilt, wollte er Anfang 1822 aus Belgien ſeine Gemahlin abholen, erlitt jedoch Schiffbruch und kam 23. April 1822 im Angeſicht der Küſte von Irland um.

Lefort (Franz Jak.), Günſtling Peter's d. Gr. von Rußland, geb. 1656 zu Genf, wo ſein Vater Kaufmann war, erlernte in Hamburg die Handlung, ging aber aus Neigung zum Soldatenſtande in ſeinem 14. Jahre heimlich nach Marſeille und trat hier in franz., 1674 in holländ. Kriegsdienſte, die er indeß wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er anfangs Secretär des dän. Geſandten. Doch ſehr bald trat er beim Zaren Feodor in Dienſte, befehligte 1676—81 eine Compagnie, lernte 1682 den jungen Zaren Peter Alexejewitſch kennen und gewann durch einen Zufall deſſen Gunſt. Einen großen Dienſt leiſtete er dem Zaren bei einem Aufruhr der Strelitzen 1689, deren verrätheriſchen Entwurf er vereitelte. Nachdem Peter Zar geworden war, zeigte ſich L.'s Einfluß mit jedem Tage wirkſamer. Er bildete namentlich das Militärweſen aus, indem er es auf franz. Fuß organiſirte und fremde Offiziere herbeizog, legte den Grund zu der ruſſ. Seemacht und ſuchte den Gewerbfleiß und die Landescultur durch Heranziehung deutſcher und franz. Handwerker und Künſtler zu heben. Im J. 1694 wurde er Admiral und Obergeneral des ruſſ. Heers und 1697 Gouverneur von Nowgorod. Auf der Reiſe, welche Peter d. Gr. 1697 ins Ausland unternahm, war L. der Erſte der ruſſ. Geſandtſchaft, in deren Gefolge ſich der Zar incognito befand. Als Peter die während ſeiner Abweſenheit ausgebrochene Empörung der Strelitzen durch ſeine ſchnelle Rückkehr beſchwichtigt, vollzogen der Zar, L. und Menſchikow die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. L. ſtarb zu Moskau 12. März 1699. Vgl. Poſſelt, «Der General und Admiral Franz L.» (2 Bde., Frankf. a. M. 1866); Blum, «Franz L.» (Heidelb. 1867).

Lefranc (Jean Jacques), Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. 17. Aug. 1709 zu Montauban, war anfangs Generaladvocat, dann Ehrenpräſident der Steuerkammer zu Montauban, wandte ſich aber ſpäter nach Paris. Er beſaß gründliche gelehrte Kenntniſſe, von denen er in ſeiner Ueberſetzung der Tragödien des Aeſchylus und der «Georgica» Virgil's Proben ablegte, und war ein ſehr ehrenhafter Charakter. Neben ſeinen «Poésies sacrées et philosophiques» (Par. 1734; neue Aufl. 1825), die den gerühmten Oden Rouſſeau's nicht nachſtehen, ſchrieb er eine durch reine und elegante Diction ausgezeichnete Tragödie: «Didon» (Par. 1734), und auch einige Opern. Doch weder ſeine Talente noch ſein Charakter vermochten ihn gegen die Verfolgungen der Encyklopädiſten, namentlich Voltaire's, zu ſchützen, die er bei ſeinem Eintritt in die Akademie (1760) wegen ihrer antichriſtl. Tendenzen angegriffen hatte. Er ſah ſich genöthigt, ſeine Stelle niederzulegen, verließ Paris und ſtarb auf ſeinem Landgute 1. Nov. 1784. Die beſte Sammlung ſeiner Werke erſchien 1813 (2 Bde., Par.).

Legal (lat.), geſetzlich oder geſetzmäßig, heißt eine Handlung, wenn ſie mit einem Geſetze zuſammenſtimmt, ihm angemeſſen iſt, und *Legalität* dieſe Zuſammenſtimmung und Angemeſſenheit. Iſt das Geſetz, wie z. B. das Rechtsgeſetz und die poſitiven Geſetze des Staats, ſo beſchaffen, daß es blos beſtimmte äußere Handlungen vorſchreibt oder verbietet, ohne ſich um die Beweggründe zu bekümmern, ſo iſt Legalität von Moralität verſchieden. (S. *Moral*.) Eine Handlung kann demnach vollkommen legal ſein, ohne moraliſch zu ſein, und in dieſem Sinne bedient man ſich gewöhnlich des Ausdrucks Legalität. Wo aber das Geſetz, wie dies bei dem Sittengeſetze der Fall iſt, ſich auf die Geſinnung ſelbſt, auf die Triebfedern und Beweggründe erſtreckt, da iſt die wahre Legalität ſelbſt Moralität. Auf dieſe von Kant in ſeiner «Kritik der praktiſchen Vernunft» tiefer begründete Unterſcheidung von Legalität und Moralität beruht zum Theil die Ethik dieſes Philoſophen. Der Gegenſatz von legal iſt *illegal*.

Digitized by Google

Legat oder Vermächtniß (legatum) nennt man die Form, jemand etwas von seiner Verlassenschaft zuzuwenden, ohne ihn zum eigentlichen Erben zu machen und ohne die Verbindlichkeit eines Erben. Dies kann geschehen in einem Testamente neben der Einsetzung eines Erben, in einem Codicill und nach röm. Recht auch durch eine mündlich dem Erben gegebene Anweisung. Der Empfänger eines Vermächtnisses heißt Honorirter oder Legatar. Gegenstand eines Vermächtnisses kann alles sein, worüber überhaupt eine Verfügung möglich ist, also Sachen, Geld, Rechte u. s. w. Eine Schuld kann erlassen (legatum liberationis) und eine Forderung zugestanden (legatum debiti), auch eine Forderung des Testators an einen dritten (legatum nominis) vermacht werden. Damit aber die Erben nicht zu sehr mit L. belastet würden, wurde bestimmt (lex Falcidia), daß ihnen wenigstens der vierte Theil der Verlassenschaft (die Falcidische Quart) bleiben müsse, und daher wird den Legatarien, wenn den Erben dieses Viertheil nicht bleibt, verhältnißmäßig so viel abgezogen, als zur Ergänzung desselben nöthig ist. Uebrigens bietet das Verhältniß der Legatarien zu dem Nachlaß und den Erben der Gesetzgebung Stoff zu vielen Bestimmungen, die indeß die neuern Gesetzgebungen möglichst zu vereinfachen gesucht haben. (S. Codicill, Fideicommiß.) Vgl. Roßhirt, «Die Lehre von den Vermächtnissen» (2 Bde., Heidelb. 1835); M. S. Mayer, «Die Lehre von den L. und Fideicommissen» (Tüb. 1854); Fein, «Das Recht der Codicille» (Glück's «Pandektencommentar», Bd. 44, 45, 1851 u. 1853); Arndts von Arnesberg, «Die Lehre von den Vermächtnissen» (ebenda, Bd. 46—48; Erlangen 1868—77); Hartmann, «Ueber Begriff und Natur der Vermächtnisse im röm. Recht» (Braunschw. 1872); Schiffner, «Der Vermächtnißbegriff nach österr. Recht» (Wien 1873).

Legaten (legati) hießen bei den Römern die mit einer polit. Sendung (legatio) Beauftragten, die Gesandten, die regelmäßig der Magistrat nach Beschluß des Senats aus dessen Mitte auswählte oder auslooste. Wurde, was in der spätern Zeit der Republik häufig geschah, vom Senat einem Senator die Erlaubniß ertheilt, in Privatgeschäften eine Provinz mit den Vorrechten eines röm. Beamten, also auf Kosten der Provinzialen zu bereisen, so hieß dies Legatio libera. L. nannte man ferner die ständigen Gehülfen der Feldherren oder Statthalter, die von diesen für kriegerische wie für Friedensgeschäfte verwendet wurden, in welchen sie dann im Auftrag ihres Obern handelten. In derselben Weise dauerten in der Kaiserzeit in den Provinzen (s. d.) des röm. Volks die L. als Gehülfen der Proconsuln fort. In den kaiserl. Provinzen galt der Kaiser selbst als Proconsul, und hier führten die wirklichen Statthalter (praesides provinciarum) als seine Stellvertreter den Titel Legati Augusti, unter dem sie auch die fast ausschließlich in den kaiserl. Provinzen stehenden Heere als dessen Generale befehligten. — L. ist endlich auch der Titel, den die röm. Curie noch jetzt ihren Bevollmächtigten gibt. Schon früh, besonders seit der Synode zu Sardica (343) bestellten die röm. Bischöfe zur Wahrung ihrer Interessen oder zur Schlichtung besonderer Streitigkeiten L. mit ausgedehnten Vollmachten. Bis zum 8. Jahrh. waren es immer ein Bischof oder Erzbischof an Ort und Stelle, allmählich zog man besondere Gesandte vor, was seit dem 11. Jahrh. allgemein ward. Der L. am kaiserl. Hofe zu Konstantinopel hieß Apokrisiarius. Die Päpste Leo IX. und Victor II. sandten L. mit dem allgemeinen Auftrage, die Kirchen zu visitiren (ad visitandas ecclesias), was seit Gregor VII. allgemeiner Gebrauch wurde. Mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet, arbeiteten die L., welche Concilien hielten und auf ihnen den Vorsitz führten, mit Erfolg daran, die Gewalt der Bischöfe zu Gunsten der päpstl. Oberhoheit zu verringern, um so mehr als allmählich die Bestimmung außer Acht gelassen wurde, daß ein L. nur auf Wunsch des Landesherrn gesandt werden könne und seine Instruction von diesem genehmigt sein mußte. Die Bestimmung, daß die L. ihren Unterhalt (procuratio) von den Kirchen fordern konnten und daß sie, gleich den Päpsten, über die Beneficien verfügten, ward der Anlaß zu drückenden Erpressungen. Deshalb beim Volke verhaßt, wurden die L. mehrfach mit Spott verfolgt oder gar thätlich angegriffen, und heftige Anklagen der L. von seiten der Fürsten bildeten auf den Reichstagen, besonders im Zeitalter der Reformation, einen stets wiederkehrenden Gegenstand der Verhandlungen. Für besondere Geschäfte gesandte L. hießen auch Delegati oder Delegati judices. Die Reformation ward Veranlassung, an mehrern Höfen stehende L. zu bestellen, meist «Nuntien» genannt. Noch werden dreierlei L. unterschieden: Legati nati sind diejenigen Erzbischöfe, mit deren Sitz die Legatur für immer verknüpft ist; doch ist diese Bezeichnung jetzt nur Ehrentitel der Erzbischöfe von Salzburg, Gran und Prag. Die Legati missi, d. h. an bestimmte Höfe bleibend abgeordnete Gesandte heißen jetzt meist apostolische Nuntien (s. d.). Zur Vollziehung besonders wichtiger Aufträge werden Legati a latere, d. h. von der Seite des Papstes, gesandt, meist Cardinäle oder Vertraute des Papstes und ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten;

Digitized by Google

die Provinzen des Kirchenstaats, denen diese L. als oberste Befehlshaber auch mit weltlicher Gerichtsbarkeit vorstanden, wurden daher Legationen genannt. (S. Delegation.)

Legende (vom lat. legenda) hieß in der alten röm.-kath. Kirche ein Buch, das die täglichen Lectionen (s. d.) enthielt, die beim Gottesdienste vorgelesen zu werden pflegten. Sodann wurden die Erzählungen von dem Leben der Heiligen und Märtyrer sowie die Sammlungen solcher Erzählungen L. genannt, weil man aus ihnen in den Metten und in den klösterlichen Speisesälen vorlas und sie überhaupt zur Erbauung zu lesen anempfahl. Auch in die Breviarien nahm man dergleichen L. auf, um sie an den Namenstagen der Heiligen und Märtyrer vorzulesen. Unter den mittelalterlichen Legendensammlungen genoß die von dem genues. Erzbischof Jacobus de Voragine in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. veranstaltete, die den Namen «Legenda aurea» (auch «Historia Lombardica», neue Ausg. von Gräße, Lpz. 1845) führt, vorzügliches Ansehen. Das umfassendste und werthvollste Werk über die Geschichten der Heiligen aber haben im 17. und 18. Jahrh. die sog. Bollandisten (s. d.) in ihren «Acta sanctorum» (s. d.) geliefert. Die Art und Weise nun, wie wundergläubiger Sinn, aufgeregte Phantasie, kirchliche Begeisterung, bisweilen auch frommer Betrug gerade in der L. neben der wahren Geschichte sich geltend gemacht, ja diese häufig überwuchert und zurückgedrängt haben, sowie der wesentliche Antheil, welchen die mündliche Ueberlieferung an der Entstehung und Fortbildung der L. nahm, haben die Veranlassung dazu gegeben, daß man, im Gegensatz gegen die verbürgte Kirchengeschichte, die geistliche Sage mit dem Namen L. bezeichnete, der denn auch zu ihrer Unterscheidung von der weltlichen Sage und dem Märchen dient. Die L. in diesem Sinne des Wortes, als geistliche oder kirchliche Sage, reicht bis an die ältesten Zeiten des Christenthums hinauf, und Christus sowol selbst, als Maria, Johannes der Täufer, die Apostel und andere Personen der evang. Geschichte sind schon früh Gegenstand der L. geworden. Namentlich aber haftete sie an der Jungfrau Maria und an den spätern Heiligen, Blutzeugen, gottseligen Männern und Frauen. So entwickelte sie sich in einer sehr großen Menge von wunderbaren Erzählungen reichlich, ja über alles Maß hinaus in denjenigen Zeiten des Mittelalters, in welchen der Mariencultus (s. Maria) und der Dienst der Heiligen (s. d.) zu ihrer höchsten Bedeutung und weitesten Ausbreitung gelangten. Aus der geistlichen Literatur Griechenlands und Roms, besonders aus der letztern, fand die L. auch in die nationale Poesie der christl. Völker Eingang. Bei den Deutschen war dies vornehmlich seit dem Anfange des 12. Jahrh. der Fall. In dieses gehören die Kaiserchronik, in welcher die L. einen sehr bedeutenden Bestandtheil ausmacht, Werner's 1172 gedichtetes «Marienleben» (herausg. von Feifalik, Wien 1860) u. a. m. Die Verfasser dieser Gedichte waren Geistliche. Aber wie schon aus derselben Zeit die L. vom heil. Oswald und eine unvollständig erhaltene Erzählung von Pilatus von Laien herrühren, so bot, als in der nächstfolgenden Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie die Pflege der Dichtkunst vornehmlich auf Männer des weltlichen Standes überging, auch diesen die L. den Inhalt für größere epische Dichtungen. So bearbeitete Hartmann von Aue (s. d.) die L. von «Gregorius», Konrad von Fußesbrunnen die von der «Kindheit Jesu», Rudolf von Ems die von «Barlaam und Josaphat» und «Eustachius», Reinbot von Turne die vom «Heil. Georg». Aus den spätern Jahren des 13. Jahrh. verdienen namentlich Konrad's von Würzburg (s. d.) «Alexius» und «Silvester», des Bruder Hug von Langenstein «Marter der heil. Martina» und von einem unbekannten Verfasser ein «Passionale» in drei Theilen (herausg. von Hahn, 1845; von Köpke, Quedlinb. 1852), in welchem die Geschichte der Maria, der Apostel und Kirchenheiligen behandelt ist, Erwähnung. Neben einer großen Anzahl gereimter längerer und kürzerer L., die, größtentheils ohne poetischen Werth, vom 14. bis 16. Jahrh. entstanden, kamen auch prosaische Bearbeitungen, wie in Hermann's von Fritzlar um 1343 abgefaßtem Buche «Von der Heiligen Leben», auf und verdrängten jene allmählich. Im 16. Jahrh. endlich, als der Protestantismus in den Gang der deutschen Literatur gewaltig eingriff, verschwand die L. aus der deutschen Poesie oder ging in die sittlich-lehrhafte, auch in die komische Erzählung über, in welcher Weise sie namentlich von Hans Sachs mit naiver Gemüthlichkeit behandelt worden ist. Auf den reichen Schatz von Poesie sowol als auf den religiösen und sittlichen Gehalt, der neben vielem Abgeschmackten, ja Widrigen in der Legendenliteratur verborgen lag, machte zuerst Herder wieder aufmerksam und führte durch eigene glückliche Versuche und durch Belehrung über den poetischen Charakter der L. dieselbe wieder in die neuere poetische Literatur ein. Viele deutsche Dichter haben seitdem, aus der kirchlichen Sage schöpfend, L. theils in der Form der poetischen Erzählung, theils der Romanzen gedichtet. An Herder schloß sich L. Th. Kosegarten in seinen «Legenden» nicht ohne Erfolg an; mehr im Sinne des Katholicismus wurde die L. von den Romantikern behandelt.

Digitized by Google

Meisterhaft in Hans Sachs' Ton ist Goethe's L. von Sanct-Peter und dem Hufeisen, während durch die Art, wie Langbein und andere die L. als scherzhafte Erzählungen bearbeiteten, meist der ursprüngliche Charakter dieser Dichtform zerstört wurde. Von neuern Legendendichtern sind noch Rückert, Schwab, Kerner und Simrock zu nennen. Vgl. Rousseau, «Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus» (Bd. 1—6, Frankf. 1835—36); Genthe, «Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder» (Halle 1852).

Legende heißt in der Münzkunde die Inschrift oder Umschrift der Münzen, vermittels welcher dem Numismatiker der erste Anhalt gewährt wird, Münzen nach Heimatland und Zeit zu bestimmen. Denn sie bezeichnet den Münzherrn, den Titel desselben (bei Freistaaten und Städten die Ortsangehörigkeit), den Schutzpatron und den Wahlspruch. Die ältesten griech. wie röm. Münzen haben entweder gar keine L. oder nur eine in wenigen, meist einzelnen Buchstaben bestehende. Aller L. entbehren namentlich die Münzen griech. Städte, welche bestimmte und bezeichnende Typen haben, wie z. B. die von Selinus mit dem Eppichblatt, die von Theben mit dem Schilde, die von Rhodus mit der Rose u. s. w., und es werden dieselben von den franz. Numismatikern médailles parlantes genannt. Die aus einzelnen Buchstaben bestehenden L. sind meist Abkürzungen von Städtenamen. Die ältesten vollständigen L. finden sich auf Münzen von Syrakus, Rhegium, Pästum und Messana. Die L. ist in der Regel auch noch gegenwärtig von der linken zur rechten Hand zu lesen. Die sog. scriptura retrograda, wo die L. von der rechten zur linken Hand gelesen werden muß, auf Münzen Großgriechenlands, Etruriens, Spaniens u. s. w., und das sog. Bustrophedon, wo die L. erst von der linken zur rechten, dann aber von der rechten zur linken Hand läuft, sind nur Ausnahmen. Bisweilen nehmen die L. die Hauptseite, bisweilen die Rückseite, oft auch beide Seiten ein, entweder als Umschrift, kreisförmig, oder in geraden Linien verschiedener Richtung, die, je nach der Länge der L., mehrere Zeilen bilden. Zuweilen schließen sie, ein Viereck bildend, die Typen ein, wie z. B. auf Münzen von Thasos und der Arsaciden. Oft auch stehen die L. beider Seiten im Zusammenhang.

Legendre (Adrien Marie), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu Paris 18. Sept. 1752, wurde frühzeitig Professor der Mathematik an der Militärschule, dann an der Normalschule zu Paris und bereits 1783 Mitglied der Akademie. Nachdem sich zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, wurde er 1787 nebst Cassini und Méchain von seiten der franz. Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während engl. Mathematiker dasselbe an einem andern Orte thaten. Die Resultate dieser Messungen wurden von den franz. Gelehrten in dem «Exposé des opérations, faites en France en 1787» (Par. 1792) mitgetheilt. Im J. 1808 wurde L. von der kaiserl. Regierung zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, nach der zweiten Restauration zum Ehrenmitglied der Commission für den öffentlichen Unterricht und 1816 zum Examinator der in die Polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Weil er bei der Besetzung einer Stelle in der Akademie nicht für den ministeriellen Candidaten gestimmt hatte, verlor er 1824 die ihm bewilligte Pension von 3000 Frs. Er starb 10. Jan. 1833. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Éléments de géométrie» (Par. 1794 u. öfter), ein treffliches Werk; «Mémoires sur les transcendantes elliptiques» (Par. 1794), «Essai sur la théorie des nombres» (Par. 1798; neuere Aufl., 2 Bde., Par. 1830), nebst einem Supplementbande (Par. 1816); «Nouvelle théorie des parallèles» (Par. 1803), «Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes, etc.» (Par. 1805), «Exercices de calcul intégral» (3 Bde., Par. 1807), «Traité des fonctions elliptiques» (3 Bde., Par. 1827—32). Außerdem machte er sich noch durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraction der elliptischen Sphäroide verdient. Auch seine scharfsinnige Methode der Bestimmung der Kometenbahnen erregte großes Aufsehen. Er entdeckte 1806, unabhängig von Gauß, die Methode der kleinsten Quadrate.

Leggen, die in einzelnen Webereidistricten bestehenden amtlichen Anstalten zur Controle der in den Handel gebrachten Leinenwaaren nach Länge und Breite der Stücke sowie nach Qualität.

Legion (legio) hieß bei den Römern in ältester Zeit die ganze Kriegsmacht, später eine Heeresabtheilung, vergleichbar den neuern Divisionen, wenn auch schwächer, aber so, daß auch in der L. die verschiedenen Waffengattungen vertreten waren. Die Zusammensetzung und Stärke der L. sowie ihre taktische Formation hat sich im Laufe der Zeiten wiederholt verändert. Unter den ersten Königen wurde die L. von den alten Tribus der Ramnes, Tities und Luceres nach ihren 30 Curien gestellt: 300 equites (Reiter) oder celeres (Schnelle) und 3000 zu Fuß. Nach der Verfassung des Servius Tullius, zu dessen Zeit Roms Kriegsmacht bereits in mehrere

Digitized by Google

L. zerfiel, wurden die Schwerbewaffneten der L. aus der ersten bis dritten Steuerklasse ausgehoben, die vierte und fünfte Klasse stellte Leichtbewaffnete, die sechste nur im Nothfall Ersatz (accensi). Die Bestgerüsteten waren die Vorkämpfer und hießen principes, die zum Rückhalt in dritter Linie triarii; vom Speer (hasta) wurden wahrscheinlich alle hastati genannt, welcher Name erst später auf eine der drei Kriegerklassen beschränkt blieb. Die Leichtbewaffneten, außer der lange gebräuchlichen phalanxartigen Ordnung mit Schleudern kämpfend, hießen rorarii oder ferentarii. In den celt. und Samniterkriegen wurde eine Gliederung der L. in kleinere Abtheilungen (manipuli) nothwendig, die durch Zwischenräume voneinander getrennt standen. Ob schon Camillus diese Reform eingeführt hat, ist zweifelhaft. Wol aber ist sicher, daß aus der Manipularstellung allmählich die berühmte schachbretartige Schlachtordnung der drei Treffen sich entwickelte, welche die Vortheile der Beweglichkeit und wohlgesparter Reserven miteinander verband. Dabei standen (jetzt nur noch in Altersklassen geschieden) die hastati im ersten, die principes im zweiten, die triarii, alte versuchte Krieger, im dritten Treffen. In den großen Kriegen seit der Samniterzeit führen nur die Römer das span. Breitschwert, die Triarier die hasta, die andern Treffen die als pilum bekannte furchtbare Wurfwaffe. Die in den Staatsverband aufgenommenen Bundesgenossen (socii) mußten ein gleichstarkes Contingent stellen. Ein consularisches Heer bestand aus zwei röm. und zwei Bundesgenossenlegionen; in der Schlachtordnung bildeten jene das Centrum, letztere getrennt die Flügel. Statt der Schleuderer kam ein regelmäßiges leichtes Fußvolk (velites) auf, das mit Wurfspießen, jeder Mann sieben, bewaffnet war. Die jetzt verstärkten Manipel wurden in zwei Centurien und sechs Decurien (10 Mann) getheilt, unter Centurionen und Decurionen; der älteste Centurio führte den Manipel. Die L. hatte sechs Kriegstribunen oder Obersten. Die Reiterei, unter dem praefectus equitum, zerfiel in zwei Flügel und war in turmae zu 32 Pferden in drei Decurien getheilt. Jeder Manipel hatte sein Feldzeichen (signum). Als Marius die bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen Klassen (capite censi oder proletarii) und Freigelassene in das Heer nahm und die röm. besitzenden Klassen fast ganz aus dem Heere ausschieden, traten bedeutende Veränderungen ein. Jetzt wurden die gesammten L. mit dem pilum bewaffnet, der Adler zur Hauptfahne gemacht und statt der Manipularstellung die Stellung in Cohorten, deren die L. jetzt 10 erhielt (die Cohorte zu 10 Manipeln), zur Normalstellung gemacht. Die Reiterei wurde jetzt fast ganz von den Bundesgenossen gestellt. Als nach Ablauf der Bürgerkriege Augustus das röm. Heerwesen neu organisirte und ein stehendes Heer schuf, wurden die aus röm. Bürgern (namentlich der Provinzen) ausgehobenen L. feste und bleibende taktische Körper, die nun Nummern, Beinamen und eine Geschichte erhielten. Die Normalstärke wird seit Marius auf 6000 Mann angegeben, während sie früher (seit Servius Tullius) 4200 Mann und 300 Pferde betragen hatte. — Im Mittelalter gebrauchten die lat. Chroniken auch für Germanen und Romanen das Wort L. im allgemeinen Sinne für Heertheil. Dasselbe findet sich auch in neuern Zeiten, namentlich in Frankreich unter Ludwig XV. bei den Freicorps, dann unter Napoleon I., der den Orden der Ehrenlegion stiftete, gebraucht. In den Kriegen des 19. Jahrh. kommen mehrere sogenannte L. vor: die britisch-deutsche, die ungarische L. u. s. w. (S. Fremdenlegion.)

Legirungen (franz. alliages, engl. alloys) nennt man durch Zusammenschmelzen erhaltene Verbindungen der Metalle unter sich. Die L. des Quecksilbers mit den übrigen Metallen werden Amalgame (s. d.) genannt. Die technischen Eigenschaften der L. lassen sich aus denen der Bestandtheile selten vorausbestimmen, dennoch gibt es einige Punkte, über die allgemeine Angaben gemacht werden können; hierzu lassen sich folgende rechnen: 1) Die L. sind stets spröder als das weichste Metall unter den Componenten; die Sprödigkeit eines Metalls nimmt durch Legiren mit einem noch sprödern Metalle niemals ab. 2) Die Härte der L. ist größer als die Härte des weichsten Metalls der Bestandtheile; ein weiches Metall wird durch Legiren mit einem härtern Metall niemals weicher, wol aber mitunter meist härter. Durch Hämmern und Ablöschen im glühenden Zustande kann die Härte erhöht werden. 3) Die L. sind stets minder streckbar als das streckbarste der Metalle der Componenten. Ein dehn- und streckbares Metall wird durch Legiren mit einem weniger dehnbaren nie zäher, sondern verliert oft durch Zusatz eines spröden Metalls seine Dehnbarkeit fast gänzlich. Die beiden Metalle Antimon und Arsen machen die meisten übrigen Metalle hart und spröde. 4) Die L. zeigen selten das aus ihrer Zusammensetzung sich berechnende specifische Gewicht, in der Regel findet eine Verdichtung (Zunahme des specifischen Gewichts) oder eine Volumenvergrößerung (Abnahme des specifischen Gewichts) statt. Letztere findet statt bei Gold und Silber, Gold und Kupfer, Silber und Kupfer, Zinn und Blei, Zinn und Antimon; Verdichtung dagegen bei Kupfer und Zink, Kupfer

und Zinn, Blei und Antimon. 5) Der Schmelzpunkt der L. ist in den meisten Fällen geringer als der des am leichtesten flüssigen Metalls, aus dem sie bestehen. Platin schmilzt bei 1480°, Blei bei 332° und trotz dieser gewaltigen Unterschiede in den Schmelzpunkten vermag eine kleine Menge Blei, in einem Platintiegel geschmolzen, denselben durch Bildung einer leichtflüssigen L. zu durchlöchern. Die Zunahme der Leichtflüssigkeit ist häufig auffallend groß, wie die bekannten leichtflüssigen L. von Wood, von Rose u. a. zeigen, deren Schmelzpunkt bis auf 68° erniedrigt werden kann, obgleich der Schmelzpunkt des leichtflüssigsten Metalls der Componenten, des Zinns, bei 230° liegt. Manche L. haben die Eigenthümlichkeit, beim Erstarren der geschmolzenen L. sich zu entmischen. C. Künzel, dem man ausgedehnte Untersuchungen über verschiedene L., namentlich Bronzelegirungen, verdankt, hat gezeigt, daß ein Zusatz von Phosphor zu gewissen L. (insbesondere Phosphorbronze, s. Bronze), deren Eigenschaften wesentlich verändert und die phosphorhaltige Metallmischung zu neuen technischen Anwendungen geeignet macht. Durch Strecken und Walzen können Elasticität und Härte gewisser L., wie z. B. der Stahlbronze von General Uchatius, noch bedeutend erhöht werden. Wichtige L., die in den Metallgewerben, der Maschinenindustrie und dem Münzwesen vielfache Verwendungen finden, sind Glockenmetall, Geschützmetall, gewöhnliche sowie Phosphor- und Stahlbronze, Medaillen- und Statuenbronze (s. Bronze), Messing (s. d.), Tomback, deutsches Scheidemünzmetall für Kupfer- und Nickelmünzen, Neusilber, Britanniametall, Letternmetall, Aluminiumbronze, Zapfenlagermetall, und die Silber- und Goldlegirungen, welche zur Herstellung der Gold- und Silbermünzen und der Silber- und Goldarbeiten dienen. Vgl. C. Bischof, «Das Kupfer und seine L.» (Berl. 1865); C. Künzel, «Ueber Bronzelegirungen» (Dresd. 1875); A. Ledebur, «Die Verarbeitung der Metalle auf mechan. Wege» (Braunschw. 1877).

Legitim und Legitimität. Legitim (legitimus, von lex, Gesetz) ist das, was durch das Gesetz berechtigt ist, Legitimität also der Zustand, wo die Gesetzlichkeit, das gesetzlich festgestellte Recht herrscht. Vorzugsweise bedient man sich dieser Ausdrücke in Beziehung auf die rechtliche Existenz der obersten Gewalt in einem Staate. In der Regel heißt legitim dasjenige Staatsoberhaupt, welches zur Regierung gelangt ist, entweder (in der Erbmonarchie) durch unbestrittene gesetzliche Thronfolgeordnung oder (in der Republik) kraft eines in der Verfassung vorgeschriebenen Gesetzes. Ausnahmsweise kann aber auch an die Stelle einer solchen von Haus aus legitimen Staatsgewalt eine andere treten, wenn ein Land nach dem Rechte der Eroberung in Besitz genommen und behauptet wird, oder wenn ein Volk durch eine Art von Nothrecht den derzeitigen Inhaber der Staatsgewalt sammt seiner Dynastie entsetzt und einen andern an seine Stelle beruft (England 1688, Frankreich 1830). Ob, wann und wodurch in solchen Fällen die Legitimität gleichsam von dem alten auf das neue Staatsoberhaupt übergeht, ist eine nicht unbestreitbare völker- und staatsrechtliche Frage. Die Ansicht der meisten Rechtslehrer hierüber ist folgende: Da es für die innern und äußern Verhältnisse eines Staats nothwendig ist, daß er nicht auf längere Zeit ohne jede Staatsgewalt bleibe, so hält man in den Fällen, wo eine legitime Gewalt durch eine andere verdrängt worden, diese letztere dann für legitim, wenn eine Rückgängigmachung des eingetretenen Wechsels entweder völlig unmöglich oder doch höchst unwahrscheinlich ist. Ersteres ist der Fall beim Aussterben der legitimen Dynastie oder bei freiwilligem Verzicht des bisherigen Staatsoberhauptes für sich und seine Erben, letzteres dann, wenn die Verhältnisse einer Wiedereroberung des Landes oder einer siegreichen Contrerevolution und Restauration keinerlei Aussicht auf Erfolg bieten. Als äußerliche Merkzeichen hierfür werden angesehen: die ausdrückliche Anerkennung eines solchen neuen Zustandes seitens der andern Regierungen, namentlich der Großmächte, und die thatsächliche Anerkennung desselben im Innern durch Betheiligung des Volks oder seiner Mehrheit an solchen staatsrechtlichen Acten, welche von dem neuen Herrscher ausgehen, wie Betheiligung an den von diesem ausgeschriebenen Wahlen zur Landesvertretung. Diese Begründung der Legitimität wird jedoch von vertriebenen Dynastien, deren Anhänger sich auch Legitimisten nennen, nicht anerkannt. Die strengen Legitimisten lassen überhaupt kein anderes Recht des Herrschers im Staate gelten, als das Erbrecht des Monarchen von Gottes Gnaden, und verlangen, daß das göttliche Monarchenrecht sowol in seiner Substanz (als alleinige Basis einer legitimen Herrschaft), als auch in seiner Ausübung (als absolute Gewalt des Herrschers) möglichst intact bleibe. Vgl. Held, «Ueber Legitimität und Legitimitätsprincip» (Würzb. 1859); Brie, «Legitimation einer usurpirten Staatsgewalt» (Heidelb. 1866); F. Brockhaus, «Das Legitimitätsprincip» (Lpz. 1868).

Legitimation und legitimiren kommt in der doppelten Bedeutung von beglaubigen und von gesetzmäßig machen im juristischen Sprachgebrauche vor. In letzterer Beziehung heißen Kinder

Digitized by

legitimirt, welche, obwol außer der Ehe erzeugt, doch vom Staate für legitime, d. h. in gesetzmäßiger Ehe geborene, erklärt werden; hierzu wird erfordert richterlicher Ausspruch, oder Heirath mit der Mutter, oder gerichtliche Erklärung des Vaters, wol auch obrigkeitliche Declaration; nach franz. Recht gilt nur legitimatio per subsequens matrimonium. In ersterm Sinne spricht man von Legitimation der Gesandten, Bevollmächtigten u. s. w. Abgeleitet hiervon ist die Bedeutung von Nachweis gewisser rechtlicher Eigenschaften. So muß der Kläger im Processe die Legitimation zur Sache mittels des Nachweises beibringen, daß er gerade das betreffende Recht zu vertreten habe und daß Beklagter eben derjenige sei, welcher sich im vorliegenden Falle deshalb müsse in Anspruch nehmen lassen. Es tritt dies besonders dann hervor, wenn der Kläger oder der Beklagte nicht der ursprünglich Verpflichtete oder Berechtigte, sondern dessen Rechtsnachfolger ist. (Deutsche Civilproceßordnung, §. 54.)

Legnago, Marktflecken und starke Festung in der ital. Provinz Verona, liegt an beiden Ufern der Etsch und an der Bahnlinie Verona-Adria, 37 Kilom. südöstlich von Verona und ebenso weit östlich von Mantua, ist Sitz eines Districtscommissariats und einer Prätur und zählt (1871) 13,355 E., ist im allgemeinen gut gebaut, hat hübsche Straßen, leidet aber wegen seiner Lage nördlich von den sumpfigen Niederungen der Valli veronesi an ungesunder Luft. Der Handel mit Reis, Hanf, Seide und den andern Producten der fruchtbaren Umgebung ist sehr lebhaft. Ein schiffbarer Kanal, der von L. nach Ostiglia führt und den Fluß Tartaro durchschneidet, stellt die Verbindung zwischen Etsch und Po her. L. (lat. Leoniacum) wird schon zur longobard. Zeit genannt und erhielt 1494 durch die Venetianer die ersten Befestigungen. Am 13. Sept. 1796 fiel es in die Hände der Franzosen, welche 1801 die Werke demoliren ließen. Unter der österr. Herrschaft wurde jedoch L. wiederum zu einer starken Festung gemacht, welche den südöstl. Punkt des berühmten lombard.-venet. Festungsvierecks bildet. — Nicht zu verwechseln mit L. ist **Legnano**, ein Marktflecken in der Provinz Mailand, 24 Kilom. nordwestlich der Stadt Mailand, an der Olona und der Bahnlinie Arona-Mailand gelegen, mit 6685 E., einer Rothfärberei und einer Seidenfabrik. Derselbe ist historisch bekannt durch die Niederlage, welche hier 29. Mai 1176 Friedrich Barbarossa durch die Mailänder erfuhr.

Legouvé (Gabriel Marie Jean Baptiste), franz. Dichter, geb. zu Paris 23. Juni 1764, widmete sich nach beendigten Schulstudien unter günstigen äußern Verhältnissen der Literatur und erzielte Erfolge mit einigen Tragödien, vorzüglich aber mit seinem Lehrgedicht «Le mérite des femmes» (Par. 1801 u. öfter), das ihm bei den Frauen eine dauernde Beliebtheit erwarb. Er starb 20. Oct. 1812. — Sein Sohn, **Ernest Wilfrid** L., geb. 15. Febr. 1807 zu Paris, verdankt seinen literarischen Ruf hauptsächlich einer Anzahl dramatischer Werke, die ihm 1855 zum Eintritt in die Französische Akademie verhalfen. Namentlich fanden «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Bataille de dames» (1851), «Les contes de la reine de Navarre» (1853), «Les doigts de fée» («Feenhände», 1859), vier mit Scribe gemeinschaftlich verfaßte Stücke, auf dem Théâtre français ausnehmenden Beifall. Dieselben sind auch in Deutschland in Uebersetzung mit Erfolg zur Aufführung gelangt. Unter dem Titel «Lectures à l'Académie» (Par. 1862) vereinigte L., was er von seinen poetischen Werken aufbewahren zu müssen glaubte. Dieser Band enthält «Guerrero», eine fünfactige Tragödie (1845), «Médée», ein dreiactiges Trauerspiel (1852), und viele Gedichte: Elegien, Oden, Idyllen, lauter kleine Dramen, die einen sinnreichen Gedanken zur Grundlage haben und raschen Schrittes vom Anfang aufs Ende zugehen, aber das Gekünstelte, die Antithese der Situationen und Personen zu sehr merken lassen. L.'s Gedichte bestehen aus trefflich gefeilten und gereimten Conversationswendungen; die Stücke, wo der Dichter sich erhebt, sind selten. L. ist ein geschmackvoller, correcter, geistreicher Schriftsteller, aber ein Dichter von geringer Phantasie. Seine sehr geschickt zugeschnittenen und angeordneten Theaterstücke sind fesselnd, wobei die poetische Technik des Verfassers daran zu loben ist. Seine Vorlesungen in der Französischen Akademie und seine Conferenzen in Privathörsälen haben gleiche Art der Anziehung. Außer der obengenannten Sammlung erschienen noch «Histoire morale des femmes» (1848), «Conférences parisiennes» (1872), «Les pères et les enfants au XIXe siècle» (1873).

Leguane (Iguana) heißen große südamerik. Baumeidechsen mit breitem Kopfe, angewachsenen, an den Rändern gezähnelten Zähnen, großen Stachelkämmen auf dem Rücken, einem sehr langen Schwanze und einem unter der Kehle hängenden schlappen Hautsacke, mit kräftigen Beinen und sehr langen Zehen. Sie klettern sehr behend auf Bäumen, schwimmen sehr gut, sind trotzig und bissig und nähren sich von Eiern, Insekten, Pflanzensprossen und saftigen Blättern und Blüten. Der **gemeine** L. (I. tuberculata) erreicht eine Länge von 1,5 Mt., wovon fast

Digitized by Google

1 Mt. auf den Schwanz kommt. Des zarten, schmackhaften und leichtverdaulichen Fleisches wegen wird überall in Südamerika sehr eifrig Jagd auf sie gemacht. Die Gattung bildet den Typus einer zahlreichen, in Südamerika einheimischen Familie.

Leguminosen, Hülsenfrüchtler oder Schotengewächse, nennt man eine große natürliche Gruppe der dikotylen Samenpflanzen mit mehrblätteriger Blumenkrone, weil die zu ihr gehörenden Pflanzen eine Hülse (legumen) oder Schote (seltener Gliederhülse) zur Frucht haben. (S. Hülse.) Sie sind über alle Welttheile vom Aequator bis zu den Polen verbreitet; doch nehmen sie von den Polen nach den Wendekreisen hin an Masse bedeutend zu; auch sind sie auf der südl. Halbkugel häufiger als auf der nördlichen und namentlich in Afrika sehr zahlreich vertreten. Die L. zerfallen in vier Familien, von denen diejenige der Schmetterlingsblütler oder Papilionaceen die größte und wichtigste ist. Die drei andern Familien sind die Swartzieen, Cäsalpiniaceen und Mimosaceen. Erstere, die kleinsten von allen, zeichnen sich dadurch aus, daß die Spitze des Kelchs sich beim Aufblühen deckelartig ablöst oder der Kelch sich spaltet, daß ihnen die Blumenblätter meist fehlen und die Samen einen Samenmantel (arillus) haben. Zu den für die Bodencultur wichtigen europäischen L. gehören die nahrhaftesten und geschätztesten Nutzgewächse, welche theils zur menschlichen Nahrung, theils zum Futter der Hausthiere angebaut werden. Ihre Reihe ist die folgende: Ackerbohne, Speisebohne, Dolichos- und Sojabohne, Erbse, Wicke, Linse, Kicher, Platterbse (sämmtlich sog. Blattgetreide oder Hülsenfrüchte); ferner die Futterarten: Rothklee, Weißklee, Incarnatklee, Luzerne, Esparsette, Serradella, Lupine, Ginster, Wiesenplatterbse, Hornklee, Vogelwicke u. s. w.

Lehm (provinziell: Leimen) ist eine aus einer Mischung von eisenoxydhaltigem Thon und Sand, bisweilen auch Kalk bestehende, meist ochergelbe Erdart. Bei mehr als 50 Proc. Sandgehalt wird der L. mager, bei weniger als 40 Proc. fett genannt und geht bei noch größerm Sandgehalt nebst andern Beimengungen in den Lehmboden über, der im allgemeinen als guter culturfähiger Boden gilt. Der L. findet im Bauwesen sehr ausgedehnte Verwendung, und zwar zu Erdarbeiten und Dichtungen gegen Feuchtigkeit, zum Unterfüllen der Dielenlager und als Conservirungsmittel für Hölzer; bei dem Lehm- oder Pisé- (Erdstampf-) Bau zu Herstellung ganzer Mauern, wobei er entweder in kastenartige mauerdicke Formen gestampft oder in Gestalt von getrockneten Lehmpatzen oder Pisésteinen vermauert wird; zu Herstellung von Estrichen zu Scheunentennen und auf Dachböden; mit Stroh vermischt zur Anfertigung von Wellerwänden und Decken, wobei er um Stakhölzer oder Latten gewickelt und glatt abgezogen wird; als Mörtel mit Sand oder Spelzen vermischt bei Feuerungsanlagen und beim Lehmbau, zum Verstreichen der Fugen bei Kachel- und eisernen Oefen; zum Dachdecken mittels Lehmschindeln u. s. w. Ganz besonders aber bildet der L. das Material zur Ziegelfabrikation, wobei er plastisch, d. h. weder zu fett, noch zu mager, rein von vegetabilischen Stoffen und andern Beimengungen sein und nicht über 15—20 Proc. Kalkerde enthalten muß.

Lehmann (Joh. Georg), verdienter Kartograph, geb. 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth, war zuerst Soldat und Compagnieschreiber zu Dresden und besuchte dann die Kriegsschule daselbst, wo er sich in topogr. Arbeiten hervorthat. Im J. 1793 nahm er seinen Abschied, worauf er ohne Beihülfe eines Landmessers eine Fläche von 1430 QKilom. des Erzgebirgs und mehrere Rittergüter aufnahm. Der Mangel an Instrumenten sowol als an geeigneter Hülfsleistung führte ihn auf die Erfindung eines zweckmäßigern Meßtisches. In seiner «Darstellung einer neuen Theorie zur Bezeichnung der schiefen Flächen im Grundriß» (Lpz. 1799) legte L. die Theorie der nach ihm benannten Terrainzeichenkunst dar, nach welcher das aufgezeichnete Terrainbild auf der Karte senkrecht beleuchtet erscheint und durch scharf zu bestimmende, dunklere oder hellere Abtönung (Schraffirung) der Neigungsgrad der Bodenflächen bezeichnet wird. Später wurde L. Straßenaufseher im wittenbergischen Kreise und 1798 Offizier und Lehrer an der Ritterakademie in Dresden. Im J. 1806 kam er zum sächs. Quartiermeisterstabe, 1807 als Hauptmann und Quartiermeister zur Belagerung von Danzig und später zur Blokade von Graudenz. Von hier ging er mit dem Generalstabe nach Warschau. Seine Kränklichkeit führte ihn 1809 nach Dresden, wo er als Major und Director der Plankammer 6. Dec. 1811 starb. Von seinen Plänen sind die berühmtesten die von Warschau und Dresden und das topogr. Blatt der Umgegend von Dresden. L.'s Hauptwerk, «Die Lehre vom Situationszeichnen» (2 Bde., Lpz. 1812—16; 5. Aufl. 1843), wurde erst nach seinem Tode von Becker und Fischer herausgegeben. Seine Methode der Terrainzeichnung hat sich in neuerer Zeit mit gewissen Modificationen allgemeinen Eingang verschafft; dieselbe ist z. B. auf der Oberreit'schen topogr. Karte von Sachsen (seit 1837) durchgeführt.

Digitized by Google

Lehmann (Peter Martin Orla), dän. Staatsmann und einer der Führer der nationalliberalen (eiderdäniſch-ſkandinaviſchen) Partei, geb. 19. Mai 1810 zu Kopenhagen, ſtammte aus einer Beamtenfamilie von urſprünglich deutſcher Herkunft. Nachdem er ſeit 1827 in Kopenhagen und auf deutſchen Univerſitäten die Rechte ſtudirt und 1833 die Prüfung beſtanden, machte er ſich durch ſeine publiciſtiſche Thätigkeit ſowie als Redner bemerkbar. Namentlich hielt er zu Kopenhagen 4. Nov. 1836 einen Vortrag über «das Däniſche in Schleswig», welcher den Anſtoß gab zu der eiderdän. Agitation in dem Herzogthum Schleswig. Zugleich agitirte er mit größtem Eifer für Einführung einer freiſinnigen Verfaſſung in Dänemark. Dadurch zog er ſich das Misvergnügen der Regierung zu, welche ihm die gewünſchte Advocatenbeſtallung bis 1844 vorenthielt. Dagegen ward er zum Mitglied der kopenhagener Communalvertretung wie auch zum Abgeordneten für die roeſkilder Provinzialſtände erwählt. Bei dem polit. Umſchwung im März 1848 war L. der hervorragendſte Führer der kopenhagener Bevölkerung. Dann trat er als Miniſter ohne Portefeuille in das ſog. Caſinominiſterium (22. März) ein und nach deſſen Rücktritt (15. Nov. 1848) wurde er zum Amtmann von Veile (Jütland) ernannt. Als er während der Schlacht vom 23. April 1849 in der zu ſeinem Amtsbezirk gehörigen Stadt Kolding erſchien, nahmen ihn die Schleswig-Holſteiner gefangen und hielten ihn einige Zeit in Haft auf dem Schloſſe Gottorp bei Schleswig. L. blieb Amtmann zu Veile, bis er 15. Sept. 1861 in das Miniſterium Hall (ſ. d.) eintrat, in welchem er als Miniſter des Innern für das Königreich Dänemark bis zu der Auflöſung dieſes Cabinets (Ende Dec. 1863) wirkte. Seitdem lebte er als Privatmann in Kopenhagen und ſtarb daſelbſt 13. Sept. 1870. — Theodor Heinrich Wilhelm L., ein Vetter (Vatersbrudersſohn) des Vorigen, Begründer der nationalen Partei in Schleswig-Holſtein, wurde zu Rendsburg 22. Nov. 1824 geboren. Er ſtudirte die Rechte in Tübingen, Heidelberg und Kiel und beſtand Michaelis 1849 die Staatsprüfung. Auch machte er in der ſchlesw.-holſtein. Armee den Krieg gegen Dänemark 1848—50 mit und avancirte zum Offizier. Nach dem Frieden ließ er ſich 1851 als Advocat in Kiel nieder, wo er 1857 zum Mitglied der Communalvertretung, auch 1859 zum Abgeordneten für die holſtein. Provinzialſtände gewählt ward. Außerdem wirkte er mit bei der Stiftung des Deutſchen Nationalvereins zu Frankfurt a. M. Eine Verſammlung der holſtein. Mitglieder des Nationalvereins zu Kiel 13. Jan. 1861 nahm einſtimmig eine von L. verfaßte Reſolution an, worin ſie ſich verpflichteten, auf die Wiederherſtellung und weitere Ausbildung der alten Verbindung Schleswigs mit Holſtein und auf den engſten Anſchluß an das unter Preußens Führung centraliſirte Deutſchland mit allen geſetzlichen Mitteln hinzuwirken. Darauf hin ließ die dän. Regierung L. von der Praxis als Advocat ſuspendiren, auch eine fiscaliſche Anklage gegen ihn einleiten. Doch ward er in beiden Inſtanzen (20. Febr. und 14. Juni 1862) freigeſprochen. Kurz darauf ſtarb er plötzlich zu Kiel 29. Juli 1862.

Lehn und Lehnswesen. Die von german. Stämmen auf den Trümmern des Römiſchen Reichs und in Deutſchland errichteten Staaten beſtanden anfangs nur aus einem loſen Inbegriff von Gemeinden, welchen die waffenfähigen über Leibeigene und Knechte gebietenden Vollfreien als Mitglieder angehörten. Höhere Anſprüche an den öffentlichen Dienſt und andere unvergoltene Leiſtungen als Heer- und Gerichtsfolge waren noch unbekannt, Privatfehden nicht verpönt, Kriege von Staat zu Staat aber ohne Gutheißen der Volksgemeinde nicht denkbar. Doch ſchon in uralter Zeit ſchloſſen ſich abenteuernde Heergänger an kriegsberühmte Führer an, um in ihrem Dienſte Unterhalt, Schutz und Antheil an Ruhm und Beute zu erlangen. (S. Gefolge.) Dieſe Geneigtheit zum Eintritt in ein kriegeriſches Abhängigkeitsverhältniß ſteigerten noch die Könige ſowie die geiſtlichen und weltlichen Großen, welche nach dem Beſitze einer nur von ihnen abhängigen Hausmacht Verlangen trugen, durch Werbungen und das Ausſetzen beſtimmter Vergütungen. Wer ſich ihnen mittels Eides zu beſonderer Treue verpflichtete, empfing ſtatt des Soldes, den jene geldarmen Zeiten nicht aufzubringen vermochten, ein Beneficium (feudum), gewöhnlich ein Grundſtück, zu Beſitz und Genuß. Das echte oder Obereigenthum (dominium directum) behielt der Dienſtherr, welcher das Gut nur lieh (daher Lehn), und zwar anfangs auf beliebigen Widerruf, weiterhin auf Lebenszeit, zuletzt aber, da die Söhne der Dienſtleute gewöhnlich in das nämliche Verhältniß traten und in dem Beſitze durch Wiederverleihung beſtätigt wurden, auch vererblich über den Tod hinaus, ſolange noch lehnsfähige Nachkommenſchaft des Lehnsmannes vorhanden war. Der letztere (bassus, vassus, vasallus) hat nur das Eigenthum an den Nutzungen des Gutes (dominium utile), welches er jederzeit wieder aufgeben, weiterhin auch, ſeitdem die Lehen erblich geworden waren, unter Beſchränkungen veräußern kann. Durch dieſe Bedingungen kommt das Lehn den Emphyteuſen (ſ. d.) und andern

Siedelrechten nahe. Der Herr hat dem Vasallen ohne Ansehen sonstiger Pflichten Schutz und Vertheidigung zu gewähren, und indem der Vasall mittels Lehnseides (vasallagium) treu, hold und gewärtig zu sein gelobt und sich zu bestimmten höhern Diensten anheischig macht, tritt er in den besondern Hof- und Kriegsstaat ein, den der Herr in und neben der Volksgemeinde gebildet hat. Mit Hülfe solcher unbedingt ergebenen Anhänger vermochten die Könige und Fürsten nicht blos ihre Stellung zu sichern, sondern auch die Leistungsfähigkeit des Staats, freilich auf Kosten der alten Freiheit, zu erhöhen, die Vasallen aber genossen Ehre, Einkommen oder zum wenigsten einen mächtigen Schutz. Dies bewog selbst vermögende Freie, ihr unabhängiges Grundeigenthum (allodium) mächtigen Herren abzutreten, um es von ihnen als Lehn zurückzuempfangen (Lehnsauftragung, feudi oblatio) und von nun an des Vortheils einer engern Verbindung theilhaft zu werden. Hierdurch sowol als infolge der Sitte, wonach die Vasallen wieder Theile ihres Beneficiums als **Afterlehen** an Afterlehnsleute (subvasalli) überließen (subinfeudatio), welche dem Oberherrn mitpflichtig waren, gewann das Lehnswesen eine derartige Bedeutung und Ausdehnung, daß es nach und nach alle öffentlichen Verhältnisse durchdrang. Die Kriege führte man seit dem 10. Jahrh. nicht mehr mit dem Massenaufgebote, sondern mit Vasallen, und die Hof- und Staatsämter, die Kriegs-, Schutz- und Gerichtsherrlichkeiten über ganze Districte waren mit dem dazugehörigen Einkommen zu Lehnsobjecten geworden, deren erbliche oder nach sonstigen Merkmalen bestimmte Inhaber den öffentlichen Dienst allmählich wieder durch die Hartnäckigkeit hemmten, mit der sie die vertragsmäßige oder herkömmliche Grenze ihrer Leistungen gegen die Ansprüche des fortschreitenden Staats vertheidigten. (S. **Feudalwesen**.) Seit dem Ausgange des Mittelalters gerieth daher das Lehnswesen in Misachtung, weshalb neue Lehen seltener errichtet, verfallene nicht wieder ausgethan, der Kriegsdienst den jetzt aufkommenden stehenden Heeren übertragen und Aemter sowie öffentliche Gewalten immer weniger unter der Form der Beleihung ertheilt wurden. Nichtsdestoweniger erhielt sich das **Lehnrecht**, trotz des Abhandenkommens seiner Voraussetzungen, nicht blos als Quelle gelehrter Erkenntniß und unentbehrliches Hülfsmittel geschichtlicher Studien, sondern auch als ein wunderlich verwickeltes Eigenthumsrecht. Die wichtigste gemeinrechtliche Sammlung für das Lehnrecht bilden die sog. Libri feudorum aus dem 12. Jahrh. Sie wurden in der Lombardei nach und nach aus kaiserl. Constitutionen und Aufzeichnungen über das Gewohnheitsrecht verschiedener Lehnhöfe, namentlich des mailändischen, zusammengebracht und als decima novellarum collatio dem Corpus juris civilis einverleibt. Aeltere deutsche Sammlungen, wie das Lehnrecht des Sachsenspiegels (s. d.), haben mehr particuläre Bedeutung erlangt.

Aus den geschichtlichen Entstehungsgründen erklären sich folgende Hauptsätze des einschlagenden Rechts. Lehn heißt eine Sache, deren nutzbares Eigenthum jemand unter der Bedingung gegenseitiger Treue in erblichen Besitz und Genuß mit Vorbehalt des Anheimfalls an den Obereigenthümer übergeben wurde. Wer ein Lehn als Herr bestellen oder als Vasall erwerben will, muß gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen oder lehnsfähig sein; namentlich wird rücksichtlich des Herrn eine Stellung vorausgesetzt, vermöge welcher derselbe sich Kriegsdienste versprechen lassen kann. Die Erfordernisse auf seiten des Lehnsempfängers ergeben sich daraus, daß die Vasallen einen ausgezeichneten Kriegerstand bilden sollten, weshalb in der Regel alle für lehnsunfähig galten, die keine Waffen führen durften oder konnten, wie z. B. Ehrlose, Unfreie, Bauern, Geistliche, Frauen. Indeß finden sich auch **Weiberlehen** (feuda feminea) neben den die Regel bildenden **Mannlehen**. Den Stadtbürgern bestritt der Adel ebenfalls die Fähigkeit, Rittergüter zu erwerben, ohne jedoch allenthalben damit durchzudringen. Ist der Lehnsherr oder der Vasall eine juristische Person, z. B. eine Stadtgemeinde, ein Stift, so bedarf sie für die verschiedenen Lehnshandlungen eines Vertreters, der in jenem Falle Prodominus, in diesem Provasall oder **Lehnsträger** heißt. Eine seither allodiale Sache wird mittels **Lehnvertrags** (nur ausnahmsweise im Verjährungswege) in Lehn verwandelt (infeudatio); das Lehnseigenthum geht aber erst durch die feierliche **Belehnung** oder Investitur (s. d.) von seiten des Herrn oder einer ihn vertretenden Behörde auf den Vasallen über, der hierbei den Lehnseid leistet. Es kann auch auf mehrere Vasallen zugleich übertragen werden, welche dann durch Coinvestitur Miteigenthum erlangen. Ueber die erfolgte Belehnung stellt der Herr eine Urkunde, den **Lehnsbrief**, von sich. In der **Lehnsherrlichkeit** ist vor allem das Recht auf **Lehnstreue** von seiten des Vasallen enthalten, die der Treue, welche sich Verwandte untereinander schulden, gleichstehen soll. Schwere Verletzungen dieser Treue erscheinen als **Lehnsverrath** oder Felonie (s. d.). Folge derselben ist der Verlust des Lehns für den Vasallen und seine Descendenten, nicht aber auch für seine lehnsfähigen Seitenverwandten,

Digitized by Google

sodaß der Herr denselben, wenn die Reihe der Succession auf sie trifft, das eingezogene Lehn wieder herausgeben muß. Der Herr kann aber auch, statt das Lehn einzuziehen, eine Geldstrafe (Lehnsemende) auferlegen oder Lehnspardon ertheilen, d. h. die begangene Felonie oder andere Lehnsfehler völlig verzeihen. Als ein Ausfluß der Lehnstreue erscheint der Lehnsdienst, den aber nur der Herr von dem Vasallen, nicht dieser von jenem verlangen kann, und zwar je nach dem Lehnsvertrage entweder in offenem Felde oder durch Vertheidigung einer Burg (Burglehn). Verweigerung der Lehnsdienste ward als Felonie betrachtet, außer wenn der Vasall sich mit gesetzlichen Behinderungsgründen entschuldigen konnte und Lösegeld (adoha, hostenditiae) erlegte. Neben oder anstatt der Heeresfolge mochte sich der Herr auch andere Arten von Lehnsdiensten versprechen lassen, die bald in bestimmten Hofdiensten, bald in sonstigen Prästationen, wie z. B. der Ueberreichung von Handschuhen, Bechern, Falken und andern Abhängigkeitsbekenntnissen, bestanden. Als eine Art Lehnsdienst erschien früher auch die Verbindlichkeit der Vasallen, im Lehnsgericht des Herrn (Mannengericht) zu erscheinen und als Lehnschöffe bei der Entscheidung von Lehnsstreitigkeiten mitzuwirken. Mit der Errichtung von stehenden Lehnshöfen hat aber diese Art des Lehnsdienstes aufgehört. Schulzen- oder Bauernlehne (feuda rustica, ignobilia), die nicht mit Heeresfolge verdient wurden und sich von freien Bauern erwerben ließen, sind nur uneigentliche Lehen (feuda impropria), obgleich die Succession in solche Güter nach Lehnrecht stattfindet. Der Herr kann auch eine Eventualbelehnung und Anwartschaft (Lehnsexspectanz) ertheilen. Bei jener gibt der Herr das noch von einem andern Vasallen besessene Gut unter der Voraussetzung des Anheimfalls in Lehn, sodaß der Eventualbelehnte bis dahin weder in den Besitz noch den Genuß des Lehns kommt. Durch die Ertheilung einer Anwartschaft wird zwar dasselbe bezweckt, sie beruht aber nur auf Vertrag und gewährt, da die Belehnung unterblieben ist, kein dingliches Recht.

Der Vasall hat vermöge seines nutzbaren Eigenthums im wesentlichen dieselben Rechte an der Lehnssache wie der volle Eigenthümer und kann das Lehn selbst durch schlechte Wirthschaft herunterbringen, ohne daß sich daraus ein Entsetzungsgrund ergibt; doch ist er hinsichtlich der Vererbung und Veräußerung beschränkt. In der Lehnssuccession haben viele Grundsätze des alten deutschen Rechts über die Erbfolge in Liegenschaften sich bei Geltung erhalten. Vor allem kann der Vasall das Lehn nur auf seine gesetzlichen Erben bringen und dieselben mittels Letzter Willen nicht ausschließen, es müßte denn der besondere Lehnsvertrag ausdrücklich ein anderes gestatten (feudum testabile). Nicht alle Intestaterben sind aber zur Lehnsfolge berufen, sondern blos die lehnsfähigen, muthmaßlich also nur Personen männlichen Geschlechts, nicht Frauen und deren Abkömmlinge. Wenn das Lehn ausnahmsweise ein Weiberlehn (Schleier-, Kunkellehn) ist, so streitet wieder die Vermuthung dafür, daß dasselbe nur, dafern gar keine Verwandten im Mannsstamm vorhanden sind, an Frauen gelangen könne (feudum femininum successivum), wogegen aber der Beweis vorbehalten bleibt, daß die Angehörigen des Vasallen in dieses Lehn ohne Unterschied des Geschlechts blos nach der Verwandtschaftsnähe, wie bei der gewöhnlichen Erbfolge, succediren (feudum femininum promiscuum). Durch bloße Adoption in die Familie Gekommene sind nicht zur Lehnsfolge berechtigt, sondern nur eheliche Blutsverwandte, unter ihnen aber lediglich diejenigen, welche von dem ersten Erwerber abstammen, der das Gut an diese Familie gebracht hat. Wer nämlich ein Lehngut unter den Lebenden, z. B. durch Kauf, erwirbt, gewinnt es im Zweifel nur für sich und seine Kinder und Kindeskinder, nicht aber auch für seinen Vater und Großvater, nicht für die Brüder, Oheime und deren Nachkommenschaft, es müßte denn der Lehnsherr sich der Möglichkeit eines schnellern Anheimfalls entschlagen und das Gut ausdrücklich als väterliches, groß- oder gar urgroßväterliches (feudum paternum, avitum, proavitum) geliehen haben. Hier entsteht dann die Fiction, daß es der Erwerber nicht zuerst als sog. Neulehn (feudum novum) an seine Familie bringe, sondern daß es in derselben schon ein- oder mehreremal vererbt worden sei (Altlehn, feudum antiquum). Mehrere gleichnahe Descendenten des verstorbenen Vasallen gelangen in den gemeinschaftlichen Besitz des Lehnguts, dürfen aber keine Naturaltheilung vornehmen, sondern sich nur in der Art auseinandersetzen, daß sie entweder das Gut veräußern und den Preis theilen, oder daß der eine Bruder das Gut annimmt und die andern mit Geld abfindet. Im letztgedachten Falle können die Abgefundenen und ihre Nachkommen nicht eher wieder die Lehnsfolge beanspruchen, als bis der Annehmende oder seine letzten Abkömmlinge ohne lehnsfähige Descendenz gestorben sind. Solchenfalls gehen, dafern derartige Auseinandersetzungen mehrfach und bei verschiedenen Successionsgelegenheiten stattgefunden haben, die bei der letzten Theilung abgesonderten Geschlechtsvettern den bei frühern Theilungen ausgeschiedenen vor, und wenn dieses

Digitized by Google

Merkmal wieder bei mehrern zutrifft, so wird nach der richtigen Ansicht derjenige von ihnen bevorzugt, welcher dem verstorbenen Vasallen am nächsten verwandt ist (Linear-Gradualsystem). Nach altsächs. Lehnrechte, das die Aussicht auf den Anheimfall näher zu bringen sucht, versteht sich jedoch dieser Vorbehalt zu Gunsten der bei Auseinandersetzungen Abgefundenen nicht von selbst, sondern es gilt hier, anders als im gemeinen Rechte, der Grundsatz: «Theilung bricht Folge» (divisio totalis, Tod-Theilung). Stirbt also der Annehmende, ohne lehnsfähige Nachkommenschaft zu hinterlassen, so wird das Lehn eröffnet und gelangt an den Lehnsherrn zurück. Indeß greift in den Ländern mit sächs. Lehnrecht diese Strenge nicht platz, wenn die bei der Theilung Zurücktretenden sich einen ideellen Mitbesitz, die gesammte Hand, bewahren. Sie und ihre jedesmaligen Erben lassen sich hier bei dem Lehnshofe die Simultan-Investitur ertheilen und als Mitbelehnte eintragen, erneuern diesen Vorbehalt bei jedem Wechsel in der Person des Lehnsinhabers (von Fall zu Fall) und können darauf hin, wenn die wirklich besitzende Linie ausstirbt, wie nach gemeinem Rechte succediren. Wo die Landesgesetze dies erlauben, darf auch die Succession rücksichtlich bestimmter Lehen auf dem vorschriftsmäßigen Wege abweichend festgestellt und Primogenitur, Secundogenitur, Majorat, Seniorat, Minorat (s. d.) eingeführt werden. Kein Lehnsfolger erlangt aber die Lehen von Rechts wegen, sondern er muß, wenn er seinen Anspruch nicht verlieren will, binnen bestimmter Frist um Lehnsreichung einkommen (Muthung). Nach Particularrechten kann sowol hier, als wenn ein Wechsel in der Person des Lehnsherrn vor sich geht (Veränderung in der herrschenden Hand, Thronfall, Hauptfall) eine Abgabe (Lehnwaare, Laudemium) für die Lehnserneuerung (renovatio feudi) zu erlegen sein.

Eine Veräußerung des Lehns war nach älterm Recht dem Vasallen untersagt, und er büßte dafür mit dem Verlust des Guts, da es dem Herrn nicht gleichgültig sein konnte, ob dieser oder jener die Lehnsdienste leistete. Weiterhin ward zwar die Veräußerung freigegeben, doch bedarf der Vasall hierzu der ausdrücklichen Einwilligung sowol des Herrn als der lehnsfolgefähigen Geschlechtsvettern und Mitbelehnten, weil diesen durch die Veräußerung die Successionsrechte verloren gehen. Seitdem das Lehnsverhältniß zu einem besondern Eigenthumsrecht sich umgewandelt hat, kann der Lehnsherr seine Zustimmung nach den meisten Landesgesetzen nur dann verweigern, wenn das Lehn «nicht auf mehrern Augen steht», d. h. wenn nicht eine gewisse Anzahl von Lehnsfolgern vorhanden und deshalb dem Lehnsherrn der freie Rückerwerb nahegelegt ist. Um hier freie Hand zu behalten, pflegen Käufer und sonstige Erwerber eines Neulehns nahe Vertrauenspersonen als Miterwerber bei der Lehnscurie eintragen zu lassen, nachdem sich diese «präsentirten Mitbelehnten» durch Revers verpflichtet haben, daß sie zu jeder Verfügung des Käufers über das Lehngut ihre Zustimmung geben wollen. Durch solche Mitbelehnte kann der Käufer eines Mannlehns, wenn er keine Söhne hat, das Gut selbst auf seine Töchter bringen, da der Grundsatz besteht, daß Frauen Mannlehen als Neulehen erwerben dürfen, wiewol unbeschadet der rechtlichen Eigenschaft des Guts und so, daß selbiges nach dem Tode der Besitzerin nur an deren Söhne gelangt. Die Mitbelehnten überlassen hier, wenn ihr Auftraggeber gestorben ist, das Lehn seinen Töchtern auf dem Wege einer Scheinveräußerung unter den Lebenden. Wie der Vasall bei der Veräußerung des Lehnsguts durch Rücksichten auf den Lehnsherrn und die Lehnsfolger beschränkt ist, so findet dies auch hinsichtlich der Schuldenbelastung statt. Die Schulden des Vasallen haften nämlich der Vermuthung zufolge nur auf seinem Allodialvermögen, sodaß es eines besondern rechtlichen Grundes bedarf, wenn eine Schuld aus der Substanz des Lehns bezahlt werden und damit die Natur einer Lehnsschuld annehmen soll. Eine solche ist zunächst vorhanden, wenn die Rechte aus Billigkeitsgründen eine Verbindlichkeit von bestimmter Art als gesetzliche Lehnsschuld anerkennen, indem sie z. B. das zum Besten des Guts verwendete Geld, ingleichen die Kosten für das Begräbniß des Vasallen auf das Lehnsvermögen anweisen. Verbindlichkeiten des Vasallen können aber auch dadurch zu Lehnsschulden werden, daß sie der Herr und die Agnaten als solche anerkennen (verwilligte Lehnsschulden). Hierbei kommt es noch darauf an, ob jene zugleich auch dahin ihre Zustimmung geben, daß das Lehn für die Schuld verpfändet werde oder nicht. Eine besondere Art Lehnsschulden kann dadurch entstehen, daß der Vasall für die Einwilligung der Agnaten in die Veräußerung des Lehns oder dafür, daß sie das im Successionswege zu erlangende Lehn an die Land- oder Allodialerben abzutreten geloben, zum Besten der Agnaten ein Kapital auf das Gut eintragen läßt, welches sie entweder zur freien Verfügung von dem nachherigen Lehnsinhaber ausgezahlt erhalten, oder für das sie in alle Zeiten die Zinsen so beziehen, daß sie in dieses Recht wie in das Lehn selbst succediren (Lehnsstamm). Hinsichtlich der Wirkungen der Lehnsschulden endlich sind dieselben insofern verschieden, als sie bald nur in Ermangelung

Digitized by Google

eines hinreichenden Allodialvermögens, bald unbedingt aus dem Lehne getilgt werden. Für die Regel sind nur die Früchte oder der Ertrag des Lehns, welches deshalb namens der Gläubiger sequestrirt wird, zur Bezahlung der Schulden zu verwenden, dafern nicht ein Pfandrecht am Lehn bestellt und hierdurch die Möglichkeit einer Subhastation des Guts gewährt ist. Noch verdient Erwähnung die «Sonderung des Lehns vom Erbe» (vom Allodium). Diese macht sich dann nöthig, wenn das zeither in der Person des Vasallen Vereinte an Verschiedene kommt, sodaß der eine das Lehn, ein anderer das freie Vermögen erhält, wie z. B. wenn das Lehn dem Herrn anheimfällt oder an Agnaten des verstorbenen Vasallen gelangt, die hinsichtlich der Allodialerbschaft von nicht lehnsfähigen nähern Verwandten ausgeschlossen werden, ingleichen wenn zu dem Lehn- oder Allodialvermögen oder hinsichtlich beider ein besonderer Concurs ausbricht. Das Lehn hört auf Lehn zu sein, wenn das Ober- und Nutzungseigenthum in einer und derselben Person zusammentrifft, indem entweder der Herr zu seinem dominium directum noch das dominium utile hinzuerwirbt (Consolidation), z. B. mittels Kaufs, ingleichen wenn der Vasall, ohne daß lehnsfähige Successoren vorhanden sind, mit Tode abgeht, wo das Lehn eröffnet wird (Apertur) und heimfällt, oder indem der Vasall das Obereigenthum an sich bringt (Appropriation). Vgl. Roth, «Geschichte des Beneficialwesens» (Erlangen 1850); «Feudalität und Unterthanenverband» (Weim. 1863); Roth, «Mecklenb. Lehnrecht» (Rost. 1858); Waitz, «Ueber die Anfänge der Vasallität» (Gött. 1836); Homeyer in seiner Ausgabe des «Sachsenspiegel» (Thl. 2, Bd. 2, Berl. 1844); Stobbe, «Handbuch des deutschen Privatrechts» (Bd. 2, Abth. 2, Berl. 1876); von Wilmowski, «Beiträge zum pommerschen Lehnrecht» (Berl. 1870).

Lehnin (in ältern Urkunden Lenyn), Marktflecken und Rentamt mit 1810 E. im Kreise Zauche-Belzig des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, 15 Kilom. von Brandenburg, in der Nähe eines Sees, ist durch die schöne Ruine der vom Markgrafen Albrecht dem Bär gestifteten und von seinem Sohne Otto I. völlig zu Stande gebrachten Abtei Himmelpfort am See merkwürdig, in welcher seit 1180 mehrere Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause begraben liegen und welche Joachim II. 1542 in ein Amt verwandelt hat. Die Klosterkirche wurde auf Befehl Kaiser Wilhelm's vom 18. Jan. 1871 restaurirt und 24. Juni 1877 eingeweiht. Allgemein bekannt ist L. durch die von dem Mönch Hermann von L., angeblich um 1234, in lat. Sprache in 100 leoninischen Versen verfaßte Weissagung (Vaticinium Lehninense). Das Manuscript soll von dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, welcher aus der Klosterruine ein Schloß bauen wollte, in einer alten Mauer gefunden worden sein. In derselben wird der Untergang des askanischen Hauses in Brandenburg und das Aufkommen des hohenzollerschen daselbst beklagt, jeder Regent des letztern Hauses charakterisirt, die Zeit des Untergangs desselben angeblich bestimmt und dann die Einheit Deutschlands und die Wiederherstellung der kath. Kirche prophezeit. Die erste sichere Spur des Gedichts fällt in das J. 1693. Zuerst herausgegeben wurde es in Lilienthal's «Gelehrtem Preußen» (Königsb. 1723) und seitdem öfter, zuletzt wieder von W. Meinhold mit metrischer Uebersetzung: «Die Weissagung des Abts Hermann von L.» (Lpz. 1849 u. 1853), von Rösch (Stuttg. 1849), Gieseler (Erfurt 1849), Guhrauer (Bresl. 1850), M. Hessler in seiner «Geschichte des Klosters L.» (Brandenb. 1851). Nachdem es bereits 1746 und wiederum 1847 von Wilken widerlegt worden, wurde es in neuester Zeit zu Parteizwecken benutzt, wie z. B. in Bouverot's «Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère de L.» (deutsch von W. von Schütz, Würzb. 1847); in Boost's «Die Weissagung des Mönchs Hermann zu L.» (Augsb. 1848) und in Kollberg's «Weissagungen Hermann's von L.» (2. Aufl., Stuttg. 1861). Eine vorurtheilsfreie Kritik hat in dem Gedicht ein spätes Machwerk erkannt. Rücksichtlich des Verfassers schwankt man zwischen dem Kammergerichtsassessor Seidel (gest. 1695 in Berlin), dem Consistorialrath Fromm (gest. 1688), Nikolaus von Zitzwitz, Abt von Huysburg (1692), und dem Jesuiten Fr. Wolf, welcher 1685—86 Kaplan bei der österr. Gesandtschaft in Berlin war. Vgl. Hilgenfeld, «Die Lehninische Weissagung» (Lpz. 1875).

Lehrgedicht oder didaktisches Gedicht nennt man eine gemischte, bereits der Prosa sich zuneigende Dichtungsart. Während die echte Dichtung Phantasieschöpfung ist, sodaß erst aus der Gestalt der in ihr liegende geistige Gehalt entspringt, geht das L. umgekehrt vom geistigen Gehalt aus und erfindet für diesen erst nachträglich auf dem Wege der Reflexion eine entsprechende bildliche Ausgestaltung. Die naivste und darum wirksamste Form der Lehrdichtung sind die alten Theogonien und Kosmogonien, wie wir sie in den ind. Vedas und später in der biblischen Genesis und in der Theogonie Hesiod's haben; sie haben den Zweck der Belehrung, aber Mythe und Dichtung, Phantasie und Reflexion haben sich in ihnen noch nicht gesondert;

Digitized by Google

aus der nordischen Welt reihen sich an diese ältesten Dichtungen die Eddalieder an. An diesen alten volksthümlichen Ursprung anklingend ist noch die Fabel (s. d.) und die Spruchpoesie, Gnome (s. d.); schon Hesiod hat eine Reihe solcher sinnreicher volksthümlicher Sprüche in seinen «Werken und Tagen» (ἔργα καὶ ἡμέραι) zu einem Ganzen vereinigt. In den Zeiten der vorgeschrittenen und überwiegenden Verstandesbildung aber entsteht sodann die Lehrdichtung über einen bestimmten einzelnen Gegenstand nach fester logischer Ordnung und mit dem ausgesprochenen Zweck absichtlicher Belehrung; sie sucht den Schein des Poetischen zu retten, indem sie durch lebendige Schilderung sich an die Phantasie wendet oder auch wol Stimmungen und Stoffe echter Poesie einmischt, aber sie vermag ihren Ursprung aus dem blos Gedachten und Nützlichen doch nie zu überwinden. Gewiß erhebt uns die Würde des Gegenstandes in dem L. des Lucrez («De rerum natura»), aber eine reine poetische Wirkung vermag es nicht zu erzielen, ebenso wenig wie die Gedichte eines Parmenides und Empedokles. Noch prosaischer wird das L., wenn es bis zur lehrhaften Anweisung für ein ganz bestimmtes Fach vorschreitet; Anfang und Muster dieser Richtung sind die «Georgica» von Virgil und die «Ars poetica» von Horaz. Besonders im 18. Jahrh. blühte diese Art der Lehrdichtung. So ist hier aus der deutschen Literatur: Haller, Hagedorn, Lichtwer und Tiedge, aus der französischen: Boileau («L'art poétique»), Lacombe und Delille, aus der englischen: Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Pope und Young zu nennen. In der neuern Zeit hat sich die Lehrdichtung mit richtigem Kunstgefühl mehr dem Vorbild der gnomischen Dichtung der orient. Völker zugewendet. Hierher gehören: Rückert, Leopold Schefer und Fr. von Sallet.

Lehrmittel nennt man alle die Gegenstände, welche in irgendeiner Weise den Zwecken des Unterrichts dienen. Es gehören dazu die Geräthschaften der Lehrzimmer, die Lese- und Rechenmaschinen, die Wandtafeln, die Bücher, Tabellen, Landkarten, Abbildungen aller Art, die sämmtlichen Schreib- und Zeichenmaterialien, die Lehrer- und Schülerbibliotheken. Auch die Natur- und Kunstproducte, welche zur Erläuterung und Veranschaulichung des Gelehrten dienen, sowie die Instrumente, welche zu Experimenten gebraucht werden, nennt man L. Man unterscheidet in dieser Hinsicht Sammlungen und Apparate. Die Sammlungen dienen dem anthropol., anatom. Unterricht (Theile des menschlichen Körpers, Skelete u. s. w.), dem geschichtlich-geographischen (Alterthümer, Gegenstände für die Völkerkunde u. s. w.) und dem naturwissenschaftlichen (Pflanzen, Thiere, Hölzer, Steine, Erdarten, chem. Producte). Am reichhaltigsten sind in der Regel die Sammlungen für den naturgeschichtlichen Unterricht; sie bestehen namentlich in Käfersammlungen, Schmetterlingssammlungen, Vögelsammlungen u. s. w. Wichtig sind die Apparate, weil sie zum Verständniß ungemein viel beitragen können. Man rechnet dazu die physik. Instrumente, die Elektrisirmaschinen, Dampfmaschinen, die Tellurien, die Werkzeuge für den chem. Unterricht, die Ausstattung der Laboratorien; ferner die Werkzeuge und Materialien der Schulwerkstätten, in welchen die Kinder allerhand Arbeiten fertigen lernen; endlich auch Schulgärten, welche für den botan. Unterricht die nöthigen Gewächse liefern. Das Feld der L. ist in neuester Zeit sehr glücklich bebaut worden und die mit den pädagogischen Versammlungen verbundenen Lehrmittelausstellungen weisen vortreffliche, praktische und einflußreiche Gegenstände auf. Im allgemeinen theilt man die L. einerseits in solche, die für den Kindergarten bestimmt sind (größtentheils Fröbel'sche), andererseits in solche, die für Volksschulen und höhere Schulen sich eignen, und unterscheidet ferner nothwendige und nur wünschenswerthe. Die Wichtigkeit und der Einfluß der L. wird gegenwärtig von keiner Seite unterschätzt, und jede Schule sieht eine reichhaltige Lehrmittelsammlung als einen ihrer besten Schätze an. Unter den permanenten Lehrmittelausstellungen ragt vor allen Dingen das würtemb. Musterlager in Stuttgart hervor, welches sich besonders auf die technischen Anstalten des Landes bezieht und eine nach engl. Vorbild angelegte Sammlung von Producten der Kunst und Industrie sowie eine reiche Sammlung der interessantesten L. für den geogr., physik. und naturgeschichtlichen Unterricht enthält.

Lehrsatz oder Theorēm (theorema) nennt man im System der Erkenntnisse einen Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft erwiesen oder bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. So sind z. B. alle Sätze der Arithmetik und Geometrie, die Axiome und Grundsätze ausgenommen, Lehrsätze, weil sie sich durch lückenlose Folgerungen und Beweise aus jenen ableiten lassen. In den empirischen Wissenschaften nennt man Lehrsätze wol auch solche Sätze, die sich durch eine hinlängliche Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Lehrte, Dorf im Kreise Celle der Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, in flacher Gegend an der Grenze der Lüneburger Heide, zählt (1875) 2637 E. und ist wichtig als

Digitized by Google

Knotenpunkt der Magdeburg-Halberstadter (Linie Berlin-L.) und der Hannoverschen Staatsbahn (Linie Hannover-Harburg), welche hier nach Braunschweig und Hildesheim abzweigt.

Leibeigenschaft oder Leibeigenthum bestand darin, daß jemand nebst seinen Nachkommen einem Herrn zu Diensten und Abgaben, am häufigsten in Rücksicht auf ein Grundstück, ohne jedoch Eigenthumsrechte an demselben zu haben, so verpflichtet war, daß ihm dadurch viele Rechte der bürgerlichen Freiheit verloren gingen. Die L. entstand durch Geburt, wobei das Kind dem Stande der Mutter folgte, durch Verheirathung und durch freiwillige Ergebung; zuweilen hatte sie auch in Territorien, wo das Landrecht dieses Zwangsmittel zur Verfügung stellte («wo die Luft eigen machte»), ihren Grund in der Bestrafung von Landstreichern (Wildfängen) durch Festhaltung mittels der Unfreiheit. Die Leibeigenen hießen Eigene, Hauseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme, der Herr des Leibeigenen der Erb- oder Leibherr. Unter den Deutschen sowie auch unter andern Nationen entstanden die Leibeigenen ursprünglich aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, und aus käuflich erworbenen fremden Sklaven, denen man meistens Land unter der Bedingung zutheilte, daß sie Fronen und Zinsen leisteten. Indessen traten auch freiwillige Ansiedler, denen man dafür Land überließ, vertragsweise in dieses Verhältniß, das außerdem in der Vorzeit besiegten Stämmen vielfach aufgezwungen ward. Infolge der L. durfte der Leibeigene weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr konnte ihn zurückfordern, wenn er sich in ein Verhältniß begab, das ihn unfähig machte, seine Pflicht zu erfüllen. Seine Kinder konnten ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen als die, worin sie geboren waren. Kein Leibeigener und keine Leibeigene durfte sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern mußte noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld oder Busenhuhn) entweder in Geld oder in natura entrichtet werden. Der Leibeigene war körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, konnte von dem Herrn von seinem Gute vertrieben werden (was man Abäußerung oder Abmeierung nannte), mußte die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten. Er konnte auch in den Staaten, wo die L. in ihrer ganzen Strenge herrschte, auf den Todesfall über seinen Nachlaß nichts anordnen, da alles dem Leibherrn gehörte, während in manchen Provinzen der Leibherr nur einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeigenen erhielt. Im übrigen aber waren die Leibeigenen nicht etwa den Sklaven gleichzuachten. Sie standen unter den Gerichten, konnten Vermögen erwerben, hatten Familienrechte, konnten Processe führen, Zeugniß ablegen u. s. w. Auch mußte der Herr für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie sich nicht selbst ernähren konnten. Nach den Graden der Strenge unterschied man die strengste L., wie sie in Deutschland nur in den ehemaligen wendischen Landen, z. B. der Lausitz, Pommern und Mecklenburg, und in Holstein vorkam; die mittlere L. bei den Eigenhörigen in Westfalen und einigen angrenzenden Ländern (s. Hörigkeit), und die gelindeste, auch Erbunterthänigkeit genannt, welche z. B. in der sächs. Oberlausitz aus den Zeiten der böhm. Herrschaft mit herübergekommen und unter den Schutz des von den dortigen Ständen festbehaupteten Provinzialrechts gestellt war. Die härteste L. bestand in Holstein und Mecklenburg, in welchem erstern Lande sie sich erst nach 1597 ausbildete, während sie früher gar nicht vorhanden war. Die L. wurde durch Freilassung aufgehoben, wofür der Leibeigene seinem Herrn eine gewisse Summe, das Freikaufsgeld, zu bezahlen hatte. Die Freilassung war entweder eine freiwillige und stützte sich dann auf einen Vertrag, oder eine gezwungene, die durch die Obrigkeit erfolgte, wenn z. B. der Herr den Leibeigenen mishandelte, bei welcher letztern auch das Freikaufsrecht wegfiel. Seit dem Ende des 18. Jahrh. ist die Freilassung in den einzelnen deutschen Staaten durch Gesetze erfolgt, und zwar theils so, daß der Herr für alle hinweggefallenen Rechte entschädigt wurde, theils so, daß die persönlichen Folgen der L. ohne Entschädigung verschwanden. Die letzten Reste der L. in Deutschland wurden 1832 in der sächs. Oberlausitz und 1848 in den österr. Ländern getilgt; in Sardinien schon 1771, in Dänemark seit 1800. In Rußland hob bereits der Kaiser Alexander I. die L. in Livland und Estland auf; doch stellten sich der Abschaffung dieses Verhältnisses im ganzen Russischen Reiche noch Hindernisse und Bedenken entgegen, und man begnügte sich zunächst mit einer Milderung und gesetzlichen Beschränkung. So kam es, daß das russ. Volk, der gemeine Mann, d. h. der Bebauer des Feldes, der Viehzüchter, Holzhauer, Kleinkrämer, Zimmermann, Maurer und gemeine Handwerker, die Dienerschaft in hundert Abstufungen, als Kutscher, Vorreiter, Kammerdiener und das Heer in den niedern Graden zum größten Theile dem Stande der Leibeigenen angehörten. Hierbei ist indeß noch hervorzuheben, daß viele Grundbesitzer patriarchalische Beziehungen zu ihren Leibeigenen unterhielten, einzelne

Digitized by Google

derselben wissenschaftlich ausbilden ließen und stolz darauf waren, reiche Kapitalisten und selbst Künstler unter ihnen zu besitzen. Viele Leibeigene arbeiteten auf eigene Rechnung oft in entlegenen Gegenden und gaben dem Herrn nur einen geringen Theil ihres Erwerbs als sog. Obrok ab. Auch hatte ein Adelsmarschall in jedem Kreise zufolge einer Bestimmung des Kaisers Nikolaus ihre Rechte wahrzunehmen und sie gegen grobe Mishandlungen zu schützen. Immer aber war der Grad ihrer Abhängigkeit durch die Humanität oder Tyrannei des Gebieters bedingt, und nur eine Macht stand demselben entschieden nicht mehr zu, nämlich die, sie willkürlich wegzuverkaufen und die Bande der Ehe zu lösen. Der Leibeigene war an sein Grundstück gebunden und nur mit demselben veräußerlich. Die endliche Freigebung der Leibeigenen erfolgte 3. März 1863 durch den Kaiser Alexander II. Seitdem beschäftigt sich Rußland mit der weitern Durchführung dieses humanen Gedankens. (S. Rußland.) Vgl. Sugenheim, «Geschichte der Aufhebung der L. und Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrh.» (Petersb. 1861); Haxthausen, «Die ländliche Verfassung Rußlands» (Lpz. 1866); Stein, «Verwaltungslehre» (Thl. 7, Stuttg. 1868); Eckardt, «Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der L.» (Lpz. 1870); Roesler, «Lehrbuch der deutschen Verwaltungsrechte» (Bd. 1, Erlangen 1872); Kawelin, «Der bäuerliche Gemeindebesitz in Rußland» (Lpz. 1877).

Leibgedinge, Leibgut oder Leibzucht nennt man im allgemeinen ein nur für das Leben eines Menschen bedungenes Verhältniß, eine Nutznießung, Rente u. s. w., insbesondere, als Witthum (dotalitium, douaire), das einer Witwe nach manchen deutschen Particularrechten und Statuten zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Gütern gewisse lebenslängliche Renten, meist die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift, zu genießen. Oft wird der Witwe ein Grundstück zum L. angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat, und das Leibgeding, als ohne Rücksicht auf etwaige Wiederverheirathung eingeräumter Nießbrauch, dem Witthum als dem nur für die Zeit des Witwenstandes eingeräumten, mit der Wiederverheirathung erlöschenden Nießbrauch entgegengesetzt.

Leibniz (Gottfr. Wilh., Freiherr von), einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Philosophen aller Zeiten, wurde 6. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Schon im 15. Jahre bezog er die Universität; er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, aber frühzeitig zog ihn unter seinen vielseitigen Studien besonders die Philosophie an. Bereits 1663, noch vor seinem Abgange auf die Universität zu Jena, schrieb er die von einer genauen Kenntniß der scholastischen Philosophie zeugende Abhandlung «De principio individui» (wieder herausg. von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er sich für den Nominalismus erklärte. In Jena wirkte besonders der Unterricht des Philosophen und Mathematikers Erh. Weigel anregend auf ihn ein. Obwol er nach der Rückkehr in seine Vaterstadt durch die Abhandlungen «Specimen difficultatis in jure» (1664), «De conditionibus» (1665) und «De arte combinatoria» (1666) glänzende Proben seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse gab, wurde ihm doch wegen Miswollen der ältern Glieder des Spruchcollegiums, die seine große Jugend zum Vorwande nahmen, die juristische Doctorwürde verweigert. Er verließ deshalb seine Vaterstadt, um nie dahin zurückzukehren, und promovirte in Altdorf mit der Abhandlung «De casibus perplexis in jure» (1666). Im J. 1667 lernte er in Nürnberg den Baron J. Chr. von Boyneburg kennen, welcher, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, damals in der Zurückgezogenheit lebte. Mit diesem ging er nach Frankfurt und von hier nach Mainz, wo er sich dem Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn durch die ihm gewidmete reformatorische Abhandlung «Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae» (1668) empfahl. Gleichzeitig beschäftigte ihn die Herausgabe von Nizolius' Schrift «De veris principiis» (Frankf. 1670). Auch arbeitete L. für Boyneburg mehrere publicistische Schriften aus. So 1669 bei Boyneburg's Gesandtschaft nach Polen das «Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo» und ebenso, als die ehrgeizigen Pläne Ludwig's XIV. Deutschland immer mehr bedrohten, das «Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen». Namentlich gehört ihm das Project, Ludwig's XIV. Ehrgeiz von Deutschland auf Aegypten abzulenken. Er wurde 1672, obgleich Protestant, zum Rath beim höchsten Gericht des Kurfürsten ernannt und ging dann, angeblich als Führer des jungen von Boyneburg, nach Paris, wo er für Ludwig XIV. das «Consilium Aegyptiacum» schrieb. Jener polit. Plan L.' in Bezug auf Aegypten scheiterte zwar, doch blieb der Aufenthalt L.' in Paris, von wo aus er auch London besuchte, von großem Einfluß auf seine wissenschaftliche Ausbildung. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Arnauld, Tschirnhausen, Huyghens, Boyle, Oldenburg und Newton, seinem

Digitized by Google

nachherigen Nebenbuhler, wurde er namentlich auf tiefere mathem. Studien geführt, deren glänzendes Resultat die große Erfindung der Differentialrechnung (s. d.) war. Das Anerbieten, der pariser Akademie als Pensionär beizutreten, schlug er aus, weil es an die Bedingung des Uebertritts zum Katholicismus geknüpft war. (Vgl. Kirchner, «L.' Stellung zur kath. Kirche», Lpz. 1874.) Dagegen erhielt er von dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg eine Rathsstelle mit Pension und der Erlaubniß willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Auslande. Im J. 1676 folgte er dem Ruf als Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover. In Hannover, wo er nun bis an das Ende seines Lebens blieb, eröffnete sich ihm ein überaus vielseitiger und umfassender Geschäftskreis. So nahm er z. B. an den Verhandlungen des Nimwegener Friedens durch die Schrift «Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae» (1677) theil. Später wurde er beauftragt, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, und reiste deshalb, um die nöthigen Urkunden zu sammeln, 1687 nach Wien und Italien. Die Früchte dieser umfassenden histor. Arbeiten waren der «Codex juris gentium diplomaticus» (2 Bde., Hannov. 1693—1700), die «Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes» (3 Bde., Hannov. 1707—11), die «Accessiones historicae» (2 Bde., Lpz. u. Hannov. 1698—1700) und endlich die «Annales imperii occidentis Brunsvicensis», die erst Pertz aus L.' Handschrift herausgegeben hat (2 Bde., Hannov. 1843—45). Damit verband er etymolog. Forschungen («Collectanea etymologica», Hannov. 1717), für welche er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte. Sein durch die Verwandtschaft der Häuser Hannover und Brandenburg unterstützter Einfluß machte es ihm möglich, in Berlin durch Friedrich I. 1700 eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, deren erster Präsident er war. Etwas Aehnliches versuchte er ohne Erfolg in Dresden, ebenso in Wien; seine Bemühungen, durch seinen Einfluß auf Peter d. Gr., in Petersburg eine Akademie zu gründen, führten erst nach seinem Tode zum Erfolg. Gleichzeitig mit seinen histor. Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem durch die damaligen Verhältnisse begünstigten Plane einer Vereinigung der prot. und kath. Kirche, für welche sich der Herzog von Hannover, Ernst August, sehr interessirte. Er correspondirte darüber bis 1694 mit Pelisson und Bossuet und entwarf ein conciliatorisches «Systema theologicum» (zuerst gedruckt Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820; franz. von Broglie, Par. 1846). Sein persönlicher Ruhm war so fest begründet worden, daß er sich die letzten Jahre seines Lebens mit Ehren und äußern Vortheilen überhäuft sah. Er wurde nicht nur in Hannover zum Geh. Justizrath und Historiographen, sondern auch von Wien aus zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Fl. Pension ernannt. Ebenso gab ihm Peter d. Gr., mit dem er 1711 eine Zusammenkunft in Torgau hatte, den Titel eines Geheimraths und einen Jahrgehalt von 1000 Rubeln. Vgl. Guerrier, «L. in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter d. Gr.» (Lpz. 1873). Nur die Streitigkeiten mit Newton's Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung, über welche die königl. Societät zu London ein keineswegs unparteiisches Urtheil sprach, trübten sein höheres Alter. (Vgl. «Commercium epistolicum Dr. J. Collins et aliorum de analysi promota jussu regiae societatis in lucem editum», Lond. 1712.) L. starb einsam und verlassen zu Hannover 14. Nov. 1716. Sein Denkmal am Waterlooplatze in Hannover trägt am Fries der Kuppel die Inschrift: Genio Leibnitii. Das Haus in Hannover, wo er starb, kaufte 1844, um es vor dem Niederreißen zu bewahren, der König Ernst August.

L. war von mittlerm Wuchs, ziemlich mager, dabei aber von fester Gesundheit; seine Gesichtsbildung war höchst ausdrucksvoll; seine unermüdete Thätigkeit erhielt ihn immer heiter. Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit. Seine Schriften sind oft Muster weltmännischer Feinheit; jedoch hat man ihm Zorn, Geldliebe und Eitelkeit zum Vorwurf gemacht. Sein Hauswesen vernachlässigte er; verheirathet war er nie. Vgl. über sein Leben, außer den ältern Schriften von Fontenelle (1716), Bailly (1769), J. G. von Eccard (1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769) u. a., besonders Guhrauer, «L. Eine Biographie» (2 Bde., Bresl. 1842; mit Nachträgen 1846; englisch von Mackie, Boston 1845); ferner Pfleiderer, «L. als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger» (Lpz. 1870), und Kirchner, «L. Sein Leben und Denken» (Köthen 1877). Der ausgedehnte Briefwechsel, in welchem L. stand, ist zum Theil veröffentlicht worden, so der mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinsfeld (Kempen 1874), ferner der mit der Kurfürstin Sophie von Braunschweig-Lüneburg (franz., Hannov. 1874). Vgl. auch Foucher de Careil, «L. et les deux Sophies» (Par. 1876). Nach dem Gesagten ist es kaum zu verwundern, daß L. kein einzelnes Werk hinterlassen hat, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche. Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich die

Digitized by Google

mathematiſchen und philoſophiſchen, ſind kurze Aufſätze, die er in Zeitſchriften, wie den «Acta eruditorum», «Miscellanea Berolinensia», «Journal de Trévoux» und «Journal des savants», veröffentlichte; vieles ſprach er nur ganz gelegentlich in ſeinen überaus zahlreichen Briefen aus. Geſammelt wurden dieſelben von Kortholt (4 Bde., Lpz. 1734—42), Gruber (2 Bde., Hannov. u. Gött. 1745), Michaelis (Gött. 1755), Beeſenmeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hannov. 1815) und Couſin im «Journal des savants» (1844). Unter ſeinen philoſ. Schriften ſind nur zwei von größerm Umfang, der «Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (2 Bde., Amſterd. 1710; herausg. von Jaucourt, 2 Bde., Amſterd. 1847; lat., Tüb. 1771; deutſch, Mainz 1820) und die gegen Locke gerichteten «Nouveaux essais sur l'entendement humain» (deutſch von Schaarſchmidt, Berl. 1874), die erſt 50 Jahre nach L.' Tode von Raspe in den «Oeuvres philosophiques de feu Mr. L.» (Amſterd. u. Lpz. 1765) herausgegeben wurden. Die erſte, namentlich durch Ausſchluß der von Raspe herausgegebenen noch unvollſtändigen Sammlung ſeiner Werke veranſtaltete Dutens (6 Bde., Genf 1768), eine Ausgabe von «L.' deutſchen Schriften» Guhrauer (2 Bde., Berl. 1838—40), der ſämmtlichen philoſ. Schriften Erdmann (Berl. 1840). Eine vollſtändige nach Originalmanuſcripten gedruckte Geſammtausgabe hat G. H. Pertz im Verein mit Groteſend und Gerhard (ſeit 1843), eine andere Otto Klopp (Bd. 1—9, Hannov. 1863—73 fg.), eine andere Foucher de Careil (Bd. 1—8, Par. 1860—75 fg.) begonnen.

L.' Bedeutung als Philoſoph beruht auf ſeinem mit umfaſſender wiſſenſchaftlicher Bildung durchgeführten Verſuche, die mechaniſtiſche Naturerklärung, welche der exacten, weſentlich mathematiſch beeinflußten Forſchung ſeiner Zeit eigen war und ihren philoſ. Ausdruck in Descartes gefunden hatte, mit den reinſten und edelſten Ueberzeugungen des religiöſen Glaubens zu verſöhnen, und als das Mittelglied dazu dienten ihm die teleologiſchen Geſichtspunkte, welche er theils ſeiner genauen Kenntniß der antiken Philoſophie, vor allem des platoniſchen und des ariſtoteliſchen Syſtems, theils einem eingehenden Studium der Werke des genialen Giordano Bruno (ſ. d.) verdankte. In der Grundüberzeugung, daß der für alles Geſchehene ausnahmslos gültige cauſale Mechanismus nur die Erſcheinungsform eines innerlichſt lebensvollen und zweckmäßig organiſchen Weltproceſſes ſei, ſetzte er an Stelle der todten, nur das Object der Bewegung bildenden Atome ſeine «Monaden», lebendige, einfache Subſtanzen, welche er als «vorſtellende Kräfte» bezeichnete: ſo bildete er den Mechanismus in Dynamismus, den Materialismus in Idealismus um. Die Einheit dieſer ſelbſtſtändigen Subſtanzen ſucht L. dadurch zu ergründen, daß er annimmt, der Vorſtellungsinhalt jeder Monade ſei die Geſammtheit aller übrigen, und um dieſe Grundidee durchzuführen, bezeichnet er als den einzigen weſentlichen Unterſchied unter den Monaden denjenigen der Klarheit und Deutlichkeit ihrer Vorſtellungen: die niedrigſten Monaden, welche dem entſprechen, was wir Materie oder phyſik. Atome nennen, haben nur unklare und verworrene, die höchſte Monade, die Gottheit, nur klare und deutliche Vorſtellungen: der Menſch, auf einer der zahlloſen Mittelſtufen befindlich, hat in ſeiner ſinnlichen Empfänglichkeit die unklaren und verworrenen, in ſeiner vernünftigen Erkenntniß die klaren und deutlichen Vorſtellungen. So knüpft L. ſeine Erkenntnißtheorie an ſeine Metaphyſik: dem Weſen der menſchlichen Monaden entſpricht es, gleichmäßig der Erfahrung und dem reinen Verſtandesdenken zu folgen; ſo ſehr deshalb L. die ruhige Beſonnenheit des Locke'ſchen Empirismus anerkennt und ihm beitritt, ſo erhebt er ſich andererſeits darüber durch die Lehre, daß die Verknüpfung der durch die Erfahrung gewonnenen Thatſachen nur nach den Geſetzen des ſelbſtſtändigen Intellects erfolgt und daß in dieſen die ewigen Wahrheiten gegeben ſind. Für ſie gilt als Grundprincip der Satz des Widerſpruchs (ſ. d.), während die Erfahrungserkenntniß auf demjenigen der Cauſalität (ſ. d.) beruht. Da aber die Monaden als wahre Subſtanzen die Einwirkung aufeinander, den influxus physicus, nicht zulaſſen, ſo iſt die gewöhnliche Auffaſſung des cauſalen Verhältniſſes von Thun und Leiden nur Schein: in Wahrheit entwickelt ſich jede Monade nur innerhalb ihrer ſelbſt, d. h. ſie producirt vermöge ihrer Tendenz, von einer Vorſtellung zur andern fortzuſchreiten, welche wir Begehrung nennen, immer neue Vorſtellungen, und jener Schein des Aufeinanderwirkens entſteht nur dadurch, daß eben in allen Monaden ſich innerhalb der Vorſtellungen überall derſelbe Weltproceß abſpielt, weil jede in jedem Augenblick alle übrigen vorſtellt. Dieſe geniale Hypotheſe nannte L. das Syſtem der präſtabilirten Harmonie. Daſſelbe ſetzt, da jede zufällige oder willkürliche Abweichung dieſe Uebereinſtimmung aller Monaden ſtören würde, die abſolute Nothwendigkeit alles Geſchehens in allen Monaden und ſomit in Rückſicht auf die Entſchließungen des menſchlichen Willen den vollen Determinismus (ſ. d.) voraus, welchen L. auch annahm, aber durch mehr oder minder ſophiſtiſche Unter-

Digitized by Google

ſcheidungen mit einer modificirten Freiheitslehre in Einklang zu bringen ſuchte. In anthropol. Beziehung führt das Syſtem der präſtabilirten Harmonie zu dem Ergebniß, daß die Seele als die Centralmonade des Körpers aufzufaſſen ſei, in welcher die den Körper conſtituirenden Monaden klar und deutlich vorgeſtellt werden, und daß von einem Einfluß des Leibes auf die Seele und umgekehrt keine Rede ſein konnte, ihr Zuſammenhang vielmehr eben nur in dem parallelen Abfluß des Geſchehens in der Seele und im Körper geſucht werden durfte. Dem Raum und der Zeit mußte in dieſer Lehre der Charakter ſelbſtſtändiger Realität abgeſprochen und ſie konnten nur für Verhältniſſe der Monaden und ihrer Vorſtellungen angeſehen werden. Den Lebensgrund ſchließlich aller endlichen Monaden bildet die unendliche Centralmonade der Welt, die Gottheit. Für ihre Allgüte, Allweisheit und Allmacht, vermöge deren ſie die vollkommenſte Welt habe wollen, erdenken und ſchaffen müſſen, macht L. in ſeiner Theodicee ſozuſagen die Rechenprobe, welche ſich jedoch darauf beſchränkt, an Stelle des Nachweiſes der Vollkommenheit der beſtehenden Welt darzuthun, daß dieſelbe unter den möglichen die beſte war, daß mit der Endlichkeit der einzelnen Monaden, dem metaphyſiſchen Uebel, auch das moraliſche und in deſſen Conſequenz das phyſiſche Uebel nothwendig geweſen ſeien, daß aber alle dieſe endlichen Mängel in der unendlichen Harmonie des Weltganzen ſich auflöſten und verſchwänden. So iſt L. der ausgeſprochene Vertreter eines bedingungsloſen Optimismus.

Dieſe großartig angelegte, tief durchdachte Weltauffaſſung hat die Gedanken der deutſchen Aufklärungsepoche des 18. Jahrh. bis zu Kant hin beherrſcht; vermöge ihrer außerordentlich glücklichen Vielſeitigkeit und Anpaſſungsfähigkeit ging ſie leicht in die allgemeine Literatur über und fand ihre Vertreter an den großen Dichtern, wie Leſſing und Herder, während andererſeits die geſammte Populärphiloſophie der Zeit in Männern wie Mendelsſohn, Eberhard, Platner, Garve, Tiedemann, Engel u. a. ſich von ihren Gedanken nährte. Da aber L. ſeine Lehre meiſt nur aphoriſtiſch und fragmentariſch, ganz der jedesmaligen Gelegenheit gemäß, ausgeſprochen hatte, ſo blieb es der Folgezeit überlaſſen, ſie in ſyſtematiſcher Geſtalt methodiſch zu entwickeln. In dieſer Beziehung ſind neben Chriſtian Wolf (ſ. d.) beſonders zu nennen: G. Bernh. Bilfinger oder Bülfinger, «Dilucidationes philosophicae de deo, anima et mundo» (3. Aufl., Tüb. 1746), «De origine et permissione mali» (Frankf. u. Lpz. 1723) und «De harmonia animi et corporis praestabilita» (Frankf. u. Lpz. 1723); Gottfr. Plouquet, «Primaria monadologiae capita» (Berl. 1745). Vgl. Ludovici, «Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der L.'ſchen Philoſophie» (2 Bde., Lpz. 1737); L. Feuerbach, «Darſtellung, Entwickelung und Kritik der L.'ſchen Philoſophie» (Ansb. 1837); Zimmermann, «L. und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologie» (Wien 1849); Nouriſſon, «La philosophie de L.» (Par. 1860); vor allem Kuno Fiſcher, «Geſchichte der neuern Philoſophie» (Bd. 2, 2. Aufl., Heidelb. 1865); endlich Kirchner, «L.' Pſychologie» (Köthen 1875).

Leibrenten (lat. vitalitium, franz. rentes viagères, engl. annuities upon lives) nennt man die Einkünfte eines Kapitals, das ohne die Bedingung der Wiedererſtattung mit der Verpflichtung übergeben wird, daß der Empfänger dem Gläubiger lebenslängliche und zwar höhere als ſonſt übliche Zinſen zahlt. Die Abſicht von ſeiten des Gläubigers hierbei iſt, während ſeines Lebens nicht blos die Zinſen des Kapitals, ſondern auch das Kapital ſelbſt ſoviel wie möglich zu verzehren und dabei doch perſönlich gedeckt zu bleiben. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags und bei der Beſtimmung der Größe der Rente hat der Anleiher Rückſicht zu nehmen auf Alter, Leibes- und Geſundheitszuſtand des Darleihers, weil natürlich der Jüngere und Geſunde geringere Zinſen erhält als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern, damit aber der Wegfall der Rente, früher zu erwarten iſt als der des erſtern. Auch ihre Berechnung begründet ſich, wie bei der Lebensverſicherung überhaupt, auf die Sterblichkeitsliſten. (S. Mortalität.) Die L. bieten in der That ein Mittel, durch welches einzelne Perſonen ſich vor der relativen Armuth ſichern, manche ſogar in eine ſolche Lage ſich ſetzen können, daß ſie ihren Aufwand zu vergrößern im Stande ſind, wobei indeß auf die Erben nicht Rückſicht genommen wird. (S. Anleihen, Tontine und Lebensverſicherung.)

Leiceſter (ſpr. Leſt'r), eine der mittlern Grafſchaften Englands, zwiſchen Derby, Nottingham, Lincoln, Rutland, Northampton und Warwick, zählt auf 2070,7 QKilom. 269,311 E. Der Boden, wellenförmig, nur hier und da von Höhen durchzogen, die jedoch ſelbſt in dem unebenſten Diſtricte, dem Charnwood Foreſt, ſüdlich von Loughborough im Bardonhill nur 275 Mt. aufſteigen, iſt für den Ackerbau, vorzüglich aber durch die ausgedehnten Hutungen und vortrefflichen Wieſen für die Viehzucht geeignet, im Norden und Weſten reich an Steinkohlen, auch nicht unergiebig an ſehr gutem Kalk, an Gips, Schiefer u. ſ. w. L. wird in der Mitte vom Soar,

einem Zuflusse des Trent, an der Südgrenze vom Welland und Avon bewässert und vom Unions-, Leicester-, Ashby- und andern Kanälen, sowie von mehrern Eisenbahnen durchzogen. Das langgehörnte Leicesterrind, eine Spielart des lancasterschen, liefert die Milch zu dem ausgezeichneten und in großer Menge ausgeführten Käse, besonders dem um Melton-Mowbray verfertigten Stilton. Das treffliche Leicesterschaf liefert durchschnittlich 3 Kilogr. Langwolle und die Hammel sind wegen ihres Fleisches berühmt. Auch die Pferde von L. sind sehr geschätzt. Außerdem ist L. der Hauptsitz der Wollstrumpfmanufactur und treibt mit deren sowie mit den Erzeugnissen der Viehzucht einen bedeutenden Handel. Während die Hauptstadt zwei Mitglieder ins Parlament sendet, schickt die Grafschaft selbst vier. — Die Hauptstadt L. liegt im Mittelpunkt der Grafschaft und eines für die Wollproduction sehr wichtigen Weidebezirks, am schiffbaren, vielfach überbrückten Soar und am Leicesterkanal sowie am Vereinigungspunkt von sechs Eisenbahnen, ist eine der ältesten Städte Englands und zählt (1871) 95,220 E. Sie ist unregelmäßig, meist aus rothen Backsteinen gebaut, enthält im südöstl. Theile öffentliche Gärten und hat 8 Kirchen und 24 Dissenterskapellen, eine Assisenhalle im alten Schloß, ein Rathhaus, eine Irrenanstalt, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, eine Lateinschule, eine Zeichenschule. Auch besteht ein Handwerkerinstitut, eine Philosophische Gesellschaft, ein Museum mit werthvollen röm. Alterthümern, eine Bibliothek, ein kleines Theater und eine öffentliche Badeanstalt. Die Stadt ist der Hauptsitz der Weberei von wollenen Strumpfwaaren, Hosenzeugen, Mützen, Handschuhen und Hemden. Auch wird Spitzenklöppelei, Wollkämmen und Maschinenbau betrieben. L. ist die röm. Station Ratä im Lande der Coritani, ward schon 680 Bisthum, 914 mit Mauern und Gräben umschlossen, später Sitz der mächtigen Grafen von L., dann der Herzoge von Lancaster. In den J. 1414, 1425 und 1450 wurden daselbst Parlamente gehalten. In der 1413 gestifteten, jetzt verfallenen Abtei starb 1530 der Cardinal Wolsey, und während des Bürgerkriegs kämpfte L. gegen die Stuarts und bestand eine schwere Belagerung durch den Prinzen Ruprecht. Westlich von L. liegt Bosworth oder Market-Bosworth, ein Marktstädtchen mit 1000 E., berühmt durch das benachbarte Schlachtfeld, auf welchem 1485 Richard III. Krone und Leben durch den Grafen von Richmond, nachherigen König Heinrich VII., verlor.

Leicester (Rob. Dudley, Graf von), der Günstling der Königin Elisabeth von England, geb. 1531, war der Sohn des Herzogs von Northumberland, welcher die Johanna Grey (s. d.) auf den engl. Thron setzte. Infolge der Ereignisse, die seinen Vater aufs Schaffot brachten, sollte der junge Dudley ebenfalls dieses Schicksal erleiden, allein die Königin Maria liebte und begnadigte ihn. Die Königin Elisabeth (s. d.), die er schon im Tower hatte kennen lernen, schenkte hierauf dem schönen, verführerischen Manne sehr offen und unzweideutig ihre Gunst, und Dudley beutete dieses Verhältniß in jeder Weise aus. Gleich mit der Thronbesteigung seiner Gönnerin wurde er zum Oberstallmeister und ungeachtet seiner Geistesbeschränktheit zum Geheimrath erhoben und dabei mit Gütern und Gnaden überhäuft. Dudley hoffte sogar auf die Hand der Königin, intriguirte deshalb gegen die Vermählungsanträge von seiten Oesterreichs und Frankreichs und brachte wahrscheinlich auch seine Gemahlin, Amy Robsart, die er 1550 geheirathet, durch Gift aus der Welt. Elisabeth trug 1564 die Hand ihres Günstlings der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn zugleich zum Grafen von L. und Baron von Denbigh, brach aber selbst diese gewiß nicht ernstlich gemeinten Unterhandlungen ab. Als Maria Stuart 1568 in England Schutz suchte, schien sich L. ihrer anzunehmen und das Complot zu deren Vermählung mit dem Herzog von Norfolk zu unterstützen. Indeß verrieth er, da ihm die Intrigue gefährlich wurde, seine Mitschuldigen an Elisabeth und gesellte sich denen bei, welche den Untergang Maria's betrieben. Ernstlicher sah sich L. von dem Zorne Elisabeth's bedroht, als dieselbe durch den franz. Hof erfuhr, daß er heimlich mit der Witwe des Grafen von Essex, den er überdies vergiftet haben sollte, vermählt sei. Aber auch diesmal gelang es dem gewandten Hofmann, die Königin durch Schmeicheleien aller Art zu besänftigen. Sie ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, die sie den Niederlanden gegen Spanien zu Hülfe schickte, und versah ihn mit geheimen Instructionen, welche auf die Unterwerfung der Generalstaaten unter das Scepter der Königin abzielen mochten. L. zwang die Niederländer, daß sie ihn im Febr. 1586 zum Generalstatthalter und Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande erhoben, und zeigte, daß er nach der unumschränkten Herrschaft strebte. Die Königin rief ihn jedoch im Dec. 1587 nach London zurück. Ungeachtet seines geringen Talents vertraute sie ihm hierauf doch den Oberbefehl über das Heer an, welches die Hauptstadt während der Gefahr der span. Invasion schützen sollte. Elisabeth wollte ihren Günstling im Augenblicke der Gefahr sogar zum Generalstatthalter von England und

Digitized by Google

Irland ernennen, was jedoch Burleigh und Hatton verhinderten. L. ſtarb 4. Sept. 1588. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als Eliſabeth ſeine Güter öffentlich verſteigern ließ, um die Summen zurückzuerhalten, die er ihr ſchuldete. Sein unmittelbarer Nachfolger in der Gunſt war ſein 21jähriger Stiefſohn, Graf Eſſex (ſ. d.). Aus einem geheimen, wahrſcheinlich unehelichen Verhältniſſe mit der Witwe des Lord Sheffield, aus dem Hauſe Douglas, hinterließ L. einen Sohn, Namens Rob. Dudley. Den Verdacht, als habe er ſeine erſte Gemahlin umgebracht, hat Walter Scott zum Gegenſtand ſeines Romans «Kenilworth» gemacht.

Leich iſt ein altdeutſches Wort (goth. laikan, ſpringen, laiks, Tanz), das urſprünglich Spiel, geſpielte Melodie, Geſang überhaupt bedeutete, dann aber im Gegenſatz gegen das eigentliche Lied gebraucht wurde, ebenſo wie im Franzöſiſchen Lais (ſ. d.) im Gegenſatz gegen chanson und im Latein des Mittelalters modus, chorus, psalmus im Gegenſatz gegen hymnus oder carmen. Die Form des L. in dieſer Bedeutung wurde ſchon in die althochdeutſche Poeſie nach dem Muſter der Sequenzen des lat. Kirchengeſangs, d. h. der Texte, die man im 9. Jahrh. den früher textloſen Modulationen der Jubilation des Halleluja unterzulegen anfing, eingeführt; ſie wurde auch von den mittelhochdeutſchen Dichtern aufgenommen und ausgebildet, kam aber ſchon im 14. Jahrh. außer Gebrauch. Während das eigentliche Lied eine und dieſelbe Strophenform durchweg feſthält, beſtehen die der Melodie untergeordneten L., die durchcomponirt waren, aus verſchiedenen, in Zahl der Zeilen, Reime und Silben voneinander unabhängigen Syſtemen oder Reimreihen, in welchen ebenſo wol wie in ihren Unterabtheilungen oder Reimſätzen die durch die Wiederholung der Melodieſätze bedingte Zweitheiligkeit vorherrſcht. Urſprünglich und vorzüglich waren die L. religiöſen Inhalts; doch erſcheint ihre Form auch frühzeitig für Gedichte weltlichen Inhalts angewendet, namentlich für Lob- und Klaggeſänge, dann auch für Liebesgedichte. Auch die Reihen und Tänze, die im 13. Jahrh. in der mittelhochdeutſchen Poeſie aufkamen, unterſchieden von den eigentlichen Tanzliedern, ſind in der Leichform gedichtet. Vgl. Lachmann, «Ueber die L. der deutſchen Dichter des 12. und 13. Jahrh.» im «Rhein. Muſeum» (1829); Wolf, «Ueber die Lais, Sequenzen und L.» (Heidelb. 1841).

Leichdorn, ſ. Hühnerauge.

Leiche (cadaver) bezeichnet den todten Organismus ſowol im Thierreiche als auch im Pflanzenreiche. Sobald das Leben erloſchen iſt, nimmt der Stoffumſatz, der dem Einfluß der Blutbewegung, der Athmung u. ſ. w. entzogen iſt, eine andere Richtung an, und es tritt Fäulniß (ſ. d.) ein. Bei den Thieren gerinnt das Blut, die Muskeln werden, gleichfalls infolge der Gerinnung der Muskelſubſtanz, ſtarr (Todtenſtarre), das Blut fließt nach den tiefer gelegenen Stellen (Blutſenkung) und färbt die blaſſen Körpertheile, auch die Haut, rothblau (Todtenflecken). Bleibt die L. noch länger liegen, ſo ſickert Flüſſigkeit aus derſelben, die Haut erhebt ſich in Blaſen und der anfangs ſchwache Fäulnißgeruch wird immer intenſiver. Die entſtehende Jauche iſt nicht blos durch ihren Geruch widerlich, ſondern oft auch den Lebenden gefährlich, die mit verletzter Haut mit derſelben in Berührung kommen. Es entſtehen von den vergifteten Stellen aus lebensgefährliche Entzündungen der Lymphgefäße (Pyämie) oder häufig wenigſtens hartnäckige Geſchwüre, in andern Fällen zahlreiche harte, ſchmerzhafte, warzenähnliche Knoten der Haut, die man als Leichentuberkel bezeichnet. Die Subſtanz ſelbſt, welche dieſe Erkrankungen herbeiführt und gewöhnlich Leichengift genannt wird, iſt noch nicht bekannt. Die Leichenöffnung (Section, Autopſie), beſtehend im Aufſägen der Schädelhöhle und Oeffnen der Bruſt- und Bauchhöhle, hat zunächſt den Zweck, den Arzt über die abgelaufene Krankheit genauer zu unterrichten und der wiſſenſchaftlichen Medicin brauchbares Material zu ihrer fernern Ausbildung zu liefern. Viele Angehörige finden auch darin eine gewiſſe Beruhigung, wenn ſie durch die Section die letzte Gewißheit erlangen, daß die Krankheit unbedingt tödlich geweſen ſei. Auch die Furcht, lebendig begraben zu werden, kann Anlaß zur Anſtellung der Section werden. Tritt ein Todesfall durch die Schuld eines Andern ein, oder wird dies vermuthet, ſo beantragt das Gericht die Leichenöffnung (gerichtliche Section). Eine eingehende anatom. und, wenn nöthig, auch chem. Unterſuchung der L. gibt die Grundlagen zu dem gerichtsärztlichen Gutachten. In jedem andern Falle aber hat der Arzt oder eine andere hierzu beſtellte Perſon (der Todten- oder Leichenbeſchauer) eine Beſcheinigung über den Todesfall auszuſtellen. An vielen Orten ſind ſog. Leichenhäuſer oder Leichenhallen errichtet, welche den Zweck haben, die L. bis zur Beerdigung aufzunehmen. Urſprünglich wollte man durch ſolche Einrichtungen der Gefahr vorbeugen, lebendig begraben zu werden; gegenwärtig, wo dieſe Gefahr kaum mehr beſteht, erfüllen ſie eine andere wichtige Aufgabe. Bei anſteckenden Krankheiten iſt es nämlich zweckmäßig, die L. ſobald als möglich nach dem Eintritt des Todes aus der

Digitized by Google

Wohnung zu entfernen, um die Ueberlebenden vor der Erkrankung zu bewahren. In einzelnen größern Städten bestehen Leichenhäuser, in welchen unbekannte Verunglückte zur Schau ausgestellt werden, um die Persönlichkeit zu ermitteln. Bekannt ist in dieser Hinsicht besonders die Morgue (s. d.) in Paris. Gute Leichenhäuser sollen nicht nur einen hallenartigen, aus einzelnen Abtheilungen bestehenden und gut ventilirten Raum für Aufstellung der Särge, sondern auch geeignete Räume zur Anstellung von Sectionen gewähren.

Leichenfett, s. Adipocire.

Leichenverbrennung (Feuerbestattung, Cremation) nennt man diejenige Art der Todtenbestattung, bei welcher ein Leichnam unter Anwendung des Feuers rasch in Asche verwandelt wird. Man hat im 19. Jahrh. die L. mehrfach als die vom sanitären, ökonomischen und ästhetischen Standpunkte aus geeignetste Methode der Bestattung empfohlen; historisch ist sie eine den indogerman. Völkerschaften vielleicht seit uralter Zeit eigenthümliche Sitte, die bei ihnen nach und nach fast gleichzeitig mit Einführung des Christenthums durch die Bestattungsform der Beerdigung ersetzt wurde. Wie noch heute die Inder ihre Leichen verbrennen, so übten denselben Brauch die Germanen (nach Tacitus) und die Celten (nach Diodoros von Sicilien); auch bei den Slawen herrschte die L., wie schon früher bei den Griechen und Römern. Sie hatte sich, wie es scheint, in der sog. «Bronzezeit» allgemein über Nordeuropa verbreitet, denn hier findet man in den dieser Periode angehörenden Gräbern nur Aschenkrüge beigesetzt. Doch noch lange hielten german. und gallische Stämme an der L. fest; die Vorschriften der christl. Priester, welche gegen die L. eiferten, mußte Karl d. Gr. durch Gesetze bekräftigen. Jetzt findet man die L. nur noch bei einzelnen Völkern Asiens und Amerikas (Koljuschen, Athapasken u. a.).

Schon längst war man auf die Thatsache aufmerksam, daß die Begräbnißplätze große gesundheitliche Nachtheile mit sich bringen, indem namentlich die in größern Städten bald überfüllten Friedhöfe durch die Fäulnißproducte nicht blos den Erdboden, die unterirdischen Wasserläufe und Quellen, sondern auch die umgebende Luft verunreinigen. Zwar erließen die Regierungen aller civilisirten Staaten im Hinblick auf diese hygieinischen Gefahren gesetzliche, aber unzulängliche Bestimmungen über die gesundheitsgemäße Anlage von Begräbnißplätzen. Zuerst hob 1855 der preuß. Oberstabsarzt Trusen die Vorzüge der L. hervor; auch bildeten sich zu jener Zeit hier und da, z. B. in London und Hannover, Vereine, welche die L. als rationellste Bestattungsart bevorworteten. Doch fand die Angelegenheit in der Bevölkerung noch kein reges Interesse; dagegen begann erst 1873 und 1874 in Italien, England, Deutschland und in der Schweiz eine lebhaftere Agitation für die L. sowol in der Presse als auch in zahlreichen Vereinen; namentlich wirkten für die Sache in Schrift und Wort in Deutschland mehrere Aerzte, z. B. Küchenmeister (Dresden), Reclam (Leipzig) u. a.; in Oesterreich nahm sich der ärztliche Verein zu Wien der Sache an, in der Schweiz Goll, Lang und Kinkel (Zürich), in Italien sprachen sich nicht blos Castiglione (Florenz), Pini und Polli (Mailand), Biondelli und Brunetti (Padua), Gorini (Lodi), sondern auch der medic. Congreß zu Florenz für Einführung der L. aus. Hier wie in London (Sir Henry Thompson) und in Paris (Casse) erklärte man die L. als bestes Mittel zur Vorbeugung einer durch die Friedhöfe fort und fort drohenden Verunreinigung des Trink- und Grundwassers und zur Verhütung von Infectionskrankheiten. Auch wies man darauf hin, daß durch die bisherige Beerdigungsweise auf ausgedehnten Gottesäckern verhältnißmäßig viel Terrain einer anderweiten bessern Benutzung entzogen werde und daß man der Pietät gegen die Verstorbenen durch die L. völlig Rechnung trage, indem durch Auffammlung der Aschenüberreste in Urnen und durch Beisetzung der letztern in monumentalen Gebäuden nach Art der alten Römer (Columbarien, s. d.) die Hinterlassenen das Angedenken der Verstorbenen in einer dem ästhetischen Gefühle völlig entsprechenden Weise ehren könnten.

Zur praktischen Einführung der L. galt es vor allem, ein Verfahren aufzufinden, durch welches ein Leichnam rasch, ohne Verbreitung übler Dünste und unter Aufwendung möglichst geringer Kosten verbrannt werden könnte. Die Leistung des primitiven Holzstoßes reicht in dieser Beziehung nicht aus. Da der menschliche Körper aus etwa 60 Proc. Wasser und 40 Proc. fester Bestandtheile besteht, so ist eine vollständige Verbrennung in kurzer Zeit nicht leicht zu erzielen, zumal auch dabei die gasförmigen Verbrennungsproducte vernichtet oder mindestens unschädlich gemacht werden sollen. Schon 1872 setzte die lombard. Akademie einen Preis für die beste Art der L. aus. Unter mehrern Apparaten, die diesem Zwecke dienen sollten, concurrirten auf den Ausstellungen diejenigen von H. Polli und Brunetti; Polli's Apparat, bei welchem Leuchtgas die Verbrennung bewirkt, empfahl namentlich Wegman-Ercolani. Allein sämmtliche Vorschläge wurden durch den vom Pyrotechniker Siemens in Dresden angegebenen

Digitized by Google

Apparat übertroffen, bei dem zur Erzeugung des hohen Temperaturgrades das sog. «Regenerativsystem» zur Wirkung kommt. In einem Flammenofen muß die überhitzte Luft durch ein Gitterwerk rothglühender Backsteine in den Calcinir-Raum steigen, in dem sich der Leichnam befindet. Bei den in Dresden und Breslau angestellten Versuchen bewährte sich das System; binnen 5 Stunden wird der Siemens'sche Ofen auf 6—800° C. erhitzt, und der Leichnam ist nach etwa $2^1/_2$ Stunden zu Asche verbrannt; insbesondere werden die bei der Verbrennung entwickelten ammoniakalischen Producte durch die überaus hohe Temperatur zu Wasser und zu freiem Stickstoff verbrannt, und während nur die ausgeglühten Knochen zurückbleiben, strömen keine üblen Gase in die Nachbarschaft aus. Die Anlage eines solchen Ofens kostet etwa 600—1000 Mark und für jede Einzelverbrennung wird für etwa 5 Mark Brennmaterial (12 Ctr. böhm. Braunkohle) verwendet. Haben somit die Wissenschaft und die Technik die Schwierigkeiten und Einwürfe weggeräumt, welche der L. vom praktischen Standpunkte aus entgegenstanden, so war es doch nicht möglich, die Hindernisse zu überwinden, welche Sitten, Gebräuche und gewohnte Anschauung einer allgemeinen Einführung der L. in den Weg legen. Zunächst erhoben sich gerichtsärztliche Bedenken, dann besonders kirchliche Widerstände; endlich erklärten auch viele Aerzte, daß das Gesundheitswohl der Bevölkerung keineswegs unbedingt die L. verlange; vor allem fand man die Regierungen der Sache keineswegs überall günstig gestimmt. Im preuß. Staate ist die L. nicht gestattet und die sächs. Regierung, welche anfangs die Erlaubniß ertheilt hatte, zog dieselbe wieder zurück, als die Leiche des Professors H. E. Richter, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, in Dresden verbrannt werden sollte. Dagegen wurde in Gotha die Genehmigung zur Errichtung einer besondern Leichenverbrennungsanstalt gewährt; der wiener Stadtrath that 1874 Schritte zur Errichtung eines ähnlichen Gebäudes; die ital. Regierung läßt die Feuerbestattung zu; der pariser Gemeinderath schrieb noch 1877 Preise für concurrirende Arbeiten über die beste Art der L. aus; auch zu Brooklyn bei Neuyork wurde ein Feuerbestattungsofen errichtet. Vgl. Grimm, «Ueber das Verbrennen der Leichen» (Berl. 1850); J. P. Trusen, «Die L.» (Bresl. 1855); derselbe, «Denkschrift zur L.» (Namslau 1860); Wegman-Ercolani, «Ueber L. als rationellste Bestattungsart» (4. Aufl., Zür. 1874); S. Bernstein, «Ueber Pietät gegen die Todten» (Berl. 1874); Vaginsky, «Die L. vom Standpunkte der Hygieine» (Berl. 1874); Ullersperger, «Urne oder Grab» (Stuttg. 1874); Thompson, «The treatment of the body after death» (2. Aufl., Lond. 1874); Haweis, «Ashes to ashes» (Lond. 1874; deutsch von M. Busch, Lpz. 1875); Küchenmeister, «Die Feuerbestattung u. s. w.» (Stuttg. 1875); «Die Urne, Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung, Organ aller deutschen Vereine für Feuerbestattung» (Dresd. 1877 fg.).

Leichhardt (Ludw.), deutscher Reisender, geb. 23. Oct. 1813 in Trebatsch bei Beskow im preuß. Kreise Lübben, besuchte das Gymnasium zu Kottbus und seit 1833 die Universitäten Göttingen und Berlin, wo er Philologie, später Naturwissenschaften und Medicin studirte. Von England schiffte er sich im Oct. 1841 nach Sydney ein und brachte einige Jahre mit kleinern Reisen und geolog. Untersuchungen in Neusüdwales zu. Er durchstreifte dann die Colonie von Newcastle bis Widebai und legte dabei über 4000 Kilom. zurück. Eine Frucht dieser Reisen sind die «Beiträge zur Geologie von Australien» (herausg. von Girard, Halle 1855). Im Aug. 1844 trat L. seine berühmte Reise von der Moretonbai der Ostküste nach der Ansiedelung beim Port Essington an der Nordküste Australiens an. Mit beschränkten, durch öffentliche Subscription zusammengebrachten Mitteln (kaum 900 Thlrn.) und nur sieben Begleitern durchzog er in 16 Monaten das heutige Queensland und den südl. Theil der Halbinsel York, umging den Golf von Carpentaria und gelangte durch Arnhemland 17. Dec. 1845 nach Victoria am Port Essington auf der Halbinsel Koburg. Nachdem er zu Schiff nach Sydney zurückgekehrt (29. März 1846), arbeitete er seinen Reisebericht («Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington», Lond. 1847; deutsch von Zuchold, Halle 1851) aus. Schon im Oct. 1846 war er wieder unterwegs, um eine noch großartigere Entdeckungsreise von der Moretonbai quer durch den Continent nach der Westküste auszuführen. Durch Unglücksfälle zurückgeworfen, begann er nochmals im Dec. 1847 die Durchführung seines Plans. Nachdem er jedoch 3. April 1848 von den Fitzroy-Dünen aus nach Sydney geschrieben, blieb er seitdem verschollen. Mehrere Expeditionen zur Auffindung des Vermißten und zur Aufklärung seines Schicksals sind erfolglos geblieben. (S. Australien.) Ein in den Carpentaria-Golf mündender Fluß hat den Namen L. erhalten.

Leichtsinn ist der Gemüthszustand, in welchem wir uns von allen Begegnissen und Schicksalsschlägen nicht zu hart betroffen fühlen, sondern alles gern von der leichten Seite nehmen;

dann aber auch der Zustand, wo wir gegen drohende Uebel oder für zu erreichende Zwecke die Zurüstungen und Vorbereitungen nicht mit Ernst und Sorgfalt, sondern auf eine oberflächliche und fahrlässige Weise treffen. Der L. in der ersten Bedeutung ist eine glückliche Temperamentsbeschaffenheit, welche über viele Beschwerden und Uebel des Lebens hinweghilft. Dagegen ist er in der zweiten Bedeutung eine moralische Schwäche, die zur natürlichen und angeborenen Trägheit der menschlichen Natur gehört und, wenn sie nicht ernsthaft bekämpft wird, bis zum Verbrechen führen kann, wie bei leichtsinniger Kassenverwaltung, leichtsinnigem Fallissement u. s. w., weshalb eine planmäßige und gründliche Bekämpfung derselben zu den Hauptaufgaben einer richtigen Erziehung zu rechnen ist. Wer den moralischen L. in Betreff des Zukünftigen, welches in seine eigene Hand gegeben ist, durch Gewissenhaftigkeit gänzlich bei sich vertilgt, hat darum noch nicht nöthig, auch sogleich dem L. einer jugendlichen Heiterkeit und Genügsamkeit in Betreff des Gegenwärtigen und unverschuldet über ihn kommenden Zufälligen zu entsagen. Im Gegentheil finden sich sehr viele Beispiele, wo das Bewußtsein gewissenhafter Vorsorge in Betreff alles irgend Thunlichen die Menschen in Ertragung unverschuldeter Lebensplagen nur desto leichtern und unverdrossenern Sinnes gemacht und dadurch in den Zustand des Gemüths versetzt hat, welcher vom Alterthum als die wahre Lebensphilosophie bezeichnet wurde.

Leiden oder **Leyden**, im Mittelalter **Leithen**, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am Alten Rhein und an der Bahnlinie Amsterdam-Rotterdam, hat geräumige Straßen und viele Kanäle und zählt (1876) 40,724 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die hooglandsche oder St.-Pancraskirche, mit dem Grabe des in der Belagerung von 1574 berühmten Bürgermeisters van der Werff und F. von Pestel's; die Peterskirche, mit den Grabmälern Boerhaave's, Pet. Camper's, Scaliger's, Spanheim's, Brugman's, van der Palm's und Meermann's, und das Rathhaus. Von der Alten Burg, einem vormaligen Schlosse auf einem kleinen Hügel, genießt man eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig der Bevölkerung bildeten ehemals die Buchdruckereien und Tuchfabriken, und noch gegenwärtig ist L. der Hauptplatz für die Wolle und wollene Waaren. Die Universität, die 1575 zur Entschädigung der Bewohner für die während der Belagerung von 1574 erduldeten Drangsale gestiftet wurde, zählt 900 Studirende und ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften, einer reichen Naturaliensammlung, eines anatom. Cabinets, eines physiol. und eines zootom. Laboratoriums, eines anatom. Theaters, einer Sternwarte, eines Krankenhauses und eines botan. Gartens. Sehr interessant ist das Museum für Archäologie und das besonders an japan. Sachen reiche ethnogr. Museum. Das städtische Museum in der Lakenhalle besitzt Gemälde des Lukas von Leiden, des Cornelis Engelbrechtsen u. a. Die Stadt litt bedeutend, als sie vom 31. Oct. 1573 bis 24. März 1574 von den Spaniern belagert und bald nachher blokirt wurde, bis der Prinz Wilhelm von Oranien mittels des Durchstechens der Dämme 3. Oct. 1574 die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwang.

Leidener Flasche, s. **Kleist'sche Flasche**.

Leidenschaft bedeutet in der Sprache des gewöhnlichen Lebens jede heftigere Störung des normalen Verlaufs der Gedanken und Bestrebungen, und namentlich das Adjectivum «leidenschaftlich» wird stets für Zustände des Affects oder für Disposition zu leichten Ausbrüchen des Affects gebraucht. Es ist das ein Rest des Irrthums der ältern Psychologie, welche unter dem Namen der Passionen oder der Gemüthsstörungen (perturbationes animi) Affecte und L. unkritisch durcheinanderwarf und gemeinsam behandelte, wovon die Lehre Spinoza's (s. d.) als Typus angesehen werden kann. Im sorgsamern Sprachgebrauche der neuern Psychologie versteht man unter Affecten die durch Gefühle hervorgerufenen plötzlichen Störungen des Vorstellungsverlaufs, unter L. dagegen die entweder durch ursprüngliche Lebhaftigkeit oder durch Gewohnheit hervorgerufene Macht gewisser Triebe oder Begehrungen, vermöge deren dieselben sowol in der Gestaltung des Vorstellungslebens als auch in der Bewegung des Willens eine dominirende Stellung einnehmen. Die werdende L. zeigt sich als Vorliebe, Neigung, Hang, Sucht; die fertige L. kann als dämonische Macht den Menschen völlig beherrschen und ihn gegen alle übrigen Vorstellungen und Triebe unempfindlich machen. So sehr nämlich die L., wie jedes lebhafte Begehren überhaupt, die intellectuelle Fähigkeit zur Auffindung der Mittel für die Erfüllung ihres Strebens und selbst die physischen Kräfte zur Ausführung desselben steigert, so sehr verdunkelt auf der andern Seite ihre das Bewußtsein allein für sich in Anspruch nehmende Lebhaftigkeit die sonstige Ueberlegung; die L. macht blind, unüberlegt und unvernünftig. Da jedoch somit die L. eine formale psychol. Bestimmung ist, so hängt der sittliche Werth der einzelnen L. von demjenigen des die L. begründenden Triebes oder Begehrens ab; es gibt eine

Digitized by Google

edle L. für das Sittliche, Schöne und Wahre, und ohne eine solche ist noch niemals etwas Großes geschehen; aber es gibt ebenso eine niedrige L., wo der dominirende Trieb diese Schätzung verdient. Doch nennt man jene edle L. lieber Enthusiasmus, Begeisterung u. s. w. und braucht infolge dessen das Wort L. meistens von denjenigen L., in welchen ein zum Herrschen sittlich nicht berechtigter Trieb sich der dominirenden Stellung bemächtigt hat, und in diesem Sinne ist die L. immer etwas Krankhaftes, Innormales, welches von der sittlichen Charakterbildung und der überlegenden Vernunft bekämpft werden muß. (S. Affect und Gefühl.)

Leier, die deutsche L. (lira tedesca) oder die Bauernleier (lira rustica oder pagana), ein musikalisches Instrument, dessen Name zwar aus dem griech. und lat. Worte lyra stammt, das aber ganz verschieden von der Lyra (s. d.) der Alten ist, indem es aus einem länglichen Kasten besteht, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige ähnlich ist. In den Seitenwänden desselben befindet sich eine Art Klaviatur, die aus 10—12 Tasten besteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden und einen Tonumfang von 10—12 diatonischen Stufen bilden. Zwei andere Saiten erklingen dazu unverändert im Einklang oder in einer Quinte gegeneinander. Alle vier Saiten werden durch ein mit Kolophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mittels eines Griffs gedreht wird, während die Finger der linken Hand die Tasten bewegen. — Die Leierorgel, der Leierkasten oder die Drehorgel ist eine kleine, in einem Kasten befindliche Orgel ohne Klaviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel umgetrieben wird. Auf dieser Walze befinden sich kleine Stifte, die durch Berührung die Ventile öffnen und die darüber befindlichen kleinen Holzpfeifen ertönen lassen.

Leierschwanz (Menura) heißt eine Gattung austral. Vögel, die zu den Singvögeln gehören, obgleich sie die Größe eines Huhns und sehr lange Beine haben. Der Schwanz des Männchens besteht aus zwei großen, S-förmig gekrümmten, äußern Steuerfedern, welche aufgerichtet die Form einer Lyra zeigen und zu denen sich noch zwei innere, einfach gekrümmte und außerdem zwölf haarförmige Federn mit feinen Seitenstrahlen gesellen. Das Weibchen entbehrt dieses Schmucks. Der Vogel singt schön und besitzt die Fähigkeit, Töne aller Art nachzuahmen.

Leihbibliotheken sind solche Büchersammlungen, welche dem größern Publikum zu leihweisem Gebrauch gegen eine bestimmte Zahlung für das einzelne Buch oder gegen fortlaufendes Abonnement offen stehen. Seit die eigentliche Unterhaltungsliteratur im Laufe des 18. Jahrh. in immer größern Massen erschien, die Zahl der Leser sich immer mehr vergrößerte und jeder Einzelne auch mehr der Lektüre sich zuwandte, war es nur den wenigsten noch möglich, sich den eigenen Lesebedarf selbst anzuschaffen. So legten denn meist Buchhändler Sammlungen der gangbarsten Neuigkeiten von allgemeinem Interesse an, welche von dem Publikum eifrig benutzt wurden und dem Unternehmer reichlichen Gewinn abwarfen. Der Einfluß der L. ist ein sehr bedeutender und fortwährend im Wachsen. Auf der einen Seite haben sie eine gewisse Bekanntschaft mit der Literatur in sehr weiten Kreisen verbreitet, andererseits aber auch, und zwar durch Beförderung der Lektüre seichter und schlechter Romane, ziemlich nachtheilig gewirkt. In Rücksicht auf die Nachtheile, welche hierdurch für Bildung und Sittlichkeit der großen Masse unstreitig hervorgingen, hat man in neuerer Zeit fast überall die L. obrigkeitlicher Beaufsichtigung unterworfen und zugleich auch dahin zu wirken gesucht, daß diese Anstalten neben der sog. belletristischen Lektüre auch Werke ernstern und belehrenden Inhalts, wie geschichtliche, biographische, geogr., naturwissenschaftliche u. s. w. Schriften, enthalten. Eine sehr schätzbare Art von L. sind die an vielen Orten in der neuesten Zeit entstandenen Volksbibliotheken, welche, nicht auf den Vortheil der Unternehmer ausgehend, ihren Lesern gegen eine geringe Abgabe nur wirklich bildende Bücher bieten. Für solche wirken in neuester Zeit mit Erfolg die Volksbildungsvereine. Die erste Anregung zu solchen war von Preusker (gest. 1871) ausgegangen, der schon von 1840 an dafür thätig war. Vgl. Jannasch, «Die Volksbibliotheken, ihre Aufgabe und ihre Organisation» (Berl. 1876).

Leihcontract (commodatum) ist der Vertrag, vermöge dessen eine Sache zu unentgeltlichem, bestimmtem Gebrauche unter der Bedingung übergeben wird, daß der Empfänger, Commodatar, nachher dieselbe Sache dem Leihenden, Commodanten, zurückgebe. Der Commodatar besitzt nur im Namen des Commodanten und haftet für den Schaden, den er böswillig oder aus Fahrlässigkeit der Sache zufügt, nicht aber auch für zufälligen Untergang. Von der Miethe unterscheidet sich das Verhältniß durch die Unentgeltlichkeit des Gebrauchs, von dem Darlehn aber dadurch, daß die Sachen nicht in das Eigenthum des Empfängers übergehen und bei der Wiedererstattung nicht durch andere Sachen derselben Art ersetzt werden können. — In den deutschen

Digitized by Google

Rechten war Leihe die allgemeine Benennung für Grundstücke, die unter Vorbehalt des Eigenthums zu bestimmten Nutzungsrechten besonders an bäuerliche Wirthe ausgethan wurden.

Leihhaus, s. Lombard.

Leikauf oder Leukauf (Wein-, Leit- oder Naßkauf) hieß früher ein durch einen Trunk befestigter Kauf (mercipotum), oder auch die Summe zur Bezahlung des Gelags, oder endlich eine historisch daraus hervorgegangene Gabe, welche einem Vertragstheil gegeben wird als Zugabe zu Lohn oder Preis oder als Vorausgabe. Die Zeugen des Geschäfts nannte man Leikaufleute, während später diese litcopiales oft Vorkäufer, Mäkler bedeuten. Das Wort ist herzuleiten vom althochdeutschen lîd, mittelhochdeutsch lît, potus, und hat sich in bair. Mundart noch erhalten (Leitgeb, Ausschenker geistiger Getränke). Eine andere Gabe, nur zum Besten der Armen, war der bei Abschluß von Verträgen gegebene Gottespfennig, Gottesgeld, Geistpfennig, denarius dei sive sancti spiritus, wol zu unterscheiden von dem Gadespfennig, einer vor dem Scheiden als Zeichen der Vereinbarung (gaden, sich vereinigen) gegebenen Summe, dem denier d'adieu. Aehnliche Gaben finden sich weiter im Herd- oder Schlüsselgeld bei Erstehung eines Landgutes, im Dinggelde beim Dienstvertrag, dem Halftergelde beim Pferdekauf, dem Mahlschatz (s. d.), dem Werbegelde der Söldlinge, dem Haftepfennig der Advocaten. Vgl. Stobbe, «Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts» (Lpz. 1855); von Jagemann, «Die Daraufgabe» (Berl. 1873).

Leim (franz. colle, engl. glue). In dem Organismus hauptsächlich der höhern Thiere finden sich gewisse Gebilde, welche die Eigenschaft besitzen, in kaltem und heißem Wasser unlöslich zu sein, durch fortgesetztes Kochen mit Wasser aber sich zu lösen und beim Verdampfen der Lösung eine beim Erkalten gelatinirende Masse (Gallerte, s. d.) zu bilden, die beim Austrocknen den L. gibt. Dieses Umwandlungsproduct der sog. leimgebenden Gewebe oder der L. dient zum Zusammenfügen der Holzarbeiten und in der Buchbinderei und Cartonnage zum Leimen des Papiers, als Klärmittel, als Kitt, zur Imitation von Schildpatt, Elfenbein und Perlmutter und zu künstlichem Holze; die leimgebenden Gebilde kommen organisirt im Thierkörper vor, man rechnet zu ihnen das Zellgewebe, die Bänder, die Sehnen, die Knorpel, das Corium, das Hirschhorn, die Knochensubstanz (Ossein), die Schwimmblase der Fische u. s. w. Der aus den verschiedenen leimliefernden Stoffen gewonnene L. zeigt, je nach seinem Ursprunge, einige Unterschiede, namentlich hat man in chem. Hinsicht zwei verschiedene Leimarten zu unterscheiden, nämlich den Knochen- oder Lederleim (Glutin) und den Knorpelleim (Chondrin). Den Knochen- oder Lederleim stellt man aus dem Leimgut, aus Abfällen der Gerberei, Fellen, Ochsenfüßen, Pergamentabschnitzeln, Flechsen, Gedärmen, Lederabfällen, durch Versieden desselben mit Wasser, Formen der entstandenen Gallerte und Trocknen des L. auf aus Bindfaden gefertigten und ausgespannten Netzen dar. Den Knorpelleim gewinnt man aus den Knochen, die fast zum dritten Theil aus Knorpel bestehen, indem man die vorher entfetteten Knochen mit Salzsäure von der Knochenerde befreit und den Knorpelrückstand durch Kochen mit Wasser in Lösung bringt, aus welcher dann durch Abdampfen der L. gewonnen wird. Neuerdings hat man auch damit begonnen, den L. nicht in getrocknetem Zustande, sondern in Form von Gallerte (Leimgallerte) in den Handel zu bringen. Essigsäure und Salpetersäure verhindern das Gelatiniren eines L., worauf die Bereitung von flüssigem L. beruht. Aus der Hausenblase (s. d.) gewinnt man den Fischleim. Mit arab. Gummi und Zucker vermischt, bildet der L. den Mundleim, und mit Glycerin versetzt das Material zu den Buchdruckerwalzen. Außer dem gewöhnlichen thierischen L. stellt man auch Kleberleim und Caseïnleim dar, die anstatt des L. hier und da Anwendung finden.

Lein (Linum) ist der Name einer Pflanzengattung, deren Blüten durch die Fünfzahl der Theile ausgezeichnet sind, denn sie haben fünf Kelchblätter, fünf Blumenblätter, fünf fruchtbare und fünf unfruchtbare (d. h. beutellose) Staubgefäße, fünf Griffel und eine fünffächerige Kapsel, deren Fächer wieder in zwei Fachtheile geschieden sind. Der Stengel der hierhergehörigen Gewächse, welche mit einigen anderer Gattung eine eigene Familie, die Lineen, bilden, enthalten meist feine, feste und zähe, sehr nutzbare Bastfasern, um derentwillen auch eine Art, der gemeine L. (L. usitatissimum L.) oder Flachs allgemein angebaut wird. (S. Flachs.) Diese wahrscheinlich aus dem Orient stammende Pflanze ist einjährig, einstengelig und besitzt blaugrüne, lineale Blätter, eirunde, zugespitzte, gewimperte, aber drüsenlose Kelchblätter und blaue Blumen. Man unterscheidet unter dem angebauten L. zwei Sorten: den Schließlein oder Dreschlein, der höher wird und kleinere Blüten und Kapseln, welche letztern auch bei der Reife geschlossen bleiben, und dunklern Samen hat, und den Springlein oder Klanglein,

Digitized by Google

der niedriger und ästiger ist und größere Blüten und Kapseln, welche letztern bei der Reife von selbst elastisch aufspringen, und hellern Samen hat. Die Samen, als Semina Lini officinell, sind länglich, flach zusammengedrückt, zweischneidig, hellbraun, glänzend glatt. Ihre äußern Zellenschichten enthalten Schleim, weshalb man sie gekocht zu breiigen Umschlägen und ihren Schleim auch innerlich als einhüllendes Mittel verwendet. Zu Umschlägen wird noch häufiger das durch Mahlen der Samen bereitete Leinmehl, Farina Lini, benutzt. Aus dem Leinsamen gewinnt man durch Auspressen das Leinöl, welches man frisch in manchen Gegenden (z. B. in der Lausitz) als Butterfurrogat zu Brot ißt, besonders aber zu allerhand Firnissen verwendet. Auf Wiesen wächst eine kleine Art mit gabeltheiligen Stengeln und weißen, im Grunde gelben Blümchen häufig wild, der Purgirlein, L. catharticum L., dessen Kraut unangenehm salzig schmeckt und abführend wirkt. Das Kraut war früher officinell.

Leindotter, Pflanzengattung, s. Camelina.

Leine, Zufluß der Aller (s. d.), entspringt mitten auf dem Eichsfelde, unweit der Stadt Worbis im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, fließt erst 15 Kilom. westwärts nach Heiligenstadt, dann im ganzen gegen Norden über Göttingen und Northeim, durch das Braunschweigische, hierauf wieder durch die Provinz Hannover über Alfeld, Gronau, Elze, Hannover, Neustadt und mündet bei Bothmer zwischen Celle und Verden, nach einem Laufe von 189 Kilom., auf welchem sie rechts die Ruhme mit den Harzflüßchen Oder und Söse, dann die vom Harze über Hildesheim fließende, schädlichen Pechstein und viele Kupfer- und Vitrioltheile mit sich führende Innerste, links die Ilme von Einbeck her aufnimmt. Ihr ganzes Flußgebiet umfaßt 6112 QKilom. Das obere Thal der L. ist meistens breit, aber von Northeim bis Alfeld eng und abschüssig, worauf es sich wieder ausweitet. Unterhalb Elze tritt sie in die Ebene, wo sie flache, oft sumpfige Ufer hat und bei Neustadt den Leinemoor bildet. Bei Hollenstadt, an der Mündung der Ruhme, wird sie flößbar, bei der Stadt Hannover aber schiffbar. Nach ihr wurde im ehemaligen Königreich Westfalen das Leine-Departement genannt, welches das göttingische Gebiet und Theile von Grubenhagen, Hildesheim, Braunschweig und Niederhessen, das hamelnsche Quartier von Kalenberg und die Herrschaft Spiegelberg, zusammen 3470 QKilom. mit 221,200 E., umfaßte und Göttingen zur Hauptstadt hatte. — L. heißt auch ein kleiner Fluß in Thüringen, von welchem ein Kanal abzweigt und als Leina die Stadt Gotha durchfließt.

Leiningen, eins der ältesten deutschen Dynastengeschlechter, das aber bereits 1220 im Mannsstamme erlosch. Die Schwester des letzten Grafen Friedrich, Lukardis, war vermählt mit dem Grafen Simon von Saarbrück, dessen jüngster Sohn, Friedrich von Hardenburg, wie er sich nach einer seiner Burgen nannte, die L.'schen Besitzungen erhielt und deshalb wieder den Namen eines Grafen von L. annahm. Friedrich's Sohn, Simon, erhielt 1228 die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen in Lehn. Die Grafen Friedrich V. und Joffried von L. theilten 1317 ihre Besitzungen und gründeten die beiden Hauptlinien des Hauses: die Friedrich'sche Linie und die Joffried'sche. Friedrich V. vermählte sich mit Marie von Blois, der Witwe des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp von Frankreich. Unter seinem Urenkel wurde die Landgrafschaft L. zur gefürsteten Grafschaft erhoben. Die Friedrich'sche Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Hesso 1467, worauf dessen Schwester, die Witwe des Grafen Reinhard von Westerburg, sich des größten Theils der brüderlichen Besitzungen bemächtigte und, indem sie für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. annahm, die Gründerin des Hauses L.-Westerburg wurde. Die Joffried'sche Linie erlangte aus der Hinterlassenschaft Hesso's die Grafschaft Dachsburg und nannte sich nun L.-Dachsburg. Graf Emich's IX. von L.-Dachsburg Söhne theilten die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Hardenburg-Dachsburg und L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg. Erstere wurde 3. Juli 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im Luneviller Frieden ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Worms- und Speiergau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Rheinufer, zusammen etwa 660 QKilom., und wurde dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 durch Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen und in der Rheinpfalz entschädigt, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauischen Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe zugesichert erhielt. Die neuen Besitzungen, zusammen 1370 QKilom., wurden in ein neues Fürstenthum L. vereinigt, durch die Rheinbundsacte von 1806 aber sämmtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 infolge der Territorialveränderungen ein Theil davon (275 QKilom.) unter bair. und ein kleiner Theil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzogl. hess. Oberhoheit kam. Der gegenwärtige Standes-

Digitized by Google

herr ist Fürst Ernst, geb. 9. Nov. 1830, erbliches Mitglied der Kammer der Reichsräthe in Baiern sowie Linienschiffskapitän in der brit. Marine. Derselbe ist der Sohn des Fürsten Karl von L., geb. 12. Sept. 1804, gest. 13. Nov. 1856, der seinem Vater, dem Fürsten Emich Karl, 4. Sept. 1814 unter Vormundschaft seiner Mutter Victoria, geborene Prinzessin von Sachsen-Koburg, folgte. Letztere vermählte sich nachmals mit dem Herzog von Kent, durch den sie Mutter der Königin Victoria wurde. Fürst Karl lebte theils in München und London, theils auf Reisen und war vom 9. Aug. bis 5. Sept. 1848 Präsident des Reichsministeriums. Die Linie L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg zerfiel 1658 in die Unterlinien Heidesheim, Dachsburg und Guntersblum. Die erste erlosch im Mannsstamme 1766, die andere 1709, die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannsstamme erlosch, blüht noch in der Nebenlinie fort, welche das jetzige gräfl. Haus L. bildet. Letzteres zerfällt in die Nebenzweige L.-Guntersblum und L.-Heidesheim, die sich aber nach den Gütern, die sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L.-Billigheim und L.-Neudenau nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafencollegiums, wurden durch die Rheinbundacte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Der Standesherr von L.-Billigheim ist Graf Karl von L., geb. 7. März 1823. Der Standesherr von L.-Neudenau ist Graf Maximilian, geb. 3. Nov. 1853. Beider Linien Confession ist die katholische, während alle andern Linien sich zur evang. Kirche bekennen. Das gräfl. Haus L.-Westerburg theilte sich seit 1695 in die Speciallinien Alt-L.-Westerburg und Neu-L.-Westerburg. Jene besitzt die Standesherrschaft Idenstadt unter großherzogl. hess. Hoheit und die Hälfte der Grafschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, diese die andere Hälfte von Westerburg und Schadeck, unter preuß. Hoheit. Standesherr in Alt-L.-Westerburg ist Graf Friedrich, geb. 30. Dec. 1852, dessen Oheim, Graf Karl, geb. 11. April 1819, wegen seiner Betheiligung an der ungar. Revolution 10. Oct. 1849 zu Pest hingerichtet wurde. Die Linie Neu-L.-Westerburg blühte in zwei Zweigen, einem nassauischen und einem bairischen, von denen jedoch der erstere mit dem Grafen Christian von L., österr. Feldmarschalllieutenant, gest. 2. Oct. 1856 als Militärcommandant in Krakau, im Mannsstamme erlosch. Repräsentant des bair. Zweigs ist Graf Wilhelm von L., geb. 16. Febr. 1824.

Leinkraut, Pflanzengattung, s. Linaria.

Leins (Christ. Friedr.), ausgezeichneter Architekt, geb. 1814 in Stuttgart, erhielt seine technische Ausbildung in der dortigen Gewerbeschule und in den Ateliers der Architekten Heigelin und Zanth daselbst und Labrouste in Paris, wo er sich 1837—41 aufhielt. Später ließ sich L. in Stuttgart nieder, unternahm von da mehrfach Reisen nach Frankreich, England, Italien und Spanien und wurde 1858 mit dem Titel als Oberbaurath zum Lehrer der Architektur an die königl. Polytechnische Schule seiner Vaterstadt berufen. L. machte sich zuerst bekannt durch den Bau eines Wohnhauses, des jetzigen russ. Gesandtschaftshotels in Stuttgart. Hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit des damaligen Kronprinzen Karl, in dessen Auftrag er nun die Ausführung einer Villa in Berg bei Stuttgart übernahm, die zu den anmuthigsten Renaissancebauten der neuern Zeit gehört. Von seinen weitern Bauten sind zu nennen: die Restauration und Erweiterung mehrerer älterer Kirchen in Würtemberg, das Jagdschloß Katharinenhof für den Prinzen Friedrich von Würtemberg, das Palais des Prinzen von Sachsen-Weimar in der Neckarstraße zu Stuttgart und der Königsbau gegenüber der Residenz in Stuttgart, sowie die Anlage des Schloßplatzes und der beiden denselben zierenden großen Springbrunnen. Außerdem rühren von L. her die ausgedehnte Liederhalle in Stuttgart, die beiden im roman. Stile gehaltenen Kirchen zu Nattheim und Eschenthal, die Kirchen zu Bregenz, Wurmberg und Dettingen, mehrere Villen in Stuttgart und Ulm, der große Riedinger'sche Bau zu Augsburg, das Lyceum zu Schwäbisch-Hall und die frühgoth. Johanneskirche zu Stuttgart.

Leinster (spr. Lenstr), südöstl. Provinz Irlands, grenzt im N. an Ulster, im W. an Connaught und Munster, im S. an den St.-Georgskanal und im O. an die Irische See. Die Küste ist weniger eingebuchtet als in den übrigen Theilen der Insel; die wichtigsten Baien sind die von Dundalk und Dublin, die Hafenbaien von Wexford und Waterford. Berglandschaften finden sich im Osten, hauptsächlich in der Grafschaft Wicklow, südlich von Dublin, in deren romantischen Berggruppen der Lugnaquillia 926 Mt. hoch aufsteigt, und im Westen, wo an der Grenze von Munster die Slieve-Bloom (528 Mt. hoch), die Knockmealdown (795 Mt. hoch) und Galtys (947 Mt. hoch) langgestreckte Bergketten bilden, und im Süden, wo die Berge von Kilkenny und, auf der Grenze von Carlow und Wexford, die Blackstairberge 734 Mt. und der Mount-Leinster 793 Mt. hoch sich erheben. Dagegen breiten sich im Norden und

Digitized by Google

im Innern unabsehbare, selten von Hügel- und Berggruppen unterbrochene Ebenen aus, die theils mit ergiebigen Ackerfeldern und herrlichen, stets frischgrünen Wiesen, theils aber auch mit ausgedehnten, erst in neuerer Zeit theilweise trockengelegten Sümpfen, Moor- und Torfgründen bedeckt sind. Die meisten Seen befinden sich im Nordwesten, wie der Deravaragh, Owel, Ennel und der vom Shannon durchflossene Ree. Die bedeutendsten Flüsse sind der Shannon an der Grenze gegen Connaught, mit dem Inny und der Brosna, der Slaney und der Barrow mit dem Nore im Süden, im Osten der Ovoca in Wicklow, der Liffey bei Dublin, der Boyne mit dem Blackwater in East-Meath. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr der Königs- und der Große Kanal, welche beide, die Mitte der Provinz durchschneidend, den Shannon mit Dublin verbinden, von welcher Hauptstadt auch die große, nach Limerick führende, sowie verschiedene andere Eisenbahnen ausgehen. Von den 19,735,5 QKilom. des Gesammtareals kommt fast ein Siebentel auf völlig unproductives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 1,973,731 E., welche 1871 auf 1,339,451 gesunken war. Neben Ackerbau und Viehzucht beschäftigt die Einwohner hauptsächlich Leinen-, Woll- und Baumwollfabrikation, Brauerei, Brennerei, Torfstich, Handel mit Leinwand, Schlachtvieh, Fleisch, Mehl und Butter. Haupthäfen sind Dublin (s. d.), zugleich der bedeutendste Fabrikort, Dundalk und Wexford. L. zerfällt in die 12 Grafschaften Louth, East-Meath, Dublin, Wicklow, Wexford, Carlow, Kilkenny, Kildare, Queen's County, King's County, West-Meath und Longford.

Leinwand, s. Linnen und Linnenindustrie.

Leipzig, der Größe nach die zweite, ihrer Wichtigkeit und ihres Reichthums wegen aber die erste Stadt des Königreichs Sachsen und Hauptstadt der gleichnamigen Kreishauptmannschaft im nordwestlichsten Theile des Landes, nur 8—10 Kilom. von der preuß. Grenze entfernt, liegt 51° 20′ 6″ nördl. Br. und 12° 23′ 28″ östl. L. von Greenwich (neue Sternwarte im Johannisthal) und 118,26 Mt. (neue Sternwarte), resp. 111,37 Mt. (Fixpunkt im Leipzig-Dresdener Bahnhofe) über dem Spiegel der Ostsee, in einer weiten und fruchtbaren Ebene, die durch die drei, die Stadt theilweise berührenden und sich in ihrer Nähe vereinigenden Flüsse Pleiße, Elster und Parthe und deren verschiedene Arme reichlich bewässert und durch den anmuthigen Wechsel von Feldern, Wiesen und Wäldern wie durch eine Menge freundlicher, meist starkbevölkerter und wohlhabender Dörfer weit hinaus ungewöhnlich belebt wird. Das Gebiet der Stadt L. einschließlich sämmtlicher unbebauten Flächen des Weichbildes umfaßt 1640,87 Hekt. Die Stadt zerfällt in die innere Stadt und die innern und äußern Vorstädte; die gesammte Stadt zählt (Sommer 1877) 3656 bewohnte Gebäude (davon die innere Stadt 753, die Vorstädte 2903). Die innere Stadt, welche nur 3368 Mt. (Gesammtlänge der Promenadenringstraße) im Umfange hält und einen Flächenraum von etwa 90 Hekt. (also noch nicht 1 QKilom.) bedeckt, war früher befestigt, doch wurden die alten Mauern, Wälle und Gräben, deren Abtragung 1784 begann, nebst den vier Thoren (zuletzt das erst 1722 erbaute Petersthor im März 1860) beseitigt und haben neuen Häuserzeilen und öffentlichen Anlagen Platz gemacht. Entsprechend der frühern administrativen Eintheilung der Stadt in vier Viertel (Grimmaisches, Halleſches, Ranstädter und Petersviertel) unterscheidet man auch bei den Vorstädten die Grimmaische (Dresdener), Halleſche, Ranstädter (Frankfurter) und Peters- (Zeitzer) Vorstadt, zu denen im 18. Jahrh. noch die Johannisvorstadt (im Südosten) trat. Seit Mitte des 19. Jahrh. sind jedoch diese Vorstädte nicht nur nach fast allen Seiten hin bedeutend erweitert, im Innern dichter ausgebaut und durch Straßendurchbrüche angemessener gegliedert worden, sondern es hat sich außerhalb derselben noch ein zweiter Kranz ziemlich regelmäßig angelegter und ebenfalls rasch anwachsender äußerer Vorstädte gebildet, wie seit 1834 an der Ostseite die Friedrichstadt und Marienvorstadt, im Westen die Westvorstadt (nach ihrem Begründer Dr. K. Heine auch der Heine'sche Anbau genannt), im Nordwesten die äußere Frankfurter Vorstadt, im Süden die äußere Zeitzer oder Südvorstadt, im Norden die Nordvorstadt. Die innere Stadt besitzt jetzt nach allen Seiten hin offene Ausgänge nach den Vorstädten und ist von diesen nur durch die ringsumlaufenden, der Stadt schon längst zur Zierde gereichenden Promenaden und Parkanlagen geschieden. Glanzpunkte der letztern sind die sog. Neuen Anlagen zwischen dem ehemaligen Petersthor und dem Museum und der Park unterhalb des Neuen Theaters, jene nach Lenné's Entwürfen 1859 neu angelegt, dieser 1866 umgestaltet. Unter den öffentlichen Plätzen ist in der innern Stadt der sehr ansehnliche, ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildende und von drei bis vier Stock hohen stattlichen Häusern umsäumte Marktplatz hervorzuheben. Zwischen Stadt und Vorstädten breiten sich der Augustusplatz, einer der schönsten öffentlichen Plätze Deutschlands, der Roßplatz, Königsplatz, Obstmarkt, Fleischerplatz, Theater-

platz, Wageplatz, Blücherplatz und andere kleinere Plätze aus. Während die äußern, zum Theil auch die innern Vorstädte, in Bezug auf Anlage und Architektur einen regelmäßigen und durchaus modernen Charakter tragen, gibt es in der innern Stadt noch manche krumme und enge Gäßchen, obwol mehrere Straßen, wie die Grimmaische, Ritter-, Nikolai-, Reichs-, Katharinen-, Hain-, Universitäts-, Peters-, Schiller-, Goethe- und Schulstraße, der Brühl, der Neumarkt, ziemlich breit und gerade sind und von zahlreichen durch Höhe und Solidität ausgezeichneten, zum Theil auch ältern Gebäuden eingefaßt werden. Die größern Plätze der Vorstädte sind der Johannis-, Marien-, Floß- und Schletterplatz, die schönsten Straßen der Vorstädte die Königs-, Dresdener-, Salomon-, Insel-, Tauchaer, Nord-, Humboldt-, Pfaffendorfer-, Zöllner-, Leibniz-, Frankfurter-, Wald-, Elster-, Lessing-, West-, Plagwitzer-, Sebastian Bach-, Kaiser Wilhelm-, Süd-, Zeitzer-, Waisenhaus- und Nürnberger Straße. Die Contore und Verkaufslocale der bedeutendsten Handelshäuser befinden sich meist in der innern Stadt, namentlich in dem Theile, wo sich der Meßverkehr concentrirt (in Meßlage), und verdrängen hier die Wohnungen, sodaß die Einwohnerzahl der innern Stadt in Abnahme begriffen ist; in einem andern Theile (Grimmaisches Viertel der innern Stadt und die zunächstliegenden Straßen der Dresdener Vorstadt) hat der Buchhandel mit seinen Nebengewerben seinen hauptsächlichsten Sitz. Wol keine Stadt Deutschlands hat während der letzten Jahrzehnte ihre Physiognomie so vollständig verändert wie L. Durch seine Ausdehnung hat dasselbe die Anlage zu einer Großstadt erhalten; vermöge seines Wohlstandes, seiner Bildung, seines freien Bürgersinns ist L. eine der geachtetsten und einflußreichsten Städte des Deutschen Reichs.

Während die Bevölkerung L.s 1831 nur 43,200 E. zählte, belief sie sich 1843 auf 56,059 E., 1852 auf 66,742 E., 1861 auf 78,495 E., 1871 auf 106,925 E., 1875 auf 127,387 E. (wovon 24,491 in der innern Stadt, 102,896 in den Vorstädten wohnten), was also in den 32 Jahren 1843—75 eine Zunahme von 71,328 E. oder 127 Proc. beträgt. Im Sommer 1877 wurde die Bevölkerung der Stadt bereits auf 135,500 E. berechnet. Der Religion nach waren von der Bevölkerung von 1875: 116,361 Lutheraner, 3807 röm. Katholiken, 3352 Reformirte, 2564 Israeliten, 233 Apostolische, 230 Deutschkatholiken, 175 Dissidenten, 154 Griechisch-Katholiken, 101 Anglikaner; der Rest vertheilte sich unter Unirte, Altkatholiken, Presbyterianer u. s. w. Von den Einwohnern sind 36,33 Proc. in L. selbst, 28,41 Proc. im übrigen Sachsen, 32,21 Proc. in andern Staaten des Deutschen Reichs und 2,93 Proc. im Auslande geboren. Die Stadt L. ist nach allen Seiten hin von zahlreichen, sich unmittelbar an die Vorstädte anschließenden, meist vollständig städtisch gebauten Vorstadtdörfern umgeben; dieselben sind: Reudnitz (11,645 E.), Anger (1487 E.), Crottendorf (464 E.), Volkmarsdorf (8384 E.), Volkmarsdorfer Straßenhäuser (415 E.), Neureudnitz (1493 E.), Thonberg (3058 E.), Connewitz (5653 E.), Plagwitz (3896 E.), Lindenau (9823 E.), Gohlis (7013 E.), Eutritzsch (3679 E.), Neuschönefeld (5292 E.), insgesammt 62,302 E. An diese Vorstadtdörfer schließen sich wiederum unmittelbar folgende Außendörfer an: Neusellerhausen (1061 E.), Sellerhausen (1699 E.), Stötteritz (4699 E.), Lößnitz (463 E.), Dölitz (1471 E.), Schleußig (284 E.), Großzschocher (1842 E.), Kleinzschocher (2652 E.), Möckern (2123 E.), Schönefeld (7220 E.), insgesammt 23,514 E., sodaß L. (nach der Volkszählung vom 1. Dec. 1875) mit den Vorstadtdörfern eine Bevölkerung von 189,689 (seit 1843 [67,099 E.] eine Zunahme von 122,590 E. oder 182 Proc.) und mit den Vorstadt- und Außendörfern von 213,203 Seelen (seit 1843 [76,138 E.] eine Zunahme von 137,065 E. oder 180 Proc.) hatte. Die Bevölkerung der Vorstadt- und Außendörfer ist ebenfalls in der großen Mehrzahl (97,6 Proc.) lutherisch.

An Bauwerken von eigentlich monumentalem Charakter ist L. nicht reich. Unter den kirchlichen Gebäuden wurden die Hauptkirchen, die Thomaskirche und die Nikolaikirche, 1496, resp. 1525 eingeweiht, die letztere 1785—96 erneuert und mit Gemälden von Oeser geziert. Sonst haben sie nichts Ausgezeichnetes, ebenso wenig wie die Universitäts- oder Paulinerkirche, die 1240 erbaut, 1544 erneuert wurde und 1841 ein Grabdenkmal des 1307 in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Diezmann von Meißen erhielt. Die neue kath. Kirche wurde nach Heideloff's Entwurfe in rein goth. Stil 1847, die Synagoge im maurischen Stil 1855 vollendet. Die übrigen fünf Kirchen luth. Confession sind ebenso wie die Kirche der Reformirten ohne Bedeutung. In der innern Stadt ist das Rathhaus am Markte, 1556 von Lotter erbaut, ein stattliches Gebäude; aus derselben Zeit (1549) stammt die Pleißenburg, die ehemalige Citadelle von L., die seit 1818 theilweise umgebaut, gegenwärtig durchgehends zu Kasernen und Magazinen dient, und deren Thurm 1790—1862 als Sternwarte diente. Die schönsten Bauwerke L.s sind jetzt das Museum, 1856—58 nach Lange's Entwürfen aufgeführt, und das

(nach dem Entwurfe von Langhans erbaute) 1868 eröffnete Neue Theater, beide einander gegenüber am Augustusplatze gelegen. An letzterm erhebt sich auch das an der Fronteseite 86 Mt. lange Augusteum (Universitätsgebäude), 1831—36 nach Schinkel's Entwürfen von Gentebrück aufgeführt, mit prächtiger Aula und im Giebel mit Reliefs von Rietschel geschmückt. Unter den übrigen in der Umgebung des Augusteums zur Universität gehörigen Gebäuden sind noch das Fridericianum, 1843 von Gentebrück erbaut, und das ganz zu Zwecken der Vermiethung benutzte Mauricianum (seit 1849) zu nennen. Sonst sind von öffentlichen Gebäuden noch zu erwähnen: die Börse auf dem Naschmarkte (1640—80), das Gewandhaus (1740 von Schmidlein aufgeführt); ferner aus neuerer Zeit die 1834—36 erbaute Deutsche Buchhändlerbörse in der Ritterstraße, das Postgebäude am Augustusplatze (1836—38 nach Gentebrück's Plane erbaut), die Gebäude des Hauptsteueramts an der Bahnhofstraße, die Georgenhalle (nach Dost's Entwürfen 1859 vollendet), in welcher das Reichsgericht vorläufig untergebracht werden soll, die in der neuesten Zeit errichteten zahlreichen städtischen Schulgebäude, die neuen Universitätsgebäude an der Waisenhausstraße (die Anatomie, das mineralog. und physik. Institut, das botan. Institut, das pathol. Institut, das chem. Laboratorium, das physiol. Institut), das große 1871 eröffnete städtische Krankenhaus (Jakobshospital, ebenfalls auf der Waisenhausstraße), das 1872 vollendete Johannishospital (auf der Hospitalstraße), die neuen Gerichtsgebäude am Petersteinweg und der Harkortstraße, endlich mehrere für Zwecke kaufmännischen Verkehrs bestimmte Häuser, wie die Tuchhalle, Creditanstalt, das Gebäude des Kaufmännischen Vereins u. s. w. Die innere Stadt enthält viele schöne und solide Privathäuser aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Von neuern Privatgebäuden in den Vorstädten sind hervorzuheben: das 1832—33 von Hermann erbaute sog. Römische Haus mit schönen Fresken; das Schützenhaus, ein mit schönen Gärten versehenes großartiges Restaurations-Etablissement; die Centralhalle, ein von Pötzsch 1849—50 erbautes Restaurationslocal; die ebenfalls von Pötzsch (1847) ausgeführte Freimaurerloge in der Elsterstraße; die Etablissements von Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, Teubner, Giesecke u. Devrient, Meißner u. Buch u. a. m. Die großen Gärten der innern Vorstädte sind in neuerer Zeit sämmtlich bebaut worden, so der Bose'sche (später Reimer'sche) Garten, der Reichel'sche, der Rudolph'sche Garten, seit 1864 auch der Gerhard'sche (früher Reichenbach'sche) Garten, der wegen zweier (jetzt in der Lessingstraße und einem Privatgarten der Poniatowskistraße stehenden) Denkmäler Poniatowski's, welcher hier 19. Oct. 1813 in der Elster ertrank, vielfach von Fremden besucht wurde, und seit 1873 auch der Keil'sche (früher Löhr'sche) Garten. Der Friedhof zu St.-Johannis, welcher ebenso wie der 1845 angelegte Neue Friedhof musterhaft gehalten und von den Einwohnern mit vieler Liebe gepflegt wird, enthält eine Menge Denkmäler berühmter Verstorbenen (z. B. von Spohn, Pölitz, Gellert u. s. w.); ein dritter Friedhof wurde 1877 im Norden der Stadt angelegt. Denkmäler von höherer künstlerischer Bedeutung besitzt L. nur in dem ehernen Standbilde Thaer's von Rietschel (1850) an der Ersten Bürgerschule und der schönen Marmorstatue Gellert's von Knaur (1865) im Rosenthal unweit des Eingangs. In der Nähe der (damaligen) Thomasschule ließ Felix Mendelssohn-Bartholdy 1843 J. Seb. Bach ein Denkmal setzen neben einem von den Geschwistern Podlesky ihrem Lehrer J. Adam Hiller errichteten Denkstein. Auf dem Theaterplatze wurde 10. Aug. 1851 Hahnemann ein Standbild (von Steinhäuser), im Rosenthal im Frühjahr 1868 vom Zöllnerbund ein Denkmal Zöllner's errichtet. Dem Andenken an die Völkerschlacht bei L. sind seit 1863 mehrere Denkmäler in der Stadt wie auf dem Schlachtfelde gewidmet. Ein großartiges Siegesdenkmal (für 1870—71) ist projectirt.

Messen, Handel und Buchhandel. Durch seine Messen ist L. nächst Hamburg die bedeutendste Handelsstadt des Deutschen Reichs und einer der wichtigsten Handelsplätze der civilisirten Welt überhaupt geworden. Mit Ausnahme der Gelehrten und Beamten (Adel und Militär treten in L. in den Hintergrund) durchdringt der Handel die ganze Einwohnerschaft als das belebende Princip. Schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. (1183) hatte L. privilegirte Märkte, die zu Jubilate und Michaelis abgehalten wurden und im 15. Jahrh. bereits den Charakter von Handelsmessen angenommen hatten. Friedrich der Sanftmüthige fügte denselben 1458 die Neujahrsmesse zu. Ein kaiserl. Privilegium vom 20. Juli 1497 bestätigte der Stadt das Stapelrecht in einem Umkreise von 15 Meilen. Durch Maximilian I. wurden 23. Juli 1507 diese Privilegien noch erweitert. Die Städte, welche noch fernerhin mit L. zu wetteifern versuchten, wie Magdeburg, Erfurt, Merseburg, Naumburg u. s. w., vermochten gegen L. nicht mehr aufzukommen. Selbst die Gunst Papst Leo's X. wußte L. zu gewinnen; eine Bulle vom 8. Dec. 1514 bedrohte alle Eingriffe in die der Stadt zugesprochenen Rechte

Digitized by Google

mit geistlichen Strafen. Auch das Kipper- und Wipperwesen und die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nur momentan den Aufschwung des Handels niederzuhalten. Zwar verlor die Stadt im ersten Viertel des 18. Jahrh. ihr Stapelrecht; dagegen überflügelte L. in dem letzten Viertel jenes Jahrhunderts Frankfurt a. O., das damals mit seinen Messen eine gefährliche Concurrenz bildete. Die Continentalsperre wirkte auf die inländischen Fabriken und Manufacturen gar nicht unvortheilhaft. Dagegen äußerten die Ereignisse 1813, die Theilung Sachsens, die Prohibitivmaßregeln des Auslandes, das Absperrungssystem Preußens und die Elbschifffahrt höchst nachtheiligen Einfluß insbesondere auf den leipziger Handel. Noch mehr thaten dies die eingeführten Accisefixationen, sodaß die Klagen des Handelsstandes immer lauter wurden. Der 24. Sept. 1828 abgeschlossene mitteldeutsche Handelsverein besserte nur wenig. Erst infolge des 30. März 1833 unterzeichneten Beitritts Sachsens zum deutschen Zollverein entwickelte sich der leipziger Handels- und Meßverkehr mit reißender Schnelligkeit zu einer Höhe, mit welcher die Vergangenheit keinen Vergleich aushält. Wesentlich trug hierzu die Eröffnung der L.-Dresdener Eisenbahn bei (1835—39), durch welche der erste Anstoß zur Anlegung größerer Eisenbahnen in Deutschland gegeben wurde. Derselben folgten 1840 die Magdeburg-Leipziger, 1843 die Bairische (Westliche Staatsbahn), 1856 die Thüringer, 1859 die Berliner Bahn und 1874 die Zweigbahn L.-Eilenburg der Halle-Sorau-Gubener Bahn, deren Bahnhöfe durch eine Verbindungsbahn (seit 1851) im Zusammenhange stehen. Im J. 1875 gab es in L. 3421 selbstständige Handelsgeschäfte, welche 265 Branchen angehörten, in denen 11,532 Personen beschäftigt waren. Die hauptsächlichsten Gegenstände des Großhandels der eigentlichen leipziger Firmen sind außer den Landesproducten und den Erzeugnissen der städtischen Industrie: engl., auch belg. und schweiz. Garne nebst inländischen Strick- und Kammgarnen, Zephyrwollen u. s. w.; rohe ungefärbte Seide, Baumwoll- und Wollwaaren, Tuche, halbseidene Stoffe, Linnenwaaren, Batist, Ledertuch u. dgl. nebst Tüll, Spitzen, Bobinets, Schweizer Waaren, Seidenwaaren und Seidenband; ferner Eisen, Kurzwaaren, Uhren, Glaswaaren, Wein, Farbehölzer und Farbewaaren, Porzellan, Sensen, Wetzsteine, Düngemittel. Der Handel mit Colonialwaaren und Droguen hat in der neuesten Zeit einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Für Rauchwaaren ist L. gegenwärtig ein Hauptweltmarkt. Es kamen 1875 an amerik. Pelzwerk für 11,166,000 Mark, an mitteleuropäischem für 5,962,080 Mark, an russischem und asiatischem für 5,638,248 Mark, zusammen also für 22,766,322 Mark (der dritte Theil der jährlichen Gesammtproduction der Erde) in L. in den Handel. Auch der Handel mit Bettfedern hat in L. seinen Mittelpunkt. Bedeutende Geschäfte werden auch besonders während der Messen in rohen Häuten und Fellen, Hasen- und Kaninchenfellen, Roßhaaren und Schweinsborsten gemacht. Wolle wurde in der neuern Zeit jährlich etwa 30—40,000 Ctr. in L. gekauft. Der Commissionshandel in Getreide und Mehl war besonders 1842—57 von Bedeutung, doch kommen jährlich in L. immer noch über 1,000,000 Hektolit. Körnerfrucht zum Verkauf. Der Roßhandel hat in neuester Zeit ziemliche Bedeutung erlangt. Durch die Messen ist L. gegenwärtig der Hauptmarkt für das deutsche Zollgebiet. Seit 1840 (von wo an officielle Daten vorliegen) hat sich die Waarenzufuhr aus letzterm fortwährend gesteigert. Auch der Verkehr mit ausländischen Waaren hat stets zugenommen. Während die wesentlich zum Eingange verzollten ausländischen Waaren (baumwollene, leinene und wollene Garne, Rauch-, baumwollene, Leinen-, Seiden-, halbseidene, Wollen-, Leder- und Gummiwaaren, Steingut und Porzellan, Glas und Glaswaaren, feine und grobe Kurzwaaren, insoweit sie Gegenstände des Meßhandels waren) sich in der fünfjährigen Periode 1840—44 auf 215,173 Ctr. (ohne die 92,745 Ctr. verzollter Contowaaren nur 122,428 Ctr.) beliefen, waren sie 1860—64 auf 559,963 Ctr. (ohne die 67,471 Ctr. verzollter Contowaaren nur 492,492 Ctr.) und 1870—74 sogar auf 680,817 Ctr. (ohne die 94,966 Ctr. verzollter Contowaaren nur 585,851 Ctr., mithin von 122,428 Ctr. um 463,423 Ctr. oder 378,52 Proc.) gestiegen. Betreffend den Meßverkehr mit Zollgebietsartikeln, beliefen sich die vereinsländischen, lediglich den Meßartikeln angehörenden und deshalb mit Meßzoll belegten Fabrik- und Manufacturwaaren (baumwollene, seidene und halbseidene, leinene und diverse Waare) 1845—49 auf 1,434,550 Ctr., 1860—64 auf 1,969,517 Ctr., 1870—74 auf 1,909,600 Ctr. (also um 33,12 Proc. gestiegen). Dagegen belief sich der Waareneingang zum Conto (Meß- und fortlaufende Conten) 1840—44 auf 310,581 Ctr., 1860—64 auf 158,013 Ctr., 1870—74 auf 157,343 Ctr. (also um 49,34 Proc. gesunken). Stellt man nun dem Steigen der Zufuhr ausländischer Waare um 378,52 Proc. und dem Steigen der Zufuhr von vereinsländischer Waare um 33,12 Proc. (insgesammt 411,64 Proc.) das Sinken der Meß- und fortlaufenden Conten um 49,34 Proc. gegen-

Digitized by Google

über, so ergibt sich, daß in den 34 Jahren von 1840 bis 1874 der Waarenabsatz um mehr als 200 Proc. an Umfang zugenommen hat. (Vgl. Schultz, «Die leipziger Messen und die Entwickelung des leipziger Handels 1835—75» in der «Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureau», Jahrg. 1875.) Obgleich L. zahlreiche Bank- und Geldinstitute und andere zum Schutze und zur Förderung der Handelsbetriebsamkeit gegründete Anstalten (Reichsbankhauptstelle, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Leipziger Bank, Communalbank des Königreichs Sachsen, Leipziger Creditbank, Erbländischer Ritterschaftlicher Creditverein, Leipziger Hypothekenbank), Agenturen für die Grundcreditbank in Gotha, die Gothaer Privatbank und die Geraer Bank, eine allgemeine Börse, einen Börsenverein, mehrere angesehene Bankhäuser, viele und reiche Rentiers besitzt, so ist die Stadt doch kein eigentlicher Börsenplatz wie Wien, Berlin, Frankfurt a. M. oder Hamburg. Es findet zwar ein belangreicher Umsatz in Werthpapieren statt, allein das eigentliche Börsenspiel tritt sehr in den Hintergrund. Beträchtliche Vorräthe ausländischer Fabrikwaaren sind theils im Eigenhandel leipziger Firmen, theils als Commissionsgut stets vorhanden. Von Wichtigkeit ist der Exporthandel, und mit dem Commissions- und Speditionsgeschäft befassen sich zahlreiche Firmen. Außer mehrern Eisenbahn- und zahlreichen Versicherungsgesellschaften sind daselbst auch viele gewerbliche Unternehmungen (für Steinkohlenbergbau u. s. w.) gegründet worden, deren Directionen ihren Sitz in der Stadt haben. Die Zahl der Consulate beträgt 20. Die Jahresberichte der Leipziger Handelskammer sind hochgeschätzt. Die seit 1842 bestehende Oelbörse wurde 1853 mit einer Productenbörse vereinigt. Der ziemlich besuchte Wollmarkt wird seit 1826 im Juni gehalten.

Einen wesentlichen Theil des leipziger Handels macht der Buchhandel aus, der, nachdem er sich von der eigentlichen Buchdruckerei gesondert, im Anfange des 16. Jahrh. seine Messen von Frankfurt a. M. hierher übersiedelte, sodaß nun L. der Hauptstapel- und Commissionsplatz des gesammten deutschen und zum Theil auch ausländischen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels wurde. (S. Buchhandel.) Die Zahl der Buchhandlungen in L. belief sich 1716 auf 17, 1828 bereits auf 77; 1853 gab es 154 Buch- und Musikalienhandlungen. Seit Einführung des sächs. Gewerbegesetzes (1862) hat sich die Corporation der leipziger Buchhändler als freier Verein constituirt. Derselbe bestand 1877 aus 275 buchhändlerischen Firmen und 17 Antiquaren, wovon sich ungefähr 70 ausschließlich mit Verlag, etwa 30 ausschließlich mit Commissionen, 17 mit Musikalienhandel, die übrigen gleichzeitig mit Verlag, Sortiment, Commission und Antiquarhandel beschäftigten; insgesammt hatte L. 117 Commissionäre (mit 4529 Committenten); 1430 auswärtige Handlungen halten in L. Lager und lassen ihren Verlag ausliefern. Mehrere der leipziger Verlagsgeschäfte gehören zu den bedeutendsten und namhaftesten Deutschlands; so Breitkopf u. Härtel, F. A. Brockhaus, Duncker u. Humblot, W. Engelmann, S. Hirzel, E. Keil, Meyer (Bibliographisches Institut), O. Spamer, Bernh. Tauchnitz, B. G. Teubner, T. O. Weigel, J. J. Weber und O. Wigand. Unter den Kunsthandlungen sind die von Del Vecchio, unter den Musikalienhandlungen Breitkopf u. Härtel und Peters die namhaftesten. Das ausländische Sortimentsgeschäft hat ebenfalls in L. seinen Hauptsitz und wird namentlich von F. A. Brockhaus' Sortiment u. Antiquarium und Twietmeyer betrieben. Von besonderer Bedeutung ist auch der Antiquarbuchhandel in L. und sind dabei hervorzuheben die Firmen: F. A. Brockhaus' Sortiment u. Antiquarium, Kirchhoff u. Wigand, K. F. Köhler, List u. Francke, T. O. Weigel. Die zahlreichen Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen haben nicht nur eine große Anzahl von Schriftstellern, Correctoren u. s. w. nach L. gezogen und zahlreiche journalistische Unternehmungen hervorgerufen, sondern auch in den zunächst damit in Verbindung stehenden Industriezweigen einen für andere Orte ganz ungewöhnlich lebhaften Betrieb erzeugt. Mehrere Verlagsbuchhandlungen, wie z. B. Breitkopf u. Härtel, Brockhaus, Giesecke u. Devrient, Meyer (Bibliographisches Institut), B. Tauchnitz, Teubner, sind zugleich im Besitz großer, meist auch für fremde Auftraggeber arbeitender Druckereien. Im ganzen zählte man (Sommer 1877) 66 Buchdruckereien. Hieran reihen sich außer mehrern größern Papiergeschäften (Flinsch, Sieler u. Vogel, Ullstein u. a.) in entsprechender Anzahl Schriftgießereien, Notendruckereien, Etablissements für Notenstich (darunter das große Etablissement von Röder), Kupferstich und Lithographie, für Kupferdruck und Steindruck, sowie mehrere umfangreichere xylographische Institute, deren Leistungen sehr geschätzt sind. Die Zahl der Buchbindereien betrug außer den sehr bedeutenden mehrerer Verlagshandlungen (im Sommer 1877) 170 (48 von Innungsmitgliedern, 122 von Nichtinnungsmitgliedern). Die in den Auctionsanstalten von H. Hartung, T. O. Weigel und List u. Francke abgehaltenen Bücherauctionen, sowie die Kunstauctionen unter Leitung von C. G. Börner (früher Rud. Weigel) haben im In- und Ausland einen guten

Digitized by Google

Ruf. In neuerer Zeit ist L. auch gewissermaßen zum Mittelpunkt für den Handel mit Autographen, Briefmarken u. s. w. in Deutschland geworden.

Industrie. Obgleich in L. die meisten städtischen Gewerbe mehr oder minder fabrikmäßig betrieben werden, so kann man die Stadt doch eigentlich keine Fabrikstadt nennen. In neuerer Zeit sind jedoch sowol in der Stadt selbst wie in den Vorstadt- und Außendörfern (namentlich Reudnitz, Neuschönefeld, Lindenau, Plagwitz, Gohlis und Eutritzsch) viele Fabrikanlagen errichtet worden, welche mit Dampfkraft arbeiten. Die Hauptzweige der Fabrikindustrie sind Taback und Cigarren, Pianofortes und andere musikalische Instrumente (52 Betriebe mit 773 Personen), Wachstuch, kleinere Maschinen (wie Nähmaschinen, Werkzeugmaschinen), die sich eines immer erweiternden Absatzkreises erfreuen, Feuerspritzen, mathem. und physik. Instrumente, feuerfeste Geldschränke; ferner ätherische Oele, Chemikalien, Lack und Firnis, Sprit, Düngmittel, Chocolade, Wäsche und Weißwaaren, Gummiwaaren, künstliche Blumen, Handschuhe, Stickereien, Hüte, Gold- und Silberwaaren, Eisengußwaaren, Seife, Korbwaaren, Bürsten, Möbels, fertige Kleider und Confectionen, verschiedene Luxusartikel, Luxuspapiere, Papierwäsche; die Bearbeitung von Menschenhaaren, sowie die Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei haben in wenigen Jahren große Bedeutung erlangt. Das Zurichten der Rauchwaaren, zum Theil in größern Etablissements betrieben, beschäftigt viele Hände in L. und den Orten der Umgebung (Lindenau, Gohlis, Markranstädt). Die Bierbrauerei wird in Stadt und Umgegend ebenfalls sehr schwunghaft betrieben. Die vielen Ziegeleien in der Umgebung vermehren sich jährlich. Auch bestehen mehrere Sägewerke, Fournierschneidereien und Raspelwerke für Farbehölzer. In den Vorstädten und den Vorstadt- und Außendörfern bestehen zahlreiche Kunst- und Handelsgärtnereien. Im J. 1875 waren in L. 4453 eigentliche industrielle Hauptbetriebe mit 52,241 Personen, ferner im Verkehrsgewerbe 360 Betriebe mit 785 Personen und in der Beherbergung und Erquickung 580 Betriebe mit 1962 Personen.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Universität obenan, die der durch die Uneinigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen 1409 herbeigeführten Auswanderung einer großen Anzahl prager Studenten unter Anführung von Otto von Münsterberg und Johann Hofmann ihre Stiftung verdankt. Die vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und dessen Bruder Wilhelm hierzu nachgesuchte päpstl. Einwilligung gab Alexander V. unterm 9. Sept. 1409. Als eigentlicher Stiftungstag wird der 4. Dec. 1409 angenommen, und Otto von Münsterberg war der erste Rector. Die Gesammtheit der Lehrer und Studirenden wurde in vier Nationen: die sächsische, meißnische, fränkische (nachher bairische) und polnische, geschieden. Die Universität wurde zunächst ausgestattet mit dem Großen und Kleinen Fürstencollegium (Petrinum), zu welchen später das Frauencollegium kam, und der Besoldung für 20 Magistri, bis zu diesem Behufe die Dörfer Hohenheida, Gottscheina und Merkwitz übergeben wurden; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Die medic. Facultät wurde 1415 gestiftet, aber erst 1438 mit zwei Professoren besetzt. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. Der Kurfürst Moritz wurde gleichsam ihr zweiter Stifter, indem er ihr nicht nur die Besitzungen des Paulinerklosters, sondern auch fünf Dörfer und reiche Einkünfte aus den eingezogenen Gütern der Klöster auf dem Petersberge und zu Pegau schenkte. Auch wurde für arme Studirende durch die erste Begründung des Convictoriums (in dem 1877 allein 277 Studirende beköstigt wurden) und einer Menge Stipendien gesorgt. Unter den spätern sächs. Fürsten sorgte namentlich König Friedrich August I. für reichere Ausstattung der Universität. Im J. 1829 wurde zur bessern Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten eine eigene Rentverwaltung eingesetzt. Die alte Verfassung erfuhr seit 1830 mancherlei Umgestaltungen, besonders 1850. Unter der Regierung Friedrich August's II. und vorzüglich des Königs Johann ist sehr vieles theils zur Vermehrung der Lehrkräfte und Lehrmittel, theils für die Steigerung der Einkünfte (durch bessere Verwerthung des reichen Grundbesitzes, nutzbringende Neubauten u. s. w.) geschehen. Allein in der Stadt besitzt die Universität 37 zum Theil palastartige und höchst rentable Hausgrundstücke. Die Vermächtnisse zu Stipendien, Freitischen, Benefizien aller Art betragen über 22 Mill. Mark. Während der ganzen langen Zeit ihres Bestehens hat sich die leipziger Universität den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt und zählt unter ihren Lehrern viele gefeierte Namen. Die Zahl der Studirenden, die im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. noch 1300 betrug, sank in der Mitte des Jahrhunderts bis auf 800 herab, hat sich aber in der neuesten Zeit, während welcher das ganze Institut unter der Regierung des Königs Johann mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, außerordentlich rasch vermehrt, sodaß die Universität L. gegenwärtig die am stärksten besuchte

Digitized by Google

Hochschule des ganzen Deutschen Reichs ist. Der Bestand derselben belief sich im Sommersemester 1877 auf 2842 inscribirte Studenten (1035 Sachsen, 1480 Deutsche aus andern Bundesstaaten, 327 Nichtdeutsche, gegen 2976 im Wintersemester 1876—77) und 96 nicht inscribirte Hörer, insgesammt 2938. Den Facultäten und Wissenschaften nach vertheilten sich die 2842 inscribirten Studenten folgendermaßen: 920 auf die Jurisprudenz, 433 auf die Philologie, 366 auf die Medicin, 341 auf die Theologie, 193 auf die Naturwissenschaften (Chemie und Physik), 158 auf die Philosophie, 150 auf die Mathematik, 86 auf die Pädagogik, 83 auf die Pharmacie, 78 auf die Landwirthschaft, 34 auf die Cameralia. Im Wintersemester 1877—78 war die Gesammtzahl der inscribirten Studenten auf über 3000 gestiegen. An Lehrern wirkten in der theol. Facultät: 8 ord., 5 außerord. Professoren; in der juristischen: 12 ord., 3 außerord. Professoren, 2 Privatdocenten; in der medicinischen: 10 ord., 12 außerord. Professoren, 15 Privatdocenten; in der philosophischen: 37 ord., 27 außerord. Professoren, 24 Privatdocenten, insgesammt 67 ord., 47 außerord. Professoren, 51 Privatdocenten, 1 Lector und 2 Exercitienmeister. Der theol. Facultät gehören Namen an wie Baur, Kahnis, Luthardt; der juristischen Binding, Friedberg, Hänel, O. Müller, von Wächter, Windscheid; der medicinischen Braune, Coccius, Credé, His, Ludwig, Benno Schmidt, Thiersch, Wagner, Weber. In der philos. Facultät sind der Geschichtschreiber Voigt, der Nationalökonom Roscher, die Philosophen Drobisch, Fechner und Wundt, der Physiker Hankel, die Chemiker Kolbe und Wiedemann, der Astronom Bruhns, die Philologen Curtius, Eckstein, Lange, Lipsius und Ribbeck, der Archäolog Overbeck, die Orientalisten Fleischer und Krehl, die Germanisten Hildebrand und Zarncke, der Romanist Ebert, der Slawist Leskien, der Aegyptolog Ebers, der Indo-Germanist Windisch, der Kunsthistoriker Springer, der Mineralog Zirkel, der Geolog Credner hervorzuheben. Zur Universität gehören außer der Universitätsbibliothek (350,000 Bände mit 4000 Handschriften) und der sehr ansehnlichen Münzsammlung: die archäol. Sammlung im Fridericianum, die Museen für Zoologie, Mineralogie und Pharmakognosie, die zootomische Sammlung, die neue gut ausgestattete Sternwarte (seit 1862 im Johannisthal), der physik.-technolog. Apparat, der kunsthistor. und der ägyptolog. Apparat, das physik. Institut, das botan. Institut, ferner mehrere chem. Laboratorien, das klinische Institut (im Jakobshospital), das pathol.-anatom., das physiol. und das anatom. Institut, die Entbindungsschule (das Trier'sche Institut), ein medic. und ein chirurgisch-poliklinisches Institut, eine Districtspoliklinik, eine orthopäd. Poliklinik, ein Institut für Augenheilkunde; endlich das Seminar für praktische Theologie, das criminalistische, philol., archäol., deutsche, pädagogische und das kaiserl. russ. philologische Seminar, ein landwirthschaftliches Institut, ein landwirthschaftlich-physiol. Institut und eine Veterinärklinik. Vgl. Gretschel, «Die Universität L.» (Lpz. 1830); Zarncke, «Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität L.» (Lpz. 1857).

Unter den übrigen **Unterrichtsanstalten** sind zunächst zwei von der Stadt unterhaltene Gymnasien: die Nikolaischule und die Thomasschule, zu nennen, beide in neuester Zeit in neuen Gebäuden untergebracht. Die mit einem Alumneum verbundene Thomasschule, welche unter ihren Rectoren Namen wie J. H. Ernesti, Geßner, J. A. Ernesti, J. F. Fischer, Stallbaum, Eckstein zählt, nimmt in der Geschichte der humanistischen Bestrebungen einen ehrenvollen Platz ein. Ihre Cantoren waren schon seit langer Zeit stets berühmte Meister, wie Joh. Sebast. Bach, Doles, Hiller, Schicht, Weinlig, Hauptmann und (seit 1868) Richter. Die Errichtung eines dritten Gymnasiums (Staatsanstalt) wurde 1876 vom Landtag genehmigt. Ferner besitzt L. folgende städtische Schulen: zwei Realschulen (eine erster und eine zweiter Ordnung), eine Höhere Schule für Mädchen, eine Gewerbeschule, sechs Bürgerschulen, die vereinigte Raths- und Wendler'sche Freischule, zwei Fortbildungsschulen (eine für Knaben, eine für Mädchen) und sechs Bezirksschulen. Von Corporationen gegründete und unterhaltene Schulen sind: die Handelslehranstalt, die Buchhändlerlehranstalt, die kath. Bürger- und Armenschule, die israel. Religionsschule und die Schule für Theorie und Praxis des Kindergartens. Unter den Privatunterrichtsanstalten sind hervorzuheben: das Moderne Gesammtgymnasium, die Teichmann'sche Lehr- und Erziehungsanstalt, die Smitt'sche Höhere Töchterschule, das von Steyber'sche Erziehungsinstitut, die Barth'sche Erziehungsschule, das Körner'sche Institut für Knaben, die Lehranstalt für erwachsene Töchter, die Kaufmännische Fortbildungsschule, die Fortbildungsschule für jüngere Kaufleute und die Handelslehranstalt für Commis und junge Geschäftsleute.

Wissenschaft und Kunst finden in L. in den weitesten Kreisen die eifrigste Pflege. Unter den wissenschaftlichen Vereinen steht die 1846 am Geburtstage Leibniz' (6. Juli) eröffnete Königlich Sächsische Akademie der Wissenschaften obenan, neben welcher die Fürstlich Jablo-

nowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften zu nennen ist. Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft und der neubegründete Deutsche Astronomenverein haben zu L. ihren Mittelpunkt. Sonst sind noch hervorzuheben: die früher sehr einflußreiche Deutsche Gesellschaft, die Naturforschende Gesellschaft (seit 1824), die Griechische Gesellschaft (1793 von G. Hermann gestiftet), die Historisch-Theologische Gesellschaft (1814 von Illgen begründet), die Polytechnische Gesellschaft (seit 1825), die Medicinische Gesellschaft (seit 1829), der Verein von Freunden der Erdkunde (seit 1861), der Verein für die Geschichte L.s (seit 1867) u. s. w. Unter den übrigen Instituten für geistige Bildung ist vor allem die Stadtbibliothek zu erwähnen. In dem schönen Saale des Gewandhauses aufgestellt, zählt sie über 80,000 Bände und 2000 Handschriften und erfuhr 1837 durch das Vermächtniß der Pölitz'schen Bibliothek (26,000 Bände) eine ansehnliche Bereicherung. Volksbibliotheken besitzt L. bereits drei. Die 1871 gegründete Comenius-Stiftung umfaßt eine pädagogische Centralbibliothek. Das Museum für Völkerkunde, seit 1871 bestehend, ging aus den ethnogr.-culturhistor. Sammlungen des verstorbenen Oberbibliothekars Friedrich Gustav Klemm in Dresden hervor. Für die bildenden Künste wirkt die mit einer Kunstgewerbeschule verbundene Königliche Akademie der bildenden Künste (gegründet 1764) unter Nieper's Leitung. Für Kupferstich, Lithographie und besonders Holzschnitt besitzt L. viele und tüchtige Kräfte. Auf dem Gebiete der Plastik hat sich in neuerer Zeit besonders Knaur einen geachteten Namen erworben. Die Holzbildhauerarbeiten von Schneider haben weithin Anerkennung gefunden. Für Förderung der bildenden Künste wirken der 1857 begründete Kunstverein und Del Vecchio's Permanente Kunstausstellung. Eine Kunstsammlung von größerm Umfang hat L. erst in neuerer Zeit (1858) im Städtischen Museum erhalten. Der Glanzpunkt desselben ist die Gemäldegalerie von etwa 400 Bildern, darunter eine ziemliche Anzahl von Gemälden der ausgezeichnetsten neuern Meister. Den Hauptbestandtheil derselben bildet die durch Vermächtniß an die Stadt übergegangene Privatgalerie von H. Schletter. Auch die Abtheilungen für Kupferstiche und Handzeichnungen (Schenkungen von K. Lampe und H. Demiani) und die Sammlung von Gipsabgüssen berühmter älterer und neuerer Sculpturwerke enthalten Vorzügliches. Mit dem Kunstgewerbemuseum ist auch eine Vorbildersammlung für Kunstgewerbe verbunden. Die Hauptrolle im Kunstleben L.s hat von jeher das Theater und die Musik gespielt. L. besitzt zwei städtische Bühnen: das Alte Theater (am Theaterplatz), welches 1817 gegründet wurde und unter der Direction Küstner's bis 1828 seine Glanzperiode feierte, und das Neue Theater (am Augustusplatz), welches nach den Entwürfen von Langhans mit einem Kostenaufwande von 480,000 Thlrn. erbaut, 28. Jan. 1868 eröffnet wurde und zu den größten und schönsten Stadttheatern Deutschlands gehört; außerdem noch das Carolatheater und mehrere Bühnen dritten und vierten Rangs. Berühmt sind die großen Concerte im Gewandhaus, welche 1743 vom Kaufmann Zehmisch begründet wurden, hauptsächlich in die Ausführung großer classischer Musiken ihren Ruhm setzen und den ausgezeichnetsten Künstlern Gelegenheit geben, ihre Talente zu zeigen. Eine vortreffliche musikalische Bildungsanstalt erhielt L. in dem 1843 durch Mendelssohn-Bartholdy gestifteten Königlichen Conservatorium der Musik, welches, von tüchtigen Musikern (wie Reinecke, Richter, Paul u. a.) geleitet, sich im In- und Auslande des besten Rufs erfreut. Musikalische Unterhaltung und Bildung bezwecken der Musikverein Euterpe und der Dilettanten-Orchesterverein, ferner eine ungewöhnlich große Anzahl von Vereinen für Männergesang und gemischten Chor (über 40), unter denen sich die beiden Universitätssängervereine Paulus und Arion, die Singakademie und der Riedel'sche Verein durch künstlerische Leistungen auszeichnen. Der größte Theil der Männergesangvereine ist im Zöllnerbunde vereinigt.

Behörden, städtische Verwaltung u. s. w. L. ist Sitz des Reichsoberhandelsgerichts (von 1879 ab des Reichsgerichts), des kaiserl. Disciplinarhofs, der kaiserl. Disciplinarkammer, einer kaiserl. Oberpostdirection sowie Reichstelegraphenstation und Reichsbankhauptstelle; ferner Sitz einer Kreishauptmannschaft, einer Amtshauptmannschaft, eines Appellationsgerichts, eines Bezirksgerichts und zweier Gerichtsämter (von 1879 ab eines Landgerichts und eines Amtsgerichts), eines Hauptzollamts, eines Hauptsteueramts, eines Landbauamts und der Landeslotteriedirection; endlich Sitz des Commandos der 24. Infanteriedivision und der 48. Infanteriebrigade. Die Garnison von L. besteht aus den beiden Infanterieregimentern Nr. 106 (in Möckern kasernirt) und Nr. 107 (in L. selbst kasernirt). Die städtische Verwaltung ist als mustergültig anerkannt. Der Stadtrath besteht aus einem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, einem Polizeidirector, 9 besoldeten und 15 unbesoldeten Stadträthen. Die Verwaltung der Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei ist städtisch; erstere erfolgt durch den Rath, letztere durch ein

Digitized by Google

städtisches Polizeiamt. Die Zahl der Stadtverordneten beträgt 60. Die Stadt besitzt mehrere große Rittergüter, ansehnliche Waldungen und Wiesenflächen und sehr werthvolle Grundstücke, deren Ertrag sich in der neuesten Zeit bedeutend gesteigert hat. Für den städtischen Haushalt müssen in L. verhältnißmäßig sehr bedeutende Summen aufgebracht werden, die sich von Jahr zu Jahr steigern. Das Budget, welches 1866 noch 694,000 Thlr. (2,082,000 Mark) betrug, war 1872 bereits auf 932,500 Thlr. (2,797,500 Mark) gestiegen und belief sich für 1877 auf 5,064,000 Mark zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, die Gelder für Neubauten, Straßenanlagen u. s. w. nicht mit inbegriffen; das für 1878 war auf 5,292,600 Mark festgesetzt. Die Stadt L. hatte 1. Jan. 1876 ein Activvermögen von 28,041,384 Mark, welchem Passiva von 15,302,471 Mark gegenüberstanden, sodaß das Vermögen sich auf 12,738,913 Mark belief. Dies ermöglichte, daß noch 1875 (trotz Vergrößerung der Einwohnerzahl und der Ausgaben ohne entsprechenden Vermögenszuwachs) 31 Proc. sämmtlicher städtischen Einnahmen in Einkünften aus städtischem Vermögen bestanden. Von den Einnahmen entfielen 1865—74 durchschnittlich nur 37 Proc., im J. 1875 dagegen 54 Proc. auf die directen Steuern. Der vierte Theil des gesammten städtischen Aufwandes wird durch die Schulen (ausschließlich der Bauten) verursacht; auf Schulbauten wurden in den J. 1850—75 allein $2^1/_2$ Mill. Mark verwandt. Zu den bisherigen fünf städtischen Anleihen, welche 1875 einen Schuldbestand von 12 Mill. Mark hatten, trat 1877 noch eine neue von 9 Mill. Mark (worunter 1,942,140 Mark für sechs neue Schulen). (Vgl. Hasse, «Die Finanzen der Stadt L. 1865—75», Lpz. 1876.)

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, milden Stiftungen u. s. w. sind besonders zu nennen: das Jakobshospital (das städtische Krankenhaus, welches der Universität als medic. Klinik dient), die Augenheilanstalt (1820 von Ritterich gestiftet und seit 1823 ebenfalls als klinisches Institut benutzt), das reichdotirte Hospital zu St.-Johannis für alte Leute (für welches 1868 ein Neubau errichtet wurde), die Biener'sche und die Mende'sche Blindenanstalt, das Taubstummeninstitut, das Waisenhaus, die Pestalozzistiftung (Rettungshaus für verwahrloste Kinder), eine Armenanstalt, zwei städtische Speiseanstalten, das Leihhaus und die Sparkasse u. s. w. Außerhalb der Stadt befinden sich die Irrenheil- und Pflegeanstalt von Güntz zu Thonberg und die Kern'sche Heilanstalt für geistesschwache blödsinnige Kinder (seit 1859 in Möckern). Seit Anfang 1866 versieht eine Wasserleitung, die mit einem Kostenaufwande von 800,000 Thlrn. hergestellt und 1872 bedeutend erweitert wurde, die ganze Stadt mit Quellwasser, das in der Nähe von Connewitz, unweit südlich von L., durch Dampfmaschinen aus sehr reichem Quellgebiete gehoben und über ein bei Probstheida gelegenes Reservoir nach der Stadt befördert wird und sowol zum Trinken als auch zu jedem Wirthschaftsgebrauche verwendbar ist. Der Unrath findet durch ein sehr kostspieliges Kloakensystem seinen Abzug. Das 1865 neuorganisirte Feuerlöschwesen L.s gilt als musterhaft. Außer der Schwimmanstalt (früher Privatunternehmen, 1866 von einer Actiengesellschaft reorganisirt und verlegt, 1869 auch für Frauen benutzbar) besitzt die Stadt noch mehrere Badeanstalten. Das Turnwesen ist in L. mustergültig eingerichtet; eine schöne Turnhalle wurde 1863 eingeweiht. Entsprechend diesen trefflichen Anstalten, wie dem im allgemeinen gesunden Klima L.s und seiner Umgebung, sind die Gesundheitsverhältnisse L.s sehr günstig; L. hat unter den größern und mittlern Städten Sachsens die niedrigste Sterblichkeitsziffer, und zwar 24 Promille, d. h. jährlich im Durchschnitt 24 Todesfälle auf je 1000 E., während dieselbe in Dresden 29, in Chemnitz 37, in Zwickau 35, in Plauen 25, in Freiberg 31, in Glauchau 39 Promille beträgt. Von den zahlreichen Vergnügungsetablissements sind hervorzuheben: die großen Ball- und Concertlocale des (alten) Schützenhauses (mit Concertgärten, Illuminationseffecten u. s. w.), sowie der Centralhalle, des Hôtel-de-Pologne, Tivoli, das Neue Schützenhaus (unweit Lindenau gelegen). Ein reizender Waldpark in unmittelbarer Nähe der Stadt (zwischen dieser und Gohlis) ist das Rosenthal. Sonst sind von den Orten der entferntern Umgebung noch zu erwähnen: Lützschena mit 847 E., schönem Park und der Gemäldegalerie des Baron Speck von Sternburg; das Städtchen Taucha, an der Parthe, mit 2698 E., Gerichtsamt und einem Jahrmarkt (im September), der für die Leipziger ein Volksfest ist; ferner die Dörfer Knauthain, Eythra und Zöbigker, die wegen ihrer Parks, und Böhlitz-Ehrenberg, das wegen der Waldpartie über die Große Eiche durch die Bürgeraue von L. aus viel besucht wird.

Verkehrsmittel. Begünstigt durch seine geogr. Lage fast in der Mitte Deutschlands, ist L. einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte des Reichs. Die Stadt besitzt sieben Bahnhöfe, und zwar einen Sammelbahnhof (bei Schönefeld) und sechs Specialbahnhöfe: den Südlichen Staatsbahnhof (in der Südvorstadt), die drei nebeneinander liegenden Bahnhöfe der L.-Dres-

Digitized by Google

dener Staatsbahn, der Linie L.-Magdeburg der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn und der Thüringer Bahn (am nördl. Theil der Promenade), den der Berlin-Anhaltischen Bahn (in der Nordvorstadt) und den der Eilenburg-Leipziger Zweigbahn der Halle-Sorau-Gubener Bahn (vor der Ostvorstadt auf reudnitzer Gebiet). Von diesen Bahnhöfen laufen im ganzen 14 Linien aus, und zwar vom Südlichen Staatsbahnhof aus die Hauptlinie der Sächsisch-Bairischen Eisenbahn (L.-Hof) mit den Zweigbahnen über Wenselwitz nach Zeitz und über Borna nach Chemnitz; vom Dresdener Bahnhof aus die beiden Parallellinien nach Dresden, in welche die Muldenthalbahn einmündet; vom Magdeburger Bahnhof die Linie L.-Köthen-Magdeburg mit den Linien Halle-Nordhausen-Kassel und Halle-Vienenburg; vom Thüringer Bahnhof die beiden Linien L.-Corbetha (resp. Gerstungen) und L.-Zeitz-Gera-Eichicht, vom Berlin-Anhaltischen Bahnhof die beiden Linien L.-Berlin und L.-Dessau-Magdeburg, vom Eilenburger Bahnhof aus die Linie L.-Eilenburg der Halle-Sorau-Gubener Bahn. Die Specialbahnhöfe sind unter sich und mit dem Sammelbahnhof durch eine die Stadt in einem weiten Bogen von Südsüdost über Ost nach Nordnordost umkreisende, die Fluren von Connewitz, Thonberg, Stötteritz, Reudnitz, Anger-Crottendorf, Sellerhausen und Schönefeld durchschneidende Verbindungsbahn von 7,5 Kilom. Länge verbunden. Mit den Vorstadtdörfern ist L. durch fünf Linien der 1872 angelegten Pferdebahn verbunden, und zwar: Reudnitz (1,80 Kilom.), Connewitz (4,40 Kilom.), Plagwitz-Lindenau (4,17 Kilom.), Eutritzsch (4,25 Kilom.), Gohlis (3,45 Kilom.). Den Verkehr im Innern der Stadt sowie mit den Vorstadt- und Außendörfern vermitteln 500 Droschken (Fiaker). Die Elster, welche von Dr. Heine kanalisirt und für große Lastkähne schiffbar gemacht worden ist, wird seit 1863 im Sommer auch mit kleinen Dampfbooten befahren. Eine Kanalverbindung L.s mit der Elbe sowie mit der Saale vermittels der Luppe (Elsterarm) ist projectirt. Dem Postverkehr dienen 8 Postämter in der Stadt selbst und 7 äußere Stadtpostämter (in den Ortschaften Lindenau, Connewitz, Eutritzsch, Gohlis, Schönefeld, Neuschönefeld und Thonberg, welche postalisch zu L. gezählt werden), insgesammt also 15 Postämter; außerdem hat L. die beiden Bahnpostämter Nr. 21 und Nr. 32. Vgl. «Mittheilungen des Statistischen Bureau der Stadt L.» (Heft 1—12, Lpz. 1868—77), «Plan der Stadt L.» (9 Blätter, Lpz. 1870).

Geschichtliches. König Heinrich I. soll um 920 am Zusammenflusse der Pleiße und Parthe eine Burgwart angelegt haben, um welche herum sich ein kleines, von wendischen Sorben erbautes Fischerdorf bildete, das nach dem Wort Lip oder Lipa (welches im Slawischen so viel als Linde bedeutet) benannt wurde und sich allmählich zur «Stadt» erweiterte, worunter man sich jedoch weiter nichts als einen befestigten Ort zu denken hat. Der Name der Stadt L. kommt zum ersten male (bei Thietmar von Merseburg zwischen 1015 und 1017) in der Form «Lipz» vor. Diejenige Form des Namens, die im Stadtbuche, der ältesten sichern Urkunde L.s (aus der Zeit zwischen 1156 und 1170), in den Stiftungsurkunden des Thomanerklosters von 1213, in den ältesten Urkunden seiner Chorherren, in den päpstl. Breven von 1218 und 1220 sich vorfindet, ist das einsilbige «Lipz». Im Verfolg des 13. Jahrh. lautete der Name «Lipzk», «Lypzek» und «Lipzic». Die heutige Form des Namens kam erst im 15. Jahrh. auf (zum ersten male in einem Erlasse des Kaisers Friedrich III. von 1456 als «Leypczik»); doch kommt auch noch im 16. Jahrh. «Leipzk» vor. Im J. 1017 verschenkte Kaiser Heinrich II. den Ort an den Bischof von Merseburg, welcher 1022 auch die weltliche Herrschaft darüber erlangte. Nachdem L. von dem Böhmerherzog Wratislaw 1082 zerstört worden war, sich aber bald wieder erhoben hatte, brachte Markgraf Konrad von Wittin 1134 die Stadt tauschweise an sein Haus. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156—89), der der Stadt die Jubilate- und Michaelismesse verlieh, hob sich L. immer mehr, sodaß es bereits 5—6000 E. zählte. Um so mehr hatte es unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) zu leiden, der, 1216 zu einem nachtheiligen Vergleiche mit der Stadt genöthigt, sich zwei Jahre nachher durch List derselben bemächtigte und, um die Bürger im Zaum zu halten, drei feste Schlösser anlegen ließ. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen. Unter seinem Nachfolger, Dietrich von Landsberg (1263—83), blühten bereits Handel und Gewerbe. Unter Diezmann und Friedrich dem Gebissenen nahmen die leipziger Bürger den rühmlichsten Theil an dem Kampfe derselben gegen den Markgrafen von Brandenburg (1292) und gegen Adolf von Nassau (1307). Im Laufe des 14. Jahrh., wo auch der dasige Schöppenstuhl zu größerm Ansehen im Auslande gelangte, entwickelte die Stadt ihre innern Kräfte mehr und mehr, während sie zugleich nach außen sich vergrößerte und ihr Besitzthum und ihre Rechte vermehrte. Schon zu Anfang des 15. Jahrh. scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben, und schon jetzt nahm sie theil am Welthandel. Das wichtigste

Digitized by Google

Ereigniß für sie in dieser Zeit war die Begründung der Universität, die seitdem nicht wenig zu ihrem Ruf und Aufblühen beigetragen hat. Der Hussitenkrieg und der Bürgerkrieg brachten der Stadt den Vortheil, daß sich der Handel immer mehr unter ihre schützenden Mauern flüchtete. Auch erhielt sie 1459 noch eine dritte Messe, die Neujahrsmesse. Nach der Theilung Sachsens 1485, wo L. der Albertinischen Linie zufiel, nahm es infolge der durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und des Papstes erlangten zahlreichen Privilegien und Rechte einen immer höhern Aufschwung. Das 1519 in der alten Pleißenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sog. Leipziger Colloquium leistete der weitern Verbreitung der evang. Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Theil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Der Herzog Georg der Bärtige glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehrere Bürger wurden enthauptet, viele schimpflich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 sah er sich veranlaßt, dem Rathe zu gestatten, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen, und kaum war er gestorben, als unter seinem Bruder, Heinrich dem Frommen, 1539 die Einführung der Reformation rasch in L. vor sich ging, der jedoch die Universität erst später sich anschloß. Im Schmalkaldischen Kriege hatte L. 1547 eine Belagerung durch den Kurfürsten Johann Friedrich zu erdulden, bei der die Vorstädte gänzlich eingeäschert wurden. Dafür widmete der neue Kurfürst Moritz, wie der Stadt selbst, so insbesondere der Universität eine besondere Sorgfalt. Die Festung wurde verstärkt, der Bau der neuen Pleißenburg begonnen, ein Consistorium 1550 errichtet, und bald sah man auch die Vorstädte wieder aus der Asche erstehen. Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten August und seiner Nachfolger, Christian I. und II., die kryptocalvinistischen Händel über die Stadt. Obschon Johann Georg I. der Stadt mit ganz besonderer Huld zugethan war, die er ihr durch eine Menge Privilegien bewies, so vernichtete doch das Unglück, welches sie im Dreißigjährigen Kriege traf, wo sie wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen und von den Kaiserlichen wie von den Schweden mit gleicher Härte behandelt wurde, ihren Wohlstand gänzlich, zu dem sie sich in der nachfolgenden langen Ruhe nur langsam wieder zu erheben vermochte. Seit der Mitte des 17. Jahrh. fing der Buchhandel an, sich von Frankfurt a. M. mehr und mehr nach L. zu wenden. Im J. 1690 fand daselbst die Münzconferenz statt, die an der Stelle des zinnischen den leipziger Münzfuß annahm. Die Einwanderung vieler franz. Flüchtlinge in L. infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes veranlaßte 1707 die Begründung einer reform. Kirche. König August I. ertheilte 1701 und 1711 dem Rathe die ansehnlichsten Privilegien, der das Wohl der Stadt durch zweckmäßige Einrichtungen förderte. Prächtige Privatgebäude stiegen unter August's I. Regierung empor, und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Der Siebenjährige Krieg war wieder von den traurigsten Folgen für L. begleitet; nicht nur, daß es von Friedrich d. Gr. mit schweren Contributionen belegt wurde, noch viel nachhaltigere Wirkungen hatten für die Stadt die Münzwirren, welche durch die Massen des von Ephraim, Itzig u. Comp., den Pächtern der leipziger Münze, geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. Indeß auch von den Lasten dieses Kriegs erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Conjuncturen sehr bald wieder; auch gewann die Messe immer mehr an Bedeutung.

Der Krieg von 1806 und was sich daran knüpfte, gab dem Handel in L. eine ganz andere Richtung. Abgesehen von der Beschlagnahme der engl. Waaren, die mit 7 Mill. Frs. wieder erkauft werden mußten, hoben die Messen sich während der folgenden Jahre bedeutend. Die größten Leiden brachte über L. der Französisch-Russische Krieg. Ungeheuere Scharen franz. und mit Frankreich verbündeter Kriegsvölker gingen seit März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurde sie zuerst von Kosaken und andern russ. Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, 30. April wieder abzogen, worauf 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Corps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem 4. Mai das Corps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen franz. Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der franz. Befehlshaber, Herzog von Padua, über die Stadt, als er 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 Mann befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten mußte und erst unter dem russ. Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli erschien Napoleon I. in L. und musterte nachmittags das Militär auf dem Markte, worauf 17. Juli der Belagerungszustand aufgehoben wurde. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte 29. Sept. Marmont mit seinem Corps daselbst an, und es wurde nun die Stadt möglichst verpalissadirt. Am 11. Oct. traf Augereau ein und

Digitized by Google

am 14. Napoleon mit dem Könige von Sachsen, doch nahm ersterer sein Hauptquartier in Reudnitz. Die Völkerschlacht vom 16. bis 18. Oct. (s. unten) brachte furchtbare Schreckenstage über die Stadt; Oberst Prendel wurde Stadtcommandant in L. Nach 1815 erholte L. sich sehr bald wieder von den Drangsalen, die es bestanden. Man sorgte nicht nur für die äußere Verschönerung der Stadt, man versuchte auch hier und da den Anforderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter anderm 1817 die Communrepräsentantschaft. Doch waren unter störenden Einflüssen der Handel und der Wohlstand L.s immer mehr zurückgegangen. Im Sommer 1830 kam es zu Auflehnungen und Ruhestörungen, die 4. Sept. in offenen Tumult übergingen, der sich mehr oder weniger bald über das ganze Land verbreitete. Infolge dieser Ereignisse ward 5. April 1831 die bisherige städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen Magistrat ersetzt, worauf 9. Oct. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bisherigen Communrepräsentanten traten. Ein durch einen geringfügigen Umstand hervorgerufener Aufstand (30. Aug. 1831) wurde durch das Einschreiten des Militärs bald gedämpft. Seit dem Anschlusse Sachsens an den Deutschen Zollverein 1833 und infolge der Anlegung von Eisenbahnen nahm von nun an L. einen höhern Aufschwung als jemals. Es wurde 1839 das Jubelfest der vor 300 Jahren in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst unter großen Feierlichkeiten begangen. Eine durch Maßregeln in kirchlichen Dingen hervorgerufene Misstimmung der Bürger ließ es 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des damaligen Prinzen, spätern Königs Johann, zu Unordnungen kommen, die das Einschreiten des Militärs, den Gebrauch der Feuerwaffen und auf diese Weise den Tod mehrerer unschuldiger Personen herbeiführten. Vom 20. bis 27. Oct. 1847 tagten hier die Deputirten der deutschen Bundesstaaten zur Aufstellung eines allgemeinen deutschen Wechselrechts. Die Bewegungen des J. 1848 berührten auch L. Neue Unruhen entstanden im Mai 1849. Bei dem Versuche, in der Nacht auf den 7. Mai Barrikaden zu errichten, kam es zwischen den Tumultuanten und der Communalgarde zu blutigen Zusammenstößen; doch war die Ruhe 7. Mai wiederhergestellt. (S. Sachsen.) Von April bis Mai 1850 wurde in der Centralhalle eine große Ausstellung deutscher Industrieerzeugnisse abgehalten. Während der folgenden 15 Jahre ungestörter Ruhe entfalteten sich nicht nur Handel und Industrie zu immer höherer Blüte, sondern es nahm auch die Stadt selbst sowie das ganze Leben derselben mehr und mehr einen großstädtischen Charakter an. Am 10. und 11. Nov. 1859 wurden das Schillerfest, 3. bis 5. Aug. 1863 das dritte allgemeine Turnfest, im October desselben Jahres die 50jährige Jubelfeier der leipziger Schlacht in glänzender Weise gefeiert. Eine wesentliche Störung erfuhr, wie überall, auch der Handel und Verkehr L.s durch den Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866, welcher 19. Juni 1866 die Besetzung der Stadt durch preuß. Truppen herbeiführte, sowie seit Aug. 1866 infolge des heftigen Auftretens der Cholera. Auch nach dem Prager Frieden (23. Aug. 1866) blieb L. noch von preuß. Truppen occupirt, welche erst 29. Dec. 1867 die Stadt verließen. Vgl. Gretschel, «Beiträge zur Geschichte L.s» (Lpz. 1836); Dolz, «Versuch einer Geschichte L.s» (Lpz. 1818); Große, «Geschichte der Stadt L.» (2 Bde., Lpz. 1840—42); Sparfeld, «Chronik der Stadt L.» (2. Aufl., Lpz. 1851); H. Wuttke, «Geschichte L.s und seiner Umgegend bis zum Ende des 13. Jahrh.» (in Bd. 1 der «Schriften des Vereins für die Geschichte L.s», Lpz. 1873); Moser, «Leipziger Marksteine. Wanderungen durch die Geschichte L.s» (Lpz. 1873); derselbe, «Chronik der Stadt L. und ihrer Umgebung» (Lpz. 1877).

Die Gegend von L. ist wiederholt der Schauplatz großer Schlachten gewesen. Es hat dies sowol seinen Grund in der Wichtigkeit der an Hülfsquellen für den Krieg reichen Stadt und ihrer Lage als Knotenpunkt vieler Hauptstraßen, als auch in der Beschaffenheit des dortigen Terrains, in welchem sich durch die Gewässer der Elster, Pleiße und Parthe starke Vertheidigungslinien finden, während die allgemeine Terrainbildung die Aufstellung und Bewegung großer Truppenmassen aller Waffen begünstigt und in den vielen Dörfern Stützpunkte für das Gefecht bietet. Drei Hauptschlachten sind es besonders, welche hier geliefert worden sind, von denen zwei (7./17. Sept. 1631 und 2. Nov. [23. Oct. alten Stils] 1642) dem Dreißigjährigen Kriege angehören (s. Breitenfeld), die dritte aber die sog. Völkerschlacht gegen Napoleon I. war.

Am erfolgreichsten für das Geschick von Deutschland und ganz Europa war die Reihe von Gefechten und Schlachten vom 14. bis 20. Oct. 1813, unter welchen man die vom 16. bis 18. Oct. die Völkerschlacht von L. genannt hat. Ende September fingen die Operationen der Verbündeten nach dem für den Herbstfeldzug entworfenen Plane an sich zu entwickeln. Die schles. Armee unter Blücher erzwang sich durch das Treffen von Wartenburg 3. Oct. den Elbübergang; die Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden überschritt

Digitized by Google

4. Oct. ebenfalls die Elbe, während sich die große Armee unter Schwarzenberg von Böhmen über das Erzgebirge in Bewegung setzte. Auf die Meldung hiervon ließ Napoleon drei Armeecorps mit dem 4. Cavaleriecorps nach Chemnitz aufbrechen und übertrug deren Commando dem Könige von Neapel. Die Nachricht von dem Treffen bei Wartenburg bestimmte ihn, sich gegen die schles. Armee zu wenden, um diese über die Elbe zurückzuwerfen. Als er aber durch Murat in der Nacht vom 5. zum 6. Oct. Kunde von dem weitern Vorrücken der großen Armee im Erzgebirge erhielt, beschloß er, Dresden zu verlassen, seine Hauptmacht zwischen Torgau und L. zusammenzuziehen und gegen Wittenberg vorzudringen. Dresden blieb durch zwei Armeecorps unter Gouvion Saint-Cyr (s. d.) besetzt. Napoleon und der König von Sachsen verließen Dresden 7. Oct.; letzterer begab sich nach L. Die schles. Armee wich einer Schlacht aus, ging aber nicht über die Elbe zurück, sondern bei Halle hinter die Saale; ebenso die Nordarmee bei Alsleben. Napoleon war am 10. in Düben angekommen; alles schien auf einen Vormarsch gegen Berlin zu deuten. Aber die Gewißheit, daß die schles. Armee nicht über die Elbe, sondern über die Saale gegangen sei, und die Meldungen des Königs von Neapel, daß die böhm. Armee L. bedrohe, bewogen den Kaiser, seine Truppen 13. Oct. gegen L. in Marsch zu setzen. Murat war unterdessen vor der böhm. Armee nach kleinern Gefechten bis in die Gegend von L. zurückgewichen, wo er sich zur Deckung der Stadt aufstellte. Ihm gegenüber erhielt Wittgenstein den Befehl, am 13. eine gewaltsame Recognoscirung zu unternehmen. Der Feind hatte sich jedoch etwas zurückgezogen, und es kam der Abend heran, ehe man ihn erreichte, sodaß der Angriff unterblieb. Am 14. aber wurde derselbe in zwei Colonnen unternommen. Dies führte zu dem großen Reitergefecht bei Liebertwolkwitz, bei welchem ein wüthendes Handgemenge stattfand. Eine zuletzt unternommene Colonnenattake der franz. Küraſſiere und Dragoner schlug fehl, womit die Reitergefechte endigten. Die österr. Infanterie war indessen zum Sturm auf Liebertwolkwitz gegangen, wo der Kampf bis zur Dunkelheit ohne Entscheidung fortdauerte.

Die übrigen Corps der böhm. Armee waren indessen L. näher gerückt. Napoleon, der 14. Oct. noch während des Gefechts in L. eingetroffen war, ließ seine Truppen in die für die erwartete Schlacht bestimmten Stellungen rücken und hielt am 15. über sie Revue. Fürst Schwarzenberg, welcher den Oberbefehl über das verbündete Heer führte, gab für den 16. Oct. die Disposition aus. Das 3. Corps (Gyulay) sollte von Markranstädt gegen L. vorrücken, mit der Blücher'schen Armee Verbindung suchen und durch seinen Angriff den der übrigen Colonnen erleichtern. Das 2. Corps (Meerveldt) war von Zwenkau her zum Angriff auf Connewitz bestimmt, um von hier die Hauptstellung des Feindes in den Rücken zu nehmen, gegen welche Wittgenstein mit seinen drei Corps vorgehen sollte. Die Reserven und Garden wurden auf das rechte Ufer der Pleiße gezogen. Die Stärke der böhm. Armee betrug, da mehrere Corps noch zurück waren, etwa 134,000 Mann. Die schles. Armee, etwa 60,000 Mann stark, sollte sich über Schkeuditz zum Angriff gegen L. in Bewegung setzen. Es wurde dabei auf die Nordarmee, 50,000 Mann, gerechnet; diese hatte aber bei Halle halt gemacht, der Kronprinz von Schweden war wenig zum Schlagen geneigt. Im ganzen war die Disposition Schwarzenberg's darauf berechnet, den Franzosen ihre Rückzugslinien abzuschneiden; aber nur eine völlige Unkenntniß des Terrains konnte in dem beschränkten Raume zwischen Elster und Pleiße eine so große Truppenzahl anhäufen. Napoleon hatte den Marsch seiner entfernten Corps beschleunigt; er hoffte noch auf den Sieg. Doch war er in Unkenntniß über seine Gegner, namentlich über die schles. Armee; sonst würde er sich vielleicht nicht so lange bei L. aufgehalten haben.

Der 16. October. Die Waffenhandlungen dieses Tags waren: 1) die Schlacht von Wachau; 2) das Gefecht bei Connewitz; 3) das Gefecht bei Lindenau; 4) die Schlacht von Möckern, letztere selbstständig von der schles. Armee geliefert. Napoleon hatte südlich von L. drei Armeecorps von Connewitz über Marktleeberg und Wachau bis Liebertwolkwitz aufgestellt, hinter ihnen die Junge und eine Division Alter Garde als Reserve; das 4. Cavaleriecorps hinter dem rechten Flügel bei Dösen; die 1. Division Alter Garde bei Probstheida, hinter ihr die Gardecavalerie und das 5. Cavaleriecorps. Das 11. Armeecorps, noch im Marsch, kam erst um 11 Uhr mit dem 2. Cavaleriecorps bei Holzhausen an; das 1. Cavaleriecorps wurde im Trabe nach Meusdorf gezogen und das 9. Armeecorps hinter Zuckelhausen aufgestellt. Nördlich von L. befand sich das 6. Armeecorps (Marmont) bei Breitenfeld, das 4. (Bertrand) bei Eutritzsch, zwei Divisionen des 3. bei Mockau, und zu diesen, unter Ney's Commando stehenden Truppen gehörte auch das 3. Cavaleriecorps. Die 3. Division des 3. und das 7. Armeecorps (Reynier) waren noch auf dem Anmarsch von Delitzsch und Düben. Die böhm. Armee kämpfte nach Schwarzenberg's Disposition auf drei getrennten Gefechtsfeldern: auf dem

rechten Ufer der Pleiße Wittgenstein unter Barclay de Tolly's Obercommando gegen die franz. Hauptmacht, zwischen Pleiße und Elster Meerveldt gegen Poniatowski bei Connewitz, zwischen Elster und Luppe Gyulay gegen Bertrand, welcher diese einzige Rückzugslinie decken mußte. Die Entscheidung lag bei Wachau. Zum Angriff auf die franz. Stellung theilte Wittgenstein seine Truppen in vier Colonnen: unter Klenau, Gortschakow, dem Prinzen von Würtemberg und Kleist; zwischen der zweiten und dritten Colonne hielt Pahlen mit 3000 Pferden die Verbindung. Der Vormarsch aller Colonnen wurde bei frühem Morgen angetreten. Das 4. franz. Corps rückte schleunigst nach Lindenau, um diesen wichtigen Punkt zu behaupten. Bei Wachau eröffneten 48 russ. Geschütze der dritten Colonne (Prinz von Würtemberg) die Schlacht, und das schwachbesetzte Dorf wurde genommen. Die Franzosen fuhren dagegen auf dem Anhöhenzuge östlich von Wachau 100 Geschütze auf, deren Feuer von verheerender Wirkung war. Es entspann sich um Wachau und ein Erlenwäldchen ein sehr blutiges Gefecht, das bis 3 Uhr fest stand. Die russ. Infanterie behauptete trotz ungeheuerer Verluste den ihr angewiesenen Raum; ihre Reserven waren noch weit zurück. Gleichzeitig wurde von der vierten Colonne (Kleist) um Markkleeberg gekämpft; später erst rückte die zweite Colonne (Gortschakow) bei Liebertwolkwitz in das Gefecht, welcher Ort von der ersten Colonne (Klenau) angegriffen, aber durch die Franzosen glänzend vertheidigt wurde. So wüthete die Schlacht schon auf allen Punkten, als Napoleon auf dem Felde eintraf; bald nachher erschienen auch gegenüber die drei verbündeten Monarchen auf dem Wachberge. Napoleon, für seinen rechten Flügel besorgt, zog mehr Truppen dahin und die Garden näher an seine Hauptstellung. Das Gefecht bei Connewitz war unentschieden geführt worden, weil das Terrain den Gebrauch des Geschützes hinderte, ebenso bei Lindenau. Jetzt ergriff Napoleon die Offensive. Er beabsichtigte mit einem Massenangriffe die Mitte der Verbündeten zu durchbrechen, gleichzeitig aber ihren rechten Flügel zu umgehen; 8000 Pferde unter Murat wurden vereinigt und die Geschützreserve herbeigezogen. Die Verbündeten ließen bei diesen drohenden Anstalten ihre Reserven vorrücken. Das 11. franz. Corps hatte unterdessen den Colmberg bei Liebertwolkwitz genommen und die erste Colonne (Klenau) zurückgedrückt. Auch die zweite Colonne mußte weichen, ebenso Pahlen's Cavalerie. Der Kampf entbrannte nun um das Niederholz und den Universitätswald. Gegen den linken Flügel hin gewannen die Verbündeten jedoch durch eine glänzende Attake der österr. Kürassiere Terrain, auch wurde ein Theil von Markkleeberg festgehalten. Jetzt setzte sich die große Cavaleriemasse unter Murat in Bewegung. Ihr Ansturm traf auf die gelichteten Bataillone des Prinzen von Würtemberg; die große Batterie wurde genommen, die russ. Gardecavalerie geworfen und der Schwarm der Verfolgung kam dem Hügel nahe, auf welchem die verbündeten Monarchen hielten. Indessen warf sich ihnen Orlow Denisow mit den Gardekosaken entgegen; zwei reitende Batterien überschütteten sie mit Kartätschen; mehrere Cavallerieregimenter eilten herbei. Die franz. Reitermasse wurde geworfen und im vollen Lauf bis an ihre Batterien zurückgetrieben. So war der große Angriff gescheitert, und die Reserven der Verbündeten, 20—30,000 Mann frische Truppen mit 80 Geschützen, betraten jetzt das Schlachtfeld. Die franz. Angriffe auf Güldengossa und Seifertshain schlugen ebenfalls fehl. Napoleon hatte seine letzten Kräfte vergebens aufgeboten; er konnte nicht mehr auf Sieg, für den er in L. bereits die Glocken hatte läuten lassen, rechnen. Gewehr- und Geschützfeuer wurde bis zur Dunkelheit fortgesetzt, doch blieben der Colmberg, Wachau, Liebertwolkwitz und der dortige Anhöhenzug in den Händen der Franzosen. Bei Connewitz hatte Meerveldt fruchtlos den Uebergang zu forciren gesucht und war dabei gefangen worden. Unabhängig von diesen Gefechten wurde nördlich von L. die Schlacht von Möckern geschlagen. Marmont mit dem 6. Corps, auf die Mitwirkung des 3. rechnend, hatte bei dem Anmarsch der schles. Armee eine Defensivstellung, den linken Flügel an Möckern und die Elster, den rechten an den Rietzschkebach bei Eutritzsch gelehnt, besetzt. Die Schlacht begann um Mittag. Möckern, der wichtigste Punkt, weil er die nächste Straße nach L. deckte, wurde zunächst angegriffen und mehrmals genommen und verloren, worauf ein mörderischer Häuserkampf entbrannte. Das York'sche Corps und die Russen rückten indessen im freien Felde gegen die Hauptstellung vor und gewannen besonders durch Bajonnetattaken immer mehr Terrain. Möckern wurde endlich völlig erobert. Auf dem andern Flügel aber schwankte die Schlacht, bis sie durch einige gelungene Attaken der preuß. Cavalerie im Centrum entschieden wurde. Die Franzosen zogen sich, zum Theil in voller Flucht, auf L. zurück; Gohlis und Eutritzsch aber blieben in ihrem Besitz. Das 6. Corps stellte sich bei Schönefeld wieder auf.

Der 17. October verging im allgemeinen ruhig. Napoleon hatte den gefangenen General Meerveldt an den Kaiser von Oesterreich abgeschickt und hoffte auf Unterhandlungen, deren

Ausbleiben ihn endlich von der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugte. Er ließ in der Dunkelheit die Truppen südlich von L. näher an die Stadt heranrücken. Die Verbündeten beabsichtigten, die Ankunft der noch entfernten Theile des böhm. Heers, der russ. Reservearmee und der Nordarmee abzuwarten, um dann die Schlacht zu erneuern. Nur bei der schles. Armee fiel an diesem Tage ein Gefecht vor, in welchem Gohlis und Eutritzsch genommen wurden. Zu dieser Zeit traf das 7. franz. Corps (die Sachsen und eine franz. Division) bei L. ein und stellte sich zwischen Schönefeld und Abtnaundorf hinter der Parthe auf. Auch die Nordarmee langte endlich bei Breitenfeld an. In L. waren weder Anstalten zu kräftiger Vertheidigung der Stadt noch zur Erleichterung des Rückzugs durch Ueberbrückung der Gewässer getroffen. Die franz. Armee hatte aber in der Nacht zum 18. Oct. ihre neue Stellung bezogen, sodaß der rechte Flügel unter Murat sich von Connewitz bis Dölitz an die Pleiße lehnte, das Centrum bei Probstheida einen ausspringenden Winkel bildete, der linke Flügel unter Ney zwischen Paunsdorf und Gohlis stand, im Rosenthale an die Pleiße gestützt. Napoleon übernachtete in Reudnitz.

Der 18. October. Schwarzenberg's Heer war zum erneuten Angriffe in drei Colonnen getheilt. Die rechte Flügelcolonne unter Bennigsen brach früh auf, fand den Colmberg verlassen und vertrieb die Franzosen aus den nur noch schwachbesetzten vorliegenden Dörfern. Holzhausen wurde nach tapferer Gegenwehr erst gegen 2 Uhr nachmittags erstürmt. Das 11. franz. Corps im Centrum, der Ueberflügelung ausgesetzt, zog sich nach Stötteritz; das 5. näherte sich Probstheida, um das 2. bei dessen Vertheidigung zu unterstützen. Die zweite Colonne der Verbündeten unter Barclay de Tolly, welcher die Monarchen folgten, fand Wachau verlassen, drängte die franz. Vortruppen gegen Probstheida zurück und wartete dann, unter gegenseitigem Geschützfeuer, das Eintreffen der dritten Colonne ab. Diese, nur Oesterreicher unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte sich anfangs mehr defensiv verhalten, schloß sich aber nun dem allgemeinen Vorrücken an, wodurch der Kreis um L. immer enger wurde. Sie hatte heftige Kämpfe bei Dösen und Dölitz zu bestehen, wozu das 3. Corps (Gyulay) herbeigezogen wurde, das bisher bei Lindenau gefochten. Hier drangen die Franzosen mit Verstärkung vor, um die Rückzugslinie zu öffnen, und diese wurde ihnen nicht länger streitig gemacht. Man verzichtete damit auf die naheliegende Möglichkeit, das franz. Heer gänzlich zu vernichten, was allerdings wahrscheinlich die Zerstörung der Stadt L. und große Verluste an Menschenleben zur Folge gehabt haben würde. Nördlich von L. war das russ. Corps unter Langeron gegen die Parthe gerückt; Ney hatte seine Truppen in eine neue Stellung zurückgezogen und Schönefeld als Stützpunkt seines linken Flügels stark besetzt. Hier fand nun der Uebergang der Sachsen zu den Verbündeten statt, erst der leichten Reiterbrigade, fast gleichzeitig auch der würtemb. Cavalerie. Die Nordarmee hatte nun auch die Parthe überschritten, während Langeron Schönefeld angriff. Von der schles. Armee erhielt das russ. Corps von Sacken Befehl, Pfaffendorf zu nehmen und gegen das Hallesche Thor von L. vorzurücken; das preuß. Corps von York folgte zur Unterstützung. Die Franzosen leisteten auch hier tapfer Widerstand. Gegen 2 Uhr nachmittags erschien endlich die Nordarmee von Taucha her und stieß gegen 3 Uhr mit der Division Bubna vor Paunsdorf zusammen, das nun erstürmt wurde. Dies war auch der Moment, wo die sächs. Infanterie und Artillerie zu den Verbündeten übertrat. Die entstandene Lücke wurde aber schnell durch andere Truppen ausgefüllt. Probstheida, dessen Wichtigkeit für den Feind man erkannte, wurde von den Preußen nun auch angegriffen; es entstand ein verzweifelter Kampf; Prinz August von Preußen setzte sich selbst an die Spitze der Sturmcolonnen, die Russen griffen in das Gefecht ein. Napoleon zog seine Garden hierher und leitete persönlich die Vertheidigung. Dölitz und Lößnig waren unterdessen trotz Poniatowski's heldenmüthigem Widerstande genommen. Die Angriffe auf Probstheida mußten aber endlich aufgegeben werden, und nur das Geschützfeuer wurde bis zur einbrechenden Dunkelheit fortgesetzt. Von der schles. Armee hatte Sacken noch immer vergeblich gekämpft; York erhielt Befehl, nach Halle zur Verfolgung der Franzosen, welche bereits auf dem Rückzuge waren, abzumarschiren. Um Schönefeld war unausgesetzt von Langeron gestritten worden; jetzt erhielt er Befehl, das Dorf um jeden Preis zu nehmen, was mit dem Verluste von 4000 Mann geschah. Das Vorrücken der Nordarmee vollendete nun die kreisförmige Einschließung der Franzosen. Nur die Straße nach Weißenfels blieb ihnen zum Rückzuge frei, welchen Napoleon bereits 11 Uhr mittags befohlen hatte. Nach Einbruch der Dunkelheit marschirte alles ab, mit Ausnahme der Truppen, welche die Vertheidigung der Vorstädte übernehmen sollten. Napoleon übernachtete in L.

Der 19. October. Die Verbündeten hatten zeitig Meldung vom Aufbruche der Franzosen erhalten und trafen ihre Vorbereitungen zum Angriffe der Stadt, in welcher die Verwirrung

Digitized by Google

den höchsten Grad erreichte. Zwischen 8 und 11 Uhr wurden die Vorstädte erstürmt, während Napoleon vom Könige von Sachsen noch im letzten Momente mit trügerischen Vorspiegelungen Abschied nahm und sich dann mühsam durch das Gewühl seiner Soldaten Bahn brechen mußte. Das preuß. Landwehrbataillon Königsberg unter Major Friccius drang zuerst gegen 11 Uhr in die innere Stadt ein, nachdem es das äußere Grimmasche Thor erstürmt hatte. Die Verbündeten folgten von allen Seiten. Die Vertheidigung war jedoch plan- und hoffnungslos, und als endlich auch die Arrièregarde abziehen wollte, wurde sie durch die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke am Ranstädter Thore abgeschnitten. Viele ertranken, wie der Fürst Poniatowski; die meisten erlagen den Waffen oder wurden mit Lauriston, Reynier u. s. w. gefangen. Macdonald entkam schwimmend. Gegen 1 Uhr mittags hielten die verbündeten Monarchen ihren Einzug in L.; der König von Sachsen suchte vergeblich Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen und wurde später (23. Oct.) gefangen nach Berlin geführt.

Die Stärke der Truppenmassen, welche in dieser Riesenschlacht gegeneinander gekämpft haben, ist wenig unter 500,000 Mann mit 2000 Geschützen anzunehmen: Napoleon's Heer etwa 180,000 Mann, das der Verbündeten am ersten Schlachttage 200,000 Mann, nach dem Eintreffen Bennigsen's, Colloredo's und der Nordarmee jedoch fast 300,000 Mann. Den Verlust der Franzosen schätzt man auf 78,000 Mann (worunter 15,000 Gefallene, 15,000 Verwundete, 23,000 Lazarethkranke und 25,000 Gefangene) nebst 300 Geschützen und gegen 1000 Fahrzeugen; den der Verbündeten auf etwa 51,000 Mann, nämlich 21,000 Russen, 14,000 Oesterreicher, 16,000 Preußen und 300 Schweden. Grenzenlos war das Elend und die Verwüstung in der Gegend von L.; der Schaden an Eigenthum ist über 3 Mill. Thlr. angeschlagen worden. Die Verfolgung der geschlagenen Armee ermangelte der Energie; Rücksichten mancherlei Art mögen auch hier obgewaltet haben. An Napoleon's Niederlage bei L. knüpften sich Folgen von welthistor. Bedeutung und insbesondere für Sachsen (s. d.). Die wichtigste war die Befreiung Deutschlands. Mehrere Denksteine bezeichnen die merkwürdigsten Punkte der Schlacht. So die gußeiserne Spitzsäule auf dem zwischen Meusdorf und Liebertwolkwitz gelegenen Monarchenhügel (wo nach einer irrthümlichen Ueberlieferung die drei Monarchen am Nachmittag des 18. Oct. vereint gewesen sein sollen, als von allen Seiten die Siegesnachrichten eintrafen), der Sandsteinwürfel auf dem zwischen Göhren und Güldengossa gelegenen Wachberge (der Standpunkt der Monarchen am 16.), der Sandsteinwürfel auf dem zwischen Wachau und Liebertwolkwitz gelegenen Galgenberge (der Standpunkt Napoleon's am 16.), das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg unweit Meusdorf, der unweit des Thonberges gelegene Napoleonstein (der Standpunkt Napoleon's am 18.), ein Sandsteinwürfel bei Möckern, das Friccius-Denkmal am ehemaligen äußern Grimmaischen Thore, das Denkmal bei der Elsterbrücke am ehemaligen äußern Ranstädter Thore u. s. w. Mehrere dieser Monumente hat der Verein zur Feier des 19. Oct., der sich 1843 in L. gebildet hat, setzen lassen. Auch sind durch Theodor Apel 41 Marksteine mit Bezeichnung der Stellung der betreffenden Armeecorps auf den bedeutendsten Punkten des Schlachtfeldes errichtet worden. Vgl. Odeleben, «Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813» (Dresd. 1816); Janj, «Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei L.» (Lpz. 1845); Aster, «Die Gefechte und Schlachten bei L. im Oct. 1813» (2 Bde., Dresd. 1852—53); Berneck, «Die Schlachten bei L.» (Lpz. 1855); Sommer, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1863); Wuttke, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1863); Apel, «Führer auf die Schlachtfelder L.s» (Lpz. 1863); derselbe, «Tabellarische Uebersicht der Kriegsereignisse bei L. im Oct. 1813» (Lpz. 1866); Königer, «Die Völkerschlacht bei L.» (Lpz. 1865); Moser, «L.s Schlachtfelder 1813» (Lpz. 1873).

Die Kreishauptmannschaft (Regierungsbezirk) L., gebildet 1835 aus dem ehemaligen Leipziger Kreise, zu welchem noch Theile des ehemaligen Meißner und Erzgebirgischen Kreises kamen, umfaßt den nordwestl. Theil des Königreichs Sachsen, ist großentheils fruchtbar und eben, nur im Süden und Osten durch Vorberge des Erzgebirgs etwas bergig (Rochlitzer Berg 352 Mt. und Kolmberg bei Oschatz 333 Mt.), bewässert von beiden Mulden (die sich hier vereinigen), Elster und Pleiße, und enthält einen Flächenraum von 3567,36 QKilom. mit (1. Dec. 1875) 639,975 E. (179,4 E. auf 1 QKilom.), gegen 589,377 E. nach der Volkszählung vom 1. Dec. 1871 (Zunahme um 8,5 Proc.). Von der Bevölkerung von 1875 wohnten 280,727 E. in den Städten, 359,248 E. in den Dörfern; der Religion nach waren 98,1 Proc. Protestanten, 1,2 Proc. Katholiken, 0,4 Proc. Juden. Die Kreishauptmannschaft wird eingetheilt in die sechs Amtshauptmannschaften L. (482,24 QKilom., ausschließlich des Stadtbezirkes L.), Borna, Grimma, Oschatz, Döbeln, Rochlitz und den Stadtbezirk L. (16,41 QKilom.).

Digitized by Google

Leisewitz (Joh. Ant.), deutscher Trauerspieldichter, geb. zu Hannover 9. Mai 1752, studirte seit 1770 in Göttingen die Rechte und kam hier mit den meisten Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes in freundschaftlichen und literarischen Verkehr. Er wurde 1778 Landschaftssecretär in Braunschweig, 1790 Hofrath und Secretär der geheimen Kanzlei, 1801 Geh. Justizrath, 1805 Präsident des Obersanitätscollegiums und Stifter des Armencollegiums und starb zu Braunschweig 10. Sept. 1806. Als Staatsdiener erwarb er sich durch seine mit strengster Rechtschaffenheit verbundene und durch gründliche Kenntnisse geleitete Thätigkeit große Verdienste. Als Schriftsteller hat er sich durch ein einziges, aber höchst schätzbares, in Lessing's Art geschriebenes Trauerspiel, «Julius von Tarent» (Lpz. 1776), bleibenden Ruhm erworben. Dasselbe Mistrauen in die eigene Kraft, vermöge dessen er alle Aufforderungen, auf der rühmlichst betretenen Bahn fortzuschreiten, unbeachtet ließ, scheint ihn auch bestimmt zu haben, die Handschrift einer fast vollendeten Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu vernichten. Eine Gesammtausgabe der Schriften L.' hat Schweiger (Braunschw. 1838; neue Ausg., Berl. 1870) besorgt. Vgl. G. Kutschera von Aichbergen, «Johann Anton L.» (Wien 1876).

Leist (Burkard Wilh.), namhafter Romanist, geb. 12. Juli 1819 zu Westen bei Verden, besuchte die Gymnasien zu Göttingen und Braunschweig, studirte seit 1837 in Göttingen, Heidelberg und Berlin die Rechte, war 1840—42 als Auditor am Stadtgericht zu Göttingen angestellt und habilitirte sich dann im Herbst 1842 daselbst als Privatdocent. L. wurde Ostern 1846 ord. Professor in Basel, 1847 in Rostock und 1853 in Jena. Im J. 1869 zog er sich aus Gesundheitsrücksichten von seinem Lehramte zurück, um sich ausschließlich wissenschaftlicher Thätigkeit zu widmen. Vom Gesammtgebiete des röm. Rechts ausgehend, erstrebt L. eine festere Begründung der juristi. Dogmatik dadurch herzustellen, daß er, unter Leitung der hierin mustergültigen röm. Classiker, die genaue Scheidung der Stoffe («Hypostase») des Rechts durchführt. Ferner richtet sich seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Erforschung der indogerman. Rechtsgeschichte. Seine Hauptwerke sind: «Die bonorum possessio» (2 Bde., Gött. 1844—48), «Ueber die Entwickelung eines positiven gemeinen Rechts in der civilisirten Menschheit» (Bas. 1846), «Civilistische Studien» (4 Hefte, Jena 1854—77), «Mancipation und Eigenthumstradition» (Jena 1865), «Der röm. Erbrechtsbesitz» (Erlangen 1870), «Das prätorische Erbsystem» (Erlangen 1873) und «Drei erbrechtliche Lehren» (Erlangen 1875) Die drei letztgenannten Werke bilden Bestandtheile des Glück'schen Pandektencommentars.

Leiste (Inguinalgegend, regio inguinalis) wird in der Anatomie die unterste, dicht über dem Schenkel liegende Bauchpartie genannt, an welcher sich als Grenze zwischen Unterleib und Bein eine schräg von der Hüfte zu den Geschlechtstheilen herablaufende Vertiefung (die Schenkelbuge) befindet. Sie hat ihren Namen von dem Leistenband (ligamentum Poupartii) erhalten, welches sich als sehniger, scharfrandiger Strang vom obern Darmbeinstachel zum Schambeinhöcker hinzieht und den untern freien Rand des äußern schiefen Bauchmuskels darstellt. Die Leistengegend ist deshalb von großer Wichtigkeit, weil sich an derselben zwei aus der Bauchhöhle herausführende, nur locker geschlossene Kanäle befinden, durch welche sehr oft Därme oder Netz, unter dem Namen von Brüchen (Hernien), aus dem Bauche hervortreten. Der eine dieser Kanäle, Leistenkanal genannt, läuft schräg oberhalb der Schenkelbuge von außen und oben nach innen und unten gegen die Geschlechtstheile. Durch diesen Kanal, dessen inneres Ende, der sog. Leisten- oder Bauchring, locker vom Bauchfell überzogen wird, tritt beim Manne der Samenstrang aus dem Hodensacke hinein in die Bauchhöhle, bei der Frau dagegen das runde Mutterband von der Seite der Gebärmutter heraus zu den äußern Geschlechtstheilen. Brüche (aus Darm oder Netz bestehend), welche durch den Leistenkanal und seine äußere Oeffnung hervortreten, führen den Namen der (äußern oder innern) Leistenbrüche, kommen weit häufiger beim Manne als bei der Frau vor und ziehen sich bei ersterm sehr oft bis in den Hodensack herab. Der andere Kanal führt in der Mitte der Schenkelbuge gerade von oben, aus der Bauchhöhle, zum Oberschenkel herab, heißt Schenkelkanal und dient den großen Schenkelgefäßen zum Durchtritt. Die diesen Kanal passirenden Brüche nennt man Schenkelbrüche; sie finden sich am häufigsten bei Frauen. Dieser Leisten- und Schenkelbrüche wegen, welche bisweilen kleine Geschwülste darstellen, sodaß sie leicht übersehen werden können, verdient jeder Schmerz in der L., zumal wenn er mit Stuhlverstopfung, Uebelkeit oder Erbrechen verbunden ist, alle Aufmerksamkeit, weil sonst leicht Einklemmung und Brand des Bruchs mit seinen gefährlichen Folgezuständen zu Stande kommen könnte. (S. Bruch.) Außer den Brüchen kommen auch noch meist entzündliche Anschwellungen der in der Leistengegend liegenden zahlreichen Lymphdrüsen (Leistendrüsen) vor, und diese werden allgemein Bubonen (s. d.) genannt.

Digitized by Google

Sie werden entweder von Krankheiten der äußern Geschlechtstheile oder des Beins veranlaßt; auch rühren sie manchmal von tuberkulöser oder krebsiger Entartung der Drüsen her. Bisweilen hat eine Leistengeschwulst ihren Grund auch darin, daß der Hode, welcher beim Embryo in der Bauchhöhle liegt und allmählich durch den Leistenkanal in den Hodensack herabsteigt, bis zur Geburt in diesem Kanale oder selbst im Bauche liegen geblieben ist, sodaß er erst später in den Hodensack herabsteigt (sog. Kryptorchismus). Ferner wird die Leistengegend manchmal der Sitz von Geschwülsten, welche Eiter enthalten, der von Entzündungen benachbarter Organe (des Hüftgelenks, Psoasmuskels) stammt. Ebenso vermag eine Ausdehnung (Aneurysma) der großen Schenkelpulsader eine pulsirende Geschwulst in der Leistengegend zu veranlassen. In dieser Gegend finden sich auch die Koth- oder Darmfisteln am häufigsten, d. h. Oeffnungen, durch welche Koth aus dem Darme hervortritt und die infolge eines brandig gewordenen Darmbruchs entstanden sind. Ihre Heilung ist nur durch Operation möglich.

Leistenwein, s. Frankenweine.

Leiter bezeichnet in der Elektricitätslehre diejenigen Körper, welche die Eigenschaft besitzen, die Elektricität außerordentlich schnell aufzunehmen und weiter zu führen, zum Unterschiede von den sog. Isolatoren oder Nichtleitern, welche der Elektricität den Durchgang nicht gestatten, obwol die elektrische Wirkung sie als Zwischenkörper (ähnlich wie Licht die durchsichtigen Körper) durchdringt (durchstrahlt). Streng genommen sind eigentlich alle Körper L., weil sie alle, wenn auch die sog. Isolatoren erst in längerer Zeit, die Elektricität durch sich hindurch lassen. Zu den gewöhnlich so genannten L., welche die Elektricität schnell weiter führen, gehören die Metalle, das Wasser, die wässerigen Salzlösungen und die geschmolzenen Salze. Am besten leiten die Metalle und unter diesen besonders das Silber und Kupfer; sehr schlecht leitet reines Wasser, denn selbst das am wenigsten leitende Metall (Quecksilber) leitet noch mehr als millionenmal besser als reines Wasser. Den Unterschied zwischen L. und Nichtleitern oder Isolatoren der Elektricität entdeckte zuerst Gray 1728—31. (S. Elektricität.) — Auch in Bezug auf die Wärme und den Schall redet man von der Leitung oder Fortleitung derselben durch Körper. So leiten die Metalle die Wärme in demselben Zahlenverhältnisse wie die Elektricität und sie leiten auch die Wärme besser als das Holz oder Glas; Wasser und Metalle leiten den Schall schneller und besser als die Luft.

Leitereigen heißen alle Töne der natürlichen oder diatonischen Tonleiter, die also in jeder Tonart die bloße Vorzeichnung ergibt, wozu jedoch noch die erhöhte Septime in der aufsteigenden Molltonleiter zu rechnen ist.

Leith (spr. Lihß), Municipalstadt und Parlamentsborough in der schott. Grafschaft Mid-Lothian, der Hafenplatz von Edinburgh (s. d.), mit diesem durch eine 3,2 Kilom. lange Eisenbahn und ununterbrochene Häuserreihe verbunden, liegt an der Mündung des Leith-Water in den Forthbusen und wird durch den Fluß, über welchen eine Stein- und zwei Zugbrücken führen, in zwei Theile zerlegt. Der ältere Stadttheil ist schlecht gebaut und hat enge, schmuzige Straßen, der neuere steht Edinburghs besten Theilen nicht nach. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth die schöne Stadthalle, die Börse, die Bank, das Zollhaus, die Bäder, die goth. St.-Johannis-Freikirche, außer welcher noch 16 andere Kirchen und Kapellen vorhanden, das Trinity-House (eine Versorgungsanstalt für Seeleute), das Krankenhaus. L. besitzt eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut und eine öffentliche Bibliothek. Die «Links» sind seit 1858 in einen Park umgeschaffen. Den Hafen bilden zwei Molen von 1076 und 952 Mt.; drei nasse Docks sind jeder 228 Mt., drei Werfte zum Kalfatern jedes 41,5 Mt. lang. Einen zweiten Hafen hat 1,6 Kilom. westlich, bei Granton, der Herzog von Bucclaugh angelegt, mit einem 518 Mt. langen Molo. L. zählt (1876) 52,912 E., hat bedeutenden Schiffbau, große Seilerbahnen und Segeltuchfabriken, Ankerschmieden und Maschinenbauanstalten, Farben- und Chemikalienfabriken, berühmte Glashütten und Seifenfabriken, Zuckersiedereien, Brennereien und Brauereien. Der Handel ist sehr bedeutend, hauptsächlich nach den Niederlanden und Nordeuropa, wohin Roh- und Stangeneisen, Kohlen und Heringe ausgeführt werden. Stapelproduct ist Getreide, welches aus Rußland, Preußen, Mecklenburg, Holstein und Dänemark kommt. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet statt mit Stettin, Hamburg, Rotterdam und Dünkirchen. Eine merkwürdige Dampfbootfähre (floating railway) führt nach dem gegenüberliegenden Ufer des Forthbusens (Burnt-Island) zum Anschluß an die Edinburgh-Nordbahn.

Leitha, rechter Nebenfluß der Donau, entsteht in Niederösterreich, 9 Kilom. südlich von Wienerisch-Neustadt, aus der Vereinigung der vom Wiener Walde kommenden Schwarza und der am Wechselberge an der steiermärk. Grenze entspringenden Pitten, fließt dann theils nahe

Digitized by Google

an, theils auf der ungar. Grenze in nordöstl. Richtung über Bruck, zuletzt südostwärts nach Ungarn und ergießt sich nach einem 125 Kilom. langen Laufe bei Ungarisch-Altenburg in den wieselburger Donauarm. Die Ausläufer der nördl. Kalkalpen, die an der ungar. Grenze am rechten Ufer der L. hinziehen und von dieser durchbrochen werden, heißen von ihr das Leithgebirge. Am linken Ufer treten sie als Hainburger Berge an die Donau und bilden mit den gegenüberstehenden Kleinen Karpaten zwischen Hainburg und Theben (Dovina) die Donaupforte. Das Gebirge ist nur 5—700 Mt. hoch. Am linken Ufer der L. breitet sich das sog. Wiener Becken aus, südwestlich von Neustadt und längs der Schwarza, das Steinfeld genannt. Als Grenzfluß war die L. (altdeutsch Litaha oder Litha) häufig Kriegsschauplatz. Am 13. Oct. 1146 siegten hier die Ungarn unter Geisa, nachdem sie das Leerfeld (Deserta Boiorum), d. i. die Gegend zwischen der L., dem Neusiedlersee und Wieselburg, überschritten, über die Oesterreicher unter Herzog Heinrich Jasomirgott. Am 15. Juni 1246 wurden dagegen die Ungarn unter Frangipani, Neustadt gegenüber, von Friedrich dem Streitbaren, welcher im Kampfe fiel, und 21. Mai 1271 von Ottokar II. von Böhmen besiegt. Seit dem Ausgleich von 1867 und der Trennung der Monarchie in deren beide Haupttheile, die deutschen Erbländer und Ungarn, pflegt man dieselben als cisleithanisch und transleithanisch zu bezeichnen.

Leitmeritz, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Böhmen, auf einer Anhöhe an der Elbe, über welche hier eine 550 Mt. lange Brücke führt, und an der Oesterreichischen Nordwestbahn, ist Sitz eines Kreis-, Civil- und Strafgerichtshofs, einer Bezirkshauptmannschaft, einer Finanzbezirksdirection, eines Bezirksgerichts u. s. w., sowie eines Bischofs und eines Domstifts und hat vier kath. Kirchen, worunter eine 1054 gegründete Kathedrale, mehrere Kapellen, eine theol. Facultät, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Gewerbeschule, ein altes Rathhaus mit reichhaltigem Archiv, zwei Spitäler u. s. w. Die Stadt zählt (1869) 10,023 E., welche Obst-, Getreide- und Weinbau, Schifffahrt und Productenhandel treiben, Zinn-, Messing- und Stahlwaaren fabriciren, Ziegeleien, Brauereien und Töpfereien unterhalten. L. ist zum Theil noch befestigt und überragt von einem Hussitenthurm.

Leitomischl, Hauptstadt einer böhm. Bezirkshauptmannschaft, an der Lautschna, 11 Kilom. von der mähr. Grenze, ist der Sitz der Bezirksbehörden, hat ein alterthümliches Schloß der Fürsten von Thurn und Taxis mit Park, ein Obergymnasium und zählt (1869) 7021 böhm. E., welche Leinweberei, Tuch- und Schuhfabrikation und Bierbrauerei treiben. L. wurde 1263 zur Stadt erhoben und war später Bischofssitz, der dann nach Königgrätz verlegt wurde.

Leitrim, die nordöstlichste Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, zwischen Sligo und Roscommon im W., den Provinzen Leinster und Ulster im S. und O., der Donegalbai im N. gelegen, zählte auf 1587,8 QKilom. (1841) eine Bevölkerung von 155,297, 1871 von nur 95,562 E. (davon 90 Proc. katholisch). Das Land ist, besonders im Norden, gebirgig, hat gute Bergweiden, aber nur noch wenig Waldungen, in den Thälern und Ebenen meist fruchtbaren, indeß ohne Sorgfalt bebauten Boden und reichliche Bewässerung durch den Shannon, der hier aus dem See Clean entsteht und den See Allen durchströmt, sowie durch den Bonnet und die Seen Melvin und Macnean. Kartoffeln, Hafer und Flachs bilden die Haupternten. Schafe werden weit weniger gezogen als Rindvieh, und der Gewinn an Butter ist beträchtlich. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung grober Leinwand und Töpferwaaren. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament und hat zum Hauptort Carrick on Shannon, einen unbedeutenden Flecken mit 1796 E., am Shannon, mit einer Brücke von 11 Bogen, einer Burgruine, Fabriken und großen Leinwandbleichen. Nahe oberhalb liegt das alte, zerfallene Dorf L. mit 400 E. und einer benachbarten Steinkohlengrube.

Lejean (Guillaume), berühmter Reisender, geb. 1828 zu Plouégat-Guérand im Depart. Finistère als Sohn eines Landwirths und im geistlichen Seminar zu St.-Pol-de-Léon erzogen, trat bereits im 17. Jahre mit einer Arbeit über die «Origines bretonnes» (im «Journal de Morlaix») in die Oeffentlichkeit und setzte auch als Präfecturbeamter zu Morlaix und später in Paris, wo er seit 1844 seiner wissenschaftlichen Ausbildung oblag, die histor. Studien über seine heimatliche Provinz fort. Damals schrieb er «Histoire politique et municipale de la ville et de la communauté de Morlaix» (Morlaix 1847) und «La Bretagne, son histoire et ses historiens» (Nantes u. Par. 1850). Seine Lieblingswissenschaft wurde aber bald die Geographie. Seit 1856, wo er der Pariser Geographischen Gesellschaft beigetreten war, veröffentlichte er in deren «Bulletin» sowie in Petermann's «Mittheilungen» verschiedene geogr. Arbeiten. Durch Protection hatte er von der franz. Regierung den Auftrag zu topogr., histor. und ethnogr. Forschungen auf der Balkanhalbinsel erhalten und war auf sechsjährigen Reisen

Digitized by Google

(1857, 1858, 1867—70) bemüht, das Material zu einem großen Kartenwerke in 49 Blättern zu sammeln, von denen er auch 20 vollendet hinterlassen hat. Außer einigen kleinern Arbeiten ist von seinen türk. Forschungen nur die «Ethnographie der europ. Türkei» (Petermann's «Mittheilungen», Ergänzungsheft Nr. 4, 1861) zur Veröffentlichung gekommen. Im J. 1860 ging L. nach den obern Nilländern, kam über Suakin nach Chartum, besuchte Kordofan, befuhr den Weißen Nil bis Gondokoro und den Bahr-el-Ghasal, von dem er die erste bessere Karte zeichnete, und kehrte 1861 mit reicher Ausbeute nach Frankreich zurück, um jedoch schon 1862 als franz. Consul nach Abessinien abzureisen, wo er, in den Conflict des Königs Theodorus mit den Europäern verwickelt, im Sept. 1863 des Landes verwiesen wurde. Nachdem er 1864 nach Kassalla und die Bogosländer im Norden von Abessinien besucht hatte, kam er in demselben Jahre nach Paris zurück und schrieb seine «Voyage aux deux Nils» (Par. 1865, mit Atlas). Gegen Ende 1865 trat er eine Reise durch Kleinasien, Mesopotamien, den Persischen Golf und die Indusländer bis Kaschmir an und setzte seit 1867 seine Forschungen in der Türkei fort, deren Abschluß durch seinen 1. Febr. 1871 in seinem Geburtsorte erfolgten Tod verhindert worden ist. Die meisten seiner zahlreichen Arbeiten, namentlich die Reiseberichte und Karten, sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Vgl. Cortembert, «Guillaume L. et ses voyages» (Par. 1873).

Lekain (Henri Louis), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler, geb. 14. April 1728 zu Paris, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, welcher Goldschmied war, genoß aber dabei den Unterricht im Collége Mazarin und gründete 1748 mit einigen jungen Leuten ein Privattheater, das bald Aufsehen erregte. Hier sah ihn 1750 Voltaire, der sich seiner annahm, indem er für seine weitere Ausbildung Sorge trug. Nach sechs Monaten erlangte er für ihn die Erlaubniß, auf dem Théâtre français aufzutreten. Ungeachtet des großen Beifalls, den sich L. hierbei erwarb, wurde er doch erst nach anderthalb Jahren Mitglied dieser Bühne. L.'s Zeitgenossen rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen seiner Kunst zeigte, sein meisterhaftes Geberdenspiel und vor allem die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Er war die Seele der Bühne, sobald er auftrat, und seine gemessene Declamation gab den Mitspielenden den Ton an. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. Er genoß hohe Achtung, wozu sein edles Wesen nicht weniger beitrug als seine Kunstgaben. Er starb 8. Febr. 1778. Vgl. Talma, «Réflexions sur L. et sur l'art théâtral» (Par. 1825), der auch L.'s «Mémoires» herausgab.

Lektüre (vom lat. legere) heißt sowol das Lesen als Handlung und die Uebung in demselben als auch der in den Schriften dargebotene Stoff. In ersterer Bedeutung beruht das Lesen auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung, d. h. einer solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung folgen, und der allgemeine Zweck desselben ist, sich durch schriftliche Mittheilung anderer geistig zu beschäftigen. Alle L. aber muß zuvörderst der Fähigkeit des Lesers selbst entsprechen. Dieselbe sei ferner geordnet, um die Klarheit des Geistes zu fördern, folglich nicht über allzu verschiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. i. nur das Beste einer jeden Gattung berücksichtigend; methodisch, d. i. auf Erreichung würdiger Zwecke gerichtet und womöglich stufenweise fortschreitend; endlich nicht zu überhäuft und angestrengt, weil im entgegengesetzten Falle häufig geistige Verwirrung und Ueberspanntheit eintritt. Die Wahl der L. im materiellen Sinne hängt meist von der Beschaffenheit des Gegebenen, also von der Literatur ab, daher Verirrungen in der L. gewöhnlich auch auf Verirrungen der Literatur hindeuten. Für die wissenschaftliche wie für die unterhaltende L. wird vielfach durch Lese-Institute, Museen, Leihbibliotheken (s. d.) u. s. w. gesorgt.

Lelewel (Joachim), einer der namhaftesten poln. Patrioten und Historiker, geb. 21. März 1786 zu Warschau, besuchte das Collegium Nobilium der Piaristen daselbst, dann die Universität zu Wilna und wurde nach Beendigung seiner Studien 1809 Lehrer der Geschichte am Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien. Nachdem ihn der russ. Feldzug in seiner Thätigkeit unterbrochen, erhielt er 1814 eine Anstellung bei der Universität zu Wilna, worauf er 1816 Professor der Geschichte an der neuerrichteten Universität zu Warschau und Custos der Nationalbibliothek wurde. Sehr bald an dieselbe Professur nach Wilna zurückberufen, erwarb er sich allgemeine Achtung, wurde aber, geheimer Verbindungen verdächtig, 1824 seiner Stelle entsetzt. Darauf zum Deputirten an dem warschauer Landtage gewählt, zeigte er sich durch Wort und Schrift als einer der Hauptbeförderer der poln. Revolution von 1830. An ihn schloß sich der Kreis von Jünglingen an, durch welche die Revolution zum Ausbruch kam. L. war einer der Abgeordneten an den Großfürsten Konstantin, eins der ersten Mitglieder der Vollziehungsbehörde und Stellvertreter des Cultusministers in der Provisorischen Regierung. Unzufrieden

Digitized by Google

mit dem Dictator Chlopicki, indem er, diesem entgegen, an die Stelle des Nationalconvents eine volksthümliche Regierung gestellt wissen wollte, suchte er im Vereine mit andern den Dictator zu stürzen und wurde, als Chlopicki die Dictatur niedergelegt, zum Mitglied der Nationalregierung erwählt. Als die Polen unterlagen, wanderte L. unter fremdem Namen durch Deutschland und Belgien nach Frankreich, wo er erst zu Paris, dann auf Lafayette's Landsitz Lagrange lebte, aber im März 1833 ausgewiesen wurde. Er ging nun nach Brüssel, wo er seitdem den Wissenschaften lebte und 29. Mai 1861 starb. Die Zahl von L.'s Schriften ist sehr groß. Dieselben betreffen meist die Geschichte der Erdkunde im Alterthum und Mittelalter, die Münzkunde und vor allem die Geschichte Polens. Seine Untersuchungen über die Geographie der Alten hat er theilweise in Monographien, wie «Pythéas de Marseille et la géographie de son temps» (Par. 1836; deutsch von W. Hoffmann, Lpz. 1838), veröffentlicht. Von bleibendem Werth sind seine gründlichen Arbeiten über die Geographie des Mittelalters, wie vor allem seine «Géographie des Arabes» (2 Bde., Par. 1851) und die «Géographie du moyen âge» (4 Bde., Bresl. 1852—57, mit Atlas). Von L.'s numismatischen Schriften ist besonders die «Numismatique du moyen âge» (Par. 1835) geschätzt. Seine Arbeiten über die Geschichte Polens stellen ihn in die Reihe der ausgezeichnetsten polit. Geschichtschreiber. Seine vielfach aufgelegten «Dzieje polski» (Warsch. 1829), eine Geschichte Polens, welche mächtig gewirkt hat, setzte er fort in der «Polska odradzająca się» (Brüss. 1843), enthaltend die Geschichte der poln. Revolution von 1830 und 1831, von welchem Werke eine franz. Bearbeitung, vervollständigt durch einen neuen Theil: «Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple» (2 Bde., Par. 1844), erschien. Hieran schließt sich eine «Geschichte Litauens und Kleinrußlands bis zur Union mit Polen» (Par. 1839), sodann «Die ursprüngliche Gesetzgebung Polens» (Warsch. 1828), «Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masovien im 13., 14. und 15. Jahrh.» (Warsch. 1824), «Aeltere poln. Bibliographie» (2 Bde., Warsch. 1823—26), «Geschichte Polens unter Stanislaus August» (deutsch von Drake, Braunschw. 1831), «La Pologne au moyen âge» (3 Bde., Pos. 1846—51). Seine poln. Werke erschienen gesammelt unter dem Titel «Polska» (20 Bde., Pos. 1853—76). L. war ein Charakter von antiker Festigkeit, von republikanischer Gesinnung und Reinheit, ein von seiner Nation hochverehrter Patriot und ein durch Kenntnisse, Fleiß und Tiefe der Anschauung ausgezeichneter Gelehrter.

Lely (Peter), nach dem Beinamen seines Vaters, eines westfäl. Hauptmanns, also genannt, eigentlich aber van der Faes heißend, niederländ. Maler, wurde 1618 zu Soest geboren und, da sich seine Talente für die Malerei früh offenbarten, nach Harlem zu Grebber in die Lehre geschickt. Er übertraf in der Darstellung von Landschaften und Historien schon nach wenigen Jahren seinen Lehrmeister. Der Porträtmalerei aber, seinem eigentlichen Fache, wurde er erst in England entgegengeführt, wohin er mit dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien ging, und zwar 1641, dem Todesjahr von van Dyck, dessen Meisterwerke ihn mächtig anzogen. Dennoch war er in seinen Porträts, deren er eine sehr große Menge gemalt hat, wesentlich verschieden von seinem berühmten Vorbilde. Ihm fehlte insbesondere in den Damenporträts die Naturwahrheit, durch welche der Meister eine solche Gewalt zu üben wußte. Doch konnte er sich in verschiedenen Männerbildnissen allerdings zu einer charaktervollen Darstellung erheben, wovon das Porträt Karl's I., dessen Hofmaler er wurde, und mehrere andere Zeugniß ablegen. Nach dem Tode dieses Fürsten trat L. in Cromwell's Dienste. Karl II. erhob ihn zum Ritter und Kammerherrn, und er konnte nun ein glänzendes Künstlerleben führen. L. starb 1680. Seine vorzüglichsten Werke sind: die Jagd des Kalydonischen Ebers, ein männliches Porträt im Louvre, und des Künstlers Familie in Corshamhouse. Sein bedeutendes Kunstcabinet, welches er gesammelt hatte und dessen mit P L gestempelte Zeichnungen sich noch in den Händen mancher Sammler befinden, wurde nach seinem Tode mit 26,000 Pfd. St. verkauft.

Lemanischer See, Lemansee, s. Genfersee.

Le Mans, Stadt in Frankreich, s. Mans (Le).

Lemberg (poln. Lwów, lat. Leopolis), Hauptstadt des österr. Königreichs Galizien, liegt am Bache Peltew in einem engen, von Hügeln umschlossenen Thalkessel, an der Erzherzog-Albrecht-, der Galizischen Karl-Ludwig- und der L.-Czernowitzer Bahn, zählt (1869) mit den vier Vorstädten 87,109 E., darunter über 26,000 Juden. Die Stadt, besonders die Vorstädte, sind größtentheils neu und gut gebaut. Man zählt 31 kath. und griech.-kath. Kirchen, 12 Klöster (darunter 6 für Nonnen), 6 Kapellen, eine griech.-nichtunirte Kapelle, ein evang. Bethaus und einen israel. Tempel nebst 6 israel. Bethäusern. Unter den Bauwerken L.s sind

Digitized by Google

bemerkenswerth: die röm.-kath. Domkirche, im goth. Stil, doch durch spätere Zubauten entstellt; die griech.-kath. Stadtpfarrkirche mit altem Thurm und der sehr schönen, im byzant. Stil angebauten kleinen Kapelle; die Dominicanerkirche, nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom aufgeführt, mit dem Marmordenkmal der Gräfin Dunin Borkowska von Thorwaldsen; die griech.-kath. St.-Georg's-Kathedrale, auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe im byzant. Stil aufgeführt. Zu den ältesten kirchlichen Bauwerken L.s gehören die griech.-kath. St.-Nikolaikirche (1282 erbaut) und die röm.-kath. Maria-Schneekirche, von den ersten in der Stadt angesiedelten Deutschen 1340 aufgeführt. Von andern Gebäuden sind noch zu nennen: das schöne Rathhaus; das gräfl. Skarbek'sche Theater, in welchem poln. Darstellungen stattfinden; das Palais des röm.-kath. Erzbischofs, das 1863 vollendete Invalidenhotel, das allgemeine Krankenhaus, die beiden Bahnhöfe und die neuerbaute technische Akademie. L. ist Sitz der Landesstatthalterei, des galiz. Landtags, des Oberlandesgerichts, des Generalcommando und anderer Behörden, sowie dreier (eines römisch-katholischen, eines griechisch-unirten und armenisch-unirten) Erzbischöfe mit deren Consistorien und Domkapiteln, eines evang. Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. An der Spitze der Bildungsanstalten steht die 1784 gestiftete und 1817 erneuerte Universität; zu ihr gehören eine Bibliothek (66,000 Bände, 470 Handschriften, über 10,000 Stück Münzen und Medaillen), andere wissenschaftliche Sammlungen und ein guter botan. Garten mit Gärtnerschule. Außerdem bestehen zu L. ein röm.-kath. und ein griech.-kath. Seminar, eine mit reichen wissenschaftlichen Sammlungen versehene technische Akademie, vier k. k. Obergymnasien, eine Oberrealschule, eine Handelsschule und andere Unterrichtsanstalten, denen sich auch ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut anreihen. Das vom Grafen Ossolinski zu L. gegründete Nationalinstitut besitzt eine besonders für die poln. Literatur wichtige Bibliothek (100,000 Bände, 1625 Handschriften, über 1000 Münzen), eine Sammlung von 6000 Stück Lithographien und ein Museum alterthümlicher Gegenstände.

Im Mittelalter besaß L. infolge seiner Lage zwischen dem Schwarzen und Baltischen Meer einen überaus blühenden Handel, der jedoch seit dem Untergang Polens sammt der Industrie fast völlig verloren ging. Erst in neuerer Zeit, seit der Eröffnung der Eisenbahnen, hat sich der Commissions- und Speditionshandel (fast gänzlich in jüd. Händen) wieder etwas gehoben. Fabriken bestehen zu L. für Papier (1), Maschinen (5), Zündhölzer (3), Stearinkerzen (2), Naphtha (3), Arak und Rosoglio (5), wozu noch 11 Brauhäuser, 2 Dampfmühlen und 2 Dampfbrotbäckereien kommen. Für Förderung des Handels und der Industrie bestehen zu L. die Ständische Bodencreditanstalt, das armen. Pfandleihhaus, eine Sparkasse, Filiale der wiener Nationalbank, der Creditanstalt für Handel und Gewerbe, die Galizische Actienhypothekenbank und mehrere andere Creditanstalten. In neuerer Zeit hat L. auch eine Citadelle erhalten. L. wurde von Lew oder Leo Danielowicz, Fürsten von Halicz, 1255 gegründet und nahm seinen Aufschwung, nachdem Halicz, die frühere Hauptstadt des Landes, von den Tataren verwüstet worden war. Im J. 1340 wurde es von Kasimir d. Gr. erobert und war nun die Hauptstadt der poln. Provinz Rus. Es vertheidigte sich muthig gegen feindliche Ueberfälle der Tataren 1525, der Russen und Kosaken 1556, gegen Rakoczy 1657, gegen die Türken 1672 sowie auch gegen die Schweden unter Karl XII. 1704. Durch die erste Theilung Polens fiel die Stadt 1772 an Oesterreich. In den Unruhen 1848 erlitt dieselbe ein Bombardement, das bedeutenden Schaden, besonders am Universitätsgebäude anrichtete.

Lemgo, Stadt im Fürstenthum Lippe-Detmold, liegt 13 Kilom. nördlich der Landeshauptstadt an der Vega und zählt (1875) 5108 E. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die beiden fürstl. Häuser, der Lippehof und der Annenhof, sowie die beiden im goth. Stil erbauten luth. Kirchen hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten besteht zu L. ein Gymnasium und eine höhere Töchterschule. An der Spitze des 1306 begründeten Jungfrauenstifts für zehn adelige und bürgerliche Jungfrauen steht eine Prinzessin aus dem regierenden fürstl. Hause, die im Annenhof residirt. Sonst befinden sich in der Stadt noch ein Beguinenhaus und ein ehemaliges Franciscanerkloster, das jetzt 24 unvermögenden Frauen und Jungfrauen Unterhalt und Wohnung gewährt, sowie eine 1873 begründete Anstalt für blödsinnige Kinder. L. ist der gewerbreichste Ort des lippeschen Landes. Neben Lein- und Wollweberei sowie einer Seidenhaspelanstalt bildet das Schneiden von Cigarrenspitzen aus Meerschaum einen besondern Industriezweig. Außerhalb der Stadt liegt die Landesirrenheilanstalt, womit ein Privatinstitut für Gemüthskranke verbunden ist. L. wurde im 12. Jahrh. begründet und gehörte zur Hansa.

Lemma (griech.) oder **Lehnsatz** nennt man einen Satz, den man aus einem andern Gebiete der Untersuchung als Glied des Beweises für einen Satz entlehnt, also als schon bewiesen

Digitized by Google

voraussetzt. Was in der einen Wissenschaft als Lehnsatz vorkommt, wird also in einer andern Lehrsatz (s. d.) sein. So bedient sich z. B. die Mechanik der Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie der Lehrsätze der Algebra u. s. w. als Lehnsätze. Lemmata unterscheiden sich daher von willkürlichen oder versuchsweise gemachten Annahmen oder Hypothesen (s. d.). Ebenso ist ein L. nicht zu verwechseln mit einem Dilemma (s. d.).

Lemming (Myodes), kleine nordische Wühlmäuse mit dickem, breitem Körper und ganz kurzem Schwanze, versteckten Ohren, behaarten Fußsohlen, die Röhren graben und sich von Wurzelwerk, Flechten u. s. w. ernähren. Die am besten gekannte, in Finmarken und Lappland heimische Art (M. Lemmus) wird 13 Ctmt. lang und ist auf gelbem, unten weißem Grunde braun und schwarz gefleckt, einem kleinen Hamster ähnlich. Die L. vermehren sich massenhaft und wandern zuweilen in Jahren, welche ihre Vermehrung begünstigen, in großen Scharen aus, wobei Raubthiere aller Art sie verfolgen. Einige andere, weniger bekannte Arten leben an den Küsten des Eismeers in Sibirien und Nordamerika und in den nordasiat. Gebirgen.

Lemna, eine zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörende Gattung monokotyler Wassergewächse, welche die Hauptgattung einer kleinen Familie (Lemnaceen) bildet, und deren Arten unter den Namen Teich-, Wasser-, Meerlinse und Entengrün bekannt sind. Jedes dieser die Oberfläche stehender Gewässer oft in Unzahl bedeckenden Pflänzchen besteht aus einem auf der Wasserfläche schwimmenden Stengel, aus dessen unterer Seite eine oder mehrere haarfeine Wurzelfasern ins Wasser hinabhängen und an dessen Rändern sich die hüllenlosen Blüten entwickeln. Diese Pflänzchen geben ein gutes Futter für Enten und Schweine ab.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, bekannt als Satiriker, geb. zwischen 1510—20 zu Margadant in Graubünden, kam 1533 auf die Universität nach Ingolstadt und ging dann nach Wittenberg, wo er sich insbesondere mit Melanchthon befreundete. Hier schadete er sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Epigrammen (Wittenb. 1538), in welchen er nicht nur mehrere Wittenberger verspottete, sondern auch den Erzbischof-Cardinal Albrecht, Luther's Feind, als Beschützer der Wissenschaft pries. Hierüber erzürnt, begnügte sich Luther nicht mit der Wegnahme der noch vorhandenen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, sondern veranlaßte sogar des Herausgebers Relegation von der Universität. Dieser war inzwischen nach Basel gegangen. Kaum hatte er hier das Relegationspatent gelesen und von Luther's heftiger Strafpredigt wider ihn gehört, als er seine Epigramme, mit einem dritten Buch vermehrt, aufs neue herausgab (1538), in welchem letztern er sich die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Gegner erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerarius schrieb dagegen seine ernste und würdige «Elegiae hodoiporikae», veranlaßte aber L. dadurch nur zu einer «Apologia», in der er seine ersten Epigramme in Schutz nahm und neue heftige Angriffe auf Luther machte. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten; noch seltener aber ist die von L. unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenalis herausgegebene «Monachopornomachia», in welcher er «die Greuel des wollüstigen Wittenberg» aufdecken wollte. Im J. 1540 wurde L. an dem Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt, wo er indeß 24. Nov. 1550 an der Pest starb. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch seine «Amorum libri IV» (1542), das Epos «Die Räteis» (neue Ausg. von Plattner, Chur 1874) und seine Uebersetzung der Odyssee (2 Bde., Bas. 1549). Vgl. die Biographie L.' von Strobel (Nürnb. 1792).

Lemnos, jetzt Limno, auch Stalimene genannt, die bedeutendste unter den Inseln des nördl. Aegäischen (thrazischen) Meers, in der Mitte zwischen dem Athos und der Küste von Troja gelegen, ist wesentlich vulkanischen Ursprungs. Der seit mehr als 2000 Jahren erloschene Vulkan Mosychlos galt den Alten als Wohnsitz des Hephästos, dem überhaupt die ganze Insel geweiht war. Dieselbe, von Westen nach Osten etwa 30 Kilom. lang, von Norden nach Süden 15 Kilom. breit, ist fast ganz gebirgig und arm an Baumwuchs, aber für Getreide und besonders für Weinbau trefflich geeignet. Bekannt ist die hier gegrabene sog. Siegelerde (Terra sigillata Lemnia), die nicht blos als Farbstoff, sondern auch als Heilmittel (gegen Schlangenbiß u. dgl.) Verwendung fand und bei Griechen und Türken noch heute findet. Die ältesten Bewohner, tyrrhenische Pelasger, waren als Seeräuber berüchtigt; durch Miltiades wurde die Insel der Herrschaft Athens unterworfen und von athenischen Colonisten (Kleruchen) besetzt. Sie hatte im Alterthum zwei Städte: Hephästia auf der Ostküste und Myrina auf der Westküste. An der Stelle der letztern steht jetzt Limno (oder Kastro), der Sitz eines griech. Bischofs, mit einem Castell und etwa 2000 E. Die ganze Insel hat jetzt etwa 15,000 E., meist Griechen. Vgl. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meers» (Hannov. 1860).

Digitized by Google

Lemur, gewöhnlich in der Mehrzahl Lemüres, findet sich bei spätern röm. Schriftstellern auch als allgemeine Benennung für die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, gewöhnlich aber bedeutet es die bösen, die als nächtliche Gespenster und Poltergeister unstet umherirrten und die Lebenden vielfach beunruhigten. (S. Larve.) Um nun dieselben zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen, wurde jährlich in den Mitternachtsstunden des 9., 11. und 13. Mai das Fest der Lemurien, die Lemuria, gefeiert, das ursprünglich Remuria geheißen haben soll, zu Ehren des vom Celer erschlagenen Remus, um dessen Geist zu beschwichtigen. Beim Schweigen der Nacht ging nach Ovid der Hausherr barfuß durch das Haus, wobei er durch eine symbolische Geberde mit den Fingern die Schatten abwehrte. Dann wusch er sich die Hände in Quellwasser, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf diese neunmal hinter sich, mit den Worten: «Diese Bohnen streue ich euch, mit ihnen kaufe ich mich und die Meinigen los.» Hierauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein ehernes Becken und sagte dabei neunmal in bittendem Tone: «Manes exite paterni», d. h.: Zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren! Nun konnte er sich umsehen, und mit diesem Act war die Feier vollendet.

Lena, der östlichste der drei großen Ströme Sibiriens, im Gouvernement Irkutsk und dem Gebiete Jakutsk, hat eine directe Länge von 2550, eine Stromentwickelung von 4820 Kilom. und ein Gebiet von 2,043,000 QKilom. Die L. entspringt etwa 300 Kilom. im NO. von Jakutsk und 30 Kilom. vom nordwestl. Ufer des Baikalsees aus dem Gletscher Beresowija-Gori des Baikal- oder Wercholeniſchen Gebirgs, fließt erst gegen SW., weiterhin gegen N. über Werchoiensk nach Ust-Kutsk, wo sie schiffbar wird, dann gegen NO. über Kirensk, Witimsk und Olekminsk bis Jakutsk (62° nördl. Br.). Hierauf wendet sie sich in verschiedenen Windungen nordwärts über Ust-Wiluisk, Shigansk (66° 46′ nördl. Br.), Siktach (70° nördl. Br.) und Bulun und mündet in starrer Polarregion mit 19 Mündungen innerhalb eines breiten, bis zum 73.° nördl. Br. in das Eismeer vorspringenden Deltalandes südwestlich gegenüber der Inselgruppe Neusibirien. Bei Jakutsk tritt sie in das Tiefland und nimmt eine sehr langsame, zum Theil seichte Strömung an. Wegen der zahllosen Menge von Inseln, namentlich zwischen Jakutsk und Shigansk, ist die L. außerordentlich breit, bei ersterm Ort 7—8, bei letzterm in gewöhnlicher Zeit nahezu 15 Kilom. bei 16—22 Mt. Tiefe. Weiter abwärts erscheint sie kleiner, bei Bulun nur 2,5 Kilom. breit und 10—16 Mt. tief, an der Mündung wieder bis 10 Kilom. breit, aber nur 5—8 Mt. tief. Im obersten Lauf gefriert sie im October, unterhalb Jakutsk schon in der zweiten Hälfte des September. Bei Katschuga wird sie Mitte April eisfrei, an der Mündung erst Ende Juni oder Mitte Juli oder, wenn der Wind darauf steht, auch gar nicht. Es befinden sich hier in dem flachen Meere zahlreiche Eisberge auf dem Grunde, die ihren Platz nie verlassen. Während des Eisgangs und Hochwassers wird die L. für ihre Ufergegenden verheerend. Eigentliche Stromschnellen fehlen. In dem obern, sehr raschen, aber doch bald fahrbaren Laufe wird der Strom auf weite Strecken von großartigen Felswänden und malerischen Felsbildungen eingeschlossen; weiter abwärts wechseln Bergzüge, groteske Felsmassen, Wiesengründe und Steppen miteinander. Von der Mündung des Aldan aber verflachen sich die Ufer völlig, und unterhalb Shigansk tritt die nie aufthauende Tundra (s. d.) auf. An den Ufern des Stroms findet sich das Mammuthelfenbein sehr häufig. Die L. ist reich an Fischen, welche für die den Strom umwohnenden Buräten und Jakuten die Hauptnahrung liefern. Von ihren 325 Nebenflüssen sind die wichtigsten rechts die Kirenga (500 Kilom. lang), der Witim (2150 Kilom.), der Olekma (1120 Kilom.), der Aldan (s. d.); links der Wiljui (2140 Kilom.), an dessen Ufern namentlich zahlreiche Knochen vorweltlicher Thiere aufgeschichtet sind. Die Schifffahrt auf der L., die bei Katschuga beginnt, wird größtentheils nur im Frühling und Herbst betrieben und hat ihren Centralhafen in Jakutsk.

Lenau (Nikol.), s. Niembsch von Strehlenau.

Lenbach (Franz), ausgezeichneter deutscher Porträtmaler, geb. zu Schrobenhausen in Oberbaiern 13. Dec. 1836, war ursprünglich Maurer, bis seine Künstlernatur von dem Thiermaler Hofner erkannt wurde, der ihn weiter förderte. Von diesem kam er zu Geyer nach Augsburg und bezog hierauf die münchener Akademie, dann die Polytechnische Schule zu Augsburg und kehrte nachher in die Heimat zurück, wo er ohne Lehrer Köpfe, Thierstücke und Landschaften malte, aber keinen besondern Erfolg erzielte. Im J. 1855 ging er nach München und trat in das Atelier Piloty's, wo er vorzugsweise das Feld des Genre cultivirte. Nachdem er später mit Piloty zwei Monate in Rom zugebracht hatte, lebte er wieder in Schrobenhausen, bis er 1858 bei Errichtung der Kunstschule in Weimar mit Böcklin, Ramberg und Reinhold Begas dorthin berufen wurde. Die Frucht der ital. Reise äußerte sich nun in der eifrigen Nachahmung

Digitized

venet. Vorbilder auf dem Gebiete des Porträts, wobei aber auch Rembrandt eine große Macht auf den Künſtler übte, deſſen Erfolge immer größere Anerkennung fanden. Einen einflußreichen Gönner fand L. dann in dem Kunſtfreund Freiherrn von Schack, welcher ihn ſeit 1860 Italien, Spanien und Marokko bereiſen ließ, um berühmte Kunſtwerke für ſeine Galerie zu copiren. Im J. 1866 nach München zurückgekehrt, richtete L. 1870 daſelbſt ein größeres Atelier ein, malte 1872—75 meiſt in Wien, unternahm im Sommer 1875 eine Reiſe nach Aegypten und kehrte im Frühjahr 1876 über Griechenland und Italien nach München zurück. L.'s Porträts, unter denen die der Kaiſer von Deutſchland und Oeſterreich, Moltke's, Richard Wagner's, des Malers von Hagn, der Gräfin Dönhoff, Heyſe's, Döllinger's hervorzuheben ſind, zeichnen ſich durch hohen Reiz und vollendete Pracht des Colorits aus. Indem er die Eigenthümlichkeiten der alten Italiener und Niederländer mit aller Schärfe erfaßt, geht er faſt nur zu weit, wenn er auch die Wirkungen des Alters, des Nachdunkels und ſonſtige Zeiteinflüſſe in ſeinen neuen Bildern täuſchend nachzuahmen ſucht. L. wurde zum Ehrenprofeſſor der Akademie in München ernannt.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), eine durch ihre Galanterie bekannte Franzöſin, wurde 15. Mai 1616 zu Paris aus adeliger Familie geboren. Ihre Aeltern ſtarben zeitig; ſchon mit 15 Jahren ſah ſich Ninon frei und Herrin ihrer Handlungen. Sie hatte ſich ſelbſt durch Lektüre gebildet, beſaß viel Geiſt, Witz und Geſchmack, tanzte, ſang, ſpielte Klavier und war ſehr bald von Anbetern und Heirathsluſtigen umſchwärmt. Indeß beſchloß Ninon, ſich im Lebensgenuſſe keine andern Feſſeln als die der Klugheit anzulegen. Der Cardinal Richelieu ſoll zuerſt ihre Gunſt beſeſſen haben. Demſelben folgten Coligny, Villarceaux, der Marquis von Sévigné, der Prinz von Condé, der Herzog de Larochefoucauld, der Marſchall d'Albret, der Marſchall d'Eſtrées u. ſ. w. Um gänzlich ſorgenlos zu ſein, lieh ſie ihr Vermögen auf Leibrenten und bezog ſo ein jährliches Einkommen von 8—10,000 Livres. Bis in ihr hohes Alter blieb ihr Haus ein Sammelplatz aller geiſtreichen und liebenswürdigen Perſonen des Hofs und der Stadt; auch die Gelehrten und Dichter erſchienen und zogen ſie bei ihren Werken zu Rathe. Scarron las ihr ſeine Romane, Saint-Evremont ſeine Gedichte, Molière ſeine Komödien, Fontenelle ſeine Geſpräche, Larochefoucauld ſeine philoſ. Betrachtungen vor. Sie war Mutter zweier Söhne. Der eine, Namens Laboiſſière, ſtarb 1732 als Marinebeamter zu Toulon, der andere ſoll ſich in ſeine eigene Mutter verliebt und nach der Entdeckung des Geheimniſſes erſtochen haben. Ninon ſtarb 17. Oct. 1706. Man ſchreibt ihr eine kleine Schrift, «La coquette vengée» (1649), und mehrere in den Werken Saint-Evremont's enthaltene Briefe zu. Ihr Leben beſchrieben Damours und Lebret; Dauxmesnil gab «Mémoires pour servir à l'histoire de Mme. de L.» (Par. 1751) heraus. Vgl. Capefigue, «Ninon de l'Enclos et les précieuses de la Place Royale» (Par. 1864).

Lengerke (Alexander von), ausgezeichneter landwirthſchaftlicher Schriftſteller, geb. 30. März 1802 zu Hamburg, unternahm, anfangs für den Marinedienſt beſtimmt, eine Reiſe nach Nordamerika und Weſtindien, widmete ſich indeß ſpäter der Landwirthſchaft, fungirte dann zwei Jahre in Holſtein als Verwalter und erkaufte, nachdem er Deutſchland durchreiſt und eine Zeit lang zu Roſtock in dem Hauſe Karſten's, ſeines Lehrers, gelebt hatte, das Gut Wieſch bei Wismar, das er bald in einen trefflichen Culturzuſtand verſetzte. Um jedoch einen größern Wirkungskreis zu erlangen, übernahm er eine Pachtung in Holſtein, nach deren Ablauf er ſich in Lübeck niederließ. Als Früchte einer abermaligen Durchwanderung Deutſchlands erſchienen die «Reiſe durch Deutſchland in beſonderer Beziehung auf Ackerbau und Induſtrie» (Prag 1839) und die «Landwirthſchaftliche Statiſtik der deutſchen Bundesſtaaten» (2 Bde., Braunſchw. 1840). Schon vorher hatte er ſich durch mehrere Schriften, wie die «Darſtellung der ſchlesw.-holſtein. Landwirthſchaft» (2 Bde., Berl. 1826), das «Landwirthſchaftliche Converſations-Lexikon» (4 Bde., Prag 1835—38; Supplementband, Braunſchw. 1842), die «Darſtellung der mecklenb. Pferdezucht» (Berl. 1840) und die «Anleitung zum praktiſchen Wieſenbau» (2. Aufl., Prag 1844) einen geachteten Namen erworben. Er ward deshalb 1841 als Profeſſor der Landwirthſchaftswiſſenſchaft am Carolinum und Oekonomierath nach Braunſchweig berufen, von wo er 1842 als Landesökonomierath, ordentliches Mitglied und Generalſecretär des Landesökonomiecollegiums zu Berlin in den preuß. Staatsdienſt überging. In dieſer Stellung redigirte L. die von dem Präſidium des Collegiums herausgegebenen «Annalen der Landwirthſchaft in den königl. preuß. Staaten», während er zugleich die Ergebniſſe ſeiner amtlichen Reiſen in den «Beiträgen zur landwirthſchaftlichen Statiſtik des preuß. Staats» (Bd. 1—4, Berl. 1844—52) niederlegte. Die durch jene Behörde hervorgerufenen allſeitigen Berichte über die Zuſtände und Verhältniſſe der ländlichen Arbeiter ſtellte er in dem Werke «Die ländliche Arbeiterfrage»

Digitized by Google

(Berl. 1849) zusammen; auch gab er die «Verhandlungen» des 1850 zu Berlin abgehaltenen landwirthschaftlichen Congresses (Berl. 1850) heraus. Im J. 1852 begründete er eine «Landwirthschaftliche Jahresschrift» sowie mit Mentzel einen «Landwirthschaftlichen Kalender», der viel Verbreitung gefunden hat. Er starb 23. Dec. 1853 in Berlin. L.'s Leistungen im Gebiete der landwirthschaftlichen Statistik gehören zu den vorzüglichsten Deutschlands; aber auch seine technischen Monographien, wie «Die Heckenzucht» (3. Aufl., Berl. 1860), «Der Maisbau» (2. Aufl., Berl. 1851), «Preußens Kardenbau» (Berl. 1852), sind sehr geschätzt. — Cäsar von L., verdienter Exeget, zugleich auch als Dichter bekannt, Bruder des Vorigen, geb. 30. März 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum daselbst und widmete sich erst zu Breslau, dann zu Halle dem Studium der Theologie und orient. Sprachen. Im J. 1829 habilitirte er sich zu Königsberg, wo er 1831 zum außerord., 1835 zum ord. Professor der Theologie ernannt wurde. Seine Lehrvorträge, die sich vorzugsweise auf das Alte Testament erstreckten, erweckten ihm wegen der freien wissenschaftlichen Forschung, die er in denselben wie auch seinen Schriften bethätigte, vielfache Angriffe von seiten der strengkirchlichen Partei. L. suchte, um sich denselben zu entziehen, um seine Versetzung in die philos. Facultät nach, die auch 1843 durch Ernennung zum Professor der orient. Sprachen erfolgte. Infolge von Differenzen mit der Regierung nahm er 1851 seine Entlassung, starb aber schon 3. Febr. 1855 zu Elbing. L.'s Hauptwerke sind: die Commentare über den Propheten Daniel (Königsb. 1835) und die Psalmen (2 Bde., Königsb. 1846) sowie auch die geschichtlich-archäol. Arbeit «Kenáan» (Bd. 1, Königsb. 1843), in welchen Schriften er sich als ein tüchtiger Kenner des Orients und gründlicher wie unbefangener Forscher bewährt. Von Jugend auf der Poesie zugeneigt und nicht ohne Befähigung für dieselbe, veröffentlichte er unter anderm «Bilder und Sprüche» (Königsb. 1844), «Lieder» (Königsb. 1840) sowie «Gedichte» (2. Aufl., Königsb. 1838) und eine Gesammtausgabe seiner «Gedichte» (Danzig 1843). Hierzu kamen später «Weltgeheimnisse» (Königsb. 1851) und «Lebensbilderbuch» (Königsb. 1852), eine gesichtete Sammlung seiner Poesien. Mehrere seiner Lieder sind componirt und Volkslieder geworden.

Leuk (die), Curort im Amtsbezirk Obersimmenthal des schweiz. Cantons Bern, liegt 1105 Mt. über dem Meere, etwa 0,5 Kilom. von dem gleichnamigen Pfarrdorfe (1070 Mt. über dem Meere, 2306 E.), an der linken Berglehne des Simmenthals, dessen grüner ebener Thalgrund von den Fels- und Eishäuptern des Wildstrubels (3266 Mt.) und des Rätzligletschers, des Weißhorns (3012 Mt.) und des Wildhorns (3268 Mt.) überragt wird. Die zugleich anmuthige und großartige Umgebung, die geschützte Lage, die reine Luft und das für diese Höhe sehr milde Klima, hauptsächlich aber die kräftigen Heilquellen machen die L. zu einem der besuchtesten Alpencurorte der Schweiz. Die Kuranstalt, von schattigen Anlagen umgeben, umfaßt fünf Gebäude im Schweizerstil und bietet Raum für ungefähr 120 Gäste. Die gipshaltigen Heilquellen, besonders bei Krankheiten der Athmungsorgane, des Verdauungssystems und der Haut mit Erfolg angewendet, sind: die Balmquelle, die stärkste Schwefelquelle Europas mit 44,5 Kbcentim. Schwefelwasserstoff per Liter, die Hohliebequelle, eine milde, Natron und Magnesia haltende Schwefelquelle, und die Eisenquelle. Mit Thun ist die L. durch eine 53 Kilom. lange Poststraße, mit dem Rhônethal durch den Saumweg über den Rawyl (2421 Mt.) verbunden. Vgl. Treichler und Buß, «Bad und Curort L.» (Bern 1877).

Lenné (Peter Jos.), einer der ausgezeichnetsten Landschaftsgärtner der neuern Zeit, geb. 29. Sept. 1789 zu Bonn, wo sein Vater, Joseph L., kurfürstl. Hofgärtner und Vorstand des botan. Gartens war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, machte die üblichen Lehrjahre in der praktischen Gärtnerei durch und ging dann 1811 zu seiner weitern naturwissenschaftlichen Ausbildung nach Paris. In die Heimat zurückgekehrt, unternahm er 1812 eine Reise durch Deutschland und die Schweiz, um die besten Gartenanlagen dieser Länder kennen zu lernen. Zu Wien widmete er sich mit allem Eifer der Botanik und erhielt hier 1814, unter Verleihung des Titels als kaiserl. Garteningenieur, den Auftrag, einen Plan zur Vergrößerung und Verschönerung des Gartens von Lachsenburg zu entwerfen, der auch später wirklich ausgeführt wurde. Als er sich 1815 nach Bonn zurückgewendet hatte, beschäftigte ihn der Entwurf eines Plans zur Verwandlung der damals zerstörten Festungswerke zu Koblenz in Anlagen und zur Erweiterung der Stadt, wonach auch die dortige Schloßstraße ihre Ausführung erhalten hat. Im Frühjahr 1816 ward er nach Potsdam berufen und hier unter anderm vom Fürsten von Hardenberg mit der Anlage eines Pleasure-Ground zu Klein-Glienicke beauftragt, der noch gegenwärtig den Hauptschmuck dieses Landsitzes bildet. Später übertrug ihm der König die Ausführung der Park- und Gartenanlagen, welche seitdem Berlin und Potsdam zur Zierde

Digitized by Google

gereichen. Zunächst hatte L. den Lustgarten am Schlosse zu Potsdam, dann Sanssouci und die Pfaueninsel umzuschaffen, hierauf 1826 die Erweiterung und Arrondirung von Sanssouci durch die südlich und nordwestlich nach dem Belvedere zu gelegenen Anlagen zu bewirken. In dieselbe Zeit fällt die Schöpfung von Charlottenhof und die Anlage der Russischen Colonie. Seit 1833 entstanden unter L. auf dem Babelsberge die großartigen Gartenanlagen für den damaligen Prinzen, jetzigen König von Preußen, die mit denen von Glienicke in Zusammenhang stehen. Während der J. 1820—30 wurden unter L.'s Leitung die Anlagen in Charlottenburg, ebenso die von Schönhausen umgestaltet, 1832—40 die Verwandlung des Thiergartens bei Berlin in einen Volksgarten durchgeführt. Hierzu kommen noch die Anlage des zoolog. Gartens und seit 1844, nachdem das von L. bereits 1839 ausgearbeitete Project eines Schifffahrtskanals auf der Südseite der Stadt zur Ausführung gelangt, einige ansehnliche Erweiterungen des Thiergartens. Die Vollendung des großartigen (bereits 1833 projectirten), 1840 in Angriff genommenen Unternehmens, die Havel als einen See mit einem riesigen Park in einer Ausdehnung von 15 Kilom. (vom Karlsberg bei Baumgartenbrück bis zur Pfaueninsel) zu umgeben, wurde durch den Tod L.'s unterbrochen, der 23. Jan. 1866 zu Potsdam erfolgte. Außer den großartigen Schöpfungen zu Berlin und Potsdam hat L. auch die Entwürfe zu vielen andern Park- und Gartenanlagen geliefert, wie für die Städte Schwerin, Neustrelitz, Leipzig, Lübeck, Frankfurt a. O., Dresden, Magdeburg, Breslau, Ballenstedt, Ludwigslust, Homburg, ferner für das Bad Oeynhausen wie für die Schlösser Benrath, Hohenzollern, Erdmannsdorf, Stolzenfels u. s. w. In allen seinen Werken zeigt sich L. als Landschaftsgärtner im eigentlichsten Sinne des Wortes. Grundsätzlich lehnt er sich überall eng an die gegebene Natur an und weiß namentlich auch die Architektur für seine Zwecke zu benutzen. Im J. 1832 wurden auf L.'s Vorschlag die Landesbaumschule und die Gärtnerlehranstalt zu Berlin begründet. Eine Büste L.'s ist seit 1844 inmitten der Gärten von Sanssouci aufgestellt.

Lennep, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, an der Linie Rittershausen-Remscheid der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, die hier nach Wipperfürth abzweigt, hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule, eine Fortbildungsschule, eine Handelskammer, eine Reichsbanknebenstelle, eine Volksbank, ein großes Krankenhaus und zählt (1875) 7753 E., welche Streichgarnspinnereien, Jackenmanufacturen, Filzfabriken und sehr bedeutende Tuchfabriken unterhalten. L. war 1226—1300 Residenz der Grafen von Berg und verdankt seine Industrie der Einwanderung von Webern, welche im 14. Jahrh. aus Köln flüchteten, sowie dem Zuzug fremder Protestanten in der Reformationszeit. — Der **Kreis** L. zählt auf 303,2 QKilom. (1875) 88,339 E.

Lennep (Jak. van), einer der namhaftesten neuern niederländ. Schriftsteller und Dichter, geb. 24. März 1802 zu Amsterdam, erhielt seine Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils in Leiden, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Später erwarb er sich die juristische Doctorwürde. Von Jugend auf fühlte sich L. durch die Dichtkunst angezogen, und schon seine «Akademischen Idyllen», die er als Student verfaßte, fanden Beifall. Seinen Ruf als Dichter begründete er jedoch mit den «Nederlandsche legenden», in denen er die Legenden und Sagen seines Vaterlandes ansprechend aufzufassen und in den gefälligsten Formen wiederzugeben wußte. Verwandte Stoffe verarbeitete L. auch in den drei größern Dichtungen «Het huis ter Leede en Adegild», «Jacoba en Bertha» und «De strijd met Vlaanderen». Den meisten Beifall aber fanden seine zahlreichen Romane. Von diesen gehören «De Roos van Dekama» (Amsterd. 1837), «Ferdinand Huyck» (Amsterd. 1840) und «De lotgevallen van Klaasje Zevenster» (Amsterd. 1866) zu dem Besten, was die holländ. Literatur in diesem Fach aufzuweisen hat. Seine Laufbahn als dramatischer Dichter begann L. mit den beiden Lustspielen «Het dorp aan de grenzen» und «Het dorp over de grenzen» (beide 1830). Unter seinen übrigen Stücken hatte namentlich «De vrouwe van Waardenburg» (1859) großen, wiewol nicht bleibenden Erfolg. Sammlungen seiner «Romantische Werken» (23 Bde.) und «Poetische Werken» (13 Bde.) sind herausgegeben worden in Rotterdam (1855—72) und dem Haag (1859—72). Von seinen übrigen Schriften sind außer der Prachtausgabe (12 Bde., Amsterd. 1857—66) des Dichters Vondel (s. d.) noch zu nennen: «Hollands romantische Geschiedenis» (deutsch von Lerz, 11 Bde., Aachen 1840—43), «Geschiedenis van Noord-Nederland» (1865 fg.) und «Neêrlands Roem» (1856 fg.). L. starb 25. Aug. 1868 zu Oosterbeek bei Arnheim. — Der Vater L.'s, **David Jakob van L.**, geb. 15. Juli 1774 zu Amsterdam, widmete sich erst juristisch., dann philol. Studien und erhielt 1799 eine Stelle am Athenäum seiner Vaterstadt, die er bis zu seinem 10. Febr. 1853 erfolgten Tode bekleidete. Unter seinen Arbeiten sind zu erwähnen:

Digitized by Google

die Vollendung der von de Bosch begonnenen Ausgabe der «Anthologia Graeca» (5 Bde., Utr. 1795—1822), die Bearbeitung der «Heroiden» des Ovid (Amsterd. 1807; 2. Aufl. 1812), der «Theogonie» (Amsterd. 1843), der «Werke und Tage» (Amsterd. 1843) und des «Schild des Hercules» des Hesiod (besorgt von Hullemann, Amsterd. 1858). Auch hat er lat. Dichtungen veröffentlicht. Eine Biographie schrieb sein Sohn Jakob van L. (4. Aufl., Amsterd. 1862). — Johannes Daniel van L., ein Verwandter des Vorigen, geb. im Nov. 1724 zu Leeuwarden, war seit 1752 Professor der alten Sprachen erst zu Gröningen, dann zu Franeker, wo er im Febr. 1771 starb. Seine Hauptwerke sind die Ausgaben des Koluthus (Leeuw. 1747; Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823) und der Briefe des Phalaris (2 Bde., Grön. 1777; Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), sowie das von Scheid aus seinen Vorlesungen herausgegebene «Etymologicum linguae Graecae» (2 Bde., Utr. 1790; 2. Aufl. von Nagel, Utr. 1808).

Lenormand (Marie Anne Adelaide), eine bekannte Kartenschlägerin und Wahrsagerin in Paris, war zu Alençon 16. Sept. 1768 geboren und wurde daselbst bei den Benedictinerinnen erzogen. Schon frühzeitig fing sie an, aus Kaffeesatz, Karten u. s. w. wahrzusagen. Noch vor dem Ausbruch der Revolution kam sie nach Paris, wo sie während der Schreckenszeit gefangen gesetzt wurde. Ganz besonders war ihr die Kaiserin Josephine zugethan. Sie kam deshalb auch bald in Ruf, lebte während der ersten Jahre der Kaiserregierung auf großem Fuß und wurde von den achtbarsten Damen sehr häufig besucht, bis sie sich in polit. Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Hierüber erzürnt, schrieb sie «Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation, le 11 décembre 1809», eine Prophezeiung des Sturzes Napoleon's I. und des Triumphs der Bourbonen, die sie aber erst nach der Restauration, 1815, herausgab. Im J. 1818 selbst vom Kaiser Alexander aufgesucht, lebte sie später eine Zeit lang in Brüssel, dann wieder in Paris, wo sie 25. Juni 1843 starb. Viel Aufsehen erregten ihre «Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine» (2 Bde., Par. 1820), welche interessante Nachrichten über diese enthalten.

Lenormant (Charles), franz. Alterthumsforscher und Numismatiker, geb. 1. Juni 1802 zu Paris, studirte anfangs Jurisprudenz, als eine Reise nach Italien in ihm den Geschmack für archäol. Studien erweckte. Mit seinem Freunde Champollion dem Jüngern bereiste er 1828 Aegypten und nahm sodann beträchtlichen Antheil an den Arbeiten der Morea-Commission. Er wurde 1837 Conservator bei der Abtheilung der Bücher in der Nationalbibliothek, und bekleidete 1840 denselben Posten am Antikencabinet des Louvre. Außerdem war er seit 1835 Stellvertreter Guizot's an der Sorbonne, wo seine ganz orthodox katholisch gefärbten Vorlesungen bei seinen Zuhörern wenig Anklang fanden und mehrfach, besonders 1846, tumultuarische Auftritte veranlaßten, welche die Einstellung derselben zur Folge hatten. L. wurde 1848 als Professor der ägypt. Archäologie an das Collége de France berufen und starb 24. Nov. 1859 während einer Reise in Griechenland zu Athen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Trésor de numismatique et de glyptique» (5 Bde., Par. 1836—50) unter Mitwirkung von Paul Delaroche und Henriquel-Dupont; «Elite des monuments céramographiques» (3 Bde., Par. 1844—57). — François L., der Sohn des Vorigen, geb. 17. Jan. 1837 zu Paris, bearbeitete, nach Vollendung seiner Schul- und Universitätsstudien, ebenfalls das archäol. und numismatische Fach und lieferte zahlreiche Beiträge zu der von seinem Vater gegründeten Revue «Le correspondant», zur «Revue de numismatique» zu Paris und zum «Rhein. Museum für Philologie» zu Bonn. L. wurde 1862 Unterbibliothekar des Instituts und 1874 Professor der Archäologie an der großen pariser Bibliothek. Unter seinen zahlreichen Schriften ist hervorzuheben: «Manuel d'histoire ancienne de l'Orient jusqu'aux guerres médiques» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1869; deutsch bearbeitet von Busch, 2 Bde., Berl. 1869; 2. Aufl. 1871), an welches sich ein «Atlas d'histoire ancienne de l'Orient, antérieurement aux guerres médiques» (Par. 1869) anschließt.

Le Nôtre (André), franz. Gartenbaumeister, geb. 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Tuileriengartens war, vervollkommnete die Gartenanlagen durch neuen und prächtigen Schmuck, den er im Zusammenhang mit monumentalen Schloß- und Palastbauten darin anbrachte. Er schuf alles mit angeborenem Geschmack und Talent, und es bleibt zweifelhaft, ob er sich bestimmte Regeln vorgezeichnet. Seine noch vorhandenen Hauptschöpfungen sind der Tuileriengarten in Paris und die Schloßparks in Versailles, St.-Cloud und Fontainebleau. L. wurde 1675 von Ludwig XIV. in den Adelstand erhoben. Er starb 1700 zu Paris.

Lenström (Karl Jul.), schwed. Schriftsteller, geb. 7. Mai 1811 zu Gefle, studirte seit 1830 Theologie zu Upsala, wo er 1836 Docent der Literaturgeschichte wurde. Nachdem er

hier auch eine Zeit lang die Professur der Aesthetik vertreten und 1840 Dänemark und Deutschland durchreist hatte, erhielt er die Priesterweihe und 1843 die Stelle eines Lectors der Philosophie am Gymnasium seiner Vaterstadt. Seit 1845 wirkte er als Propst und Pfarrer zu Wester-Löfsta in Westmanland. L. ist einer der productivsten Schriftsteller Schwedens. Zuerst machte er sich 1835 in der «Zeitung des schwed. Literatenvereins» durch scharfe Beurtheilungen in einer eigenthümlichen lebhaften Darstellung literarisch bekannt. Gleich schonungslos urtheilte er in seinem Blatte «Eos» (Upf. 1839—40), das, weil er in demselben manche Mängel des schwed. Universitätswesens bloßgelegt, ein Hinderniß seiner akademischen Beförderung wurde. Von nicht geringem Einfluß war sein «Försök till Lärobok i Ästetiken» (Stockh. 1836), die erste populäre Behandlung des Stoffs in Schweden, welcher die «Konst-Theoriernas Historia» (2 Bde., Upf. 1839) folgte. Einen Beitrag zur Kenntniß der schwed. Mundarten bot L. in dem «Ordbok öfver Helsinge-Dialecten» (Upf. 1841). Das «Handbok i Poesiens Historia» (2 Bde., Örebro 1840) sowie die «Svenska Poesiens Historia» (2 Bde., Örebro 1839—40), eine mehr raisonnirende als streng wissenschaftliche Darstellung, die «Allmän Konst-Historia» (Stockh. 1848), «Sveriges Litteratur- och Konst-Historia» (Upf. 1841) und «Sveriges Litteraturhistoria» (1857) sind die ersten gelungenen Versuche, die in Schweden auf diesem Gebiete gemacht wurden. L.'s «Svensk Laesebog med Sproglaere» (Kopenh. 1843) hat viel dazu beigetragen, die schwed. Belletristik in Dänemark in weitern Kreisen bekannt zu machen. Erwähnung verdienen noch «Svensk Anthologi» (3 Thle., Örebro 1840—41) und «Brage» (Stockh. 1847), eine Sammlung von Meisterstücken der Beredsamkeit. Als Dichter versuchte sich L. unter anderm in «Sigurd och Brynhilda» in 24 Gesängen (Upf. 1836), bei dem ihm Tegnér's «Frithiofsaga» zum Muster diente, dem Schauspiel «Nero» (Gefle 1838), den «Lyriska förstlingar» (Gefle 1837), «Augustinus» (1854), «Pastoraltaflor» (1859), «Cromwell» (1860), «Gustaf II. Adolf» (1860), «En själ efter döden» (1865), »De fyra standen» (1865) u. s. w. Daneben hat L. auch eine Reihe theol. Arbeiten veröffentlicht, wie «De Johanne Damasceno» (1839), «Lärobok i Dogm-Historien» (Örebro 1843), «Lärobok i allmänna och Svenska Kirko-Historien» (Gefle 1843), «Lärobok i theologiska Praenotierna» (Upf. 1843), «Förklaring öfver Nya Testamentet» (1848), «Biblisk theologi» (2 Bde., 1860—61) u. s. w.

Lentŭlus, der Name einer patricischen Familie des röm. Geschlechts der Cornelier, wird zuerst bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier unter Brennus 390 v. Chr. erwähnt, indem nach Livius ein Cornelius L. allein von den Senatoren dazu aufgefordert haben soll, sich durch den Feind durchzuschlagen, nicht ihm den Frieden abzukaufen. — Aus der spätern Zeit der Republik ist besonders Publius Cornelius L. Sura bekannt, der, nachdem er im J. 75 Prätor, 71 Consul gewesen war, im J. 70 mit 63 andern wegen seines unsittlichen Lebens durch die Censoren aus dem Senat gestoßen wurde. In der abergläubischen Hoffnung, er sei nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier, dem die Herrschaft über Rom beschieden sei, verband er sich 63 v. Chr. mit Catilina (s. d.) und stand, als dieser die Stadt verlassen hatte, an der Spitze der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen. Durch seine Unentschlossenheit wurde die Ausführung des Plans, Rom anzuzünden und die Gegner zu ermorden, hinausgeschoben, und die Unvorsichtigkeit, mit der er sich mit den allobrogischen Gesandten einließ, trug vornehmlich dazu bei, daß Cicero ihn und die andern Häupter der Verschwörung zur Untersuchung ziehen konnte. Mit ihnen erlitt dieser L. den Tod durch Henkershand im Gefängniß. — Publius Cornelius L. Spinther, dem der Vorige, nachdem er seine Theilnahme an der Verschwörung eingestanden, zur Obhut übergeben wurde, war damals curulischer Aedil, wurde 60 Prätor und war als Consul 57 für die Rückberufung Cicero's thätig. Im Bürgerkrieg 49 schloß er sich als eifriger Optimat an Pompejus, dem er früher verfeindet gewesen, floh vor Cäsar aus Asculum und begab sich, nachdem ihn dieser aus Corfinium mit Domitius frei entlassen hatte, zum Pompejus, starb aber bald nach dessen Ermordung. — Lucius Cornelius L. Crus trat 61 v. Chr. als Ankläger des Clodius (s. d.) auf. Mit Cajus Marcellus stand er als Consul 49 dem Cäsar entgegen und wirkte dahin, daß dessen Friedensbedingungen verworfen wurden; dann floh er zum Pompejus, dem er nach der Schlacht bei Pharsalus nach Aegypten folgte, wo ihn die Räthe des Ptolemäus tödten ließen. — Der einem angeblichen Vorgänger des Pilatus Publius L. zugeschriebene Brief, der eine Charakterschilderung Jesu enthält, ist nicht echt, sondern ein mittelalterliches Machwerk.

Lenz (Heinr. Friedr. Emil), verdienter Physiker, geb. 12. Febr. 1804 zu Dorpat, studirte daselbst anfangs Theologie, später aber Naturwissenschaften, insbesondere Physik. Nachdem er

Digitized by Google

1823—26 O. von Kotzebue auf seiner zweiten Reise um die Erde begleitet hatte, wurde er 1828 als Adjunct und 1834 als Akademiker in die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg berufen. Daneben lehrte er als Professor der Physik an der Universität und dem pädagogischen Hauptinstitut, auch ward er für die mathem.-physik. Fächer Lehrer der Großfürsten Konstantin, Nikolai und Michail Nikolajewitsch sowie der Großfürstinnen Olga und Alexandra Nikolajewna. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er sich durch zahlreiche Specialuntersuchungen, die meist in den «Mémoires» und «Bulletins» der petersburger Akademie abgedruckt sind, sowie durch sein russ. «Handbuch der Physik» (6. Aufl., 2 Bde., Petersb. 1864) einen ehrenvollen Namen erworben. Zum Rector der Universität Petersburg und Geheimrath ernannt, starb er auf einer Erholungsreise nach Italien 10. Febr. 1865 zu Rom. — Robert L., Sanskritist, Bruder des Vorigen, geb. 23. Jan. 1808 zu Dorpat, studirte daselbst Theologie, widmete sich aber dem Lehrfach an der Domschule zu Reval. Im J. 1831 ging er nach Berlin, wo er sich ausschließlich dem Studium des Sanskrit zuwendete; er veröffentlichte eine Ausgabe von Kalidasa's Drama «Urvasi» (Berl. 1833), der zunächst ein «Apparatus criticus» (Berl. 1834) folgte. Das Material zu letzterm Werke hatte ihm ein mehrmonatlicher Aufenthalt zu London geliefert. Nach Petersburg zurückgekehrt, ward er zum Adjuncten der Akademie ernannt; er starb aber schon 30. Juli 1836. Sein literarischer Nachlaß ging in die Bibliothek des Asiatischen Museums über.

Lenz (Heinr. Oskar), Geolog und Reisender, geb. 13. April 1848 zu Leipzig, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Modernen Gesammtgymnasium und der Nikolaischule seiner Vaterstadt, studirte 1866—70 auf der Universität daselbst Naturwissenschaften, speciell Mineralogie und Geologie unter Leitung von Naumann, dessen Assistent er dann wurde. Nach Beendigung seiner Studien ging er nach Wien, zunächst als Volontär an die k. k. Geologische Reichsanstalt, woselbst er bereits 1872 definitiv angestellt wurde. Bis Ende 1873 unternahm er mehrfach geolog. Reisen nach Ungarn, Slawonien, Böhmen und in die Nordalpen, worüber er in dem «Jahrbuch» und den «Verhandlungen der Geologischen Reichsanstalt» berichtete; auch bearbeitete er im Verein mit Hochstetter und Toula die geolog. Sammlungen für den wissenschaftlichen Theil des Werks: «Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt» (Lpz. 1874). Zu Anfang 1874 erhielt er von der «Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in Berlin» den Antrag, sich an den von der Gesellschaft ausgerüsteten wissenschaftlichen Expeditionen nach Westafrika zu betheiligen, wobei ihm das Ogowe- und Gabungebiet als Ausgangspunkt zugewiesen wurde. Nach dreijährigen Reisen kehrte er zurück und nahm seine frühere Stellung in Wien wieder ein.

Lenz (Jak. Michael Reinhold), genialer deutscher Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, bekannt durch seine enge Verbindung mit Goethe, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Livland und wurde zu Seßwegen 12. Jan. 1750 geboren. Nachdem er in Königsberg studirt hatte, ging er 1771 als Führer zweier junger Adeligen über Berlin nach Straßburg. Hier trat er sehr bald in den Kreis ein, dessen Hauptmitglieder der Actuarius Salzmann, Goethe und Jung-Stilling waren. Nach Goethe's Weggang von Straßburg hielt sich L. eine Zeit lang zu Fort-Louis auf, von wo aus er in ein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike Brion (Goethe's Friederike) in Sessenheim trat, welches jedoch bald wieder gelöst wurde. Nach Straßburg zurückgekehrt, nahm er eifrig an einer von Salzmann 1775 gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache theil. Am weimarischen Hofe, wohin er sich im Frühjahr 1776 begab, konnte er trotz Goethe's, Herder's und Wieland's freundschaftlichen Bemühungen bei seiner alle Schranken geselliger Formen überspringenden Ungebundenheit nicht ausdauern. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, verfiel er aus Liebe zu einem Fräulein von Waldner in Wahnsinn. Im Jan. 1778 kam er im schrecklichsten Zustande zu dem Pfarrer Oberlin nach Waldbach. Da auch ein Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen keine Heilung brachte, wurde er 1779 von einem Bruder in die Heimat geholt. Von seinen letzten Lebensjahren weiß man nur, daß er 24. Mai 1792 in Moskau im tiefsten Elend starb. Seine «Gesammelten Schriften», zum großen Theil dramatische Werke, die alle einen bedeutenden, aber nicht zur Klarheit und Ordnung durchgedrungenen Geist verrathen und zu den interessantesten Denkmälern der Sturm- und Drangperiode gehören, gab Tieck heraus (3 Bde., Berl. 1828). Diese Ausgabe ist jedoch nicht ganz vollständig und enthält andererseits einiges, was nicht von L. herrührt. Vgl. Stöber, «Der Dichter L. und Friederike von Sesenheim» (Bas. 1842); Dorer-Egloff, «L. und seine Schriften» (Bad. 1857); Gruppe, «L.' Leben und Werke» (Berl. 1861).

Leo ist der Name von zwölf röm. Päpsten. — Leo I. oder der Große (s. d.) regierte 440—461. — L. II., 682—683, verbesserte als Kenner der Musik den Gregorianischen Gesang. — L. III., 795—816, floh vor seinen röm. Gegnern zu Karl d. Gr., der ihn um den

Digitized by Google

Preis der Kaiserkrönung in Schutz nahm. L. kehrte mit fränk. Hülfe zurück, und nachdem eine Synode in der Peterskirche, statt die gegen ihn erhobenen Anklagen zu untersuchen, erklärte, der Statthalter Petri werde von niemand gerichtet, krönte er Karl (25. Dec. 800) zum röm. Kaiser. L. hat mehrere Briefe hinterlassen. — L. IV., 847—855, war einer der Päpste, bei deren Wahl die kaiserl. Bestätigung erst nachträglich eingeholt ward, weil Rom damals gerade von den Sarazenen bedroht war. L. widerstand den Sarazenen und befestigte die päpstl. Macht in Frankreich. Zwischen ihm und seinem Nachfolger Benedict III. soll die angebliche Päpstin Johanna (s. d.) gelebt haben. — L. V., erwählt 907, regierte nur 40 Tage und wurde von dem Papst Christoph vertrieben, der schon nach sieben Monaten im Gefängniß starb. — L. VI., 928—929, und L. VII., 936—939, lebten in den stürmischen Zeiten der Theodora und Marozia. — L. VIII., 963—965, wurde von Kaiser Otto I. statt des lasterhaften Johann XII. zum Papst erhoben, sprach dem Kaiser und dessen Nachfolgern mittels einer merkwürdigen Urkunde das Recht zu, den Papst einzusetzen und die Bischöfe zu investiren, konnte aber doch nur durch die Macht Otto's auf dem röm. Stuhle erhalten werden. — L. IX., 1049—54, vorher Bruno, Erzbischof von Toul, Verwandter von Kaiser Konrad II. und Heinrich III., wurde durch des letztern Einfluß in Worms gewählt und begann auf Hildebrand's Rath den Kampf gegen Simonie und Ehe der Geistlichkeit in den Synoden zu Rom (1049 und 1051), Rheims, Mainz (1049), Vercelli, Sipontum (1050) und Mantua (1052), in welchen er den Vorsitz führte. Im Kampfe mit den Normannen wurde er geschlagen und gefangen genommen (1053); er starb 1054. Von ihm sind noch Briefe, Predigten und Decretalen vorhanden. Vgl. Delarc, «Un pape Alsacien. Essai historique sur Saint L. IX et son temps» (Par. 1876). — Leo X. (s. d.) regierte 1513—21. — L. XI., zuvor Alexander Octavian von Medici, Erzbischof und Cardinal von Florenz, geb. 1535, zum Papst gewählt 1. April 1605, starb schon nach 27 Tagen. — L. XII., vorher Annibale della Genga, geb. 1760 zu Genua (nach andern zu Genga), Papst 1823—29, war vor seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl als Nuntius seines Vorgängers Pius VII. vielfach thätig. Als solcher residirte er in Deutschland zu Augsburg und Köln. Im J. 1807 sandte ihn Pius an Napoleon I. nach Paris, dann 1814 bei der Restauration in Frankreich an Ludwig XVIII. Im J. 1816 wurde er Cardinal und 28. Sept. 1823 zum Papst erwählt. Er verdammte schon in seiner Antrittsbulle die Freimaurerei und die Bibelgesellschaften, gab den Jesuiten das frühere Collegium zurück (1824), schrieb (1825) ein Jubeljahr aus, ordnete dabei das Gebet um Ausrottung der Ketzer an, verwarf das Gesuch der Schlesier um Aufhebung des Cölibats, lebte mit den Höfen von Frankreich und Oesterreich in Spannung und vollzog die Seligsprechung des Minoriten Julianus. L. starb 10. Febr. 1829. Vgl. Köberle, «L. XII. und der Geist der röm. Hierarchie» (Lpz. 1846).

Leo I. oder **der Große**, röm. Bischof 440—461, nach einigen in Rom, nach andern in Toscana geboren, wurde 440 Nachfolger Sixtus' III. auf dem Stuhle Petri. Er war der erste röm. Bischof, der den Anspruch auf das Papstthum, d. h. auf den Primat Roms über alle andern Bischöfe durch die Nachfolge der Apostel dogmatisch begründete und in den vielen Streitigkeiten, besonders über die Naturen in Christo, praktisch zur Geltung brachte. Auf dem Concil zu Chalcedon 451 präsidirten seine Legaten, und sein «Brief an Flavian, Bischof von Konstantinopel» wurde als Grundlage des kirchlichen Bekenntnisses angenommen. Unter seinem Einflusse erließ Kaiser Valentinian III. ein freilich nur im Abendlande gültiges Gesetz, welches den apostolischen Stuhl zur höchsten gesetzgebenden und richterlichen Gewalt der ganzen Kirche machte (445). Es gelang ihm, in stürmischer Zeit die afrik. Kirche der geistlichen Oberhoheit Roms zu unterwerfen und die illyrische im Gehorsam zu erhalten. Als 451 Attila Rom bedrohte, wählte Valentinian III. ihn zu seinem Gesandten, um mit Attila über den Frieden zu unterhandeln, den er auch zu Stande brachte. Als jedoch 455 der Vandale Geiserich Rom überfiel und es plündern ließ, vermochte er von diesem weiter nichts zu erlangen, als daß kein Mord begangen, die Stadt nicht angezündet wurde und die drei vornehmsten Kirchen ungeplündert blieben. Er starb 461. Seine Werke (3 Bde., Bened. 1755—57) bestehen in 96 Predigten, 41 Briefen und einigen Abhandlungen. Vgl. Arendt, «L. der Große und seine Zeit» (Mainz 1835); Perthel, «Papst L.'s I. Leben und Lehren» (Jena 1843).

Leo X., einer der berühmtesten Päpste (1513—21), geb. zu Florenz 11. Dec. 1475, hieß eigentlich Giovanni von Medici und war der zweite Sohn Lorenzo's von Medici. Er erhielt in seinem siebenten Jahre die Tonsur, studirte unter der Leitung des Chalkondylas und Politian die Schriften der alten Philosophen und wurde schon 1488 zum Cardinal ernannt, trat jedoch erst 1492 als Mitglied des heiligen Collegiums ein. Da er sich der Wahl Alexander's VI.

Digitized by Google

zum Papst widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. Im J. 1499 besuchte er Venedig, Deutschland und Frankreich, dann kehrte er nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen und der Literatur lebte. Erst 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Von Papst Julius II. wurde er zum Statthalter von Perugia ernannt und 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpstl. Heers in der Heiligen Ligue wider Frankreich gestellt. In der Schlacht von Ravenna, 1512, wurde er von den Franzosen gefangen. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Hierauf wirkte er kräftig mit zur Wiederherstellung der Herrschaft der Mediceer und blieb in Florenz, bis Julius' II. Tod ihn nach Rom rief, wo er 1513 unter dem Namen L. X. den päpstl. Stuhl bestieg. Sofort ernannte er zwei der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpstl. Secretären. Seiner auswärtigen Politik gelang es, die Verhältnisse mit Frankreich friedlicher zu gestalten und Ludwig XII. sogar dahin zu bringen, daß er im Dec. 1513 dem Lateranconcilium beitrat. Nun wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Wissenschaften. Er stellte die Universität zu Rom wieder her, stattete sie mit Gütern und Privilegien aus und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern; auch gründete er unter des Janos Laskaris Leitung ein eigenes Collegium zur Herausgabe griech. Schriftsteller. Um ein Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich zu hindern, begünstigte er die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich aus Rücksicht auf seine Nepoten den Schein, selbst Ludwig's XII. Plan auf Mailand zu befördern. Dennoch drohte neuer Krieg mit Frankreich, als nach Ludwig's XII. Tode Franz I. 1515 den Thron bestiegen hatte. Allein L. schloß mit dem jungen König zu Viterbo schnell Frieden und beredete ihn bald darauf bei einer Zusammenkunft in Bologna zur Aufhebung der Pragmatischen Sanction sowie zur Abschließung eines Concordats, durch welches die Früchte des Kostnitzer und Basler Concils für Frankreich verloren gingen. Um die Macht seines Hauses zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit dem Herzogthum. Den vertriebenen Herzog von Urbino, der sich 1517 wieder in Besitz seines Landes gesetzt hatte, nöthigte er sehr bald von neuem zu einer Verzichtleistung. In demselben Jahre ließ er den Cardinal Petrucci, der einer Verschwörung gegen L.'s Leben sich sehr verdächtig gemacht hatte, ungeachtet des ihm gegebenen sichern Geleites erdrosseln; andere, deren Schuld nicht erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. Seine Prachtliebe mußte seine Finanzen erschöpfen; um sich daher Geld zu verschaffen, besonders auch zur Vollendung der Peterskirche, ließ er der Christenheit Ablaßbriefe verkaufen. Dieser Misbrauch gab den ersten Anstoß zur deutschen und schweiz. Reformation (s. d.). Während offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte er sich vergeblich, gegen den türk. Kaiser Selim, der sich Aegyptens bemächtigt hatte, alle christl. Monarchen zu einem Kreuzzuge zu vereinigen. Nach dem Tode Lorenzo's, der nur eine Tochter hinterlassen hatte, vereinigte L. Urbino mit den päpstl. Besitzungen; der Cardinal Giulio de Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Dabei verlor L. den Plan, die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1521 einen Bund mit dem deutschen Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand und nahm ein Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann; Parma und Piacenza wurden genommen und von dem Papst dem Kirchenstaate einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara. L. war in Rom beschäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn 1. Dec. 1521 der Tod ereilte. L. war ein feingebildeter, mehr für Kunst und Wissenschaft als für Religion begeisterter Kirchenfürst, der beim ersten Auftreten der Reformation über sie als über ein Mönchsgezänk lachte; bei der röm. Kirche lag ihm fast nur die Herrschaft des Papstthums, das ihm Einfluß und Reichthümer verschaffte, am Herzen, während ihm die Kirchenlehre ziemlich gleichgültig war. Ein echter Mediceer, prachtliebend, leichtsinnig und verschwenderisch, lebte er fast nur dem einen Interesse, sich die Mittel zur Bestreitung seines glänzenden Hofhalts zu verschaffen. Sein Nachfolger im Pontificat war Hadrian VI. Vgl. Roscoe, «Life and pontificate of L. X.» (4 Bde., Liverp. 1805; neue Ausg., Lond. 1875; deutsch von Glaser, 3 Bde., Lpz. 1806—8); Ranke, «Die röm. Päpste» (Bd. 1, Berl. 1834; 4. Aufl. 1855); Audin, «Geschichte des Papstes L. X.» (deutsch von Brug, 2 Bde., Augsb. 1845).

Leo, byzant. Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Leo (Heinr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 19. März 1799 zu Rudolstadt, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1816 die Universität Breslau, um Medicin zu studiren.

Digitized by Google

Doch ging er zur Philologie über, setzte diese Studien in Jena fort und betheiligte sich daselbst eifrig an allen Angelegenheiten der Burschenschaft und des Turnwesens. Ostern 1819 siedelte er nach Göttingen über und beschäftigte sich hier hauptsächlich mit dem quellenmäßigen Studium des Mittelalters. Im J. 1820 ging er nach Erlangen, wo er die Abhandlung «Ueber die Verfassung der lombard. Städte» (Rudolst. 1820) schrieb und sich an der Universität habilitirte. Um diese Zeit brach L. seine Beziehungen zur Burschenschaft nicht nur plötzlich ab, sondern er begann auch bereits, sich gegen die sog. Demagogen auszusprechen. Im J. 1822 wandte er sich nach Berlin, wo er ein eifriger Zuhörer Hegel's war. Mit Unterstützung der verwitweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt trat L. Ostern 1823 eine Reise nach Italien an. Nach der Rückkehr habilitirte er sich in Berlin und gab seine «Entwickelung der Verfassung der lombard. Städte» (Hamb. 1824) heraus. Da er 1825 einen Ruf nach Dorpat abgelehnt, erhielt er eine außerord. Professur; daneben bekleidete er seit 1826 das Amt eines Collaborators an der königl. Bibliothek. Im Nov. 1827 gab er jedoch plötzlich seine Stellung in Berlin auf und ging nach Jena. Durch Vermittelung seiner Freunde erhielt er 1828 wiederum eine außerord. Professur der Geschichte zu Halle, die 1830 zu einer ordentlichen erhoben wurde. Noch während seines Aufenthalts in Berlin veröffentlichte L. seine «Vorlesungen über die Geschichte des jüd. Staats» (Berl. 1828), deren Richtung und Auffassung er später selbst als eine irrige anerkannte. Seine polit. und kirchlichen Anschauungen gab er zuerst in dem «Handbuch der Geschichte des Mittelalters» (Halle 1830) deutlicher kund. Weniger treten dieselben conservativen Tendenzen hervor in der von ihm für die Heeren-Ukert'sche Sammlung bearbeiteten «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. 1829—30) und den «Zwölf Büchern niederländ. Geschichten» (2 Bde., Halle 1832—35). Inzwischen hatte L. seine directe Polemik gegen die liberalen Bestrebungen in Staat und Kirche mit den «Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats» (Halle 1833) begonnen, welchen sich zahlreiche Beiträge zum «Berliner polit. Wochenblatt», Hengstenberg's «Evang. Kirchenzeitung» und andern Blättern gleicher Richtung anschlossen. Mit derselben Tendenz trat L. in mehrern Streitschriften auf, wie «Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten» (Lpz. 1836), «Sendschreiben an Görres» (Halle 1838), «Die Hegelingen» (Halle 1838; 2. Aufl. 1839), denen später «Signatura temporis» (Halle 1849) folgte. Sein «Lehrbuch der Universalgeschichte» (6 Bde., Halle 1835—44; 3. Aufl. 1849—53), dem sich ein «Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte» (4 Bde., Halle 1838—40) anschloß, geht von kirchlich-orthodoxen und politisch-conservativen Gesichtspunkten aus. Von Verdienst sind L.'s Forschungen auf dem Gebiete der altgerman. und der celt. Sprachkunde. Dahin gehören seine «Altsächs. und angelsächs. Sprachproben» (Halle 1838), «Beowulf» (Halle 1839), die Ausgabe der «Rectitudines» (Halle 1841), «Die Malbergische Glosse» (2 Hefte, Halle 1842—45), «Ferienschriften» (2 Bde., Halle 1847—52) und «Angelsächs. Glossar» (2 Abth., Halle 1872—77). Als Frucht seiner eingehenden Forschungen über die deutsche Geschichte veröffentlichte L. die «Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs» (Bd. 1—5, Halle 1854—66). Seit 1863 ist L. lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, wo er der streng conservativen Fraction Kleist-Retzow angehört.

Leo (Leonardo), ausgezeichneter ital. Componist, nebst seinem Vorgänger Alessandro Scarlatti und seinen Zeitgenossen Durante und Feo Gründer der sog. Neapolitanischen Schule, wurde 1694 zu San-Vito degli Schiavi in der ital. Provinz Lecce geboren. Er machte seine Musikstudien auf dem Conservatorium della Pietà de' Turchini in Neapel und bei Pitoni in Rom, worauf er die Stelle als zweiter Maëstro am genannten Conservatorium erhielt. Später trat er zu dem Conservatorium von Sto.-Onofrio über und bildete hier einige der berühmtesten ital. Tonsetzer des 18. Jahrh., unter andern Jomelli und Piccini. Im J. 1716 wurde er Organist an der königl. Kapelle und das Jahr darauf Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria della Solitaria. Er starb 1746. L. ist sowol als weltlicher wie als Kirchencomponist von großer Bedeutung. Seine seit 1719 componirten sehr zahlreichen Opern (an 40, meist ernste) sind zwar trotz ihrer dramatischen Angemessenheit, ihres Pathos und ihrer Leidenschaft in Vergessenheit gerathen, aber seine Kirchenstücke werden wegen ihrer Innigkeit und schönen Klarheit des Stils noch immer hochgeschätzt. Gedruckt ist weniges davon, unter anderm ein achtstimmiges Miserere und ein Ave maris stella für eine Singstimme, Streichinstrument und Orgel.

Leo, mit dem Beinamen **Africanus**, arab. Geograph, war gegen Ende des 15. Jahrh. wahrscheinlich zu Granada geboren, hieß mit seinem arab. Namen Alhasan Ibn-Mohammed Alwazzan und stammte aus einem edeln mauritischen Geschlecht. Nach dem Sturze der mauri-

Digitized by Google

schen Herrschaft in Spanien wanderte er mit seinen Angehörigen nach Afrika aus und kam nach Fez, wo er seine wissenschaftliche Bildung erhielt. Später durchzog er fast ganz Nordafrika und das südwestl. Asien. Als L. 1517 zu Schiffe von Aegypten nach Fez zurückkehren wollte, wurde er bei der Insel Dscherba von den Christen gefangen und wegen seiner Gelehrsamkeit dem Papst Leo X. geschenkt, der ihn sehr gütig behandelte. Da sich L. zur Annahme des Christenthums bereit erklärte, versah der Papst selbst bei ihm Pathenstelle und verlieh ihm dem Gebrauche gemäß seinen eigenen Namen. L. lebte nun mit einem päpstl. Gehalte abwechselnd zu Rom und Bologna, lernte italienisch und lateinisch und gab Unterricht im Arabischen. Er soll 1526 gestorben sein. Sein Hauptwerk ist die 1526 ursprünglich in arab. Sprache verfaßte Beschreibung von Afrika (nach der er den Beinamen Africanus führt), die nach der eigenen Handschrift des Verfassers in Ramusio's «Raccolta» (Bd. 1, Veneb. 1588) gedruckt wurde (lat. von Florianus, Antwerp. 1556; franz. von Jean Temporal, Antwerp. u. Lyon 1556; deutsch von Lorsbach, Herborn 1805). Es ist noch heute von großem Werth für unsere Kenntniß von Afrika. Außer diesem geogr. Werke schrieb er (gleichfalls arabisch) einen von Hottinger (Zür. 1664) herausgegebenen «Tractatus de vitis philosophorum arabum».

Leoben, Hauptstadt eines Bezirks im österr. Herzogthum Steiermark, an der Mur, an der Kronprinz-Rudolf- und der Oesterreichischen Südbahn, die schönste Stadt in Obersteiermark, mit (1869) 4529 E., ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft, eines Revierbergamts und einer Handels- und Gewerbekammer. Außerdem bestehen daselbst eine Bergakademie, ein Realgymnasium, eine Oberrealschule und eine Berg- und Hüttenschule. Der Ort ist sehr betriebsam und ein Centralpunkt der obersteirischen Montan-Industrie. Ein Marmordenkmal erinnert an den hier 18. April 1797 zwischen Oesterreich und der franz. Republik abgeschlossenen Präliminarfrieden, welchem sechs Monate nachher der Friede zu Campo-Formio (s. d.) folgte. Laut dieses Präliminarfriedens erhielt Frankreich Belgien und den Rhein; außerdem trat Oesterreich in Italien alles Land bis an den Oglio ab. Dagegen sollte es die Terra firma von Venedig bekommen, letzteres aber durch die päpstl. Gebietstheile entschädigt und aus den übrigen ital. Ländern eine Republik gebildet werden.

Leobschütz, Kreisstadt in dem Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, und Hauptort des preuß. Antheils der dem Fürsten von Liechtenstein gehörigen Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, liegt an der Zinna und der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts und Landrathsamts und zählt (1875) 11,425 E. Die Stadt hat drei kath. und eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein kath. Gymnasium und zwei höhere Töchterschulen; auf dem Marktplatze (Ring) befindet sich eine schöne Marienstatue. L. treibt Getreide-, Flachs-, Garn- und Leinwandhandel und hat drei Wollwaarenfabriken, drei amerik. Dampfmehlmühlen, zwei Wagenbauanstalten, eine Gasanstalt, eine Glashütte, eine Fabrik künstlicher Mineralwässer u. s. w. — Der Kreis L. zählt auf 690 QKilom. (1875) 84,305 E.

Leochäres, ein Erzgießer und Bildhauer der neuattischen Kunstschule, deren beide größte Meister Praxiteles und Skopas waren, arbeitete in der Zeit von etwa 370—325 v. Chr. Als sehr reizvoll wird sein Ganymed, vom Adler emporgetragen, geschildert. Eine wohlerhaltene Nachbildung enthält in einer kleinen Marmorgruppe der Vatican. Mit andern Zeitgenossen, namentlich Skopas, zusammen wird L. als Arbeiter am Grabmal des Mausolos genannt. Wir wissen außerdem von einer Anzahl Porträtstatuen desselben. Namentlich waren von ihm die aus Gold und Elfenbein gebildeten Statuen Alexander's, seines Vaters Philipp und seiner Mutter Olympias nebst Philipp's Aeltern zu Olympia. Außerdem war er vorzugsweise als Bildner von Götterstatuen thätig, wie des Zeus, Apollo und Ares.

Leon, span. Königreich, im nordwestl. Theile Spaniens, wird im N. durch Asturien, im O. durch Altcastilien, im S. durch Estremadura und im W. durch Portugal und Galicien begrenzt und nimmt, mit Ausschluß der jetzt zu Altcastilien gerechneten Provinzen Palencia und Valladolid (15,977,4 QKilom. mit 427,052 E.), einen Flächenraum von 39,475,4 QKilom. ein, der von nicht mehr als 881,930 Menschen bewohnt wird. L. wird in der Mitte in seiner ganzen Breite vom Duero durchflossen und ist ein sehr gebirgiges Land; an der Südgrenze erheben sich die höchsten Theile des kastil. Scheidegebirgs (Sierra de Gredos und Sierra de Gata), während die an der Nordgrenze liegenden schneebedeckten astur. Gebirge ihre Ausläufer weit hinein in das Königreich erstrecken. Der Boden ist meist fruchtbar und zu ein Drittel mit Wald bedeckt, namentlich im nördl. Theile finden sich schöne Eichen- und Kastanienwälder, während das tiefer liegende Centrum entblößt ist. Dagegen ist der Anbau noch recht dürftig, obgleich der Boden lohnt. In der Provinz L. wird der meiste Lein gebaut. Merinoheerden bilden den

Digitized b

Hauptreichthum des Landes und außer den Schafen werden auch Ziegen, Rinder, Pferde gezüchtet. Die Bewohner, Leonesen, sind in den untern Schichten im allgemeinen ungebildet und indolent, aber ehrlich, freimüthig, wahrheitsliebend, gutmüthig, gastfrei und tapfer und haben viele eigenthümliche Sitten und Gebräuche. Im Süden von Salamanca leben auf dem Plateau noch Reste der Gothen und bei Astorga Celtiberer (die Maragatos). In den ältesten Zeiten war das Land abwechselnd von Römern, Gothen und Sarazenen beherrscht, bis die Spanier hier ein eigenes Königreich gründeten, das, 1065 mit der Krone Castilien (s. d.) vereint, nach Alfons' VIII. Tode wieder davon getrennt, 1218 jedoch aufs neue damit verbunden wurde und seitdem die Schicksale dieses Reichs theilte. (S. Spanien.) L. wird in administrativer Hinsicht in die drei Provinzen Leon, Zamora und Salamanca eingetheilt. Die bedeutendsten Städte sind Salamanca und Zamora. — Die Provinz L., die nordwestlichste von allen, zwischen Asturien, Galicien, Palencia, Valladolid und Zamora gelegen, zählt auf 15,971 QKilom. 350,092 E. — Die Hauptstadt L., die Legio septima gemina der Römer, von der das Königreich den Namen erhalten, an der Bernesga und dem Torio sowie an der Spanischen Nordwestbahn gelegen, mit 10,040 E., ist der Sitz eines Bischofs und einer gelehrten Schule, hat einschließlich der prachtvollen Kathedrale 14 Kirchen und 11 Klöster, die mit ihren vielen Thürmen der Stadt ein großartiges Aussehen geben, vier Hospitäler, ein prächtiges Rathhaus und verschiedene Paläste alter Grandengeschlechter. Die 100 Mt. lange, 42 Mt. breite, dreischiffige Kathedrale enthält die Grabmäler des heil. Isidoro und vieler Könige von L. Die Stadt ist der Mittelpunkt des in neuerer Zeit freilich sehr gesunkenen span. Lein- und Leinwandhandels, war früher auch der Hauptstapelplatz des span. Wollhandels und hält jährlich einen sehr besuchten Pferdemarkt. L. wurde schon 722 von Don Pelayo, dem Gründer des Reiches L. und der span. Monarchie, den Arabern entrissen, denen es noch einmal 996 auf kurze Zeit in die Hände fiel. Infolge der Vereinigung des Reichs mit Castilien kam die Stadt in Verfall.

Leonardo da Vinci, einer der größten und vielseitigsten Künstler aus der ital. Kunstblüte des 15. Jahrh., geb. 1452 in dem Flecken Vinci unweit Florenz, war der uneheliche Sohn eines Notars. Schon in seiner Jugend zeigte er seine geniale und überreiche Natur, welche den schönsten, gewandtesten und stärksten Körper mit der erstaunlichsten geistigen Vielseitigkeit verband. Er bildete die Perspective zur Wissenschaft aus, war ein vollendeter Festungs- und Wasserbaumeister, erfand Kriegsmaschinen und musikalische Instrumente, spielte diese mit Anmuth und improvisirte Verse. Er stand in der Physik höher als seine Zeit, kannte die Anatomie des Menschen und des Pferdes und leistete, die bisherigen Entwickelungen der bildenden Künste in sich zusammenfassend, auch in diesen das Höchste. Seinen Lehrer, den als Maler und Bildhauer trefflichen Andrea del Verrocchio, übertraf er sehr bald; ein Engel, welchen L. in dessen Taufe Christi hineingemalt, soll dem Lehrer sogar die Palette gänzlich verleidet haben. In seiner Jugend war Hang zum Phantastischen und Seltsamen in ihm, daher ein bizarres Ungethüm und ein Medusenhaupt seine ersten Arbeiten. Jenes Schreckbild gelangte für 300 Ducati in die Hände von Lodovico Sforza, genannt Il Moro, nachmaligem Herzog von Mailand, an dessen Hof L. 1482 durch Lorenzo de' Medici il Magnifico kam, in dessen Garten bei San-Marco er mit vielen andern Künstlern gearbeitet hatte. Bald war er der Mittelpunkt aller künstlerischen Unternehmungen, stiftete eine Kunstakademie, zog die mailänd. Maler an sich, schrieb für seine Schüler seinen «Trattato della pittura», wirkte aber weit mehr durch sein großes Beispiel. Er verfertigte das kolossale Modell einer Reiterstatue des Franc. Sforza, welches von den Zeitgenossen als Wunderwerk gepriesen wurde, aber vor dem Gusse zu Grunde gegangen ist. Weltberühmt unter L.'s Werken ist das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von Sta.-Maria delle Grazie in Mailand, begonnen 1496. Leider ist dieses herrliche Frescogemälde, von dem wir indeß mehrere alte treffliche Copien besitzen, durch Vernachlässigung sehr beschädigt worden; doch läßt sich noch sehr wohl die Schönheit der Composition, der Gruppirung und der Einzelheiten erkennen. Bewundernswürdig sind von L. die verschiedenen Charaktere der Apostel bezeichnet. Einen kostbaren Kupferstich des Abendmahls lieferte Rafael Morghen. Die Originalcartons der einzelnen Köpfe existiren noch, und zwar der Christuskopf in der mailänder Brera, zehn Apostelköpfe in der großherzogl. Sammlung zu Weimar, andere im Privatbesitz in England. In einem guten Carton des Mailänders Bossi, jetzt in der Leuchtenbergischen Galerie in Petersburg, ist L.'s Composition des Abendmahls in der Größe des Originals mit Hülfe jener Köpfe reproducirt. Napoleon I. ließ von dem Mosaicisten Raffaeli eine Copie ebenfalls in der Originalgröße anfertigen (jetzt zu Wien in der Augustinerkirche). In die mailänder Zeit L.'s fallen auch einige Porträts, worunter das unter dem Namen La bella Ferronière;

Digitized by Google

ferner die Madonna des Herzogs Litta, die Vierge au basrelief, die Vierge aux rochers. Als der Herrschaft seines Gönners 1499 durch die Franzosen ein Ende gemacht war, kehrte L. nach Florenz zurück. Hier entwarf er den berühmten Carton der heil. Anna (jetzt in London), der die größte Bewunderung erregte. Die Ausführung aber unterblieb. Kanalisirungsentwürfe zogen ihn ab, und dann mußte er im Auftrage von Cesare Borgia als dessen Generalingenieur einen großen Theil von Italien bereisen. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Auftrag, eine der Wände im großen Rathssaal des Gemeindepalastes zu verzieren. Bei dieser Gelegenheit fertigte er, mit Michel Angelo wetteifernd, einen Carton, welcher, den Sieg der Florentiner über die von Niccolo Piccinino befehligten Mailänder darstellend, zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehörte; leider ist der Carton, dessen Ausführung unterblieb, verloren und nur eine Reitergruppe daraus nach einer Zeichnung von Rubens, gestochen von Edelinck, erhalten. Unter den Werken L.'s in dieser florent. Zeit nehmen eine Anbetung der Könige (braune Untermalung, in der Galerie der Uffizien) und das herrliche Porträt der Mona Lisa, gewöhnlich Gioconda genannt, eine höchst bedeutende Stelle ein. Als Leo X. 1513 den päpstl. Stuhl bestieg, begab sich L. nach Rom. Der unstete und langsam arbeitende L. wäre jedoch, auch ohne Michel Angelo's und Rafael's Anwesenheit, nicht der Mann gewesen, den ungeduldigen Papst zu befriedigen. In Mailand war inzwischen Franz I. von Frankreich Herr des Landes geworden. Mit diesem ging er 1516 als dessen Hofmaler nach Frankreich, wo er in Amboise seinen Aufenthalt nahm. Das einzige Bild indeß, das er für seinen neuen Herrn ausgeführt haben möchte, war eine Leda. Er starb 2. Mai 1519 auf dem Schlosse zu Cloux. Sein bis dahin unbekanntes Grab wurde neuerdings bei dem, dem Grafen von Paris gehörenden Schlosse St.-Cloux bei Amboise in der Touraine entdeckt. Die aufgefundenen Ueberreste sind in der Hubertuskapelle des Schlosses beigesetzt worden. Ein Denkmal L.'s, von Pietro Magni gefertigt, ist 1872 in Mailand enthüllt worden. In L. lag eine Ungeduld und eine Unzufriedenheit mit seiner Darstellungskraft gegenüber seinen Idealen, welche ihn an der ruhigen Production hemmte. Dennoch sind seine Werke in jeder Beziehung unvergleichlich. Die Grundlage seines Schaffens war eine unermüdliche Beobachtung der Menschen im ernsten wie im komischen Ausdrucke; allein dieser Neigung zum Naturalismus hielt eine große und tiefe Empfindung, ja eine zarte Schwärmerei die Wage; hoher Schwung der Gedanken und ein innerer Drang nach idealer Schönheit traten vollendend hinzu. Fast nicht minder schätzbar als die Gemälde sind seine Schriften. In seinem «Trattato della pittura» (Par. 1651; beste Ausg. von Manzi, 2 Bde., Rom 1817; vgl. M. Jordan, «Untersuchungen über das Malerbuch des L. da Vinci», in A. von Zahn's «Jahrbüchern für Kunstwissenschaft», Bd. 5, 1873) hat er die Lehren vom Lichte, vom Schatten, von den Reflexen und hauptsächlich von der Linien- und Luftperspective ausführlich, andere wesentliche Punkte nur in flüchtigen Notizen besprochen. Außer dieser Abhandlung ist von ihm nur noch das «Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain» gedruckt; anderes ist noch handschriftlich in Bibliotheken, wie in Mailand und Paris, vorhanden. Von L.'s Handzeichnungen und Studien gab Caylus eine Sammlung heraus (Par. 1730), wovon auch ein deutscher Nachstich vorhanden ist. Auch sind noch zu erwähnen die von Gerli gestochenen «Dessins de L. de Vinci» (Mail. 1784), Amoretti's «Osservazioni sopra i disegni di L.» (Mail. 1784) und die von Chamberlaine herausgegebenen «Imitations of original designs by L. da Vinci» (Lond. 1796), welche neuerdings aber sämmtlich durch die in Mailand erschienenen photo-lithographischen Nachbildungen der Zeichnungen von C. Belgioioso und andere 1872 in Schatten gestellt werden. Vgl. Brown, «The life of L. da Vinci» (Lond. 1828); Amoretti, «Memorie storiche su la vita etc. di L. da Vinci» (Mail. 1804), die vom Grafen von Gallenberg («L. da Vinci», Lpz. 1834) deutsch bearbeitet wurden; Rio, «L. de Vinci et son école» (Par. 1855); Waagen, «L. da Vinci-Album» (Berl. 1865); G. Uzielli, «Ricerche intorno a L. da Vinci»; Houssaye, «Histoire de Léonard de Vinci» (Par. 1869); Grothe, «L. als Ingenieur und Philosoph» (Berl. 1874). Unter L.'s frühern Nachahmern sind Lorenzo di Credi und Pier di Cosimo, unter seinen mailänder Schülern Bernardo Luini (s. d.), Marco d'Oggione, G. A. Boltraffio, Franc. Melzi und Cesare da Sesto zu nennen; Gaudenzio Ferrari stand unter seinem Einfluß. Vgl. Fumagalli, «Scuola di L. da Vinci in Lombardia» (Mail. 1811).

Leonberg, Oberamtsstadt im württemb. Neckarkreis, an der Glems und der württemb. Schwarzwaldbahn, hat eine alte Kirche, ein großes Schloß, zwei Lateinschulen und ein Spital aus dem 10. Jahrh. und zählt (1875) 2231 E., welche Landwirthschaft und weit bekannte Hundezucht treiben. L. ist der Geburtsort des Philosophen Schelling und des Theologen Paulus.

Digitized by Google

Leonhard (Karl Cäsar von), verdienter deutscher Mineralog und Geognost, geb. 12. Sept. 1779 zu Rumpenheim bei Hanau, widmete sich 1797—99 kameralistischen Studien, zunächst in Marburg, dann in Göttingen. Im J. 1800 trat er in den hess. Staatsdienst, in welchem er bei seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit rasch emporstieg. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an das Großherzogthum Frankfurt abgetreten ward, war er kurhess. Kammerrath. Der Großherzog Dalberg ernannte ihn zum Generalinspector der Domänen, aber schon nach einigen Monaten legte er dieses Amt nieder. Im J. 1812 ernannte ihn jedoch der Großherzog zum Geheimrath und übertrug ihm die Verwaltung der Octroidomänen. Da sich nach der Restauration Kurhessens keine geeignete Stellung für ihn fand, folgte er 1816 einem Rufe an die Akademie der Wissenschaften zu München. Hier lebte er ganz der Mineralogie und Geognosie, deren Studium er seit seinen Universitätsjahren mit Eifer und Erfolg betrieben. L. übernahm dann 1818 die ihm angetragene Professur der Mineralogie und Geognosie in Heidelberg, die er bis an seinen Tod, der 23. Jan. 1862 erfolgte, bekleidet hat. Wenn er sich auch weniger durch eigene Forschungen um die Erweiterung seiner Wissenschaft verdient machte, lieferte er doch eine Reihe von systematischen und populären Werken, welche zu den vorzüglichsten der mineralog.-geognost. Literatur gehören. In weitern Kreisen dürften wol seine Vorlesungen über «Geologie oder Naturgeschichte der Erde» (4 Bde., Stuttg. 1835—45) am bekanntesten geworden sein. Sonst sind noch besonders hervorzuheben: «Charakteristik der Felsarten» (Heidelb. 1823), «Die Basaltgebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsarten» (Stuttg. 1832), «Lehrbuch der Geognosie und Geologie» (2. Aufl., Stuttg. 1849), «Grundzüge der Geognosie und Geologie» (3. Aufl., Heidelb. 1839), «Grundzüge der Mineralogie» (2. Aufl., Lpz. 1860), «Naturgeschichte des Steinreichs» (Stuttg. 1854). Auch gab L. 1807—29 das «Taschenbuch für die gesammte Mineralogie» und mit Bronn 1830—58 das «Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde» heraus. — Sein Sohn, Gustav L., geb. 22. Nov. 1816 zu München, Professor an der Universität zu Heidelberg, hat sich ebenfalls als Mineralog und Geognost einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Handwörterbuch der topogr. Mineralogie» (Heidelb. 1843), «Geognost. Skizze des Großherzogthums Baden» (Stuttg. 1846; 2. Aufl. 1861), «Die quarzführenden Porphyre» (Stuttg. 1851), «Beiträge zur mineralog. und geognost. Kenntniß des Großherzogthums Baden» (3 Hefte, Stuttg. 1853—54), «Die Mineralien Badens nach ihrem Vorkommen» (2. Aufl., Stuttg. 1855), «Grundzüge der Geognosie und Geologie» (3. Aufl., Lpz. 1874); auch redigirt er mit H. B. Geinitz das «Neue Jahrbuch für Mineralogie u. s. w.»

Leonhardi (Herm. Karl, Freiherr von), deutscher Philosoph, geb. 12. März 1809 zu Frankfurt a. M., besuchte bis 1821 das dortige Gymnasium, bis 1824 das Institut des Professors Zipf in Hanau, dann bis 1826 wieder das frankfurter Gymnasium, darauf noch ein Jahr das Lyceum zu Hannover und bezog zu Ostern 1827 die Universität Göttingen, um Jurisprudenz zu studiren, vertauschte jedoch dieses Studium schon Ende desselben Jahres mit dem der Philosophie. Im Frühjahr 1829 wurde L. von der Universität Göttingen relegirt, weil er sich des verfolgten Privatdocenten K. Chr. F. Krause angenommen hatte. Er wandte sich deshalb Ende 1829 nach München, wo er später, «der polit. Bedenklichkeit verdächtig», in eine längere Untersuchung verwickelt wurde, welche indeß zu einer für ihn ehrenvollen Anerkennung seiner wissenschaftlichen Strebsamkeit führte. Nach Krause's Tode veröffentlichte L. aus dessen handschriftlichem Nachlasse folgende Werke: «Die absolute Religionsphilosophie» (3 Bde., Gött. 1834—43), «Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß» (Gött. 1836), «Geist der Geschichte der Menschheit» (Gött. 1843). Nachdem L. von Michaelis 1837 bis Ostern 1838 nochmals die Universität Göttingen besucht und an verschiedenen Orten für Friedr. Fröbel's Idee des Kindergartens Propaganda gemacht hatte, docirte er seit Herbst 1842, ohne sich habilitirt zu haben, privatim mit polizeilicher Erlaubniß in Heidelberg. Im J. 1849 übernahm er eine außerord. Professur der philos. Facultät an der Universität zu Prag, wo er 1866 zum ord. Professor befördert ward. In weitern Kreisen wurde L.'s Name besonders auch durch Gründung des Philosophencongresses bekannt, zu welchem er im Sommer 1868 in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» den Plan und die Einladung veröffentlichte. Der erste Philosophencongreß wurde im Sept. 1868 zu Prag, der zweite im Herbst 1869 zu Frankfurt a. M. abgehalten. In Bezug auf diese Versammlungen schrieb er «Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie als Entwurf für den im Sept. 1868 nach Prag berufenen Philosophencongreß» (Prag 1868) und «Der Philosophencongreß als Versöhnungsrath» (Prag 1869); auch redigirte er das Organ des Philosophencongresses «Die neue Zeit» (2 Bde., Prag 1870

Digitized by Google

u. 1871). Unter L.'s übrigen Schriften ist hervorzuheben «Gedanken über den Deutschkatholicismus» (1847), «Die bisher bekannten österr. Armleuchtergewächse, besprochen vom morphogenetischen Standpunkte» (Prag 1864). Er starb 21. Aug. 1875 zu Prag.

Leonhardt (Gerhard Adolf Wilh.), preuß. Staats- und Justizminister, geb. 6. Juni 1815 zu Hannover, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte seit 1834 zuerst in Göttingen, 1836 in Berlin und schließlich bis Ostern 1838 wieder in Göttingen, worauf er in den hannov. Justizdienst eintrat. In diesem arbeitete L. zuerst als Candidat der Advocatur und zugleich als Auditor beim Stadtgericht in Hannover, woselbst er 1841—48 als Advocat fungirte. In dieser Zeit schrieb L. einige geschätzte juristische Werke, so «Ueber die Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums» und einen «Commentar zum hannov. Strafgesetzbuch». Im Frühjahr 1848 wurde L. als Referent in das Ministerium berufen, in welchem er 1852 Oberjustizrath, 1862 Generalsecretär ward; 1865 erfolgte seine Ernennung zum Justizminister. Als solcher blieb L. bis zur Einverleibung des Königreichs Hannover in die preuß. Monarchie thätig und hatte einen hervorragenden Antheil an den am 1. Oct. 1852 ins Leben getretenen Gesetzen über den Civil- und Strafproceß und der Gerichtsorganisation. Nach Gründung des Norddeutschen Bundes nahm L., der vom Dec. 1866 an Vicepräsident und Vorsitzender des dritten Senats des Oberappellationsgerichts in Celle war, 1. Sept. 1867 die Berufung als erster Präsident des Oberappellationsgerichts für die neuen preuß. Provinzen in Berlin an. In dieser wichtigen Stellung verblieb L. nur kurze Zeit, da schon 5. Dec. 1867 seine Ernennung zum preuß. Staats- und Justizminister erfolgte, nachdem er bereits 16. Nov. Kronsyndikus und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses geworden war. Schon aus seiner frühern Thätigkeit als ausgezeichneter Jurist und geschickter Organisator bekannt, hat sich L. als Mitglied des Bundesraths und Vorsitzender des Ausschusses für Justizwesen um die Leitung erst der norddeutschen, dann der deutschen Reichsjustizgesetzgebung ein hervorragendes Verdienst erworben, insbesondere durch Einführung des neuen Strafgesetzbuchs (1870) und die vier Justizgesetze von 1877 (das Gerichtsverfassungsgesetz, die Civilproceßordnung, die Strafproceßordnung und die Concursordnung). Von L.'s Schriften sind noch hervorzuheben: «Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover» (2 Bde., Hannov. 1859—60; 4. Aufl. 1867), «Zur Reform des Civilprocesses in Deutschland» (Hannov. 1865).

Leonidas, König von Sparta, bestieg nach dem Tode seines Vaters Anaxandrides 491 v. Chr. den Thron und führte, als der Perserkönig Xerxes (s. d.) mit einem ungeheuern Heere Griechenland bedrohte, 300 Spartaner und ungefähr 6000 Mann Hülfsvölker 480 v. Chr. nach Thermopylä (s. d.), um diesen Engpaß mit geschickter Benutzung der Oertlichkeit so lange als möglich zu vertheidigen. Xerxes wartete vier Tage lang auf den Abzug der Griechen. Dann ließ er zwei Tage hindurch vergebens stürmen. Aber der verrätherische Grieche Ephialtes führte nun in der Nacht eine Schar Perser über die Gebirge auf einem Fußpfade, der von den im Schlafe überraschten Phokeern, die ihn auf Geheiß des L. bewachen sollten, geräumt ward. Damit war L. umgangen. Doch entsandte er nur den größten Theil der Hülfsvölker und warf sich selbst mit den 300 Spartanern, 700 Thespiern und 400 Thebanern der von beiden Seiten andringenden pers. Uebermacht entgegen, bis er und die Seinen mit ihren Leichnamen den Kampfplatz deckten. Zahlreiche, aber unverbürgte Anekdoten veranschaulichten die heldenmüthige Bürgertugend des L. und seiner Tapfern, welche den sichern Tod wählten, um Eid und Pflicht getreu zu bleiben, wie dies auch ihre dem Simonides zugeschriebene Grabschrift aussprach.

Leoninische Stadt (Città Leonina) nennt man denjenigen Theil der Stadt Rom, welchen Papst Leo III., besonders aber Leo IV. mit festen Mauern und Thürmen gegen die Einfälle der Sarazenen umschließen ließ; er umfaßte die frühere Region Borgo, d. h. das vaticanische Gebiet. Die leoninische Ringmauer bestand bis zum 15. Jahrh., wo sie den Erweiterungen des vaticanischen Palastes zum Theil weichen mußte; doch ist der Gang ihrer drei Seiten aus den Ueberresten noch erkennbar. Sie ging vom Grabmal des Hadrian (castellum) längs dem heutigen verdeckten Corridor, der aus dem Vatican in die Engelsburg führt, gerade auf die Höhe des vaticanischen Hügels, wo nebst einem Theil der Mauern noch ein großer Eckthurm steht; von diesem zog sich dieselbe in südwestl. Richtung am Hügel hin und von hier ziemlich gerade und parallel der ersten Strecke bis zum Tiber, in der Gegend von San-Spirito endigend. Der Umfang der mit drei Thoren (Porta Castelli, Porta San-Peregrini und Porta Saxonum) versehenen Mauer betrug 2416 geometr. Schritte oder 3,7 Kilom.

Leoninische Verse heißen nach einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, oder, wie andere meinen, nach Papst Leo II., die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter und Penta-

Digitized

meter, in denen Mitte und Schluß sich reimen. Die ersten Spuren solcher, freilich ganz ungesuchter Reime finden sich zwar schon hier und da bei röm. Dichtern, aber in den Zeiten des Mittelalters finden sie sich allmählich häufiger und zuletzt wurden sehr umfangreiche Gedichte in solchen Versen künstlich abgefaßt, die nur in einzelnen Fällen für den Scherz sich eignen, im allgemeinen jedoch als eine geschmacklose Spielerei zu betrachten sind.

Leoninischer Vertrag (societas leonina, Löwengesellschaft) heißt ein Gesellschaftsvertrag, wo ein Theilnehmer allen Nachtheil allein trägt und der andere allen Nutzen allein zieht. Eine solche Uebereinkunft ist als Gesellschaftsvertrag rechtlich ungültig und nur für den Fall, daß ihr die Absicht einer Freigebigkeit zu Grunde liegt, als Schenkung aufrecht zu erhalten.

Leonische Waaren, auch Lyonische Waaren, heißen Borten, Tressen und sonstige Geflechte sowie Flittern u. s. w., bei welchen man statt des echten Gold- oder Silberdrahts Kupferdraht anwendet, dem ein gold- oder silberähnliches Ansehen gegeben ist. Die Waaren haben ihren Namen entweder nach der Stadt Leon in Spanien oder, was wahrscheinlicher ist, nach der Stadt Lyon in Frankreich, wo dieselben noch gegenwärtig in vorzüglicher Güte fabricirt werden. Auch in Deutschland werden diese Waaren an vielen Orten sehr gut geliefert, so z. B. in Nürnberg, wo durch den Franzosen Anton Fournier 1570 die erste leonische Drahtfabrik errichtet wurde. Zur Bereitung bedient man sich des Kupfers, das jedoch vorzüglich rein sein muß. Den Goldschein gibt man diesem Kupfer entweder durch unmittelbare Vergoldung mit Blattgold oder durch Cementation, d. i. Glühen in Berührung mit Zinkdämpfen. Geplätteter leonischer Draht führt den Namen Lahn, er wird zu den sog. Gold- und Silbergespinsten, zu Bouillons und Tressen verarbeitet. Schraubenähnlich zu feinen Röhrchen gewundene leonische Drähte heißen Kantillen, welche zu Quasten, Fransen und Epauletten gebraucht werden.

Leontium (griech. Leontion), eine durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Hetäre in Athen, war die Schülerin und Freundin des Epikur und seines Schülers Metrodoros und soll eine scharfsinnige Schrift im reinen attischen Stile zur Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen Theophrast verfaßt haben. Eine Hetäre dieses Namens, vielleicht dieselbe, hat der Dichter Hermesianax durch drei Bücher Elegien, die ihren Namen auch als Titel führten, verherrlicht.

Leontopodium alpinum (Gnaphalium Leontopodium, Edelweiß), s. Gnaphalium.

Leopard (Felis Leopardus) ist eine mit Augenflecken versehene große Katzenart, die über ganz Afrika, Persien und Vorderindien ausgebreitet ist und ohne den 60 Ctmt. langen Schwanz etwa 1 Mt. mißt. Auf dem ledergelben Grunde des Fells stehen reihenweise (etwa in zehn Reihen) gestellte zahlreiche braune Flecke, die, ohne eigentlichen Augenpunkt zu haben, durch Ringe eingeschlossen sind, welche aus mehrern zusammenfließenden schwarzen Punkten bestehen und etwas eckig sind. Der L. lebt mehr in den Wäldern, ersteigt mit Leichtigkeit die Bäume und greift den Menschen nur gereizt oder aus Hunger an. Der L. bildet den Typus einer Gruppe der Katzen, welche man die Panther nennen kann, die sämmtlich ringförmige Augenflecke und schöne geschmeidige Form, Zierlichkeit, Leichtigkeit und dennoch auch Kraft der Bewegungen zeigen und überhaupt die schönsten unter den Katzenarten sind. In der Alten Welt kommen drei, schwer zu unterscheidende Arten vor: der eigentliche L., der Pardel (F. pardalis s. panthera) und der Sundapanther (F. variegata) mit sehr langem Schwanze, häufig schwarz gefärbt. Alle drei werden auch unter dem gemeinsamen Namen Panther begriffen. In Tibet und Sibirien ist die Gruppe durch den Irbis (F. Irbis), in Amerika durch den Jaguar (F. Onza) vertreten. Alle lassen sich zähmen und erweisen sich dann gutmüthig und geduldig. Bei den Römern wurden oft ganze Heerden Panther in den Thierkämpfen vorgeführt; so unter Pompejus auf einmal 410 Stück, unter Augustus 420, unter Probus 200.

Leopardi (Giacomo, Graf), bedeutender ital. Dichter und Philolog, geb. aus einer alten, aber in beschränkten Verhältnissen lebenden Familie der Mark Ancona zu Recanati 29. Juni 1798, war von Jugend auf kränklich und körperlich verbildet. Im väterlichen Hause erzogen, gab er sich mit größtem Eifer dem Studium der alten classischen Literatur hin. Sehr früh gereift, Autodidakt in der griech. Sprache, brachte er es in der Kenntniß derselben sowie in der Auffassung des Geistes des classischen Alterthums zu großer Vollkommenheit. Die Anschauungen jedoch, welche er sich von der Alten Welt bildete, dienten dem Schmerze, den ihm der klägliche Zustand des neuern Italien verursachte, zur Folie. Sein Gesang an Italien (Rom 1818) machte sogleich den tiefsten Eindruck. Es folgten die Verse an Ang. Mai bei Gelegenheit der Auffindung der Bücher Cicero's «De republica», die zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Lyrik der Italiener aufzuweisen hat. Zu Ende 1822 besuchte L. Rom, wo er philol. Studien lebte. Die körperlichen Leiden jedoch, mit denen er behaftet war, nahmen so zu, daß er nach seiner

Digitized by Google

Rückkehr nach Recanati sich genöthigt sah, seinen philol. Studien fast ganz zu entsagen. Die Philosophie trat an ihre Stelle, eine Philosophie der Verzweiflung, die in glänzenden Dialogen mit schneidender Ironie den Pessimismus vertheidigt. Von dieser Zeit an erregte der Schmerz über seine unglücklichen Verhältnisse, durch Mishelligkeit mit seinem Vater, der die polit. und literarischen Grundsätze des Sohnes nicht billigte, noch verschlimmert, eine Bitterkeit in ihm, welche, verwebt mit der Trauer über die Gesunkenheit seiner Nation, auch in seinen Gedichten sich kundgibt. Die Zahl dieser Gedichte, wovon die erste Sammlung 1824 zu Bologna erschien, ist klein, die Stimmung eintönig, die Nichtigkeit der irdischen Dinge der stets wiederkehrende Refrain. Aber ein Hauch von Schönheit adelt diese Trostlosigkeit, der selbst diejenigen fesselt, die sich zu der Weltanschauung des Dichters im schärfsten Gegensatze finden. Indessen verbreitete sich sein Ruhm immer mehr. Im J. 1825 besuchte er Oberitalien und verweilte längere Zeit in Mailand, dann in Florenz. Hierauf erschien die zweite Sammlung seiner Canzonen (Bologna 1826), der eine Sammlung vermischter Aufsätze unter dem Titel «Operette morali» (Mail. 1827) folgte. Genöthigt, von der Feder zu leben, gab er eine Blumenlese aus den Dichtern und Prosaikern Italiens und Petrarca's lyrische Gedichte mit einem vortrefflichen Commentar heraus; dann veranstaltete er eine Auswahl seiner «Canti» (Flor. 1831). In fast hülflosem Zustande ging er 1833 auf Veranlassung seines Freundes A. Ranieri nach Neapel. Hier begann er mit dessen Hülfe eine Sammlung seiner Schriften, wovon indeß nur der erste Band, die lyrischen Gedichte enthaltend, erschien. L. starb hier 14. Juni 1837 an der Brustwassersucht. Uebersetzungen seiner «Lyrischen Dichtungen» gaben Kannegießer (Lpz. 1837) und, mit einer vortrefflichen Einleitung über L.'s Leben und Wirken versehen, Hamerling (Hildburgh. 1866) und G. Brandes (Hannov. 1869) heraus. Paul Heyse hat in seiner «Antologia dei moderni poeti italiani» (Stuttg. 1869) einige der schönsten Dichtungen L.'s zusammengestellt. Vgl. Bouché-Leclerq, «Giacomo L. Sa vie et ses œuvres» (Par. 1874); Baragiola, «Giacomo L., filosofo, poeta e prosatore» (Straßb. 1876).

Leopold I., deutscher Kaiser 1658—1705, der zweite Sohn Kaiser Ferdinand's III. und der Maria Anna von Spanien, geb. 9. Juni 1640, wurde 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 18. Juli desselben Jahres, trotz aller Gegenbemühungen Ludwig's XIV. von Frankreich, der die Kaiserkrone für sich selbst zu gewinnen suchte, zum deutschen Kaiser gewählt. Ursprünglich für den Dienst der Kirche erzogen, unterstützte sein Oberhofmeister, Fürst Porzia, um statt seiner zu regieren, seinen Hang zur Zurückgezogenheit. Wie friedliebend indessen L. auch war, sollte doch gerade seine lange Regierung eine Kette von Kriegen sein. Gleich anfangs hatte das kaiserl. Cabinet durch unkluge Einmischung in die Wirren Siebenbürgens sich in einen Krieg mit der Pforte verwickelt. Die Türken brachen 1662 in Ungarn ein, eroberten Großwardein und Neuhäusel und streiften bis Mähren und Schlesien. L. erlangte endlich auf dem Reichstage zu Regensburg (1663), wo er persönlich erschien, von den deutschen Fürsten Hülfe. Selbst Schweden und Frankreich sandten Truppen und die ital. Staaten und der Papst Geldbeiträge, sodaß es nun Montecuculi (s. d.) gelang, die Türken 1. Aug. 1664 in der Schlacht bei St.-Gotthard an der Raab aufs Haupt zu schlagen. Statt diesen Sieg zu benutzen, gestattete der Kaiser in dem 10. Aug. zu Vasvar auf 20 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstande, daß der von der Pforte begünstigte Prätendent Apafi Fürst von Siebenbürgen bleiben und die Pforte Großwardein und Neuhäusel behalten durfte. Der Krieg erneuerte sich, als L. zur Erweiterung seiner Souveränetät in Ungarn gewaltsame Maßregeln ergriff. Zwar wurden die geheimen Unterhandlungen einiger Magnaten mit den Türken entdeckt, und es büßten die Grafen Nadasdy, Zrinyi, Frangipani und Tettenbach 1671 mit dem Tode; allein der erbitterte Kampf der national-prot. Ungarn mit den deutsch-kath. Anhängern des Hauses Oesterreich brach endlich 1682 unter Emmerich Tökölyi (s. d.) in offenen Aufruhr aus. Von den Empörern zu Hülfe gerufen und von Ludwig XIV. angereizt, stürmten die Türken 1683 mit einem Heere von 200,000 Mann unter dem Großvezir Kara Mustapha durch Ungarn bis vor Wien, das sie vom 14. Juli bis zum 12. Sept. belagerten. Während nun Graf Rüdiger Starhemberg mit der Besatzung und den Bürgern, trotz Hunger und Seuchen, die Stadt tapfer vertheidigte, rückte ein von den sächs. und bair. Kurfürsten geführtes Reichsheer und ein 26,000 Mann starkes poln. Corps unter Johann III. Sobieski zum Entsatze heran, die, im Verein mit den Kaiserlichen unter dem Herzoge Karl von Lothringen, 12. Sept. bei Wien am Kalenberge über die Türken einen so entscheidenden Sieg erfochten, daß diese bald darauf Ungarn räumen mußten. Auch in den nachfolgenden Kämpfen war der Kaiser meist glücklich, und als Karl von Lothringen die Türken bei Neuhäusel und nach der Eroberung von Ofen bei Mohacz 1687

Digitized by Google

geschlagen, Prinz Eugen endlich die Schlacht bei Zenta an der Theiß 11. Sept. 1697 gewonnen, folgte 29. Jan. 1699 der Friede von Karlowitz, durch welchen Slawonien, Siebenbürgen und das übrige Ungarn in die Hände des Kaisers kam. Unterdeß hatten auch die Ungarn selbst, namentlich durch die fortdauernd blutigen Maßregeln ermüdet, 1687 auf dem Reichstage zu Preßburg sich dem Kaiser unterworfen und in die Verwandlung ihres Wahlkönigreichs in ein Erbkönigreich des Hauses Oesterreich gewilligt. Nicht so glücklich bestand L. die mehrfachen Kriege mit Ludwig XIV. Der erste (1672), von L. und dem Deutschen Reiche in Verbindung mit Spanien und Brandenburg unternommen, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, wurde anfangs durch Lobkowitz' Einwirkung, trotz der schrecklichen Verwüstungen, die er den deutschen Ländern rechts und links vom Rheine brachte, nur lau geführt, bis endlich Montecuculi die Franzosen 1675 bei Saßbach schlug, über den Rhein drang und sogar in Frankreich selbst einfiel. Aber der Friede von Nimwegen (1679) brachte dem Reiche durch L.'s schlaffe Nachgiebigkeit doch nur Länderverlust; namentlich kamen Freiburg i. Br. und Lothringen in die Hände der Franzosen. Nicht zufrieden mit diesen Erwerbungen, behielt Ludwig XIV. nicht nur viele Städte, die er herausgeben sollte, sondern errichtete auch die sog. Reunionskammern, nach deren Ausspruche er viele Ortschaften, ja ganze deutsche Fürstenthümer in Besitz nahm. Das Reich, das ohne Thatkraft, und L., der mit den Türken beschäftigt, waren beiderseits froh, als Ludwig XIV. gegen Ueberlassung des bisherigen Raubes einen 20jährigen Stillstand der Reunion verwilligte. Doch schon 1688 erneuerte Ludwig XIV. den Kampf wegen der pfalz-simmernschen Hinterlassenschaft, verheerte die Pfalz und drang bis Schwaben vor. Da vereinigten sich endlich, auf Wilhelm's von Oranien Anregung, der Kaiser, das Reich, England, Holland, später auch Spanien und Savoyen zu dem sog. Coalitionskriege (1688—97), der am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, an den Pyrenäen und auf dem Meere meist glücklich gekämpft wurde und mit dem Frieden zu Ryswijk (s. d.) 1697 endigte. Einen dritten Krieg, den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.), unternahm L. 1701, um seinem zweiten Sohne Karl die Thronfolge von Spanien zu verschaffen, die ihm Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou streitig machte. In Verbindung mit England, Holland, Preußen und dem Deutschen Reiche, das er gleichfalls in diesen Privatkrieg seines Hauses verwickelte, siegte zwar L. anfangs durch Eugen bei Carpi und Chiari; bald aber wurde der röm. König Joseph am Rhein zurückgedrängt, der Markgraf von Baden in mehrern Gefechten geschlagen und Tirol erobert. Zu gleicher Zeit hatten die Ungarn unter Rakoczy aufs neue sich erhoben und solche Fortschritte gemacht, daß sie schon die österr. Lande bedrohten. Indessen begann bereits das Kriegsglück L.'s durch Marlborough's und Eugen's Siege bei Donauwörth und Höchstädt (1704) wieder zu steigen, als er 5. Mai 1705 an der Brustwassersucht zu Wien starb. L. war von Wuchs unansehnlich, der Blick düster und kummervoll, das Gesicht durch eine große herabhängende Unterlippe entstellt. Mit treuer Gatten- und Vaterliebe vereinigte er bigote Frömmigkeit und Mildthätigkeit, aber auch Intoleranz. Er war in Wissenschaften und Sprachen unterrichtet, betrieb die Musik mit Vorliebe und förderte eifrig die Gründung der Universitäten zu Innsbruck, Olmütz, Halle und Breslau. Den Jesuiten als deren Zögling sehr ergeben, ließ er sich von ihnen sowie früher von seinen Ministern leiten, bis durch Lobkowitz, der es mit Ludwig XIV. hielt, sein Vertrauen getäuscht wurde, worauf er selbst die Leitung der Geschäfte übernahm. Einfach, in strenger Zurückgezogenheit, lebte er unter ängstlicher Beobachtung einer unwandelbaren Tagesordnung nach den strengen Gesetzen der span. Hofetikette. Für sein Haus erwarb er nach dem unerwarteten erblosen Ableben des Erzherzogs Franz Sigmund von Tirol diese Grafschaft mit einer reichen Baarschaft an Geld, mit welcher er die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, welche Ferdinand III. an Polen verpfändet hatte, wieder einlöste. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er mehrere Söhne, von denen ihn zwei: Joseph I. (s. d.), sein Nachfolger, und Karl VI. (s. d.), der 1711 Kaiser wurde, überlebten.

Leopold II., deutscher Kaiser 1790—92, geb. 5. Mai 1747, wurde nach seines Vaters, des Kaisers Franz I., Tode 1765 Großherzog von Toscana und regierte das Land 25 Jahre lang mit Sorgfalt und Weisheit. Er hob die Landwirthschaft, förderte Gewerbe und Handel, verbesserte die Landstraßen, schaffte 1787 die Inquisition ab, legte Besserungshäuser an und führte ein vortreffliches Criminalgesetzbuch ein. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen. (S. Ricci.) Auch hatte er mit seinem Minister Gianina den vollständigen Entwurf einer repräsentativen Regierungsverfassung ausgearbeitet, die er Toscana geben wollte. Der Tod Kaiser Joseph's II. rief ihn in einer Zeit zur deutschen Kaiserwürde und auf den Thron der österr. Länder, wo die Staatsverhältnisse

Digitized by Google

nach innen und außen sehr verwickelt waren. Eine verständige Mitte zwischen Nachgiebigkeit und Strenge haltend, gelang es ihm sehr bald, die Ruhe im Innern seiner Staaten wiederherzustellen. Die empörten Niederländer, welche sich L.'s Vorschlägen nicht gutwillig fügten, wurden durch ein Heer, welches 3. Dec. 1791 Brüssel einnahm, zum Gehorsam gebracht; doch bewilligte ihnen L. ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler von Joseph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Ebenso dämpfte er die Bewegungen der Ungarn durch Mäßigung und Festigkeit. Mit Preußen, welches Oesterreich damals bedrohte, schloß er 27. Juli 1790 die Reichenbacher Convention und infolge derselben bald darauf mit der Türkei einen Waffenstillstand, auf welchen 4. Aug. 1791 der Friede zu Sziſtowa in Bulgarien folgte, worin Oesterreich alle seither gemachten Eroberungen an die Türkei zurückgab. Nach Wiederherstellung des Friedens begann L. sogleich für seine Unterthanen durch Verbesserung der Justiz, der Polizei und der öffentlichen Erziehung zu sorgen. Doch führte er infolge der Vorfälle in Frankreich in seinen Staaten eine geheime Polizei ein und beschränkte die von Joseph II. gestattete Preßfreiheit. Die Theilnahme an Ludwig's XVI. Schicksal veranlaßten ihn und den König von Preußen endlich zur Zusammenkunft zu Pillnitz 27. Aug. 1791, auf welcher beide Monarchen die Absicht öffentlich aussprachen, für die Befreiung des Königs von Frankreich aus seiner unfreiwilligen Abhängigkeit auf alle Weise wirken zu wollen. Nach dem 7. Febr. 1792 zwischen ihm und Preußen zu diesem Zwecke geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß starb L. jedoch unerwartet 1. März 1792. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Franz II., als Kaiser von Oesterreich Franz I. (s. d.). Vgl. Beer, «Joseph II., L. II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel» (Wien 1873); derselbe, «L. II., Franz II. und Katharina. Ihre Correspondenz» (Lpz. 1874).

Leopold I. (Georg Christian Friedrich), König der Belgier, der jüngste Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg und Bruder des Herzogs Ernst I. von Sachsen-Koburg und Gotha, wurde 16. Dec. 1790 geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem durch die Vermählung seiner Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin (1796) das koburgische Haus mit Rußland in Verbindung getreten, wurde der Prinz 1805 im russ. Heere angestellt. Nach dem Tilsiter Frieden begab er sich mit seinem Bruder Ernst nach Paris, und als dieser 1808 eine Reise nach Rußland unternahm, hatte er in dessen Abwesenheit theil an den Regierungsgeschäften und begleitete den Kaiser Alexander auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleon's I. konnten ihn bewegen, 1810 seine Stelle im russ. Heere niederzulegen. Im J. 1812 besuchte er Wien und bereiste dann Italien und die Schweiz. Als aber 1813 die Lage der Dinge in Deutschland sich änderte, ging er im Februar nach Kalisch zum Kaiser Alexander und blieb nun beim russ. Heere bis zur Einnahme von Paris. Er begleitete hierauf 1814 die Monarchen nach England und begab sich im Sept. 1815 zum Congreß nach Wien. Von hier ging er, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, zur Rheinarmee, hielt sich nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit daselbst auf, wandte sich dann Anfang 1816 nach Berlin und bald darauf nach England, wo er sich mit der brit. Thronerbin Charlotte Auguste (geb. 7. Jan. 1796) verlobte. L. ward nun durch die Parlamentsacte vom 27. März 1816 naturalisirt, erhielt einen Jahrgehalt von 50,000 Pfd. St. und den Rang vor allen brit. Herzogen und Großbeamten, sowie die Würde eines brit. Feldmarschalls, trat auch als Mitglied in den Geheimen Rath ein. Die Vermählung fand 2. Mai 1816 statt, aber nur zu bald zerstörte der Tod seiner Gemahlin im Kindbette (5. Nov. 1817) die Hoffnungen, welche die Briten auf diese Ehe gebaut hatten. L. lebte hierauf theils auf Reisen, theils in stiller Zurückgezogenheit in London und auf seinem Landsitze Claremont. Wiederholt hatten ihn die Griechen eingeladen, sich an die Spitze ihrer Regierung zu stellen. Am 3. Febr. 1830 wurde ihm von den drei zur Pacification Griechenlands verbündeten Höfen die Würde eines souveränen Erbfürsten Griechenlands angetragen, der er aber, nachdem er sie 11. Febr. mit Vorbehalt angenommen, 11. Mai wieder entsagte. Hierauf erwählte ihn 4. Juni 1831 der belg. Nationalcongreß zum König der Belgier. Er nahm diese Krone 26. Juni bedingungsweise, 12. Juli unbedingt an und wurde hierauf in Brüssel, nachdem er die Constitution beschworen, 21. Juli 1831 als König inaugurirt. (S. Belgien.) Hierbei verzichtete er, solange er Souverän von Belgien, unter gewissen Vorbehalten, auf seine engl. Pension. Im Aug. 1832 vermählte sich L. zum zweiten mal mit der Prinzessin Luise (geb. 3. April 1812), der Tochter Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen. Aus dieser Ehe gingen hervor sein Nachfolger, der König Leopold II. (s. d.), der Prinz Philipp, Graf von Flandern (geb. 24. März 1837), und die Prinzessin Charlotte (geb. 7. Juni 1840), Gemahlin des Kaisers Maximilian von Mexico. Trotz vielfältiger Schwierigkeiten bewies sich L. in dem vollsten Maße des ihm von der belg. Nation

Digitized by Google

geschenkten Vertrauens würdig. Er hielt fest an den Principien, welche die Constituirung der belg. Nation begründeten, sowol in Bezug auf die innere Verfassung als auf die gegen die europ. Mächte übernommenen Verpflichtungen, und war eifrig bemüht, die sittliche und materielle Entwickelung des anfangs vielfach zerklüfteten Landes zu fördern. Mit Würde und Besonnenheit wußte er sich in verschiedenen kritischen Zeitpunkten zu benehmen. Dagegen aber zeigte er auch große Standhaftigkeit in der Durchführung der als unabweisbar erkannten Maßnahmen, wie z. B. in Hinsicht des neuen Vertheidigungsgesetzes und der Befestigung Antwerpens. Alle diese Regenteneigenschaften waren überdies verbunden mit einer durch edeln Ernst gemäßigten Liebenswürdigkeit im Umgange. König L. starb 10. Dec. 1865. Vgl. Juste, «Les fondateurs de la monarchie belge. L. I., roi des Belges» (Brüss. 1868; deutsch, Gotha 1869).

Leopold II., König der Belgier, Sohn und Nachfolger König Leopold's I., geb. 9. April 1835 zu Brüssel, erhielt seine Bildung durch Privatlehrer. Sein Vater verlieh ihm 1840 den Titel eines Herzogs von Brabant, der fortan für den belg. Thronerben verbleiben soll. Sechs Jahre darauf trat er als Unterlieutenant des Grenadierregiments in die Armee und durchlief sämmtliche Grade bis zu dem eines Generallieutenants, den er 1865 erhielt. Kurz nach seiner Volljährigkeit, 9. April 1853, bei welchem Anlaß er feierlich als Mitglied des Senats, an dessen Berathungen er später öfters mit lebhaftem Interesse theilnahm, eingeführt und beeidigt wurde, begab sich der 18jährige Prinz mit seinem Vater nach Wien, wo seine Vermählung mit der Erzherzogin Marie Henriette (geb. 1836), Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph, Palatin von Ungarn, aus dessen Ehe mit der Prinzessin Marie Dorothea von Würtemberg, vereinbart wurde. Durch den Tod seines Vaters 10. Dec. 1865 auf den constitutionellen Thron Belgiens berufen, hat L. sein richtiges Verständniß sowol des constitutionellen Staatsorganismus als der dem Lande durch seine Neutralität auferlegten Pflichten vollkommen bewährt. L.'s Beziehungen zu den auswärtigen Mächten sind die besten. Seinen Sinn für die Entwickelung der Künste des Friedens bekundete er namentlich durch die Initiative, welche er 1876 zur Gründung des internationalen Vereins für Erforschung und Civilisirung Afrikas ergriffen hat, und durch die Stiftung eines jährlichen Preises von 25,000 Frs. für wissenschaftliche Arbeiten. Ein schweres Unglück traf L., als sein einziger Sohn, Leopold, Herzog von Brabant und Graf von Hennegau (geb. 1859), 22. Jan. 1869 einer Krankheit erlag. Die Ansprüche auf die Thronfolge sind dadurch, solange dem König kein zweiter Sohn geboren wird, auf dessen Bruder, den Grafen von Flandern, übergegangen. Die drei dem König verbliebenen Kinder sind: Luise, geb. 1858, vermählt 1875 mit dem Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha; Stephanie, geb. 1864, und Clementine, geb. 1872. (S. Belgien.)

Leopold (Karl Friedrich), Großherzog von Baden 1830—52, geb. zu Karlsruhe 29. Aug. 1790, war der älteste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, welche später zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Er führte vor seiner Anerkennung als großherzogl. Prinz von Baden den Titel eines Grafen von Hochberg, erhielt eine gute Erziehung und studirte in Heidelberg, wo er mit besonderer Liebe histor. Studien oblag. Schon sein Vater hatte für den Fall des Aussterbens der ältern Linie das Successionsrecht der jüngern (zähringisch-hochbergischen) festgesetzt. Diese Bestimmung wurde 1806 unter agnatischem Beitritt zum Familienstatut erhoben, infolge dessen der Großherzog Karl Ludwig Friedrich 1817 seinen drei Halboheimen, den Grafen Leopold, Wilhelm und Maximilian, als ebenbürtigen Nachkommen seines Großvaters aus zweiter Ehe, das Successionsrecht in den bad. Landen sicherte. Nachdem dieses Erbfolgerecht die Gewährleistung des Deutschen Bundes erhalten hatte, vermählte sich Prinz L. 25. Juli 1819 mit seiner Großnichte Sophie Wilhelmine (geb. 21. Mai 1801), der Tochter des Königs Gustav Adolf IV. von Schweden. Durch den Großherzog Ludwig, seinen Halbbruder, von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften zurückgehalten, lebte er in dem Kreise seiner Familie, bis er nach dessen Tod 30. März 1830 den großherzogl. Thron bestieg. Ein neuer Geist durchdrang hierauf den Staatsorganismus, an dessen Spitze Männer wie Böckh, Winter und Nebenius traten. Trotz der reactionären Politik des Bundestags gewann das bad. Verfassungsleben mehr Selbstständigkeit und Bewegung als anderwärts in Deutschland. L. war der erste deutsche Fürst, der bereits vor 1848 die bundestägliche Politik verließ und durch eine Reihe verständiger Concessionen den öffentlichen Geist zu befriedigen suchte. Daß in der Revolution von 1848 und 1849 Baden heftiger erschüttert wurde, erklärt sich mehr durch die äußere Lage des Landes und einzelne Persönlichkeiten. (S. Baden.) Nach den Soldatenaufständen in Rastatt und dem Aufruhr vom 13. Mai verließ der Großherzog Karlsruhe und begab sich zuerst nach Ehren-

Digitized by Google

breitstein, dann nach Mainz, bis durch preuß. und Bundestruppen die Revolution (Ende Juni) niedergeworfen ward. Er starb an einem Gichtleiden 24. April 1852. Schon vorher, im Februar, hatte er, da sein ältester Sohn, der Erbprinz Ludwig (gest. 22. Jan. 1858), wegen Krankheit regierungsunfähig war, seinen zweiten Sohn zum Stellvertreter ernannt, der nach des Vaters Tod erst als Prinz-Regent, später als Großherzog Friedrich I. (s. d.) die Regierung übernahm. Des Großherzogs L. dritter Sohn ist der Prinz Wilhelm (s. d.).

Leopold II. (Johann Joseph Franz Ferdinand Karl), Großherzog von Toscana 1824—59, Erzherzog von Oesterreich, der zweite Sohn des Großherzogs Ferdinand III. (s. d.), geb. 3. Oct. 1797, theilte in seiner Jugend die Schicksale seines Vaters und kehrte mit diesem 1815 nach Florenz zurück. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Anna, der Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, und 17. Juni 1824 folgte er seinem Vater in der Regierung. Die aufgeklärten und humanen Verwaltungsgrundsätze seines Großvaters, Leopold I. (als deutscher Kaiser Leopold II.), hatten Toscana zu einem blühenden Lande gemacht und waren von Vater zu Sohn übertragen worden. In Italien galt daher vor 1848 die Regierung L.'s als die thätigste in materiellen Reformen, sowie als die freisinnigste in kirchlicher, polit. und literarischer Hinsicht. Die nationale Bewegung, die seit 1847 ganz Italien ergriff, änderte indeß auch dieses Verhältniß. Zwar gab der Großherzog den Zeitforderungen alsbald nach, legte sogar den Titel eines Erzherzogs ab und betheiligte sich mit seinen Truppen 1848 am Kriege gegen Oesterreich. Dennoch vermochte er sich nicht mit Entschiedenheit dem ital. Interesse anzuschließen, und 21. Febr. 1849 entwich er ohne Noth aus Florenz nach Neapel. Als ihn 1849 die Florentiner unter der Bedingung eines constitutionellen Regiments zurückriefen, willigte er ein, verzögerte aber seine Rückkehr bis in den Juli, sodaß inzwischen die Oesterreicher das Land occupirten. (S. Toscana.) Bei Ausbruch der Krisis von 1859 suchten sowol Piemont wie die toscan. Patrioten den Großherzog L. für die ital. Sache zu gewinnen oder wenigstens zur Abdankung zu Gunsten seines ältesten Sohnes zu bewegen. Allein der Fürst wies dies zurück und verließ mit seiner Familie 27. April 1859 seine Hauptstadt und sein Land, um in Oesterreich Schutz und Hülfe zu suchen. Seine spätere Abdankung (datirt Vöslau 21. Juli 1859) zu Gunsten seines Sohnes änderte nichts an dem Gange der Ereignisse, durch welche Toscana für seine Dynastie verloren ging. Der Großherzog L. nahm seitdem seinen Wohnsitz auf den Schlössern Brandeis und Schlackenwerth in Böhmen und starb 29. Jan. 1870. Aus seiner zweiten Ehe, die er 1833 mit Antonie, der Tochter Königs Franz I. von Neapel, schloß, sind zwei Töchter und vier Söhne entsprungen, von denen der älteste, auf Grund der väterlichen Abdankung, als Ferdinand IV. (s. d.) die großherzogl. Würde übernahm. Vgl. Baldasseroni, «Leopoldo II, granduca di Toscana e i suoi tempi» (Flor. 1871).

Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, als Feldherr unter dem Namen des **Alten Dessauers** bekannt, geb. 3. Juli 1676 zu Dessau, der Sohn Johann Georg's II. und der Prinzessin Henriette von Oranien, bewies schon in früher Jugend bei ungestümer Leidenschaftlichkeit und gebieterischem Trotze die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und zugleich unwiderstehlichen Hang zum Militärstande. Bereits 1688 ernannte ihn Kaiser Leopold I. zum Oberst und Chef eines Reiterregiments. Als er aber 17. Aug. 1693 nach dem Tode seines Vaters, welcher preuß. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war, unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung übernahm, zog er es vor, in die Kriegsdienste des Kurfürsten von Brandenburg zu treten, der ihm das Infanterieregiment seines Vaters in Halberstadt (später in Halle) verlieh. Eine leidenschaftliche Neigung zu der Tochter des Apothekers Föse in Dessau veranlaßte jedoch seine Mutter, ihn auf Reisen zu schicken. Er besuchte Deutschland und Italien, gab sich überall wilden Vergnügungen und Leidenschaften hin und kehrte 1695 wieder nach Dessau zurück. Der Krieg, der in den Niederlanden von Preußen, als Verbündetem Oesterreichs, gegen Ludwig XIV. geführt wurde, rief ihn sogleich zu seinem Regimente. Als Oberst nahm er 1696 an der Eroberung von Namur theil, wurde zum Generalmajor ernannt und trat endlich, da er mündig geworden, 1698 die Regierung seines Landes an. Bald darauf heirathete er, trotz der Misbilligung aller, Anna Luise Föse, erlangte 1701, als sie ihm zwei Söhne geboren, vom Kaiser die Erhebung der Mutter und der Kinder in den Reichsfürstenstand und lebte mit ihr ununterbrochen in der glücklichsten Ehe. Als Regent beschäftigte ihn die Verbesserung der Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes. Er legte neue Dörfer und Vorwerke an, begann die Errichtung der Elbdämme und eine Menge anderer gemeinnütziger Bauten. Dieser schönen Wirksamkeit gegenüber zeigte er aber auch Gewaltsamkeit und Härte. In der Meinung, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürsten-

thume gelegenen Rittergüter und anderer einträglicher Grundstücke sein, zwang er die adeligen Gutsbesitzer, ihm ihre Güter für den von seiner Kammer bestimmten Taxwerth zu überlassen. Auch die Juden durften nur gegen ein hohes Schutzgeld in Dessau wohnen. Große Sorgfalt bei gleicher Gewaltsamkeit des Verfahrens widmete er auch dem Soldatenwesen. Sein Regiment zu Halberstadt, durch unabläßige Uebung geschult, zeichnete sich in strenger Zucht, pünktlicher Ordnung und genauer Abrichtung aus, auch führte er bei demselben zuerst den Gleichschritt und die eisernen Ladestöcke ein und legte durch diese, bald auf die ganze Armee übertragenen wichtigen Verbesserungen den Grund zu der taktischen Ueberlegenheit der preuß. Infanterie über das Fußvolk aller andern Heere. Im Jan. 1701 führte er zur Unterstützung Oesterreichs 12 Bataillone preuß. Infanterie an den Niederrhein. Hier zeichnete er sich unter dem General von Heyden 1702 vor Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth und Roermonde aus und rettete 20. Sept. 1703 unter dem Oberbefehl des kaiserl. Feldmarschalls Styrum in dem Treffen bei Höchstädt durch seinen meisterhaften Rückzug das Heer vom Untergange. Im J. 1704 zum General der Infanterie ernannt, führte L. dem Prinzen Eugen 12,000 Mann Preußen zu, gab in der zweiten Schlacht bei Höchstädt 13. Aug. den Ausschlag zu dem vollständigen Sieg und erstürmte zuletzt die Festung Landau. Im J. 1706 nahm er mit 8000 Mann an Eugen's Feldzug in Italien theil, überschritt siegreich den Oglio, kämpfte tapfer bei Cassano, half durch seinen Heldenmuth die Schlacht bei Turin und diese Stadt selbst gewinnen und wohnte den Eroberungen von Novara, Mailand und Pizzighetone thätig bei. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er anfangs Mühe, den König, der über die großen Truppenverluste unwillig war, zu versöhnen. Doch gelang ihm dies, und er eilte 1707 aufs neue nach Italien, nahm an Eugen's Einfall in die Provence theil, half Toulon berennen und eroberte Susa, kehrte aber, über die Lauheit, mit welcher der Herzog von Savoyen die Führung des Kriegs betrieb, unwillig, nach Deutschland zurück. Im J. 1709 machte er als Freiwilliger mit dem Kronprinzen (später König Friedrich Wilhelm I.) den Feldzug in den Niederlanden mit, erhielt aber bald auf Eugen's Fürsprache den Oberbefehl über die in engl. und holländ. Solde stehenden preuß. Truppen, eroberte mit denselben Douay und Aire und nahm 1711 an Marlborough's glücklichen Operationen bei Arras gegen Villars Antheil. Hierauf wurde L. im Dec. 1712 Feldmarschall und wirklicher Geh. Kriegsrath. Unterdessen war Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gelangt, der noch mehr als Friedrich I. L. in allen Kriegsangelegenheiten vertraute. Als Karl XII. von Schweden 1715 den Krieg mit Preußen wegen Pommerns veranlaßte, erhielt L. den Oberbefehl über 25,000 Mann Preußen und 8000 Sachsen, mit denen er zuerst Rügen, dann Stralsund eroberte und auf diese Weise einen vortheilhaften Frieden herbeiführte. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's I. schenkte ihm zwar Friedrich II. nicht gleiche Gunst, benutzte aber gern und oft seine Erfahrung und Einsicht. Derselbe übertrug ihm während des ersten schles. Feldzugs die Deckung der brandenb. Lande wider Hannover und 1742 das Commando in Oberschlesien. Im Jan. 1745 schlug L. die Oesterreicher bei Neustadt in Schlesien, dann bei Jägerndorf und erfocht 15. Dec. mit 34,000 Mann den Sieg bei Kesselsdorf über die mit den Oesterreichern verbündeten Sachsen, worauf Dresden in preuß. Hände fiel und der Krieg durch den Dresdener Frieden beendigt wurde. Kurz zuvor, 5. Febr. 1745, war seine Gemahlin, von der er neun Kinder hatte, gestorben. Tiefgebeugt durch diesen Verlust, zog er sich in seine Residenz Dessau zurück, einzig mit der Sorge um sein Land und mit der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, beschäftigt, und starb daselbst 7. April 1747. L.'s Sitten waren sehr rauh, aber bei der biedern Aufrichtigkeit und heitern Leutseligkeit seines Charakters war er doch bei seinen Unterthanen wie beim Heere äußerst beliebt. Vgl. über sein Leben Varnhagen von Ense's «Biographische Denkmale» (Bd. 2, 3. Aufl., Lpz. 1872); Hosäus, «Zur Biographie des Fürsten L.» (Dessau 1876); Siebigk, «Selbstbiographie des Fürsten L.» (neue Aufl., Dessau 1876); Crousatz, «Militärische Denkwürdigkeiten des Fürsten L. von Anhalt-Dessau» (Berl. 1875). Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leopold Maximilian (geb. 20. Dec. 1700, gest. 16. Dec. 1751).

Leopold (Friedrich), Herzog von Anhalt, Enkel des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, geb. 1. Oct. 1794 zu Dessau, erhielt eine sorgfältige Erziehung und machte dann mit seinem Bruder Georg (geb. 21. Febr. 1796, gest. 16. Oct. 1865) den Feldzug der Verbündeten in Frankreich mit. In Paris, wo er schwer erkrankt war, traf ihn die Nachricht vom Ableben seines Vaters, des Erbprinzen Friedrich (gest. 27. Mai 1814). Auf dem Wiener Congresse erschien er in Vertretung seines Großvaters. Als letzterer 9. Aug. 1817 starb, folgte ihm der Erbprinz L. als Herzog von Anhalt-Dessau in der Regierung. Am 18. April 1818 vermählte sich derselbe mit der Prinzessin Friederike (geb. 30. Sept. 1796, gest. 1. Jan. 1850),

tized by Google

der Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, mit der er sich bereits 17. Mai 1816 verlobt hatte. In der Regierung seines Landes befolgte der Herzog die Grundsätze seines Großvaters. Nach dem Erlöschen von Anhalt-Köthen (23. Nov. 1847) trat der Herzog L. laut Vertrags mit Bernburg vom 2. (7.) Mai 1853 auch die Regierung in diesem Herzogthum an und nach dem Aussterben der Linie Anhalt-Bernburg (19. Aug. 1863) erbte er auch deren Besitzungen. Mit dieser Vereinigung sämmtlicher seit 1603 getrennt gewesenen Besitzungen seines Hauses nahm er 30. Aug. 1863 den Titel Herzog von Anhalt an. Im J. 1866 schloß er sich an Preußen an und trat dann dem Norddeutschen Bunde bei. In seine letzten Regierungsjahre fällt ein scharfer Conflict mit der Landesvertretung wegen der von ihm angestrebten Trennung des herzogl. Privat- und des Staatsbesitzes. Diese Trennung kam endlich durch Verabschiedung mit dem Landtage vom 23. (28.) Juni 1869 zu Stande; doch erlebte der Herzog die vollständige Ausführung derselben nicht mehr, da er 22. Mai 1871 zu Dessau starb. Dieselbe wurde erst unter seinem einzigen Sohne und Nachfolger, dem Herzog Leopold Friedrich Franz Nikolaus (s. d.) vollständig zu Ende geführt. Außer seinem Nachfolger hinterließ er noch zwei Kinder, Agnes (geb. 24. Juni 1824), mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg, und Maria Anna (geb. 14. Sept. 1837), mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen vermählt.

Leopold (Paul Friedrich Emil), Fürst zur Lippe, war der Sohn des Fürsten Paul Alexander Leopold (geb. 6. Nov. 1796), wurde 1. Sept. 1821 zu Detmold geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat dann in preuß. Militärdienste, in denen er bis zum Major aufrückte. Nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem 1. Jan. 1851 in der Regierung. Am 17. April 1852 vermählte sich Fürst L. mit Elisabeth, der Tochter des Prinzen Albert von Schwarzburg-Rudolstadt, doch blieb die Ehe kinderlos. Unter seiner Regierung wurden alle volksthümlichen Gesetze und Einrichtungen, die sein Vater dem Volke bewilligt, durch die Maßnahmen der Minister Hannibal Fischer (seit 1853) und von Oheimb (seit 1856) wieder beseitigt. (S. Lippe.) L. starb 8. Dec. 1875. Ihm folgte sein Bruder Woldemar (s. d.).

Leopold (Maximilian Julius), Prinz von Braunschweig, jüngster Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig und Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, geb. zu Wolfenbüttel 10. Oct. 1752, genoß eine treffliche Erziehung unter Anleitung des nachmaligen Abts Jerusalem und machte in Straßburg seine akademischen Studien. In Lessing's Begleitung bereiste er sodann Italien. Als Neffe Friedrich's d. Gr. wurde er 1776 Chef eines Infanterieregiments zu Frankfurt a. O., wo er nach beendigtem Bairischen Erbfolgekriege, dem er beiwohnte, seit 1779 seinen bleibenden Aufenthalt nahm und hier durch die werkthätige Theilnahme für alles, was das öffentliche Wohl erheischte, sich die allgemeinste Verehrung erwarb. Beim Aufgange des Eises ertrank der Prinz 27. April 1785 in den Fluten der Oder noch innerhalb der Dammvorstadt von Frankfurt am rechten Ufer des Stroms. Die Sage läßt ihn als Opfer der Menschenliebe fallen, als er bemüht gewesen, in einem Kahn die von Wasserfluten und Eisschollen bedrohten Bewohner der untern Dammvorstadt zu retten, und ein Monument von Stein mit seinem Standbilde erinnert noch gegenwärtig an sein heldenmüthiges Unternehmen. Dagegen hat G. W. Keßler in Raumer's «Histor. Taschenbuch» (neue Folge, Jahrg. 5, Lpz. 1844) nachgewiesen, daß an gedachtem Tage gar niemand in Gefahr und zu retten war, daß der Prinz vielmehr in einer Anwandlung von Verwegenheit mit zwei Leuten seines Regiments den Versuch gemacht habe, auf einem Kahne durch die Lücke der eingestürzten Brücke, durch die der Strom mit furchtbarer Gewalt sich stürzte, hindurchzufahren, und daß er hierbei seinen Tod gefunden.

Leopold (Karl Gustaf af), schwed. Dichter, geb. zu Stockholm 2. April 1756, erhielt seine Erziehung zu Norrköping und Söderköping und studirte seit 1773 zu Upsala. Er ging 1780 nach Greifswald, wo er als Doctor der Philosophie promovirte, und wurde 1782 Rathsbibliothekar in Stralsund. Er erhielt 1784 die Stelle eines Aufsehers der Lidén'schen Bibliothek zu Upsala. Als bald nachher der König Gustav III. sein Drama «Helmfeld» in eine Oper umgestaltet zu sehen wünschte, unterzog sich L. dieser Arbeit zur größten Zufriedenheit des Königs und kam dadurch seit 1786 in dessen nähere Umgebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten Schwedischen Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm, 1788 Secretär des Königs und 1790 als Gesellschafter desselben nach Finland berufen. Nach Gustav's III. Ermordung unter der vormundschaftlichen Regierung wegen jakobinischer Grundsätze vor Gericht gestellt, fand L. es für gerathen, nach seiner Freisprechung sich nach Linköping zurückzuziehen, bis der junge König Gustav IV. Adolf ihn zum Kanzleirath erhob. Nach der Revolution von 1809 wurde er in den Adelsstand erhoben und 1818 Staatssecretär. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden geben. Seine Frau verfiel

Digitized by

in Schwermuth, die in völlige Apathie überging, und auch er wurde von dieser Krankheit befallen, erblindete seit 1822 völlig, und als seine Frau gestorben, folgte er ihr 9. Nov. 1829 im Tode nach. L. hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Er war der Hauptvertreter der franz. Geschmacksrichtung. Nach Kellgren's (s. d.) Tode stand er ohne Nebenbuhler da, und seine Trauerspiele «Odin» (1790) und «Virginia» (1799) stehen noch jetzt in hohem Ansehen. Er übte während langer Zeit einen großen Einfluß auf die literären Verhältnisse Schwedens, theils als Kritiker, theils auch als Freund und Rathgeber einer jüngern Generation von Dichtern. Er veranstaltete eine Sammlung seiner Schriften (3 Bde., Stockh. 1814), welche nach seinem Tode (3 Bde., Stockh. 1831—33) vervollständigt wurde.

Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher, s. Akademien.

Leopoldstadt (Lipótvár), Festung und Stadt im ungar. Comitat Neutra, am rechten Ufer der Waag und an der Waagthalbahn, mit (1870) 911 E., wurde 1665 von Leopold I. angelegt zum Ersatz für Érsek-ujvár (Neuhäusel), das 1663 an die Türken verloren gegangen war, und 1705 von den Rákóczi'schen Aufständischen belagert, die aber hier besiegt wurden. Gegenüber liegt am linken Ufer der Waag Galgócz (Freistadt), mit (1870) 6346 slaw. E. und einem Schloß, welches im 14. Jahrh. im Besitz des Matthäus von Trentschin war.

Lepanto, Hauptstadt einer gleichnamigen Eparchie der griech. Provinz Aetolien-Akarnanien, von den Neugriechen Epaktos, von den Türken Ainabachti genannt, liegt an dem den Peloponnes von dem übrigen Hellas trennenden Meerbusen von L. oder von Korinth, 7 Kilom. nordöstlich von dessen durch die sog. Kleinen Dardanellen oder die Schlösser Kastro Rumelias und Kastro Moreas (dem Antirrhion und Rhion der Alten entsprechend) vertheidigten schmalen Eingang aus dem westlichern Meerbusen von Patras. Die Stadt ist ein schlechtgebauter Handelsort, am Abhange eines Hügels, auf welchem das alte Schloß steht, Sitz eines griech. Bischofs, mit 901 E. und einem Hafen. L. ward auf und aus den Ruinen des alten Naupaktos erbaut, eines wichtigen Hafenplatzes im westl. oder Ozolischen Lokris, der angeblich von der Ausrüstung der zur Eroberung des Peloponnes bestimmten Flotte der Herakliden benannt ist. In einer der Aphrodite geweihten Grotte baten namentlich heirathslustige Witwen die Göttin um einen Ehemann. Naupaktos wurde 455 v. Chr. durch die Athener den Lokrern entrissen und mit Messeniern besetzt, welchen die Spartaner freien Abzug gewährt hatten. Im Peloponnesischen Kriege war es eine Flottenstation der Athener und mehrmals Kriegsschauplatz. Später gehörte es den Achäern, dann den Aetoliern, die hier 217 v. Chr. mit Philipp von Macedonien Frieden schlossen. Im Mittelalter wurde die Stadt vom byzant. Kaiser Emanuel den Venetianern überlassen und von diesen so stark befestigt, daß sie 30,000 Türken 1477 vier Monate lang vergeblich belagerten und erst Bajazet II. sie 1499 mit einem Heere von 150,000 Mann zur Uebergabe zwingen konnte. Am berühmtesten ist L.s Name durch den großen Seesieg geworden, den nach Abschluß eines Bündnisses zwischen Spanien, dem Papst und Venedig 7. Oct. 1571 die ital.-span. Flotte unter Don Juan d'Austria (s. Johann von Oesterreich) über die Türken bei den Kurzolarischen oder Oxiäsinseln, nördlich am Westeingang des Meerbusens von Patras, erfocht, der aber nach L., der Station der türk. Flotte, benannt wird.

Lepidium, Pflanzengattung, s. Kresse.

Lepidosiren, Schuppenmolch, heißt eine im Sumpfgebiete des Amazonenstroms entdeckte Gattung, welche jetzt den Typus der Lungenfische (Dipnoi) bildet. Alle Thiere dieser Ordnung sind mit großen, runden Schuppen bedeckt, haben ein knorpeliges Skelet, eigenthümliche Bezahnung, senkrechte, durch Strahlen gestützte Flossen, aber dabei durchgehende Nasenlöcher und außer den Kiemen eine entweder einfache oder doppelte Lunge. Man kennt drei Gattungen, L. aus Südamerika, Protopterus aus Ost- und Westafrika, beide mit stabförmigen, verkümmerten Brust- und Bauchflossen, und Ceratodus aus Australien, mit vollständigen Flossen und Zähnen, die mit denen ausgestorbener Arten aus dem Keuper (Trias) identisch sind.

Lepĭdus ist der Name einer röm. Familie, die zu dem altpatricischen Geschlecht der Aemilii gehörte. — Am bekanntesten sind: Marcus Aemilius L., der 78 v. Chr. als Consul den Versuch machte, die Einrichtungen Sulla's umzustürzen, und mit einem Heere gegen Rom rückte, aber, von seinem Collegen Catulus dort und dann nochmals in Etrurien von Pompejus geschlagen, 77 nach Sardinien floh, wo er starb. — Sein gleichnamiger Sohn, der Triumvir Marcus Aemilius L., erklärte sich 49 für Cäsar, den er, als die Nachricht von seinen Erfolgen in Spanien eingetroffen war, auf Grund eines auf seinen Antrag vom Volke beschlossenen Gesetzes, als Prätor in Rom zum Dictator ernannte. Cäsar gab ihm 48 das diesseitige Spanien als Provinz, machte ihn dann für 46 zu seinem Collegen im Consulat und nach Ablauf

Digitized by Google

desselben zu seinem Magister Equitum bis zum Abgang in die ihm zugewiesenen Provinzen, das narbonensische Gallien und das diesseitige Spanien, welche er einstweilen durch Legaten verwalten durfte und wohin er im Laufe 44 abgehen sollte. Er weilte noch in Rom, als Cäsar ermordet wurde, und Antonius, der ihm die Würde des Pontifex Maximus verschaffte, wußte nun ihn und seine Truppen zu benutzen. Im Mutinensischen Kriege, 43 v. Chr., erwies sich L. von Gallien aus gegen den vom Senat bekriegten Antonius freundlich gesinnt, und als dieser, geschlagen, sich nach Gallien wandte, vereinigte er sich geradezu mit ihm. Als Octavian sich auch mit Antonius verband, wurde L. gegen Ende October mit in das Triumvirat aufgenommen, in welchem er bei seiner Charakterschwäche und dem Mangel an staatsmännischen und kriegerischen Talenten nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Bei der Theilung der Provinzen nach der Schlacht bei Philippi wurde er von Octavian und Antonius, die ihn als Consul 42 zur Bewachung von Italien zurückgelassen hatten, nicht befragt; doch überließen sie ihm 40 die anfangs vorenthaltene Provinz Afrika. Im Besitze derselben blieb er bis 36, in welchem Jahre er, da der Krieg gegen Sextus Pompejus von neuem ausbrach, auf Octavian's Aufforderung nach Sicilien übersetzte, wo er aber diesen nicht bereitwillig unterstützte und durch den Anspruch auf Gleichberechtigung verletzte, und als acht Legionen des Pompejus, die in Messana lagen, ihm sich übergeben hatten, im Vertrauen auf diese Macht seinen Anspruch auf Sicilien gegen Octavian mit gewaffneter Hand durchzusetzen Anstalt machte. Bevor es aber zum Kampfe kam, mußte er, von seinen Soldaten verlassen, sich dem Octavian ergeben, der ihm sein Vermögen und die Pontifexwürde bis zu seinem Tode (13 v. Chr.) ließ.

Lepra, Leprosen und Leprosorien, s. Aussatz.

Lepsius (Karl Peter), deutscher Alterthumsforscher, geb. zu Naumburg a. d. S. 2. Juni 1775, studirte zu Leipzig und Jena die Rechte und wurde dann in seiner Vaterstadt Advocat und bald darauf (1798) Mitglied des Magistrats, in welcher Stellung er bis 1812 verblieb. Als Naumburg an Preußen übergegangen, wurde L. 1816 Director des Inquisitoriats, doch vertauschte er bereits 1817 diese Stelle mit der eines Landraths des Kreises Naumburg. Nachdem er 1841 die erbetene Entlassung erhalten, lebte er als Privatmann in seiner Geburtsstadt, wo er auch 23. April 1853 starb. L. zählt zu den gründlichsten Kennern der Geschichte Sachsens und Thüringens. Aus der großen Anzahl seiner histor. und kunstgeschichtlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: «Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg» (Naumb. 1822); «Ueber die Schlösser Rudelsburg und Saaleck» (Naumb. 1824), «Geschichte des Moritzklosters zu Naumburg» (Naumb. 1835); «Geschichte der Bischöfe des Hochstiftes Naumburg vor der Reformation» (Naumb. 1846). Als Theile des Werks von Puttrich: «Ueber die mittelalterlichen Baudenkmale in Sachsen und Thüringen», erschienen die Abhandlungen «Ueber die Stadtkirche und Schloßkapelle zu Freiburg a. d. U.» (Lpz. 1839) und «Ueber den Dom zu Naumburg und andere mittelalterliche Bauwerke dieser Stadt» (Lpz. 1841). L. ist auch der Begründer des Thüringisch-Sächsischen Alterthumsvereins.

Lepsius (Karl Richard), einer der berühmtesten Aegyptologen und Sprachforscher, Sohn des Vorigen, geb. 23. Dec. 1810 zu Naumburg, besuchte 1823—29 die Landesschule Pforta und widmete sich zu Leipzig und Göttingen philol. Studien, mit denen er dann zu Berlin unter Bopp die der vergleichenden Sprachkunde verband. Nachdem er 1833 mit der Abhandlung «De tabulis Eugubinis» in Berlin promovirt hatte, wandte er sich nach Paris, wo er auf die Empfehlung A. von Humboldt's bei den franz. Gelehrten die beste Aufnahme fand und die Schrift «Paläographie als Mittel der Sprachforschung» (Berl. 1834) verfaßte, welcher vom Französischen Institute der Volney'sche Preis zuerkannt wurde. Eine zweite paläographische Abhandlung, «Ueber die Anordnung und Verwandtschaft der semit., altind., altpers., altägypt. und altäthiop. Alphabete», sandte L. 1835 von Paris an die Akademie zu Berlin, die sie in ihre Denkschriften aufnahm. Mit einer dritten Abhandlung («Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter») erschien dieselbe im folgenden Jahre besonders. In Paris wendete er sich auch bereits den ägypt. Studien zu, die er dann auf einer Reise nach Italien in den Museen von Turin und Florenz und nach einem längern Aufenthalte bei Rosellini in Pisa seit April 1836 zu Rom vorzugsweise betrieb. In Rom trat er zu Bunsen in nähere Beziehung, schloß sich dem Archäologischen Institute an und trat bald neben Emil Braun als zweiter Secretär des Instituts ein. Große Aufmerksamkeit erregte L.' «Lettre à M. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (Rom 1837) und seine folgenden, in den Abhandlungen des Archäologischen Instituts gedruckten Schriften über die Säulenordnungen der Aegypter und mehrere ägypt. Kunstdenkmäler. Seine Anwesenheit in Italien benutzte er außerdem zu

tized by Google

Forschungen über die umbrische und oscische Sprache, deren Ueberreste er in den «Inscriptiones Umbricae et Oscae» mit einem erläuternden Commentar (Lpz. 1841) herausgab. Hieran schlossen sich die zwei Abhandlungen «Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien» und «Ueber die Verbreitung des ital. Münzsystems von Etrurien aus» (Lpz. 1842). Von Italien aus ging er im Sommer 1838 nach England, wo er über zwei Jahre verweilte. Nach Deutschland zurückgekehrt, publicirte er als Frucht seiner ägypt. Studien seine «Auswahl der wichtigsten Urkunden des ägypt. Alterthums» in 23 Tafeln und «Das Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin» in 79 Tafeln (beides Lpz. 1842), welchem letztern später die «Aeltesten Texte des Todtenbuchs aus dem Alten Reiche» (Berl. 1867) sich anschlossen. Im J. 1842 wurde er zum außerord. Professor in Berlin ernannt und mit der Leitung einer ägypt. Expedition beauftragt, welche König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf Fürsprache Humboldt's, Bunsen's, des Ministers Eichhorn und der Akademie der Wissenschaften beschlossen hatte. Er ging zunächst im Sommer 1842 wieder nach London, wo er bis Mitte September verweilte. In Alexandria fand sich sodann die ganze Expedition zusammen, welche von Mehemed-Ali auf das zuvorkommendste begünstigt wurde und in jeder Beziehung eine der glücklichsten war. Anfang 1846 kehrte L. nach Berlin zurück und wurde nun zum ord. Professor an der Universität ernannt, 1850 aber zum Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften erwählt. Zur Zeit seiner Rückkehr war das Neue Museum im Bau begriffen, dessen ägypt. Abtheilung nach seiner Anordnung in ägypt. Architekturformen ausgeführt, mit ägypt. Wandgemälden, die er 1855 (in 2. Ausgabe 1870) publicirte, verziert und mit der von ihm mitgebrachten reichen Sammlung histor. Denkmäler gefüllt wurde. Zugleich begann er in einer Reihe umfassender Arbeiten die Resultate seiner Forschungen bekannt zu machen. Das große, auf Staatskosten herausgegebene Prachtwerk «Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien» erschien zu Berlin 1849—59 in 900 Tafeln größten Formats. Zu den wichtigsten Ergebnissen der Expedition gehören besonders die erste monumentale Aufdeckung und genaue Erforschung des ältesten Reichs der Aegypter, vor dem Einfalle der Hyksos (etwa 4000—2000 v. Chr.), sowie die erste gründliche und wissenschaftliche Untersuchung des fernen Aethiopien, von der zweiten Katarakte des Nil bis hinauf an den Blauen Strom und in das Sennaar. Hieran reihen sich eine Menge einzelner fruchtbarer Entdeckungen, wie Beobachtungen über den Bau der Pyramiden; die Feststellung des Labyrinths; die Auffindung alter, im Durchschnitt um 7 Mt. über dem jetzigen Wasserstande erhabener Nilhöhen jenseit der zweiten Katarakte; die Erforschung des bis dahin verkannten Verhältnisses der äthiop. zur ägypt. Geschichte und Civilisation; die Aufstellung einer neuen Ansicht über die Lage des Sinai u. s. w. Für die wissenschaftliche Behandlung der ägypt. Geschichte lieferte L. im ersten Bande seiner «Chronologie der Aegypter» (Bd. 1, Berl. 1848—49) die Grundlagen, auf denen er in den spätern Schriften und in seinem «Aegypt. Königsbuch» (Berl. 1858) fortgebaut hat. Für den Druck dieser Werke löste er die wichtige Aufgabe, hieroglyphische Typen schneiden zu lassen und in einer Weise, daß ihr Gebrauch jetzt allgemein in Deutschland, England, Frankreich, Dänemark, Schweden, Aegypten eingeführt ist. Die vollständige Liste von über 1300 Nummern wurde 1875 publicirt. In den «Briefen aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai» (Berl. 1852) gab L. dem größern Publikum eine unterhaltende und belehrende Uebersicht über seine Reise. Von den Ergebnissen seiner Forschungen über die Ursprachen am höhern Nil, deren Reste noch in der Nuba- und Bedschasprache leben, hat er erst weniges (z. B. eine Nuba-Uebersetzung des Markus-Evangeliums, Berl. 1860) mitgetheilt. Unter L.' übrigen ägyptolog. Arbeiten sind noch besonders hervorzuheben: «Ueber den ersten ägypt. Götterkreis» (Berl. 1851), «Ueber einige Ergebnisse der ägypt. Denkmäler für die Kenntniß der Ptolemäergeschichte» (Lpz. 1853), «Ueber einige Berührungspunkte der ägypt., griech. und röm. Chronologie» (Berl. 1859), «Die altägypt. Elle und ihre Eintheilung» (Berl. 1865), «Ueber einige ägypt. Kunstformen» (1871), «Ueber die Metalle in den ägypt. Inschriften» (1872) u. s. w. Seit 1864 redigirt L. die von Brugsch gegründete «Zeitschrift für ägypt. Sprache und Alterthumskunde». Neben der ägypt. Wissenschaft beschäftigten ihn unausgesetzt gewisse sprachvergleichende Untersuchungen, namentlich die Lautverhältnisse bei den verschiedensten Völkern, wie die akademischen Abhandlungen «Ueber chines. und tibetan. Lautverhältnisse und über die Umschrift jener Sprachen» (1861), «Ueber die arab. Sprachlaute» (1861), «Ueber das Lautsystem der pers. Keilschrift» (1863), «Ueber das ursprüngliche Zend-Alphabet» (1863) bekunden. Auch das assyr. Alterthum, für dessen Besprechung er seit 1874 die «Aegypt. Zeitschrift» öffnete, hat ihn mehrfach beschäftigt, wie seine Abhandlung «Ueber die assyr. Eponymen» (1869) und seine jüngste

Digitized by Google

«Erklärung der Maßtabelle auf der babylonischen Tafel von Senkereh» (1877) zeigt. Als eine besondere Aufgabe hatte sich L. bereits seit 1855 die Aufstellung und praktische Einführung eines allgemeinen linguistischen Alphabets auf der Grundlage der lat. Schrift gestellt und diese wenigstens so weit erfüllt, daß die vorgeschlagene Umschrift der fremden Laute von einer Anzahl Gelehrter auf dem sprachvergleichenden Gebiete und fast von sämmtlichen deutschen, engl. und franz. Missionsgesellschaften angenommen worden ist. In der zweiten, sehr vermehrten Ausgabe seines 1855 zuerst (deutsch und englisch) herausgegebenen «Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in European letters» (Lond. u. Berl. 1863) sind 120 verschiedene Sprachen auf dieses Alphabet reducirt worden. Im Frühjahre 1866 unternahm L. eine zweite Reise nach Aegypten, hauptsächlich behufs geogr. Untersuchungen im Nildelta. Bei dieser Gelegenheit fand er in den Ruinen von San (Tanis) eine überaus wichtige Inschrift, ein hieroglyphisch, griechisch und demotisch abgefaßtes Decret der zu Kanopos versammelten ägypt. Priester zu Ehren des Ptolemäus III. Euergetes I., welche für verschiedene Zweige der ägypt. Alterthumswissenschaft bedeutende Ergebnisse lieferte und in demselben Jahre zu Berlin publicirt wurde. Im J. 1869 ging er auf Einladung des Vicekönigs von Aegypten zum dritten male nach Aegypten, um der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen, und begleitete nach den Festen den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen nach Oberägypten und Unternubien.

Lerche (Alauda) ist der Name einer über Europa, Nordafrika und Nordasien verbreiteten Vogelgattung aus der Abtheilung der körnerfressenden Kegelschnäbler. Das Gefieder ist gelblich- oder bräunlich-aschgrau, die einzelnen Federn sind hell gesäumt, der Schwanz ist kurz und der Nagel der Hinterzehe spornähnlich verlängert, gerade oder schwach gebogen und fast länger als die Zehe selbst. Der Flug der L. ist flatternd, aber ausdauernd; ihr Aufenthalt ist am Boden, wo sie nisten und ihre Nahrung suchen. Sie leben in Monogamie, aber gesellschaftlich, wandern in großen Zügen oder kleinern Scharen und sind durch ihren Gesang ausgezeichnet, ertragen jedoch die Gefangenschaft weniger gut als verwandte Vögel. Die Feldlerche (A. arvensis), welche schon im Februar mit ihrem Gesange erfreut, hat einen ungemein großen Verbreitungsbezirk, dessen Grenzen Portugal und Kamtschatka, das nördl. Schweden und der Atlas ausmachen. Durch Kraft des Gesangs, Annehmlichkeit des Tons, Mannichfaltigkeit des Liedes und Unermüdlichkeit im Singen übertrifft sie alle andern einheimischen Singvögel. Sie vermag in so enger Spirale aufzusteigen, daß sie senkrecht emporzusteigen scheint, und bis zu solcher Höhe, daß das geübteste Auge sie nicht mehr entdeckt, und dennoch dringt dabei ihr Gesang kräftig bis in die tiefen Regionen. Im Herbste, wo sich Tausende zusammengesellen, um die Felder zu durchstreifen und den Wegzug vorzubereiten, erliegen sie vielen Verfolgungen durch Netze, da ihr wohlschmeckendes Fleisch überall als Leckerbissen gilt. Die Anzahl der im nördl. Deutschland gefangenen L. erreichte sonst jährlich viele Millionen; Holland und andere Küstenländer allein liefern dem Markte von London jährlich an 3 Mill. L. Bedeutend war der Lerchenfang sonst namentlich auch in der Gegend zwischen Leipzig, Wittenberg und der Saale, sowie in Thüringen; indeß ist seit neuester Zeit in den meisten deutschen Staaten der Lerchenfang gesetzlich verboten oder auf eine nur kurze Zeit im Herbst beschränkt. Die Fruchtbarkeit der L. ist sehr groß; sie erzieht im Sommer zwei, oft drei Bruten, die zusammen wol 10—12 Junge ausmachen. Die Heidelerche oder Baumlerche (A. arborea), welche kleiner ist und eine rundliche Holle auf dem Kopfe und auf der zweiten, dritten und vierten Schwanzfeder einen endständigen weißen Fleck hat, gibt den öden Heiden des nördl. Deutschland durch ihren melancholischen, flötenden und des Nachts stundenlang ertönenden Gesang einen eigenen Reiz. Die Haubenlerche (A. cristata), kenntlich durch die spitzige Federhaube des Kopfs und die unterseits röthlich-gelben Flügel, findet sich häufig an den Heerstraßen und kommt im Winter bei uns in die Dörfer und Städte. Die Kalanderlerche (A. calandra), weit größer als die Feldlerche, vertritt dieselbe im Süden.

Lerchenfeld (Maximilian, Freiherr von), bair. Staatsmann, geb. zu München 1779, studirte zu Ingolstadt, ging 1806 als bair. Gesandter an den würtemb. Hof, schied jedoch 1808 wieder aus der diplomatischen Laufbahn und wurde nacheinander Generalcommissar zu Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg. An der Begründung der bair. Verfassung nahm L. 1815—18 lebhaften Antheil und zwar im liberalen Sinne. Von 1817 bis zum Regierungsantritt des Königs Ludwig 1825 verwaltete er das Finanzministerium, dann erhielt er den Gesandtschaftsposten beim Bundestage. Im Ministerium Wallerstein erhielt er 1833 noch einmal das Finanzministerium, das er bis 1835 verwaltete, worauf er als Gesandter nach Wien

Digitized by Google

ging. Er starb zu Haynersreuth bei Bamberg 17. Oct. 1843. — Gustav, Freiherr von L., des Vorigen ältester Sohn, geb. 30. Mai 1806, studirte die Rechte und wirkte mehrere Jahre als Bezirksrichter in der Pfalz und als Appellationsgerichtsrath in Oberfranken, bis er mit dem Tode seines Vaters den Staatsdienst verließ und in Besitz des Rittersgutes Haynersreuth trat. Nach dem Rücktritt des Königs Ludwig wurde L. bei der Neubildung des Ministeriums im März 1848 an die Spitze der Finanzverwaltung berufen, welches Amt er jedoch 15. Nov. mit dem Portefeuille des Innern vertauschte. Doch schon 14. Dec. 1848 legte L. wegen des Umschlags in Baierns deutscher Politik seinen Posten, und zwar mit Verzicht auf eine Stelle im Staatsrathe und Pension, nieder. Der unerwartete Rücktritt dieses durch Rechtschaffenheit und gemäßigten Liberalismus ausgezeichneten Mannes erregte großes Aufsehen. Als regelmäßig wiedergewähltes Mitglied der bair. Abgeordnetenkammer wurde L. mit Graf Hegnenberg Führer einer Centralpartei, welche zuerst als Opposition gegen die äußerste Reaction fast alleinherrschend war, aber unter dem Ministerium Pfordten allmählich an Geltung verlor und mit dessen Ende (1859) völlig zerfiel. L. selbst bewahrte indessen große Autorität in Finanzangelegenheiten. Treu dem sog. großdeutschen Princip, ward er nach 1860 einer der Gründer und Vorstände des Deutschen Reformvereins. L. starb 10. Oct. 1866 zu Berchtesgaden infolge eines Sturzes beim Besuche der Kolowrathöhle am Untersberge. Seine Schriften sind: «Die altbair. landständischen Freibriefe und Landesfreiheitserklärungen» (Münch. 1851), «Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I.» (Berl. 1854), «Das Verfahren der deutschen Großmächte gegen Schleswig-Holstein und den Bund» (Jena 1866).

Lerdo de Tejada (Sebastian), 1872—77 Präsident der Republik Mexico, geb. 25. April 1827 zu Jalapa im mexic. Staate Veracruz, erhielt seine Bildung auf den Schulen von Puebla und San-Ildefonso. Nachdem L. 1855 als Mitglied des Obersten Justiztribunals seine polit. Laufbahn begonnen hatte, wurde er 1857 vom Präsidenten Comonfort zum Minister des Aeußern und Ministerpräsidenten ernannt, trat jedoch schon nach drei Monaten von dieser Stellung zurück, da er mit Comonfort in Differenzen über die neue Verfassung vom 5. Febr. 1857 gerieth. An dem bereits 21. Jan. 1858 erfolgten Sturze Comonfort's durch Zuloaga hatte L. keinen Antheil, weigerte sich auch, als General Miramon nach dem Sturze Zuloaga's im Frühjahr 1859 den Präsidentenstuhl bestieg, ein Portefeuille zu übernehmen und trat erst wieder in die Oeffentlichkeit, als er 1861 in den Congreß gewählt wurde. Er fungirte in demselben als Präsident des Abgeordnetenhauses, bis im Mai 1863 die Annäherung der franz. Armee die mexic. Regierung zur Flucht nach dem Norden nöthigte. L. folgte dem Präsidenten Juarez als Mitglied der permanenten Deputation, übernahm in San-Luis-Potosí im Sept. 1863 das Ministerium der Justiz, dann das des Aeußern und war während der Kämpfe gegen das Kaiserreich einer der eifrigsten Parteigänger des Präsidenten. Nachdem Maximilian 15. Mai 1867 in Queretaro gefangen worden war, bestimmte besonders L. den Präsidenten Juarez dahin, den Kaiser erschießen zu lassen. Bald nach dem im Juli 1867 erfolgten Einzuge der republikanischen Regierung in Mexico übernahm L. den Vorsitz im Obersten Justiztribunal. Bei der Präsidentenwahl im Sommer 1871 stand L. nebst dem General Porfirio Diaz als Gegencandidat dem bisherigen Präsidenten Juarez gegenüber, unterlag zwar gegen letztern, übernahm aber, als dieser 18. Juli 1872 plötzlich starb, der verfassungsmäßigen Bestimmung gemäß, als provisorischer Präsident die Regierung und erhielt auch bei der im Herbst 1872 stattfindenden Wahl durch eine fast an Einstimmigkeit grenzende Majorität die definitive Bestätigung in der Präsidentenwürde. Am 24. Juli 1876 zum zweiten mal gewählt, sprach sich der Congreß 29. Oct. 1876 mit 131 gegen 45 Stimmen zu Gunsten dieser von Iglesias angefochtenen Wahl aus. Jetzt erhoben sich aber Iglesias und Porfirio Diaz gegen L. Diaz besiegte die Regierungstruppen 15. Nov. und rückte 1. Dec. 1876 in die Hauptstadt ein. L. entkam nach Mazatlan, von da aber nach San-Francisco und später in den Osten der Vereinigten Staaten, von wo aus er gegen den zu Anfang 1877 zum Präsidenten gewählten Diaz vergeblich protestirte.

Lérida, befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Spanien, am rechten Ufer des Segre und an den Bahnen Barcelona-Pamplona und L.-Taragona, mit herrlicher Umgebung, alterthümlich und unregelmäßig am Abhange eines Felshügels erbaut, auf welchem die Citadelle steht, ist der Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs. Die Stadt hat eine Kathedrale, sieben andere Kirchen, ein Seminar, ein Instituto, ein Lyceum, eine Hebammenanstalt und verschiedene niedere Unterrichtsanstalten und zählt (1860) 19,597 E., die etwas Glas, Leder, Papier, Woll- und Baumwollwaaren fabriciren und Weinbau treiben. An die Römerzeit erinnern mehrere Alterthümer, an das Mittelalter der Palast der alten Könige

Digitized by Google

von Aragonien. L. ist das alte Ilerda am Sicoris, eine feste und durch Handel reiche Stadt der Ilergeten, deren letzte Fürsten, Mandonius und Indibilis, 206 v. Chr. von Scipio besiegt wurden. Cäsar eroberte die Stadt und schlug daselbst des Pompejus Legaten, Afranius und Petrejus, 49 v. Chr. Unter der westgoth. Herrschaft wurde hier 524 ein Concil abgehalten. L. wurde 713 von den Arabern und 1117, nach Besiegung des Almoraviden Abdallah von Cordova, von den Christen genommen. Nachdem Raimund von Aragonien die Stadt 1149 erobert, ward sie zur königl. Residenz und zum Sitz des Bischofs von Roda und Balbastro erhoben. Die 1300 errichtete Universität ist in neuerer Zeit eingegangen. Außer ihren Mauern wird die Stadt durch drei Forts gut vertheidigt. Von den Franzosen wurde L. 1642 eingenommen, 1646 und 1647 dagegen vergeblich belagert, 1707 aber erstürmt und geplündert. Nach einer vierwöchentlichen Belagerung mußte sich L., nachdem die Spanier unter O'Donnell 23. April bei dem nahen Dorfe Margalet vom franz. General Hébert geschlagen worden waren, 13. Mai 1810 an die Franzosen unter Suchet ergeben. — Die Provinz L. begreift das nordwestl. Drittheil Cataloniens und zählt auf 12,366 QKilom. (1870) 330,348 E.

Lermontow (Michail Jurjewitsch), einer der größten russ. Dichter, ein Nachfolger Puschkin's, stammt aus einer angesehenen adeligen Familie und ward 15. Oct. 1814 geboren. Seine Bildung erhielt er theils auf der moskauer Universität, theils auf einer Militärschule in Petersburg, von wo er als Offizier in die Garde trat. Infolge eines Gedichts, das er auf den Tod Puschkin's fertigte, wurde er 1837 aus Petersburg entfernt und nach dem Kaukasus geschickt. Im J. 1838 nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er wegen eines Duells im April 1840 zum zweiten male nach dem Kaukasus exilirt. Hier fiel er 27. Juli 1841, kaum 27 J. alt, in einem andern Duell. Mit ganzer Seele und Leidenschaft versenkte sich L. in die großartige Gebirgswelt des Kaukasus, die ihn zu seinen herrlichsten Gesängen begeisterte und die er mit einer Wahrheit, Kraft und Treue geschildert hat, wie kein Dichter vor ihm. L. gehört zu den rein subjectiven Dichtern. Auch da, wo er fremde Personen und Zustände schildert, tritt sein eigenes Denken und Empfinden überall hervor. Zu seinen besten Erzeugnissen gehören: «Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch», «Der Dämon», «Die Gaben des Terek», eine Menge vortrefflicher lyrischer Gedichte u. s. w. Sein in Prosa geschriebenes Werk «Der Held unserer Zeit» (deutsch von Budberg, Berl. 1843) ist ein vielgelesener, in jeder Hinsicht ausgezeichneter Roman. Eine kleine Sammlung der Gedichte L.'s erschien schon 1840 zu Petersburg; eine dritte Auflage seiner sämmtlichen Werke ebendaselbst 1852. Eine Gesammtausgabe veranstaltete Bodenstedt mit Uebersetzung («Michail L.'s poetischer Nachlaß», 2 Bde., Berl. 1852). Die vollständigste Ausgabe mit einer Biographie (von A. Pypin) erschien 1873 zu Petersburg; ausgewählte Schriften in der «Russ. Bibliothek» (Petersb. 1874; 2. Ausg. 1876).

Lernäische Schlange oder Hydra von Lerna, vom Typhon und der Echidna erzeugt, hauste in dem Sumpfe Lerna im Peloponnes und verwüstete die umliegende Gegend. Sie hatte nach Simonides 50, nach andern 9 oder noch mehr oder weniger Köpfe, von welchen der eine unsterblich war; auch soll sie einer Sage zufolge geflügelt gewesen sein. Als Hercules vom Eurystheus den Auftrag bekommen, sie zu tödten, verband er sich zu diesem Zwecke mit dem Jolaos, verjagte sie aus ihrem Lager mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen und fing an, ihr die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle jedes abgeschlagenen Kopfs zwei neue hervor. Außerdem schickte Hera der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Hercules an den Füßen verwundete. Doch letzterer erschlug denselben und befahl darauf dem Jolaos, einen nahegelegenen Wald in Brand zu stecken. Mit den glühenden Bränden fuhren nun beide jedesmal über die Stelle eines abgehauenen Kopfs der Schlange hin, wodurch die Wunden ausgebrannt wurden, sodaß kein neuer Kopf hervorwachsen konnte. So schlug Hercules der Hydra nach und nach alle Köpfe ab, selbst den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub und mit einem großen Felsstück bedeckte. Seine Pfeile tauchte er in das giftige Blut des Ungeheuers, wodurch sie tödlich wurden.

Leroux (Pierre), franz. Philosoph, Socialist und Publicist, geb. zu Paris 1798, war zuerst Setzer und Corrector, nachher verantwortlicher Herausgeber des liberalen Wochenblatts «Le Globe», dessen Umwandlung zum Organ des Saint-Simonismus (s. d.) er 1830 bewirkte. Doch zog er sich von dieser socialistischen Sekte wieder zurück, als Enfantin die Frage der Frauenemancipation in Anregung brachte. Nachdem er einige Zeit mit Carnot die «Revue encyclopédique» redigirt, gründete er 1838 mit Reynaud die «Encyclopédie nouvelle», ein großartig angelegtes, aber unvollendet gebliebenes Unternehmen, für welches er viele und wichtige Beiträge über die verschiedensten Fragen lieferte. In der Schrift «Réfutation de

Digitized by Google

l'éclecticisme» (Par. 1839) trat er gegen Couſin auf. Sein Hauptwerk iſt indeß das Buch «De l'humanité, de son principe et de son avenir» (2 Bde., Par. 1839; 2. Aufl. 1845), worin er das allſeitige Weſen der Philoſophie ins Licht zu ſetzen ſucht und der Pſychologie ſowie dem Eklekticismus das Studium des menſchlichen Geiſtes in der Geſchichte, die «Wiſſenſchaft des Lebens», entgegenſtellt. Die vorherrſchende Idee des Werks iſt die Aufweiſung des ſtetigen Fortſchritts der Menſchheit und der Natur durch wechſelnde Formen hindurch zu immer vollkommenerer Bildung. Seit 1833 zeigte ſich L. hauptſächlich beſchäftigt mit angewandter Philoſophie, mit dem Socialismus. Er übernahm 1845 die Leitung einer Buchdruckerei in Bouſſac (Depart. Creuſe), verfaßte und verlegte ſelbſt mehrere kleine Schriften und gründete die «Revue sociale», worin er ſeine «humanitären» Ideen weiter auseinanderſetzte. Im J. 1848 vom Depart. Seine in die Conſtituirende, dann auch in die Geſetzgebende Nationalverſammlung gewählt, ſtimmte er hier beſtändig mit der Bergpartei. Durchaus kein Mann von revolutionärem Temperament, ſondern immer auf den Höhen des Ideals ſchwärmend und ohne praktiſche polit. Ziele, wurde er doch beim Staatsſtreich vom 2. Dec. 1851 proſcribirt. Seitdem lebte er mit ſeiner Familie in Jerſey, wo er unter dem Titel «La Grève de Samarez» eine Art Zeitſchrift in zwangloſen Heften, in halb dogmatiſcher und halb ſatiriſcher Form herausgab. Infolge der Amneſtie kehrte er 1860 nach Frankreich zurück. Er ſtarb 12. April 1871 zu Paris.

Leſage (Alain René), franz. Dichter, geb. zu Sarzeau auf der Halbinſel Rhuys (Depart. Morbihan) 8. Mai 1668, verlor früh ſeine Aeltern und kam durch die Nachläſſigkeit ſeines Oheims um ſein nicht unbeträchtliches Erbe. Seine Studien machte er bei den Jeſuiten zu Vannes, die ihn ſpäter auf einem ihrer Steuerpachtbureaux in der Bretagne angeſtellt haben ſollen. Seit 1692 machte er in Paris philoſ. und juriſt. Studien und heirathete 1694 die Tochter eines pariſer Bürgers. L. ließ ſich in die Liſte der Parlamentsadvocaten einſchreiben, doch aus Neigung für die Literatur gab er nach wenigen Jahren die Advocatur ganz auf. Seinen Lebensunterhalt gewährte ihm lediglich der Ertrag ſeiner Schriften; doch fand er in dem Abbé von Lyonne, der, begeiſtert für ſpan. Sprache und Literatur, ihm das Spaniſche lehrte, einen Freund, der ihm eine kleine Penſion von 600 Livres gab. Seine theatraliſchen Arbeiten wurden meiſt (64) auf den Jahrmarktstheatern geſpielt. Sein «Crispin rival de son maître» jedoch und ſpäter ſein «Turcaret» (1709; letzte Ausg., Par. 1872), eine bittere Satire gegen die Financiers damaliger Zeit, fanden vielen Beifall. Noch größern Ruhm erwarb er ſich durch ſeine nach ſpan. Vorbilde gearbeiteten, bisjetzt noch unübertroffenen komiſchen Romane. Dahin gehört «Le diable boiteux» (Par. 1707 u. öfter; deutſch von Levin Schücking, Hildburgh. 1866) und vor allem «Gil Blas de Santillane» (4 Bde., Par. 1715—45 u. öfter; beſte Ausg., 2 Bde., Par. 1863 u. 1873; deutſch, Pforzh. 1839). Die Idee zu erſterm gab ihm der ſpan. Roman Velez de Guevara's «El diabolo cojuelo»; in der Ausführung iſt L. jedoch völlig ſelbſtſtändig. Mit Unrecht wurde lange Zeit auch der «Gil Blas» als Nachdichtung eines verlorenen ſpan. Werks bezeichnet. Seine ſpätern Werke, beſtehend in Vaudevilles, komiſchen Opern, Intermezzi, Divertiſſements, Poſſen u. ſ. w., finden ſich in dem «Théâtre de la foire» (10 Bde., Par. 1721—37) und in der «Petite bibliothèque des théâtres». Auch ſind noch von ihm «Les aventures de Guzman d'Alfarache» (2 Bde., Par. 1732 u. 1864), eine Abkürzung des trefflichen niedrig-komiſchen Romans des Spaniers Aleman (ſ. d.), und der Roman «Le bachelier de Salamanque» (2 Bde., Par. 1738), der mehrfach an «Gil Blas» erinnert, zu erwähnen. In ſeinen letzten Lebensjahren empfand L. einen merkwürdigen Einfluß der Sonne auf ſeinen Körper: bei ihrem Aufſteigen fühlte er ſich wohl; gegen den Untergang fiel er in einen Zuſtand der Abſpannung, welcher bis zum Wiederanbruch des Tags dauerte. Er ſtarb 17. Nov. 1747. Außer Ausgaben ſeiner «Oeuvres complètes» (12 Bde., Par. 1828 u. 1840; deutſch von Wallrath, 12 Bde., Stuttg. 1839—40) hat man mehrere ſeiner «Oeuvres choisies» (ſo von Buchot, 14 Bde., Par. 1818—21) und ſeiner Dramen (2 Bde., Par. 1774).

Lesbōnax, ein griech. Rhetor im 1. Jahrh. n. Chr., wahrſcheinlich aus Mitylene auf Lesbos gebürtig, verfaßte mehrere Schriften, von denen nur drei Uebungsreden, zwei militäriſche Ermahnungsreden und eine Rede an das atheniſche Volk, das wegen Platääs Zerſtörung zum Kriege gegen Theben angefeuert werden ſoll, auf uns gekommen ſind, welche ſich in den Sammlungen der «Oratores Graeci» von Reiske, Bekker, K. Müller u. a. befinden und von Orelli (Lpz. 1820) beſonders herausgegeben worden ſind.

Lesbos, eine der ſchönſten und reichſten der griech. Inſeln, nahe der Küſte Kleinaſiens unmittelbar ſüdlich von Troas gelegen, mit einem Flächenraum von etwas über 1600 QKilom.

und etwa 50,000 meist griech. Bewohnern, gegenwärtig nach dem Namen der alten (und noch jetzigen) Hauptstadt Mitilini, von den Türken Midüllü genannt. Die Insel wird von mehrern Gebirgen durchzogen, unter denen der Lepetymnos (jetzt Gelia) im Norden und der Olympos (jetzt Hagios Ilias) im Süden die bedeutendsten sind. Zwischen denselben finden sich aber ausgedehnte und fruchtbare Ebenen, mit schönem Baumwuchs versehen, Getreidefelder und Weingärten, daher noch jetzt Weizen, Oel, Wein und Südfrüchte die Hauptproducte der Insel bilden; auch liefern die Berge trefflichen Marmor. Zwei Buchten dringen tief in das Innere der Insel ein und gewähren mit ihren engen Mündungen fast den Anblick von Landseen: die von Kalloni im Süden und die von Jera im Südosten. Das ganze Gebiet der Insel war unter fünf Städte vertheilt: Mytilene (s. d.), Methymna, Antissa, Eresos und Pyrrha; eine sechste, Arisba, war frühzeitig untergegangen und ihr Gebiet von den Methymnäern in Besitz genommen worden. Die polit. Bedeutung der Insel datirt von der Besitznahme derselben durch Einwanderer aus Griechenland äol. Stammes, nach der Tradition unter Führung des Penthilos, eines illegitimen Sohnes des Orestes, dessen Nachkommen, die Penthiliden, jahrhundertelang als Könige, zuerst wol über die ganze Insel, dann in Mytilene herrschten. Dem Sturze dieses Königthums folgten langwierige und heftige Parteikämpfe zwischen Adel und Volk, während deren mehrere als Tyrannen, wie Melanchros und Myrsilos, auftraten, aber bald ermordet wurden, bis nach Vertreibung der Vorkämpfer der Adelspartei (zu denen auch der Dichter Alcäus gehörte) Pittakus (s. d.), einer der sog. Sieben Weisen, vom Volke als Aisymnetes an die Spitze des Staats gestellt wurde (590 v. Chr.) und durch Milde gegen die Besiegten wie durch eine weise Gesetzgebung Ordnung und Ruhe herstellte. Die Verfassung blieb eine gemäßigte Aristokratie. Wie die übrigen Inseln an der Küste Kleinasiens und das kleinasiat. Festland wurde auch L. von den Persern unterworfen, bis es, nach der Schlacht bei Mykale (479) von der Fremdherrschaft befreit, sich dem atheniſchen Seebunde anschloß. Infolge der Umtriebe der oligarchischen Partei, welche die ganze Insel zu einem von Mytilene abhängigen Einheitsstaate zu machen suchte, fielen sämmtliche Städte der Insel, mit Ausnahme von Methymna, im J. 428 von Athen ab, wurden aber 427 durch den atheniſchen Feldherrn Paches wieder unterworfen und von den Athenern aufs härteste bestraft. Die Urheber des Abfalls wurden hingerichtet und der gesammte Grundbesitz, ausgenommen der der Methymnäer, eingezogen und, in 3000 Landlose zerstückelt, unter atheniſche Bürger vertheilt. Die bisherigen Besitzer durften ihr früheres Eigenthum nur als Erbpächter gegen eine jährliche Abgabe von 2 Minen (etwas über 150 Mark) für jedes Landlos behalten; die Verfassung wurde im demokratischen Sinne umgestaltet. Gegen Ende des Peloponnesischen Kriegs kam die Insel unter die Herrschaft der Spartaner, die eine oligarchische Herrschaft einsetzten, aber um 390 wurde sie durch Thrasybulos wieder für Athen gewonnen und trat auch 377 dem neuen Seebunde unter Athens Führung bei, bis nach der Auflösung desselben durch den sog. Bundesgenossenkrieg (355) die oligarchische Partei wieder ans Ruder kam und in einigen Städten Tyrannen sich erhoben, die aber durch Hegelochos, den Flottenführer Alexander's d. Gr., vertrieben wurden. Im Kriege der Römer gegen König Mithridates stand die Insel auf seiten des letztern, und die Mytilenäer betheiligten sich mit besonderer Grausamkeit an den Greuelscenen gegen die im Osten seßhaften Römer, daher die Stadt nach dem Siege der Römer zerstört, die Einwohner zu Sklaven gemacht wurden. Doch wurde sie bald durch Theophanes, den Günstling des Pompejus, wiederhergestellt und erhielt sogar die begünstigte Stellung einer «freien Stadt». Zum letzten male erscheint die Insel als selbstständiger Staat seit der Mitte des 14. Jahrh., wo sie von eigenen Herzogen aus der genuesischen Familie der Gatteluzzi beherrscht war, bis sie 1462 unter die Herrschaft der Türken kam, denen sie noch jetzt gehört. In der griech. Culturgeschichte spielt L. eine bedeutende Rolle als der Hauptsitz einer Gattung der melischen Poesie (s. Griechische Literatur) und der mit dieser eng verbundenen Musik, wo sie die glänzenden Namen des Terpander, des Alcäus, der Sappho und des Arion aufzuweisen hat. Auch der Historiker Hellanikos und der Philosoph Theophrastos gehören ihr durch Geburt an. Vgl. außer den ältern Schriften von Plehn und Zander: Newton, «Travels and discoveries in the Levant» (Bd. 1, Lond. 1865); Conze, «Reise auf der Insel L.» (Hannov. 1865).

Lescot (Pierre), berühmter Architekt des 16. Jahrh. (wahrscheinlich von 1510—78), außerdem Abt von Clugny und Kanoniker der Kathedrale zu Paris, ist bekannt als Erbauer des Louvre, der noch heute in der erhaltenen westl. Façade des Hofs als höchstes Prachtdenkmal der franz. Architektur gilt. Auch baute L. das Haus Franz' I. in den Champs-Elysées und entwarf die Zeichnung zur Fontaine des Innocents, woran Jean Goujon die Reliefs bildete.

Digitized by Google

Ueberhaupt bewirkte die freundschaftliche Zusammenwirkung mit diesem geschickten Bildhauer, der auch am Louvre thätig war, eine große Einheit und Harmonie zwischen dem constructiven und ornamentalen Theil der L.'schen Bauten.

Lesen und Lesemethoden. Lesen heißt Zeichen in Laute übertragen, und selbst beim Stillesen findet unbewußt eine solche Uebertragung statt. Die dabei in Anwendung kommenden Zeichen können die allermannichfaltigsten sein: Hieroglyphen, geometr. Figuren, Zahlen, geogr. Darstellungen u. dgl.; die gewöhnlichsten sind jedoch die Buchstaben, die Bestandtheile des geschriebenen oder gedruckten Wortes. Die Erlernung des Lesens ist dem civilisirten Menschen ebenso eigenthümlich wie die articulirte Sprache und die Schrift, und mit Recht gilt die Verbreitung der Schreib- und Lesefertigkeit als Maßstab für den Culturgrad eines Volks. Zweck und Ziel des Leseunterrichts in der Schule ist, den Schüler so weit zu bringen, daß er nicht nur alles mechanisch fertig lesen kann, sondern daß er auch versteht, was er liest, und daß er es in Ton und Ausdruck so ausspricht, als wären es seine eigenen Gedanken. Zu dieser Fertigkeit führt ein langer Weg durch die Stufen des elementarischen oder lautrichtigen, des logischen oder verständigen und des ästhetischen oder schönen Lesens, welches letztere die Frucht einer reichen und gründlichen Gesammtbildung ist. Man hat die Kunst des Lesenlernens zu allen Zeiten möglichst zu erleichtern gesucht. Anfangs lehrte man es durch Buchstabiren. Aber schon Valentin Ickelsamer 1534 versuchte das Lesen ohne Buchstabiren zu lehren. Einen andern Weg betrat zu Anfang des 18. Jahrh. der Verfasser des bei J. E. Weigel in Nürnberg erschienenen und mit hübschen Bildern versehenen A-b-c-Buchs «Neu erfundener Lustweg in allerlei schönen Künsten und Wissenschaften». Doch fand schon damals die «zornerweckende» Buchstabir- und Syllabirmethode entschiedene Gegner in J. G. Zeidler (um 1700), dem Prediger Venzky (1721), J. J. Hecker in Berlin und dem pseudonymen Nachsinner (1735). Selbst der berühmte Philolog M. Geßner machte (1756) Vorschläge zu einer Verbesserung der Methode des ersten Leseunterrichts. Auch der Taubstummenlehrer Samuel Heinicke (s. d.) eiferte gegen die Buchstabirmethode und gab 1780 eine Lesefibel heraus. Basedow dagegen wirkte trotz seiner bekannten «gebackenen Buchstaben» wenig für die Verbesserung des Leseunterrichts, und auch Pestalozzi erklärte sich noch in seiner «Anweisung zum Buchstabir- und Lesenlernen» (1801) für die altherkömmliche Methode. Erst L. H. F. Olivier, angeregt von Wolke's Bestrebungen, stellte (1808) der alten Buchstabir- und Nominalmethode, wie man sie später nannte, die Laut- oder Lautirmethode entgegen und brach damit dem Bessern Bahn. Zeichen und Laut traten bei ihm in ein richtigeres Verhältniß zueinander, indem man beim Benennen oder Aussprechen der Buchstaben jedem Consonanten den unerlaßlich nöthigen Hülfslaut eben nur in einem mehr hauch- als tonähnlichen e zugesellt, wie etwa das b oder p hörbar wird am Ende der Wörter «Traube» oder «Tulpe», und daher die Buchstaben alle nach gleicher Analogie benennt, wodurch allerdings die unmittelbare Verbindung derselben untereinander und mit eigentlichen Vocalen sehr erleichtert wird. Die von Olivier eingeschlagene Bahn verfolgten mit verschiedenen Modificationen Stephani, der die Lautmethode zuerst in die Volksschule einführte, Krug, der für das Physiologische der Sprache mehr als irgendeiner seiner Vorgänger geleistet hat, Zeller, Pöhlmann, der zwischen der alten (Buchstabir-) und neuen Methode zu vermitteln suchte, und Graser, der mit G. L. Schulze (in seiner «Legographologie»), Graßmann, Scholz, Harnisch und Steen den ersten Leseunterricht mit dem Schreibunterricht verbunden wissen wollte. Namentlich aber war es der Einfluß der Grundsätze Jacotot's (s. d.), der auf die neuere Lesemethode führte, welche man, weil sie mit dem ganzen Worte anfängt und von diesem ausgeht, die Wortmethode zu nennen pflegte, obgleich sie die Lautmethode in sich einschließt. Jetzt ist die Schreiblesemethode zur Geltung gekommen, d. h. das Kind lernt schreibend lesen. Diese Methode charakterisirt sich als die einfachste und natürlichste, welche das Kind auf dem leichtesten, Geist und Gemüth weckenden und angenehm beschäftigenden Wege in überraschend kurzer Zeit zur Lesefertigkeit führt. Sie beruht auf der rechten Anschauung und übt zugleich fortwährend die productive Kraft. Ihr Hauptvertreter, der Schuldirector Vogel in Leipzig, erprobte sie zuerst in der dortigen Bürgerschule, und dessen Bilderfibel, «Des Kindes erstes Schulbuch», hat eine Menge Nachahmungen veranlaßt. Mehr nach Jacotot'schen Grundsätzen bearbeitet und in der Gegenwart am verbreitetsten ist die Fibel von Thomas in Leipzig: «Lebensbilder I» (56. Aufl., Lpz. 1877). Ihr schließen sich für die höhern Stufen «Lebensbilder II, III und IV» an, in vorzüglicher Weise bearbeitet von Berthelt, Jäckel, Petermann und Thomas. Weiter sind hier zu nennen Böhme in Berlin, Kehr in Halberstadt, Klauwell in Leipzig u. s. w. Natürlich bleibt auch bei dieser Methode der tüchtige Lehrer die Hauptsache.

Digitized by Google

Eine gute Zusammenstellung der Methodik des Leseunterrichts findet sich in Diesterweg's «Wegweiser zur Bildung für Lehrer» (5. Aufl., Essen 1877), und in Kehr und Schlimbach, «Methodik des sprachlichen Elementarunterrichts» (5. Aufl., Gotha 1874). Das ästhetische Lesen behandelt Roderich Benedix, «Der mündliche Vortrag» (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1871—77).

Lesghier, auch Lesghinen, bei den Georgiern, Armeniern und Osseten Leki, ist der Name eines Volks in Kaukasien, welches in vielen Stämmen den größten Theil der Landschaft Daghestan (s. d.) bewohnt. Die unter diesem Namen benannten Stämme gelten als die Urbewohner ihres kahlen, von furchtbaren Abgründen und tiefen Schluchten zerrissenen, wenig fruchtbaren Gebirgslandes. Von jeher den Verheerungen des Kriegs ausgesetzt, haben diese Stämme sich in große Dörfer (Aule) zusammengezogen, die nicht selten mehrere tausend Einwohner zählen. Gewöhnlich sind diese Ortschaften an schwer zugänglichen Stellen erbaut, sodaß sie leicht als Festung dienen können. Die L. sind ein mannhaftes, kampftüchtiges und kriegerisches Volk, welches wiederholt das ihm auferlegte Joch der Fremdherrschaft abschüttelte. In neuerer Zeit gelang es Schamyl (s. d.), alle lesghischen Stämme des Gebirgsdaghestan zu vereinigen und sich hierdurch die Stütze seiner Macht zu begründen. Seit dessen Sturze jedoch haben die Russen, welche schon vorher in einzelnen Theilen des Landes festen Fuß gefaßt, alle lesghischen Stämme mehr oder minder von sich abhängig gemacht und das ganze Daghestan unter militärische Verwaltung gestellt. Man schätzt die Zahl der L. auf 450,000. Vom Christenthum, das wiederholt in Daghestan eingeführt, aber nie recht einheimisch wurde, sind bei den L. nur wenige Spuren übriggeblieben. Der herrschende Glaube des Landes ist der von Schamyl in neue Formen gefaßte Islam (Muridismus). In polit. Beziehung stehen die L. theils unter Fürsten, wie dem Schamchal von Tarku, dem Nutsal von Awarien, theils bilden sie freistaatliche, bisweilen zu Genossenschaften vereinigte Gemeinden. Die Gesammtzahl der verschiedenartigen Gemeinwesen wird auf 39 angegeben. Die sehr voneinander abweichenden Sprachen der lesghischen Stämme bilden einen eigenen Sprachtypus. Die wichtigsten derselben sind die Awarische, Kasykumykische, Akuschinsche und Kürinsche. (S. Kaukasische Bergvölker.)

Lesina (slaw. Faz, bei Ptolemäus Pharia, bei Strabo Faros), österr. Insel, zu Dalmatien gehörig. Der ital. Name L. bedeutet eine Schusterahle und kommt von der Gestalt der Insel, die 68 Kilom. lang, aber an der breitesten Stelle nur 5—6 Kilom. breit ist. Sie wird durch eine fortlaufende Kette kärglich bewaldeter Kalkberge gebildet, deren höchster, Monte-San-Nicolo, sich 623 Mt. über das Meer erhebt. Die Insel umfaßt eine Bezirkshauptmannschaft mit zwei Bezirksgerichten und 13,378 Bewohnern, welche Fischfang, Wein- und Oelbau und Handel mit diesen Producten treiben. Das Klima ist milder als das von Spalato, und Feigen und Weine (Prosecco, Muscat und Vino di Spiagga) gedeihen vorzüglich; Rosmarinessenz (Aqua regina) wird aus den Blüten des wilden Rosmarinstrauchs abgezogen. Die Steinbrüche von Verboska liefern vorzügliches Material für Monumentalbauten. Die Hauptstadt L. an der Südwestseite, mit 1930 E., hat einen tiefen, für Flachschiffe zugänglichen Hafen. Die reizende Lage eignet die Stadt zu einem klimatischen Curort. L. ist Sitz der Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Bischofs. Ihr schönstes Gebäude, die um 1540 von San-Michele erbaute Loggia-Publica, wurde 1807 durch die Russen zerstört. Die älteste Stadt auf L. ist Cittavecchia mit schönem Hafen an der Nordwestseite, an der Stelle des alten Faros.

Leskien (Aug.), namhafter Sprachforscher, insbesondere Slawist, geb. 8. Juli 1840 zu Kiel, besuchte das dortige Gymnasium, studirte daselbst und zu Leipzig classische Philologie und Sprachwissenschaft, war 1864—66 Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, ging dann nach Jena, um unter Schleicher vergleichende Sprachwissenschaft, namentlich aber slaw. Sprachen zu studiren, und habilitirte sich Ostern 1867 daselbst als Docent für das erstere Fach. Im J. 1869 wurde L. als außerord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft nach Göttingen. 1870 auf den neu errichteten Lehrstuhl für slaw. Sprachen nach Leipzig berufen und daselbst 1876 zum ord. Professor ernannt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: «Handbuch der altbulgar. Sprache» (Weim. 1871) und «Die Declination im Slawisch-Litauischen und Germanischen» (Lpz. 1876). Im Verein mit Ebel, Schmidt und Schleicher gab er eine «Indogerman. Chrestomathie» (Weim. 1869) heraus. Außerdem ist L. an der Redaction des «Archivs für slaw. Philologie», der «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung» und der Kuhn'schen «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» betheiligt.

Leskowatz oder Leskofdscha, Stadt im Sandschakat Nisch der türk. Donauprovinz, an der Weternitza, einem Nebenflusse der Morawa, hat sechs Moscheen, einige Fabriken, bedeutenden Gemüsebau und Hanfhandel und zählt 12,000 E., größtentheils Christen.

Digitized by Google

Lesseps (Jean Bapt. Barthélemy, Baron von), franz. Reisender und Diplomat, geb. zu Cette 27. Jan. 1766, begleitete Lapérouse (s. d.) auf dessen Reise um die Welt bis nach Kamtschatka und kehrte zu Lande nach Frankreich zurück. Er war später Consul in Petersburg bis 1812, nachher 1815—23 Geschäftsträger in Lissabon und starb zu Paris 6. Mai 1834. Von ihm erschien das seinerzeit viel Interesse erregende Werk «Observations sur la Sibérie et le Kamtschatka» (2 Bde., Par. 1790). — Sein Bruder, Mathieu Maximilien Prosper, Graf von L., franz. Diplomat, geb. 4. März 1774 in Hamburg, war Geschäftsträger in Marokko (1792), zu Cadix, in Aegypten, zu Livorno (1799—1806), dann in Korfu, zu Philadelphia, in Syrien und zuletzt in Tunis, wo er 1830 das Gelingen der franz. Expedition nach Algier vorbereitete und 28. Dec. 1832 starb. — Ferdinand de L., der Urheber des Suezkanals, des Vorigen Sohn, geb. 19. Nov. 1805 zu Versailles, betrat ebenfalls die diplomatische Laufbahn und war nacheinander Consul in Kairo, Rotterdam, Malaga und Barcelona. Bei dem Bombardement dieser Stadt im Nov. 1842 und den nachfolgenden Ereignissen ergriff er in einer mislichen Lage sehr zweckmäßige Vorkehrungen für die Sicherheit seiner Landsleute. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er im März abberufen, bald darauf aber als franz. Gesandter nach Madrid und 1849 in außerordentlichem Auftrage nach Rom geschickt, um daselbst durch sein vermittelndes Einschreiten womöglich eine Ausgleichung zu bewirken, vermochte jedoch nichts durchzusetzen und erhielt von der Regierung den Abschied. Im J. 1854 wurde L. von dem neuen Vicekönig von Aegypten, Said-Pascha, zum Besuch eingeladen, und es entstand und reifte während seines damaligen Aufenthalts in Aegypten der Plan einer Durchstechung und Kanalisirung des Isthmus von Suez. Die Schrift «Percement de l'isthme de Suez, exposé et documents officiels» (Par. 1856; neue Aufl. 1858) gab umständliche Auskunft über jenes Unternehmen, dem sich L. nunmehr ganz widmete. Diplomatische Schwierigkeiten, argwöhnische Voraussetzungen der Pforte, Eifersucht der engl. Regierung verzögerten lange die Ausführung des großartigen Plans. Den Zweifeln und den zum Theil heftigen Beschuldigungen seiner Gegner stellte L. statist. Thatsachen und die Gutachten von Sachverständigen entgegen, und seiner rastlosen Beharrlichkeit gelang es, in allen Ländern zu Gunsten der Ausführung seiner Entwürfe Sympathien und Erklärungen hervorzurufen, denen endlich der polit. Widerstand weichen mußte. Nachdem er Subscriptionen für ein Kapital von mehr als 200 Mill. Frs. gesammelt, ließ er 1859 die Arbeiten beginnen, die zwar durch polit. Bedenken und Hindernisse verschiedener Art mehrmals beinahe unterbrochen wurden, später aber in vollen und raschen Gang kamen, sodaß 16. bis 20. Nov. 1869 die feierliche Eröffnung des Kanals stattfand. (S. Suezkanal.) L. veröffentlichte «Lettres, journal et documents pour servir à l'histoire du canal de Suez» (2 Bde., Par. 1875).

Lessing (Gotthold Ephraim), der Reformator der deutschen Nationalliteratur und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt, war 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der sächs. Oberlausitz geboren, wo sein Vater als erster Prediger lebte; er kam 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen und verblieb hier fünf Jahre, schon damals große Selbstständigkeit in eifrigen, frei gewählten Studien verrathend. Die alten Sprachen und Mathematik waren seine Hauptbeschäftigung, neben welcher jedoch auch die deutsche Dichtkunst schon berücksichtigt wurde. Er bezog 1746 die Universität zu Leipzig. Statt jedoch nach dem Willen seiner Aeltern Theologie, seit 1747 Medicin zu studiren, zogen ihn vorzüglich Ernesti's und Christ's philos. und Kästner's mathem. Vorlesungen an, daneben aber die verschiedensten Wissenschaften, selbst Chemie. Der junge Dichter suchte gesellschaftliche Bildung, lernte reiten, tanzen und fechten und verband sich mit Schauspielern, namentlich mit der berühmten Schauspieldirectorin Neuber, welche seinen «Jungen Gelehrten» auf die Bühne brachte. Eine dauernde Freundschaft schloß er mit C. F. Weiße. Aus dieser Zeit stammt neben mehrern Dramen ein großer Theil seiner kleinen Anakreontischen Gedichte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wittenberg folgte L. Ende 1748 seinem Freunde Christlob Mylius nach Berlin. Hier ließen beide (1749) eine Vierteljahrsschrift «Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters» erscheinen. L. gab mehrere Lustspiele heraus und Gedichte unter dem Titel «Kleinigkeiten», schrieb für die berliner «Voßische Zeitung» und übersetzte für Buchhändler. Ende 1751 ging er zu fernern Studien nach Wittenberg, kehrte aber, nach erlangter Magisterwürde, gegen Ende des folgenden Jahres nach Berlin zurück, um hier mit Fr. Nicolai und Moses Mendelssohn in engere Verbindung zu treten und seine «Schriften» zu veröffentlichen (seit 1753). Während eines streng zurückgezogenen Aufenthalts in Potsdam 1755 vollendete er «Miß Sara Sampson», womit er nicht nur das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland einführte, sondern dem deutschen, bisher ganz von franz. Mustern

Digitized by Google

abhängigen Drama überhaupt eine ganz neue Bahn anwies. Im J. 1756 wandte sich L. nach Leipzig. Der Plan, mit dem dortigen Kaufmann Chr. Gottfr. Winkler eine Reise nach England zu unternehmen, wurde der Kriegsunruhen wegen nur bis Amsterdam ausgeführt. Er verblieb nun über ein Jahr in Leipzig im engsten Verkehr mit dem dort einquartierten Ewald von Kleist und thätig an Nicolai's und Mendelssohn's «Bibliothek der schönen Wissenschaften». Von Leipzig begab er sich im Mai 1758 wieder nach Berlin, wo er mit seinen Freunden die kritische Zeitschrift «Briefe, die neueste Literatur betreffend» (1759) gründete. Außerdem dichtete er seine «Fabeln» und begann die später als «Emilia Galotti» vollendete «Virginia». Nachdem er 1760 von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Mitglied gewählt worden, ging er als Secretär des Generals Tauenzien nach Breslau. Theils die Absicht, die bis dahin stets geflohene Gebundenheit eines bestimmten Berufs, theils der Wunsch, neue und bedeutende Lebensverhältnisse kennen zu lernen, scheinen ihn zu diesem Schritte bewogen zu haben. Die schönste Frucht jenes bis 1765 bestehenden Verhältnisses war das echt deutsche Lustspiel «Minna von Barnhelm», nach Goethe's Urtheil «die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that». Der Aufenthalt in Breslau verstrich fast ohne alle Verbindung mit den ältern Freunden in einer reichen Abwechselung angestrengter Thätigkeit und der regsten Geselligkeit. Daß aber letztere, namentlich das ihm oft zum Vorwurf gemachte Hazardspiel, nie die Oberhand gewonnen, bewies L. selbst, indem er 1766 zur Ueberraschung auch seiner nächsten Freunde «Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie» erscheinen ließ. Dies Meisterwerk, auch in stilistischer Beziehung classisch, hat bis auf den heutigen Tag den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwickelung sowol der redenden als der bildenden Künste, ja auf Geist und Richtung der gesammten Alterthumswissenschaft geübt. Damit hingen nahe zusammen mehrere kleine Abhandlungen, worunter die «Wie die Alten den Tod gebildet» (1769) obenan steht. Nach zwei in Berlin unzufrieden verlebten Jahren folgte L. einer Einladung nach Hamburg, um an der dort beabsichtigten Herstellung eines Nationaltheaters sich zu betheiligen. Aber die Unfähigkeit der Unternehmer und die Uneinigkeit der Schauspieler vereitelten seine großen Plane, denen man seine «Dramaturgie» (2 Bde., 1768 u. 1769) verdankt. Dies Werk vollzog die Befreiung des deutschen Dramas von der einseitigen Nachahmung der franz.-classischen Tragödie und verschaffte Shakspeare diejenige Stellung in Deutschland, die zu befestigen und zu erweitern seitdem die größten Geister thätig gewesen sind. Das Theaterunternehmen selbst aber scheiterte, ebenso der mit J. J. C. Bode entworfene Plan einer Buchhandlung für Gelehrte, zu dessen Ausführung L. praktisches Geschick durchaus mangelte. Mit seiner Lage in Hamburg höchst unzufrieden, gerieth er auf den Gedanken, nach Italien zu gehen, sich dort nach Winckelmann's Vorgang festzusetzen und nur noch über archäologische und Kunstgegenstände lateinisch zu schreiben. Indessen hielt ihn der Herzog von Braunschweig im Vaterlande zurück, der ihn an die Spitze der Bibliothek zu Wolfenbüttel berief, «mehr damit L. die Bibliothek, als daß die Bibliothek ihn benutze». Im April 1770 trat er dieses Amt an, nachdem er noch in Hamburg eine Verbindung mit einer trefflichen Frau, der Witwe Eva König, geknüpft hatte, die er im Herbst 1776 heirathete, aber schon nach anderthalb Jahren im Wochenbett verlor. In Wolfenbüttel beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Ausbeutung der dortigen literarischen Schätze. Gleich anfangs (1770) that er einen bedeutenden Fund an der lange verloren geglaubten Schrift des Berengar von Tours über die Abendmahlslehre gegen Lanfranc. Dann folgte die Herausgabe der Gedichte des Andr. Scultetus und (1772) die seines erst hier vollendeten classischen Trauerspiels «Emilia Galotti». In den J. 1774, 1777 und 1778 veröffentlichte er die «Fragmente eines Ungenannten», als deren Verfasser später Hermann Samuel Reimarus (s. d.) bekannt wurde, und gerieth so auf den Boden theol. Kämpfe. Gleich entfernt von einem blinden Wortglauben wie von seichter Aufklärerei, wurde er ein Hauptbegründer der freiern theol. Wissenschaft. Sein Hauptgegner, der orthodoxe Pastor Joh. Melch. Goeze in Hamburg, veranlaßte L.'s geistvollen «Antigoeze». Auch mit der Censur hatte er mancherlei Kämpfe infolge dieser theol. Polemik zu bestehen, als deren Abschluß «Nathan der Weise» (1779) anzusehen ist, ein Glaubensbekenntniß und eine Predigt der Toleranz in dramatischer Form. In Verbindung steht damit «Ernst und Falk, Gespräche über die Freimaurerei» (1778) und L.'s letzte literarische Arbeit «Die Erziehung des Menschengeschlechts» (1780), die den Keim zu Herder's und allen spätern Werken über Philosophie der Geschichte enthält. Ein neuerer Versuch, L. die Autorschaft dieses Werks abzusprechen, ist durchaus mislungen. Man hatte mehrfach versucht, L. von Wolfenbüttel wegzuziehen; so von Mannheim aus, wo der

Digitized by Google

Kurfürſt Karl Theodor 1776 eine Akademie der Wiſſenſchaften und ein Nationaltheater der Deutſchen errichtete. L. unternahm 1777 nur eine Reiſe dahin, womit die Sache ruhen blieb. Auch für die von Joſeph II. beabſichtigte Akademie der Wiſſenſchaften intereſſirte er ſich ſo lebhaft, daß er 1775 nach Wien reiſte. Er fand hier eine ehrenvolle Aufnahme, verließ Wien jedoch bald, um mit dem Prinzen Leopold von Braunſchweig eine längere Reiſe nach Italien anzutreten (April bis Dec. 1775). In der letzten Zeit ſeines Lebens nahmen ſeine Geſundheit, frühere Heiterkeit und Geſelligkeit merklich ab, meiſt infolge der Anfechtungen, die er auf theol. Gebiete erfuhr. Schon längere Zeit an Engbrüſtigkeit gefährlich leidend, erlag er in Braunſchweig am Abend des 15. Febr. 1781 einem heftigen Anfalle dieſes Uebels. Auf dem Bibliothekplatz zu Wolfenbüttel wurde ihm 1796 durch einige Freunde ein einfaches Denkmal errichtet; das treffliche koloſſale Standbild L.'s von Rietſchel wurde 29. Sept. 1853 zu Braunſchweig enthüllt. In Kamenz erhält ſeit 1826 eine Stiftung (Leſſing-Stift, ein Hospital für Bedürftige aller Confeſſionen) ſein Andenken. Seine «Sämmtlichen Schriften» erſchienen zuerſt in Berlin 1771—94 (30 Bde.) und dann 1825—28 (32 Bde.); eine kritiſch durchgeſehene Ausgabe beſorgte K. Lachmann (13 Bde., Berl. 1838—40; neue Aufl. von Maltzahn, 12 Bde., Lpz. 1853—57). In neueſter Zeit haben ſich Karl Redlich und Rud. Boxberger um die Textkritik und Bibliographie der L.'ſchen Werke hervorragende Verdienſte erworben, erſterer als Mitherausgeber der Hempel'ſchen Ausgabe in 20 Bänden (Berl. 1868—77), letzterer als Mitherausgeber ſowol dieſer als der illuſtrirten Grote'ſchen Ausgabe in 8 Bänden (Berl. 1875—76).

L.'s Verdienſte in faſt allen Zweigen geiſtiger Thätigkeit ſind ganz unberechenbar, und wenn ſie jetzt zum Theil weniger in die Augen fallen, ſo liegt dies daran, daß das meiſte, was er angeregt, bereits zum geiſtigen Gemeingut aller Gebildeten geworden iſt. Obgleich er ſelbſt für keinen dichteriſchen Genius gelten wollte, hat er doch umfaſſender als irgendeiner ſeiner Zeitgenoſſen für die Wiederherſtellung der deutſchen Dichtung gewirkt. Seine frühern Dramen und kleinern Gedichte ſtehen freilich auf dem Standpunkte ihrer Zeit; doch auch ſie weiſen ſchon auf ein höheres Ziel hin. Als entſchiedene Muſter aber wirkten ſeine vier großen Dramen, die, fern von der Unwahrheit und äußerlichen Regelrechtigkeit der franz. Dramen, Freiheit der Form mit einer bis dahin ungeahnten Tiefe des Inhalts verbinden. In «Miß Sara Sampſon» und «Emilia Galotti» ſind beſonders ſittliche, in «Minna von Barnhelm» vaterländiſche, im «Nathan» religiöſe Grundgedanken wirkſam. Würdig ſtehen dieſen Leiſtungen zur Seite ſeine kritiſchen Werke über Dichtkunſt, vor allem der «Laokoon» und die «Dramaturgie», dann die Abhandlungen über Fabeln und Epigramme, die zuerſt wieder eine geſunde Methode für derartige Unterſuchungen anwendeten. Er verwarf das falſchverſtandene Dogma von den dramatiſchen drei Einheiten, und ſonderte zuerſt die eigenthümlichen Stoffgebiete und Darſtellungsmittel der verſchiedenen Künſte. Auf ſeinen Fundamenten baute ſich die neuere Aeſthetik, im Anſchluß an Ariſtoteles, ſeinen Führer, auf. Er zerſtörte die falſche Autorität der franz. Schule, er lehrte uns die Griechen und die Engländer, zugleich aber unſere eigenen Schätze mittelalterlicher Kunſt und Poeſie kennen und bahnte ſo, kämpfend und ſiegend, unſere Unabhängigkeit vom Auslande und die freie Entwickelung und Wiederaufrichtung unſers Volks an. Dieſer Cauſalnexus hat neuerdings durch die Widmung ſeiner Lebensbeſchreibung von Stahr (8. Aufl.) an den Fürſten Bismarck öffentlichen Ausdruck gefunden. Denn unſere ſpätere claſſiſche Dichtung, namentlich die Schiller's und Goethe's, und nicht minder unſere heutigen religiöſen Beſtrebungen weiſen auf L. als den großen Bahnbrecher zurück, der gleich Kant das Gute nur um des Guten willen that. L. hat in ſeiner «Erziehung des Menſchengeſchlechts» ſchon die Fundamente einer Religionsphiloſophie gelegt. Frei von allen Schulſyſtemen, war er weder ganz Leibnizianer, wie R. Zimmermann, noch ganz Spinoziſt, wie Hettner will, da er auch hinſichtlich der letzten Fragen des Daſeins auf eigenen Füßen zu ſtehen wagte. Der Drang nach Wahrheit, die Klarheit ſeines Denkens, die ungewöhnliche Lebendigkeit ſeines Weſens und Geiſtes, dieſe Vorzüge des Genies, verbunden mit einer raſtlos erworbenen univerſellen Gelehrſamkeit und Bildung, erzeugten den lichtvollen, in jeder Zeile beſeelten und inhaltsvollen L.'ſchen Stil, ein höchſtes Sprachmuſter für alle Zeiten und Völker, ganz beſonders auf den Gebieten der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, der Kritik im weiteſten wie im engſten Sinne und der Polemik. Von ſeinen Dichtungen reiht ſich die letzte, der «Nathan», den vollendetſten poetiſchen Werken an, ſolchen, an deren unerſchöpflichem geiſtigen Gehalte ſich Zeitalter auf Zeitalter neu erbauen. L.'s perſönlicher Charakter war bei ſeinen Lebzeiten mancherlei Verunglimpfungen ausgeſetzt, jedoch mit Unrecht, wie dies das Zeugniß ſeiner Freunde und mehr noch ſein eigener, nach ſeinem Tode veröffentlichter Briefwechſel beweiſt. Ein trefflicher Sohn, Bruder, Gatte und Freund,

echter Proteſtant, unbekümmert um äußere Güter, oft in bedrängten Lagen, wich er nie von der ſtrengſten Rechtlichkeit, verfolgte aber auch ſchonungslos fremdes Unrecht. An heitern Lebensgenüſſen nahm er gern theil und gab ſich ihnen in einzelnen Pauſen ſeiner angeſtrengten Thätigkeit ganz hin, ohne ſich je von ihnen beherrſchen zu laſſen. Vgl. «L.'s Leben nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe» (herausg. von deſſen Bruder Karl Gotthelf L., 3 Bde., Berl. 1793); Fr. Schlegel, «L.'s Gedanken und Meinungen aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert» (3 Bde., Lpz. 1804), und deſſelben Abhandlung «Ueber L.» in den «Charakteriſtiken und Kritiken» (Bd. 1, Königsb. 1801); Schink, «L.'s Leben und Charakteriſtik» (Berl. 1828), als 31. Band von L.'s «Sämmtlichen Schriften»; Guhrauer, «L.'s Erziehung des Menſchengeſchlechts kritiſch und philoſophiſch erörtert» (Berl. 1841); das durchaus treffliche Buch Danzel's, «Gotthold Ephraim L., ſein Leben und ſeine Werke» (Bd. 1, Lpz. 1850), vollendet von Guhrauer (Bd. 2, Abth. 1 u. 2, Lpz. 1853 u. 1854); Schwarz, «Gotthold Ephraim L. als Theolog dargeſtellt» (Halle 1854); Stahr, «Gotthold Ephraim L., ſein Leben und ſeine Werke» (2 Bde., Berl. 1859; 8. Aufl., beſorgt von F. Lewald, 1877); Joh. Jacobi, «L. der Philoſoph» (1861); Boden, «L. und Goeze» (Lpz. 1862); Kuno Fiſcher, «L.'s Nathan der Weiſe» (Stuttg. 1864); Strauß, «L.'s Nathan der Weiſe» (Berl. 1864); Loebell, «Gotthold Ephraim L.» (herausg. von A. Koberſtein, Braunſchw. 1865); O. von Heinemann, «Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim L.» (Lpz. 1870); H. Blümner, «Laokoon herausgegeben und erläutert» (Berl. 1876); O. Weddigen, «L.'s Theorie der Tragödie» (Berl. 1876); Gotſchlich, «L.'s Ariſtoteliſche Studien» (Berl. 1876); W. Coſack, «Materialien zu L.'s hamburgiſcher Dramaturgie» (Paderb. 1876); F. Schröter und R. Thiele, «L.'s hamburgiſche Dramaturgie u. ſ. w. erläutert» (Halle 1877); H. Uhde, «L. und die Komödianten der Neuberin» (Lpz. 1877); Pröhle, «L., Wieland, Heinſe. Nach den handſchriftlichen Quellen in Gleim's Nachlaſſe dargeſtellt» (Berl. 1877). — L.'s jüngerer Bruder, Karl Gotthelf L., geb. 10. Juli 1740, geſt. 17. Febr. 1812 als Münzdirector in Breslau, hat ſich theils durch die Herausgabe von ſeines Bruders Nachlaß, theils durch einige Luſtſpiele bekannt gemacht.

Leſſing (Karl Friedr.), einer der ausgezeichnetſten neuern deutſchen Maler, wurde 15. Febr. 1808 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein Neffe von Gotthold Ephraim L. und Kanzler der Standesherrſchaft Wartenberg, leitete mit Umſicht und Strenge die Erziehung ſeiner Kinder. Im J. 1820 kam L. auf das kath. Gymnaſium zu Breslau und ſpäter auf die Bauakademie nach Berlin. Hier feſſelte ihn vorzugsweiſe der Zeichenunterricht bei Röſel und Dähling, und eine Reiſe nach Rügen erweckte in ihm den Sinn für die Landſchaft. Bereits 1825 erregte er durch ſein erſtes Bild: Kirchhof mit Leichenſteinen und Ruinen, Bewunderung. L. hatte inzwiſchen die Bekanntſchaft W. Schadow's gemacht und folgte nun dieſem nach Düſſeldorf. Hier begann das Figurenzeichnen, und eine Menge von Compoſitionen deutete im voraus den Hiſtorienmaler an, doch ließ es ſeine ſchöpferiſche Phantaſie ſelten zur Beendigung der Entwürfe kommen. Im J. 1829 führte er im Gartenſaale des Grafen Spee zu Haltorf die Schlacht bei Iconium aus, womit ein Bildercyklus aus dem Leben Friedrich's des Rothbarts, der bei der Ueberſiedelung von Cornelius nach München unvollendet gelaſſen worden war, ſeinen Abſchluß erhielt. Der ſeitdem beginnenden romantiſch-ſentimentalen Richtung der Düſſeldorfer Schule neigte ſich auch L. zu, aber die Strenge und der Ernſt ſeines Weſens ſicherten ihn vor Verirrung und bewahrten ihm die Selbſtſtändigkeit. Hierher gehören ſein Trauerndes Königspaar (geſtochen von Lüderitz) und ſeine Leonore (lithographirt von Jentzen), ſelbſtſtändige maleriſche Behandlungen der in den Gedichten von Uhland und Bürger zum Ausdruck gebrachten Stoffe. Mit F. von Uechtritz hatte L. ſchon früher hiſtor. Studien getrieben, wobei ihm vorzüglich die Geſchichte Böhmens anzog. Das Reſultat davon waren die Entwürfe zur Huſſitenpredigt und zum Huß auf dem Concil, entſtanden 1831. In der nächſten Zeit malte L. eine Anzahl Landſchaften, in denen elegiſche Stimmung vorwaltet, unter andern einen Kloſterkirchhof im Winter mit einem offenen Grabe, in welches ein Mönch hineinſchaut, eine Waldlandſchaft, eine Spätherbſtlandſchaft u. ſ. w. Dieſe Bilder zeugen von hochpoetiſcher Naturauffaſſung und ſind von hinreißender Wirkung. Im J. 1836 wurde das eine Hiſtorienbild, die Huſſitenpredigt (im Beſitz des Königs von Preußen, jetzt in der Nationalgalerie, lithographirt von H. Eichens, geſtochen von Hoffmann), vollendet. Das Bild machte auch 1837 in Paris großes Aufſehen und brachte L., der ſchon 1832 Mitglied der berliner Akademie geworden, die große goldene Medaille ein. Nebenher entſtanden eine große Felſenlandſchaft, ein Eichenwald im Spätherbſt, ein See in der Vertiefung eines eingefallenen Kraters. Andere Landſchaften (darunter die berühmte tauſendjährige Eiche, radirt von Steifenſand) ſowie das Figurenbild Ezzelin von

Digitized by Google

Mailand im Gefängnisse, kamen ins Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. Nachdem L. noch die Gefangennehmung des Papstes Paschalis II. durch Kaiser Heinrich V. in kleinerm Maßstabe gemalt, ging er an die Darstellung von Huß vor dem Concil zu Konstanz (1842 in Berlin ausgestellt), eins seiner durch Charakteristik und Gediegenheit des Vortrags ausgezeichnetsten Geschichtsgemälde; ebenfalls Eigenthum des Städel'schen Instituts in Frankfurt. Im J. 1850 beendete er sodann das letzte Bild des Cyklus zur Geschichte des Huß, welches den Märtyrer der Böhmen vor dem Scheiterhaufen darstellt. Dieses sein umfangreichstes Bild besitzt die Nationalgalerie zu Berlin. Im J. 1853 malte er sodann die Verbrennung der päpstl. Bannbulle durch Luther, ein Bild, welches voll sprechender Charakteristik die Scene vor dem Elsterthore in Wittenberg schildert. Es gelangte nach Neuyork. Für den König von Preußen wiederholte L. lebensgroß die Gefangennahme des Paschalis (1857). Neben diesen geschichtlichen Compositionen gingen andere her, welche keinen bestimmten Vorgang schildern, sondern stimmungsvolle Orts- und Zeitcharakteristik geben, wie die Vertheidigung eines Kirchhofs durch Schützen zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und die Kreuzfahrer, welche nach langem Irren in der Wüste Wasser finden (einmal für den Großherzog von Baden, ein zweites mal für Raszynski gemalt). Im J. 1858 ging L. als Galeriedirector nach Karlsruhe, wo er seinen Aufenthalt seitdem behalten hat. Außer Landschaften lieferte er auch mehrere Porträts, wie z. B. das des Großherzogs und mehrerer Personen des bad. Hofs (1864). Seit 1866 beschäftigte sich der Künstler wieder mit einem Reformationsbilde, welches die Disputation zwischen Luther und Eck 1519 darstellt. Fast ununterbrochen thätig, hat sich L. in neuester Zeit wieder der Landschaft zugewendet und als Hauptfundort seiner Motive die Eifel beibehalten.

Leßmann (Dan.), deutscher Roman- und Novellendichter, geb. 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark, besuchte das joachimsthaler Gymnasium in Berlin und studirte daselbst Medicin. Im J. 1813 trat er als Freiwilliger in das preuß. Heer, wurde bei Lützen verwundet und nach seiner Herstellung sowie von neuem 1815 bei den Feldlazarethen angestellt. So fand er Gelegenheit zu einem längern Aufenthalt in Paris. Nach dem Frieden setzte er anfangs seine Studien in Berlin fort, bis er 1819 sich nach Wien wendete, wo er sehr bald als Hauslehrer in das Haus des Grafen O'Donnell trat, mit dem er später nach Italien und nach Ungarn ging. In dieser Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit geschichtlichen Studien. Nachdem er 1824 nach Berlin zurückgekehrt, begann er seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich besonders seit 1827 bedeutend steigerte. Größern Beifall als seine lyrischen Gedichte («Amathusia», Berl. 1824, und «Gedichte», Berl. 1830) fanden seine «Novellen» (4 Bde., Berl. 1828—30) und einige größere Werke: «Luise von Halling, Briefe aus Südspanien» (2 Bde., Berl. 1827), «Biographische Gemälde» (2 Bde., Berl. 1829—30) und das «Wanderbuch eines Schwermüthigen» (2 Bde., Berl. 1831—32). Am 1. Sept. 1831 trat er eine Fußreise nach Leipzig an, nahm sich aber 8. Sept. unweit Wittenberg durch Erhängen selbst das Leben. Aus seinem Nachlaß erschien «Die Heidenmühle» (2 Bde., Berl. 1833). L. zeichnet sich unter den neuern Novellisten durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung vortheilhaft aus.

L'Estocq (Joh. Herm., Graf von), Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland, geb. 29. April 1692 zu Celle im Hannoverischen, war der Sohn eines franz. Réfugié, lernte von seinem Vater, einem Barbier, die Wundarzneikunst und begab sich 1713 nach Petersburg, wo er als Wundarzt in die Dienste Peter's d. Gr. trat, aber bald wegen leichtfertiger Streiche nach Kasan verbannt wurde. Katharina I. rief ihn nach Peter's Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth. Mit unverbrüchlicher Treue seiner Gebieterin zugethan, bot er ihr schon 1730 nach dem Tode Peter's II. seine Dienste an, wenn sie sich auf den Thron zu setzen beabsichtige; doch wurden damals seine verwegenen Plane verworfen. Als sich jedoch 11 Jahre später zur Zeit des unmündigen Iwan und seiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna neue Gelegenheit darbot, fand sein Antrag Gehör. Gewandt und staatsklug leitete er das kühne Unternehmen. Nachdem Elisabeth 5. Dec. 1741 den Thron bestiegen, ernannte ihn die neue Kaiserin zum Wirkl. Geheimrath, ersten Leibarzt und Director sämmtlicher medic. Anstalten; der König von Polen aber erhob ihn in den Grafenstand. Doch nach dem Willen der Kaiserin mußte sich L. auch in Angelegenheiten mischen, die außer seinem Wirkungskreise lagen. Dadurch und durch seine Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl seiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn der Kaiserin als strafbar darzustellen. So wurde er 1748 verhaftet und in die petersburger Festung gebracht. Anfangs ertrug er diesen Wechsel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit; als er aber durch die Folter zum Geständniß gebracht werden sollte, bekannte er sich für schuldig. Er wurde nun 1753

Digitized by Google

aller Ehrenstellen und Güter beraubt und nach Uglitsch verbannt, wo er drei Jahre zubrachte, hierauf nach Ustjug-Welikij, wo er sechs Jahre unter Aufsicht lebte. Als Peter III. den Thron bestieg, wurde L. zurückberufen und erhielt seine Ehrenstellen wieder. Auch Katharina II. ließ ihm seinen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geschäften. Er starb 23. Juni 1767.

Lesueur (Eustache), franz. Historienmaler, geb. 19. Nov. 1617 zu Paris, gest. ebendaselbst 30. April 1655, war Schüler von Simon Vouet, wußte sich jedoch von dessen akademischer Richtung freizumachen. Wahres und feines Gefühl zeichnet seine besten Bilder aus. Doch ermangelt es ihm an der Tiefe und Kraft; die Charaktere sind häufig einförmig und unbedeutend, und die gewöhnlich edeln und schönen Motive zuweilen geziert und übertrieben. In der Zeichnung ist er correct, in der Färbung meist klar. Seine bekanntesten Werke sind die jetzt im Louvre befindlichen zwei Bilderfolgen: die eine besteht aus 13 mytholog. Darstellungen, welche ursprünglich zwei Zimmer des Hôtel Lambert auf der Ile Saint-Louis zu Paris schmückten; die andere, gestochen von Chauveau, enthält in 22 Stücken die Lebensgeschichte des heil. Bruno, welche L. für den kleinen Kreuzgang des pariser Kartäuserklosters ausführte.

Lesueur (Jean François), franz. Componist, ein Nachkomme des Vorigen, geb. 15. Febr. 1760 zu Drucat-Plessiel bei Abbeville, erhielt den ersten Musikunterricht als Chorknabe an den Kathedralen von Abbeville und Amiens und übernahm bereits 1779 die Chordirectorstelle an der Kathedrale von Séez und noch in demselben Jahre die an der Kirche der St.-Innocents zu Paris. Während dieser Zeit nahm er noch theoretischen Unterricht bei dem Abbé Roze. Sodann ging L. 1781 an die Kathedrale von Dijon, von da nach zwei Jahren an die von Mans und endlich noch 1783 nach Tours. Doch schon 1784 wandte er sich nach Paris, wo er die Kapellmeisterstelle an der Kirche des Innocents erhielt, die er 1786 mit der an der Notre-Dame-Kirche vertauschte. Doch wurde ihm bald seine Stellung durch Zerwürfnisse mit dem Erzbischof und dem Domkapitel so verleidet, daß er Ende 1788 zurücktrat, um fortan bei einem Freunde, Bochard de Champagny, in ländlicher Zurückgezogenheit zu leben und zu arbeiten. Der Tod dieses Freundes brachte ihn 1792 wieder nach Paris zurück, wo 1793 auf dem Théâtre Feydeau seine Oper «La caverne» mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Dieser folgten mit minderm Glück 1794 «Paul et Virginie» und 1796 «Télémaque». Inzwischen war das Conservatorium errichtet worden, und L. trat bei demselben als einer der Inspectoren ein, arbeitete auch 1795 mit Méhul, Langlé, Gossec und Catel die «Principes élémentaires de musique» und die Solféges für die Anstalt aus. Infolge von Streitigkeiten, die 1801 im Schoße des Conservatoriums ausbrachen, und zu deren Anstiftern L. gehörte, verlor er 1802 seine Stellung und lebte eine Zeit lang in ziemlich gedrückten Verhältnissen, bis ihn 11. April 1804 ganz unerwartet Napoleon I. als Nachfolger Paesiello's zu seinem Kapellmeister ernannte. L. brachte nun seine Oper «Les Bardes» in der Großen Oper zur Aufführung und erzielte damit einen glänzenden Erfolg. Auch componirte er eine Messe und ein Tedeum zur Krönung des Kaisers. Sehr kühl dagegen wurde die 1809 aufgeführte Oper «La mort d'Adam» aufgenommen. Nach der Restauration sah sich L. zum Unterintendanten und Compositeur der königl. Kapelle ernannt und erhielt 1817 an dem neuorganisirten Conservatorium eine Compositionsprofessur. Er starb zu Chaillot 6. Oct. 1837.

Leszczynski, eine angesehene, aus Böhmen stammende adelige Familie in Polen, der mehrere um ihr Vaterland sehr verdiente Männer angehören. — Rafael L. erhielt, nachdem er den größten Theil von Europa bereist hatte, von Sigismund III., der ihm sehr wohlwollte, mehrere Castellancien und Starosteien, wurde Wojwode von Belz und bemühte sich, im Felde und im Rathe das Wohl Polens zu fördern. Er war einer der Gebildetsten seiner Landesgenossen und einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, schrieb mehrere lat. und poln. Gedichte und Reden und starb 1636 zu Wlodawa. — Sein Enkel Rafael L., gest. 1703, war Großschatzmeister und General von Großpolen und verfaßte ein histor. Gedicht «Chocim» (1673). Mit dessen Sohn, König Stanislaw (s. d.), starb die Familie aus. — Die einzige Tochter des Letztern, Maria L., geb. 23. Juni 1703, wurde 5. Sept. 1725 die Gemahlin Ludwig's XV. Sie erwarb sich dadurch, daß sie am franz. Hofe von aller Politik sich fernhielt, sowie durch ihre Sittenreinheit und ihre Leutseligkeit allgemeine Achtung und starb 24. Juni 1768.

Letalität (letalitas) oder Tödlichkeit ist ein Ausdruck, welcher besonders in der gerichtlichen Medicin bei der Beurtheilung von Körperverletzungen und Vergiftungen gebraucht wird. Da die Entscheidung über ein Verbrechen zum großen Theil von dem Erfolg desselben abhängt, so ist es für den Richter von der größten Wichtigkeit, zu wissen, inwieweit eine Verletzung an einem todten Körper als Ursache des Todes desselben zu betrachten ist. Das Gesetz verlangt

Digitized by Google

daher häufig vom Gerichtsarzt die Beantwortung der Frage, ob eine Verletzung tödlich oder nicht tödlich gewesen, und die Beantwortung derselben erfordert eine genaue Untersuchung des vorliegenden Falls. Man unterscheidet eine absolute und eine relative L. Absolut tödlich ist eine Verletzung, die an sich den Tod herbeiführt (wie ein Schuß in den Kopf, die Eröffnung eines großen Blutgefäßes); relativ tödlich, wenn die Verletzung, an sich leicht, nur durch Zusammentreffen anderer Umstände den Tod bedingt. Ein Trunkenbold mit leicht zerreißbaren Gefäßen kann z. B. durch einen leichten Schlag an den Kopf getödtet werden, während dieser Schlag einen Gesunden kaum verletzt; eine leichte Wunde kann durch Verblutung tödten, wenn kein Arzt zur Hand ist.

Lethargie (griech.) ist derjenige krankhafte schlafähnliche Zustand, aus welchem der Kranke nicht zum vollkommenen Erwachen gebracht werden kann, sodaß er nach der Aufrüttelung aus jenem Zustand alsbald wieder in denselben zurückfällt. Die L. tritt ein nach tiefen Erschöpfungen, Gehirnerschütterungen und andern Gehirnkrankheiten, bei Vergiftungszuständen (durch Alkohol u. s. w.), schwerem Wechselfieber, Scharlach, Typhus. Die L. ist ein gefahrdrohender Zustand, der indessen die vollkommene Wiederherstellung der Hirnfunctionen nicht ausschließt.

Lethe (griech.), der Quell der Vergessenheit in der Unterwelt, aus dem die Seelen der Verstorbenen tranken.

Letronne (Jean Antoine), ausgezeichneter franz. Alterthumsforscher, geb. 25. Jan. 1787 zu Paris, wurde noch im zarten Alter von seinem Vater, einem unbemittelten Künstler, in das Atelier von David gebracht, unterstützte dann mehrere Jahre Mentelle bei dessen geogr. Arbeiten und unternahm hierauf 1810—12 eine größere Reise durch Italien, die Schweiz und Holland. Später erhielt er die Professur der Geschichte und Archäologie an dem Collége de France und die Direction der königl. Bibliothek, 1840 die Oberaufsicht über die Archive Frankreichs, sodann die Administration des Collége de France. Durch seine in dieser Stellung angestellten Untersuchungen haben viele wichtige Punkte der Archäologie, Numismatik, der alten Geschichte und Geographie theils Aufklärung, theils Berichtigung gefunden. Er starb 14. Dec. 1848 zu Paris. L.'s Hauptwerke sind die «Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte pendant la domination des Grecs et Romains» (Par. 1823), der «Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte» (Bd. 1 u. 2, Par. 1842—48, mit Atlas) und die «Diplomes et chartres de l'époque Mérovingienne sur papyrus et sur velin» (Par. 1844, Fol.). Minder umfängliche Arbeiten sind: «Essai critique sur la topographie de Syracuse» (Par. 1812), «Recherches géographiques et critiques sur le livre de mensura orbis terrae composé par Dicuil» (Par. 1814), «Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité» (Par. 1824), «Considérations générales sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines» (Par. 1817), «Tabulae octo numorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos» (Par. 1825), ferner «Matériaux pour l'histoire du christianisme» (Par. 1832) und «La statue vocale de Memnon» (Par. 1833). Auch betheiligte er sich bei der neuen Ausgabe von Rollin's Werken (30 Bde., Par. 1820) und begleitete diese mit werthvollen histor. Erläuterungen. Weniger bedeutend ist sein «Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne» (Par. 1814 u. öfter).

Lette (Wilh. Adolf), ein besonders durch seine Arbeiten über Landescultur und sein parlamentarisches Wirken ausgezeichneter preuß. Staatsbeamter, geb. 10. Mai 1799 zu Kienitz in der Neumark, Sohn eines geachteten Landwirths, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und widmete sich seit Michaelis 1816 zu Heidelberg, Berlin und Göttingen dem Studium der Rechte, daneben aber auch der Staatswissenschaft und besonders der Philosophie unter Hegel. Nach dem Wartburgfeste in die sog. demagogischen Untersuchungen verwickelt, wurde L. zu einem Monat Gefängnißstrafe und zum Ausschlusse vom Staatsdienst verurtheilt, jedoch infolge selbstständiger Arbeiten schon im Jan. 1821 als Auscultator in Frankfurt a. O. angenommen. Nach kurzer Amtsthätigkeit in Landsberg erlitt er wegen Verbreitung des Karl Follen'schen Gedichtes «30 oder 33» eine milde halbjährige Haft in der berliner Hausvogtei, wurde 1825 bei der Generalcommission zu Soldin angestellt, 1834 nach Stargard versetzt und 1835 Oberlandesgerichtsrath in Posen. Im J. 1840 zum Dirigenten der landwirthschaftlichen Abtheilung der Regierung zu Frankfurt a. O. ernannt und 1. April 1843 als vortragender Rath in das Ministerium des Innern berufen, trat L. 1845 als Präsident an die Spitze des für das ganze Königreich neuerrichteten Revisionscollegiums für Landesculturſachen. Neben seiner Amtsthätigkeit wandte er der Begründung, Einrichtung und Leitung verschiedener gemeinnütziger Vereine, z. B. des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, des Congresses deutscher Volkswirthe, des Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weib-

Digitized by Google

lichen Geschlechts (s. Frauenfrage), des berliner Handwerkervereins, der Pestalozzi-Stiftung u. s. w. eine fortdauernde Thätigkeit zu. Im März 1848 war er einer der Begründer und Leiter des Constitutionellen Clubs zu Berlin; zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung erwählt, gehörte er in dieser zur sog. Casinopartei und war besonders im volkswirthschaftlichen Ausschusse thätig. L. trat 1851 für den Wahlbezirk Mühlheim in die Erste Kammer, 1852—55 für Halle und seitdem für den Wahlbezirk Königsberg i. N. in das Haus der Abgeordneten. Hier gehörte er zu den Führern der liberalen Partei, welche seiner hervorragenden jurist. Befähigung eine Anzahl der gediegensten Gesetzentwürfe verdankt. Wie L. in seiner Amtsthätigkeit die verwickelte Materie der grundherrlichen Abgaben und der Gemeinheitstheilungen zu beherrschen und organisch zu gestalten verstand, so trat er als Abgeordneter der reactionären Gesetzgebung der funfziger Jahre entgegen. Im J. 1867 wurde L. in Königsberg i. N. auch in den Norddeutschen Reichstag gewählt. Er starb 3. Dec. 1868 in Berlin. Von den Schriften L.'s sind außer der «Beleuchtung der preuß. Eherechtsreform» (Frankf. a. O. 1842) besonders zu nennen: «Die ländliche Gemeinde- und Polizeiverfassung in Preußens östl. und mittlern Provinzen» (Berl. 1848), «Die Gesetzgebung über Benutzung der Privatflüsse zur Bewässerung von Grundstücken» (Berl. 1850), «Die Landesculturgesetzgebung des preuß. Staats» (mit Rönne, 3 Bde., Berl. 1853—54), sein Hauptwerk.

Letten (Volksstamm) und **Lettische Sprache**, s. Litauen.

Lettern oder Typen, s. Schriften.

Lettres de cachet (franz.) nannte man die berüchtigten Verhaftsbefehle der Könige von Frankreich vor der Revolution. Die königl. Schreiben (Lettres royaux) zerfielen überhaupt in Lettres patentes, d. h. offene, und in Lettres de cachet, d. h. versiegelte Briefe. Die erstern wurden auf Pergament geschrieben, trugen die Namensunterschrift des Königs und die Contrasignatur eines Ministers, waren nicht zusammengefaltet, sondern nur am Rande umgebogen und hatten das große Staatssiegel beigedruckt. Alle Verordnungen, Gnadenbriefe, Privilegien u. dgl., die aus der Staatskanzlei hervorgingen und vom Parlament einregistrirt werden sollten, besaßen diese Form. Die Lettres de cachet oder closes hingegen wurden entweder im Namen oder im Auftrage des Königs auf Papier geschrieben und mit dem kleinen königl. Siegel zugeschlossen, sodaß man den Inhalt ohne Oeffnung nicht erkennen konnte. Der Gebrauch solcher Schreiben, die außer der Signatur des Ministers keiner Controle unterlagen, war besonders seit der Regierung Ludwig's XIV. äußerst ausgedehnt. Der Hof bediente sich gewöhnlich der Briefe, um ohne Aufsehen und Verantwortung in die Justiz, die Verwaltung, in die persönlichen Interessen oder das Schicksal von Individuen einzugreifen. Misfällige Personen wurden auf diese Weise aus der Hauptstadt oder dem Lande verwiesen, oder ohne Urtheil und Recht in der Bastille (s. d.) oder einem andern Staatsgefängniß untergebracht. Der Lieutenant général der Polizei besaß gewöhnlich im voraus ausgefertigte Lettres de cachet, in welche er nur den Namen des zu Verhaftenden einschrieb. Häufig war auch die Verhaftung eine königl. Gnade, indem dadurch der Betroffene der Justiz entzogen wurde. Ein Decret der Nationalversammlung vom 23. Juni 1789 machte dieser geheimen Hofjustiz ein Ende. Vgl. Mirabeau, «Des lettres de cachet et des prisons d'état» (Par. 1782); «Mémoires sur la Bastille» (Lond. 1783); Arnould und du Pujol, «Histoire de la Bastille» (Par. 1843).

Letzlingen, Kirchdorf mit 1200 E. südsüdöstlich von Gardelegen in der preuß. Provinz Sachsen, früher Alvensleben'scher Besitz und vom Kurprinzen Johann Georg in wüster Gegend erkauft. Letzterer errichtete dort 1555 ein Jagdschloß, welches vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm zeitweise bewohnt wurde, neuerdings restaurirt ist und den Mittelpunkt der großen kaiserl. Jagden bildet, die jährlich in diesem Reviere, einem der ausgedehntesten und wildreichsten Deutschlands, abgehalten werden. Das königl. Wildgehege in der Kolbitz-Letzlinger Heide umfaßt die fünf fiscalischen Oberförstereien Kolbitz bei Wolmirstedt, Planken bei Neuhaldensleben, Burgstall bei Dolle, L. und Jävenitz bei Gardelegen mit 27 Schutzbezirken und 28,674 Hekt. Fläche. Vorwiegende Bodenart ist der dürre tiefgründige Sand, worin von allen Bäumen die Kiefer am besten gedeiht, und dem theilweise Orth (Eisensandstein) zu Grunde liegt.

Letzte Dinge, s. Eschatologie. — **Letzte Oelung**, s. Oelung.

Leu (Aug. Wilh.), namhafter deutscher Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 1819 zu Münster in Westfalen, verlebte seine früheste Jugend in Tilsit und bildete sich seit 1840 in Düsseldorf unter Schirmer's Anleitung zum Landschaftsmaler aus. Angeregt durch Achenbach's norweg. Bilder und durch fleißige Studien in den romantischen Gebirgslandschaften der Eifel vorbereitet, ging er nach Norwegen, wo ihn ein längerer Aufenthalt zum Gebirgs-

maler machte. Namentlich waren der melancholische Ernst der starren Granitmassen mit ihren Wasserstürzen und Waldungen, die felsbekränzten Fjords, die sterile Hochebene mit dem Rennthier als Staffage Gegenstände seiner Darstellungen. Eine zweite Reise, welche L. 1847 nach der skandinav. Halbinsel unternahm, vollendete die Ausbildung des Künstlers. Ein Vorzug, welchen L. vor Achenbach hat, besteht darin, daß er nicht allein den düstern Ernst der norddeutschen Natur wie dieser, sondern auch ihren Reiz, den der Frühling über sie ausbreitet, sowie auch die Eigenthümlichkeit der südl. Alpen zu schildern versteht. Später unternahm L. verschiedene Reisen, wie nach Baiern, Oesterreich, in die Schweiz, nach Italien. Immer kehrt er aber gern zu der norweg. Gebirgswelt zurück. Geschätzte Bilder außer dieser Richtung sind der Obersee in Baiern, der Hohe Göll, das Mühlsturzhorn, der Oeschinensee, der Watzmann u. a. Ein brillantes Colorit geht mit correcter Zeichnung Hand in Hand. L. ist Professor zu Düsseldorf.

Leubus, vormals berühmte Cistercienserabtei im Wohlauer Kreise des Regierungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, 45 Kilom. im Nordwesten von Breslau am rechten Ufer der Oder, deren Abt einer der ersten Stände des Fürstenthums Wohlau war, soll um 1050 durch Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, gestiftet und dem Benedictinerorden gewidmet worden sein. Herzog Boleslaw besetzte 1175 die Abtei mit Cisterciensermönchen aus dem Kloster Pforta in Sachsen. Im Hussitenkriege wurde 1432 das Kloster zerstört und im Dreißigjährigen Kriege die Bibliothek von den Schweden nach Stettin gebracht, wo sie später verbrannte. Das prächtige, ein schönes Viereck bildende Abteigebäude, in seiner jetzigen Gestalt aus den J. 1695—1740 herrührend, umfaßt den durch Pracht und Schönheit seiner Verhältnisse ausgezeichneten Fürstensaal nebst der Klosterkirche, die reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten sowie an Gemälden Willman's (1629—1706) ist. Nach der Aufhebung des Klosters 1810 wurde ein Domänenamt, 1817 ein königl. Provinziallandgestüt und 1830 eine Provinzial-Irrenanstalt hierher verlegt. Das neben dem Kloster liegende Pfarrdorf Kloster-L. mit 2000 E., sowie der etwas südlichere Flecken L. oder Städtel-L. mit 700 E. haben ergiebige Weinberge.

Leuchtenberg, Standesherrschaft von 220 QKilom. mit 6500 E., in der bair. Oberpfalz, zum alten Nordgau gehörig, mit dem Städtchen Pfreimdt als Hauptort, war früher eine gefürstete Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag und hat ihren Namen von dem alten Bergschlosse Leuchtenberg im gleichnamigen Flecken, dem Stammsitze der Landgrafen von L., die 1646 mit Adam Maximilian im Mannsstamme erloschen. Obschon nun bereits 1502 der Herzog Heinrich von Mecklenburg auf die Hälfte der Landgrafschaft durch den Kaiser Maximilian I. die Anwartschaft erhalten hatte, so wurde doch 1647 der Herzog Albrecht, als der Gemahl der Schwester des letzten Landgrafen, mit der ganzen Landgrafschaft belehnt, die er indeß nachher an seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Baiern, abtrat, der sie seinem zweitgeborenen Sohne Maximilian Philipp überließ. Als dieser 1707, während der Kurfürst von Baiern in der Reichsacht war, kinderlos verstarb, wurde der Fürst von Bamberg mit der Landgrafschaft beliehen, die indeß 1714 wieder an Kurbaiern kam. Der König von Baiern, Maximilian Joseph, trat sie 1817 nebst einem Theile des Fürstenthums Eichstädt, zusammen 564 QKilom., an seinen Schwiegersohn, Eugen Beauharnais, den ehemaligen Vicekönig von Italien, ab, der nun den Titel Herzog von L. und Fürst von Eichstädt annahm und für diese Besitzung der Krone Baiern die 5 Mill. Frs. überließ, welche das Königreich beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Dem Herzog wurde, sowie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt, das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von L. mit dem Prädicate Durchlaucht zugestanden. Auch erhielt das Haus L. den Rang unmittelbar nach den Gliedern der königl. Familie und für den Fall des Erlöschens des bair. Mannsstammes die Rechte der Nachfolge. Vgl. Wittmann, «Geschichte der Landgrafen von L.» (3 Thle., Münch. 1851—52); Brunner, «Geschichte von L.» (Weiden 1862).

Leuchtenberg (Eugen, Herzog von), Fürst von Eichstädt, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Vicekönig von Italien, geb. 3. Sept. 1781, war der Sohn des 1794 guillotinirten Vicomte Beauharnais (s. d.) und der Josephine Tascher de la Pagerie, der nachherigen Kaiserin der Franzosen. Eugen folgte dem Vater 1793 zur Rheinarmee, ging nach dessen Tode zum General Hoche und wohnte nach der Verheirathung seiner Mutter mit Bonaparte den Feldzügen in Italien und der Expedition nach Aegypten bei. Er stieg schnell zu den höchsten militärischen Ehren und wurde 1804, nach Errichtung des Kaiserthrons, zum franz. Prinzen und 1805 zum Vicekönig von Italien erhoben. Nach Beendigung des österr. Feldzugs von 1805,

Digitized by Google

in welchem er sich auszeichnete, vermählte ihn der Kaiser 14. Jan. 1806 mit der Prinzessin Amalie Auguste von Baiern; 1807 ernannte er ihn zum Prinzen von Venedig und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien. Obschon des Vicekönigs polit. Gewalt sehr beschränkt, seine Lage ziemlich schwierig war, wurde er doch bald bei den Italienern beliebt. Im Feldzug von 1809 vermochte er anfangs gegen den Erzherzog Johann von Oesterreich wenig auszurichten; doch gewann er 14. Juni das Treffen bei Raab. Nach der Scheidung seiner Mutter ernannte ihn der Kaiser 1810 zum Nachfolger des Fürsten-Primas als Großherzog von Frankfurt. Im russ. Feldzug von 1812 befehligte er rühmlich das 3. Armeecorps. Seiner und Ney's Thätigkeit auf dem Rückzuge hatte Frankreich wenigstens die Erhaltung der Trümmer des Heers zu verdanken. Nach Napoleon's und Murat's Abgange übernahm er den Oberbefehl und zeigte in der unglücklichen Lage kriegerische Geschicklichkeit wie Festigkeit des Charakters. Am 2. Mai 1813 entschied er durch die Umgehung des rechten feindlichen Flügels den Sieg in der Schlacht bei Lützen. Von Dresden aus schickte ihn Napoleon nach dem bedrohten Italien, wo er sich nach dem Beitritt Oesterreichs zur Coalition aufs geschickteste zu vertheidigen wußte. Nach dem Sturze Napoleon's schloß er 23. April 1814 mit dem Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Oesterreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde, ging mit seiner Familie zunächst nach Paris, wo er die franz. Marschallswürde ablehnte, dann nach München und nach Wien, wo er dem Congresse beiwohnte und bei Napoleon's Rückkehr nach Baireuth, nahm aber an den Begebenheiten von 1815 keinen Antheil. Im Vertrage von Fontainebleau, 11. April 1814, waren ihm für seine Dotationen in Italien Entschädigungen im Betrage von 20—25 Mill. Frs. ausgeworfen worden; der Congreß bestimmte aber, daß er seine Dotationen in der Mark Ancona behalten und vom König beider Sicilien 5 Mill. Frs. empfangen sollte. Er überließ diese Summe der Krone Baiern und erhielt dafür von seinem Schwiegervater, dem König Maximilian I. Joseph, die Landgrafschaft Leuchtenberg und das Fürstenthum Eichstädt. Er starb zu München 21. Febr. 1824 und hinterließ das Andenken eines redlichen, wohlwollenden Charakters. Vgl. Aubriet, «Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais» (2. Aufl., Par. 1825); Vaudoncourt, «Histoire politique et militaire du prince Eugène» (2 Bde., Par. 1827); Du Casse, «Mémoires et correspondance du prince Eugène» (10 Bde., Par. 1858—60). — Seine Gemahlin, Amalie Auguste, die älteste Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern, geb. 21. Juni 1788, eine ebenso tugendhafte als charaktervolle Frau, starb 13. Mai 1851. Sie ließ in der Michaeliskirche zu München ihrem Gemahl ein herrliches Denkmal (von Thorwaldsen) setzen. Aus ihrer Ehe gingen, außer vier Söhnen, vier Töchter hervor: Josephine, geb. 1807, vermählt 1823 mit dem König Oskar von Schweden, seit 1859 Witwe und gest. 7. Juni 1876; Eugenie, geb. 1808, Gemahlin des Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, gest. 1847; Amalie, geb. 1812, vermählt 1829 mit dem Kaiser Pedro I. von Brasilien, seit 1834 Witwe und gest. 26. Jan. 1873; Theodelinde, geb. 1814, vermählt 1841 mit dem Grafen Wilhelm von Würtemberg, gest. 1857. — Der älteste Sohn, Karl August Eugen Napoleon, Herzog von L., durch Vermählung mit der Königin Donna Maria, königl. Prinz von Portugal, wurde zu Mailand 9. Dec. 1810 geboren. Der Prinz erhielt die ausgezeichnetsten Lehrer und besuchte 1826 die Universität München. Infolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Kaiser Dom Pedro begleitete er dieselbe 1829 nach Brasilien; auf den Wunsch des sterbenden Kaisers wurde dem Prinzen 1834 die Hand der jungen Königin Donna Maria (s. d.) von Portugal angetragen. Er feierte seine Vermählung zu Lissabon 25. Jan. 1835, starb aber schon kurz darauf, 28. März, an der Halsbräune. — Max Eugen Joseph Napoleon, nach dem Tode seines Bruders Herzog von L., wurde 2. Oct. 1817 zu München geboren. Unter der Fürsorge seiner Mutter erhielt er eine treffliche Erziehung. Sein Oheim, der König Ludwig von Baiern, sandte ihn 1837 zu dem großen Cavaleriemanöver, das der Kaiser Nikolaus von Rußland bei Wosnosensk veranstaltete. Bei einem zweiten Aufenthalt in Rußland verlobte er sich 4. Nov. 1838 mit der Großfürstin Maria Nikolajewna, der ältesten Tochter des Kaisers. Die Vermählung fand 14. Juli 1839 statt; zugleich wurde dem Herzog das Prädicat Kaiserliche Hoheit beigelegt. Nach einem mehrjährigen Lungenleiden, das er sich auf einer geolog. Forschungsreise in den Ural zugezogen, starb der Herzog 20. Oct. (1. Nov.) 1852 zu Petersburg. Seine Witwe heirathete 1856 den Grafen Gregor Stroganoff und starb 21. Febr. 1876. Aus seiner Ehe entsprangen zwei Töchter (Maria, geb. 1841, vermählt mit dem Prinzen Wilhelm von Baden, und Eugenia, geb. 1845, vermählt mit dem Prinzen Alexander von Oldenburg) und vier Söhne. Diese Kinder, sämmtlich griech. Confession, führen

Digitized by Google

den Titel Kaiſerliche Hoheit und ſeit 1852 als Mitglieder des ruſſ. Kaiſerhauſes den Zunamen Romanowſki. Der älteſte Sohn, Herzog Nikolaus Maximilianowitſch von L., Fürſt Romanowſki, geb. 23. Juli (4. Aug.) 1843, ruſſ. Generalmajor à la Suite des Kaiſers, iſt gegenwärtig Haupt der Familie; ſein jüngerer Bruder Herzog Sergei Maximilianowitſch von L., Prinz Romanowſki, geb. 8. (20.) Dec. 1849, Flügeladjutant des Kaiſers Alexander II., fiel bei einer Recognoſcirung in Bulgarien 12. (24.) Oct. 1877. Die Beſitzungen der L.'ſchen Familie im Kirchenſtaate ſind 1845 um 20 Mill. Frs. der päpſtl. Regierung überlaſſen worden, wogegen die Herrſchaft Tambow in Rußland erworben wurde.

Leuchtgas, ſ. Gasbeleuchtung.

Leuchtkugel (im engern Sinne) iſt eine Gattung der Leuchtgeſchoſſe und beſtimmt, aus Geſchützen fortgetrieben zu werden, um durch Erhellung des Vorterrains einer angegriffenen Feſtung von dieſer aus nächtliche Angriffsmaßregeln entdecken und beſchießen zu können. Dieſe L. enthält eine große Quantität eines mit intenſiv weißer Flamme brennenden ſog. Leuchtſatzes. Damit die leuchtende Wirkung zur Geltung kommt, muß die Geſchoßhülle am Ort der Thätigkeit entweder ganz beſeitigt werden oder ſie muß mit großen Ausſtrömöffnungen verſehen ſein. Die letztere Einrichtung, wie ſie die früherhin bei glatten Mörſern und Haubitzen üblichen L. hatten, welche in der Nähe des Ziels auf den Boden fielen und von hier aus ihr Licht ausſtrahlten, war zwar ziemlich einfach, machte aber von dem Erdboden abhängig und ließ nur kurze Schußweiten zu. Eine Beleuchtung von oben her iſt erheblich beſſer, es iſt hier aber ſchwer, eine längere Dauer der Lichterſcheinung hervorzurufen. Leuchtgeſchoſſe aus Geſchützen, wenn ſie derartig wirken ſollen, bedingen eine ſehr complicirte und nur unſicher functionirende Einrichtung. Es erſcheint am zweckmäßigſten, die Erleuchtung durch die L. des Geſchützes ganz aufzugeben und dafür entweder nur Leuchtraketen (ſ. Raketen) anzuwenden oder die Erleuchtung mittels einer feſtſtehenden Lichtquelle und Spiegelung weiter auszubilden. Zu den L. im weitern Sinne rechnet man die kleinen, in Leuchtraketen und Bombenröhren enthaltenen Leuchtkörper, welche, in größerer Menge fortgeſchleudert, eine vorübergehende Erleuchtung bewirken.

Leuchtthurm nennt man ein hohes, an gefährlichen Küſtenpunkten errichtetes Gebäude, wo in der Nacht ein Feuer unterhalten wird, um die Schiffenden vor gefährlichen Punkten im Fahrwaſſer zu warnen. Der berühmteſte unter allen Leuchtthürmen des Alterthums war der zu Alexandria, der nach der kleinen Inſel, auf welcher er ſtand, Pharus hieß, welcher Name ſpäter mit L. überhaupt gleichbedeutend wurde. Der Pharus von Alexandria gehörte zu den ſog. ſieben Wunderwerken und wurde von Soſtrates aus Knidos erbaut. Seine Vollendung fällt in das J. 283 v. Chr.; ſeine Höhe wird auf 170 Mt. angenommen. Er blieb bis etwa 1317 ſtehen, und man weiß nicht, wie er zerſtört wurde. Zu den berühmtern Leuchtthürmen neuerer Zeit gehört der zu Cordouan. (S. Garonne.) Faſt noch merkwürdiger durch die Schwierigkeiten, die ſich ſeiner Gründung entgegenſtellten, iſt der Thurm auf Eddyſtone, einer Klippe im engl. Kanale, 21 Kilom. von dem Kriegshafen Plymouth entfernt. Nachdem dieſer Thurm bereits mehrmals untergegangen, befahl die Königin Anna einen Neubau, den John Rudyerd 1706—8 ausführte; doch 3. Dec. 1755 wurde das Werk abermals bis auf die Fundamente ein Raub der Flammen. Hierauf wurde ein Maſſivbau beſchloſſen und John Smeaton übertragen, der an dem Thurme, den man meiſt zum Modell für andere Leuchtthürme genommen hat, allen Schmuck vermied, ihm eine breite Baſis und runde Form gab und ihn mit ſanfter Krümmung nach innen verjüngt zulaufen ließ. Würdig reiht ſich demſelben an der im Frith of Forth auf dem Felſen Inch-Cape oder Bell-Rock ſtehende L. Wo Leuchtthürme ſich nicht anbringen laſſen, werden Schiffe verankert, die bei Tage eine Flagge entfalten, bei Nacht eine oder mehrere Laternen an den Maſtſpitzen führen. Um in der Nähe der Küſten beſtimmen zu können, an welchem Punkte das Schiff ſich befinde, ſuchte man Unterſchiede in dem Lichte des L. hervorzubringen. Zunächſt kam man auf die Idee, das Licht zu färben. Wenn aber auch farbiges Glas der Laterne auf kurze Diſtanzen die Färbung überträgt, ſo gelingt dies doch nicht für die Ferne. Deshalb nahm man, von dem Thurme mit nur einer Laterne ausgehend, zu zwei Feuern ſeine Zuflucht, von denen das eine zu ebener Erde, das andere hoch oben brennt. Auch erfand man das Drehfeuer (revolving light), bei welchem ein Uhrwerk das Lampenſyſtem im Kreiſe bewegt, und ſuchte ihm noch dadurch Abwechſelung zu geben, daß verſchiedene Lampen durch farbige Glasſcheiben gedeckt werden. Eine andere Anordnung iſt die, daß ein Blechſchirm, von der Uhr getrieben, die Lampe deckt. Hieran reiht ſich das Flashing oder Blitzlicht, welches plötzlich auftaucht und im Moment verſchwindet; ferner das Intermitting oder ausſetzende Feuer, welches auf einem Riemen ohne Ende von der Erde im Thurme langſam in die Höhe ſteigt

und dort verschwindet, um nach einem Umlaufe wiederzukehren. Außerdem hat man auf niedern Thürmen das Hafenfeuer, welches nur zur Stunde des hohen Wassers oder der Flut entzündet wird, und die Leitfeuer (leading lights), um auf engen Strömen den Lootsen in Stand zu setzen, auch in der Nacht zu segeln. In der neuern Zeit sind die Lichter der Leuchtthürme und Leuchtschiffe durch Schleifen der sie umgebenden Gläser außerordentlich verbessert worden; auch ist an einzelnen Punkten das elektrische Licht in Anwendung gekommen.

Leucippus (griech. Leukippos), der Stifter der atomistischen Schule in der griech. Philosophie und Vorgänger des Demokrit, nach einigen aus Abdera, nach andern aus Elea oder aus Milet gebürtig, lebte 510 v. Chr. Sein Lehrer soll Parmenides der Eleat gewesen sein. Ohne Zweifel wurde sein System durch die eleatische Lehre hervorgerufen. Die Eleaten leugneten nämlich die Wirklichkeit der Bewegung, den leeren Raum und überhaupt die Vielheit der Dinge, indem sie alles, was ist, für Eins, dieses eine Seiende aber für unveränderlich und alle Veränderungen für bloßen Schein erklärten. L., von der Realität der Bewegung überzeugt, nahm zur Erklärung derselben einerseits den leeren Raum, andererseits eine unendliche Menge von Atomen an, denen er die eleatischen Begriffsbestimmungen des Seienden, die qualitative Einfachheit, Untheilbarkeit, Unveränderlichkeit und Unvergänglichkeit zuschrieb, und welche er nur durch ihre Gestalt und Lage verschieden dachte. Die weitere Ausbildung dieser Lehre erfolgte durch Demokrit (s. d.).

Leucit, ein Mineral, welches in seiner reinsten Zusammensetzung aus 55 Proc. Kieselsäure, 23,5 Proc. Thonerde, 21,5 Proc. Kali besteht und somit das kalireichste Silicat darstellt; seine 24flächige Krystallform, in der es vorkommt, gehört nach den Untersuchungen von G. vom Rath dem tetragonalen System an, und muß als die Combination einer Pyramide mit einer ditetragonalen Pyramide gedeutet werden. Das Mineral ist graulichweiß bis aschgrau, glasglänzend, im Bruch fettglänzend, halbdurchsichtig bis kantendurchscheinend; es steht in der Härte zwischen Apatit und Feldspat und erweist sich vor dem Löthrohr ganz unschmelzbar und unveränderlich, wird aber von Salzsäure völlig zersetzt. Im Innern umschließt es gewöhnlich dem bloßen Auge sichtbare oder mikroskopisch kleine fremde Körperchen, Augitkryställchen, glasige oder schlackige Partikel, Magneteisenkörnchen, oft sehr regelmäßig und zierlich gruppirt. Der L. ist ein Gemengtheil aller Laven des Vesuv; ebenso findet er sich in den Laven des Albaner Gebirgs bei Rom, in denen von Acquapendente, Viterbo, Rocca monfina (wo Krystalle von 9 Ctmt. Durchmesser vorkommen) und in den Gesteinen von Rieden am Laachersee und solchen vom Kaiserstuhl. Doch hat er sich in mikroskopischer Kleinheit auch als ein Gemengtheil mancher gewöhnlicher Basalte, z. B. des Erzgebirgs, Böhmens, der Rhön, der kleinen Insel Bawean, nördlich von Sumatra und sehr reichlich in einem Gestein von den sog. Leucite-Hills im nordamerik. Territorium Wyoming vorgefunden.

Leuckart (Karl Georg Friedr. Rud.), namhafter Zoolog, geb. 7. Oct. 1823 zu Helmstedt, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog Michaelis 1842 die Universität Göttingen, wo er sich medic. und naturwissenschaftlichen Studien widmete. Das ebendaselbst begründete physiol. Institut brachte ihn in nähere Berührung mit Rud. Wagner, unter dessen Leitung er seine zoolog. und zootom. Arbeiten mit solchem Erfolge fortsetzte, daß ihn jener noch vor Beendigung des akademischen Cursus mit der Vollendung seines «Lehrbuch der Zootomie» (2 Bde., Lpz. 1843—47) betraute. Nachdem L. 1845 promovirt, erhielt er eine Anstellung am physiol. Institut. Gegen Ende 1847 habilitirte er sich zu Göttingen hauptsächlich für die zoolog. Disciplinen, doch folgte er schon Ostern 1850 einem Rufe als außerord. Professor der Zoologie nach Gießen, wo er 1855 eine ord. Professur für dieses Fach sowie auch für vergleichende Anatomie erhielt. Ostern 1870 vertauschte er diese Stellung mit der ord. Professur der Zoologie und Zootomie in Leipzig. L. hat seine wissenschaftliche Thätigkeit vorzugsweise den niedern, sog. wirbellosen Thieren zugewandt. Es gibt nur wenige Gruppen unter diesen niedern Thieren, deren Kenntniß L. nicht wesentlich gefördert hätte. So faßte er in den «Beiträgen zur Kenntniß wirbelloser Thiere» (mit Frey, Braunschw. 1848) die morpholog. Beziehungen zwischen den Cuvier'schen Akalephen und Polypen richtig auf und begründete hierdurch die Aufstellung einer neuen Hauptabtheilung des Thierreichs (der Cölenteraten). Ebenso gelang es L., in den Schriften «Ueber den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinungen der Arbeitstheilung in der Natur» (Gieß. 1851) und den «Zoolog. Untersuchungen» (Gieß. 1853) die verwickelten Organisationsverhältnisse der Siphonophoren nach dem Principe der Arbeitstheilung zu deuten und diese Thiere, die man früher für Einzelwesen gehalten hatte, als Thierstöcke mit polymorphen Individuen nachzuweisen. Seine Untersuchungen über die Mikropyle der Insekteneier (1855) und die Parthenogenese der Insekten, besonders der Bienen (1858), die Fortpflanzung

tized by Google

der Rinderläuse (1862) und viviparen Fliegenlarven (1865), haben nicht wenig dazu beigetragen, die bisherigen Ansichten über den Befruchtungsproceß und die Vorgänge der Zeugung in der Thierwelt zu läutern und festzustellen. Am bekanntesten ist L. durch seine apistischen und helmintholog. Forschungen geworden, von denen besonders die letztern ihn bis in die neueste Zeit beschäftigten. Namentlich waren es seine Entdeckungen über die Trichinen («Untersuchungen über Trichina spiralis», Lpz. 1861; 2. Aufl. 1866) und Finnen (in «Die Blasenbandwürmer und ihre Entwickelung», Gieß. 1856), die in den weitesten Kreisen Aufsehen erregten. Ebenso verdankt man L. die Kenntniß von der Entwickelungsgeschichte und Metamorphose der Pentastomen (1861), Echinorhynchen und Nematoden. Ueberhaupt hat die von Küchenmeister begründete Experimentalhelminthologie in L. ihren eifrigsten und glücklichsten Vertreter gefunden. Sein Lehr- und Handbuch über «Die Parasiten des Menschen und die von denselben herrührenden Krankheiten» (2 Bde., Lpz. 1863—76) ist als Hauptwerk über diese Klasse von niedern Thieren zu betrachten. Von den übrigen Arbeiten L.'s sind noch hervorzuheben: «Studien über die Morphologie und Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere» (Braunschw. 1848), der Artikel «Zeugung» in Rud. Wagner's «Handwörterbuch der Physiologie» (Bd. 4), die Untersuchung über «Fortpflanzung und Entwickelung der Pupiparen» (1859) und die mit Bergmann gemeinschaftlich bearbeitete «Vergleichende Anatomie und Physiologie» (Stuttg. 1852). Für das «Handbuch der Ophthalmologie» von Graefe und Sämisch lieferte er (Bd. 2, 1875) eine eingehende Darstellung von der vergleichenden Anatomie des Auges. Seit 1857 hat L. jährliche «Berichte über die wissenschaftlichen Leistungen in der Naturgeschichte der niedern Thiere» (Berl. 1857 fg.) geliefert.

Leucōjum, Name einer zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehörenden Pflanzengattung, deren in Mittel- und Südeuropa und in Nordafrika heimische Arten Zwiebelgewächse mit wenigen linealen, grundständigen Blättern und blattlosem Schafte sind, welcher an der Spitze eine oder mehrere gestielte, hängende Blüten mit unterständigem Fruchtknoten und regelmäßigem, sechsblätterigem, glockigem Perigon trägt. Der oder die Blütenstiele sind am Grunde von einem häutigen Scheidenblatt umhüllt. Hierher gehört das wilde Schneeglöckchen (L. vernum L.), auch großes Schneeglöckchen, Waldschneeglöckchen, Märzbecher, Knotenblume, Sommerthierchen genannt, welches in Laubwäldern und Gebüschen auf lockerer humoser Lauberde in vielen Gegenden Deutschlands (z. B. um Leipzig) massenhaft wächst, auch als Gartenzierpflanze cultivirt wird. Von dem echten Schneeglöckchen (s. d.) unterscheidet es sich durch die mehr gelblichweiße Farbe des Perigons und durch die gleichgroßen, äußerlich vor der Spitze mit einem gelbgrünen Fleck gezeichneten Perigonblätter.

Leuk (franz. Loueche), alterthümlicher Flecken mit 1220 E., Hauptort des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Canton Wallis, liegt 23 Kilom. oberhalb Sitten, 795 Mt. über dem Meere, 172 Mt. über dem Flusse, auf dem rechten Rhône-Ufer und ist Station (Susten) der Ligne d'Italie (Simplonbahn). 14 Kilom. nördlich von dem Flecken, mit demselben durch eine Poststraße verbunden, liegt an der Dala in einem wilden Kessel, umschlossen von den Felswänden der Gemmi (2302 Mt.) und des Torrenthorns (2950 Mt.), das berühmte Leukerbad, in der Umgegend kurzweg Baden genannt. Die Heilquellen, mehr als 20 an der Zahl, seit dem 12. Jahrh. bekannt, seit dem Ende des 15. gefaßt, sind Gipsthermen und entspringen theils im Dorfe, theils etwas oberhalb desselben. Die wichtigste ist die Lorenzquelle, eine Therme von 51° C. Die Bäder, mit Erfolg gegen Skrofelkrankheiten und Tuberkeln angewendet, werden, da die Cur oft zwei- bis vierstündiges unausgesetztes Baden verlangt, in den fünf öffentlichen Badeanstalten in großen, bis zu 1 Mt. Höhe mit dem bis auf 37° C. abgekühlten Wasser gefüllten Bassins genommen, in welchen beide Geschlechter, in dicke wollene Bademäntel gehüllt, gemeinsam baden, conversiren, lesen, spielen und auf schwimmenden Tischen frühstücken, Mineralwasser trinken u. s. w. Das Dörfchen L. zählt 593 E. und besteht mit Ausnahme der Gasthöfe und Bäder nur aus alten braunen Holzhäusern und wird durch einen starken Damm vor Lavinen geschützt. Beliebte Ausflugspunkte sind das Torrenthorn, der Leiterweg nach Albinen, der Dalafall, der Dalagletscher und die Gemmi, von welcher aus der Wildstrubel (3266 Mt.), das Rinderhorn (3466 Mt.), die Altels (3634 Mt.) und das Balmhorn (3688 Mt.) ohne große Schwierigkeit erstiegen werden. Der Saumweg über die Gemmi, an der Südseite 1737—40 meist durch Sprengung der schroffen Felswand abgewonnen, führt in 6—7 Stunden über die aussichtsreiche Paßhöhe, die Daube genannt, an dem düstern Daubensee und dem einsamen Bergwirthshause Schwarenbach vorbei, nach Kandersteg im bernischen Kanderthale. Vgl. Brunner, «Die Thermen von L.» (Bern 1867).

Digitized by Google

Leukadĭa, auch Levkas, eine Insel im Jonischen Meere, an der Küste von Akarnanien, nördlich von Cephalonia, 100 Kilom. im Südosten Korfus. Die fruchtbare Nord- und Westseite trägt eine üppige Vegetation. Die südl. Spitze derselben, jetzt Cap Ducato, auf welcher ein Apollotempel stand, in der Nähe der Hauptstadt Leukas, wurde von den Alten der Leukadische Fels (65 Mt. hoch) genannt, von welchem man jährlich unter großen Feierlichkeiten einen Verbrecher, gleichsam um alle Sünden des Volks zu sühnen, ins Meer stürzte, ohne daß jedoch derselbe umkam, da ihn ein umgehangenes Federkleid, woran der Sage nach sogar lebendige Vögel befestigt waren, sanft in die Tiefe trug und aufgestellte Fahrzeuge ihn dort aufnahmen, worauf er aber das Land für immer verlassen mußte. Auch andere wagten freiwillig, um sich von Liebesqualen zu befreien, diesen gefahrvollen Sprung, dem man die Kraft der Heilung zuschrieb, fanden aber meist in den Wellen den Tod, wie die Königin Artemisia von Halikarnaß und Sappho (s. d.). Gegenwärtig heißt die Insel Levkas oder Santa-Maura. Dieselbe zählt auf 285 QKilom. (1870) 20,892 E., gehört zu den Jonischen Inseln und bildet eine Eparchie der Nomarchie Korfu. — Hauptstadt ist das feste Leukas oder Amaxichi (s. d.).

Leukämie (griech., von λευκός, weiß, und αἷμα, Blut), auch Leuchämie, Leukocythämie oder Weißblütigkeit, heißt eine eigenthümliche, erst in den letzten Jahrzehnten durch Virchow erkannte Krankheit, bei welcher die weißen Blutkörperchen außerordentlich vermehrt, die rothen dagegen vermindert sind. (S. Blut.) Eine solche Beschaffenheit des Blutes kann vorübergehend eintreten (z. B. nach Blutverlusten), ohne daß L. besteht. Charakteristisch ist für die L. noch die Anschwellung der Milz (Lien) oder der Lymphdrüsen, wonach man eine lienale und eine lymphatische L. unterscheidet. Auch finden sich häufig Veränderungen des Knochenmarks (myelogene L.). Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um eine vermehrte Bildung der weißen Blutkörperchen, die nur zum geringsten Theile die normale Umwandlung in rothe Blutkörperchen erfahren und dadurch eine wesentliche Beeinträchtigung der wichtigen physiol. Functionen des Blutes hervorrufen. Die Krankheitssymptome lassen sich fast alle leicht aus diesen Verhältnissen ableiten. Die Kranken bekommen ein blasses, selbst wachsbleiches Aussehen, fast wie Bleichsüchtige, magern ab, haben Athemnoth, fühlen Beschwerden von der geschwollenen Milz und den Lymphdrüsen (auch die Leber schwillt etwas an) und leiden nicht selten an Blutungen aus der Nase, dem Darme, der Haut. Geht der Patient nicht an den Blutungen rasch zu Grunde, so kann er sich mit diesem Leiden jahrelang hinschleppen, bis er endlich der Erschöpfung erliegt. Eine Ursache der Krankheit ist noch nicht bekannt und alle Heilungsversuche waren bisjetzt vergebens. Vgl. Mosler, «Die Pathologie und Therapie der L.» (Berl. 1871).

Leukauf, s. Leikauf.

Leukorrhöe (griech., von λευκός, weiß, und ῥοή, Fluß), auch Weißer Fluß oder das Weiße genannt (fluor albus, franz. fleurs blanches), bezeichnet einen Ausfluß weißlicher (oder auch gelblicher, grünlicher), schleim- oder eiterähnlicher Flüssigkeit aus den weiblichen Geschlechtstheilen. Derselbe stammt von einer katarrhalischen oder ulcerirenden Entzündung dieser Theile her und kann bald mehr in den äußern Partien derselben, bald in der Mutterscheide, bald in der Gebärmutter selbst seinen Sitz und Ursprung haben, aber auch mehrere dieser Theile zugleich befallen. Unterschieden wird dies nur durch eine genaue Untersuchung mittels des Mutterspiegels (speculum uteri). Die Ursachen der L. sind mannichfaltig. Manche sind unschädliche Begleiter der Menstruation oder des Wochenbettes bei gewissen Frauen; andere entstehen durch örtlich reizende Ursachen (z. B. durch Madenwürmer, durch den Dampf der Kohlentöpfe, durch Staub und Reibungen); andere durch Ansteckung mit Tripper oder Syphilis; manche sind Folge allgemeiner Ernährungsstörungen (vor allen Blutarmuth) und Blutstauungen in der Gebärmutter infolge von chronischen Herz- und Lungenkrankheiten, häufig auch von krankhaften Lageveränderungen der Gebärmutter. Jede Art derselben erfordert natürlich eine besondere Behandlung. Vgl. Flechsig, «Die Frauenkrankheiten, ihre Erkennung und Heilung» (Lpz. 1871).

Leukothĕa, griech. Göttin, s. Ino; Asteroid, s. Planeten.

Leuktra, Flecken in Böotien, südwestlich von Theben, auf dem Wege von Thespiä nach Platää, wurde berühmt durch die siegreiche Schlacht, welche die Thebaner unter Epaminondas (s. d.) gegen den Spartanerkönig Kleombrotos 371 v. Chr. hier gewannen, und womit sie den mächtigen Einfluß, den Sparta über ganz Griechenland ausgeübt hatte, brachen. In den neuerdings auf dem Felde von Parapunghia gefundenen Resten eines Rundthurms, mit einem Altar daneben, glaubte man die Reste des Siegesdenkmals gefunden zu haben, welches die Thebaner damals errichteten. Eine Beschreibung mit Beziehung auf die Schlacht gibt Leake in den «Travels in Northern Greece» (Bd. 2, Lond. 1835).

Digitized by Google

Leumund. Die Leumundserforschung, d. h. die Erörterung des bisherigen Lebenswandels eines Angeschuldigten und seines moralischen Charakters durch Zeugenverhörungen, ist ein wichtiger Act des Untersuchungsprocesses. Schon das alte deutsche Recht gab viel auf den guten oder übeln Ruf, der dem Angeklagten vorherging, und der Proceß mit Tortur hieß später «richten auf L.», d. h. auf Indicien. In dem franz. und engl. Strafprocesse werden noch gegenwärtig häufig mit dem Angeklagten und dessen Lebensgange genau bekannte Personen als Leumundszeugen vernommen. Die im deutschen Strafprocesse statt dessen häufig angewendete Einforderung von Berichten der Ortsbehörden ist nur ein ungenügendes Ersatzmittel, da hiermit oft nur Zeugnisse vom Hörensagen, deren Zuverlässigkeit zweifelhaft ist, erlangt werden.

Leuthen, Dorf in Niederschlesien, 15 Kilom. westlich von Breslau, wurde berühmt durch die 5. Dec. 1757 von Friedrich d. Gr. gegen den Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht. Nach dem Siege von Roßbach (5. Nov. 1757) eilte der König nach Schlesien, um den Fortschritten der Oesterreicher Einhalt zu thun. Unterwegs erfuhr er den Fall von Schweidnitz (11. Nov.), die Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau (23. Nov.), die Uebergabe dieser Festung (24. Nov.) und daß die Oesterreicher mit 92,000 Mann (davon 34,000 Reiter) und 200 Geschützen unter den Kanonen Breslaus ein starkbefestigtes Lager bezogen hatten. Des Königs Entschluß, den Feind anzugreifen, wurde dadurch noch mehr befestigt. In Parchwitz 28. Nov. angelangt, führte ihm Ziethen die Trümmer des Bevern'schen Corps zu; er marschirte hierauf 4. Dec. mit seiner nunmehr auf 33,000 Mann (davon 12,000 Reiter) mit 167 Geschützen angewachsenen Armee dem Feinde entgegen. In Neumarkt erfuhr er, daß der Prinz Karl, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, seine feste Stellung an der Lohe verlassen habe und ihm entgegenrücke. Am 5. marschirte der König weiter, warf den General Nostiz, der mit fünf Cavalerieregimentern bei Borna stand, zurück und erblickte nun die feindliche Stellung, welche sich lang ausgedehnt, L. vor der Mitte, von Nippern (Lucchesi) über Frobelwitz (Daun) bis Sagschütz (Nádasdy) zog, die Weistritz im Rücken, den linken Flügel zurückgebogen und durch eine schwere Batterie verstärkt. Des Königs Plan war schnell gefaßt. Er marschirte treffenweise in geöffneter Zugcolonne rechts ab, an der feindlichen Fronte vorüber; die österr. Generale spotteten («Potsdamer Wachtparade») und glaubten, gegen Daun's Warnung, an keinen Angriff. Vor dem linken feindlichen Flügel angekommen, ließ der König einschwenken und durch den General Wedel mit neun Batterien als Avantgarde die vorliegenden Dörfer angreifen. Seine Cavalerie rechten Flügels brach vor, die Infanterie folgte und nahm die Höhe von Sagschütz gegen 1 Uhr nachmittags, und bald war der Feind überflügelt und seine Linke gänzlich geschlagen. Jetzt wollte Prinz Karl von Lothringen mit aller Anstrengung wenigstens das Centrum bei L. behaupten. Die Truppen Nádasdy's und Daun's sammelten sich hier, eine große Batterie wurde hinter dem Dorfe aufgefahren und dies stark besetzt. Der König ließ nun seine Infanterie in Echelons bataillonsweise vom rechten Flügel vorgehen, wodurch der linke zurückgehalten und die sog. schräge Schlachtordnung (ähnlich der des Epaminondas) gebildet wurde. L. wurde von den nach und nach in das Feuer rückenden Bataillonen angegriffen und nach halbstündigem blutigen Kampfe erobert. Der linke Flügel war unterdessen im Nachrücken geblieben, die österr. Cavalerie rechten Flügels unter Lucchesi griff 4 Uhr nachmittags an, wurde aber von der preußischen unter Driesen vollständig geworfen; Lucchesi fand seinen Tod, und die österr. Infanterie löste sich in wilder Flucht auf. Der König setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung und gerieth dabei auf dem Schlosse zu Lissa fast ohne Begleitung unter den österr. Armeestab. Die siegreiche Armee lagerte auf dem Schlachtfelde, ein Grenadier stimmte «Nun danket alle Gott!» an, was darauf vom ganzen Heere gesungen wurde. Die Resultate dieses Siegs waren 21,500 Gefangene, worunter 307 Offiziere, 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen, die fast gänzliche Auflösung der österr. Armee und die Wiedereroberung Schlesiens, mit Ausnahme von Schweidnitz. Im Sept. 1854 wurde auf dem Schlachtfelde eine Granitsäule mit einer Victoria aufgestellt. Vgl. A. Müller, «Die Schlacht bei L.» (Berl. 1857); Kutzen, «Gedenktage deutscher Geschichte» (2. Aufl., Bd. 2, Bresl. 1860).

Leutschau (ungar. Löcse), königl. Freistadt und Hauptstadt des zipser Comitats in Ungarn, ist Sitz der Comitatsbehörden und eines königl. Gerichtshofs, hat viele alterthümliche Gebäude, eine sehr alte kath. Kirche mit einer berühmten, neu restaurirten Orgel und einem herrlichen goth. Hochaltar, ein kath. Gymnasium, eine Oberreal- und eine höhere Töchterschule, einen Minoritenconvent, zwei Buchdruckereien, von denen die eine, 1585 errichtet, zu den ältesten in Ungarn gehört, eine Creditbank und eine Sparkasse, und zählt (1869) 6887 meist deutsche E., welche neben Handel und Gewerben beträchtlichen Feld- und Gartenbau treiben; die leutschauer

Digitized by Google

Erbsen bilden in ganz Ungarn einen bedeutenden Handelsartikel. L. wurde 1240 unter Bela IV. gegründet und war lange die blühendste und durch lebhaften Handel reichste Stadt Oberungarns. Die vielfachen Belagerungen und Stürme, welche sie in den Zeiten Bocskay's, Bethlen's, Tököly's, Rákóczy's und in den Religionskämpfen bestand, brachten die Stadt um ihre Bedeutung.

Leutze (Emanuel), ausgezeichneter Geschichtsmaler der Düsseldorfer Schule, wurde 24. Mai 1816 zu Gmünd in Würtemberg geboren und bald darauf von seinem auswandernden Vater mit nach Philadelphia genommen. L. beschäftigte sich zunächst mit dem Porträtiren, zugleich den Unterricht eines mittelmäßigen Zeichenlehrers benutzend. Anfänglich machte er kein Glück. Endlich vermochte er sich durch Bestellungen des Kunstfreundes Carey die Mittel zur Reise nach Europa zu verschaffen. Er langte 1841 in Amsterdam an und wandte sich von da nach Düsseldorf, wo er das Glück hatte, von Lessing selbst unterwiesen zu werden. Sein erstes Bild: Columbus vor dem Concil zu Salamanca, erhielt den Beifall der Kenner und wurde vom düsseldorfer Kunstverein angekauft (Eigenthum der Sammlung Rath daselbst). Nicht geringern Erfolg hatte der darauffolgende Columbus in Ketten, der dem Künstler auf der brüsseler Ausstellung die Medaille eintrug und dann vom amerik. Kunstverein angekauft wurde. Im Juni 1843 ging L. nach München, um die Werke von Cornelius und Kaulbach zu studiren. Hier vollendete er ein Bild: Columbus vor der Königin, und schöpfte Anregung aus einem sechsmonatlichen Aufenthalt in der Schwäbischen Alp. Hierauf besuchte er Venedig und Rom und malte während seines Aufenthalts in Rom die in Amerika landenden Normänner. Im J. 1845 verließ er Rom und wandte sich nach Düsseldorf zurück, wo er nun für längere Zeit seinen Wohnsitz aufschlug. Fast alle Bilder L.'s nahmen den Weg nach Amerika. In Bezug auf den Stoff bewegt sich der Künstler in den verschiedensten Epochen der Geschichte, gleichwie er auch liebt, neben seinen mit schlagender Realität ausgeführten Bildern Einzelgestalten als Typen einer Gattung hinzustellen, z. B. einen Cavalier aus dem 18. Jahrh., eine Nonne. So malte er neben manchen Bildern aus der engl. Geschichte, aus der Zeit der Elisabeth, Cromwell's, Heinrich's VIII. und Karl's II., auch eine Fahrt Tizian's auf den Lagunen, die Rückkehr Friedrich's d. Gr. von Küstrin 1731. Am bedeutendsten und als echten Historienmaler hat er sich gezeigt in zwei Bildern aus dem amerik. Befreiungskriege: Washington's Uebergang über den Delaware (1852 in Berlin ausgestellt) und dessen Kampf bei Monmouth (1854), beides Werke von großer Dimension, mit wirkungsvoller Realität durchgeführt. Auf der münchener Ausstellung folgte dann 1858: Karl's II. letzte Soirée und: Anna Boleyn überredet den König zum Sturze des Cardinals Wolsey. L. gehörte zu den ersten Coloristen der Gegenwart und hatte einen sehr brillanten Vortrag, während Zeichnung und Charakteristik dabei mitunter schwächer sind. Seit 1859 lebte er wesentlich in den Vereinigten Staaten, wo er das Capitol und andere öffentliche Gebäude in Washington mit Fresken zu schmücken hatte. Im Frühling 1863 kehrte er noch einmal nach Düsseldorf zurück, um seine Familie abzuholen und malte während seines dortigen Aufenthalts noch zwei große Bilder: Columbus' Landung in Amerika und Auswanderer, von Indianern bedroht. Im Oct. 1863 schied er dann für immer aus Deutschland, wohnte seitdem meistens in Neuyork, häufig auch in Washington und starb an letzterm Orte 18. Juli 1868. Der Tod verhinderte ihn an der Ausführung eines zweiten großen Wandgemäldes im Capitol zu Washington, welches die Aufhebung der Sklaverei darstellen sollte.

Levaillant (François), berühmter franz. Reisender und Ornitholog, wurde 1753 zu Paramaribo im holländ. Guiana von franz. Aeltern geboren. Ohne wissenschaftliche Bildung sammelte er in seiner Jugend eine Anzahl Naturalien und ging damit 1778 nach Amsterdam. Hier lernte er den Kaufmann Temmingk kennen, der ihm die Sammlung abkaufte und ihn 1780 nach dem Cap schickte, von wo aus er ins Innere Afrikas eindringen sollte. L. blieb fünf Jahre in Afrika. Doch ging die Sammlung, welche er auf seinem ersten Ausfluge 1781—83 angelegt, auf dem Wege nach Holland größtentheils verloren, da das Schiff, welches sie trug, von den Engländern verbrannt wurde. Seine zweite Reise 1783—85 hatte glücklichere Resultate. Nach seiner Rückkehr ließ er die «Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne-Espérance pendant 1781—83» (Par. 1790; 2. Aufl. 1798, mit 20 Kupfern) und dann die «Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique 1783—85» (2 Bde., Par. 1796; 2. Aufl. 1803) erscheinen. Jene hatte, da L. nicht einmal seine Muttersprache richtig zu schreiben verstand, sein Vater, diese Varon und Legrand d'Aussy redigirt. Beide Werke wurden von Reinh. Forster ins Deutsche übersetzt (Berl. 1799). In seinem hohen Alter mußte er noch das Unglück erfahren, daß der Mann seiner Tochter vergiftet starb und er deshalb in Untersuchung gezogen wurde. Von aller Schuld freigesprochen, starb er zu Sézanne in der Cham-

Digitized by

pagne 22. Nov. 1824. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: «Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique» (6 Bde., Par. 1796—1812), «Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes» (Par. 1801—4), «Histoire naturelle des cotingas et des todiers» (Par. 1804), «Histoire naturelle des perroquets» (2 Bde., Par. 1801—5), «Histoire naturelle des calaos» (Par. 1804).

Levāna, eine der röm. Gottheiten, welche das neugeborene Kind schützen. Ihrem Einfluß schrieb man es zu, daß der Vater das neugeborene Kind aufhob und damit dessen Erziehung übernahm. Deshalb betitelte Jean Paul sein geistreiches Buch über die Erziehung «Levana».

Levante, ital. il Levante, d. h. das Morgenland, ein in ganz Europa verbreiteter geogr. Begriff, der im weitern Sinne alle von Italien aus nach Osten liegenden Länder am Mittelländischen Meere bis zum Euphrat und Nil umfaßt, also die europ. Türkei, Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten, deren Haupthandelsplätze (Konstantinopel, Smyrna, Skanderun oder Alexandrette, Aleppo und Alexandria) von den Italienern Scale di Levante, von den Franzosen Échelles du Levant (d. h. Staffeln des Morgenlandes) genannt werden. Im engern Sinne versteht man unter L. die Küsten Kleinasiens, Syriens und Aegyptens. Der dahin betriebene Handel wird der Levantische Handel genannt, weshalb auch der arab. Kaffee, weil er fast einzig über die Häfen dieser Küsten bezogen wird, Levantischer Kaffee heißt.

Levée en masse, s. Aufgebot (militärisch).

Lever hieß bei der franz. Hofetikette des 17. und 18. Jahrh. die Morgenaudienz, welche der König nach seinem Aufstehen in seinem Schlafzimmer ertheilte. Man unterschied das kleine und das große L. Ersteres bezeichnete den Zeitpunkt, wo der König sich anzukleiden begann und die zum ersten Eintritt berechtigten Personen empfing; letzteres fand statt, wenn er gekämmt und rasirt war und seine «Kammer» verlangte. Das kleine L. war eine Art zwangloser Versammlung, wobei Witze, Splitterrichtereien, Hof- und Stadtklatsch bis zu einem gewissen Grade gelitten wurden. Das große L. hatte einen strengern Charakter. Die Sitte des L., seit der Revolution in Frankreich abgeschafft, ist allmählich auch an den übrigen europ. Höfen abgekommen.

Lever (Charles James), engl. Romanschriftsteller und Novellist, wurde als Sohn eines Architekten in Dublin 31. Aug. 1809 geboren, studirte Medicin am Trinity-College in Dublin und in Göttingen und wurde 1832, während die Cholera in Irland wüthete, zum Arzt eines volkreichen Districts ernannt, welcher die Städte Londonderry, Newtown und Coleraine umfaßte. Nachdem er hier mehrere Jahre erfolgreich gewirkt hatte, erlangte er 1837 eine Anstellung als Arzt bei der engl. Gesandtschaft in Brüssel. Schon vorher hatte er indeß angefangen, in dem «Dublin University Magazine» den Roman «Harry Lorrequer» zu veröffentlichen und der allgemeine Beifall, welcher die vollständige Ausgabe dieses von Hablot Browne illustrirten Werks (Lond. 1837) begrüßte, veranlaßte L., seiner ärztlichen Laufbahn zu entsagen und sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Zuerst unter dem Pseudonym Harry Lorrequer, dann unter seinem eigenen Namen erschien seitdem von ihm eine große Anzahl Romane, meist Darstellungen irländ. Lebens und irländ. Charaktere, die durch frische malerische Färbung und den heitersten, oft ausgelassenen Humor glänzen und den Verfasser zum Liebling weiter Leserkreise gemacht haben. Auf «Harry Lorrequer» folgte 1840 «Charles O'Malley, the Irish Dragoon». Dieses Werk erschien, wie sein Vorgänger, zuerst in dem «Dublin University Magazine», dessen Herausgabe L. selbst 1842—45 übernahm und dessen Spalten er während dieser Jahre noch durch mehrere andere ähnliche Romane, wie «Jack Hinton, the guardsman» (1843) und «Tom Burke of ours» (1844) bereicherte. Polit. Streitigkeiten verleideten ihm jedoch diese Stellung. Er gab sie daher 1845 auf, verließ Irland und brachte den Rest seines Lebens auf dem europ. Festlande zu. Mehrere Jahre bewohnte er ein Schloß in Tirol, später ließ er sich in Florenz nieder. Im Nov. 1858 wurde er durch den Grafen Derby zum Viceconsul in Spezzia, im Febr. 1867 durch denselben Gönner zum Consul in Triest ernannt. Hier, bis zuletzt schriftstellerisch thätig, starb er 1. Juni 1872. Den obengenannten, vorzugsweise militärischen Romanen folgte eine Reihe anderer, welche besonders die halb feudale, halb patriarchalische irische Aristokratie einer frühern Epoche schilderte, wie «The O'Donoghue» (1845), «St. Patrick's eve» (1846), «The knight of Gwynne» (1847), «Roland Cashel» (1849), «Luttrel of Arran» (1865). Das fremde Element tritt besonders in «The Daltons» (1852), «The dodd family abroad» (1854), «The Martins of Cro'-Martin» (1856) und «Davenport dunn» (1860), hervor. Eine Stelle für sich behauptet der echt irische Charakterroman «Con Cregan, the Irish Gil Blas» (1857). In L.'s letzten Romanen macht die ausgelassene Heiterkeit einem ernstern Tone Platz. Es gehören dahin: «Sir

Digitized by Google

Brooke Fossbrooke» (1867), «The bramleighs of Bishop's Folly» (1868), «That boy of Norcott's» (1869), «A rent in the cloud» (1870) und «Lord Kilgobbin» (1872).

Leverrier (Urbain Jean Joseph), einer der bedeutendsten Astronomen des 19. Jahrh., geb. zu St.-Lô 11. März 1811, erhielt seine Bildung erst auf dem Collége seiner Vaterstadt, dann auf der Polytechnischen Schule zu Caen. Nachdem er 1829 im ersten Examen durchgefallen war, kam er nach Paris in das Collége Louis-le-Grand und gewann den mathem. Preis sowie die Aufnahme in die Polytechnische Schule zu Paris. Er wurde bald Ingenieur bei der Tabacksregie. Da er aber keine Aussicht hatte, in dieser Eigenschaft in Paris zu bleiben, gab er nach zwei Jahren die Anstellung auf, wurde Lehrer am Collége Stanislas in Paris, dann Repetent an der Polytechnischen Schule und 1846 Professor der Mécanique céleste bei der Faculté des sciences und 1854 Director der kaiserl. Sternwarte in Paris. Inzwischen war L. 1846 zum Mitglied der pariser Akademie erwählt worden; 1849 schickten die Wähler seines Geburtsdepartements Manche ihn in die Gesetzgebende Versammlung; 1852 wurde er Senator und Mitglied des Conseil supérieur de l'instruction publique. Im Jan. 1870 mußte L. als Director zurücktreten und Delaunay (s. d.) erhielt die Stelle, doch wurde er im Febr. 1873 nach Delaunay's Tode von Thiers wieder eingesetzt. In dieser Stellung starb L. 23. Sept. 1877 zu Paris. Seine ersten Schriften waren chem. Inhalts, wie «Sur les combinations du phosphore, etc.» (1835 u. 1837). Er beschäftigte sich 1845 mit der Bewegung des Mercur und auf Anrathen Arago's mit der Bewegung des Uranus und fand, daß die Bewegung dieses letzten Planeten nur durch die Annahme eines noch unsichtbaren und unbekannten Planeten erklärt werden könnte. Eine Abhandlung darüber wurde der pariser Akademie im Aug. 1846 vorgelegt, und L. forderte den damaligen Observator der berliner Sternwarte, Galle, auf, diesen unbekannten Planeten an einem bestimmten Orte aufzusuchen. Galle entdeckte 23. Sept. 1846 den neuen, von L. berechneten Planeten, dem einige den Namen «Leverrier» geben wollten, der schließlich aber den Namen Neptun (s. d.) erhalten hat. Eine Menge Abhandlungen L.'s, welche sich hauptsächlich mit physischer Astronomie beschäftigen, sind theils enthalten in Liouville's «Journal de l'École polytechnique», theils in den «Comptes rendus» der Akademie. Dieselben betreffen Bahnbestimmungen und Störungen der Planeten Mercur, Mars, Pallas, Uranus, Neptun u. s. w. und der Kometen von Faye, Lexell, de Vico u. s. w. L. hat die pariser Sternwarte neu eingerichtet und für dieselbe eine Menge neuer und großer Instrumente angeschafft. Von der Thätigkeit der Anstalt geben über 20 Bände Annalen Rechenschaft, die theils Beobachtungen, theils wichtige theoretische Arbeiten enthalten. Besonders bemerkenswerth sind die in den Annalen gegebenen neuen Tafeln der Sonne und der Planeten Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus. Unter seiner Leitung wurden zuerst telegr. Witterungsdepeschen eingeführt.

Leviathan, in der Bibel Name des Krokodils, spielt in der spätern jüd. und christl. Sage die Rolle eines dämonischen Ungethüms.

Levita (Elias), eigentlich Elia Levi Ben-Ascher, zubenannt Bachur, einer der größten jüd. Grammatiker, wurde um 1469 in Neustadt an der Aisch (unweit Nürnberg) geboren. Er wendete sich früh dem Studium der heiligen Schriften, der hebr. Sprache und der Masora zu. Von Padua, wo er schon 1504 lehrte, ging er 1509, nachdem er bei der Eroberung der Stadt alle seine Habe eingebüßt hatte, nach Venedig und von da 1512 nach Rom, wo Cardinal Egidio sein Schüler und Gönner wurde. In Rom traf ihn 1527 abermals das Unglück, nach der Eroberung der Stadt von den Kaiserlichen ausgeplündert zu werden, worauf er wieder nach Venedig ging. Im J. 1540 folgte er dem Rufe des Paul Fagius nach Isny, wo er mehrere Schriften verfaßte, kehrte aber bald zu seiner Familie nach Venedig zurück, wo er 1549 starb. Seine wichtigsten Schriften sind «Bachur», eine hebr. Grammatik (1518), «Meturgeman», ein Wörterbuch über das Targum (1541) und «Masoret Ha-Masoret» (1538; deutsch von Semler, 1772). Fast alle seine Werke wurden von Münster, Fagius u. a. ins Lateinische übersetzt. Vgl. Buber, «Leben und Schriften des Elias Bachur, genannt L.» (Lpz. 1856).

Leviten hießen bei den Juden die mit dem Tempeldienste betrauten Nachkommen des Levi, den die Ueberlieferung als einen der 12 Söhne Jakob's nennt. Sie bildeten, wenigstens in der Königszeit, einen besondern israel. Stamm ohne einen eigenen Landbezirk. Ursprünglich Richter und Höhenpriester und im Lande zerstreut, wurden sie seit der Cultusreform des Königs Hiskia Tempeldiener und hatten die Priester aus der Familie Aaron's bei allen denjenigen heiligen Handlungen im Tempel zu unterstützen, die nicht am Altare und mittels des heiligen Geräths verrichtet wurden, bis sie bei der Reform des Kirchenwesens durch Josia vollends ins

Digitized by Google

Priesterthum aufgenommen und, in 24 Klassen (Ephemerien) getheilt, als «Levitenpriester» 24 Hohen Priestern aus Aaron's Geschlecht unterstellt wurden. (S. Priester und Hoher Priester.) Ihr Einkommen bestand in dem Zehnten. — Analog hießen und heißen noch jetzt bei den Katholiken die Diakonen, welche dem Priester bei der Messe assistiren, L. — Das dritte Buch Mosis heißt Leviticus, weil es die Verordnungen für die Priester und L. enthält.

Levkoi (Matthiola R. Brown) heißt eine zu den Kreuzblütlern (Cruciferen) gehörende Pflanzengattung, welche stielrunde oder zusammengedrückte Schoten und eine aus zwei aufrechten, aneinanderliegenden Plättchen bestehende Narbe besitzt; die äußere Seite der Narbenplättchen erhebt sich in einen Buckel oder ein Horn. Es sind Kräuter oder Halbsträucher, welche, in den Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch, meistens mit einem aus Sternhaaren bestehenden weißlichen oder gräulichen Ueberzuge versehen sind und Blütentrauben von oft sehr angenehmem Geruche tragen. Der Winterlevkoi (M. incana R. Br.), auch Stockveil genannt, wird wegen des äußerst angenehmen Geruchs seiner vielfarbigen und oft gefüllten Blüten sehr häufig und allgemein in zahlreichen Spielarten cultivirt. Er ist in seiner Heimat (z. B. auf den Balearen, wo er sehr häufig in Felsspalten wächst) ein wirklicher Strauch. Gleichfalls häufig und allgemein wird der Sommerlevkoi (M. annua Sweet.), der nur einjährig ist, der kahle L. oder L. mit dem Lackblatte (M. glabra Dec.), der sich durch kahle grüne Blätter auszeichnet, und der Fensterlevkoi (M. fenestralis R. Br.), der aus Kreta stammt, niedrig ist und sich wegen seiner in einer gedrängten, straußartigen Traube stehenden Blumen schön ausnimmt, in Gärten und vor Fenstern gezogen. Linné rechnete die Levkoi-Arten zur Gattung Cheiranthus (s. d.), von der sie sich durch die Gestaltung der Schoten unterscheiden. Die Cultur des Winterlevkois stimmt mit derjenigen des Goldlacks im allgemeinen überein; der Sommerlevkoi wird blos durch Samen vermehrt.

Lévy (Michel), namhafter franz. Buchhändler, geb. von israel. Aeltern 20. Dec. 1821 zu Pfalzburg in Lothringen, kam schon früh nach Paris, wo er ein Lesecabinet und eine Verlagsbuchhandlung begründete, die sich zunächst auf Theaterstücke beschränkte, seit etwa 1850 aber so an Ausdehnung und Bedeutung gewann, daß die große Mehrzahl der hervorragendsten franz. Schriftsteller ihre Werke L. zum Verlag übergaben, so Dumas, Jules Janin, Balzac, V. Hugo, George Sand, A. de Vigny, E. de Girardin, Lamartine, Feuillet, Gautier, Karr, Scribe, Renan, Tocqueville, Guizot, Ampère, Michelet, Edgar Quinet, Paul Janet, Sainte-Beuve u. a. Auch suchte er namhafte Schriftsteller des Auslandes (Heine, Thackeray, Macaulay, Conscience u. a.) durch Uebersetzungen ihrer Werke in Frankreich einzuführen. Von seinen zahlreichen Unternehmungen fand namentlich die «Collection Michel L.», welche die bedeutendsten neuern Romane enthält, vermöge ihres wohlfeilen Preises (1 Fr. für den Band) eine außerordentliche Verbreitung. L. starb 6. Mai 1875 zu Paris. Inhaber des Geschäfts ist seitdem sein Bruder, Calman L., welcher bereits 1846 Theilhaber geworden war.

Lewald (Joh. Karl Aug.), deutscher Schriftsteller, geb. 14. Oct. 1792 zu Königsberg in Preußen, verlebte eine Reihe von Jahren in abenteuerlicher Weise, worüber seine «Aquarelle aus dem Leben» (4 Bde., Manh. 1836—37) manches mittheilen. Als Secretär im russ. Hauptquartier machte er den Befreiungskrieg mit, und eine ähnliche Stelle bekleidete er dann bei der Generaldirection der russ. Spitäler in Deutschland. Nach Auflösung seines Dienstverhältnisses hielt er sich in Breslau auf und betrieb im Umgange mit Schall und Holtei dramatische Studien, als deren erstes Product er das Lustspiel «Der Großpapa» unter dem Namen Kurt Waller aufführen und später drucken ließ. Im J. 1818 trat L. zu Brünn als Schauspieler auf und verlebte von da an neun Jahre theils als Schauspieler, theils als technisches Mitglied der Directionen in Brünn, München, Nürnberg, Bamberg, an welchen beiden letztern Orten er die Oberleitung der Bühne hatte. Dann wirkte er noch vier Jahre als technischer Director an dem neuen Stadttheater zu Hamburg. Auch in dieser Zeit ruhte seine literarische Thätigkeit nicht, die sich theils in Abfassung von «Novellen» (3 Bde., Hamb. 1831—33), theils in dramatischen Arbeiten, theils in journalistischen Unternehmungen bekundete. Nachdem er sich 1831 einige Zeit in Paris aufgehalten, kehrte er nach München zurück und wohnte seit Herbst 1834 in Stuttgart. Er widmete sich nun hauptsächlich dem 1835 von ihm begründeten Journal «Europa, Chronik der gebildeten Welt», das später (1846) F. G. Kühne in Leipzig übernahm. Daneben veröffentlichte er zahlreiche Schriften, Romane und Novellen, Reisehandbücher, auch dramaturgische Werke. L. verlegte 1841 seinen Wohnsitz nach Baden-Baden, 1846 ging er nach Wien. In den J. 1848 und 1849 befand er sich in Frankfurt, wo er an polit. Blättern thätig war. Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart übernahm er die Mitredaction der conservativen Zeitung

Digitized by Google

«Deutsche Chronik» und erhielt zugleich eine Anstellung als Regisseur des Hoftheaters. Eine seit früher Jugend genährte Richtung führte ihn der kath. Kirche zu. Seine «Gesammelten Werke» gab er in Auswahl heraus (12 Bde., Lpz. 1844—45). L. zeigt in seinen Schriften ein vielseitiges Talent; doch spiegelt sich sein vielbewegtes Leben oft merklich in der Flüchtigkeit seiner Leistungen ab. Seine letzten Productionen waren: «Torniſterbüchel» (Schaffh. 1861), der Roman «Der Insurgent» (2 Bde., Schaffh. 1865) und «Inigo. Eine Bilderreihe aus dem Leben des heil. Ignatius von Loyola» (Schaffh. 1870). L. starb zu München 10. März 1871.

Lewald (Fanny), namhafte deutsche Romanschriftstellerin, eine Verwandte des Vorigen, geb. 24. März 1811 zu Königsberg in Preußen von israel. Aeltern, trat im 17. Lebensjahre zum Christenthum über. Im J. 1831 machte sie mit ihrem Vater die erste größere Reise durch Deutschland und Frankreich; die nächsten Jahre verbrachte sie in Breslau und Berlin. Zur Unterhaltung einer kranken Schwester hatte sie schon 1834 Märchen geschrieben. Doch erst ihr Vetter, August L., machte sie auf ihre Begabung aufmerksam und veröffentlichte 1841 ihre erste Novelle «Der Stellvertreter» in der «Europa». Es erschienen dann von ihr anonym: «Clementine» (Lpz. 1842), «Jenny» (Lpz. 1843), «Eine Lebensfrage» (Lpz. 1845), «Das arme Mädchen», letztere Novelle in der «Urania». In diesen Schriften von vielem Interesse bekundete sich Fanny L. als eine freisinnige Denkerin in socialer wie in polit. Beziehung. Eine Reise nach Italien (1845—46), während welcher sie Adolf Stahr's Bekanntschaft machte, bezeichnet einen Wendepunkt in ihrer Entwickelung wie in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Dies gibt sich bereits kund in dem «Ital. Bilderbuch» (2 Bde., Berl. 1847), dem später das «Reisetagebuch aus England und Schottland» (2 Bde., Braunschw. 1852) folgte. Seitdem veröffentlichte sie eine Reihe von Romanen, Novellen und andern Schriften, die zum Theil viel Aufmerksamkeit erregten. Dahin gehören: «Diogena, Roman von Iduna Gräfin H. H.» (2. Aufl., Lpz. 1847), eine in wenigen Tagen verfaßte meisterhafte Persiflage der Gräfin Hahn-Hahn; «Prinz Louis Ferdinand» (3 Bde., Bresl. 1849), «Erinnerungen aus dem J. 1848» (2 Bde., Braunschw. 1850), «Liebesbriefe» (Braunschw. 1850), «Dünen- und Berggeschichten» (2 Bde., Braunschw. 1851), «Wandlungen» (4 Bde., Braunschw. 1853), «Adele» (Braunschw. 1854), «Deutsche Lebensbilder» (Braunschw. 1855), «Die Kammerjungfer» (2 Bde., Braunschw. 1856), «Die Reisegefährten» (2 Bde., Berl. 1854), «Neue Romane» (5 Bde., Berl. 1858—61). Als ihre vorzüglichsten Leistungen gelten indeß die Dorfgeschichte «Das Mädchen von Hela» (2 Bde., Berl. 1860), der Roman «Von Geschlecht zu Geschlecht» (8 Bde., Berl. 1863—65), die Romane «Die Erlöserin» (1873), «Benedict» (1874), «Benvenuto» (1875), die 1877 erschienenen «Neuen Novellen» und die Autobiographie «Meine Lebensgeschichte» (6 Bde., Berl. 1861). Eine Auswahl ihrer Schriften erschien unter dem Titel «Gesammelte Werke» (12 Bde., Berl. 1871—75). In allen ihren Schriften bekundet Fanny L. einen durchdringenden Geist, Feinheit der Beobachtung, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und schöpferische Kraft der Gestaltenbildung, verbunden mit Schönheit und Reinheit der Sprache und der Darstellung. Durch ihre Selbstbiographie, wie durch die «Osterbriefe für die Frauen» (Berl. 1863) und «Briefe für und wider die Frauen» (2. Aufl., Berl. 1875) hat sie die Frage bezüglich der gewerblichen weiblichen Thätigkeit in Deutschland wesentlich angeregt und gefördert. Im J. 1855 vermählte sie sich mit Adolf Stahr (s. d.), nach dessen Tode sie auch ferner wesentlich in Berlin lebt, das sie seit 1846 zu ihrem Wohnorte gewählt hatte.

Lewenhaupt (Adam Ludw., Graf), schwed. General, geb. 15. April 1659 auf der Insel Seeland im Lager von Kopenhagen, studirte in Lund und Upsala und später in Wittenberg und Rostock. Da er nach beendigten Studien eine entsprechende Anstellung im Vaterlande nicht erhalten konnte, trat er in bair. Kriegsdienste, in denen er als Rittmeister gegen die Türken in Ungarn focht. Erst 1697 kehrte er nach Schweden zurück, wo ihn Karl XII. zum Chef eines neugeworbenen Regiments machte. In dem Nordischen Kriege focht er sehr glücklich gegen die Russen, siegte 1705 bei Gemauerthof und stieg zum General der Infanterie auf. Doch 1708, als er dem König ein Hülfscorps von 16,000 Mann zuführen wollte, erlitt er bei Slop am Dnjepr durch Peter d. Gr. eine Niederlage. Zwar schlug er sich zum König durch, allein nach der Schlacht bei Pultawa mußte er 1709 eine Capitulation abschließen, welche den Rest der schwed. Armee in russ. Gefangenschaft brachte. Er selbst blieb gegen 10 Jahre als Gefangener in Rußland, wurde von Ulrike Eleonore bei ihrer Thronbesteigung zum Reichsrath ernannt, starb aber, ohne sein Vaterland wieder betreten zu haben, 12. Febr. 1719. — Charles Emil, Graf L., geb. 1691, wurde wegen der mit der Capitulation von Helsingfors endenden Kriegsführung in Finland 1742 vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und 1743 enthauptet.

Digitized by Google

Lewes (George Henry), namhafter engl. Schriftsteller, wurde 18. April 1817 in London geboren und empfing seine Erziehung theils auf dem Continent, theils in der Schule Burney's zu Greenwich. Den Kaufmannsstand, für den er bestimmt war, gab er bald auf, um sich der Medicin zu widmen. Durch seine anatom. und physiol. Studien wurde er zur Philosophie hingezogen, mit der er sich während eines Aufenthalts in Deutschland, 1838—39, eifrig beschäftigte. Nach England zurückgekehrt, begann er sogleich eine vielseitige literarische Thätigkeit. Er schrieb sowol für die wissenschaftliche als für die polit. Presse und war 1849—54 Redacteur der Zeitung «The Leader». Von seinen größern Arbeiten ist die verdienstvolle «Biographical history of philosophy», umgearbeitet in «History of philosophy from Thales to Comte» (4. Aufl., 2 Bde., Lond. 1871; deutsch, 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1873—76), zu erwähnen; außerdem hat man von ihm ein «Life of Robespierre» (Lond. 1852), ein Werk über das span. Drama, Einleitung und biographische Notizen zu den «Selections from the modern British dramatists» (2 Bde., Lpz. 1861), den beifällig aufgenommenen Roman «Ranthorpe» u. a. In Deutschland wurde der Name L.' durch sein «Life of Goethe» (2 Bde., Lond. 1855; Lpz. 1855; deutsch von Frese, 11. Aufl., Stuttg. 1877) bekannt, das sich nicht allein durch anziehenden Stil empfiehlt, sondern auch manche neue und treffende Ansichten enthält und von tiefem Verständniß des großen Dichters zeugt. Die zweite Auflage (Lond. 1863; Lpz. 1864) ist wesentlich umgearbeitet und vervollständigt; eine dritte Auflage erschien 1875, nachdem L. vorher auch eine abgekürzte Ausgabe veranstaltet hatte, «The story of Goethe's life» (Lond. u. Lpz. 1873). In den Jahresversammlungen der British Association 1858 und 1859 trug er Abhandlungen «Ueber die chorda spinalis als den Mittelpunkt der Empfindung und der Willenskraft» und «Ueber das Nervensystem» vor, welche lebhaft erörtert wurden und auch die Aufmerksamkeit der deutschen Physiologen auf sich zogen. Eine höchst interessante Lektüre bilden seine «Sea-side studies» (Lond. 1858; deutsch von Frese, Berl. 1859) und «Physiology of common life» (Lond. 1860; deutsch von J. V. Carus, Lpz. 1860). Sein «Aristotle» (Lond. 1864; deutsch von J. V. Carus, Lpz. 1866) ist ein Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhang darzustellen und die philos. Gesichtspunkte darzulegen, aus denen Ursprung und Entwickelung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden müssen. Seine neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Physiologie und Psychologie sind: «Problems of life and mind» (3 Bde., Lond. 1874—75), «On actors and the art of acting» (Lond. 1875), «The physical basis of mind» (Lond. 1877). Im Mai 1865 begann L. die Herausgabe der «Fortnightly Review». — Mary Anne L., Gemahlin des Vorigen, als Romanschriftstellerin bekannt unter dem Pseudonym George Eliot, ist eine Tochter des Pfarrers Evans und wurde um 1820 geboren. Eine Zeit lang war sie Mitarbeiterin an der «Westminster Review». Pseudonym gab sie 1846 eine Uebersetzung von Strauß' «Leben Jesu», 1854 eine Uebersetzung von Feuerbach's «Wesen des Christenthums» heraus. Als Schriftstellerin wurde sie zuerst bekannt durch die Novellen «Scenes of clerical life» (2 Bde., Edinb. 1858), Bilder aus dem Leben der engl. Landgeistlichkeit, besonders der Dissenter. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte jedoch erst ihr Roman «Adam Bede» (3 Bde., Lond. 1859), der die Verfasserin zu einer der ersten engl. Romanschriftstellerinnen erhob. Seine Vorzüge sind eine ebenso tiefe als glänzende Charakterentwickelung, echt epische Kraft und Fülle, ein Stil von außerordentlicher Selbstständigkeit und Reinheit und eine höchst originelle Schilderung des provinziellen engl. Volkslebens. In demselben Kreise bewegte sich auch der Roman «The mill on the floss» (3 Bde., Lond. 1860). Ihr folgender Roman «Silas Marner, the weaver of Raveloe» (3 Bde., Lond. 1861) fand geringern Anklang. Den tiefsten Eindruck brachte dagegen der Roman «Romola» (3 Bde., Lond. 1863) hervor, worin die Verfasserin mit Meisterhand ein Bild der ital. Renaissancezeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. entwarf. Der drei Jahre später erscheinende Roman «Felix Holt, the radical» (3 Bde., Lond. 1866) reiht sich den frühern Arbeiten der Verfasserin würdig an. Später veröffentlichte L. Romane und Novellen in Versen. Der erste und umfangreichste derselben ist «The Spanish gipsy» (Lond. 1868; 5. Aufl. 1875), ein versificirter Roman aus der jüd.-maurischen Welt Südspaniens. Diesem folgten die kürzern Gedichte «Agatha» (Lond. 1869), «The legend of Jubal» (1870) und «Armgart, a dramatic poem» (1871). Die Form dieser Gedichte ist meist der fünffüßige ungereimte Jambus. Man findet in denselben alle poetischen und stilistischen Vorzüge der Verfasserin wieder. Neuerdings kehrte sie wieder zu der gewohnten Romanform zurück in «Middlemarch» (4 Bde., Lond. 1874) und «Daniel Deronda» (4 Bde., Lond. 1876), von welchen das erstere ziemlich allgemein als ihr größtes Werk anerkannt wird. Auszüge aus ihren Werken

Digitized by Google

erschienen in «Wise, witty and tender sayings from the works of George Eliot» von A. Main (Lond. 1872; 2. Aufl. 1873).

Lewis (Sir George Cornewall), engl. Staatsmann und Gelehrter, geb. zu London 21. Oct. 1806, war der Sohn des Sir Thomas Frankland L., der nacheinander die Aemter eines Schatzsecretärs, eines Vicepräsidenten des Handelsministeriums und eines Präsidenten der Armencommission bekleidete, 1846 zum Baronet erhoben wurde und 22. Jan. 1855 starb. In der Schule zu Eton erzogen, studirte der junge L. 1824—28 in Oxford und trat 1831 als Barrister in die Innung des Middle-Temple, ohne sich jedoch der Advocatur zu widmen. Schon seit 1828 war er Mitarbeiter des «Classical Journal» und der «Foreign Quarterly Review»; in Gemeinschaft mit Henry Tuffnell übersetzte er Böckh's «Staatshaushalt der Athener» und K. O. Müller's «Dorier» (Lond. 1830). Von seinen andern Schriften verdienen der «Essay on the use and abuse of political terms» (1832) und besonders «On the influence of authority in matters of opinion» (1849; 2. Aufl. 1875) Erwähnung, die sich durch philos. Geist und Gedankenreichthum empfehlen, aber in einem etwas trockenen Stil geschrieben sind; ferner der «Essay on the origin and formation of the Romanic languages», ein «Glossary of provincial words used in Herefordshire» und eine Ausgabe der Fabeln des Babrius. Im Jan. 1839 folgte er seinem Vater als Commissar für die Armenpflege, welchen Posten er unter drei Ministerien bis zum Juli 1847 beibehielt. Erst jetzt begann er als liberaler Abgeordneter für Herefordshire seine parlamentarische Laufbahn, war vom Nov. 1847 bis Mai 1848 Secretär des Indischen Amtes, dann Unterstaatssecretär für das Innere und von Juli 1850 bis zum Sturz des Ministeriums Russell im Febr. 1852 Schatzsecretär. Bei den nun folgenden Wahlen vom Parlament ausgeschlossen, benutzte er die Zwischenpause seiner polit. Thätigkeit, um die Redaction der «Edinburgh Review» zu übernehmen und sein Hauptwerk «Enquiry into the credibility of early Roman history» (2 Bde., Lond. 1855; deutsch von Liebrecht, 2. Aufl., Hannov. 1863) zu vollenden. In seinen Resultaten auf diesem Gebiete trifft er nicht selten mit Niebuhr zusammen, welchem er sonst in manchen wichtigen Punkten entgegentritt, indem er, obgleich mit den negativen Resultaten seiner Forschungen einverstanden, die positiven in Frage stellt. Nach dem Tode seines Vaters erbte L. die Baronetswürde und die Vertretung der Grafschaft Radnor, und im Febr. 1855 ward er der Nachfolger Gladstone's als Kanzler der Schatzkammer. Mit Umsicht und Erfolg verwaltete er die engl. Finanzen bis zur Auflösung des Ministeriums Palmerston im Febr. 1858 während eines der schwierigsten Zeiträume der engl. Geschichte, in welchen der Orientkrieg, der ind. Aufstand und die Verwickelungen in China fallen. Seit dem Wiedereintritt Palmerston's im Juni 1859 war er erst als Staatssecretär für das Innere, dann vom Juli 1861 an als Kriegsminister thätig, was ihn jedoch nicht verhinderte, seine gelehrten Beschäftigungen fortzusetzen und die sehr umfassende und gründliche «Historical survey of the astronomy of the ancients» (Lond. 1862) zu veröffentlichen. Der amerik. Krieg veranlaßte ihn zu dem mit anerkennungswerther Objectivität geschriebenen «Dialogue on the best form of government» (Lond. 1863). Erst nach seinem Tode erschienen die «Essays on the administration of Great Britain from 1783 to 1830» (Lond. 1864). Er starb plötzlich auf seinem Landsitze Harpton-Court in Radnorshire 13. April 1863. Zu Hereford ward ihm im Sept. 1864 ein Standbild errichtet. Vgl. Sir G. F. Lewis, «Letters of Sir George Cornewall L. to various friends» (Lond. 1870). — Seine Gattin, Lady Maria Theresa L., geb. 8. März 1803, Schwester des Grafen Clarendon und Witwe des Novellisten Th. H. Lister, an dessen «Memoir of the life and administration of the Earl of Clarendon» (3 Bde., Lond. 1838), einer Biographie ihres Urältervaters, sie theilnahm, gab außer dem Roman «The semi-detached house» (Lond. 1859) die sehr interessanten Tagebücher der Miß Berry über die socialen und polit. Zustände Englands und des Continents zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. heraus. Sie starb zu Oxford 8. Nov. 1865.

Lex, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach der Gleichstellung der Tributcomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen L. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Comitien von einem Magistrat gebracht, nach dessen Geschlechtsnamen man es dann auch benannte, z. B. Lex Licinia, Cornelia u. s. w. Den Comitien gingen die Bekanntmachung des Gesetzentwurfs (promulgatio) und Concionen zuvor, in denen für und wider gesprochen wurde; bei den Comitien forderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung auf. (S. Comitien.)

Digitized by Google

Der Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthält, hieß sanctio legis, und ein Gesetz mit dieser Sanction Lex perfecta, ohne dieselbe Lex imperfecta. In der Kaiserzeit haben Senatsconsulte und die Constitutionen der Kaiser gleiche Kraft mit den leges, doch bedienten sich Augustus und dessen nächste Nachfolger noch häufig der Comitien. In der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. wurde indeß deren Mitwirkung seltener, und nach Nerva kommt kein Beispiel einer L. mehr vor. — L. bedeutet ferner, besonders im kanonischen Recht, das Alte Testament; das röm. Recht, besonders in der Pluralform, «in legibus»; ferner jede Vertragsbestimmung, wie auch Rechtsaufzeichnung. (S. Germanische Volksrechte.)

Lexikon (griech.) nannten die Alten im allgemeinen jedes Wörterbuch, dergleichen zuerst von den Griechen theils zur Erklärung alter und seltener oder sinnverwandter Wörter, z. B. von Hesychius, Pollux, Suidas und Ammonius, theils zur Erläuterung einzelner Schriftsteller oder ganzer Klassen derselben, z. B. des Homer vom Sophisten Apollonius, des Hippokrates von Erotianus, des Plato von Timäus, der Redner von Harpokration, theils endlich zur Unterscheidung der Ausdrücke des attischen und gemeinen Dialekts, z. B. von Herodianus, Möris u. a., verfaßt wurden. (S. Wörterbuch.) Die Lehre oder Wissenschaft von der gehörigen Zusammenstellung des Sprachschatzes heißt daher Lexikologie, die Uebersicht der literarischen Erscheinungen auf diesem Felde aber Lexikographie. (S. Encyklopädie.)

Lexington, kleines Dorf 18 Kilom. nordwestlich von Boston, im Staate Massachusetts, ist berühmt durch das erste blutige Zusammentreffen der revolutionirenden Amerikaner mit den königl. engl. Truppen 19. April 1775. Ein Monument bezeichnet den Platz, wo die Amerikaner, im ganzen nur acht, fielen. Dieses an sich unbedeutende Gefecht eröffnete den amerik. Revolutionskrieg. Seitdem gibt es kaum einen Staat in der Union, der nicht zu Ehren dieses Ereignisses sein L. hätte. Erwähnenswerth darunter ist L. als die älteste und ehemalige Hauptstadt des Staates Kentucky, mit 14,801 E. und der Transylvania-Universität, sowie mehrern schönen öffentlichen Gebäuden und ansehnlichen Fabriken in Wolle, Baumwolle, Hanf und Eisen. — Ferner ist zu nennen L. in Rockbridge-County in Virginien mit der von George Washington gegründeten, jetzt Washington- und Lee-Universität genannten Bildungsanstalt und dem virgin. militärischen Institute, an welchem auch Stonewall Jackson Lehrer und der ehemalige General Lee 1865—70 Präsident war. Nicht weit davon befindet sich eine natürliche Felsenbrücke über den im Bürgerkrieg vielfach bekannt gewordenen Cedar-Creek.

Leyden, s. Leiden. — **Leydener Flasche**, s. Kleist'sche Flasche.

Leyden (Ernst Victor), namhafter Patholog, geb. 20. April 1832 zu Danzig, besuchte das Gymnasium in Marienwerder, studirte 1849—54 als Eleve des Friedrich-Wilhelm-Instituts zu Berlin Medicin, trat dann 1854 als Militärarzt in die Armee ein und fungirte als solcher in Düsseldorf, Danzig, Gumbinnen und Königsberg. Im Mai 1857 wurde L. Oberarzt im Friedrich-Wilhelm-Institut, 1862 Bataillonsarzt im Garde-Füsilierregiment und nahm in dieser Stellung am Deutsch-Dänischen Kriege von 1864 theil, wurde dann April 1865 als ord. Professor der Pathologie und Therapie nach Königsberg, Ostern 1872 in derselben Eigenschaft nach Straßburg und endlich Oct. 1876 als Nachfolger Traube's als ord. Professor und Director der propädeutischen Klinik nach Berlin berufen. L.'s Arbeiten behandeln vorwiegend die Nerven- und Rückenmarkskrankheiten. Außer zahlreichen, in medic. Zeitschriften erschienenen Abhandlungen veröffentlichte er namentlich die Schrift über «Die graue Degeneration der hintern Rückenmarksstränge» (Berl. 1863), ferner «Beiträge zur Pathologie des Ikterus» (Berl. 1866), «Ueber Reflexlähmungen» (Lpz. 1870), «Ueber Lungenbrand» (Lpz. 1871) und sein Hauptwerk «Klinik der Rückenmarkskrankheiten» (2 Bde., Berl. 1874—76).

Leys (Hendrik, Baron), ausgezeichneter belg. Genre- und Historienmaler, wurde 26. Febr. 1815 zu Antwerpen geboren und hatte seinen Schwager Ferd. de Brackelaer zum Lehrer. Er nahm seine Stoffe gern aus dem Mittelalter, welches er nach seiner äußern Erscheinung sehr genau studirt hat. Indem er in Bezug auf Farbenvortrag die Meister des 17. Jahrh. nicht nur erreichte, sondern übertraf, wurde er bald einer der beliebtesten Künstler seines Gebietes. Sein Waffenschmied, seine Wirthshausscenen, Predigten in goth. Kirchen, der Neujahrsbrauch in Flandern u. s. w. haben einen goldenen Farbenzauber. Zuletzt ging der Künstler in der Treue der Nachbildung so weit, daß er auch durchaus in dem Stile der Zeit malt, die er schildert, sodaß sein Albrecht Dürer, wie er den Erasmus porträtirt, fast wie ein Bild aus Dürer's Zeit erscheint. Aehnlich Luther als Chorknabe, die Einführung der Inquisition in die Niederlande 1550, Erasmus, welcher Margaretha von Oesterreich und dem jungen Karl V. seine Abhandlung «De institutione principis» vorliest, die Gründung des Ordens des Goldenen

Digitized by Google

Vlieses. Alle diese Bilder zeigen in Vortrag und Colorit ganz den Charakter der altflandr. und altdeutschen Schulen. Es war dies eine Laune, aber dem Künstler ging dabei die Kraft der Individualisirung und Charakteristik keineswegs ab. Seine letzten großen Schöpfungen sind sechs große histor. Bilder aus der Geschichte Antwerpens, welche er für den Hauptsaal des Stadthauses seiner Vaterstadt malte. Auf der Höhe seines Ruhms starb der Künstler, den König Leopold I. zum Baron ernannt hatte, in Antwerpen, wo er stets gelebt, 26. Aug. 1869.

Leyser (Augustin von), einer der einflußreichsten Rechtslehrer des 18. Jahrh., geb. 1683 zu Wittenberg, wurde, nachdem er mehrere Reisen, namentlich auch nach England und Italien unternommen hatte, daselbst 1708 außerord. Professor der Rechte. Im J. 1712 ging er als ord. Professor nach Helmstedt, kehrte indeß 1729 als Ordinarius nach Wittenberg zurück, wo er 3. Mai 1752 starb. Sein Hauptwerk sind die «Meditationes ad Pandectas» (11 Bde., 1718—47), die Abhandlungen über alle Zweige der Rechtswissenschaft enthalten. Sie wurden nach seinem Tode von Höpfner fortgesetzt (2 Bde., 1774—80) und von Hartleben und J. E. D. Müller commentirt und hatten bis in die neuere Zeit auf die Rechtspflege großen Einfluß.

L'Hlassa, H'Lassa oder **Lassa**, d. h. Land der Götter, die Hauptstadt Tibets, das Rom der Buddhisten, in der Provinz Dwus oder Uei, in einer weiten, von vereinzelten Bergen besetzten, wasser- und fruchtreichen Ebene unter 90° 59′ 43″ östl. L. (von Greenwich) und 29° 39′ 17″ nördl. Br., 3566 Mt. hoch, unweit westlich vom Ki-ho, einem linken Nebenflusse des Jaru-Dsang-botsju oder Brahmaputra gelegen, ist von nicht großem Umfang und zählt etwa 25,000 E. Die Hauptstraßen sind sehr breit, gerade und auch sauber, voll Schmuz dagegen die Vorstädte, jenseit welcher zahlreiche Gärten und Parke dem Ganzen eine reizende Umfassung verleihen. Nach dem Franzosen Huc, dem einzigen Europäer, welcher in neuerer Zeit (1846) aus eigener Anschauung die Stadt beschrieben, hat L. im ganzen große Häuser von mehrern Stockwerken, in welchen oft 50 Familien Obdach finden. Die Stadthäuser, äußerlich sauber, im Innern schmuzig und geschmacklos, sind aus Fels, Backstein oder Lehm aufgeführt. Den Mittelpunkt der Stadt bildet das sehr umfangreiche Kloster Labbrang, das als Centrum des ganzen Landes gilt. Auf dasselbe führen alle Landstraßen, welche Tibet durchschneiden, und in ihm hat die Regierung ihren Sitz und versammeln sich die Minister und andere höhere Behörden zur Berathung wichtiger Angelegenheiten, ehe diese an den Dalaï-Lama und die beiden chines. Gouverneure gehen. Außerdem ist das Kloster Moru, wo die Eingeborenen ihre Studien treiben, wegen seiner Druckereien bemerkenswerth, sowie das Pockenhospital, in welchem jedoch die als Aerzte fungirenden Lamas nur Singen und Beten als Heilmittel anwenden. Nur 1 Kilom. westlich von L. liegt auf einem nicht sehr hohen dreigipfeligen Kegelberge die berühmte Residenz des Dalaï-Lama (s. Lama), eine ganze Tempel-, Kloster- und Palastgruppe, tibetanisch Potala oder Botala, eigentlich Buddha-Lha (d. i. der Weisheit Glück), chines. Futo-Schan genannt. Auf einem andern Gipfel desselben Bergs stehen zwei große Klosterpaläste zur Aufnahme der fremden Lamas, welche hier ihre theol. Studien vollenden wollen. Zwei von der Stadt nach Potala führende Baumgänge bilden eine lebhafte Straße, auf welcher sich unausgesetzt eine große Menge Pilger aus der Ferne zu Fuß sowie die prächtig gekleideten Hoflamas auf Rossen bewegen. Die Stadt L. ist ein Mittel- und Sammelpunkt sowie ein wichtiger Handelsplatz für das ganze östl. Asien und zeigt die größte Mannichfaltigkeit von Völkerschaften und Mundarten. Unterhalb L. liegen nach den vier Weltgegenden die vier Klöster Samje, Ghaldhan, Sera und Bhraebung, die größten der dreitausend, welche Großtibet haben soll. Das erste war einst die Residenz der weltlichen Könige des Landes. Das zweite birgt die unverwesliche Leiche des buddhistischen Reformators Tsongkhapa. In die beiden andern begibt sich jährlich der Dalaï-Lama einmal, um das Buddhagesetz zu erklären.

L'Hombre, eins der feinsten Kartenspiele, deshalb auch das königl. Spiel genannt, wurde von den Spaniern, wie einige behaupten, bald nachdem sie die Spielkarten kennen gelernt, nach andern erst um 1430 erfunden und binnen kurzer Zeit zum Nationalspiel. Durch die Spanier lernten es die Mauren kennen, und Franz I. soll es aus Spanien nach Frankreich gebracht haben, von wo aus es später auch im übrigen Europa Eingang fand. Dasselbe wird mit franz. Karten, in welchen die Achten, Neunen und Zehnen fehlen, von drei Personen gespielt; doch vereinigen sich gewöhnlich vier zu einer Partie, von denen dann der dem Kartengeber Gegenübersitzende, Mort (d. i. Todter) genannt, nicht mitspielt. Vgl. Schwetschke, «Geschichte des L.» (Halle 1863).

L'Hôpital (Michel de), Kanzler von Frankreich, geb. 1505 zu Aigueperse unweit Riom im Depart. Puy-de-Dôme, war der Sohn eines angeblich jüd. Arztes, der im Dienst des Connétable Karl von Bourbon stand. Während der Verbannung dieses Prinzen ging auch der junge

Digitized by Google

L. nach Italien und studirte zu Padua die Rechte. Er erhielt darauf das Amt eines Auditors der Rota zu Rom, kehrte aber 1534 auf Veranlassung des Cardinals Grammont nach Paris zurück. Nach dem Tode des letztern beschäftigte er sich drei Jahre als Advocat und erhielt dann zu Paris die Stelle eines Parlamentsraths, die er jedoch bald niederlegte. Im J. 1547 sandte ihn der Hof auf das Concil zu Trient, das damals nach Bologna verlegt worden war. Nach dem Sturze seines Gönners, des Kanzlers Ollivier, ernannte ihn Margarethe von Valois zu ihrem Hauskanzler, und durch den Einfluß des Herzogs Karl von Guise, Cardinals von Lothringen, wurde er 1554 Oberintendant der Finanzen. Er verwaltete dieses Amt mit ungewöhnlicher Treue und setzte sich dadurch in große Achtung. Mit der Thronbesteigung Franz' II. gelangte er in den Staatsrath, nahm jedoch bald darauf die Stelle eines Kanzlers der Margarethe von Valois (Tochter Franz' I., Herzogin von Berri) an. Katharina von Medici, als sie 1560 für den unmündigen Karl IX. das Staatsruder ergriff, ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich. Als ein Mann von universeller Bildung, mildem Charakter und tiefer polit. Einsicht sollte er den gänzlich zerrütteten Staat ordnen und die Leidenschaften der Parteien unterdrücken. In der That suchte er durch ein gemäßigtes Verfahren, sowol gegen die Hugenotten wie gegen die Guisen und Katholiken, den Bürgerkrieg beizulegen und den Parteigeist zu brechen. Indeß war der Riß in der Nation zu tief, als daß eine solche Vermittelungspolitik hätte Anerkennung finden können. Schon nach dem Frieden zu Amboise, 1563, verlor er seinen Einfluß. Nachdem ihn die Königin-Mutter aus dem Staatsrath ausgeschlossen, legte er 1568 sein Kanzleramt nieder, verließ den Hof und lebte auf dem kleinen Landgute Vignay bei Estampes den Wissenschaften. Ehe die Metzeleien in der Bartholomäusnacht von 1572 begannen, ließ Katharina sein Haus durch Soldaten besetzen, um ihn gegen die Wuth des kath. Pöbels zu schützen. Inmitten des Bürgerkriegs starb er in großer Armuth 15. März 1573. Sein in der Kirche zu Vignay errichtetes Grabmal wurde 1836 durch eine Nationalsubscription erneuert. L. hinterließ schöne lat. Poesien, Memoiren, Reden und mehrere Manuscripte juriſt.-publiciſtiſchen Inhalts, die als «Oeuvres» von Dufey de l'Yonne (5 Bde., Par. 1824—26) erschienen. Später gab Dupin der Aeltere die Schrift «Harangue du chancelier de L'H. sur un budget du XVIe siècle» heraus. Vgl. Villemain, «Vie de L'H.» (Par. 1827; neue Ausg. 1874).

Li ist der Name des chines. Wegemaßes, welches zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Länge hatte. Gegenwärtig besteht das Li aus 360 Pu (Schritt) oder 180 Tschang (Ruthen) und entspricht 443 Mt.; es gehen somit 251 Li auf einen Aequatorialgrad.

Liänen ist ein zuerst in den franz. Colonien aufgekommener, dann auch in die deutschen Reisebeschreibungen tropischer Länder aufgenommener Ausdruck, der durch das deutsche Wort Schlingpflanzen vollständig ersetzt wird. Man versteht darunter alle Gewächse mit einem sehr langen, biegsamen, windenden, kletternden oder rankenden Stengel oder Stamm, die an Bäumen und Sträuchern der Wälder emporsteigen, öfters noch über deren Kronen hin fortwuchern und häufig, sich von Baum zu Baum schlingend, malerische Festons oder undurchdringliche, die Baumstämme und Sträucher überspinnende Geflechte bilden. In nordischen Ländern ist diese Pflanzenform nicht häufig. Doch zeigt z. B. die in Hecken häufige Gemeine Waldrebe (Clematis Vitalba), wenn sie sich selbst überlassen bleibt, diese Form, und besonders das in den Wäldern wachsende deutsche Geißblatt oder der gemeine Jelängerjelieber (Lonicera Periclymenum), dessen Stengel die Stämme der Waldbäume fest umschlingt, sowie der wilde Hopfen und die Heckenwinde (Convolvulus). In den heißen Gegenden sind dagegen die L. häufig und bringen in das Bild einer tropischen Landschaft einen vielfach wechselnden und um so schönern Zug, als gerade viele dieser Schlingsträucher durch Menge und Pracht ihrer Blumen auffallen. Sie erschweren zwar die Zugänglichkeit der Wälder, sind aber als natürliche, oft kaum zerreißbare Seile den Eingeborenen von großem Nutzen. Botanisch genommen, gehören sie zu den verschiedensten Pflanzenfamilien. In europ. Gärten sind sie selten, da sie meist sorgfältige Abwartung im Glashause verlangen und keineswegs alle leicht zum Blühen zu bringen sind.

Liard war ursprünglich der Name einer franz. Silbermünze, welche seit der Mitte des 16. Jahrh., namentlich unter Franz I. und Heinrich IV., ausgeprägt wurde. Später wurde der L. zur Kupfermünze; er trug die Aufschrift Liard de France oder Liard de Lorraine und hatte den Werth von drei Deniers, also den des vierten Theils eines Sou.

Liasformation wird die untere, in Deutschland, England und Frankreich fast stets dunkel gefärbte Abtheilung der Juragruppe genannt. Wegen dieser von Bitumen herrührenden dunkeln Färbung der meisten Gesteinsschichten dieser Formation wird sie auch unter der Benennung Schwarzer Jura von dem darüberliegenden braunen und weißen Jura unterschieden. Sie

Digitized by Google

enthält außerordentlich viele, oft sehr schöne Versteinerungen, meist von Meerthieren, doch an manchen Orten auch von Landpflanzen herrührend. Am meisten charakteristisch sind darunter die riesigen Meeressaurier (Ichthyosaurus, Plesiosaurus u. s. w.), Ammoniten, Belemniten, Posidonomien, Trigonien, Gryphäen, Rhynchonellen, Terebrateln und Pentakriniten. Aus dem bituminösen Liasschiefer, sog. Oelschiefer, wird hier und da Erdöl gewonnen. Einlagerungen von Eisenerzen führt die L. bei Harzburg, bei Helmstedt, bei Rinteln u. s. w.

Libanius, ein feingebildeter und geistreicher asiat.-griech. Sophist des 4. Jahrh. n. Chr., war aus Antiochia in Syrien gebürtig und begab sich aus Eifer für die Wissenschaften nach Athen. Hierauf errichtete er um 340 zu Konstantinopel, nachdem man ihn von einer bereits zugesagten öffentlichen Lehrstelle daselbst durch Intrigue entfernt hatte, eine Privatschule, die er aber, von dem Hasse der übrigen Sophisten verfolgt, im J. 343 wieder aufgeben mußte. Er wendete sich nun nach Nikomedien, wo er bis 350 mit großem Erfolge wirkte. Dann nach Konstantinopel als Professor berufen, lehrte er dort, bis er 353 oder 354 dauernd nach seiner Vaterstadt Antiochia übersiedelte, wo er als weitberühmter Professor der Rhetorik wol bis 393 n. Chr. gelebt hat. Von seinen überaus zahlreichen, großentheils noch vorhandenen Schriften, in denen man ein ziemlich treues Abbild antiker Kunstform und Anmuth entdeckt, sind besonders zu erwähnen seine Reden, Declamationen, rhetorischen Vorübungen, die Inhaltsanzeigen zu den Reden des Demosthenes und Briefe. Die Reden und Declamationen wurden am vollständigsten von Reiske (4 Bde., Altenburg u. Lpz. 1791—97), die Briefe von J. C. Wolf (Amsterd. 1738) herausgegeben, eine neu aufgefundene Rede von Siebenkees in den «Anecdota Graeca» (Nürnb. 1798), eine Declamation von Boissonade in den «Anecdota Graeca» (Bd. 1, Par. 1829), zwei weitere unedirte Declamationen von Förster im «Hermes» (Bd. 9, Berl. 1872). Vgl. Sievers, «Das Leben des L.» (Berl. 1868).

Libānon, bei den Griechen und Römern Libanus, bei den Hebräern Libanôn, weißes Gebirge, vermuthlich von dem weißlichen Schiefer- und Kalkgestein oder von dem weithin sichtbaren Schnee seines Gipfels, von den Arabern noch jetzt Dschebel-Libnân genannt, ein Gebirge in Syrien, gehört zu dem Gebirgssystem, das in der Gruppe des Sinai und Horeb auf der Halbinsel zwischen den Meerbusen von Suez und Akaba beginnt und sich von da an nordwärts durch das Peträische Arabien, Palästina und Syrien im engern Sinne parallel mit der Ostküste des Mittelländischen Meers hinzieht, um sich im Hintergrunde des Meerbusens von Skanderun oder Alexandrette an den Taurus anzuschließen. Der L., der den mittlern höchsten Theil dieses Gebirgssystems bildet, steigt ungefähr unter $33\frac{1}{3}°$ nördl. Br. aus dem Thal des Nahr-Kasmieh oder Nahr-Letâni (des Leontes der Alten), welches ihn von den Bergen Galiläas trennt, empor, zieht sich dann, in einer durchschnittlichen Breite von ungefähr 30 Kilom. und in einer mittlern Höhe von ungefähr 2300 Mt., in einer Länge von mehr als 150 Kilom. nach Norden hin, östlich nach Cölesyrien, westlich in das Mittelländische Meer sich jäh abdachend, bis er unter $34\frac{3}{4}°$ nördl. Br. noch steiler zur Dschunie, einer Verlängerung der Küstenfläche, abfällt. Der mittlere Theil des Gebirgs, der eigentliche Dschebel-Libnan der Araber, bildet ein 45 Kilom. langes, von Süden nach Norden ansteigendes Plateau, das südlich den 2698 Mt. hohen Dschebel-Sannin und nördlich den 3052 Mt. hohen Dschebel-Makmel und den 3067 Mt. hohen Dor el Chotib zu Eckpfeilern hat. Am Fuße des letztern Bergs zieht die Straße von Tripolis nach Damascus über den L., in ihrem Scheitelpunkt eine Höhe von 2324 Mt. erreichend. Etwa 400 Mt. unter diesem Punkte befindet sich unweit Bischerre, rings um eine kleine Kapelle der Maroniten, in einer sonst von aller Vegetation fast ganz entblößten Gegend, ein Rest jener großartigen Cedernwaldungen, die einst zu den Prachtbauten der Juden und Phönizier sowie zu den Schiffen der letztern das Zimmerholz lieferten, der berühmte Cedernhain, jetzt nur noch ein kleines Wäldchen, welches etwa 400 Stämme, darunter ungefähr 12 ganz alte, zählt. Die centralen Theile des Gebirgs bestehen aus Bergkalk, welcher stockartige Lager von Eisenstein führt; ihm ist Kohlensandstein aufgelagert mit Steinkohlenlagern, von denen einige unter der Herrschaft Mehemed-Ali's in Anbau standen. Beide Felsgebilde sind häufig von Dioritgängen durchsetzt, welche in denselben höchst interessante Veränderungen im Schichtensysteme bedingen. Die Gehänge des L. bilden Kreide, Kreidemergel und Braunkohlensandstein oder Molasse. Das Gebirge ist vielfach zerklüftet, mit Steingerölle und Felsblöcken bedeckt, wenig bewaldet, enthält zahllose jähe Abgründe, tiefe Schluchten, viele Quellen, Bäche und kleine Flüsse, aber auch viele fruchtbare, wenngleich enge Thäler, und wird überall, wo es möglich ist, von den fleißigen Bewohnern mit künstlichen Culturterrassen versehen, auf denen neben Maulbeerbäumen hauptsächlich Weizen, Gerste, Taback, Oliven, Feigen, Wein und allerlei Stein-, wenig Kernobst

Digitized by Google

gezogen wird. Die unabsehbaren Maulbeerpflanzungen, namentlich auf der westl. Abdachung des Gebirgs, bilden den Reichthum des Landes; denn dieselben gewähren die Mittel zu einer höchst ausgedehnten Seidenzucht, deren Product als kostbarer Handelsartikel hauptsächlich nach Oberitalien und Südfrankreich ausgeführt wird. Oestlich lehnt sich an das Gebirge die Thalebene El-Bakâa, das Cölesyrien der Alten, hinter welcher der Antilibanon (s. d.) sich erhebt. Der L. ist auf seinen westl. Gehängen vortrefflich angebaut und namentlich in den untern und mittlern Regionen mit Dörfern und Klöstern übersäet. Man zählt im Gebirge über 700 Ortschaften, von denen die wichtigsten Deir-el-Kamar und Zahle sind. Die Bevölkerung des L. wird auf 230,000 Seelen geschätzt. Sie ist nach Abstammung und Religionsgenossenschaft vielfach zerklüftet; unter den verschiedenen Fractionen vererben sich uralte Feindschaften und Rivalitäten fort. Der wichtigste Stamm ist derjenige der Maroniten (s. d.) im Norden, danach kommen die Drusen (s. d.) im Süden des Gebirgs, dann die Unirten Griechen oder Melchiten, endlich die orthodoxen Griechen. Mohammedaner gibt es nur wenige. Nördlich grenzt an den L. ein anderes Bergvolk, die Ansarier (s. d.) oder Nossairi.

Die Verfassung des Gebirgs, welches nie vollständig den Türken botmäßig geworden ist, hat manche Krisis durchgemacht. Als 1840 Syrien durch die Quadruple-Allianz von Mehemed-Ali dem Sultan wiedergewonnen war, bedungen sich die Cabinete gewisse administrative Privilegien für die Christen des L. aus. Die Besorgniß aber, daß diese Fürsorge lediglich den der kath. Kirche unirten Maroniten und somit dem Einflusse Frankreichs zugute kommen möchte, machte, daß dasselbe Interesse auch den Nationalfeinden derselben, den Drusen, in denen England und die Türkei ihre polit. Stütze suchten, gewidmet wurde. Die vielfach durcheinander wohnenden und früher immer einheitlich regierten Stämme sollten nunmehr getrennte Verwaltungen unter zwei Kaimakamen erhalten, was auch nach zwei blutigen Bürgerkriegen 1845 ins Werk gesetzt wurde. Der maronitische Kaimakam regierte im Norden und der drusische im Süden; über die Gegenden von gemischter Bevölkerung wurden besondere Bestimmungen getroffen. Diese Verfassung wurde 1860 infolge von revolutionären Bewegungen unter den Maroniten, welche sich die alte Adelsherrschaft nicht mehr gefallen lassen wollten, umgestoßen. Ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die türk. Behörden offener als früher für die Drusen Partei ergriffen, führte zu entsetzlichen Metzeleien der Christen, denen erst der Unwille Europas Einhalt gebot. Franzosen und Türken besetzten das Land der Drusen, ihre Privilegien wurden vernichtet und das ganze Gebirge nunmehr unter einen christl. Statthalter gestellt. Vgl. Fraas, «Drei Monate am L.» (2. Aufl., Stuttg. 1876).

Libation (lat. libatio, von libare; griech. λοιβή, von λείβειν, oder σπονδή, von σπένδειν) bedeutet ein den Göttern oder den Verstorbenen dargebrachtes Trankopfer. Solche fanden bei Griechen und Römern sowol als Zubehör bei andern Opfern als auch für sich allein statt. Namentlich pflegte man auch bei Mahlzeiten und vor dem Trinken L. darzubringen. Man goß dann zu Ehren der Götter einen Theil von dem mit Wasser gemischten Wein aus. Sonst wurde gewöhnlich reiner Wein gespendet oder Honig mit Wasser oder Milch.

Libau, Stadt im russ. Gouvernement Kurland, liegt auf einer schmalen, sandigen Nehrung zwischen der Ostsee und dem Kleinen oder Libauschen See, durch die Bahn nach Koschedary mit der Bahnlinie Wilna-Eydtkuhnen verbunden, hat zwei luth., eine griech. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, Waisenhaus, zwei Armenhäuser und größtentheils hölzerne Häuser und zählt (1874) 10,767 E. Der im Zunehmen begriffene Handel der Stadt wird begünstigt durch den guten, immer eisfreien Hafen mit zwei Leuchtthürmen. Hauptartikel der Ausfuhr sind Getreide, Erbsen, Samen, Flachs, Hanf, Holz, Häute und Knochen. Auch als Seebad ist L. neuerdings viel besucht.

Libell (libellus), eigentlich eine kleine Schrift, hieß bei den Römern jede schriftliche Eingabe an eine Behörde, in welchem Sinne man noch gegenwärtig von einem Klaglibell spricht. Im neuern Sprachgebrauch pflegt man das Wort L. im Sinne von libellus famosus, als gleichbedeutend mit Schmähschrift oder Pasquill (s. d.), zu nehmen. Nach engl. Recht versteht man unter L. besonders eine schriftliche, bildliche oder durch die Presse verbreitete Injurie, die im Wege einer Civilklage verfolgt wird. In den schwerern Fällen nimmt man jedoch Friedbruch an, und es ist dann Grund zu einer Criminalklage vorhanden. Die neuern Gesetze gestatten dabei den früher nicht zugelassenen Beweis der Wahrheit.

Libellen oder **Wasserjungfern** ist der Name einer bekannten Familie von netzflügeligen Insekten, die zu den Urflüglern (Archiptera) gehören und von deren Arten eine Anzahl in Deutschland, zumal längs der Flüsse und Bäche, sich aufhält. Ein langer, schlanker, gegliederter

Digitized by Google

Leib, vier gleichgroße, durchsichtige und mit vielen Netzadern versehene Flügel, kurze Fühler, welche kürzer oder kaum länger sind als der freie, drehbare Kopf und öfters eine prächtige metallisch-grüne oder blaue Färbung zeichnen sie aus. Als kühne und sehr gefräßige Raubthiere verfolgen sie in schnellem Fluge alle schwächern fliegenden Insekten, besonders Frühlingsfliegen (Phryganeen), Florfliegen u. s. w., nähren sich aber niemals von Pflanzensäften. Auch ihre mit einem eigenthümlichen Fangapparate, der aus der Unterlippe gebildeten Helmmaske, versehenen Larven, welche im Wasser leben, durch Kiemen, die zum Theil im Afterdarm angebracht sind, athmen und meist 10—11 Monate in diesem Zustande verharren, sind ebenso gefräßig und überfallen andere Wasserlarven und selbst ganz junge Fische und Kaulpadden. Die Färbung bietet bei den L. unzuverlässige Merkmale zur Bezeichnung der Arten, da sich Männchen und Weibchen oft in der Färbung gar nicht gleichen. Den Menschen sind sie niemals schädlich, sondern durch den Insektenfang eher nützlich. Die eigentliche L. (Libellula) zeichnet sich durch sehr große, vorn zusammenstoßende Augen und die in der Ruhe horizontal ausgebreiteten Flügel aus. Dahin gehört die bei uns häufige plattleibige L. (L. depressa), deren Flügel farblos sind, deren Hinterleib bei den Männchen oben bläulich, unten gelbgefleckt und bei den Weibchen bräunlich ist. Die viersleckige L. (L. quadrimaculata) unterscheidet sich von voriger durch die in der Mitte mit einem schwarzbraunen Fleck gezeichneten Flügel; sie ist sehr häufig und macht zuweilen in Scharen große Wanderungen. Die Wasserjungfern (Agrion) haben vorn zwischen den Augen einen freien Raum und tragen die Flügel in der Ruhe aufgerichtet. Die sehr häufige gemeine Wasserjungfer (A. Virgo) hat gefärbte Flügel, deren Farbe aus Stahlblau in Grün und Braun übergeht; dagegen sind die Flügel der blauen Wasserjungfer (L. Puella) farblos und der Körper ist blau, grau, grün oder röthlich. Die Schneider (Aeschna), welche die größten Arten zeigen, leben in waldigen und bergigen trockenen Gegenden.

Libelt (Karl), polnischer philos. Schriftsteller und Politiker, geb. 8. April 1807 in Posen, besuchte das kath. Mariengymnasium daselbst und studirte zu Berlin Philosophie und Mathematik mit solchem Erfolg, daß er bereits 1828 den Preis für die Abhandlung «De pantheismo» davontrug. Nachdem er 1829 promovirt, ging er nach Paris, Ende 1830 nach Warschau, wo er als Artillerist in die Reihen der Nationalarmee eintrat und in derselben bis zum Fall von Warschau mit Auszeichnung kämpfte. Als Artillerieoffizier kehrte er nach Posen zurück, erlitt eine neunmonatliche Festungshaft in Magdeburg und widmete sich dann der Landwirthschaft. Erst nach mehrern Jahren wandte er sich wieder dem wissenschaftlichen Beruf zu, indem er 1840 in Posen Mitarbeiter poln. Zeitschriften ward, hierauf die Redaction des «Rok» übernahm und hierdurch zum Hauptbeförderer und Träger der schriftstellerischen Thätigkeit im Großherzogthum Posen wurde. Im J. 1846 wurde er, im Begriff als Repräsentant der Provinz Posen zur revolutionären Nationalregierung in Krakau abzureisen, verhaftet; wegen Hochverraths zu 20jähriger Festungshaft verurtheilt, befand er sich in dem Zellengefängniß in Berlin, als die Märzrevolution von 1848 ihm und seinen Leidensgenossen die unerwartete Freiheit gab. L. fand ein neues Feld für seine Thätigkeit zunächst als Mitglied des Nationalcomité in Posen, dann als Mitglied des slaw. Congresses in Prag, ferner als Abgeordneter der preuß. Zweiten Kammer und für kurze Zeit als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung. Nach dieser fruchtlosen polit. Thätigkeit ließ er sich wieder in Posen nieder und gründete die demokratische Zeitung «Dziennik polski», welche aber nach einjährigem Bestehen 1850 aufgegeben werden mußte. In dieser Zeit setzte er die Herausgabe seiner Schriften fort. Es erschienen: «Wyklad matematyki dla szkól gimnazyalnych» («Mathematik für Gymnasien»; 2 Bde., Pos. 1844), «Filozofia i krytyka» (5 Bde., Pos. 1845—50), «Dziewica Orleanska» («Die Jungfrau von Orleans», Pos. 1847), im Gefängniß geschrieben; «Estetyka» (3 Bde., Pos. 1851) und «Umnictwo» (ein System der Ethik, 2 Bde., Petersb. 1857). Im J. 1859 ward er wieder als Vertreter des Gnesener Kreises Mitglied des Hauses der Abgeordneten und Führer der Polnischen Fraction. Seine kleinern Schriften erschienen gesammelt (6 Bde., Pos. 1849—51), seine sämmtlichen philos. Werke unter dem Titel «Dziela» (6 Bde., Pos. 1875). L.'s Schriften zeichnen sich durch große Klarheit, Schärfe des Geistes, gründliche Bildung und blühenden Stil aus. Fußend auf deutscher Philosophie, suchte er nach einem neuen, dem slaw.-poln. Geist entsprechenden Standpunkte, und insofern steht er als selbstständiger Denker da. Er starb auf dem Gute Czeszewo 9. Juni 1875.

Liber war ursprünglich der Name eines altital. Gottes, der dann mit dem griech. Bakchos (Bacchus) zusammenfloß. Er wurde gemeinschaftlich mit der Ceres und Libera, in denen man die Demeter und Persephone der Griechen zu erkennen glaubte, verehrt. Das Fest desselben

Digitized by Google

in Rom, Liberalia genannt, fiel auf den 17. März. An diesem Tage erhielten die Jünglinge die männliche Toga unter verschiedenen Feierlichkeiten.

Liberal (lat.), eigentlich freigebig, billig, gütig, vorurtheilslos, wird meist im polit. Sinne in der Bedeutung von freisinnig, nach Freiheit strebend, gebraucht. Als Parteiname kommt die Bezeichnung Liberale, im Gegensatz zu Servile, zuerst in Spanien vor. Am gewöhnlichsten war die Anwendung dieses Ausdrucks in Deutschland, namentlich in der Zeit von den Befreiungskriegen bis zum J. 1848, wo man die Verfechter freierer Ideen in Staat, Kirche, Wissenschaft, die ebendeshalb mehr oder weniger mit dem Bestehenden in Opposition geriethen, insbesondere die Anhänger des modernen engl.-franz. Verfassungswesens, Liberale zu nennen pflegte. Schon in den letzten Jahren vor 1848 schied sich vieler Orten aus der liberalen Partei eine sog. radicale oder demokratische aus, welche in ihren polit. Forderungen weiter ging als jene; 1848 trat dieser Gegensatz noch schärfer hervor. Die Liberalen, dem Volke seit lange als Vorkämpfer seiner Rechte bekannt, standen anfangs in erster Linie, kamen sogar in den meisten deutschen Staaten für einige Zeit ans Ruder, wurden aber auch bald von den Demokraten als Zurückgebliebene angefeindet und deshalb oft als Altliberale bezeichnet. Jetzt wird Liberalismus nur noch ganz allgemein im Gegensatz zum Conservatismus gebraucht, während für die praktischen Parteistellungen, namentlich in den Vertretungskörpern, meist andere, speciellere Bezeichnungen aufgekommen sind. (S. Fortschrittspartei und Nationalliberal.)

Liberia, Negerrepublik an der Pfefferküste Oberguineas, verdankt ihren Ursprung der 31. Dec. 1816 in Washington gegründeten Amerikanischen Colonisationsgesellschaft für freie Neger. Ein erster Versuch 1820, auf den Sherboro-Inseln 30 Negerfamilien aus Amerika anzusiedeln, mislang durch das mörderische Klima; dagegen gedieh eine 1821 auf Cap Mesurado (corrumpirt von Monte-Serrado) gegründete Colonie, deren Hauptort dem Unionspräsidenten Monroe zu Ehren den Namen Monrovia erhielt. Im ersten Jahre widerstand sie tapfer den Angriffen der Eingeborenen, 1824 erhielt sie den ersten Keim zu einer polit. Selbstverwaltung, indem die Gesellschaft die Anstellung aller Beamten der Colonie selbst überließ. Urbarmachung und Bauten nahmen erfreulichen Fortgang, die Ansiedelungen breiteten sich aus und viele Negerfamilien, von ihren Herrschaften in den Vereinigten Staaten freigegeben und ausgestattet, ließen sich hier nieder. Am 8. Juli 1847 erklärte der Senat der Vereinigten Staaten die bisherige Colonie für einen souveränen, selbstständigen Freistaat, dem 1857 auch die 1834 am Cap Palmas gegründete Negerrepublik Maryland beitrat. Nach der Verfassung werden Präsident, Vicepräsident (beide mindestens 35 J. alt) und das aus 13 Mitgliedern bestehende Abgeordnetenhaus auf zwei, die 8 Mitglieder des Senats auf vier Jahre gewählt; jede Grafschaft sendet zwei Mitglieder in den Senat, und der Zuwachs von je 10,000 Seelen ermächtigt zu einem Repräsentanten mehr. Die Republik erstreckt sich gegenwärtig etwa 380 Kilom. weit vom Mannafluß (nordwestlich von Cape Mount) bis zum Rio-San-Pedro jenseit Cap Palmas und umfaßt 24,780 QKilom.; auch beansprucht sie im Nordwesten die ihr von England streitig gemachte Gallinasküste zwischen dem Manna und den Sherboro-Inseln. Nach dem Innern ist die Grenze nicht festgestellt; unterworfen haben sich indessen die Stämme bis auf etwa 80 Kilom. Entfernung von der Küste. L. besteht aus den vier Grafschaften Mesurado oder Monrovia, Grand-Bassa, Sinoe und Maryland. Die Zahl der aus Amerika übergesiedelten Neger beträgt etwa 16,000, und außerdem wurden etwa 6000 von Sklavenschiffen Befreite dahin gebracht. Die Bevölkerung, hauptsächlich den Stämmen der Veys, bei denen der Mohammedanismus Wurzel gefaßt hat, Golas, Kwias, Bassas, Sinoes und Krus angehörend, wird auf 718,000, richtiger wol auf 250,000 Schwarze und Mulatten geschätzt. Weiße können nicht Bürger werden. In Monrovia (13,000 E.) besteht ein College mit drei farbigen Professoren und etwa 25 Studenten. Die Staatssprache ist die englische, die Kirche die evangelische, mit ausdrücklicher Ausschließung der katholischen; die meisten aber sind in ihren Fetischdienst zurückverfallen. Die Liberianer besitzen eine Anzahl großer Schiffe, die Handel mit England, Amerika und Hamburg treiben, sowie über 30 Küstenfahrzeuge. Die Handelshäfen sind Robertsport, Monrovia, Junk-Marshall in der Grafschaft Mesurado, Edina und Buchanan in der Grafschaft Grand-Bassa, Greenville in der Grafschaft Sinoe und Harper in Maryland; indeß ist der Handel ganz unbedeutend. Die weißen Kaufleute sind factisch die Herren im Lande. Alle Hafenorte haben sichern Ankergrund und bequeme Einfahrten. In Monrovia und Harper befinden sich Leuchtthürme. Zur Ausfuhr kommen Palmöl, Elfenbein, Zucker, Kaffee, Arrowroot und Ingwer. Die Einnahmen des Staats betrugen (1875) 111,457 Doll., die Ausgaben ebenso viel. In Vertragsbeziehungen steht die Republik mit dem Deutschen Reiche,

Digitized by Google

Großbritannien, Frankreich, Belgien, Dänemark, Italien, den Vereinigten Staaten, Niederlanden, Skandinavien, Portugal, Oesterreich-Ungarn und Haiti. Vgl. «Die Republik L.» (in «Unsere Zeit», Bd. 3, Lpz. 1858); Baldez, «Six years of a traveller's life in Western Africa» (Lond. 1861); Wilson, «Western Africa» (Lond. 1856); Hutchinson, «Impressions of Western Africa» (Lond. 1858); Oberländer, «Westafrika» (Lpz. 1874).

Liberius, Papst 352—366, gehörte während des Streits der Arianer zu den Bischöfen, welche wegen ihrer Weigerung, die Verurtheilung des Athanasius auf den Synoden zu Arelate (353) und Mailand (355) zu unterschreiben, abgesetzt und verbannt wurden. Um seine Würde wieder zu erlangen, unterzeichnete er 358 nacheinander zwei semiarianische, im Sinne des Eusebius von Nikomedien gefaßte Glaubensformeln. Trotzdem gilt er als ein Heiliger der röm.- und griech.-kath. Kirche; jene hat ihm den 27. Aug., diese den 23. Sept. geweiht.

Libertas hieß bei den Römern die Freiheit. Der Vater desjenigen Tiberius Sempronius Gracchus, der im zweiten Punischen Kriege (214 v. Chr.) als Proconsul bei Benevent siegte, erbaute ihr einen Tempel auf dem Aventinus, den sein Sohn mit einem Gemälde schmückte, das Bezug auf seinen vornehmlich durch bewaffnete, nachher mit der Freiheit beschenkte Sklaven (Volones) erfochtenen Sieg hatte. Verschieden davon ist das Atrium Libertatis, die Halle der Freiheit, ein Gebäude, das vorzugsweise zum Gebrauch für die Censoren bestimmt war und nicht weit vom Forum gegen das Marsfeld hin lag. Asinius Pollio baute dasselbe unter Augustus von neuem auf und gründete in ihm die erste öffentliche Bibliothek zu Rom. Auf röm. Münzen findet sich öfters der Kopf der L. und dabei manchmal ein Hut. Auch erscheint sie in ganzer Figur mit einem Hut neben oder über sich oder auch in der erhobenen Hand.

Libitina, die Leichengöttin, war eine altital. Gottheit, aus deren Heiligthum das zur Beerdigung Nöthige gekauft oder gemiethet, auch die dazu erforderlichen Personen, wie Todtenwäscher, Todtengräber und Klageweiber, genommen wurden. Dort sollen auch, der Sage nach auf Anordnung des Servius Tullius, alle Todesfälle mit Zahlung einer Münze gemeldet worden sein, und ward später ein Register über die Verstorbenen geführt.

Libourne, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Gironde, 4,7 Kilom. im Ostnordosten von Bordeaux, in wein- und kornreicher Gegend an der Einmündung der Isle in die Dordogne und an der Orléansbahn, welche hier nach Bergerac abzweigt, ebenso vortheilhaft wie schön gelegen, ist ein alter, aber hübscher und regelmäßig gebauter Ort. Die acht Hauptstraßen laufen auf den viereckigen, mit weiten Hallen versehenen Hauptplatz aus. L. zählt 14,960 E. und ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels- und eines Friedensgerichts sowie mehrerer ausländischer Consulate, hat ein Communalcollége, eine Schule für Hydrographie, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, einen botan. Garten, eine große Reitschule, ein Gestüte, ein Zellengefängniß, ein Theater, schöne Promenaden u. s. w. Ueber die Dordogne führen eine 220 Mt. lange Eisenbahnbrücke von neun Bogen und eine 145 Mt. lange Steinbrücke, über die Isle eine Hängebrücke. Der Flußhafen, in welchem die Flut 3—5 Mt. hoch steigt, nimmt Schiffe von 300 Tonnen Last auf. Daher ist der Küstenhandel sehr bedeutend und auch der auswärtige Seehandel erheblich. L. ist das große Salz- und Handelsentrepôt für alle im Flußgebiet der Dordogne liegenden Departements, treibt Schiffahrt, besonders nach England und Skandinavien, lebhaften Handel mit Wein, Branntwein, Mehl, Rindvieh, Spezereien, Garn und Stabholz. Außer Schiffswerften, Seilereien, Schneidemühlen, Eisengießereien bestehen Fabriken für Zeuge, Militäreffecten, Möbel, Nägel, Pfropfen, Glas und Runkelrübenzucker. In der celt.-röm. Zeit und später hieß der Ort Condate-Villa, ward von Wilhelm X. von Aquitanien befestigt, erhielt unter Leybourn, dem engl. Seneschall von Guyenne, noch bedeutende Werke und ihren jetzigen Namen, ward 1377 von Duguesclin, 1431 von Dunois den Engländern entrissen, 1451 von Talbot zurückerobert, aber 1453 nach der Schlacht von Castillon für immer mit Frankreich vereinigt.

Libretto (ital., eigentlich ein kleines Buch) heißt der einer Oper zu Grunde liegende Text. In Italien und Frankreich fast nie, in Deutschand in den seltensten Fällen ist derselbe eine unabhängige und selbstständige Dichtung, sondern der Componist wählt vielmehr den Stoff, und unter seiner fortwährenden Einwirkung, die oft bis in das Einzelnste geht, arbeitet der Verfasser des Textes diesen aus. So erklärt es sich, daß man es allmählich ganz aufgegeben hat, an einen Operntext die Forderung dichterischen und dramatischen Werths zu stellen. Unter den Librettodichtern Frankreichs steht Scribe obenan. In Deutschland war Schikaneder lange Zeit in diesem Fache äußerst thätig; von ihm ist namentlich der Text zu Mozart's «Zauberflöte». Ungleich höher steht das L. von Fr. Kind zu Weber's «Freischütz». Eine wesentliche

Digitized by Google

Neuerung ist es, daß Richard Wagner (s. d.) die Texte zu seinen Opern selbst dichtet und dies als grundsätzliche Forderung hinstellt.

Liburnia hieß im Alterthum und noch im Mittelalter eine Landschaft in Illyrien zwischen Istrien und Dalmatien, bis zum Adriatischen Meer, das auf dieser Seite auch das Liburnische Meer genannt wurde, und umfaßte den westl. Theil des heutigen Kroatien und den nördl. Dalmatiens, nebst einer Anzahl der an der Küste liegenden kleinern Inseln.

Libussa, eigentlich Libuscha, nimmt in der vom Chronisten Kosmas überlieferten altczech. Sage als Begründerin der Przemyslidischen Dynastie eine hervorragende Stellung ein. Sie wird als eine der Töchter des Häuptlings Krok, des angeblichen Erbauers des Wyschehrad angesehen und als tugendhafte Priesterin der alten Götter, sowie als hehre Seherin gepriesen. Zur Regierung gelangt, habe sie weise Gesetze erlassen, zu deren Durchführung aber die Mitwirkung eines Mannes für nothwendig erachtet. Auf wunderbarem Wege findet sie in einem Landmanne Namens «Przemysl» aus der Gegend von Staditz (bei Aussig) einen geeigneten Gatten und Mitregenten, und beide beglücken durch weise Maßregeln und gerechte Verwaltung ihr Volk. L., die um 738 gestorben, ist nach der Sage auch Gründerin der Stadt Prag.

Libyen war der früheste Name von Afrika, wie er schon bei Homer erscheint, und man verstand darunter bald in engerer Bedeutung den nördlichsten Streifen, der über Aegypten bis zur Einfahrt des Arabischen Meerbusens reicht und gegen das Atlasgebirge hin sich abspitzt, bald in weiterer Bedeutung diesen ganzen Erdtheil, soweit überhaupt die Alten Kunde von ihm hatten, die sich nur auf die Nord- und Westküste und einen Theil des Nillandes erstreckte, während das Innere und der Süden von Herodot das Land der Aethiopier genannt wird. Einer spätern Eintheilung zufolge zerfiel L. in das äußere, welches die Landschaften Cyrenaica und Marmarica umfaßte, und in das innere, südlich und südwestlich von Cyrenaica aus, endlich in Libya Mareotis, zwischen Aegypten und den Syrten. — Libysche Wüste nannte man früher im allgemeinen die Sahara (s. d.). Jetzt versteht man jedoch unter diesem Namen vorzugsweise den kleinern östl. Theil der Sahara, welcher sich im Osten der Karavanenstraße von Tripolis über Fezzan nach Bornu, östlich bis nach Aegypten hin ausbreitet und von den Tibbu oder Teda bewohnt wird. Ueber das Innere derselben haben Schweinfurth (1870) und die vom Vicekönig von Aegypten ausgesandte Rohlfs'sche Expedition (1874) Aufklärungen gegeben.

Licentiat (lat.) bezeichnet auf Universitäten einen jungen Gelehrten, der sich durch die vorgeschriebene Prüfung die Erlaubniß erworben hat, Vorlesungen zu halten. Gewöhnlich ist jedoch die Licentiatenwürde da, wo sie noch ertheilt wird, nur ein akademischer Ehrengrad, der zwischen Baccalaureus und Magister oder Doctor steht. Nur die theol. Facultäten einiger Universitäten creiren noch L., die damit das Recht erlangen, theol. Vorlesungen zu halten.

Licenzen oder Freibriefe waren ein Nothbehelf bei der Handelssperre, welche Napoleon's I. Decrete und die Geheimrathsordnung des brit. Cabinets so weit ausdehnten, daß fast aller Seehandel aufgehört haben würde, wenn nicht beide Mächte einzelne Ausnahmen gestattet hätten. England fing damit an, indem es im Nov. 1808 an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der französischen, auf ein Jahr gültige L. ertheilte, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen, seit 1809 aber nur unter der Bedingung, engl. Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Hierauf verkaufte auch Frankreich L., vorzüglich um Marinebedürfnisse zu erhalten. Endlich bewilligte England 2. Sept. 1810 selbst denjenigen nichtfranz. Schiffen L., welche schon mit franz. Freibriefen versehen waren, unter der Bedingung, mit einem Drittel ihrer Ladung engl. Waaren auszuführen, wogegen sie ebenso viele franz. Waaren einführen durften. Frankreich ertheilte ebenfalls L., um franz. Waaren aus- und dagegen Colonialwaaren (auf amerik. Schiffen) einzuführen. Rußland ertheilte seit 1811 L. zum Handel mit England, Schweden seit 1812. Mit dem Sturze des Continentalsystems (s. d.) fielen die L. von selbst weg. — In den Klöstern heißen L. die von den Aebten den Mönchen zugestandenen Dispensationen von einem bestehenden Gesetz oder Gebrauch für einzelne Fälle; daher auch der Ausdruck licentiren. — In der fränk. Gesetzgebung wird Licentia maritalis der Eheconsens genannt, den die Herren ihren Leibeigenen gegen eine bestimmte Abgabe ertheilten. Noch jetzt wird der Erlaubnißschein, welchen Militärpersonen zur Vollziehung eines Ehebündnisses von ihren Vorgesetzten vor dem Aufgebote vorlegen müssen, oft Licenzschein genannt.

Lichnowski, eine jetzt fürstliche, in Oesterreich und Preußen begüterte Familie, leitet ihren Ursprung her aus dem Hause Granson in Hochburgund. Sie erhielt 1702 die Würde der Freiherren von L. und Edeln Herren von Woschütz und wurde 1. Jan. 1721 in den böhm., 1727 in den Reichsgrafenstand erhoben. Infolge der Heirath des Reichsgrafen Leopold von L. mit

Digitized by Google

Gräfin Maria Barbara Cajetana von Werdenberg, Herrin von Odrau, der letzten ihres Stammes, nahm das Haus L. 1740 auch den Namen der Grafen von Werdenberg an. Im J. 1773 erhielten die L. die preuß., 1824 die österr. Fürstenwürde nach dem Rechte der Erstgeburt. König Wilhelm I. von Preußen verlieh durch Cabinetsschreiben vom 22. Oct. 1861 dem jedesmaligen Haupte des Hauses das Prädicat Durchlaucht. Die Besitzungen der Familie umfassen im österr. Schlesien die Allodialherrschaft Grätz (220 QKilom.), im preuß. Schlesien die bevorrechteten Majoratsherrschaften Kuchelna, Grabowka, Krzyzanowitz und Bolatitz (zusammen 360 QKilom.). — Fürst Eduard Maria L., geb. 19. Sept. 1789, bekannt als Verfasser der unvollendet gebliebenen «Geschichte des Hauses Habsburg» (Bd. 1—8, Wien 1836—44), succedirte seinem Vater, dem Fürsten Karl L., 15. April 1814 und starb 1. Jan. 1845 zu München, mit Hinterlassung von fünf Söhnen. — Der Erstgeborene, Fürst Felix L., welcher dem Vater succedirte, wurde 5. April 1814 geboren, kam frühzeitig in preuß. Militärdienst, nahm aber 1838 seine Entlassung. Er trat nun in die Dienste des span. Prätendenten Don Carlos, der ihn zum Brigadegeneral und Generaladjutanten ernannte. Nach der Rückkehr aus Spanien schrieb er «Erinnerungen aus den J. 1837—39» (2 Bde., Frankf. 1841—42), die ihn 1841 mit dem Bruder des Generals Montenegro in ein Duell verwickelten, in welchem er schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er 1842 eine Reise nach Portugal, über die er in dem Werke «Portugal, Erinnerungen aus dem J. 1842» (Mainz 1843) berichtete. Nach Auflösung des ersten preuß. Landtags von 1847, an dem er in der Herrencurie lebhaften Antheil nahm, lebte er abwechselnd zu Wien und Berlin. Im J. 1848 von Ratibor in die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt gesendet, gehörte er zu den bedeutendsten Rednern der Rechten. Als solcher bekannt, fiel er während des frankfurter Aufstandes 18. Sept. 1848 auf der Bornheimer Heide nebst dem General Auerswald (s. d.) als Opfer eines fanatisirten Pöbelhaufens. Vgl. Köstlin, «Auerswald und L.» (Tüb. 1853). Ihm folgte sein jüngerer Bruder, Fürst Karl L., geb. 19. Dec. 1819, im Majorat als Chef des Hauses.

Licht nennt man die objective Ursache der Sichtbarkeit der Gegenstände, welche sie dem Auge, sofern dasselbe gesund und im Besitz seiner natürlichen Fähigkeiten ist, wahrnehmbar macht. Man unterscheidet in Bezug auf das L. selbstleuchtende und dunkle Körper. Die erstern haben die Quelle des L. in sich selbst, z. B. die Sonne, die Fixsterne, die brennenden Körper (Feuer); die letztern werden nur dadurch sichtbar, daß sie erleuchtet werden, d. h. von einem andern selbstleuchtenden Körper L. erhalten und zum Theil zurücksenden. Für die Erde ist die Sonne die wichtigste Lichtquelle. Ferner unterscheidet man unter den dunkeln Körpern durchsichtige und undurchsichtige, von denen erstere das auf sie fallende L. hindurchlassen, letztere nicht. Von Theorien über das L. sind besonders zwei ausgebildet worden, die Emanations- oder Emissionstheorie und die Undulations- oder Vibrationstheorie. Erstere, welche Newton zum Urheber hat (1678), nimmt nach dem Vorbilde des Riechens an, daß das L. aus materiellen, wiewol ausnehmend feinen Theilchen bestehe, welche von jedem selbstleuchtenden oder erleuchteten Körper mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgehen und in das Auge gelangen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. ist diese Theorie von Laplace, Biot und Brewster vervollständigt worden, und sie reicht aus, viele Erscheinungen des L. ziemlich einfach und ungezwungen zu erklären. Die zweite Theorie, zuerst von Huyghens aufgestellt (1678), erklärt die Lichtvorgänge ganz auf ähnliche Art, wie der Schall erklärt wird, nämlich durch die Vibrationen oder Schwingungen einer den Raum erfüllenden, sehr dünnen und elastischen Flüssigkeit, die man Aether genannt hat. Die kleinsten Theilchen der selbstleuchtenden Körper vibriren und setzen dadurch die Theilchen des Aethers, der sie umgibt, in Schwingungen; diese treffen die Sehnerven, versetzen auch diese in ähnliche Vibrationen und bewirken so die Empfindung des Sehens. Die Verschiedenheit der Farben wird durch die verschiedene Dauer oder Schnelligkeit der Aetherschwingungen erzeugt, und zwar entsprechen der violetten Farbe die schnellsten, der rothen die langsamsten Schwingungen; nach Fresnel's Berechnung kommen auf 1 Secunde beim violetten L. 764 Billionen, beim rothen 488 Billionen Schwingungen. Diese Theorie, schon im 18. Jahrh. (1746) von Euler vertheidigt, wurde in neuerer Zeit (1800 bis jetzt) nach längerer Vernachlässigung von Young, Fraunhofer, Fresnel, Ampère, Poisson, Neumann, Cauchy u. a. weiter ausgebildet. Sie allein zeigt sich im Stande, über alle Erscheinungen, welche das L. darbietet, vollständigen Aufschluß zu geben, und hat daher seit Fresnel (1815—22) immer mehr Anklang gefunden, sodaß sie jetzt die allein geltende ist. Das L. pflanzt sich mit einer außerordentlich großen Geschwindigkeit fort; es durchläuft in der Secunde einen Weg von 312,000 Kilom. (42,000 Mln.), sodaß es, um von der Sonne zur Erde zu gelangen, nur

Digitized by Google

8¼ Minute und, um vom Monde zur Erde zu gelangen, nur wenig mehr als 1 Secunde Zeit gebraucht. Die Geschwindigkeit des L. läßt sich sowol durch astron. Beobachtungen (Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Aberration) als auch durch physik. Apparate messen. Solange das L. in einem und demselben Mittel (Stoffe) sich bewegt, pflanzt es sich geradlinig fort. An der Grenze zweier verschiedenen Mittel erleidet es theils eine Zurückwerfung (Reflexion), indem es in das erste Mittel, in welchem es sich bis dahin bewegte, wieder zurückkehrt, oder es tritt in abgeänderter Richtung in das zweite Mittel ein (es wird gebrochen). Die Brechung des L. oder die Abweichung von seiner ursprünglichen Bahn beim Uebergang aus einem Mittel in ein anderes entsteht dadurch, daß die Elasticität des Aethers in beiden Mitteln verschieden ist. (S. Brechung der Lichtstrahlen.) Da die verschiedenfarbigen Lichtstrahlen, welche das farblose Sonnenlicht bilden, zufolge der Verschiedenheit ihrer Wellenlängen eine verschiedene Brechung erleiden, so müssen dieselben z. B. bei der Brechung in einem dreiseitigen Glasprisma voneinander getrennt werden. (S. Farbe.) Wenn Lichtwellen, welche von einem Punkte ausgegangen sind, aber etwas verschiedene Wege zurückgelegt haben, wieder in ihren Richtungen nahe zusammenfallen, so können sie sich entweder verstärken oder auch ganz oder nur zum Theil aufheben. (S. Interferenz.) Wenn die Schwingungen in einem Lichtstrahle alle in einer Ebene oder in parallelen Ebenen geschehen, so heißt das L. polarisirt. (S. Polarisation des Lichts.) Die Interferenz polarisirter Lichtstrahlen führt auf Erscheinungen, welche zur Annahme zwingen, daß die Schwingungen der Aethertheilchen transversal, d. i. senkrecht auf der Richtung des Lichtstrahls erfolgen. Gewisse Körper (z. B. gebrannte Austerschalen) leuchten, wenn sie dem L. ausgesetzt gewesen sind, noch eine Zeit lang im Dunkeln. (S. Phosphorescenz.) In Bezug auf die chem. Wirkungen des Lichts s. Photographie. Auch auf die Vegetation übt das L. viel Einfluß aus, indem unter seiner Einwirkung in den grünen Pflanzentheilen die Kohlensäure zerlegt und Sauerstoff ausgeschieden wird. Vgl. Lommel, «Das Wesen des L.» (Bd. 8 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1874), und Vogel, «Die chem. Wirkungen des L.» (Bd. 5 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1874); Pisko, «L. und Farbe» (2. Aufl., Münch. 1875). — Das L. in der Malerei bestimmt nach seiner Stärke auch den Schatten und die Farben. Abgedämpftes L. ist dasjenige, welches dunkler ist als das Hauptlicht im Bilde. Dies geschieht dadurch, daß entweder ein Gegenstand dem Auge entfernter oder dem Lichtstrahl in weniger gerader Richtung ausgesetzt ist, wo das L. nur streift, wodurch Schlagschatten entstehen. Lichter in der Mehrzahl heißen in der Malerei diejenigen Stellen, welche das einfallende L. in seiner vollen Stärke empfangen; ihre Anordnung und Vertheilung im Gemälde hängt mit der Perspective zusammen.

Lichtbilder, s. Lithophanie und Photographie.

Lichtdruck, auch Alberttypie, Albertotypie, Kallotypie oder Leimdruck genannt, ist eine eigenthümliche Combination von Photographie und Pressendruck, der zuerst in Frankreich unter dem Namen Phototypie auftauchte und gleich vielen andern photographischen Pressendruckverfahren auf der Anwendung von Leim und chromsaurem Kali beruht. Beide Körper im Dunkeln in Wasser gelöst und auf Metall oder andere Flächen getragen, bilden beim Trocknen eine feste lichtempfindliche Schicht. Wird dieselbe unter einem in der Camera aufgenommenen negativen photographischen Bilde dem Lichte ausgesetzt, so erleiden die unter den durchsichtigen Stellen des Negativs liegenden Leimpartien eine eigenthümliche Veränderung; sie verlieren ihre Fähigkeit, Wasser aufzusaugen und darin aufzuquellen. Benetzt man eine so belichtete Leimschicht mit Wasser, so wird dasselbe nur an den nicht oder wenig vom Licht getroffenen Stellen angenommen, an den andern nicht. Reibt man nach dem Anfeuchten fette Schwärze (Druckerschwärze) über die Schicht, so wird diese von allen feuchten (d. h. nicht vom Licht getroffenen) Stellen abgestoßen, von allen vom Licht getroffenen Stellen aber festgehalten, und tritt dadurch das Bild in fetter Schwärze kräftig hervor. Die «eingeschwärzte» Leimplatte gibt die Schwärze beim Drucken in der lithographischen Presse an Papier ab und so entsteht ein Bild, das gleich dem Herstellungsprocesse L. genannt wird. Zur systematischen Herstellung von L. trägt man eine Mischung von chromsaurem Kali und Gelatine als Lösung auf Glas, läßt sie trocknen und belichtet das Ganze eine kurze Zeit von der Rückseite. Dadurch wird die Schicht, welche unmittelbar das Glas berührt, unlöslich und haftet an demselben mit großer Kraft. Nach dieser Vorbereitung wird eine zweite Schicht einer Lösung von chromsaurem Kali und Gelatine auf die Platte gegossen, diese im Dunkeln getrocknet und alsdann unter einem Negativ dem Lichte exponirt, alsdann die Schicht gewaschen und getrocknet. Behufs des Abdruckens wird sie mit glycerinhaltigem Wasser angefeuchtet, nachher mittels einer lithographischen Schwärzewalze

Digitized by Google

eingeschwärzt und dann in einer lithographischen Presse oder in einer besondern Lichtdruckpresse, deren Walzen mit Kautschuk überzogen sind, abgepreßt. Für jeden neuen Druck wird das Einfeuchten und Einschwärzen wiederholt. Der L. wurde zuerst von Tessié de Mothay in Metz 1866 ausgeübt. Dieser benutzte Kupfer als Unterlage der Leimschicht. Joseph Albert (s. d.) in München verbesserte das Verfahren noch durch Benutzung von Glas an Stelle des Kupfers und Einführung zweier Gelatinschichten. Es gelang ihm, Platten zu liefern, die 1000 und mehr Abdrücke aushielten, während die von Tessié höchstens 70—100 Drucke lieferten. Nach Albert machten sich Obervetter, Husnik u. a. um die Vervollkommnung des L. verdient. Braunel und Meyer in Mainz führten die Schnellpresse in den L. ein und steigerten dadurch seine Productionsfähigkeit erheblich. Gute Lichtdruckbilder sind namentlich im lackirten Zustande nicht von Photographien zu unterscheiden. Das Verfahren wird in Deutschland vielfach ausgeübt, besonders zur Herstellung architektonischer und kunstgewerblicher Vorlagen und Reproductionen von Kunstwerken. Vgl. Husnik, «Das Gesammtgebiet des L.» (Wien 1877).

Lichten heißt in der Schifferſprache überhaupt etwas in die Höhe heben; vorzugsweise bedient man sich aber dieses Ausdrucks dann, wenn man den Anker aus dem Grunde heben will. Auch nennt man ein auf eine Sandbank gerathenes oder aus andern Gründen erleichtertes und wieder flott gewordenes Schiff gelichtet, wenn es in Lichterſchiffe oder Leichterfahrzeuge (in Oſt- und Weſtpreußen Bordinge genannt) einen Theil seiner Ladung abgegeben hat.

Lichtenau (Wilhelmine, Gräfin von), die Geliebte Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, war die Tochter des Musikers Enke zu Potsdam, wurde daselbst 1754 geboren und lernte im Alter von 13 J. den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm kennen, der sie ausbilden ließ und später in ein intimes Verhältniß zu ihr trat. Nach seiner Thronbesteigung (1786) erhob der König sie zur Gräfin L., beschenkte sie mit den Gütern, die ihren Namen tragen und außerdem mit einem Kapital von 500,000 Thlr. Nach dem Tode des Königs (1797) ließ Friedrich Wilhelm III. sie gefangen nehmen und einen Proceß gegen sie einleiten. Nach dreijähriger Haft mußte sie auf ihr gesammtes Vermögen verzichten, wogegen ihr eine Pension von 4000 Thlrn. ausgesetzt wurde; 1811 erhielt sie durch Napoleon's I. Verwendung einen Theil des Vermögens zurück, verlor aber die Pension. Sie starb zu Berlin 9. Juni 1820. Vgl. «Die Gräfin L. Apologie, von ihr selbst entworfen» (2 Bde., Gera 1809).

Lichtenberg, ehemaliges Fürstenthum auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, zwischen der bair. Rheinpfalz und der preuß. Rheinprovinz, früher die Herrschaft Baumholder genannt, wurde infolge des Wiener Congresses 1816 von Preußen an den Herzog von Sachsen-Koburg abgetreten, der das Ländchen 5. März 1819 zu einem Fürstenthum erhob, das er nach der alten pfälz. Burg Lichtenberg benannte. Die Julirevolution von 1830 und die Bewegungen in Rheinbaiern veranlaßten in L. seit 1831 Unruhen, welche den Herzog veranlaßten, L. durch die Verträge vom 6. und 26. Juni 1834 mit allen Souveränetätsrechten gegen eine jährliche Rente von 80,000 Thlr. wieder an Preußen abzutreten. Die Uebergabe erfolgte 15. Aug. 1834; im folgenden Jahre wurde es dem Regierungsbezirke Trier einverleibt und bildet seitdem den Kreis Sanct-Wendel mit 537 QKilom. und (1875) 43,608 E.

Lichtenberg, Dorf im Kreiſe Zabern des reichsländischen Bezirks Unter-Elsaß, 31 Kilom. von Zabern, in den Vogesen belegen, zählt 1037 E. Das jetzt als Festung aufgegebene, nahe beim Dorfe L. befindliche Fort L., 376 Mt. über dem Meere, capitulirte 10. Aug. 1870 nach zweitägiger Beschießung an die Deutschen. — Die Grafſchaft L. gehörte vom 13. Jahrh. an den Grafen von L., nach deren Aussterben (1480) theils den Grafen von Hanau, theils den Pfalzgrafen von Zweibrücken-Bitsch, seit 1570 durch Vermählung der Erbtochter von Zweibrücken mit dem Grafen Philipp V. von Hanau-L., der in der Grafschaft die Reformation einführte, ungetheilt den Grafen von Hanau-L. und seit dem Tode des letzten dieser Grafen, Johann Reinhard (1736), dem Hause Hessen-Darmstadt, welches die Grafschaft 1789 an Frankreich verlor. Vgl. Spach, «Die Grafschaft Hanau-L.» (Straßb. 1859); Lehmann, «Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-L.» (2 Bde., Manh. 1862—64).

Lichtenberg (Georg Christoph), gelehrter Physiker und satirischer Schriftsteller, wurde 1. Juli 1744 in Oberramstädt bei Darmstadt geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1763 die Universität zu Göttingen, wo er sich viel mit Astronomie beschäftigte und 1770 eine außerord., 1775 eine ord. Professur erhielt. Bei wiederholten Besuchen in England hatte er sich einer vorzüglichen Aufnahme zu erfreuen. Er brachte einen ausgezeichneten physik. Apparat zusammen, welcher später in den Besitz der Universität überging, und machte mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität (L.'sche

Digitized by Google

Figuren u. ſ. w.), wie er auch als öffentlicher Lehrer eingreifend wirkte. Seine ſcharfen ſatiriſchen Angriffe gegen die verſchiedenſten Zeitrichtungen zogen ihm vielfache literariſche Kämpfe zu; ſo mit Lavater wegen deſſen Bekehrungsverſuch an Mendelsſohn und wegen der Phyſiognomik; doch verſöhnten ſich beide ſpäter völlig. Einen andern Streit mit Voß über die Ausſprache des Griechiſchen rief L.'s Schrift «Ueber die Pronunciation der Schöpſe des alten Griechenland» (1782) hervor. Treffliche Aufſätze lieferte L. ſeit 1778 zum «Göttingiſchen Taſchenkalender», worin auch zuerſt Theile ſeiner «Ausführlichen Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche mit Copien derſelben von Riepenhauſen» erſchienen. Mit G. Forſter gab er das «Göttingiſche Magazin der Literatur und Wiſſenſchaft» heraus. In ſeinen letzten Jahren hypochondriſch und faſt menſchenſcheu, ſtarb er 24. Febr. 1799. Eine merkwürdige Vereinigung ſeltenen Scharfſinns und poetiſcher Anſchauungsweiſe gab L.'s Geiſte die in der deutſchen Literatur ſeltene humoriſtiſche Richtung; ſein perſönlicher Charakter war durchaus achtbar und liebenswürdig. Seine ſatiriſchen und ſcherzhaften Aufſätze ſind geſammelt in L.'s «Vermiſchten Schriften» (9 Bde., Gött. 1800—5; 6 Bde., 1844—46). Vgl. Griſebach, «L.'s Gedanken und Maximen. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken» (Lpz. 1871).

Lichtenfels, Stadt und Hauptort eines Verwaltungsdiſtricts im bair. Regierungsbezirk Oberfranken, 40 Kilom. im Nordweſten von Baireuth, nahe am Main und an der Ausmündung der Werrabahn in die Bairiſche Staatseiſenbahn, iſt der Sitz des Bezirksamts, eines Landgerichts und Rentamts. Die Stadt hat eine Pfarrkirche, ein Spital mit Kirche, eine ſchöne Parkanlage am Fuße des Burgbergs, ein Krankenhaus für Dienſtboten und Geſellen, eine Synagoge, eine Baumſchule und zählt (1875) 2359 E., die Getreide-, Obſt- und Hopfenbau, Porzellanmalerei, Holzhandel und bedeutende Korbwaarenindustrie betreiben. In geringen Entfernungen liegen das Schloß Banz (ſ. d.), das Dorf Schney mit einem Schloß und einer berühmten Porzellanfabrik, ſowie der beſuchte Wallfahrtsort Frankenthal oder Vierzehnheiligen mit einem Franciscanerhospital und einer ſchönen, 1743—72 im Jeſuitenſtil gebauten, mit Frescomalerei gezierten Kirche.

Lichtenſtein, Schloß im württemb. Schwarzwaldkreiſe, 12 Kilom. ſüdlich von Reutlingen, auf ſteilem Felſen 233 Mt. über dem Honauer Thal, 817 Mt. über dem Meere gelegen, von Graf Wilhelm von Würtemberg nach Heideloff's Plan im Stil einer mittelalterlichen Burg erbaut und 1842 vollendet. Das Schloß hat in ſeinen alterthümlich eingerichteten Gemächern viele altdeutſche Bilder aus der ſchwäb. Schule und bietet von ſeinem Thurm eine weite Rundſicht bis an die Voralpen. Auf einem Felsvorſprung außerhalb des Schloſſes ſteht das Denkmal des Dichters Hauff, durch deſſen Roman «Lichtenſtein» die alte Burg bekannt geworden iſt.

Lichtenſtein (Mart. Heinr. Karl), bekannt als Reiſender und Zoolog, geb. zu Hamburg 10. Jan. 1780, ſtudirte in Jena und dann in Helmſtedt, wo er 1802 als Doctor der Medicin promovirte. Im Begriff, zu ſeiner weitern Ausbildung nach Wien zu gehen, erhielt er den Antrag, den holländ. General Janſſens, der zum Gouverneur der Capcolonie ernannt war, als Erzieher ſeines Sohnes und Hausarzt zu begleiten. Gegen Ende 1802 am Cap angelangt, fand er Gelegenheit, die innern Gegenden der Colonie kennen zu lernen. Im J. 1804 beim Ausbruche des Kriegs mit England nahm er die Stelle eines Chirurgienmajor beim Bataillon hottentottiſcher leichter Infanterie an und wurde 1805 als Regierungscommiſſar zu den Betſchuanen geſandt. Als die Colonie von den Engländern erobert wurde, kehrte er mit dem General Janſſens nach Europa und gegen Ende 1806 nach Deutſchland zurück, wo er nun abwechſelnd in Braunſchweig, Helmſtedt, Göttingen und Jena lebte und ſeine Sammlungen und handſchriftlichen Materialien ordnete. Er begab ſich 1810 nach Berlin, begann dort bei der neugeſtifteten Univerſität Vorleſungen zu halten und wurde 1811 ord. Profeſſor der Zoologie. Im J. 1813 übernahm er das zoolog. Muſeum, welches unter ſeiner Leitung eins der bedeutendſten von Europa geworden iſt. L. ſtarb während einer Reiſe auf dem Poſtdampfer zwiſchen Korſör und Kiel 3. Sept. 1857. Als Zoolog widmete er ſich hauptſächlich der Ornithologie. Seine «Reiſen im ſüdl. Afrika» (2 Bde., Berl. 1810—11) ſind naturhiſtoriſch wichtig.

Lichtenſtein (Ulrich von), ſ. Ulrich von Lichtenſtein.

Lichterfelde, Villendorf, 9 Kilom. ſüdweſtlich von Berlin, an der Berlin-Potsdamer und Berlin-Anhaltiſchen Bahn gelegen, von 1878 ab Sitz des Centralcadettenhauſes für Preußen und die Mehrzahl der deutſchen Staaten. Dieſes wurde auf einem von dem Rittergutsbeſitzer von Carſtenn zu L. dem Staate geſchenkten Grundſtücke ſeit 1873 erbaut und umfaßt vier Kaſernementsgebäude für je zwei Compagnien Cadetten, ein Directions- und ein Unterrichtsgebäude, Commandeurhaus, Beamten- und Lehrerwohnungen, Oekonomiegebäude,

Digitized by Google

Kirche, Reitbahn, Lazareth, Exercirplätze, Paradeplatz und Park. Die Anstalt hat 800 Zöglinge, in zwei Bataillone zu vier Compagnien formirt, und zählt nach dem neuen (noch nicht in Kraft getretenen) Lehrplan die allgemein wissenschaftlichen Klassen Unter- und Obersecunda, welche bis zur Ablegung der Portepéefähnrichsprüfung führen, Unter- und Oberprima, welche für ausgewählte Schüler die Ablegung des Maturitätsexamens der Realschulen ermöglichen, sowie eine nur zum militärwissenschaftlichen Unterricht bestimmte Selecta. (S. Cadets.)

Lichterschiffe, s. Lichten.

Lichtfreunde hießen die in der Kirche seit 1841 auftretenden Verfechter der rationalistischen Richtung gegenüber der in Staat und Kirche sich geltend machenden strengern Orthodoxie, weil sie, wie sie sagten, nach Erkenntniß und Fortschritt, nach Licht und geistiger Freiheit strebten. Hiernach gaben sie sich selbst ihren Namen, den aber ihre Gegner als Spottnamen gebrauchten. Als sich die L. zu Vereinen constituirten, wählten sie den Namen Protestantische Freunde; sie waren die Vorläufer der Freien Gemeinden (s. d.).

Lichtmesse, ein um 542 zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Maria's vielleicht an die Stelle des abgeschafften heidnischen Volksfestes der Lupercalien eingesetztes Kirchenfest, welches auf den 2. Febr. fällt, hat seinen Namen von den Kerzen, welche an diesem Tage für das ganze Jahr geweiht und mit Anspielung auf die Worte des Simeon: «Ein Licht, zu erleuchten die Heiden», in feierlicher Procession umhergetragen werden. In Rom verrichtet der Papst selbst das Weihamt in der Kapelle des Quirinals. — Tag der Lichte hieß in der alten Kirche auch das Taufffest Christi oder die Epiphania (s. d.).

Lichtnelke, Pflanzengattung, s. Lychnis.

Lichtscheu oder Photophobie ist der Zustand der Augen, in welchem dieselben von Helligkeitsgraden mehr oder weniger unangenehm afficirt werden, welche unter normalen Verhältnissen diese Wirkung durchaus nicht haben. Sie ist nur in den seltensten Fällen durch eine entzündliche Reizung oder gesteigerte Erregbarkeit derjenigen Organtheile selbst bedingt, welche die periphere Perception des Lichts, die Leitung desselben und seine Uebertragung in den empfindenden Theil des Centralorgans vermitteln, d. h. der Netzhaut, des Sehnerven und der centralen Faserung desselben. Es äußert sich die L. in ihren höhern Graden physiognomisch in einem Zusammenkneifen oder in einem krampfhaften Verschluß der Lider; diese Formen gelangen im allgemeinen dann zur Ausbildung, wenn die sensibeln Nerven des Augapfels, ganz besonders der die Hornhaut durchziehende Theil derselben, durch Krankheitsvorgänge, durch eingedrungene Fremdkörper u. s. w. schmerzhaft gereizt werden. Die Reizung dieser sensibeln Nerven leitet nämlich eine gesteigerte, selbst krampfhafte Erregbarkeit des Schließmuskels der Augenlider ein, welche durch Lichtreize noch mehr gesteigert wird. Daraus folgt, daß die Beseitigung der L. zunächst die Beruhigung des gereizten sensibeln Nervenapparats in das Auge zu fassen hat und daß der Schutz vor Licht (durch Aufenthalt im Dunkeln, durch dunkle Brillen u. s. w.) erst in zweiter Reihe von Wichtigkeit ist. Einige Verwandtschaft mit der L. haben gewisse der Hemeralopie (s. d.) in symptomatischer Beziehung entgegengesetzte Zustände, bei denen die Patienten am Tage verhältnißmäßig schlecht, in der Dämmerung aber besser sehen, ohne daß im ersten Falle die mit Lidkrampf einhergehende Form der L. zur Anschauung käme. Es wird dieser Zustand mit Tagesblindheit, Nyctalopie, bezeichnet.

Lichtwer (Magnus Gottfr.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Wurzen in Sachsen 30. Jan. 1719, studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte und trat dann an letzterm Orte als Privatdocent auf, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, die akademische Laufbahn aufzugeben. Er ging hierauf nach Halberstadt und wurde daselbst 1752 preuß. Regierungsrath, auch Mitglied der Landesdeputation sowie Kanonikus zu St.-Mauritius. Er starb 6. Juli 1783. Sein Hauptwerk sind die «Vier Bücher Aesopischer Fabeln» (Lpz. 1748), von denen viele noch jetzt zu den bessern Arbeiten in dieser Gattung gehören. Ein unrechtmäßiger, von Ramler vielfach veränderter Abdruck derselben (1761) hatte einen heftigen literarischen Streit zwischen L. und Ramler zur Folge. L.'s Lehrgedicht in fünf Büchern: «Das Recht der Vernunft» (Lpz. 1758), eine poetische Entwickelung der Wolf'schen Philosophie, ist unbedeutend. Seine «Schriften» gaben von Pott, L.'s Enkel, und Cramer (Halberst. 1828) heraus.

Licinius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das schon in den ersten Zeiten der Republik sich hervorthat. Ein Gajus L. wird als einer der ersten Volkstribunen 493 v. Chr. genannt; und wenn es falsch ist, daß Publius L. Calvus der erste Plebejer war, der (400) zum Consulartribunat gelangte, so steht es fest, daß Gajus L. Calvus der erste Plebejer gewesen ist, der 368 Magister Equitum wurde. — Am meisten aber leuchtet in jener Zeit wegen

des Antheils, den er an der endlichen Gleichstellung des plebejischen Standes mit dem patricischen hatte, Gajus L. (Calvus) Stolo hervor, der doch wol von dem Magister Equitum zu unterscheiden ist. Mit Gajus Sextius im Volkstribunat verbunden, das sie angeblich zehn Jahre hintereinander (376—367) immer wieder erhielten, setzte er endlich die wichtigen Gesetze durch, die nach ihm Licinische Gesetze genannt wurden, von denen das eine künftighin nur Consuln als oberste ordentliche Magistrate zu wählen gebot und die eine Stelle im Consulat den Plebejern zusicherte, das zweite den Besitz an Staatsland auf 500 jugera, sowie die Stückzahl des auf Staatsweiden zu haltenden Viehs beschränkte, das dritte die Schuldenlast der Plebs durch Abschreibung der gezahlten Zinsen vom Kapital und Festsetzung von Terminen für Abzahlung des übrigen milderte, das vierte, nach Livius zuletzt eingebrachte und zuerst durchgegangene die Wahl von Decemviri sacrorum, unter denen Plebejer sein sollten, anordnete. Er bekleidete das Consulat selbst zweimal in den J. 364 und 361; 357 wurde er wegen Uebertretung seines eigenen Ackergesetzes angeklagt und verurtheilt. — In späterer Zeit sind namentlich die Familien der Crassus (s. d.) und Lucullus (s. d.) aus dem Licinischen Geschlecht, dessen Namen auch der den Lucullern befreundete Dichter Archias erhielt, berühmt geworden; andern Familien desselben gehörten an: Gajus L. Macer, der als Volkstribun 73 v. Chr. sich als heftigen Feind der Optimaten zeigte, nach der Verwaltung einer prätorianischen Provinz 66 wegen Erpressungen angeklagt wurde und nach seiner Verurtheilung, die Cicero als Prätor aussprach, sich selbst den Tod gab. Er schrieb Annalen (s. d.), für die er mehr als andere urkundliches Material freilich unkritisch benutzte, wenn er sich nicht gar durch seine demokratischen Sympathien und die Vorliebe für sein eigenes Geschlecht zu Fälschungen verleiten ließ. — Sein Sohn Gajus L. Macer Calvus, geb. 82, Ankläger des Publius Vatinius, den Cicero vertheidigte, ein Freund des Catullus, starb früh, ausgezeichnet als Redner und Dichter; Lucius L. Murena, 65 Prätor, wurde 63 angeklagt, weil er sich bei der Bewerbung um das Consulat durch gesetzwidrige Mittel die Stimme verschafft habe, aber namentlich auf Cicero's Vertheidigungsrede hin freigesprochen, und bekleidete das Consulat 62 mit Decimus Junius Silanus. — L. hieß auch ein röm. Kaiser. Aus niederm Stand in Dacien geboren, schwang er sich im Kriegsdienst empor, wurde 307 n. Chr. von Galerius zum Augustus erhoben, 323 aber durch Konstantin d. Gr. besiegt und 324 getödtet.

Licitation (vom lat. liceri) bedeutet zunächst das Bieten auf eine zum öffentlichen Verkauf gestellte und dem Meistbietenden zuzuschlagende Sache. Bei der nothwendigen, durch Gläubiger erzwungenen Subhastation (s. d.) von Grundstücken beraumt die Behörde einen Licitations- (Versteigerungs-) Termin an und fordert zur Theilnahme an demselben durch die Zeitungen mit der Bestimmung auf, daß nur diejenigen zum Mitbieten zugelassen werden sollen, welche sich an dem festgesetzten Tage rechtzeitig melden, ein Gebot eröffnen und auf Erfordern über ihre Person und Zahlungsfähigkeit ausweisen. Die Versteigerung beginnt dann mit der Mittheilung des bisjetzt eingelaufenen höchsten Gebotes, welches von jedem Angemeldeten durch Mehrbieten übernommen werden kann. Erfolgt kein höheres Gebot mehr, so schließt die Behörde durch den Zuschlag den Kauf mit dem Meistbietenden. Bei einer freiwilligen Subhastation pflegen sich die Besitzer eine Auswahl unter den Licitanten vorzubehalten, sodaß sie schließlich auf einen weniger bietenden, aber ihnen mehr zusagenden Käufer zurückgreifen können. Es ist damit die Möglichkeit gegeben, Kauflustige durch die Mitbewerbung eines heimlich Beauftragten zu steigern, welcher sodann seines Meistgebotes entlassen wird. Vgl. Strippelmann, «Das Subhastationsverfahren» (Kassel 1853).

Lictoren (lictores) waren bei den Römern öffentliche Diener der höhern, mit Imperium bekleideten Magistrate, denen sie die Fasces vortrugen. Nach der Sage hat sie Romulus oder einer der andern Könige, nach dem Beispiele der Etrusker, eingeführt. Beim Ausgehen schritten die L. dem Magistrat in einer Reihe, einer nach dem andern, voran, machten ihm durch das Gedränge Platz und achteten darauf, daß ihm die gebührende Ehrerbietung erwiesen wurde. Auch die Vollziehung der vom Magistrat ausgesprochenen peinlichen Strafe kam ihnen zu; sie banden dem Verbrecher die Hände, strichen ihn mit Ruthen und enthaupteten ihn mit dem Beile. Außer den höhern Magistraten gab es auch L. von Priestern. Gewöhnlich waren sie aus der niedern Volksklasse, oft Freigelassene der Magistrate, denen sie dienten, aber stets freie Leute.

Liebau, Stadt im Kreise Landeshut des Regierungsbezirks Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien, an der in den Bober mündenden Schwarzbach, an der Niederschlesisch-Märkischen und der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, ist Sitz eines Hauptzollamts und einer Kreisgerichtscommission, hat zwei kath. und eine evang. Kirche, zwei bedeutende Flachsgarnspinnereien

Digitized by Google

und zählt (1875) 4925 E., die hauptsächlich Leinwandweberei und Flachshandel treiben. L. wurde um 1290 angelegt und gehörte früher dem Kloster Grüssau. Am 17. Sept. 1848 durch eine Feuersbrunst größtentheils zerstört, wurde es schöner wieder aufgebaut.

Liebe im allgemeinen Sinne des Wortes ist das mit einem mehr oder minder lebhaften Wunsche des Besitzes oder Genusses verbundene Gefühl der Werthschätzung eines Gegenstandes; ihre verschiedenen Arten beruhen auf der Verschiedenheit dieser Gegenstände. Man spricht von der L. zu leblosen Dingen, welche in irgendeiner Weise dem Bedürfniß des Menschen entgegenkommen und besonders durch längere Gewöhnung zu Gegenständen der Pflege und der Sorge werden; so liebt das Kind seine Spielsachen, so stellt sich in dem entwickelten Menschen ein persönliches Verhältniß zu seiner gewohnten Umgegend, zu den Gegenständen seiner Beschäftigung, zu dem Lande, in dem er lebt, kurz jenes Gefühl ein, welches man in der weitern Bedeutung des Wortes als Heimatliebe bezeichnen darf. Die Thatsache, daß die Phantasie dieser Zuneignung ihre Gegenstände gern als beseelt vorstellt und behandelt, deutet darauf hin, daß das tiefere Wesen der L. ein Verhältniß der Menschen zueinander ist. In dieser Beziehung sind es nun zunächst die gegenseitigen Förderungen, welche die Menschen einander werth machen: die L. der Kinder zu den Aeltern, die L. der Freundschaft haben hier ihre natürliche Wurzel. Daneben ist es die Folge der Gewöhnung, welche uns bei der Entfernung der Menschen, mit denen wir verkehrten, einen Wunsch hervorruft, den wir als L. deuten. Besonders aber ist es der geistige Verkehr, der lebendige Austausch ihrer Interessen und Gedanken, das gemeinsame Streben zu bedeutenden Zielen, welche als Bindemittel der L. zwischen Menschen gelten, wie es in den edlern Formen der Aeltern-, Kinder-, Geschwister-, Verwandten- und Freundesliebe hervortritt. Endlich wird auch die lebhafte Werthschätzung und die begeisterte Hingabe an ideale Güter als L. bezeichnet, wenn man von einer L. zum Vaterlande, zur Freiheit, zum Schönen, zur Tugend, zur Wahrheit, zu Gott spricht. Alle diese Formen der L. nun finden sich in concentrirter Gestalt und in einer besondern Beziehung vereinigt in derjenigen L., welche man unter dem engern Sinne des Wortes versteht, in der Geschlechtsliebe. Ihre Grundlage, der physische Trieb der Fortpflanzung, ist einer der wichtigsten unter den bewegenden Factoren des Menschenlebens; indem er die Blüte des individuellen Lebens der Fortpflanzung der Gattung weiht, zeigt er von der natürlichen Seite her jenen Zusammenhang des Individuums mit der Gattung, auf welchem alles sittliche Leben ruht. Hierauf hat Arthur Schopenhauer (s. d.) seine Metaphysik der Geschlechtsliebe gebaut, indem er den physischen Proceß der L. als einen Instinct auffaßte, der behufs der Erhaltung der Gattung das Individuum täusche und betrüge. Enthält diese Ansicht schon auf dem physiol. Standpunkte eine Unterschätzung des Werthes der L. für die Entwickelung des Individuums, so ist es noch mehr auf psychol. Gebiete der Fall. Schon der Zeitpunkt der physischen Geschlechtsentwickelung ist mit einer merkwürdigen Umwandlung des seelischen Zustandes verbunden, mit einem unbestimmten Sehnen und Suchen, mit einer Veränderung des Gesichtspunktes für die Betrachtung aller Dinge: und an dieser Stelle unserer Entwickelung tritt der tiefe Zusammenhang zwischen der Geschlechtsliebe und dem Schönheitsgefühl gerade dadurch hervor, daß in dieser Umwandlung des in die geschlechtliche Reife eingetretenen Menschen die ersten kräftigen Regungen des ästhetischen Sinnes eine Hauptsache zu bilden pflegen. In der weitern Entwickelung aber enthält die Concentrirung des unbestimmten Gefühls auf eine bestimmte Persönlichkeit überall die reichsten und mächtigsten Triebfedern zu unserer sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung, und die Erreichung des Ziels führt endlich in dem gegenseitigen Austausch der männlichen und der weiblichen Charaktere eine harmonische Ausgleichung und eine gereifte Durchbildung des Menschenthums herbei, wie sie auf keinem andern Wege erreicht werden kann. Vgl. Michelet, «L'amour» (Par. 1859; 6. Aufl. 1865; deutsch von Spielhagen, 3. Aufl., Lpz. 1868); Abel, «Ueber den Begriff der L.» (Berl. 1872); Duboc, «Die Psychologie der L.» (Hannov. 1874); Mantegazza, «Fisiologia dell'Amore» (Mailand 1873; 2. Aufl. 1875).

Liebenstein, Dorf im Herzogthum Sachsen-Meiningen (Amtsbezirk Salzungen), in einer der schönsten Gegenden des Thüringerwaldes, am Südabhang des Inselsbergs 325 Mt. über dem Meere mit 1161 E. und drei Mineralquellen, von denen die älteste, ein stark erdig-salinisches Eisenwasser, schon 1602 unter Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg gefaßt wurde. Eine Bedeutung erlangte die Quelle erst, als der Ort 1800 in den Besitz des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen kam, der den Grund zur jetzigen Gestaltung des Bades legte. Zwei andere, an Kohlensäure reiche erdig-salinische Eisenquellen wurden 1846 und 1866 aufgefunden. Das Wasser wird getrunken und zu Bädern verwendet. Eine Wasserheilanstalt wurde 1840,

Digitized by

eine Molkencuranstalt 1846 gegründet. Das Badehaus bietet außer den Stahlbädern auch Sool- und Eisensool- sowie Fichtennadelbäder. Seit 1872 ist das Bad im Besitz einer Actiengesellschaft. Ueber dem Dorf liegen die Ruinen der 1577 zerstörten Burg L. Vgl. Brückner, «Histor. Skizze von Burg und Bad L.» (Meining. 1872).

Lieber (Franz), verdienter amerik. Gelehrter und Publicist, geb. 18. März 1798 in Berlin, war Gärtnerlehrling am botan. Garten zu Berlin, als er beim Wiederausbruch des Kriegs gegen Napoleon 1815 als Freiwilliger in das 9. (Kolberger) Regiment eintrat. Als solcher machte er die Schlachten von Ligny und Waterloo mit und wurde beim Sturm auf Namur 20. Juni schwer verwundet. Nach seiner Rückkehr in die Heimat widmete sich L. gelehrten Studien an der Universität, wurde als eifriger Turner einer der besten Schüler Jahn's und 1819 als Demagoge verhaftet. Nachdem er vier Monate in Untersuchung gewesen, wurde er zwar freigegeben, allein auch in Jena und Halle, wo er seine Studien fortsetzte, polizeilich bewacht und belästigt. Im Herbst 1821 schiffte sich L. als Philhellene in Marseille nach Griechenland ein, kehrte aber bald enttäuscht nach Italien zurück und fand in Niebuhr's Hause in Rom freundliche Aufnahme, wo er das «Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland im J. 1822» (Lpz. 1823) schrieb. Mit Niebuhr reiste er nach Deutschland zurück, wo er aber aufs neue von der Polizei verfolgt und 1824 nach Köpnick gebracht wurde, bis er durch Niebuhr's Einfluß die Freiheit wieder erhielt. Im Sept. 1825 begab er sich nach England und lebte ein Jahr in London, wo er sich durch Unterricht erhielt. Im J. 1827 ging er nach den Vereinigten Staaten und hielt daselbst öffentliche Vorlesungen über Politik und Geschichte. Alsbald wandte er sich jedoch der literarischen Thätigkeit zu und gab die geschätzte «Encyclopaedia Americana» (13 Bde., Philad. 1829—33) heraus, wobei er das «Conversations-Lexikon» zu Grunde legte. L. erhielt 1835 eine Professur der Geschichte und Staatswissenschaften zu Columbia in Südcarolina und 1858 eine Professur für dieselben Fächer am Columbia-College in Neuyork. Während des Bürgerkriegs, in welchem er als Präsident der Loyal Publication Society eine höchst segensreiche Thätigkeit entfaltete, schrieb er seine «Instructions for the government of the Armies of the United States in the field», welchen Präsident Lincoln amtlichen Charakter verlieh; nach dem Kriege wurde L. Superintendent der in Richmond vorgefundenen und nach Washington gebrachten Archive der Rebellenregierung, und zur Zeit seines Todes war er endgültiger Schiedsrichter in verschiedenen höchst wichtigen Streitfragen, welche zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico schwebten. Er starb 2. Oct. 1872 in Neuyork. Als seine Hauptwerke sind zu betrachten: «Political ethics» (2 Bde., Bost. 1838), «Laws of property» (2 Bde., Neuyork 1842) und «Civil liberty and selfgovernment, or discourses on civil freedom» (2 Bde., Philad. 1853; 2. Aufl. 1859; deutsch von Franz Mittermaier, Heidelb. 1860). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: «Letters to a gentleman in Germany» (Philad. 1834), welche in England unter dem Titel «The stranger in America» erschienen, «Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian» (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837), «On anglican and gallican liberty» (deutsch von Mittermaier), «Essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labour by day» (Philad. 1835), «Legal and political hermeneutics, or principles of interpretation and construction in law and politics», «On international copyright» u. s. w.

Liebesapfel, Pflanzenart, s. Solanum.

Liebeshöfe (Cours d'amour), insofern man darunter eigentliche, besonders weibliche Gerichtshöfe verstehen will, hat es nie gegeben. Mit Unrecht hat man diese Minnegerichte in der Provence zur Blütezeit der Troubadours suchen wollen, in welcher doch ein solch öffentliches Preisgeben des Namens der Geliebten streng verpönt gewesen wäre. Aus den Gedichten der Troubadours ergibt sich nur, daß manchmal Liebende ihre Zwistigkeiten heimlich dem Urtheile eines Schiedsrichters, meist eines berühmten Minnesängers, unterwarfen; daß bei geselligen Zusammenkünften an den Höfen außer andern poetischen Unterhaltungen auch Fragen aus der Erotik vorgelegt und abgehandelt wurden, und daß diese höfischen, der Poesie und Lebenslust gewidmeten Gesellschaften selbst von den Troubadours bisweilen cort genannt wurden. Ebenso irrig hielt man die Puys d'amour Nordfrankreichs und Flanderns für L. im wirklichen Sinne, während sie in der That anfänglich blos geistige Brüderschaften, später auch literarische Gesellschaften waren, woraus sich die Chambres de rhétorique und die Kammern der Rederykers bildeten. Wol aber waren, namentlich in allegorischen Gedichten des spätern Mittelalters, die Darstellungen des Gottes Amor als eines Königs der Liebe häufig; als solchem gab man ihm einen Hofhalt oder ein Parlament und ließ ihn förmliches Minnegericht halten. Solche allego-

Digitized by Google

rische Festspiele von einem Prince d'amour wurden in mehrern Städten Frankreichs öffentlich dargestellt; ja es wurde eine Sammlung von Liebesregeln und Urtheilen («Tractatus amoris» des Andreas Capellanus aus dem 13. Jahrh.) und endlich sogar ein förmliches Liebesgesetzbuch (die «Arrêts d'amour» des Martial d'Auvergne aus dem 15. Jahrh.) abgefaßt und von Juristen ironisch commentirt. Es mochten demnach fortwährend Liebesfragen oder Liebesstreitigkeiten in geselligen höfischen Kreisen unter dem Vorsitze von Damen, meist nur zur Erhöhung des geselligen Vergnügens verhandelt und solche Schiedsgerichte aus Nachahmung jener erwähnten Allegorien bisweilen Minnehöfe genannt werden. Urkundlich läßt sich nur eine Court amoureuse, wahrscheinlich am Hofe Karl's VI. von Frankreich abgehalten, nachweisen. Vgl. Diez, «Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie» (Berl. 1825).

Liebesmahl oder Agäpē hieß in der ersten christl. Kirche die gemeinsame Abendmahlzeit. Dergleichen gemeinsame Mahle mit religiöser Beziehung waren bei den Juden nichts Ungewöhnliches und finden sich auch bei den Essenern (s. d.) und den pharisäischen Genossenschaften. In der ersten Messiasgemeinde führte der Glaube an den Gekreuzigten, dessen baldige Wiederkunft auf des Himmels Wolken man erwartete, ganz von selbst darauf, das Gedächtniß seines letzten Mahls, bei welchem er in sinnbildlicher Handlung seinen Leib und sein Blut als ein für die Seinen geopfertes Passah bezeichnet hatte, bei jeder gemeinsamen Mahlzeit zu erneuen. Die Bezeichnung der Mahlzeit als L. war ein Ausdruck der brüderlichen Gemeinschaft, durch welche sich alle Gemeindeglieder verbunden wußten. Wie es scheint, gaben diese gemeinsamen Mahle, bei denen die vermögendern Gemeindeglieder für Speise und Trank sorgten, den Anlaß zu den idealen Schilderungen völliger Gütergemeinschaft, welche die Apostelgeschichte enthält. Schon im 2. Jahrh., als die Zahl der Christen sich vermehrte und die Vorstellungen von dem Genusse des «Leibes und Blutes» Jesu immer mysteriöser wurden, sah man sich genöthigt, die L. von der Feier des Heiligen Abendmahls (s. d.) zu trennen. Das L. artete dann im 3. und 4. Jahrh. in ein gewöhnliches Gastmahl aus, welches Familien bei dem Tode ihrer Angehörigen, Gemeinden an den Jahrestagen ihrer Märtyrer anzustellen pflegten, und bei welchem Geistliche und Arme gewöhnlich Gäste waren. Infolge der eingerissenen Misbräuche wurde den Geistlichen die Theilnahme an den L. verboten und zuletzt die Abhaltung derselben in den Kirchen völlig untersagt. Das geschah schon von dem Concil zu Laodicea (363). Ambrosius verbot sie in der Kirche von Mailand (386). Um 392 bestanden sie fast in dem größten Theile des Abendlandes nicht mehr. Augustin setzte ihre Abschaffung in Afrika auf dem Concil zu Hippo (395) durch; doch mußten noch späterhin Synoden, z. B. zu Orléans 536 und zu Konstantinopel 692, die Unterlassung jener Gastmähler einschärfen. Die Brüdergemeine hat die L. erneuert und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit Thee und Weizenbrot (Liebesbrot) in ihren Versammlungssälen.

Liebestrank, bei den Griechen Philtron, hieß ein aus theils ekelhaften, theils sogar schädlichen Substanzen des Thier- und Pflanzenreichs bereitetes Zaubermittel, das nach der noch hier und da spukenden abergläubischen Vorstellung der alten Nationen die Kraft hatte, die Liebe auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken. Das Wahre an der Sache ist, daß man wol den physischen Trieb zum andern Geschlechte durch Mittel erregen kann, welche eine specifische Wirkung haben und deshalb Aphrodisiaca genannt werden, daß aber die wirkliche psychische Neigung sich nicht durch physisch wirkende Mittel auf einen bestimmten Gegenstand wenden läßt.

Liebeswahnsinn, s. Erotomanie.

Liebfrauenmilch, ein rheinhess. Rieslingwein, welcher rings um die Kirche des Liebfrauenstifts in Worms, großentheils auf dem Schuttboden einer Klosterruine, und in dem daran stoßenden sog. Kapuzinergarten, im ganzen auf einer Fläche von 3,25 Hekt. wächst. Derselbe ist einer der edelsten Weine, der sich durch Lieblichkeit, Würze, Blume und Wohlgeschmack auszeichnet, dem es jedoch an Mark fehlt. Das Stück ist schon mit 4000 Fl. verkauft worden. Was unter der Etikette L. verkauft wird, ist in den seltensten Fällen der echte Wein.

Liebieg (Joh., Freiherr von), bedeutender österr. Industrieller, geb. 7. Juni 1802 zu Braunau in Böhmen, erlernte daselbst das Tuchmachergewerbe, errichtete dann in Reichenberg in Böhmen ein Schnittwaarengeschäft und erwarb 1828 daselbst eine Spinnerei, welche durch Fabrikation neuer engl. Stoffe, wie Merinos, Lastings, Tibets und später namentlich Orleans und Mohairs, bald einen außerordentlichen Aufschwung nahm und beträchtliche Erweiterungen erfuhr. So entstanden 1832—50 ein Preßgebäude, eine Druckerei, eine Dampffärberei, eine auf 800 Webstühle berechnete Weberei, eine Worstedspinnerei von 5400 Spindeln, ein Lagermagazin für 15,000 Ctr. Schafwolle, eine Appretur u. s. w. Hierzu kamen im Laufe der

Digitized by Google

Jahre eine große Reihe von Unternehmungen an andern Orten. Im J. 1841 wurde in Mödling bei Wien eine Färberei- und Appreturanstalt errichtet (seit 1845 nach Nußdorf verlegt), 1845—55 bei Swarow eine Baumwollspinnerei mit 36,180 Spindeln, eine mechan. Weberei mit 360 Kraftstühlen und ein Gebäude mit 137 Handwebstühlen, 1855 im benachbarten Haratitz eine Spinnerei, 1851 eine Kammgarnspinnerei in Mildenau und 1856—65 eine auf 50,000 Spindeln berechnete Baumwollspinnerei in Eisenbrod. Einen 1852 im Biharer Comitate in Ungarn erworbenen Grundbesitz, auf dem L. eine Glasfabrik errichtete und eine Colonie deutsch-böhm. Arbeiter ansiedelte, gab er nach mehrern Jahren gegen Eintausch des Productenhofs in Wien in andere Hände. Weiterhin gingen in L.'s Eigenthum über: die Spiegelfabrik in Elisenthal, das Kupferhüttenwerk in Rochlitz (1863), das Kupferhammerwerk in Guttenstein (1865), die Dachschieferbrüche in Racic, die Kalksteinbrüche in Smrc (1862) und die Staatsdomäne Smiritz mit Horenowes (1862), wo er ein Dampfsägewerk, eine Bierbrauerei und (1867) eine Zuckerfabrik anlegte. Später wurde mit diesem Grundbesitz auch die Waldherrschaft Daschitz vereinigt. Durch Einrichtung von Kranken- und Invalidenkassen, eigenen Speiseanstalten und Brotbäckereien, durch den Bau von Arbeiterhäusern, eigenen Schulen und einem Asyl zur Aufnahme von Arbeiterkindern sorgte L. für das leibliche und geistige Wohl seiner Arbeiter. Auch erwarb er sich große Verdienste um das Zustandekommen der von Reichenberg ausgehenden Eisenbahnen, namentlich der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn. Was seine öffentliche Thätigkeit anlangt, so war er 1849 Delegirter der österr. Regierung bei dem volkswirthschaftlichen Ausschusse in Frankfurt a. M., sodann Präsident der reichenberger Handelskammer, liberaler Landtags- und Reichsrathsabgeordneter. Er wurde 1866 in den Ritter- und 1867 in den Freiherrnstand erhoben und starb 16. Juli 1870 zu Smiritz; seine Leiche wurde in Reichenberg beerdigt. Inhaber der Firma Liebieg u. Comp. sind gegenwärtig L.'s Söhne, Johann, Heinrich und Theodor Freiherren von L., und sein Schwiegersohn Joseph Ritter von Mallmann. Vgl. «Johann L. Ein Arbeiterleben» (Lpz. 1871).

Liebig (Justus, Freiherr von), einer der größten Chemiker und einflußreichsten Naturforscher der neuern Zeit, geb. 8. Mai 1803 zu Darmstadt, besuchte das Gymnasium daselbst, kam aber 1818, da er eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaft zeigte, in die Apotheke zu Heppenheim, wo er 10 Monate blieb. Hierauf studirte er 1819—22 in Bonn und Erlangen. Durch ein Reisestipendium unterstützt, setzte er gleichzeitig mit Mitscherlich seit Herbst 1822 seine Studien bis 1824 in Paris fort, wo er durch seine der Französischen Akademie vorgelegte Arbeit über Knallsäure die Aufmerksamkeit Alexander von Humboldt's auf sich zog und dadurch auch mit Gay-Lussac in nähere Berührung kam. Humboldt's Einfluß führte L. dem Lehrfache zu und trug viel dazu bei, daß er schon 1824 außerord. und 1826 ord. Professor der Chemie in Gießen wurde. In dieser Stellung entwickelte L. nun länger als ein Vierteljahrhundert eine ungemeine Thätigkeit, begründete, durch die Regierung unterstützt, das erste Musterlaboratorium in Deutschland und erhob die kleine Universität zu einem Centralpunkte des chem. Studiums, in welchem nicht nur die jungen Chemiker Deutschlands, sondern auch die des Auslandes, namentlich Englands, unter seiner Leitung die praktische Weihe empfingen. Wie seine Wirksamkeit überhaupt den Anstoß gab zu dem neuen Leben, das fortan die Wissenschaft der Chemie durchdrang, so geschah es auch durch seinen Einfluß, daß man überall dem Studium derselben mehr Rücksicht und Mittel als früher widmete. Außer mehrfachen äußern Anerkennungen seiner Verdienste ward L. 1845 vom Großherzog Ludwig II. von Hessen in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Im Herbst 1852 nahm L. eine Professur an der Universität zu München mit dem Amte eines Conservators des dortigen chem. Laboratoriums an, womit sich ihm ein neuer bedeutender Wirkungskreis öffnete. Er wurde 1853 vom König Maximilian II., der ihm seine ganze Gunst zugewendet hatte, zum Vorstande des Kapitels des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst und 1860 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und zum Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats ernannt. Außer den die Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten enthaltenden «Annalen der Chemie und Pharmacie», die er 1832 mit Geiger begann und seit 1851 mit Wöhler in Göttingen und Kopp in Heidelberg herausgab, sind von L.'s Schriften besonders hervorzuheben: das 1836 mit Poggendorff begonnene «Handwörterbuch der Chemie» (9 Bde., Braunschw. 1837—64), die Bearbeitung des chem. Theils von Geiger's «Handbuch der Pharmacie» (Heidelb. 1839), dessen organisch-chem. Theil als selbstständiges «Handbuch der organischen Chemie» betrachtet werden kann; ferner die wichtigen Werke: «Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur» (Braunschw. 1840; 8. Aufl. 1865) und «Die Thierchemie oder organische Chemie

Digitized by Google

in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie» (Braunschw. 1842; 3. Aufl. 1847. Außerdem sind zu nennen die zuerst in der Beilage der augsburger «Allgemeinen Zeitung» veröffentlichten «Chem. Briefe» (4. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1859; Volksausgabe in Einem Bande, Lpz. 1865), welche außerordentlich dazu beitrugen, nicht nur das Interesse für die Chemie insbesondere, sondern auch für die übrigen Zweige der Naturwissenschaften in weitern Kreisen zu erwecken. Die letztern Arbeiten sind auch ins Französische, Englische, Italienische, Ungarische und Russische übersetzt worden. L.'s Leistungen sind in allen Gebieten der Chemie bedeutend. In der technischen Chemie ist seine Arbeit über Cyankalium für die Blutlaugensalzfabrikation, die über Aldehyd für die Fabrikation des Essigs, seine Methode der Darstellung des Cyankaliums für die Galvanoplastik, sein Verfahren der Versilberung des Glases für die Spiegelfabrikation, sein Kalksuperphosphat für die Landwirthschaft von Wichtigkeit geworden. Auf dem Gebiete der analytischen Chemie sind von besonderer Bedeutung seine Scheidungsmethode des Kobalts vom Nickel, sein Verfahren zur Bestimmung der Blausäure in den officinellen Arzneimitteln, seine Methoden der Bestimmung des Sauerstoffs der Luft mittels Pyrogallussäure (welche Säure er zuerst in die Photographie einführte), wie des Kochsalzes und Harnstoffs im Harn des Menschen und der fleischfressenden Thiere. Das Hauptverdienst hat sich jedoch L. um die organische Chemie erworben. Er erfand einen eigenen Apparat für die Analyse organischer Verbindungen und verbesserte deren Methode; er untersuchte unter anderm fast alle wichtigern organischen Säuren, die Zersetzungsproducte des Alkohols durch Chlor, die Oxydationsproducte des Alkohols, das Schwefelcyan und die Mellonverbindungen, den Harn und die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches. Hierher gehören auch seine Untersuchungen über «Die Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus» (Braunschw. 1848). L. entdeckte in dem Melamin und Ammelin die ersten künstlich darstellbaren stickstoffhaltigen Basen, ferner in dem Harn der Pflanzenfresser, später in dem des Menschen die Hippursäure, in der Fleischflüssigkeit das Kreatinin und die Inosinsäure, in dem Hundeharn die Kynursäure und das Tyrosin als Zersetzungsproduct des Caseïn; er unterschied ferner zuerst das Syntonin, den Hauptbestandtheil der Muskelsubstanz, von dem Blutfibrin. Mit Wöhler gemeinschaftlich machte L. die Untersuchungen über die Cyansäure, Harnsäure, das Radical der Benzoësäure und die Erzeugung des Bittermandelöls. Durch seine Arbeiten wurde L. zu umfassenden theoretischen Ansichten über organische Radicale und die Natur der organischen Säuren, über die Processe der Gärung und freiwilligen Zersetzung sowie über die Metamorphosen in der organischen Natur überhaupt geführt. Später beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Anwendung dieser und mannichfacher, aus neuen Beobachtungen geschöpfter Resultate auf den chem. Theil der Pflanzen- und Thierphysiologie und einer totalen Reform der in diesen Disciplinen und der damit zusammenhängenden angewendeten Wissenschaften, der Agricultur und Pathologie, und legte in den beiden obenerwähnten Werken seine Ansichten hierüber nieder. Diese Ansichten haben jetzt fast allgemein Eingang gefunden, und seit Veröffentlichung der «Grundsätze der Agriculturchemie» (Braunschw. 1855), der «Theorie und Praxis der Landwirthschaft» (Braunschw. 1856), der «Naturwissenschaftlichen Briefe über die moderne Landwirthschaft» (Lpz. 1859) und der 7., 8. und 9. Auflage der «Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur» sind seine Lehren in Beziehung auf die Landwirthschaft jetzt fast allgemein in die Praxis übergegangen, sodaß sie in der rationellen Bewirthschaftung der Feldgüter und Erzeugung des Fleisches und thierischer Producte einen bereits allerwärts bemerklichen tiefen Einfluß ausüben. Die deutschen Landwirthe erkannten dies durch ein Ehrengeschenk an, welches L. zu einer Stiftung für die Förderung der Agriculturwissenschaft bestimmte (Liebig-Stiftung). Große Verdienste erwarb er sich durch Darstellung und Einführung des Fleischextracts (s. d.). In seiner «Suppe für Säuglinge» (3. Aufl., Braunschw. 1877) hat er seine Grundsätze der Ernährung an einem besondern Fall praktisch erläutert. Unter den Reden, die L. als Präsident der Akademie der Wissenschaften gehalten, sind die über «Franz Bacon von Verulam» (1863), über «Induction und Deduction» (Münch. 1865), über die «Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft» (Münch. 1866) hervorzuheben. Seine letzte größere Arbeit war «Ueber Gärung und Quelle der Muskelkraft» (Lpz. 1870). Er starb in München 18. April 1873. Ihm wurde ein Denkmal (Bronzebüste von Bersch) zu Darmstadt 12. Mai 1877 gesetzt. Mit seinem Sohne, Georg von L., der über Klimatologie und Balneologie schrieb, gab sein Schwiegersohn M. Carriere «Reden und Abhandlungen von Justus von L.» (Lpz. 1874) heraus. Ein schönes Bild seines Wirkens entwarf A. W. Hofmann in «L.'s life work» (Lond. 1876). Vgl. Bischoff, «Ueber den Einfluß des Freiherrn Justus von L. auf die Entwickelung der Physiologie» (Münch. 1874); Vogel,

Digitized by Google

«Justus, Freiherr von L. als Begründer der Agriculturchemie» (Münch. 1874); Erlenmeyer, «Ueber den Einfluß des Freiherrn von L. auf die Entwickelung der reinen Chemie» (Stuttg. 1875); Kolbe, «L. der Lehrer, Gelehrte und Reformator» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1874).

Liebknecht (Wilh.), socialdemokratischer Agitator, Journalist und Abgeordneter, geb. 29. März 1826 in Gießen, besuchte das dortige Gymnasium und studirte daselbst, in Berlin und Marburg Philologie und Philosophie. Als Theilnehmer an dem bad. Aufstande mußte er flüchten und lebte 1850—62 erst in der Schweiz, dann in England. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1865 wegen seiner Agitation in der Arbeiterfrage aus Preußen ausgewiesen und lebt seitdem in Leipzig. Im J. 1866 wurde die von ihm redigirte «Mitteldeutsche Volkszeitung» durch die preuß. Behörde unterdrückt, L. selbst auf einer Reise auf preuß. Gebiete verhaftet und wegen unerlaubter Rückkehr zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Nachdem L. im Sommer 1867 als socialdemokratischer Candidat vom 19. sächs. Wahlkreis (Stollberg) in den Norddeutschen Reichstag gewählt worden war, übernahm er 1. Jan. 1868 die Leitung des in Leipzig erscheinenden «Demokratischen Wochenblattes», des Organs der Volkspartei und des Verbands deutscher Arbeitervereine. Zu Ende 1870 wurde L. wegen Hochverraths verhaftet, nach einigen Monaten aus der Untersuchungshaft entlassen und dann 1872 vom Schwurgericht zu Leipzig zusammen mit seinem Parteigenossen Bebel zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt, die er bis 1874 auf dem Schlosse Hubertusburg verbüßte. Während seiner Haft wurde L. vom 19. sächs. Wahlkreis im Jan. 1874 auch in den Deutschen Reichstag gewählt, konnte aber erst 1875 in denselben eintreten; bei den Reichstagswahlen im Jan. 1877 erlangte er in Stollberg abermals die Majorität. Auch bei den sächs. Landtagswahlen im Sept. 1877 wählte der 36. ländliche Wahlkreis (Stollberg) L. in die Zweite Kammer, doch wurde diese erste socialdemokratische Landtagswahl Sachsens für nichtig erklärt, weil L. noch nicht im dreijährigen Besitz der sächs. Staatsangehörigkeit war.

Liebreich (Matthias Eugen Oskar), Mediciner, geb. 14. Febr. 1839 zu Königsberg i. Pr., besuchte die Gymnasien zu Königsberg und Berlin, begann dann seine chem. Studien bei Fresenius in Wiesbaden und studirte, nachdem er 1857—59 eine Reise nach Afrika unternommen, Medicin in Königsberg, Tübingen und Berlin. Er war 1866 Militärarzt im böhm. Feldzug, wurde 1867 Assistent am pathol. Institut zu Berlin, 1868 Privatdocent und 1872 ord. Professor der Heilmittellehre daselbst, sowie 1872 Director des pharmakologischen Instituts. L. hat das Protagon als die wesentlichste phosphorhaltige Substanz des Gehirns nachgewiesen und die schlafbringende Wirkung des Chloralhydrats entdeckt. Er schrieb: «Das Chloralhydrat ein neues Hypnoticum und dessen Anwendung in der Medicin» (3. Aufl., Berl. 1871).

Liebstöckel (Levisticum officinale Koch) heißt in der Volkssprache eine heilkräftige, zur Familie der Doldengewächse gehörende Staude, welche auf Gebirgen des mittlern und südl. Europa wild wächst und namentlich bei den Landleuten gebirgiger Gegenden als Mittel gegen Husten und Keuchen des Viehes und gegen Würmer in großem Ansehen steht, weshalb man sie dort häufig in Bauergütern angepflanzt findet. Die ganze Pflanze hat einen starken, widerlich aromatischen, süßlichen Geruch. Ihre Stengel werden 90—160 Ctmt. hoch und sind gleich den großen ein- bis dreifach fiedertheiligen Blättern kahl und gelblichgrün. Die Dolden besitzen vielblätterige Haupt- und Nebenhüllen und hellgelbe Blüten, die Früchtchen sind geflügelt. Man benutzt den fleischigen, mehrköpfigen, 8—20 Ctmt. langen und bis 4 Ctmt. starken, auswendig dunkelbraunen, höckerigen und quergeringelten, inwendig gelblichen Wurzelstock, welcher als Radix Levistici officinell ist. Der Name L. beruht darauf, daß die Wurzel früher als ein Aphrodisiacum für Frauen galt und zu Liebestränken benutzt wurde.

Liechtenstein, souveränes Fürstenthum, nächst Monaco das kleinste Europas, wird westlich vom Rhein, östlich von Vorarlberg, südlich von dem schweiz. Canton Graubünden begrenzt und besteht aus den Herrschaften Vaduz und Schellenberg. Mit Ausnahme des ebenen Rheinthals ist das Ländchen gebirgig; von Süden nach Norden wird es von zwei Ausläufern der Rhätikonkette durchzogen, welche durch das Saminathal voneinander getrennt sind; in dem westlichen erheben sich die Drei Schwestern zu 2098 Mt. über das Meer; der östliche, welcher die Grenze gegen Vorarlberg bildet, gipfelt in dem 2284 Mt. hohen Ochsenberg. Das Areal umfaßt 178 QKilom. mit (1870) 8320 E. alemannischen Stammes und kath. Confession, deren Hauptbeschäftigungen die Landwirthschaft und die Viehzucht sind. Quer durch das Ländchen führt von Feldkirch nach Buchs ein Zweig der Vorarlbergerbahn. Mit Graubünden ist L. durch den befestigten Paß über die Luciensteig (684 Mt.) verbunden. Infolge der Verfassungsurkunde vom 26. Sept. 1862 ist L. eine constitutionelle Monarchie, im Mannsstamm

Digitized by Google

des kath. Hauses L. erblich; der Fürst übt die gesetzgebende Gewalt mit dem Landtage aus; dieser zählt 15 Mitglieder, von denen drei vom Fürsten ernannt, die übrigen durch Wahlmänner aus dem Volk gewählt werden; die Mandatsdauer ist sechs Jahre. Seit 1866 dem Namen nach vollständig unabhängig und staatsrechtlich weder zum Deutschen Reiche noch zu Oesterreich gehörig, steht L. doch in vielen Dingen unter österr. Einfluß. Der Fürst residirt gewöhnlich in Wien oder auf dem Schlosse Eisgrub in Mähren. Die oberste Verwaltungsbehörde für das Fürstenthum ist die fürstl. Hofkanzlei in Wien, welche zugleich als Appellationsgericht fungirt, während das österr. Oberlandesgericht in Innsbruck in letzter Instanz entscheidet. Unter der Hofkanzlei ist als Landesbehörde für die Verwaltung und Steuern die Regierung in Vaduz eingesetzt, welcher das Landesgericht (als polit. und Justizamt erster Instanz) und die Landeskassenverwaltung untergeordnet sind. Die Einnahmen betrugen (1871) 60,000 Fl. österr. Währung, die Ausgaben 54,000 Fl. Eine Staatsschuld besteht nicht; das Militär ist aufgelöst. Münzen, Maße und Gewichte sind die österreichischen, auch die Posten werden von Oesterreich verwaltet, zu dessen Zoll- und Steuergebiet L. seit dem Handelsvertrag von 1852 gehört. — Der Hauptort ist **Vaduz**, auch L. genannt, unweit des Rheins mit 921 E. und dem Schlosse L. Außer diesem souveränen Fürstenthum hat das Haus L. ausgedehnte Besitzungen in Oesterreich, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ungarn und Steiermark, zusammen 5700 QKilom. mit 600,000 E. und 1,400,000 Fl. Einkünften.

Das Haus L. ist eins der ältesten Geschlechter Oesterreichs, ausgezeichnet in dessen Geschichte durch Männer von hohem Verdienst. Des Grafen Hartmann IV. Söhne, **Karl** und **Gundakar**, die beide, jener 1618, dieser 1623, in den Fürstenstand erhoben wurden, stifteten die Karl'sche und die Gundakar'sche Linie. Karl, der zur kath. Kirche zurücktrat, erhielt vom Kaiser Matthias 1614 das Fürstenthum Troppau und von Ferdinand II. 1623 Jägerndorf. Sein Enkel, **Johann Adam**, kaufte 1699 und 1708 von den Grafen von Hohenembs die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg. Mit ihm starb 1712 diese Linie aus und das Majorat nebst allen Besitzungen derselben fiel an Gundakar's Enkel, **Anton Florian**, der 1713 für sich und 1723 für seine Nachkommen Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, nachdem Kaiser Karl VI. Vaduz und Schellenberg unter dem Namen L. zu einem unmittelbaren Fürstenthume erhoben hatte. Eine Nebenlinie bildete **Philipp Erasmus**, geb. 1664, gest. 1704, nebst seinen Nachkommen. Als 1748 der Stamm Ant. Florian's erlosch, erbte dessen Neffe, des Phil. Erasmus Sohn, **Joseph Wenceslaw Lorenz**, der Reformator des österr. Artilleriewesens, das Majorat und die Güter des Hauses, die nach seinem kinderlosen Ableben 1772 an die Söhne seines Bruders Emanuel, **Franz Joseph** und **Karl Borromäus** (gest. 1789), fielen, welche die beiden noch blühenden Linien stifteten, von denen die ältere das Fürstenthum L. besitzt, nebst dem größten Theile der Güter in Oesterreich und Schlesien, die jüngere im Besitze des Karl'schen Majorats ist. **Johann Joseph** von der ältern Linie, geb. 25. Juni 1760, zeichnete sich in den franz. Kriegen am Rhein und in Italien durch Tapferkeit und Glück aus, schloß 1805 den Frieden zu Preßburg und überließ 1806, weil Napoleon ihn aus Wohlwollen ohne sein Wissen zu Paris in den Rheinbund aufgenommen hatte, das Fürstenthum L. seinem noch unmündigen dritten Sohne, Karl Joh. Anton. In der Folge (1814) übernahm er von seinem Sohne das Fürstenthum wieder und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei. Er starb zu Wien 20. April 1836. Sein ältester Sohn und Nachfolger war **Aloys** (gest. 14. Nov. 1858), welchem dessen Sohn **Johann** II. (geb. 5. Oct. 1840) folgte. Vgl. Falke, «Geschichte des fürstl. Hauses L.» (Bd. 1—2, Wien 1868—77).

Lied (franz. chanson, ital. canzone) ist eine der lyrischen Form angehörende Dichtungsart; sie ist der freie schönheitsvolle Erguß der innern Stimmung und Empfindung. Frische, Schlichtheit, Leichtigkeit, Singbarkeit ist seine Natur; am liebsten ergeht es sich daher in menschlich vertrautem, anmuthendem Inhalt, doch sind auch die feierlich erhabensten Stimmungen und die tiefsten Kämpfe des Herzens ihm zugänglich. Man theilt das L. in das geistliche und weltliche ein. In Bezug auf das erstere s. **Kirchenlied**. Das weltliche L. zerfällt in so viel Arten, als verschiedene Zustände, Vorgänge und Naturscenen aufregen können. Demnach gibt es Wiegen-, Kinder-, Schul-, Liebes-, Trink-, Kriegs-, Tanzlieder u. s. w. Außer den gemüthvollen und trefflichen, aber fast sämmtlich namenlosen Dichtern des 16. und 17. Jahrh. zeichneten sich in Deutschland in der neuern Zeit besonders in der Liederform aus: Goethe, Gleim, Voß, Hölty, Bürger, Arndt, Körner, Rückert, W. Müller, Heine, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Reinick, Kopisch, Geibel u. a. Die Alte Welt hat ihrem Charakter gemäß von wirklicher Liederdichtung nur wenig aufzuweisen; wie die lyrische Poesie überhaupt, konnte auch

Digitized by Google

das L. erst in der Gefühlstiefe des christl. Zeitalters sich entwickeln. Die Composition eines L., sei es geistlich oder weltlich, muß sich genau nach der Stimmung der Poesie richten und ganz mit derselben verschmelzen, sodaß es nicht möglich erscheint, eine andere Melodie von gleichem Werthe auf denselben Text zu erfinden. Kein Tonsatz bedarf so vieler Bestimmtheit des Ausdrucks als das anspruchslose L., und dabei muß die Melodie eines L. auch leicht sangbar und leicht faßlich sein. Was der Blume der Duft, ist dem L. die Melodie, welche die Harmonie in sich tragen, nicht aber durch ihren Schmuck veredelt werden soll. Die vorzüglichsten deutschen Liedercomponisten der neuern und neuesten Zeit sind: Hiller, Reichardt, Schulz, Himmel, Beethoven, Konr. Kreutzer, Fr. Schubert, K. M. von Weber, Spohr, Rob. Schumann, Mendelssohn; ferner Methfessel, Bernhard, Mühling, Kücken, Reissiger, Löwe, Curschmann, Banck, Zöllner, Abt, Rob. Franz, Krebs u. a. Vgl. Reißmann, «Das L. in seiner histor. Entwickelung» (Kass. 1861); Schneider, «Das musikalische L. in geschichtlicher Entwickelung» (3 Bde., Lpz. 1863—65).

Liederspiel, eine Gattung des Schauspiels mit Gesang, unterscheidet sich von der Operette dadurch, daß alle darin vorkommenden Gesangstücke entweder aus allgemein bekannten Liedern oder Melodien mit neuen Texten bestehen, oder daß sich der Componist doch wenigstens darauf beschränkt, nur leichtfaßliche Melodien in Form des Liedes anzubringen, weshalb hier auch nur eine durchaus einfache Instrumentalbegleitung stattfinden darf. Der erste Versuch dieser Art in Deutschland nach dem Muster des franz. Vaudeville (s. d.) war Reichardt's «Liebe und Treue»; doch ungleich berühmter wurde Himmel's «Fanchon, das Leiermädchen». Seitdem wurden ähnliche Arbeiten, fast ausschließlich heitern Inhalts, meist nach franz. Mustern in großer Anzahl geliefert; zu den besten gehören die Originalarbeiten von L. Schneider.

Liedertafeln oder **Gesangvereine**, s. Gesang.

Lieferungsgeschäft, **Lieferungskauf**, **Contract** (Kauf auf Contract), auch wol **Zeitkauf** oder **Terminkauf** (welche beiden letztern Ausdrücke passender für den Creditkauf sind), **Kauf auf Bezug** nennt man dasjenige Kaufgeschäft, bei welchem die Waare an einem spätern Termin als dem des Kaufschlusses, und zwar an einem im voraus festgestellten, zu liefern ist, und wobei dieser Aufschub in der Absicht beider Contrahenten liegt. Die Festsetzung eines spätern Termins, welcher ferner oder näher liegen kann (z. B. einen oder mehrere Monate ab, oder, wie gewöhnlich beim Fondshandel in Wien, der nächste Tag), ist der Ausfluß maßgebender Speculation. Während die meisten andern Käufe (Tageskäufe) zugleich Creditkäufe sind, ist der Lieferungskauf regelmäßig Baarkauf. Bisweilen gibt beim Lieferungskaufe der Käufer zur Sicherstellung des Verkäufers einen Vorschuß auf das Kaufgeld, in Rußland und den russ. Ostseeprovinzen Handgeld genannt. In den meisten Fällen ist der Verkäufer beim Abschlusse des Geschäfts noch nicht Eigenthümer der contrahirten Waare; er verkauft in der Hoffnung, daß er bis zum Tage der Ablieferung (Erfüllungstag) wohlfeiler kaufen werde, als er verkauft hat. Der Käufer, dem die nämlichen Quellen des Kaufs offen stehen wie dem Verkäufer, hat die entgegengesetzte Meinung vom Gange des Preises. Die Interessen beider stehen sich demnach diametral entgegen, während sie im sonstigen Handel harmoniren, und der Gewinn des einen ist der Verlust des andern. Das Verlangen nach einem großen Gewinn läßt die L. der Regel nach über sehr bedeutende Waarenmengen schließen, für welche sich an den bezüglichen Handelsplätzen feste Sätze gebildet haben, deren Einmaliges oder Mehrmaliges das Kaufquantum ist. Unterliegt jeder Kauf zum Zwecke des Wiederverkaufs größerer oder geringerer Unsicherheit auf seiten des Käufers, so ist doch der in Rede stehende, bei welchem das Bedürfniß in den Hintergrund tritt, nicht eigentlich ein Geschäft, vielmehr ein Spiel. Seine Gegenstände sind vorzüglich solche Waaren, welche gemäß ihrer Productionsbedingungen einen sehr wechselnden Preis haben und daher der Speculation ein weites Feld bieten, namentlich vegetabilische Erzeugnisse von starkem Consum (Getreide, Oel, Spiritus, Baumwolle), deren Preis aber je nach den Ernte-Erträgen und der Meinung über die nächste Ernte, Zu- und Abfuhr großen Schwankungen unterliegt, ferner je nach den localen Bedingungen manche andere Artikel (Talg, Petroleum, Zink), ganz besonders aber öffentliche Obligationen (Fonds) und Actien. Wenn der eine der Contrahenten die Erfüllung des Vertrags weigert oder dazu außer Stande ist, so hat er den andern auf dessen Verlangen nach Maßgabe der Differenz zwischen dem Preise zur Erfüllungszeit und dem contrahirten Preise zu entschädigen. Die in dieser Rücksicht in Deutschland geltenden Bestimmungen finden sich in Art. 354—359 des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs. Sehr gewöhnlich haben beide Parteien beim Kaufabschlusse gar nicht die Absicht auf wirkliche Lieferung und Uebernahme der Waare, vielmehr nur diejenige auf Ausgleichung durch die Preisdifferenz; dann war der bezügliche Kaufabschluß lediglich ein sog. Differenzgeschäft (s. d.).

Digitized by Google

Liegnitz, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, unweit des Zusammenflusses des Schwarzwassers und der Katzbach, an der Breslau-Freiburger und der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn, freundlich zwischen Gärten und reizenden Promenaden gelegen, hat (1875) 31,442 E. Die Stadt ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines Verwaltungsgerichts, eines Kreisgerichts, eines Dominialrentamts und einer Oberpostdirection. Sie hat eine Ritterakademie mit Bibliothek und Sammlungen, von Kaiser Joseph I. 1708 gestiftet, die mit Vorbehalt der adeligen Freistellen 1810 zu einer Gymnasialbildungsanstalt erweitert wurde; sodann ein evang. Gymnasium, eine Gewerbeschule, eine höhere Bürgerschule, zwei höhere Töchterschulen, eine landwirthschaftliche Mittelschule und ein Taubstummeninstitut. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: das königl. Schloß (jetzt Sitz der Regierungsbehörden), das 1835 zum Theil abbrannte, aber nach Schinkel's Entwurf wieder aufgebaut ward; die Landschaft und das Rathhaus (mit einer Sammlung alter Waffen), das Theater, das Postgebäude, der Bahnhof, das städtische Krankenhaus, die Bank, das Ständehaus und das 1875—77 gebaute Militärlazareth. Außerdem hat L. eine kath. Kirche mit der Gruft der letzten piastischen Herzoge von L. und Brieg, zwei evang., eine altluth., eine christkath. Kirche, ein Irvingianisches Bethaus und eine Synagoge. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört auch das Schießhaus, das Denkmal Friedrich's d. Gr., das Löwendenkmal zur Erinnerung an die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 Gefallenen und der Friedhof. Neben den gewöhnlichen städtischen Gewerben bestehen zu L. Fabriken in Tuch, Leder, Taback, Wollwaaren, Maschinen, Pianofortes, Wagenbauereien, eine Runkelrübenzuckersiederei und eine amerik. Mühle. Ein Haupterwerbszweig ist der Gemüsebau in den Gärten der Vorstädte (Kräutereien genannt). Ansehnlich sind auch die Getreide- und Viehmärkte. L. war seit 1164 Residenz der Herzoge des Fürstenthums L., die mit Georg Wilhelm, dem letzten schles. Herzoge aus dem Piastenstamme, 1675 ausstarben. Oesterreich nahm hierauf, ungeachtet der Erbansprüche Brandenburgs, das Fürstenthum und die Stadt in Besitz. Unweit L., bei Wahlstatt (s. d.), fiel 9. April 1241 die große Mongolenschlacht vor. Die Stadt ward dabei geplündert, die Burg jedoch widerstand. Die Sachsen unter Arnheim siegten hier 13. März 1634 über die Kaiserlichen unter Colloredo, und 1740 erfolgte die Besitznahme der Stadt durch die Preußen. Sodann schlug hier Friedrich II. 15. Aug. 1760 die Oesterreicher unter Loudon (Pfaffendorf, Siegeshöh), und 26. Aug. 1813 wurden in der Schlacht an der Katzbach die Franzosen von Blücher geschlagen. Gräfin Auguste von Harrach (s. d.) erhielt 1824 von ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III. den Titel einer Fürstin von L. Vgl. Sammter und Kraffert, «Chronik von L.» (4 Bde., Liegn. 1861—72). — Der Regierungsbezirk L., die ehemaligen schles. Fürstenthümer L., Glogau und Jauer sowie den größten Theil der 1815 von Sachsen an Preußen abgetretenen Oberlausitz begreifend, hat ein Areal von 13,600,9 QKilom., zählt (1875) 995,083 E. und zerfällt in 21 Kreise.

Lienz, Städtchen mit 2111 E., 671 Mt. über dem Meere an der Mündung des Isel in die Drau reizend gelegen, ist Hauptort des gleichnamigen Bezirksamts im tirol. Kreise Brixen und Station der Bahnlinie Franzensfeste-Villach. Nach Nordwesten zieht sich von L. eine 30 Kilom. lange Poststraße durch das Iselthal hinauf nach Windisch-Matrey, von wo aus Saumwege über die Velbertauern (2442 Mt.) ins Pinzgau, durch das Virgenthal und über das Umbalthörl (2919 Mt.) ins Ahrenthal und über das Kalserthörl (2217 Mt.) nach Kals führen. L. gegenüber auf der Südseite des Drauthals erheben sich die Dolomitberge der Gailthaleralpen, der Rauchkofel (1907 Mt.) und der Spitzkofel (2713 Mt.), östlich von L. der aussichtsreiche Iselsberg (1260 Mt.). Westlich oberhalb L. durchbricht die Drau den ungefähr 13 Kilom. langen, 1809 von den Tirolern mit Erfolg vertheidigten Engpaß der Lienzerklause.

Liestal oder **Liestall**, der Hauptort des schweiz. Cantons Basel-Landschaft, 315 Mt. über dem Meere an der Ergolz und der Eisenbahn Basel-Olten, 15 Kilom. von Basel zwischen Weinbergen und Wiesen freundlich gelegen, ist der Sitz des Landraths, der Regierung, des Obergerichts des Cantons und zählt 3873 E., darunter 495 Katholiken. Von Gebäuden sind die Pfarrkirche und das schöne Regierungsgebäude hervorzuheben. Neuerdings wurde auch eine Cantonalbibliothek und ein Museum gestiftet. Außer einigen Fabriken bestehen zu L. auch nicht unbedeutende Brauereien. 2 Kilom. nordwestlich von L. liegt der Curort Bienenberg.

Lieue, früheres franz. Längen- und Wegemaß, s. Meile.

Liĕukiĕu, Inselgruppe nordöstlich von Formosa, s. Liu-kiu.

Lieutenant (franz.) ist jetzt die unterste Rangstufe in den Offiziercorps, seit die Fähnriche (bei der Cavalerie Cornets) in fast allen Armeen den Offiziergrad verloren haben. Die

Digitized by Google

Entstehung dieser Charge fällt in die letzten Zeiten des Mittelalters. Bei der Organisation der geworbenen Kriegshaufen wählte der Hauptmann (Rittmeister) für sich einen Locotenenten (lat., Stellvertreter), woraus der Name L. entstand. In den später sich bildenden Offiziercorps rangirte der L. nach dem Hauptmann (Kapitän) oder Rittmeister, wie gegenwärtig. Bei den Franzosen wurde 1672 bei jeder Compagnie noch ein zweiter L. (Seconde- oder Sous-L.) angestellt, was die andern Heere nachahmten. Gegenwärtig gibt es, nach den Armeen verschieden, bei jeder Compagnie, Escadron oder Batterie einen Premier- (Ober-) L. und zwei bis drei Seconde-L.

Lievens, auch Livens (Jan), ein ausgezeichneter holländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Leiden 24. Oct. 1607, war der Schüler Joris Verschooten's und Pieter Lastmann's. Schon in seinem 18. Jahre hatte er sich einen bedeutenden Ruf als Bildnißmaler erworben. Er wurde 1630 nach England berufen, wo er die Bildnisse Karl's I. und der Königin und vieler Großen malte, kehrte aber 1641 nach Holland zurück und starb 1663 zu Antwerpen. Zu Brüssel und Antwerpen sind mehrere Kirchenbilder von ihm, und auf dem Stadthause zu Leiden eins seiner besten Werke in Rembrandt'schem Geiste, nämlich die Enthaltsamkeit des Scipio, im amsterdamer Museum die Porträts Ruyter's und Tromp's. Seine Handzeichnungen stehen in hohem Werthe und ebenso seine Kupferstiche (über 60), die zum Theil geätzt, zum Theil mit der kalten Nadel vollendet sind, nach Art der Rembrandt'schen Blätter. Die bedeutendsten darunter sind: die Auferweckung des Lazarus, die Porträts des Dan. Heinsius und Jak. Gouter.

Liewen, eine alte freiherrliche, angeblich von den eingeborenen Fürsten Livlands stammende Familie, wurde in der einen Linie in Schweden in den Grafen-, in der andern in Rußland 1826 in den Fürstenstand erhoben. — Johann Heinrich, Graf von L., geb. 1670, gest. 1719, war der beständige Begleiter König Karl's XII. von Schweden auf allen seinen Kriegszügen. — Charlotte Karlowna von L., geborene von Posse, die Witwe des russ. Generalmajors Andreas Romanowitsch von L., wurde als die Erzieherin der Kinder Kaiser Paul's I. 1794 Ehrendame der Kaiserin und 1799 Gräfin, bei der Thronbesteigung Alexander's I. Obersthofmeisterin und bei der Krönung des Kaisers Nikolaus zur Fürstin erhoben. Sie starb 1828. — Karl Andrejewitsch, Fürst L., geb. 1767, war in russ. Militärdiensten zum Generalmajor aufgestiegen, als er 1817 als Curator an die Spitze der Universität zu Dorpat trat. Er wurde 1826 Reichsrath, 1827 General der Infanterie und 1828 Minister der Volksaufklärung. Im J. 1832 mußte er sein Portefeuille an Uwarow abtreten und starb 12. Jan. 1845. — Christoph Andrejewitsch, Fürst L., russ. General, 1811—12 Gesandter in Berlin und 1813—34 in London, auf welchem Posten er sich bei den Verhandlungen über die Pacification Griechenlands und über die Trennung Belgiens sehr thätig bewies, starb als Begleiter des jetzigen Kaisers Alexander II. zu Rom 10. Jan. 1839. — Des letztern Gemahlin, Dorothea, Fürstin L., Schwester des Grafen Alexander Benckendorff (s. d.), geb. 1786, gehörte zu den polit. Celebritäten, indem sie wie früher in Berlin und in London, so auch in Paris, wo sie nach ihres Gemahls Tode ihren Aufenthalt nahm, in ihren Salons die einflußreichsten Männer und Frauen ihrer Zeit um sich versammelte. Sie starb in Paris 27. Jan. 1857. — Iwan Andrejewitsch, Fürst L., russ. Generallieutenant, geb. 1775, befehligte im Feldzuge von 1813 eine Division des Sacken'schen Corps, mit der er sich namentlich an der Katzbach hervorthat, und starb zu Mitau 26. Febr. 1848. — Wilhelm, Freiherr von L., geb. 1800, trat frühzeitig in russ. Militärdienste, zeichnete sich im türk. Kriege von 1828—29 aus und ward dann vielfach zu diplomatischen Missionen verwendet. Zum Generallieutenant aufgestiegen, wurde er 1855 Generalquartiermeister des kaiserl. Hauptstabes, 1859 General der Infanterie und 1861 Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, nahm jedoch im Dec. 1864 seine Entlassung. Zum Mitgliede des Reichsraths ernannt, fungirt er seitdem als Oberjägermeister.

Liezen-Mayer (Alexander), Maler, geb. zu Raab in Ungarn 1839, besuchte die Akademien in Wien und München, wo Anschütz und Hiltensperger seine Lehrer waren, bis ihn 1862 Piloty in seine Componirschule aufnahm. Damals entstand das Gemälde: Königin Maria und Elisabeth von Ungarn, ferner eine Reihe Entwürfe aus der Hohenstaufenzeit. Drei Jahre später gewann der Künstler den akademischen Preis und vollendete sein die Heiligsprechung der heil. Elisabeth vorstellendes Gemälde. Es folgte ein in geistreichster Weise durchgeführtes histor. Genrebild: Kaiserin Maria Theresia säugt das Kind einer Armen. Für Baron Stieglitz in Petersburg fertigte L. in Gemeinschaft mit A. Wagner ein großes Wandbild: Rückkehr von der Jagd im Geschmacke der niederländ. Renaissance, für das münchener Volkstheater den Vorhang, die Poesie und die Musen vorstellend. Nach seinem Austritt aus Piloty's Schule, d. 1867, entstanden mehrere Porträts und hauptsächlich Illustrationsentwürfe für Verlagswerke,

Digitized by Google

und 1870 das Porträt des Kaisers Franz Joseph. Nach zweijähriger Entfernung nahm L. seine Arbeiten in München von neuem auf und vollendete nun das Gemälde Imogen und Jachimo, Elisabeth unterzeichnet das Todesurtheil der Maria Stuart (kölner Nationalgalerie), viele Cartons und Zeichnungen, worunter die hochpoetischen Scenen aus Goethe's «Faust». L. wurde 1877 Mitglied der Akademie in Wien.

Liga, franz. Ligue, bezeichnete im 16. und 17. Jahrh. ein vorübergehendes Bündniß und entsprach dem jetzt gebräuchlichen Worte Allianz (s. d.) oder Coalition (s. d.). Unter die berühmtesten Bündnisse dieses Namens gehört die zwischen dem Papst Julius II., dem Kaiser Maximilian I., dem König Ludwig XII. von Frankreich, dem König Ferdinand von Aragonien und mehrern ital. Staaten im Dec. 1508 zu Cambrai gestiftete L., welche die Demüthigung der Republik Venedig bezweckte. Der Papst gerieth jedoch wegen der Fortschritte Ludwig's XII. in Italien in große Furcht, sodaß er schon 1510 zurücktrat und im angeblichen Interesse der Kirche im Laufe des J. 1511 eine L. santa zu Stande brachte, durch welche die Franzosen aus Italien vertrieben werden sollten. Diesem Bündnisse zwischen dem Papst, den Schweizern, der Republik Venedig und dem König Ferdinand von Aragonien trat 1512 der König Heinrich VIII. von England und endlich sogar der Kaiser bei. Diese L. löste sich 1513 mit dem Tode des Papstes Julius II. auf. — Nachdem 1531 die vornehmsten prot. Fürsten zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses den Bund zu Schmalkalden geschlossen, vereinigten sich 1538 zu Nürnberg die kath. Fürsten Deutschlands zu einem Heiligen Bunde oder einer L. santa, um die «wahre christl. Religion und die Vollziehung der kaiserl. Reichstagsabschiede» aufrecht zu erhalten. Doch hatte vorderhand dieser Bund, an dessen Spitze Baiern stand, während Oesterreich nur das polit. Interesse im Auge behielt, keine Folgen. — Als in Frankreich Heinrich III. zu Anfang des J. 1576 im Begriff stand, den Hugenotten freie Religionsübung und polit. Rechte zu gewähren, benutzte der Herzog Heinrich von Guise (s. d.) die Erbitterung der Katholiken und stiftete 13. Febr. mit den zu Péronne versammelten Landständen der Picardie eine Ligue, welche die Herstellung und Vertheidigung der kath. Religion, die Erhaltung der Provinzialprivilegien und überhaupt den Schutz der einzelnen Mitglieder zum Zweck hatte. Alle Herren und Städte sollten zum Beitritt aufgefordert und die Widerspenstigen mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Die Guisen betrieben diese Vereinigung indessen nicht aus religiösem, sondern aus polit. Interesse. Der Herzog Heinrich von Guise hegte den Plan, die prot. Prinzen von Geblüt, die Bourbons, von der Thronfolge auszuschließen oder wol gar die herrschende Dynastie vom Throne zu stürzen. Heinrich III. begriff die Gefahr und trat der Ligue 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois bei, worauf sich der Bürgerkrieg erneuerte. Auf einer Versammlung der Ligue 31. Dec. 1584 zu Joinville, wo auch der König von Spanien dem Bunde beitrat, beschloß man, wenn Heinrich III. unbeerbt sterbe, den schwachsinnigen Cardinal Karl von Bourbon, den Oheim des nächstberechtigten Heinrich von Navarra (s. Heinrich IV.), auf den Thron zu heben. Der Cardinal veröffentlichte ein Manifest, in welchem er sich zum Thronfolger, die Guisen zu Generallieutenants des Reichs erklärte und dem Volke Befreiung von Abgaben und den Parlamenten Herstellung ihres Ansehens versprach. Die Macht der Ligue wurde dem Hofe so gefährlich, daß Heinrich III. und seine Mutter, Katharina von Medici (s. d.), 7. Juni 1585 zu Nemours einen Vergleich schlossen, in welchem sie den Beschlüssen der Ligue beitraten und die Protestanten völlig preisgaben. Während der Bürgerkrieg wieder entbrannte, stiftete ein Bürger, Rocheblond, ein Mitglied der großen Ligue, zu Paris die nach den Stadtvierteln benannte Ligue der Sechzehner, welche die Hauptstadt im Mai 1588 gegen den König in Aufstand brachte. Nach dem Vertrage vom 19. Juli behielten die Liguisten völlig die Oberhand. Heinrich III. suchte sich deshalb durch die Ermordung des Cardinals und des Herzogs von Guise zu helfen, worauf aber die Ligue der Sechzehner die Hauptstadt zu den Waffen rief und dem König den Gehorsam aufsagte. Als nach Heinrich's III. Ermordung Heinrich IV. als rechtmäßiger Nachfolger den Thron behauptete, gerieth die anfangs unter dem Herzog von Mayenne, dem Bruder der ermordeten Guisen, noch mächtige Sache der Liguisten allmählich in Verfall. Der Uebertritt desselben zum Katholicismus im Juli 1593 und seine Lossprechung vom Bann gaben der Ligue den letzten Stoß, sodaß sich der Herzog von Mayenne im Jan. 1596 ebenfalls unterwerfen mußte. Vgl. Mignet, «Histoire de la Ligue» (5 Bde., Par. 1829). — Die Gewaltthätigkeit gegen die freie Reichsstadt Donauwörth 1607 und andere Verletzungen des Vertrags zu Passau bewogen 4. Mai 1608 die vornehmsten prot. Fürsten Deutschlands, in dem zu Ansbach gehörigen Orte Ahausen (s. d.) zu einer Union behufs der Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer Territorien zusammenzu-

Digitized by Google

treten, die jedoch nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein sollte. Der Kurfürst Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz galt später als das Haupt des Bundes. Dagegen betrieben die kath. Stände, vornehmlich die Bischöfe von Würzburg und Augsburg, Konstanz, Regensburg, der Propst von Ellwangen und Leopold von Steiermark einen Gegenbund, an dessen Spitze sich das eifrigste Mitglied, der Herzog und spätere Kurfürst Maximilian I. von Baiern, stellte. Diese heilige L., die das kath. Interesse aufrecht halten sollte und zu der auch Mainz, Trier und Köln traten, wurde 10. Juli 1609 zu München beschworen. Die dergestalt herbeigeführte Spaltung Deutschlands war der erste Schritt zum Dreißigjährigen Kriege (s. d.).

Ligne, ein altes Geschlecht in Belgien, das seit sieben Jahrhunderten seinen Stammsitz in Hennegau und vom Städtchen Ligne (jetzt Dorf im Arrondissement Tournay) seinen Namen hat. Herbrand, ein Nachkomme der souveränen Grafen von Elsaß, kam gegen 1090 nach Hennegau, heirathete Hermingarde, die Schwester Dietrich's von Leuze, und nahm nach den Zeichen seines Wappens den Namen L. an. Mehrere Jahrhunderte hindurch hatte dieses Geschlecht, zu dessen Verzweigungen die Häuser Arenberg (s. d.), Chimay (s. d.) und Barbançon gehören, Barone aufzuweisen, die als Krieger, als Marschälle von Hennegau und als Ritter des Goldenen Vließes sich hervorgethan. Kaiser Maximilian I. verlieh 1479 seinem Rath und Kämmerer Johann, Baron von L., für sich und seine Nachkommen das Prädicat Vetter in allen kaiserl. Schreiben. Anton von L., Graf von Fauckenberg, erhielt 1513 durch Patent König Heinrich's VIII. von England und Diplom des nachmaligen Kaisers Karl V. die Würde eines Fürsten von Mortagne. Später (1544) ernannte der Kaiser dessen Sohn, Jakob von L., zum Reichsgrafen. Unterm 20. März 1601 wurde von Kaiser Rudolf II. der Graf Lamoral von L., Enkel des Vorgenannten, Fürst von Epinoy, Souverän von Fagnolles, zum erblichen Fürsten des Römischen Reichs ernannt. Die Vermählung seines Sohnes, Florenz von L., mit Luise von Lothringen 1608 brachte das Fürstenthum Amblise und andere beträchtliche Besitzthümer des lothring. Hauses an die Familie. Nach Florenz folgten sich in gerader Linie Fürst Claude Lamoral, Generalgouverneur von Mailand, gest. 1679; Heinrich Ludwig Ernst, Gouverneur von Limburg, gest. 1702; Claude Lamoral II., Vicekönig von Sicilien und Grand von Spanien erster Klasse, gest. 1766. — Letzterer war der Vater des berühmten österr. Feldmarschalls Karl Joseph, Fürst von L., welcher sich als geistreicher Schriftsteller und Weltmann bekannt machte und 12. Mai 1735 zu Brüssel geboren wurde. Schon sein Vater und Großvater waren Feldmarschälle in österr. Diensten. Auch er trat 1752 in ein österr. Dragonerregiment, stieg 1756 zum Hauptmann und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege vielfach aus. Nach der Schlacht bei Hochkirch wurde er Oberst. Als Kaiser Joseph II. die Regierung antrat, ernannte er ihn zum Generalmajor und 1771 zum Generallieutenant. Im Bairischen Erbfolgekriege führte er unter Loudon die Avantgarde. Nach dem Frieden erweiterte er seine Bildung durch literarische Studien, bereiste Italien, die Schweiz und Frankreich, machte an den Höfen durch sein geistreiches und liebenswürdiges Wesen Glück und Aufsehen und stand mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, wie Rousseau, Voltaire, Laharpe, Friedrich d. Gr., Goethe, Wieland, Schlegel, in literarischer Verbindung. Auf mehrern diplomatischen Sendungen nach Petersburg gewann er auch die Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde von derselben mit dem Titel eines russ. Feldmarschalls und einem Landgute in der Krim beschenkt. Kaiser Joseph verlieh ihm 1788 die Würde eines Großmeisters der Artillerie und schickte ihn an den Fürsten Potemkin, dem er in der Belagerung von Oczakow beistand. Im folgenden Jahre führte er ein österr. Armeecorps unter Loudon und befehligte mit Ruhm die Artillerie bei der Belagerung von Belgrad. Der Tod des Kaisers Joseph setzte seiner militärischen Laufbahn für immer ein Ziel. Obgleich er den Aufstand der Niederländer öffentlich misbilligte, blieb er doch dem Kaiser Leopold verdächtig, zumal da sein ältester Sohn auf der Seite der Patrioten stand. Nachdem er diesen Sohn 14. Sept. 1792 in dem Feldzuge der Verbündeten in der Champagne verloren, wurde er auch bei der Eroberung Belgiens durch die Franzosen aller seiner Güter beraubt. Die lange Zeit, die er nun ohne alle öffentliche Thätigkeit zubrachte, widmete er mit Eifer literarischen Beschäftigungen. Im J. 1807 ernannte ihn der Kaiser Franz I. zum Hauptmann der Gardetrabanten und 1808 zum Feldmarschall, ohne ihm jedoch ein Commando zu übertragen. Als Bonaparte 1803 die Sequestration der zahlreichen Güter des Hauses L. aufhob, übertrug der Fürst seine Rechte an seinen Sohn Ludwig Lamoral (gest. 10. Mai 1813). Von seiten des Deutschen Reichs erhielt er zur Entschädigung und als gefürstete Reichsgrafschaft die vormalige Abtei Edelstetten, die er 1804 an den Fürsten Esterhazy verkaufte. Zur Zeit des Congresses in Wien

Digitized by Google

(1814) hielt sich der Fürst daselbst auf. Er starb zu Wien 13. Dec. 1814. Unter dem Titel «Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires» (34 Bde., Wien u. Dresd. 1795—1811) gab er eine Sammlung seiner Schriften heraus, an welche sich die «Oeuvres posthumes» (6 Bde., Wien u. Dresd. 1817) anschließen. Außerdem erschien von ihm «Vie du prince Eugène de Savoie» (Weim. 1809); ferner «Lettres» (2 Bde., Weim. 1812) und «Philosophie du catholicisme, avec une préface par Ph. Marheineke» (Berl. 1816). Frau von Staël gab des Fürsten «Lettres et pensées» (2 Bde., Par. 1809), Maltebrun «Oeuvres choisies» (2 Bde., Par. 1809) heraus. Die militärischen Werke wurden vom Grafen Albert von Pappenheim ins Deutsche übersetzt (2 Thle., Sulzbach 1815). Sein Leben beschrieben Peetermans, Soubiran und Baron Reiffenberg in französischer, Graf Thürheim in deutscher Sprache. — Der gegenwärtige Fürst, Eugen Lamoral von L., Fürst von Amblise und Epinoy, geb. 28. Jan. 1804, ist der Enkel des Vorigen und seit 1836 in dritter Ehe mit der Prinzessin Hedwig Lubomirska vermählt. Bei der Trennung Belgiens von Holland gedachte ihn eine Partei auf den belg. Thron zu setzen; allein er ging auf den ihm gemachten Antrag nicht ein. Von 1842—48 war er Gesandter König Leopold's am franz. Hofe, und 1848—49 bekleidete er den diplomatischen Posten an den ital. Höfen. Im J. 1851 ward er Mitglied des belg. Senats, der ihn 1852 zum Präsidenten ernannte und seitdem fortwährend in dieser Würde bestätigte. Von seinen drei Söhnen war der älteste, Prinz Heinrich (geb. 1824, gest. 1871), seit 1851 mit der Tochter des Grafen Talleyrand verheirathet.

Ligny, belg. Dorf in der Provinz Namur, bekannt durch die Schlacht vom 16. Juni 1815. Napoleon I. hatte sich bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 zuerst gegen Blücher gewandt. Dieser war mit Wellington übereingekommen, daß bei der Annäherung der Franzosen die brit.-braunschw.-niederländ. Armee sich bei Quatre-Bras, 10 Kilom. vom linken Flügel der Preußen, concentriren sollte. Napoleon, diese Absicht erkennend, hatte 15. Juni die preuß. Vorhut bei Charleroi überraschend angegriffen und zurückgeworfen und Ney mit 50,000 Mann auf Quatre-Bras in Marsch gesetzt, sodaß Wellington glaubte, Napoleon richte seine Hauptmacht gegen ihn, und am 15. trotz Blücher's Aufforderung keine Bewegung unternahm. Erst gegen Mitternacht, als des Kaisers Plan klar geworden, ließ Wellington seine Armee nach Quatre-Bras vorrücken. Blücher hatte drei Corps (80,000 Mann) in der Nacht vom 15. zum 16. Juni zusammengezogen (das Bülow'sche stand weit entfernt bei Lüttich), nahm seine Stellung zwischen St.-Amand und Sombref und gedachte diese beiden Dörfer sowie L. und Bry zu behaupten. Napoleon traf mit 50,000 Mann vor der Stellung ein und hielt ein Corps (Erlon) dahinter, bei Frasnes, in Reserve. Am 16. Juni erst gegen 10 Uhr begann Napoleon seine Streitkräfte zum Angriff zu ordnen, blieb jedoch noch fünf Stunden unthätig stehen. Gegen $3^1/_2$ Uhr nachmittags begann die Schlacht. Während Grouchy mit der Cavalerie den linken Flügel der Preußen beschäftigte, griff Vandamme das Dorf St.-Amand an, das wiederholt genommen und verloren wurde und endlich zum Theil in den Händen der Franzosen blieb. Ebenso hartnäckig vertheidigten die Preußen das sehr widerstandsfähige Dorf L. gegen Gérard, sodaß Napoleon gegen 5 Uhr die Garden auf L. anrücken ließ. Aber auch jetzt wurde kostbare Zeit verloren, weil er Erlon's Corps, das sich im Rücken zeigte, für Engländer hielt. Als endlich die Garden gegen L. den Hauptangriff richteten, gerade als Blücher von dort die Reserven gegen St.-Amand gezogen hatte, mußten die Preußen der Uebermacht weichen. Milhaud's Küraſſiere mit reitender Artillerie gingen durch das eroberte L.: die preuß. Mitte war durchbrochen. Blücher sammelte noch alles zum letzten Widerstande und setzte sich selbst an die Spitze mehrerer Schwadronen zur Attake; sein Pferd wurde ihm jedoch unter dem Leibe erschossen, und die Franzosen jagten an ihm vorüber; sein Adjutant, Graf Nostitz, half ihm, als die preuß. Cavalerie zurückkehrte, aus dem Gedränge und rettete ihn vor der Gefangenschaft. Der Verlust der Preußen betrug 12,000 Mann und 21 Geschütze, der Franzosen 8000 Mann. Der Rückzug wurde nun, von der Dunkelheit begünstigt, angetreten, und zwar, nach Gneisenau's augenblicklich gefaßtem Entschluß, nicht in der Richtung zum Rhein, sondern zur Vereinigung mit Wellington, was die Entscheidung des ganzen Feldzugs 18. Juni herbeiführte. Napoleon hatte sich durch seinen verspäteten Angriff der Zeit beraubt, die preuß. Armee vollständig zu zertrümmern; er ließ sie auch jetzt nicht einmal energisch verfolgen. Grouchy erhielt erst am Mittag des 17. Juni Befehl dazu, hatte jedoch bereits die Fühlung am Gegner verloren.

Ligue, s. Liga.

Liguori (Alfonso Maria de), der Stifter der Liguorianer oder Redemptoristen (s. d.), geb. 26. Sept. 1696 zu Neapel, widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft, trat aber 1722 zum

Priesterthum über. Er schloß sich sehr bald an die in Neapel errichtete Glaubenspropaganda an, erlangte als Prediger einen großen Ruf und beschäftigte sich als Missionar mit dem Unterricht des Landvolks. Indem er in des Papstes Willen den Willen Gottes erkannte und verehrte und den wahren kath. Glauben in der völligen und unbedingten Unterwerfung unter des Papstes Gebote fand, stiftete er 1732, mit Genehmigung des Papstes Clemens XII., in der Einsiedelei Sta.-Maria zu Villa-Scala, in dem Principato citeriore, einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il santo redentore) nannten und zum Dienste des wahren kath. Glaubens sowie zum Jugendunterricht sich verpflichteten. Dadurch wurde seine Stiftung dem Jesuitenthum sehr nahe verwandt. L. ward 1762 von Clemens XIII. zum Bischof von Sta.-Agatha Gotici in dem Principato ulteriore ernannt. Da er alt, kränklich, durch Fasten und Selbstpeinigung erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können, entband ihn auf sein Ersuchen 1775 Pius VI. von dem bischöfl. Amte. L. zog sich nun in den Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück und starb daselbst 1. Aug. 1787. Er wurde von Pius VII. selig gesprochen (5. Sept. 1816) und 26. Mai 1839 von Gregor XVI. kanonisirt. Zu seinen Schriften, die meist in das Deutsche übersetzt sind, gehören: «Theologia moralis» (Neap. 1755), «Institutio catechistica» (Bassano 1768) und «Homo apostolicus» (Vened. 1782). Vgl. Jeancard, «Vie du b. Alphonso L.» (Löwen 1829; deutsch, Regensb. 1840).

Ligurien, das Land der Ligurer, eines Volks, von dessen Abstammung wir nur wissen, daß es weder den Iberern noch Celten angehörte. In viele kleine Völkerschaften getheilt, wohnten die Ligurer in ältester Zeit im südl. Gallien und im nördl. Italien vom Busen des Mittelmeers viel weiter landeinwärts als später, wo sie durch die Celten zurückgedrängt wurden, ja im Westen des Rhône, wo sie mit Iberern gemischt gewohnt hatten, ganz untergingen. Im Osten des Rhône waren ligurische Stämme, namentlich die Salyer oder Salluvier, noch lange Zeit den Massiliern gefährlich, bis sie von den Römern 125 v. Chr. unterworfen wurden und ihr Land den Anfang der gallischen Provinz bildete. In Italien blieb das Land südlich vom obern Po, wo die Ananen wohnten, ligurisch, und noch nördlich desselben saßen im Cisalpinischen Gallien (s. d.) an den Cottischen Alpen Ligurer, die Tauriner; auch hatten sich ligurische Stämme beim Sinken der etrurischen Macht im nördl. Etrurien verbreitet. Die letztern sowie die Bewohner der Seeküste wurden von den Römern schon seit 238 v. Chr. zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege der Hauptsache nach unterworfen; gegen die übrigen aber, namentlich die Bewohner der Seealpen und Apenninen, hatten sie über 50 Jahre zu kämpfen, ehe die Unterwerfung, nach 150 v. Chr., beendet wurde. Die letzten Kämpfe schlossen erst 14 v. Chr. ab. Als Landesname erhielt L. erst durch Augustus, der die neunte Region Italiens so benannte, scharfe Grenzen; nämlich westlich gegen das narbonensische Gallien hin den Fluß Varus (Var) und die Alpen bis zum Berg Vesulus (Viso), nördlich gegen das Transpadanische Gallien den Padus (Po) bis gegen Placentia (Piacenza), östlich gegen das Cispadanische Gallien einen Zweig des Apennin am Flusse Trebia und gegen Etrurien den Fluß Macra, der im Osten des Portus Lunä (Golfo di Spezia) mündet, südlich das Meer. An diesem lagen Nicäa (Nizza) und Portus Herculis Monöci (Monaco), massilische Niederlassungen, und Genua; im Innern Dertona (Tortona), Aquä Statiellorum (Acqui), Polentia (Pollenza) und Asta (Asti). Als Producte des Landes waren Vieh, Holz, Marmor bedeutend. Die Einwohner werden als trügerisch und räuberisch, zugleich als unverdrossen und genügsam, kräftig, gewandt und tapfer geschildert; als treffliche Krieger, namentlich für den leichten Krieg, waren sie von den Karthagern, denen Ligurer in dem Sicilischen und dem ersten Punischen Kriege für Sold dienten, und später von den Römern geschätzt. Der Name L. ging seit Konstantin d. Gr. auf die elfte Region Italiens (Transpadana, mit der Hauptstadt Mediolanum) und die mit ihr zu einer Provinz verbundene ligurische Region (nunmehr Alpes Cottiä genannt, mit der Hauptstadt Augusta Taurinorum) über.

Ligurische Republik nannte sich die Republik Genua (s. d.), als dieselbe 1797 während der franz. Invasion ihre aristokratische mit einer demokratischen Verfassung vertauschen mußte. Der genues. Staat hatte bei den Eroberungen Bonaparte's in Italien strenge Neutralität beobachtet. Indeß sah sich die Regierung durch die Drohungen des franz. Obergenerals genöthigt, mit demselben 6. Juni 1797 eine Convention zu schließen, nach welcher eine neue, nach dem Muster der Republik Frankreich gebildete Staatsverfassung eingeführt wurde. Der neue Staat nahm den Namen der Ligurischen Republik an, weil sein Gebiet dem altröm. Liguxien (s. d.) entsprach. Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät sollten als die Grundsätze

Digitized by Google

der Verfassung gelten. Der aus Volkswahlen hervorgehende Gesetzgebende Körper zerfiel in den Rath der Alten und in den Rath der Sechziger. Der letztere hatte die Initiative in der Gesetzgebung, der erstere die Entscheidung. Die Verwaltung führte ein von den Räthen gewähltes Directorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Außer einer Landmacht von 2000 Mann sollte der Staat auch eine Seemacht und eine Bürgermiliz errichten. Ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich sicherte das Bestehen der Republik. Schon 1802 aber wurde die Verfassung insofern geändert, als an die Stelle des Directoriums eine einzelne Magistratsperson unter dem Titel eines Dogen trat, und 1805 verlangte die Ligurische Republik durch ihren Dogen, mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt zu werden. Ihr Territorium wurde in drei Departements verwandelt und die Vereinigung durch ein Senatusconsult vom 16. Vendémiaire des J. XIV bestätigt.

Liguster (Ligustrum), eine zur 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Oleaceen gehörende Pflanzengattung, welche Sträucher und Bäumchen mit kleinem, schwach vierzähnigem Kelche, vierspaltiger, trichteriger Blume, zwei aus der Röhre vorragenden Staubgefäßen und zweifächerigen Beeren umfaßt. Die Blätter sind gegenständig, ganzrandig und die Blüten weiß, in endständigen Rispen. Der gemeine L. oder gemeine Hartriegel, auch Rainweide und Spanische Weide (L. vulgare L.) genannt, ist ein 1,5 bis 5 Mt. hoher, in Gebüschen und an Waldrändern des mittlern und südlichern Europa wildwachsender Strauch mit abfallenden, kahlen, lanzettigen Blättern und erbsengroßen, schwarzen, selten weißen, gelben oder grünen Beeren. Die weißen, selten hellgelben Blüten riechen stark und widrig-süßlich. Die gelind zusammenziehenden Blätter waren sonst in der Heilkunde gebräuchlich, und die unangenehm schmeckenden Beeren werden zum Roth-, Blau- und Schwarzfärben gebraucht. Das harte Holz dient zu Drechslerarbeiten und zu hölzernen Nägeln für die Schuhmacher. Auf diesem Strauche, welcher oft zu Hecken benutzt wird, da er den Schnitt gut verträgt, wie auch auf Hollunder (Syringa) lebt die Raupe des schönen Ligusterschwärmers (Sphinx Ligustri), der zu den größten Abendschmetterlingen Deutschlands gehört.

Liimfjord oder Lymfjord, dem Namen nach ursprünglich ein langgestreckter Meerbusen, jetzt eine Meerenge, welche, vom Kattegat zum Westmeere oder der Nordsee reichend, den nördlichsten Theil der dän. Halbinsel Jütland (s. d.), fast das ganze Stift Aalborg, zur Insel macht, 165 Kilom. lang ist und einen Flächengehalt von 1460 QKilom. hat. Die Meerenge bildet zwischen zerrissenen Küsten viele Seitenarme und beträchtliche Bassins (Bredninger), umspült mehrere Landzungen und Inseln und hat überall ansehnliche Tiefe, außer an den Ausmündungen, im Osten bei Hals und im Westen bei Agger (nur 2,5 Mt.), sowie in der Mitte, 5,5 Kilom. westlich von Løgstör, wo durch den eingewehten Flugsand des Westmeers eine nur 1 Mt. tiefe Stelle entstand, die jetzt aber durch den 4,4 Kilom. langen, 3 Mt. tiefen und auf dem Grunde 16 Mt. breiten Friedrich VII.-Kanal umgangen ist. Unter den Inseln im Innern des L. ist die größte Mors im Amte Thisted, die auf 358 QKilom. 17,533 E. zählt und auf welcher die Hafenstadt Nykjöbing mit 2246 E. und 26 Schiffen liegt. Am östl. Eingange liegt der Flecken und Ladeplatz Hals mit 1000 E., einer Schanze und Lootsenstation, am L. selbst der wohlhabende Flecken und Ladeplatz Løgstör mit (1870) 1382 E. und 25 Schiffen. Bis zum L. drang Kaiser Otto I. 947 vor, und eine Stelle, der Halbinsel Thy gegenüber, erhielt von des Kaisers Gegenwart den Namen Ottensund oder, als Bezeichnung einer Uferstelle, Ottensand. Die schmale Nehrung (Tange), welche einst den L. von dem Westmeere trennte, ist im Laufe der Jahrhunderte vielen Verwüstungen und Umwälzungen durch Flugsand, Ueberschwemmungen und Durchbrüche ausgesetzt gewesen, welche letztere jedoch nach kurzer Zeit durch Meeressand wieder verstopft wurden. Aber die gewaltige Sturmflut der Nordsee vom 3. Febr. 1825 zerstörte bei dem im Norden von Harboöre gelegenen Dorfe Agger die schützende Dünenreihe und öffnete einen großen Kanal in den L., der sich nach und nach bis über 300 Mt. Breite und 2,5 Mt. Tiefe erweitert hat. Es ist dies der Aggerkanal oder Aggerminde, welcher 1835 der Schifffahrt eröffnet wurde, aber bald danach wieder durch Sand so verstopft wurde, daß die Schifffahrt 1864 beinahe ganz aufgehört hatte. In neuerer Zeit hat das Meer einen neuen, 2—3 Mt. tiefen Kanal, Thyborönkanal, eröffnet, welcher 1871 von 118 Schiffen passirt wurde, aber wahrscheinlich auch bald versandet sein wird.

Liliaceen (Liliaceae) ist der Name einer großen, zu der Abtheilung der Monokotyledonen gehörenden, viele der beliebtesten, durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnete Gartenpflanzen enthaltenden Pflanzenfamilie, von deren Arten die größte Anzahl dem wärmern Theile der gemäßigten Zone angehört. Die meisten sind krautartige Gewächse mit zwiebeliger

Digitized by Google

oder knollig-faseriger Wurzel, einige Sträucher und Bäume, wie mehrere Arten der Aloë und die Yukka. Der Stengel zeigt sich einfach oder oben ästig, blattlos, wie bei den Taglilien, Hyacinthen und mehrern Arten des Lauchs, oder mehr oder minder stark beblättert, wie bei Lilien, Tulpen, Tuberosen und Kaiserkronen. Die meist großen, gewöhnlich schön gefärbten Blumen mit sechsblätteriger, sechsspaltiger oder sechszähniger Blütenhülle stehen einzeln oder in Aehren, Trauben, Dolden, Blütenköpfen und Rispen und enthalten sechs den Zipfeln oder Blättern der Blütenhülle gegenständige Staubgefäße und einen Stempel mit oberständigem Fruchtknoten und einem einzigen Griffel. Die Frucht ist eine dreifächerige, vielsamige Kapsel. Viele Lilien gedeihen im freien Lande, andere aber, zumal die aus Tropenländern stammenden, verlangen einen Platz im Glashause und besonders umsichtige Behandlung, wenn sie zum Blühen gebracht werden sollen. Man besitzt mehrere Prachtwerke über diese Gewächse; eins der gelungensten ist Rédoute's «Les liliacées» (8 Bde., Par. 1802—16). Die Hauptgattung der L., die der eigentlichen Lilien (Lilium L.), besteht aus Zwiebelgewächsen mit schuppiger Zwiebel, beblättertem Stengel und sechsblätterigen, in eine Traube gestellten Blumen, deren Blätter bald abstehend, bald zurückgerollt sind. Letzteres ist bei dem Türkenbund (L. Martagon L.) der Fall, einer auch in Laubgehölzen Mittel- und Süddeutschlands wildwachsenden und häufig zur Zierde angebauten Staude mit purpurnen Blumen, während die wohlriechende weiße Lilie (L. candidum L.), das Sinnbild jungfräulicher Unschuld und Hoheit, welche aus dem Orient stammt, und die auf Aeckern und Wiesen in Mitteleuropa wachsende Feuerlilie (L. bulbiferum L.), desgleichen die häufig als Ziergewächs angebaute rothgelbe Lilie (L. croceum Chaix), glockenförmige Blumen mit abstehenden Blättern besitzen. In neuerer Zeit sind mehrere Lilien mit prachtvoll gefärbten Blumen aus China und Japan eingeführt und zu beliebten Zierpflanzen der Glashäuser geworden, wie L. lancifolium, L. auratum u. a.

Liliencron (Rochus, Freiherr von), Germanist, geb. 8. Dec. 1820 zu Plön in Holstein, besuchte die Gymnasien von Plön und Lübeck, studirte seit 1840 in Kiel und Berlin Theologie und Jurisprudenz, später in Kiel unter Müllenhoff deutsche Philologie, trieb 1846—47 in Kopenhagen altnordische Studien und habilitirte sich dann in Bonn. Beim Ausbruch des schlesw.-holstein. Kriegs 1848 kehrte er nach Holstein zurück, wurde Secretär im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten und vertrat vom Dec. 1848 bis 1850 Schleswig-Holstein als officiöser Bevollmächtigter in Berlin. Hierauf wurde er Professor der nordischen Sprache und Literatur in Kiel, ging aber, von Dänemark nicht anerkannt, 1852 als Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Jena. Im J. 1855 folgte er einem Rufe als Cabinetsrath nach Meiningen, wo er auch Intendant der Hofkapelle und Vorsteher der herzogl. Bibliotheken wurde. Hier wurde ihm von der Historischen Commission der münchener Akademie die Herausgabe und Bearbeitung der «Histor. Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh.» (4 Bde., Lpz. 1865—69) übertragen. Zum Mitglied der münchener Akademie erwählt, zog L. 1869 dorthin und leitete im Auftrage der Historischen Commission die Herausgabe der «Allgemeinen deutschen Biographie» (Lpz. 1875 fg.). Im Herbst 1876 siedelte er nach Schleswig über, wo er zum Propst des ritterschaftlichen Damenstifts erwählt worden war. L. schrieb: «Zur Runenlehre» (mit Müllenhoff, Halle 1852), «Ueber die Nibelungenhandschrift C» (Weim. 1856).

Lille, vläm. Ryssel, Hauptstadt des franz. Norddepartements in Flandern, eine der stärksten Festungen Europas und zugleich eine der gewerbreichsten Städte Frankreichs, 11 Kilom. von der belg. Grenze, in einer reichbewässerten, an Getreide und Producten aller Art ergiebigen Ebene, liegt an der Nordbahn von Paris nach Belgien, von welcher hier Zweigbahnen nach Hazebrouck, Béthune, Valenciennes und Tournai führen, sowie an der kanalisirten, selbst große Schiffe tragenden und mit zahlreichen andern Kanälen in Verbindung stehenden Deule (Zufluß der Lys). Die Stadt zählte 1851 nur 75,795 E., nachdem indessen 1858 die Gemeinden Wazemmes, Moulins-L., Fives und Esquermes mit ihr vereinigt waren, 1871 bereits 158,117 E., 1876 aber 162,775 E. Sie ist geräumig und gut gebaut, besonders in den neuern Theilen, und hat lange Boulevards, breite Straßen und große Plätze. Die beengenden Festungsmauern sind, seit der Vergrößerung des Stadtbereichs, auf der Südseite nebst fünf der alten schönen Thore niedergerissen und werden in weiterer Entfernung durch neue ersetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen: die St.-Moritzkirche (die älteste, 1022 gegründet, später umgebaut), die Katharinenkirche aus dem 12. Jahrh. mit der seit dem 11. Jahrh. verehrten Marienstatue de la Treille, die Magdalenenkirche von 1675 und die Andreaskirche (1702—59), beide im griech. Stil aufgeführt, die Stephanskirche aus dem 17. und 18. Jahrh., die neue Kirche von Wazemmes, besonders aber die an der Stelle des alten Château du Buc (der

Digitized by Google

Wiege der Stadt) 1855 begonnene und im Kreuzbogenstil des 13. Jahrh. aufgeführte großartige Kirche Notre-Dame de la Treille et St.-Pierre; ferner das Stadthaus, das 1846 an Stelle des alten Palais de Rihour aufgeführt wurde, und eine reiche Gemäldegalerie, das kostbare Wicar-Museum von Zeichnungen (nach dem des Louvre das werthvollste in Frankreich), das ethnogr. Moillet-Museum, ein archäol. und ein technolog. Museum sowie ein Münzcabinet enthält; das 26. Aug. 1844 inaugurirte Palais des Departemental-Archivs, des wichtigsten nach dem von Paris; der große Justizpalast, die Präfectur, das Zeughaus, das Hotel des Generalstabes, das alte Münzgebäude, die Börse (1652 in span. Stil erbaut, mit einer Statue Napoleon's I., die aus bei Austerlitz eroberten Kanonen gegossen ist), das 1785 erbaute und 1825 vergrößerte Theater, der Concertsaal, einer der schönsten Frankreichs, das 1833—47 erbaute Lyceum, in welchem sich auch die Facultät der Wissenschaften, die medic. Schule, ein naturhistor. Museum und die Stadtbibliothek von 42,000 Bänden befinden; endlich die neue Markthalle, das große Zucker-Entrepôt, die großartige Hauptwache, der Circus, das Schlachthaus. L. ist der Sitz der Departementsbehörden, des Generalcommandos des ersten Armeecorps, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, mehrerer Friedensgerichte, einer Handelskammer und eines Gewerberaths. Außer einem Lyceum, drei Facultäten (der Theologie, der Wissenschaften und Literatur) und der medic.-pharmaceutischen Schule bestehen noch eine Akademie für Musik (Zweiganstalt des Conservatoire in Paris), Zeichenschulen, Anstalten für Bildhauerei und Baukunst, zahlreiche gelehrte Gesellschaften und ein botan. Garten. Außerdem hat L. ein allgemeines Armenhaus für 1300 Greise und Kinder, fünf Civil- und Militärhospitäler, ein Departementsgefängniß, ein Irrenhaus, eine Taubstummenanstalt, ein Findelhaus, eine Zufluchtsstätte für arme Mädchen und viele mildthätige Gesellschaften. Großartig und vielseitig ist die Fabrikthätigkeit, namentlich die Textil-Industrie (Flachs- und Hanfspinnereien, Leinwand-, Damast-, Zwillich-, Band-, einige 20 Wollfabriken u. s. w.), Baumwollspinnereien und Webereien; dagegen ist die früher blühende Fabrikation von Spitzenzwirn, Spitzen und Tüll sehr in Abnahme gekommen. Außerdem liefert L. viele Posamentierarbeiten, Strumpfwaaren und Zeug zu Bauerkitteln. Es bestehen daselbst ferner eine nationale Tuchfabrik, verschiedene Maschinen- und Instrumentenbau-Anstalten, Schneidemühlen, Fabriken für Fässer, Wollkratzen, Kardätschen, Seilerwaaren, Chemikalien, Seife, zahlreiche Oelmühlen und Oelraffinerien, Färbereien, Garn- und Leinwandbleichen, Brennereien, eine Tabacksfabrik, große Zuckersiedereien u. s. w. Sehr bedeutend ist der Handel mit den eigenen Erzeugnissen und andern Handelsproducten, mit Wein, Branntwein, Liqueur, Gewürzen, Colonialwaaren, Oel, Taback und Krapp. L. wurde 863 von Balduin I., Grafen von Flandern, erbaut und bestand anfangs nur aus einem Schloß, das von seiner Lage zwischen den zwei Flüssen Deule und Lys die Insel, l'isle (später L.), genannt wurde. Mit wenigen Unterbrechungen gehörte es fortwährend den flandr. Grafen und deren Nachfolgern aus dem Hause Burgund und Oesterreich bis 1667, wo es Ludwig XIV. eroberte, der es auch im Aachener Frieden behielt. Derselbe ließ es durch Vauban, welcher als Gouverneur von L. 1707 starb, befestigen. Die von ihm aufgeführte Citadelle, ein Meisterstück der Befestigungskunst, hat einen Durchmesser von 400 Mt. Zwar wurde L. 1708 vom Prinzen Eugen nach einer hartnäckigen Belagerung erobert; doch kam es infolge des Utrechter Friedens von 1713 wieder an Frankreich zurück.

Lilliput ist bei Swift in «Gulliver's Reisen» und bei einigen andern Satirikern der Name eines erdichteten Ländchens, dessen Bewohner, die Lilliputer, nicht größer als ein Daumen sein sollten. Die Dichtung scheint eine Nachahmung der Pygmäen (s. d.).

Lilybäum (griech. Lilybaion) hieß bei den Alten die westl. Landspitze Siciliens, jetzt Cap Boeo; von der nächsten afrik. Spitze Cap Bon ist es über 100 Kilom. entfernt. Die Karthager gründeten hier um 350 v. Chr. eine Stadt, die den gleichen Namen trug. Stark befestigt und mit vortrefflichem Hafen, galt sie ihnen als Hauptstützpunkt ihrer Herrschaft in Sicilien. Im ersten Punischen Kriege wurde sie von den Römern belagert, aber erst im Frieden ihnen überliefert, und lange blieb sie als bester Uebergangsort nach Afrika im Wohlstand. Die Sarazenen haben der Stadt den gegenwärtigen Namen Marsala (s. d.) gegeben.

Lima, Hauptstadt der südamerik. Republik Peru und früher des gleichnamigen span. Vicekönigreichs, liegt 12 Kilom. von der Südsee 170 Mt. hoch, vom Rimac durchflossen, auf der sanft am Meere aufsteigenden, wenig fruchtbaren Ebene, welche amphitheatralisch von Zweigen der Cordillera umfaßt wird. Der obere Theil ist mit einer Backsteinmauer umgeben, durch welche sieben Thore führen. Ueber den Rimac führt eine prachtvolle Steinbrücke nach der Vorstadt San-Lazaro. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat rechtwinkelig sich schneidende, zum Theil

Digitized by Google

mit Kanälen versehene, mit Gas erleuchtete, aber schmuzige Straßen. Die Häuser, aus Holz und Backstein oder Lehm erbaut, sind größtentheils nur einstöckig mit flachen Dächern, aber vielfach von weitem Umfange. Durch zahlreiche Brunnen und Fontainen, sowie seit 1857 durch eine Wasserleitung wird die Stadt mit Trinkwasser gut versorgt. L. hat 33 größere und kleinere Plätze, darunter den großen Hauptplatz, jetzt auch Plaza de Armas genannt, welcher von der Kathedrale, öffentlichen Palästen, Privatgebäuden und Arcaden umgeben und in der Mitte mit einem großartigen Springbrunnen versehen ist. Die Kathedrale, 1535 von Francisco Pizarro gegründet, ist ein großes und schönes Gebäude im Renaissancestil. Außerdem besitzt die Stadt noch 62 Kirchen und Kapellen. Unter den Klöstern ist das größte das der Franciscaner, das schönste das der Dominicaner. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: die 1576 erbaute Universität mit dem Sitzungssaale der Deputirten, dem Secretariat und Archiv des Congresses und dem Versammlungssaal der Medicinischen Gesellschaft; das weitläufige Münzgebäude, das alte Zollhaus, jetzt in eine Normalschule umgebaut, das ehemalige Jesuitencollegium und vor allem das prachtvolle Strafgefängniß, welches 1856—63 erbaut und nach nordamerik. Muster eingerichtet ist. An öffentlichen Denkmalen hat die Stadt eine in München aus Bronze gegossene Reiterstatue Bolivar's und die in Italien gearbeitete Marmorstatue des Columbus. L. zählte 1820 (vor der Revolution) 64,000, 1830 nur 54,518, dagegen 1876 schon 100,073 E. Die Zahl der Weißen, Creolen und Fremden beträgt kaum ein Viertel der Bevölkerung; ein Viertel bilden Neger, den Rest Indianer und Mischlinge. Die Weißen sind überwiegend Kaufleute, Grund- und Grubenbesitzer, Beamte, Gelehrte, Künstler u. s. w. Der Großhandel und selbst das Detailgeschäft befinden sich ganz in den Händen der Fremden (Franzosen, Italiener, Engländer und Deutsche). L. ist der Sitz der Regierung, des Erzbischofs und des höchsten Gerichtshofs von Peru sowie eines Obergerichts für mehrere Departements. Es gilt immer noch als die reichste Stadt im ganzen span. Südamerika und bildet einen der bedeutendern Mittelpunkte für den Handel Perus, der jährlich für etwa 10 Mill. Pesos fremde Waaren einführt, von denen der größte Theil (etwa 8 Mill.) in der Stadt selbst consumirt wird. Dagegen besteht die Ausfuhr nur aus Metallen und wenigen landwirthschaftlichen Producten. Ihr Hafen ist Callao (s. d.), durch den sie mit allen Häfen der Südsee und Europas in Verbindung steht. Die wissenschaftlichen Institute L.s sind wenig zahlreich und nicht ausgezeichnet. Die Universität San-Marcos, 1551 von Kaiser Karl V. errichtet, nach ihrer Reform von 1614 die berühmteste Amerikas, kann fast als aufgehoben gelten. Außerdem bestehen zwei Fachschulen: die 1810 gestiftete medic. Schule mit 17 Professoren und das Collegium von San-Carlos (ein ehemaliges Jesuitencollegium) für Philosophie, Jurisprudenz und Naturwissenschaften. Für das Studium der Theologie besteht seit 1591 das erzbischöfl. Seminar von Santo-Toribio (ein Franciscanerkloster). Auch wurde 1864 von der Regierung ein Institut für Künste und Gewerbe eröffnet. Außerdem gibt es eine Normalschule, eine Militärschule, eine Entbindungsanstalt, eine Mittelschule und etwa 40 gewöhnliche, theils Privat-, theils öffentliche Schulen. Von den Bibliotheken ist nur die Nationalbibliothek (mit dem Nationalmuseum für peruan. Alterthümer und Naturalien) bedeutend. Zahlreich und zum Theil großartig sind die noch aus früherer Zeit bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein Findel- und Waisenhaus, eine Irrenanstalt u. s. w. Trotz der Bigoterie lebt die Bevölkerung sehr verschwenderisch und genußsüchtig. Hauptvergnügungen sind die vielen kirchlichen Feste, die Stiergefechte in einem Circus, der 10,000 Zuschauer faßt, das Theater, die Hahnenkämpfe in dem Circo de Gallos, sowie die Corsos auf den Promenaden. L. wurde 1535 von Francisco Pizarro unter dem Namen Ciudad de los Reyes gegründet und erhielt erst später seinen jetzigen Namen von dem Flusse Rimac. L. hatte 1582—1828 mehr als 20mal bedeutende Erdbeben zu bestehen; leichtere Erderschütterungen zählt man durchschnittlich acht im Jahre. Am furchtbarsten war das Erdbeben vom 28. Oct. 1746, wo von den 60,000 E. gegen 5000 unter den Trümmern begraben wurden. Dagegen hat das große Erdbeben vom 13. Aug. 1868 in L. nur wenig Schaden angerichtet. Vier Eisenbahnen gehen jetzt von L. aus, eine, 12 Kilom. lang, nach Callao, seit 1851, eine andere, 14 Kilom. weit, nach dem hauptsächlich des Hazardspiels wegen besuchten vornehmen Seebade Chorillos, seit 1859; eine dritte führt 66 Kilom. weit nach Chancay, und von der großen Bahn nach Oroya (Jauja, 219 Kilom.) waren 1876 schon 115 Kilom. im Betrieb. Concessionirt ist eine fünfte Linie nach dem südl. Hafenorte Pisco (233 Kilom.). Vgl. Fuentes, «L., esquisses historiques, statistiques etc.» (Par. 1866).

Liman (vom griech. λιμήν, Hafen) wird im Gegensatz zur Delta- und Haffbildung (s. Delta) die oft zu einem breiten Meeresarm erweiterte Mündung eines Flusses genannt,

Digitized by Google

der gewöhnlich noch zahlreiche kleine Inseln und Werder vorliegen. Diese Form kommt besonders häufig im nördl. und südl. Rußland bei den arktischen Strömen und bei den Flüssen des Schwarzen und Asowschen Meers vor. So bilden Don, Dnjepr und Bug, ferner Onega, Dwina, Mesen, Petschora, Ob, Jenissei u. s. w. solche L., und auch der Ostseefluß Newa sowie die beiden Flüsse des Großen Ocean, der Anadyr und Amur, sind als Flüsse mit L. zu betrachten.

Limburg, ehemaliges Herzogthum, grenzte nördlich und östlich an Jülich, westlich und südwestlich an das Hochstift Lüttich, von dem es durch die Maas geschieden wurde, und südöstlich an Luxemburg. Außer den Gebieten der Aemter Baelen, Herve, Montzen, Walhorn, Sprimont begriff es noch unter dem Namen Pays d'Outremeuse die Grafschaften Daelhem, Falkenberg und Rolduc, und 1530 trat auch die lütticher Stadt Mastricht hinzu. Durch den Münsterschen Frieden wurde L. zwischen den Generalstaaten und Oesterreich so vertheilt, daß Daelhem und Falkenberg an erstere fielen. Nach Vereinigung Belgiens mit Frankreich 179[illegible] bildeten die Aemter L. und Daelhem zum größten Theil das Depart. Ourthe, während die übrigen Gebiete des Landes zum Departement der untern Maas geschlagen wurden. Nach 1814 bildete letztgenanntes Departement unter dem Namen L. die dritte Provinz des Königreichs der Niederlande, welche sich 1830, mit Ausnahme von Mastricht, der belg. Revolution anschloß und mit Belgien vereinigt blieb, bis 1839 infolge der Annahme des Tractats vom 15. Nov. 1831 eine Theilung der Provinz L. in der Weise vorgenommen ward, daß der auf dem rechten Ufer der Maas liegende Landstrich nebst der Stadt und Festung Mastricht, ferner die Aemter Weert, Hacken, Horn, Kessel, Horst u. a. auf dem linken Ufer an Holland zurückfielen. Zur Entschädigung für den 1839 von den Niederlanden an Belgien abgetretenen Theil des zum Deutschen Bunde gehörigen Großherzogthums Luxemburg wurde das holländische L. ausschließlich der Gemeinden Mastricht und Venloo, mit Luxemburg (doch nur in militärischer Beziehung) als deutsches Bundesland verbunden. Dieses Verhältniß hat seit der Auflösung des Bundes aufgehört. — Die holländ. Provinz L. zählt auf 2205,02 QKilom. (1871) 230,119 meist kath. E. und zerfällt in die zwei Bezirke Mastricht und Roermond. Es ist im allgemeinen fruchtbares Land, hat aber gegen Norden, westlich von der Maas, viele Heide- und Torfgegenden. Die Städte sind: Mastricht (s. d.), Roermond (8071 E.), die Festung Venloo (7293), Weert (6805) und Sittard (4781); an Dorfgemeinden bestehen 120. — Die belg. Provinz L., die kleinste des Königreichs, zerfällt in die drei Bezirke Hasselt, Tongern und Maaseyck, umfaßt ein Areal von 2412,34 QKilom. mit (1876) 205,237 E. in 199 Dorfgemeinden und 4 Städten, nämlich der Hauptstadt Hasselt mit 11,361, St.-Truyen (St.-Trond) mit 11,253, Tongern mit 7599 und Maaseyck mit 4405 E. Hauptindustriezweige sind Branntweinbrennereien, Zuckersiedereien und Strohhutfabriken. Ackerbau und Viehzucht stehen in großer Blüte. Im Mittelalter bestand L. als besondere Grafschaft, als deren erster Inhaber 1071 Heinrich, Schwiegersohn Friedrich's von Luxemburg, Herzogs von Niederlothringen, genannt wird. Dessen Sohn, Heinrich (gest. 1119), Erbe beträchtlicher Güter im Luxemburgischen, wurde von Kaiser Heinrich IV. zum Herzog von Niederlothringen erhoben und scheint auch von da ab den Titel eines Herzogs von L. geführt zu haben. Adolf, Nachfolger seines Oheims Waleram IV., trat 1282 seine Rechte auf L. an Herzog Johann I. von Brabant ab. Waleram's Schwiegersohn, Herzog Reinold I., Graf von Geldern, legte Ansprüche ein, allein die Schlacht von Woeringen (1288) entschied den Streit zu Gunsten Brabants.

Limburg, früher Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, später zum lütticher Gebiet geschlagen und jetzt zum Bezirk Verviers der belg. Provinz Lüttich gehörig, mit den Ruinen eines ehemals festen Schlosses, liegt malerisch auf dem Gipfel und am Fuße eines steilen Felsens am Vesdrefluß, zählt 2357 E. und hat im untern, Dolhain benannten Stadttheile große Tuchfabriken. Am bekanntesten ist L. durch den nach ihm benannten Limburger Käse, der sehr weit versendet, aber mehr noch im benachbarten Städtchen Herve bereitet wird.

Limburg an der Lahn, Stadt im Unterlahnkreise des Regierungsbezirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, links an der von einer Brücke aus dem J. 1315 überspannten Lahn und an der Nassauer Eisenbahn, die hier nach Hadamar abzweigt, 34 Kilom. oberhalb Ems gelegen, zählt (1875) 5157 E. Die Stadt ist Sitz eines kath. Bischofs, eines Kreisgerichts, einer Reichsbanknebenstelle und einer Handelskammer, hat eine höhere Bürgerschule, ein kath. Priesterseminar, Tabacks-, Tuch- und Maschinenfabriken, bedeutende Töpfereien, Ziegelbrennereien, Marmorbrüche und einigen Handelsbetrieb. Außer vier andern Kirchen besitzt sie den malerisch auf einem Felsenvorsprunge über der Lahn mit fünf Thürmen sich erhebenden Dom zu St.-Georg, früher Collegiatstift. Derselbe ist einer der schönsten, im Uebergangsstil

Digitized by Google

des 13. Jahrh. gebauten und steht an Stelle der von Konrad I. gegründeten Kirche, welcher hier ein Denkmal hat, aber in Fulda starb und dort in der Klosterkirche begraben liegt. L. war im Mittelalter viel bedeutender und ein Mittelpunkt des Geschäftslebens. Die Stadt hat eine interessante handschriftliche Chronik über ihre Geschichte. Diese Limburger Chronik (Fasti limpurgenses) ist nach einer nicht hinlänglich beglaubigten Angabe von Johann Gensbein, Schreiber der Stadt L., verfaßt, welcher 1336 das Werk begonnen haben soll. Georg und Adam Emmel lieferten Fortsetzungen. Später wurde das Werk von Johann Mechtel bis 1612 fortgeführt, der einen Tilemann Emmel als Verfasser des ersten Theils nennt. Die Chronik ist von besonderer Wichtigkeit für die Sittengeschichte des 14. Jahrh. und hat mehrere in jener Zeit gangbare Volkslieder aufbewahrt. Herausgegeben wurde sie zuerst durch Faust von Aschaffenburg (Worms 1617 und Heidelb. 1619), in neuerer Zeit von Vogel (Marburg 1826; neue Aufl. 1828). Vgl. Wyß, «Die Limburger Chronik untersucht» (Marburg 1875).

Limburg, die Ruine einer ehemals berühmten Benedictinerabtei bei Dürkheim (s. d.).

Limbus (lat., d. i. Gürtel oder Umgrenzung) heißt nach röm.-kath. Lehrbegriffe einer der Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen in der Unterwelt. Er zerfällt in zwei voneinander getrennte Theile, in den limbus patrum und den limbus infantum. In jenem, der auch Abraham's Schos genannt wird, befanden sich die heiligen Menschen des Alten Bundes; in diesem befinden sich die ungetauften Christenkinder. Jener ist seit Christi Höllenfahrt leer und geschlossen.

Limĕrick, Grafschaft in der irländ. Provinz Munster, im N. durch den Shannon von Clare getrennt, grenzt im W. an Kerry, im S. an Cork, im O. an Tipperary und zählt auf 2755,17 QKilom. 1871 nur noch 191,936 E. (wovon 96,6 Proc. katholisch), während die Bevölkerungszahl sich 1841 auf 330,029 belief. Der größte Theil des Landes ist eine wellenförmige fruchtbare Kalksteinebene, in welcher sich das Goldene Thal (Golden Vale) im O. und die Landschaft Corcassins am Shannon durch unübertrefflich guten Boden auszeichnen. An den Grenzen treten Gebirge auf, im NO. die Slieve-Felim-Mountains, im SO. die Galty-Mountains mit dem 947 Mt. hohen Galtymore, im S. die Ballihowra-Mountains mit dem 520 Mt. hohen Seetin und im SW. die Mullaghareirk-Mountains. Die wichtigsten Nebenflüsse des Shannon sind der Mulkear, Maigue und Deel. Von der Bodenfläche kommen 18 Proc. auf Ackerland, 13 auf Kleefelder und Wiesen, 46 auf Weiden. Man erntet viel Weizen und Hafer, zieht und mästet das beste Rindvieh Irlands sowie auch Schafe, Hammel und Schweine. Eisen, Kupfer, Blei und Steinkohlen kommen vor, aber nur letztere werden ausgebeutet; außerdem bricht man Bausteine und schönen Marmor. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament, zwei andere die Municipal- und Hauptstadt L., welche im Hintergrunde der 105 Kilom. langen Mündungsbucht des Shannon in flacher Gegend liegt und durch Eisenbahnen einerseits mit Tipperary, andererseits mit Foynes am Shannon sowie mit Ennis und Killaloe in Clare verbunden ist. Auf beiden Ufern des Shannon und auf der von diesem gebildeten Königsinsel (Kings-Island) erbaut, besteht die Stadt aus drei durch sieben Brücken miteinander verbundenen Theilen. Auf der Insel liegt Englishtown und unmittelbar südlich Irishtown, die ältesten Theile, mit engen, schmuzigen Straßen und armer Bevölkerung; auf dem linken Ufer die Neustadt oder Newton-Pery (Pery ist der Familienname des Earl von L.) mit breiten, geraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, schönen Quais, hübschen Häusern, glänzenden Kaufläden und der Säulenstatue des Lord Monteagle auf einem großen Platze. L. ist der Sitz eines anglikan. und eines kath. Bischofs und hat außer der prot. und der kath. Kathedrale noch 17 Gotteshäuser der verschiedenen Confessionen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die Gerichtshalle, das Zollhaus, die Börse, die Sparkasse, das Grafschaftsgefängniß, das Hospital, der bischöfl. Palast und vier Kasernen aus. Es bestehen in L. eine Blinden- und eine Irrenanstalt, ein Industriehaus, eine Versorgungsanstalt und andere milde Stiftungen, eine Handelskammer, eine Kunstschule, ein literarisches Institut mit großer Bibliothek, eine medic. und eine Ackerbaugesellschaft. Die Zahl der Einwohner belief sich 1841 auf 48,391, war 1851 auf 53,498 gestiegen, aber 1871 wieder auf 39,353 herabgesunken. Gleichwol ist L. nach Dublin, Belfast und Cork die volkreichste und auch in industrieller und commercieller Beziehung mit die bedeutendste Stadt Irlands, die größte im Westen der Insel. Die Industrie liefert hauptsächlich Spitzen; dagegen ist die Fabrikation von Lederhandschuhen erloschen; die sog. Limerick gloves kommen jetzt aus Cork. Ferner hat die Stadt Gerbereien, Eisengießereien und Schiffsbauplätze. Schiffe von 600 Tons legen unmittelbar an den Quais an. L. wurde im 9. Jahrh. vom Norweger Ivor gegründet und noch im 12. Jahrh. gab es normann. Könige daselbst. Es war ehemals ein bedeutender Kriegsplatz, wurde 1174 von den Engländern, 1651

Digitized by Google

von den Parlamentstruppen nach tapferm Widerstande erobert, 1690 vergeblich von König Wilhelm III. belagert und ergab sich erst 1691 an den General Ginckel nach einer für die Katholiken vortheilhaften Capitulation, den sog. Artikeln von L.

Limfjord, Meerenge, s. Liimfjord.

Limmat, ein rechter Nebenfluß der Aar, heißt im Oberlaufe Linth und entspringt mit zwei Quellen, dem Sand- und dem Limmernbach, westlich und östlich vom Tödi (3623 M.) im schweiz. Canton Glarus; nach der Vereinigung der beiden Bäche durchbricht der Fluß die wilde Felsschlucht der Pantenbrücke und erreicht den ebenern Boden des Linthals, welches er in nördl. Richtung, von der Gabel bis zum Walen- oder Wallenstädtersee 35 Kilom. weit durchfließt. Die obere Stufe des Thals, das eigentliche Linth- oder Großthal, berühmt durch die Wasserfälle des Schreien-, Fätsch- und Diesbachs und den großartigen Hintergrund, den die Felsen und Gletscher des Tödi und seiner Nachbarn bilden, ist eins der schönsten Thäler der Schweiz. In ihm liegt 1 Kilom. nördlich von dem stattlichen Dorfe Linthal (682 M. über dem Meere, 2119 E., Baumwollindustrie) das vielbesuchte Bad Stachelberg (s. d.). Bei Schwanden (522 M. über dem Meere, 2650 E.) empfängt die Linth den Sernf aus dem Kleinthal, 3 Kilom. unterhalb Glarus bei Nettstall (441 M. über dem Meere, 2558 E.) die Löntsch, den Abfluß des lieblichen Klönthalersees; von hier an kanalisirt, ergießt sich der Fluß durch den Escher-Kanal in den Wallenstädtersee, den er bei Weesen wieder verläßt, um bei Schmerikon, durch den 16,5 Kilom. langen Linthkanal zwischen den Ebenen des sanctgallischen Gaster und der schwyzerischen March, in den Zürichersee einzumünden. Vor der 1807—22 ins Werk gesetzten Kanalisation (der sog. Linth-Unternehmung), durch welche ungefähr 7000 Hekt. der Cultur gewonnen wurden, ergoß sich die Linth in die Maag, den Abfluß des Walensees, und verwüstete häufig durch ihre Ueberschwemmungen den ebenen Thalgrund zwischen beiden Seen. Bei Zürich verläßt der Fluß, nun Limmat genannt, den See, empfängt nach 2 Kilom. unterhalb die Sihl aus dem gleichnamigen Thale, durchfließt die freundlichen Hügellandschaften des zürcherischen Limmatthals und, von Baden an, des aargauischen Siggenthals und mündet 1 Kilom. nördlich der Reußmündung bei dem Weiler Vogelsang unweit Brugg in die Aar. Das Limmatgebiet umfaßt 2414 QKilom., wovon 45,3, also fast 2 Proc. auf Gletscher fallen. Die Flußlänge beträgt von der Quelle des Sandbachs (2400 M. über dem Meere) bis zur Mündung (328 M. über dem Meere) 135 Kilom., das Gefälle 2172 M. oder 1,6 Proc. Schiffbar sind im Limmatgebiet die beiden Seen und die eigentliche L.

Limoges, Hauptstadt des franz. Depart. Obervienne und der ehemaligen Provinz Limousin, amphitheatralisch auf und an einem Hügel in 287 M. Höhe, sowie an der dreifach überbrückten Vienne, an der Orléansbahn, die hier nach Brive abzweigt, und an der Charentebahn gelegen, ist ein unregelmäßig und enggebauter Ort, mit abhängigen Straßen, über welche die Dächer weit hinragen, und wurde erst in neuerer Zeit durch Abtragung der alten Thürme und Mauern und Anlage von Boulevards freundlicher und luftiger gestaltet. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, des Generalcommandos des 12. Armeecorps, eines Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Handelskammer und eines Gewerberaths und zählt (1876) 59,011 E. Von ihren öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die schöne, Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. aus Granit erbaute, aber nicht vollendete Kathedrale (St.-Etienne), die durch ihren kühnen, 55 M. hohen Glockenthurm berühmte Michaeliskirche, der 1787 vollendete bischöfl. Palast aus Granit mit herrlichen Terrassengärten, das schöne Bankgebäude, das große allgemeine Hospital, der bizarre Justizpalast, das 1838 auf der Stelle der alten berühmten Abtei St.-Martial erbaute Theater sowie der Bahnhof. Auch hat der Ort interessante mittelalterliche Bauten aufzuweisen, wie das Templerhaus, das Grab des Herzogs Waifar von Aquitanien und die schöne Fontaine d'Igoulem. Merkwürdig sind außerdem die unterirdischen Zellen und Gewölbe in der Stadt. L. besitzt ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine Vorbereitungsschule für Mediciner und Pharmaceuten, eine Bibliothek von 23,000 Bänden, ein keramisches Museum, eine Bildergalerie u. s. w., Gesellschaften für Archäologie und Geschichte von Limousin, für Ackerbau und Gartenbau, für Medicin und Pharmacie, sowie einen philharmonischen (Cäcilien-)Verein. Auch besteht hier ein Gestüte, ein Strafgefängniß, ein Zuchthaus, eine Besserungsanstalt für Frauen, mehrere Krankenhäuser, eine Irrenanstalt u. s. w. Im Juni werden bei L. die Pferderennen für die nächsten Departements gehalten. Die Stadt ist einer der industriellsten Orte Frankreichs; sie producirt jährlich für 30 Mill. Frs. und hat 37 Porzellanmanufacturen, welche an 6000 Arbeiter beschäftigen, 34 Porzellanmalerwerkstätten mit 2000 Arbeitern (der Thon kommt von

Digitized by Google

St.-Yrieix), Woll- und Baumwollſpinnereien, berühmte Fabriken in Tuch, Kaſimir und Flanell, ſowie in allerlei andern Wollzeugen, in Halbwollwaaren (Droguets), in ſog. Engliſchen Leder (Cuirs de laine) u. ſ. w. Außerdem fertigt man Wachslichte, Handſchuhe, Hüte, Papier, Seilerwaaren, Holzſchuhe (Sabots) und unterhält Hohöfen, Nagel- und Meſſerſchmieden, Wachsbleichen, Bierbrauereien, Brennereien, Gerbereien. Bedeutend iſt ferner die Buchdruckerei und der Buchhandel. Zudem bildet L. einen wichtigen Stapelplatz für den Handel zwiſchen Paris und Südfrankreich und treibt mit den genannten Induſtrieerzeugniſſen, ſowie mit Getreide, Kaſtanien, Wein, Pferden, Schlachtvieh und ſonſtigen Landesproducten einen anſehnlichen Handel. Die im 14. bis zum 18. Jahrh. hier blühende Kunſt des Emaillirens, die Verfertigung der unter dem Namen Limoſinen (ſ. d.) berühmten Emailarbeiten hat dagegen ganz aufgehört. L. iſt das Auguſtoritum der Römer, im Lande der galliſchen Lemovices, war zur Kaiſerzeit eine der ſchönſten Städte Galliens, ein Knotenpunkt mehrerer Hauptſtraßen, hatte ein Amphitheater und weiſt noch jetzt Ueberreſte aus der Römerzeit auf. Später erhielt die Stadt den Namen Lemovicum. Sie iſt einer der älteſten Mittelpunkte des Chriſtenthums in Gallien, lieferte der Kirche 4 Päpſte und 60 Heilige und beſaß vor der Revolution über 40 Klöſter.

Limonade (franz.), ein kühlendes Getränk, welches ſeinen Namen von dem Worte Limone, der ital. Benennung der Citrone, führt und aus friſchem Waſſer beſteht, das mit Limonen- oder Citronenſaft und Zucker, je nach dem Geſchmack, verſetzt wird. Daſſelbe wurde um 1630—33 zuerſt in Italien öffentlich verkauft. Von dort aus verbreitete ſich das Getränk über das ganze ſüdl. Europa. Nach Deutſchland gelangte es zunächſt von Frankreich aus. In neuerer Zeit hat man den Namen L. auch auf andere kühlende Getränke übertragen, bei denen der Citronenſaft durch andere Fruchtſäfte (Himbeeren, Kirſchen, Johannisbeeren, Erdbeeren) erſetzt, auch anſtatt des reinen Waſſers mineraliſche Wäſſer angewendet werden. Zur größern Abkühlung pflegt man auch Eis beizufügen. Als L. gazeuse iſt eine kohlenſaure, mouſſirende L. im Handel. Die fabrikmäßig hergeſtellten Limonaden-Eſſenzen beſtehen aus mit Zucker angemachten Fruchtſäften, die, behufs raſcher Herſtellung des Getränks, nur mit Waſſer vermiſcht zu werden brauchen. — Limoncello iſt der Name eines mit Limonen zubereiteten dalmatin. Liqueurs.

Limoſinen oder Limouſinen nennt man die in der franz. Stadt Limoges entſtandenen Emailarbeiten. (S. Email.) Man unterſcheidet zwei Arten der limoſiner Emailarbeiten; die erſte gehört dem 13. und 14. Jahrh. an, beginnt aber ſchon im 12.; die andere gehört vorzugsweiſe dem 16. an, geht aber in das 17. Jahrh. hinüber. Die erſtere und ältere Art, die man früher im Gegenſatz gegen byzant. Email als in Limoges entſtanden betrachtete, wurde ſchon früher in den Rheinlanden, beſonders in Köln und Trier, geübt, von wo ſie wahrſcheinlich nach Limoges kam. Die byzant. Art iſt Cloiſonné-Email oder Zellenſchmelz, welches die Vertiefungen oder Zellen zur Aufnahme des farbigen Glasfluſſes mit aufgelötheten Metallfäden (gewöhnlich von Gold auf Goldplatte) herſtellt, das köln-limoſiner Email aber iſt Émail champlevé oder Grubenſchmelz, d. h. die Vertiefungen ſind aus dicker Metallplatte, und zwar von Kupfer, mit dem Grabſtichel ausgehoben, und die Linien, welche die Emailfarben zu trennen und Contouren und Innenlinien der Zeichnung zu bilden haben, ſind ſtehen geblieben und danach vergoldet. Zuweilen aber bedienen ſich die kölner und limoſiner Emailkünſtler auch der aufgelötheten Cloiſons in Verbindung mit ihrem eigentlichen Grubenſchmelz, das ohnehin noch verſchiedene Varianten bietet. Dieſes limoſiner Email wurde zu kirchlichem Geräthe aller Art angewendet, für Reliquiarien, Tragaltäre, Antependien, Crucifixe u. ſ. w. Im 14. Jahrh. wurde es verdrängt durch die ital. Art des transluciden Emails auf Reliefplatten von Silber.

Mit dem Ende des 15. Jahrh. erhob ſich in Limoges die zweite, ganz neue und verſchiedene Art des Emails, welche dieſer Stadt allein, wie es ſcheint, eigenthümlich blieb. Man bezeichnet ſie als «gemaltes Email». Eine dünne Kupfertafel wird auf einer Seite mit einer ſchwarzen Emailſchichte überzogen; nachdem ſie gebrannt, wird auf die Fläche gemalt mit Emailfarben, und dieſe Farben werden, wiederum eingebrannt, in die Emailſchichte eingeſchmolzen. Die Rückſeite erhält ebenfalls eine Emailſchichte, nur aus dem Grunde, damit die Kupfertafel ſich nicht wirft. Man nennt ſie Contre-Email. Dies iſt das Weſentliche. Es gibt aber mannichfache Varianten, die meiſt nach und nach auftreten und die verſchiedenen Perioden beſtimmen. Man unterſcheidet gewöhnlich deren vier: Die erſte Periode vor der Blüte, bis gegen 1550; die Gegenſtände, meiſt kleine Platten mit religiöſen Gegenſtänden, ſind ſehr farbig, zum Theil in Verbindung mit translucidem Email und geſchmückt mit perlartigen Emailtupfen, Pailletten genannt, die Zeichnung oft ungenügend. Die zweite Periode, die Blütezeit, um 1550 bis gegen 1580, hat uns noch ſehr zahlreiche Gegenſtände hinterlaſſen; es ſind Teller, große Schüſſeln,

Digitized by Google

Kannen, Schalen, bildartige Tafeln u. s. w. mit mehr weltlichen und mythol. als religiösen Gegenständen. Die Zeichnung ist vollkommener, die Ausführung aber nur en grisaille auf schwarzem Grunde, oder nur die Fleischtheile mit hellem Roth ausgeführt, dagegen mit Gold gehöht und auf Rand und Rückseiten mit schwungvollen Goldornamenten verziert. Diese Gegenstände sind heute außerordentlich gesucht und gezahlt. Die dritte Periode nach 1580 und um 1600 ist die der Miniaturen, meist kleine Gegenstände mit sehr feiner, miniaturartiger Ausführung, aber sehr farbig, besonders mit Blau und Grün, sowie mit Gold und mit reichlicher Hinzufügung transluciden Emails, das mit Silber- und Goldfolie leuchtet. Die vierte Art, die mehr zum Grisaille zurückkehrt, aber doch Farbe und als Eigenthümlichkeit mit Weiß gehöhte Reliefornamente hinzufügt, wird schon als Decadence betrachtet. Sie starb im 17. Jahrh. aus oder machte vielmehr andern Emailarbeiten Platz, die nicht mehr unter den Namen Limoges fallen. Die limosiner Emailkunst des 16. Jahrh. zählt viele berühmte Namen, die man auch vollständig ausgeschrieben oder mit Monogrammen auf ihren Werken findet. Sie malten ihre eigenen Zeichnungen oder benutzten fremde Compositionen, italienische wie deutsche, die sie den Kupferstichen entlehnten. Auch die Werke Dürer's benutzten sie häufig. Die Namen der limosiner Künstler wiederholen sich, sodaß die Emailmalerei förmlich in den Familien erblich blieb. So gibt es für die erste Periode mehrere Senicaud, danach für die zweite und dritte mehrere Limosin, insbesondere des Vornamens Leonard, die Familie der Courteys und de Court; einen vor allen berühmten Namen hatte Pierre Reymond. Die Miniaturart kannte auch eine Malerin Susanne de Court. Dem Verfall dieser Kunstgattung gehört die Familie Laudin an. Vgl. Bucher, «Geschichte der technischen Künste» (Bd. 1, Stuttg. 1875).

Limousin oder Limosin, eine ehemalige Grafschaft und Provinz im mittlern Frankreich, zwischen der Marche im N., Auvergne im O., Guyenne im S. und W. gelegen, in Ober-L. im SO. und Nieder-L. im NW. getheilt, entspricht im ganzen den zwei jetzigen Depart. Ober-Vienne und Creuse und hatte zur Hauptstadt Limoges (s. d.). Die Limousins beschäftigen sich mehr mit Viehzucht und Gewerben als mit Ackerbau und sind ein rechtschaffenes, sanftes und thätiges Gebirgsvolk. Die Limousinische Mundart, voll Anmuth und Natürlichkeit, bündig, reich an Sinnsprüchen, in satirischen Gesprächen sich gefallend, verbreitete sich in den Landschaften Marche, Touraine, Berri, Ober-Poitou, Périgord, Angoumois und Saintonge.

Linaria, Leinkraut, nannte Tournefort eine zur 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophularineen gehörende Pflanzengattung, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Löwenmaul (s. Antirrhinum) durch die gespornte Blumenkrone unterscheidet. Viele Arten, namentlich das gemeine Leinkraut oder der Frauenflachs (L. vulgaris Mill.), haben schmale, flachsähnliche Blätter, wovon der Name. Diese allenthalben auf bebautem Boden, in Steinbrüchen, an Rainen, Waldrändern u. s. w. wachsende Pflanze, welche dichte Blütentrauben und hellgelbe Blumen mit orangegelbem Gaumen besitzt, war ehedem officinell, indem man ihre Blätter (Herba Linariae) als zertheilendes und schmerzstillendes Mittel (in Form von Breiumschlägen) anwendete. Von den sehr zahlreichen Arten dieser Gattung, deren meiste in den Mediterranländern wachsen, werden mehrere als Zierpflanzen angebaut, so die niedliche ausdauernde L. alpina Mill. aus den Alpen, mit blau- und gelbgescheckten Blumen, die durch ganz Südeuropa verbreitete L. triphylla mit zu dreien stehenden Stengelblättern, und die in Westspanien und Portugal einheimische L. triornithophora Mill., ein breitblätteriges Sommergewächs mit prächtigen, sehr großen violetten Blumen.

Lincoln, nach Yorkshire die größte, in Bezug auf Fruchtbarkeit und Landwirthschaft die erste Grafschaft Englands, liegt zwischen dem Aestuarium des Humber und dem Wash an der Nordsee, zählt auf 7126,43 QKilom. (1871) 436,599 E. und zerfällt in drei Districte Lindsey, Kestevan und Holland, welche zusammen 33 Hunderte und 629 Kirchspiele enthalten. Lindsey reicht vom Foß Dyke, einer Bucht des Wash, und dem Flusse Witham nordwärts bis an den Humber und umfaßt die volle Hälfte der Grafschaft, indem dazu auch die längs der Küste von der Trent, Idle und Don gebildete Insel Ancholme gehört, eine beträchtliche Strecke Marsch- und Fen- oder Sumpflandes. Kestevan, meist trocken und fruchtbar, nimmt den südwestl. und Holland den südöstl. Theil am Wash ein. Der letztere District hat fast nur Marsch- und Moorboden, jenen nahe am Meere, diesen weiter landeinwärts, und erfordert gegen die Einbrüche des Meers und die Ueberschwemmungen der Flüsse Glen, Welland u. a. mächtige Uferbauten. Die Marschen und Fens oder Moorgründe sind größtentheils durch Entwässerungsgräben und Drainagewerke zu den fruchtbarsten Gefilden und trefflichen Viehweiden gemacht worden. Jenseit der Fens erhebt sich der Boden zu schwachen Wellenformen, besonders im

Digitized by Google

nördl. Theile von L., wo die sog. Wolds einen mäßigen Höhenzug der Kreideformation mit steilem Abfall gegen Westen bilden. L. hat reichliche Ernten an Weizen, Hafer, Gerste, Kohl, Turnips u. s. w. und liefert mehr Rind- und Schöpsenfleisch als irgendeine andere engl. Grafschaft. Das Lincolnschaf ist ungehörnt, hat langes Vlies und weißen Kopf und liefert mit dem von Kent und Leicester die beste engl. Langwolle. Die Rinder von L. sind groß und schwer, die Pferde allgemein gesucht. Auch die Federvieh-, namentlich die Gänsezucht ist sehr ansehnlich. Dagegen sind die ehemaligen Fabriken fast gänzlich eingegangen, die Manufacturen von sehr geringer Bedeutung. Unter den genannten Flüssen ist der Witham von Boston bis nach der Hauptstadt L. schiffbar gemacht, und von dort führt der noch aus der Römerzeit stammende Foß Dyke oder die Foßnavigation in die Trent, sodaß eine für den innern Verkehr sehr wichtige Wasserstraße zwischen dem Wash und Humber stattfindet, welche durch mehrere Seitenkanäle erweitert wird. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete in das Parlament, neun andere werden von fünf Städten gewählt. — Die Hauptstadt L., Municipalstadt, Parlamentsborough und City als Sitz eines anglikan. Bischofs, an der Eisenbahn, 193,6 Kilom. im Norden von London, am Witham, an und auf einem 155 Mt. hohen Hügel gelegen, das Lindum oder Lindum Colonia der Römer, im ganzen eng gebaut, wiewol im obern Stadttheile viele schöne Gebäude enthaltend, ist ein guterhaltener Ort des Mittelalters. Besonders merkwürdig ist die Stadt durch ihre auf dem steilen Hügel herrlich gelegene Kathedrale, nach dem Dom von York die größte Englands, vom 12. bis 15. Jahrh. im normann.-goth. Stile in Gestalt eines Doppelkreuzes erbaut, 147 Mt. lang, 53 Mt. breit, mit zwei 55 Mt. hohen viereckigen, stumpfen Vorderthürmen und einem 92,3 Mt. hohen Mittelthurm, welcher eine 5,3 Tons schwere Glocke, den «großen Tom von L.», 1610 gegossen, enthält. Ueber der Hauptthür der vielfach geschmückten Façade sitzen 11 normann. Könige von Stein in Lebensgröße. Das Innere ist ausgezeichnet durch ein schönes Chor mit herrlichem Schnitzwerk aus dem 14. Jahrh., eine mächtige Orgel, viele Grabmäler, schlanke goth. Pfeiler sowie durch herrliche Statuen. Außer der Kathedrale ist ein altes Thor, Newport-Gate, merkwürdig, eins der interessantesten und am besten erhaltenen Römerwerke in England. Auch stehen noch die Ringmauern des röm. Castrums, und im Hofe des Kreuzgangs der Kathedrale sieht man ein ausgegrabenes Römerbad mit schöner Mosaik. Nach den Römern, in den stürmischen Zeiten der Heptarchie und der normann. Einfälle war L. die Residenz der Könige von Mercia, doch datirt seine Bedeutung erst aus der Zeit Wilhelm's des Eroberers, des Erbauers der festen Wilhelmsburg, deren Größe und Stärke die noch vorhandenen Trümmer bezeugen. L. hatte zur Zeit seiner Blüte mindestens 50 Kirchen (jetzt nur noch 13, ohne die der Dissenters); der Sprengel des Bischofs war der weiteste und einer der reichsten in England. Das alte Schloß gegenüber der Kathedrale enthält jetzt die Grafschaftshalle und das Gefängniß; das Rathhaus ist ein alter goth. Bau. Die Stadt hat ein Krankenhaus, eine Irrenanstalt, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Alterthumsmuseum, eine kleine Bibliothek und ein Theater. Sie ist noch immer ein Ort von 26,766 E., treibt lebhaften Handel mit Korn, Kohlen und Holz und hat große Mühlen, Gerbereien, Brauereien, Malzhäuser und Maschinenfabriken. Auch finden hier jährlich große Pferdemärkte statt.

Lincoln (Abraham), der 16. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika und nächst Washington der reinste polit. Charakter der neuern Zeit, geb. 12. Febr. 1809 in einem Blockhause in Hardin-County im Staate Kentucky, stammte von pennsylvanischen Quäkern ab, welche eine Farm besaßen. L.'s Großvater war von Virginien nach Kentucky ausgewandert und hier 1784 von den Indianern ermordet worden. Sein Vater Thomas zog, als L. acht Jahre alt, nach Spencer-County in Indiana, wo er bis 1830 blieb. Hier verlebte L. seine Jugend als Ackerknecht, Bootsmann, Holzhacker und Ladengehülfe. Ein sechsmonatlicher Schulunterricht war alles, was ihm als Erziehung geboten wurde. Im Alter von 19 J. trat er zum ersten mal in die Welt, indem er als Bootsmann den Mississippi herab nach Neuorleans fuhr. Als die Familie sich 1830 in Macon-County in Illinois niederließ, baute L. das noch vorhandene erste Blockhaus, in welchem sie wohnte. Beim Ausbruch eines Indianerkriegs organisirte er 1832 eine Compagnie Freiwilliger und diente als Kapitän in dem kurzen Feldzuge gegen Black-Hawk. Nach seiner Rückkehr eröffnete er einen Kramladen in Neu-Salem und eignete sich nebenbei die Anfangsgründe des Wissens an. Doch fallirte er alsbald und beschloß nun, Advocat zu werden. Im J. 1836 ließ er sich, dürftig vorbereitet, als solcher in der Staatshauptstadt Springfield nieder, wo er sich rasch einen großen Ruf als Vertheidiger und in Jurysachen erwarb. Außerdem machte er sich durch Witz und Humor, Rechtschaffenheit und Umgänglichkeit sehr populär und sah sich schon 1834 von den Whigs in die Staatslegislatur

gewählt, der er bis 1840 angehörte. Im J. 1847 trat er für Mittel-Illinois in den Congreß, und hier zeichnete er sich als Vertheidiger der Freibodenpolitik und des Wilmot-Proviso aus. Sein Name wurde jedoch erst in weitern Kreisen bekannt, als ihn 1858 die Republikaner seines Staats als Candidaten für den Vereinigten-Staaten-Senat gegen den damals in Illinois allmächtigen Senator Stephen A. Douglas aufstellten. Dieser Wahlfeldzug war eins der Plänkelgefechte, welche dem drei Jahre später ausbrechenden Bürgerkriege vorausgingen. Douglas stellte die sog. Squatter-Souveränetätslehre auf und leugnete das Recht des Bundes, die Sklaverei in den ihm gehörigen Territorien zu verbieten. L. dagegen bekämpfte die Voraussetzung, als ob Sklaverei und Freiheit zwei gleichberechtigte Mächte seien. Wiewol L. wegen ungünstiger Eintheilung der Wahldistricte unterlag, führte er doch den Kampf mit Muth und Geschick und zeigte sich seinem Gegner gewachsen. Auf Grund seiner dargelegten Ansichten und Talente wurde er hierauf von den im Mai 1860 in Chicago zusammengetretenen Republikanern des ganzen Landes zum Präsidentschafts-Candidaten ernannt und auch 6. Nov. 1860 wirklich gewählt. Alle freien Staaten stimmten für L., mit Ausnahme von New-Jersey, dessen Votum getheilt war. Den Sklavenstaaten diente dieser Umstand als Vorwand, aus dem Bunde auszutreten und den schon vorbereiteten Bürgerkrieg zu beginnen. L. reiste 11. Febr. 1861 von Springfield nach Washington ab und mußte bei Nacht verkleidet durch Baltimore eilen, um einem dort auf ihn beabsichtigten Mordanfalle zu entgehen. In seiner 4. März 1861 gehaltenen Antrittsrede suchte er vergeblich den Süden von seinen guten Absichten zu überzeugen. Als 13. April die Streitkräfte von Südcarolina das im Hafen von Charleston gelegene Fort Sumter angriffen, erließ L. 15. April seinen ersten Aufruf für 75,000 Freiwillige, und es begann der vierjährige Bürgerkrieg. Indessen faßte L. noch bis Ende 1862 den Conflict nicht in seiner principiellen Bedeutung, als Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei, sondern nur als ein civilrechtliches Verfahren, die Kriegführung aber als eine Art gerichtlicher Execution auf, welche den rebellischen Süden zum Gehorsam zurückbringen sollte. Nachdem ihn aber die Ereignisse und bessere Einsicht zur Proclamirung der Freiheit der Sklaven gezwungen, schritt er consequent fort und führte den Krieg im Geiste der Freiheit und bis zur gewaltsamen Niederwerfung der Rebellion weiter. Im J. 1864 von neuem zum Präsidentschafts-Candidaten ernannt, erhielt er diesmal die Stimmen sämmtlicher 25 an den Wahlen theilnehmenden Staaten, mit Ausnahme von New-Jersey, Delaware und Kentucky, und trat 4. März 1865 seinen zweiten Amtstermin an. Nachdem 3. April Richmond gefallen, hielt L. tags darauf seinen Einzug daselbst; 9. April ergab sich auch Lee, der südl. Obergeneral. Der Sieg war hiermit glorreich errungen, und L. hatte begründete Aussicht auf eine glücklichere und ruhigere Zukunft, als ihn 14. April 1865 abends 9½ Uhr der Schauspieler J. Booth, ein fanatischer Südländer, während der Vorstellung in Ford's Theater in Washington, durch einen Pistolenschuß ermordete. Seine Leiche wurde in großartigem Trauerzuge nach Springfield in Illinois gebracht, wo sie 4. Mai auf einem von der Nation angekauften Grundstücke beigesetzt wurde. L. war von tadelloser Reinheit des Charakters, großer persönlicher Anspruchslosigkeit und seltener Redlichkeit des Wollens. Hiermit verband er einen gesunden Humor, klaren Verstand und stets zutreffendes Urtheil, während er sich im Handeln vielfach zaudernd, oft sogar schwerfällig zeigte und von den sich überstürzenden Ereignissen mehr getrieben wurde, als daß er sie lenkte. Doch wich er von dem einmal gewonnenen Standpunkte nicht zurück und führte mit uneigennützigem Pflichtgefühl die Sache seines Vaterlandes zu einem glücklichen Ende. (S. Vereinigte Staaten von Amerika.) Ihm wurde zu Washington 14. April 1876 eine Statue errichtet, deren Kosten durch Subscription unter der farbigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten aufgebracht wurden. Vgl. H. J. Raymond, «Life and public services of Abraham L., together with his state-papers» (Neuyork 1866); J. G. Holland, «Life of Abraham L.» (Springfield 1865); Corsby, «Das Leben Abraham L.'s» (aus dem Englischen von Eben, Philad. 1865); W. H. Lamon, «Life of Abraham L.» (Boston 1872, das umfassendste Quellenwerk); Jounault, «Abraham L., sa jeunesse, et sa vie politique» (Par. 1875), Power, «Abraham L.» (Lond. 1875).

Lind (Jenny), eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 6. Oct. 1820 zu Stockholm von Aeltern, die daselbst eine Lehranstalt unterhielten, erregte schon in frühester Jugend durch ihr feines musikalisches Gehör die allgemeine Aufmerksamkeit. Ihre Neigung zur Musik wuchs mit den Jahren, bis im neunten Jahre eine frühere Tänzerin, Frau Lundberg, die Aeltern zu bewegen suchte, die Tochter der Bühne zuzuführen. Infolge dessen wurde Jenny 1830, nach Ueberwindung von mancherlei Bedenklichkeiten, durch Aufnahme in die Theaterschule zu Stockholm für die dramatische Laufbahn bestimmt und von den Musiklehrern Croelius

Digitized by Google

und Berg ausgebildet. Nachdem sie schon öfters komische Rollen, zum Theil für sie geschrieben, auf der schwed. Hofbühne mit Beifall ausgeführt, versetzte sie im Alter von 17 J. als Alice in «Robert der Teufel» das Publikum durch Gesang und Darstellung in Begeisterung. Ungeachtet des Beifalls, der fortan ihre Leistungen begleitete, fühlte sie sich doch selbst noch nicht auf der Höhe, und ging deshalb 1841 nach Paris, um bei Garcia ihre Ausbildung zu vollenden. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande und ihr gegebenes Versprechen zogen sie aber schon nach einem Jahre nach Stockholm zurück, wo ihre Leistungen den höchsten Enthusiasmus hervorriefen. Auf Meyerbeer's Veranlassung ging sie im Oct. 1844 nach Berlin und fand auch hier eine Aufnahme, wie sie nur selten einer Sängerin zutheil geworden war. Vier Monate blieb sie in Berlin, und von hier aus verbreitete sich ihr Ruf durch Europa. Glänzende Anerbietungen von London und Paris wurden ihr gestellt, doch zog sie es vor, im März 1845 ihre Heimat wieder zu besuchen. Im Sommer desselben Jahres folgte sie der Einladung zu den Festen am Rhein, die dort der König von Preußen zu Ehren der Königin Victoria veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit trat die Künstlerin auch in Frankfurt a. M. und in Köln auf. Vom Nov. 1845 bis Ende März 1846 erfüllte sodann Jenny L. ihr neues fünfmonatliches Engagement an der königl. Bühne zu Berlin. Sie besuchte darauf Wien und fast alle größern Städte Deutschlands, überall denselben Enthusiasmus hervorrufend. Die londoner Bühne betrat sie erstmals 1847 und erntete dort wie in vielen andern Städten Englands ungemeinen Beifall. Nachdem sie im Mai 1849 in London zum letzten mal auf der Bühne aufgetreten, wandte sie sich nach Norddeutschland und Schweden und ging im Aug. 1850 über England nach Nordamerika, wo sie in Concerten, deren geschäftliche Leitung größtentheils Barnum besorgte, mit demselben Erfolge auftrat wie in Europa. In Amerika vermählte sie sich 1851 mit dem talentvollen Pianisten und Componisten Otto Goldschmidt (geb. 1828 zu Hamburg), der, nachdem er in Leipzig auf dem Conservatorium der Musik unter Mendelssohn-Bartholdy in den J. 1843—46 studirt, sie in ihren Concerten in Amerika unterstützt hatte. Sie kehrte nach Europa zurück und nahm ihren zeitweiligen Aufenthalt in Dresden. Von hier siedelte sie nach Verlauf einiger Jahre nach London über, wo sie im allgemeinen nur noch selten und meist nur zu wohlthätigen Zwecken in Concerten auftrat. Unstreitig gehört Jenny L. zu den bedeutendsten Erscheinungen, die jemals im Gesange geglänzt haben. Sie war gleich ausgezeichnet durch den Zauber der Stimme wie durch die Kunst des Gesangs und die Großartigkeit der dramatischen Darstellung, und die seltene Vereinigung dieser Eigenschaften wurde unterstützt und gehoben durch den eigenthümlichen Adel ihres ganzen Wesens.

Lindau, ehemalige Freie Reichsstadt im bair. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, ist am nordöstl. Ende des Bodensees auf zwei Inseln erbaut, an der Ausmündung der bair. Staatsbahn München-L. und der Vorarlberger Bahn, ist mit dem Lande durch eine lange Holzbrücke und seit 1853 durch den imposanten Eisenbahn-Steindamm verbunden, hat vier Kirchen, ein königl. Schloß, eine Lateinschule und eine Realschule und zählt (1875) 5124 E. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle für die Bewohner bildet der Handel, insbesondere die Spedition. Auch werden Obst, Wein, Kirschgeist, Fische, Getreide, Schmalz und Käse in beträchtlichen Quantitäten verführt. Der zu L. 1812 angelegte Maximilianshafen, welcher in neuerer Zeit bedeutende Erweiterungen erfuhr, ist gegenwärtig der Centralpunkt des Verkehrs zwischen Baiern und der Schweiz und steht mit den übrigen Bodenseeorten in lebhafter Dampfschiffverbindung. Am Hafen wurde 1856 dem Könige Maximilian II. ein Standbild (nach dem Entwurfe von Halbig) errichtet. Von Fremden viel besucht wird der in der Nähe der Stadt gelegene Lindenhof wegen seiner schönen Gärten. L. soll aus dem alten, gegen die Vindelicier erbauten Castrum Tiberii entstanden sein; schon 882 geschieht seiner urkundlich Erwähnung. Es wurde 1275 Freie Reichsstadt, trat 1530 der Reformation bei, kam 1803 an die Fürsten von Bretzenheim, 1804 an Oesterreich und 1805 an Baiern. Vgl. Boulan, «L. vor Altem und Jetzt» (neue Ausg., Lindau 1872); Grube, «L., Bregenz und Umgebung» (Lindau 1874).

Lindau (Paul), geistreicher Kritiker und dramatischer Dichter, geb. 3. Juni 1839 zu Magdeburg, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium zum Kloster Unserer Lieben Frauen, studirte in Halle und Leipzig und ging dann nach Paris, wo er sich eingehend mit der neuern franz. Literatur beschäftigte. Nachdem er 1863 nach Deutschland zurückgekehrt war, übernahm er die Redaction der «Düsseldorfer Zeitung», war dann 1864 in Berlin journalistisch thätig und wurde 1866 Redacteur der «Elberfelder Zeitung», welche Stellung er bis Herbst 1869 innehatte. Aus dieser Zeit stammen seine ersten leicht und anmuthig geschriebenen Reiseskizzen: «Aus Venetien» (Düsseld. 1864) und «Aus Paris. Beiträge zur Charakteristik des gegen-

Digitized by Google

wärtigen Frankreich» (Stuttg. 1865). Im J. 1869 begründete L. in Leipzig das belletristische Journal «Das Neue Blatt», dessen Redaction er 1871 niederlegte, um nach Berlin überzusiedeln, wo er seitdem die polit.-belletristische Wochenschrift «Die Gegenwart» und seit 1877 die Monatsschrift «Nord und Süd» herausgibt. Von seinen kritisch-ästhetischen Schriften, in denen neben jovialem Humor sarkastische Schärfe und treffender Witz vorherrschen, sind zu nennen: «Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters» (2 Bde., Lpz. 1870), welche er zuerst im «Salon» hatte erscheinen lassen, und «Literarische Rücksichtslosigkeiten» (1. bis 3. Aufl., Lpz. 1871). Zwei werthvolle Studien auf dem Gebiete der franz. Literaturgeschichte sind: «Molière» (Lpz. 1871) und «Alfred de Musset» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1877), in denen er außer gründlicher Kenntniß dieser beiden Dichter in literarhistor. Fragen ein feines Urtheil bekundet. Eine Sammlung seiner gewandt und geistreich geschriebenen, in der «Gegenwart» erschienenen Kritiken und ästhetischen Abhandlungen veranstaltete er in den «Dramaturgischen Blättern» (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1875) und in den «Gesammelten Aufsätzen. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart» (Berl. 1875). Dem Gebiete der leichtern Novellistik gehören an die Erzählungen «Zwei ernsthafte Geschichten» (Stuttg. 1877); in den Skizzen und Humoresken «Vergnügungsreisen» (Stuttg. 1875), «Nüchterne Briefe aus Baireuth» (8. Aufl., Bresl. 1877), «Ueberflüssige Briefe an eine Freundin» (3. Aufl., Bresl. 1877) und «Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht» (2. Aufl., Berl. 1877) knüpft er an bestimmte künstlerische und literarische Tagesereignisse an. Alle diese kritischen und ästhetischen Arbeiten L.'s sind mit jovialer Laune und in leichter, anziehender Form geschrieben. L.'s dramatische Productionen begannen mit dem Lustspiel «Marion» (1868), dem dann das Lustspiel «In diplomatischer Sendung» (1872), die Schauspiele «Maria und Magdalena» (1872) und «Diana» (1872), ferner das Lustspiel «Ein Erfolg» (1874), das Schauspiel «Tante Therese» (1876) und der Schwank «Der Zankapfel» (1876) folgten. In diesen Dramen, welche auch gesammelt erschienen unter dem Titel «Theater» (2 Bde., Berl. 1873—75) und von denen die meisten mit Beifall zur Aufführung kamen, einige auch ständige Repertoirestücke aller größern deutschen Theater wurden, zeigt L. eine bedeutende Bühnentechnik, sowie Sinn für das Wirksame auf der Bühne. Hierzu kommt ein witziger und gewandter Dialog. Die Stoffe seiner Dramen gehören meist der unmittelbaren Gegenwart an. Vgl. «Paul L. Eine Charakteristik» (Berl. 1875); Hadlich, «Paul L. als dramatischer Dichter» (2. Aufl., Berl. 1876).

Linde (Tilia) ist eine zur 13. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörige Baumgattung, welche mit einigen andern exotischen Gattungen die Familie der Tiliaceen bildet und sich besonders durch das große, längliche, dem Blütenstil der Doldentraube unterwärts angewachsene, netzaderige, gelbliche Deckblatt auszeichnet. Ihre in Europa und Westasien, namentlich aber in Nordamerika wachsenden Arten haben abwechselnd zweireihige, herzförmige, etwas schiefe, meist gesägte Blätter und gelbliche Blüten mit fünfblätterigem Kelch, fünfblätteriger Blumenkrone und vielen weit vorstehenden Staubfäden. Die Frucht (ein Nüßchen) ist kapselartig, springt aber nicht auf und enthält in der Regel nur einen Samen. Das Holz ist leicht, zähe, gleichmäßig weich, aber dauerhaft und daher zu Schnitzwerken sehr geeignet. Die Kohle wird besonders zu Zahnpulver, zum Zeichnen und zum Schießpulver gebraucht. Die innere Rinde (Bast) wird zu Seilen, Matten und allerlei Flechtarbeit sowie als Heilmittel bei Wunden und Geschwüren verwendet. Die Blätter dienen als geringes Viehfutter. Die Blüten, welche in der Heilkunde als gelind schweißtreibendes und krampfstillendes Mittel benutzt werden, besitzen einen mehr oder minder starken angenehmen Geruch und enthalten einen trefflichen Honig, der von den Bienen eifrig gesucht wird. Die Deckblätter sind adstringirend und sollten nicht zugleich mit zum Thee genommen werden. In Deutschland kommen nur zwei Arten der L. vor, die kleinblätterige L. (T. parvifolia Ehrh., ulmifolia Scop.), auch Steinlinde, Berglinde oder Winterlinde genannt, deren Blätter unterseits seegrünlich und außer einem gelben Bärtchen in den Nervenwinkeln kahl sind, und die großblätterige L. (T. grandifolia Ehrh., platyphyllos Scop.), auch Wasser- oder Sommerlinde genannt. Die Blätter derselben sind unterseits blaß-grasgrün, etwas rauh behaart, in den Nervenwinkeln mit etwas hellern Bärtchen; ihre Blüten entwickeln sich um 14 Tage früher und sind wie die Früchte größer, als bei den kleinblätterigen L. Von beiden Arten gibt es sehr zahlreiche Varietäten; merkwürdig ist die sog. Kapuzenlinde auf dem Kirchhofe des von den Hussiten zerstörten Klosters Sedlecz in Böhmen, welche sich durch eigenthümliche Verwachsung des Blattes zu einer Art Kapuze auszeichnet. Der Verbreitungsbezirk bei den L., namentlich der der kleinblätterigen ist sehr groß. Letztere ist eine osteurop. Holzart, waldbildend im mittlern Rußland,

Digitized by Google

geht nördlich bis Finland und Skandinavien, weſtlich bis Nordſpanien, gehört namentlich dem Flachlande an und ſteigt im Böhmerwald kaum bis 700 Mt., in Tirol einzeln bis 1200 Mt. Lindenwälder gibt es außer in Rußland nicht mehr, früher mögen ſie in Deutſchland und Oeſterreich nicht ſelten geweſen ſein, worauf viele ſlaw. und deutſche Ortsnamen ſchließen laſſen. Die großblätterige L. kommt namentlich in Südeuropa vor, waldbildend im ſüdlichern Rußland (Volhynien u. ſ. w.), einzeln nicht ſelten eingeſprengt im mitteleurop. Waldgebiet, ſteigt in den Gebirgen etwas höher als die kleinblätterige L., im böhm.-bair. Walde und in den Bairiſchen Alpen bis 1000 Mt.; im nördl. Europa iſt ſie häufig angepflanzt, aber von Natur nicht heimiſch. Ferner ſind in Deutſchland in Gärten u. ſ. w. noch häufig die ſchöne Silberlinde (T. argentea Desf.), welche einheimiſch im Orient, in Ungarn u. ſ. w. iſt, die aus Nordamerika ſtammende Silberlinde (T. alba Ait., heterophylla Vent.), beide Arten ausgezeichnet durch die unterſeits ſilberweißen Blätter; die amerik. T. pubescens Ait. mit großen weichhaarigen Blättern und die ebenfalls amerik. T. americana L. mit kahlen, beiderſeits grünen Blättern.

Linde (Juſtin Timotheus Balthaſar von), deutſcher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 7. Aug. 1797 zu Brilon in Weſtfalen, erhielt ſeine Gymnaſialbildung in Arnsberg und ſtudirte hierauf in Münſter, Göttingen und Bonn, wo er ſich 1820 habilitirte und zugleich Mitglied des Spruchcollegiums wurde. Er ging 1823 als außerord. Profeſſor der Rechte und Beiſitzer des Spruchcollegiums nach Gießen und wurde daſelbſt 1824 ord. Profeſſor und 1826 zugleich Rath im Kirchen- und Schulrathscollegium. Hierauf erfolgte 1829 ſeine Berufung nach Darmſtadt als Miniſterialrath in das Miniſterium des Innern und der Juſtiz, mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths und 1832 wurde er zugleich Director des neuerrichteten Oberſtudienraths, 1833 Kanzler und Regierungscommiſſar der Univerſität. Nachdem er ſodann 1834 auf dem Miniſtercongreß in Wien thätig geweſen, erfolgte 1836 ſeine Ernennung zum Wirkl. Geh. Staatsrath im Miniſterium des Innern und der Juſtiz. Seit 1834 gehörte er auch zu dem von dem Bundestag angeordneten Schiedsgerichte zwiſchen den conſtitutionellen Regierungen und ihren Ständen und 1839 wurde er in den Adelſtand erhoben. In allen ſeinen öffentlichen Stellungen machte er ſich nicht nur als entſchiedenen Vertreter des vormärzlichen Syſtems, ſondern auch als eifrigen Verfechter der ultramontanen Intereſſen geltend. Aus dieſem Grunde durch die Bewegung von 1848 außer Thätigkeit geſetzt, ward er durch einen weſtfäl. Bezirk ſowol in die Deutſche Nationalverſammlung als in das Erfurter Parlament gewählt, vermochte jedoch in dieſen beiden Verſammlungen keinen nennenswerthen Einfluß zu gewinnen. Erſt als 1850 das Plenum des Bundes in Frankfurt wieder zuſammentrat, gelangte er zu erneuter einflußreicher Thätigkeit. Als bevollmächtigter Miniſter von Liechtenſtein, Reuß älterer Linie und Heſſen-Homburg trat er 1850 in den wiederhergeſtellten Bundestag ein. Nach Aufhebung des letztern lebte er auf Schloß Dreiß im Regierungsbezirk Trier und ſtarb auf einer Reiſe zu Bonn 9. Juni 1870. Seine namhafteſten juriſt. Schriften ſind: «Abhandlungen aus dem deutſchen gemeinen Civilproceſſe» (2 Bde., Bonn 1823—29), das «Lehrbuch des deutſchen gemeinen Civilproceſſes» (7. Aufl., Bonn 1850) und das «Handbuch des deutſchen gemeinen bürgerlichen Proceſſes», von dem aber nur der 4. und 5. Band: «Ueber die Lehre von den Rechtsmitteln» (Gieß. 1831—40) erſchienen ſind. Durch ſeine Schriften erwarb er ſich den Ruf eines ausgezeichneten Germaniſten und Proceſſualiſten.

Linde (Sam. Gottlieb), poln. Sprachforſcher, geb. zu Thorn 1771, bezog, nachdem er in der Vaterſtadt ſeine Vorbildung erhalten hatte, die Univerſität zu Leipzig und wurde hier auf Erneſti's Empfehlung 1792 als Lector der poln. Sprache angeſtellt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Polen begab er ſich nach Wien, wo ihn ſeine Neigung zur ſlaw. Literatur dem Grafen Oſſolinſki zuführte, der ihn zu ſeinem Bibliothekar ernannte. Im J. 1803 wurde er von der preuß. Regierung als Rector des Lyceums und Oberbibliothekar nach Warſchau berufen. Hier gab er unter Beihülfe der erſten ſlaw. Sprachforſcher ſein berühmtes großes «Wörterbuch der poln. Sprache» (6 Bde., Warſch. 1807—14; neue Aufl. 1855—59) heraus. Während der Revolution von 1831 hatte er als Director der Landesbibliothek und als Deputirter von Praga und Mitglied des Reichstags eine gefahrvolle Stellung. Bei Reorganiſation des Schulweſens in Polen 1833 wurde er wieder zum Director des Gymnaſiums zu Warſchau und des Schulweſens für das Gouvernement Maſovien ernannt; doch ſchon 1838 gab er ſeine öffentlichen Aemter auf. Außer dem Wörterbuch gab er noch heraus eine poln. Schrift «Ueber das litauiſche Statut» (Warſch. 1816) und «Grundſätze der Wortforſchung, angewandt auf die poln. Sprache» (Warſch. 1806). Auch überſetzte er mehrere Werke poln. Geſchichtsforſcher, wie Oſſolinſki's «Vincent Kadlubek» (Warſch. 1822) ins Deutſche. Von L.'s übrigen Schriften

Digitized by Google

sind noch zu erwähnen: «Ueber die russ. Literatur» und «Ein geschichtlicher Grundriß der Literatur der slaw. Völkerstämme» (Bd. 1, Warsch. 1825). L. starb 8. Aug. 1847 zu Warschau.

Lindenau, eins der großen westl. Vorstadtdörfer von Leipzig (1875 mit 9823 E.), mit dem daranstoßenden Plagwitz (s. d.) den Dorfcomplex Plagwitz-Lindenau bildend.

Lindenau (Bernh. Aug. von), sächs. Staatsmann, zugleich Astronom, geb. 11. Juni 1779 zu Altenburg, studirte seit 1794 in Leipzig die Rechte und Kameralwissenschaften, daneben aber auch Mathematik, trat dann als Assessor in das Kammercollegium zu Altenburg und wurde 1801 zum Kammerrath ernannt, ging jedoch später zu dem Baron von Zach auf die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha und wurde 1804 interimistisch Director dieses Instituts. Er trat zwar 1805 wieder in das Kammercollegium ein; doch als Zach 1808 abging, wurde er wirklicher Director jener Sternwarte. Er arbeitete 1809 für das Dépôt général de la guerre an Triangulirungen in Thüringen und Franken, und machte 1812 eine Reise durch Frankreich, Holland, einen Theil Spaniens und Italien. Im Befreiungskriege folgte er im März 1814 dem Großherzog von Weimar, Karl August, als Oberstlieutenant und Generaladjutant nach Paris. Nach dem Frieden kehrte L. wieder auf seine Sternwarte zurück; doch die Nothwendigkeit einer Reform im altenb. Kammercollegium bewirkte abermals seinen Rücktritt ins Geschäftsleben. Er wurde 1817 Vicekammerpräsident, 1818 Vicelandschaftsdirector in Altenburg und 1820 Geheimrath und Minister in Sachsen-Gotha, wo er während der Regierung des Herzogs Friedrich IV. mit Klugheit und Rechtlichkeit die schwierigsten Aufgaben löste. Nach dem Tode des letztern, ohne directe männliche Nachkommen (1825), trat L. für die Zeit der Gesammtverwaltung der streitigen Erblande als Gesammtminister in den Dienst der drei Herzoge von Hildburghausen, Meiningen und Koburg. Nach der Landestheilung 1826 zum Landschaftsdirector (d. h. Präsident des Landtags) in Sachsen-Altenburg erwählt, ging er gleichzeitig als Geheimrath in königl. sächs. Dienste über, wurde 1827 Gesandter beim Bundestag, 1829 aber nach Dresden zurückberufen, wo er als Director der Commerziendeputation und Mitglied des Geheimen Raths eintrat. Auch erhielt er die Oberaufsicht der königl. Museen. Infolge der Unruhen 1830 wurde L. zum Cabinetsminister und nach Einführung der Constitution 1831 zum Staatsminister des Innern und Vorsitzenden im Gesammtministerium berufen. Als seine verdienstlichsten Schöpfungen aus dieser Zeit sind einerseits die höchst freisinnige sächs. Städteordnung, andererseits die Ablösungsgesetze und die zu deren leichterer Durchführung gegründete Landrentenbank zu nennen. Auch erfreute sich unter seinem Ministerium die Presse für die Besprechung innerer Landesangelegenheiten einer für damalige Zeit ziemlich großen Freiheit. Nachdem er 1834 das Portefeuille des Innern abgegeben, führte er nur noch den Vorsitz im Gesammtministerium, bis er 1843 infolge von Conflicten mit der aristokratisch-conservativen Majorität der Adelskammer seine Entlassung aus dem königl. sächs. Staatsdienste nahm. L. wählte sein Rittergut, den Pohlhof in Altenburg, zu seinem Aufenthalt, um hier wieder seinen Lieblingsstudien zu leben. Im April 1848 legte er auch das Präsidium der altenb. Landschaft nieder, indem das beschlossene neue Wahlgesetz seinen Ansichten widersprach, und ebenso zog er sich schon im September aus der Deutschen Nationalversammlung, in die er gewählt worden war, zurück. L. starb 21. Mai 1854 zu Altenburg. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er vorzugsweise der Ordnung seiner werthvollen Sammlung von Kunstgegenständen gewidmet, die er nebst einem eigens dazu erbauten Museum und seiner Bibliothek dem Lande vermachte. Dieselbe ist 1876 zu Altenburg in einem neuerrichteten Museum aufgestellt worden. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen: «Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre» (Gotha 1809), «Tabulae Veneris» (Gotha 1810), «Tabulae Martis» (Eisenb. 1811), «Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae» (Gotha 1813), «Geschichte der Sternkunde im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh.» (Gotha 1811). Auch setzte er Zach's «Monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde» (1807—14) fort und gab mit Bohnenberger gemeinschaftlich die «Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften» (6 Bde., Tüb. 1816—18) heraus.

Lindenbrog oder Lindenbruch (Erpold), eigentlich Stender, lat. auch Tiliobroga genannt, Geschichtsforscher des 16. Jahrh., geb. 1540 zu Bremen, gest. 1616 zu Hamburg, ist namentlich als Herausgeber der «Scriptores rerum Germanicarum septentrionalium» (Frankf. 1609 u. 1630; 3. Aufl., vermehrt von J. A. Fabricius, Hamb. 1706), der «Chronik von des Kaisers Karl's d. Gr. Leben und Thaten» (Hamb. 1593) und der «Historia regum Daniae» (Leid. 1594) bekannt. — Seine beiden Söhne zeichneten sich als Philologen aus.

Digitized by Google

Der ältere, Heinrich L., welcher 1570—1642 lebte, lieferte eine werthvolle Bearbeitung des Censorinus (Hamb. 1614 u. Leid. 1642); der jüngere, Friedrich L., geb. 1573, gest. 1648, machte sich um die Erklärung und Kritik des Terentius, Statius, Ammianus Marcellinus u. s. w. verdient. Vgl. «Leben der berühmten Lindenbrogiorum» (Hamb. 1723).

Lindenschmitt (Wilh.), Historienmaler, geb. zu Mainz 12. März 1806, studirte vorzüglich Geschichte und eignete sich eine classische Bildung in ungewöhnlichem Grade an. Seine künstlerische Ausbildung betrieb er in Wien und München. An letzterm Orte ließ er sich 1826 nieder und nahm Antheil an den dortigen monumentalen Arbeiten dieser Zeit. In dem nahegelegenen Dorfe Seubling malte er an der Außenseite der Kirche al fresco den Kampf der bair. Bauern (1704) gegen die Oesterreicher (lithographirt von Hohe), in den Arcaden des Hofgartens den Sieg Ludwig's des Reichen, im neuen Königsbau (im Verein mit Foltz) Bilder zu Schiller's Dichtungen. Auch bei den Malereien der Pinakothek wurde er durch Cornelius beschäftigt. Für den damaligen Kronprinzen, spätern König Max, schmückte er die Burg Hohenschwangau mit Scenen aus der Geschichte der Styren, Hohenstaufen und Welfen. Erst nach Vollendung aller dieser Arbeiten wandte sich L. zur Oelmalerei. Seine Hauptwerke in dieser Technik sind die Hermannsschlacht, in der Galerie zu Karlsruhe, ferner Otto's I. Einzug in Augsburg nach der Schlacht am Lechfeld und die Ungarnschlacht bei Preßburg, in jener zu Mainz. In der Folge wurde er an den Hof nach Meiningen gerufen, wo er das unfern der Residenz gelegene Ritterschloß Landsberg mit Fresken aus der Geschichte des Stammhauses Wettin ausmalte. Später siedelte L. nach Mainz über, wo er er 12. März 1848 starb. Seine Stärke war die Composition, worin er Fülle und Kraft zu entfalten wußte. — Ludwig L., der Bruder des Vorigen, geb. 4. Sept. 1809 in Mainz, Steinzeichner und Maler, war Mitgründer des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz und hat als Director und Conservator desselben Publicationen von «Alterthümern der heidnischen Vorzeit» mit Abbildungen geliefert (Mainz 1858 fg.). Unter seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Das german. Todtenlager bei Salzen» (Mainz 1848), «Die vaterländischen Alterthümer der fürstl.-hohenzoll. Sammlungen zu Sigmaringen» (Mainz 1860). Im Verein mit Ecker gibt L. das «Archiv für Anthropologie» (Bd. 1—9, Braunschw. 1866—77 fg.) heraus. — Wilhelm L., Sohn von Wilhelm L., geb. 20. Juni 1829 in München, studirte seit 1844 an der Akademie daselbst, ging aber 1848 nach Frankfurt a. M. und dann nach Antwerpen und Paris, wo er mit Feuerbach und V. Müller in nähere Beziehung trat. Nachdem er seit 1853 in Frankfurt a. M. längere Zeit verweilt, kehrte er 1863 nach München zurück und begann nun Momente aus der Reformationsgeschichte künstlerisch zu behandeln. Die Ausstellung in Paris 1867 brachte seine Versammlung zu Marburg, jene in München 1869 die Gründung des Jesuitenordens. Nebst diesen strenghistor. Bildern, welche sich durch einen edeln und ernsten Gesammtton auszeichnen, producirte L. einige treffliche Genrestücke von großer charakteristischer Kraft: Luther als Sängerknabe, derselbe bei Andreas Proles in der Lehre, Ulrich von Hutten im Kampf mit franz. Reitern. Ein neueres bedeutendes Werk in der alten Richtung ist: der Tod des Prinzen Wilhelm von Oranien. L. erhielt 1875 die Professur der Historienmalerei an der Akademie in München.

Lindley (John), berühmter engl. Botaniker, geb. 5. Febr. 1799 als der Sohn eines Kunstgärtners zu Catton in Norfolk, widmete sich früh dem Studium der Pflanzenkunde, war 1829—60 Professor der Botanik an der londoner Universität und starb zu Catton 1. Nov. 1865. Nachdem er mit einigen Specialwerken, wie «Rosarum monographia» (Lond. 1820), «Digitalium monographia» (Lond. 1821), «Orchidearum sceletos» (Lond. 1826), aufgetreten, veröffentlichte er seine «Introduction to the natural system of botany» (3. Aufl., Lond. 1839) und das «Natural system of botany» (Lond. 1835), in denen er das nach ihm benannte System entwickelte. Dasselbe nimmt sieben Tribus als natürliche Abtheilungen an und unterscheidet in der ersten, die Dikotyledonen enthaltenden Tribus noch sieben Klassen, wovon es jedoch bei Aufzählung der Familien nur zwei berücksichtigt. Von großem praktischen Werth sind auch L.'s «Elements of botany» (Lond. 1841; 7. Aufl. 1852) und namentlich das «Vegetable kingdom» (Lond. 1846). Unter seinen übrigen, sehr zahlreichen Schriften sind ferner zu erwähnen: «Collectanea botanica» (Lond. 1821), «Genera and species of orchideous plants» (3 Bde., Lond. 1830—33), nebst den «Illustrations of orchideous plants» (Lond. 1830—38, mit Kupfern) und dem «Sertum orchidaceum» (Lond. 1838), «Theory of horticulture» (Lond. 1844), «Flora medica» (Lond. 1844), «Medical and economical botany» (Lond. 1850), «A synopsis of British flora» (Lond. 1829; 3. Aufl. 1841). Mit Hutton gab er die mit großem Fleiß zusammengestellte «Fossil flora of Great-Britain» (2 Bde., Lond. 1831—34),

Digitized by Google

mit Paxton das «Pocket botanical dictionary» (Lond. 1840) heraus, zuletzt noch in Gemeinschaft mit Moore die «Treasury of botany» (Lond. 1865; 2. Aufl. 1870). Außerdem redigirte L. von 1841 an den botan. Theil der «Gardener's chronicle». Ihm zu Ehren hat man eine Pflanzengattung aus der Familie der Bixaceen Lindleya genannt.

Lindpaintner (Peter Jos. von), deutscher Tonsetzer, wurde zu Koblenz 8. Dec. 1791 geboren. Sein Vater, ein von Righini gebildeter guter Tenorsänger, war beim letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, angestellt und ging mit diesem nach der Säcularisation des Kurfürstenthums auch nach Augsburg, wo der Sohn das kath. Gymnasium und Lyceum besuchte und von Plötterl im Violinspiel, vom Domkapellmeister Witzka auf dem Klavier und im Generalbaß Unterricht erhielt. Seine Anlagen sowie seine Hinneigung zur Tonkunst als Lebensberuf vermochten den Kurfürsten, den jungen L. 1810 nach München zu schicken, um daselbst bei Winter seine Ausbildung als Componist zu vollenden. Unter den Augen dieses Meisters schrieb er auch seine erste Oper «Demophoon», eine Messe und ein Tedeum, welche mit Erfolg zur Aufführung gelangten. Nach dem Tode des Kurfürsten (1812) nahm L. die Musikdirectorstelle an dem eben errichteten Isartheater an, die er sechs Jahre hindurch bekleidete. Während dieser Zeit machte er bei Joseph Gratz noch fleißige Contrapunktstudien. Anfang 1819 ging er als Hofkapellmeister nach Stuttgart, wo er fortan mit Auszeichnung wirkte. Er starb 21. Aug. 1856 zu Nonnenhorn am Bodensee, wohin er sich mit seiner Familie zur Sommerfrische begeben hatte. Bei Gelegenheit seines 25jährigen Dienstjubiläums war ihm 1840 der Orden der württemb. Krone mit dem persönlichen Adel verliehen worden. L. hat in fast allen Kunstgattungen gearbeitet, und die Zahl seiner Compositionen ist sehr beträchtlich. Wenn sich auch in seinen Werken kein tiefer und genialer Geist offenbart, so beruhen sie doch auf einem leichtschaffenden, gesunden und allseitig durchgebildeten Talent. Von den 20 Opern und Singspielen, die er componirt hat, sind insbesondere hervorzuheben: «Der Vampyr», «Die Genueserin», «Die sicil. Vesper», «Lichtenstein», «Giulia, oder die Corsen», «Die Macht des Liedes». Von seinen Dramenmusiken wird die zu Goethe's «Faust», eine seiner besten Productionen, noch jetzt viel benutzt; von seinen Liedern ist namentlich «Die Fahnenwacht» populär.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches, gleich dem Drachen, dem Vogel Greif u. s. w., in den alten Rittergeschichten eine Rolle spielt, wird als eine Art Drache, Krokodil oder auch als eine große vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Einen solchen soll der Ritter Sanct-Georg (s. Georg, der Heilige) erlegt haben.

Ling (Peter Henrik), bekannt als schwed. Dichter wie als Begründer der Heilgymnastik, wurde 15. Nov. 1776 zu Ljunga in Småland geboren und zu Wexiö erzogen. Nach langem Umherirren in seinem Vaterlande, Deutschland und Frankreich fand er endlich 1805 eine bleibende Stätte als Fechtmeister an der Universität in Lund. Seit 1813 war er in gleicher Stellung an der Kriegsakademie auf Karlberg bei Stockholm thätig, wurde aber einige Jahre später als Vorsteher des durch seine Anregung neugegründeten gymnastischen Centralinstituts nach Stockholm berufen, wo er 3. Mai 1839 starb. L.'s Ideal, das er bis an sein Ende mit Eifer verfolgte, war die physische und geistige Regeneration seiner Landsleute. Es sollte die Nation durch methodisch ausgebildete Gymnastik nicht nur körperlich gekräftigt werden, sondern auch an der Gymnastik in Verbindung mit Gesang und Dichtkunst solchen Geschmack finden, wie es Sage und Geschichte von den Altvordern berichten. Dieser Gesichtspunkt bestimmte auch seine poetische Thätigkeit. Durch die Dichtungen «Gylfe» (Stockh. 1812) und «Asarne» (2 Thle., Stockh. 1816—26) wollte er dem Volke Epen bieten, in denen es den Ausdruck des Nationalbewußtseins fände. Doch so reich diese Dichtungen auch an einzelnen poetischen Schönheiten sind, machen sie doch in künstlerischer Hinsicht einen unbefriedigenden Eindruck. Einen größern Erfolg erreichte er dagegen durch seine Heilgymnastik (s. d.). Bald wurden in mehrern schwed. Städten, namentlich in Stockholm, gymnastische Heilanstalten nach L.'s System errichtet; auch in Deutschland ist man diesem Beispiele (z. B. zu Wien, Berlin u. s. w.) gefolgt. L.'s eigenes Werk: «Die allgemeinen Gründe der Gymnastik», erschien schwedisch erst nach seinem Tode (Upf. 1840). Unter den in Deutschland über diesen Gegenstand veröffentlichten Schriften verdienen die von Rothstein (8 Hefte, Berl. 1847—59) und Neumann (Berl. 1852) Erwähnung.

Lingam heißt im Sanskrit, entsprechend dem griech. Phallus (s. d.), das Symbol der allgemeinen zeugenden und schaffenden Kraft der Natur (welches die Geschlechtstheile des Mannes und Weibes in ihrer Vereinigung darstellt). Die Verehrung desselben ist als ein der brahmanischen Religion ursprünglich fremdes, erst secundär an den Siwadienst angeschlossenes Element zu erachten. Man hat sie längere Zeit auf die nichtarischen Urbewohner des Dekan zurück-

Digitized by Google

geführt, doch ist hiergegen neuerdings Kittel («Ueber den Ursprung des Lingamcultus in Indien», Mangalore 1876) mit Erfolg aufgetreten. Er neigt sich zu der Annahme, daß der Lingamdienst aus dem Phalluscult der Griechen hervorgegangen sei, während Senart («Legende du Buddha») das Lingamsymbol in unmittelbare Beziehung zu dem Dreizack (çûla) des Siwa, resp. Rudra bringt, und diese wiederum mit dem Dreizack des Poseidon als «image du feu de l'éclair» in Verbindung setzt. Beide Ansichten lassen sich etwa dahin vereinigen, daß dies çûla-Symbol, welches Siwa von Rudra factisch ererbt hatte und welchem von vornherein keine phallischen Momente beiwohnten, eine erhöhte Bedeutung in den Augen der Inder gewonnen habe, als diese den Phalluscult der Griechen kennen lernten, sodaß es infolge davon nun auch seinerseits zum Phallus umgeschaffen ward.

Lingen, eine Grafschaft im ehemaligen westfäl. Kreise, die in die obere und in die niedere Grafschaft zerfällt. Jene gehört zum Kreise Tecklenburg des preuß. Regierungsbezirks Münster; diese, 330 QKilom., zum Kreis L. der preuß. Landdrostei Osnabrück. Die Grafschaft bildete früher einen Bestandtheil der Grafschaft Tecklenburg (s. d.) und wurde gewöhnlich als sog. Herrlichkeit den Nebenlinien des gräfl. Hauses zutheil, bis sie, infolge des Beitritts ihres Besitzers zum Schmalkaldischen Bund und der Achterklärung desselben, durch Kaiser Karl V. als eröffnetes Reichslehn eingezogen und 1548 dem Grafen Maximilian von Büren in Lehn gegeben wurde. Die Vormünder der einzigen hinterlassenen Tochter des Grafen von Büren, die sich nachmals an den Prinzen Wilhelm I. von Nassau-Oranien vermählte, verkauften die Grafschaft wieder an Karl V., der sie nun 1555 sammt Burgund seinem Sohne Philipp II., König von Spanien, überließ, welcher auch im Besitz blieb, bis Prinz Moritz von Nassau-Oranien sich mit Gewalt ihrer bemächtigte. Nach dem Tode Wilhelm's III. von England erbte sie der König von Preußen, der sie wieder mit Tecklenburg vereinigte; 1809 wurde sie zum Großherzogthum Berg geschlagen und 1810 mit Frankreich vereinigt, 1814 wieder an Preußen zurückgegeben, das 1815 die niedere Grafschaft an Hannover abtrat, mit dem sie 1866 wieder an Preußen kam. — Die Kreisstadt L. in der Landdrostei Osnabrück der preuß. Provinz Hannover liegt an der Ems, am Emskanal, der von hier nach Meppen führt, und an der Westfälischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer meteorolog. Station, hat vier Kirchen, ein Gymnasium mit höherer Bürgerschule an Stelle der 1819 aufgehobenen Akademie, eine Strafanstalt für weibliche Gefangene und zählt (1875) 5736 E., welche eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik und eine Tuchfabrik unterhalten und bedeutenden Holz- und Viehhandel, sowie Flußschifffahrt treiben. — Der Kreis L. zählt (1875) auf 1718,3 QKilom. 59,541 E.

Lingg (Herm. Ludw. Otto), deutscher Dichter, geb. 22. Jan. 1820 zu Lindau am Bodensee, Sohn eines Anwalts, besuchte seit 1831 das Gymnasium zu Kempten und bezog 1837 die Universität zu München, wo er auf Wunsch seiner Aeltern sich medic. Studien widmete. Nachdem er 1843 die medic. Doctorwürde erlangt, besuchte er noch die Universitäten zu Berlin, Prag und Freiburg und prakticirte dann in München zwei Jahre lang als Armenarzt, bis er 1846 eine Anstellung als Militärarzt bei der Armee erhielt. Kurz vorher hatte er im «Morgenblatt» seine ersten Gedichte veröffentlicht. Während eines längern Urlaubs machte er 1847 eine Reise nach Italien, wo ihn besonders Rom, Neapel und Pompeji fesselten. Im Sommer 1849 infolge der Strapazen während eines mehrwöchentlichen Feldlagers erkrankt, ließ er sich im folgenden Jahre pensioniren und lebt seitdem zu München, ausschließlich mit poetischen Arbeiten beschäftigt. L. zählt zu den begabtesten deutschen Dichtern der Gegenwart. Seine «Gedichte» (7. Aufl., Stuttg. 1871) wurden zuerst 1854 von Geibel herausgegeben. Denselben schlossen sich später zwei weitere Sammlungen «Gedichte» (Bd. 2, 3. Aufl., Stuttg. 1874; Bd. 3, Stuttg. 1870), ferner das dramatische Gedicht «Die Walkyren» (Münch. 1864; 2. Aufl. 1865), das Trauerspiel «Catilina» (Münch. 1865) und eine umfangreiche epische Dichtung, «Die Völkerwanderung» (in drei Büchern, Stuttg. 1866—68) an. In diesen Werken bekundet L. ein Talent von eigenthümlichem Gepräge, düsterm Colorit und weltgeschichtlichen Perspectiven. In Formen und in einer Sprache, die ebenso viel Schmelz als Schwung haben, vermag er der Stimmung und Lage der Nationen und histor. Epochen in der Lyrik Ausdruck zu geben. Der Ton der Ode und Hymne klingt aus allen Poesien L.'s hervor. Seine dramatischen Dichtungen sind zwar keine kunstgerechten Bühnenstücke, fesseln aber durch lyrische Ergüsse von großer Schönheit, einen Reichthum ergreifender Gedanken und den Schwung der dichterischen Phantasie. Von seinen neuern Dramen hat «Der Doge Candiano» (Stuttg. 1873), am Hoftheater zu München aufgeführt, großen Beifall geerntet. Sein Trauerspiel «Macalda» (Stuttg. 1877) behandelt die geschichtlichen Ereignisse während und nach der Sicilianischen

Digitized by Google

Vesper in großem Maßstabe. Außerdem sind noch zu nennen: «Vaterländische Balladen und Gesänge» (Münch. 1869), «Wanderungen durch die internationale Kunstausstellung» (2. Aufl., Münch. 1870); die Dramen «Violante» (Stuttg. 1871), «Berthold Schwarz» (Stuttg. 1874); ferner ein Band Erzählungen in Versen: «Dunkle Gewalten» (Stuttg. 1872).

Linguet (Sim. Nic. Henri), franz. Publicist, geb. 14. Juli 1736 zu Rheims, studirte zu Paris die Rechte und ging 1751 mit dem Herzog von Zweibrücken nach Deutschland, in der Folge mit dem Prinzen von Beauvau nach Portugal. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erregte er Aufsehen durch eine «Histoire du siècle d'Alexandre» (Amsterd. 1762), der sich die «Histoire des révolutions de l'empire romain» (2 Bde., Par. 1766), die «Théorie des lois civiles» (3 Bde., Par. 1767) und die «Histoire impartiale des Jésuites» (Par. 1768) anschlossen. Durch diese Schriften, in denen er großen Reichthum des Wissens und Kühnheit und Schärfe der Ideen verrieth, zog er sich den bittersten Parteihaß zu. Auch als Parlamentsadvocat erregte er durch seine Erfolge den Haß und Neid seiner Collegen, sodaß ihn das Parlament von der Liste der Sachwalter strich. Er nahm nun sein schon früher begonnenes «Journal de politique et de littérature» (1744—76; 1777—78 von Laharpe fortgesetzt) wieder auf, mußte jedoch wegen seiner scharfen Feder Frankreich verlassen. L. ging nach der Schweiz, dann nach England, wo er seine berühmten «Annales politiques, civiles et littéraires» (seit 1777) herausgab, die er später zu Brüssel fortsetzte. Später erschien er in Paris, wo er durch eine Lettre de cachet in die Bastille gesteckt wurde. Erst nach zwei Jahren erhielt er die Freiheit zurück. Er floh nach London und erwarb sich in hohem Grade die Gunst des Publikums, indem er durch die «Mémoires sur la Bastille» (Lond. 1783) die Geheimnisse des franz. Hofdespotismus enthüllte. Hierauf suchte er sich beim Kaiser Joseph II. beliebt zu machen und schrieb in dessen Verwickelungen mit den Holländern die «Considérations sur l'ouverture de l'Escaut» (2 Bde., 1787). Der Kaiser ließ ihn nach Wien kommen und gab ihm Geld und ein Adelsdiplom, wirkte ihm auch eine sichere Reise nach Frankreich aus. Er ging wieder nach Paris und griff hier in seinen Annalen die Nationalversammlung höchst unwürdig an. Als der Convent zusammentrat, verbarg er sich in der Umgegend von Paris. Allein die Jakobiner kundschafteten ihn aus und stellten ihn vor das Revolutionstribunal, das ihn zum Tode verurtheilte. Er starb 27. Juli 1794 mit Standhaftigkeit. Die Zahl seiner polit., juriſt., belletristischen, philos. und physik. Schriften und Flugblätter ist außerordentlich groß.

Linguistik, s. Sprachenkunde. — **Linguistische Ethnographie**, s. Ethnographie.

Linie bezeichnet in der Mathematik ein in die Länge Ausgedehntes ohne Breite und Dicke. Die L. sind gerade oder gebrochen oder krumm, in einer Ebene enthalten oder uneben. Die geraden L. nennt man L. der ersten, die krummen aber L. der zweiten oder einer höhern Ordnung nach der Anzahl von Punkten, die sie mit einer Geraden (Ebene) gemein haben. L. der zweiten Ordnung sind die sog. Kegelschnitte. (S. Kegel.) — In der Geographie und Schiffahrtskunde versteht man unter L. den Erd-Aequator, daher der Ausdruck die L. passiren. — Außerdem bezeichnete L. ein Längenmaß, nämlich den zehnten oder zwölften Theil eines Zolls, je nachdem die Decimal- oder Duodecimaleintheilung gebraucht wurde.

Linie als taktische Form heißt die Stellungsform einer Truppe mit großer Frontausdehnung und geringer Tiefe; sie entspringt dem Grundgedanken, eine möglichst große Zahl Streiter oder Waffen gleichzeitig an den Feind oder zur Geltung gelangen zu lassen. Am meisten würde es dem entsprechen, wollte man die Leute oder Reiter lediglich nebeneinander reihen, in welchem Falle man von der Aufstellung in einem Gliede spricht. Doch kommt dies in der That nur in der geöffneten Formation vor. Die geschlossene L. der Infanterie und Cavalerie hat als Gefechtsform zwei Glieder hintereinander (in frühern Jahrhunderten drei und noch mehr), wodurch die ganze Aufstellung weniger ausgedehnt wird, einen größern Zusammenhalt bekommt, das zweite Glied auch, namentlich mit der Schießwaffe, noch immer zur Geltung gelangt. Ein drittes Glied (und jedes fernere) würde bei der Infanterie auf den regelmäßigen Gebrauch der Schußwaffe verzichten müssen, bei der Cavalerie der Schnelligkeit der Vorwärtsbewegung nachtheilig werden. Das dritte Glied der deutschen Infanterie, wie es noch immer in der Grundformation des Bataillons vorkommt, hat nur für den Exercirplatz und Marsch Bedeutung. Zum Gefecht werden aus den Leuten des dritten Gliedes besondere Abtheilungen formirt. Schiebt man die einzelnen Unterabtheilungen der linearen Formation hintereinander, so entsteht die Colonne (s. d.), in welcher die Truppen leichter zu versammeln sind, Bewegungen sich einfacher ausführen lassen als in der L. Auch der Stoß geschlossener Infanterieabtheilungen ist in der Colonne kräftiger als in der L. Doch ist die Anwendung der Colonne im wirksamen

Digitized by Google

Feuer des Gegners gegenwärtig wegen der damit verbundenen großen Verluste fast unmöglich zu nennen. Wo jetzt das geschlossene Gefecht der Infanterie noch vorkommt, ist es vorherrschend in L., wobei die Verluste in Anbetracht der geringen Tiefe der Aufstellung nicht so bedeutend als bei der Colonne sind. Im 18. Jahrh., wo das zerstreute Gefecht noch wenig angewandt wurde, spielte die L. bei der Infanterie schon die Hauptrolle, weshalb man die damalige Taktik auch Lineartaktik nennt. Mit dem zerstreuten Gefecht kam die Colonne insofern wieder mehr zur Geltung, als sie die bequemere Form für die der aufgelösten Schützenlinie folgenden Unterstützungstrupps und die hintern Abtheilungen ist. Diese gingen dann in der Colonne auch häufig bis an den Feind heran, weshalb man die ganze Fechtweise als Colonnentaktik bezeichnete, doch nicht in dem Sinne, wie sie vor dem Vorwalten des Feuergefechts gegolten hatte. Die gesteigerte Wirkung der neuern Feuerwaffen hat nun die Anwendung der Colonne zur Unterstützung des zerstreuten Gefechts wesentlich eingeschränkt, sodaß von einer Colonnentaktik keine Rede mehr sein kann. Die geöffnete und geschlossene L. sind die fast ausschließlich zur Anwendung kommenden eigentlichen Gefechtsformen der Infanterie. Die Artillerie als Waffe des ausschließlichen Feuergefechts kann im Gefecht nur in L. auftreten. Die Cavalerie bedient sich ebenfalls der Colonne nur als Marsch- und Manövrirformation, doch ist hier die Anwendung der L. als Gefechtsformation darauf begründet, daß sie die höchste Steigerung der Geschwindigkeit bei der Attake und das Eingreifen der meisten Reiter beim Ausbeuten des Erfolgs gestattet.

Linieninfanterie ist eine Bezeichnung für schwere, hauptsächlich zum geschlossenen Gefecht bestimmte Infanterie, die gegenwärtig nicht mehr denkbar ist, da nur leichte, für alle Arten und Stadien des Gefechts brauchbare Infanterie Nutzen bringen kann. Liniencavalerie wird ebenfalls die schwere, hauptsächlich zur geschlossenen Attake, weniger zum Felddienst geeignete Cavalerie genannt, namentlich die Kürassiere und wol auch die Ulanen. Im Deutschen Reich ist L. auch gleichbedeutend mit activem Heer, im Gegensatz zur Landwehr. Andererseits pflegt man den Gardetruppen gegenüber die übrige Armee mit L. zu bezeichnen.

In der Befestigungskunst spricht man von den einzelnen L. eines Werks, als Theilen des Grundrisses. In frühern Jahrhunderten spielten die Befestigten L. eine große Rolle (z. B. die Weißenburger L. im 18. Jahrh., die L. von Torres-Vedras 1811). Sie haben indeß den Nachtheil, daß sie bei ihrer großen Ausdehnung einer bedeutenden Truppenmasse zu ihrer Besetzung bedürfen, dabei aber doch eine geringe Widerstandskraft besitzen, indem sie leicht an einer Stelle durchbrochen werden können. Man legt gegenwärtig mehr Werth auf die Befestigung einzelner Stützpunkte, welche noch durch Schützengräben verbunden sein können. — Im militärischen Eisenbahnwesen heißt L. eine zum durchgehenden Militärverkehr eingerichtete Eisenbahnverbindung, welche zum Aufmarsch- oder Operationsterrain führt. Derartige L. werden für die wahrscheinlichen Kriegstheater schon im Frieden vorgesehen. Im Deutschen Reich steht jede solche L. unter einer Liniencommandantur, welche das Verbindungsglied zwischen den Militäreisenbahndirectionen und den Civileisenbahnverwaltungen bildet.

Linienschiff nannte man früher ein Schiff, welches befähigt war, sich vermöge der Anzahl seiner Geschütze und der Stärke seiner Bemannung in die Schlachtlinie zu stellen. Selten nur wurde ein L. einem Convoy, wozu man lieber Fregatten erwählte, mitgegeben, häufig dagegen war es auf Hauptstationen beschäftigt. Ein L. mußte gut segeln, steuern und wenden, namentlich aber die Kanonen der untersten Batterie, welche die schwersten waren, auch noch bei stürmischem Wetter gebrauchen können. Man hatte L. von 60—100 Kanonen, bei verschiedenen Nationen in verschiedene Rangordnungen getheilt. Durch die Panzerschiffe (s. d.), welche aus statischen Gründen höchstens mit zwei Batterien übereinander, d. h. als Fregatten gebaut werden können, sind die L. aus ihrer frühern Stellung verdrängt worden. Man baut deshalb keine L. mehr.

Linimente, s. Einreibung.

Link (Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Botaniker, geb. zu Hildesheim 2. Febr. 1769, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1786 die Universität zu Göttingen, wo er Medicin studirte und 1788 einen Preis erhielt. Im J. 1792 wurde er ord. Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock und begleitete 1797 den Grafen von Hoffmannsegg auf dessen Reise nach Portugal. Hierauf war er seit 1811 Professor der Chemie und Botanik an der Universität zu Breslau, bis er 1815 dem Rufe nach Berlin folgte, wo er 1. Jan. 1851 als Geh. Medicinalrath, Professor und Director des botan. Gartens starb. Als Schriftsteller hat L. nach mehrern Richtungen gewirkt. Seine botan. Werke sind Resultate gewissenhafter Forschungen, theils phytographischen, theils allgemeinern Inhalts, wie seine «Elementa philosophiae botanicae» (Berl. 1824) und die «Vorlesungen über die Kräuter-

Digitized by Google

kunde» (Bd. 1, Abth. 1 u. 2, Berl. 1843—45), theils auf Physiologie der Pflanzen bezüglich, wie seine «Anatom.-botan. Abbildungen» (4 Hefte, Berl. 1839—42), die «Anatomie der Pflanzen» (Berl. 1843—47), «Anatomie der Pflanzen in Abbildungen» (Berl. 1843—49) und die «Jahresberichte über die Arbeiten für physiol. Botanik» (4 Bde., Berl. 1842—46). Den von ihm verwalteten botan. Garten betreffen unter anderm die «Enumeratio plantarum horti botanici Berolinensis» (2 Bde., Berl. 1821—22), die Beschreibung des «Hortus regius botanicus Berolinensis» (2 Bde., Berl. 1827—33), ferner die mit Otto veröffentlichten «Icones plantarum horti Berolinensis» (Bd. 1, Berl. 1828—31, mit 48 colorirten Tafeln) und «Icones plantarum rariorum horti Berolinensis» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1841—44). Als geistreicher Beobachter bewies sich L. in seinem vielgelesenen Werke «Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde» (2 Bde., Berl. 1820—22; 2. Aufl. 1834) und in der Fortsetzung desselben: «Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit» (Berl. 1842). In naturhistor. Beziehung sind seine «Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal» (3 Bde., Kiel 1801—4) noch immer werthvoll.

Linköping, Hauptstadt des auch nach ihr benannten schwed. Län Östergötland, liegt in einer fruchtbaren Gegend am Stäng, der nordwärts in den nahen See Roxen fließt, und an der Schwedischen Ostbahn. Die Stadt, Sitz des Landeshauptmanns und des Bischofs von Ostgothland, ist regelmäßig und schön gebaut, hat meistens hölzerne Häuser, schöne Märkte und offene Plätze, treibt Handel und Gewerbe und zählt (1875) 8112 E. Der Ort besitzt drei Kirchen, darunter die Domkirche im goth. Stil aus dem 12. Jahrh., die schönste in Schweden, mit prächtigen Denkmälern und Gräbern berühmter Personen, früher mit drei Thürmen, jetzt nur mit einem; ferner ein Gymnasium mit einer Bibliothek von 30,000 Bänden, darunter eine große Bibelsammlung, ein Münz-, Naturalien- und Antiquitätencabinet, und ein Schloß aus dem 15. Jahrh. L. ist eine der ältesten Städte Schwedens und war schon in der heidnischen Zeit der wichtigste Platz der Provinz. In ihr wurden 1150 und 1153 Reichstage gehalten. Die Stadt ward 1567 von den Einwohnern selbst verbrannt, aus Furcht vor den Dänen, und 28. Sept. 1598 kam daselbst der Waffenstillstand zwischen Herzog Karl und König Sigismund zu Stande. Im März 1600 wurde zu L. ein großer Reichstag gehalten und die Hinrichtung Gustav und Sten Baner's, Erich Sparre's und Thure Bjelke's vollzogen.

Links (linke Körperhälfte). Der thierische Körper läßt sich durch eine Mittellinie genau in zwei gleiche, symmetrisch gebaute Hälften zerlegen, welche als rechte und linke Körperhälfte bezeichnet werden. Die äußerlich sichtbaren Körpertheile sind daher entweder doppelt vorhanden (Gliedmaßen, Augen u. s. w.), oder ihre beiden Hälften sind zu einem unpaarigen, in der Mittelebene des Körpers gelegenen Theile verwachsen (Brustbein, Kopf u. s. w.). Dabei sind die paarigen Theile bis auf geringe Unterschiede nahezu gleich ausgebildet. Anders verhält es sich mit den im Innern gelegenen Organen. Wenn auch einige, wie das Gehirn, unpaarig symmetrisch gebaut, andere, wie die Nieren, die Hoden, doppelt vorhanden, findet man doch die meisten andern nur unsymmetrisch. Schon die Lungen zeigen einen solchen Unterschied, insofern die rechte Brusthöhle drei, die linke nur zwei Lungenlappen enthält. Gewisse Unterleibsorgane, wie die Leber und der Magen, liegen mit ihren Hauptmassen in der einen Körperhälfte, andere nur in der andern (Herz und Milz links). Es kommen aber auch ungewöhnliche Fälle vor, in welchen man die Organe rechts findet, welche bei den meisten links liegen, und umgekehrt, und zwar betrifft dies entweder blos die Organe der Brusthöhle oder der Bauchhöhle, oder beide zugleich (transpositio viscerum oder situs inversus). Die beiden Körperhälften der Menschen haben auch nicht dasselbe Gewicht; ziemlich beständig überwiegen die Dimensionen der rechten Körperhälfte, was sich nicht ausschließlich aus der vorzugsweisen Uebung der rechten Seite erklären läßt; schon in den ersten Tagen der Entwickelung stellt sich beim Embryo eine Verschiedenheit beider Körperhälften dadurch heraus, daß er dem Dotter oder der Nabelblase die linke Körperseite zuwendet, womit die rechte von Anfang an freier und beweglicher wird. Bei den Vögeln und Fischen, deren beide Körperhälften gleiches Gewicht haben müssen, wenn das zum Fliegen oder Schwimmen nöthige Gleichgewicht vorhanden sein soll, sind die innern Organe zwar nicht symmetrisch, aber doch so vertheilt, daß der Bedingung des Gleichgewichts Genüge geschieht. Links oder linkhändig nennt man Leute, welche mit der linken Hand dieselbe Fertigkeit besitzen, wie andere mit der rechten. Dies rührt indessen ohne Zweifel nur von der Gewöhnung her. — In der parlamentarischen Sprache pflegt man mit links, die Linke oder linke Seite die Oppositionspartei zu bezeichnen, im Gegensatz zur Regierungspartei oder zur Rechten. Diese Ausdrücke kamen zuerst in den franz. Kammern in Aufnahme und entsprachen

Digitized by Google

der Sitzordnung, welche die polit. Parteien nahmen und gebräuchlich machten. Später haben diese Ausdrücke eine erweiterte Bedeutung erhalten, indem man mit links überhaupt die liberale oder gar radicale, mit rechts die conservative und reactionäre Partei zu bezeichnen pflegt.

Linlithgow oder **West-Lothian**, nächst Clackmannan und Roß die kleinste Grafschaft Schottlands, grenzt im SO. an Edinburgh, im SW. an Lanark und im N. an Stirling und den Forthbusen und zählt (1871) auf 328,24 QKilom. 40,965 E. Sie besteht größtentheils aus fruchtbarem Hügelland, von den Duneroß-, Knock- und Kipphills durchzogen, in dem Culminationspunkte Cairn-Naple nur 457 Mt. hoch. Der südwestl. Theil ist eben und enthält ausgedehnte Strecken von Moor und Heideland; 79 Proc. der Bodenfläche sind angebaut. Man erntet Flachs, Getreide, Kartoffeln und Gartenfrüchte, gewinnt Steinkohlen und Eisen, Quadersteine und Kalk und zieht Pferde und Rindvieh. Die Industrie ist unbedeutend. Die Grafschaft sendet ein Mitglied in das Parlament. — Die **Hauptstadt** L., etwa 5,5 Kilom. vom Forth, 24 Kilom. im Westen von Edinburgh, mit diesem sowie mit Glasgow durch den Unionskanal und die Eisenbahn verbunden, und an einem Lin oder See gelegen, der mit dem Avon in Verbindung steht, zählt 3690 E. und hat sechs Kirchen und Kapellen, darunter die alte St.-Michaeliskirche (den am besten erhaltenen goth. Bau Schottlands), ein 1618 erbautes Stadthaus, vor dem der mit vielen grotesken Figuren gezierte Springbrunnen Croß-Well steht, mehrere alte Häuser, welche einst dem Johanniterorden gehörten, ein Gefängniß, ein Literarisches Institut. Die Bevölkerung unterhält Lederfabriken, Brennereien und Brauereien. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt sind die grandiosen Ruinen des 1746 abgebrannten Schlosses, einst das Versailles von Schottland und der Witwensitz der Königinnen. Maria Stuart wurde in demselben 1542 geboren. Jenseit der Stadt überschreitet die Eisenbahn den Avon mit einem kühnen Viaduct von 25 Bogen. Den Hafen der Grafschaft bildet die Stadt **Borrowstounneß** oder **Bo'neß**, 4,9 Kilom. im Norden von L. an der Eisenbahn gelegen, mit 4256 E., welche Schiffbau treiben, Seilerbahnen unterhalten und irdene Waaren fabriciren.

Linné (Karl von), einer der berühmtesten Naturforscher aller Zeiten, geb. zu Räshult in Småland 13. Mai 1707, war der Sohn eines armen Landpfarrers und verlebte seine erste Jugend unter dem Drucke großer Dürftigkeit. Auf der Schule zu Wexiö, die er von seinem 10. Jahre an besuchte, opferte er der Neigung zur Pflanzenwelt so viel Zeit, daß er in den gewöhnlichen Sprachstudien zurückblieb. Der Vater betrachtete ihn als ungerathenen Sohn und dachte ihn einem Schuhmacher in die Lehre zu geben. Ein Hausfreund, Dr. Rothmann, Arzt zu Wexiö, hatte aber des Jünglings Talent richtig erkannt. Derselbe rettete ihn der Wissenschaft, indem er den Vater bewog, der Neigung des Sohnes nachzugeben, und zugleich sich erbot, während eines Jahres die Kosten seiner Erziehung zu tragen. Auch unterrichtete Rothmann selbst seinen jungen Schüler in der Physiologie und Botanik und gab ihm Tournefort's Werke in die Hände. Im J. 1727 bezog L. die Universität zu Lund, um Medicin zu studiren, und im folgenden Jahre ging er nach Upsala, wo er ebenfalls fleißig arbeitete, aber in großer Armuth lebte. Da gewann ihn der berühmte Theolog Olaf Celsius lieb, nahm ihn in sein Haus auf, stellte ihm seine Bibliothek zur Verfügung und machte ihn zum Gehülfen bei Bearbeitung seines Werks über die biblischen Pflanzen. Auch empfahl ihn derselbe an Olaf Rudbeck, Professor der Botanik, dessen Gunst L. ohnehin schon durch eine Arbeit erlangt hatte, in welcher die Grundlagen des später vollendeten Sexualsystems (Botanik) entwickelt wurden. Von Rudbeck zwei Jahre später zum Aufseher des botan. Gartens und Demonstrator gewählt und sonst kräftig unterstützt, machte L. so rasche Fortschritte in seiner Wissenschaft, daß er im 24. Jahre einen «Hortus Uplandicus» schrieb. Im Auftrage der Regierung durchreiste er nun Lappland allein, zu Fuß und Entbehrungen aller Art ertragend, vom Mai bis Nov. 1732. Das Ergebniß dieser beschwerlichen Reise legte er später in der «Flora Lapponica» (Amsterd. 1737) nieder. Bald nach der Rückkehr aus Lappland begab er sich nach Falun, wo er Mineralogie lehrte. Er erlangte in Harderwyck 1735 die Würde eines Doctors der Medicin und verlebte dann in Berührung mit van Royen, Gronov, Boerhaave und Joh. Burmann zwei Jahre theils in Leiden, theils in Hartekamp, wo ihm Georg Clifford, ein reicher Bankier und Besitzer eines der schönsten Gärten jener Zeit, die Aufsicht über seinen Garten anvertraute. Der Aufenthalt in Holland trug viel zur Begründung von L.'s Rufe bei. Er gewann hier die Gelegenheit, durch Benutzung des überaus reichen, in Gärten und Sammlungen aufgehäuften Materials, die Grundzüge eines Systems der drei Naturreiche aufzustellen, welches dem Bedürfniß der Zeit entsprach. In Holland war es auch, wo L. seine wichtigsten Werke rasch nacheinander herausgab. Er entwickelte in diesen eine einfache, leicht verständliche Methode des

Digitized by Google

Sexualsystems, ersetzte die langen Phrasen durch Artennamen, stellte Gesetze für Nomenclatur der Organe und Gruppen auf, setzte eine glückliche Präcision an die Stelle der Unbestimmtheit der frühern Beschreibungen und führte diese Umwälzung gleichzeitig in allen drei Naturreichen durch. Zuerst erschien sein «Systema naturae» (Leid. 1735), dann «Fundamenta botanica» (Leid. 1736), «Genera plantarum» (Leid. 1737), «Corollarium generum plantarum» (Leid. 1737), mit Darstellung des Sexualsystems; ferner die obenerwähnte «Flora Lapponica», der «Hortus Cliffortianus» (Amsterd. 1737) u. s. w. L. besuchte hierauf England und 1738 Paris, wo er häufig mit Antoine und Bernard de Jussieu (s. d.) zusammenkam. Er kehrte sodann über Göttingen nach Schweden zurück, wo er aus Noth als Schiffsarzt in die Flotte eintreten mußte. Die Reichsräthe Tessin und Höpken nahmen sich indessen seiner an und führten ihn beim schwed. Hofe ein, wo er bald sehr bedeutende Praxis erlangte. Durch Verwendung seiner Gönner wurde er 1739 seines Amts als Flottenarzt entbunden und 1740 zum Anführer einer vom Reichstage veranstalteten naturhistor. Expedition nach Öland und Gothland ernannt. Er erhielt 1741 eine medic. Professur in Upsala, welche er 1742 mit der botan. Professur vertauschte. Vom König wurde er 1747 zum Leibarzt ernannt und 1757 in den Adelstand erhoben. Im J. 1762 nahm ihn die pariser Akademie der Wissenschaften in die Zahl ihrer acht auswärtigen Mitglieder auf. Bis wenige Jahre vor seinem Tode lebte er in ziemlich einförmiger Weise in Upsala, bewies aber während dieses Zeitraums eine fast beispiellose Thätigkeit, indem er außer einer Reihe neuer Auflagen seiner frühern Werke nacheinander Beschreibungen seiner naturhistor. Reisen durch Schweden, eine Flora (1745) und eine Fauna von Schweden (1746), den «Hortus Upsaliensis» (1748), eine «Materia medica» der drei Reiche (1749—52), seine berühmte «Philosophia botanica» (1751), die beschreibenden Verzeichnisse von mehrern großen Naturaliensammlungen, besonders aber das Hauptwerk, die «Species plantarum» (Stockh. 1753), herausgab. Neben diesen umfänglichen Werken lieferte er noch an 200 akademische Gelegenheitsschriften und eine sehr große Zahl von wichtigen und sorgfältig gearbeiteten Abhandlungen, die in den Schriften der Societäten zu Stockholm, Upsala, Petersburg, London u. s. w. sich befinden. Auf Kosten der Regierung schickte er elf seiner besten Zöglinge in entfernte Länder auf Reisen und erhielt schöne Sammlungen, welche er in seinem Museum zu Hammarby niederlegte. L. starb 10. Jan. 1778.

L. gehört zu den großen Reformatoren der Wissenschaft. Begabt mit einem logischen Verstande von seltener Schärfe, einer ungewöhnlichen Gabe der Beobachtung, Auffassung und Combination, löste er die schwierige Aufgabe, ein großes, aber in gänzlicher Verwirrung liegendes Material systematisch zu ordnen. Zu diesem Zwecke mußte er nicht allein fast jeden einzelnen dieser Gegenstände genau untersuchen, sondern auch leitende Grundsätze entdecken und sogar eine besondere Kunstsprache erfinden. Ein größerer Botaniker als Zoolog, wirkte dennoch L. sehr gedeihlich auch für die letztere Wissenschaft. Daß seine systematische Anordnung beider Reiche, ungeachtet des Widerspruchs einiger theilweise sehr unwürdiger Gegner, vielen Beifall fand und endlich, mit Ausnahme Frankreichs, in allen Ländern angenommen wurde, folgte theils aus dem schwergefühlten Bedürfniß einer umfassenden Anordnung überhaupt, theils aus der großen Faßlichkeit des L.'schen Systems. Noch wird in Upsala L.'s Zimmer im ursprünglichen Zustande erhalten, und seine von Byström verfertigte Bildsäule ziert den einfachen Garten, während Karl XIV. Johann ihm zu Ehren 1819 in Råshult eine Schule errichtete. L.'s Herbarium enthielt über 7000 Arten, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Menge. Es kam in den Besitz des Sohnes, der jedoch den Vater nur wenige Jahre überlebte. Die Witwe verkaufte nun die Sammlungen heimlich an den Briten Smith, die so nach England kamen, wo sie jetzt der L.'schen Societät in London gehören. Vgl. Stöver, «Lebensbeschreibung Karl von L.'s» (Hamb. 1792); «L.'s Aufzeichnungen über sich selbst», mit Anmerkungen von Afzelius (Upsl. 1823; deutsch von Lappe, Berl. 1826); Fée, «Vie de Charles de L.» (Par. 1832); Gistel, «Carolus Linnäus. Ein Lebensbild» (Frankf. a. M. 1873). — Sein Sohn, **Karl von L.**, geb. zu Falun 20. Jan. 1741, seit 1760 Demonstrator am königl. Botanischen Garten zu Upsala, 1763 außerord. Professor der Medicin und Botanik daselbst, 1766 Substitut seines Vaters, 1778 Nachfolger desselben, gest. 1. Nov. 1783 zu Upsala, hat sich ebenfalls durch mehrere botan. Schriften bekannt gemacht.

Linnen und Linnenindustrie. Unter Linnen faßt man im allgemeinen die Producte der Verarbeitung des Flachses (s. d.) und des im wesentlichen der gleichen Behandlung unterliegenden Hanfs (s. d.) zusammen. Beide sind die Bastfasern von Pflanzenstengeln, welche nur durch eine weitläufige Reihe von Operationen im reinen spinnbaren Zustande dargestellt werden

Digitized by Google

können. Die Linnenindustrie zerfällt in die zwei großen Zweige der Garnspinnerei und der Linnenweberei. Das Spinnen der linnenen Garne machte von alters her eine Beschäftigung der Landleute in denjenigen Gegenden aus, wo das Material dazu, der Flachs, gezogen wird. Die einfachen Geräthe, deren man sich dazu bediente (die Handspindel und später das Spinnrad), gewährten den Vortheil, daß die Spinnerei als Nebenerwerb wenigstens auch von den Aermsten ausgeübt werden konnte, zumal das erzeugte Garn großentheils von den Landleuten selbst zu Linnen verwebt wurde, also fast die ganze Industrie in denselben Händen vereinigt war. Gegenwärtig besteht dieser Zustand nur noch in wenigen Gegenden Deutschlands. Seit dem Beginn des großen Aufschwungs der Baumwollverarbeitung gegen Ende des 18. Jahrh. (s. Baumwollindustrie) wurden auch allmählich die Forderungen an die Erzeugnisse der mit jener nunmehr concurrirenden Linnenindustrie gesteigert. Mehr und mehr verlangte man nach feinern und vollkommenern Gespinsten, nach feinern und schönern Geweben. Hinter diesen Anforderungen mußten die erreichbaren Leistungen großentheils schon darum zurückbleiben, weil die Baumwollspinnerei sich fortan eines bald sehr ausgebildeten Maschinensystems bediente, während die Flachsspinnerei nach wie vor Handarbeit, also zu sehr von der individuellen Handgeschicklichkeit abhängig blieb und der Vortheile des fabrikmäßigen Betriebs entbehrte. Maschinen auch zur Flachsspinnerei anzuwenden, lag nahe genug; aber die ganz verschiedenen Eigenschaften des Materials bedingten so völlig abweichende Constructionen dieser Maschinen, daß erst in den letzten Jahren vor 1800 die Engländer dahin gelangten, mit einigermaßen gutem Erfolg Maschinengarne aus Flachs hervorzubringen. Diese Industrie war anfangs so unbedeutend, daß Großbritannien noch fortwährend große Massen leinener Handgespinste vom Festlande, namentlich aus Deutschland einführte. Die durch Napoleon I. angeordnete Continentalsperre erschwerte den Verkehr und wirkte naturgemäß als ein kräftiges Aufmunterungsmittel für die brit. Maschinenspinnerei, welche im stillen heranwuchs, während in Frankreich und Deutschland die gleichzeitig auftauchenden Versuche in diesem Fache nur sehr unvollkommene und äußerst eingeschränkte Erfolge hatten. Als daher nach wiederhergestelltem Frieden der Handel sich wieder freier bewegte, zeigte sich ein dem frühern ganz entgegengesetztes Verhältniß. Großbritannien gelangte, statt linnene Gespinste und Gewebe von auswärts zu beziehen, bald dahin, seinerseits das Festland mit seinen derartigen Erzeugnissen zu überschwemmen und auf dritten Märkten, in Spanien, Westindien, Nord- und Südamerika, eine furchtbare Concurrenz gegen die deutsche Industrie zu eröffnen. Es dehnte nicht nur seine eigene Production von Rohflachs aus, sondern führte überdies ungeheuere Quantitäten desselben aus den Ostseeländern, aus Belgien, den Niederlanden und Deutschland ein, wogegen seine Ausfuhr an Garn und Geweben entsprechend stieg. Die Leinengarn-Einfuhr des Inselstaats sank in dem Zeitraum zwischen 1825 und 1849 von $6\frac{1}{4}$ Mill. Pfd. auf 29,600 Pfd. herab; die Einfuhr an Flachs und Flachswerch hob sich dagegen in der Periode zwischen 1820 und 1849 von 376,000 Ctr. auf 1,807,000 Ctr., und die Ausfuhr zwischen 1828 und 1849 von 50,000 Pfd. Garn auf $17\frac{1}{4}$ Mill. Pfd., von $59\frac{1}{2}$ Mill. Yards Leinwand auf $111\frac{1}{4}$ Mill. Yards (1862: $36\frac{1}{3}$ Mill. Pfd. und $156\frac{2}{3}$ Mill. Yards, 1874: nur $27\frac{1}{6}$ Mill. Pfd. und $181\frac{1}{3}$ Mill. Yards). Die Preise der brit. Gespinste und Gewebe stellten sich dabei immer niedriger; die Leistungen der dortigen Spinnereimaschinen erreichten qualitativ und quantitativ einen immer höhern Grad; die Linnenweberei wurde durch Anwendung der Dampfwebstühle (14,800 im J. 1861, 44,300 im J. 1875), durch große Verbesserungen in der Appretur u. s. w. außerordentlich gehoben. Gegenwärtig beschäftigt die Flachsmaschinenspinnerei der vereinigten brit. Königreiche $1\frac{1}{2}$ Mill. Feinspindeln. Frankreich empfing seit etwa 1805 die ersten und zwar unvollkommenen, von keinem dauernden Erfolg gekrönten Flachsspinnerei-Anlagen (mit Maschinen) hauptsächlich durch Briten. Girard in Paris führte um 1810 und 1811 durch sinnreiche Erfindungen den Gegenstand der Vollkommenheit näher. Aber erst durch Einführung der neuern engl. Maschinensysteme und durch spätere Bemühungen franz. Mechaniker selbst kam in diesem Lande die mechan. Flachsspinnerei auf einen höhern Standpunkt, sodaß sie 1865 über 500,000 (1874: 718,833) Feinspindeln beschäftigte und die Garneinfuhr sehr bedeutend sich vermindert hatte. Belgien besitzt noch bedeutende Handspinnerei für feine Garne zu Spitzen und Batist, daneben aber Maschinenspinnerei mit etwa 320,000 Spindeln. In Preußen zählte man 1863 in 20 Spinnereien 153,500 Feinspindeln mit 6600 Arbeitern; das Deutsche Reich arbeitete 1874 mit 326,538 Spindeln und 8000 mechan. Webstühlen; in der österr.-ungar. Monarchie mögen etwa 400,000 Spindeln arbeiten. Hier, wie überall auf dem Continent, datirt eine vollkommenere Einrichtung und Betriebsweise aus den Jahren zwischen 1830 und 1840, wo die neuern engl. Systeme eingeführt oder an die

Digitized by Google

Stelle älterer und weniger brauchbarer gesetzt wurden. England gegenüber befindet sich das gesammte Deutschland in Ansehung der Linnenmaschinenspinnerei noch auf einer mittlern Stufe der Entwickelung, und die Ursache hiervon ist wenigstens zum Theil das noch gehegte Vorurtheil, daß Leinwand aus Handgespinst unbedingt besser sei als solche aus Maschinengespinst gefertigte. Die Maschinenspinnerei liefert aber aus gleich gutem Material entschieden einen gleichförmigern (also schönern) und eben deshalb festern Faden als durchschnittlich die Handspinnerei zu erzeugen vermag; gutes Handgespinst findet nur noch als Einschuß in die Gewebe eine zweckmäßige Verwendung. Der Gang bei der Verarbeitung des Flachses zu Garn ist kurz folgender: Der zum großen Theil auf Maschinen fein ausgehechelte Flachs, welcher zu den feinen Gespinsten gewöhnlich nicht in ganzer Länge, sondern auf zwei Theile abgerissen zur Verarbeitung kommt, wird auf einer ersten Maschine in ein langes, aus lose nebeneinanderliegenden Fasern bestehendes Band verwandelt, welches auf zwei oder drei folgenden Maschinen verfeinert und in die Länge gestreckt, dann auf der Vorspinnmaschine weiter gestreckt und zu einem groben lockern Faden gedreht wird. Letztern bildet sodann die Feinspinnmaschine zu fertigem Garn, wobei das Spinnen entweder trocken, oder mit Hülfe von kaltem Wasser, oder mittels fast kochend heißen Wassers geschieht. Maschinen, welche feine Gespinste erzeugen, arbeiten alle nach der letzterwähnten Weise. Das beim Schwingen und Hecheln entfallende Werch wird auf einem besondern Satz von Maschinen zu einem gröbern Garn versponnen. Gewebe von Flachs werden schon bei den alten Aegyptern und Griechen erwähnt. Unter den jetzt gebräuchlichen linnenen Stoffen spielt die schlichtgewebte **Leinwand** die Hauptrolle. Ihr ähnlich, aber sehr fein und etwas locker gearbeitet ist der Batist (s. d.) und Linon (s. d.), denen gegenüber als das gröbste und dichteste Linnengewebe das Segeltuch (s. d.) steht. Gemusterte Linnenstoffe sind Damast (s. d.) und Drell.

Linon heißt ein feinfadiger, leinwandbindiger, etwas weitläufig gewebter Stoff aus Flachsgarn, Baumwollgarn (oder aus beiden), gebleicht, aber gar nicht oder nur schwach gestärkt.

Linophanie, s. Lithophanie.

Linos heißt in griech. Mythen ein schöner Jüngling, dessen früher Tod in Trauerliedern beklagt wurde, wie auch diese Klagelieder selbst so hießen. In Argos erzählte die Sage, L. sei als Knabe von Hunden zerrissen worden; in andern Sagen wird erzählt, er sei ein großer Sänger gewesen, der mit Apollo sich in einen Wettstreit einließ und von diesem getödtet wurde, oder er habe Herakles in der Musik unterrichtet und sei von diesem, als er ihn einmal züchtigte, erschlagen worden. Nach neuern Forschern ist der Name aus einem semit. Klageruf entstanden. Vgl. Brugsch, «Die Adonisklage und das Linoslied» (Berl. 1852).

Linse, auch **Erve** oder **Linsenerve** (Ervum Lens L.), ist eine der ältesten Culturpflanzen, gehört zu den Hülsenfrüchten, Familie der Schmetterlingsblütler, und wird in Europa sowie auch in andern Erdtheilen vielfach angebaut. Der 15—50 Ctmt. hohe Stengel trägt gefiederte Blätter mit sechs bis acht Blättchenpaaren, und nur die obern Blätter gehen in eine Wickelranke aus. Die Kelchzähne der einzeln oder zu zwei auf langem, blattwinkelständigem Stiel befindlichen Blüten sind so lang oder noch länger als die Fahne der weißen, lilafarben geäderten oder hellbläulichen Blume. Die Hülsen sind stark zusammengedrückt, kurz und breit, ein- bis zweisamig. Es gibt einige Varietäten, die sich durch Farbe und Größe der Samen, sowie durch einjährigen oder zweijährigen Anbau unterscheiden. Die bekannteste Varietät mit großen Samen ist unter dem Namen **Hellerlinse** bekannt. Die Samen der L. gewähren eine sehr nahrhafte und ohne die Hülsen zugleich leicht verdauliche Speise. Oft wird den gekochten L. des Wohlgeschmacks wegen Essig zugesetzt; allein durch diesen werden auch die schon weich gekochten L. wieder hart und unverdaulicher. Das Linsenstroh ist ein treffliches Viehfutter, ebenso das grüne Kraut. Aus dem feinzertheilten Linsenmehl wird die **Ervalenta** dargestellt, ein nahrhaftes Speisepulver, das mit etwas Gewürz später als «Revalenta-arabica» oder «Revalescière» Gegenstand vielfacher Anpreisungen und starken Consums wurde.

Linse bezeichnet in der Optik ein Stück eines durchsichtigen Mittels (z. B. Glas), das auf beiden Seiten durch Theile von Kugel- (oder Cylinder-) Oberflächen begrenzt wird. Die beiden krummen Flächen, welche die Seiten der L. bilden, brauchen übrigens nicht Stücke einer und derselben Kugeloberfläche zu sein, sondern können Kugeln von sehr verschiedenen Halbmessern angehören. Je nachdem die erhabene Seite der Kugelfläche oder die hohle vertiefte nach außen gewendet ist, nennt man die Fläche eine convexe oder eine concave. Anstatt durch eine gekrümmte Fläche kann die eine Seite einer L. durch eine Ebene gebildet werden, also plan sein. Nach der Gestalt der beiden Seiten wird der Name der L. gebildet: biconvexe L., wo beide

Digitized by Google

Seiten convex, planconcav, wo eine Seite plan, die andere concav; convexconcav, wo die eine Seite convex, die andere concav. Eine beiderseitige convexe Krümmung der Flächen gibt den L. die Fähigkeit, die auf sie fallenden Lichtstrahlen convergent zu machen, oder sie wenigstens, wenn sie gar zu stark divergiren sollten, durch Verringerung ihrer Divergenz der Convergenz näher zu bringen. In gleicher Weise wirken planconvexe L., während biconcave und planconcave L. gerade umgekehrt wirken und die auf sie fallenden Strahlen divergent machen. Welche Wirkung eine L. hat, deren eine Seite convex, die andere concav ist, hängt von der Größe der Krümmungen der beiden Seiten ab. Im allgemeinen bewirken L., welche in der Mitte dicker sind als am Rande, eine Convergenz oder Sammlung paralleler Strahlen und heißen daher «Sammellinsen», während L., welche in der Mitte dünner als am Rande sind, parallele Strahlen divergent machen oder zerstreuen, daher sie «Zerstreuungslinsen» heißen. Concavconvexe L. haben wegen ihres mondsichelförmigen Querschnitts auch den Namen Menisken (Mondchen). Eine Gerade, welche durch die Krümmungsmittelpunkte beider Linsenflächen geht, heißt Achse der L.; ist eine der Linsenflächen eben, so wird sie von der Linsenachse senkrecht getroffen. Die auf eine Sammellinse parallel und nahe zur Achse auffallenden Lichtstrahlen vereinigen sich, nach ihrer Brechung, hinter der L. in einem und demselben auf der Linsenachse liegenden Punkte, welcher Brennpunkt oder Focus heißt und von den Krümmungshalbmessern der Linsenflächen abhängig ist (Brennlinsen). Der Abstand des Brennpunktes vom Mittelpunkt der L. ist deren Brennweite. L. mit convexen Oberflächen haben infolge der vorhin erwähnten Einwirkung auf das Licht die Eigenschaft, von einem in nicht zu geringer Entfernung vor ihnen stehenden Gegenstande auf einem hinter ihnen befindlichen weißen Schirme ein Bild zu erzeugen, indem alle von einem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch die L. so gebrochen werden, daß sie weiterhin sich in einem Punkte durchschneiden und also in ihm ein Bild des Punktes, von dem sie ausgegangen, geben. Darauf gründet sich ihre Anwendung zu Objectiven des Fernrohrs (s. d.), Mikroskops (s. d.) u. s. w. Wenn der Gegenstand einer convexen L. zu nahe steht, sodaß die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen zu stark divergirend auf dieselbe fallen, so entsteht hinter ihr kein Bild des Gegenstandes mehr; die Lichtstrahlen werden dann nur weniger divergent gemacht und scheinen also einem hinter der L. befindlichen Auge aus einer größern Entfernung herzukommen. Ueber achromatische Linsen s. Achromatisch. Aplanatische L. heißen aus zwei oder drei L. zusammengesetzte L., welche alle von einem Punkte ausgehenden Strahlen wieder genau in einen Punkt vereinigen, was bei einer gewöhnlichen einfachen L. nicht ganz genau der Fall ist.

Linth heißt der Oberlauf der Limmat (s. d.).

Linz, Hauptstadt von Oberösterreich oder Oesterreich ob der Ens, in reizender Gegend am rechten Ufer der Donau gelegen, über die hier eine 208 Mt. lange eiserne Brücke führt, zählt ohne die ansehnliche Garnison mit den Vororten Lustenau und Waldegg 33,394 E. und ist Sitz der Statthalterei, des Militärcommandos, eines Landesgerichts und anderer Behörden sowie eines Bisthums. Der Hauptplatz, von der Donau aus aufsteigend und von hohen wohlgebauten Häusern umgeben, kann an Großartigkeit dem Graben zu Wien oder der Zeil in Frankfurt verglichen werden, jedoch herrscht eine um so auffallendere Stille auf demselben. In seiner Mitte steht die 1723 von Karl VI. errichtete Dreifaltigkeitssäule. Von öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die Domkirche, 1670 erbaut, mit herrlicher Orgel; die 1726 erbaute Stadtpfarrkirche; die Kapuzinerkirche mit dem Marmorgrabmal des Grafen Montecuculi; die in einfachem, aber edelm Stil 1844 erbaute evang. Kirche; das Landhaus u. s. w. Im Schlosse, welches oberhalb der Brücke an einem Abhange hoch hervorragt, hatte Leopold I. seine Residenz, als die Türken 1683 Wien belagerten. Nachdem es längere Zeit als Strafanstalt gedient, wurde es 1851 in eine Kaserne verwandelt. Von Anstalten für Wissenschaft, Unterricht und Erziehung bestehen in L. ein Staatsgymnasium, ein bischöfl. Seminar, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, zwei Bürgerschulen, ein Taubstummeninstitut, eine Privat-Blindenanstalt u. s. w. Unter den Vereinen und Gesellschaften ist das vaterländische Museum Francisco-Carolinum von Bedeutung. Die öffentliche Bibliothek zählt 32,000 Bände mit 500 Incunabeln; das Landesmuseum enthält eine Menge provinzieller Gegenstände, röm. Alterthümer, Holzschnitzbilder u. dgl. Die Zahl der gemeinnützigen Anstalten, darunter die große Landes-Irrenanstalt und die Gebäranstalt, ist groß. Die früher berühmte k. k. Aerarial-Wollzeugmanufactur, in einem sehr großen Gebäude, ist jetzt aufgehoben, dagegen wurde eine Tabackhauptfabrik errichtet, welche 800 Arbeiter beschäftigt. Die Stadt ist sehr gewerbfleißig; hervorragend ist der Bau eiserner Schiffe, die große Brauerei der Gebrüder Hatschek mit einer

Digitized by Google

jährlichen Production von 38,000 Hektolit. Bier, fünf Buchdruckereien u. s. w. In der Nähe der Stadt sind in Kleinmünchen große industrielle Unternehmungen, worunter besonders eine große Kunstmühle. Der Handel ist sehr lebhaft; die Geschäfte in Wollzeug, Teppichen, Baumwollwaaren, Tuch, Leinen, Zwirn und Eisen sowie die Spedition auf der Donau sind bedeutend. Schon 1832 war L. durch eine Pferdeeisenbahn (der erste Schienenweg in Deutschland) mit Budweis verbunden. In neuerer Zeit wurde durch die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn die Verbindung zunächst mit Wien, dann über Wels mit Salzburg, endlich auch mit Passau und Braunau (Simbach) zum Anschluß an das bair. Bahnnetz hergestellt. Eine regelmäßige Dampfschifffahrt auf der Donau besteht aufwärts nach Passau und Regensburg, abwärts nach Wien. Die Festungswerke von L. haben viel Aufsehen in der Geschichte der Fortification gemacht. Sie bestanden in 32 sich gegenseitig deckenden Thürmen, die der Erzherzog Maximilian von Este 1828—36 erbaute und von denen 23 am rechten, 9 am linken Ufer der Donau lagen; die höchste Stellung, der sog. Pöstlingsberg, hatte 5 zu einer Befestigung verbundene Thürme. Diese Befestigungen sind jetzt ganz aufgegeben. Von dem Pöstlingsberge sowie vom Jägermaier und St.-Magdalena aus genießt man herrlicher Aussichten. Im J. 1626 wurde die Stadt von den aufständischen Bauern unter Stefan Fadinger belagert und im Oesterreichischen Erbfolgekriege 1741 von den Baiern erobert. Am 17. Mai 1809 fand hier ein Gefecht zwischen einem österr. und einem würtemberg.-sächs. Corps zum Vortheil des letztern statt. Vgl. Krackowizer, «Die Landeshauptstadt L.» (Linz 1875).

Liparische Inseln, bei den Alten auch Äolische Inseln genannt, 12 an der Zahl, im Mittelländischen Meere, an der Nordseite Siciliens, gehören zur ital. Provinz Messina und haben auf 291,3 QKilom. 12,020 E. Die vorzüglichsten sind Lipari, Vulcano, Panaria, Stromboli, della Saline, Filicadi und Alicudi, beide letztere ohne Krater. Alle scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu sein; daher legten die alten Dichter hierher Vulcan's Werkstätte, sowie die Wohnung des Äolus. Sie sind reich an Wein, Rosinen, Korinthen, Feigen, Baumwolle, Rebhühnern, Kaninchen, Fischen, Bimsstein und Schwefel. **Lipari**, die größte, mit 82,6 QKilom., ist fruchtbar, besitzt heiße Bäder, und von dem vortrefflichen Malvasierwein, welcher ausschließlich auf der Insel della Saline wächst, werden bedeutende Mengen versandt. Der Handel auf Lipari mit Südfrüchten, hauptsächlich mit Weinbeeren und Feigen, ist beträchtlich. Das gleichnamige Städtchen auf Lipari, mit 4900 E., ist der Sitz eines Bisthums und hat zwei Häfen und ein Castell auf einem hohen Berge. **Volcano** und **Stromboli** haben feuerspeiende Berge; besonders ist der 921 Mt. hohe Vulkan auf letzterer Insel fortwährend in Thätigkeit. In einem erloschenen Krater auf Volcano findet man Borsäure. **Filicadi** erhebt sich bis 848 Mt. über das Meer. Der weißliche Bimsstein, der sich in vielen Schichten in dem hohen, kegelförmigen Berge Campobianco findet, bildet einen Handelsartikel.

Lipezk, Kreisstadt im großruss. Gouvernement Tambow, an der Mündung des Flüßchens Lipowka in den Lesnoi-Woronesch und an der Bahn Orel-Grjasi, 153 Kilom. westlich von Tambow. Peter I. erbaute hier eine Eisenschmelze und 1700, nach Entdeckung der heilsamen Mineralquellen, ein Schloß, das 1806 abbrannte. Das Mineralwasser derselben enthält außer andern Salzen vornehmlich Kohlensäure, kohlensauren Kalk und Eisenoxyd und wird innerlich gegen Rheumatismen, Nervenkrankheiten, Fieber, Skrofeln, die Englische Krankheit u. s. w. angewandt. Um die Quellen sind drei schöne Gärten angelegt, in denen sich eine Galerie und ein Gasthaus für Badegäste befinden. L. hat acht Kirchen, zwei Schulen, ein Hospital, ein Denkmal Peter's d. Gr. (1830 erbaut), eine Zuckerfabrik, eine Branntweinbrennerei, eine Eisengießerei, eine Talg- und Lichtfabrik u. s. w. und zählt (1871) 14,213 E.

Lipinski (Karl), ausgezeichneter Violinspieler, geb. im Nov. 1790 zu Radzyn in Polen, erhielt den ersten Unterricht in der Musik von seinem Vater und widmete sich vorzugsweise dem Violoncellspiel. Ein treffliches Muster war ihm der aus Wien gebürtige, in Lemberg als Beamter angestellte Krenes, der sich als Componist für das Violoncello auszeichnete und 1823 starb. Als Musikdirector beim lemberger Deutschen Theater, 1810—14, vervollkommnete sich L. immer mehr im Violinspiel, wobei er mehr Ton und Gehalt als die Ausschmückung berücksichtigte. Um Spohr bei dessen Anwesenheit in Wien 1814 zu hören, legte er seine Directorstelle nieder und wurde durch diesen nur noch mehr bestärkt, die von ihm eingeschlagene Art des Spiels weiter auszubilden. Nach der Rückkehr in sein Vaterland lebte er ohne Anstellung, bis er 1817 seine erste große Kunstreise nach Italien unternahm, um Paganini zu hören. Er traf denselben in Piacenza und theilte mit ihm den Beifall des Publikums in zwei Doppelconcerten. Nach seiner Rückkehr nach Polen 1818 fand er auch hier gerechte Anerkennung und

Digitized by Google

machte seitdem mehrere Kunstreisen nach Ungarn, Deutschland und Rußland. Nachdem er den Titel eines ersten Violinspielers des Kaisers von Rußland erhalten hatte, ging er 1829 nach Warschau, wo er wieder mit Paganini zusammentraf. Im J. 1835 unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und Italien, und 1839 wurde er als Concertmeister der königl. Kapelle nach Dresden berufen. Er starb 16. Dec. 1861 auf einer Besitzung, die er in Galizien erworben hatte. Das Eigenthümliche seines Spiels beruhte bei staunenerregender Sicherheit und Bravour in einer selten gehörten, oft bis zur Grenzlinie des Schönen gesteigerten Mächtigkeit und Energie des Tons. Dabei wußte er in seinem Vortrage kühn alle Stufen der Empfindungsscala von der rührendsten Zartheit bis zu dithyrambischem Aufschwunge zu durchlaufen. Sein «Militärconcert» gilt für einen Hauptprüfstein eines tüchtigen Geigers.

Lippe, rechter Zufluß des Rheins und zugleich der bedeutendste Fluß der preuß. Provinz Westfalen, entspringt am westl. Fuße des Lippeschen Waldes (einer Abtheilung des Teutoburgerwaldes), theils bei dem Dorfe Schlangen im südl. Theile des Fürstenthums Lippe-Detmold, theils bei Lippspringe (s. d.) im preuß. Kreise Paderborn in 139 Mt. Meereshöhe, fließt in vorherrschend westl. Richtung über die Städte Lippstadt, Hamm, Lünen, Haltern und Dorsten und mündet in 15 Mt. Meereshöhe bei Wesel in den Rhein. Der Fluß, welcher im allgemeinen zwischen flachen, oft überschwemmten Ufern dahinströmt, hat an der Mündung 65 Mt. Breite, wird bei Neuhaus flößbar und ist von Lippstadt abwärts vermittels Schleusen für Kähne bis zu 1800—1900 Ctr. Last schiffbar. Mit der Krümmung beträgt die Länge der Strombahn 255 Kilom., wovon 180 auf die schiffbare Strecke kommen. In ihrem obersten Laufe nimmt die L. die Alme (mit der Altenau), weiter unterhalb links die Ahse, rechts die Stever auf. Die erwähnte Stadt Lippstadt, der Hauptort eines Kreises (499,7 QKilom. mit [1875] 35,029 E.) des preuß. Regierungsbezirks Arnsberg, mit (1875) 8137 E., einer Realschule erster Ordnung, ansehnlichem Handel, Tabacksfabriken und Brauereien, wurde von dem Grafen Bernhard II. von Lippe gegen Ende des 12. Jahrh. gegründet, gegen Mitte des 14. Jahrh. aber von dem kriegliebenden Grafen Simon III. zur Hälfte an den Herzog von Kleve verpfändet. Seitdem verblieb die eine Hälfte von Lippstadt bei den kleveschen Landen, bis sie mit diesen 1609 an Brandenburg fiel. Die lippesche Hälfte wurde durch Vertrag vom 17. Mai 1850 gegen eine jährliche Rente an Preußen abgetreten.

Lippe, zum Unterschiede von dem Fürstenthum Schaumburg-Lippe (s. d.) auch Lippe-Detmold genannt, ein zum Deutschen Reiche gehöriges Fürstenthum mit einem Areal von 1188,75 QKilom., bildet, abgesehen von den unbedeutenden Exclaven (Lipperode, Stift Kappel, Bauerschaft Grevenhagen), ein ziemlich abgerundetes Ganzes, das auf drei Seiten von der preuß. Provinz Westfalen (Regierungsbezirk Minden) und im O. von dem preuß. Regierungsbezirke Kassel, der waldeckschen Grafschaft Pyrmont und Theilen der Provinz Hannover umschlossen wird. Das berg- und waldreiche Ländchen wird von dem von SO. nach NW. streichenden Teutoburgerwald (hier auch Lippescher Wald genannt) durchzogen, welcher nach verschiedenen Richtungen Abzweigungen entsendet. Der Köterberg (502 Mt.) bei Falkenhagen und der Velmerstoot (450 Mt.) sind die höchsten Gipfel. Eine Naturmerkwürdigkeit bildet die unweit des Städtchens Horn belegene, unter dem Namen die Externsteine (s. d.) bekannte Felspartie. Die auf der nördl. Seite des Teutoburgerwaldes entspringenden Flüsse (Werre mit Bega und Salze, Exter, Kalle und im SO. die Emmer) strömen der Weser (die auf 7—8 Kilom. im N. die Grenze des Landes bildet), die auf der südlichen (die Lippe) dem Rheine zu. Auch hat die Ems ihren Ursprung in der Nähe der südl. Landesgrenze. Das Klima trägt den allgemeinen westfäl. Charakter an sich und muß eher rauh als mild genannt werden. Die Bevölkerung belief sich 1. Dec. 1875 auf 112,452 E., von denen sich 97,70 Proc. zur reform. Kirche bekennen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Landwirthschaft. Das nutzbare Areal des Fürstenthums vertheilt sich zu 49,274 Hekt. Ackerland, 2365 Hekt. Gärten, 9855 Hekt. Wiesen und Hutungen, 37,973 Hekt. Waldungen. Obwol der Boden des Landes nicht übermäßig fruchtbar, belohnt er doch den aufgewendeten Fleiß und läßt den Anbau der verschiedensten Getreidearten und Hülsenfrüchte zu. Außerdem wird Flachs und Rübsamen in bedeutendem Umfange angebaut. Von besonderer Wichtigkeit ist auch die durch die Natur des Landes begünstigte Viehzucht, und fettes Rindvieh, Schweine und Schafe nebst Wolle bilden einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel. In den schönen Laubwaldungen (meist Eichen und Buchen), die an zwei Siebentel der Gesammtbodenfläche bedecken, wird noch immer ein ansehnlicher Hochwildstand an Hirschen und Rehen gehegt. Das Fürstenthum gehört zu den holzreichsten Gebieten Deutschlands, und die Forstcultur wird sorgfältig beaufsichtigt. Eigentlicher Bergbau fehlt gänzlich.

Digitized by Google

Doch liefert die Saline zu Salzuflen Salz über den Bedarf. Die kohlensauren Mineral-, insbesondere Schwefelquellen zu Meinberg werden seit Ende des 18. Jahrh. zu Curzwecken, neuerdings auch zur Bereitung von Bleiweiß benutzt.

Die Bevölkerung vertheilt sich auf 7 Städte, unter denen Detmold (s. d.) und Lemgo (s. d.) die bedeutendsten sind, auf 4 Flecken und 200 mehr oder minder geschlossene Dorf- oder Bauerschaften sowie zerstreut liegende Höfe. Innerhalb der etwa den sechsten Theil des Landes umfassenden Stadtgebiete herrscht völlige Theilbarkeit des Grundbesitzes. In Bezug auf die bäuerlichen Güter und die etwa 30 Rittergüter gilt jedoch die Untheilbarkeit, beziehungsweise das Anerbe- und Majoratsrecht, sodaß die nachgeborenen Kinder von dem älterlichen Grundbesitz keinen Naturalantheil, sondern nur eine Geld- oder Allodialabfindung erhalten. Daher kommt es, daß alljährlich an 15,000, meist den Heuerlingen oder Einliegern angehörige rüstige Arbeiter ihre Heimat verlassen, um sich nach allen Richtungen hin über Deutschland hinaus bis nach Dänemark, Norwegen und Schweden zu verbreiten und mit Feld- oder Handarbeit (besonders in Ziegeleien) Unterhalt zu verdienen. Die Garnspinnerei und Leinweberei sind zwar noch immer im ganzen Lande als Nebengewerbe verbreitet, aber in neuerer Zeit durch die Maschinenarbeit sehr herabgedrückt. Fabriken und größere Gewerbsanlagen gibt es verhältnißmäßig nur wenige. Erwähnenswerth ist die Hofmann'sche Stärkefabrik zu Salzuflen. Der Handel ist ebenfalls ohne Bedeutung. Die Hannover-Altenbekener Bahn durchzieht einen Theil des Landes. Holz, Leinwand, Garn, Wolle, Getreide, Schlachtvieh, Stärke, fabricirter Taback und Meerschaumwaaren (Lemgo) bilden die Ausfuhrartikel. Die bereits 1782 gegründete Landescreditanstalt (Leihkasse genannt) hat die Wohlfahrt sehr gefördert. Eine Irrenanstalt besteht zu Brake; ein Landkrankenhaus wurde 1864 zu Detmold errichtet. Für den Unterricht ist durch 2 Gymnasien (Detmold und Lemgo), 1 Lehrerseminar (zu Detmold), 5 Rectorschulen (Blomberg, Horn, Salzuflen, Lage und Barntrup), 3 Töchterschulen, 112 evang. und 5 kath. Elementarschulen ziemlich gut gesorgt.

Das Fürstenthum L. ist in 12 Aemter oder Verwaltungsbezirke eingetheilt, von deren Beamten gleichzeitig auch die Justizpflege versehen wird. Die zweite Instanz bilden zwei Obergerichte zu Detmold, von deren Entscheidungen an das Oberappellationsgericht zu Celle als dritte Instanz appellirt wird. Die sieben Städte haben auf Grund der 1842 entworfenen Städteordnung ihre eigene Verwaltung und Rechtspflege. Bis 1853 wurde die Verwaltung des Fürstenthums durch das aus vier bis fünf Mitgliedern bestehende Regierungscollegium geführt. Seitdem ist jedoch an die Spitze der Regierung ein Cabinetsminister als Regierungspräsident gestellt. Als oberste kirchliche Behörde wirkt ein Landesconsistorium für die geistlichen und Schulangelegenheiten. An der Spitze der prot. Geistlichkeit stehen der Generalsuperintendent zu Detmold und drei Superintendenten. Neuerdings hat die evang. Landeskirche eine Synodalverfassung erhalten. Das Budget für 1877 stellte eine Einnahme von 837,328 und eine Ausgabe von 864,525 Mark auf. Die Staatsschuld wurde für 1877 auf 1,144,830 Mark angegeben. Dagegen beträgt das Activvermögen der Landkasse 1,695,300 Mark. Im März 1853 wurde die Verfassung vom 6. Juli 1836 wiederhergestellt, welche durch ein neues Wahlgesetz vom 3. Juni 1876 modificirt wurde. Danach sind alle über 25 J. alten männlichen Bewohner des Landes wahlfähig und zerfallen nach ihrer Steuerleistung in drei Klassen, von denen jede sieben Abgeordnete wählt. Das Militär des Landes bildet das Füsilierbataillon des 6. westfäl. Infanterieregiments Nr. 55. Als gemeinschaftliches Ehrenzeichen für L. und Schaumburg-L. besteht das Lippesche Ehrenkreuz, gestiftet 25. Oct. 1869. Das Wappen ist ein neunfeldriger Schild, die Landesfarben sind Gelb-Roth. Vgl. Schickedanz, «Das Fürstenthum L.-Detmold in geogr., statist. und geschichtlicher Beziehung» (Hildesh. 1830).

Das gegenwärtige Fürstenthum L. war in der ältesten Zeit von Cheruskern bewohnt, deren Fürst Arminius (s. Hermann) hier im Teutoburgerwalde 9 n. Chr. die Legionen des röm. Statthalters Varus schlug. Später bildete L. einen Theil des Sachsenlandes, und die Züge Karl's d. Gr. gegen die Sachsen erstreckten sich meist bis in das heutige Lippesche. Um 1030 schenkte Kaiser Konrad II. das Territorium, das bisher den Namen Grafschaft Haholt geführt, dem Bischof Meinwerk zu Paderborn. Gegen 1130 belehnte Kaiser Lothar den Gemahl seiner Base Petronella von Are, Bernhard, Edeln von der L., mit dieser Grafschaft, der auf einer Insel im Flusse Lippe die gleichnamige, in ihren Ruinen noch vorhandene (unweit der Enclave Lipperode) Burg gründete und als der Stammvater der Lippeschen Dynastie zu betrachten ist. Simon I. erbte im 14. Jahrh. einen Theil der Grafschaft Schwalenberg. Simon III., der die Grafschaft Sternberg erwarb, führte 1368 das Erstgeburtsrecht ein. Bernhard VIII. (gest.

Digitized by Google

1563) nannte sich zuerst Graf von der L. Derselbe trat 1556 mit der gesammten Bevölkerung, nach Abhaltung einer Synode, zum Protestantismus über. Sein Sohn, Simon VI., der 1600 die reform. Confession einführte, theilte bei seinem Tode 1613 seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie L., Otto die Linie Brake und Philipp die Linie Bückeburg und Schaumburg (s. Schaumburg-Lippe) stiftete. Nachdem die Brake'sche Linie 1709 erloschen, nahm Friedrich Adolf, Graf von der L., die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen. Doch zufolge reichshofräthlicher Erkenntnisse von 1734 und 1737 und des Stadthagener Vergleichs von 1748 mußten dieselben zwischen beiden Linien getheilt werden. Der Stifter der Linie L. starb 1627, und es entstand nun wieder eine Nebenlinie des Hauses, L.-Biesterfeld, gestiftet von Jodocus Hermann, die sich dann in die Aeste L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld theilte. Simon VII. folgten in der Hauptlinie Hermann Adolf, gest. 1666; Simon Heinrich, gest. 1697; Friedrich Adolf, gest. 1718; Simon Heinrich Adolf, der 1720 von Kaiser Karl VI. die reichsgräfl. Würde erhielt, gest. 1734; Simon August, gest. 1782; Friedrich Wilhelm Leopold, der vom Kaiser Joseph II. 1789 den Reichsfürstenstand förmlich bestätigt erhielt. Nachdem dieser Fürst 1802 in Geisteskrankheit gestorben, übernahm dessen Gemahlin Pauline (s. d.) für ihren unmündigen Sohn die Regierung, die sie in ausgezeichneter Weise führte. Die Fürstin trat 1807 dem Rheinbund und später dem Deutschen Bunde bei. Sie schaffte die Leibeigenschaft und größtentheils die Fronen ab, verordnete die Unabsetzbarkeit der Staatsdiener und hob durch Berufung aufgeklärter Leiter das Unterrichtswesen. Auch verlieh sie 1819 dem Lande eine Repräsentativverfassung, die jedoch, da sich die Ritterschaft und die schaumb. Agnaten widersetzten, vom Bundestage suspendirt wurde. Ihr Sohn, Paul Alexander Leopold, übernahm 4. Juli 1820 die Regierung und brachte eine neue landständische Verfassung zu Stande, die 6. Juli 1836 als Landesgrundgesetz publicirt wurde. Es erfolgte 1842 die Einführung des braunschw. Criminalgesetzbuchs und der Beitritt des Landes zum Deutschen Zollverein. Als sich im März 1848 die polit. Bewegung auch in L. geltend machte, genügte der Fürst durch Patent vom 9. März den Volkswünschen und es kam eine Reihe von Gesetzen zu Stande, welche das kleine Staatswesen in friedlicher Weise umgestalteten. Die Vollziehung eines erweiterten Wahlgesetzes, welches dem Volke eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung gewährte, und eines Gesetzes über die Rechte der Abgeordneten erfolgte 16. Jan. 1849. Der Fürst starb 1. Jan. 1851, und es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Leopold (s. d.) Friedrich Emil, der 26. März 1853 die Verfassung von 1836 wiederherstellte. Unter Beihülfe seines neuen Cabinetsministers, des vormaligen oldenb. Staatsraths Hannibal Fischer, erfolgte die Aufhebung der seit 1849 zu Stande gekommenen Gesetze und die Sistirung der Ausführung des Ablösungsgesetzes sowie im Juni 1854 die Zusammenberufung der alten Stände. Nachdem Fischer im Juli 1855 seine Entlassung erhalten, trat im Jan. 1856 an dessen Stelle der preuß. Regierungsrath von Oheimb als Cabinetsminister ein, der, unter Beibehaltung des verfassungswidrigen Standpunktes, überdies mit einseitigen Veränderungen in Kirche und Schule nach der streng orthodoxen Richtung hin vorging. Bei Ausbruch der deutschen Wirren 1866 hielt sich der Fürst zu Preußen und trat dann auch dem Norddeutschen Bunde bei. Nach Abschluß einer Militärconvention mit Preußen, die 1. Oct. 1867 in Kraft trat, wurde Oheimb entlassen und durch Heldman ersetzt, der die Regierung in reactionärem Sinne weiterführte, bis ihm April 1872 von Flottwell folgte. Am 8. Dec. 1875 starb Fürst Leopold und ihm succedirte sein Bruder Woldemar, der sofort den Obergerichtsrath Eschenburg zum Chef des Ministeriums ernannte und ein neues Wahlgesetz mit dem zum letzten mal nach dem Gesetze von 1836 gewählten Landtag vereinbarte. Der erste nach dem neuen Modus gewählte Landtag wurde 11. Dec. 1876 eröffnet und berieth eine Reihe von liberalen Gesetzen. Vgl. Falkmann, «Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums L.» (Heft 1—3, Lemgo 1847—69); derselbe, «Lippesche Regesten» (Bd. 1 u. 2, Lemgo 1861—63).

Lippe-Weißenfeld (Armin, Graf zur), namhafter deutscher Landwirth, geb. 15. Oct. 1825 auf einem Landsitze seiner Aeltern in der Oberlößnitz bei Dresden, besuchte bis 1840 die Kreuzschule zu Dresden und dann bis 1844 die Lehr- und Erziehungsanstalt zu Keilhau in Thüringen. Hierauf machte er bei einem Landwirth in Franken einen zweijährigen praktischen Cursus durch und bezog 1846 die Universität Jena. Von 1850—55 administrirte L. mehrere Güter im sächs. Vogtlande, pachtete zwei derselben und kaufte sich 1861 im sächs. Erzgebirge an, nachdem er zuvor noch einige Zeit in Leipzig studirt hatte. Seine Thätigkeit für die landwirthschaftlichen Vereine hatte indeß bereits 1855 begonnen, indem er durch diese auf die tech-

Digitized by Google

nische und humanistische Bildung des kleinern Landwirths zu wirken suchte. L. verkaufte 1869 seine Besitzung und siedelte nach Dresden über, wo er nun seine volle Kraft der Förderung der landwirthschaftlichen Interessen widmete und zugleich in den obersten Klassen der Seminarien unterrichtete. Im J. 1872 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Landwirthschaft nach Rostock. Durch seine Anregung entstanden in Mecklenburg eine große Anzahl zweckmäßig organisirter landwirthschaftlicher Vereine. Außerdem gründete L. die landwirthschaftliche Versuchsstation zu Rostock. Unter L.'s Schriften sind hervorzuheben: «Die landwirthschaftliche Buchhaltung» (Lpz. 1858), «Landwirthschaftliche Briefe» (Lpz. 1861), «Der landwirthschaftliche Ertragsanschlag» (Lpz. 1862), «Der Landwirth in Bezug auf Familie, Gemeinde, Kirche und Staat» (Lpz. 1863), «Die rationelle Ernährung des Volks» (Lpz. 1866), «Nährstofftabelle» (Ehrenfriedersd. 1869; neue Aufl., Berl. 1871), «Die Grundsätze der Züchtung für den kleinern Landwirth zusammengefaßt» (Ehrenfriedersd. 1869), «Landwirthschaftliches Lesebuch» (2 Thle., Dresd. 1871—73) und ein «Landwirthschaftliches Herbarium» (Rostock 1876). Auch redigirt er das «Landwirthschaftliche Vereinsblatt für den kleinern Landwirth», die «Landwirthschaftlichen Annalen» des Mecklenburgischen patriotischen Vereins und gibt einen «Landwirthschaftlichen Kalender» heraus. Außerdem gab L. mit Emminghaus noch heraus: «Lehrbuch der allgemeinen Landwirthschaft nach F. G. Schulze's System» (Lpz. 1863).

Lippenblütler, Pflanzenfamilie, s. Labiaten.

Lippert (Phil. Dan.), der Herausgeber der «Daktyliothek», geb. zu Meißen 2. Sept. 1702, kam 1719 nach Pirna in die Lehre, um das Glaserhandwerk zu erlernen. Nach Beendigung der Lehrzeit fand er in der damals aufblühenden meißener Porzellanfabrik Arbeit, wo er als Nebenbeschäftigung sich in Federzeichnungen übte. Später wendete er sich nach Dresden, wo seine Methode des Planzeichnens so vielen Beifall fand, daß er 1738 beim Hauptzeughause und 1739 als Zeichenlehrer bei den königl. Pagen angestellt wurde. Die Bekanntschaft mit den Mischungen der meißener Porzellanmasse veranlaßte ihn, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen. Er erfand eine eigene weiße Masse, der er neben einer fast unzerstörbaren Dauer einen vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse vereinigte er in seiner «Dactyliotheca», welche 3149 Abdrücke enthält, die in 57 Tabletten und in drei Bände vertheilt sind (Bd. 1 u. 2, mit dem lat. Katalog von Christ, Lpz. 1755—56; Bd. 3, mit Register von Heyne, Fol.; deutsch, Bd. 1 u. 2, von Thierbach, 1767, und das Supplement 1768, 4.), ein Unternehmen, durch das er sich unbestrittene Verdienste erwarb. L. wurde 1765 Aufseher der Antiken bei der Akademie der Künste zu Dresden und starb daselbst 28. März 1785.

Lippi (Fra Filippo), einer der vorzüglichsten Maler des 15. Jahrh., wurde 1412 zu Florenz geboren. Er entfloh im 17. Jahre aus einem Kloster und gerieth in die Hände von Seeräubern, die ihn als Sklaven nach der Berberei verkauften. Achtzehn Monate hatte er so zugebracht, als er eines Tags seinen Herrn so täuschend ähnlich auf die Wand zeichnete, daß dieser ihn darüber freiließ und ihn nach Hause sandte. Was von seinem fernern Lebenswandel erzählt wird, gleicht einem Roman, in welchem Liebesabenteuer eine große Rolle spielen. Sein Gönner, Cosmo von Medici, spornte ihn jedoch zur Ausübung seiner Kunst an. Er starb plötzlich 8. Oct. 1469, während er mit Ausmalung des Chors im Dome zu Spoleto beschäftigt war. An den Werken Masaccio's sich bildend, copirte L. anfangs diesen Meister mit großer Geschicklichkeit. Dann aber trat seine eigenthümliche, mehr sinnliche Natur hervor, die ihn ebenso zur Anmuth und Zartheit hinüberleitete, als sie ihn andererseits an Derbheit und Gemeinheit streifen ließ. Sein Hauptwerk sind die Fresken im Chore des Doms von Prato, die Geschichte des heil. Stephan, sowie die Johannes' des Täufers und mehrerer einzelner Heiligen. Vgl. Baldanzi, «Pitture di Fra Filippo L.» (Prato 1835). Dieses Werk hat die Vorzüge und die Fehler des Künstlers, zeigt aber durchweg eine charaktervolle, zum Theil launige Lebensauffassung. Eine schöne Madonna, die das in Blumen liegende Kind anbetet, befindet sich im berliner Museum. Diesen anmuthigen Gegenstand hat der Künstler mit Vorliebe wiederholt. Viele Bilder von seiner Hand enthalten die Kirchen, die Akademie und die Uffizien von Florenz. Auch in den Galerien von Paris, München und andern sind deren zu finden. — **Filippino** L., der natürliche Sohn des Vorigen, geb. 1460, gest. 1505, lernte bei Sandro Botticelli, dem Schüler seines Vaters. Er war von ungleich höherer Begabung als sein Meister, durch dessen Einwirkungen er sich zu einer Freiheit und Unbefangenheit durchzuarbeiten wußte, die ihn in einzelnen Werken als den größten Historienmaler seiner Zeit erscheinen lassen. L. begleitete seinen Lehrer nach Rom, um ihm bei seinen Arbeiten in der Sixtina zu helfen. Auch malte er dort in Sta.-Maria-sopra-Minerva die Kapelle Carafa mit der Glorie der heiligen Jungfrau

Digitized by Google

und des heil. Thomas von Aquino aus. In Florenz malte L. in der Kapelle Strozzi in Sta.-Maria-novella die Geschichte der Apostel Johannes und Philippus, Werke voll dramatischer Handlung, worin aber schon Manier durchblickt, und vollendete den Cyklus Masaccio's in Carmine. Das schönste Staffeleibild von L., in der Badia zu Florenz, stellt den heil. Bernhard vor, den abends im Freien vor seinem Kloster die Madonna mit einem Gefolge von Engeln überrascht. Von deutschen Galerien besitzt die meisten Werke L.'s das berliner Museum.

Lippspringe, Marktflecken und Curort mit (1875) 2163 E. im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, 9 Kilom. im Nordosten von der Kreisstadt Paderborn, in der sandigen Senner Heide, am südwestl. Abhange des Teutoburgerwaldes, in 151 Mt. Seehöhe gelegen, hat eine 16,6° R. warme Quelle (Arminiusquelle), welche in geringer Entfernung von der Lippequelle und, wie diese, mit großer Wasserfülle aus der Erde hervorbricht. Früher waren beide Quellen zu einem Teiche vereinigt; jetzt sind sie gesondert. Die warme Quelle wurde erst 1832 entdeckt, gelangte aber schnell zu einem ausgebreiteten Rufe, sodaß L. jetzt zu den besuchtesten Badeörtern gehört und namentlich in Bezug auf die Heilwirkungen des Wassers gegen Brustleiden mit Ems und Salzbrunn rivalisirt. Die Hauptbestandtheile des Wassers sind schwefelsaures Natron, schwefel- und kohlensaurer Kalk und viel Stickgas. Das Curhaus enthält außer Bädern auch eine Trinkhalle und einen Inhalationssaal zum Einathmen des Stickgases. Die alte Burg, deren Trümmer aus den neuen Häusern des Ortes hervorragen, war einst im Besitz der Tempelherren, später des Domkapitels von Paderborn, verfiel nach dem Dreißigjährigen Kriege und wurde nach der Französischen Revolution völlig Ruine. Vgl. Hörling, «Die lippspringer Heilquelle» (2. Aufl., Berl. 1858); Rohden, «Lippspringe» (2. Aufl., Berl. 1875); Dammann, «Der Curort L.» (2. Aufl., Paderb. 1876).

Lips (Joh. Heinr.), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. 1758 zu Kloten in der Nähe Zürichs, war anfangs zum Wundarzt bestimmt, wurde aber durch Lavater's Verwendung für die Kunst gewonnen, der ihn durch Schellenberg in Winterthur im Radiren und Aetzen unterrichten ließ. Er begann 1780 in Manheim an der Akademie ein eifriges Studium nach der Antike, begab sich dann aber nach Düsseldorf, wo sein meisterhafter Stich des heil. Sebastian nach van Dyck entstand. Auch seine Versuche im Oelmalen fielen nicht minder glücklich aus. Besonders aber erlangte er als Kupferstecher Ruf, namentlich durch seine vielen Arbeiten zu Lavater's «Physiognomischen Fragmenten». Als diese Arbeit beendigt war, reiste er 1783 nach Rom, um sich daselbst noch weiter auszubilden. Hier machte ihm Goethe 1786 im Namen des Herzogs von Sachsen-Weimar den Antrag, Director der Zeichenakademie zu Weimar zu werden. L. folgte diesem Rufe 1788, sah sich aber durch Krankheitsumstände genöthigt, 1794 in sein Vaterland zurückzukehren. Er lebte nun in Zürich und beschäftigte sich mit Zeichnen und Kupferstechen. Die Zahl seiner Stiche beläuft sich auf 1450. Unter diesen sind die Porträts Goethe's, Wieland's und L. Heß', das Bacchusfest nach Poussin und die Anbetung der Hirten nach Caracci die vorzüglichsten. Er starb 5. Mai 1817. — Johann Jakob L., geb. in Zürich um 1790, Sohn und Schüler des Vorigen und ebenfalls ein ausgezeichneter Kupferstecher, gab sich aus Verdruß über eine mislungene Arbeit 3. Mai 1833 den Tod. Er war in München gebildet und stach nach G. Romano, sowie nach eigenen Entwürfen.

Lips Tullian, auch Philipp Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht und der Wachtmeister genannt, einer der berüchtigtsten Raubmörder, geb. zu Straßburg 1675, war der Sohn eines Offiziers in lothring. Diensten und trat, zum Soldatenstande bestimmt, zuerst ebenfalls in lothring. Dienste. Später ging er in kaiserl. Dienste bei einem Dragonerregiment, welches in den Niederlanden stand, und wurde Wachtmeister. Infolge eines Duells mit einem Kameraden floh er 1702 nach Prag und wurde hier in eine Diebsbande gezogen, mit der er sich nach Dresden wendete. Nachdem er, mehrmals ergriffen, mit großer Verwegenheit sich aus der Haft befreit hatte, wurde er seiner vielfachen Räubereien und einiger Mordthaten wegen 1715 in Dresden hingerichtet. Vgl. Hirt, «L. und seine Raubgesellen» (Gera 1874).

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, berühmter Philolog und Kritiker des 16. Jahrh., geb. 18. Oct. 1547 zu Overyssche bei Brüssel, studirte, nachdem er den ersten Unterricht in Brüssel und Ath, dann bei den Jesuiten in Köln genossen hatte, seit 1563 zu Löwen die Rechte. Nebenbei widmete er sich mit Vorliebe der Alterthumskunde und begab sich 1567 zunächst nach Rom, wo er lat. Secretär des Cardinals Granvella wurde. Hierauf kehrte er 1569 nach Löwen zurück, wendete sich aber bald nach Wien, wo er mit Busbecq Bekanntschaft schloß, und wurde 1572 Professor der Beredsamkeit und der Geschichte zu Jena, nachdem er vorher scheinbar zum Protestantismus übergetreten war. Aber schon nach zwei Jahren verließ er infolge

Digitized by Google

heftiger Streitigkeiten mit seinen Collegen diese Stelle, ging wieder nach Löwen zurück, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, und bekam nun 1579 den Lehrstuhl der Geschichte zu Leiden. Hier wirkte er 13 Jahre lang, wurde aber wegen Intoleranz in seinen polit. und religiösen Grundsätzen, zumal da er sich auch in seinen Schriften: «De una religione liber» (Leid. 1590) und «Politicorum libri IV» (Antwerp. 1589), als kath. Zeloten und ultramonarchischer Schriftsteller zeigte, zuletzt genöthigt, sein Amt niederzulegen, worauf er zwei Jahre in Lüttich und Spaa lebte. Endlich erhielt er auf Empfehlung der Jesuiten abermals eine Anstellung in Löwen, und kurz vor seinem Tode, welcher 23. März 1606 erfolgte, wurde er Historiograph des Königs von Spanien. L. besaß großen Scharfsinn und außerordentliche Belesenheit. Seine schriftstellerische Thätigkeit, bei der man im allgemeinen systematische Ordnung und Einheit vermißt, erstreckte sich theils auf Erläuterungen von Gegenständen aus dem öffentlichen und Privatleben der Alten, theils auf Erörterung einzelner Punkte der Theologie und alten Philosophie, namentlich der stoischen. Ein wesentliches Verdienst aber erwarb er sich um die Kritik und sachliche Erklärung der lat. Classiker, insbesondere des Tacitus, den er zum Muster seiner eigenen Darstellung wählte. Die Geschraubtheit und Affectation seiner Schreibweise (der stilus Lipsianus, eine Verschmelzung des archaischen Lateins mit dem des Apulejus, Tertullian u. s. w. als Gegensatz zum ital. Ciceronianismus) wurde von seinen Nachahmern, die man Lipsianer nannte, noch überboten. Aus der großen Zahl seiner Schriften sind noch hervorzuheben: «Variarum lectionum libri III» (Antwerp. 1569), ferner «Antiquarum lectionum libri V» (Antwerp. 1575; 2. Aufl., Leid. 1596) und «Epistolicarum quaestionum libri V» (Antwerp. 1577), sodann das gedankenreiche Werk «De constantia in publicis malis» (Antwerp. 1584; deutsch von Dillenius, Lpz. 1802). Sehr zahlreich sind auch seine Briefe, die zum Theil durch ihn selbst als «Epistolae selectae» (2 Bde., Leid. 1586—90) und von Burmann gesammelt erschienen (5 Bde., Amsterd. 1727). Seine «Opera omnia» erschienen in acht Bänden (Antwerp. 1585; 2. Aufl., 4 Bde., 1637) und in vier Bänden (Wesel 1675).

Lipsius (Karl Heinr. Adelbert), verdienter Schulmann und Philolog, geb. 19. Jan. 1805 zu Großhennersdorf in der Oberlausitz, besuchte 1820—23 das Gymnasium zu Zittau und studirte dann zu Leipzig Philologie und Theologie. Ostern 1827 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität, ging aber schon im Herbst desselben Jahres als Conrector an das Gymnasium zu Gera, an welchem er, zuletzt mit dem Titel als Prorector, wirkte, bis er 1832 als Religionslehrer und vierter College an die Thomasschule nach Leipzig zurückkehrte. Im J. 1835 rückte er zum Tertius, 1847 zum Conrector auf und erhielt 1861 das Rectorat. Doch starb er bereits 2. Juli 1861. L. hatte sich als Pädagog auch außerhalb Sachsens einen geachteten Namen erworben. Von seinen philol. Arbeiten sind besonders die über biblische Gräcität als vortrefflich anerkannt. Dieselben sind theils in Zeitschriften, theils in den «Grammatischen Untersuchungen über die biblische Gräcität» (Abth. 1, Lpz. 1863) niedergelegt. — Sein ältester Sohn, Richard Adelbert L., hervorragender prot. Theolog, geb. 14. Febr. 1830 zu Gera, bezog, im großväterlichen Hause zu Bernstadt in der Oberlausitz, dann unter unmittelbarer Leitung seines Vaters in Leipzig vorbereitet, im Herbst 1841 die Thomasschule und Ostern 1848 die Universität daselbst, auf der er sich besonders unter Theile, Anger, Tuch, Winer und Niedner theol. Studien widmete. Nach Beendigung derselben privatisirte er mehrere Jahre im väterlichen Hause, promovirte 1853 und habilitirte sich dann im März 1855 als Privatdocent. Im Aug. 1858 erhielt er von der Universität Jena die theol. Doctorwürde und 1859 eine außerord. Professur zu Leipzig. Im Herbst 1861 folgte L. einem Rufe als ord. Professor an die evang.-theol. Facultät nach Wien, wo er 1863 in den österr. Unterrichtsrath berufen ward und sich als Abgeordneter der Facultät an der ersten österr. Generalsynode (Wien bis Juli 1864) betheiligte, durch welche die gegenwärtige liberale prot. Kirchenverfassung festgestellt wurde. Im Herbst 1865 nach Kiel berufen, nahm er an dem damaligen bewegten kirchlichen und polit. Leben Schleswig-Holsteins einen regen Antheil. Seine Fehde mit dem holstein. Bischof und Generalsuperintendenten Dr. Koopmann, dem damaligen Führer der Confessionellen im Lande, erregte auch außerhalb der Provinz großes Aufsehen. Michaelis 1871 ging er als Nachfolger Rückert's nach Jena, wo er 1873 zum großherzogl. sächs. Kirchenrath ernannt wurde. Seine Vorlesungen erstrecken sich auf sämmtliche Zweige der systematischen Theologie, Dogmengeschichte, Religionsphilosophie, neutestamentliche Exegese und Kritik. Seine literarische Thätigkeit begann L. mit «Die paulinische Rechtfertigungslehre» (Lpz. 1853), welche noch vielfach den Charakter der sog. Vermittelungstheologie trägt. Weitere Studien in Verbindung mit dem geistigen Einflusse seines Vaters führten ihn jedoch allmählich weiter. Neben den Werken

Digitized by Google

Kant's, Schleiermacher's und Hegel's wirkten insbesondere auch die Arbeiten F. C. Baur's auf ihn ein. Schon in der Schrift «De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore» (Lpz. 1855) bekundete er ein entschiedenes Streben nach einer durch keine dogmatischen Vorurtheile gebundenen, rein geschichtlichen Betrachtung des Urchristenthums. Von seinen histor.-kritischen Arbeiten sind ferner zu nennen: «Der Gnosticismus» (Lpz. 1860), «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865), «Chronologie der röm. Bischöfe der drei ersten Jahrhunderte» (Kiel 1869), «Die Pilatus-Acten» (Kiel 1871), «Quellen der röm. Petrussage» (Kiel 1871), «Die Quellen der ältesten Ketzergeschichte» (Lpz. 1875), außerdem zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken. Auf dogmatischem Gebiete trat er zuerst in mehrern Abhandlungen und Vorträgen sowie in seinen «Theol. Streitschriften» (Kiel 1871) hervor. Sein Hauptwerk ist das «Lehrbuch der evang.-prot. Dogmatik» (Braunschw. 1876), in welchem er auf der sich bescheidenden Grundlage Kant's eine einheitliche, mit den Thatsachen aller innern und äußern Erfahrung sich im Einklange haltende religiöse Weltanschauung zu gewinnen sucht. Seit 1875 gibt er gemeinsam mit Hase, O. Pfleiderer und E. Schrader die «Jahrbücher für prot. Theologie» heraus. — Von den Brüdern des Letztgenannten widmete sich der ältere, Johannes Wilhelm Konstantin L., geb. 20. Oct. 1832 zu Leipzig, dem Baufache und bildete sich erst auf der Akademie zu Dresden, dann durch längern Aufenthalt zu Berlin, Venedig und Paris. Er gehört als Architekt zu den Anhängern der Renaissance und hat sich durch eine Reihe von Bauten und größern decorativen Arbeiten in und außerhalb Leipzigs einen geachteten Namen erworben. Nach Vollendung des Baues des neuen Johanneshospitals in Leipzig (1874) wurde er zum königl. sächs. Baurath und im Herbst 1876 zum Director der leipziger Bauschule ernannt. — Der jüngste Bruder, Justus Hermann L., geb. 9. Mai 1834 zu Leipzig, studirte 1850—55 Philologie daselbst und wirkte dann in verschiedenen Lehrämtern an der Nikolai- und Thomasschule zu Leipzig und den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma, an letzterer seit 1861 mit dem Titel eines Professors. L. kehrte 1863 als Conrector an die Nikolaischule nach Leipzig zurück, an welcher er 1866 zum Rector erwählt ward. Seit 1869 wirkte er zugleich als außerord. Professor der classischen Philologie an der Universität Leipzig. Zu Ostern 1877 zum ord. Professor und zum Director des russ. philologischen Seminars in Leipzig ernannt, legte er ein halbes Jahr später sein Rectorat nieder, um sich ausschließlich der akademischen Thätigkeit zu widmen. Literarisch ist er durch Beiträge zu Zeitschriften, durch Programme mit Beiträgen zur Kritik des Sophokles (1860 u. 1867) und Lysias (1864), durch seine Ausgabe der Rede des Demosthenes vom Kranze (Lpz. 1876) und die Berichte über die Literatur der griech. Alterthümer in Bursian's «Jahresberichten» bekannt. Seine Vorlesungen erstrecken sich vornehmlich auf das Gebiet der griech. Literatur und Alterthümer. — Die Schwester der Vorgenannten, Ida Maria, geb. 30. Dec. 1837 zu Leipzig, ist als musikalische Schriftstellerin unter dem Namen La Mara aufgetreten. Aus ihrer Feder sind namentlich die «Musikalischen Studienköpfe» (3 Bde., Lpz. 1868—75) bekannt geworden.

Liptau (ungar. Liptó), Comitat im diesseitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, nördlich an Galizien und das Arvaer, östlich an das Zipser, südlich an das Gömörer und Sohler, westlich an das Thuróczer Comitat grenzend, hat auf einem Flächenraum von 2257,5 QKilom. (1870, ohne Militär) 79,273 E., die beinahe durchgehends der slaw. (slowakischen) Nationalität, aber der Confession nach zu fast gleichen Hälften der röm.-kath. und der luth. Kirche angehören. Der Waagfluß, der hier entspringt, durchströmt das Comitat in seiner ganzen Länge. Außer dem Waagthal ist das Land durchaus gebirgig; es wird von den Karpaten nicht nur rings umschlossen, sondern auch in mehrern Richtungen durchsetzt. Das Gebirge erreicht hier seine bedeutendste Höhe in der Tátra mit der 2488 Mt. hohen Krywanspitze, in dem Gyömbérberg, 2000 Mt. hoch. Die gebirgige und waldige Beschaffenheit und das sehr kalte Klima lassen den Feldbau nicht gedeihen; hingegen ist die Weide ausgezeichnet, und namentlich gewährt der Liptauer Käse einen bedeutenden Handelsartikel. Nächst andern Metallen wird in den bóczaer und magurkaer Gruben auch gediegenes Gold gefunden. L.s Reichthum bilden aber seine ausgedehnten Waldungen. Der Handel mit Holz und Holzwaaren ist die Hauptbeschäftigung für die Bevölkerung, welche außerdem noch viel Leinwand und Kotzen verfertigt und ausführt. Die fast ganz Europa durchwandernden, gewöhnlich Hornáken genannten Drahtbinder und Kesselflicker gehören größtentheils dem Liptauer Comitat an. Hauptort des Comitats ist Liptó Szent Miklós (heil. Nikolaus von L.) mit 1820 E., an der Kaschau-Oderberger Bahn.

Liqueur, auch Likör (ein aus dem lat. liquor, Flüssigkeit, gebildetes franz. Wort), nennt man gewöhnlich feine, über gewürzhaft riechenden Substanzen abgezogene oder mit wohlriechen-

Digitized by Google

den flüchtigen Oelen kalt vermischte, jedenfalls mit geläuterter Zuckerauflösung versüßte feinere Branntweine. Man hat einfache und doppelte L., sog. Crêmes, Oele, Ratafias, Rosoglios, Elixire, Aquavits u. s. w. Die feinsten L. werden in Holland erzeugt. — L. heißt auch der aus Cognac und Candis bereitete Zusatz, welchen jeder Champagner erhält. — Liqueurweine nennt man die dickflüssigen, süßen Weine, die gewöhnlich aus angewelkten Beeren gekeltert werden, z. B. die Muskate, die Strohweine u. s. w. Sie verdanken diesen Namen ihrem Reichthum an Alkohol und nicht zerlegtem Zucker.

Liquid (vom lat. liquidus, flüssig) heißt eine erwiesene und verfügbare Schuld oder Forderung. Liquidiren heißt im Handel: das Abrechnen der gegenseitigen Forderungen, aber auch das Einstellen der Zahlungen, wozu jene Abrechnung erforderlich ist, die Aufgabe des Geschäfts, die Auflösung einer Handelsgesellschaft; im Gerichtsstile: das Berechnen der Kosten. Die betreffende Abrechnung selbst, im Gerichtswesen die Kostenrechnung, heißt Liquidation. Liquidationstermin nannte man die gerichtliche Vorladung, auf welche eine Liquidation, besonders von den Gläubigern einer Concursmasse, einzureichen war. Liquidant war der Gläubiger, welcher seine Forderung sammt den Belegen einreichte, Liquidat dessen Schuldner. Liquidator hieß der Gerichtsbeamte, welcher die Richtigkeit einer bezüglichen Forderung prüfte, ingleichen die von den Theilnehmern einer aufgelösten Gesellschaft oder vom Gericht ernannte Vertrauensperson, welche die völlige Auseinandersetzung besorgte. Ihr Name und ihre Befugnisse wurden in das Handelsregister eingetragen. Jetzt spricht man vom Prüfungstermin und vom Verwalter der Concursmasse (Deutsche Reichsconcursordnung §. 126 fg. 70 fg.). Besonders wichtig ist die oftmals im Civilproceß geforderte Liquidität (d. h. erbrachter Beweis oder wenigstens in bestimmter Frist nach gewissen Beweisgrundsätzen zu erbringender Beweis) bei gewissen Einreden (Compensation, summarisches Verfahren). Die Deutsche Civilproceßordnung bedient sich für «liquid stellen» meist des Ausdrucks «glaubhaft machen».

Liquor (genauer L. anodynus mineralis Hoffmanni) oder Schwefeläthergeist (spiritus sulfurico-aethereus) ist ein sehr gebräuchliches Arzneimittel, das aus Schwefeläther und höchst rectificirtem Weingeist besteht. Es ist sehr flüchtiger Natur, verbreitet sich daher auch rasch im Blute und wirkt hier dem Weingeist ähnlich, doch rascher, daher vorzüglich schnell belebend, erregend und erquickend auf das Nervensystem, weshalb es bei Ohnmachten, Schlagflüssen, Lähmungen, Schwindel und Krämpfen innerlich wie äußerlich, sowol allein als auch mit andern Arzneien verbunden angewendet wird. Die Bereitung desselben lehrte Friedrich Hoffmann (s. d.). Daher rührt auch der Name Hoffmann'sche Tropfen, welcher jedoch nicht mit den Hoffmann'schen Magentropfen (einer bittern Tinctur) und dem Hoffmann'schen Lebensbalsam (einer Auflösung feiner ätherischen Oele in Weingeist) verwechselt werden darf.

Lira, in der Mehrzahl Lire (aus dem lat. libra, Pfund), hieß vor 1860 die Rechnungs- und Münzeinheit in den nördlichen ital. Staaten, seitdem aber (Lira italiana) in dem neubegründeten Königreich Italien. Früher war der Werth einer L. in den einzelnen Staaten ein verschiedener, 1860 ist jedoch die L. des ehemaligen Königreichs Sardinien zur Münzeinheit für das Königreich Italien erhoben worden. Infolge des Münzgesetzes vom 26. Oct. 1826 wurde seit Anfang 1827 die sardinische L. (damals Lira nuova genannt) genau im Werthe eines franz. Franken ausgeprägt und wie dieser in 100 Centesimi getheilt. Ausgeprägt werden jetzt in Silber als Courant Stücke zu 5 Lire, als Scheidemünze Stücke zu 2 Lire, zu 1 und zu $^1/_2$ L., in Gold Stücke zu 5, 10, 20 und 100 Lire. Die unter der frühern franz. Herrschaft in Italien eingeführte Lira italiana war ebenfalls nur der franz. Franc; dieselbe erhielt sich in Parma und Modena. Im Lombardisch-Venetianischen Königreiche wurde bis zur Umgestaltung des österr. Münzwesens (1857) nach der Lira austriaca gerechnet, welche dem damaligen $^1/_3$-Conventionsgulden oder dem 20-Kreuzer entsprach und somit den Werth von etwa 7 Sgr. preußisch hatte. Bei Einführung des Guldens (Fiorino) als Münzeinheit in den ital. Provinzen Oesterreichs wurden 100 bisherige Lire austriache zu 35 Fiorini oder neuen Gulden gerechnet. Seit Einverleibung der Lombardei (1859) und Venetiens (1866) in das Königreich Italien hat diese Rechnungsweise der nach ital. Lire (Franken) Platz gemacht.

Liriodendron, Baumart, s. Tulpenbaum.

Lisaine, Zufluß der Savoureuse, eines Nebenflusses des Doubs, im franz. Depart. Obersaône, bekannt durch die Kämpfe vom 15. bis 17. Jan. 1871, in welchen die Franzosen unter Bourbaki von den Deutschen unter Werder geschlagen wurden. (S. Héricourt.)

Lisch (Georg Christian Friedr.), deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 29. März 1801 zu Altstrelitz von armen Aeltern, besuchte das Gymnasium zu Güstrow, bezog 1822 die

Digitized

Universität Rostock, um Theologie, Mathematik und Geschichte zu studiren, und widmete sich 1824 zu Berlin besonders philol. und geogr. Studien. Hier gab er seine erste Arbeit: «Beiträge zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde» (Berl. 1826), heraus. Darauf ging L. nach seiner Heimat zurück, nahm eine Hauslehrerstelle auf dem Lande an, erhielt aber bereits Michaelis 1827 eine Stellung als Lehrer an dem Gymnasium zu Schwerin. Im Frühjahr 1834 erhielt er einen Ruf an das mecklenb. Staatsarchiv, studirte dann, um sich für das neue Amt vorzubereiten, die Archive zu Stettin und Berlin und trat Michaelis als erster Archivar in Schwerin ein. Von jetzt an widmete er sich ganz den histor. und Alterthumsforschungen seines Heimatlandes. Am 24. April 1835 stiftete L. bei Gelegenheit des 50jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich Franz I. den Verein für mecklenb. Geschichte und Alterthumskunde, dessen erster Secretär er seitdem ununterbrochen gewesen ist. Als solcher hat er die Alterthümersammlungen des Vereins gegründet und die «Jahrbücher» desselben herausgegeben. Außerdem wirkte er ununterbrochen durch Herausgabe geschichtlicher und alterthümlicher Arbeiten, namentlich von Urkunden, urkundlichen Werken sowie von größern und kleinern Schriften. Im Juni 1835 wurde ihm die Verwaltung der Regierungsbibliothek und im folgenden Jahre die Aufsicht über die großherzogl. Privat-Alterthümersammlung übertragen. Mit diesem Amte übernahm L. zugleich die Verpflichtung, das durch Professor Schröter's Krankheit ins Stocken gerathene große antiquarische Werk: «Friderico-Francisceum» (Lpz. 1837), zu vollenden. Im J. 1848 stiftete L. den Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welcher im Aug. 1852 seine erste Sitzung in Dresden hielt; die dortigen Verhandlungen regten die Gründung des Germanischen Museums zu Nürnberg an und infolge davon ernannte der Großherzog 27. Dec. 1852 L. zum Conservateur der Geschichts- und Kunstdenkmäler des Landes und Febr. 1856 zum Archivrath. Im Sept. 1867 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Archivrath. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehört die Geschichte der Familien von Malzan (4 Bde., Schwer. 1842—53), von Hahn (4 Bde., Schwer. 1844—56), von Oertzen (3 Bde., Schwer. 1847—66), von Behr (4 Bde., Schwer. 1860—68); außerdem sind hervorzuheben: «Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum J. 1540» (Schwer. 1839) und «Pfahlbauten in Mecklenburg» (Bericht 1 u. 2, Schwer. 1865—67).

Lisco (Emil Gust.), freisinniger prot. Geistlicher, geb. 13. Jan. 1819 in Berlin, wo sein Vater, ein fruchtbarer theol. Schriftsteller und Bibelerklärer, Prediger an der Gertraudenkirche war. Seine erste Bildung empfing er unter Spilleke auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann zu Berlin und Bonn Theologie und verwaltete 1843—44 eine Predigerstelle zu Zehdenick. Im J. 1845 wurde er zum Prediger an der Marienkirche zu Berlin, 1859 zum Prediger an der Neuen Kirche berufen, in welchem Amte er noch jetzt wirkt. L. gehörte von Beginn seiner Amtsführung dem Kreise von Schülern Schleiermacher's an, der, um Jonas, Sydow, Krause geschart, zur Zeit der kirchlichen Reaction die Fahne des freien Protestantismus hochhielt und im unermüdlichen Kampfe gegen die kirchliche Reaction «die Saaten Schleiermacher's zu überwintern» bemüht war. Bei dem Jubiläum der Universität Jena wurde er 1858 zum Licentiaten der Theologie ernannt. Im J. 1867 erstattete er der Friedrichs-Werderschen Synode einen Bericht über die kirchlichen und sittlichen Verhältnisse Berlins, dessen freimüthige Aeußerungen den vollen Zorn der Orthodoxen erregten. Ein 5. Jan. 1872 von ihm gehaltener Vortrag: «Das apostolische Glaubensbekenntniß» (Berl. 1872), trug ihm nach längerer Disciplinaruntersuchung einen Verweis seitens des brandenburgischen Consistoriums ein. Als Schriftsteller hat sich L. früher durch Uebersetzung von Beecher's «Lebensgedanken» und «Königliche Wahrheiten» bekannt gemacht.

Liscow (Christian Ludw.), verdienter deutscher Schriftsteller, geb. im April 1701 zu Wittenburg im Mecklenburgischen, studirte in Rostock, Jena und Halle die Rechte und war um 1729 Hauslehrer in Lübeck. Im J. 1734 verließ er Lübeck und wurde Privatsecretär bei dem Geheimrath von Clausenhain in Hamburg, wo er Hagedorn näher kennen lernte, 1735 Legationssecretär des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, der ihn 1736 nach Paris schickte. Dann privatisirte er wieder in Hamburg. Nachdem er 1739 Privatsecretär des Geheimraths von Blome zu Kloster-Preetz in Holstein und 1740 preuß. Legationssecretär beim Grafen von Danckelmann gewesen war, trat er 1741 als Privatsecretär des Ministers Brühl in sächs. Dienste, wurde hierauf als Secretär im Staatsdienste angestellt und 1745 Kriegsrath. Um dieselbe Zeit heirathete er eine Witwe, mit welcher er das Gut Berg vor Eilenburg erhielt. Wegen unvorsichtiger Aeußerungen über die Verwaltung Brühl's ward er 30. Dec. 1749 verhaftet, 18. April 1750 zwar wieder freigelassen, aber seines Amts enthoben und angewiesen,

Digitized by Google

Dresden zu verlassen. Seitdem lebte er mit kurzer Unterbrechung auf seinem Gute, wo er 30. Oct. 1760, vom Schlage getroffen, am Schreibtische starb. L. ließ seit 1732 verschiedene satirische Schriften erscheinen, die er 1739 ohne Nennung seines Namens in der «Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften» vereinigte; die neue, von Müchler besorgte Ausgabe derselben (3 Bde., Berl. 1806) ist mangelhaft. An der Echtheit der 1803 von Pott herausgegebenen Schrift «Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit» zweifelt man. Mehrere der echten Schriften sind gegen Schriftsteller jener Zeit, namentlich gegen den Professor Philippi in Halle gerichtet. Alle Arbeiten von L. zeichnen sich durch seltene Reinheit der Sprache und Kraft der Darstellung aus, und er darf vielleicht als der beste deutsche Prosaist vor Lessing gelten. Vgl. die Biographien L.'s von Helbig (Dresd. 1844) und Lisch (Schwer. 1845).

Lisieux, Hauptstadt eines Arrondissements des Depart. Calvados, 191 Kilom. im Westnordwesten von Paris und 48 Kilom. östlich von Caen an der Touques und an der Linie Paris-Cherbourg der franz. Westbahn, die hier nach Trouville und Orbec abzweigt, in der fruchtbaren und weidereichen Landschaft Auge, ist das alte Lexovium oder Noviomagus, hat eine alte 1141—82 gebaute, dreischiffige Kathedrale, ein bischöfl. Palais, Stadthaus, Museum, Hospital, Befestigungsreste, einen öffentlichen Garten u. s. w. Die 12,520 E. treiben starke Fabrikation von Leinen, Decken, Bändern u. s. w. und bedeutenden Handel mit diesen Artikeln.

Lissa (poln. Leszno), Stadt im Kreise Fraustadt des preuß. Regierungsbezirks Posen, unweit der schles. Grenze, liegt an der Breslau-Posener Bahn, in welche hier die Verbindungsbahn nach Glogau einmündet, ist Sitz eines Kreis- und Schwurgerichts sowie eines Hauptsteueramts und zählt (1875) 11,069 E., darunter 2500 Israeliten. Die Stadt besitzt zwei prot. und eine kath. Kirche, ein Gymnasium und eine Präparandenanstalt. L. ist Stammsitz der Grafen von Leszczynski. Nachdem viele von den im 16. Jahrh. vom Kaiser Ferdinand I. vertriebenen Böhmischen Brüdern bei der Familie Leszczynski Schutz gefunden und sich in dem Gute derselben, Leszczynko, niedergelassen hatten, wurde dieses um 1547 mit dem Namen L. zur Stadt erhoben. Während des Dreißigjährigen Kriegs fanden sich zu L. viele neue böhm. und schles. Flüchtlinge ein, und nunmehr ward der Ort der Hauptsitz der böhm. Brüdergemeinden in Polen und einer der Haupthandelsplätze Polens. Hier hatten die Böhmischen Brüder ihre berühmteste Schule, an der Comenius (s. d.) eine Zeit lang Rector war, ihr Seminar, ihre Druckerei und ihr Archiv; auch war L. der Sitz der Senioren. Später mannichfachen Bedrückungen, besonders von seiten der Jesuiten, ausgesetzt, traten die Einwohner von L. während des poln.-schwed. Kriegs auf die Seite Karl's X. Gustav. Bei dem Rückzuge desselben wurde 1656 die ganze Stadt von den Polen eingeäschert; ebenso wurde sie von den Russen 1707 gänzlich verbrannt, weil sie auf der Seite ihres Wohlthäters, Stanislaw Leszczynski, gewesen war. — L., ein Pfarrdorf mit 1000 E. und einem Schlosse des Grafen von Wylich und Lottum im Kreise Neumarkt des Regierungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, an der Weistritz, 11 Kilom. westlich von Breslau und unweit des Dorfes Leuthen, ist deshalb bemerkenswerth, weil nach ihm bisweilen die Schlacht bei Leuthen benannt wird.

Lissa, die westlichste der an der dalmat. Küste liegenden und unter österr. Herrschaft stehenden Inseln im Adriatischen Meere, ist 100 QKilom. groß, zählt 6485 E. und erzeugt vortrefflichen Wein und gutes Oel. Hauptort ist der Marktflecken L. mit 3540 E. und einem starkbefestigten Kriegshafen, der zu den besten und geräumigsten des Adriatischen Meers gehört. Ein anderer Hafenplatz der Insel ist Comisa, mit 2945 E., starkem Sardellenfang und Johannisbrotbau. Neuerdings ist die Insel besonders bekannt geworden durch die Seeschlacht, welche hier 20. Juli 1866 zwischen der österr. und der ital. Flotte stattfand. Schon 18. Juli hatte die ital. Flotte unter Admiral Persano mit ihren Panzerschiffen die Befestigungen von L. angegriffen, und das Bombardement wurde auch am folgenden Tage fortgesetzt. Am 20. Juli früh schickte sich Persano an, zu Comisa und Porto-Manico Truppen mit seinen hölzernen Schiffen ans Land zu setzen und den Hafen von L. mit den Panzerschiffen zu forciren, als die österr. Flotte unter Admiral Tegetthoff, von Fasana kommend, in Schlachtordnung heranrückte. Persano sah sich dadurch veranlaßt, die Operationen gegen L. auszusetzen, und fuhr den Oesterreichern entgegen. Die Oesterreicher hatten sieben, die Italiener zwölf Panzerschiffe. Die zweite Division Tegetthoff's bestand aus acht großen hölzernen Schraubenfregatten und Corvetten unter Führung des Linienschiffs Kaiser, die dritte aus acht Avisodampfern und Kanonenbooten. Die Holzschiffe der Italiener waren an Zahl und Größe den Oesterreichern ungefähr gleich, sodaß Persano's Flotte dem Gegner um fünf Panzerschiffe überlegen war. Tegetthoff hatte das Panzerschiff Erzherzog Max, Persano die Panzerfregatte Re d'Italia als Flaggschiff

Digitized by Google

gewählt. Letzterer begab sich jedoch kurz vor Beginn der Schlacht auf das Widderschiff Affondatore. Tegetthoff's Flaggschiff rannte innerhalb einer halben Stunde drei feindliche Panzer an, beschädigte zwei stark und bohrte den Re d'Italia in den Grund. Binnen wenigen Minuten sank das stolze Schiff in die Tiefe, und von seiner 600 Mann starken Besatzung wurden nur wenige gerettet. Kurze Zeit danach gerieth auch der ital. Panzer Palestro in Brand und flog in die Luft. Hiermit hatte der für Oesterreich siegreiche Kampf sein Ende erreicht, und beide Flotten zogen sich zurück. Vgl. «Die Operationen der österr. Marine während des Kriegs 1866» (Wien 1866); «Der Kampf auf dem Adriatischen Meere 1866» (Wien 1869).

Lissabon (portug. und span. Lisbóa), Haupt- und Residenzstadt von Portugal, ist Sitz der höchsten Reichscollegien, des obersten Gerichts- und eines Appellhofs, des Cardinal-Patriarchen, zugleich Kriegshafen und Centrum des portug. Handels und Colonialverkehrs, überhaupt eine der wichtigsten Handelsstädte Europas. Dieselbe liegt in der Provinz Estremadura am nördl. Ufer der von der Mündung des Tejo gebildeten 18 Kilom. langen und 9 Kilom. breiten Bai von L. (Rada de Lisbóa) amphitheatralisch auf und zwischen drei größern und vier kleinern, nordwärts zu majestätischem Hintergrund der gezackten Serra de Cintra ansteigenden Hügeln in einer ungemein reizenden, mit wohlhabenden Ortschaften, Klöstern, Fabriken, Landhäusern, Gärten und Orangenhainen besäeten Gegend und gewährt von der Seeseite einen großartig schönen Anblick, vergleichbar dem von Konstantinopel und Neapel. Die eigentliche Stadt zerfällt in die vier Quartiere (Bairros) Alhama, die alte Stadt, Rocio, die niedere, am Tejo sich hinziehende neue Stadt, Bairro-Alto, die obere Stadt, und Alcántara, das westl. Viertel, steht aber mit der im Südwesten gelegenen Vorstadt Belém sowie mit den Ortschaften ihres Weichbildes (des Termo de Lisbóa) in Verbindung. Die Stadt ist, abgesehen von der Octroimauer, ganz offen und ohne Thore, erstreckt sich 7 Kilom. an der Tejobai hin und hat 18 Kilom. im Umfange. Sie enthält 47,800 Häuser, 750 theils gepflasterte, theils macadamisirte, fast durchweg mit Gas erleuchtete Straßen, 13 Hauptplätze (Praças) und 47 kleinere Plätze (Largos), 6 Promenaden, 7 Kirchhöfe, 41 Pfarr- und 23 andere Kirchen, gegen 200 Kapellen, 8 Spitäler, 14 Kasernen, 6 Theater, 2 Amphitheater für Stiergefechte und Kunstreiter, 58 öffentliche Brunnen, viele elegant eingerichtete Cafés und Kaufläden. Die Zahl der Einwohner betrug nach der letzten Zählung (1864) 224,063, worunter außer vielen Fremden zahlreiche Neger, Mulatten, Creolen und an 30,000 Galegos aus dem span. Galicien, die als Last- und Wasserträger u. s. w. dienen. L. hat infolge des großen Erdbebens von 1755 eine ganz neue Physiognomie erhalten. Die alte Stadt, das östlich an den Abhängen des 110 Mt. hohen Monte do Castello sich ausbreitende Viertel Alhama, welches vom Erdbeben verschont geblieben, bildet ein Gewirr enger, krummer und finsterer Gassen, mit alten, vielstöckigen, gothisch verzierten Häusern, während die neuaufgebauten Stadttheile regelmäßig angelegte Straßen und schöne, zum Theil palastähnliche, aber im schlechten Stile des 18. Jahrh. erbaute Häuser zeigen. Die schönsten Plätze sind der Praça do Commercio am Tejo-Ufer, auf drei Seiten von den Gebäuden der Ministerien, des Zollhauses, des Stadthauses und der Börse umgeben, in der Mitte mit der bronzenen Reiterstatue Joseph's I., am Eingang in eine Straße mit einem Ruhmesbogen geziert, und der Praça do Rocio (Dom-Pedro-Platz), der Hauptmarktplatz, mit der Statue Pedro's IV. Von den öffentlichen Promenaden sind die besuchtesten der Passeio-Publico und die Gärten von San-Pedro d'Alcántara und Estrella. Das Rendezvous der eleganten Welt ist die Straße Chiado, der Mittelpunkt der Modehandlungen und vornehmen Cafés, an deren Ende der Camoensplatz mit dem Denkmal des Dichters Camoens sich befindet. Von den nach dem Erdbeben erbauten Kirchen sind erwähnenswerth die Kirche des 1770 gestifteten Klosters Zum Herzen Jesu auf dem westl. Stadthügel, eine Nachahmung der Peterskirche zu Rom, und die aus Marmor erbaute, ehemals dem Jesuitenorden gehörige Rochuskirche, mit kostbaren Mosaikgemälden in der St.-Johanneskapelle. Aeltere Kirchen sind die umfangreiche Kathedrale Basilica de Sta.-Maria, die große Patriarchalkirche mit Kuppel, die alte goth. Kirche do Carmo, die Kirche da Graça mit dem Grabmale Albuquerque's, die Klosterkirche San-Vicente de Fora mit den Gräbern des Hauses Braganza, die Kirche Nossa-Senhora do Loretto. Unter den königl. Schlössern zeichnet sich keins durch imposantes Ansehen aus, außer dem auf einer Anhöhe bei Belém gelegenen Palaste Ajuda, einem gewaltigen, aber unvollendet gebliebenen Bauwerk, mit dem königl. botan. Garten, dem Naturaliencabinet und andern Sammlungen. Der gewöhnliche Residenzpalast Das Necessidades, im westl. Stadttheil, unweit der Mündung des Flüßchens Alcántara, ursprünglich ein Nonnenkloster, ist ein unscheinbares einstöckiges Backsteingebäude. Das großartigste Bauwerk L.s ist der unter Johann V. 1732—38 aus Marmor-

Digitized by Google

quadern aufgeführte Aquäduct von Alcántara, welcher der Stadt von dem 8 Kilom. entfernten Flecken Bellas Trinkwasser zuführt und das Alcántarathal auf 35 Bogen überschreitet, von denen der mittelste 65 Mt. hoch ist; im ganzen hat der Aquäduct 127 Bogen. Das von Emanuel d. Gr. 1499 gestiftete ehemalige Hieronymitenkloster Belém (Bethlehem) im gleichnamigen westl. Stadtviertel, ein gewaltiges Gebäude von halb maurisch-byzant., halb roman.-goth. Bauart, mit prachtvoll verziertem Kreuzgang und gothischer, die Grabmäler Emanuel's d. Gr., Johann's III., Alfons' IV. und des Cardinals Heinrich enthaltender Kirche, ist jetzt Waisen- und Findelhaus. Merkwürdig ist auch unweit dieses Klosters die Torre de Belém, ein alter, dicker, schönverzierter Thurm von arab. Bauart auf einer Sandbank des Tejo, auf dessen Plattform eine den Strom beherrschende Batterie sich befindet. Ueberdies sind zu nennen das königl. Schloß Bemposta im Nordosten der Stadt, worin sich die Heerschule befindet, das Theater San-Carlos für die ital. Oper und das Theater Donna-Maria für das nationale Schauspiel, die Münze, die Getreidehalle, die Polytechnische Schule, das Armee-Arsenal, das vorzüglich eingerichtete Marine-Arsenal, die königl. Werfte und Docks. Zu den wichtigern Bildungsanstalten zählen das Lyceum, mehrere Lateinschulen, eine Anzahl öffentlicher und Privatschulen für den Elementarunterricht, darunter eine trefflich eingerichtete deutsche Schule, die mit der prot. Kirche verbunden ist, die Normalschule für Volksschullehrer, mehrere geistliche Seminarien, die königl. Polytechnische Schule, die Handelsschule, die medic.-chirurgische Akademie, das Militärcolleg (Cadettenhaus), die Heerschule hauptsächlich für Fortification und Artillerie, die Marineschule mit Sternwarte (38° 42′ nördl. Br. und 8° 31′ östl. L. von Ferro) und dem meteorolog. Observatorium, das königl. Ackerbau-Institut mit Thierarzneischule, einer Versuchsanstalt zu Bemposta, einer großen Baumschule zu Campo-Grande u. s. w. Auch hat L. eine Akademie der schönen Künste, ein königl. Conservatorium für Musik, eine Akademie der Wissenschaften (1778 gegründet und 1851 reorganisirt) mit einer Bibliothek und einem botan. Garten, zwei öffentlichen Bibliotheken, von denen die Nationalbibliothek 150,000 Bände und gegen 10,000 Manuscripte enthält. Mit ihr ist die sehr reiche königl. Münzsammlung verbunden. Ferner das berühmte königl. Staatsarchiv der Torre do Tombo, welches sich mit der Pairs- und Deputirtenkammer im ehemaligen Benedictinerkloster San-Vento befindet und eine ungeheuere Menge von Documenten (darunter 82,902 auf Indien bezügliche) enthält. Die wichtigsten Wohlthätigkeitsanstalten sind die Sta.-Casa da Misericordia, verbunden mit einem großartigen Findel- und Waisenhaus, das königl. Hospital San-José (die Klinik), die Casa-Pia in den Räumen des Klosters Belém, eine großartige Waisen- und Findelkinder-Erziehungsanstalt, die Irrenanstalt in dem ehemaligen Kloster Rilhafolles u. a. Bemerkenswerth sind außerdem mehrere Gefängnisse, die Limoeira oder das Detentions- und Correctionshaus.

L. war früher berüchtigt wegen seiner Unsicherheit und seines Schmutzes, die jedoch seit Organisation der königl. Municipalgarde und Eröffnung der Gasbeleuchtung (1848) geschwunden sind. Die Industrie der Stadt ist von geringer Bedeutung. Außer der Fabrikation von Schmucksachen, Filigran-, Gold- und Silberwaaren, einer hier uralten Industrie, blühen in der Stadt und ihren Umgebungen vorzüglich die Spinnerei und Weberei von Baumwolle, Hanf, Wolle und Seide. Ferner bestehen eine großartige königl. Tabacks- und Cigarrenfabrik, die königl. Porzellan-, Talg- und Seifenfabriken, Eisengießereien, Zuckerraffinerien, eine Maschinenfabrik, verschiedene Fabriken für Chemikalien, musikalische Instrumente, Waffen, Glas, Papier, Steingut u. s. w. sowie Salinen am Tejo. Bedeutender ist L. als Handelsplatz. Unter den Handelshäusern sind mehrere hundert ausländische, vorzüglich englische. Unter den Creditanstalten nimmt die Bank von L. (gegründet 1822) den ersten Rang ein. Ferner bestehen ein Crédit mobilier (seit 1858), drei Assecuranzgesellschaften, Dampfschifffahrts- und Eisenbahngesellschaften, eine Börse, eine Handelskammer, ein Handelsgericht und zahlreiche Consulate der auswärtigen Mächte. Durch Eisenbahnen ist L. mit Oporto, Badajoz und Beja, durch mit Dampf betriebene Tramways mit Torresvedras und Cintra verbunden. Directe Dampfschifffahrtsverbindungen ins Ausland bestehen nach Malaga über Cadix und Gibraltar, nach Madeira, nach St.-Nazaire über Vigo, nach Liverpool, Southampton, Rio de Janeiro, Montevideo, Buenos-Ayres u. s. w. Der Eingang zur Bai von L., die Entrada do Tejo, ist für die Passage ohne Lootsen gefährlich, indem sie in der Breite von etwa 600 Mt. von einer submarinen Felsenbank, Dente do Cachopo, durchsetzt und dadurch in zwei Kanäle getheilt wird. Den Eingang vertheidigen die beiden Forts San-Julião am rechten Ufer und Bugio oder San-Lourenço auf dem Cachopo. Der Schifffahrtsverkehr L.s hat sich neuerdings wieder gehoben; ausgeführt werden namentlich Kartoffeln, Olivenöl, Südfrüchte, Wein, Salz und Erze.

Digit

L. hieß im Alterthum Olisippo oder Ulisippo, als röm. Municipium Felicitas Julia, bei den Sueven und Westgothen Olisippona und Ulyssipona, bei den Arabern Al-Oschbuna und Lischbuna. Den Arabern, denen die Stadt 716 in die Hände fiel, wurde sie im Laufe der Zeit wiederholt entrissen, bis sie 25. Oct. 1147 Alfons I. von Portugal mit Hülfe von deutschen, flandr., engl. und franz. Kreuzfahrern für immer zu einer christlichen machte. Unter den christl. Königen wuchs die Bedeutsamkeit der Stadt rasch. Im 14. Jahrh. wurde sie von Ferdinand I. mit festen Mauern und Thürmen umgeben, der untere offene Theil aber durch Heinrich II. von Castilien geplündert und in Brand gesteckt. Von König Johann I. von Portugal zur Residenz erhoben, später von Emanuel d. Gr. zum Ausgangspunkt der portug. See-Expeditionen gemacht, blühte L. zu dem bedeutendsten Handelsorte Europas, zu einem Weltmarkte empor, sank aber wieder seit der Einnahme und den Blutgerichten des Herzogs Alba (1580) unter der Herrschaft der Spanier, die erst 1640 vertrieben wurden. Die unter dem Hause Braganza wieder aufgeblühte und befestigte Stadt zählte mehr als 300,000 E., als sie durch das Erdbeben vom 1. Nov. 1755 und die gleichzeitigen Ueberflutungen und Feuersbrünste zu zwei Drittheilen zerstört wurde. Nur durch die Energie des Ministers Pombal stieg sie rasch aus Schutt und Asche wieder empor. Vom 29. Nov. 1807 bis zu der 30. Aug. 1808 durch die Engländer erzwungenen Räumung schmachtete L. unter der von Junot befehligten franz. Occupation.

List (Friedr.), einer der berühmtesten deutschen Nationalökonomen und Publicisten, geb. 6. Aug. 1789 zu Reutlingen, widmete sich theils theoretisch, theils praktisch dem Verwaltungsfache, in welchem er auch mehrere Jahre angestellt war. Im Herbst 1817 ward er als Professor der Staatswirthschaft und Staatspraxis nach Tübingen versetzt, fühlte sich aber in dieser Stellung wenig behaglich, sodaß er 1819 seine Entlassung nahm. Schon vorher war er als Consulent des deutschen Handelsvereins thätig gewesen, für den er bis 1821 durch Reisen und schriftstellerische Arbeiten eifrig wirkte. Inzwischen von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten in die würtemb. Kammer erwählt, sah er sich wegen einer lithographirten Petition, welche eine Reihe von Missständen der Verwaltung und Rechtspflege rügte, in Anklagestand versetzt. Auf Verlangen der Regierung erfolgte darum im Febr. 1821 seine Ausschließung aus der Ständeversammlung, und der Gerichtshof zu Eßlingen verurtheilte ihn 6. April 1822 zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe. L. begab sich nach dem Elsaß in der Hoffnung, eine Milderung oder Aufhebung dieses Urtheils zu erlangen, und nachdem er sich dritthalb Jahre hindurch im Elsaß und der Schweiz aufgehalten, kehrte er im Herbst 1824 in die Heimat zurück. Hier ward er aber auf den Asperg gesetzt, von dem man ihn im Jan. 1825 entließ, weil er beabsichtigte, nach Amerika auszuwandern. L. siedelte sich dort in Pennsylvanien an. Er nahm nun seine nationalökonomischen Studien wieder auf und schrieb die «Outlines of a new system of political economy» (Philad. 1827). Er griff darin die herrschende Theorie A. Smith's an, warf derselben irrthümliche Verwechselung von Tauschwerthen und productiven Kräften vor und setzte deren Kosmopolitismus die Grundzüge einer nationalen Volkswirthschaftslehre entgegen. Zugleich faßte er schon damals das erst im Entstehen begriffene Eisenbahnwesen im großen Stile auf. Eine glückliche Entdeckung von Kohlenflötzen gab ihm außerdem materiell eine ganz unabhängige Stellung, indem er einen Theil der Grundstücke an sich brachte und sich mit mehrern Kapitalisten zum Anbau der Gegend verband. Eine Eisenbahn und zwei Städte (Port-Clinton und Tamaqua) entstanden in dem vorher wüst liegenden Landstriche. Doch im Hintergrunde aller seiner Plane lag nur Deutschland, und er ergriff daher bereitwillig die Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren. Schon längere Zeit mit den bedeutendsten amerik. Staatsmännern in Verbindung, ward er 1830 zum Consul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt, welche Stelle er übrigens nie antrat. Er verweilte einige Zeit in bestimmten Aufträgen zu Paris, suchte auch in Frankreich für das Eisenbahnwesen und seine Handelsansichten Propaganda zu machen und kehrte dann, trotz mancher Widerwärtigkeiten, mit dem Entschlusse nach Amerika zurück, sich wieder dauernd in der Alten Welt anzusiedeln. Im J. 1832 ging er mit den Seinigen nach Europa und lebte erst eine Zeit lang in Hamburg, dann seit 1833 in Leipzig. Hier regte er nicht nur zum Bau der Bahn zwischen Leipzig und Dresden an, sondern verfolgte auch zuerst den großen Gedanken eines Eisenbahnnetzes, als Grundlage eines nationalen Transportsystems. Die Schrift «Ueber das sächs. Eisenbahnsystem, als Grundlage eines deutschen Eisenbahnsystems» (Lpz. 1833), das «Eisenbahn-Journal» (1835 u. 1836) und das Buch «Ueber ein deutsches National-Transportsystem» (Altona 1838) verdanken diesem Bestreben ihre Entstehung. Zu Ende 1837 begab er sich nach Paris, wo er die nationalökonomischen Studien mit neuem Eifer aufnahm und die wichtigsten dahin einschlagenden Fragen in

Digitized by Google

einer Reihe von größern Aufſätzen für die «Allgemeine Zeitung» behandelte. Aus dieſen Arbeiten entſtand das «Nationale Syſtem der polit. Oekonomie» (Bd. 1, Stuttg. 1841), womit er nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland hervortrat. In lebhafter Polemik gegen das A. Smith'ſche Syſtem, herausfordernd und im Ton eines beredten Agitators, führte er die Anſicht durch, daß eine jede Nation vor allem ihre eigenen Hülfsquellen zum höchſten Grade der Selbſtſtändigkeit und harmoniſchen Entwickelung bringen, die eingeborene Induſtrie durch Schutz nöthigenfalls unterſtützen und den nationalen Zweck einer dauernden Entwickelung productiver Kräfte überall dem pecuniären Vortheil Einzelner vorziehen müßte. Die Bewegung und das Intereſſe benutzend, welche die Schrift erregte, ſuchte L. die deutſchen Induſtriellen zu einer größern Aſſociation und gemeinſamer Verfolgung ihrer Intereſſen anzuregen. Er nahm ſeinen Wohnſitz in Augsburg, gründete das «Zollvereinsblatt» (1843) und ſprach und ſtritt nun für Erweiterung des Zollvereins, Aufrichtung eines nationalen Handelsſyſtems und Gründung einer deutſchen Flotte. Im Herbſt 1844 ging er nach Oeſterreich und Ungarn und fand dort bei den verſchiedenſten Parteien lebhafte Anerkennung. Zugleich ſchrieb er über die ökonomiſche und polit. Lage Ungarns einige Aufſätze, die als ein bleibendes Denkmal ſeiner praktiſchen Vorausſicht gelten dürfen. In dieſer Weiſe unabläſſig thätig, nicht ohne Schroffheit und Einſeitigkeit, aber anregend, friſch und von einer merkwürdigen geiſtigen Elaſticität, wurde L. allmählich eine Macht im öffentlichen Leben Deutſchlands, die durch Anfeindung der Gegner nicht mehr verdrängt werden konnte. Im J. 1846 machte er eine Reiſe nach England, um den in einer Denkſchrift über eine Allianz zwiſchen Großbritannien und Deutſchland entwickelten Gedanken praktiſch zu verfolgen, kehrte aber ohne Ergebniß nach Deutſchland zurück. Tief verſtimmt und körperlich leidend, ſuchte er in den Alpen Erholung, kam aber nur bis Kufſtein, wo er, von Krankheit und Trübſinn überwältigt, 30. Nov. 1846 ſein Leben durch einen Piſtolenſchuß endete. L.'s «Geſammelte Schriften» nebſt Biographie gab Häuſſer aus ſeinem Nachlaſſe heraus (3 Bde., Stuttg. 1850—51). In neueſter Zeit iſt infolge der wiedererwachten Schutzzollbewegung das von Rau, Brüggemann und andern Nationalökonomen längſt widerlegte Buch von L. neu aufgelegt worden. Es führt den Titel «Das nationale Syſtem der polit. Oekonomie» (6. Aufl., Stuttg. 1877).

Liſta y Aragon (Don Alberto), ausgezeichneter ſpan. Dichter und Gelehrter, geb. 15. Oct. 1775 in Triana, einer Vorſtadt von Sevilla, ſtudirte auf der Univerſität zu Sevilla Philoſophie, Theologie und Mathematik und wurde ſchon in ſeinem 15. Jahre zum Profeſſor der Mathematik an der Lehranſtalt der Geſellſchaft der Landesfreunde zu Sevilla ernannt. Später unterrichtete er an verſchiedenen Schulen in Sevilla und trug auch durch ſeine trefflichen Lehrbücher weſentlich zur Bildung der Jugend bei. Infolge der franz. Invaſion verlor er ſeine Stellung in Sevilla. Als Afranceſado mußte er 1813 das Vaterland verlaſſen, und erſt 1817 durfte er dahin zurückkehren, wo er erſt in Bilbao, dann in Madrid als Lehrer und Redacteur mehrerer Zeitſchriften wirkte. Von neuem 1823 flüchtig, lebte er in Bayonne, Paris und London, kehrte aber 1833 nach Spanien zurück und wirkte dann als Lehrer in Madrid, Cadix und zuletzt in Sevilla, wo er 5. Oct. 1848 ſtarb. Unter L.'s Werken ſind hervorzuheben: «Poesías» (Madr. 1822; 2. Aufl., 2 Bde., 1837), «Trozos escogidos de los mejores hablistas castellanos en prosa y verso» (2 Bde.), eine Muſterſammlung der ſpan. Poeſie und Beredſamkeit; «Tratado de matemáticas puras y mixtas», das in Spanien verbreitetſte Lehrbuch über alle Theile der mathem. Wiſſenſchaften. Als lyriſchem Dichter iſt es ihm beſonders gelungen, die altſpan. Glut und Farbenpracht mit dem geläuterten Geſchmack, der Reflexionstiefe und der eleganten Form der Modernen zu vereinen. Endlich iſt er auch als Kritiker ausgezeichnet durch die für die Geſchichte des ſpan. Dramas wichtigen «Lecciones de literatura dramática española» (Madr. 1839) und «Ensayos literarios y críticos» (2 Bde., Sevilla 1844).

Liſter (Joſ.), engl. Chirurg, ſeit 1864 Spitalarzt in Glasgow, ſeit 1869 Profeſſor der Chirurgie in Edingburgh, hat ſich durch Einführung der antiſeptiſchen Verbandmethode einen großen Namen gemacht. Dieſe gewöhnlich Liſter'ſche Methode genannt, beruht auf dem Princip, die Fäulnißerreger, welche die Urſache der Entzündung, Eiterung und aller übeln Wundkrankheiten ſind, von den Wunden ſtrengſtens fernzuhalten. Zu dem Zweck wird alles, was mit der Wunde in Berührung kommt, die benachbarte Haut, die Hände und Inſtrumente des Arztes, die Luft, vorher durch ein fäulnißwidriges Mittel, die Carbolſäure (ſ. d.), gereinigt, die Wunde ſelbſt, wenn nöthig, mit einem ſolchen Mittel ausgewaſchen und endlich mit Verbandſtücken, die mit Carbolſäure imprägnirt ſind, bedeckt. Dieſes Verbandverfahren (Liſter'ſcher Verband) hat allen Erwartungen durchaus entſprochen und die Gefahren der Wunden und Verletzungen, namentlich auch der Operationen ſehr beträchtlich vermindert.

Digitized by Google

Liſter und Mandal, das ſüdlichſte Amt Norwegens, 6278 QKilom. groß mit (1875) 79,030 E., grenzt im O. an Nedenäs Amt, im W. an Stavangers und hat im S. eine lange von vielen kleinen Fjorden eingeſchnittene Küſte an der Nordſee. In den Flußthälern lebt die Bevölkerung von Ackerbau, an der Küſte von Fiſcherei und Seefahrt. Das Amt zerfällt in zwei Vogteien, Liſter und Mandal, und hat nur zwei Städte: Chriſtiansſand (ſ. d.) und Flekkefjord (1694 E.).

Liſzt (Franz), der größte Klavierſpieler und nächſt Paganini der größte Virtuos der neuern Zeit, wurde 22. Oct. 1811 in dem ungar. Orte Raiding geboren. Sein Vater, ein Rechnungsofficiant des Fürſten Eſterhazy, war ſelbſt muſikaliſch genug gebildet, um die erſte Entwickelung des jungen Talents zu leiten. Im neunten Jahre ſpielte L. zum erſten mal öffentlich und erregte allgemeines Staunen. Durch die Unterſtützung der Grafen Amadé und Szapary wurde der Vater in den Stand geſetzt, nach Wien zu gehen, wo Czerny den Unterricht des jungen L. übernahm und auch Salieri ſich für ihn intereſſirte und in der Compoſition unterwies. Nach 18 Monaten eifriger Studien trat er auch hier mit dem glänzendſten Erfolge auf. Darauf wandte ſich der Vater mit ihm nach Paris, um ihn im Conſervatorium ſeine Bildung vollenden zu laſſen, wo er indeß von Cherubini als Ausländer abgewieſen wurde. Doch das Talent des jungen Künſtlers brach ſich ſelbſt Bahn. Er ſpielte vor dem Herzog von Orléans, und bald war der geiſtreiche, friſche Knabe der Liebling der pariſer Welt. Nachdem er zweimal nach England gereiſt, wo er ebenfalls viel Aufſehen erregte, wurde 1825 eine Oper, «Don Sancho», von ihm in der Académie Royale aufgeführt, die jedoch keinen nachhaltigen Erfolg hatte. Nach einem Ausfluge in die Schweiz 1827 unternahm L. eine dritte Reiſe nach England; doch ſeine wankend gewordene Geſundheit veranlaßte den Vater, ihn in die Bäder von Boulogne zurückzuführen. Hier ſtarb der Vater, und L. kehrte nach Paris zurück. Offen allen Eindrücken der Außenwelt, ſchrieb er nach Ausbruch der Julirevolution eine «Symphonie révolutionnaire», die er aber nicht veröffentlichte. Im J. 1831 hörte er Paganini, und der durch dieſen erregte Eindruck beeinflußte ſeine ganze ſpätere Richtung. Nachdem er 1833—35 in Genf in ziemlicher Zurückgezogenheit gelebt, kehrte er nach Paris zurück, wo er mit Thalberg in Rivalität trat, und 1837 begab er ſich nach Italien, woſelbſt er bis gegen Ende 1839 verweilte. Von 1840—48 unternahm er jene großen Kunſtreiſen, die ſeinen Ruhm durch ganz Europa trugen und ihm Triumphe und Auszeichnungen einbrachten wie wol keinem ausübenden Künſtler vor ihm. Im J. 1848 verließ er dann die Laufbahn als reiſender Virtuos und wandte ſich nach Weimar. Hier wirkte L. fortan als Hofkapellmeiſter (nachdem er den Titel ſchon 1844 erhalten) und wurde der Mittelpunkt eines Kreiſes von Schülern und Anhängern, der für die Ideen und Erzeugniſſe Richard Wagner's und Berlioz', ſowie für die daraus hergeleiteten Beſtrebungen eifrigſte Propaganda machte und das muſikaliſche Leben jener Reſidenz ſehr anregend geſtaltete. Nachdem er 1859 ſeine Stelle in Weimar niedergelegt hatte, wandte er ſich nach Rom, wo er 1865 in den geiſtlichen Stand trat und fortan als Abbé lebte. In neueſter Zeit hält er ſich zeitweilig in Peſt auf, wo er an der neugegründeten Landesmuſik-Akademie die Oberleitung des Klavierſpiels beſorgt. Was L. als Klavierſpieler geleiſtet und noch leiſtet, iſt nach allen Seiten hin eminent und wunderbar. Auf den höchſten, vor ihm für unerreichbar gehaltenen, ja nicht geahnten Gipfeln der Mechanik bewegt er ſich mit verwegenſter Sicherheit, und alles, was er vorträgt, führt den Stempel vollendeter Genialität. Doch darf ihm der Vorwurf nicht erſpart bleiben, daß er die Erzeugniſſe fremder, namentlich der claſſiſchen Meiſter oft zu wenig objectiv behandelt und zu ſehr mit ſeiner eigenen Individualität durchſetzt. An Gedächtnißkraft und an Fertigkeit des Primaviſta-Spielens hat er kaum ſeinesgleichen. Bei den Leiſtungen L.'s als Componiſten hat man zu unterſcheiden zwiſchen dem, was er während ſeiner Virtuoſenlaufbahn, und zwiſchen dem, was er nach 1848 geſchaffen hat. Die Erzeugniſſe jener frühern Periode ſind zum allergrößten Theil Klavierſtücke, die als Wiederſpiegelung ſeiner enormen Virtuoſität und durch viele neu aufgeſchloſſene Klavierefecte Intereſſe gewähren, wenn auch darin die eigene Erfindung nur Dürftiges und wenig Geſundes bietet. Die Arbeiten ſeiner ſpätern Zeit verfolgen indeß andere Zwecke. L. tritt darin als ein Componiſt auf, der die beſtehenden Kunſtformen nach ſeiner individuellen Empfindung zu geſtalten und die geſammte Tonkunſt in neue Bahnen einzulenken ſucht, wobei er ſich auf mancherlei ſtützt, was Wagner und Berlioz ihm vorgearbeitet haben. Das in dieſem Sinne von ihm Geſchaffene beſteht hauptſächlich in Orcheſterſtücken, die er «ſymphoniſche Dichtungen» benannt hat («Taſſo», «Die Hunnenſchlacht», «Fauſt», «Die Ideale», «Orpheus», «Prometheus» u. ſ. w.), dann in einigen Inſtrumentalſachen und in kirchlichen Werken (eine große Meſſe, die Oratorien: «Die heil. Eliſabeth» «Chriſtus» u. ſ. w.). Der Streit, der ſich über dieſe Productionen, ſowie über die Wagner-

Digitized by Google

Berlioz-L.'schen Bestrebungen überhaupt in der musikalischen Welt entsponnen, hat zur Zeit seinen Abschluß noch nicht gefunden. Auch als geistvoller Schriftsteller bekundet sich L. sowohl in Journalen wie in den Schriften «De la Fondation-Goethe à Weimar» (Lpz. 1851), «Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner» (Lpz. 1851), «Fr. Chopin» (Par. 1852) und «Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie» (Par. 1859). Eine eingehende Charakteristik gab er über den Liederdichter Robert Franz (Lpz. 1872). Vgl. Nohl, «Beethoven, L., Wagner. Ein Bild der Kunstbewegung unsers Jahrhunderts» (Wien 1874).

Lit de justice (franz.) hieß ursprünglich der erhabene Sitz, auf welchem die alten Könige von Frankreich, umgeben von ihren Baronen und Pairs, Gericht hielten. Nachdem sich die Parlamente (s. d.) zu stehenden Gerichtshöfen ausgebildet, erschien der König mit den Pairs in außergewöhnlichen Fällen, z. B. bei Rechtssachen der großen Vasallen, Mündigkeitserklärungen, Staatsangelegenheiten, und gab persönlich seinen Willen zu erkennen. Diese feierliche Sitzung behielt den Namen Lit de justice und hatte keine üble Bedeutung. Als jedoch die Parlamente eine polit. Gewalt geltend machten und nicht selten die Eintragung der Edicte des Hofs in ihre Protokolle verweigerten, so bedienten sich die Könige solcher Sitzungen auch, um das sog. Enregistrement, welches die übliche Form der Gesetzpromulgation war, zu erzwingen. In diesen Fällen hatten die Sitzungen den Charakter und die Bedeutung von Staatsstreichen. Der König erschien in der Sitzung mit seinen Hofbeamten und ließ sich unter einem Thronhimmel auf einem aus fünf Kissen gebildeten Sitze nieder. Der Kanzler hielt dabei den Vortrag, leitete die mündliche Abstimmung, die jedoch ohne Discussion vor sich ging, und befahl im Namen des Königs die Einregistrirung der beliebten Verordnungen. Besonders berühmt ist das Lit de justice von 1626, wo der Generaladvocat Servin zu den Füßen Ludwig's XIII. todt zu Boden sank, in dem Augenblicke, als er seine Vorstellungen anbrachte; das von 1663, in welchem Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche und in Sporen erschien, und das von 1787, in welchem der Vorschlag zur Versammlung der Generalstaaten (s. d.) gemacht wurde.

Litanei (vom griech. λιτανεία, das Bitten) hieß in der alten christl. Kirche das Bittgebet. Später aber bezeichnete man mit jenem Ausdrucke vorzugsweise feierliche, besonders an Buß- und Festtagen gebräuchliche Gebete, die mit Responsorien (s. d.) verbunden waren, namentlich mit dem Gesange: Herr, erbarme dich! Seit dem 5. Jahrh. gebrauchte man die L. als Bußgebet zur Abwendung allgemeiner Uebel, z. B. bösartiger Krankheiten, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w. Als Verfasser berühmter L. werden in der alten Kirche Ambrosius, Mamertus, Gregor d. Gr. und andere genannt. Bei besondern Gelegenheiten wurden auch feierliche Buß- und Bittandachten mit Processionen gehalten, bei welchen das Volk barfuß ging und L. sang. Solche Processionen mit L. ordnete Mamertus, Bischof von Vienne, auf Veranlassung einer entstandenen Landplage für drei Tage vor Himmelfahrt an. Seine L. heißt in der kath. Kirche die kleinere L. Gregor d. Gr. erweiterte diese Feierlichkeit durch neue Ceremonien und stellte aus den vorhandenen L. eine neue, die größere L. (litania septiformis oder major), zusammen, bestimmte für sie den 25. April und ordnete überhaupt die Stationen für den wöchentlichen Gebrauch der L. an. Seine größere L. wurde in der abendländ. Kirche das Muster für die Abfassung dieser Buß- und Bittgebete. Die Reformation hat die L. in der prot. Kirche beibehalten, aber ihnen eine evang. Einrichtung gegeben; hier werden sie in der Regel nur an Bußtagen abwechselnd vom Geistlichen gesprochen und von der Gemeinde gesungen. — Bei den Herrnhutern heißt die Sonntags vormittags der Predigt vorangehende Betstunde L.

Litauen, minder richtig auch Lithauen und Littauen, früher ein dem poln. Reiche unterworfenes Großherzogthum, bestand vor der Theilung Polens aus drei Ländermassen: 1) aus dem eigentlichen L. oder Litwa, welches die Wojwodschaften Wilna und Troki bildete; 2) aus dem Herzogthum Samogitien (s. d.), und 3) aus dem litauischen Rußland oder den Wojwodschaften, die L. in früherer Zeit den Russen abgenommen hatte, nämlich dem alten Polesien, Schwarzrußland oder Nowogrodek und Weißrußland oder Minsk, Mcisclaw, Witebsk, Smolensk, Polozk und poln. Livland. Durch die Theilung Polens ist jener etwa 275,000 QKilom. umfassende Länderstrich zwischen Rußland und Preußen so getheilt worden, daß Rußland daraus die fünf Gouvernements Wilna, Grodno, Mohilew, Witebsk und Minsk bildete, während die preuß. Erwerbungen von L. gegenwärtig den Hauptbestandtheil des ostpreuß. Regierungsbezirks Gumbinnen ausmachen. Die Litauer kamen früh in Kämpfe mit Rußland, dem sie anfangs gehorchten, von dem sie sich jedoch schon im 12. Jahrh. losrissen. Um 1235 wird Ringold als erster Großherzog von L. genannt. Ein Jahrhundert später erlangte das Land eine hohe Bedeutung. Der Großfürst Gedimin nahm den Russen 1320 ganz Volhynien,

Digitized by Google

Kijowien (Kiew), Sewerien (Nowgorod Sewerskl) und Czerniechovien (Tschernigow) ab, und sein Nachfolger Olgerd stand sogar dreimal vor den Thoren Moskaus. Der Sohn des letztern, Jagello, das Haupt des Jagellonenstammes, vereinigte 1386 L. mit dem poln. Reiche, dessen Thron er bestieg, in der Art, daß das Wahlrecht der litauischen Großfürsten den poln. Königen zustehen solle. Unter Sigismund August wurde 1569 auf dem Reichstage zu Lublin die Union beider Völker beschlossen. Durch die Theilung Polens, besonders durch die beiden letzten von 1793 und 1795, wurde jenes Verhältniß indeß wieder aufgehoben. Das Klima in L. ist gemäßigt und gesund, das Land flach, von vielen Sümpfen, Heiden und Sanddünen durchzogen, doch auch mit ergiebigen Stellen für den Landbau. Die Düna, der Dnjepr, Niemen, Pripet und Bug sind fischreiche Ströme. Berühmt sind die kleinen, doch starken und muthigen litauischen Pferde, die Elenthiere und Auerochsen, die es besonders in der Bialowiczer Heide (s. d.) gibt, wo auch Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, wilde Schweine, Biber, Adler, Schildkröten u. s. w. hausen. Getreide-, Flachs- und Hanfbau, Viehzucht, Bienenzucht und Jagd sind Haupterwerbsquellen.

Die Litauer bilden mit den Letten sowie den seit dem 17. Jahrh. germanisirten alten Preußen eine eigene Völker- und Sprachenfamilie (die litauische, lettische oder baltische), welche mit der slawischen zunächst verwandt ist und mit dieser gemeinschaftlich einen der Hauptäste (den litu-slawischen) des großen indogerman. Stammes (s. Indogermanen) bildet. Das litauische Sprachgebiet liegt theils innerhalb Preußens, größtentheils innerhalb Rußlands; eine Linie von Labiau am Kurischen Haff bis Grodno, von da bis Dünaburg, dann die Südgrenze Kurlands, endlich die Küstenlinie von Polangen bis Labiau umschließt das ganze Sprachgebiet, innerhalb dessen die Zahl der litauisch Redenden auf $1^1/_2$—2 Mill. (wovon etwa 140,000 auf Preußen kommen) geschätzt wird. Schamaiten (litauisch Niederländer), poln. Żmudź, ist die Bezeichnung der innerhalb Rußlands wohnenden Litauer. Das lettische Sprachgebiet umfaßt ganz Kurland, die südl. Hälfte Livlands und zweigt etwas in das russ. Gouvernement Witebsk über; die Zahl der Letten wird auf 1 Mill. angegeben. Die litauische Sprache zeichnet sich wenigstens in einigen Theilen der Grammatik durch große Alterthümlichkeit aus und hat dadurch für die vergleichende Grammatik, vor allem für die der slaw. Sprachen, besondere Bedeutung. Man pflegt als Hauptdialekt den hochlitauischen (südlich vom Niemen) und den niederlitauischen (zemaitischen), nördlich vom Niemen zu unterscheiden, doch ist diese Unterscheidung ungenau und die Forschungen über litauische Dialektologie noch sehr in den Anfängen. Auf dem sog. Hochlitauischen beruht die Schriftsprache der preuß. Litauer. Dem Litauischen sehr nahe stand das ausgestorbene Preußische, dessen Gebiet zwischen unterer Weichsel (von Thorn abwärts) und Niemen lag. Das Lettische ist eine in Laut und Form weit jüngere Sprache. Zur Schriftsprache sind sowol das Litauische als das Lettische erst nach Einführung der Reformation geworden. In beiden Sprachen erschienen zwar zahlreiche Schriften im Druck, dieselben sind jedoch, gemäß ihrer Bestimmung für das Landvolk, meist nur religiösen, theilweise auch gemeinnützigen und unterhaltenden Inhalts, sodaß von einer eigentlichen nationalen Literatur weder bei Litauern noch bei Letten die Rede sein kann. Die beste Bearbeitung des Litauischen ist die von Schleicher, «Handbuch der litauischen Sprache» (2 Thle., Prag 1856—57); nächstdem Kurschat, «Grammatik der litauischen Sprache» (Halle 1876); Wörterbücher schrieben Nesselmann (Königsb. 1851) und Kurschat (Bd. 1 u. 2, Halle 1869—74). Die Volkslieder wurden gesammelt von Nesselmann («Litauische Volkslieder», Berl. 1853; mit Uebersetzung); Lieder, Märchen, Sagen und Sprichwörter enthält Schleicher's Handbuch im zweiten Theil (übersetzt erschienen, Weim. 1857); der einzige Nationaldichter der Litauer ist Christian Donalitius (s. d.). Die Reste des Altpreußischen wurden erläutert von Nesselmann («Die Sprache der alten Preußen», Berl. 1845), der Wortschatz gesammelt von demselben («Thesaurus linguae Prussicae», Berl. 1873). Das Lettische ist ausgezeichnet bearbeitet von Bielenstein («Die lettische Sprache», 2 Bde., Berl. 1863—64, und «Lettische Grammatik», Mitau 1863), das beste Wörterbuch ist Ullmann's «Lettisches Wörterbuch» (Riga 1872). Die Lettisch-Literarische Gesellschaft gibt eine neue Sammlung der Volkslieder heraus (Lpz. 1875 fg.).

Liter, franz. Litre, heißt die Einheit der franz., deutschen (seit 1872) und österr.-ungar. (seit 1876) Hohlmaße für trockene und flüssige Dinge. Das L. hat den Inhalt eines Kubikdecimeters (Kubikzehntelmeter) und ist daher = $^1/_{1000}$ Kbmt. = 50,4124378 alte par. Kubikzoll. Dasselbe wird eingetheilt in 10 Deciliter zu 10 Centilitern zu 10 Millilitern. Das Kiloliter hat 10 Hektolit. zu 10 Dekalitern zu 10 L. Für Getreide dient besonders das Hektoliter von 100 L. Im deutschen Maßgesetz wird das L. auch Kanne genannt, welcher Name sich aber nicht eingebürgert hat. Weiter ist das L. da in Anwendung, wo man ebenfalls das franz.

Digitized by Google

Maßsystem adoptirt hat, also namentlich in den Niederlanden (wo das L. als Trockenmaß auch Kop, Kopf, als Flüssigkeitsmaß auch Kan, Kanne, genannt wird), in Belgien, Italien (Litro), Spanien (Litro), Portugal (Litro), der Türkei (Eultchek, seit März 1874), Mexico, Guatemala und Costa-Rica (in diesen beiden Staaten wenigstens gesetzlich), Brasilien (seit 1874) und den südamerik. Republiken (wenigstens gesetzlich, doch nicht in Bolivia, der Argentinischen Conföderation und Paraguay). In Griechenland ist das gesetzlich verordnete L. bisher nur amtliches Maß. In Aegypten ist es seit 1875 zwar gesetzlich, aber im Verkehr noch nicht üblich.

Literarisches Eigenthum, die übliche, obwol nicht ganz richtige Bezeichnung derjenigen Rechte, welche der Verfasser eines Schriftwerks (analog beim künstlerischen Eigenthum der Urheber eines Kunstwerks) an demselben hat, und welche er, soweit es nutzbare Rechte sind, auf andere übertragen kann. (S. Autor, Geistiges Eigenthum und Urheberrecht.) Der Begriff des literarischen Eigenthums ist erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst entwickelt worden, um für den Urheber eines Geistesproducts oder den von ihm erwählten Verleger (s. Verlagsrecht) die Befugniß zur ausschließenden Vervielfältigung festzustellen sowie das Unrechtmäßige des Nachdrucks (s. d.) und Plagiats (s. Plagiarius) darzuthun.

Literat (vom lat. literatus, d. i. Gelehrter) ist der Name, mit dem man in neuerer Zeit solche Schriftsteller zu bezeichnen pflegt, welche ohne amtliche Stellung nur von literarischer Thätigkeit leben, namentlich wenn sich dieselbe auf Tagesschriftstellerei, Romane, publicistische Arbeiten und Theilnahme an Zeitschriften beschränkt.

Literatur und Literaturgeschichte. Literatur bezeichnet im weitesten Sinne die Gesammtheit aller schriftlichen Denkmale, in welchen die geistige Bildung und Entwickelung des Menschengeschlechts niedergelegt ist. Bei dem außerordentlichen Umfange, welchen das Wort in diesem Sinne hat, wird die gesammte Literatur in zahlreiche Unterabtheilungen nach verschiedenen Zeiten oder verschiedenen Völkern, oder den verschiedenen Gattungen der Schriftwerke zerlegt. Man unterscheidet eine Literatur des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit; eine Literatur der Griechen, Römer, Deutschen u. s. w.; eine prosaische und poetische, eine wissenschaftliche Literatur u. s. w. Die literarischen Erzeugnisse eines einzelnen Volks, in welchen dessen Eigenthümlichkeit besonders klar hervortritt, also namentlich seine Dichtungen, umfaßt man mit dem Namen Nationalliteratur. Bei dem fortschreitenden Entwickelungsgange aller Zeiten und aller Völker muß jede Darstellung der Literatur, wie weit oder eng dieselbe sei, geschichtliche Form annehmen, und es entsteht so die Wissenschaft der Literaturgeschichte. In frühern Zeiten beschränkte sich dieselbe meist darauf, die einzelnen Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. So schrieb J. F. Reimmann seinen «Versuch einer Einleitung in die historiam literarum» (7 Bde., Halle 1710—25). Seit Anfang des 19. Jahrh. hat man jedoch erkannt, daß eine wirkliche Geschichte der Literatur vor allen Dingen eine Darstellung des geistigen Lebens in seiner Entwickelung sein muß, an welche sich die Aufzählung von Schriftstellern und Schriften nur wie die nähern Belege anschließt. Werke von allgemeinem Umfang haben in diesem Sinne verfaßt: Joh. Gottfr. Eichhorn, «Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten» (6 Bde., Gött. 1805—12; Bd. 1, 2. Aufl. 1828); Wachler, «Handbuch der Geschichte der Literatur» (3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1833), und Gräße, «Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit» (3 Bde., jeder in mehrern Abtheilungen, Lpz. 1837—58; Bd. 4, Register, 1859). Die neuere Schule dieser Geschichtschreibung ist bestrebt, der Literaturgeschichte, ebenso wie der Kunstgeschichte (s. d.), eine culturgeschichtliche Grundlage zu geben, indem sie die jedesmalige Literaturentwickelung eines bestimmten Volks und Zeitalters auf die maßgebenden Grundlagen und Einwirkungen der jedesmaligen wissenschaftlichen, religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zurückzuführen sucht. Die Literaturgeschichte ist somit nicht etwa eine Geschichte der Bücher, wie die Bibliographie (s. d.), sondern eine Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen wie künstlerischen Formen. In dieser Weise haben z. B. Hettner in seiner «Literaturgeschichte des 18. Jahrh.» (2. u. 3. Aufl., 3 Bde., Braunschw. 1872), Gervinus in seiner «Geschichte der deutschen Dichtung» (5 Bde., Lpz. 1853), Biedermann in seinem Werke «Deutschland im 18. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1854—75), Julian Schmidt in seiner «Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1853) und Gosche in seinem «Jahrbuch der Literaturgeschichte» (Berl. 1865 fg.) diesen Zweig der Geschichtschreibung aufgefaßt.

Lithium, ein metallisches Element, dessen Oxyd, das Lithion, an Kieselsäure gebunden, 1817 von Arfvedson in dem Mineral Petalit entdeckt wurde. Es erhielt seinen Namen von λίθος (steinern), weil der Entdecker glaubte, es gehöre ausschließlich dem Mineralreiche an

Digitized by Google

und werde von den Pflanzen nicht aufgenommen, da er es vergeblich in den Pflanzenaschen als Begleiter von Kalium und Natrium suchte. Das L. findet sich in der Natur ziemlich verbreitet, aber nie in großer Menge. Außer im Petalit kommt es vor im Spodumen, Amblygonit, Triphyllin, Lepidolith, Turmalin. In vielen Mineralwässern ist es in sehr geringer Menge gefunden worden, so in den von Karlsbad, Franzensbad, Nauheim, Baden-Baden, Pyrmont, Marienbad, Kissingen, Hofgeismar, Bilin, Hall in Oesterreich, Kreuznach, Klausen in Steiermark und in großer Menge in einer heißen Quelle in der Nähe von Redruth in Cornwall, deren Wasser innerhalb 24 Stunden 8 Centner L. zu Tage fördern soll. Das reine metallische L. wird am besten dargestellt durch Zersetzung des Chlorlithiums mit Hülfe eines starken elektrischen Stroms. Es gehört in die Klasse der Alkalimetalle (Kalium, Natrium, Rubidium, Cäsium), ist silberweiß, läuft aber schnell an der Luft gelblich an. L. zeigt sich bedeutend leichter als Wasser (specifisches Gewicht = 0,59), schmilzt bei 180° C. und verflüchtigt sich in der Rothglut noch nicht. Es ist härter als Kalium und Natrium und weniger leicht oxydabel als diese, zersetzt jedoch Wasser energisch. Auch ist es dehnbar und zähe, sodaß man Draht aus ihm ziehen kann. An der Luft bis über seinen Schmelzpunkt erhitzt, verbrennt es mit intensivem Lichte zu Lithion, der einzigen Oxydationsstufe, die man genau kennt. Letzteres ist ein Alkali und dem Natron und Kali sehr ähnlich, in Wasser aber weniger leicht löslich. Es reagirt stark alkalisch, schmeckt scharf und brennend und zerstört die Oberhaut der Zunge sogleich. Die Lithionsalze (das kohlensaure Lithion ist als L. carbonicum officinell) sind alle in Wasser löslich, zeichnen sich im allgemeinen durch leichte Schmelzbarkeit aus und färben die Flamme roth. Das Spectrum der Lithiumverbindungen ist durch eine karminrothe Linie charakterisirt.

Lithochromie, die Kunst, mit Oelfarben auf lithographischen Stein zu malen und dann auf Malerleinwand die Gemälde abzudrucken, wurde von Malapeau in Paris erfunden und fand seit 1823 in Frankreich viel Beifall, ohne jedoch Wesentliches zu leisten. Eine ähnliche Erfindung ist Senefelder's Mosaikdruck. Gegenwärtig wird die L. oder Chromolithographie oder der Farben- oder Bilderdruck in sehr ausgedehntem Grade namentlich zur Verzierung von Titelblättern sowie zur Darstellung architektonischen und decorativen Schmucks angewendet, ja man stellt durch dieselbe auch landschaftliche und Figurengemälde mit größter Vollkommenheit dar. Man benutzt dazu für dasselbe Bild mehrere Platten, für jede Farbe eine besondere, deren Anzahl bis zu 20 steigen kann. (S. Farbendruck.)

Lithographie (griech.), s. Steindruck.

Lithophanien oder Lichtbilder sind in flache Gipsformen mit Reliefzeichnungen gepreßte dünne und nicht glasirte Porzellanplatten, welche im durchfallenden Lichte infolge der zweckmäßig abgestuften Dicke Licht und Schatten der Figuren mit einer sonst unerreichbaren Wärme und Weichheit im Uebergange der Töne zeigen. Eine große Aehnlichkeit mit den L. haben die unter dem Namen Email ombrant oder Email de Rubelles von Tremblay in Rubelles bei Melun angefertigten Platten von Porzellan, die in Bezug auf die Pressung das Entgegengesetzte der L. zeigen und deshalb nicht im durchfallenden, sondern im auffallenden Lichte betrachtet werden; man wendet diese Verzierung auf Tafelservice und Kacheln an; diese Gegenstände erhalten durch Formen eingedrückte Vertiefungen, welche dann mit halbdurchsichtiger gefärbter Glasurmasse ausgefüllt werden, wobei die tiefsten Stellen dickere Schichten von Glasur aufnehmen und daher dunkler erscheinen als die erhabenen Stellen, welche weniger mit Glasur bedeckt werden und dadurch heller bleiben. Die Oberfläche der Glasur ist glatt. Meist wendet man blau- oder grüngefärbte, selten dunklere Glasur an. Die aus gepreßter Papiermasse, anstatt aus Porzellan, hergestellten Lichtbilder (Linophanien) haben keinen Anklang gefunden.

Lithotomie und **Lithotritie** (griech.), s. Steinoperationen.

Litisdenunciation (lat.), Streitankündigung, ist diejenige processualische Handlung, durch welche die eine Partei, in der Regel der Beklagte, einen dritten, an den sie Regreßansprüche hat, von dem erhobenen Rechtsstreite in Kenntniß setzt und ihn zur Unterstützung in der Vertheidigung des ihr bestrittenen Rechts auffordert. Dies ist dann unbedingt nothwendig, wenn der betreffenden Partei eine Sache, welche sie von einem dritten erworben hat, durch einen vierten auf Grund von Rechten evincirt werden soll, die, wenn sie wirklich bestehen, schon vor der Erwerbung von seiten des Litisdenuncianten vorhanden sein mußten; hier kann der Besitzer nur Ersatz von seinem Vormanne fordern, wenn er ihm «litem denuncirt» hat. Die Deutsche Civilproceßordnung handelt von der Streitverkündung in den §§. 69—73, 462 und 470.

Litoral (lat.) bezeichnet im allgemeinen alles, was Küste, Ufer, Gestade, Strand u. s. w. betrifft oder dazu gehört, insbesondere das Küstengebiet, den Küstensaum, die Küstenlänge eines

Digitized by Google

Landes, dann aber auch das zu der Küste eines angrenzenden Landes gerechnete Seegebiet, über welches dieses Land gewisse Hoheitsrechte ausübt. (S. Seegebiet.)

Litorāle, d. i. Küstenland, heißt vorzugsweise das ungar. (kroat.) Küstenland, das sich in einer Länge von ungefähr 45 Kilom. am Adriatischen Meere an der nördlichsten Küste Dalmatiens von Fiume im Norden bis Novi im Süden hinzieht. Die Hauptstadt ist Fiume (s. d.). Als Freihäfen sind zu erwähnen die Städte Buccari und Porto-Ré, erstere (1870) mit 6816 E., letztere mit 2996 E. und zwei Castellen, die den Hafen schützen. Das L. gehörte früher zu dem Militärdistricte von Kroatien. Kaiser Joseph II. schlug es 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel und den Abzug der ungar. Landeserzeugnisse zu befördern. Von 1809—14 stand es unter franz. Herrschaft als ein Theil der Illyrischen Provinzen und kam 1814 wieder an Oesterreich.

Litta (Pompeo, Graf), aus einer Seitenlinie (L.-Biumi) eines reichen mailänd. Geschlechts, dessen Chef den Herzogstitel führt, geb. in Mailand 27. Sept. 1781, trat, sorgfältig erzogen, 1804 in den ital. Militärdienst, in welchem er in den Kriegen in Deutschland bei der Artillerie thätig war. Mit dem Ende des Königreichs Italien kehrte er in seine Vaterstadt zurück und widmete sich ganz histor. Studien. Sein Werk «Famiglie celebri d' Italia» (Lfg. 1—168, Mail. 1819—72), dessen Erscheinen 1819 mit der Geschichte der Sforza begann, ist ein großartiges Monument. Kein anderes Land hat eine ähnliche Arbeit von derselben Bedeutung aufzuweisen wie diese, in welcher überwiegend histor. Glaubwürdigkeit und treffliche Charakteristik hervorragender Personen durch die Fülle bildlicher Beilagen, Porträts, Denkmale u. s. w. unterstützt erscheinen. Bei diesen Vorzügen sieht man dem Verfasser den übergroßen Hang zu histor.-polit. Betrachtungen gern nach. Bis zu L.'s Tode waren 53 Familien erschienen, denen seitdem durch Odorici in Parma, Passerini in Florenz, F. Stefani in Venedig eine ganze Reihe von größtentheils sehr wichtigen Geschlechtern hinzugefügt wurde. Nach dem lombard. Aufstand von 1848 von der Provisorischen Regierung in Mailand zum Kriegsminister ernannt, vermochte L. den Anforderungen der stürmischen Zeit ebenso wenig wie andere Mitglieder dieser Regierung zu genügen. Er starb in Mailand 17. Aug. 1852.

Littré (Maximilien Paul Emile), franz. Gelehrter, geb. 1. Febr. 1801 zu Paris, erhielt daselbst seine Bildung und widmete sich dann dem Studium der Medicin, nach dessen Beendigung er sich philol. und histor. Studien zunächst für die Geschichte der medic. Wissenschaften zuwandte und sich mit den altclassischen, dann auch mit den orient. Sprachen, namentlich dem Arabischen und Sanskrit, vertraut machte. Seit 1828 betheiligte er sich am «Journal hebdomadaire de médecine», und 1837 begründete er selbst mit Dezeimeris die medic. Zeitschrift «L'espérance», in der er viele gelehrte Arbeiten veröffentlichte. Daneben gehörte L. seit 1831 zu den thätigsten Mitarbeitern des «National», dessen Redaction er auch nach Carrel's Tode bis 1851 angehörte. Nach der Februarrevolution übernahm er das Amt eines Municipalraths der Stadt Paris. Als aber die bonapartistische Partei im Herbst 1848 in den Vordergrund trat, zog sich L. wieder von der Oeffentlichkeit zurück und widmete sich dann längere Zeit ausschließlich gelehrten Arbeiten, theils medic.-geschichtlichen, theils philos., theils histor.-philol. Inhalts. Erst seit 1871 nahm L. wieder an den öffentlichen Angelegenheiten theil. Im Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, hielt er sich hier zur republikanischen Linken. Im Dec. 1871 wurde er Mitglied der Académie Française und 1875 in den Senat gewählt, wo er der republikanischen Minorität angehört. Sein medic. Hauptwerk ist die sehr geschätzte Ausgabe und Uebersetzung sämmtlicher Werke des Hippokrates (10 Bde., Par. 1839—61). Von seinen zahlreichen Artikeln für das «Dictionnaire de médecine» wurde der über die Cholera (1832) besonders abgedruckt. Interessant ist seine Schrift «Médecine et médecins» (Par. 1871). Als Comte (s. d.) mit seinem System des Positivismus auftrat, machte sich L. durch Popularisirung von Comte's Lehre zu dessen eifrigem Vertreter und Förderer. So veröffentlichte er außer der Vorrede zu Comte's «Cours de philosophie»: «De la philosophie positive» (Par. 1845), «Application de la philosophie positive au gouvernement de sociétés» (Par. 1849), «Conservation, révolution et positivisme» (Par. 1852), «Sur la mort de Aug. Comte» (Par. 1857), «Paroles de philosophie positive» (Par. 1859) und «Comte et la philosophie positive» (Par. 1863), «Aug. Comte et Stuart Mill» (Par. 1866), «La science au point de vue philosophique» (1873), «Fragments de philosophie positive et de sociologie contemporaine» (1876). Unter L.'s histor.-philol. Arbeiten haben sich besonders die über die franz. Sprache in Frankreich wie im Auslande, namentlich auch in Deutschland, grt Anerkennung erworben. Als Hauptresultat derselben ist das treffliche «Dictionnaire de

Digitized by Google

langue française» (1863—72; daraus ein Auszug von Beaujean, 1877) zu betrachten, das ebenso sehr seinen kritischen Sammlerfleiß als seine gründliche histor. Kenntniß des ganzen roman. Sprachschatzes bekundet. Verwandte Arbeiten sind die «Histoire de la langue française» (2 Bde., Par. 1862; 5. Aufl. 1869), eine Reihe von Abhandlungen zur Geschichte der franz. Sprache und Literatur, und seine Beiträge zu dem 21., 22. und 23. Bande der großen «Histoire de la littérature française», ferner «Littérature et histoire» (Par. 1875; 2. Aufl. 1877). Von L.'s übrigen Schriften sind noch seine «Études sur les barbares et le moyen âge» (Par. 1867; 2. Aufl. 1868), die Uebersetzungen der Naturgeschichte des Plinius (2 Bde., Par. 1848) und des «Leben Jesu» von Strauß (4 Bde., Par. 1839—40; 2. Aufl. 1855), sowie die Ausgabe der Schriften Armand Carrel's (1857) zu nennen. Endlich hat er die zweite Auflage von Jourdain's Uebersetzung des «Handbuchs der Philologie» von Joh. von Müller redigirt. Vgl. Sainte-Beuve, «Notice sur L., sa vie et ses travaux» (Par. 1863).

Littrow (Jos. Joh. von), verdienter Astronom, geb. 13. März 1781 zu Bischof-Teinitz in Böhmen, besuchte seit 1794 das Gymnasium, seit 1799 die Universität zu Prag, wo er bereits 1801 als belletristischer Schriftsteller auftrat und sich nach und nach mit Jurisprudenz, Medicin und selbst Theologie befaßte, ohne jedoch an einem dieser Fächer volle Befriedigung zu finden. Im J. 1803 wurde er Erzieher der beiden jungen Grafen Rénard in Schlesien. Hier widmete er sich der Mathematik und Astronomie und erhielt 1807 die Professur der Astronomie an der Universität zu Krakau. Durch die Kriegsereignisse vertrieben, folgte er 1810 einem Rufe in gleicher Eigenschaft an die Universität zu Kasan, wo er die Sternwarte gründete. Das Klima und andere Verhältnisse bewogen ihn aber 1816, einen Ruf als Mitdirector der Sternwarte in Ofen anzunehmen. L. ward 1819 zum Director der wiener Sternwarte ernannt. Er reorganisirte sofort diese damals gänzlich veraltete Anstalt und sorgte, als er die Hoffnung aufgeben mußte, ein neues Gebäude zu erhalten, 1825 durch völligen Umbau des alten für möglichst zweckmäßige Unterbringung der angekauften Instrumente. L. entfaltete in Wien eine vielseitige Thätigkeit. Durch seine Schriften über Versorgungsanstalten war er zu einer Autorität auch in diesem Fache geworden. Durch seine theoretischen Untersuchungen veranlaßte er den Optiker Plößl zur Ausführung der dialytischen Fernrohre und lieferte in vielen Zweigen der Wissenschaft originelle Arbeiten von dauerndem Werth. Im J. 1837 wurde er in den österr. Adelstand erhoben. Er starb 30. Nov. 1840. Unter L.'s Schriften ist die bekannteste «Die Wunder des Himmels» (6. Aufl., Berl. 1878), die zu den besten populärsten Darstellungen der Astronomie gehört und außerordentliche Verbreitung gefunden hat. Außerdem sind besonders zu erwähnen: «Theoretische und praktische Astronomie» (3 Bde., Wien 1822—26), «Vorlesungen über Astronomie» (3 Bde., Wien 1830), «Höhenmessungen durch Barometer» (Wien 1823), «Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Witwenpensionen» (Wien 1829), «Ueber Lebensversicherungen» (Wien 1832), «Gnomonik» (2. Aufl., Wien 1838), «Atlas des gestirnten Himmels» (3. Aufl., Stuttg. 1865), «Handbuch der vorzüglichsten Münzen, Maße und Gewichte» (3. Aufl., Wien 1865) u. s. w. L.'s vollständige Biographie findet man in seinen «Vermischten Schriften» (Stuttg. 1846), einer interessanten Sammlung literarischer Aufsätze. — **Karl von L.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. 18. Juli 1811 zu Kasan, stand seinem Vater seit 1831 als Gehülfe zur Seite und folgte ihm als Director der wiener Sternwarte 1842, nachdem er sich bereits durch mehrere gediegene Leistungen, namentlich durch eine Bearbeitung der Hell'schen Beobachtung des Venusdurchgangs von 1769 in der Astronomie bekannt gemacht hatte. Zu der neuen Ausgabe des Gehler'schen «Physik. Wörterbuchs», an welcher auch sein Vater mitgearbeitet hatte, lieferte er das reichste Verzeichniß zuverlässiger geogr. Positionen (1844), welches gegenwärtig existirt. Die «Annalen der wiener Sternwarte» erhoben sich unter seiner Leitung zu einem wichtigen astron. Jahrbuch. Im J. 1847 wurden W. Struve und L. zu Beurtheilungscommissaren über den trigonometr. Anschluß von Rußland und Oesterreich ernannt. L. trug 1850 als Dekan nach Kräften zur Gründung der damals in Oesterreich eingeführten Institutionen deutscher Hochschulen bei. Während der J. 1862—65 betheiligte er sich mit mehrern bedeutenden Arbeiten an der von Generallieutenant Baeyer ins Leben gerufenen europ. Gradmessung. Zahlreiche Arbeiten von ihm sind in Zeitschriften sowie in den «Sitzungsberichten» und «Denkschriften» der wiener Akademie enthalten. Unter anderm verdankt man L. eine neue, sehr nützliche Methode der Längenbestimmung zur See. Außerdem hat er die Veröffentlichung der meteorolog. Beobachtungen der wiener Sternwarte (seit 1755) durchgeführt. Unter seiner Leitung entstand 1874 eine neue, den heutigen Forderungen der Wissenschaft vollkommen entsprechende Sternwarte in Wien. Er

Digitized by Google

starb 16. Nov. 1877 in Venedig. — Sein Sohn, Otto von L., geb. 14. Febr. 1843, gest. 7. Nov. 1864, hatte sich trotz seiner Jugend durch Arbeiten über Spectralapparate und Heliostaten bereits einen geachteten Namen erworben. — Heinrich von L., der jüngere Bruder Karl von L.'s, geb. 26. Jan. 1820 zu Wien, Fregattenkapitän in der österr. Marine, hat mehrere Schriften aus dem Seefach (z. B. «Handbuch der Seemannschaft», Wien 1859) veröffentlicht.

Liturgie (griech. λειτουργία) nennt man das bei dem öffentlichen Gottesdienst zu befolgende Ritual. Die Verwalter dieses Rituals hießen Liturgen, ein Ausdruck, der von den Proseneen in die Tempel überging, später aber ausschließlich im kirchlichen Sinne gebraucht wurde. In der praktischen Theologie dagegen heißt die Wissenschaft, welche sich mit der Behandlung und Verwaltung des öffentlichen Gottes- und Kirchendienstes, dessen Anordnungen und Einrichtungen beschäftigt, Liturgik. Diese zerfällt ihrem Wesen nach in drei Theile: 1) in den dogmatischen Theil, der sich mit der allgemeinen Untersuchung über das Wesen des öffentlichen Cultus beschäftigt; 2) in den histor. Theil, der den christl. Cultus nach seiner Bildung unter den verschiedenen christl. Theilkirchen behandelt; 3) in den praktischen Theil, welcher die Anwendung der gefundenen Grundsätze nach der gegenwärtigen Beschaffenheit des christl. Cultus lehrt. In der ältesten Kirche stand den Bischöfen die Befugniß zu, die L. in ihren Diöcesen zu bestimmen, und Filialkirchen nahmen gewöhnlich die L. der Mutterkirchen an. Allmählich aber war man darauf bedacht, eine Gleichheit in der Form der L. zu erzielen. Zu den schon früher feststehenden Formularen bei Taufe, Abendmahl u. s. w. kamen im 4. Jahrh. bestimmte Gebetsformulare hinzu, und seit der Mitte des 4. Jahrh. bildeten sich vollständige L. aus, deren Ursprung man in den von Aposteln oder Apostelschülern gegründeten Kirchen von den Stiftern herleitete. Keine dieser L. hat sich unverändert erhalten. Die wichtigsten alten L. suchte neuerdings Bunsen in der Schrift «Hippolytus und seine Zeit» (2 Bde., Lpz. 1853) in ihrer Urgestalt wiederherzustellen. Die Römer leiteten ihre L. von Petrus, die Mailänder von Barnabas und Ambrosius, der sie indeß nur vervollkommnete, die Alexandriner von Markus, die Syrer von Jakobus ab. Mit der Theilung des röm. Reichs bildeten sich Nationalliturgien, die in den einzelnen Reichen oder von bestimmten Nationen gebraucht wurden. Aus ältern L. entstanden neue, die der dogmatischen Entwickelung entsprachen. Im 5. Jahrh. war die L. von Basilius d. Gr. die im Orient am weitesten verbreitete. Neben ihr fand aber auch von Konstantinopel aus die L. des Chrysostomus Eingang, die noch in der griech. Kirche gebräuchlich ist. Seit dem 6. Jahrh. waren die Päpste unabläßig bemüht, eine Gleichheit im Cultus der ihnen unterworfenen Kirchen herbeizuführen, und zu diesem Zweck erschienen im Laufe der Zeit eine bedeutende Menge von Sacramentarien oder liturgischen Büchern. Hierher gehört namentlich die älteste Sammlung liturgischer Vorschriften in der röm. Kirche, aufgestellt von Leo I. in dessen «Sacramentarium»; ferner das Sacramentarium von Gelasius II. und der Meßkanon von Gregor I. Auch für einzelne kirchliche Handlungen verfaßte man liturgische Bücher, die man je nach ihrer Bestimmung mit den Namen Antiphonarium, Lectionarium, Baptisterium, Evangeliarium, Orationale, Psalterium, Sequentiale u. s. w. bezeichnete. Das Wort Sacramentarium im angegebenen Sinne vertauschte man auch mit dem Worte Officium, und den Ausdruck officialis liber gebrauchte man in gleicher Bedeutung mit unserm Ausdrucke Agende. In Klöstern wurde der Ausdruck Officien für die durch die Klosterregeln bestimmten Gebete und kirchlichen Uebungen gewöhnlich. Die allgemeine Einführung der römischen L. konnten die Päpste, die darin ein Band der Einheit für die ganze Kirche fanden, nur allmählich erlangen, und selbst noch jetzt herrscht keine vollständige Uebereinstimmung in der L. der kath. Kirche, indem in den verschiedenen Ländern und geistlichen Orden noch mannichfache, zum Theil sehr bedeutende Abweichungen vorkommen. Die in der kath. Kirche noch gebräuchlichen liturgischen Bücher sind: das Missale, Brevier, Martyrologium, Ritual, das bischöfl. und päpstl. Ceremonial. In der prot. Kirche ward Luther auch Reformator der L., indem er den Gottesdienst vereinfachte. Dazu halfen auch die neuen Kirchenordnungen, welche in verschiedenen Ländern und Städten, z. B. in Braunschweig von Bugenhagen, in Hessen durch den Landgrafen Philipp, in Sachsen durch Herzog Heinrich u. s. w. erschienen. Eine Gleichheit in der L. ward aber auch hier nicht erzielt, wie die alten und neuen Agenden (s. d.) in der luth. wie in der reform. Kirche beweisen. Vgl. Daniel, «Codex liturgicus» (4 Bde., Lpz. 1847—55).

Lindprand, aus vornehmem longobard. Geschlecht, einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, ein Italiener, geb. um 922, bildete sich am Hofe König Hugo's in Pavia und trat nach dessen Vertreibung 945 in die Dienste seines Nachfolgers Berengar, in dessen Auftrage er 949 als Gesandter nach Konstantinopel ging, bei dem er aber um 955 in

Digitized by Google

Ungnade fiel, worauf er sich an Otto's I. Hof nach Deutschland begab, und sich hier mit Abfassung der «Antapodosis» beschäftigte, d. h. des Buchs der Vergeltung, über die Geschichte seiner Zeit. Er ließ es jedoch unvollendet, als er 961 Otto I. nach Italien folgte. Dieser erhob den geschäftskundigen Mann zum Bischof von Cremona und vertraute ihm wichtige diplomatische Aufträge. Ueber die Entsetzung Johann's XII. und die übrigen Vorgänge in Rom 960—964 hat er eine eigene Schrift verfaßt. Im J. 968 sandte ihn der Kaiser nach Konstantinopel, um vom Kaiser Nicephorus dessen Tochter Theophania für Otto II. und als Mitgift den Verzicht auf Unteritalien zu erlangen. Seine Bemühungen scheiterten vollständig, und voll Erbitterung schrieb er einen ausführlichen Bericht über diese Gesandtschaft (Legatio). Ueber seine weitern Schicksale und sein Ende sind sichere Berichte nicht vorhanden. Seine Schriften, alle drei unvollendet, sind leidenschaftlich und parteiisch, entstellt durch sein Haschen nach Citaten und eingestreute Verse und griech. Ausdrücke. Durch ihren Inhalt aber sind sie sehr werthvoll und im wesentlichen doch auch zuverlässig. Die beste Ausgabe ist von Pertz in den «Monumenta Germaniae» («Scriptores», Bd. 3, Hannov. 1839) und in besonderm Abdruck, der 1877 von Dümmler erneut ist. Theilweise übersetzte sie K. von der Osten-Sacken (Berl. 1855). Vgl. Köpke, «De vita et scriptis Liudprandi, episcopi Cremonensis» (Berl. 1842).

Liu-kiu, chines. Liéu-kiéu (japan. Riu-kiu, bei den Eingeborenen Luitschiu, danach bei den Europäern auch Lutschu, engl. Loochoo geschrieben), ist der Gesammtname einer Reihe meist kleiner Inseln, welche sich zwischen 24—28° nördl. Br. in nordöstl. Richtung von Formosa bis in die Nähe der japan. Insel Kiusiu hinzieht. Die Zahl dieser Inseln beträgt 92 mit einem Gesammtareal von 6910,39 QKilom. Sie bilden eine nördl. Gruppe, bestehend aus den 16 Sanbok-Inseln, von denen Oho-sima, 1349 QKilom., die größte; eine mittlere, aus den 53 Zjusan- oder Tschusan-Inseln mit Ohinawa- oder Okinawa-sima, 2056 QKilom., der größten des ganzen Archipels, und eine südliche, aus den 23, unrichtigerweise auf den Karten meistens Miako- oder Maiako-sima genannten Sannan-Inseln bestehend, von denen Ysikaki- oder Ligaki-sima, 496 QKilom., die bedeutendste ist. Die L. liegen in der Erhebungslinie der Gebirge von Formosa und Kiusiu, sind die höchsten, über das Meer emporragenden Gipfel einer beide miteinander verbindenden submarinen Kette und zeigen, gleich ihnen, Granit, Thonschiefer und tertiären Kalk als vorherrschende Gebirgsformationen. Auch Trachyt kommt stellenweise auf ihnen vor. Obgleich gebirgig besitzen sie, namentlich auf Ohinawa-sima oder Groß-L., weite, für Acker- und Gartenbau geschickte Strecken flachen oder hügeligen Landes. Erdbeben, wiewol selten verwüstender Art, kommen häufig vor. Das Klima ist mild, angenehm und gesund. Haupterzeugnisse aus dem Mineralreiche sind Kupfer, Zinnober, Quecksilber, etwas Eisen und Steinkohle. Die Flora ist die japanisch-chinesische. Hauptsächliche Culturpflanzen sind Reis, Taback, Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo. Auch bestehen daselbst große Anpflanzungen von dem gewöhnlichen wie von dem Papiermaulbeerbaum. Die Einwohner, deren Gesammtzahl 234,369 beträgt, sind ein eigenthümliches, durch die seit Jahrhunderten sehr starke Vermengung der ursprünglichen, der malaiischen Rasse angehörenden Bevölkerung mit Chinesen und Japanern entstandenes Volk. Auf der nördl. Gruppe herrscht das japan., auf der mittlern und südlichen das chines. Volkselement in der physischen Erscheinung der Bewohner vor. Dieselben sind von milden, freundlichen Sitten und arbeitsam. Ihre wissenschaftliche Bildung ist die chinesische, der Buddhismus die herrschende Religion. Ihre Sprache hat durch die Aufnahme von chines. und japan. Wörtern in dem Maße ihre Eigenthümlichkeit verloren, daß sie jetzt fast nur noch als Gemisch beider letztern Sprachen erscheint. Ihrer Schrift liegen die chines. Charaktere zu Grunde. Die Beziehungen der L. zu China bestehen schon seit dem Beginn des 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Vergebens aber haben die Chinesen, zuletzt 1291 unter dem Kaiser der Yuen (Mongolen), Dynastie Khoubilaï Khan, getrachtet, diese Inseln zu annectiren. Zwischen den L. und Japan, namentlich der Landschaft Satsuma, entstanden Handelsbeziehungen 1451. Später, 1595, entstanden Uneinigkeiten zwischen Satsuma und dem König von L. Infolge hiervon sandte der Daimio von Satsuma, Josi-Fise, 1609 eine Armee nach Groß-L. die den König derselben gefangen nahm und nach Japan führte. Es kam zu einem Friedensschlusse, der L. von Japan abhängig und tributär machte. Endlich wurden 1872 die Inseln dem japan. Reiche als Provinz einverleibt. Bis 1854, wo der nordamerik. Commodore Perry, 11. Juli, von der Regierung der L. freie Zulassung in alle Häfen dieser Inseln erreichte, waren dieselben ebenso wie früher Japan und China für den Verkehr mit Nordamerika und den europ. Seemächten geschlossen. Der bedeutendste Küsten- und Handelsort ist Na-pa-Kiang, japan. Naka-baag mit 20,000 E., an der Südostküste von Groß-L. im Hintergrunde einer

Digitized by Google

wohlgeschützten Bai mit schmalem Eingange. Nördlich an derselben liegt Yug-Nghen-Thing, japan. Kyon-ty, mit mehrern Palästen, worunter einer dem Daimio von Satsuma gehört. Von Na-pa-Kiang führt eine 4½ Kilom. lange, wohl unterhaltene Kunststraße gegen Osten nach Tcheou-ly oder Zieu-ly, japan. Tsiou-Ly, der frühern Residenz der Könige des Reichs.

Livadia, Gut an der Südküste der Krim zwischen dem kaiserl. Lustschloß Orianda und Jalta gelegen, gehört durch die Lieblichkeit seiner Lage inmitten reicher Weinberge, ausgedehnter engl. Parkanlagen mit den mannichfaltigsten Baumgruppirungen, üppiger Wiesen und wohlgepflegter Beete mit einer exotischen Flora, endlich durch die malerische Fernsicht über das Meer und das von den Ortschaften Jalta, Massandra, Nikita, Orianda, Gaspra, Korëisch und Alupka, sowie von zahlreichen Villen belebte Gestade zu den reizendsten Besitzungen der russ. Krone. In alten Zeiten soll hier eine Stadt mit Namen Livadia gelegen haben, deren Name von dem frühern Besitzer dieser herrlichen Anlagen, dem Grafen Potocki, kaiserl. russ. Gesandten in Neapel, auf seine neue Schöpfung übertragen wurde. Gegenwärtig gehört diese Herrschaft der Kaiserin Maria Alexandrowna und bildet den Lieblingsaufenthalt der kaiserl. Familie während der Sommermonate. Von den beiden Villen, welche inmitten jener Parkanlagen liegen, zeichnet sich die der Kaiserin, welche noch vom Grafen Potocki erbaut ist, durch ihre edle Einfachheit und ihren Comfort aus, während die im maurischen Stil erbaute Villa des Großfürsten Thronfolgers mehr einen monumentalen Charakter trägt.

Livadien hieß früher und heißt im Volksmunde noch jetzt nach der Stadt Lebadea das ganze Mittelgriechenland, welches den nördl. Theil des Königreichs Griechenland bildet.

Liverpool, nach London die größte Handelsstadt Großbritanniens, der Bevölkerung nach die zweite Stadt Englands, Parlamentsborough, Municipal- und Marktstadt in der Grafschaft Lancaster, am rechten Ufer des schiffbaren und hier nur 12 Kilom. breiten, aber oberhalb seeartig sich erweiternden Mersey, unweit von dessen Ausfluß in das Irische Meer, steigt, umgeben von Landhäusern, amphitheatralisch an dem sanften Abhange eines Sandsteinhügels empor. Die Stadt zählte mit der Bevölkerung der aus Dörfern zu Vorstädten gewordenen und mit ihr verbundenen Orte und den zum Hafen gehörigen Seeleuten 1851 bereits 375,955, dagegen 1871 schon 493,405 und Mitte 1876 nach einer Schätzung 521,544 E., die vorzüglich von Handel und Schifffahrt leben, aber auch Gewerbe aller Art betreiben. Es bestehen Schiffswerften, Uhren- und Chronometerfabriken, Reepschlägereien, Segelmachereien, Eisen- und Messinggießereien, Anker- und Kettenschmieden, Dampfschiff- und Dampfkesselfabriken, Glas-, Tabacks-, Bleiweiß-, Vitriol- und Seifenfabriken, Oelmühlen, Zuckerraffinerien, Schiffsbrotbäckereien, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und viele andere industrielle Anstalten, die sich zunächst auf den Bedarf der Stadt und den Verbrauch des Handels und seiner Marine beziehen. Mit allen wichtigen Häfen Großbritanniens und des gegenüberliegenden Irland sowie mit dem continentalen Europa, mit Nord-, Süd- und Centralamerika, mit Madeira und der Westküste Afrikas, mit West- und Ostindien und China ist L. durch Dampf- und Packetbootverkehr, mit den großen Fabrikstädten des Inlandes durch Kanäle und Eisenbahnen in Verbindung gebracht. Nach Manchester, dessen Hafen es gleichsam bildet, führt eine der fünf hier sich vereinigenden Eisenbahnen, ein höchst kunstreiches Werk, die erste Bahn, welche in England (1830) zur Beförderung von Reisenden mit Dampfkraft verwendet wurde. Außerdem führt nach Manchester ein Seitenzweig des Bridgewaterkanals und nach Leeds der berühmte Leeds- und Liverpoolkanal, der großartigste und bewunderungswürdigste in England. Durch die ausgedehnten Verbindungen mit Amerika, auf welches L. seiner geogr. Lage nach mehr als London hingewiesen ist, und als Hafen der fabrikreichen Grafschaften Lancaster und York bildet es den Hauptplatz für die Einfuhr der Baumwolle und anderer amerik. Erzeugnisse, und die Tonnenzahl der hier einlaufenden Schiffe ist stärker als in London. Zugleich hat L. nächst London den stärksten Verkehr mit China, doch ist der Theehandel sehr gesunken. Unter allen Häfen Großbritanniens hat es ferner den stärksten Seeverkehr mit Irland, dessen Schlachtvieh, Speck, Salzfleisch, Mehl, Butter und Leinwand größtentheils in den Mersey einlaufen. Der Handelsverkehr in L.'s Hafen hat sich zwischen 1818—43 vervierfacht und ist seitdem in stetem Zunehmen begriffen, nur daß infolge des nordamerik. Kriegs (1861—65) die Baumwolleinfuhr einen bedeutenden Ausfall erlitt. Im J. 1876 betrug die Hafenbewegung 25,729 ein- und ausgelaufene Schiffe. Es liefen ein im auswärtigen Colonialhandel 5381 Schiffe (darunter 2130 Dampfer) von 4,494,356 Tonnen und aus 5219 Schiffe (darunter 2084 Dampfer) von 4,457,047 Tonnen, überdies wurden im Küstenhandel 7957 Schiffe von 1,901,047 Tonnen ein- und 7172 Schiffe von 1,637,516 Tonnen ausklarirt. Neuerdings ist auch für die Rhederei

Digitized by Google

L.s die Ueberfahrt von Auswanderern sehr wichtig geworden. Schon 1846 besaß die Stadt 1406 eigene Segelschiffe mit 380,808 Tonnen und 55 Dampfschiffe mit 6200 Tonnen Gehalt; 1876 dagegen bereits 2453 Seeschiffe (darunter 585 Dampfer) von 1,509,960 Tonnen Gehalt. Der Hafen, d. i. die der Verschlammung und Versandung, dem Wechsel von Ebbe und Flut und der Gewalt der Winde ausgesetzte Mündung des Mersey, machte die Anlage von Docks nothwendig. Der 1710 eröffnete trockene Dock, zugleich der erste seiner Art in England, eröffnete die Reihe der bis in die neueste Zeit fortgesetzten künstlichen Hafenwerke, Meisterstücke der Wasserbaukunst, denen L. seinen großartigen Seehandel, seine Macht und Stärke verdankt. Gegenwärtig zählt L. 36 Docks, die sich mit ihren Granitdämmen und kolossalen Mauern 9 Kilom. weit am Flußufer hinabziehen, im ganzen aber eine Quailänge von 32 Kilom. haben und eine Fläche von 120 Hekt. einnehmen, ungerechnet die am linken Ufer des Mersey auf dem Gebiete von Cheshire erbauten großartigen Docks von Birkenhead (s. d.), mit welcher Stadt L. durch ein Landungsfloß verbunden ist, an welchem die Flußdampfschiffe anlegen.

Der schönste Stadttheil L.s ist der östliche mit dem Wallgarten auf dem Mount-Pleasant, einem der besuchtesten Spaziergänge, von welchem aus man die Stadt, den Hafen und die Landhäuser übersehen kann. Im Innern der Stadt befinden sich breite, luftige Straßen und große Plätze; doch münden auch finstere und schmutzige Seitengäßchen ein, wo sich der Kleinhandel bewegt. Ein großer Theil der Bevölkerung wohnt in dunkeln und feuchten Kellern oder in sog. Höfen (Courts), kleinen Plätzen, die, nach allen vier Seiten zugebaut, meist überwölbten Zugang haben. Fast immer von einer dichten Menschenmenge durchwogt ist die Schottlandsstraße (Scotland road), eine Doppelreihe von Kaufläden und Schenken. L. hat, abgesehen von kleinern Kapellen, Bethäusern und Synagogen, 109 größere kirchliche Gebäude, von denen 51 der Staatskirche, 11 den Katholiken gehören. Die Kirchen sind aber insgesammt einfach, schmucklos und neu. Am ausgezeichnetsten ist noch die St.-Paulskirche (von 1769) mit Säulenportal und Kuppel und die 1732 auf der Stelle einer alten Burg erbaute, aber 1821 völlig umgeformte St.-Georgskirche, deren Dach, Thüren, Fenster, Pfeiler, Kanzel, Galerie und Emporkirchen ganz aus Gußeisen bestehen. Die ansehnlichsten Gebäude sind außerdem: das Zollhaus (1839), das außer den andern, für das Zollwesen bestimmten Räumen noch die Post-, Dock-, Accise- und Stempelbureaux einschließt; das Stadt- oder Rathhaus (Townhall), ein stolzer Bau, 1797 im schönsten griech. Geschmack aus Quadern errichtet, mit einem Dom, auf dessen Spitze eine Britannia steht; die 1877 eröffnete Kunstgalerie; die Bibliothek; die St.-Georgs-Hall, mit einer Hauptfaçade von 130 Mt. Länge und 24 korinth. Säulen, mit Räumen für öffentliche Versammlungen, Concerte, Gerichte und städtische Aemter; die städtische Badeanstalt und die großen Wasserwerke, die täglich 50 Mill. Lit. Wasser liefern; die Börsenhalle, 1807 in demselben Baustile wie das Rathhaus erbaut; der Verkaufsbazar oder St.-Johnsmarkt mitten in der Stadt, die größte der zahlreichen Kaufhallen, für Fleisch, Fische, Gemüse, Butter u. s. w. bestimmt und 1822 erbaut. Andere dem Handel gewidmete großartige Gebäude sind: die Getreidebörse, die königl. Bank, die Unionsbank, die Nord- und Südwalesbank von 1841, die Zweigbank von England und die Sparkassenanstalt. Für die Unterbringung der Güter ist seit 1841 ein riesiges Waarenhaus oder vielmehr eine Reihe von Waarenhallen in der Waterloostraße erbaut, das größte in ganz England. Zu dem 1850 vollendeten imposanten Bahnhofe in der Tithebarnstraße, einem der größten der Welt, führen die Lancashire- und die Yorkshirebahn auf einem Viaduct über die Häuser hinweg, während drei andere Bahnen in Tunnels mitten durch die Stadt unter den Häusern weg nach den Docks und der Lime-Street-Station führen. Bemerkenswerth sind ferner der neue Assisengerichtshof von 1844, das im 18. Jahrh. nach Howard's System aufgeführte Stadtgefängniß und die beiden Strafanstalten Kirkdale und Bridwell. Von höhern Bildungsanstalten sind zu nennen das 1799 eröffnete Athenäum und das Lyceum, beide mit ansehnlichen Bibliotheken; das Museum mit reicher Sammlung alter Gemälde, seltener Thiere und Mineralien, Gipsabdrücken von Antiken u. s. w.; die immerwährende Gemäldeausstellung; das Königliche Institut, wo die schönen und die mathem. Wissenschaften gelehrt werden; die Mechanic Institution, die ein jährliches Einkommen von 70,000 Pfd. St. hat, und viele andere gelehrte Vereine; das 1840 gegründete, mit einem Museum, Laboratorium und großen Concertsaal ausgestattete Collegiatinstitut zur Bildung der arbeitenden Klasse und dessen Versammlungslocale zu Vorträgen über alle Zweige des Wissens; eine medic. Schule; der zoolog. und botan. Garten; die Sternwarte (53° 24′ 47,s″ nördl. Br. und 3° 4′ 17″ westl. L. von Greenwich) und noch ein zweites Observatorium. Unter den verschiedenen polit. und commerziellen Associationen ist besonders zu erwähnen die als Corporation bestehende

Digitized by Google

Handelskammer, welche in Beförderung von Reformen im Handelswesen und in der darauf bezüglichen Gesetzgebung sehr thätig und nützlich ist. Von Monumenten sind zu erwähnen die eiserne Nelsonsäule auf dem Börsenplatze, das Standbild G. Stephenson's an der östl. Façade der St.-Georges-Hall und die Statue Canning's am Stadthause. Unter den Kirchhöfen ist bemerkenswerth der in einem Sandsteinbruch angelegte St.-James-Kirchhof mit Mausoleum und Bildsäule des Staatsmanns Hutchinson. Vergnügungsorte sind drei Theater, die Rotunde und zwei große Musikhallen. L. besitzt mehrere Armenhäuser, ein Arbeitshaus für 1250 Kinder, ein 1830 eröffnetes Nachtasyl für obdachlose Arme und Fremde, das erste in England, ein großes Kranken- und Irrenhaus, sieben kleinere Krankenhäuser, schwimmende Hospitäler für Seeleute, eine Taubstummenanstalt, ein Blindeninstitut u. s. w. Für Besserung der Gesundheitsverhältnisse ist in neuerer Zeit viel geschehen durch Erweiterung von Straßen, Wasserleitungen u. s. w. L. ist in 16 Warte getheilt, deren jede einen Alderman und drei Räthe ernennt, welche mit dem Mayor an der Spitze den Stadtrath bilden. Die Stadt schickt drei Abgeordnete in das Parlament.

Ursprünglich ein kleines Fischerdorf, erhielt L. 1173 den ersten Freibrief von Heinrich II., den zweiten 1207 von Johann, den dritten 1227 von Heinrich III., worin dieser den Ort «für ewige Zeiten» zu einem freien Flecken erklärte und die Errichtung einer Kaufmannsgilde verfügte. Noch 1561, unter Elisabeth, zählte L. nur 138 Haus- und Hüttenbesitzer, welche 12 Schiffe von zusammen 223 Tonnen Gehalt mit 75 Matrosen besaßen. Die kleine Stadt wurde 1644 nach Möglichkeit befestigt; aber 26. Juni ward sie von den Royalisten erobert. Erst mit der Erhebung zum Kirchspiele 1699 und der Eröffnung der ersten Docks trat die Wichtigkeit des Platzes zu Tage, der sich nun nach allen Richtungen erweiterte. L. besaß 1710 nur 84, 1723 schon 131 Schiffe. Im J. 1700 zählte es 5000 E., 1730 schon 12,000, 1760 bereits 26,000, 1773 aber 34,400, 1790 gegen 56,000 E. Von 1801—21 stieg die Einwohnerzahl von 77,700 auf 119,000, 1821—41 auf 225,000 und mit Einschluß des ganzen Kirchspiels sowie von 13,000 Seeleuten auf 309,000 E. Die nächste Veranlassung zu dieser kolossalen Entwickelung gab der Umstand, daß, als die span. Assiento-Compagnie durch den Spanischen Erbfolgekrieg verhindert wurde, den span. Colonien die benöthigten Negersklaven zu liefern, sich die liverpooler Kaufleute des Sklavenschleichhandels bemächtigten, der von Jamaica aus nach Cuba betrieben wurde. So war L. der erste Hafen Englands, welcher Sklavenschiffe ausrüstete. Daran knüpfte sich von selbst ein ergiebiger Schleichhandel mit Waaren nach dem span. Amerika. Infolge dessen eröffneten die Negerschiffe L.s den engl. Manufacturen, namentlich denen von Manchester, ungeheure Märkte, führten Sklaven nach den Antillen und brachten den Ertrag in Rum, Zucker, Taback, Gold und Juwelen nach Europa. Die Blüte dieses Handels dauerte bis 1740, von welcher Zeit an die zunehmende Wachsamkeit der span. Regierung ihn erschwerte. Als 1787 der Kampf der Humanität gegen den Sklavenhandel begann, wurden die Kaufherren L.s bereits wenig davon betroffen. Ihre Speculationen hatten sich schon entschieden einem andern Gegenstande zugewendet. Von jetzt an richteten sich die großen Unternehmungen nur im Interesse der Manufacturen nach der Neuen Welt. Durch das Monopol einer mächtigen Compagnie vom ostind. und chines. Handel ausgeschlossen, concentrirte L. in seinen Docks den Handel Englands mit den Vereinigten Staaten, welcher durch die gleichzeitigen ungeahnten Erfolge von deren Baumwollcultur und von Manchesters Maschinen-Baumwollindustrie zu dem großartigsten Austausch des rohen Products gegen Fabrikate desselben Stoffs erwuchs. Vgl. Picton, «Memorials of L., historical and topographical» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1875).

Liverpool (Charles Jenkinson, Baron Hawkesbury, Graf von), brit. Staatsmann, geb. 10. Mai 1727 in der Grafschaft Oxford, der Sohn des Obersten Jenkinson, studirte auf der Universität zu Oxford, machte sich zeitig als Dichter und Publicist bekannt und erhielt bei Lord Bute, dem Günstling Georg's III., die Stelle eines Privatsecretärs. Da er das Vertrauen Bute's erwarb, erhob ihn derselbe nach dem Eintritt ins Ministerium 1761 zum Unterstaatssecretär. Zugleich trat Jenkinson für den Flecken Cockermouth ins Parlament, wo er mit lebhafter Beredsamkeit die Politik seines Gönners vertheidigte. Er wurde hierauf Schatzmeister der Artillerie, dann Secretär des Schatzes, legte aber dieses Amt nieder, als 1765 an Grenville's Stelle Rockingham die Leitung der Geschäfte übernahm. Unter der Verwaltung Grafton's wurde er 1766 wieder Schatzsecretär, 1767 Lord der Admiralität und 1772 unter dem Ministerium North Viceschatzmeister von Irland. Seinem geheimen Einfluß schrieb man ganz besonders das Verfahren und den Krieg gegen die nordamerik. Colonien zu, und 1778 übernahm er auch das Departement des Kriegs, das er unter heftigen Debatten bis 1782, wo sich das Cabinet auflöste, behielt. Unter der Verwaltung Pitt's wurde er Kanzler des Herzogthums

Digitized by Google

Lancaſter, 1786 Baron Hawkesbury und Präſident des Handelsamts, 1796 aber Graf von L. Kränklichkeit halber mußte er 1801 aus dem Miniſterium ſcheiden. Er ſtarb 17. Dec. 1808. Unter anderm gab er eine Sammlung der Friedensverträge von 1648—1783 heraus (3 Bde., Lond. 1785). — Robert Banks Jenkinſon, Graf von L., des Vorigen Sohn, geb. 7. Juni 1770, ging, nachdem er ſeine Studien zu Oxford vollendet, auf Reiſen und wohnte in Frankreich den erſten Ereigniſſen der Revolution bei. Nach der Rückkehr kam er 1791 ins Unterhaus und wurde 1796 Geheimrath und Mitglied des Handelsamts. Als ſolcher vertheidigte er mit großer Gewandtheit die Politik des Miniſteriums Pitt. In dem Miniſterium Addington übernahm Lord Hawkesbury, wie er damals hieß, die auswärtigen Angelegenheiten, nach dem Frieden von Amiens aber das Departement des Kriegs und der Colonien. Als Pitt 1804 wieder aus Staatsruder trat, übertrug ihm derſelbe die Verwaltung des Innern, welche er auch bis zu Pitt's Tode 1806 führte. An dem Miniſterium Grenville nahm er keinen Theil, wol aber fiel ihm 1807 unter Portland die Verwaltung des Innern nochmals zu, und 1809 wurde er nach dem Streite zwiſchen Caſtlereagh und Canning der Nachfolger des letztern im Departement des Auswärtigen. Noch bei Lebzeiten ſeines Vaters ward er (1808) Peer und folgte dieſem bald darauf in dem Titel eines Grafen von L. Als nach Perceval's Ermordung 1812 die Reorganiſation des Miniſteriums vor ſich ging, trat er als erſter Lord des Schatzes an die Spitze der neuen Verwaltung. Während der langen ereigniſsvollen Zeit, in welcher L. die Regierung führte, zeigte er ſich als Anhänger der conſervativen Principien und als Gegner aller Reformen. Erſt der Eintritt Canning's, 1822, veränderte, wenigſtens nach außen hin, den polit. Charakter ſeines Cabinets. Ein Schlagfluß, der ihn im Febr. 1827 traf, machte ihn für die Geſchäfte unfähig, ſodaß er Canning das Staatsruder überlaſſen mußte. Er ſtarb linderlos auf ſeinem Landgute Combewood 4. Dec. 1828. Vgl. Yonge, «Life and administration of Robert Banks, second Earl of L.» (3 Bde., Lond. 1868). Die Würden gingen auf ſeinen Bruder Charles Cecil Cope Jenkinſon über, geb. 29. Mai 1784, der unter Peel 1841—46 das Amt eines königl. Oberhofmeiſters (Lord Steward) bekleidete. Derſelbe ſtarb 3. Oct. 1851 ohne männliche Nachkommenſchaft, ſodaß ſämmtliche Titel der Familie erloſchen.

Livia Druſilla, die Gemahlin des Kaiſers Auguſtus, war die Tochter des Marcus Livius Druſus Claudianus, eines Sohnes eines Claudius Pulcher, der durch Adoption aus dem Geſchlecht der Claudier in das der Livier getreten war und, 43 geächtet, ſich nach der Schlacht bei Philippi ſelbſt den Tod gab. Auguſtus, von ihrer Schönheit gefeſſelt, heirathete ſie, nachdem er ſeine eigene Gemahlin Scribonia verſtoßen und den erſten Gemahl der L., Tiberius Claudius Nero, der mit ihr den nachmaligen Kaiſer Tiberius (ſ. d.) und den Nero Claudius Druſus (ſ. d.) zeugte, genöthigt hatte, ſich von ihr zu ſcheiden. Stolz, ſchlau und herrſchſüchtig, übte ſie auf Auguſtus großen Einfluß, der nach dem Tode der Octavia, des Agrippa und Mäcenas noch wuchs. Ihr Streben war, die Nachfolge ihren Söhnen, nach Druſus' Tode (9 v. Chr.) dem Tiberius zu ſichern, und ſie ſcheute kein Mittel, um dies zu erreichen. Schon der Tod des Marcus Claudius Marcellus, des Eidams und Neffen des Auguſtus, 23 v. Chr., wurde ihr ſchuld gegeben; noch mehr Glauben fand das Gerücht, das ſie als die Urheberin des Todes der Söhne der Julia, Lucius und Cajus Cäſar (2 und 4 n. Chr.), bezeichnete, nach welchem ſie den mehr und mehr vereinſamten Auguſtus bewog, durch Adoption den Tiberius in das Juliſche Geſchlecht aufzunehmen. Den Agrippa Poſtumus, den Sohn der Julia, der zugleich adoptirt worden war, traf im J. 7 Verbannung. Von Auguſtus, deſſen Tod (im J. 14) ſie, bis die nöthigen Vorkehrungen für Tiberius als Nachfolger getroffen waren, verheimlichte, wurde ſie durch ſein Teſtament, das ſie und Tiberius zu Haupterben ernannte, in das Juliſche Geſchlecht aufgenommen, und daher hieß ſie nun Julia Auguſta. Sie war höchſt wahrſcheinlich die intellectuelle Urheberin des Todes des Germanicus (ſ. d.), ihres Enkels, des Sohnes des Druſus, 19 n. Chr., und blieb mächtig, bis ſie, 86 J. alt, 29 n. Chr. ſtarb. Vgl. Aſchbach, «L., Gemahlin des Kaiſers Auguſtus» (Wien 1864). — Ihre Enkelin Livia oder Livilla, eine Tochter des Druſus, war erſt an Gajus Cäſar, dann an Druſus, des Tiberius Sohn, verheirathet, den ſie, mit Sejanus verbunden, im J. 23 ermordete; ſpäter wurde ſie in des Sejanus Sturz verwickelt und 31 n. Chr. hingerichtet.

Livingſtone (David), berühmter Reiſender, geb. 19. März 1813 zu Blantyre bei Glasgow. Sein Vater, ein armer Krämer, ſchickte ihn ſchon in ſeinem 10. Jahre zur Arbeit in eine Fabrik. Von unwiderſtehlichem Wiſſensdurſt getrieben, kaufte er ſich aus ſeinem kärglichen Wochenlohne Bücher, erlernte mit unſaglicher Mühe das Lateiniſche und hatte im Alter von 16 J. bereits Horaz und Virgil geleſen. Hierauf als Baumwollſpinner angeſtellt, ſtudirte er

Digitized by Google

in den Wintermonaten zu Glasgow Griechisch, Medicin und Theologie und entschloß sich endlich, Missionar zu werden, um dadurch die längst ersehnte Gelegenheit zur Bereisung fremder Welttheile zu erlangen. Nachdem er vorher 1838 als Licentiat der Medicin promovirt, bot er seine Dienste der londoner Missionsgesellschaft an, bei der er eine günstige Aufnahme fand. Zum Geistlichen ordinirt, ging L. 1840 nach Südafrika, wo er der Genosse seines Landsmanns Robert Moffat wurde, der sich um die Verbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen sehr verdient gemacht hat und dessen Tochter er nachher heirathete. Neun Jahre lebte er als Missionar meist in Tschokuane, der Hauptstadt des Bakuénastammes, und in den von ihm gegründeten Stationen Mabotsa und Kolobeng. Am 1. Juni 1849 unternahm er in Begleitung Oswell's und Murray's seinen ersten Ausflug ins Innere, auf dem er den großen See Ngami (1. Aug.) und den Sangafluß erreichte. Noch wichtiger waren seine 1851—53 ausgeführten Reisen, die zu der Entdeckung des Liambaje, d. h. des obern Zambesi, und zur Anknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit den Bewohnern seines Stromsystems führten. Im J. 1852 brachte er seine Familie nach der Capstadt, um sie nach Europa zurückzuschicken, und kehrte darauf an den Liambaje zurück, den er aufwärts verfolgte; über Cassange kam er 31. Mai 1854 nach Loanda. Von 1854 an durchkreuzte L. den ganzen afrik. Continent von Loanda an der Westküste bis Quilimane an der Ostküste (20. Mai 1856), wobei er im Nov. 1855 die Victoriafälle des Zambesi entdeckte. Ueber Mauritius und Aegypten nach England zurückgekehrt, legte er einen Bericht über seine Reisen und Entdeckungen in dem Werke «Missionary travels and researches in South Africa» (Lond. 1857; deutsch von Lotze, 2 Bde., Lpz. 1858) nieder und erhielt alsbald von der Regierung den Auftrag, die von ihm erforschten Regionen von neuem zu besuchen. Mit seinem Bruder, Charles L., begleitet vom Kapitän Bedingfield, Dr. Kirk, Dr. Meller, R. Thornton und Th. Baines, segelte er 10. März 1858 von Liverpool ab, fuhr auf einem kleinen, für ihn erbauten Dampfer durch den Zambesi in den Fluß Schire ein, den er bis zu seinem Ursprung aus dem See Nyassa (16. Sept. 1859) verfolgte, und entdeckte unweit des erstern einen zweiten ausgedehnten See, den Schirwa (18. April 1859), mit dessen Anwohnern er in freundschaftlichen Verkehr trat. Im ganzen aber erschienen die Ergebnisse dieser Expedition in praktischer Beziehung unbefriedigend, da weder der Zambesi noch seine Nebenflüsse für größere Fahrzeuge schiffbar sind und der Zustand des Landes die Anknüpfung von Handelsverhältnissen erschwert. Die engl. Regierung gab daher das Unternehmen vorläufig auf, und L. kehrte 1864 nach England zurück, wo er die «Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries» (Lond. 1865; deutsch, Jena u. Lpz. 1865) herausgab.

Im März 1865 zum brit. Consul für das innere Afrika ernannt, schiffte er sich im Herbst desselben Jahres zum dritten mal nach dem Schauplatze seiner Thätigkeit ein und landete im Jan. 1866 in Zanzibar. Er folgte dem Laufe des Rovuma, drang bis zum Nyassa, den er 13. Sept. 1866 erreichte, überschritt 28. Jan. 1867 den Tschambesi, d. h. den entferntesten Quellfluß des Congo, kam im April an das Südende des Tanganjikasees, erreichte 8. Nov. den Moërosee und kam 28. Nov. in Cazembe's Stadt an, von der er 22. Dec. wieder aufbrach, um nach Norden bis Udschidschi vorzudringen. Doch wurde er durch die Regenzeit zur Umkehr gezwungen und traf 5. Mai 1868 wieder in Cazembe's Stadt ein. Nun wandte er sich nach Süden und entdeckte 18. Juli 1868 den Bangweolosee. Von hier zog er nach Norden und erreichte 14. Febr. 1869 den Tanganjika, den er befuhr, bis er 14. März Udschidschi erreichte. Die nächsten Jahre durchzog er das Manjuemaland im Nordwesten des Sees, das vom Lualaba (s. Congo) durchströmt wird. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, seine Vorräthe gingen zu Ende, und völlig erschöpft traf L. 23. Oct. 1871 wieder in Udschidschi ein. Um so wichtiger war es, daß schon wenige Tage nachher (28. Oct.) der von James Gordon Bennett (s. d.) zur Entdeckung des seit 1869 verschollenen Reisenden ausgesendete Amerikaner Stanley (s. d.) nach einem ebenso kühnen als schwierigen und gefahrvollen Marsche dort anlangte. L. kam dadurch mit einem mal in den Besitz alles dessen, was ihm fehlte und konnte 20. Nov. Stanley auf einer Entdeckungsreise nach dem Nordende des Tanganjikasees begleiten, welche die wichtige Thatsache constatirte, daß der Tanganjikasee dem Quellgebiete des Nils nicht angehöre. Beide Reisenden kehrten hierauf nach Udschidschi zurück, und L. begleitete 26. Dec. Stanley von dort auf seinem Rückwege an die Küste bis Unyanyembe, der etwa auf halbem Wege gelegenen Hauptstation zwischen Udschidschi und Zanzibar, wo beide 18. Febr. 1872 eintrafen. Am 14. März zog Stanley weiter, während L. in Unyanyembe blieb, um die Expedition von Leuten und Vorräthen zu erwarten, welche Stanley verabredetermaßen sofort nach seiner Ankunft in Zanzibar organisirte. Nachdem diese Expedition 14. Aug. 1872 in Unyanyembe eingetroffen war, trat

Digitized by Google

L. 25. Aug. eine neue Reise nach dem Bangweolosee (s. d.) an. Auf dieser ging er längs des südöstl. Ufers des Tanganjika und um dessen Südende in das Land des Cazembe, wo er den Ufern des Sees an der Nord-, Ost- und Südseite folgte. Dort erlag er der Dysenterie 1. Mai 1873 im Dorfe Tschitambo's in Ilala. Seine treuen Diener trugen seine Leiche nach der Ostküste; von dort wurde sie nach England geführt und 18. April 1874, als die des bekanntesten und verdienstvollsten Afrikareisenden der neuern Zeit, in der Westminster-Abtei in London beigesetzt. Vgl. R. Andrée, «L. der Missionar» (2. Aufl., Lpz. 1869); «The last journals of David L. in Central-Africa, published by H. Waller» (2 Bde., Lond. 1874; deutsch, Hamb. 1875); Roberts, «Life and explorations of David L.» (Lond. 1874); Behm, «L.'s Reisen in Innerafrika, 1866—73» (in Petermann's «Mittheilungen», Jahrg. 1875).

Livius (Titus), einer der ausgezeichnetsten röm. Geschichtschreiber, geb. zu Padua 59 v. Chr., kam unter Augustus, dessen beständigen Schutzes er sich später erfreute, nach Rom; im höhern Alter kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er 17 n. Chr. starb. Er besaß eine vielseitige Bildung und verfaßte auch Schriften rhetorischen und philos. Inhalts; sein Hauptwerk aber ist seine röm. Geschichte, welche den Zeitraum von der Erbauung der Stadt bis zum Tode des Drusus (9 v. Chr.) umfaßt und deren Ausarbeitung ihn, wie es scheint, über 40 Jahre bis an seinen Tod beschäftigte. Dieses Geschichtswerk gehört, wenn auch sein Verfasser an polit. Einsicht, an gründlicher Sachkenntniß, an kritischer Benutzung der Quellen andern Historikern des classischen Alterthums nachsteht, doch rücksichtlich seiner anmuthigen und kunstvollen, von edler Humanität und gesundem Gefühl für das Sittliche durchdrungenen, in reiner und wohlklingender Sprache dahinfließenden Darstellung zu den Meisterwerken röm. Literatur, dessen Glanz einzelne Mäkeleien, wie schon im Alterthum des Asinius Pollio Vorwurf der «Patavinität» (paduanischer Provinzialismen in der Sprache), nicht zu trüben vermögen. Das Werk bestand ursprünglich aus 142 Büchern, die L. anfangs selbst in Dekaden und Halbdekaden gegliedert und die man hernach, obwol der Verfasser selbst im Verlaufe des Werks diese Eintheilung verließ, durchaus nach Dekaden, d. h. Abtheilungen von zehn Büchern, bezeichnete, von denen aber nur im ganzen 35 Bücher, nämlich die 10 ersten und das 21. bis 45. sich erhalten haben, während von den übrigen Büchern außer zahlreichen Fragmenten nur kurze Inhaltsanzeigen oder Auszüge, die sog. «Periochae» oder «Epitomae», vorhanden sind, die in neuerer Zeit von Freinsheim (s. d.) zur Verfertigung seiner Ergänzungen oder «Supplementa» benutzt worden sind. Von Ausgaben sind außer der großen Sammelausgabe von Drakenborch (neuer Abdruck, 15 Bde., Stuttg. 1820—28) zu nennen: die von Alschefski (Bd. 1—3, Berl. 1841—46) und Madvig und Ussing (Kopenh. 1861 fg.; 2. Aufl. 1873 fg.), ferner die Handausgaben von Weissenborn (Lpz. 1850 fg.; 2. Aufl. 1860 fg.) und von Hertz (Lpz. 1857 fg.) und die Ausgaben mit deutschen Anmerkungen von Weissenborn (Berl. 1854 fg. und seitdem in wiederholten Auflagen) und von Frey und Wölfflin (Lpz. 1865 fg.). Gute deutsche Uebersetzungen lieferten Heusinger (5 Bde., Braunschw. 1821), Oertel (3. Aufl., 8 Bde., Stuttg. 1844) und Klaiber (27 Bdchn., Stuttg. 1826—34; zum Theil neu bearbeitet von Teuffel, 1854 fg.) und Gerlach (Stuttg. 1856 fg.). Wichtige Beiträge zur Herstellung eines reinern Textes lieferten namentlich Madvig, «Emendationes Livianae» (2. Aufl., Kopenh. 1877) und Mommsen und Studemund, «Analecta Liviana» (Lpz. 1873).

Livius Andronicus, der Begründer der dramatischen und epischen Poesie bei den Römern, ein geborener Grieche, wahrscheinlich aus Tarent, Sklave und später Freigelassener, wahrscheinlich des Marcus Livius Salinator, dessen Kinder er unterrichtete, lebte in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. und verfaßte in einer noch ziemlich rauhen und ungebildeten Sprache eine Uebersetzung der Odyssee im altröm. saturnischen Versmaße und ebenfalls nach griech. Mustern eine große Anzahl von Trauerspielen sowie einige Komödien, welche in Rom auf die Bühne gebracht wurden, auf der er auch selber auftrat. Die Bruchstücke, die wir noch besitzen, sind von Düntzer (Köln 1835) besonders herausgegeben worden; die der dramatischen Werke findet man in Ribbeck's «Tragicorum latinorum reliquiae» (2. Aufl., Lpz. 1871) und dessen «Comicorum latinorum reliquiae» (2. Aufl., Lpz. 1873).

Livland oder **Liefland**, von den Liven, den ursprünglichen Bewohnern und Beherrschern dieses Landes, so benannt, war ehemals ein selbstständiges Herzogthum, welches jetzt das russ. Gouvernement L. bildet, während in früherer Zeit auch Estland (s. d.) und ein Theil von Kurland (s. d.) zum Bereich jenes Herzogthums gehörten. Der Rigaische Meerbusen, Estland, der Peipussee, Pskow, Witebsk und Kurland begrenzen das heutige L. Die Bewohner sind gegenwärtig **Livländer**, d. h. Deutsche, welche sich in den Adel und die Bürgerschaft theilen,

Digitized by Google

Russen, die als Kaufleute und Beamte in den Städten leben, und Letten und Esten oder die auf den Dörfern wohnenden Bauern, welche sich seit 1866 einer ausgedehnten Selbstverwaltung und zufolge der Agrargesetze von 1849 und 1860 eines beständig zunehmenden Wohlstandes erfreuen, wie sich auch die Volksbildung seitdem gehoben hat. Man unterscheidet in L. nach diesen beiden Völkerschaften ein eigentliches Lett- und ein Estland, wovon jenes den südl. und westl., dieses den nördl. und östl. Theil L.s ausmacht. Die Esten sind finn. Stammes (s. Finnen); die Letten, mit den Litauern und Kuren eins, gehören dem preuß.-litauischen Zweige des slaw. Stammes an, dem sie sich jedoch in Sitten und Sprache beträchtlich entfremdet haben. Von den Liven, den Urbewohnern des Landes, ebenfalls finn. Stammes, hat sich nur ein kleiner Rest (etwa 2100), hauptsächlich im nördl. Kurland in 14 Ortschaften erhalten, der noch seine eigene, von Sjögren trefflich bearbeitete (2 Bde., Petersb. 1861) Sprache spricht. Die herrschende Confession ist in L. die lutherische; außerdem zählt auch die reform., kath. und griech. Kirche einige Bekenner. L. umfaßt mit Einschluß der zusammen 1505,1 QKilom. bedeckenden Binnengewässer 47,029,2 QKilom. und zählt (1870) 1,000,876 E., darunter 7—800,000 Protestanten und etwa 150,000 Griechischkatholische. Das Gouvernement ist in fünf Kreise getheilt: Riga, Wenden, Dorpat, Pernau und die Insel Oesell mit der Stadt Arensburg, und zählt elf Städte, nämlich die Hauptstadt Riga (s. d.) mit dem Hafen und der Festung Dünamünde (s. d.), Schlock, Wenden, Wolmar, Lemsal, Fellin, Walk, Werro, Pernau, Dorpat (s. d.) und Arensburg (s. d.). Das Land ist längs der Küste flach und sandig, im Innern höher, meistentheils fruchtbar und hat in der Gegend von Wenden und Dorpat freundliche, oft malerische Hügel. Der höchste Punkt des Landes ist der 324 Mt. hohe, schön belaubte Munna-Mäggi (Eierberg) im Haanhofplateau, südlich von Werro, und der ausgedehnteste See nach dem Peipus (s. d.) der 276 QKilom. große Wirzjärw, den die Embach durchströmt. An dem See von Burtnek im westl. Theile, südlich von Salisburg, findet man fossile Knochen und Korallen. Das Land hat beträchtliche Waldungen, Sägemühlen, Glashütten und Ziegeleien, erzeugt viel Getreide, besonders Roggen und Gerste, sowie Hanf und Flachs; besonders berühmt ist der rigaer Leinsamen. Das Mineralreich gewährt Kalk, Gips, Alabaster, Marmor, Flintensteine; auch an Torf ist kein Mangel. L. ist reich an schönen Ruinen, die aus der Zeit der livländ. Schwertritter stammen. Besonders zeichnet sich an solchen alten Baudenkmalen die Gegend von Wenden aus, die von den Deutschen im Lande die Livländische Schweiz genannt wird. Berühmt sind hier Wenden, Nurmis, das Aathal mit der Gutmannshöhle und die drei Rittersitze Kremon, Segewold und Treiden mit ihren herrlichen Ruinen und neuen Prachtbauten. L. wurde dem übrigen Europa erst durch bremer Kaufleute bekannt, die 1158 auf ihrer Fahrt nach Wisby auf Gothland an die livländ. Küste verschlagen wurden. Schon 30 Jahre später war der Augustinermönch Meinhard zur Bekehrung der dortigen Bewohner thätig. Bischof Albrecht baute um 1200 die später so bedeutende Stadt Riga und gründete 1201 den Orden der Livländischen Schwertritter, der sich später mit dem Deutschen Orden verband (1237—1520) und nach kurzer Occupation des Landes von seiten Dänemarks ganz L., Kurland, Semgallen und Estland unterwarf. Die Kämpfe mit Iwan Wassiljewitsch II. brachen die Macht des Ordens, der 1561 nur noch Kurland nebst Semgallen als Lehn der poln. Krone behielt, während Estland schwedische und L. poln. Schutzprovinz wurde. Nach dem Tode des letzten Heermeisters des Deutschen Ordens, Gotthard Kettler, der schon als weltlicher Herzog regiert hatte, wurde L. wechselsweise von Rußland, Polen und Schweden beansprucht. Der Friede zu Oliva verband 1660 L. mit Estland als schwed. Provinz, und 1721, im Frieden zu Nystadt, kamen beide Länder an das Russische Reich, welches später auch Kurland und Semgallen, die dritte der Ostseeprovinzen, mit sich zu vereinigen wußte. Trotz der namentlich in neuerer Zeit hervorgetretenen entschieden russificirenden Tendenzen der Regierung, welche zu lebhaften Kämpfen Veranlassung gaben, hat L. sich bisjetzt seine landständische Verfassung, die Herrschaft des deutschen Rechts und der deutschen Sprache zu erhalten gewußt. Ein Theil der Landbevölkerung wurde um 1840 zur griech.-orthodoxen Kirche übergeführt; neuerdings hat sich indessen der Protestantismus wieder befestigt, wozu wesentlich der Einfluß der 1802 begründeten deutschen Landesuniversität zu Dorpat beiträgt. Die der hanseatischen nachgebildete Verfassung der livländ. Städte wurde im Mai 1877 durch kaiserl. Ukas aufgehoben. (S. Ostseeprovinzen.) Vgl. de Bray, «Essai sur l'histoire de la Livonie» (3 Bde., Dorp. 1817); Schlözer, «L. und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden» (Berl. 1850); Eckardt, «Bürgerthum und Bureaukratie; vier Kapitel aus der neuesten livländ. Geschichte» (Lpz. 1870); Willkomm, «Streifzüge durch die

baltischen Provinzen» (Bd. 1: «Liv- und Kurland», Dorp. 1872); Fahne, «L. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sittengeschichte» (Düsseld. 1875); Eckardt, «L. im 18. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1876).

Livno, auch Ljevno oder Chljevno, bei den alten Chronisten Hlebiana und Clevna, befestigte Stadt in Bosnien, Sandschak Trawnik, am Berge Zrljenitza, dem die Bistritza entspringt, mit 5000 E., wovon zwei Drittel Mohammedaner, ist der Sitz eines österr. Consularagenten. Die Ebene von L., welche eine Länge von 45 Kilom. und eine Breite von 8—12 Kilom. hat, wird von hohen Gebirgen umschlossen und von der Bistritza bewässert. Die Bewohner der Ebene, etwa 6500, wovon 3000 Mohammedaner sind, treiben Ackerbau und Viehzucht.

Livorno, Stadt im ehemaligen Toscana, nach Genua der bedeutendste Handelsplatz des Königreichs Italien, ist der Hauptort der gleichnamigen Provinz, welche auf 326,20 QKilom. (1871) 118,851 E. zählt und außer der Stadt nur noch die Insel Elba umfaßt. Die Stadt L. liegt am Mittelländischen Meere und an der Römischen Eisenbahn, hat große Plätze, breite, reinliche und gut gepflasterte Straßen und wird zum Theil von Kanälen durchschnitten, auf denen die Waaren bis zu den Magazinen gelangen können. Die schönste Straße ist die Via Vittorio Emmanuele, welche, die kolossale Piazza d' Armi durchschneidend, sich mitten durch die Stadt bis zum alten medicäischen Hafen zieht. Da die Blüte L.s erst aus neuerer Zeit datirt, so fehlt es, den königl. Palast und einige andere ausgenommen, an großartigen Palästen, wie man sie in andern ital. Städten findet. L. besitzt einen öffentlichen Garten und viele andere öffentliche Spaziergänge, worunter die Promenade von San-Jacopo und der Arbenza hervorragen. Die ganze Meeresküste ist mit eleganten Gärten, Anlagen, schönen Badeanstalten, Hotels, Villen und prächtigen Gebäuden geschmückt. Der ehemalige medicäische Hafen ist klein; viel geräumiger ist die Rhede jenseit desselben. Da aber auch diese nicht mehr ausreichte, so wurde der neue, von einem ausgedehnten halbkreisförmigen Damme gebildete Molo gebaut, worin auch die größten Schiffe sicher geborgen sind. Indessen hat der Handel, der meist nach der Levante ging, seit Aufhebung des Freihafens abgenommen. Dagegen kommt L. als Seebadeort immer mehr in Aufnahme infolge seiner guten Badeanstalten, schönen Umgegend und gesunden Luft. Auf dem Platze vor dem ehemaligen medicäischen Hafen steht die kolossale Marmorstatue des toscan. Großherzogs Ferdinand I., die auf den vier Seiten der Basis vier Bronzestatuen hat, genannt die Vier Mohren, ein Meisterwerk Tacca's. Die Stadt hat außer ihren vielen Pfarrkirchen auch prot., griech. und armen. Bethäuser und eine Synagoge, ferner mehrere Theater, ein Arsenal, eine große Schiffswerft, welche eiserne Handels- und Kriegsschiffe baut, und eine großartige Cisterne für die Aufbewahrung des Trinkwassers. Die Gemeinde L. zählt (1871) 97,096 E., worunter 952 Protestanten und 4158 Israeliten. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, des Präfecten für die Provinz, eines Gerichtshofs erster Instanz, der zugleich auch als Handelsgericht fungirt, dreier Civilprätoren und einer Criminalprätur und besitzt ein königl. technisches Institut für die Handelsmarine, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine Unterrealschule (Scuola tecnica) und eine öffentliche Bibliothek von ungefähr 50,000 Bänden. L. war gegen Ende des 13. Jahrh. noch ein offener Flecken; erst seit der Zerstörung des Hafens von Pisa fing es an sich zu heben, besonders nachdem es 1421 an Florenz gekommen. Alessandro von Medici befestigte den Ort und baute eine Citadelle; Cosimo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Seitdem hob sich die Stadt mehr und mehr, bis sie unter dem Großherzog Ferdinand I. zu Anfang des 17. Jahrh. sich zu einem bedeutenden Seeplatz emporschwang. Zur Zeit der franz. Herrschaft war L. die Hauptstadt des Departements des Mittelländischen Meers. Mit dem übrigen Toscana wurde sie 1860 von Sardinien annectirt. In der Nähe ist der Hügel von Montenero, auf welchem eine berühmte Kapelle der Madonna von Montenero sich befindet.

Livre, eine franz. Silbermünze, welche ihren Ursprung zunächst aus der Libra Gallica der Karolingerzeit herleitet. Im Mittelalter berechnete man die letztere zu 20 Solidi. In dem neuern franz. Münzwesen wurde diese Rechnung beibehalten, und es gingen auf die L. 20 Sous (zu 12 Deniers), wie in Italien 20 Soldi auf die Lira. Die Livre Tournois (L. von Tours) war bis 1795 die Einheit des franz. Rechnungswesens, wurde aber dann durch den Franc verdrängt, welcher etwas besser ist, indem 80 Frs. = 81 Livres Tournois, nach welcher allgemein angenommenen Vergleichung die Livre Tournois = $4^4/_9$ Gr. fein Silber war = 8 Sgr. vorige norddeutsche Währung = 28 Kr. vorige süddeutsche Währung = $^2/_5$ Fl. oder 40 Neukreuzer österr. Silberwährung = $^4/_5$ Mark oder 80 Pf. deutsche Reichsgoldwährung. Die früher in Paris geprägte Livre Parisis war = $1^1/_4$ Livre Tournois. In den Provinzen hatte man noch einige abweichende Livresorten als bloße Rechnungseinheiten. — Außer-

Digitized by Google

dem ist L. der franz. Name des Gewichtspfundes. Es existirten früher in Frankreich verschiedene Gewichtspfunde; das wichtigste war die L. des pariser Markgewichts (Poids de marc) von 2 Marcs, welche = 489,5058 franz. Gramm = 0,9790 deutsche Pfund. Bis Ende 1839 führte das halbe Kilogramm (dem deutschen Pfunde gleich) den Namen Livre usuelle.

Livrée (franz.) wurde in Frankreich zunächst die Kleidung genannt, welche der König bei großen Hoflagern seiner Dienerschaft sowie der der Königin und der Prinzen unentgeltlich liefern (livrer) ließ. Da die Ausgabe dafür später zu großen Summen sich steigerte, so hörte die unentgeltliche Lieferung auf, der Name blieb aber für die Kleidung der Bedienten.

Llanos heißen in Spanien und den ehemals span. Ländern Amerikas Ebenen überhaupt. Insbesondere aber werden mit diesem Namen im nördl. Südamerika, im Staate Venezuela, diejenigen Theile der Ebenen des Orinocogebietes bezeichnet, welche sich durch ihren Steppencharakter von den angrenzenden Waldflächen (Selvas) und den weide-, wasser- und humusreichern Savanas dieses Stromgebietes unterscheiden. Diese L. von Venezuela wurden berühmt durch die classische Schilderung in A. von Humboldt's «Ansichten der Natur». Dieselben nehmen etwa den vierten Theil des ganzen Staatsgebietes ein und dehnen sich von den Abfällen der Küstenkette von Carácas und der Andeskette von Mérida ununterbrochen südwärts bis an die Ufer des Orinoco und des Rio Guaviare aus. Obgleich in ihrem allgemeinen Typus einander gleich, unterscheidet man doch vier Klassen. Die östlichen oder L. von Cumaná zeichnen sich durch größern Wasserreichthum und die Frische der Vegetation aus, je näher sie den Küsten des Golfs von Paria und dem Delta des Orinoco liegen. Die südlichsten oder L. von Apure sind charakterisirt durch eine sehr gleichmäßige und horizontale Oberfläche, welche ganz aus sandförmigen Bestandtheilen der Kreideformation besteht und zeitweise, wie die südlichern Pampas (s. d.) und die nordamerik. Savannen (s. d.), das Ansehen eines Grasmeers hat, aus welchem nur einzelne Baumgruppen (Matas) auftauchen. Die nördlichen oder L. von Carácas und Carabobo unterscheiden sich durch kleine Hügelreihen, Bänke von zerbrochenen Sand- und Kalksteinlagern und Tafelflächen (Mesas), die sich mehr als 100 Mt. über die Umgebung erheben. Die westlichen oder L. von Barinas zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich vom Fuß der Gebirge an sanft von Nordwesten gegen Südosten zum Rio Portugueza und Rio Apure neigen und, durch zahlreiche, von den Cordilleren kommende Wasserströme bewässert, von fast immer schiffbaren Flüssen begrenzt werden, die von fruchtbaren Alluvialebenen eingefaßt sind, sodaß diese Region gleich vorzüglich für den Ackerbau wie für die Viehzucht erscheint. Die L. von Venezuela sind so niedrig, daß sie das Meer, wenn es um 100 Mt. stiege, bedecken würde. Im März sind sie öde, bis an den Fuß der Gebirge heran, der Boden ist bis zu 40° R. erhitzt; mit der Regenzeit, vom April bis October, bedeckt sich der Boden sogleich mit mannichfachen Gräsern und mit Mimosen, die Thierwelt kommt hervor, Pferde und Rinder weiden munter, die Flüsse und ein Theil der Steppe werden zum See. Nach Abfluß des Wassers schießen sodann Ananas und Gruppen von Fächerpalmen hervor und Mimosen besäumen die Flüsse. Besondere Erwähnung verdient auch der L. Estacádo (d. h. abgesteckte Ebene, engl. Staked Plain) in dem nordwestl. Theil des nordamerik. Staates Texas und dem angrenzenden Territorium Neu-Mexico, vom Canadian-River (Südzweig des Arkansas) südwärts bis zu den Quellen des Trinity, Brazos und Colorado und vom 83.° westlich bis zum Rio de los Pecos (Zufluß des Rio Grande del Norte) reichend. Es ist dies ein im Mittel 1500 Mt. hohes, 80,000 QKilom. umfassendes Tafelland mit sandiger Oberfläche und tief eingeschnittenen Schluchtenthälern (Cañons), welches drei Viertel des Jahres kein oder nur weniges brakiges Wasser hat. Die Richtung, in welcher diese Wüste in der trockenen Jahreszeit durchzogen werden kann, ist mit Stangen bezeichnet, daher der Name.

Llorente (Don Juan Antonio), span. Geschichtschreiber, geb. 1756 zu Rincon del Solo bei Calahorra in Aragonien, machte seinen philos. Cursus zu Tarragona und trat 1770 in den geistlichen Stand. Im J. 1776 erhielt er die Würde eines Baccalaureus der Rechte, sehr bald aber eine geistliche Pfründe zu Calahorra und 1779 mit Dispensation die priesterliche Weihe. Trotz seiner zum Theil weltlichen Studien wurde er von dem Heiligen Gericht 1785 zum Geschäftsträger und 1789 zum ersten Secretär der Inquisition ernannt, jedoch als angeblicher Anhänger der franz. revolutionären Grundsätze 1791 in seinen Sprengel zurückgesendet. Nachdem Don Manuel Abad la Sierra Großinquisitor geworden, hatte L. in dessen Auftrage den Plan zu einer Reform des Inquisitionstribunals auszuarbeiten, den er nach dessen Sturze, als Jovellanos Minister der Justiz geworden, diesem vorlegte. Jovellanos unterstützte die Sache; man wollte das Verfahren vor den Inquisitionstribunalen öffentlich machen; alles kam darauf

Digitized by Google

an, den Herzog von Alcudia (s. d.) für das Unternehmen zu gewinnen. Plötzlich aber wurde Jovellanos gestürzt, und die Inquisition blieb, wie sie war. Man fing Briefe von L. auf, legte den unschuldigsten Ausdrücken einen falschen Sinn unter, verurtheilte ihn zu einmonatlicher Einsperrung in ein Kloster und entsetzte ihn seiner Stelle als Bevollmächtigter des Heiligen Officiums. So lebte L. in Ungnade, bis man ihn 1805 nach Madrid zurückrief, worauf er 1806 Kanoniker an der Hauptkirche in Toledo wurde. Im J. 1808 ging er auf Murat's Befehl nach Bayonne, wo er an der Entwerfung der neuen Verfassung für Spanien theilnahm. Deshalb von den Ultras verfolgt, mußte er nach der Restauration die Flucht ergreifen. Verbannt lebte er in Frankreich. Allein auch hier ging der Haß der Finsterlinge gegen L. so weit, daß die pariser Universität ihm verbot, die Zöglinge einer Pensionsanstalt im Spanischen zu unterrichten. Nachdem vollends seine «Portraits politiques des papes» den Grimm der Curialisten gegen ihn aufs höchste gesteigert hatten, mußte er im strengen Winter von 1822 binnen drei Tagen Paris und in kürzester Zeit Frankreich verlassen. Man gestattete ihm nicht einmal einen Rasttag. So starb er erschöpft kurz nach seiner Ankunft 5. Febr. 1823 in Madrid, wo er, da damals noch die Cortes von 1821 geboten, sehr ehrenvoll aufgenommen wurde. L.'s Hauptwerk ist die «Histoire critique de l'inquisition d'Espagne» (4 Bde., Par. 1815—17; deutsch von Höck, Gmünd 1819—21). Nächstdem sind zu erwähnen seine «Noticias historicas de las tres provincias bascongadas» (5 Bde., Par. 1806—8), die «Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne, avec des pièces justificatives» (3 Bde., Par. 1815—19), unter dem Namen R. Nelleto (Anagramm von Llorente), ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung der Katastrophe in Spanien von 1808, und seine «Selbstbiographie» (Par. 1818). Auch gab er mehrere Werke des Las Casas in franz. Uebersetzung heraus (Par. 1822).

Lloyd Austro-ungarico, Oesterreichisch-Ungarischer Lloyd, eine für den österr. und deutschen Handel mit dem Orient sehr wichtige Handelsgesellschaft in Triest. Dieser Verein wurde 1833 auf Anregung des damaligen Secretärs der Azienda-Assicuratrice, Karl Ludwig von Bruck (s. d.), aus Vertretern der Versicherungsgesellschaften und Kaufleuten nach dem Muster des ähnlichen Instituts in London gebildet, um durch Agenten auf fremden Plätzen und Correspondenzen interessante Nachrichten für Triests Handel und Schifffahrt zu sammeln, Register über die Schiffe zu führen, vorzugsweise aber alle das Assecuranzwesen betreffenden Angelegenheiten wahrzunehmen und als gemeinsames Organ der triester Seeversicherungs-Kammern zu dienen. Seit 1836 wurde der Zweck des Instituts durch Errichtung einer Actiengesellschaft auch auf die Unterhaltung der Dampfschifffahrt nach der Levante ausgedehnt. Nach ihrer gegenwärtigen Organisation besteht die Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd aus drei Sectionen, nämlich aus der der 29 Assecuranzkammern, aus der für die Dampfschifffahrt und aus der literarisch-artistischen Section. Die erstgenannte zieht alle Zweige des Versicherungswesens in den Kreis ihrer Wirksamkeit; die zweite besorgt den Verkehr und den Postdienst längs der Küsten des Adriatischen Meers, des Griechischen und Schwarzen Meers bis Braila, Trapezunt, am kleinasiat. und syr. Gestade und bis Alexandrien, dann längs der Küsten des Rothen Meers und im Indischen Ocean bis Bombay; die dritte Section endlich umfaßt die Redaction von Zeitschriften, eine große Buchdruckerei und die Lesesäle. Der Oesterreichische Lloyd besitzt in Triest ein großes Arsenal (dessen Bau 1852 begonnen wurde), welches großartige Etablissements für den Schiffs- und Maschinenbau begreift. Nach dem Rechenschaftsbericht für das J. 1876 besaß der L. 65 Dampfschiffe mit 15,260 Pferdekraft und 77,795 Tonnen Gehalt (1836—37: 7 Schiffe mit 630 Pferdekraft und 1974 Tonnen Gehalt); es wurden auf 1318 Reisen 9,432,800 Kilom. zurückgelegt, 283,799 Reisende, Geldsendungen im Betrage von 149,422,400 Fl. und 4,407,475 Ctr. Waaren befördert. Am 1. Jan. 1876 betrug das Vermögen der Dampfschifffahrts-Gesellschaft 23,453,841 Fl., das Passivum 14,026,341 Fl. und das Actienkapital 11,025,000 Fl. österr. Währung.

Lloyd's hieß nach ihrem Eigner (Lloyd) ursprünglich eine Restauration in einem der engsten Theile der City von London, welche schon zu Anfang des 18. Jahrh. der allgemeine Sammelplatz für alle Kategorien von Geschäftsleuten, welche Schifffahrtsinteressen hatten, wurde, für Rheder, Schiffer, Kaufleute, Versicherer und Versicherungsmäkler. Die kleine Kneipe ist längst aus der Abchurch Lane spurlos verschwunden, der Name Lloyd's aber prangt in glänzenden Lettern an einer andern Stelle der City, nämlich über einem Eingang an der Ostseite der Royal Exchange (der Börse) und klingt in den entlegensten Winkeln der civilisirten Welt wieder. Die anfänglich formlose Verbindung eines engen Kreises von Besuchern hat sich zu einer der umfassendsten Verkehrsanstalten herausgebildet. Es bestehen gegenwärtig zwei Institutionen des

Digitized by Google

Namens Lloyd, welche das Centrum ihrer Thätigkeit nicht weit voneinander finden. Die ältere, kurzweg «Lloyd's» genannt, residirt in den eleganten Räumlichkeiten der Royal Exchange, im Erdgeschoß des Börsengebäudes. Sie ist die eigentliche Seeversicherungsbörse, und die bei weitem meisten Assecuranzen werden hier abgeschlossen. In ein offen ausliegendes Buch werden alle einlaufenden Berichte über Schiffsunfälle eingetragen, in ein anderes die glücklichen Ankünfte an den Bestimmungsplätzen. Diese letztern Berichte werden (seit 1800 täglich) in der «Lloyd's List» veröffentlicht. In Nebenzimmern sind Seekarten, Register, Bekanntmachungen aller Art, welche für den Zweck der Anstalt bedeutsam sind, ausgehängt; auch ein Lesezimmer mit Restauration und ein Auctionssaal für Schiffsverkäufe gehören zu den Localen des Lloyd. Die Anstalt hat Agenten in allen nur einigermaßen bedeutenden Seehäfen, welche ihr von jedem die Schifffahrt und den Handel betreffenden Ereigniß im Bereich ihres Wirkungskreises Mittheilung machen, die sofort angeschlagen wird. Die neuere Institution, Lloyd's Register of British and foreign Shipping, hat ihr Contor in White Lion Court, Cornhill, und wurde 1834 gegründet, lediglich um zum Behuf der Versicherung eine zuverlässige und genaue Klassifikation der Schiffe des Vereinigten Königreichs sowol als solcher fremder Flaggen zu erhalten, die mit Großbritannien in Handelsbeziehungen stehen. Die Grundzüge sind bis auf den heutigen Tag ziemlich unverändert beibehalten worden. Einige Bevollmächtigte leiten die Verwaltungsgeschäfte, und unter ihnen steht eine Direction nebst den Unterbeamten, Besichtigern u. s. w. für die Untersuchung und Klassificirung der Schiffe. Nach dem Ergebniß der bezüglichen Ermittelung bekommt das betreffende Schiff seine Klasse im Schiffsregister; es wird aber außerdem nach Bauart, Größe, Tragfähigkeit, Takelung u. s. w. genau verzeichnet. Die Klasse (Güte) des Schiffskörpers wird durch Buchstaben, die der Takelung, der Segel, der Boote und des Inventars durch Zahlen ausgedrückt. Die Liste oder das Register wird jährlich gedruckt (das Schiff kann natürlich sein erstes Zeugniß nur während einer gewissen Anzahl Jahre behalten, die bei der Aufnahme ins Register festgestellt wird) und überallhin versandt; jedes Mitglied der Association, welches 3 Guineen Jahresbeitrag zahlt, erhält ein Exemplar gratis. Die Absicht, welche der Errichtung des Instituts zu Grunde lag, war die, dem kaufmännischen Publikum, welches brit. Schiffe befrachtete, versicherte oder sonstwie Interesse an denselben hatte, zuverlässige Aufschlüsse über deren Alter, Bauart, Zustand u. s. w. zu ertheilen. Es stellte sich indessen bald heraus, daß die hohe Klasse bei L. die Werthgeltung des Schiffs bedeutend steigerte. Und nicht nur vorhandene Schiffe suchte man durch gute Nummern bei L. zu heben, man erbot sich sogar, den Bau eines neuen Schiffs unter Beaufsichtigung der Gesellschaft vollführen zu lassen; der Lloyd ging darauf ein und er gewährt einem solchen Schiffe neben der höchsten Klasse noch ein Kreuz oder einen Stern als fernere Empfehlung, was demselben wiederum höchste Frachtpreise und niedrigste Assecuranzprämien sichert. Umfang und Bedeutung dieser zweiten Lloydinstitution sind weitaus größer geworden, als man anfänglich dachte. Die Abgaben für die Aufnahme und Untersuchung, ursprünglich 10 Guineen, wurden später auf die Hälfte herabgesetzt, weil die Gesellschaft nur die Kosten decken, nicht Gewinn erzielen will.

Unter dem Namen Lloyd haben sich in neuerer Zeit auch noch andere eigene Börsenversammlungen für die Behandlung von Schiffs- und Seeversicherungsangelegenheiten gebildet. Die bedeutendsten sind: in Triest (der «Oesterreichisch-Ungarische Lloyd» [s. Lloyd Austro-ungarico], seit 1833; auch dieser hat eigene Agenten in den Seeplätzen, bezieht die Berichte der vorgedachten Art und hält reiches einschlägiges Material), in Paris (Lloyd français) und in Nantes (Lloyd nantais). Die betreffende pariser Anstalt ist, wie die londoner, zugleich Schiffsklassifikationsgesellschaft. Die 1868 in Rostock constituirte, später aber nach Berlin übergesiedelte Gesellschaft «Germanischer Lloyd» hat die Klassifikation von Seeschiffen zum Object und hat die deutschen Schiffe von der Censur des gleichem Zwecke gewidmeten pariser «Bureau Veritas» unabhängig gemacht; beide ebengenannten Vereine publiciren periodisch Register der von ihnen klassificirten Fahrzeuge. Der Germanische Lloyd hat seine Districtsvereine längs der ganzen Ostsee- und Nordseeküsten, unter denen die Elbdistrict- (Hamburg) und Weserdistrict- (Bremen) Vereine die bedeutendsten sind. Er hat Vertreter und Besichtiger in allen bedeutenden Häfen der Welt (1875 in 150 Häfen) und sein Register für Schiffsklassifikationen enthält bereits den bei weitem größern Theil der deutschen Handelsflotte; die in diesem Register gegebenen Notizen zeichnen sich durch äußerste Genauigkeit aus. Der 1857 durch Vereinigung mehrerer kleiner Gesellschaften in Bremen als Actiengesellschaft mit 4 Mill. Thlrn. Kapital errichtete «Norddeutsche Lloyd» ist eine große Rhederei-Anstalt, welche regelmäßige Dampfschifffahrt für Passagiere (wichtig für die Auswanderung) und Güter, hauptsächlich nach Neuyork und Baltimore,

Digitized by Google

unterhält, zeitweilig auch ihre nicht anderweit beſchäftigten Dampfſchiffe zu andern Frachtreiſen verwendet. Bei Begründung der Geſellſchaft war auch die Uebernahme von Verſicherungen gegen See- und Flußgefahr in Ausſicht genommen. Ende 1876 beſaß der Norddeutſche Lloyd 27 transatlantiſche Dampfer, 10 Dampfer in europ. Fahrt, 14 Fluß- und Schleppdampfer, 41 Leichterfahrzeuge, zuſammen 92 Schiffe von 92,590 Regiſtertonnen Tragfähigkeit. «Rheiniſch-Weſtfäliſcher Lloyd» iſt der Name einer Transportverſicherungsgeſellſchaft in München-Gladbach. «Baltiſcher Lloyd» hieß eine in Stettin errichtete Actiengeſellſchaft, deren Gegenſtand die Frachtfahrt zwiſchen Europa und Nordamerika, ſowie die Beförderung von Auswanderern nach Nordamerika war; im April 1876 wurde ihre Liquidation beſchloſſen.

Loanda, eigentlich São-Paulo de L., Hauptſtadt der portug. Beſitzungen an der Weſtküſte von Südafrika, wurde 1575 von Paulo Diaz de Novaes gegenüber einer kleinen Sandinſel gegründet, die den einheimiſchen Namen L. hat und früher eine portug. Niederlaſſung nebſt Fort trug. Jetzt leben auf dieſer Inſel nur etwa 1300 Fiſcher, ſie iſt aber inſofern von größter Bedeutung für die Stadt, als ſie den beſten Hafen an der Weſtküſte von Afrika hat; doch verſandet er in neuerer Zeit ſtark, ohne daß dem Uebel von der portug. Regierung geſteuert würde. Die Forts von San-Francisco de Penedo und San-Miguel beherrſchen ihn. Die Stadt gewährt vom Meere aus einen ſtattlichen Anblick, da ſie, amphitheatraliſch am Geſtade erbaut, in ihrem obern, mittels eines breiten Steinwegs zugänglichen Theile aus anſehnlichern öffentlichen Gebäuden beſteht. Von ihrer alten Herrlichkeit iſt ſie ſehr herabgeſunken. Die Läden und Kaufmannshäuſer ſowie die aus Rohr und Lehm erbauten Wohnungen der Eingeborenen befinden ſich in der untern Stadt. Außer den 12,000 Negern von L. ſind etwa 2500 Weiße vorhanden. Monatlich kommen neue Deportirte aus Portugal an. Obgleich der Sklavenhandel verboten und von der portug. Regierung ſeit 1847 zu verhindern geſucht wird, bleibt doch häusliche Sklaverei geſtattet. Für die Europäer iſt das Klima ſo ungeſund, daß jeder Beamte, der nach L. beſtimmt wird, vor der Reiſe ſein Teſtament macht, und daß Frauen ſelten den Jahrestag ihrer Ankunft erleben. Die Straßen ſind glühender Sand, und die untiefen Uferſtrecken, namentlich nach dem Fort Penedo hin, hauchen Peſtdünſte aus; nur die breiten Hauptſtraßen ſind gepflaſtert und durch Bäume und Sträucher geziert. Der Handel iſt unbedeutend und beſchränkt ſich auf das nördl. Ufer des Coanza; am lebhafteſten wird er von einigen amerik. Firmen betrieben, die Calicot, Zwiebeln, Mehl, Butter u. ſ. w. einführen. Der Export des Tauſchhandels beſteht in Kaffee, Gummi, Wachs, Oel und Elfenbein.

Loangoküſte nennt man denjenigen Theil der Weſtküſte des tropiſchen Afrika oder Niederguineas, welcher ſich vom Aequator oder beſſer vom Cap Lopez an der Bengoküſte bis zur Mündung des Zaire, nördlich von der Congoküſte, oder doch bis Molemba etwa 520 Kilom. weit von Nordweſten nach Südoſten erſtreckt. Die Küſte iſt flach, und erſt in 1° Entfernung von derſelben erhebt ſich der Abfall des innern Hochlandes, das dann in 2° Entfernung von der Küſte in der Sierra Complida anſehnlicher aufſteigt. Der nördl. Theil des Hochlandes iſt durch du Chaillu, der ſüdl. Küſtentheil durch die deutſche Expedition unter Güßfeldt 1873 bekannter geworden. Den Küſtenſtreif quer durchziehen namentlich die Flüſſe Sette, der 7 Kilom. nördlich von Landana mündende Loango- oder Chiloango-Luz, der bei Maſſabe mündende Loëma und der bedeutendſte, der Quillu; die Ufer dieſer Flüſſe begleitet die üppigſte Vegetation des tropiſchen Afrika. Das Klima des Landes, gefährlich wie das aller Küſten Afrikas, darf doch für günſtig gelten, namentlich zur Cazimba oder trockenen Jahreszeit (April bis September). Die Eingeborenen ſprechen einen Dialekt der Congoſprache. Sie werden wegen ihrer Verfertigung feiner Zeuge, die von Kabinda wegen ihrer Schnitzereien gerühmt. In alter Zeit war Loango, mit dem Hauptort Buri oder Boali, vom Mani-Congo abhängig. Die Portugieſen ſetzten ſich 1648 hier feſt; ſie wurden aber von den Holländern vertrieben, die ſpäter ihnen wieder weichen mußten. Franz. Miſſionare ließen ſich 1770 hier nieder, und 1783 zerſtörten die Franzoſen das Fort Kabinda. Noch jetzt beſtehen freilich die Reiche Loango, Kakongo und Ngoy, aber ihre Macht iſt gebrochen, und es herrſchen anarchiſche Zuſtände. Die Macht befindet ſich meiſt in den Händen der Kriegsoberſten oder Ganga. Dieſer zwiſchen der franz. Niederlaſſung am Gabun und den portug. Beſitzungen ſüdlich vom Congo unter unabhängigen einheimiſchen Herrſchern ſtehende Küſtenſtrich konnte ſeinen Sklavenhandel am längſten fortſetzen, als zu Ende des 18. Jahrh. die benachbarten Küſtenlandſchaften zur Aufhebung deſſelben genöthigt wurden. Seitdem hat hier ein friedlicher Handel begonnen, und es ſind ſehr viele Factoreien hier angelegt, welche Handel und Schifffahrt in Schwung bringen. So außer den franzöſiſchen namentlich die engliſchen am Indian-Point in der Loangobai, die in Chinſhonxo

Digitized by Google

am Kakongo und die holländischen der 1869 in Rotterdam gebildeten afrik. Handelsvereinigung in Bananes, Kabinda, Loango. Vgl. Bastian, «Die deutsche Expedition an die L.» (2 Bde., Jena 1874—75); «Die L. in 72 Photographien» (Text von Falkenstein, Berl. 1876).

Loban, Donau-Insel bei Wien, bekannt durch die Schlacht bei Aspern und Esling (s. d.).

Loban (Georges Mouton, Graf von), franz. Marschall, s. Mouton.

Löbau (wend. Lubij), Stadt in der Kreishauptmannschaft Bautzen des Königreichs Sachsen, die älteste unter den frühern Sechsstädten der Oberlausitz, am Löbauer Wasser und am Fuße des 445 Mt. hohen Löbauer Bergs gelegen, zählt 6226 E. und ist der Sitz einer Amtshauptmannschaft, einer Bezirksschulinspection, eines Hauptsteueramts und eines Gerichtsamts. Der Ort hat zwei deutsch-evang. und eine wend. Kirche, ein hübsches Rathhaus, ein königl. Lehrerseminar, eine Realschule zweiter Ordnung und eine gute Bürgerschule. L. ist Knotenpunkt der Sächsisch-Schlesischen, L.-Zittau-Reichenberger und der Südlausitzer Eisenbahn. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Stadt sind Rothgarnfärberei, der sehr bedeutende Handel mit Getreide, leinenen und baumwollenen Garnen, Farbewaaren, Leinwand und Strumpfartikeln, welche letztere jedoch größtentheils auswärts gefertigt werden, sowie Fabrikation landwirthschaftlicher Maschinen. Im J. 1877 wurde das sehr schöne Stadtbad eröffnet, bei welchem eine Stahl- und eine Salzquelle benutzt wird. Auf dem Löbauer Berge wurde 1854 durch einen Bürger der Stadt ein 32 Mt. hoher eiserner Thurm errichtet.

Lobe (Joh. Christian), Componist und musikalischer Schriftsteller, geb. zu Weimar 30. Mai 1797, entwickelte sehr früh ein auffallendes Talent zur Tonkunst und erhielt Unterricht im Flöten- und Violinspiel, wobei er solche Fortschritte machte, daß er im 13. Jahre in die weimarische Hofkapelle als Flötist eintreten konnte. Als ausgezeichneter Virtuos auf der Flöte ließ er sich auf diesem Instrumente 1811 im leipziger Gewandhaus, 1819 in Berlin und andern Orten mit Beifall hören. Zahlreiche Versuche in der Composition führten ihn endlich der Oper zu. Es entstand zunächst die Oper «Wittekind», welche 1821 in Weimar aufgeführt wurde. Den Text zu derselben hatte er selbst verfaßt. Nachdem er mehrere Werke für die Kammer herausgegeben, führte er 1830 mit vielem Erfolg zu Weimar die von Gehe gedichtete Oper «Die Flibustier» auf. Noch größern Beifall fand 1833 daselbst eine dritte Oper: «Die Fürstin von Granada», wozu er den Text selbst verfaßt hatte und welche auch in Leipzig, Kassel u. s. w. über die Bühne ging. Außer verschiedenen Orchesterwerken und Compositionen für Flöte und Pianoforte wurden von ihm noch die Opern «Der rothe Domino» (1837) und «Der König und Pächter» (1844) in Weimar mit Erfolg aufgeführt. Im J. 1842 legte L. seine Stelle als Mitglied der Kapelle zu Weimar nieder, erhielt den Professortitel und erweiterte ein schon früher errichtetes Institut für den höhern Musikunterricht. Sodann wandte er sich 1846 nach Leipzig, wo er die Redaction der von Fr. Rochlitz 1798 gegründeten «Musikalischen Zeitung» übernahm, die er bis 1848 fortführte, und als Schriftsteller, Componist und Lehrer der Theorie wirkte. Namentlich durch seine theoretischen Werke hat sich L. vielfache Verdienste um die Kunst erworben. Zu diesen gehört vor allem das «Lehrbuch der musikalischen Composition» (4 Bde., Lpz. 1850—67). Außerdem sind zu nennen die «Vereinfachte Harmonielehre» (Lpz. 1861), «Musikalische Briefe» (2. Aufl., Lpz. 1860), «Katechismus der Musik» (7. Aufl., Lpz. 1876), «Katechismus der Compositionslehre» (3. Aufl., Lpz. 1876), «Aus dem Leben eines Musikers» (Lpz. 1859) und «Consonanzen und Dissonanzen» (Lpz. 1869).

Lobeck (Christian Aug.), namhafter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 5. Juni 1781 zu Naumburg a. d. S., wurde auf der Domschule daselbst, deren Rectorat sein Vater bekleidete, vorgebildet und widmete sich dann seit 1797 auf den Universitäten zu Jena und zu Leipzig neben der Theologie mit Vorliebe den altclassischen Studien. Im J. 1802 habilitirte er sich zu Wittenberg, erhielt daselbst 1807 das Conrectorat und 1809 das Rectorat an dem Lyceum und bald darauf auch eine außerord. Professur an der Universität. Nach der Auflösung der letztern 1814 folgte er dem Rufe als ord. Professor der alten Literatur und Beredsamkeit nach Königsberg, wo er seitdem ununterbrochen wirkte und große Verdienste um die Belebung und das Studium der Philologie in Ost- und Westpreußen sich erworben hat. Er starb daselbst 25. Aug. 1860. Von seinen Ausgaben und grammatischen Schriften, die für die tiefere Kenntniß der griech. Sprache dem Gehalte nach von höchster Bedeutung sind, sind zu erwähnen die in sprachlicher Hinsicht vortrefflichen Bearbeitungen des «Ajax» von Sophokles (Lpz. 1810; 3. Aufl. 1866) und des Phrynichus (Lpz. 1820); die «Paralipomena grammaticae Graecae» (2 Bde., Lpz. 1837), deren Inhalt vorzugsweise die griech. Wortbildung betrifft; «Rhematicon, sive verborum Graecorum et nominum verbalium technologia» (Königsb. 1846),

«Pathologiae linguae Graecae elementa» (2 Bde., Königsb. 1853—62), welcher «Pathologiae sermonis Graeci prolegomena» (Lpz. 1843) vorausgingen. Auch vermehrte er den zweiten Band der zweiten Auflage von Buttmann's «Ausführlicher griech. Sprachlehre» (Berl. 1839) mit Zusätzen. Auch auf dem Felde der griech. Mythologie hat L. sorgfältige Untersuchungen angestellt in dem «Aglaophamus, seu de theologiae mysticae Graecorum causis» (2 Bde., Königsb. 1829), worin zugleich die Bruchstücke der Orphiker eine neue Würdigung erfuhren. Nach seinem Tode gab Lehnerdt eine Auswahl aus L.'s akademischen Reden (Königsb. 1865) heraus. Vgl. Friedländer, «Mittheilungen aus L.'s Briefwechsel» (Lpz. 1861); Lehrs, «Populäre Aufsätze aus dem Alterthum» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Lobēlia, eine zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörende Pflanzengattung, welche die Hauptgattung einer mit den Glockenblütlern nahe verwandten Familie (Lobeliaceen) geworden ist, und deren Arten, theils Kräuter, theils Halbsträucher der wärmern Länder, durch einen scharfen Milchsaft und eine eigenthümlich geformte Blumenkrone ausgezeichnet sind. Dieselbe ist nämlich am Rücken ihrer walzigen oder trichterförmigen Röhre der Länge nach aufgeschlitzt und hat einen unregelmäßigen, in eine zweizipfelige Ober- und eine dreizipfelige Unterlippe getheilten Saumen. Die Staubbeutel sind in einen Cylinder verwachsen, aus dem halbunterständigen Fruchtknoten entsteht eine vielsamige, vom Kelche gekrönte Kapsel. Einige Arten werden zur Zierde in unsern Gärten und Glashäusern cultivirt, so die schöne L. cardinalis L. aus Nordamerika, mit einseitswendiger Traube großer, scharlachrother Blumen. Wurzel und Kraut dieser Pflanze, noch mehr von L. syphilitica und inflata L., ebenfalls nordamerik. Arten, werden gegen syphilitische Krankheiten angewendet.

Lobell (Joh. Wilh.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 15. Sept. 1786 zu Berlin, ging erst spät zu wissenschaftlichen Studien über, indem er sich zu Heidelberg, dann zu Berlin der Philologie und der Alterthumskunde widmete. Sodann nahm er im Gefolge York's an den Befreiungskriegen theil, privatisirte hierauf eine Reihe von Jahren in Breslau und wurde 1820 Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule. Seitdem machte er die histor. Wissenschaft zum Hauptstudium. Im J. 1823 erfolgte seine Anstellung als Lehrer, dann als Professor der Geschichte am Cadettenhause zu Berlin. Diese Stellung vertauschte er 1829 mit einer Professur der Geschichte an der Universität zu Bonn, wo er fortan bis an seinen Tod als akademischer Lehrer mit Erfolg wirkte. Im J. 1852 ward ihm der Titel eines Geh. Regierungsraths verliehen. Er starb 13. Juli 1863 zu Bonn. Als Geschichtschreiber gehörte L. der Richtung an, die aus der Berührung mit der romantischen Schule hervorging und in Friedr. von Raumer ihren Hauptvertreter hat. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen ist «Gregor von Tours und seine Zeit» (Lpz. 1839) in wissenschaftlicher Hinsicht die bedeutendste Arbeit. Die «Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen» (Bd. 1, Lpz. 1846) kam nicht über den ersten Band hinaus. Auch von seinem letzten Werke «Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode» erlebte L. nur das Erscheinen der beiden ersten Bände (Braunschw. 1856—58), die sich besonders mit Klopstock und Wieland beschäftigten. Den dritten Band, Lessing betreffend, gab später Koberstein (Braunschw. 1865) heraus. In weitesten Kreisen hat sich L. durch seine Umarbeitung der Becker'schen «Weltgeschichte» bekannt gemacht. Vgl. Bernhardt und Noorden, «Zur Würdigung L.'s» (Braunschw. 1864).

Lobenstein, Stadt im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie, bis 1824 Hauptort des Fürstenthums L. und Residenz der fürstl. Linie Reuß-L., liegt in waldiger und romantischer Gebirgsgegend im Thale der Lemnitz und Kosel, um einen in der Mitte des Thalkessels sich erhebenden Berg mit den Ruinen der alten Burg L. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts im frühern fürstl. Schlosse und zählt (1875) 2838 E., welche meist Ackerbau und Bierbrauerei treiben. Seit 1868 ist der Ort ein sowol seiner Bade-Einrichtung als auch der reinen Gebirgs- und Waldluft halber vielbesuchter Curort geworden. Die neue, 1869 gefundene Stahlquelle ist sehr stark eisenhaltig und wird zu Bade- und Trinkcuren benutzt. Besonders hat die Anstalt Ruf durch ihre Moorbäder in verschiedenen Temperaturen (29—34° R.). Außer der ebenfalls guteingerichteten Kaltwasserheilanstalt sind noch als Curmittel vorhanden: Kiefernadelbäder, Sand- und Dampfbäder, pneumat. Cabinet, Milchcuren.

Lobkŏwitz, altes böhm. Geschlecht, angeblich aus dem 9. Jahrh., benannt nach dem von ihm im Kaurzimer Kreise erbauten Schlosse Lobkowitz, theilte sich 1440 in die Peter-Popel'sche und die Hassensteinische Linie ab, welche letztere zu Anfang des 17. Jahrh. erlosch. Die erstere spaltete sich unter den Enkeln des Stifters wieder in die jüngere Linie zu Bilin, welche 1722 ausstarb, und in die ältere Linie zu Chlumetz, deren Gründer Wladi-

Digitized by Google

slaw I. war. Der Sohn des letztern, Wladislaw II., erhielt von Kaiser Maximilian II. die unmittelbare Reichsherrschaft Neustadt an der Waldnab im Nordgau, die später 1641 unter dem Namen Sternstein zur gefürsteten Grafschaft erhoben, 1807 aber an Baiern verkauft wurde. Wladislaw's II. Sohn, Zdenko Adalbert, erhielt 1624 die Reichsfürstenwürde und sein Sohn Wenzel Eusebius 1653 wegen Sternstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Durch die Enkel des Wenzel Eusebius, Philipp und Georg, theilte sich das Geschlecht wieder in eine ältere Linie und eine jüngere Linie, die noch bestehen und beide, außer der Fürstenwürde, den Titel eines Herzogs von Raudnitz führen. Die ältere Linie besitzt das Herzogthum Raudnitz, das Majorat Bilin (110 QKilom.), die Herrschaften Chlumetz, Liebshausen mit der Sommerresidenz Eisenberg, Mühlhausen, Enzowan, Eisenberg-Neundorf u. s. w., zusammen etwa 2090 QKilom., die jüngere, im Sommer zu Horzin residirende, die Allodialherrschaft Melnik nebst den Gütern Schopka und Skuhrow (150 QKilom.), die Herrschaften Drhowle, Cizowa und Sedlec (160 QKilom.) u. s. w., zusammen etwa 550 QKilom. — Das gegenwärtige Oberhaupt der ältern Linie ist der Fürst Moritz von L., geb. 2. Juni 1831. — Sein Oheim, Karl, Prinz von L., geb. 24. Nov. 1814, war 1861—66 Statthalter von Tirol und Vorarlberg und ist seit 20. Jan. 1869 lebenslängliches Mitglied des österr. Herrenhauses, wo er ein Führer der föderalistisch-klerikalen Partei ist. — Chef der jüngern Linie ist Fürst Georg Christian von L., geb. 14. Mai 1835.

Die Familie zeichnete sich bis zur Schlacht am Weißen Berge ebenso durch feurige Vertheidigung der alten Verfassung und Freiheit Böhmens wie nachher durch Anhänglichkeit an das Kaiserhaus aus. Historisch merkwürdige Mitglieder derselben sind: Bohuslaw L., aus der Linie Hassenstein, geb. 1462, gest. 1510, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und um die böhm. Literatur und Cultur hochverdient. Eine Auswahl seiner Oden, Elegien und Briefe gab Winaricky (Prag 1832) heraus. Vgl. Cornova, «Der große Böhme Bohuslaw L.» (Prag 1808). — Wenzel Eusebius, Fürst von L. that sich als einflußreicher, vielgeltender Minister Kaiser Leopold's I. hervor. Obgleich sein unmittelbarer Vorgänger, Fürst Auersperg, 1668 als des Einverständnisses mit Frankreich verdächtig, aus seinem Amte entlassen wurde, so zeigte doch auch er im Laufe seiner Ministerherrschaft sehr bald polit. Sympathien für Ludwig XIV. Da er sich durch rücksichtslose Freimüthigkeit und kühnen Witz und Spott viele Feinde am Hofe gemacht, ja die Kaiserin selbst beleidigt hatte, so benutzte man seine beharrliche Weigerung, sich in den Krieg der Holländer, welche Ludwig XIV. angegriffen hatte, zu mischen, um ihn bei dem Kaiser als einen im franz. Solde stehenden Verräther zu verdächtigen. Er wurde 1674 auf sein Gut Raudnitz verwiesen, wo er 24. April 1677 starb. Vgl. Wolf, «Fürst Wenzel L.» (Wien 1869). — Georg Christian, Fürst von L., geb. 10. Aug. 1686, war frühzeitig Generalgouverneur in Siebenbürgen und focht glücklich gegen die Türken. Mit weniger Glück führte er zu Anfang des Oesterreichischen Erbfolgekriegs in Oberösterreich und Böhmen den Oberbefehl, doch siegte er später bei Braunau und schloß Belleisle in Prag ein. In der Schlacht bei Sorr im zweiten schles. Kriege zeichnete er sich aus. Er erhielt später ein Commando in Italien und starb 4. Oct. 1755 zu Wien. — August Longin, Fürst von L., geb. 15. März 1797, widmete sich unter der Leitung des damaligen böhm. Oberstburggrafen Kolowrat dem Staatsdienste und wurde später Gouverneur des Königreichs Galizien. Als solcher erwarb er sich durch seine milde und kluge Administration, besonders zur Zeit der einbrechenden Cholera und des poln. Kriegs, große Verdienste, wurde jedoch 1832 abgerufen. Hierauf ward er einige Zeit bei der Hofkammer verwendet, dann zum Hofkanzler der polit. Hofstelle ernannt und 1834 Präsident der Hofkammer für das Münz- und Bergwesen. In dieser Stellung wirkte er vielfach segensreich. Ihm verdankt auch das neue Münzgebäude in Wien seine Einrichtung. Er starb zu Wien 17. März 1842.

Lobŏsitz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Leitmeritz, am linken Ufer der Elbe und an der nördl. Oesterreichischen Staatsbahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1869) 3141 E. und hat eine schöne Pfarrkirche, ein großes Schloß, Fabriken für Kaffeesurrogate und Champagner, eine Brauerei und eine Brennerei. Geschichtlich ist die Stadt geworden durch die Schlacht bei L. vom 1. Oct. 1756, im Siebenjährigen Kriege. Die Oesterreicher unter Browne wollten die bei Pirna eingeschlossenen Sachsen befreien, und Friedrich d. Gr. rückte ihnen entgegen, um dies zu verhindern. Bei L. trafen beide Armeen zusammen; die Oesterreicher, 70,000 Mann stark, gegen 33,300 Preußen. Die preuß. Cavalerie attakirte sogleich, brach durch, gerieth aber in das Feuer der Infanterie und mußte umkehren. Dies wiederholte sich dreimal. Auf dem linken Flügel hatten die Preußen, was die Oesterreicher

Digitized by Google

verſäumt, den Loboſchberg beſetzt und vertheidigten denſelben gegen wiederholte Angriffe ſechs Stunden lang. Endlich, da ſie ſich verſchoſſen hatten, gingen zwei Regimenter unter dem Prinzen von Bevern dem Feinde mit dem Bajonnet entgegen und warfen ihn nach L. zurück, in das ſie mit ihm eindrangen. Der öſterr. Feldmarſchall Browne trat hierauf den Rückzug an.

Locarno, deutſch Luggarus, amphitheatraliſch gebaute Stadt im gleichnamigen Bezirk des ſchweiz. Canton Teſſin, 197 Mt. über dem Meere am nördl. Ende des Lago-Maggiore und an der Mündung der Maggia gelegen, iſt mit Lugano und Bellinzona abwechſelnd der Sitz der Cantonalregierung und zählt (1870) 2667 E. Früher eine bedeutende Handelsſtadt, iſt L. jetzt ſehr herabgeſunken. Die Lage iſt reizend, aber ungeſund. Von den Gebäuden ſind hervorzuheben die Kirche San-Francesco mit einer koloſſalen Steinſtatue des heil. Chriſtophorus, das Kapuzinerkloſter und das aus der Longobardenzeit herrührende Schloß. In der Nähe liegt auf ſteilem Felſen das ehemalige Kloſter Madonna del Saſſo mit einer Wallfahrtskirche. Mit Bellinzona iſt L. durch eine Poſtſtraße und eine Zweiglinie der Gotthardbahn verbunden.

Loccum, prot. Stift im Amte Stolzenau der Landdroſtei Hannover der preuß. Provinz Hannover, 6 Kilom. im Südweſten von Nehburg, beſteht aus dem Marktflecken Wiedenſahl mit 863 E. und drei Dörfern. Unter letztern befindet ſich das Pfarrdorf L. mit 1664 E., einer ſchönen alten Kloſterkirche, werthvoller Bibliothek und einem Predigerſeminar. Der Abt von L. iſt der erſte Prälat und Vorſitzender auf dem kalenbergiſchen Provinziallandtage. Vgl. Weidemann, «Geſchichte des Kloſters L.» (fortgeſetzt und herausg. von Köſter, Gött. 1822); Haſe, «Die mittelalterlichen Baudenkmale Niederſachſens» (Heft 10, Hannov. 1865).

Locke (John), einer der ſcharfſinnigſten engl. Philoſophen, geb. 29. Aug. 1632 zu Wrington in der Grafſchaft Somerſet, ſtudirte ſeit 1651 zu Oxford, wo er, von der Dürrheit der ſcholaſtiſchen Philoſophie unbefriedigt, ſich meiſtens mit humaniſtiſchen Studien beſchäftigte. Nachdem er mehrere Reiſen gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Durch ihn, der in der Folge Großkanzler von England wurde, erhielt er einen anſehnlichen Poſten, den er aber verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Seiner Geſundheit wegen begab er ſich 1677 nach Montpellier und von da nach Paris. Hier vollendete er ſein Hauptwerk, den «Essay concerning human understanding» (Lond. 1690; franz. von Coſte, 5. Aufl. 1750; deutſch von Tennemann, 3 Bde., Lpz. 1795—97 und von Kirchmann, Lpz. 1872). Im J. 1679 kehrte er wieder in ſein Vaterland zurück; als aber ſein Gönner Shaftesbury von neuem in Ungnade fiel, begleitete er denſelben 1683 nach Holland. Er hatte kaum ein Jahr England verlaſſen, als man ihn dort beſchuldigte, in Holland Pasquille gegen die engl. Regierung in den Druck gegeben zu haben, worauf er ſeine Stelle im Chriſt-Collegium zu Oxford verlor. Darauf wurde er in das gegen die Regierung gerichtete Unternehmen des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringſten Verbindung mit demſelben ſtand. König Jakob II. verlangte ſogar von den Generalſtaaten, daß ſie ihn ausliefern ſollten, ſodaß L. nun genöthigt war, ſich zu verbergen, bis ſeine Unſchuld anerkannt ſein würde. Nach der Entthronung Jakob's II. kehrte L. 1689 in ſein Vaterland zurück. Vermöge ſeines Rufs hätte er auf wichtige Staatsämter Anſpruch machen können; doch begnügte er ſich mit einer untergeordneten, aber einträglichen Stelle im Miniſterium der Colonien. Aus Geſundheitsrückſichten legte er indeß 1700 ſeine Stelle nieder und begab ſich auf die ſechs Stunden von London entfernte Beſitzung eines Freundes, wo er ſeine übrigen Tage verlebte. Er ſtarb 28. Oct. 1704 und wurde zu Oates in der Grafſchaft Eſſex begraben. Ein Nachkomme ſeiner Schweſter, Lord King, gab aus Familienpapieren L.'s Leben heraus (Lond. 1829). Eine vollſtändige Geſammtausgabe ſeiner vielfach wieder aufgelegten Schriften iſt die in 10 Bänden (Lond. 1801 u. 1812), die neueſten eine in 9 Bänden (Lond. 1853) und eine in 2 Bänden (Lond. 1854). Vgl. Bourne, «Life of John L.» (2 Bde., Lond. 1876).

L.'s philoſ. Lehre entſprang aus dem kritiſchen Beſtreben, die Erkenntnißfähigkeit des Menſchen durch eine Unterſuchung über den Urſprung der Vorſtellungen zu prüfen: er findet denſelben unter Leugnung aller angeborenen Begriffe nur in der Erfahrung und zwar der äußern (sensation) ſowol als auch der innern (reflexion). In Bezug auf die erſtere führte er die Anſicht von Descartes und Hobbes, daß die ſinnlichen Qualitäten, wie Farbe, Ton, Geſchmack u. ſ. w. nicht als Eigenſchaften der Dinge an ſich, ſondern nur als deren ſubjective Wirkungen zu betrachten ſeien, conſequent aus und lehrte, daß nur Größe, Geſtalt, Zahl, Lage und Bewegungszuſtand als objective Eigenſchaften der Dinge angeſehen werden dürften: dieſe nannte er primäre, jene ſecundäre Qualitäten. Da nun das menſchliche Denken ſich aus der Combination dieſer einfachen Elemente zuſammenſetzt, ſo gibt es ein ſtreng demonſtratives Wiſſen

Digitized by Google

immer nur von den Verhältnissen unserer Vorstellungen, nicht aber von den Dingen: denn unter Substanzen verstehen wir nur den unbekannten Träger einer Reihe von bekannten Eigenschaften. Alle Wahrheit besteht für uns nicht in der Uebereinstimmung der Vorstellungen mit Dingen, sondern in derjenigen der durch die Erfahrung gewonnenen Vorstellungen untereinander. Mit diesen Lehren wurde L. der eigentliche Begründer des engl. Empirismus (s. Englische Philosophie) und zugleich der Urheber einer sorgfältigen Forschung in der empirischen Psychologie. In England ist alle spätere Philosophie durch L.'s Lehre bedingt; in Frankreich wurde sie durch Voltaire eingebürgert und durch Condillac zum Sensualismus umgebildet; in Deutschland rief sie als Gegensatz die bedeutendste Schrift von Leibniz (s. d.) hervor und übte auf das ganze Zeitalter der deutschen Aufklärung großen Einfluß aus. Nicht minder bahnbrechend war L. auf den übrigen Gebieten des Denkens. In der Religionsphilosophie arbeitete er dem Deismus vor, indem er in seiner Schrift «The reasonableness of christianity» (Lond. 1695) nachzuweisen suchte, daß die Lehren der positiven Religion, obwol nicht durch die Vernunft gefunden, doch derselben nicht widersprächen. In polit. Hinsicht ist L. neben Algernon Sidney (s. d.) der erste grundsätzliche Vertreter des modernen Constitutionalismus: er vertheidigte in seinen 1689 erschienenen Abhandlungen «On civil government» die soeben zu Gunsten Wilhelm's von Oranien vollzogene Revolution und die repräsentative Verfassung, und aus diesem Werke haben Montesquieu und die Spätern die Grundsätze des modernen Liberalismus geschöpft; demselben huldigte L., obwol nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Katholiken und Atheisten, in seinen 1685—89 erschienenen drei Briefen über die Toleranz. Seine 1693 gedruckten «Thoughts on education» entwickeln an den besondern Verhältnissen der engl. Familienerziehung alle jene großen pädagogischen Grundsätze, welche später durch Rousseau's «Émile» bekannt geworden sind. Vgl. Tagart, «L.'s writings and philosophy» (Lond. 1855); Webb, «The intellectualism of John L.» (Lond. 1858); Schärer, «John L. Seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung» (Lpz. 1860); Cousin, «La philosophie de L.» (Par. 1861); Fritsche, «John L.'s Ansichten über Erziehung» (Naumb. 1866).

Lockhart (John Gibson), engl. Schriftsteller, geb. 1794 zu Glasgow, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt, dann in Oxford und ward hierauf Advocat in Edinburgh. Doch fühlte er sich mehr zur Literatur hingezogen, wozu seine Freundschaft mit John Wilson, dem Redacteur von «Blackwood's Magazine», viel beitrug. Seine erste Schrift war «Peter's letters to his kinsfolk», eine Reihe satirischer Personenschilderungen aus der edinburgher Gesellschaft. L. wurde 1818 bei Walter Scott eingeführt, der ihm 1820 seine älteste Tochter zur Frau gab. Hierauf veröffentlichte er seinen «Valerius» (3 Bde., Lond. 1821), einen den ersten Zeiten des röm. Kaiserreichs entnommenen Roman, der sich durch reiche Erfindungsgabe und graphische Darstellung auszeichnet. Dann folgten «Adam Blair» (1822), ein schott. Sittengemälde, «Reginald Dalton» (3 Bde., 1823), eine Schilderung des engl. Universitätslebens, und «Matthew Wald» (1824), der schwächste von seinen Romanen. Berühmt sind seine vortrefflichen Uebertragungen altspan. Balladen («Ancient Spanish ballads», 1823, wiederholt aufgelegt). L. übernahm 1825 die Redaction der «Quarterly Review», die seine Uebersiedelung nach London veranlaßte. Als Leiter dieser großartigen conservativen Zeitschrift übte er nicht allein literarischen, sondern auch polit. Einfluß aus, und seine Wirksamkeit wurde unter dem Ministerium Peel durch Verleihung der einträglichen Sinecure eines Auditeurs des Herzogthums Lancaster anerkannt. Von seinen eigenen Artikeln in der «Quarterly Review» verdient ein Nekrolog seines Mitarbeiters Theodor Hook (s. d.) Erwähnung, der 1852 für die «Railway Library» unter dem Titel «Life of Theodore Hook» abgedruckt ward. Außerdem schrieb L. ein sehr geschätztes «Life of Robert Burns» (Edinb. 1828; 5. Aufl., Lond. 1853). Das berühmteste Werk L.'s ist jedoch die Biographie seines Schwiegervaters «Life of Sir Walter Scott» (7 Bde., Edinb. u. Lond. 1838), in der er ein interessantes Charaktergemälde Scott's lieferte. Nachdem er sich in der letzten Zeit von der Redaction der «Quarterly» zurückgezogen, starb er 25. Nov. 1854 zu Abbotsford und wurde neben seinem Schwiegervater in Dryburgh-Abbey beigesetzt. — Seine Gattin, Sophia, und seine Söhne waren schon vor ihm gestorben, die erstere 17. Mai 1837, der letzte Sohn, Walter, der als Erbe des abbotsforder Majorats den Namen L.-Scott angenommen, 10. Jan. 1853.

Locle (Le), stadtähnlicher großer Flecken, Hauptort des gleichnamigen Districts im Schweizercanton Neuenburg, unweit La Chaux-de-Fonds, 921 Mt. über dem Meere in einem hohen und rauhen Gebirgsthale gelegen, zählt 10,333 E., worunter 9228 Protestanten, die sich vornehmlich mit Fertigung von Uhren, auch mit Herstellung anderer Kunst- und Metallwaaren

beschäftigen. Die Frauen betreiben die Spitzenklöppelei. 2 Kilom. westlich von L. durchbricht die Straße nach Morteau den Engpaß der Roche-Fendue oder des Cul des Roches, in dessen Nähe der Thalbach Bied, 30 Mt. tief in eine enge Felsspalte hinabstürzend, vier übereinander gebaute unterirdische Mühlen treibt. 6 Kilom. nordwestlich von L. bildet der Doubs an der franz.-schweiz. Grenze, nach seinem Austritt aus dem malerischen Lac des Brenets, den prachtvollen Wasserfall Saut du Doubs. L. ist Kopfstation der Linie Neuchâtel–Chaux-de-Fonds–L.; eine Fortsetzung der Bahn über Morteau nach Besançon ist projectirt.

Locomobile (lat.) ist eine Verschmelzung von Dampfkessel, Dampfmaschine und einem vierräderigen oder auch zweiräderigen Fahrapparat, demnach eine Dampfmaschinenanlage, welcher die Eigenschaft möglichst großer Transportfähigkeit zukommt; sie ist ein fahrbarer Dampfmotor und unterscheidet sich hierdurch von den sog. transportabeln Dampfmaschinen, bei denen zwar auch Kessel und Maschine zu einem constructiven Ganzen verschmolzen sind, dessen Gewicht wie bei der L. möglichst niedrig gehalten ist, bei denen jedoch der Fahrapparat fehlt. Während die transportabeln Dampfmaschinen vorzugsweise in den Städten als Motoren der Kleinindustrie benutzt werden, dienen die L. in erster Linie der Landwirthschaft als Krafterzeuger zum Betriebe der bei hochentwickelter Bewirthschaftungsmethode angewendeten Maschinen für Bodencultur und Bearbeitung der Producte, neuerdings auch vielfach zum Betriebe von Baumaschinen. Von der Locomotive (s. d.) unterscheiden sich die L. durch den Umstand, daß bei jener die Krafterzeugung ausschließlich zum Zweck der Fortbewegung erfolgt, bei diesen aber die erzeugte Arbeit für allerlei verschiedene Zwecke dienen kann; hierbei ist jedoch anzumerken, daß gelegentlich auch L. gebaut worden sind, bei denen die Bewegung der Dampfmaschine auch zum Transport der L. selbst benutzt werden kann (selbstbewegliche L.); diese stehen in ihrer gesammten Erscheinung den Straßenlocomotiven am nächsten. Die von den L. geforderte leichte Transportabilität macht erforderlich, daß bei Construction aller Theile eine thunlichste Abminderung des Gewichts herbeigeführt wird. Demgemäß wird der Kessel ohne Mauerwerk ausgeführt, fast ausnahmslos als sog. Röhrenkessel, am häufigsten in der bei den Locomotiven gebräuchlichen Ausführungsform; der Schornstein aus Blech und von geringer Höhe hergestellt, übrigens zur Bequemlichkeit beim Transport zum Umlegen eingerichtet; die Zugerzeugung erfolgt demgemäß durch ein Blasrohr unter Benutzung des Abdampfs der Maschine; die letztere ist direct oder durch Vermittelung einer gußeisernen Platte am Kessel angeschraubt, am häufigsten auf dem Scheitel desselben oder in geringem Betrag seitwärts desselben; die Steuerung erfolgt meist durch einen einzigen Schieber; ein Condensator ist nicht vorhanden, wol aber ein die Stellung einer Drosselklappe in der Dampfzuleitung beeinflussender Regulator, sowie auf der Kurbelwelle ein Schwungrad; dasselbe ist auswendig abgedreht, sodaß es zugleich als Riemenscheibe zur Weiterleitung der erzeugten Arbeit benutzt werden kann; zur Speisung des Kessels dient eine kleine, von der Kurbelwelle aus durch Excenter getriebene Speisepumpe oder ein Giffard'scher Injector. Zur Verhütung großer Wärmeverluste wird Kessel und Maschine mit einer die Wärmestrahlung hemmenden Bekleidung von Blech und Filz oder Blech und Holz versehen, die jedoch so eingerichtet sein muß, daß sie behufs Prüfung des Kessels, besonders der Nietfugen und Verschraubungen, leicht abgenommen werden kann. Die häufige Verwendung der L. in der Nähe brennbarer Gegenstände macht übrigens besondere Schutzvorrichtungen erforderlich; so wird in der Regel unterhalb des Rostes ein geschlossener Aschenkasten ausgeführt, dessen Boden mit einer Wasserschicht bedeckt gehalten wird, sodaß die durchfallenden Zünder sicher gelöscht werden; ebenso versieht man den Schornstein mit einem Funkenfänger aus Draht oder Blech. Die Fabrikation der L. ist am höchsten in England entwickelt; nächst dem rapid anwachsenden Bedarf der Landwirthschaft in Großbritannien und seinen Colonien hat die Durchführung eines rationellen Fabrikationssystems und die Thätigkeit der Royal Agricultural Society, welche auf ihren jährlichen Ausstellungen sorgfältige Prüfungen der L. veranlaßte, den größten Antheil an der thatsächlichen Ueberlegenheit Englands im Bau dieser Maschinen. In Deutschland werden die L. auch bereits von einer großen Zahl Fabriken gebaut. Vgl. Perels, «Die Anwendung der Dampfkraft in der Landwirthschaft» (Halle 1872).

Locomotive (vom lat. locus, der Ort, movere, bewegen) oder **Dampfwagen** wird im Gegensatz zu den stehenden Dampfmaschinen, wie man sie in Fabriken, zum Wasserheben u. s. w. gebraucht, eine Dampfmaschine genannt, welche sich selbst auf einem Schienengleis fortbewegt und ihr angehängte belastete Wagen mit großer Geschwindigkeit zu ziehen im Stande ist. Man bedient sich gegenwärtig der L. fast ausschließlich als Fortschaffungsmittel auf Eisenbahnen; ausnahmsweise und mit noch nicht völlig erprobtem Erfolge sind sie auf gewöhnlichen Straßen

Digitized by Google

versucht worden (Straßenlocomotiven). Damit eine Dampfmaschine als L. brauchbar werde, muß sie selbst auf einem Wagen angebracht sein und in dem möglichst kleinsten Raume die erforderliche große Arbeit (100—200 Pferdestärken) entwickeln. Daher wird sie mit zwei horizontal- oder schiefliegenden Dampfcylindern versehen, deren Kolben durch directe Verbindung ihrer Stangen mit den Treibrädern, unter Vermeidung des bei stehenden Dampfmaschinen gewöhnlichen Balanciers, jene Räder umdrehen. Der Dampfkessel und seine Heizung sind auf rascheste Erhitzung des Wassers berechnet, namentlich mittels zahlreicher durch den Wasserraum gelegter Feuerröhren. Man läßt den Dampf mittels hoher Spannung arbeiten, ohne ihn nach ausgeübter Wirkung zu condensiren, indem man vielmehr den gebrauchten Dampf zur Beförderung des Zugs in den (wegen seiner geringen Höhe sonst nicht stark genug ziehenden) Schornstein leitet. Im allgemeinsten Sinne des Wortes gehören zu den L. auch die Schiffsdampfmaschinen. (S. Dampfschiff.) Von der L. unterscheidet sich die Locomobile (s. d.) sehr wesentlich. Vgl. Kretschmer, «Der Locomotivführer und die L.» (2. Aufl., Berl. 1866); Brosius und Koch, «Die Schule des Locomotivführers» (2. Aufl., 3 Abth., Wiesb. 1874—75); Petzholdt, «Die L. der Gegenwart und die Principien ihrer Construction» (Braunschw. 1875); Schaltenbrandt, «Die L.» (Berl. 1876, mit Atlas).

Lodi, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Mailand, an der Adda, über welche hier eine 195 Mt. lange Brücke führt, an der Bahnlinie Mailand-Piacenza, ist der Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs erster Instanz, einer Unterpräfectur und Collegialprätur, einer Handels- und Gewerbekammer, ist gut gebaut, hat mehrere große Paläste und 19 meist reichverzierte Kirchen. Der freundliche Marktplatz ist mit Bogengängen geziert. Neben dem Dom mit goth. Façade verdienen Erwähnung die von Bramante 1476 erbaute Kapelle Incoronata mit Fresken, schönen Gemälden von Calliſto Piazza und restaurirter Kuppel, der bischöfl. Palast, das große und schöne Theater und das von Barnabo Visconti erbaute, jetzt in ein Hospital umgewandelte Castell. Die Stadt zählt (1871) 19,088 E. und hat ein bischöfl. Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein berühmtes Englisches Damenstift und andere Lehr- und Erziehungsanstalten, viele Seidenfilatorien und eine große Fabrik chem. Producte. Vor allem berühmt aber sind die Majolica-Arbeiten und die Parmesankäse, die nicht in Parma, sondern lediglich in und um L. verfertigt und weithin versendet werden. Die Viehzucht ist sehr bedeutend. Die in der Nähe bei San-Colombano gebauten Weine der Brianza gehören zu den besten der Lombardei. Am Lambro liegt, 5,5 Kilom. westlich von der Stadt, Alt-L. oder L. vecchio, welches die Mailänder 1111 und 1158 zerstörten. Dies war die alte Stadt Laus Pompeji, benannt vom Vater des großen Pompejus, der sie in ein röm. Municipium verwandelte. Das jetzige L. verdankt seine Entstehung einem vom Kaiser Friedrich Barbarossa nach der Zerstörung Mailands 1162 angelegten Castell. Der Ort wurde 1167 durch den lombard. Städtebund belagert und zum Beitritt gezwungen; 1416 wurde er vom Heere Filippo Maria Visconti's erstürmt und fiel an das mailändische Fürstenthum. Am 5. April 1454 ward daselbst ein Friede zwischen Mailand und Venedig geschlossen. Am 10. Mai 1796 wurden bei L. die Oesterreicher von Bonaparte geschlagen.

Lodomerien ist der lat. Name des früher selbstständigen Fürstenthums Wladimir in Volhynien (s. d.). Der österr. Kaiser nahm nach der ersten Theilung Polens wieder den Titel König von Galizien und L. an, den schon Andreas II. von Ungarn im 13. Jahrh. geführt hatte.

Lodz (spr. Lodsch), russ. Lodsi, deutsche Stadt im russ.-poln. Gouvernement und 120 Kilom. im Südwesten von Warschau, nach diesem der volkreichste Ort im Königreich Polen, hat eine höhere Handwerkerschule und ist infolge des schwunghaften Industriebetriebs, namentlich der großartigen Fabrikation von Tuch und andern Wollstoffen, sowie des lebhaften Handelsverkehrs, der durch den 19. Juni 1866 eröffneten Seitenstrang der Warschau-Wiener Eisenbahn bedeutend gefördert wird, in raschem Aufblühen begriffen. Noch im Anfange des 19. Jahrh. hatte der Ort nur wenige hundert Einwohner, 1870 dagegen zählte er 39,078 E.

Löffelente, Löffelgans (Rhynchaspis clypeata), heißt eine ziemlich große, in den gemäßigten Klimaten beider Hemisphären verbreitete wilde Entenart, die sich übrigens leicht zähmen läßt und durch den vorn löffelartig verbreiterten weichen, am Rande mit gewimperten Blättchen besetzten Oberschnabel sich von allen andern Enten unterscheidet, übrigens in ihrer Lebensart mit denselben übereinstimmt. Sie ist eine der schönsten Enten; oben braun, an Kopf und Hals tief metallgrün, am Bauche rothbraun, mit bläulichen Flügeldecken und grünem, schwarz- und weißgesäumtem Spiegel. Als Wildente wird sie sehr geschätzt.

Löffelkraut, Pflanzengattung, s. Cochlearia.

Digitized by Google

Löffelreiher (Platalea) heißen ibisartige Reihervögel mit langem, plattem, vorn löffelartig verbreitertem, weichem Schnabel, die in wärmern Gegenden beider Welttheile von kleinen Fischen, Würmern, Sumpf- und Wasserthieren leben. Eine Art, der weiße L. (P. leucorodia), weiß, mit rostgelbem Halsband und ochergelbem aufrichtbaren Schopf, lebt in Europa und den Mittelmeerländern. Man trifft die leicht zähmbaren Vögel jetzt häufig in Thiergärten.

Lofoten, minder richtig Loffoden oder Lofodden, eine aus sechs größern und einigen kleinern Eilanden bestehende Inselgruppe, von der Küste des nördl. Norwegen zwischen 67½ und 69⅓° nördl. Br. durch den Westfjord getrennt, gebirgig und felsig wie das gegenüberliegende Festland, mit schneebedeckten Bergen, zum Theil mit etwas Hafer, Gerste und Kartoffeln bestellten Thälern und sommergrünen Matten, ohne Bäume und schwach bevölkert, sind durch gefährliche Meeresströmungen und starke, altberühmte Fischerei bekannt. Die südlichste Insel heißt Röst, dann folgen Vörö, Moskenäs, Flagstad und die beiden größten: Ostvaagen und Westvaagen. Letztere hat 75 Kilom. im Umfang, trägt die hohen Berge Himmeltind, Guratind und Siötind und ist eine der fruchtbarsten. Im weitern Sinn werden auch die drei nördlicher gelegenen großen Inseln Hindö (2530 QKilom. groß), Langö und Andö zu den L. gerechnet. Der Mittelpunkt des Fischfangs ist die Doppelinsel Vaagen, der beste Fischplatz in ganz Europa, wohin sich aus dem ganzen alten Halogalande, dem norweg. Norden, mehr als die Hälfte aller Männer zur Fischerei einfindet, wie schon zu Olaf's des Heiligen Zeit (1020), unter dem die Vaageflotte berühmt war, und wo der gute König Eystein (1120) eine Kirche und Hütten für Fischer erbauen ließ. Die wichtigsten Fischarten sind der Skrei (eine Art großer Dorsche), der Hering, der Lachs und der Amhios; außerdem fängt man viele Hummern und Austern. Die Zahl der zur Zeit des Fischfangs im Januar an den L. zusammenströmenden Leute beträgt 20—22,000, die Zahl der Boote 4000—4500, die der Transportfahrzeuge über 200, und man rechnet, daß hier jährlich gegen 24 Mill. Stück Skrei gefangen und außerdem 20,000 Tonnen Thran und ebenso viel Rogen gewonnen werden. Die kalte, trockene Luft sichert diesen nördl. Gegenden das Privilegium des Fischtrocknens. Administrativ bilden die Inseln mit Ausnahme des südöstl. Theils von Hindö, der zum Amte Finmarken gehört, die Vogtei L. und Westeraalen im Amte Nordland. Sie zählen (1875) auf 4950 QKilom. 26,097 E. in 10 Pfarreien und 19 Kirchspielen. Fischfang ist die Hauptnahrungsquelle. Städte sind nicht vorhanden, wol aber 55 Handelsplätze und mehrere bedeutende Fischerörter, die Mehrzahl auf den eigentlichen L. Vgl. Lessing, «Reise durch Norwegen nach den L.» (Berl. 1831).

Lofthus (Augustus William Frederick Spencer, Lord), engl. Diplomat, vierter Sohn des zweiten Marquis von Ely, wurde 4. Oct. 1817 geboren. Nachdem er in Eton und im Trinity-College in Cambridge seine Erziehung erhalten, begann er 1837 als Attaché bei der engl. Gesandtschaft in Berlin seine diplomatische Laufbahn und wurde 1844 als besoldeter Attaché nach Stuttgart versetzt. Eine ausgedehntere Beschäftigung und zugleich eine höchst werthvolle praktische Erfahrung bot sich ihm zuerst, als er Sir Stratford Canning, später Lord Stratford de Redcliffe, während der J. 1848—52 auf dessen Specialmissionen an die Höfe von Berlin, Wien, München und Athen begleitete. Als Gesandtschaftssecretär kehrte er 1852 nach Stuttgart zurück. Im Mai 1853 wurde er in derselben Stellung nach Berlin versetzt und vertrat dann den Gesandten Lord Bloomfield. In Anerkennung der dabei bewiesenen Fähigkeiten wurde er 1858 zum Gesandten in Wien ernannt. Von dort kehrte er 1860 als Gesandter nach Berlin zurück und bekleidete 1862—66 den engl. Gesandtschaftsposten in München, bis er die diplomatische Vertretung Englands bei dem Norddeutschen Bunde erhielt. Bald nach der Wiederherstellung des Deutschen Kaiserreichs wurde Lord L. im Oct. 1871 an den russ. Hof versetzt. Dort nahm er an den dem Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs vorhergehenden Verhandlungen zwischen England und Rußland hervorragenden Antheil.

Log (niederdeutsch Logg) nennt man den Wegmesser des Seemanns. Der äußerst einfache Apparat besteht aus dem Logscheit, der Logleine, der Logrolle und dem Logglas. Das Logscheit (Logbret, Logsector) ist ein hölzerner Quadrant von etwa 20 Ctmt. Radius und 6—8 Mmt. Dicke, welcher auf seiner Peripherie mit einem so schweren Bleistreifen umgeben ist, daß das Logscheit, ins Wasser geworfen, nicht flach schwimmt, aber auch nicht untersinkt, sondern sich senkrecht mit der etwas aus dem Wasser hervorragenden Spitze nach oben stellt. Ausgehend von den drei Ecken des Logscheites, vereinigen sich drei Schnuren in eine schwache Leine (Logleine, Loglien), die auf eine sich leicht um ihre Achse drehende Rolle (Logrolle) gewickelt ist und in welche, nach einem Vorlauf von der ungefähren Schiffslänge, Knoten (kleine Tauknoten oder Lederstreifchen) eingespleißt sind, deren Längenentfernung sich zu einer

Digitized by Google

Seemeile verhält wie die Laufdauer des Sandes aus dem Logglas zu einer Stunde. Beim Logen wird nun, während ein Mann die Logrolle horizontal festhält, das Logscheit über Bord geworfen; dies verbleibt dann, sich senkrecht stellend, ziemlich nahe an dem Orte, wo man es auswarf, und dient durch seinen Widerstand beim Auslaufen der Leine als fester Punkt. Sobald der Vorlauf abgelaufen ist, sodaß das Logscheit sich nicht mehr im Kielwasser befindet und von diesem alterirt ist, was durch einen eingespleißten wollenen Lappen markirt wird, so dreht ein zweiter Mann, welcher die Logleine durch seine Finger gleiten läßt, das Logglas (eine Sanduhr von 15 Secunden Laufdauer) um und hält die Leine in dem Moment an, in welchem die Sanduhr abgelaufen ist. Die Anzahl der abgerollten Knoten ergibt nun den Lauf des Schiffs in einer Stunde, wobei die Kraft des Windes als gleichmäßig wirkend angenommen wird. Bei veränderlichem Winde wird alle halbe, sonst nur alle Stunden gelogt. Die Rechnung ist folgende: Unter runder Annahme der Seemeile (60 auf 1 Aequatorialgrad, also $^1/_4$ geogr. Meile) zu 6000 rheinländ. Fuß gibt man den Knoten eine Länge von 25 rheinländ. Fuß, sodaß sich also ein Knoten zu einer Seemeile verhält wie 15 Secunden zu 1 Stunde (nämlich beide 1 : 240). Läuft nun ein Schiff in 15 Secunden einen Knoten, so läuft es in einer Stunde 240 Knoten (6000 Fuß oder 1 Seemeile). Sagt man daher von einem Schiffe, es laufe 16 Knoten, so heißt dies, es legt in einer Stunde 16 Seemeilen (4 geogr. Meilen oder 30 Kilom.) zurück. Als Ausgleich für die bei dieser Meßmethode entstehenden Fehler (denn 1 Seemeile ist nur 5900 rheinländ. Fuß und das Logscheit wird vom Schiff etwas mitgeschleppt) hat die Praxis ergeben, daß man die Knoten nur $22^1/_2$ rheinländ. Fuß lang machen und das Glas nur 14 Secunden laufen lassen muß, oder man gibt den Knoten eine Länge von 45 Fuß und dem Logglas eine Laufdauer von 28 Secunden. Man hat zahlreiche andere Instrumente zu Erreichung jenes Zwecks vorgeschlagen, aber dieselben meist zu complicirt befunden. Anerkennung verdient indeß Massey's Patent-L., dessen Uhrwerk von Windmühlenflügeln, die durch die Schnelligkeit des Schiffs bewegt werden, in Bewegung erhalten wird, während es dem Schiffe nachschwimmt. Das von Clement construirte Sillometer ist ein Stromquadrant oder hydrometrisches Pendel, dessen Wirkung auf einer Scala abgelesen wird. Für Dampfschiffe hat Russel ein besonderes L. erfunden. Der sog. Regeling-L. ist auf das Princip gegründet, daß, wenn ein schwimmender Körper eine bestimmte Zeit gebraucht, eine bestimmte Distanz neben dem segelnden Schiffe zu durchlaufen, diese Zeit sich zu einer Stunde, die durchlaufende Distanz aber zu einer Seemeile in Proportion setzen läßt. Das Grund-L. wird in flachen Gewässern, welche Strömung haben, benutzt, um die durch Strömung und Wind, resp. Maschinenkraft, erzeugte Geschwindigkeit zu messen, indem man das Logscheit mit einem Senkblei verankert und dadurch verhindert, daß es von der Strömung mit fortgeführt wird.

Logarithmus bezeichnet in der Mathematik den Exponenten, durch welchen eine Zahl als Potenz einer gewissen angenommenen Grundzahl dargestellt wird, was immer möglich ist, sobald die Grundzahl positiv, von 1 verschieden und der Begriff der Potenz im weitesten Sinne (s. Potenz) genommen wird. Nimmt man z. B. 2 als Grundzahl, so ist 1 der L. von 2, 2 der L. von 4, 3 der L. von 8, 4 der L. von 16 u. s. w.; die L. aller dazwischenliegenden Zahlen, z. B. 3, 5, 6, 7, sind gebrochene oder irrationale Zahlen. Sollen die L. mit den zugehörigen Zahlen zugleich wachsen, was für die bequeme Anwendbarkeit nöthig ist, so muß die Grundzahl größer als 1 sein; der L. von 1 ist stets 0, der L. der Grundzahl ist stets 1, und die L. aller Zahlen zwischen 1 und der Grundzahl sind echte Brüche, die L. der echten Brüche aber sind negativ. Die Gesammtheit der L. der Zahlen in Bezug auf eine gewisse Grundzahl heißt ein Logarithmensystem. Das gewöhnlichste und unserm Zahlensystem entsprechende, daher für die Anwendung bequemste ist das von dem Engländer Briggs eingeführte gemeine System, dessen Grundzahl 10 ist, folglich 1 der L. von 10, 2 der L. von 100, 3 der L. von 1000 u. s. w. Aus dem früher Gesagten erhellt, daß in diesem Systeme die L. aller Zahlen zwischen 1 und 10 zwischen 0 und 1 liegen; so ist z. B. der L. von $6 = 0{,}7781513$. Ebenso betragen die L. der Zahlen zwischen 10 und 100 mehr als 1, aber weniger als 2 u. s. w., und es ist z. B. der L. von $95 = 1{,}9777236$. Im allgemeinen enthält der L. jeder Zahl in diesem System ein Ganzes weniger, als die Zahl Ziffern hat, jedoch ohne Rücksicht auf die Decimalstellen, welche sie etwa enthält; umgekehrt kann man jedem L. sogleich ansehen, wie viel Stellen die zugehörige Zahl hat, nämlich eine Stelle mehr als der L. Ganze enthält. Aus diesem Grunde nennt man die ganze Zahl eines L. die Kennziffer oder Charakteristik; der beigefügte Decimalbruch heißt die Mantisse. Die L. aller zwischen 0, 10, 100, 1000 u. s. w. liegenden Zahlen sind in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen,

Digitized by Google

von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Das Verfahren hierbei ist einfach und leicht. Soll man zwei oder mehrere Zahlen multipliciren, so sucht man ihre L. auf und addirt dieselben; hat man zwei Zahlen zu dividiren, so subtrahirt man ihre L.; soll eine Zahl auf eine gewisse Potenz erhoben werden, so multiplicirt man den L. der erstern mit dem Exponenten der Potenz; soll aus einer Zahl eine Wurzel gezogen werden, so dividirt man den L. jener Zahl durch den Wurzelexponenten; am Schlusse sucht man in allen Fällen in den Tafeln die dem erhaltenen L. entsprechende Zahl auf, welche die gesuchte sein wird. In frühern Zeiten hat man die L. nur auf mathem. Rechnungen angewendet und bei Rechnungen im gemeinen Leben unbeachtet gelassen; allein sie sind ihrer großen Vortheile wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, zu empfehlen. Schon bei jedem Reguladetri-Exempel sind sie anwendbar, wie z. B. wenn 4607 Stück 12,904 Mark kosten, so werden 8159 Stück $\frac{8159 \times 12904}{4607}$ Mark kosten. Um hier nicht die umständliche Multiplication und Division zu machen, addirt man also den L. von 8159 zum L. von 12,904 und zieht den L. von 4607 von der Summe ab. Sucht man nun die erhaltene Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, so ist die dazugehörige Zahl die gesuchte Zahl Mark. Erfinder der L. und zwar der sog. natürlichen, ist der schott. Lord Joh. Napier, Baron von Merchiston, welcher 1614 in Edinburgh logarithmische Tafeln (von ihm Kanon der L. genannt) herausgab. Um dieselbe Zeit und ohne von ihm zu wissen, hat auch Jobst Byrg in Deutschland eine Art von logarithmischen Tafeln aufgestellt («Arithmet. und geometr. Progreß-Tabulen», Prag 1620). Briggs gab 1618 eine Probe seines logarithmischen Systems mit der Grundzahl 10 heraus. Außerdem haben sich besonders Ursinus und Kepler, sowie später Blacq, Sharp, Gardiner u. a. durch Berechnung von Logarithmentafeln verdient gemacht; die vollständigsten sind auf Anordnung der republikanischen Regierung Frankreichs unter Leitung von Prony herausgegeben worden. Unter den zahlreichen Ausgaben logarithmischer Tafeln haben in Deutschland die von Vega (61. Aufl., bearbeitet von Bremiker, Berl. 1877) die meiste Verbreitung.

Logau (Friedr., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. aus altadeligem Geschlecht 1604 zu Brockut in Schlesien, war Kanzleirath des Herzogs Ludwig IV. von Brieg und seit 1648 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bei der er wegen seiner satirischen Gedichte den Namen der Verkleinernde führte. Er starb zu Liegnitz 25. Juli 1655. Jugendliche Liebesgedichte waren ihm während des Dreißigjährigen Kriegs verloren gegangen; in späterm Alter verfaßte er nur Epigramme, die er unter dem Namen Salomon von Golaw herausgab (Bresl. 1638). Eine zweite Sammlung führt den Titel «Deutscher Sinngetichte Drey Tausend» (Bresl. 1654) und gehört zu den größten bibliogr. Seltenheiten. Seine Gedichte kamen bald in gänzliche Vergessenheit; doch gab ein Ungenannter 1702 einen Theil derselben neu heraus. Bekannter wurden sie erst wieder, als Ramler und Lessing eine umfassende Auswahl derselben mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters veröffentlichten (Lpz. 1759), die dann Ramler mit Aenderungen nochmals herausgab (2 Bde., Lpz. 1791). Die erste dieser Ausgaben ist in Lessing's «Werken» (herausg. von Lachmann, Bd. 5; von Hempel, Bd. 12) wiederholt. Neuere Ausgaben haben Eitner (Bd. 3 der «Deutschen Dichter des 17. Jahrh», herausg. von Goedeke und Tittmann, Lpz. 1870) und Simrock (Stuttg. 1874) geliefert. Unter der großen Anzahl von L.'s Epigrammen ist sehr vieles kaum mittelmäßig, anderes mehr Spruchgedicht als Epigramm; doch finden sich darunter auch viele treffliche echte Epigramme, besonders von vaterländischer Gesinnung belebt. Vers und Sprache sind ganz nach L.'s Vorbild, Opitz, gestaltet. Vgl. Hoffmann von Fallersleben, «Polit. Gedichte aus der deutschen Vorzeit» (Lpz. 1843); «Friedrich von L. und sein Zeitalter» (Frankf. 1849). — Balthasar Friedrich von L., Sohn des Vorigen, geb. 1645, gest. 1702, war ebenfalls Dichter und wird als Gönner und Freund anderer Dichter gerühmt. — Georg von L., gest. 1533, gehört zu den besten lat. Dichtern seiner Zeit.

Logg, der Wegmesser des Seemanns, s. Log.

Logger sind kleinere, scharf gebaute und mit Kiel versehene Fahrzeuge, die zur Fischerei, als Lootsenboote und zur Küstenschifffahrt benutzt werden. Sie haben drei Masten mit Lateinsegeln und finden sich hauptsächlich an der franz. Küste, wo sie chasse-marée genannt werden.

Loggia (ital.; franz. Loge) heißt in der Baukunst eine kurze, von einer oder mehrern Seiten offene Bogenhalle, besonders wenn sie erhöht angebracht ist, mag sie allein stehen, wie die L. dei Lanzi zu Florenz, oder an ein größeres Gebäude sich anschließen, wie die Loggien, welche den Hof des Vaticanischen Palastes zu Rom umgeben. Ferner nennt man Logen auch die nach vorn offenen, mit einer Brüstung versehenen Sitzplätze im Theater, welche in zwei bis vier Reihen übereinander, im Halbkreise, der Bühne gegenüber, sich hinziehen, und endlich auch

Digitized by Google

andere vorzüglich zum Ausschauen bestimmte kleine Gemächer, z. B. die Portierloge. Auch pflegt man die Versammlungsorte der Freimaurer mit dem Worte Loge zu bezeichnen.

Logier (Joh. Bernhard), bekannt durch das von ihm erfundene Lehrsystem der Musik, geb. 9. Febr. 1777 zu Kassel, erhielt frühzeitig von seinem Vater Geigen- und Klavierunterricht, bildete sich dann in Marburg weiter aus und kam 1805 nach England. Später ließ er sich als Musiklehrer in Dublin nieder und folgte 1822 einer Einladung der preuß. Regierung nach Berlin, wo er eine Anzahl Lehrer in seinem Systeme bildete, die dasselbe in dem preuß. Staate weiter verbreiteten. Drei Jahre darauf kehrte er nach London zurück; er starb 27. Juli 1846 zu Dublin. L. ist der Erfinder des Chiroplasts, eines beweglichen Rahmens, in welchen die Finger beim Klavierspiel gesteckt werden. Seine Lehrmethode geht hauptsächlich dahin, mehrere Schüler gleichzeitig im Klavierspiel zu unterrichten, womit zugleich Harmonielehre verbunden ist. Wie für jenes im Chiroplast, so hatte er auch für diese in einem gewissen schematischen Verfahren ähnliche mechan. Unterstützungsmittel gefunden. Seine Lehrart hat er in dem «System der Musikwissenschaft» (Berl. 1827) niedergelegt. Außerdem haben über die Logier'sche Methode geschrieben Stöpel, Girschner, Wehner, Kollmann u. a.

Logik (griech.) oder Denklehre, genauer die Wissenschaft von den Gesetzen des richtigen Denkens oder des Erkennens, ist eine formale Wissenschaft insofern, als sie nicht den Erkenntnißwerth des einzelnen Vorstellungsinhalts, sondern die Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit des Denkfortschritts von beliebigen Vorstellungen aus prüft. Zwar vollzieht sich der Proceß des Denkens auch ohne Besinnung auf die logischen Gesetze nach psychol. Mechanismus und führt dabei jedenfalls zu subjectiver Gewißheit und häufig auch zu richtigen Resultaten; aber der Allgemeingültigkeit der Resultate und der objectiven Gewißheit derselben können wir uns nur durch das Bewußtsein, den logischen Gesetzen genügt zu haben, versichern. Jede wissenschaftliche Forschung und nicht minder das tägliche Leben bedarf deshalb, um Festigkeit und consequente Uebereinstimmung der Erkenntniß zu gewinnen, einer Feststellung dieser Gesetze, welche als Normen aller Denkthätigkeit zu gelten haben, und in diesem Sinne als das allgemeine Werkzeug, das «Organon» des Denkens, bildet die L. eine Vorbereitungswissenschaft für jede besondere Forschung. Als Richtschnur oder «Kanon» des rechten Denkens ist sie zugleich das allgemeine Kriterium für die Prüfung aller Behauptungen, und in dieser Beziehung spielen ihre Sätze im gewöhnlichen Leben, wie in der Wissenschaft eine entscheidende Rolle bei allem Streite entgegengesetzter Meinungen. Wird die L. nach dieser Seite hin als eine geistige Angriffs- und Vertheidigungskunst ausgebildet, so heißt sie Dialektik (s. d.).

Auf dieser Seite lagen auch die Veranlassungen für den histor. Ursprung der L. als einer besondern Wissenschaft. Gegenüber der von den Sophisten (s. d.) ausgesprochenen Leugnung jeder Allgemeingültigkeit des Denkens suchten Plato und nach ihm vor allem Aristoteles, der «Vater der L.», diese Gesetze zu bestimmen. Aber so vollendet der letztere die ihm vorschwebende Aufgabe löste, so behielt doch eben vermöge dieses Ursprungs seine L. einen einseitigen Charakter: sie entwickelte mit vollkommener Sicherheit, besonders in der «ersten Analytik» (s. Aristoteles), die Gesetze und Methoden des Beweisens und des Widerlegens, indem sie den Bildungsvorgang der Begriffe, der Urtheile und der Schlüsse mit bewunderungswürdiger Klarheit bestimmte. Allein indem sie weniger Interesse daran hatte zu zeigen, wie man etwas finden und erforschen, als daran, wie man eine Behauptung erweisen oder zurückweisen könne, entwickelte sie wesentlich nur die deductive Seite des Denkens, und später namentlich in den Discussionen der griech. Philosophenschulen, noch mehr aber in den endlosen theol. Streitigkeiten der mittelalterlichen Scholastik nahm sie mehr und mehr den Charakter einer sterilen Disputirkunst an. Mit dem Beginn der neuern Zeit machte sich deshalb in den verschiedensten Formen das Bedürfniß geltend, die L. mit der realen Arbeit des wissenschaftlichen Denkens in Verbindung zu bringen und neben jene «Kunst des Beweisens» vor allem diejenige des Findens, die Ars inveniendi zu setzen. Die Reformbewegung, welche sich damit der L. bemächtigte, ist noch heute in lebendigem Flusse, und hat bisher noch keineswegs zu einem Resultat geführt, welches in Bezug auf Allgemeinheit der Anerkennung und wissenschaftliche Sicherheit dem von Aristoteles geschaffenen Theile der L. ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden vermöchte.

Hauptsächlich sind es drei Richtungen, in welchen die Reform der L. in der neuern Zeit gesucht wird. Einerseits soll dieselbe in eine Methodenlehre der wissenschaftlichen Forschung verwandelt werden, und hier handelt es sich bei dem hervorragend naturwissenschaftlichen Charakter des neuern Denkens wesentlich um die Begründung der inductiven Methode. Nachdem hier Bacon mit einseitigem Empirismus vorangegangen, sind namentlich die Einflüsse der

Digitized by Google

Mathematik wichtig geworden, und die Theorie der Wahrscheinlichkeit, von den großen franz. Mathematikern des 18. Jahrh. begründet, verspricht hier den reichsten Ertrag für die Zukunft. Außerdem haben an der Begründung der empirischen Methode hauptsächlich die Engländer, an der methodischen Abgrenzung der einzelnen Wissenschaften gegeneinander aber Leibniz, Wolff, Lambert u. a. gearbeitet. In neuerer Zeit ist die inductive L. von Apelt und Whewell behandelt worden; eine Zusammenfassung der deductiven und der inductiven Principien hat J. St. Mill («System der deductiven und inductiven L.», deutsch von Schiel, 3. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1868) versucht. In Deutschland hat Sigwart («Logik», Bd. 1, Tüb. 1873) die L. unter dem Gesichtspunkte der Methodenlehre zu behandeln begonnen. Mit dieser methodologischen Richtung hängt mehrfach die Tendenz, den psychol. Untergrund der logischen Gesetze aufzudecken, zusammen. Doch ist hierbei daran festzuhalten, daß die Einsicht in denselben zwar die Forschung erleichtern und einleiten, niemals aber die Gültigkeit der logischen Gesetze begründen kann, da mit psychol. Nothwendigkeit auch der Wahnsinn denkt. Den gründlichsten Versuch, die L. auf die Psychologie zu gründen, hat Beneke («Logik», 1842) gemacht. Einen Ertrag verspricht diese Richtung hauptsächlich durch die Verwendung der aus der Leibniz-Herbart'schen Psychologie entwickelten Theorie der Apperception (s. d.), da die logischen Processe, als psychische Vorgänge aufgefaßt, sämmtlich in mehr oder minder verwickelten Apperceptionen bestehen. In einer ganz andern Weise wurde endlich für die L. ein Anschluß an die Metaphysik angebahnt, welcher zu der erkenntnißtheoretischen L. führte. Nachdem Kant in seiner «transscendentalen L.» nachgewiesen hatte, daß der Mensch in den Gesetzen seines eigenen Denkens das Urbild der Gesetze der Erfahrungswelt in sich trägt, mußte man anfangen, den Formen des Denkens auch eine inhaltvolle Bedeutung zuzugestehen und aus ihnen eine apriorische Erkenntniß der Erfahrungswelt abzuleiten. Indem die Identitätsphilosophie die Kant'sche Restriction, daß diese Gesetze nur für Erscheinungen gelten, fallen ließ, verwandelte nach Fichte's Vorgange in der «Wissenschaftslehre» (Jena 1794) Hegel die L. ganz in Metaphysik, indem er lehrte, daß die Grundformen des logischen Denkens, die Kategorien, zugleich auch die Grundformen und die Gesetze der absoluten Wirklichkeit seien. Seine «Logik», 1812—16 erschienen und von seinen Schülern Werder (Berl. 1841), Erdmann (Halle 1841; 4. Aufl. 1864), Rosenkranz (2 Bde., Königsb. 1858—59), Kuno Fischer (Stuttg. 1852) mehr oder minder erheblich modificirt, hat eine große Bewegung hervorgerufen, welche nach mehrfachen Angriffen dahin geführt hat, daß der metaphysische Charakter der L. mehr und mehr verworfen, an seine Stelle aber wieder im Anschluß an Kant der erkenntnißtheoretische gesetzt wurde. In dieser Hinsicht ist namentlich Ueberweg's «System der L.» (4. Aufl., Bonn 1874) hervorzuheben. Unter den neuesten Bearbeitungen zeichnet sich durch einsichtige pädagogische Auswahl die von Drobisch (4. Aufl., Lpz. 1875), durch glückliche Trennung der verschiedenen Gesichtspunkte des logischen Problems die von Lotze (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1874) aus. Ein Zeichen der fortdauernden Gärung auf diesem Gebiete ist es auch, daß man die Gewißheit der logischen Gesetze auf mathem. Axiome zu gründen gesucht hat; so hat es Boole («Mathematical analysis of logic», Lond. 1847) mit arithmetischen, Lange («Logische Studien», Iserlohn 1877) mit geometr. Verhältnissen versucht. Vgl. Prantl, «Geschichte der L. im Abendlande» (4 Bde., Lpz. 1855—70).

Logŏgraphen nennt man die ältesten griech. Geschichtschreiber, welche die Sagen, besonders über die Gründung einzelner Städte, zuerst in Prosa aufsetzten, im Gegensatz zu den epischen Dichtern. Die bedeutendsten derselben, wie Hekatäos aus Milet, Charon von Lampsakos, Xanthos der Lydier, Pherekydes von Leros und Hellanikos von Mitylene, gehören nach Kleinasien und lebten am Ende des 6. und im 5. Jahrh. v. Chr. Indem sie zum Theil auch die wirkliche Geschichte behandelten, bilden sie nicht blos den Uebergang von der poetischen zur prosaischen Erzählung, sondern auch von der Sagenerzählung zur eigentlichen Geschichtschreibung, deren erster großer Meister Herodot war. Die Bruchstücke derselben gab Creuzer in den «Historicorum Graecorum fragmenta» (Heidelb. 1806), vollständiger noch Müller (Par. 1841) heraus.

Logogriph nennt man ein Buchstaben- oder Worträthsel, wobei ein Wort durch das Hinzusetzen oder das Wegnehmen eines oder mehrerer Buchstaben jedesmal eine andere Bedeutung erhält, z. B. Greis, Reis, Eis u. s. w. Bei den alten Griechen war schon der **Griphos** beliebt, d. h. eine künstlich verschlungene und schwer aufzulösende Rede oder Frage, die man zum Scherze und zur Unterhaltung bei Tafel vorlegte.

Logos (vom griech. λόγος) bedeutet in der stoischen Philosophie die das Weltall durchwaltende göttliche Vernunft. In der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, welche griech. Philosopheme mit den religiösen Anschauungen des Alten Testaments verschmolz, wurde der

Digitized by Google

Ausdruck, gemäß seiner Doppelbedeutung als «Vernunft» und «Wort», Bezeichnung der in dem einheitlichen göttlichen Gedanken ewig gesetzten urbildlichen oder unsichtbaren Welt. Sofern diese aber zugleich als eine Totalität in der sichtbaren Welt wirksamer göttlicher Kräfte gedacht wurde, bezeichnete der L. auch wieder das göttliche Schöpferwort, welches als der aus Gottes Stille hervorgetretene göttliche Gedanke das personificirte Princip der Weltschöpfung und aller göttlichen Schöpferthätigkeit und Offenbarung in der Sinnenwelt sei. Um die Mitte des 2. Jahrh. begannen philosophisch gebildete Kirchenlehrer, diese Vorstellung zur Apologie des Christenthums vor der griech. Philosophie zu benutzen und die christl. Religion als die vollkommene Offenbarung des schon in der heidnischen Welt wirksam gewesenen göttlichen, in Jesus Christus aber Fleisch gewordenen L. zu betrachten. Das vierte Evangelium führte dann die Logosidee immer allgemeiner in den kirchlichen Vorstellungskreis ein. Einer Zeit, welche in Christus nicht mehr einen bloßen Menschen sah, dennoch aber Bedenken trug, den ewigen Gott selbst in Menschengestalt erscheinen zu lassen, mußte eine Lehrform willkommen sein, welche, zwischen diesen beiden Anschauungen mitteninne stehend, in Christus ein göttliches, aber Gott untergeordnetes Mittelwesen sah. Doch fand die Logoslehre erst sehr allmählich allgemeine Anerkennung und wurde noch zu Ende des 2. Jahrh. in Rom als Zweigötterei verworfen. Vgl. Heinze, «Die Lehre vom L. in der griech. Philosophie» (Oldenb. 1872).

Logroño, Hauptstadt der kleinsten altcastil. Provinz des Königreichs Spanien, eine alte Ciudad und Festung (das alte Juliobriga) am rechten Ufer des Ebro und an der Ebrothalbahn. Die Stadt besitzt eine Collegiat- und fünf Pfarrkirchen, acht Klöster und zwei Hospitäler, ist Sitz der Provinzialregierung und eines Instituto und zählt 11,475 E., welche Gerberei, Sattlerei und Lichtfabrikation treiben. L. ist der wohlhabende Hauptort der getreide- und weinreichen Landschaft Rioja. — Die Provinz L. zählt auf 5037,5 QKilom. (1870) 182,941 E.

Lohe ist gemahlene Eichenrinde, die wegen ihres Gerbsäuregehaltes zur Fabrikation des lohgaren Leders Anwendung findet, sowie zu den stärkenden Lohbädern benutzt wird. Die beim Gerbeproceß erschöpfte L. wird in Ziegelform gebracht, getrocknet und unter dem Namen Lohkuchen oder Lohkäse als Brennstoff verwendet.

Lohengrin heißt nach dem Namen des Haupthelden ein mittelhochdeutsches Gedicht, das in zehnzeiligen Strophen vor 1290 von einem unbekannten Dichter verfaßt, aber nur spätere Bearbeitung und ungeschickte Erweiterung eines ältern Werks ist. Es schließt sich an den zweiten Theil des Gedichts vom Wartburgkrieg (s. d.) an, und der mythisch gewordene Wolfram von Eschenbach, der in diesem gegen Klingsor auftritt, ist als Erzähler der Geschichte dargestellt. Dem Inhalt nach ist in ihm die Sage vom Schwanenritter, die auch Konrad von Würzburg zum Gegenstand eines Gedichts machte, und deren verschiedene Fassungen in den «Deutschen Sagen» von den Brüdern Grimm (Bd. 2) zusammengestellt sind, mit der vom Gral (s. d.) und mit sagenhaften Erzählungen von des deutschen Königs Heinrich I. Thaten verbunden. Der Schluß enthält noch eine Uebersicht der Begebenheiten von Heinrich's I. bis auf Heinrich's II. Zeit. L. selbst oder Loherangrin (gebildet aus dem Namen des Helden eines franz., zum karolingischen Sagenkreis gehörigen Gedichts, Garin le Loherain) ist Parzival's (s. d.) Sohn, wird durch Gott von dem Gral der Herzogin Elsan von Brabant als Kämpe gegen Friedrich von Telramunt zugesendet, der sie wider ihren Willen freien wollte, und auf einem Nachen, den ein Schwan zieht, wunderbar zu ihr geleitet. Nachdem Friedrich durch ihn gefallen, wird Elsan sein Weib. Er hilft dem Kaiser Heinrich die Ungarn besiegen, zieht mit ihm nach Italien und siegt dort, von Petrus und Paulus im Kampf begleitet, vor Rom über die Sarazenen, die den Papst bedrängen. Als er nach Köln zurückgekehrt, fragt Elsan wider sein Verbot ihn um seine Herkunft; vergebens weigert er die Antwort. Als sie zum dritten mal in ihn dringt, erklärt er sich, zugleich aber, daß er sie nun verlassen müsse. Der Schwan erscheint wieder, und mit Kummer scheidet er von ihr und seinen Knaben Lohengrin und Johann, um zum Gral nach Indien zurückzukehren. Die frühere, sehr mangelhafte Ausgabe von Glöckle, mit einer Einleitung von Görres (Heidelb. 1813), wurde von Rückert (Quedlinb. 1858) durch eine bessere kritische ersetzt. Eine zweite, noch ungedruckte Bearbeitung derselben Sage im nämlichen Versmaß befindet sich in der Piaristen-Handschrift des Heldenbuchs in Wien. Sie ist zwar erst im 15. Jahrh. verfaßt, der Inhalt zeigt sich aber hier weit einfacher, ohne den unpassenden zweiten Theil, und schließt sich dem ursprünglichen verlorenen Gedicht, aus dem auch sie geflossen, offenbar genauer an. Richard Wagner benutzte den Stoff zu einer Oper.

Lohenstein (Dan. Kasp. von), eins der Häupter der zweiten Schlesischen Dichterschule, geb. 25. Jan. 1635 zu Nimptsch, studirte nach dem Besuch eines breslauer Gymnasiums seit 1652

Digitized by Google

in Leipzig und Tübingen die Rechte und bereiste dann Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. Im J. 1666 wurde er würtemb.-ölsnischer Regierungsrath und später kaiserl. Rath und erster Syndikus in Breslau, wo er 28. April 1683 starb. Seine dichterischen Werke sind sechs Trauerspiele und «Blumen», d. h. lyrische Gedichte, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, großentheils Gelegenheitsgedichte. L. hat das Bestreben, der Phantasie ihre Rechte in der Dichtung wieder einzuräumen, nachdem sie von Opitz und dessen Anhängern allzu sehr beschränkt worden war. Aber ohne einen gründlich gebildeten Geschmack, auf den namentlich die schwülstigen Italiener, wie Marino, gewirkt hatten, wußte er nicht Maß zu halten. Wenn auch nicht so lüstern wie sein Zeitgenosse Hofmannswaldau, geht er doch, namentlich in seinen Trauerspielen, mit Vorliebe auf Darstellung des Schauderhaften und sogar des Widerlichen ein. Er häuft in ihnen Beweise einer ganz unstatthaften Gelehrsamkeit auf, während dieselben auf der andern Seite von bedeutendem Talent zeugen. Ohne hervortretende Eigenthümlichkeit sind seine lyrischen Gedichte. Er fand bis in den Anfang des 18. Jahrh. so viele Nachahmer, daß der Name Lohensteinianer eine literarische Richtung bedeutete. Gesammelt sind seine Dichtungen in den «Trauer- und Lustgedichten» (Bresl. 1680; Lpz. 1733). Von seinen prosaischen Schriften ist zu nennen «Arminius und Thusnelda, ein Heldenroman» (2 Bde., Lpz. 1689—90; umgeänderte Ausg., 4 Bde., Lpz. 1731). In der Anlage höchst mangelhaft, enthält dieser Roman neben theils schwülstigen, theils faden Partien manche werthvolle Einzelheiten, die ihn unter den Kunstromanen des 17. Jahrh. obenanstellen. Das Werk wurde von L. unvollendet hinterlassen und erst von dessen Bruder, dann vom Pfarrer Wagner in Leipzig fortgeführt. Vgl. Passow, «Kaspar Daniel von L.» (Meining. 1852).

Löher (Franz von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 15. Oct. 1818 zu Paderborn, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst, studirte dann zu Halle, München, Freiburg und Berlin die Rechte und arbeitete 1841—46 als Referendar an den Unter- und Obergerichten seiner Vaterstadt. Neben Gedichten, Festspielen u. s. w. veröffentlichte L. während dieser Zeit auch verschiedene juristische, rechtshistor. und geschichtliche Arbeiten, von denen besonders die Schrift «Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen» (Halle 1846) beifällig aufgenommen wurde. Nachdem er bereits einen großen Theil Europas besucht, trat er im Juli 1846 über England und Wales eine größere Reise nach Amerika an. Während des Winters hielt er sich in Cincinnati auf. Hier vervollständigte er die von ihm gesammelten Materialien zur Geschichte der Deutschen in Amerika, aus denen die Schriften «Des deutschen Volks Bedeutung in der Weltgeschichte» und «Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika» (Cinc. 1848) hervorgingen. Gegen Weihnachten 1847 kehrte L. über das nördl. Frankreich nach Paderborn zurück, wo er in der Bewegung von 1848 Stadtverordneter wurde und die «Westfälische Zeitung» begründete. Wegen seiner Opposition gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel wurde L. im Dec. 1848 mit mehrern andern Parteiführern verhaftet, nach Münster gebracht und in einen großen polit. Proceß verwickelt, der jedoch mit allgemeiner Freisprechung endete. Aus dem Gefängniß im Frühjahr 1849 in die preuß. Zweite Kammer gewählt, hielt er sich zur gemäßigten Linken. Nach seiner Rückkehr nach Paderborn wurde er wieder am dortigen Appellationsgericht beschäftigt. In dieser Zeit verfaßte er die epische Dichtung «General Spork» (Gött. 1854) und eine gediegene juristische Arbeit: «Das System des preuß. Landrechts» (Paderb. 1852). Ohne Aussicht auf rasche Beförderung im Justizdienst ging L. nach Göttingen, wo er sich 1853 an der Universität habilitirte. Neben rechtshistor. Studien veröffentlichte er dort die trefflichen Reiseskizzen: «Land und Leute in der Alten und Neuen Welt» (3 Bde., Gött. 1854—58). Im Herbst 1855 berief ihn König Maximilian II. von Baiern als Secretär für den literarisch-wissenschaftlichen Dienst nach München und verlieh ihm bald darauf auch eine Professur an der Universität. Im Sommer 1863 unternahm L. im Auftrag des Königs eine Reise durch Unteritalien, über welche er in dem Werke «Neapel und Sicilien» (2 Bde., Münch. 1864) berichtete. Nach dem Tode Maximilian's (März 1864) wurde L. von dessen Nachfolger zum Director des Reichsarchivs und der andern acht bair. Landesarchive und 1875 zum Geh. Rath ernannt. Von der Theilnahme am nationalen Kampfe 1870 zeugen die Schriften «Abrechnung mit Frankreich» (Hildburgh. 1870) und «Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen» (Lpz. 1871). Seine Ansichten und Erfahrungen über die Fortbildung des Archivwesens nach modernen Anforderungen legte L. nieder in der «Archivalischen Zeitschrift», welche er im Verein mit bedeutenden Männern des Fachs herausgibt (Stuttg. 1876 fg.). Außer zahlreichen kleinen Schriften veröffentlichte er «Jakobäa von Baiern und ihre Zeit» (2 Thle., Nördl. 1861—67), eine treffliche Leistung auf dem Gebiete moderner Geschichtschreibung. Einen Theil seiner archivalischen

Digitized by Google

Forschungen in Belgien, Frankreich und Holland ergeben die «Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Baiern» (2 Thle., Münch. 1865—66). In der «Geschichte des Kampfs um Paderborn 1597—1604» (Berl. 1874) zeigt L. aus den eigenen Schriften der Jesuiten, durch welche Mittel sie das streng prot. Paderborn dem Katholicismus wieder zuführten. In der Historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München leitet L. die Herausgabe der Correspondenz der bair. Fürsten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Früchte seiner Reisen sind die Werke «Die Magyaren und andere Ungarn» (Lpz. 1874), worin L. für die nationalen Rechte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen auftrat, «Griech. Küstenfahrten» (Lpz. 1876), «Canarische Reisetage» (Lpz. 1876), worin die Abstammung der Guanchen (s. d.) von den Vandalen nachgewiesen wird, und «Kretische Gestade» (Lpz. 1877).

Lohgerberei oder **Rothgerberei** ist derjenige Theil der Gerberei, der die Aufgabe hat, Thierhäute mittels gerbstoffhaltiger Vegetabilien, namentlich Lohe, oder eines wässerigen Auszugs von Knoppern, Galläpfeln, Catechu, zu gerben, d. h. in Leder zu verwandeln, welches loh- oder rothgares Leder genannt wird. (S. **Gerberei** und **Leder**.)

Lohmann (Friederike), geb. Ritter, bekannt durch ihre zahlreichen Romane, wurde 25. März 1749 in Wittenberg, wo ihr Vater als Professor der Rechte lebte, geboren. Ihre erste Ehe mit dem Accisinspector Häbler in Zwickau wurde getrennt; sodann verheirathete sie sich mit dem Auditeur L. in Schönebeck bei Magdeburg. Sie starb in Magdeburg 21. Dec. 1811. Ihre zahlreichen Romane und Novellen, z. B. «Gedichte und Aufsätze» (Dessau 1793) und «Klara von Wallburg» (2 Bde., Lpz. 1796), sind nicht ohne Geschick geschriebene, auf den Zeitgeschmack berechnete Rittergeschichten und Familiengemälde in Lafontaine's Art. — Noch zahlreicher sind die gleichartigen Arbeiten ihrer Tochter, **Emilie Friederike Sophie L.**, welche 1774 in Schönebeck geboren ward und 15. Sept. 1830 in Leipzig starb. Sammlungen ihrer Schriften erschienen unter dem Titel «Neueste gesammelte Erzählungen» (16 Bde., Lpz. 1828—32), mit einer Lebensbeschreibung der Verfasserin von Fr. Kind, und «Sämmtliche Erzählungen», mit einem Vorwort von Frau von Paalzow (18 Bde., Lpz. 1844).

Lohr, Stadt im bair. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main, in den hier der Lohrbach mündet und über welchen eine 1873—75 gebaute steinerne Brücke führt, und an der bair. Staatsbahn Würzburg-Aschaffenburg, ist Sitz eines Bezirks- und Landgerichts, eines Forst- und Rentamts und zweier Oberförstereien, hat drei kath. Kirchen, ein evang. Schul- und Bethaus, eine Lateinschule, eine Präparandenanstalt, eine höhere Töchterschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, ein großes Hospital und zählt (1875) 4353 E., welche ein Eisenwerk mit Gießerei, Kunstwoll-, Holzpapierstoff- und Papierfabriken und Pottaschesiedereien unterhalten und Schiffbau, künstliche Fischzucht und Holzhandel treiben.

Loigny, Dorf im franz. Depart. Eure-Loire an den großen Straßen von Chartres nach Orléans, wurde historisch merkwürdig durch die Schlacht von L.-Poupry, 2. Dec. 1870, zwischen der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und dem linken Flügel der franz. Loire-Armee unter dem General Aurelle de Paladines. Durch Recognoscirungen war 29. und 30. Nov. festgestellt, daß der rechte Flügel der Loire-Armee vorläufig die Offensive aufgegeben habe, während der linke Flügel dieselbe fortzusetzen beabsichtige. Das Gefecht von Villepion, 1. Dec., zwischen dem 1. bair. und 16. franz. Corps bestätigte diese Auffassung und veranlaßte 2. Dec. die Entsendung des 9. Armeecorps an die Straße Paris-Orléans. Der Zusammenstoß beider Heere erfolgte auf der Linie Artenay-Orgères, also auf einer Frontlinie von 19 Kilom. Ausdehnung. Auf dem westl. Theile des Schlachtfeldes griff von Morgen bis Mittag das 16. franz. Corps das 1. bairische in der Stellung Beauvillers-Château-Goury mit Entschiedenheit an, wurde jedoch durch die 17. Infanteriedivision und insbesondere durch einen Vorstoß von vier hanseatischen Bataillonen unter General Baron Kottwitz überraschend in der Flanke angegriffen und zum Rückzuge genöthigt. L. wurde von der 17. Infanteriedivision erstürmt, während die 4. Cavaleriedivision, gestützt auf das 1. bair. Corps, den linken franz. Flügel umging und den Rückzug auf Patay bedrohte. Auf dem östl. Theile des Schlachtfeldes vertheidigte die 22. Infanteriedivision zunächst Lumeau erfolgreich, nahm dann Poupry und nöthigte den an Zahl weit überlegenen Gegner zum Rückzug nach Artenay. Die Schlacht von L. bereitete die Wiedereroberung von Orléans durch die Zweite Armee und die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin vor.

Loir (lat. Lidericus), Fluß im nordwestl. Frankreich, hat seinen Ursprung im Depart. Eure-Loir, durchfließt in südwestl. Richtung das ebenfalls nach ihm benannte Depart. Loir-Cher sowie Sarthe und Maine-Loire und mündet links in die Sarthe nahe vor deren Vereinigung

Digitized by Google

mit der Mayenne, einem Nebenflusse der Loire, 7,5 Kilom. nördlich von Angers, nach einem Laufe von 310 Kilom., auf welchem er rechts die Ozanne, Yerre und Braye, links die Conie, den Long und die Meaulne aufnimmt und von der Brücke von Coëmont 115 Kilom. weit mittels 40 Schleusen schiffbar ist. — Das Departement Loir-Cher, aus Theilen von Orléannais und einem kleinen Stücke von Touraine gebildet, hat ein Areal von 6350,9 QKilom., zerfällt in die drei Arrondissements Blois, Romorantin und Vendôme, hat zur Hauptstadt Blois (s. d.) und zählt in 24 Cantonen mit 297 Gemeinden (1872) 268,801 E. (gegen 275,757 im J. 1866 Abnahme 2,6 Proc.). Fast durchweg flach und gegen Südwesten abgedacht, gehört es zum Bassin der Loire, welche als Hauptstrom das Innere durchfließt und hier den Cosson und Beuvron aufnimmt, während der Norden durch den L. mit der Braye, der Süden durch den Cher mit der Sauldre bewässert wird. Loire, L. und Cher sind schiffbar. Der südöstl. Landstrich, ein Theil der durch ihre Unfruchtbarkeit und Ungesundheit berüchtigten Sologne, bietet eine unabsehbare Ebene dar, welche theils mit Moorgründen und zahlreichen Teichen, theils mit Sandschichten auf thoniger Unterlage bedeckt ist, im Winter ein ungeheuerer Morast. Das Klima ist mild und, wo keine Moräste sind, gesund. Man gewinnt Buchweizen und Getreide über den Bedarf, eine große Menge Wein, der zum Theil in Branntwein (Orléans genannt) verwandelt wird, außerdem viel Garten- und Hülsenfrüchte, Obst, Hanf und Runkelrüben. Die Ackerfelder nehmen 3913, die Waldungen 690 QKilom. (ein Theil des großen Forstes von Orléannais) ein. Die ausgedehnten Wiesen und Weiden werden zur Zucht von Rindvieh, Schafen und besonders auch von Pferden (Solognots und Percherons) benutzt. An Geflügel, Kleinwild und Fischen ist Ueberfluß; die Goldkarpfen des L. haben einen gewissen Ruf. Das Mineralreich liefert Eisen, etwas Blei, Kalk, Töpfererde und vorzüglich Feuersteine, welche bei St.-Aignan in großer Menge gebrochen werden. Obgleich das Departement ein ackerbauendes ist, so zeigt doch auch die Industrie Lebhaftigkeit. Man findet außer dem Bergbau auf Eisen noch Glashütten, Kalköfen, Gerbereien, Branntweinbrennereien, Runkelrübenzucker-, Tuch-, Droguet-, Leder-, Handschuh- und Papierfabriken. Der Handel führt theils landwirthschaftliche, theils Industrieproducte aus, namentlich Wein, Branntwein, Hanf und Holz. Die Einwohner sind in der Bildung ziemlich zurück, doch gutmüthig und treu.

Loire (lat. Liger), der größte Fluß in Frankreich, der das Herz des Landes mit dem Ocean in Verbindung setzt, umfaßt ein Stromgebiet von 116,600 QKilom. und hat eine Stromlänge von 980 Kilom. Der Fluß entsteht in der Centralmasse der Cevennen, in dem Hochlande von Velay, und zwar in einer Höhe von 1408 Mt., an dem 1551 Mt. hohen Gerbier de Jonc im Depart. Ardèche. Die Hälfte seines Laufs fließt er von Süden gegen Norden, in einem anfangs wildromantischen und felsigen, weiterhin lieblichen Gebirgsthale, welches rechts von den Gebirgszügen des Mont-Pilat, Mont-Tarare, von Lyonnais, Charollais und Morvan, links von dem Forezgebirge und den Magdalenenkuppen begrenzt und von einigen Querketten derselben, die der Strom zu durchbrechen hat, durchsetzt wird. Sodann wendet sich der Lauf des Flusses von Nevers nordwestwärts über La Charité, Cosne, Gien nach Orléans, darauf in sanften Biegungen gegen Westen über Blois, Amboise, Tours, Saumur, Angers, Ancenis und Nantes und mündet, buchtenartig erweitert, bei St.-Nazaire in das Atlantische Meer. Die L. nimmt 41 Flüsse auf, darunter 13 schiffbare. Die bedeutendsten sind links der Allier, Cher, Indre, die Vienne mit der Creuse, der Thoué und die Sèvre-Nantaise; rechts nur der Arroux und die Mayenne mit der durch den Loir verstärkten Sarthe. Die L. selbst ist von Retournac im Departement Ober-L. bis Noirie im Departement L. 48 Kilom. weit flößbar, von da an aber für Flußschiffe 775 Kilom. und bei Nantes noch 50 Kilom. für Seeschiffe, im ganzen 825 Kilom. weit schiffbar. Aber ihre Tiefe ist nicht überall und zu jeder Jahreszeit für die Schifffahrt genügend, vermindert sich sogar von Jahr zu Jahr. Der Fluß arbeitet fortwährend an der Erhöhung seines Bettes und der Bildung neuer Inseln und Bänke, indem er das durch sein bedeutendes Gefälle thalabwärts getragene Gerölle fallen läßt. Infolge dessen tritt die L. häufig über ihr Bett mit verheerenden Ueberschwemmungen. Wegen der Wichtigkeit der Wasserstraße, welche die L. darbietet, hat man seit 1822 den Seitenkanal (Canal latéral à la L.) angelegt, der von Digoin an auf dem linken Ufer bis Briare, nahe unterhalb Chatillon, 192 Kilom. weit durch fünf Departements geführt ist. Außerdem, daß die L. den gemeinsamen Ausgangsweg für eine große Zahl von längern und kürzern natürlichen Schifffahrtslinien bildet, welche sich nord- und südwärts des Stroms mannichfach verzweigen, ist sie auch durch die Kanäle von Berri und Montluçon mit dem obern Cher verbunden sowie mit der Saône durch den Central- oder Kanal von Charollais, mit der Seine durch die Kanäle von Briare und Orléans,

Digitized by Google

welche die L. bei den gleichnamigen Städten verlassen, sich bei Montargis vereinigen und unter dem Namen Loingkanal als kanalisirter Loing zur Seine führen. Mittelbar ist sie durch diese Kanäle zugleich mit dem Rhône und dem Rhein in Verbindung gesetzt. Außerdem führt eine sehr wichtige, mehrfach verzweigte Wasserstraße aus der L. zu den Nordküsten: der 360 Kilom. lange Kanal von Nantes nach Brest. Die Wichtigkeit der L. für Frankreich ergibt sich zugleich daraus, daß sie in der Geschichte des Landes oft als Grenzfluß erscheint: erst zwischen Aquitania und Gallia Lugdunensis, dann zwischen den Westgothen und Franken bis 507; für die Kriegsgeschichte wichtig wurde der Fluß in den Kämpfen gegen die Araber (Schlacht bei Tours 732) und gegen die Engländer (Belagerung von Orléans 1429), in den Hugenottenkriegen, bei dem Einfalle der Alliirten (1814) und namentlich im Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 (s. d.), seit der völligen Einschließung von Paris. Vgl. von der Goltz, «Die Operationen der Zweiten Armee an der L.» (Berl. 1875). Auch waren Gien, Orléans, Blois, Tours, Amboise und mehrere Schlösser an der L. zu verschiedenen Zeiten die Residenz fränk. und franz. Könige. Das Tiefland der L., welches vom Atlantischen Ocean golfähnlich sich ostwärts bis Nevers erstreckt, bildet eine wellenförmige, fruchtbare, blühende Ebene, die sehr sanft im Süden zu den Terrassen von Limousin und Bourbonnais, im Norden zu den Bergländern der Normandie und Bretagne aufsteigt, dort in Hügellandschaften von 130—200 Mt., hier in flachen Ebenen von 65—100 Mt. Die L. durchströmt 12 Departements, von denen sechs entweder ganz oder zum Theil nach ihr benannt sind, nämlich: die Departements L., Ober-L., Unter-L., Saône-Loire (s. Saône), Maine-Loire (s. Maine) und Indre-Loire (s. Indre).

Das Departement L., die alten Grafschaften Forez und Beaujolais und Theile von Lyonnais umfassend, 4759,6 QKilom. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Montbrison, Roanne und St.-Etienne, mit 30 Cantonen und 328 Gemeinden, zählt (1872) 550,611 E. (gegen 537,108 E. im J. 1866 Zunahme 2,5 Proc.) und hat St.-Etienne (s. d.) zur Hauptstadt. Mit Ausnahme des südöstl. Theils, der zum Bassin des Rhône gehört und diesem Strome den Gier und die Diaume zusendet, bildet es ein weites Hochthal zu beiden Seiten der L., das im Osten durch die Gebirge von Mont-Pilat, Mont-Tarare und Charollais, im Westen durch das Forez- und Magdalenengebirge begrenzt, außer dem Hauptstrome von dessen Nebenflüßchen Furand, Coise, Gand und Sornin rechts, Bouson, Mare, Lignon, Aix und Tessonne links bewässert wird und außer den Ebenen von Montbrison und Roanne ganz aus Bergland besteht. Ein steiniger Boden lagert auf und an den Bergen, ein nur theilweise fruchtbarer in den Thälern. Im Thale der L. ist das Klima mild und außer einer mit Teichen bedeckten Ebene im Mittelpunkte des Departements gesund, rauher dagegen in den Gebirgsgegenden. Weder Getreide noch Wein (darunter Côte rôtie am Rhône) decken den Bedarf, dagegen werden in Fülle vortreffliches Obst, besonders aber Kastanien (unter dem Namen Lyoner Maronen bekannt) und Welsche Nüsse sowie Hanf gewonnen. Auf den guten Wiesenwachs stützt sich die mit großer Sorgfalt betriebene Rindviehzucht und die Bereitung von geschätzten Käsen. Ansehnliche Fichtenwälder liefern Holz, Kohlen, Terpentin und andere Forstproducte, das Mineralreich Granit, Porphyr, Marmor und Flintsteine, wenig Metall, aber außerordentlich viel Steinkohlen. Auch Mineralquellen finden sich zu St.-Galmier. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Bergbau, Eisengießerei, Verfertigung von Eisen-, Stahl-, Blech-, Quincailleriewaaren aller Art und Waffen, wofür der Hauptort St.-Etienne ist, sodann auch mit Baumwoll-, Leinen-, Batist-, Seidenbandmanufacturen, Gerberei, Papier-, Tapeten- und Glasfabrikation. Die Production dieser Industrie bildet die Grundlage des beträchtlichen Handels.

Das Departement Ober-L. (Haute-L.), fast im Mittelpunkte Frankreichs, aus Bestandtheilen von Languedoc, hauptsächlich aus Velay, und des Herzogthums Auvergne sowie der Landschaft Forez gebildet, ist 4962,25 QKilom. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Le-Puy, Yssengeaux und Brioude, mit 28 Cantonen und 262 Gemeinden, zählt (1872) 308,732 E. (gegen 312,661 im J. 1866 Abnahme 1,2 Proc.) und hat zur Hauptstadt Le-Puy. Von Zweigen der Cevennen und des Auvergnegebirgs durchzogen, bietet es einen großartigen Wechsel von Bergen und Thälern dar und ist durch seine geolog.-vulkanischen Formationen und malerischen Naturschönheiten höchst ausgezeichnet. Weit und breit sind dürre Flächen, bedeckt mit vulkanischen Auswürfen, namentlich mit großen Lavamassen, die bedeutende Hügel und zum Theil 27 Mt. hohe Felsen und bei Denise einen 70 Mt. hohen Obelisken mit einer Kapelle auf der Spitze bilden, durchzogen von merkwürdigen Basaltbildungen, die z. B. bei dem Dorfe Espaly unweit Le-Puy, wo auch Geschiebe von Edelsteinen, Hyacinthen, Granaten und Saphire sich finden, eine der herrlichsten Basaltcolonnaden, zum Theil von 20 Mt. hohen Säulen,

darstellen. Auch zwei deutliche Krater sind nachweisbar im Süden und Norden von Le-Puy; in 1200 Mt. Höhe der 21 Mt. tiefe See von Bouchet von ovaler Form und mit Lava- und Puzzolan-Ufern, und der Krater von Bars, welcher trocken oder nur sumpfig ist. Die L. im Osten und der Allier im Westen fließen nordwärts, jene mit der Borne, dem Auzon und Lignon, dieser mit der Dège, der Senouire und dem Alagnon. Der Sommer ist heiß, der Winter kalt und stürmisch; fast sechs Monate deckt Schnee die unfreundlichen Gebirgsgipfel. Die Temperaturdifferenz ist bei den bedeutenden Niveauunterschieden so groß, daß die Ernten in den verschiedenen Cantonen zwei Monate auseinanderfallen, daß in den untern Wein, in den obern kaum Roggen gedeiht. Der Boden ist in den Thälern und auf dem Hügellande sehr fruchtbar, im ganzen aber deckt er nicht den Bedarf an Getreide und Wein, erzeugt jedoch hinlänglich Gartengewächse, Obst und namentlich viel Kastanien. Der Hauptreichthum des Landes ist die eifrig betriebene Viehzucht, besonders die Rindvieh-, Schaf- und Maulthierzucht. Das Mineralreich liefert nur etwas silberhaltiges Blei, ziemlich viel Steinkohlen und vortreffliche Bausteine, Marmor, Wetz- und Mühlsteine. Die Industrie ist im ganzen nicht bedeutend; doch wird auch Seiden-, Spitzen- und Blondenmanufactur, ferner Papier-, Tuch- und Hutfabrikation u. s. w. betrieben. Der Handel führt Fabrikate, hauptsächlich aber Maronen, Hülsenfrüchte, Schafe, Maulthiere und Breter aus.

Das Departement Unter- oder Nieder-L. (L. inférieure), im westl. Frankreich, aus dem südlichsten Theile der Bretagne gebildet, ist 6874,56 QKilom. groß, zerfällt in die fünf Arrondissements Nantes, Ancenis, Châteaubriant, Paimboeuf und St.-Nazaire, mit 45 Cantonen und 215 Gemeinden, zählt (1872) 602,206 E. (gegen 598,598 im J. 1866 Zunahme 0,6 Proc.) und hat zur Hauptstadt Nantes (s. d.). Die atlantische Küste ist ganz flach, sandig oder moorig, erweitert sich durch Anschwemmung mehr und mehr, bietet im N. die Baien von Pennebe und Pembron zu beiden Seiten der Landspitze von Piriac, in der Mitte den Mündungsbusen der L. und im S. die Bai von Bourgneuf dar. Die Oberfläche des Departements ist sehr einförmig, besonders im NW. und S.; einige Hügel erheben sich im N., ziehen bis in die Nähe der Mündung der L. und scheiden deren Bassin von dem der Vilaine. Die L. durchströmt es von O. nach W., nimmt rechts den Erdre und Brivé, links die Sèvre-Nantaise und den Acheneau auf, d. i. den Abfluß des 70 QKilom. großen Sees Grand-Lieu. In die Vilaine fließen der Don und Isac. Das Klima ist mild, aber bei den vorherrschenden Seewinden feucht. Der Boden, theils aus Granit oder Schiefer, theils aus Alluvionen bestehend, ist fast überall mit fruchtbarer Erde bedeckt. Getreide, Gartenfrüchte, Kirschen und Kastanien werden in Menge gewonnen. Weinpflanzungen bedecken das ganze linke Ufer der L. und die Seeküste, liefern aber nur ein mittelmäßiges Getränk, welches durch Obstwein ergänzt wird. Die Eichenwälder nähren mit ihren Eicheln eine große Menge Schweine, außer welchen viel Rindvieh, namentlich auch die geschätzten nantaiser Ochsen, sowie Pferde, Schafe, Geflügel und Bienen gezogen werden. Der Herings-, Sardellen- und Stockfischfang, die Fischerei auf der L., dem Grand-Lieu und den Teichen sowie an den Küsten, wo noch der Hummern- und Austernfang hinzutritt, ist von Bedeutung. Eisenlager sind weit verbreitet, Steinkohlen, schöner Granit, grauer Marmor, Schiefer und Kalkstein werden an verschiedenen Orten gebrochen und Seesalz in großer Menge gewonnen. Die Industrie beschäftigt sich mit Verfertigung von Eisenwaaren, Glas, Fayence, Baumwollwaaren, Leinwand, Zwillich, Flanell, Tauen, Leder, Hüten, Papier, Korkpfropfen, Bürsten, Branntwein, Liqueur, und die Schiffswerfte liefern eine Menge Fluß- und Seeschiffe. Hinsichtlich des Handels ist das Departement eins der wichtigsten; seine Hauptstadt Nantes ist einer der bedeutendsten Handelsplätze in Frankreich.

Loiret, Departement im innern Frankreich, zu beiden Seiten der Loire, benannt nach dem nur 15 Kilom. langen, aber schiffbaren Flüßchen L., welches nahe unterhalb Orléans links in die Loire sich ergießt, umfaßt den östl. Theil von Orléannais oder das eigentliche Orléannais, die östl. Sologne, Dunois und fast ganz Gâtinais orléannais. Es ist 6771,19 QKilom. groß, zerfällt in die vier Arrondissements Orléans, Gien, Montargis und Pithiviers, in 31 Cantone und 349 Gemeinden, zählt (1875) 353,021 E. (gegen 357,110 im J. 1866 Abnahme 1,2 Proc.) und hat zur Hauptstadt Orléans (s. d.). Die Oberfläche ist im ganzen einförmig flach. Die Höhen des Waldes von Orléans trennen das Bassin der Loire von dem der Seine, werden aber durch die in den Kanal des Loing sich vereinigenden Kanäle von Orléans und Briare überschritten, wodurch sich eine künstliche Verbindung beider Stromgebiete und Wasserstraßen herstellt. Der Boden ist strichweise schwer und fett, anderwärts leicht und sandig, überall mit Sorgfalt bebaut. Das Klima ist mild und angenehm. Der Landbau zeigt sich sehr vorgeschritten.

Digitized by Google

Man baut Getreide, namentlich Hafer, weit über den Bedarf, gewinnt viel Wein, besonders am Loire-Ufer ziemlich guten rothen Tischwein, während der Weißwein größtentheils zu dem geschätzten Orléansessig verwendet wird, außerdem Gartengewächse, sehr gutes Obst, Raps, Hanf, Flachs und im Gâtinais den besten franz. Safran. Der Forst von Orléans in der Mitte nimmt 37,600 Hekt. ein. Schöne Weideplätze und der starke Anbau von Futterkräutern begünstigen die Rinder- und Schafzucht. Mit großen Mengen von Geflügel versorgt man Paris, und die Flüsse und Teiche liefern Fische im Ueberfluß. Das Mineralreich bietet nur Bausteine und Töpferthon dar. Neben der Landwirthschaft widmet man auch der Industrie große Aufmerksamkeit. Seit langer Zeit stehen die Zuckerraffinerien, Weinessig- und Branntweinfabriken von L. in Ruf. Dazu kommen Manufacturen in ordinärem Tuch, Wolldecken, Serge, Papier, Papiertapeten, Leder, Fayence, Thonpfeifen, Stärke u. s. w. Der Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Stabholz, Thonpfeifen, Zucker und andern Fabrikaten ist lebhaft.

Loki heißt ein Gott der skandinav. Mythologie, der ursprünglich Feuergott war (daher seine alten Namen Logi und Lodr), später aber bei dem Zutritt ethischer zu den elementaren Motiven der Gott der Vernichtung ward und das böse Princip vertrat. Er arbeitet deshalb vorzugsweise dahin, den Untergang der bestehenden Welt und Götter herbeizuführen, und veranlaßt den Tod Baldr's, an dessen Leben die Existenz der Asen hing. In dem großen Kampfe, welcher dem Untergange der Götter in dem Weltbrande vorausgeht, steht er gegen Freyr. Beide fallen. Zahlreiche Mythen entwickeln die Natur dieser bedeutenden Gottheit. Vgl. Weinhold, «Die Sagen von L.» in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 7).

Lokmân, ein arab. Weiser, dessen Zeitalter sich nicht genau angeben läßt, der aber schon in den ältesten Sagen der Araber und im Koran erwähnt wird. Er ist berühmt wegen seiner großen Weisheit und seines langen Lebens. Uebrigens macht ihn die Sage bald zum König von Jemen, bald zum frommen Propheten unter den Aditen, bald zum misgestalteten abessin. Sklaven. Seinen Namen führt eine kleine Sammlung arab. Fabeln, die sicher griech. Ursprungs sind und, wahrscheinlich durch eine syr. Uebersetzung vermittelt, gegen das Ende des Mittelalters bei den Arabern bekannt wurden. Sie sind in einer Sprache abgefaßt, welche durch ihr modernes Gepräge sie deutlich als späteres Machwerk charakterisirt. Der Werth dieser sog. L.'schen Fabeln ist ein ganz unbedeutender. Sie sind durchaus geistlos abgefaßt und eine Nachbildung der Aesopischen Fabeln. Unter den neuern Ausgaben sind die von Freytag (Bonn 1823), Nödiger (1830) und Schier (Dresd. 1831; 2. Aufl. 1839) zu erwähnen.

Lokri, griech. Stadt auf der Ostküste des südlichsten Theils Unteritaliens, in der Landschaft Bruttium am Vorgebirge Zephyrion, daher gewöhnlich Lokri Epizephyrii genannt, wurde 683 v. Chr. von den westlichen oder Ozolischen Lokrern in Hellas (s. **Lokris**) gegründet und ist besonders bekannt als Heimat des Gesetzgebers Zaleukos (s. d.) und des Pythagoräers Timäos, des Lehrers des Platon. Vom jüngern Dionysius zerstört, wurde sie bald wiederhergestellt, litt zwar viel während der Kämpfe der Römer gegen Pyrrhus und im zweiten Punischen Kriege, bestand aber auch unter der röm. Herrschaft fort. In der Nähe der Stadt, von der nur sehr geringe Ueberreste bei dem heutigen Motta di Burzano erhalten sind, stand ein berühmter Tempel der Persephone.

Lokris nannten die Alten zwei räumlich getrennte Landschaften des mittlern Griechenland, welche beide von dem zum lelegischen Stamme gehörigen Volke der Lokrer bewohnt wurden. Die westlichere Landschaft, am Korinthischen Meerbusen zwischen Aetolien, Doris und Phokis gelegen, wird ganz von rauhen und wilden Gebirgen, die zum Gebirgssystem des Parnassos und des Korax gehören, eingenommen; nur im östlichsten Theile, an der Grenze von Phokis, findet sich eine größere fruchtbare Ebene, die im Alterthum zum Gebiet der Stadt Amphissa (s. d.) gehörte. Die Bewohner der Landschaft, die *hesperischen* (westlichen) oder *ozolischen* (Stink-) *Lokrer* genannt, lebten hauptsächlich von Viehzucht und Jagd und waren als roh und räuberisch verrufen. Ihr in alten Zeiten blühender Seehandel wurde durch die Korinther und durch die Athener, die sich im westlichsten Theile des Landes, besonders in Naupaktos festsetzten, bedeutend beeinträchtigt. Das östliche L. ist ein etwa 75 Kilom. langes und durchschnittlich 11 Kilom. breites, anmuthiges und größtentheils fruchtbares Küstenland, welches sich nördlich von Phokis und der westl. Hälfte Böotiens am Euböischen Meere hinzieht. Seine Bewohner werden eöische (östliche) oder, nach der im östlichern Theile der Landschaft gelegenen Hauptstadt Opus, *opuntische Lokrer* genannt. Die Bewohner des nordwestlichern, unterhalb des Bergs Knemis (einer Fortsetzung des Oeta und Kallidromon) gelegenen Theils der Landschaft wurden auch *epiknemidische* oder *hypoknemidische Lokrer* genannt. Der Nationalheld der östl.

Digitized by Google

Lokrer, dessen Bild auch auf ihren Münzen erscheint, war der in der Ilias öfters erwähnte Aias, Sohn des Oileus. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Lola Montez, s. Montez.

Lolch (Lolium L.) ist der Name einer Grasgattung mit zweizeiliger, platt zusammengedrückter Aehre, deren vielblütige Aehrchen mit dem schmalen Rande an die Spindel gelehnt und blos mit einer Kelchspelze versehen sind. Der ausdauernde L. (L. perenne), Wiesenlolch oder englisches Raigras, dessen Aehrchen grannenlos und dessen Halme platt sind, wird vorzugsweise zur Anlage schöner Rasenplätze angesäet, da er neben dem 30—60 Ctmt. hohen Halme sich reich bestockt und so einen gleichförmigen und sehr dichten Bestand bildet. Als Futtergras gehört er, sowol auf Wiesen als im Felde, zu den vorzüglichern Arten für jede Viehgattung, wird deshalb überall angebaut, verlangt jedoch guten Boden und reiche Düngung. Der italienische L. (L. Italicum Rob. Br.) oder italienisches Raigras unterscheidet sich vom erstern durch breitere Blätter, sperrigere und gegrannte Aehrchen, höhern Halmwuchs. Er ist das werthvollste aller Feldfuttergräser, daher in den Ländern der Hochcultur stets im Fruchtwechsel eingeführt. Der Taumel-L. (L. temulentum), auch Tollgerste oder Twalch genannt, der sich unter den Saaten, besonders Hafer und Gerste, häufig findet, ist nur einjährig, ohne Blätterbüschel auf der Wurzel, am Halme unter der Aehre scharf und die Blüten der Aehrchen sind begrannt. Dieses Gras ist durch seine narkotisch-giftigen Samen berüchtigt, welche Ekel, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Dunkelsehen, Delirien, Schlaftrunkenheit und Convulsionen bei Vieh und Menschen hervorzubringen vermögen. Besonders nachtheilig soll der Genuß warmen Brotes, welches Lolchmehl enthält, sein. Der Samen des Taumellochs muß daher sorgfältig aus dem Brotgetreide ausgeschieden werden.

Lollharden oder Lollarden ist der Name einer religiösen Genossenschaft, die sich um 1300 aus Anlaß einer Seuche zu Antwerpen zum Zweck der Krankenpflege und Leichenbestattung bildete. Ihre Mitglieder hießen wegen ihres mäßigen Lebens und ihres dürftigen Ansehens Matemans, nach ihrem Schutzheiligen Alexiusbrüder oder, weil sie in Zellen wohnten, Zelliten (fratres cellitae), und von dem niederdeutschen Worte Lollen oder Lullen (d. i. leise singen), L., indem sie bei Leichenbegängnissen einen traurigen, dumpfen Gesang hören ließen und überhaupt bei einsamen Andachtsübungen viel sangen. Sie verbreiteten sich in den Niederlanden und in Deutschland und waren in dem damaligen, namentlich durch herrschende Seuchen hervorgerufenen Zeitelende in allen Städten willkommen. Von der Geistlichkeit und den Bettelmönchen verfolgt, verfielen die L. vielfach der Inquisition, bis ihnen Johann XXII. 1318 bedingte Duldung gewährte. Obgleich die L. ursprünglich nur einen Männerverein bildeten, so organisirten sich doch auch, wie namentlich in Köln, weibliche Genossenschaften, die gleichen Gesetzen folgten. Noch bis in das 18. Jahrh. gab es in den Niederlanden und in Köln fromme Brüderschaften, die von den L. abstammten, aber von der ursprünglichen Bestimmung derselben ganz abgewichen waren. Wie in den Niederlanden und in Deutschland die Namen L. und Begharden durch die Anhänger des Kirchenthums zu Spott- und Ketzernamen gestempelt worden waren, so wurde auch in England den Anhängern Wicliffe's (s. d.), weil sie gegen die Päpste und die Geistlichkeit auftraten, der gebrandmarkte Name L. (Lollards) gegeben.

Lombard (franz.) oder Leihhaus, Pfandhaus, nennt man diejenigen öffentlichen (staatlichen oder Gemeinde-)Anstalten, bei welchen jedermann gegen ausreichendes Pfand Geldsummen auf kurze Zeit gegen billige Zinsen vorgestreckt erhalten kann. Diese Anstalten bestehen meist nur in großen und mittlern Städten und sollen verhüten, daß die Geldbedürftigen in wucherische Hände fallen, zu hohe Zinsen zahlen müssen und wol gar um ihr Pfand kommen. Deshalb gelten sie als wohlthätige Institute und führen hier und da den Namen Mons pietatis, namentlich in Italien Monte di pietà. Der Werth der Pfänder wird in den Leihhäusern durch vereidete Taxatoren festgestellt, und das Darlehn einschließlich der Zinsen muß meist wenigstens 20—25 Proc. weniger betragen als dieser Taxwerth. Gegeben wird das Darlehn meist auf höchstens sechs Monate. Ueber Pfand und Darlehn gibt das Leihhaus Scheine aus, welche den Tag der Verpfändung, das Verzeichniß und die Werthangabe der Pfänder, den Betrag des Darlehns, den (freilich oft fingirten) Namen des Verpfänders und die Nummer, unter welcher das Darlehnsgeschäft bei dem Leihhause eingetragen ist, enthalten. Dem Präsentanten des Scheins händigt man die Pfänder gegen Rückzahlung des Darlehns jederzeit aus, ohne daß doch im Falle der früher als bedungen erfolgten Rückzahlung ein Theil der bereits berichtigten Zinsen erstattet wird. Erfolgt die Rückzahlung nicht im festgesetzten Termine, so werden die Pfänder öffentlich versteigert, und den etwaigen Ueberschuß erhält, nach Abzug der aufgelaufenen

Digitized by Google

Kosten und Zinsen, der Pfandschuldner zurück. Meldet sich auf Grund eines öffentlichen Aufrufs dieser Schuldner in einer bestimmten Zeit nicht, so wird der Ueberschuß einer öffentlichen Anstalt überwiesen. Das erste öffentliche Leihhaus (Privatleihhäuser gab es viel früher) soll der Minorit Barnabas zu Perugia in Italien 1464 eingerichtet haben; in Deutschland kam das erste Leihhaus 1498 zu Nürnberg zu Stande. Der Nutzen der Leihhäuser ist sehr bestritten worden. Sie verhindern freilich in vielen Fällen, daß die Darlehnssucher in die Hände wucherischer Pfandleiher fallen, aber sie erleichtern auch der zahlreichen Klasse der ärmern Bevölkerung und der kleinern Handwerker das Darlehnsnehmen, was bei solchen, welche unordentlich haushalten, schlechte Folgen haben und sie gänzlicher Verarmung entgegenführen kann. Es ist bekannt, daß Pfandleiher und Leihhäuser nicht nur zur Zeit großer Nothstände, sondern auch kurz vor Volksfesten u. dgl. außerordentlich benutzt werden. Jedenfalls liegt kein zureichender Grund für Staat und Gemeinde vor, sich mit Creditinstituten, wie die Leihhäuser, zu befassen, da diese, wo sie zweckdienlich sind, durch Private in geeigneter Weise und in völlig ausreichender Zahl begründet werden können. Neben den Juden beschäftigten sich im Mittelalter namentlich Lombarden (aus Oberitalien) in den größern Städten Frankreichs und anderwärts mit dem durch bürgerliche und kirchliche Gesetze für andere oft streng verpönten Darleihen von Geld gegen Zins und Unterpfand (edle Metalle, Pretiosen). Daher geschah es, daß man später die Leihhäuser und Leihbanken überhaupt L. und die Darlehnsgeschäfte auf bewegliche Pfänder (nicht Immobilien) Lombardgeschäfte (Lombardiren) nannte. Jetzt nennt man in der Regel Lombardgeschäfte nur diejenigen, bei welchen Bankiers und Bankinstitute die Darlehnsgeber sind und das Unterpfand (Faustpfand) in Werthpapieren und edelm Metall, seltener in Rohproducten und verarbeiteten Waaren, besteht. Der Zinsfuß für Lombardgeschäfte ist wechselnd und richtet sich meist nach dem Wechsel-Disconto des betreffenden Platzes, ist aber höher als dieser.

Lombardei hieß derjenige Theil Oberitaliens, der 568 von den Longobarden (s. d.) erobert und bis zum Untergange ihrer Herrschaft in Italien 774 besessen wurde. In den frühesten Zeiten bewohnten dieses Land die alten Gallier, die zur Zeit des Tarquinius Priscus sich hier festsetzten; dann eroberten es die Römer, die es unter dem Namen Gallia Cisalpina bis zur Auflösung des Weströmischen Reichs besaßen. Von diesen kam es unter die Herrschaft erst der Odoaker 476—493, dann der Ostgothen 493—553, hernach der griech. Kaiser 553—568, ferner der Longobarden 568—774, die es zuletzt Karl d. Gr. überlassen mußten. Seit 843 entstand ein besonderes Königreich Italien, aus welchem sich aber bald unabhängige Herzogthümer und Markgrafschaften, wie Friaul, Mantua, Susa u. s. w., oder Republiken, wie Venedig, Genua und Mailand, bildeten. An Deutschland durch den Lehnsverband gekettet, suchten sie im Mittelalter in heftigem Kampfe mit den röm. Kaisern, wiewol zum Theil vergebens, ihre Unabhängigkeit sich zu erringen. Unter sich uneinig, zerstückelt, ein Spielball der österr.-span. und der franz. Politik, gewannen die meisten ihre Selbstständigkeit niemals. Seit Oesterreich die Herzogthümer Mailand und Mantua erworben, nannte man diese Provinzen die Oesterreichische L. Dieser Name verschwand jedoch, nachdem Napoleon I. aus diesen und andern Ländern 1797 die Cisalpinische, dann die Italienische Republik, endlich 1805 das Königreich Italien, dessen Beherrscher er selbst war, gebildet hatte. Durch den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 und die Wiener-Congreß-Acte vom 9. Juni 1815 erhielt Oesterreich nicht nur seine alten lombard. Besitzungen zurück, sondern es wurde auch hiermit zugleich das oberital. Gebiet der ehemaligen Republik Venedig vereinigt, und diese Länder bildeten seitdem unter dem Namen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs (s. d.) einen Bestandtheil der österr. Monarchie, bis infolge des Züricher Friedens von 1859 zunächst die L., dann durch den Wiener Frieden von 1866 auch das Venetianische an das neue Königreich Italien kam. Jetzt faßt man unter dem Namen L. die ital. Provinzen Bergamo, Brescia, Como, Cremona, Mantua, Mailand, Pavia und Sondrio zusammen, welche auf 23,526,81 QMilom. (1875) 3,553,913 E. zählen.

Lombardisch-Venetianisches Königreich hieß seit dem Wiener Congreß (1815) der nordöstl. Theil Italiens, welcher ein österr. Kronland bildete, von dem schon im Züricher Frieden vom 10. Nov. 1859 die eigentliche Lombardei, nämlich die Provinzen Mailand, Pavia, Lodi, Cremona, Brescia, Bergamo, Como, Sondrio und sechs Districte der Provinz Mantua, an Sardinien überlassen werden mußte, und dessen Rest, die venet. Provinzen Venedig, Udine, Belluno, Vicenza, Verona, Rovigo, Padua, Treviso nebst dem noch bei Oesterreich gebliebenen Theil der lombard. Provinz Mantua, im Wiener Frieden vom 3. Oct. 1866 an Italien kam.

Lombardus (Petrus), einer der berühmtesten Scholastiker, stammte aus Lomelongo bei Novara in der Lombardei, woher er seinen Zunamen erhielt. Er war Abälard's Schüler, dann

Digitized by Google

Lehrer der Theologie und seit 1159 Bischof zu Paris, wo er 1164 starb. In dem Werke «Sententiarum libri IV», welches unzählige male commentirt wurde und bis auf die Reformation ein fast classisches Ansehen unter den Theologen hatte, stellte er die Aussprüche der Kirchenväter, besonders des Augustinus, über Dogmen unter gewissen Titeln zusammen, unter Hinzufügung der Einwendungen gegen dieselben und der Widerlegungen dieser Einwendungen durch kirchliche Autoritäten, jedoch ohne sich dabei ein eigenes Urtheil zu erlauben. Dieser dogmatischen Methode folgte die Schule der Sententiarier. Er stellte unter anderm die Theorie von den sieben Sakramenten auf und erhielt von seinem Hauptwerke den Namen «Magister sententiarum». Seine Schriften gab Aleaume (Löw. 1546) heraus.

Loménie de Brienne (Etienne Charles de), Cardinal und Minister, stammte aus dem Grafengeschlechte Brienne und wurde 1727 zu Paris geboren. Nachdem er seinem Bruder das Erstgeburtsrecht abgetreten, widmete er sich dem geistlichen Stande und erwarb sich eine hohe wissenschaftliche Bildung. Obschon er der Aufklärungsphilosophie anhing, wurde er doch 1760 Bischof zu Condom und 1763 Erzbischof zu Toulouse. Als solcher baute er den Kanal, der den Kanal Caraman bei Toulouse mit der Garonne verbindet, und gründete Hospitäler, Arbeitsanstalten, Schulen und Klöster. Im J. 1766 ernannte ihn der Hof zum Mitglied der Commission, die mit der Reform der religiösen Orden beauftragt war. In dieser Eigenschaft hob er viele Klöster und ganze Orden auf, wodurch er sich den Haß des Klerus zuzog. In der Versammlung der Notabeln von 1787 beklagte er sich heftig über die Verschleuderungen Calonne's (s. d.). Daher ernannte ihn der König an dessen Stelle zum Generalcontroleur der Finanzen, welchem schweren Amte er jedoch in keiner Weise gewachsen war. Auf seine Veranlassung überwarf sich der König mit den Parlamenten und errichtete an deren Stelle die Cour plénière. Während dieser Wirren ließ sich L. 1788 noch zum Premierminister und zugleich zum Erzbischof von Sens ernennen. Seine unkluge Verwaltung unterlag endlich dem Hasse des Volks wie des Adels und der Geistlichkeit. Einige Tage nach dem Erlasse, zufolge dessen der Schatz keine Baarzahlungen mehr machen sollte, mußte er 24. Aug. 1788 das Ministerium an Necker (s. d.) überlassen. Der König entschädigte ihn durch Verleihung mehrerer Abteien und wirkte ihm bei Pius VI. den Cardinalshut aus. L. lebte nun zu Nizza und kehrte erst 1790 nach Paris zurück, um seine Schulden zu ordnen. Bei dieser Gelegenheit leistete er den Eid als constitutioneller Priester, nahm aber keinen höhern Rang an als den eines Bischofs im Depart. Yonne. Die Streitigkeiten, in die er sich durch diesen Schritt mit dem päpstl. Stuhle verwickelte, veranlaßten ihn 1791, den Cardinalshut zurückzuschicken. Dessenungeachtet wurde L. 1793 zu Sens verhaftet, indeß wieder freigelassen. Nachdem er 15. Febr. 1794 nochmals eingezogen worden, fand man ihn am folgenden Morgen todt im Gefängnisse. — Athanase Louis Marie de L., Graf von Brienne, franz. Generallieutenant, geb. 1730, wurde zur Zeit, als sein älterer Bruder die Finanzen übernahm, 1787 Kriegsminister und trat mit demselben zugleich wieder zurück. Er starb 1794 unter der Guillotine.

Lomia, Asteroid, s. Planeten.

Lommatzsch, Stadt in der Kreishauptmannschaft Dresden des Königreichs Sachsen, 10 Kilom. westnordwestlich von Meißen am Kepperitzbach und an der Zweigbahn Riesa-Nossen der Sächsischen Staatseisenbahn, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat eine schöne, 1347 erbaute Kirche mit drei Thürmen, zählt (1875) 3081 E., liegt inmitten der schon in früher Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten, an Getreide und Obst reichen, mit Dörfern dicht besäeten Lommatzscher Pflege und treibt meist Landwirthschaft, besonders Rauhkarden- und Gurkenbau von vorzüglicher Güte. L. war einst ein Hauptort der sorbischen Daleminzen oder Glomaci, deren Name sich in dem der Stadt erhalten hat; in der Nähe liegt der ehemalige Palzscherſee, welchen die Eisenbahn durchschneidet.

Lomond (Ben), Berg in Schottland, 43 Kilom. nordwestlich von Glasgow zwischen dem Lomond- und Katrinesee, ist 973 Mt. hoch und der bekannteste und besuchteste Berg in den Hochlanden. Von seinem aus Glimmerschiefer bestehenden Gipfel sieht man den Lomondsee in seiner ganzen Ausdehnung am Fuße liegen; das Grampiangebirge zieht sich bis in die Ferne, und im Westen liegen die Berge von Argyleshire. Er gehört dem Herzog von Montrose. — L. (Loch), der größte See Großbritanniens, in Schottland zwischen den Grafschaften Stirling und Dumbarton gelegen, mit seinem Südende 10,4 Kilom. von Glasgow, liegt in 30 Mt. Höhe, ist 37 Kilom. lang, im Süden 8 Kilom. breit und umfaßt 72 QKilom.; im Süden ist er 40, im Norden 120—200 Mt. tief und gefriert an den tiefsten Stellen nie. Aus seinem Spiegel erheben sich zahlreiche, zum Theil schön bewaldete Inseln, und seine Uferscenerie ist

Digitized by Google

prachtvoll und mannichfaltig. Sein Nordende reicht in eine rauhe und wilde Felsgegend, und dort erhebt sich auf der Ostseite der Ben L. Unter den in ihn mündenden Gewässern ist der Endrick an der Südostecke der bedeutendste; der Leven am Südende bildet den Abfluß und ergießt sich in den Clydebusen. Ein Dampfer befährt den See.

Lomonóssow (Michail Wassiljewitsch), der Schöpfer der neuern Dichtersprache Rußlands und der Vater der neuern russ. Literatur, geb. 1711 in dem Dorfe Denissowka bei Cholmogory im Gouvernement Archangel, war der Sohn eines Kronbauern und mußte als Knabe seinem Vater beim Fischfang helfen. In der Winterzeit, wo es keine Arbeit gab, lernte er bei einem Kirchendiener lesen. Die Kirchenbücher und die Bibel erweckten in ihm zuerst den poetischen Geist und die Liebe zu den Wissenschaften. Im J. 1730 verließ er mit einem Fischwagen heimlich das väterliche Haus und kam nach Moskau. Hier trat er in die damals einzige höhere Kirchenschule und erwarb sich durch Fleiß und Fortschritte Gönner, mit deren Unterstützung er zuerst Kiew und 1734 die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg besuchen konnte. Zwei Jahre später ging er nach Deutschland, wo er in Marburg Mathematik und zu Freiberg den Bergbau studirte. Zugleich machte er sich mit den deutschen Dichtern vertraut. Durch eine Ode auf die Eroberung von Chotin (1739) lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Kaiserin Anna auf sich. Schulden halber flüchtig geworden, gerieth er in Braunschweig unter preuß. Werber und mußte den Militärdienst antreten. Indeß gelang es ihm, zu entfliehen, und über Holland kehrte er 1741 nach Petersburg zurück, wo er Adjunct der Akademie und Director des Mineralogischen Cabinets wurde. Er wurde 1745 Professor der Chemie und 1751 Collegienrath, übernahm 1760 die Leitung der Gymnasien und Universität, wurde 1764 Staatsrath und starb 15. April 1765. Seine Leiche ließ die Kaiserin Katharina II. mit großer Pracht in der Klosterkirche des heil. Alexander Newskij beisetzen. Ueber seinem Grabe errichtete der Kanzler Graf Michail Woronzow ein marmornes Denkmal. Seine literarische Thätigkeit war sehr vielseitig und von großem Einfluß auf die russ. Literatur im 18. Jahrh. Man hat von L. zwei Bücher Oden, geistliche und weltliche Lieder, die «Petriade», ein unvollendetes Heldengedicht auf Peter I. in zwei Gesängen, und Trauerspiele in franz. classischem Stil. Am wichtigsten wurde seine russ. Grammatik (deutsch, Lpz. 1764), in der er der neuruss. Sprache zuerst das Uebergewicht über die Kirchensprache verschaffte. Auch schrieb er eine russ. Geschichte, mehrere wichtige Werke über Physik, Mineralogie, Metallurgik und Chemie und führte in Rußland die Mosaikmalerei ein. Die neueste Gesammtausgabe seiner Schriften veranstaltete Smirdin (3 Bde., Petersb. 1847); die vollständigsten Materialien zu seiner Biographie lieferte Bilárskij (Petersb. 1865). Ein Denkmal wurde ihm 1838 in Archangel errichtet.

London, die Hauptstadt Großbritanniens, an beiden Ufern der Themse, 75 Kilom. von deren Mündung in die Nordsee gelegen, ist die größte und bedeutendste Stadt der Erde, welche als Herz des Weltverkehrs die entlegensten Völker durch denselben miteinander verbindet. Das Gebiet dieser Riesenstadt erstreckt sich über vier Grafschaften Englands: Middlesex, Essex, Kent, Surrey, und umfaßt außerdem in ihrer City (s. Cité) noch eine eigene selbstständige Grafschaft. Ursprünglich bestand L. nur aus seinem jetzigen Mittelpunkte, der City, die sich in einer Ausdehnung von kaum 2 Kilom. am nördl. Ufer der Themse zusammendrängt. Durch die eigenthümliche, über ein Jahrtausend lang wirksame Entwickelungskraft dieses Kerns und durch den Welthandel, der hier den günstigsten Punkt für sein Hauptcontor fand, dehnte es sich zu seinem jetzigen beispiellosen Umfange aus und wächst noch fortwährend mit ungemeiner Schnelligkeit. L. hat bereits über 100 benachbarte und entferntere Dörfer und Städte verschlungen und benimmt so jedes Jahr in allen Richtungen mehrern Ortschaften ihre örtliche Selbstständigkeit, Dörfer in Städte, Städte in Stadttheile, grüne Landschaften in Parks und Gärten verwandelnd. Dabei blieb jedem in den großen Körper aufgenommenen Gliede seine communale Selbstständigkeit, sodaß sich in dem Namen London bereits 147 besondere Communen zusammenfassen. Neben dem gemeinsamen Namen behielten die einzelnen Theile auch ihre besondern Ortsnamen bei, die man noch heute in der Regel auf Briefen (z. B. «Paddington, London» oder «Kentish-Town, London» u. s. w.) anwendet; die neuerdings eingeführten Postbezirks-Initialen haben jedoch die Nothwendigkeit einer solchen Bezeichnung beseitigt.

Die City ist die Kerngemeinde und eine wahre Mustersammlung von alten Gerechtigkeiten, Privilegien und Sonderbarkeiten aus den verschiedensten Zeiten. Sie wird von einem Gemeinderath regiert und verwaltet: einem jährlich gewählten Lordmayor, zwei Sheriffs, 26 Aldermen und 268 Common Councilmen, die, abgesehen von den 75,000 ständigen Bewohnern der City, besonders in den 91 Innungen, Gilden und Corporationen ihre Constituenten haben. Der

Digitized by Google

Lordmayor ist das Haupt dieser merkwürdigen Gemeinde und übt in seinem Reiche eine Gewalt aus, welche der des Staatsoberhauptes fast gleichkommt. Ohne vorgängige Anzeige kann der Souverän, sobald er die City mit königl. Gepränge betreten will, dies nicht thun; dieses City-Privilegium findet auch auf officiell marschirendes Militär Anwendung, jedoch keineswegs, wie vielfach irrthümlich geglaubt wird, auf einen unceremoniellen Privatbesuch seitens des Staatsoberhauptes. In der City sind Häuser, Menschen, Geschäfte und Fuhrwerke aller Art am dichtesten zusammengedrängt. Doch ist die City, so befremdend dies auch scheint, trotzdem einer der gesündesten Theile L.s, und das ganze L. wiederum die gesündeste unter allen großen Städten der Welt. Die City ist der Sitz des Welt- und Großhandels, der Mittelpunkt des Geldumsatzes aller Nationen. Kein großer Kaufmann im ganzen brit. Reiche ist ohne ein Contor oder eine Agentur in der City; andererseits gibt es auch nicht einen großen Kaufmann, der in der City wohnt. Zwischen 9—11 Uhr bringen Omnibus, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Privatequipagen die Kaufleute von ihren Villen und Familiensitzen, aus dem Westend oder den Vorstädten in die City und zwischen 4—6 Uhr wieder hinaus ins Grüne zu ihren Familien. Man hat berechnet, daß im Laufe eines Geschäftstages nicht weniger als 700,000 Personen auf solche Weise die City betreten und wieder verlassen. Die Zahl der täglich hindurchpassirenden Fuhrwerke aller Art wird auf 60,000 veranschlagt. In den letzten 30 Jahren, namentlich seit 1852, ist viel zur Erleichterung des Handelsverkehrs und zur Verschönerung der City gethan worden. Enge Straßen wurden erweitert, neue breite Verkehrswege durch das Labyrinth verworrener Gassen hindurchgebrochen, Vertiefungen überbrückt, prächtige Palastbauten an der Stelle alter unscheinbarer Häuser errichtet. Auch die während der neuesten Zeit in weitem Umfang ausgeführte, das donnernde Getöse des Verkehrs mindernde Anwendung von Asphalt und Holzpflaster muß unter den städtischen Verbesserungen erwähnt werden.

Der zweite Haupttheil L.s ist Westminster, westlich von Temple-Bar (einem erst 1877 niedergerissenen alten Thore der einst befestigten City), der Sitz der obersten amtlichen Behörden, vornehmer Familien und das Hauptquartier von Wissenschaft und Kunst. Die Straßen sind hier größtentheils breit, palastreich und gerade, doch selten schön, da die Architektur bei aller Massenhaftigkeit nicht viel von Geschmack weiß. Als Gemeinde hat Westminster ebenfalls viel Eigenthümliches, locale Gesetze und besondere Gerichtsbarkeit (High Steward, High Bailiff, 16 Burgesses), doch nicht so viel Freiheiten als die City. Der dritte Haupttheil L.s, aus verschiedenen einzelnen Ortschaften zusammengewachsen, ist Southwark; er liegt gleichsam zwischen drei Ufern südlich von der Themse, da dieselbe ihn in drei Richtungen, welche beinahe drei Seiten eines Vierecks bilden, umschließt. Southwark ist eine tiefe, in Dampf und Rauch gehüllte Ebene, mit Dampfschloten und großartigen Fabriken und Manufacturen überfüllt, zwischen denen in großen Haupt- und engen Nebenstraßen hauptsächlich die arbeitende Klasse wohnt und in den Volkstheatern, auf Nachtmärkten und in öffentlichen Vergnügungsorten ein selbstständiges Volksleben entfaltet. Es wird mit den Stadttheilen auf dem andern Ufer durch 13 großartige Brücken verbunden, die in breiten Straßen alle auf einen Hauptpunkt (den Obelisk) zusammenlaufen, von da in verschiedenen Richtungen wieder auseinandergehen und in die Vorstädte führen; so in südl. Richtung nach dem Park von Sydenham (s. d.), wo der in einen Culturtempel verwandelte Krystallpalast schon vor seiner Vollendung eine neue große Stadt hervorgerufen hatte. Der westl. Theil Southwarks heißt Lambeth. An Southwark und Lambeth schließen sich Newington, Bermondsey, Kennington, Walworth, Rotherhithe, Stockwell, Camberwell, Peckham und Peckham-Newtown, Hatcham, Deptford, Greenwich, Wandsworth, Clapham, Brixton u. s. w. in ziemlich ununterbrochenen großen Hauptstraßen (roads) an, welche, je weiter ins Land hinein, desto grüner, park- und palastreicher werden, besonders in und jenseit Camberwell, wo viele deutsche Citykaufleute ihre Familienwohnungen haben. Auf der andern, nördl. Seite der Themse reihen sich an die City und Westminster durch Thäler, Hügel, Wiesen und Parks hin folgende Städte als Stadttheile L.s an. Vom äußersten Westen und der Themse her: Pimlico, Brompton und Chelsea, weiter nördlich Kensington; dann oberhalb des Hydepark Bayswater, Paddington, Portland-Town, Kilburn und Hampstead; südlich vom Regentspark Marylebone; von hier aus nördlich und östlich Highgate und Holloway, Kentish-Town, Camden-Town, St.-Pancras, Somers-Town, Pentonville und Lower-Holloway; Islington, Hoxton, Haggerstone, Dalston und Shacklewell in einer großen Nordlinie von der City; im Osten derselben, von der Themse her, Whitechapel mit viel armen Deutschen, besonders Zuckersiedern, Limehouse, Poplar, Blackwall, Bethnal-Green, Stepney, Globe-Town, Bow, Stratford, Bromley, West-Ham, Hackney, Homerton und Clapton.

Digitized by Google

Da L. keine künstlichen Schranken hat, sondern sich immerwährend nach allen Seiten weiter ausdehnt, so kann der Umfang des Ganzen nicht bestimmt angegeben werden. Vielleicht die beste Vorstellung von dem hauptstädtischen Territorium gibt die neuerdings eingeführte Districteintheilung des Generalpostamts, die, von dem Mittelpunkte bei Charring-Croß aus gerechnet, einen Kreis mit einem Durchmesser von 16 engl. Mln. (25 Kilom.), ein Gebiet von etwa 550 QKilom. und an Straßen eine Gesammtlänge von mehr als 30,000 engl. Mln. (48,000 Kilom.) umfaßt. Nach dem Census von 1871 hatte dieses Gebiet 3,254,804 E., d. h. eine Bevölkerung, größer als die von ganz Schottland und zwei Drittel so groß als die von Irland; im Herbst des J. 1877 wurde sie auf 3,570,000 geschätzt. Die Zahl der bewohnten Häuser, die sich 1861 auf 369,222 belief, ist seitdem auf 470,000 gestiegen. Noch weiter erstreckt sich der hauptstädtische Polizeidistrict, der von Charing-Croß aus gerechnet einen Durchmesser von 24 engl. Mln. (38 Kilom.) erreicht. Politisch wird das hauptstädtische Territorium in 10 Parlamentsboroughs getheilt, die zusammen 22 Abgeordnete ins Parlament schicken. L. wirkt vor allem durch die gewaltige Größe seiner Verhältnisse. In architektonischer Hinsicht steht es gegen andere Hauptstädte zurück, obgleich während der letzten 20 Jahre auch in L. zahlreiche städtische Verbesserungen und Bauten durchgeführt sind, bei denen, neben den praktischen Zwecken des Nutzens, mehr und mehr das Streben nach architektonischem Geschmack und einer der Größe der Hauptstadt entsprechenden Größe des Stils hervortritt. Die frühere fabrikmäßige nüchterne Einförmigkeit mancher Stadttheile wird daher allmählich durch die Mannichfaltigkeit sowol als die Pracht gemindert, die sich in andern theils durch Umbauten, theils durch Neubauten geltend machen. An Glanz der Kaufläden kommen wol wenige den großen Verkehrsstraßen Cheapside, Fleetstreet, Strand, Piccadilly, Regentstreet und Oxfordstreet gleich, und sehr ansehnlich ist die Zahl neu errichteter kaufmännischer Geschäftshäuser, besonders in der City, in denen Solidität und Pracht des Palaststils sich vereinigen. Ebenso hat auch das Westend an architektonischer Würde gewonnen. Vor allem sind in der Nähe der Parlamentshäuser glänzende Straßen und Gebäude emporgestiegen, während die seit 1863 unternommenen, als Thames-Embankment bekannten Uferbauten an der Nord- und Südseite der Themse, mit ihren großartigen Quaistraßen, Gartenanlagen und Landungstreppen, die gegenwärtig von Blackfriarsbridge bis nach Chelsea vollendet sind, die ganze Flußgegend L.s verschönernd umgestaltet haben. Unter der gewaltigen Menge alter und neuer öffentlicher Gebäude L.s sind besonders zu erwähnen: der Buckinghampalast (zwischen dem Green- und St.-Jamespark), die londoner Residenz der Königin Victoria, für welche derselbe mit ungeheuern Kosten ausgeschmückt und vergrößert ward, in dem aber die Königin nie viel gewohnt und seit dem Tode ihres Gemahls nur selten Hof gehalten hat; der kasernenartige St.-Jamespalast, im Norden des St.-Jamesparks, ungemein zimmer-, hallen- und winkelreich, im Innern jedoch ebenfalls durch Pracht Zeugniß gebend von der Herrlichkeit der Könige, die hier (seit 1695) zu residiren pflegten; der Palast von Whitehall (südwestlich von St.-Jamespark), bis zu Karl I., der vor demselben enthauptet ward, und auch später Residenz der Könige; der Kensingtonpalast, früher Residenz des Herzogs und der Herzogin von Kent, Aeltern der Königin Victoria, die daselbst geboren ward; Marlborough-House, jetzt die Residenz des Prinzen und der Prinzessin von Wales, einst Wohnung des berühmten Herzogs von Marlborough, dann ein Museum für Gemälde und allerhand Raritäten und Sitz einer königl. Zeichenschule, neben dem St.-Jamespalast in der Straße Pall-Mall, die mit ihrer Nachbarschaft überhaupt so viel merkwürdige Häuser und Paläste, besonders prächtige Clubhäuser vereinigt, daß man hier herum den classischen Boden der londoner Geschichte, Aristokratie, Architektur und Kunst suchen muß; die Horse-Guards, das Quartier des Oberbefehlshabers der Armee in Whitehall, und westlich davon die 1868—73 nach Plänen von Sir G. Scott errichteten prächtigen neuen Regierungsgebäude; die Halle von Westminster mit den 1840—52 von Barry (s. d.) aufgeführten Parlamentshäusern, die großartigste, wenn auch nicht gelungenste Schöpfung goth. Stils, neben der neuen Westminsterbrücke sich an die Themse anlehnend; das (nur dem Namen nach) königl. Opernhaus, die Nationalgalerie in Trafalgar-Square, die 1870 vollendete neue Königliche Akademie der Künste in Piccadilly, das neue Gebäude der londoner Universität von Pennethorne, in Burlington-Gardens das Britische Museum und das South-Kensington-Museum und die von Sir G. Scott erbaute, 1871 eröffnete Albert-Hall of Arts and Sciences in Kensington. In der City ist der merkwürdigste Punkt vor der Bank von England und der 1838, nach dem Brande, im modernen Geschmacke erbauten Börse (Exchange) mit Lloyd's (s. d.) Kaffeehaus. Gegenüber der Bank steht das Mansion-House, die officielle Residenz des Lordmayor, nicht weit davon Guildhall, das Rathhaus der City, mit einem

Digitized by Google

ungeheuern, 1864—66 restaurirten Saale, dessen Festbankete zum Theil historisch berühmt sind. Sodann die Münze, das Generalpostamt, das Hauptzollhaus (Customhouse) an der Themse, der seit 1866 in Ausführung begriffene prachtvolle Neubau an der Stelle des Hauses der frühern Ostindischen Compagnie (East-India-House), welcher auch das in diesem befindlich gewesene Museum asiat. Merkwürdigkeiten und die Bibliothek aufnehmen wird; ferner der Temple, am Eingange der City rechts von Temple-Bar, ehemals Sitz der Tempelritter, jetzt jurist. Innungen. Am Ostende der City und der Themse erhebt sich breit aus seiner Tiefe der Tower (s. d.). Von der Themse aus fallen noch das große Somerset-House auf der Westminsterseite, jetzt besonders Sitz der Direction der indirecten Steuern, und weiter oben auf der Surreyseite der alterthümliche Palast des Erzbischofs von Canterbury, Lambeth-House, auf.

Der Erziehungs-, Schul-, Armen-, Arbeits- und Gefängnißhäuser gibt es eine nicht mehr zu übersehende Menge. Von letztern sind zu erwähnen: Old-Bailey zur Aufbewahrung verurtheilter schwerster Verbrecher, gewöhnlich Newgate-Gefängniß genannt (zugleich der Ort für die öffentlichen Hinrichtungen in der Grafschaft Middlesex); das ungeheuere Millbank-Gefängniß (Penitentiary) mit sechs Flügeln in Strahlenform für die zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher, an der Themse, in Pimlico; das neue riesige Mustergefängniß (Model-prison) in Caledonian-Road, Islington, für einsame Haft, innerhalb eines Halbkreises in fünf Reihen auseinanderlaufend, und das Correctionshaus für die Grafschaft Middlesex. Die Armenpflege in L. bildet allein einen großen Staat mit mehr als 5000 Beamten und zahllosen Hospitälern, Arbeitshäusern, Almosen- und Lebensmittelvertheilungsanstalten (Suppe, Brot, Kohlen, Geld), milden Stiftungen nach allen Richtungen und für alle möglichen Bedürfnisse, Armenschulen u. s. w. Die hierher gehörigen Häuser, Anstalten und Gesellschaften werden auf mehr denn 6000 geschätzt. Unter mehr als 250 größern Hospitälern steht der Prachtbau für invalide Landsoldaten in Chelsea (Chelsea Hospital) und das große, auf der Themse liegende, zu einem Hospital für kranke Seeleute aller Nationen eingerichtete Kriegsschiff Dreadnought obenan. Zu den berühmtesten Anstalten dieser Art gehören außerdem: Bartholomäus-, Thomas-, Guy's-, St.-Georg's-, Middlesex-, Charing-Croß-, King's College-, Universitäts-, Grey's-Inn-Road-, Great-Northern-Hospital und (außer noch vielen andern) das Deutsche Hospital (German Hospital) in Dalston (1865 ganz neu aufgeführt); ferner Bedlam (Bethlehem) und St.-Luke's für Geisteskranke und das Fieberhospital in Islington. In mehr als 40 Instituten werden Arzneien unentgeltlich vertheilt. Die Zahl der Almosen- und Arbeitshäuser entspricht den Kirchsprengeln (parishes), deren jeder seine Armen erhalten muß, wodurch der Uebelstand entsteht, daß arme Stadttheile das meiste, reiche das wenigste Armengeld zahlen. Die Arbeitshäuser sind neuerdings so erweitert worden, daß sie an 300,000 Personen aufnehmen können; doch wird der Zudrang mit jedem Jahre größer. Sehr bedeutend sind in neuerer Zeit die Schulhäuser und die Erziehungshäuser für arme Kinder geworden, in welchen die Kinder unentgeltlich wohnen, gekleidet und unterrichtet, und bei Entlassung in ein bestimmtes Gewerbe noch einmal neu gekleidet und mit Geld versehen werden. Als eine großartige antiquarische Curiosität ist das Christhospital (Blue-coat-school) zu nennen, wo 600 Söhne größtentheils wohlhabender Bürger erzogen und unterrichtet werden. Die Zöglinge der Anstalt gehen noch geistlich gekleidet, wie zur Zeit der Gründung der Schule durch Eduard VI. (1553). Die gebildetern Arbeiterklassen helfen sich meistens selbst durch Association, Spar- und Pennybanken, die sich mit wenigen Ausnahmen durch Organisation und Tüchtigkeit der Verwaltung auszeichnen. Neuerdings jedoch haben die sich vorzüglich bewährenden Postsparkassen insbesondere die Betheiligung der arbeitenden Klasse gewonnen. Außerdem wurde die äußere Lage der arbeitenden Klassen L.s während der letzten 10—15 Jahre beträchtlich verbessert durch gemeinnützige Bauunternehmungen. So ließ die Baronin Burdett Coutts zum Besten der Armen des Districts von Bethnal-Green auf eigene Kosten den von Musterwohnungen für Arbeiter umgebenen Fleisch- und Gemüsemarkt Columbia-Market errichten, während andere umfangreiche Bauten zu ähnlichen Zwecken aus dem Fonds der von dem Amerikaner George Peabody zum Besten der londoner Armen gemachten Schenkung von 250,000 Pfd. St. in verschiedenen Theilen der City hergestellt wurden. Auch die Municipalverwaltung der City, die Society for improving the condition of the Labouring Classes, die Improved industrial Dwellings Society u. a. haben für die Herstellung billiger und gesunder Wohnungen für die arbeitenden Klassen Sorge getragen. Freilich beweisen auch die etwa 6000 Pfandleihanstalten (Häuser, die als Schild drei gelbe Kugeln aushängen) immer noch, eine wie große Volksklasse sich hier nicht zur Regelung ihrer Häuslichkeit erheben kann. Unter den mehr als 1000 Kirchen und Kapellen

Digitized by Google

für gottesdienstliche Zwecke aller Confessionen, Sekten und Conventikel (die zum Theil auch auf freien Plätzen ihre Andacht verrichten) steht obenan die Metropolitankirche des Bischofs von L., die Paulskirche, auf einem der höchsten Punkte in der City, 152 Mt. lang, 76 Mt. breit und von einer 110 Mt. hohen und 38 Mt. im Durchmesser haltenden Kuppel überwölbt, durch deren Glasdach das Licht auf eine Fülle von Monumenten aus der Geschichte Englands herabfällt. Die Kirche ist ohne Zweifel das Meisterstück Wren's (s. d.), welchem Baumeister das neuere L. überhaupt seine Physiognomie zum Theil verdankt. Demnächst sind zu erwähnen: die Westminster-Abtei (s. d.), St.-Martin, St.-James, St.-George und St.-Mary-le-Bow (Bow-Church in Cheapside) mit einem berühmten Glockenwerke. Wer innerhalb des Bereichs des Glockenschalls der letztgenannten Kirche geboren ist, heißt ein Cockney, londoner Stadtkind. Ferner die Cripplegate-Kirche (City), mit einem Glockenwerk, das alle drei Stunden zweistimmige Arien und Choräle spielt, und St.-Saviour (Southwark), schon vor Wilhelm dem Eroberer gegründet; endlich die Kirche im Temple, eine in die Zeiten des Templerordens zurückreichende interessante architektonische Curiosität, und eine prächtige neue kath. Kathedrale im Basilikenstil.

Die Anglikanische Kirche steht mit ungeheuerm Kapital überall an der Spitze unzähliger frommer Gesellschaften, meist auch von Hospitälern, Schulen u. s. w. Die Gesellschaft zur Verbreitung der christl. Religion (seit 1795) hat ihre Arme über die ganze Erde ausgestreckt. Die Bibelgesellschaft hat die Bibel in fast allen lebenden und todten Sprachen drucken lassen. Auch die Anstalten und Associationen L.s für Wissenschaft, Kunst, Literatur, Gewerbe und Handel sind unzählbar geworden. Viele sind weltberühmt und haben sich über die ganze Erde verbreitet. An der Spitze der höhern Lehranstalten steht das University-College, 1827 durch Privatassociationen gegründet, mit dem Zwecke, die in Hochkirchlichkeit verkommenen Universitäten zu Oxford und Cambridge zu überholen. Diese Universität schließt die Theologie grundsätzlich aus ihrem Kreise aus und stand von Anfang an allen Confessionen ohne Unterschied offen. Die Gegenpartei gründete 1828 das orthodoxe King's-College, welche Anstalt sich indes allmählich ebenfalls den Ideen der Zeit angepaßt hat. Auch Sion- und Gresham-College ruhen auf orthodoxer Grundlage, ersteres ganz ausschließlich. Im J. 1874 schloß sich diesen Anstalten das auf Cardinal Manning's Anregung gestiftete Catholic University College an. Unter den Gymnasien stehen Charterhouse (seit 1873 auf das Land nach Godalming verlegt), Westminster-, Merchant-Tailor's- und die St.-Paul's-School obenan. Für die niedern Mittelklassen und die untern Klassen sind infolge der Education-Bill von 1870 zahlreiche neue Schulgebäude in L. emporgestiegen, sodaß jetzt bereits für ungefähr vier Fünftel der 5—600,000 Kinder, die vorher ohne Erziehung aufwuchsen, gesorgt ist. Charakteristisch sind ferner die zunftartigen Institute für bestimmte Wissenschaften: so die Inn's und Temple's (s. Inns of Court) für Jurisprudenz und zugleich juristische Praxis; die Anstalten für Apotheker, Aerzte und Chirurgen, worin Zunft- und Monopolzwang seit Jahren mit dem Bedürfnisse freier Entwickelung kämpfen. Die praktische Medicin und Chirurgie ist durch die Menge Hospitäler, die nirgends so reichlich und mannichfaltig versehen werden als hier, zu der höchsten Ausbildung und Virtuosität gekommen. Dasselbe gilt von allen Wissenschaften für das praktische Leben, namentlich allen Zweigen der Naturwissenschaften, für die es so viele Associationen, öffentliche Lehranstalten, Vorlesungen, Sammlungen, Modellkammern, Experimente, Journale und Ausstellungen gibt, daß man die Zahl derselben nicht mehr ermitteln kann. Es seien nur erwähnt: die Staatsanstalten für Land- und Seemilitärwissenschaften in Greenwich, Chelsea und Woolwich; das Gresham-College; die London-Institution; die Königliche Schule für Zeichenkünste (Government school of design); die Königliche und die Neue Malerakademie; die Königliche Gesellschaft für exacte Wissenschaften, eine der ältesten Gesellschaften derart in Europa; die Linné'sche Gesellschaft mit dem großartigen Herbarium und einer Bibliothek mit den seltensten Werken; das Königliche Institut Großbritanniens, 1799 gegründet, um die abstracte Wissenschaft praktisch zu machen, mit berühmten Modellen, physik. Cabinet und chem. Laboratorium; die als Society of Arts bekannte Gesellschaft zur Hebung der Künste, des Handels und der Manufacturen mit mehr als 10,000 Mitgliedern, reichen Sammlungen von Modellen und physik. Instrumenten, durch jährliche Preisvertheilungen besonders förderlich; die Geographische Gesellschaft; die Zoologische Gesellschaft mit dem reichsten zoolog. Garten der Welt in Regentspark; die Botanische Gesellschaft mit prächtigem Garten in Regentspark, mehr als 7 Hekt. groß, worin die Acclimatisirung exotischer Gewächse mit großem Erfolg versucht wird; verschiedene andere botan. Associationen mit jährlichen Ausstellungen; die Geologische Gesellschaft, berühmt wegen ihrer Mineraliensammlung, mit einer kostbaren Bibliothek; die Königliche astron. Gesellschaft mit

Digitized by Google

ihrer berühmten Mustersternwarte zu Greenwich und ihrer Organisation magneto-elektrischer Uhren über das ganze Königreich; die Asiatische Gesellschaft (s. d.); die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch Vertheilung von Schriften; das Athenäum, die berühmtesten Gelehrten Englands in mehr als 1500 Mitgliedern zu einem Club vereinigend; das Polytechnische Institut mit seinen Vorlesungen von besonderm Interesse.

Von den zahllosen Museen und Kunstsammlungen, deren sich hier mehr als irgendwo im Privatbesitz befinden, steht das Britische Museum (s. d.) als das großartigste und reichhaltigste auf der ganzen Erde da. Außerdem sind von Instituten dieser Art noch besonders berühmt: das Museum für Geologie; die United Service Institution, eine Sammlung von Gegenständen für praktische Kunst und Wissenschaft, besonders merkwürdig wegen der hier aufgehäuften Raritäten aus der Schlacht bei Waterloo und einer vollständig in Figuren ausgeführten Darstellung derselben; das Soane'sche Museum in 24 Sälen (Alterthümer aller Art, mit dem berühmten Alabastersarkophag aus den Ruinen von Theben); das Museum der Künstlergesellschaft mit der vollständigsten Sammlung von Kunstwerken, welche die Entwickelung aller Künste im 19. Jahrh. versinnlichen; das in fortwährender großartiger Erweiterung begriffene South-Kensington-Museum (begründet und eröffnet 1857 durch den verstorbenen Prinzen Albert, Gemahl der Königin; mit Sammlungen von Sculpturen, architektonischen Modellen, Gemälden, Kunstbibliothek, Sammlungen von Producten aus dem Thierreich, von Nahrungsmittelstoffen, von Modellen für Marineconstructionen, von merkwürdigen Maschinen, von Rohstoffen nach deren verschiedenen Transformationsphasen u. s. w.); ferner das Museum der Wundärzte, das medic. Museum, das geolog. Museum, das Museum der londoner Alterthümer (besonders Münzen bis in die röm. Zeit), das entomolog. Museum, das Museum des königl. Instituts (Mineralien), das zoolog. Museum, das Museum der königl. Akademie (Rafael'sche Cartons, Rubens u. s. w.), die Nationalgalerie; endlich die Locale verschiedener Künstlergesellschaften, größtentheils in Pall-Mall. Noch sind anzuführen: das Colosseum (Regentspark), beinahe die Größe des Pantheons in Rom erreichend; Burford's Panorama, die Aegyptische Halle und viele andere beliebte und große Schaustellungen derart. Der Hauptsitz der Literatur ist in der City, wo alle großen Zeitungen (in und um Fleetstreet) erscheinen und die größten Buchhändler des Reichs (besonders in Paternoster-Row hinter dem Paulskirchplatze) wohnen. Die Zahl der größern Buchhandlungen beläuft sich über 1000, die der kleinen und Zeitungshandlungen über 6000. An Buchdruckereien gibt es über 700, wobei die Kunst- und lithographischen Officinen mitgezählt sind. Von den Theatern, deren es gegenwärtig 40 gibt, sind zu erwähnen: Her Majesty's für 2500—3000 Zuschauer, das königl. ital. Opernhaus (Covent-Garden), Drury-Lane für 3600 Zuschauer, Haymarket, Prinzeß', Adelphi, Lyceum, Strand, St.-James, Olympic, Holborn, Sadler's Well's, Prince of Wales, Queen's, Gaiety und Criterion. Unter den Musikvereinen und Concertsälen nehmen zwei Singakademien, die Musikhalle für 3000 Personen (Hanover-Square-Rooms), wo Mozart, Beethoven u. s. w. ihre Verehrung finden, die Philharmonische Gesellschaft, Exeter-Hall, St.-James'-Hall und die 1871 eröffnete Albert-Hall, die erste Stelle ein; ferner sind der Erwähnung als Volksmusikhallen werth: die Promenadenconcerte im Covent-Garden-Theater (solange dasselbe ohne ital. Oper ist), die Alhambra, der London-Pavillon und die Oxford-Hall.

L. verdankt dem sorgfältigen Cultus von Parks und Squares (umgitterten und mit schönen Häusern umbauten Gärten und kleinen Parks), die sich zu Hunderten durch die Stadt vertheilen, ein gutes Theil seines vortrefflichen Gesundheitszustandes, da namentlich die prächtigen, zum Theil sehr großen Parks stets ohne Umstände zugänglich sind und sonnigen Rasen zum Spielen und schattige Ruhestellen unter den schönsten Bäumen bieten. Berühmt sind St.-James-, Green- und Hydepark, an deren 5 Kilom. lange, zusammenhängende Ausdehnung sich die meisten Staatsgebäude und Paläste der Großen andrängen; Kensington-Gardens, Regentspark und im Osten de Victoriapark; ebenso der große Batterseapark im Westen der Surreyseite. Die Gärten für öffentliche Vergnügungen, unter denen hauptsächlich die Gärten des Krystallpalastes in Sydenham und (seit 1873) des Alexandra-Palastes auf Muswell-Hill zu erwähnen sind, übertreffen an Größe, Pracht und Vielseitigkeit von Lustbarkeiten alle derartigen Institute auf der Erde. In vielen Squares, aber auch auf besondern freien Plätzen sind Monumente aufgestellt. So in Fishstreet-Hill eine von Chr. Wren (1671—77) zum Andenken an das große Feuer (1666) errichtete dor. Säule von 61 Mt. Höhe, innerhalb welcher 345 Marmorstufen auf einen großen eisernen Balcon führen, von welchem man den großartigsten Anblick des Lebens und Treibens in der City und auf der Themse genießt; vor St.-Jamespark die York-

Digitized by Google

Säule, 38 Mt., die Statue 4 Mt. hoch; in Trafalgar-Square die Nelson-Säule. Die übrigen Plätze nehmen Könige, Königinnen, Minister und Generale ein, besonders oft und geschmacklos Wellington. Das schönste der londoner Denkmäler ist das 1865—71 an der Südwestseite des Hydepark errichtete großartige Albert-Memorial, ein Nationaldenkmal für den verstorbenen Prinzen Albert, mit einem 53 Mt. hohen vergoldeten Kreuze, einer unter einem Thronhimmel sitzenden Kolossalstatue des Prinzen und mehr als 200 lebensgroßen Figuren in Hochrelief. Unter den Märkten L.s war der Smithfield-Market in der City jahrhundertelang als Viehmarkt bekannt und zugleich durch die dort stattfindenden Ketzer- und Hexengerichte berüchtigt. Seitdem 1860 der Viehmarkt nach Islington verlegt wurde, sind auf dem Platze eine große Markthalle für den Verkauf von Fleisch sowie die Bauten der meist unterirdischen Metropolitaneisenbahn (1863—66) errichtet worden. An sonstigen großen Plätzen für Märkte fehlt es sehr, sodaß der Marktverkehr sich theilweise in besondere große Hallen und die daran grenzenden Straßen geflüchtet hat. Wegen charakteristischer Entwickelung des Volkslebens sind die «Nachtmärkte» von New-Cut (Southwark), Leather-Lane und Seven-Dials berühmt, ebenso der seit 1874 umgebaute und erweiterte riesige Fischmarkt von Billingsgate, der Fleischmarkt von Newgate, der Blumen-, Früchte- und Gemüsemarkt von Covent-Garden, täglich mit den Früchten aller Jahreszeiten und Zonen versehen (besonders von den londoner Kunstgärtnerstädten Kew und Chelsea), und der Kohlenmarkt mit der Kohlenbörse. An den Tunnel (s. d.) und die Docks (s. d.), die jedenfalls zu den größten Weltwundern gehören, schließen sich Magazine, Waarenlager und Weinkeller an, in denen zum Theil eine kleine Stadt Platz haben würde. Der Portweinkeller mit etwa 80,000 Oxhoft ist von Eisenbahnen durchzogen. Ueber ihm befindet sich die sog. Queen's Pipe (Tabackspfeife der Königin), ein ungeheuerer Ofen, in dessen nie verlöschendem Feuer alle geschmuggelten und nicht zu rechter Zeit abgeholten Waaren, selbst Schinken, Handschuhe, Uhren u. s. w., Millionen an Werth, verbrannt werden, um die inländischen Preise nicht zu drücken. Die Süd- und Nordseite L.s werden durch neun prächtige Themsebrücken, größtentheils Meisterwerke der Wasserbaukunst, verbunden: London-, Southwark-, Blackfriars-, Waterloo-, Westminster-, Vauxhall-, Battersea- und die neuen Hängebrücken in Lambeth und Chelsea. Außer diesen Brücken für den allgemeinen öffentlichen Verkehr, von denen nur drei, die London, die Southwark und die Westminster, zollfrei sind, während auf den übrigen ein Brückengeld von $^1/_2$ Penny erhoben wird, zählt L. noch folgende Eisenbahnbrücken: 1) eine zwischen London- und Southwarkbrücke; 2) eine zwischen Southwark- und Blackfriarsbrücke; 3) eine zwischen Waterloo- und Westminsterbrücke; 4) eine zwischen Battersea- und Chelseabrücke. Die Zahl der Themsebrücken in L. stellt sich sonach auf 13, unter denen namentlich die vier (sämmtlich aus der neuesten Zeit datirenden) Eisenbahnbrücken als Meisterstücke der Baukunst dastehen. Die unbedingt schönste und breiteste aller Brücken jedoch ist die 1861 fertig gewordene neue Westminsterbrücke, unmittelbar neben dem Parlamentsgebäude. L. wird mit jedem Jahre reicher an Privatpaläſten und Clubhäusern. Letztere sind in Zahl und Pracht eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Stadt. Es seien nur genannt: Union-, United-Service-, Athenäum-, Travellers'-, Reform-, Carlton-, Army- and Navy-Club, Conservative-, Free-Trade-, University-, Guards'-, Oriental-, Alfred-, Wyndham-, Boodle's-, White's-, Brooks's-, Arthur's-, Garrick-, Oxford- and Cambridge-Club (meist in Pall-Mall und St.-James-Street), von fabelhafter Pracht und Bequemlichkeit im Innern. Zu den bekanntesten Privatpaläſten gehören: Apsleyhouse, für mehr als 200,000 Pfd. St. zur londoner Residenz Wellington's eingerichtet; die Paläſte der Herzoge von Cleveland, Bedford und Sutherland, des Grafen Spencer, der Marquis von Westminster und Lansdowne, Bridgewater- und Arlington-House; viele Paläſte um die Parks herum; auch viele «Hallen» der City-Innungen. Einer der schönsten Paläſte, der der Herzoge von Northumberland, an Charingcroß gelegen, wurde 1873 von dem Amt der öffentlichen Arbeiten für 500,000 Pfd. St. angekauft und niedergerissen, um nebst dem dazu gehörigen Garten einer neuen Straße Platz zu machen, welche Charingcroß mit dem Thames-Embankment verbindet. Unter den neuern Paläſten sind besonders der Rothschild's in Piccadilly und der Albert Grant's in Kensington-Gore zu erwähnen.

Mit 18 Haupteisenbahnhöfen und etwa 300 Stationen innerhalb L.s und einer entsprechenden Anzahl von Schienenwegen über und (auf den seit 1863 das ganze Stadtgebiet durchschneidenden unterirdischen Eisenbahnen) unter dessen Häusern und Straßen hin; mit den mehr als 10,000 Omnibussen und Cabs (zwei- und vierräderigen Miethwagen), den 300 Dampfbooten, welche blos innerhalb der Stadt auf der Themse ununterbrochen hin- und herschießen, den Tausenden von Lastfuhrwerken, welche sich stets in den Straßen drängen, den 15,000

Digitized by Google

Booten, Fähren, Lastkähnen zum Laden, Löschen und Ueberfahren, den zahllosen großen Seeschiffen und Küstenfahrern, die jährlich im Hafen von L. und in den Docks aus- und einlaufen, den unzähligen Dampfschiffen, die sie aufs Meer und aus demselben schleppen: gewährt L. ein Bild des Weltverkehrs, wie es auf dem ganzen Erdenrund nicht wiederkehrt. L. ist eben der Brennpunkt des Handels aller Nationen der Erde geworden, die auch größtentheils in einer Menge von Cityhäusern persönlich vertreten sind. Die Industrie, obgleich in riesigen Dampfanstalten vollständig vertreten und sich auf alle Zweige ausdehnend, tritt doch gegen den Handel zurück. Am bedeutendsten sind Bier- und Zuckerfabrikation, erstere weltberühmt und für die halbe Welt producirend, letztere besonders von deutschen Händen bedient. Es bestehen in L. 110 der größten Bierbrauereien, unter ihnen die Riesenanstalt von Barclay, Perkins u. Comp., welche jährlich ziemlich 1 Mill. Fässer producirt. Die jährliche Ausfuhr und Spedition, im ganzen mit der Einfuhr gleich, ward um das Jahr 1850 auf 60—65 Mill. Pfd. St. geschätzt und übersteigt jetzt den Werth von 200 Mill. Allein an Producten des vereinigten Königreichs kamen in L. 1860 für fast 31 Mill. Pfd. St. zur Ausfuhr. Die Zahl der zum Hafen gehörigen Schiffe betrug (1873) 2859 (einschließlich 859 Dampfer mit 28,012 Tonnen). Der Tonnengehalt der zu L. eingelaufenen Seeschiffe im Colonial- und Fremdhandel betrug 1860: 2,981,410 (11,177 Schiffe), 1865: 3,501,749 (11,690 Schiffe), 1875: 4,763,022 (11,502 Schiffe). Dazu kamen (1875) 30,825 Küstenfahrer mit 3,505,449 Tonnen. Das Vermögen der City-Kaufleute, deren Wechsel, Waaren und Grundstücke sich in allen Theilen der Erde befinden, ist nicht anzugeben. Ihre Baarschaft ist auf ungefähr 500 Mill. Pfd. St. geschätzt worden. Der Geld- und Creditverkehr der Erde finden in der Bank von England, in der Börse und in mehr als 100 Privatbanken ihren Mittelpunkt. Die unzähligen Handels- und Actiengesellschaften, die Stock- und Kornbörse, Lloyd's, die Verkaufshalle, über 80 Assecuranzcompagnien gehören zu den bedeutendsten Organen des innern Verkehrs und des Handels nach außen. Die Gas- und Wasserlieferungscompagnien sind die großartigsten und segensreichsten Institute für L. als Stadt. Die Gascompagnien, 14 an der Zahl, liefern für mehr als 360,000 öffentliche und 1 Mill. Privatflammen jahraus jahrein, ohne Berücksichtigung des Mondscheins, und für den Privatbedarf Tag und Nacht, die Brennluft. Neben den Gasröhren, mit welchen L. unten dicht durchzogen ist, und den elektrischen Drähten, die es unterirdisch und auch hoch über den Dächern hinweg durchziehen, laufen noch Hunderte von viele Kilometer langen, dicken und dünnen eisernen Aquäducten der 10 Compagnien, welche jedes Haus mit reinem Wasser versorgen und das schmuzige unter der Erde davontreiben. In Bezug auf das Kloakensystem hat L. das beste, was Genialität an Conception und Solidität in der Ausführung zu schaffen vermochte. Während bis 1859 die Kloakenröhren der Stadt innerhalb derselben unmittelbar in die Themse geleitet waren, sind seitdem mit einem Kostenaufwand von 4,200,000 Pfd. St. zu jeder Seite des Stroms drei Haupttracte auf verschiedenem Niveau angelegt worden, in welche sich die kleinern entleeren. Außerhalb der Stadt vereinigen sich die je drei Hauptleitungen, um nun gemeinschaftlich auf dem Norduser 18 Kilom., auf dem Süduser 23 Kilom. unterhalb London-Bridge in gewaltige Reservoirs zu münden, wo ihr Inhalt desinficirt und zu Agriculturzwecken verwandt wird. Die Dampfpumpwerke an diesen beiden Ausfallspunkten bei Barking-Creek und Croßneß-Point arbeiten mit 2380 Pferdekräften. Zur 130 Kilom. langen Hauptleitung waren 318 Mill. Ziegel, über 670,000 Kbmt. Cement verwendet und über $2^1/_2$ Mill. Kbmt. Erde aus der Tiefe heraufgeschafft worden. Auch in Bezug auf Straßenpflaster und dessen Reinlichkeit ist L. musterhaft. Die Polizei wird von den Engländern selbst weniger gerühmt als von den Ausländern. Im ganzen darf sie jedoch als vorzüglich gelten, sowol hinsichtlich der Art und Weise ihrer Handhabung, als hinsichtlich der Sicherheit von Person und Eigenthum, die sie einer Bevölkerung von Millionen gewährleistet. Zu öffentlichen Vergnügungen dienen besonders die Parks und freien Plätze, im Innern der Stadt aber, außer den schon genannten öffentlichen Localen, zahlreiche gelegentliche Schaustellungen. Die Discussion-Rooms (freie Versammlungen in öffentlichen Localen, welche in aller parlamentarischen Form über bestimmte Themata disputiren) machen dem Erholungstriebe der gebildeten Mittelklasse alle Ehre. Durch den Krystallpalast in Sydenham (s. d.) und den Alexandra-Palast in Wood-Green haben Erholung, Bildung und Genuß des Volks Richtungen und Brennpunkte gewonnen, durch welche L. einzig dasteht.

L. war schon zur Römerzeit vor Christi Geburt eine bedeutende Stadt, als welche es von den röm. Schriftstellern unter verschiedenen Namen (Augusta Trinobantum, Legio secunda Augusti, Lundinium, Londinium) erwähnt wird. Konstantin d. Gr. umgab es mit Mauern,

Digitized by Google

die einen Raum von etwa 15 Kilom. im Umfang in sich schlossen. Nach Einführung des Christenthums ward es Sitz eines Bischofs und unter Alfred d. Gr. Hauptstadt von dessen Reich. Als der Normanne Wilhelm England eroberte, fand er bereits viele Privilegien in L. (der City) vor, die er bestätigte und welche Jahrhunderte hindurch entweder freiwillig oder nach siegreichem Kampfe der Stadt aufrecht erhalten wurden. König Johann brachte 1210 die Freiheiten der Stadt in eine Verfassung, die noch jetzt die Grundlage bildet. Seuchen, Pestilenzen, Empörungen, Feuersbrünste haben L. mehr denn zwanzigmal verwüstet und entvölkert; aber jedesmal ging es gewaltiger und größer aus Asche und Tod hervor, wobei sich die City stets in ihrer Eigenthümlichkeit zu erhalten verstand. Gegen die span. Armada (1588) konnte sie schon 20,000 Mann und 38 Schiffe stellen. Obwol L. und Westminster unter Elisabeth noch weit voneinander getrennte Städte waren, fühlte sich die Königin doch bereits durch die Größe der Stadt beunruhigt und suchte deren Vergrößerung durch Verbote zu verhüten. Sie ist seitdem zu einer wenigstens zehnfachen Ausdehnung angewachsen, ohne daß man sie fürchtet. Ihre Größe hebt sich ebendadurch wieder auf, daß sie Stadt und Land enger verbindet und mit den entferntesten Städten immer mehr zusammenwächst. Sie wird dadurch ein ganz neuer Lebensorganismus. Nachdem L. die große Pest von 1665, welche über 68,000 Menschen wegraffte, und das große Feuer des folgenden Jahres, das 13,200 Häuser zerstörte, überstanden hatte, gelangte es zu fortwährend steigender Entwickelung. Doch seine neueste Bedeutung, seine erstaunliche Ausdehnung als Stadt, Handelsplatz und Weltcontor gewann es erst und gewinnt es immer mehr, seitdem Dampf, Elektricität, Reichthum und Unternehmungsgeist, praktische Wissenschaft und Massenbildung den Weltverkehr immer mehr zur Wahrheit machen. Die geogr. Lage Englands und seiner Hauptstadt gaben letzterer von jeher eine natürliche Prädisposition dazu. Als Mittelpunkt des Weltverkehrs steht L. durch elektrische und eiserne Verkehrsadern mit allen Hauptplätzen der Erde in Verbindung. Vgl. Allen, «History of L.» (4 Bde., Lond. 1829); Timbs, «Curiosities of L.» (Lond. 1855); Cruchley's «Picture of L.» (21. Aufl., Lond. 1857); Thornbury, «Old and new L.» (3 Bde., Lond. 1873—75); Faucher, «Vergleichende Culturbilder aus den vier europ. Millionenstädten: Berlin, Wien, Paris, L.» (Hannov. 1877), und die Fremdenführer von Murray, Bradshaw, Baedeker, Grieben, Meyer u. a.

Londonderry oder **Derry**, Grafschaft in der irländ. Provinz Ulster, grenzt im NW. an den 15 Kilom. tief eingebuchteten Lough-Foyle, im N. ans offene Meer, im O. an Antrim, im S. an den Landsee Neagh und an Tyrone, im SW. an letzteres, im NW. an Donegal und hat ein Areal von 2113,6 QKilom. Eine Bergkette, welche von Magilligan-Point an der Einfahrt des Lough-Foyle südwärts zieht und im Donalds-Hill 400, im White-Mountain 608, im Sieve-Gallion 527 Mt. aufsteigt, theilt die Grafschaft in zwei Theile, den östlichen, mit dem Thale des Bann, und den westlichen, mit den Thälern des Roe, Faughan und Foyle. Das Sperringebirge an der Südwestgrenze erreicht im Sawel 680 Mt. Höhe. Zwei Fünftel des Landes bestehen aus Ebenen und Thälern und sind im ganzen fruchtbar. Etwa 33 Proc. des ganzen Areals kommen auf Ackerland, 5 auf Kleefelder und Wiesen, 20 auf Weiden, $1\frac{1}{2}$ auf Wald, 2 auf Gewässer. Die Berggegenden sind größtentheils wild und unfruchtbar, voll sumpfiger, unzugänglicher Schluchten. Die Haupterzeugnisse sind Hafer, Kartoffeln und Flachs sowie Gerste und neuerdings auch Weizen. Die Viehzucht ist nicht bedeutend. Die Industrie beschränkt sich auf Leinwandweberei und etwas Baumwollfabrikation. Die Einwohnerzahl belief sich 1841 auf 222,174, 1871 nur noch auf 173,932, wovon 45 Proc. katholisch. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament, zwei andere die zwei wichtigsten Städte. — Die **Hauptstadt** L., Municipalstadt und Parlamentsborough, an der Eisenbahn, am linken Ufer und 4 Kilom. von der Mündung des für Schiffe von 300 Tons fahrbaren Foyle in den gleichnamigen Meerbusen gelegen und durch eine 326 Mt. lange, in Amerika gebaute schöne Holzbrücke mit der Vorstadt Waterside verbunden, ist der Sitz eines kath. und eines prot. Bischofs und nächst Belfast der bedeutendste und wohlhabendste Hafenplatz im nördl. Irland. Die Stadt hat seit 1614 bastionirte Mauern, die zu öffentlichen Spaziergängen dienen, und vier breite Hauptstraßen. Die schöne goth. Kathedrale, mit einem hohen Thurme und einem Denkmal für Knox, steht auf einem Hügel. Außer mehrern andern Kirchen und Kapellen und einem großen bischöfl. Palast hat L. eine schöne Gerichtshalle mit einem Porticus, ein Stadthaus, ein großartiges Grafschaftsgefängniß, eine Kaserne, ein Kranken-, ein Irren- und ein gutes Armenhaus sowie eine Lateinschule und ein Handwerkerinstitut. Die Stadt zählt (1871) 25,242 E., welche Brennerei, Brauerei, Gerberei, eine Eisengießerei und eine Flachsspinnerei unterhalten, sowie Salmfischfang und Schifffahrt treiben. Der Hauptverkehr findet mit Liverpool und

Digitized by Google

Canada statt. L. ist eine uralte Stadt, die oft von Eroberung und Verheerung heimgesucht ward. Namentlich ist die Belagerung von 1689 denkwürdig, welche sie sieben Monate lang (bis zum 10. Juni) unter dem Bischof Walker und dem Major Baker gegen die ganze Streitmacht Jakob's II. aushielt und deren Andenken durch einen Triumphbogen und eine 30 Mt. hohe dor. Säule mit der Statue des Bischofs lebendig erhalten wird. — Nur 45 Kilom. gegen Nordosten entfernt liegt Coleraine (einst Culraithin), Municipalstadt und Parlamentsborough, an der Eisenbahn, am linken Ufer und 7 Kilom. oberhalb der Mündung des Bann, der Schiffe von 200 Tons bis zur Stadt trägt, die außerdem durch Eisenbahn mit den kleinen Außenhäfen Port-Rush und Port-Stewart (Seebad) verbunden ist. Die Stadt hat ein altes Schloß, 10 Kirchen und Kapellen und zählt 6082 E., welche Fischfang und Seehandel treiben.

Londonderry (Charles William Vane, Marquis von), früher Sir Charles Stewart, brit. Staatsmann, wurde 17. Mai 1778 geboren, trat früh in das brit. Heer und zeichnete sich unter dem General Moore an der Spitze einer Husarenbrigade in Spanien aus. Später diente er unter Wellington, dessen Freundschaft er sich in hohem Grade erwarb, und ward seit 1813 oft in diplomatischen Angelegenheiten verwendet. So schloß er als brit. Bevollmächtigter die Convention von Reichenbach, folgte dann dem Heere der Verbündeten als Militärcommissar und unterzeichnete 1814 den Frieden von Paris. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er mit dem Titel Lord Stewart in den Peersstand erhoben. Zugleich erhielt er den Rang als Generallieutenant. Bei seiner Heirath mit Lady Fanny Vane (1819) vertauschte er seinen Familiennamen mit dem ihrigen. Nach dem Tode seines Halbbruders Castlereagh (s. d.) wurde er Marquis von L. und ging bald darauf als außerordentlicher Gesandter nach Wien, zerfiel aber wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Heilige Allianz mit Canning und wurde zurückgerufen. Dem starrsten Torysmus ergeben, erklärte er sich im Oberhause 1829 gegen die Emancipation der Katholiken und bekämpfte eifrig die Reformbill. Er erhielt 1837 den Titel eines Generals der Cavalerie und trat dann eine Reise über Petersburg, wo der Kaiser Nikolaus ihn sehr freundlich aufnahm, nach Konstantinopel und dem Orient an. Später machte er sich besonders bemerklich durch seine Bemühungen um die Freilassung Abd-el-Kader's, für den er sich bei Ludwig Napoleon mit Erfolg verwendete. Von seinen Schriften ist die «History of the war in Spain» (Lond. 1829) für die Kriegsgeschichte nicht ohne Interesse, leidet jedoch an polit. Parteisucht. Derselbe Vorwurf trifft das sonst für die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen nicht unwichtige Werk «Narrative of the late war in Germany and France» (Lond. 1833; deutsch, 2 Bde., Weim. 1836). Seine «Recollections of a tour in the north of Europe» (Lond. 1838) sowie die «Steam voyage to Constantinople» (Lond. 1842) enthalten viele anziehende Details. Er starb zu London 6. März 1854. Der Titel eines Marquis von L. ging zunächst über auf seinen Sohn erster Ehe, Frederick William Robert Stewart, bisherigen Viscount Castlereagh, geb. 7. Juli 1805, und nach dessen Tode (26. Nov. 1872) auf den ältesten Sohn zweiter Ehe, George Henry Robert Charles Vane-Tempest, geb. 26. April 1821.

Longchamp, vormals ein Nonnenkloster auf der südwestl. Seite von Paris, an der äußersten Ecke des Boulogner Gehölzes, wurde in der ersten franz. Revolution bis auf wenige Ueberreste zerstört. In diesem Kloster war es üblich, an den drei letzten Tagen der Charwoche die sog. Finstermetten (weil alle Lichter ausgelöscht wurden) von den berühmtesten Sängerinnen der pariser Oper vortragen zu lassen. Um sie zu hören, drängte man sich in Masse in die Kirche. Obschon jene Musikfeste, vom Erzbischof von Paris verboten, seit 1780 nicht mehr stattfanden, fuhr man doch noch immer an denselben Tagen nach dem Boulogner Gehölz, und der Zweck dieser Spazierfahrt war, dabei schöne Equipagen, Pferde und zierlichen Putz zu sehen oder sehen zu lassen. In der Revolution wurde die Promenade de Longchamp eingestellt, kam aber unter dem Directorium wieder in Aufnahme. Seitdem besteht sie zwar noch unter ihrem alten Namen fort, hat aber sehr viel von ihrem frühern Glanze eingebüßt.

Longfellow (Henry Wadsworth), amerik. Dichter, ward 27. Febr. 1807 zu Portland im Staate Maine geboren und studirte in Bowdoin-College zu Brunswick. Schon als Student schrieb er einige Gedichte für die «United States' Literary Gazette», die ihm solchen Ruf erwarben, daß ihm 1826, nachdem er kurze Zeit in dem Bureau seines Vaters, eines angesehenen Rechtsanwalts, thätig gewesen war, die Professur der neuern Sprachen am Bowdoin-College angeboten wurde. Ehe er dieselbe jedoch antrat, unternahm er eine dreijährige Reise nach Europa, auf der er Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, Holland und England besuchte. Im J. 1835 veröffentlichte er den Roman «Outremer», der mit Begeisterung auf-

Digitized by Google

genommen wurde und den Namen L.'s schnell berühmt machte. In demselben Jahre zum Professor der neuern Sprachen und schönen Literatur am Harvard-College in Cambridge ernannt, unternahm er eine abermalige Reise nach der Alten Welt, um die Sprachen und die Literatur des nördl. Europa zu studiren. Er verbrachte seit 1835 über ein Jahr in Dänemark, Schweden, Deutschland und der Schweiz und begab sich dann zur Uebernahme seiner Professur nach Cambridge, wo er sich jetzt dauernd niederließ. Im J. 1842 machte er einen dritten, 1868—69 einen vierten Ausflug nach Europa, nachdem er schon 1854 seine Professur niedergelegt hatte. Seit 1854 lebt L. als Privatmann in Cambridge. Von seinen weiter erschienenen Dichtungen sind die bedeutendsten: «Hyperion» (Cambr. 1839), ein auf deutschem Boden spielender und in deutscher Manier gedichteter Künstlerroman; «Voices of the night», eine Sammlung von Gedichten (1840); «Ballads and other poems» (1841), «The Spanish student», ein Drama (1842); «Poems on slavery» (Cambr. 1843), «Poets and poetry of Europe» (Philad. 1845), in welchem er gelungene Bearbeitungen namentlich deutscher Gedichte gab, und die Novelle «Kavanagh» (1849). Ueberhaupt ist in seinen Werken die Einwirkung europ. Muster nicht zu verkennen; so in der «Evangeline» (1847), einem idyllischen Epos, das sich durch seine wohlklingenden Hexameter auszeichnet, und in der «Golden legend» (Bost. 1851), deren Stoff dem «Armen Heinrich» Hartmann's von Aue entlehnt ist. Die glänzendsten Erfolge errang L. mit dem «Song of Hiawatha», der, zuerst im Oct. 1855 erschienen, binnen einem halben Jahre allein in der bostoner Originalausgabe 30 Auflagen erlebte. Seitdem wurden von ihm noch die poetische Erzählung «The courtship of miles Standish» (Bost. 1858), eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel «Tales of a wayside inn» (Lond. 1863), eine Uebersetzung von Dante's «Göttlicher Komödie» (3 Bde., 1867—70) und einige dramatische Dichtungen veröffentlicht. Eine Sammlung seiner spätern Gedichte erschien unter dem Titel «Aftermath» (1874). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1867 zu Boston («Prose», 3 Bde.; «Poetry», 4 Bde.). Die meisten seiner Werke sind mehrfach ins Deutsche, namentlich von Ad. Böttger und Freiligrath, übersetzt worden. Große Zartheit, malerischer und dramatischer Stil und eine tiefe Empfindung alles Edeln und Guten zeichnen die Poesien L.'s aus, welche allerdings mehr durch Anmuth und schwärmerische Romantik als durch Schwung der Gedanken und Originalität fesseln.

Longford, die nordwestlichste Grafschaft in der irländ. Provinz Leinster, liegt zwischen Cavan, Leitrim, Roscommon und West-Meath und hat ein Areal von 1090,22 QKilom. Der südl. Theil besteht aus einer Fläche, die sich gegen Westen und Süden nach dem Shannon, dem Lough-Ree und dem Inney hinneigt und vom Königskanal durchzogen ist. Der im Norden von dem wohlangebauten Thale des Camlin gelegene Theil ist hügelig, im Carn-Clanhugh 260 Mt. hoch und senkt sich gegen Nordosten zum Lough-Gowna. Von der Oberfläche kommen 21 Proc. auf Ackerland, 10 auf Kleefelder und Wiesen, 40 auf Weide, 2 auf Wald und 6 auf die Seen und andere Gewässer. Außer den jährlich überschwemmten Sumpfniederungen am Shannon ist der Boden fruchtbar. Man erntet vorzüglich Hafer; doch ist Viehzucht die Hauptnahrungsquelle. Die Industrie beschränkt sich auf Verfertigung von Leinwand und Wollstoffen. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament. Ihre Einwohnerzahl belief sich 1841 auf 115,491, 1871 nur noch auf 64,501 Seelen (wovon 79 Proc. katholisch). — Die **Hauptstadt** L., in schöner Gegend am Camlin, an der Eisenbahn und einem Zweige des Königskanals gelegen, ist ein freundlicher Ort und Sitz eines kath. Bischofs. Sie hat eine Kathedrale, eine Gerichtshalle, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus und eine Markthalle und zählt 4375 E., welche Gerbereien und Brauereien unterhalten und Korn- und Butterhandel treiben.

Longhi (Jos.), berühmter ital. Kupferstecher, geb. 13. Oct. 1766 zu Monza, der Sohn eines Seidenhändlers, bildete sich in der Kupferstecherschule des Florentiners Vicenzo Vangelisti zu Mailand und trieb zugleich die Malerei bei dem Florentiner Travallesi. Später ging er nach Rom, wo Morghen sein Freund wurde. Als er 1797 nach Mailand zurückgekehrt war, gab ihm Bonaparte den Auftrag, sein Bildniß, von Gros gemalt, in Kupfer zu stechen. Der Vicekönig von Italien ernannte ihn 1798 zum Professor an der Kunstakademie. L. starb zu Mailand 2. Jan. 1831. Kein gleichzeitiger Künstler verstand in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben, wie er. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertraf er selbst die frühern großen Meister; so in dem Philosophen nach Rembrandt und in seinem Dandolo nach Metteini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena gibt mit außerordentlicher Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit der Tinten des Originals wieder. Ebenso vortrefflich ist die nach Albani gestochene Galatea, die

Digitized by Google

Vision des Hesekiel nach Rafael und dessen «Sposalizio». Seine letzte Arbeit, das Jüngste Gericht nach Michel Angelo in zwei Blättern nach des röm. Malers Minardi Zeichnung, blieb unvollendet. Durch seine «Teoria della calcografia» (Bd. 1, Mail. 1830), die aber ebenfalls unvollendet blieb, machte er sich auch als Schriftsteller rühmlich bekannt. Unter seine Schüler gehören P. Anderloni, Garavaglia, Felsing, Krüger, Gruner und Steinla.

Longinus (Dionysius Cassius), ein platonischer Philosoph und berühmter Rhetor, geb. um 213 n. Chr., nach einigen in Emesa in Syrien, nach andern in Athen, beschäftigte sich zu Alexandrien und Athen mit der griech. Literatur und nahm in den Anfängen der neuplatonischen Speculation eine bedeutende und hochgeachtete Stellung als Kritiker ein. In seinen spätern Jahren folgte er dem Rufe der Zenobia als Lehrer ihrer Kinder nach Palmyra, wurde zugleich in das Schicksal dieser aufrührerischen Königin mit verwickelt und auf Befehl des Kaisers Aurelianus als Hochverräther 273 n. Chr. enthauptet. Von seinen Schriften ist nur noch die unter dem Titel «Περὶ ὕψους» («Vom Erhabenen») vorhanden, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühl das Wesen des Erhabenen in Gedanken und Schreibart erläutert. Dieselbe wurde von Toup mit Ruhnken's Anmerkungen (Oxf. 1778; zuletzt 1806), von Weiske (Lpz. 1809), Egger (Par. 1837), Bake (Oxf. 1849) und Spengel (in den «Rhetores Graeci», Bd. 1, Lpz. 1853) am besten bearbeitet, von Schlosser ins Deutsche (Lpz. 1781), von Boileau ins Französische übersetzt (Par. 1694 u. öfter).

Long-Island (d. i. Lange Insel) heißen mehrere Inseln. Außer der nördlichsten Abtheilung der Hebriden (s. d.), die diesen Namen führt, ist die bedeutendste die an der Südküste des nordamerik. Staats Neuyork gelegene Insel L., zugleich die größte atlantische Insel der Union, 195 Kilom. lang, 2643 QKilom. groß, reich an Häfen und Buchten. Sie bildet mit der gegenüberliegenden Küste den Connecticut- oder Long-Island-Sund, einen Golf, der eine sichere und bequeme Schifffahrt gewährt, an der Ostseite einen kaum 15 Kilom. breiten Eingang hat und an der Südwestseite nur durch eine schmale, wegen ihrer Felsmassen und Stromschnellen früher gefährliche, seit der großartigen Sprengung 1876 aber bequem zugängliche Durchfahrt, das sog. Höllenthor (Hellgate), mit dem East-River oder dem östl. Mündungsarme des Hudson in Verbindung steht. Durch den letztern wird die Insel L. von der Stadt Neuyork (s. d.), durch die Narrows, die enge Haupteinfahrt und Ausfahrt zum Meere, von der kleinern Insel Staten-Island, wie diese durch die Raritanbai vom Festland getrennt. Beide Inseln haben eine Menge Ortschaften und eine sehr bedeutende Bevölkerung. Die Stadt Brooklyn (s. d.) auf L. ist nach Neuyork die größte Stadt des Staats und wird nebst dem nahen Williamsburg mit Neuyork zusammen als Ein Ort betrachtet.

Longman, berühmte engl. Buchhändlerfamilie, stammt von Thomas L., geb. zu Bristol 1699, welcher 1716 zu Osborn in London in die Lehre kam und mit ihm 1725 ein Verlagsgeschäft in demselben Hause in Paternoster-Row begründete, das noch jetzt von seinen Nachkommen bewohnt wird. Bei ihm erschienen unter anderm die erste Auflage der «Cyclopædia of arts and sciences» von Ephraim Chambers und Johnson's «Dictionary». Er starb zu London 18. Juni 1755. — Sein Neffe, Thomas L., geb. 1731, gest. zu Hampstead 5. Febr. 1797, trat 1754 in das Geschäft seines Oheims und verband sich später mit Rees, mit dem er die neue Auflage von Chambers' «Cyclopædia» (5 Bde., Lond. 1786) herausgab. — Thomas Norton L., Sohn des Vorigen, geb. 1771, setzte das Geschäft fort und hob es durch seine Thätigkeit und Umsicht zu dem ersten Rang unter den londoner Verlagshandlungen. Die Werke der namhaftesten engl. Schriftsteller, wie Wordsworth, Scott, Macaulay u. a., wurden von ihm veröffentlicht. Zu seinen großartigsten Unternehmungen gehörten die umgearbeitete und vermehrte Ausgabe von Chambers' «Cyclopædia» in 39 Quartbänden (1802—19) und die «Cabinet Cyclopædia» von Lardner in 133 Bänden (1829—46). Er starb 28. Aug. 1842 zu Hampstead. Von seinen beiden Söhnen, welche das Geschäft unter der Firma Longmans, Green and Comp. fortführten, starb der eine, William L., 13. Aug. 1877; der andere, Thomas L., ist gegenwärtig Chef des Hauses.

Longobarden, in latinisirter, seit dem 12. Jahrh. üblicher Namensform, eigentlich aber Langobarden, eine wenig zahlreiche, aber sehr tapfere deutsche Völkerschaft, wohnte um die Zeit von Christi Geburt an der Niederelbe und höchst wahrscheinlich an deren linkem Ufer, im heutigen Lüneburgischen, da, wo noch später der Bardangau, die Stadt Bardanwik (Bardowiek) und andere verwandte Ortsbenennungen an sie erinnern. Der eigentliche Volksname war Winniler. Den Namen L. erhielten sie von ihren langen Bärten; nach einer andern Ableitung stammt derselbe von dem althochdeutschen parta, barte, Streitaxt. In ihren alten Sitzen wurden

Digitized by Google

sie heimgesucht und geschädigt durch Tiberius auf dessen Zuge im J. 5 n. Chr. Darauf, im J. 17, wandten sie sich von Marbod zu Armin und den Cheruskern und setzten bald darauf den vertriebenen Italicus wieder als König bei den Cheruskern ein. Danach schweigt die Geschichte auf lange Zeit von ihnen. Etwa im Laufe des 4. Jahrh. mag ihre Auswanderung begonnen haben, welche sie nach langen Fahrten und vielfachen Kämpfen mit den deutschen Oststämmen und den benachbarten slaw. und hunnischen Völkerschaften ins Donauland führte, wo sie mit dem Oströmischen Reiche in nähere Berührung traten, das Christenthum nach dem arianischen Bekenntniß annahmen und, lange bedrängt von mächtigen Nachbarstämmen, sich endlich durch Zertrümmerung des Reichs der Heruler (s. d.) um 512, dem sie zuvor zinspflichtig gewesen waren, und des Reichs der Gepiden (s. d.), 566 oder 567, zu Herren Pannoniens und zum mächtigsten und reichsten Volke jener Gegenden erhoben. Ihr König Alboin (s. d.), ein unternehmender, lange und weithin in Liedern gefeierter und, wie Chlodwig und Theodorich, zugleich auch mit polit. Einsicht begabter Heerführer, warf nun seinen Blick auf Italien, das durch den langen goth. Krieg erschöpft war. Im J. 569 drang Alboin in Italien ein, und seine zuchtlosen Scharen überfluteten rasch den nördlichen, seitdem die Lombardei (s. d.) genannten Theil, bis in die Nähe von Rom, während er selbst mit großer Umsicht langsamer vorzudringen und vor allem die Nordgrenze mit den Alpenpässen zu gewinnen und zu sichern gedachte. So blieb die Eroberung von vornherein lückenhaft, und die Küstenstriche wie die festen Städte Padua, Cremona, Mantua, Ravenna, Rom, Genua, Venetia u. s. w. widerstanden noch, theils mehrere, theils viele Jahre, theils gänzlich. Das Hemmniß aber entsprang neben der Widerspenstigkeit der Großen aus dem durchgreifenden Mangel an innerer Einheit, da es namentlich an der Abgeschlossenheit des Stammes gebrach. Denn die Eroberung war den noch immer nicht sehr zahlreichen L. überhaupt nur möglich geworden durch den Anschluß bedeutender Scharen aus verschiedenen Völkern: Bulgaren, Sarmaten, Pannoniern, Norikern, Alemannen, Sueven, Gepiden und Sachsen; alle diese nöthigte Alboin, nach longobard. Recht zu leben, weshalb die 20,000 Sachsen wieder heimzogen; ein alemann. Herzog ging sogar in die Reihen des Feindes über. Ja Alboin selbst unterlag diesem Zwiespalt, indem er durch sein gepidisches Gefolge ermordet wurde. Dasselbe Schicksal hatte nach 18monatlicher Regierung (575) sein aus einem der angesehensten Geschlechter durch Wahl auf den Thron erhobener Nachfolger Kleph; und noch höher stieg die Verwirrung, als nun die 35 Herzoge aus Habsucht die königl. Güter an sich rissen und den Thron erledigt ließen. Zehn Jahre lang (575—585) schwärmten die L. plündernd bis Unteritalien und hinüber nach Gallien, obgleich selbst Oberitaliens Unterwerfung noch nicht vollendet war, bis empfindliche Niederlagen und drohende Gefahren von gallischer und byzant. Seite her sie zwangen, wiederum einen König zu wählen und denselben mit der Hälfte ihrer Güter auszustatten. Der neue König, Kleph's Sohn, Authari (585—590), vertheidigte das Reich siegreich gegen die äußern Feinde, stellte die Ordnung her und gewann in der Tochter des Baiernherzogs Garibald, der kath. Theodelinde, eine Frau, deren Einfluß von tief und heilsam wirkenden Folgen für das Reich ward. Für das durch alle Provinzen zerstreute Königsgut setzte Authari Gastalden (d. h. Angestellte) ein. Die Gastalden als mit den Herzogen concurrirende Obrigkeiten erhielten sich nicht lange, aber ihre später räumlich abgesonderten Gebiete schwächten doch die Macht der Herzoge. Den Mittelpunkt für den Widerstand der noch römisch gebliebenen Landestheile bildete das röm. Papstthum, welches eben dadurch unter Gregor d. Gr. (s. d.) die Grundlage seiner Machtstellung erhielt.

Dieser staatskluge Papst gewann eine eifrige Bundesgenossin an Theodelinde, die bereits ihren zweiten Gemahl Agilulf (gest. 615) vermochte, der kath. Geistlichkeit einen Theil ihres Vermögens und Ansehens zurückzugeben und seinen eigenen Sohn katholisch taufen zu lassen. Sie erbaute auch die prachtvolle Basilika Johannes' des Täufers zu Monza bei Mailand, in welcher später die longobard. Königskrone, von einem darin befindlichen Nagel des Kreuzes Christi die Eiserne Krone genannt, aufbewahrt wurde. Seitdem machte die Katholisirung der L. rasche Fortschritte, zumal selbst ein Theil der longobard. Hülfsvölker, die Noriker und Pannonier, sich von Anfang zum Katholicismus bekannte und die höher gebildete röm. Bevölkerung auf die L. einwirkte, von denen sie rechtlich nicht geschieden war. Schon mit Aribert (gest. 663), einem Brudersohne Theodelindens, der auf die beiden, mit ihrer Tochter Gundiberge vermählten Könige Ariowald (gest. 636) und Rothari (gest. 652) folgte, beginnt die Reihe der kath. Herrscher. Theodelindens Familie erhielt sich zwar durch Zustimmung des Volks auf dem Throne bis 702, indem nur Grimoald, Herzog von Benevent (662—671), als Usurpator die Reihe unterbrach; allein Parteiungen, Widerspenstigkeit und Auflehnungen

Digitized by Google

der Herzoge ließen das Reich weder im Innern zu fester Einheit erstarken, noch auch nach außen hin seine Grenzen erheblich erweitern. Nur Agilulf eroberte einige bisher noch unbezwungene Städte innerhalb des Reichsgebietes, darunter Padua, Cremona und Mantua, und Rothari unterwarf den Küstenstrich von Tuscien bis an die fränk. Grenze. Desto wichtiger dagegen ward durch seine weitreichenden Folgen ein anderes Werk Rothari's, die Aufzeichnung des Longobardischen Volksrechts, welche in lat. Sprache erfolgte und 22. Nov. 643 unter dem Namen Edictum promulgirt wurde. Später durch die Könige Grimoald (668), Liutprand (713—744), Ratchis (746), Aistulf (748—756) und Desiderius (756—768) revidirt, erweitert und fortgebildet, überlebte diese Gesetzgebung nicht nur den Untergang des longobard. Reichs um mehrere Jahrhunderte, sondern es erwuchsen auch gerade aus dieser german. Grundlage und wiederum unter den Händen deutscher Männer die Anfänge des Rechtsstudiums und der Rechtswissenschaft im Mittelalter. Bis hinauf ins 10. Jahrh., in Otto's I. Zeit, lassen sich zu Pavia, dem Sitze des kaiserl. Pfalzgerichts, die deutlichen Spuren einer in ihren Anfängen meist deutsche Namen darbietenden Rechtsschule verfolgen, welche zu den Edicten der longobard. Könige die spätern Gesetze der Karolinger, der Herzoge Wido und Lantpert von Spoleto und der sächs. und salischen Kaiser sammelte und mit Hinzuziehung des durch die Entscheidungen des Pfalzgerichts gebotenen Materials revidirte, ordnete, ergänzte und erläuterte. Aus diesen Arbeiten entnahm sodann die Rechtsschule zu Bologna eine gegen Ende des 11. Jahrh. verfaßte systematische Sammlung (Lombarda) als Grundlage für einen Theil ihrer Vorlesungen. Ganz verschieden davon ist das im 12. Jahrh. aufgezeichnete Longobardische Lehnrecht, welches unter dem Namen Consuetudines oder Liber feudorum ebenfalls zu Bologna im Gebrauch war und durch das hohe Ansehen der bologneser Schule später auch in Deutschland Eingang und Geltung gewann. Vgl. Merkel, «Die Geschichte des Longobardenrechts» (Berl. 1850). Rothari's für die deutsche Rechtsgeschichte und namentlich für die Kenntniß des german. Familienrechts höchst wichtige Gesetzgebung war im wesentlichen nach Inhalt und Form durchaus germanisch. Durch die Eroberung römisch gebliebener Landestheile und das wachsende Ansehen der kath. Kirche gewannen jedoch auch das röm. und kanonische Recht immer größern Eingang und einen umbildenden Einfluß auf die Bestimmungen des Volksrechts. Der Romanisirung konnten die L. sich um so weniger entziehen, da sie literarische Bildung nur in lat. Sprache annahmen. Auch ihre Lieder, von denen Paulus Diaconus berichtet, sind nur in lat. Fassung überliefert. Die Kenntniß ihrer Sprache kann daher auch nur aus den vereinzelten deutschen Worten und Namen geschöpft werden, welche in den Gesetzen, Urkunden und Chroniken erscheinen, aus denen sich ergibt, daß die longobard. Sprache zu den hochdeutschen gehörte und bereits Brechungen und Lautverschiebung, aber noch keinen Umlaut entwickelt hatte.

Nach einer 10jährigen Zerrüttung, die auf das Erlöschen der Familie Theodelindens gefolgt war, erhielten die L. wieder einen kräftigen König in Liutprand (713—744), der das Reich auf den Gipfel seiner Macht erhob, mit starker Hand die Empörungen im Innern niederdrückte und entschieden auf die Eroberung des gesammten Italien hinarbeitete, welcher natürlicherweise der röm. Papst den lebhaftesten Widerstand entgegensetzte. Gregor II. (715—731) verband sich mit den Herzogen von Spoleto und Benevent gegen Liutprand, um diesen in seinen Eroberungen aufzuhalten. Liutprand überwältigte die Herzoge, gewährte aber dem Papst sofort Frieden. Gregor III. (731—741) wiederholte 740 dasselbe Verfahren und wandte sich dann vor dem Zorne des gerüstet heranziehenden Königs an den fränk. Hausmeier Karl Martel, indem er diesem die Schutzherrschaft über Rom antrug. Karl beschränkte sich jedoch auf friedliche Fürsprache, und Papst Zacharias (741—752) erlangte durch Unterhandlungen wiederum einen sogar vortheilhaften Frieden. Liutprand's Nachfolger, einen Herzog von Friaul, Ratchis (744—749), wußte er gar so weit zu bewegen, daß dieser nicht nur den wiederbegonnenen Eroberungskrieg, sondern selbst die Krone aufgab und als Mönch nach Monte-Casino ging. Als aber dann des Ratchis unternehmender Bruder und Nachfolger Aistulf (749—756) den Krieg wieder aufnahm, Ravenna eroberte und auch die Oberherrschaft über Rom und Tribut von den Römern verlangte, ging Papst Stephan II. (III.), 752—757, von den Griechen ohne alle Hülfe gelassen, zu Pipin, dem er die fränk. Krone zugesprochen hatte, salbte ihn nochmals nebst seinen Söhnen Karl und Karlmann und ernannte sie zu Patriciern der Römer, d. h. nach der damaligen Bedeutung des Wortes: er übertrug ihnen die Statthalterschaft im Herzogthum von Rom, welche seit einiger Zeit nur vom Papst abhängig war und durch ihn besetzt wurde. Pipin folgte der Bitte des Papstes und zwang den König Aistulf durch einen Heereszug (754), von weitern Eroberungen abzustehen, und durch einen zweiten (756) auch zur Herausgabe der

Digitized by Google

bereits gewonnenen Städte, die er sodann mit unbestimmtem Ausdrucke dem Papst als Schenkung an die röm. Kirche und das Römische Reich (respublica) überließ: die sog. Pipin'sche Schenkung, aus welcher allmählich der Kirchenstaat erwachsen ist. Gegen Aistulf's Nachfolger, den Herzog von Tuscien, Desiderius (756—774), verband sich dann Papst Paulus I. (757—767) wiederum mit den Herzogen von Spoleto und Benevent und erlangte nach Besiegung dieser den Frieden aufs neue durch fränk. Vermittelung. Papst Stephan III. (IV.), 768—772, ward durch Desiderius von seinen innern Feinden befreit und auf dem Stuhle Petri befestigt, vergalt jedoch dem König diesen Dienst dadurch, daß er Feindschaft zu schüren suchte zwischen ihm und dem fränk. Königshause. Als nun wirklich unerwartet ein bitterer Haß zwischen beiden Königsfamilien ausbrach, weil Karl d. Gr. seine Gemahlin, des Desiderius Tochter, verstieß und heimsandte, letzterer dagegen die Witwe und die von der Regierung ausgeschlossenen Kinder von Karl's verstorbenem Bruder Karlmann aufnahm, weigerte sich Papst Hadrian I. (772—795) zunächst, die Kinder Karlmann's auf Begehren des Desiderius zu krönen, und rief dann gegen den mit Heeresmacht heranziehenden Desiderius den König Karl selbst zu Hülfe, der auch im Herbst 773 in Italien erschien und im Mai 774 dem longobard. Reiche nach 205jährigem Bestande durch die Eroberung Pavias ein Ende machte. Desiderius beschloß seine Tage in einem fränk. Kloster. Ein Aufstandsversuch einiger longobard. Herzoge veranlaßte 776 einen neuen Heereszug Karl's, infolge dessen nun auch die longobard. Reichsverfassung aufgehoben, die Herzogthümer eingezogen und in Grafschaften zerschlagen und das fränk. Verwaltungssystem eingeführt wurde. In Unteritalien aber bestand noch lange das Herzogthum Benevent, bis es endlich den Normannen unterlag, die Hauptstadt aber päpstlich wurde. Vgl. Türk, «Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte» (4. Heft: «Die L. und ihr Volksrecht», Rost. 1835); K. Hegel, «Geschichte der Städteverfassung von Italien» (Bd. 1, Lpz. 1847); Flegler, «Das Königreich der L. in Italien» (Lpz. 1851); S. Abel, «Der Untergang des Longobardenreichs in Italien» (Gött. 1858); H. Pabst, «Geschichte des Longobardenherzogthums» (in den «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 2, Gött. 1862); Bluhme, «Die Gens Langobardorum und ihre Herkunft» (2 Hefte, Bonn 1868—74).

Longolius (Christoph), eigentlich Longueil, einer der thätigsten Beförderer der classischen Literatur zu Anfang des 16. Jahrh., geb. 1488 zu Mecheln, wurde nach Vollendung seiner juristi. und philol. Studien Parlamentsrath in Paris und bereiste mehrere Länder, starb aber schon 1522 zu Padua. In seinen Schriften, besonders in seinen «Briefen» und «Reden» (Flor. 1524 u. Par. 1533), die auch in der Gesammtausgabe seiner Werke (Par. 1530) enthalten sind, zeigte er eine übertriebene Nachahmung der Ciceronianischen Schreibart. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist Paul Daniel L., ein um Wissenschaft und Schule verdienter Gelehrter des 18. Jahrh., geb. 1. Nov. 1704 zu Kesselsdorf in Sachsen, gest. 24. Febr. 1779 als Rector des Gymnasiums in Hof, der sich durch mehrere Ausgaben alter Classiker, noch mehr aber durch seine «Sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach» (10 Bde., Hof 1731—62) und andere Werke auch als Geschichtsforscher einen Namen erwarb.

Longueville, s. Dunois und Longueville.

Longus, griech. Sophist und Erotiker, vielleicht aus dem 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., ist der Verfasser eines Schäferromans: «Poimenica» oder «Pastoralia», in vier Büchern, welcher in einer anziehenden Darstellung und für jene Zeit noch ziemlich guten Sprache die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt. Derselbe wurde von Villoison (2 Bde., Par. 1778), Courier (Rom 1810; 2. Aufl., von Sinner, Par. 1830) und Seiler (Lpz. 1835), am besten jedoch von Hercher in den «Scriptores erotici graeci» (Bd. 1, Lpz. 1858) herausgegeben und von Passow (mit Text, Lpz. 1811) und Jacobs (Stuttg. 1833) ins Deutsche übertragen.

Longwy, alte Stadt und Festung dritter Klasse des franz. Depart. Meurthe-Moselle, am rechten Ufer des Chiers in den Ardennen und an der Französischen Ostbahn, 64 Kilom. im Nordnordwesten von Metz, mit (1872) 3213 E., welche eine Kupferhütte unterhalten, Goldarbeiter- und Juwelierwaaren, Bratspieße, Uhrenbestandtheile, Fayence, Thonpfeifen, wollene und baumwollene Teppiche, Posamentierwaaren, pariser Spitzen und Leder fabriciren, sowie lebhaften Handel mit Schinken, Speck und Würsten nach Paris treiben. Die Stadt wurde im 13. Jahrh. mit der Grafschaft Bar vereinigt, bildete später den Hauptort der Grafschaft L., die man nachmals zum Herzogthum Lothringen schlug, ward in der Mitte des 17. Jahrh. von den Franzosen erobert und ihrer Werke beraubt, fiel im Frieden von Nimwegen 1679 an Frankreich und wurde seit 1680 von Vauban befestigt. L. ward 23. Aug. 1792 durch Capitulation von den Preußen eingenommen, aber schon 23. Oct. wieder geräumt. Ende Juni

Digitized by Google

1815 schlossen es die Preußen unter Prinz Ludwig von Hessen-Homburg ein, mußten aber, durch die Ausfälle der Festungen Metz und Diedenhofen genöthigt, wieder abziehen. Erst nach erhaltener Verstärkung kehrten die Preußen zurück und erzwangen 15. Sept. die Capitulation an den Prinzen August von Preußen, worauf 18. Sept. die Räumung der Festung erfolgte. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 wurde L. Ende Nov. 1870 zunächst durch Truppen des 7. Armeecorps eingeschlossen und im Jan. 1871 durch eine Abtheilung der Ersten deutschen Armee unter Oberst von Krenski belagert. Die Capitulation erfolgte 25. Jan. 1871. Vgl. Wolf, «Die Belagerung von L.» (Berl. 1875).

Lonicēra, zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörige Hauptgattung der nach ihr benannten Familie der Lonicereen (oder Caprifoliaceen), deren Arten, lauter Sträucher der gemäßigten und warmen Zone der nördl. Halbkugel, in zwei Gruppen zerfallen, in solche von aufrechtem Wuchs und in schlingende Sträucher. Erstere, bei uns Heckenkirschen genannt, haben paarweise gestellte Blüten, welche auf einem gemeinschaftlichen Stiele an den Blattwinkeln stehen, letztere, die Geißblatte oder Jelängerjelieber, am Ende der Zweige in quirlige Trugdolden gestellte Blüten. Bei diesen ist die Blumenkrone langröhrig mit deutlich zweilippigem Saume, bei jenen trichterförmig, undeutlich zweilippig oder fast regelmäßig. Bei allen Arten ist der Fruchtknoten unterständig, der Kelch kurz fünfzähnig, die Frucht eine Beere. Bei den Heckenkirschen sind die Fruchtknoten und Beeren der paarweise nebeneinander stehenden Blüten oft verwachsen. Dagegen erscheinen bei den Geißblatten die obersten, unter den Blütenquirlen befindlichen Blattpaare (bei allen Loniceren stehen die Blätter einander gegenüber) mitunter zusammengewachsen (so bei L. Caprifolium und sempervirens). Die Beeren der meisten Loniceren schmecken bitter und enthalten einen brechenerregenden Stoff. Von Heckenkirschen wachsen in Deutschland: L. Xylosteum, unter dem Namen Bein- oder Knochenholz bekannt (wegen der Härte seines, deshalb zu Schuhzwecken, Weberkämmen und Ladestöcken benutzten Holzes), mit rothen Beeren; L. nigra L. mit schwarzen, L. coerulea L. mit blauen Beeren, und L. alpigena, ein schöner Strauch der Alpengegenden mit purpurrothen Blüten und Beeren. Der erste und letzte werden häufig als Ziersträucher angebaut, noch häufiger die aus Asien stammende L. tatarica mit rothen und weißen Blumen. Aus der Gruppe der Geißblatte wächst L. Periclymenum in Deutschland (wo es in Laubwäldern bisweilen als verdämmende Schlingpflanze auftritt) wild. Allgemein angebaut (als Laubenpflanze und zu Wandbekleidungen) wird L. Caprifolium, das bekannte wohlriechende Gartengeißblatt, dessen Heimat das südlichste Europa ist, seltener die nordamerikanische L. sempervirens mit glänzend dunkelgrünen Blättern und prachtvoll scharlachrothen Blumen.

Lönnrot (Elias), der namhafteste und thätigste unter den Begründern der neuern finn. Literatur, geb. 9. April 1802 zu Sammatti in Nyland, der Sohn eines Schneiders, erlernte von früher Jugend auf das väterliche Handwerk und arbeitete als Schneiderbursche vielfach auf den Bauerdörfern seiner Heimatsgegend. Nachdem er 1820 einige Monate das Gymnasium zu Borgo besucht, kam er als Lehrling in die Apotheke zu Tawastehus, wo er zwei Jahre verblieb und es durch Selbststudium und Privatunterricht so weit brachte, daß er 1822 die Universität in Åbo beziehen konnte. Hier widmete sich L. philol., philos. und naturwissenschaftlichen Studien, wandte sich aber 1827 zu Helsingfors der Medicin zu. Nachdem er seit 1833 als Kreisarzt zu Kajana gewirkt hatte, wurde er 1853 an Castrén's Stelle zum Professor der finn. Sprache und Literatur an die Universität Helsingfors berufen. An die Arbeiten L.'s knüpft sich vorzugsweise der neue Aufschwung, welchen in den letzten Jahrzehnten die nationale Literatur des finn. Volks genommen hat. Seit 1828 unternahm er behufs sprachlicher Forschung sowie der Sammlung von Runen, Sprichwörtern, Liedern, Räthseln, Märchen u. dgl. wiederholte Reisen, meistentheils allein und zu Fuß, in Finland, Lappland, Ingermanland und den nordwestl. Gouvernements Rußlands. Alles, was er an finn. Volkspoesie herausgegeben hat, ist daher direct aus dem Munde des Volks geschöpft. Als erste und bedeutendste Frucht seiner Wanderungen erschien «Kalevala» (s. d.), das Nationalepos der Finnen, das in seiner ersten Ausgabe (Helsingf. 1835) in 32 Gesängen etwas über 12,000 Verse, in der zweiten sehr vermehrten und gänzlich umgearbeiteten (Helsingf. 1849) bereits 50 Gesänge mit 22,790 Versen umfaßt. In seinem zweiten Hauptwerke, den «Kanteletar» (3 Bde., Helsingf. 1840), stellte L. 592 alte lyrische Lieder und 60 balladenartige Dichtungen zusammen. Diesen folgten seitdem noch «Suomen kansan sanalaskuja» (Helsingf. 1842), eine Sammlung von 7077 finn. Sprichwörtern, und «Suomen kansan arvoituksia» (Helsingf. 1844; 2., sehr vermehrte Aufl. 1861), eine solche von 2188 finn. und 189 estnischen Räthseln. Sonst sind von L.'s Sammelwerken

Digitized by Google

noch «Kantele» (4 Hefte, Helsingf. 1829—31), ältere und neuere finn. Lieder enthaltend, und eine Ausgabe von Poesien des Bauerdichters Paawo Korhonen (Helsingf. 1848) zu nennen. An «Suomen kansan satuja ja tarinoita» (4 Bde., Helsing. 1854—62), der von Eero Salmelainen besorgten Sammlung finn. Sagen und Märchen, hat L. bedeutenden Antheil. Außerdem hat er durch seine eigene ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, besonders durch sein außerordentliches Talent im Bilden von neuen Wörtern und durch die Ausarbeitung eines noch im Erscheinen begriffenen finn.-schwed. Lexikons, wesentlich zur Ausbildung der finn. Sprache sowie zu deren Entwickelung zur Schriftsprache mitgewirkt. Viele Beiträge zur Kunde des Vaterlandes, seiner Natur und seines Volks hat er theils in einzelnen kleinern Schriften, theils in Beiträgen zu Zeitschriften, wie besonders seit 1841 zu dem Jahrbuch «Suomi» in schwed. und finn. Sprache veröffentlicht. Für Hebung der Volksbildung suchte L. durch die Monatsschrift «Mehiläinen» (Uleab. 1836—37; Helsingf. 1839—40) und das Wochenblatt «Oulun Wiikko sanomia» (Uleab. 1852 fg.) zu wirken. Als Sprachforscher hat er sich in vorzüglichen monographischen Arbeiten über das Lappische, das Tschudische u. s. w. bekundet. Auch gab L. die für die finn. Volksliteratur eigenthümlichen Zauberlieder heraus.

Lons-le-Saunier (lat. Ledo salinarius), Hauptstadt des franz. Depart. Jura, liegt, von Weinbergen umgeben, in einem weiten Thalkessel des Jura am Zusammenfluß der Seille, der Vallière und des Solnan, 258 Mt. über dem Meere, 90 Kilom. südwestlich von Besançon, 120 Kilom. nordnordöstlich von Lyon, mit beiden durch die Linie Lyon-Belfort-Straßburg verbunden. Die alte Stadt, schon im 4. Jahrh. n. Chr. gegründet, verdankt ihre Entstehung der starken Salzquelle, welche die etwa 1,5 Kilom. entfernten Salinen und Gradirwerke speist und jährlich ungefähr 10,000 Ctr. (metrisch) Kochsalz liefert, zählt (1872) 10,701 E. und ist Sitz der Departementsbehörden, eines Assisenhofs und eines Handelsgerichts.

Lónyay (Meinhard, Graf von Nagy-Lónya und Vásáros Naményi), ungar. Staatsmann, stammt aus einer alten ungar., prot. Adelsfamilie und wurde 6. Jan. 1822 geboren. Nachdem L. seine Studien auf der Universität zu Pest 1838 beendigt hatte, wurde er 1843 vom Beregher Comitat in den Landtag gewählt, wo er sich der Oppositionspartei anschloß und die durch Kossuth vertretene protectionistische Richtung bekämpfte. Von 1843—44 bereiste L. einen großen Theil von Europa, wurde nach seiner Rückkehr 1847 abermals vom Beregher Comitat in den Landtag gewählt und hatte 1848 an dem Zustandekommen des Gesetzes über die Aufhebung der bäuerlichen Dienstleistungen (Robot) wesentlichen Antheil. Er bekleidete hierauf im ersten ungar. Ministerium unter Kossuth die Stellung eines Unterstaatssecretärs im Finanzministerium, wurde nach Niederwerfung der nationalen Bewegung flüchtig und hielt sich dann meist in London und Paris auf. Infolge einer Specialamnestie kehrte er 1850 nach Ungarn zurück, wurde jedoch vorläufig auf seinen Gütern internirt. Nach Aufhebung der Internirung widmete er sich der socialen und wirthschaftlichen Thätigkeit, förderte das Unternehmen der Theißregulirung, organisirte die landwirthschaftlichen Provinzialvereine und spielte bei der Gründung der meisten Creditinstitute Ungarns eine hervorragende Rolle; auch trat er für die durch das Patent von 1859 gefährdete Autonomie der prot. Kirche energisch in die Schranken. Auf dem Reichstage von 1861 bekämpfte L. die finanzielle Miswirthschaft der absolutistischen Aera. Nach Auflösung des Reichstags betheiligte er sich an der Redaction der wissenschaftlichen Revue «Budapesti Szemle». Auf dem Reichstage von 1865 spielte L. wieder eine hervorragende Rolle als Mitglied der Siebenundsechziger-Commission und des engern Funfzehner-Ausschusses, welche den Plan des Ausgleichs ausarbeiteten. Als der Ausgleich durch königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 zu Stande gekommen war, erhielt L. in dem constitutionellen Ministerium Andrássy vom 20. Febr. 1867 das Portefeuille der Finanzen. Differenzen mit dem Ministerpräsidenten Andrássy führten im Mai 1870 den Rücktritt L.'s herbei. Dagegen übernahm derselbe schon 21. Mai das Portefeuille der Finanzen im gemeinsamen Reichsministerium. Im Sommer 1870 wurde L. vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Als Andrássy den Vorsitz im gemeinsamen Ministerium erhielt, wurde L. 16. Nov. 1871 Ministerpräsident von Ungarn, konnte sich aber gegen die Opposition der Linken nicht halten und trat Ende Nov. 1872 zurück. Seitdem nimmt er an dem Reichstage als Mitglied des Oberhauses theil. Als polit. Schriftsteller war er schon vor 1848 bekannt. Später gab er heraus: «Nemzet gazdázszati újabb dolgozatok» («Neuere nationalökonomische Arbeiten», Pest 1863), «Ország gyülébi beszédek» («Reden, gehalten im Reichstag 1861—72», Pest 1873), «Nézctek Magyarország pénzugyi állapotjárol» («Ansichten über die Finanzen Ungarns», Pest 1873), «A Bankugy» («Die Bankfrage», Budapest 1875; aus dem Ungarischen von Dux, Budapest 1876).

Digitized by Google

Loomis (Elias), amerik. Mathematiker und Astronom, geb. im Aug. 1811 in Tolland-County in Connecticut, genoß seine wissenschaftliche Ausbildung im Yale-College in Newhaven, welches er 1830 verließ, war 1833—36 dort Tutor und beobachtete als der erste Amerikaner im Aug. 1835 den Halley'schen Kometen. Nachdem er eine längere Reise nach Europa gemacht hatte, während welcher er noch ein Jahr lang Vorlesungen in Paris hörte, erhielt er 1837 eine Anstellung als Professor der Naturwissenschaften am Western-Reserve-College in Ohio. Von 1844—60 bekleidete er dieselbe Professur an der Universität von Neuyork. Zwischen 1845 und 1849 bestimmte er die Längenunterschiede zwischen Neuyork und andern Städten mittels des elektrischen Telegraphen und setzte durch letztern zuerst die Schnelligkeit des elektrischen Stroms fest. Als Professor der Naturwissenschaften kam L. 1860 an das Yale-College. Außer zahlreichen Arbeiten, welche sich im «American Journal of Science» und in Gould's «Astronomical Journal» zerstreut finden, veröffentlichte L.: «Plane and spherical trigonometry» (Neuyork 1848), «Progress of astronomy» (1850 u. 1856), «Analytical geometry and calculus» (1851), «Elements of algebra» (1851), «Elements of geometry and conic sections» (1851 u. 1871), «Tables of logarithms» (1855), «Natural philosophy» (1858), «Practical astronomy» (1855 u. 1865), «Elements of arithmetic» (1863), «Treatise on meteorology» (1868), «Elements of astronomy» (1869) u. a.

Loos (Daniel Friedr.), Medailleur, geb. zu Altenburg in Sachsen 15. Jan. 1735, kam als Waise zu dem Hofgraveur Stieler in Altenburg und, 16 J. alt, nach Leipzig, wo der Münzstempelschneider Ludwig ihn in Arbeit nahm. Nach Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs ging L. nach Göttingen, um nach England zu gelangen, wo er sein Glück zu finden hoffte. Eine Bande Falschmünzer, die ihn unter Drohungen in ihre Verbindung zu ziehen beabsichtigten, bewog ihn jedoch, nach Helmstedt zu flüchten, wo er an Professor Häberlin einen Freund fand. Infolge eines Auftrags desselben gelangte er nach Magdeburg, wo er 1756 die Münzgraveurstelle erhielt. Als die magdeburger Münze aufgehoben wurde, kam er mit einem geringen Wartegelde nach Berlin. Hier rückte er später in die Stelle eines Medailleurs wieder ein. L. wurde 1787 Mitglied des Senats der Akademie der Künste und starb 1. Oct. 1819. Seine Arbeiten haben viel zur Hebung der Medailleurkunst beigetragen. — Sein Sohn, Gottfried Bernhard L., geb. zu Berlin 6. Aug. 1774, 1806—12 Münzmeister, gest. als Münzrath und Generalwardein in Berlin 29. Juli 1843, begründete daselbst eine Medaillenmünzanstalt, die zahlreiche Medaillen lieferte, welche in Hinsicht ihres Kunstwerths mit den berühmtesten Kunstwerken des Auslandes wetteifern. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch die «Beiträge zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Gold- und Silbermünzen» (Berl. 1821), die «Sammlung einzelner Aufsätze über Gegenstände des Münzwesens und der Münzkunde» (3 Hefte, Berl. 1822) und «Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen» (Berl. 1828).

Lootse heißt an den Seeküsten ein der Gegend und der Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Seemann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht. Das Lootsen erfordert große Erfahrung und Kenntnisse, weshalb die L. von Staats wegen einer Prüfung unterworfen werden. Dieselben erspähen entweder von den Hafenplätzen aus mit Fernröhren die einkommenden Schiffe, um sich alsdann mit besonders stark und seefest gebauten Lootsenbooten an deren Bord zu begeben, oder kreuzen in der Nähe der Häfen in größern Lootsenfahrzeugen in See umher, um die ihrer bedürftigen Schiffe aufzusuchen. Die L. stehen unter Controle der Seebehörden. In einigen Ländern, z. B. in Preußen, sind es Staatsbeamte, welche einen festen Gehalt beziehen, während die nach einer festen Taxe normirten Lootsengelder der Schiffe in die Staatskasse fließen. Meistens sind die L. jedoch unbesoldet, und in diesem Falle einigen sie sich mit den Schiffen um die Höhe des Lootsengeldes.

Lope de Vega, s. Vega (Lope Felix de Vega Carpio).

Lopez (Don Carlos Antonio), Präsident von Paraguay, geb. zu Asuncion 4. Nov. 1790, war ein Neffe des Dictators Francia, nach dessen Tod er 1841 zum zweiten Consul und 1844 zum Präsidenten auf zehn Jahre gewählt wurde. Nach Ablauf dieser Periode wiederum gewählt, erhielt er 1857 das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen und starb 10. Sept. 1862. Seine Regierung war zwar willkürlich, aber nicht ohne Verdienste um Paraguay. Er öffnete das Land allmählich dem fremden Handel und der Einwanderung, schloß Verträge mit verschiedenen Mächten, legte den Grund zur Armee und zur Flotte, baute eine Eisenbahn und sorgte für den Unterricht. — Francisco Solano L., Sohn und Nachfolger des Vorigen, geb. bei Asuncion 24. Juli 1827, wurde schon 1845 zum General ernannt und 1854 als bevollmächtigter Minister Paraguays nach Europa gesendet, um verschiedene Handelsverträge

Digitized by Google

abzuschließen. Nach seiner Rückkehr wurde er Kriegsminister und nach dem Tode seines Vaters, der ihn zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, vom Congreß 16. Oct. 1862 zum Präsidenten auf 10 Jahre gewählt. Sofort war sein ganzes Bestreben auf die Erhöhung der Kriegsmacht und der Vertheidigungsfähigkeit des Landes gerichtet, sodaß das Heer im besten Zustand war, als im Oct. 1864 der Krieg mit Brasilien begann, den L. zwar mit zäher Widerstandskraft und Energie führte, aber auch mit der größten Grausamkeit. (S. Paraguay.) L. wurde 1. März 1870 von brasil. Cavalerie am Aquidaban überfallen und getödtet.

Lorber (Laurus) ist der Name einer zur 9. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung, die nur eine einzige Art enthält, den **edeln L.** (L. nobilis L.), einen immergrünen, 15 Mt. hohen Baum oder zuweilen nur 6—10 Mt. hohen Strauch, der in Kleinasien einheimisch sein soll, jetzt aber über alle Länder am Mittelländischen Meer verbreitet ist und auch bei uns häufig im Kalthause gezogen wird. Er trägt lanzettige, lederige, netzigaderige, glänzende Blätter, blattwinkelständige Büschel von unansehnlichen Blüten, deren Blütenhülle gelblichweiß und viertheilig ist und in den männlichen und Zwitterblüten zwölf Staubgefäße enthält, deren Beutel mit Klappen aufspringen, und bringt ovale, 1—2 Ctmt. lange, blauschwarze Beeren. Blätter und Beeren sind seit den ältesten Zeiten in der Heilkunde gebräuchlich. Die Blätter riechen und schmecken aromatisch, etwas bitter und adstringirend, enthalten ätherisches Oel und bittern Extractivstoff und waren früher als magenstärkendes und blähungtreibendes Mittel viel im Gebrauch, sind aber jetzt mehr als Küchengewürz allgemein benutzt. Die Beeren enthalten einen braunen, aus den beiden dicken Samenlappen bestehenden Kern, der außer ätherischem Oel einen eigenthümlichen flüchtigen, scharf- und bitterschmeckenden, kleberig-harzartigen Stoff (Laurin) und ein doppeltes fettes Oel enthält und stark reizend, erhitzend und zugleich tonisch wirkt. Das ausgepreßte butterartige, grüne, zugleich die ätherischen Stoffe enthaltende Oel (Lorberöl), das jedoch meistentheils verfälscht ist, wird äußerlich angewendet. Der L. hieß bei den alten Griechen Daphne und war dem Apollo geheiligt. Beerentragende Zweige desselben wurden um die Stirn der siegenden Helden und Dichter gewunden, später auch um die der jungen Doctoren, woher der Name Baccalaureus (s. d.). Die Gattung L. ist der Typus der Familie der Laurineen, zu denen der echte Zimmtbaum, der Kampherbaum und der Sassafrasbaum gehören, die alle von Linné zur Gattung Laurus gezählt wurden.

Lorch (Lauresacum), schöngelegene Stadt im Oberamte Welzheim des württemb. Jaxtkreises, 7,5 Kilom. von Gmünd, an der Rems und der Stuttgart-Nördlinger Eisenbahn, hat 2244 E. und ist Sitz eines Kameral- und Forstamts sowie vormals eines Oberamtes. Der Ort war, wie noch Ueberreste zeigen, eine röm. Militärstation, an welcher der Grenzwall (Pfahlgraben, limes transrhenanus) gegen den Hohenstaufen hinlief. Er gehörte zu den ersten Besitzungen der Hohenstaufen und kam 1251 an Würtemberg. Nordöstlich liegt auf dem sog. Liebfrauenberg, einem schöngeformten Vorhügel der rechten Remsthalgehänge, das ehemals berühmte Benedictinerkloster L., welches von Herzog Friedrich von Hohenstaufen 1102 gestiftet, 1525 bis auf die Kirche und einen Thurm von den Bauern zerstört, 1531—57 aber wiederhergestellt wurde. Die schöne, ursprünglich im roman. Stil erbaute, in neuester Zeit ausgebesserte Kirche war die Begräbnißstätte des hohenstaufischen Hauses und bewahrt die irdischen Reste von 21 Gliedern desselben, darunter die des Stifters, seiner Gemahlin Agnes und der nächsten Angehörigen. In L. verlebte Schiller einige für seine Entwickelung wichtige Jugendjahre. Vgl. Falk, «Geschichte des ehemaligen Klosters L.» (Mainz 1866). — Den Namen L. führt ferner ein alter, früher zu Kurmainz, später zum Herzogthum Nassau, jetzt zu Preußen (Rheingaukreis, Regierungsbezirk Wiesbaden) gehöriger Marktflecken, 11 Kilom. im Nordwesten von Rüdesheim, an der Nassauischen Bahn und an der Mündung der Wisper in den Rhein gelegen. Der Ort hat eine schöne alte Kirche aus dem 12. Jahrh. mit dem schönsten Geläute des Rheingaues, mehrern Denkmälern rheingauischer Adelsgeschlechter, einem aus dem 13. Jahrh. stammenden Altar und einem Taufstein aus dem 14. Jahrh.; ferner vier Mühlen, einen Sauerbrunnen und 1900 E., welche guten Wein bauen. Urkundlich schon 832 genannt, war der Ort im frühen Mittelalter eine wichtige Grenzfeste und später Sitz des rheingauischen Adels mit eigenem Land- und Saalgericht. Gegenüber am rechten Ufer der Wisper ragen 185 Mt. über den Rhein die Trümmer der Burg Nollicht oder Nollingen empor, und 6 Kilom. im Nordosten liegen im Sauerthal, welches in das schöne Wisperthal ausmündet, die ansehnlichen Ruinen der 1689 von den Franzosen gesprengten, einst starken Sickingen'schen Feste Sauerburg. Im Wisperthal ist eine chem. Fabrik. L. wird neuerdings auch als klimatischer Curort benutzt. — L. heißt auch ein historisch wichtiges Dorf in der Bezirkshauptmann-

Digitized by Google

schaft Enns des Erzherzogthums Oberösterreich, nahe dem rechten Ufer der Donau und der Mündung der Enns. Der Ort hat eine von Maximilian I. erbaute Kirche des heil. Laurentius mit sehr vielen Denksteinen und röm. Alterthümern. Es ist die röm. Colonie Laureacum, welche eine Station der Donauflotte, Hauptquartier der Legio II Italica mit Waffen- und Schildfabrik und wahrscheinlich Hauptstadt von Noricum ripense war. Im 5. Jahrh. sollen L. die Hunnen, 738 die Avaren zerstört haben. Dieses L. scheint die Wiege des Christenthums für ganz Oesterreich zu sein. Bereits in der Mitte des 3. Jahrh. war hier ein Bisthum, das später zum Erzbisthum erhoben, 738 aber nach Passau verlegt ward.

Lord (angelsächs. hlâford, Brotherr) ist in England der allgemeine Titel der Peers, im engern Sinne aber nur der niedrigsten Rangstufe derselben, der Barone; auch führen ihn im gewöhnlichen Leben die Söhne der Herzoge und Marquis und die ältesten Söhne der Grafen. In Schottland heißen alle Richter an den höhern Tribunalen Lords; in England und Irland ist dies zwar nicht der Fall, doch werden sie während der Ausübung ihrer Functionen mit diesem Titel angeredet. — Lords der Admiralität und des Schatzes nennt man die Mitglieder des Marine- und des obersten Finanzconseils. — Lordmayor ist der Titel für die jährlich neu zu wählenden Bürgermeister von London, Dublin und York.

Lorelei oder Lurlei ist der Name eines zwischen St.-Goar und Oberwesel senkrecht aus dem Rhein 132 Mt. hoch aufsteigenden, den Schiffern gefährlichen, echoberühmten Felsens (lei, altsächs. leia, ist Fels), durch den seit 1861 ein 397 Mt. langer Tunnel der Rheinischen Eisenbahn führt. Die Sage hat denselben zum Sitze einer Nixe gemacht, welche die Vorüberfahrenden durch ihren zauberischen Gesang anlockt, bis sie an dem Felsen scheitern und versinken. Man hat das Alter und die Echtheit dieser Sage bestritten, wol aber mit Unrecht. Gewiß ist, daß der Berg bereits in der deutschen Heldensage eine Rolle spielt. Beim Lurlen-(Lorle-) Berg glaubte man im 13. Jahrh. den Nibelungenhort versenkt und im 16. und 17. Jahrh. hielt man ihn von Geistern bewohnt. Unter vielen poetischen Bearbeitungen dieser Sage ist die vollendetste das Lied von H. Heine, welches, von Silcher in Musik gesetzt, ein beliebtes Volkslied geworden ist. Die Aehnlichkeit mit der griech. Sage von den Sirenen ist unverkennbar, aber zugleich auch der echt deutsche Charakter der Lurleisage.

Lorenz (Ottokar), namhafter Historiker, geb. 1832 zu Iglau in Mähren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Olmütz und widmete sich seit 1851 zu Wien philol. und histor. Studien. Hier war es namentlich Bonitz (s. d.), welcher auf das ganze geistige Leben L.' einen entscheidenden Einfluß ausübte. Nachdem er 1854 seine Studien beendet hatte, wandte er sich der Bearbeitung der alten Geschichte zu, gab seine erste Schrift «Ueber das Consulartribunat» (Wien 1854) heraus und habilitirte sich 1856 an der wiener Universität als Privatdocent der Geschichte. Im J. 1857 wurde L. als Official des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs angestellt und im Dec. 1860 zum außerord. Professor der Geschichte ernannt; ein Ruf nach Freiburg i. Br. hatte 1862 seine Ernennung zum ord. Professor der allgemeinen und österr. Geschichte an der wiener Universität zur Folge. Die lebhafte Betheiligung L.' an den schwankenden Verfassungsfragen zog ihm im Frühjahr 1865 einen Preßproceß zu, welcher zwar auf Befehl des Kaisers durch landesgerichtlichen Beschluß vom 15. Juli 1865 eingestellt, aber doch die Veranlassung wurde, daß L. sich genöthigt sah, seine Stellung bei dem geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufzugeben. Seitdem veröffentlichte L. eine Reihe von Arbeiten aus dem Gebiete der mittlern und neuern Geschichte. Die bedeutendsten derselben sind: «Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrh.» (2 Bde., Wien 1863—67), «Geschichte König Ottokar's II. von Böhmen» (Wien 1866), «Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrh.» (Berl. 1871; 2. Aufl., 2 Bde., 1877), eine Schrift, welche sich dem Wattenbach'schen Werke über die frühern Perioden würdig anschließt. Von besonderm Interesse ist die von L. im Verein mit W. Scherer herausgegebene «Geschichte des Elsaß von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (Berl. 1871; 2. Aufl. 1872) und die Schrift «Papstwahl und Kaiserthum» (Berl. 1874). Auch gab L. neu bearbeitet heraus Pölitz' «Oesterr. Geschichte» (Wien 1859; 3. Aufl. 1877). Die kleinern Schriften von L. erschienen gesammelt unter dem Titel «Drei Bücher Politik und Geschichte» (Berl. 1876).

Lorenzstrom oder Sanct-Lorenzstrom (engl. St.-Lawrence, franz. St.-Laurent), der wasserreichste Strom Nordamerikas und einer der größten Ströme überhaupt, führt die ungeheuere Wassermasse der fünf großen Seen von Canada in nordöstl. Richtung dem Atlantischen Ocean zu und hat, wenn man den 260 Kilom. langen St.-Louis, den größten der in den Obern See fallenden Flüsse, als Quellstrom annimmt und jene Seen als Stromerweiterungen ansieht,

Digitized by Google

eine directe Länge von 1870, mit den Krümmungen aber von 3450 Kilom. und ein Gebiet von 1,320,000 QKilom. Mit Stromschnellen und Wasserfällen stürzen die Wassermassen des einen der fünf großen Seen in den andern, und unter diesen ist der Fall des Niagara (s. d.), mittels dessen die Gewässer des Erie in den Ontario sich ergießen, der berühmteste und der großartigste der Erde. Der eigentliche L., der Abfluß des Ontariosees, bis zur Mündung 1140 Kilom. lang, 560 Kilom. von derselben schon 15 Kilom. breit, wetteifert an Breite und Tiefe mit dem Amazonenstrom und trägt Kriegsschiffe 520, große Kauffahrteischiffe 600 Kilom. stromaufwärts. Bei seinem Austritt aus dem Ontario ist sein Bett so breit, daß man ihn den See der Tausend Inseln nennt, nach einer Gruppe von 1692 zum Theil mit Hochwald bestandenen Eilanden. Weiter abwärts liegen abermals Eilande im Strom, der hier die Stromschnellen Long-Sault und Big-Pitch bildet, über welche die Schiffe pfeilschnell hinwegfliegen. Unterhalb Cornwall und St.-Regis, bis wohin das rechte Ufer des L. zu den Vereinigten Staaten gehört, und wo der Strom ganz in das Gebiet von Britisch-Canada tritt, erweitert sich derselbe zu dem fast 15 Kilom. breiten Sanct-Francissee, an dessen Ende eine Reihe von Stromschnellen die Schifffahrt für große Fahrzeuge auf eine Strecke von 20—25 Kilom. unterbrechen, während weiter unterhalb der Wasserfall des St.-Louissees durch den Kanal La Chine umgangen wird. Bald darauf mündet von Norden her der Ottawa (s. d.) und bildet mit dem L. mehrere Inseln, auf deren einer die Stadt Montreal (s. d.) liegt. Von hier an erscheint der Strom als ein majestätisches und freies Wasser, das auch für Schiffe von 600 Tonnen Gehalt fahrbar ist und jener Stadt, obwol sie 915 Kilom. vom Ocean liegt, alle Vortheile eines Seeplatzes gewährt. Weiter abwärts bildet er den 48 Kilom. langen, 20 Kilom. breiten Sanct-Petersee mit Spuren von Ebbe und Flut. Bei Quebec (s. d.) theilt er sich dann in zwei Arme, wodurch die Insel Orleans entsteht; 150 Kilom. weiter befindet sich die letzte Stromschnelle Richelieu. Das Wasser des Stroms wird 37 Kilom. unterhalb derselben durch Mischung mit der Meeresflut schon brakig, und nach weitern 135 Kilom. seines Laufs, bei Kamouraska, durchaus salzig. Als äußerste Endpunkte des L. bezeichnet man Cap Rosier im Süden und die Ansiedelung Mingan auf der Nordseite, oder auch Cap Chat und Monts Pelés. Hier geht er, nachdem er gegen 60 Nebenflüsse aufgenommen, unter welchen links der Ottawa und Saguenay, rechts der Richelieu oder Chambly (auch Sorel oder St.-John genannt) die wichtigsten sind, in einer 150 Kilom. breiten Mündung in den Sanct-Lorenzbusen, das größte Aestuarium der Erde, das, im N. und W. vom Festlande, im O. von Neufundland, im S. von der Insel Cap Breton begrenzt, in seiner Haupterstreckung von SW. gegen NO. 820 Kilom. lang und 370 Kilom. breit ist, viele Inseln (wie Anticosti im N., Prinz Eduard oder St.-John im S., die Magdaleneninseln in der Mitte, die Phippiganinseln im W.) umschließt und durch drei Meerengen mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht. Diese Engen sind: die Straße von Belle-Isle im NO., zwischen Labrador und Neufundland, nach einer vor derselben liegenden Insel benannt, die Südstraße zwischen Neufundland und Cap Breton, und Canso zwischen Cap Breton und Neuschottland. Die hydrogr. Verhältnisse des L. sind ganz eigenthümlicher Art. Die undeutliche Wasserscheide zwischen den canad. Seen und dem Mississippi erinnert an unausgebildete Wassernetze Südamerikas. Nur stellenweise ist die Wasserscheide durch niedrige Hügelzüge bezeichnet. Einige Zuflüsse des Mississippi entspringen fast auf dem niedrigen Uferrande des Michigansees, mit welchem der Illinois sogar periodisch in Verbindung steht.

Loreto, freundliches Städtchen in der Provinz Ancona des Königreichs Italien, auf einem anmuthigen, baumreichen Hügel, in sehr fruchtbarer Gegend unweit vom Adriatischen Meer, 24 Kilom. südlich von Ancona, an der Mündung des Musone und der Südbahn, der Sitz eines Bischofs, besteht aus einer einzigen langen Straße voller Verkaufsläden für heilige Gegenstände und hat (1871) 8083 E., die meist ihren Unterhalt von den Fremden gewinnen, welche jährlich zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen Heiligen Hause (La casa santa), einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der Welt, wallfahrten. Dasselbe hat nach der Legende Maria, die Mutter Jesu, bewohnt und soll von Engeln 1291 aus Nazareth in Galiläa nach Tersate in Dalmatien, von da 1294 nach Italien hinüber in einen der Donna Laureta gehörenden Wald (Lauretum) bei Recanati, endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht worden sein. Das Heilige Haus steht mitten in dem von Paul II. 1464 begonnenen und von Sixtus V. 1587 vollendeten gewaltigen Tempel mit festungsartigem Zinnenkranz und mächtiger achteckiger Kuppel, der sich zur Seite des königl. Palastes erhebt. Er hat drei berühmte Erzthüren, ist von außen durch Bramante mit Marmor überzogen, durch Sansovino mit plastischem Schmuck bekleidet und aus Ebenholz und Backsteinen gebaut, 13,5 Mt. lang, 9 Mt. breit und 11 Mt.

Digitized by Google

hoch und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Seine Thür und ein Gitter ist von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jesuskinde abgebildet. Dasselbe war früher im Besitz eines ungeheuern Schatzes, der allmählich durch die Freigebigkeit der Pilger entstanden. Die Einkünfte des Hauses wurden ohne die Geschenke auf 30,000 Scudi, die Zahl der jährlich herbeiströmenden Pilger wird auf 100,000 berechnet. Merkwürdig ist das Bild Rafael's, die Madonna darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Die Franzosen beraubten 1798 den Schatz aller seiner Reichthümer, das Marienbild aber gab Bonaparte 1800 zurück. Vgl. Tursellino, «Lauretanae historiae libri V» (Veneb. 1727; neue Ausg., Rom 1837); Martorelli, «Teatro istorico della santa casa Nazarena della santa vergine Maria» (3 Bde., Rom 1732—35).

Lorette oder, nach dem neuern Sprachgebrauch, Cocotte heißt in Paris ein Frauenzimmer, das, frei auf eigene Hand lebend, den Männern seine Gunst verkauft, zuweilen auch mit einem bevorzugten Liebhaber eine engere Verbindung eingeht auf so lange, als dies beiden Theilen convenirt. Die L. ist weder die griech. Hetäre, noch die röm. Courtisane, noch die altfranz. Maitresse, noch das unterhaltene Frauenzimmer des ersten Kaiserreichs, noch auch die Grisette der Restaurationsperiode, sondern ein specielles Product der seit dem zweiten Kaiserreiche aufgekommenen vielgeschäftigen Lebensweise. Mit Gavarni, der ihr Signalement in seinen Meisterwerken festgehalten, wird die L. auf die Nachwelt gelangen.

Lori (Stenops) oder Gespenstaffen heißen kleine, träge Halbaffen mit dünnem Leibe, spitzer, aber kurzer Schnauze, rundem Kopfe, großen Augen, langen, dünnen Gliedern und stummelhaftem Schwanze, deren verschiedene Arten in Bengalen, auf Ceylon und den Sunda-Inseln in den dichtesten Urwäldern auf Bäumen leben. Der Zeigefinger der Hände ist sehr verkürzt, derjenige der Füße mit langer, scharfer Kralle versehen. Sie schlafen tags über und klettern nachts nach Nahrung umher, die aus Vögeln, Eiern, Insekten und Früchten besteht.

Lorient, ehemals L'Orient, große, schöne und befestigte Seestadt mit 34,660 E. im franz. Depart. Morbihan an der Südküste der Bretagne, 54 Kilom. im Westnordwesten von Vannes, an der Orléansbahn und der Mündung des Scorff in die Bai von L. oder dem bei Port-Louis mit dem Atlantischen Meer in Verbindung stehenden Mündungsbusen des Blavet gelegen, ist Hauptort eines Arrondissements, Kriegshafen und Flottenstation, Festung zweiter Klasse, erster Schiffbauplatz der Staatsmarine, Sitz einer Seepräfectur, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handels-, eines Seegerichts sowie zweier Friedensgerichte. Die Stadt hat breite, schnurgerade Straßen, sehr große, schöne Plätze, angenehme Promenaden, eine herrliche, sichere Rhede und einen guten Hafen, welchen prächtige Kais und das schönste Stadtviertel umgeben, ein Lyceum, eine Marineartillerie-, eine hydrogr. und andere Schulen, ein Observatorium und große Werfte und Docks für Kriegs- und Handelsschiffe. Außerdem bestehen hier ein Marinearsenal, ein Artilleriepark, große Artilleriekasernen, ein Seehospital, ein Gefängniß, eine Handelsbörse, mehrere Versicherungsanstalten, eine landwirthschaftliche und eine Handelskammer, ein Theater, eine philotechnische, eine Industrie- und andere Gesellschaften. L. besitzt eine Dampfmaschinen-Bauanstalt, Eisengießereien, Hammerwerke und Schmieden, Leder- und Conservenfabriken, große Depôts für die nach überseeischen Häfen gesandten Waaren. Es rüstet Schiffe für die große Fischerei aus, treibt Sardinenfang im großen sowie lebhaften Handel, welcher Getreide, Wein, Branntwein, Vieh, Wachs, Honig, Butter, Fische, Tuch, Quincaillerie- und Krämerwaaren zur Ausfuhr bringt, dagegen Baumaterialien für die Marine, Taue, Anker, Harz, Waffen und andere Fabrikate, Colonialwaaren u. s. w. importirt. L. verdankt seinen Ursprung der Ostindischen Handelscompagnie, die hier 1664 ein Etablissement errichtete. Der Ort ward 1738 zur Stadt erhoben und 1744 befestigt, von den Engländern aber 1746 angegriffen. Nach Auflösung der Compagnie ging der Hafen mit seinen Anstalten gegen Entschädigung an den Staat über. Am 23. Juni 1795 trugen bei der im Süden der Rhede gelegenen Insel Groix die franz. Emigranten unter dem engl. Commodore Warren über die franz. Flotte von Brest unter Villaret de Joyeuse einen Seesieg davon. Seit Napoleon I. geschah viel für die Hebung L.s, namentlich wurden seit 1815 großartige Hafenarbeiten ausgeführt. Im Süden 7 Kilom. von L. liegt östlich an der Blavetmündung und am Eingang der Rhede die feste Hafenstadt Port-Louis mit 3456 E., starkem Sardinenfang, Seebädern, Seilerbahnen und beträchtlichem Küstenhandel. Auf der Citadelle (aus dem 17. Jahrh.) saß Ludwig Napoleon nach der straßburger Affaire 1836 einige Tage gefangen.

Lorinser (Franz), namhafter kath. Theolog, geb. 12. März 1821 zu Berlin, studirte in Breslau, München und Rom Theologie und wandte sich hierauf nach Breslau zurück, wo er erst als Kaplan an der Sandkirche, seit 1858 aber als Pfarrer zu St.-Matthias und fürst-

Digitized by Google

bischöfl. Consistorialrath wirkte. Von 1852—64 war L. Herausgeber des «Schles. Kirchenblatts». Literarisch machte er sich zuerst durch die kleine Schrift «Entwickelung und Fortschritt in der Kirchenlehre» (Bresl. 1847) bekannt, welche die Aufmerksamkeit des Cardinals Diepenbrock auf ihn lenkte, von dem er als Spiritual in das Priesterseminar berufen wurde. Dieses Amt veranlaßte ihn zu den Schriften «Geist und Beruf des kath. Priesterthums» (Regensb. 1858) und «Die Lehre von der Verwaltung des heil. Bußsakraments» (Bresl. 1860). Inzwischen übertrug er auch aus dem Spanischen das «Lehrbuch der Elemente der Philosophie» (4 Bde., Regensb. 1852—53) und die «Fundamente der Philosophie» (4 Bde., Regensb. 1855—56) des Philosophen Balmes, von dessen übrigen Werken er schon vorher die «Briefe an einen Zweifler» (3. Aufl., Regensb. 1864) ins Deutsche übersetzt hatte. In den J. 1854 und 1857 machte L. zwei Reisen nach Spanien, die er in den «Reiseskizzen aus Spanien» (Regensb. 1855) und «Neue Reiseskizzen aus Spanien» (Regensb. 1858) geschildert hat. Als gründlicher Kenner der span. Sprache und Literatur bekundete er sich in der von Einleitung und Commentar begleiteten Uebertragung der sämmtlichen 73 «Geistlichen Festspiele» des Calderon (18 Bde., Regensb. u. Bresl. 1856—72), denen sich «Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts» (7 Bde., Freib. i. Br. 1875—76) und unter dem Titel «Aus Spaniens Vergangenheit» (Regensb. 1877) zwei histor. Schauspiele von Lope de Vega anschlossen. Außerdem erschienen von L. «Kath. Predigten» (3 Bde., Schaffh. 1866—67) und «Die Bhagavad-Gita. Uebersetzt und erläutert» (Bresl. 1869). Im J. 1869 als Domkapitular in das breslauer Domkapitel berufen, begleitete er als solcher den Fürstbischof von Breslau nach Rom. L.'s neuestes Werk «Das Buch der Natur» (3 Bde., Regensb. 1876 fg.) ist eine das ganze Gebiet der Naturwissenschaften umfassende kosmologische Theodicee. — Karl Ignaz L., ein besonders durch seine Arbeiten über die epidemischen Krankheiten bekannter Arzt, Vater des Vorigen, geb. 24. Juli 1796 zu Nimes im böhm. Mittelgebirge, besuchte das Gymnasium zu Prag und begann daselbst auch seine medic. Studien, die er seit 1814 zu Berlin fortsetzte. Im J. 1818 erhielt er die Stelle eines Repetenten an der Thierarzneischule zu Berlin. Bald darauf habilitirte er sich an der Universität daselbst und ging 1822 als Mitglied des Medicinalcollegiums nach Stettin. Im J. 1824 kam er als Regierungs- und Medicinalrath nach Köslin, 1825 in gleicher Eigenschaft nach Oppeln. Seit 1841 Geh. Medicinalrath, nahm er 1850 seine Entlassung aus dem Staatsdienst. Er starb 2. Oct. 1853 zu Patschkau in Schlesien. L.'s Thätigkeit war vorzüglich auf das Studium der Epidemien gerichtet. Als seine Hauptwerke sind zu betrachten die «Untersuchungen über die Rinderpest» (Berl. 1831) und «Die Pest des Orients» (Berl. 1837). Großes Aufsehen erregte 1831 eine Abhandlung L.'s über die Cholera in den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik», welche die Aufhebung des Militärcordons zur Folge hatte. Ebenso veranlaßte seine kleine Schrift «Zum Schutze der Gesundheit auf Schulen» (Berl. 1836) den sog. Lorinser'schen Schulstreit und die Wiedereinführung von Turnanstalten auf preuß. Gymnasien. L.'s Selbstbiographie (Regensb. 1864) gab sein Sohn Franz L. heraus.

Lornsen (Uwe Jens), der erste Anreger der schlesw.-holstein. Bewegung, geb. zu Keitum auf der Insel Sylt 18. Nov. 1793, erhielt seit 1811 in Tondern und Schleswig höhern Unterricht. Er studirte die Rechte auf den Universitäten Kiel und Jena, trat 1821 als Volontär in die schlesw.-holstein.-lauenb. Kanzlei zu Kopenhagen und wurde Oct. 1830 auf sein Ansuchen zum Landvogt der Insel Sylt ernannt. Unmittelbar nach seiner Ernennung reiste er von Kopenhagen nach Kiel, und verfaßte hier die Schrift «Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein». L. forderte darin eine gemeinsame ständische Verfassung für beide Herzogthümer, Einsetzung eines besondern schlesw.-holstein. Staatsraths, Verlegung der Landesbehörden von Kopenhagen nach dem Inlande u. s. w. Dadurch lud L. den Zorn des Königs Friedrich VI. auf sich, der die Sache als eine persönliche Kränkung auffaßte. Wenige Tage nachdem L. sein Amt auf Sylt angetreten, wurde er 23. Nov. 1830 verhaftet, nach Rendsburg abgeführt und 31. Mai 1831 zur Amtsentsetzung und einjähriger Festungshaft verurtheilt, welche er theils in Rendsburg, theils in Friedrichsort verbüßte. Hierauf zog er sich nach Sylt zurück; aber Hypochondrie und körperliche Leiden veranlaßten ihn, in einem tropischen Klima Heilung zu suchen. Im Oct. 1833 reiste er nach Rio-de-Janeiro, und hier entstand sein größeres Werk: «Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins», welches von G. Beseler (Jena 1841) herausgegeben wurde. Im April 1837 ging L. von Rio-de-Janeiro nach Marseille, und Mitte September traf er in Genf ein. Schwer erkrankt, lebte er hier einsam, und 13. Febr. 1838 zog man seinen Leichnam aus dem Genfersee. Vgl. Jansen, «Uwe Jens L.» (Kiel 1872); derselbe, «Uwe Jens L. Zur Erinnerung an den 24. März 1848» (Garding 1873).

Digitized by Google

Lörrach, Kreisstadt im bad. Landescommissariatsbezirk Freiburg, Hauptort des durch seine Weine bekannten Markgräflerlandes, 9 Kilom. nordöstlich von Basel, an der Wiese und der Wiesenthalbahn, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein mit einem Realgymnasium verbundenes Pädagogium, eine Kreishypothekenbank und eine Vorschußbank und zählt (1875) 3249 E., welche eine große Kattundruckerei, Baumwollspinnereien und Webereien, eine Tuchfabrik, eine Eisen- und Metallgießerei unterhalten und Weinbau treiben. In der Nähe sind die Ruinen des großen Schlosses Rötteln, das den Markgrafen von Hachberg-Sausenburg, später den Markgrafen von Baden-Durlach gehörte und 1678 von den Franzosen zerstört wurde. — Der Kreis L. zählt (1875) auf 964 QKilom. 91,489 E.

Lorrain, s. Claude Lorrain.

Lortzing (Gust. Albert), deutscher Operncomponist, geb. zu Berlin 23. Oct. 1803 als Sohn eines Schauspielers, zeigte schon frühzeitig musikalisches Talent und trat seit 1812 neben seinen Aeltern auf Bühnen süddeutscher Städte in Kinderrollen auf. Von 1819—22 war er für jugendliche Liebhaberrollen und Tenorbuffo-Partien bei den Bühnen von Düsseldorf und Aachen engagirt, wirkte dann bis 1826 in gleicher Eigenschaft in Köln, wo er 1824 seine erste Oper, «Ali-Pascha von Janina», schrieb, und kam hierauf an das Hoftheater nach Detmold. Hier erschienen 1832 zwei Liederspiele von ihm: «Scenen aus Mozart's Leben» und «Der Pole und sein Kind», von welchen das letztere L.'s Namen zuerst allgemeiner bekannt machte. Von Detmold gelangte er 1833 an das Stadttheater nach Leipzig, wo er sich die Neigung des Publikums gewann und sein musikalisches Talent reiche Anregung fand. Seiner ersten Oper, «Die beiden Schützen», die 1837 zur Aufführung kam und durch ihre gesunde Heiterkeit Glück machte, folgte noch in demselben Jahre die Oper «Zar und Zimmermann», welche sich seit ihrer Aufführung in Berlin rasch auf den deutschen Bühnen einbürgerte. Zu beiden Opern hatte L. selbst auch das Libretto abgefaßt, was er wenigstens der Hauptsache nach auch bei den übrigen that. Dem schlossen sich an «Caramo, oder das Fischerstechen» (1839), «Hans Sachs» (1840 bei der vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zuerst in Leipzig aufgeführt), «Casanova» (1841), «Der Wildschütz» (1842). Letztere Oper machte das meiste Glück und ist nächst «Zar und Zimmermann» L.'s gelungenstes Werk. L. übernahm 1844 die Kapellmeisterstelle am leipziger Stadttheater, legte dieselbe aber nach einem Jahre wieder nieder. Inzwischen war seine Oper «Undine» mit Erfolg an verschiedenen Theatern zur Aufführung gekommen. Anfang 1846 brachte er zu Wien auf dem Theater an der Wien sein Werk «Der Waffenschmied» in Scene und übernahm dann an dieser Bühne die Kapellmeisterstelle. Als sich 1848 jenes Theaterunternehmen auflöste, wandte sich L. wieder nach Leipzig. Schon Ende 1847 war hier seine Oper «Zum Großadmiral» aufgeführt worden, und im Mai 1849 folgte die Inscenirung seiner «Rolandsknappen» sowie die Anstellung als Kapellmeister, der er jedoch schon nach einigen Wochen entsagte. Er trat nun wieder als Schauspieler auf, bis er Anfang 1850 die Kapellmeisterstelle am neuerrichteten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin erhielt. Schon seine letzten größern Opern hatten jedoch geringe Verbreitung gefunden, und gleiches Schicksal erlitten einige kleine Arbeiten, die er noch in Berlin zu Stande brachte. Dies sowie äußerer Druck brachen ihm Lebensmuth und Gesundheit. Er starb 21. Jan. 1851. L.'s musikalische Production entbehrt des Idealen, Tiefen und Eigenthümlichen, dagegen gelingt ihm das Anmuthige und Heitere und noch mehr das Humoristische und Gemüthlich-Komische; da versteht er auch, mit voller Wahrheit Charaktere anzulegen, festzuhalten und objectiv zu zeichnen. Vgl. Düringer, «Albert L.'s Leben und Wirken» (Lpz. 1851).

Löschdosen oder Feuerlöschpatronen, eine Erfindung des sächs. Oberbergraths Kühn, welche durch den Director Bucher in Leipzig verbreitet wurde, sind Büchsen von Pappe, gefüllt mit einer Mengung aus 8 Theilen Salpeter, 4 Theilen Schwefel und 1 Theil Kohle, welche, in ein Feuer geworfen, dasselbe auslöschen sollen. Die Wirkung, die sich jedoch nur in geschlossenen Räumen geltend machen kann, beruht auf der Entwickelung von schwefeligsaurem Gas, kohlensaurem Gas und Stickgas beim Abbrennen der Füllung, da diese Gasarten dem Brennen entzündeter Gegenstände hinderlich sind. Die Meinungen über den Werth der L. gehen auf Grund angestellter Versuche und Erfahrungen bei Feuersbrünsten ziemlich weit auseinander. Auch sind die L. durch die in neuerer Zeit aufgekommenen Extincteurs, die sich bei localen Bränden bewährt haben, mehr und mehr verdrängt worden.

Loschwitz, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, am rechten Elbufer, 5 Kilom. oberhalb Dresden, Blasewitz gegenüber, Station der Sächsisch-Böhmischen Dampfschifffahrts-

Digitized by Google

gesellschaft, zählt (1875) 3387 E., hat viele Villen, Obst- und Weinbau und ein Denkmal Schiller's, der hier in einem kleinen, durch Inschrift und die Schiller-Eiche bezeichneten Sommerhaus in einem Weinberg Körner's 1785—87 den größten Theil seines «Don Carlos» schrieb.

Löserdürre, s. Rinderpest.

Losonez, Stadt im Neograder Comitat des ungar. Kreises diesseit der Donau, an der Nördlichen Ungarischen Staatseisenbahn, mit (1869) 5178 E., meist Magyaren und Reformirte, die hier ein Gymnasium haben. L. ist der Sitz des Comitats, hat warme Bäder und eine bedeutende Tuchfabrik; 7. Aug. 1849 wurde es von den Russen eingenommen und zerstört.

Lostage heißen diejenigen Tage des Jahres, an welche sich, namentlich in der Kunde und Voraussagung der Witterung, sowie bezüglich der Vornahme der Saat und Ernte, der Volks- und Aberglauben bindet. Diesen Tagen wird demnach eine höhere Bedeutung als den übrigen zugeschrieben. Es sind deren im ganzen 84, von welchen der Januar die meisten mit 11, der Mai die wenigsten mit 5 hat. Die wichtigsten und berühmtesten sind darunter: Neujahr, Dreikönigstag, Lichtmeß, St.-Matthias, St.-Markus, Philipp-Jakobi (1. Mai), Johannistag, St.-Jakob, Matthäus, St.-Michael, St.-Andreas und Weihnachtsabend. Außerdem sind die Kirchenfeste L., ebenso die sog. Zwölf Tage und Nächte. Die Bedeutung der L. ist theils eine altgerman. heidnische Gebräuche, theils auf überkommene Erfahrungen zurückzuführen.

Losung, s. Feldgeschrei.

Lot, bei den Alten Oltis genannt, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Garonne, entspringt 1300 Mt. hoch im Depart. Lozère am Gouletberge im Ländchen Gevaudan, durchfließt, indem er anfangs den Namen Olt führt, in westl. Richtung die Depart. Lozère, Aveyron, Lot und Lot-Garonne und mündet in dem letztern bei Aiguillon rechts in die Garonne nach einem Lauf von 481 Kilom., auf welchem er rechts die Colagne, Truyère und Célé, links die Dourdou und die Diège aufnimmt und die Städte Mende, Espalion, Entraigues, Cahors und Villeneuve-sur-Lot berührt. Schiffbar ist er 303 Kilom. weit, und zwar von Entraigues an. Nach dem L. sind zwei Departements benannt. — Das Departement L., die Landschaft Quercy der alten Provinz Guyenne umfassend, ist 5211,14 QKilom. groß und zerfällt in die drei Arrondissements Cahors, Figeac und Gourdon, in 29 Cantone und 321 Gemeinden. Es zählt (1872) 281,404 E. (gegen 288,919 im J. 1866 Abnahme 2,7 Proc.) und hat zur Hauptstadt Cahors (s. d.). Hügelreihen, die sich von den Cevennen abzweigen, erfüllen den östl. Theil, ein Ausläufer des Gebirgs von Auvergne reicht in den nordwestl. Theil und bildet die Wasserscheide zwischen der Dordogne im Norden und dem L. mit der Célé im Süden. Der Boden, größtentheils auf Kalksteinunterlage, ist im ganzen fruchtbar und ergiebig an Getreide, Obst, Hanf, Taback, Safran und Trüffeln. An den Hügelgeländen wird viel Wein gebaut, dessen geschätzteste Sorten der Cahors und Grand-Constant sind. Die Weiden sind mit zahlreichen Schafheerden bedeckt. Kleines Wildpret und Geflügel ist im Ueberfluß vorhanden, und der überall cultivirte Maulbeerbaum unterstützt die Seidenzucht. Die Berge liefern etwas Eisen und Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Kalkspat, Mühl- und Lithographirsteine; Mineralquellen gibt es an vielen Orten. Die Industrie beschäftigt sich mit Anfertigung von Wollzeugen (Ratin), Tuch, Strumpfwaaren. Auch gibt es Papierfabriken, Eisengießereien, Gerbereien, Leinwandmanufacturen, viele Töpfereien, Ziegel- und Kalkbrennereien. Doch sind die Getreidemühlen die zahlreichsten und wichtigsten Anstalten des Departements. Der Handel ist beträchtlich und führt besonders Getreide, Mehl, Wein, Nußöl, Hanf und Leinwand aus. — Das Departement L.-Garonne, aus Bestandtheilen der alten Provinzen Guyenne und Gascogne (Agénois und Bazadois, Condomois und Lemagne) zusammengesetzt, ist 5353,96 QKilom. groß, zerfällt in die vier Arrondissements Agen, Marmande, Villeneuve und Nérac, mit 35 Cantonen und 319 Gemeinden. Es zählt (1872) 319,289 E. (gegen 327,962 im J. 1866 Abnahme 2,7 Proc.), darunter viele reformirte, und hat zur Hauptstadt Agen (s. d.). Das Land bildet eine wellenförmige Ebene, die nur im Süden durch einige Ausläufer der Pyrenäen ein hügeliges Ansehen erhält, ist in westl. Richtung abgedacht und von der schiffbaren Garonne durchströmt, welche hier rechts den L., links den Gers und die schiffbare Baise aufnimmt. Die Fruchtbarkeit des Bodens zeigt sich sehr verschieden. In den Thälern und an den Hügelgeländen der Garonne und des L. (über ein Drittel des Landes) ist sie außerordentlich groß. Ober-Agénois aber hat einen undankbaren eisenhaltigen Thonboden, und im Südwesten nehmen etwa 660 QKilom. die Landes (s. d.) oder dürre Sandflächen ein. Im ganzen übersteigt die Getreideernte bei weitem den Bedarf. Man gewinnt überdies guten Hanf, Obst, namentlich Pflaumen (die berühmten Backpflaumen von Agen), viel Wein (von dem man zwei Drittheile ausführt), wie den

rothen La Rocal, Buzet u. a., den weißen Clairac und Aiguillon, Taback, der, namentlich in der Staatsfabrik zu Tonneins verarbeitet, für den beſten Frankreichs gilt. Der Anbau von Anis und Koriander wird im großen betrieben. Die Waldungen beſtehen hauptſächlich aus Fichten, Korkeichen und Kaſtanien. Die Weiden ſind mit Rinder- und Schafheerden bedeckt; auch zieht man viele Eſel, Maulthiere, Schweine und Geflügel, namentlich Truthähne und Gänſe, die in Menge ausgeführt werden. An Mineralien findet man Eiſen, Gips, Mergel und viel Töpfererde. Die Induſtrie producirt, außer dem Eiſen, Branntwein, Korkpfropfen, Segeltuch, leichte Wollzeuge, Taback, irdenes Geſchirr, Fayence, Handſchuhe, Glas, Tapeten und Papier. Man treibt Handel mit Wein, Mehl, Obſt u. ſ. w.

Lot, nach der hebr. Stammſage ein Enkel Tharah's, Sohn Haran's, des Bruders von Abraham, ſoll mit ſeinem Großvater und mit ſeinem Oheim Abraham, da ſein Vater geſtorben war, aus Ur in Chaldäa nach Kanaan, von da nach Aegypten, wieder zurück bis gen Bethel gezogen ſein und endlich zu Sodom gewohnt haben, wo er nach der Ueberlieferung von Kedor-Laomer, König von Elam, gefangen genommen, doch von Abraham wieder befreit worden ſein ſoll. Engel, ſo erzählt die Sage weiter, ermahnten ihn, aus Sodom, dem der Untergang drohe, mit ſeinem Weibe und ſeinen Töchtern wegzugehen. Dem Engelsverbot zuwider ſah ſein Weib hinter ſich und ward zur Salzſäule. L. zog dann nach Zoar, vollzog in der Trunkenheit Blutſchande an ſeinen Töchtern und zeugte die Söhne Moab und Ammi, von welchen die Moabiter und Ammoniter abſtammen. Die Tendenz der Sage iſt dieſe, den Urſprung der den Iſraeliten ſtammverwandten, aber meiſt feindlichen Völker der Moabiter und Ammoniter in ein ungünſtiges Licht zu ſtellen, zugleich aber den eigenen Stammvater Abraham zu verherrlichen.

Loth bedeutet urſprünglich ein metallenes Gewicht, iſt aber zur Bezeichnung eines beſtimmten kleinen Handelsgewichts geworden, welches bis auf neuere Zeit herab in den verſchiedenen deutſchen Staaten $^1/_{32}$, ſpäter meiſt $^1/_{30}$ des landesüblichen Pfundes betrug. In Oldenburg, Braunſchweig, Schaumburg-Lippe, Bremen, Hamburg, Lübeck und Hannover theilte man vor 1872 das mit 1. Juli 1858 (in Lübeck mit 1861) zum Landesgewicht erhobene Zollpfund (das halbe Kilogramm) in 10 L. (Neuloth) zu 50 Gr. Das gegenwärtige deutſche Neuloth (ſeit 1872) iſt das Dekagramm (10 Gr.) = $^1/_{100}$ Kilogr. oder $^1/_{50}$ Pfd. Demnach hat die Schwere des L. ungemein gewechſelt. Die alte Eintheilung des L. (als $^1/_{32}$ Pfd.) war allgemein die in 4 Quentchen (Quint, Quintel) oder Drachmen; das Quentchen wurde gewöhnlich wieder in 4 Pfennige zu 2 Hellern getheilt. Als Gold-, Silber- und Münzgewicht war das L. $^1/_{16}$ der Mark. Außerdem war früher das L. das hauptſächlichſte Probirgewicht (ſ. d.) für verarbeitetes Silber. Die in L. und Grän ausgedrückte Feinheit einer Silberlegirung hieß daher auch ihre Löthigkeit. — Das an einem Faden befeſtigte Blei der Maurer und Zimmerleute, mit dem ſie ſich der ſenkrechten Richtung zu vergewiſſern pflegen, nennt man ebenfalls L. oder Bleiloth; ſo auch das Senkblei der Schiffer. Lothrecht heißt daher ſoviel als ſenkrecht. Ferner bezeichnet man mit L. ein Metallgemiſch, welches zum Löthen (ſ. d.) dient.

Lothar I., röm. Kaiſer, 840—855, älteſter Sohn Ludwig's des Frommen, geb. 795, wurde durch das Reichsgeſetz von 817 zum Nachfolger im Kaiſerthum beſtimmt, welches dadurch zu einer bleibenden Inſtitution gemacht werden ſollte; die Brüder ſollten mit Aquitanien und Baiern ihm untergeordnet ſein. Als aber Ludwig zu Gunſten des nachgeborenen Karl dieſe Ordnung ſelbſt umſtieß, kam es zu wiederholter Empörung der Brüder. L. verlor die ihm ſchon eingeräumte Mitregentſchaft, aber nach des Vaters Tode wollte er als Kaiſer die ganze Monarchie in Beſitz nehmen. Da verbanden ſich die beiden Brüder Ludwig und Karl, und bei Fontenai in Burgund kam es 841 zur Schlacht, in der L. geſchlagen wurde. Nach längern Kämpfen und Verhandlungen erhielt er durch den Vertrag von Verdun 11. Aug. 843 außer der Kaiſerwürde Italien, welches er ſeit 822 verwaltete, nebſt einem Landſtrich, welcher von Rhône, Saône, Maas, Alpen und Rhein begrenzt wurde, und der auch die Weſermündung mit Friesland inbegriff. Dieſen im Norden gegen die Normannen, im Süden gegen die Araber zu vertheidigen war er außer Stande. Die großen Vaſallen hatten im Bürgerkrieg die Erblichkeit ihrer Lehen und weitgehende Selbſtſtändigkeit, der Klerus einen großen Einfluß auf die Regierung erlangt. Nach 12 Jahren einer ſchwachen Regierung vertheilte L. ſein Reich an ſeine Söhne, und ſtarb als Mönch im Kloſter Prüm 28. Sept. 855. Sein älteſter Sohn, Ludwig II. (ſ. d.), erhielt Italien, der mittlere, Lothar II., den nördl. Theil, welcher nach ihm Lothringen genannt wurde, und der jüngſte, Karl, die Provence mit Lyon. (S. Karolinger.)

Lothar der Sachſe, Graf von Suplinburg, Herzog der Sachſen und 1125—37 König der Deutſchen und röm. Kaiſer, war in Beziehung auf ſeine karolingiſchen Vorgänger der dritte,

Digitized by Google

als Kaiser der zweite Kaiser Konrad. Von Kaiser Heinrich V. und der Herzogin Wagner Tode 1106 und den Herzogthümern Sachsen bestehen, Schwaben und Baiern an sie und den Grafen Heinrich von Berg-Limburg-Luxemburg, Lothringen an Herzog Heinrich II. von Limburg, Kärnthen an Herzog Heinrich von Eppenstein, Mähren an Herzog Wratislaw, Polen an Herzog Boleslaw III. Schiefmund, Böhmen an Herzog Wratislaw II. und Ungarn an Herzog Koloman und Stephan bis an den Tod des letzten. Vom Tode Kaiser Heinrich's V. († 23. Mai 1125) bis zum Tode Kaiser Friedrich's I. († 10. Juni 1190).

durch Ueberstreuen der zu löthenden Stelle mit Salmiak, Löthsalz (eine Verbindung von Chlorzink mit Salmiak), Wasserglas, Kolophonium oder Borax. Das Loth darf zu seinem Schmelzen in keinem Falle einen größern Hitzegrad verlangen als das leichtflüssigste der zu löthenden Metallstücke. Es muß dünnflüssig sein, um in die feinste Fuge zu dringen, und nicht zu schnell erstarren, um die nöthige Zeit zu inniger Verbindung zu gestatten, und endlich muß es in seiner Farbe mit den zu löthenden Metallen thunlichst nahe übereinstimmen. Die Haltbarkeit der Löthung hängt von der Festigkeit des Loths ab. Das zum L. dienende Metallgemisch findet entweder in Form von dünnen Stangen oder kleinen Körnern Anwendung. Man hat leichtflüssiges, weiches Loth, Schnellloth, und strengflüssiges, Hartloth oder Schlagloth. Ersteres ist gewöhnlich eine Mischung aus Zinn und Blei. Zu den Hartlothen gehören Kupfer, Messingschlagloth, Neusilberschlagloth, Silberschlagloth, fein Gold, Goldschlagloth. Das L. selbst zerfällt nach der Art des Loths in Weichlöthen und Hartlöthen. Als Erwärmungsmittel dienen entweder Holzkohlen, die Flamme vor dem Löthrohre (s. d.) oder der erhitzte Löthkolben. In neuerer Zeit hat das Leuchtgas zum L. eine ausgedehnte Anwendung gefunden, welche während des Verbrennens durch einen Sauerstoffstrom angefacht wird. Bemerkenswerth ist das L. ohne Loth (autogene Löthung), wobei zwei Metallstücke durch Schmelzen an den zu vereinigenden Stellen verbunden werden; man wendet es an bei Blei und bei Platin.

Lothian heißt die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Landschaft Schottlands zwischen dem Pentlandgebirge im S. und dem Forthbusen im N. Sie wird in die drei Grafschaften Ost-, West- und Mittel-L. (Mid-L.) oder Haddington-, Linlithgow- und Edinburghshire getheilt.

Lothringen (franz. Lorraine), ehemals ein deutsches Herzogthum, jetzt den Bezirk Lothringen (s. d.) des deutschen Reichslandes Elsaß-L. und die franz. Depart. Meurthe-Moselle, Maas und Vogesen bildend. Seine selbstständige Geschichte beginnt mit dem Karolinger Lothar II., dem Sohne Kaiser Lothar's I., der 855 in der Theilung mit seinen Brüdern Karl und Ludwig (s. Karolinger) die Länder zwischen Schelde, Rhein, Maas und Saône erhielt, welche nach ihm das Lotharingische Reich (Lotharii regnum) genannt wurden. Nachdem dasselbe fortgesetzt der Zankapfel des karolingischen Geschlechts gewesen und mehrmals zu Frankreich geschlagen worden, blieb es dem Haupttheile nach ein deutsches Herzogthum. Nach der Empörung eines Schwiegersohns Konrad gab Otto I. es 953 seinem Bruder, dem Erzbischof Bruno von Köln, welcher 959 unter seiner Aufsicht besondere Herzoge von Oberlothringen oder Mosellanien und Niederlothringen oder Ripuarien einsetzte. Diese Eintheilung blieb von da an, während die Bisthümer unmittelbar vom König abhingen.

Niederlothringen wurde im Laufe der Jahrhunderte an verschiedene Dynastien verliehen. Seit Heinrich II. (gest. 1248) nannten sich die Herzoge von Niederlothringen nach dem Haupttheile ihres Landes Herzoge von Brabant (s. d.), und nach Philipp's I. Tode, der 1429 ohne Erben starb, fiel das Land an Burgund (s. d.). Die Nachkommen Herzog Friedrich's von Oberlothringen starben 1046 aus, und der Kaiser verlieh hierauf das Land an den Grafen Albrecht von Elsaß, dem 1048 sein Bruder Gerhard folgte. Letzterer wird als der Stammvater der ganzen lothring. Dynastie betrachtet. Der letzte unmittelbare Sprößling eines gewaltigen und kriegerischen Geschlechts, Karl II., starb 1431 als Connétable von Frankreich und hinterließ eine Tochter Isabella, die mit Renatus von Anjou, dem Titularkönig von Neapel, vermählt war. Wiewol ein Neffe Karl's II., Anton Graf von Vaudemont, die weibliche Nachfolge streitig machte, verlieh doch der Kaiser Sigismund das Herzogthum an Isabella und Renatus von Anjou, und Anton wurde endlich zufrieden gestellt, indem sein Sohn Friedrich die Tochter Isabella's und Anjou's, Iolantha, heirathete. Dem Herzog von Anjou folgte 1453 dessen Sohn Johann II. und diesem 1470 sein Sohn Nikolaus, mit welchem 1473 das Geschlecht Anjou erlosch. Oberlothringen kam nun an die eigentliche Dynastie, an Renatus II., den Sohn Friedrich's von Vaudemont und Iolantha's, zurück, der darum als der Stifter des neuern lothring. Geschlechts angesehen wird. Unter ihm wurde das Land von Karl dem Kühnen von Burgund schrecklich verheert und Nancy 1475 erobert. Renatus mußte nach Lyon entfliehen, verband sich aber von dort aus mit den Schweizern, eroberte sein Land wieder und schlug 1477 Karl den Kühnen vor Nancy, wo derselbe auch blieb. Während Renatus dessen ältester Sohn, Anton, 1508 in Oberlothringen folgte, stiftete der jüngste, Claudius, in Frankreich eine ausgebreitete Nebenlinie, zu welcher die Herzoge von Guise, von Aumale, Elboeuf und Harcourt gehörten, und die 1751 mit dem Prinzen Lambese erlosch. Der Herzog Anton suchte die Ausbreitung der Reformation auf die drei Bisthümer einzuschränken und vernichtete bei Zabern das große Bauernheer, das vom Elsaß ins Land drang. Ihm folgte 1544 sein

Digitized by Google

Sohn Franz I., der schon 1545 das Land seinem zweijährigen Sohne, Karl III., hinterließ. Während des letztern Minderjährigkeit riß Heinrich II. von Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun an sich. Der Sohn Karl's III., Heinrich II., folgte dem Vater 1608. Derselbe vermählte seine Tochter Nicola mit seinem Neffen, der ihm 1624 in der Regierung als Karl IV. folgte. Unter diesem schwachen Fürsten wurde das Land von den Franzosen furchtbar heimgesucht. Weil Karl IV. den Herzog Gaston von Orléans, den Bruder König Ludwig's XIII., unterstützte, eroberte der Cardinal Richelieu 1634 Oberlothringen, gab es zwar zurück, vertrieb aber 1642 den Herzog nochmals. Karl starb 1675, und Frankreich verwüstete und behielt das Land. Sein Sohn Karl V., berühmt als kaiserl. General durch seine Thaten gegen die Türken, versuchte 1666 und 1667 sein Erbe von Ludwig XIV. ohne Erfolg wieder zu erlangen. Erst im Frieden zu Ryswijk 1697 erhielt Karl's V. ältester Sohn, Leopold Joseph Karl, das Land wieder zurück; doch mußte er die Festungswerke von Nancy und Bitsch schleifen und andere drückende Bedingungen eingehen. Ihn beerbte 1729 sein Sohn Franz Stephan IV., dessen Mutter, Charlotte von Orléans, die Bevölkerung als Vormünderin hart bedrückte. Im poln. Erbfolgekriege nahm Frankreich 1733 das Land nochmals in Beschlag und behielt es mit dem Herzogthume Bar, doch mit Ausnahme der Grafschaft Falkenstein zufolge des Wiener Friedens von 1735 einstweilen für den König Stanislaus (s. d.) von Polen, der seine Regierung 1737 antrat. Franz Stephan aber, der sich mit der Erzherzogin Maria Theresia vermählte, erhielt von seinem Schwiegervater, Kaiser Karl VI., zur Entschädigung das Großherzogthum Toscana. Nach des Königs Stanislaus Tode, 22. Febr. 1766, wurde Oberlothringen Frankreich einverleibt. Doch war den Großen Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen vorbehalten, welches Verhältniß erst der Friede zu Lunéville 1801 aufhob. Im Frankfurter Frieden 1871 wurde Deutschlothringen mit Metz wieder an Deutschland abgetreten. Vgl. Digot, «Histoire de Lorraine» (6 Bde., Nancy 1856); d'Haussonville, «Histoire de la réunion de la Lorraine à la France» (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1860); Hutzelmann, «Angriffe Frankreichs auf Elsaß und L.» (Nürnb. 1872); Jacquet, «Histoire de Lorraine depuis les premiers ducs jusqu'au blocus de Metz» (Metz 1874).

Lothringen ist der officielle Name des häufig auch Deutsch-Lothringen im Gegensatz zu den 1871 französisch gebliebenen Theilen des alten Herzogthums L. genannten, nördlichsten der drei Bezirke des Reichslandes Elsaß-Lothringen. Dieser Bezirk ist der westlichste Landestheil des Deutschen Reichs, liegt zwischen 48° 31′ und 49° 3′ nördl. Br. und 23° 18′ und 25° 18′ östl. L. (von Ferro) und grenzt im O. und SO. an das Unterelsaß, im O. an den bair. Regierungsbezirk Pfalz und die preuß. Rheinprovinz, im N. an Luxemburg, im W. und S. an Frankreich; er umfaßt 6232,68 QKilom. Areal, wurde 21. Aug. 1870 aus dem größten Theile (4246,58 QKilom.) des franz. Depart. Mosel (s. d.) und dem kleinern Theile (1986,1 QKilom.) des franz. Depart. Meurthe (s. d.) gebildet, durch den Versailler Präliminarfrieden vom 26. Febr. 1871 und den Frankfurter Definitivfrieden vom 10. Mai 1871 an das Deutsche Reich abgetreten und hatte 1. Dec. 1875 eine Bevölkerung von 480,250 E. (gegen 490,459 E. von 1871 eine Abnahme von 2,08 Proc.). Der Religion nach war die Bevölkerung zu 93,2 Proc. katholisch, zu 4,9 Proc. evangelisch, zu 1,8 Proc. israelitisch, der Rest vertheilte sich auf verschiedene christl. Confessionen, insbesondere Mennoniten. Der Bezirk L. ist eingetheilt in acht Kreise: Bolchen, Château-Salins, Diedenhofen, Forbach, Landkreis Metz, Stadtkreis Metz, Saarburg und Saargemünd, welche zusammen 32 Kantone und 752 Gemeinden zählen. Sitz der Bezirksbehörden ist die Stadt Metz, hier hält auch der Bezirkstag seine Sitzungen. Militärisch gehört der Bezirk zum 15. Armeecorps; in L. befinden sich vier Landwehrbezirkscommandos: Diedenhofen, Metz, Saarburg und Saargemünd, und drei Festungen: Metz, Diedenhofen und Bitsch; Marsal und Pfalzburg sind als solche aufgegeben. Das Wappen von L. zeigt einen schrägrechten rothen Balken (mit drei übereinanderstehenden weißen Adlern) in goldenem Felde. Von den 752 Gemeinden ist in 371 die Amtssprache deutsch, in 381 französisch und deutsch. Der größere Theil der Bewohner spricht das Deutsche als Muttersprache; im allgemeinen entfallen, abgesehen von der Stadt Metz, auf das deutsche Sprachgebiet 258,000 und auf das französische 175,000 E. Sowol das Deutsche, wie das Französische wird vielfach in einem Mischdialekt gesprochen. Fast allgemein ist die deutsche Sprache in den Kreisen Saargemünd, Forbach und Bolchen, die französische in Château-Salins, Land- und Stadtkreis Metz; jedoch ist in letzterm das deutsche Element in starker Zunahme begriffen. Die Flüsse, von denen die Mosel, die Saar, die Seille und die Nied hauptsächlich in Betracht kommen, nehmen 2701, die zahlreichen Weiher 3953 Hekt. ein. Der Rhein-Marne-Kanal mit den Speise-

Digitized by Google

ten von Rixingen und Gondrexange, der Saarkanal, der Salinenkanal und der von Arnaville bis Metz erst 1875 fertig gestellte Kanal befinden sich ganz oder theilweise im Bezirk. L. besitzt 300 Kilom. Eisenbahnen und etwa 3000 Kilom. Staats-, Bezirks- und Vicinalstraßen. Von der Bodenfläche des Bezirks sind 337,103 Hekt. Ackerland, 64,460 Hekt. Wiesen, 5971 Hekt. Weinland, 7082 Hekt. Obstgärten, 155,056 Hekt. Wald. Im Bezirk befinden sich bedeutende Eisen- und Kohlenbergwerke, Salinen und Steinbrüche, Eisen- und Stahlhüttenwerke, sowie Glashütten im Betrieb. Vgl. Lang, «Der Regierungsbezirk L.» (Metz 1874); derselbe, «Annuaire de la Lorraine» (Metz 1874 fg.); Huhn, «Deutsch-Lothringen» (Stuttg. 1875); Fuks, «Das Reichsland Elsaß-Lothringen» (Metz 1875). (S. Elsaß-Lothringen.)

Löthrohr. Die Metallgewerbe haben seit Jahrhunderten schon sich des L. bedient, um das Loth (s. Löthen) durch verstärkte Hitze in Fluß zu bringen. Das einfachste und noch jetzt allgemein gebräuchliche L. ist ein konisches Metallrohr, das an seinem dünnern Ende rechtwinkelig gebogen ist. Beim Gebrauche wird das weitere Ende desselben in den Mund genommen und in eine Lampenflamme ein Luftstrom eingeblasen, welcher, zur Spitzenöffnung ausströmend, genau so wie der Wind eines Gebläses wirkt. Das L. kann also als eine durch den Mund gespeiste Gebläsevorrichtung im kleinen betrachtet werden, und seine erhitzende Wirkung beruht auf ganz ähnlichen Principien wie die eines gewöhnlichen Gebläses. Wichtigkeit für die Wissenschaft erhielt das L., als es dem schwed. Mineralogen Gahn gelang, es zu einem für den Chemiker und Mineralogen sowie für den Berg- und Hüttenmann überaus nützlichen und unentbehrlichen Instrument zu machen. Die Anwendung des L. erhielt seine Vollendung durch Berzelius, Hartwort, Plattner, Th. Richter und R. Bunsen. Der Ausdauer und Geschicklichkeit des letztern ist es gelungen, die quantitative Löthrohrprobirkunst zu einer Vollkommenheit zu bringen, welche man früher für nicht möglich gehalten hatte. Zweck und Vortheil des L. beruhen hauptsächlich darauf, daß es gestattet, selbst an sehr kleinen Proben eines Minerals, die oft nicht größer als ein Stecknadelkopf sind, entscheidende Versuche bezüglich der Eigenschaften und Bestandtheile schnell und auf einfache Weise ausführen zu können. Ein Löthrohrbesteck enthält außer dem L. noch eine kleine Oel- oder Weingeistlampe, einige kleine Zangen, Platinbleche und Platindrähte, ein paar Glasröhren, ein Stück Kohle, einen kleinen Achatmörser und einige Schächtelchen, in denen sich gewisse Salze, wie Borax, Phosphorsalz, Salpeter, Cyankalium und Soda, befinden. Die Methode der Löthrohrprüfung ist wesentlich auf die Veränderung gegründet, welche die Körper beim Erhitzen für sich erleiden, sodann auf den Einfluß des dazutretenden Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, die oxydirend wirkt, ferner auf die Einwirkung von Kohle, mit welcher der erhitzte Körper umgeben wird, und die eine Sauerstoff entziehende, reducirende oder desoxydirende ist, sowie endlich auf das Verhalten der Probe gegen Soda, Borax und Phosphorsalz. Die meisten Metalloxyde erkennt man an den Färbungen, welche dieselben gewissen Perlen (aus Borax oder Phosphorsalz geblasen) ertheilen; so färben Chromverbindungen grün, Kobalt blau, Kupfer in der äußern Flamme grün, in der innern roth. Die Anwendung der Spectralanalyse hat in vielen Fällen die Anwendung des L. eingeschränkt.

Lotophagen (griech.), d. h. Lotosesser, nannten die Alten einen im Norden von Afrika an der kleinen Syrte wohnenden friedlichen und gastfreien Volksstamm, der von den honigsüßen Früchten des dort einheimischen Lotosbaums, von denen er hauptsächlich lebte, den Namen erhielt. Aus diesen Früchten bereiteten die L. auch Wein. Nach Homer's Dichtung nahmen sie den Odysseus, als er auf seinen Irrfahrten zu ihnen kam, mit seinen Gefährten gastfrei auf, auf welche letztere die Süßigkeit der Lotosfrucht eine solche Wirkung äußerte, daß sie ihr Vaterland darüber vergaßen. Dieser Lotos ist wahrscheinlich die Frucht des Lotos-Judendorns. (S. Lotos.)

Lotos nannten die Griechen verschiedene Fruchtpflanzen, deren Früchte als Speise dienten, und vorzüglich unterschieden sie den ägyptischen und cyrenischen L. Der von Theophrast erwähnte L. ist der Lotus-Judendorn (Zizyphus Lotus L.), der im nördl. Afrika, jetzt auch im südl. Europa wächst, zur Familie der Rhamneen gehört und Steinfrüchte von der Größe der wilden Pflaumen mit fast kugeligem Kerne trägt. Diese wohlschmeckenden, süß-schleimigen Früchte, welche von den Arabern Nabk oder Nabka genannt werden, dienten schon in den ältesten Zeiten den Bewohnern Nordafrikas zur Speise und bilden noch jetzt dort zum Theil die Hauptnahrung der Armen. Wahrscheinlich lebten von diesen Früchten Homer's Lotophagen (s. d.). Bei den Indiern und Aegyptern sowie bei Dioskorides bezieht sich der Name L. auf mehrere schöne Wasserrosen, namentlich bei den Aegyptern auf die blaue (Nymphaea caerulea Sav.) und die Aegyptische Seerose (Nymphaea Lotus L.) und bei den Indiern (wie jedoch auch bei den Aegyptern) auf die prächtige Nelumbo (Nelumbium speciosum Willd.), welche in

stehendem und langsam fließendem Wasser, besonders im Nil und Ganges wachsen und bei diesen Völkern einen hohen Grad der Verehrung genossen. Die Nelumbo, welche in der That, wie auch der Victoria regia, zu den imposantesten Wassergewächsen gehört, trägt sehr große, schön rosenrothe, aber auch weiß, gelb und selbst blau abändernde Blumen und einen sehr dicken, kreiselförmigen Blütenboden, in dessen Höhlungen die Früchte (im Alterthum Aegyptische Bohne genannt) eingesteckt liegen. Von ihr sowol als von der Aegyptischen Seerose wurden und werden noch die Wurzeln, Blatt- und Blütenstiele und die Früchte, aus denen zu Herodot's Zeiten, wie noch jetzt zuweilen, Brot bereitet ward, als wohlschmeckende Speise häufig gegessen. Als die schönste und heiligste Abart galt die rothblühende Nelumbo. Bei den Indiern ruht der Weltschöpfer auf einem L., welche Blume ihnen nach deren ganzem Bau ein Sinnbild der Erde ist. Auch bei den Aegyptern diente der L. als Sinnbild des Universums, und Harpokrates kam aus der geöffneten Lotosblume hervor. — Mit diesem L. der Alten ist nicht zu verwechseln die zu der Familie der Schmetterlingsblütler gehörige Kräutergattung Lotus L., deren in Deutschland wachsende Arten unter dem Namen Hornklee (auch Zweigklee) bekannt sind. Dieselben besitzen dreizählige Blätter, welche wegen der großen Nebenblätter fünfzählig erscheinen, sowie lang gestielte, einfache Dolden meist gelber Blumen, und unterscheiden sich von den Kleegattungen Trifolium und Medicago durch die langen, geraden, mehrsamigen Hülsen. Der gemeine Hornklee, auch gehörnter Schotenklee, Honigklee, gelber Kopfklee (L. corniculatus L.) ist die in ganz Europa häufigste Art, eine gute perennirende Futterpflanze, welche überall auf Wiesen und Grasplätzen, auch an felsigen Orten wächst. Nächstdem sind zu erwähnen der auf feuchtem Boden gedeihende große Hornklee oder Sumpfhornklee (L. uliginosus) und der auf den Salzwiesen der Seeküsten heimische Salzhornklee (L. maritimus), beide vorzügliche Futterpflanzen.

Lotterie (vom franz. lot, Los). Unter den verschiedenen Arten von Glücksspielen ist die L. (auch Klassenlotterie genannt) eins der wichtigsten und bedeutendsten. Dieses Glücksspiel kam gegen Ende des Mittelalters in Gebrauch, wurde aber anfangs und noch während des 16. Jahrh. gewöhnlich für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke eingerichtet. So fand zu London die erste Lotterieziehung 1569 statt, deren Ueberschuß zur Unterhaltung der Seehäfen bestimmt war, und drei Jahre nachher veranstaltete man eine L. zu Paris zur Ausstattung armer Jungfrauen. Später, als die Regierungen immer mehr Geld brauchten, bemächtigten sie sich auch der L. und machten sie zum Staatsmonopol, indem sie zugleich das Spielen in ausländischen L. mit Strafen bedrohten. Nur ausnahmsweise zu bestimmten wohlthätigen Zwecken werden noch von Zeit zu Zeit L. von seiten des Staats und unter seiner Aufsicht gestattet. Bei jeder L. gibt es eine bestimmte Anzahl Lose, für welche eine Anzahl größerer oder kleinerer Gewinne durch den Plan, der den Vertrag zwischen Unternehmer und Spieler bildet, festgesetzt ist. Ausschließlich der Zufall bestimmt, auf welches Los ein Gewinn fallen und welches eine Niete erhalten soll. Die Lose werden meist in halbe, Viertel- und auch Achtellose getheilt. Außerdem finden mehrere Ziehungen (Klassen) statt, und es wird nur ein Theil des Preises vor der ersten Ziehung, der Rest erst bei den folgenden gezahlt. Die Gesammtsumme der Einsätze ist gleich der Gesammtsumme der Gewinne. Niemand ist gezwungen, ein Los durch alle Klassen zu spielen. Die meisten und größten Gewinne finden sich aber erst in der letzten Klasse, weshalb auch diejenigen, welche erst, nachdem mehrere Ziehungen stattgefunden haben, ein Los erwerben, dennoch den vollen Preis bezahlen müssen. Die Losnummern fangen von Eins an. Der Gewinn der Anstalt besteht hauptsächlich in den Abzügen von den Gewinnen, welche sie für sich und die Lotterieverkäufer (Lotterie-Einnehmer) macht, und die bis zu 20 Proc. anzusteigen pflegen, außerdem aber auch in den Gewinnen auf einen Theil derjenigen Lose, welche sie in den ersten Klassen selbst spielt, um sie in den spätern zu verkaufen oder als Freilose zu geben. In manchen Lotterien, z. B. auch der preußischen, empfangen nämlich diejenigen, deren Los in einer der ersten Klassen herauskommt, ein sog. Freilos, für welches sie die nächste Klasse nicht zu bezahlen haben. Alle L. sind vom sittlichen Standpunkte verwerflich. Sie täuschen die ärmern Staatsbürger durch das trügerische Bild eines schnell und mühelos ihnen zufallenden Reichthums. Sie bewirken eine künstlich veränderte und ganz falsche Vertheilung des Nationaleinkommens, indem sie die meist aus kleinen Beträgen angesammelten Ersparnisse von Hunderttausenden auf wenige vom Zufall begünstigte Personen übertragen. Zugleich veranlassen sie zu Ausgaben, welche bei einer verhältnißmäßig geringen Einnahme immer ins Gewicht fallen. Eigenthümlich ist die Verbindung der L. mit Anleihen (s. d.) in den sog. Lotterie-Anleihen, welche den Zweck hat, die Kapitalisten zur Hergabe ihrer Kapitalien durch das Versprechen einer Prämie von mehr oder weniger hohem Betrage neben der Verzinsung anzulocken.

Digitized by Google

Lotto nennt man eine Art Glücksspiel, welches darin besteht, daß jemand aus den Zahlen 1—90 eine oder mehrere (höchstens fünf) auswählt und nun unter Einzahlung einer Summe darauf wettet, daß die gewählte Zahl oder, wenn mehrere gewählt sind, alle gewählten Zahlen sich unter denjenigen fünf Zahlen befinden werden, welche bei der nächsten Ziehung gezogen werden. Das L. ward in Genua zuerst erfunden. Es soll hier entstanden sein, indem man bei der Ergänzung des Großen Raths aus 90 aufgezeichneten Namen fünf auslosste, wobei es nicht wenige gab, welche auf die herauskommenden fünf Namen wetteten. Leicht ließen sich an die Stelle der Namen Zahlen setzen. Wer nur auf eine Nummer wettet, besetzt einen sog. Auszug. Zwei, drei, vier und fünf Nummern heißen Ambe, Terne, Quaterne und Quinterne. Wird die Wette, welche die Lottoanstalt acceptirt hat, verloren, so geht auch der Einsatz verloren, wird die Wette dagegen gewonnen, so erhält der Spielende so vielfach seinen Einsatz, als es der Lottoplan für den vorliegenden Fall verspricht. Für alle Fälle läßt sich die Wahrscheinlichkeit des Herauskommens der Nummern mathematisch unschwer berechnen. Da indeß die Lottoanstalt die entstehenden Kosten tragen und decken muß und außerdem einen sehr erheblichen Gewinn bringen soll, so empfängt der Gewinner in allen Fällen weniger, als er erhalten müßte. Besetzt er einen Auszug und gewinnt, so sollte er 18fach seinen Einsatz erhalten; in der Regel erhält er ihn aber nur 16fach. Noch ungünstiger ist das Verhältniß bei der Ambe, Terne, Quaterne. Bei der letztern wird gemeinhin etwa nur der achte Theil derjenigen Summe von der Anstalt gezahlt, welche gezahlt werden sollte. Man rechnet, daß in der Regel der dritte Theil des Einsatzes von vornherein Gewinn des Unternehmers, der Anstalt ist. Wie die Klassenlotterie gelangte auch das L. fast überall in die Hände des Staats, der durch dasselbe einen nicht unwesentlichen Theil seiner Einnahmen erzielte. Was gegen die Lotterie (s. d.) einzuwenden ist, gilt in erhöhtem Maße vom L., da dieses selbst den Allerärmsten die Theilnahme gestattet.

Lotze (Rud. Herm.), namhafter deutscher Philosoph, geb. 21. Mai 1817 zu Bautzen, besuchte das Gymnasium zu Zittau und widmete sich dann seit 1834 zu Leipzig dem Studium der Medicin und Philosophie. Nachdem er 1838 in beiden Facultäten promovirt und sich 1839 sowol auf dem medic. wie auch auf dem philos. Katheder habilitirt, ward er 1842 zum außerord. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig ernannt. Im J. 1844 folgte er dem Rufe zu einer ord. Professur der Philosophie nach Göttingen, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. L., von der deutschen Identitätsphilosophie und von Herbart gleichmäßig angeregt, hat durch glückliche Verbindung philos. Begabung und naturwissenschaftlichen Wissens ein System des «teleologischen Idealismus» begründet, in welchem er die ausnahmslose Gültigkeit des causalen Mechanismus für alles Geschehen der innern wie der äußern Welt durchzuführen sucht, um zu zeigen, daß derselbe in letzter Instanz nur begreiflich sei als die Realisirung einer Welt von sittlichen Zwecken, und er hat zur Begründung dieser Ansicht die Herbart'schen Realen wieder zu der innern Lebendigkeit der Leibniz'schen Monaden zu vertiefen gesucht. Seine bedeutendsten Schriften sind: «Metaphysik» (Lpz. 1841), «Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften» (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1843), «Logik» (Lpz. 1843; erneuert 1874 als erster Theil eines «Systems der Philosophie»), «Ueber den Begriff der Schönheit» (Gött. 1845), «Ueber Bedingungen der Kunstschönheit» (Gött. 1847), «Geschichte der Aesthetik in Deutschland» (Münch. 1868), «Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens» (Lpz. 1851), «Medic. Psychologie» (Lpz. 1852) und «Mikrokosmus» (3 Bde., Lpz. 1856—64; 3. Aufl. 1876), der Versuch einer Anthropologie.

Lötzen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Gumbinnen der preuß. Provinz Ostpreußen, am Löwentinsee und an der Ostpreußischen Südbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts und eines Landrathamts, hat ein Progymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Präparandenanstalt und ein Waisenhaus und zählt (1875) 4034 E., die zwei Dampfschneidemühlen und eine Dampfmühle unterhalten und bedeutenden Holz- und Getreidehandel treiben. Bei der Stadt liegt die Festung Boyen (s. d.). — Der **Kreis** L. zählt (1875) auf 895,3 QKilom. 40,039 E.

London (Gideon Ernst, Freiherr von), s. Laudon.

Louisd'or (franz., d. i. Gold-Ludwig), eine seit Ludwig (Louis) XIII. in Frankreich üblich gewesene Goldmünze, welche ihren Ursprung dem Unwesen, das Gold zu verfälschen, zu beschneiden u. s. w., verdankt. Die cursirenden Goldmünzen wurden damals eingewechselt und dagegen eine geränderte Goldmünze mit des Königs Brustbild ausgegeben. Ursprünglich trug der Revers ein aus vier oder acht Lilien zusammengesetztes Kreuz, unter Ludwig XV. aber meist ovale Schilde und seit Ludwig XVI. eckige Schilde. Die Münzen der beiden letztern Könige nennt man daher auch **Schildlouisd'or**. Die L. Ludwig's XVI., welche im Revers

Digitized by Google

die Schilde mit den Lilien und den Ketten von Navarra führen, nennt man gewöhnlich Louis neufs (neue L.). Von allen diesen Sorten gab es auch doppelte Stücke, doubles Louis oder Doublons, von einigen zugleich halbe, unter Ludwig XIII. auch $1\frac{1}{2}$fache. Die vier-, sechs-, acht- und zehnfachen L. dagegen sind als Medaillen zu betrachten. Auch führen einzelne L. Ludwig's XV. noch besondere Namen. Dahin gehören der de Noailles, welcher während der Minderjährigkeit des Königs vom Herzog von Noailles, dem Finanzdirector, ausgeprägt wurde, ferner der 1723—26 geprägte Mirleton oder Mirliton, so genannt von der Farbe, welche der einer Pfirsichart ganz gleich gehalten wurde; der Chevalier oder das Malteserkreuz (croix de Malte), das von dem Kreuze des durch Ludwig XIV. 1693 gestifteten Ludwig-Ordens den Namen hat; der L. L. (Louis aux deux L.). Die Sonnenlouisd'or (Louis au soleil) für eine unter Ludwig XIV. geprägte Sorte. Der Werth des einfachen L. der verschiedenen Sorten ging von 9,2516 (L. von 1719 zu 15 Livres, daher Quinzain d'or genannt) bis zu 30,5555 der feinen Mark (de Noailles 1716—18). Seit 1803 traten mit der neuen Frankenwährung an die Stelle der frühern franz. Goldmünzen zunächst die 20- und 40-Frankenstücke. — In Deutschland nennt man L. unpassend die verschiedenen frühern deutschen und dän. Pistolen- oder goldenen Fünfthalerstücke. (S. Pistole.)

Louisiana, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, umfaßt 107,082 QKilom., grenzt im S. an den Golf von Mexico, wird im W. durch den Sabine von Texas, im N. durch den 33.° nördl. Br. von Arkansas, im O. durch den Mississippi und weiterhin durch den Pearlfluß vom Staate Mississippi getrennt. Von dem Hauptstrome Mississippi, vor dessen Mündung eine ungeheuere Sand- und Schlammbarre liegt, zweigen sich auf der Westseite, unterhalb des Red-River, viele Nebenarme, Bayous genannt, ab (Atchafalaya, La-Fourche u. a.), welche den südwestl. Theil von L. in eine Anzahl großer strom- und meerumflossener Inseln zertheilen. Der bedeutendste Nebenarm auf der Ostseite ist der Iberville, welcher durch die Seen Maurepas, Pontchartrain und Borgne mit dem Mexicanischen Golf in Verbindung steht und mit der Atchafalaya das große Mississippi-Delta begrenzt. Ein großer Theil dieses Deltas ist jährlich den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das angeschwemmte Uferland zu beiden Seiten des Stroms auf eine weite Strecke durch Uferdämme, die sog. Levees, eingedeicht, ist überaus fruchtbar, mit vielen blühenden Pflanzungen, besonders Zuckerplantagen, bedeckt, welche der Gegend einen freundlichen Anblick verleihen und vor dem Bürgerkriege jährlich für mehr als 10 Mill. Doll. Zucker lieferten. Der südwestl. Landestheil ist, soweit er am Golf liegt, Seemarsch; weiter landeinwärts breiten sich schon die Prairien aus, die zum Theil bis 16 Mt. über die Flutmarke sich erheben. Der Boden zwischen dem Mississippi, Iberville und Pearl ist flach und liefert neben Zuckerrohr auch Baumwolle. Der Norden ist wellenförmig und bewaldet. Im Nordwesten tritt der Red-River in L. ein, der viele Seitenarme, Seen, Inseln und Sümpfe bildet, den Washita aufnimmt und ein fruchtbares Bottomland hat. Spätsommer und Herbst sind in L. heiß und ungesund; an der Küste und im Stromdelta erscheint fast alljährlich das Gelbe Fieber. Der Winter ist mild und angenehm, aber veränderlich, zuweilen sogar sehr rauh. Die Landwirthschaft ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner und der Plantagenbau allgemein. Der Zucker, seit 1751 hier angebaut und nicht über den 31.° hinaus gedeihend, bildete bis zum Bürgerkriege das Hauptstapelproduct des Landes. Jetzt aber nimmt die erste Stelle die Baumwolle ein, von welcher im Finanzjahr 1872/73: 1,147,376 Ballen zum Werthe von 98,151,6[illegible] Doll. ausgeführt wurden. Innerhalb derselben Zeit belief sich der Gesammtimport des Staats auf 19,993,344 Doll., der Export aber auf 104,926,000 Doll. Letzterer bestand außer den genannten Artikeln vorzugsweise in Reis, Taback, Mais, Pech, Theer, Terpentin, Hanf, Fett, Talg und gesalzenem Fleisch. Die Production von L. hat zunächst durch den Bürgerkrieg, dann aber durch die auf ihn folgenden innern Wirren furchtbar gelitten. Der natürliche Reichthum des Staats ist indessen unerschöpflich und wird sich bei friedlichen Zuständen bald besser entwickeln. Die dichten Waldungen im obern Theile des Landes liefern viel Holz, namentlich auch Kunsthölzer. Die Viehzucht ist nur in einzelnen Landstrichen bedeutend; die ausgedehnten Prairien des Binnenlandes ernähren große Heerden von Hornvieh, Pferden und Schweinen. Wilde Thiere, wie Bären, Wölfe, Damhirsche, Alligatoren und Stachelschweine, gibt es in Menge. Das Mineralreich liefert Eisen, Silber, Steinkohlen, Alaun, Salz, Mühlsteine, Kalk, Töpferthon. Lebhaft ist der Binnen- und namentlich großartig der Seehandel. Dieser wird fast lediglich von Neuorleans (s. d.) betrieben, welche Stadt für den Südwesten und Westen der Union das ist, was Neuyork für den Osten. Durch Eisenbahnen (1874: 712 Kilom.) und Kanäle wird der Handelsverkehr bedeutend unterstützt. Die Bewohner L.s sind eine Mischlingsra-

Digitized by Google

ller Nationen, größtentheils aber Franzosen und deren Nachkommen, Spanier, Anglo-Amerianer, Schotten, Irländer und Deutsche. Ihre Anzahl betrug 1810 erst 76,556, 1840 bereits 352,411, 1860 dagegen 708,002 und 1870 infolge des Kriegs erst 726,915, darunter 364,210 freie Farbige. Die Mehrzahl bekennt sich zur kath. Kirche. Die Anzahl der Bildungsinstalten ist noch gering und genügt kaum den bescheidensten Ansprüchen. Nach der Constitution von 1868, welche die Sklaverei gesetzlich abgeschafft hat, üben die gesetzgebende Gewalt ein Senat von 36 auf vier Jahre gewählten und alle zwei Jahre zur Hälfte ergänzten Senatoren und eine Kammer von wenigstens 90, höchstens 120 auf zwei Jahre gewählten Volksrepräsentanten. Die Legislatur versammelt sich, höchstens auf 90 Tage, alle zwei Jahre zu Neuorleans, der nunmehrigen Hauptstadt des Landes. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, welcher auf vier Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 8000 Doll. bezieht. Stimmrecht hat jeder Mann von 21 Jahren, der Bürger in den Vereinigten Staaten ist und ein Jahr vor der Wahl im Staate wohnhaft war. Die Staatsschuld betrug Anfang 1875: 21,872,000 Doll. Das Land wurde 1541 von den Spaniern entdeckt, dann von den Briten besucht und seit 1682 von den Franzosen colonisirt und L. zu Ehren Ludwig's XIV. benannt. Doch diese franz. Colonien in der Nähe des Mississippi gingen infolge des ungesunden Klimas bald wieder ein. Hierauf erhielt 1712 Crozart, ein reicher franz. Kaufmann, für den Handel nach L. einen ausschließenden Freibrief auf 50 Jahre, den er 1717 an Law (s. d.) abtrat, der nun eine Gesellschaft für den Handel am Mississippi errichtete, an deren Spitze er sich stellte. Frankreich trat 1764 L. bis an den Mississippi an Spanien ab, erhielt es jedoch 1802 zurück. Die Vereinigten Staaten widersetzten sich jedoch der Abtretung und erhielten infolge eines 30. April 1803 mit Frankreich abgeschlossenen Vertrags für eine Summe von 15 Mill. Doll. die Souveränetät des ganzen Landes auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. L. trat 26. Jan. 1861 aus der Union und wurde erst 1868 wieder als Staat in dieselbe aufgenommen.

Louisville, größte Stadt im nordamerik. Staate Kentucky und Hauptstadt von Jefferson-County, liegt am südl. Ufer des Ohio, unmittelbar unter den dortigen Stromschnellen, und hatte (1870) 100,753 E. Als Hauptstapelplatz für den kentuckyschen Hanf und Taback ist es bedeutend durch seinen Handel, welcher demjenigen von Cincinnati fast gleichkommt; besonders unterhält die Stadt lebhaften Verkehr mit Neuorleans und den am Mississippi gelegenen Ortschaften. Mit dem Innern des Staats und dem Süden steht L. durch drei Eisenbahnen in Verbindung. Das nördlich von L. am rechten Ohio-Ufer gelegene Jeffersonville im Staate Indiana ist der Endpunkt der Eisenbahnen von Indiana und Illinois und vermittelt den Verkehr L.s mit dem Norden. Die Stadt liegt sehr schön und ist gut gebaut.

Loulé (Marquis von), Günstling Johann's VI. von Portugal, geb. zu Lissabon 1785, der älteste Sohn des Grafen Val de Reis, war von Jugend auf mit seinem nachherigen Gönner durch die engste Freundschaft verbunden. Im J. 1807 zum Marquis von L. erhoben, warb er als eifriger Anhänger Napoleon's ein Corps von 8000 Mann, das er dem Kaiser zuführte, der es zur Lusitanischen Legion erhob. Mit Auszeichnung focht er bei Wagram und bei Smolensk. Während der Hundert Tage war er bei Ludwig XVIII. in Gent. Später ging er nach Brasilien, wo ihn Johann VI. zu seinem Großstallmeister machte. Mit diesem kehrte er 1821 nach Portugal zurück, wo er in des Königs Gunst immer höher stieg, wegen seiner constitutionellen Gesinnungen aber den Haß der Absolutistenpartei, namentlich Dom Miguel's, auf sich enkte. Da er sich dem Projecte, den König unter die Controle des Familienraths zu stellen, aufs heftigste widersetzte, wurde er 1. März 1824 in seiner Wohnung ermordet. — Sein Sohn, Herzog von L., geb. 1801, wurde 1826 zur Herzogswürde erhoben, worauf er sich 1827 mit der Infantin Anna da Jesus Maria von Portugal vermählte. L. gewann durch seine polit. Begabung wie durch maßvolle liberale Haltung bald auf die Staatsangelegenheiten Einfluß und war 1857—59 und 1862—65 Minister. Im J. 1869 trat er wiederum als Präsident an die Spitze eines Ministeriums, wurde jedoch 19. Mai 1870 von Saldanha gestürzt. L. starb zu Lissabon 23. Mai 1875.

Loupe (franz.) oder Lupe, eine zur Beobachtung kleiner Gegenstände bestimmte convexe Glaslinse von kurzer Brennweite. Bringt man kleine Gegenstände sehr nahe vor das Auge, so kann man dieselben nicht deutlich sehen, weil das Auge allein die von dem nahen Körper ausgehenden sehr divergirenden Lichtstrahlen nicht so weit brechen und so stark convergirend machen kann, daß das durch diese Brechung entstehende Bild deutlich auf der Netzhaut des Auges erscheint; es würde das Bild vielmehr erst weit hinter der Netzhaut entstehen. Stellt man nun zwischen den Gegenstand und das Auge eine convexe Glaslinse (s. Linse), die bekanntlich die Eigen-

Digitized by Google

schaft hat, alle auf sie fallenden, sehr stark divergirenden Lichtstrahlen weniger divergirend machen, so muß es geschehen, daß die Glaslinse dem Auge durch die Hinzufügung ihrer brechenden Kraft zu Hülfe kommt und bei passender Stellung gerade so weit, daß das Bild des betrachteten, dicht vor dem Auge befindlichen Gegenstandes durch die vereinte Wirkung der Brechung in der L. und im Auge wieder in voller Deutlichkeit auf der Netzhaut und außerdem noch vergrößert erscheint. Die Vergrößerung mittels einer Linse hängt von ihrer Substanz und von der Krümmung ihrer Flächen ab; je stärker diese Krümmungen (d. h. je kleiner die Halbmesser der Kugelflächen, von denen sie Theile sind) und je stärker die Substanz das Licht bricht, desto stärker erscheint ein Gegenstand bei der Betrachtung durch die Linse vergrößert. Man kann, um eine stärkere Vergrößerung zu erhalten, auch mehrere, dicht hintereinander liegende Linsen anwenden. Die durch die L. erzielte Vergrößerung des Gesichtswinkels eines kleinen Objects kann man dadurch ungefähr berechnen, daß man mit der Brennweite der L. in die deutliche Sehweite des Auges dividirt. So würde bei einer deutlichen Sehweite von 20 Ctmt. eine Linse von 2 Ctmt. Brennweite zehnfach vergrößernd wirken. (S. Mikroskop.)

Lourdes, Cantonshauptstadt im franz. Depart. Oberpyrenäen, am Ausgange des Lavedanthals, an der Vereinigung der Thäler der Gave und von Magnas und an der Südbahn, 20 Kilom. von Tarbes und 161 Kilom. von Bordeaux, ein sehr altes, unregelmäßig, aber gut gebautes Städtchen mit 4714 E. Das auf steilem Fels liegende Schloß ist der Rest einer alten Festung, das als Staatsgefängniß dient. Die Bewohner fertigen Gewebe und bearbeiten die nahen Steinbrüche. Im Westen befinden sich in einem Kalkberge einige ansehnliche Höhlen, namentlich die Wolfs- und die Espalunguesgrotte. In der Massavielle-Grotte ist 18[illegible] angeblich die Mutter Gottes erschienen, und dieselbe wird deshalb von zahlreichen Pilgern besucht, sowie auch die dort entspringende, für wunderthätig geltende Quelle. Auf der Höhe des Plateau liegt der 4 Kilom. im Umfange haltende See von L.

Louth, die kleinste Grafschaft Irlands und die nördlichste der Provinz Leinster, an der Ostküste gelegen und durch die Dundalkbai eingebuchtet, im Nordosten durch die Carlingfordbai von Down getrennt, hat ein Areal von 817,93 QKilom. Mit Ausnahme der zwischen den beiden genannten Baien gelegenen Halbinsel, welche die Höhe von 572 Mt. erreicht, und einer bis über 225 Mt. hohen Hügelkette im Westen von Clogher-Head, ist das Land flach, im ganzen fruchtbar, vom Creaghan, Fane, Dee und an der Südgrenze vom Boyne bewässert. Von der Oberfläche sind 43 Proc. Ackerland, 11 Kleefelder und Wiesen, 34 Weiden, 2½ Bau- ½ Gewässer. Der Ackerbau hat bedeutende Fortschritte gemacht und liefert hauptsächlich Weizen, Hafer und Kartoffeln, auch Flachs, Turnips und viele Futterkräuter, deren Anbau die Viehzucht unterstützt. An Mineralien wird nur etwas Blei gewonnen. Die Leinwandindustrie hat nicht mehr die große Ausdehnung wie früher; dagegen sind Whiskybrennerei, Fischfang, Austernfang sowie Productenhandel von Bedeutung. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder ins Parlament, die Hauptstadt ein drittes. Dieselbe zählte 1841 eine Bevölkerung von 111,[illegible] 1871 nur noch von 84,021 E. Die Hauptstadt ist der Parlamentsborough und prot. Bischofssitz Dundalk, in schöner und trefflich angebauter Gegend 87 Kilom. im Norden von Dublin, an der Eisenbahn und an der Mündung des hier durch eine Steinbrücke überspannten Creaghan oder Castletown in die Dundalkbai gelegen. Sie hat einige gerade, breite Straßen, größtentheils aber ein ärmliches Ansehen, besitzt eine alte Pfarrkirche und drei Kapellen, eine schöne Gerichtshalle, ein Zuchthaus, Kasernen und ein Krankenhaus und zählt 11,32[illegible] Einw., welche hauptsächlich Taback, Seife, Lichte, Leder und Stecknadeln fabriciren und starken Ausfuhrhandel mit Hafer und Weizen, Vieh und Butter meist nach Liverpool treiben. Früher blühten die Manufacturen in Leinwand, Batist und Musselin. Die erste Fabrik für feine Leinwand (Cambrics) wurde hier 1737 von einem Franzosen errichtet, die älteste Irlands; aber neuerdings ist seit dem Aufschwung von Belfast dieser Industriezweig in Abnahme gekommen.

Loutherbourg oder genauer Lutherburg (Phil. Jak.), vorzüglicher Landschafts-, Seestück- und Schlachtenmaler, geb. 31. Oct. 1740 zu Straßburg, war ein Schüler seines Vaters, dann Casanova's in Paris, bildete sich aber besonders nach alten Niederländern, wie Berghem und Wouwerman. Seine Hauptbilder sind der Sturm auf Valenciennes im Juli 1793, welchem er, indem er die brit. Armee begleitete, selbst gegenwärtig war, Howe's Sieg im J. 1794 und die Schlacht am Nil. Er wurde 1763 Mitglied der Akademie der Künste und Seemaler des Königs von Frankreich, lebte aber später bis zu seinem Tode (1814) in London, auch ein Theil seiner Gemälde in Kupferstichen erschien. Seine geätzten Arbeiten: sechs Bauern, sechs Blatt Soldaten, vier Blatt Tageszeiten u. s. w., sind sehr geschätzt.

Digitized by Google

Louvel (Pierre Louis), der Mörder des Herzogs von Berri (s. d.), geb. zu Versailles 7. Oct. 1783, war der Sohn eines Krämers, erlernte das Sattlerhandwerk und trat später unter Napoleon in die Cavalerie. Schon 1814, als die Verbündeten Frankreich überzogen, stieg in ihm der Gedanke auf, zur Errettung seines Vaterlandes die Bourbons zu vertilgen. L. reiste nach Elba, um den Kaiser zu sprechen, kehrte aber unverrichteter Sache zurück und trat nach Napoleon's Rückkehr als Sattlergesell in die Hofställe, welche Stellung er auch unter den Bourbons behielt. Die polit. Vorgänge der Restauration steigerten seinen Haß gegen die Dynastie, und er entschloß sich endlich, die Ausrottung des Geschlechts mit dem Herzog von Berri zu beginnen, weil auf diesem die Nachkommenschaft beruhte. Als der Prinz 13. Febr. 1820 gegen 11 Uhr abends seine Gemahlin aus der Oper nach dem Wagen führte, drängte sich L. heran, faßte denselben bei der linken Schulter und stieß ihm ein Messer in die rechte Seite. Der Mörder wurde ergriffen und in der Wache des Opernhauses sogleich vom Minister Decazes verhört, wobei er erklärte, daß er die That nicht aus persönlichem Haß, sondern zur Vertilgung der ärgsten Feinde Frankreichs unternommen habe, was er auch während des Processes vor der Pairskammer behauptete. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zur Todesstrafe, die 7. Juni 1820 vollzogen wurde. Vgl. «Histoire du procès de L.» (2 Bde., Par. 1820).

Louvet de Couvray (Jean Baptiste), franz. Schriftsteller und Conventsmitglied, wurde 11. Juni 1760 zu Paris geboren und machte sich als Buchhändlergehülfe durch Veröffentlichung des vielgelesenen schlüpfrigen Romans «Les amours du chevalier de Faublas» (3 Bde., Par. 1791; 4 Bde., mit dem Leben des Verfassers von Chasles, Par. 1822) zuerst bekannt. Im Beginn der Revolution vertheidigte L., der ein ausgezeichneter Redner war, die Vorfälle vom 5. und 6. Oct. 1789 und wurde dafür in den Jakobinerclub aufgenommen. Um seinen Eifer zu beweisen, ließ er 1790 den Roman «Emilie de Varmont, ou le divorce nécessaire» erscheinen, in welchem er die Priesterehe und die Ehescheidung vertheidigte. In der Gesetzgebenden Versammlung verband er sich mit den Girondisten, und als Roland Minister wurde, trat L. in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift «La sentinelle» für denselben als Publicist auf. Durch Roland's Verwendung in den Convent gewählt, forderte er die Bestrafung der Septembermörder und hatte 29. Oct. 1792 den Muth, Robespierre des Strebens nach der Dictatur förmlich anzuklagen. Im Processe des Königs stimmte er, um denselben zu retten, für den Tod mit Aufschub. Nach der Niederlage der Girondisten entfloh er aus Paris, irrte mit Pétion, Valady und einigen andern in der Bretagne, in Limousin herum und kehrte endlich in der Verzweiflung nach Paris zurück, wo er bis zur Revolution vom 9. Thermidor verborgen blieb. Die Geschichte seiner Kreuzfahrt gab er unter dem Titel «Quelques notices pour l'histoire et le récit de mes périls» (Par. 1795 u. öfter) heraus. Erst 8. März 1795 nahm er seinen Sitz im Convent wieder ein, wo er die Reaction mit dem größten Eifer bekämpfte. Mit Einführung der Directorialregierung trat er in den Rath der Fünfhundert, und nachdem er 1797 ausgeschieden, legte er einen Buchhandel an. Er wurde später zum Mitgliede des Instituts ernannt und der Section für Grammatik zugetheilt. L. starb 25. Aug. 1797.

Louviers, Fabrikstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement und am Flusse Eure (Normandie), 27 Kilom. im Norden von Evreux, 115 Kilom. von Paris, in einem freundlichen und fruchtbaren Thale, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, eines Gewerberaths, einer landwirthschaftlichen und Manufacturenkammer, und hat einen schönen Dom, dessen älteste Theile aus dem 13. Jahrh. stammen, eine Zeichenschule, ein Gefängniß, ein großes Hospital und schöne Promenaden an Stelle der frühern Festungswerke. Die Stadt zählt (1872) 11,360 E. und unterhält zahlreiche und altberühmte Tuchfabriken, welche 9000 Arbeiter beschäftigen und jährlich gegen 20,000 Stück feines Tuch liefern. Außerdem bestehen 19 Wollspinnereien, fünf Walkmühlen, Bleichen, Gerbereien, Fabriken für Maschinen, Kardätschen, Nägel u. s. w. An der schiffbaren Eure, in der Nähe der Seine und der Westbahn gelegen, treibt L. lebhaften Handel mit seinen Manufacturen, sowie mit Getreide, Schiefer, Quincaillerie- und Rouenwaaren, Leinwand u. s. w. In L. schlossen 1196 Richard Löwenherz und Philipp II. August einen Grenztractat ab. Im 14. Jahrh. wird L. schon als bedeutender Handelsplatz erwähnt, hatte aber viel von den Engländern, namentlich durch Heinrich V., zu leiden. Die Stadt wurde 1466 durch den Herzog von Bourbon für Ludwig XI. und 1591 durch den Marschall Biron eingenommen. Hier wurde 1681 die erste Tuchfabrik und 1789 die erste Baumwollspinnerei Frankreichs errichtet.

Louvois (François Michel Letellier, Marquis de), Kriegsminister Ludwig's XIV., wurde 18. Jan. 1639 zu Paris geboren. Sein Vater, welcher Kanzler und Staatssecretär im Kriegs-

Digitized by Google

departement war, kaufte ihm 1654 das Recht der Nachfolge in dem Amte und weihte ihn die Geschäfte ein. Nachdem er 1662 die reiche Marquise von Courtanvaux geheirathet, verschaffte er sich durch rastlose Thätigkeit und Willenskraft eine tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung. Schon 1666 überließ ihm der Vater die ganze Last der Geschäfte. Während Colbert, mit dem er in Feindschaft lebte, die Finanzquellen eröffnete, schuf L. ein großartiges Heer und hob das Genie- und Artilleriewesen unter der Beihülfe Vauban's (s. d.) zu einer außerordentliche Stufe. Zugleich entflammte er aber auch aus Ehrgeiz die Leidenschaft des Königs nach Eroberung. Als der Friede zu Aachen 1668 den Krieg mit Spanien geendet regte er den König gegen die Niederländer auf. Der Krieg begann im Vertrauen auf ein Heer von 180,000 Mann. Turenne und Condé hatten vorgeschlagen, einen vortheilhaften Frieden durch den schnellen Marsch auf Amsterdam zu erzwingen; allein L. wußte dies zu hintertreiben. Nachdem bereits 1672 die Hälfte der Niederlande dem König in die Hände gefallen war, hielt ihn L. zurück, und die Holländer erzwangen nun den Rückzug der Franzosen durch die Oeffnung der Schleusen. Ebenso verfuhr L. im Feldzuge von 1674, welchem er beiwohnte; Turenne griff gegen die Befehle des Ministers an, befolgte dagegen die Anweisung desselben, die Pfalz mit Raub und Brand zu verheeren. Nach dem Frieden von Nimwegen, den er verhandelte, war L. nächst dem König der mächtigste Mann in Frankreich. Er sorgte nun mit verdoppelter Kraft für die taktische Ausbildung des Heers, bewog den König zu den berüchtigten Reunionen (s. d.) und überfiel 30. Sept. 1681 Straßburg. Als Colbert 1683 starb, mischte sich L. auch in die Finanzen und begründete ein System der Erpressung und des Borgens, das Frankreich allmählich an den Abgrund brachte. Da er dem König von der Verbindung mit der Maintenon abgerathen und wenigstens erzwungen hatte, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde, so mußte er bei dem steigenden Einflusse derselben alles aufbieten, um sich unentbehrlich zu machen. Er bewog zunächst den König, die müßigen Truppen zur Bekehrung der Protestanten zu verwenden und wurde hiermit der Urheber der spätern Greuel. Als dennoch seine Stellung zu wanken begann, verwickelte er den König 1688 in den Krieg mit dem Deutschen Reiche. So begann der muthwillige Krieg, der erst 1697 mit dem Frieden von Ryswijk endete. Einem Angriffe gegen England zur See widersetzte er sich, aus Eifersucht gegen den Marineminister Seignelay. Dagegen ließ er, unter dem Vorwande, die Grenzen des Reichs sicherzustellen, 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Manheim, Worms, Speier und viele andere Städte und Orte wurden geplündert und verbrannt. Frau von Maintenon machte den König auf diese Greuel aufmerksam, der hierauf dem Minister untersagte, Trier, wie bereits beschlossen war, zu verbrennen. Das Verhältniß zwischen dem König und L. wurde seitdem immer gespannter, und nach einem bei der Maintenon 16. Juli 1691 gehaltenen Staatsrathe, in welchem das Benehmen des Königs gegen ihn besonders hart und drohend gewesen war, starb L. plötzlich während eines Aderlasses. Vgl. Rousset, «Histoire de L. et de son administration politique et militaire» (3. Aufl., 4 Bde., Par. 1864).

Louvre, seit 1793 das nationale Hauptmuseum in Paris, war seit seiner Entstehung unter den Capetingern abwechselnd Königspfalz, Jagdhaus und Hofburg. König Karl V. verwandelte die Hofburg in ein goth. Residenzschloß, welches unter Franz. I. und Heinrich II durch Pierre Lescot zu einem Palast im Renaissancestil umgebaut wurde. Dieser Neubau, der gegenwärtige Alte L., nämlich die beiden halben Façaden in der südwestl. Ecke, war noch nicht vollendet, als Katharina von Medici die Ueberreste des alten Schlosses, so gut es ging, damit vereinigte und ihre Residenz dahin verlegte. Aus dieser Zeit stammt auch der mit Lescot's südl. Façade im rechten Winkel gegen die Seine vorspringende Anbau, wo Karl IX. aus dem Fenster seines Zimmers auf die Hugenotten, die, um dem Blutbade der Bartholomäusnacht zu entrinnen, durch den Fluß schwammen oder in Kähnen überfuhren, geschossen haben soll. Heinrich IV. ließ jenen Anbau um ein Stockwerk erhöhen und durch eine an der Wasserseite hinlaufende Gebäudereihe mit den Tuilerien verbinden. Diese Bauten, die sog. Apollogalerie und Große Galerie, waren bei seinem Tode beendigt und nach verschiedenen Plänen von Ducerceau, Dupérac und Métézeau ausgeführt. Das eigentliche L. aber blieb immer ein wunderlich zusammengestückter Bau, bis der Architekt Lemercier, im Auftrage Richelieu's, an Lescot's westl. Façade die andere Hälfte mit dem großen Pavillon in der Mitte (Pavillon de l'Horloge) ansetzte und den nördl. Flügel so weit brachte, daß das L. gerade halb fertig war. Die andere Hälfte, das sog. Neue L., wurde unter Ludwig XIV. hinzugebaut, nämlich die an der Süd- und Nordseite fehlenden Façadenenden von Louis Levau, und die noch ganz offene Ostseite von dem Arzt Claude Perault, der daselbst nach seinen Rissen die berühmte Colonnade

Digitized by Google

ufführte. Vier Flügel, jeder mit einem in der Mitte hindurchführenden großen Eingange, chlossen nun den Hof des Palastes in ein gleichseitiges Viereck ein. Mit dem neuen Louvrebau ing es indeß sehr langsam. Ludwig XIV. interessirte sich nicht mehr dafür, und nach seinem Tode wurde das L. vollends vernachlässigt. Seitdem Paris als königl. Residenz für Versailles nd Fontainebleau beinahe ganz aufgegeben war, wurde dieser Palast zuerst von zurückgebliebenen Hofleuten und Beamten, sodann nur von Künstlern und Gelehrten aller Art bewohnt. Die neisten großen Maler, Bildhauer, Kupferstecher hatten darin weitläufige Werkstätten. Auch waren im obern Stock die Sitzungssäle der verschiedenen Akademien nebst den dazugehörenden Lehrsälen, und im Erdgeschoß die berühmten königl. Druckereien. Der Convent verlegte während der Revolution das Nationalmuseum dahin. Im J. 1803 erhielten die Architekten Percier und Fontaine von Napoleon I. den Auftrag, das L. völlig auszubessern und auszubauen. Sehr bedeutend war das, was unter dem ersten Kaiserreich, außer der Herstellung des zum Theil verfallenen, zum Theil unfertigen Palastes, für die größere und stattlichere Einrichtung des Museums (Musée Napoléon) geschah. Unter der Restauration und unter Ludwig Philipp that man nichts am L., wenigstens nichts für seinen Ausbau. Erst Napoleon III. begann 1852 die großen Arbeiten zum Ausbau des L. unter der Leitung und nach dem Plan des Architekten Visconti, nach dessen Tode sie von Lefuel fortgeführt und 1857 beendigt wurden. Die hinzugefügten Neubauten, von welchen die nach Visconti's Rissen von N. Pfnor gestochenen Blätter die deutlichste Anschauung geben, schließen sich in den einfachen Linien und im Baustil den Gebäuden an, die sie vervollständigen, und bestehen in Folgendem: Die unter Napoleon I. angefangene Galerie der Rivolistraße ist durch einen vortretenden Flügel, von ähnlicher Art wie die Apollogalerie an der Flußseite, mit der westl. Louvrefaçade verbunden; die nördl. und südl. Façade des alten Palastes wurden bis in die Mitte des Carrouselhofs verlängert, wo sie, im rechten Winkel umbiegend, sich an die beiden großen Verbindungsgalerien anlehnen, mit denen sie parallel laufen, und auf dem freien Platze zwischen jenen verlängerten Façaden (Place Napoléon III) sind zwei Squares angelegt, welche die Verschiedenheit der Achsen zwischen dem L. und den Tuilerien verdecken. Auf solche Weise waren, bis zum Brande der Tuilerien (s. d.) im Mai 1871, die beiden, seit 300 Jahren beständig umgeänderten und erweiterten Königspaläste zu einem Riesenbau vereinigt, der an die altröm. Kaiserresidenzen erinnerte und Hofwohnungen, Kasernen, Ministerien, Museen, Bibliotheken, Gärten, Paradeplätze, Reitschulen, Pferdeställe u. s. w. in seinem Umfang einschloß. Das L. enthält jetzt die schönsten und vollständigsten Kunstsammlungen der verschiedensten Art, unter welchen folgende die wichtigsten sind: die Antikengalerie; das Museum der großen ägypt. und assyr. Monumente; das Museum der modernen Sculpturen; die Sammlung der kleinen ägypt., griech. und röm. Alterthümer; das Musée Campana, früher Napoléon III (ehemalige Antiquitätensammlung des Marquis Campana in Rom); die Sammlung von Kunstgegenständen des Mittelalters und der Renaissance; das Musée des Souverains (Sammlung authentischer Eigenthumsgegenstände franz. Herrscher und Prinzen); die Gemäldegalerie; die Sammlung der Handzeichnungen; die Sammlung alter Kupferplatten mit der dazugehörenden Kupferdruckerei (Chalkographie). Vgl. Clarac, «Musée de sculpture antique et moderne» (6 Octavbände; Atlas, 6 Bde. in Fol., Par. 1826—53).

Lowe (Sir Hudson), der Hüter Napoleon's I. auf St.-Helena, geb. 28. Juli 1769 in Irland, trat 1785 als Volontär in das 50. engl. Linieninfanterieregiment und wurde 1791 Lieutenant. Er wohnte der Expedition gegen Toulon und dem Feldzuge in Corsica bei, diente zwei Jahre in Portugal, dann in Aegypten und erhielt 1800 das Majorspatent im Regiment cors. Jäger, ward aber 1802 auf Halbsold gesetzt. Im J. 1803 wieder zum activen Dienst berufen, wurde er von Lord Hobart mit geheimen Aufträgen nach Portugal und Sardinien geschickt. Im nächsten Jahre completirte er das Regiment cors. Jäger und erhielt dabei Oberstlieutenantsrang. Seit 1806 Commandant der Insel Capri, mußte er dieselbe nach tapferer Gegenwehr 1808 den Franzosen übergeben, worauf er zufolge der Capitulation mit Waffen und Gepäck nach Sicilien zog. Beim Angriff auf Neapel führte er die erste Schlachtordnung. Auch wirkte er mit zur Eroberung von Ischia, war bei der Besetzung von Zante und Cephalonia gegenwärtig und wurde auf letzterer Insel Chef des provisorischen Gouvernements. Im J. 1812 zum Obersten ernannt, kam er 1813 als engl. Commissar in Blücher's Hauptquartier, begleitete diesen 1814 nach Frankreich, wurde in demselben Jahre Generalmajor, 1815 aber Gouverneur auf St.-Helena. Nach seiner Rückkehr ward er 1825 Oberbefehlshaber in Ceylon, 1830 Generallieutenant und 1842 Inhaber des 50. Linieninfanterieregiments. Er starb 10. Jan. 1844. Als Napoleon's Hüter überbot er durch Härte und finstern Argwohn die ihm gegebenen strengen

Digitized by Google

Instructionen, wodurch er dessen bittern Haß auf sich zog. Zu seiner Vertheidigung schrieb er «Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à Ste.-Hélène» (2 Bde., Par. 1830; deutsch, Stuttg. 1830). Nach den von ihm hinterlassenen Tagebüchern und Briefen gab Forsyth die «History of the captivity of Napoleon» (3 Bde., Lond. 1853) heraus.

Lowe (Robert), namhafter engl. Staatsmann, ist der Sohn eines Pfarrers zu Bingham in Nottinghamshire, wo er 1811 geboren wurde. In der Schule zu Winchester und auf der Universität Oxford empfing er eine tüchtige classische Bildung, promovirte 1833 und wurde bald nachher zum Fellow des Magdalen-College erwählt, welche einträgliche, aber zugleich zum Cölibat verdammende Stellung er bei seiner Verheirathung 1836 aufgeben mußte. Er wirkte hierauf noch eine Zeit lang als Privattutor in Oxford und widmete sich dann mit Eifer dem Studium der Rechte. Im Jan. 1842 als Barrister in Lincoln's-Inn aufgenommen, wanderte er noch in demselben Jahre nach Australien aus und ließ sich in Sydney nieder, wo er bald eine ausgebreitete Praxis erlangte. Schon im Oct. 1843 wurde er Mitglied der legislativen Versammlung von Neu-Süd-Wales, in der er sich zum Führer der Volkspartei aufschwang und auch den Unterrichtsplan entwarf, der als Grundlage zu dem jetzt allgemein in Australien eingeführten Erziehungssystem diente. Nachdem er sich jedoch durch seine Praxis sowie durch glückliche Landspeculationen ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, kehrte er 1850 nach England zurück. Hier knüpfte er eine Verbindung mit der «Times» an, die ihm sehr förderlich wurde. Schon im Juni 1852, bei Auflösung des Parlaments durch das Ministerium Derby, wurde er für Kidderminster ins Unterhaus gewählt. Hier führte er sich durch eine glänzende Rede gegen das von D'Israeli vorgelegte Budget ein, die ihm sogleich einen Platz unter den hervorragendsten Mitgliedern der Versammlung errang. Das neue Ministerium Aberdeen bot ihm demzufolge die Stelle eines Secretärs beim Indischen Amte an, die er bis zum Jan. 1855 bekleidete. Bei Lord Palmerston's Amtsantritt legte er seinen Posten nieder und stimmte bei mehrern Gelegenheiten gegen die Regierung, bis er sich im August desselben Jahres dazu verstand, die Ernennung zum Vicepräsidenten des Handelsamts mit einem Sitz im Geheimen Staatsrath anzunehmen. Bei den Neuwahlen im März 1857 bewarb sich L. abermals um die Vertretung von Kidderminster, stieß jedoch auf heftigen Widerstand, indem man ihm vorwarf, daß er sein Versprechen, für Ausdehnung des Stimmrechts und andere populäre Maßregeln zu wirken, nicht gehalten habe. Mit Hülfe der Conservativen setzte er zwar seine Wahl durch, ward aber vom Volke so arg mishandelt, daß er kaum mit dem Leben davonkam. Durch den Sturz Palmerston's im Febr. 1858 verlor auch L. sein Amt und schloß sich nun der Opposition an, welche das Torycabinet bekämpfte und eine Parlamentsreform verlangte. Nach der Auflösung des Parlaments im April 1859 ließ er, da er nicht wieder in Kidderminster erscheinen mochte, sich von dem Marquis von Lansdowne zum Abgeordneten für den von demselben abhängigen Flecken Calne ernennen, und bald darauf trat er als Vicepräsident des Unterrichts-Comité (Unterrichtsminister) in das von Palmerston neugebildete Ministerium. Da er mit einigen seiner Collegen in ein gespanntes Verhältniß gerieth, so legte er 1864 sein Amt nieder und näherte sich von nun an den Tories, die er in der Bekämpfung der von Gladstone 1866 eingebrachten Reformbill mit allen Mitteln seiner kräftigen und schneidenden Beredsamkeit unterstützte. Er söhnte sich indeß später mit der liberalen Partei aus und übernahm im Dec. 1868 den Posten eines Schatzkanzlers im Ministerium Gladstone. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1868 wählte die Universität London L. zu ihrem ersten Vertreter. In der Session von 1869 debutirte er mit einem ungewöhnlich glänzenden Budget, indem er das von seinem Vorgänger ihm hinterlassene Deficit durch eine Reform in der Erhebungsweise der Steuern in einen Ueberschuß von mehrern Millionen Pfund Sterling verwandelte. Hierdurch, sowie durch spätere strenge und sparsame Wirthschaft, gelang es ihm nicht nur, die Kosten der Abessinischen Expedition und die Alabama-Entschädigung an Amerika aus den laufenden Einkünften zu tilgen, sondern den allgemeinen Zustand der Finanzen auf eine bisher nicht erreichte Höhe zu heben. Zugleich verwandte er seine Ueberschüsse mit Erfolg zur Minderung der Abgaben. Am Ende der Session von 1873 vertauschte L. das Schatzkanzleramt mit dem Ministerium des Innern, welches letztere er aber schon im Jan. 1874 durch den Fall des Ministeriums Gladstone wieder verlor. Es erschienen von ihm «Speeches and letters on reform» (1867), «Middle class education; endowment or free trade» (1868), «Budget speeches» (1870).

Löwe (Felis Leo), die größte Art der Katzen, welche einst viel weiter verbreitet war, selbst in Griechenland vorkam, jetzt aber nur noch von der Sahara bis zum Cap und in einigen Gegenden Arabiens und Indiens einheimisch ist. Der L. wird bis 2,5 Mt. lang, 1 Mt. hoch

hat ein breites Gesicht, platte Stirne, runde Augensterne, einen 1,2 Mt. langen Schwanz mit Endquaste und eine ungefleckt-braungelbe Färbung; das Männchen ist mit großer Mähne versehen. Von den Spielarten kann man fünf bestimmter unterscheiden: 1) der L. vom Senegal, mittelgroß, lebhaft-gelb mit gleichfarbiger, unten sehr lichter Mähne; 2) der L. aus der Berberei, der größte unter allen, dunkelbraungelb, mit sehr langer, dichter und dunkler Mähne; 3) der L. vom Cap der Guten Hoffnung und Abessinien, sehr groß mit dunkler Mähne; 4) der asiatische oder persische L., hell isabell- oder rehfarbig, mit nicht sehr dichter, aber aus langen dunkelbraunen Haaren bestehender Mähne; 5) der L. von Guzerate oder sog. mähnenlose L., der schon von Plinius erwähnt wird, von ziemlich niedriger Statur, mit etwas kurzem, aber an der Spitze starkbuschigem Schwanze und sehr kurzer und dünner, aus gekrümmten Haaren bestehender Mähne. Viel hat man von dem bei allen Varietäten vorkommenden sog. Schwanzstachel gefabelt, der aber nur ein kurzer, leichtabfallender, nagelartiger Anhang der Schwanzspitze ist. Der L. geht nur nachts auf Raub aus, überfällt seine Beute im Sprunge und kämpft mit großer Unerschrockenheit gegen angreifende Feinde. Felsige Gegenden sind sein Lieblingsaufenthalt. Er läßt sich leicht zähmen und wird, gut gehalten, in Menagerien bis 70 J. alt. Ueber seine Lebensart und Gewohnheiten haben besonders die Löwenjäger der Neuzeit, Jules Gérard im Atlas und Gordon Cumming am Cap, vieles Licht verbreitet. Wie häufig er ehedem gewesen sein muß, ergibt sich aus den Nachrichten classischer Schriftsteller über die Zahl der L., welche bei großen Festen den Römern vorgeführt wurden. Als Pompejus sein Theater einweihte, zeigte er auf einmal 600 lebende L., Cäsar 400 männliche, mit Mähnen versehene. Die Häute von L. kommen häufig vom Cap, haben aber im Handel nur geringen Werth.

Löwe ist der Name einer Künstlerfamilie, welche eine hervorragende Stelle in der Geschichte der deutschen Bühne einnimmt. — Johann Karl L., um die Mitte des 18. Jahrh., spielte bei seinem Auftreten alle ersten Rollen, wurde aber später ein vortrefflicher Darsteller komischer Partien. Seine Frau glänzte als Soubrette. Beide wurden unter Engel in Berlin angestellt. — Friedrich August Leopold L., des Vorigen Sohn, geb. zu Schwedt 1767, war Director einer herumziehenden Gesellschaft. Derselbe sang die ersten Tenorpartien, componirte auch eine Oper: «Die Insel der Verführung», die großen Beifall fand, und starb in Lübeck 1806. — Mit seinem Sohne Ferdinand L., geb. 1787 zu Rathenow, gest. zu Wien 13. Mai 1832, begann indessen erst der Name berühmt zu werden. Anfänglich wirkte auch er bei der Truppe seines Vaters in komischen Partien. Im J. 1810 ging er zu Magdeburg in das Fach der Liebhaber und Helden über, in welchem er bis zu seinem Tode als einer der ersten glänzte. Er besaß sehr schöne Mittel, wußte sie trefflich anzuwenden und zeigte sich überall edel, feurig und ausdrucksvoll. Seine eigentliche Sphäre war das höhere Trauerspiel. Ein Sohn und zwei Töchter betraten nach ihm dieselbe Laufbahn. — Sophie L., die Tochter des Vorigen, geb. zu Oldenburg 24. März 1815, begann in Manheim und Frankfurt ihre bedeutenden Anlagen zu entfalten und bildete sich dann unter Cicemarra in Wien zu einer vorzüglichen Sängerin aus. Im J. 1832 trat sie im Theater des Kärntnerthors auf. Nach sechs Jahren kam sie nach Berlin, wo sie bald als Künstlerin erster Größe glänzte. Mit vollendeter Gesangskunst und einem fein nuancirten, geistreichen Spiel gelangen ihr die Prinzessin von Navarra, Susanna im «Figaro», der schwarze Domino und ähnliche Partien in höchster Vollkommenheit. Im J. 1840 ging sie nach Paris und London, hierauf nach Italien und vermählte sich hier 1848 mit dem österr. Feldmarschallieutenant Fürsten Friedrich von Liechtenstein. Sie starb 28. Nov. 1866 in Pest. — Franz Ludwig Feodor L., Bruder der Vorigen, geb. 1816 zu Kassel, besuchte das Lyceum zu Manheim und betrat nach dem Tode seines Vaters die dramatische Laufbahn. Seit 1841 entfaltete er als Schauspieler und Regisseur am Hoftheater zu Stuttgart sein künstlerisches Talent und erwarb sich den Ruf eines der besten Schauspieler der Gegenwart. Sein Leicester in «Maria Stuart», Posa, Faust, Tasso und vor allem Hamlet beweisen dies. Im Conversationsstücke sind es die tiefer angelegten Charaktere, sowol im Ernst als Humor, die ihm besonders gelingen. Seine Darstellungen sind reich an originellen Zügen, die von schöpferischer Kraft zeugen, sein Vortrag ist getragen und edel, sein Feuer ohne Uebertreibung, stets innerlich und wahr, das Organ männlich und angenehm. Auch als Dichter hat er sich durch seine «Gedichte» (Stuttg. 1854; 2. Aufl. 1860), «Neue Gedichte» (Stuttg. 1875), und «Freimaurerische Dichtungen» (Lpz. 1874) einen geachteten Namen erworben. — Julie L., die Tante der Vorigen, geb. 1786 zu Dresden, war eine Zierde des wiener Hofburgtheaters. Besonders glänzte sie im höhern Lustspiel und Conversationsstück. Ihr Spiel war immer fein und ausdrucksvoll, ihr Anstand der einer Salondame, ihr Vortrag präcis und

Digitized by Google

geworden, ist jetzt Mitglied des Herrenhauses (1888). Sie hatte 11 Kinder, darunter: 1. Hartwig v. Bülow der Jüngere, geb. zu Rhinow 19. Dez. 1795, † daselbst 1. Juli 1851 als Prem.-Lieut. a. D. (1815 als Port.-Fähnr. Im 13. Inf.-Regt. gedient und 1818 als Lieut. verabschiedet, 1820 als Lieut. der Landwehr wieder angestellt und 1. Januar 1827 als Hauptmann der Landwehr-Kavallerie verabschiedet). Er war verheiratet mit Wilhelmine, geb. Gräfin v. Schwerin, † 1. Juli 1851, Tochter des Grafen Friedrich Wilhelm v. Schwerin auf Wolfshagen, Landrat des Kreises Ruppin, und hatte 2 Söhne, die beide in die Armee traten, und 2 Töchter, die sich verheirateten. Der ältere Sohn, Hartwig Friedrich Wilhelm Karl, geb. 1. Juli 1827, trat 1844 in das 2. Garde-Ulanen-Regt., wurde 1848 Sekond-Lieut. und 1854 Prem.-Lieut. à la suite des 3. Ulan.-Regts. Er ist verheiratet mit Elisabeth, geb. Gräfin v. Schwerin, Tochter des Grafen Hermann v. Schwerin auf Wolfshagen, Landrat des Kreises Ruppin, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. Der jüngere Sohn, Hartwig Friedrich Wilhelm Ernst, geb. 1. Juli 1830, trat 1847 in das 3. Ulan.-Regt., wurde 1848 Sekond-Lieut. und 1854 Prem.-Lieut. à la suite des 2. Ulan.-Regts. Er ist verheiratet mit Elisabeth, geb. Gräfin v. Schwerin, Tochter des Grafen Hermann v. Schwerin auf Wolfshagen, Landrat des Kreises Ruppin, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. Die ältere Tochter, Elisabeth, ist verheiratet mit Hermann v. Arnim auf Boitzenburg, Landrat des Kreises Templin, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. Die jüngere Tochter, Wilhelmine, ist verheiratet mit Hermann v. Arnim auf Kröchlendorff, Landrat des Kreises Angermünde, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. 2. Friedrich Wilhelm Ernst, geb. zu Rhinow 1. Juli 1797, † daselbst 1. Juli 1851 als Prem.-Lieut. a. D. (1815 als Port.-Fähnr. im 13. Inf.-Regt. gedient und 1818 als Lieut. verabschiedet, 1820 als Lieut. der Landwehr wieder angestellt und 1. Januar 1827 als Hauptmann der Landwehr-Kavallerie verabschiedet). Er war verheiratet mit Wilhelmine, geb. Gräfin v. Schwerin, † 1. Juli 1851, Tochter des Grafen Friedrich Wilhelm v. Schwerin auf Wolfshagen, Landrat des Kreises Ruppin, und hatte 2 Söhne, die beide in die Armee traten, und 2 Töchter, die sich verheirateten. Der ältere Sohn, Hartwig Friedrich Wilhelm Karl, geb. 1. Juli 1827, trat 1844 in das 2. Garde-Ulanen-Regt., wurde 1848 Sekond-Lieut. und 1854 Prem.-Lieut. à la suite des 3. Ulan.-Regts. Er ist verheiratet mit Elisabeth, geb. Gräfin v. Schwerin, Tochter des Grafen Hermann v. Schwerin auf Wolfshagen, Landrat des Kreises Ruppin, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. Der jüngere Sohn, Hartwig Friedrich Wilhelm Ernst, geb. 1. Juli 1830, trat 1847 in das 3. Ulan.-Regt., wurde 1848 Sekond-Lieut. und 1854 Prem.-Lieut. à la suite des 2. Ulan.-Regts. Er ist verheiratet mit Elisabeth, geb. Gräfin v. Schwerin, Tochter des Grafen Hermann v. Schwerin auf Wolfshagen, Landrat des Kreises Ruppin, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. Die ältere Tochter, Elisabeth, ist verheiratet mit Hermann v. Arnim auf Boitzenburg, Landrat des Kreises Templin, und hat 2 Söhne und 2 Töchter. Die jüngere Tochter, Wilhelmine, ist verheiratet mit Hermann v. Arnim auf Kröchlendorff, Landrat des Kreises Angermünde, und hat 2 Söhne und 2 Töchter.

Bülow (Bildg.), Hermann Freiherr von, Bildhauer, geboren am 14. Juli 1846 zu Hannover. Er besuchte die Bürgerschule seiner Vaterstadt und trat 1861 in die Werkstatt des Bildhauers Hahn, wo er 3 Jahre blieb. Dann ging er nach Berlin und arbeitete bei Encke, Wichmann und Calandrelli. Im Jahre 1868 wurde er für drei Jahre auf Reisen geschickt. Er besuchte Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Paris und London. Nach seiner Rückkehr wurde er in Berlin Assistent bei Professor Wichmann. Im Jahre 1873 wurde er Mitglied der Akademie der Künste. Im Herbstjahre 1874 übersiedelte er nach Hannover, wo er sich als Bildhauer niederließ. Seine Arbeiten sind: Die Bronzethüren des Museums für Völkerkunde in Berlin, die Bronzethüren des Museums in Frankfurt a/M. (Reliefbilder), meist 2. und Schlußreihe der Nationalmusik und Dichtkunst, zum Theil Wiederholungen, zum Theil in Abänderungen. Ferner: Die Figuren der Bronzethüren des Museums in Hannover, Reliefbilder, Schlußreihe der Baukunst, Bildhauerkunst, Malerkunst und Architektur, Schlußreihe der Tonkunst, Dichtk

und der soeben in Preußen begründeten Deutschen Fortschrittspartei an. Vom Frühjahr 1863 bis Frühjahr 1867 vertrat L. im preuß. Abgeordnetenhause den Wahlkreis Bochum-Dortmund, trat 1867 zu Gunsten eines polit. Gesinnungsgenossen von der Candidatur im dortigen Wahlkreise zurück und nahm für das preuß. Abgeordnetenhaus die Wahl des ersten berliner Wahlkreises an, dessen Vertreter er seitdem im Abgeordnetenhause ist. Für den Reichstag des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reichs hat L. aber die Wahl in seinem alten Kreise Bochum wieder angenommen, den er auch seit 1867 ununterbrochen im Reichstage vertritt. In beiden Parlamenten gehörte er anfangs der Deutschen Fortschrittspartei an, bis er im April 1874 infolge seiner Abstimmung über das Militärgesetz mit mehrern Gesinnungsgenossen aus derselben schied; er sammelte dann seine nächsten Genossen zu der sog. Gruppe L.-Berger.

Löwen (franz. Louvain), Stadt in der belg. Provinz Brabant, an der Dyle und an einem Kanal aus derselben in den Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht, an der belg. Staatsbahn Brüssel-Herbesthal, die hier nach Mecheln abzweigt, sowie an der Belgischen Centralbahn, hat gegen 10 Kilom. im Umfange, ist aber ein sehr stiller Ort, indem ein großer Theil ihres Gebiets landwirthschaftlichen Zwecken dient. Größeres Leben herrscht nur an und bei dem Markte, wo sich auch die Hauptgebäude befinden. Dahin gehören das Rathhaus, eins der schönsten Gebäude im spätern goth. Stile, vollendet 1493, mit reicher Bildhauerarbeit, im Innern aber modern, und die Peterskirche, im schönsten goth. Stil 1358—1460 erbaut, mit in Holz geschnitztem Hauptportal und herrlichen Gemälden und andern Kunstwerken. Merkwürdig sind noch das alte Zunfthaus der Brauer (Maison des brasseurs), im Renaissancestil, und in einer Seitenstraße am Markte die Hallen, die, 1317 von der Weberzunft erbaut, 1679 aber der Universität überlassen, noch gegenwärtig von dem Reichthum und Geschmack ihrer Gründer zeugen. Auch die übrigen Kirchen in L. sind im Besitze werthvoller Bilder. Die Zahl der Einwohner belief sich Anfang 1877 auf 33,917. Die von Herzog Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität mit einer beträchtlichen Bibliothek, einem botan. Garten und einem anatom. Theater, galt im 16. Jahrh. für die erste in Europa. Nachdem sie unter Kaiser Joseph II. einige Zeit gehemmt gewesen und infolge des franz. Revolutionskriegs eingegangen war, wurde sie unter der holländ. Regierung 1817 wiederhergestellt. Das philos. Collegium an derselben, welches der König Wilhelm I. für die Bildung kath. Geistlichen errichtet hatte, und das zum Widerstande der belg. Geistlichkeit gegen die holländ. Regierung den Hauptanlaß bot, mußte 1830 wieder aufgehoben werden, da die Bischöfe sich weigerten, die Zöglinge in ihre Seminarien aufzunehmen oder sie als Priester anzustellen. Vom Staate wurde die Universität 1834 aufgegeben, von der Geistlichkeit jedoch wieder 1835 aus eigenen Mitteln errichtet. Sie ist sonach eine freie Universität, wie die zu Brüssel, wird aber im Gegensatze zu dieser gewöhnlich die katholische genannt. Sie zählte 1876, mit Inbegriff der mit ihr verbundenen polytechnischen Schule, 1180 Studirende. Außerdem besitzt L. ein städtisches Gymnasium, eine Kunstakademie nebst Museum und ein musterhaftes Zellengefängniß. Um 942 ward L. mit Inbegriff von Brüssel, Vilvorde, Nivelles und andern Ortschaften unter Lambert I. zu einer Grafschaft erhoben; 1165 wurde die Stadt mit Mauern umgeben und gegen 1361 bedeutend vergrößert. Der Graf von L., Heinrich IV., nahm den Titel Graf von Brabant an, der 1190 in den eines Herzogs verwandelt wurde. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo L. als Hauptstadt des Herzogthums Brabant und als Residenz 150,000 E. zählte, hatte es gegen 4000 Tuchmanufacturen. Erbittert gegen den Adel, erhoben sich 1382, wie in andern Städten Flanderns, die Tuchweber zu offenem Aufstande. Durch den Herzog Wenzel jedoch überwältigt, wanderten viele der Arbeiter aus der nun hartbedrängten Stadt nach England aus. Von dieser Zeit an begann der Verfall L.s. Als besonders wichtig sind gegenwärtig noch hervorzuheben die Bierbrauereien, zahlreiche Getreidemühlen, einige Tabacks- und Spitzenfabriken, Töpfereien, Branntweinbrennereien und Salzsiedereien. Auch wird noch beträchtlicher Getreidehandel getrieben. Vgl. Molanus, «Historia Lovaniensis» (herausg. von de Ram, 2 Bde., Brüss. 1861); Piot, «Histoire de Louvain» (Löw. 1859).

Löwen (Joh. Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1729 zu Clausthal, studirte die Rechte, wirkte dann eine Zeit lang als Secretär in Schwerin und war 1767 bei den vergeblichen Versuchen betheiligt, die hamburger Bühne zu heben. Er starb 23. Dec. 1771 als Registrator in Rostock. L. hat sich als Dichter in den verschiedensten Gattungen der Poesie versucht. Man hat von ihm Lehrgedichte, Epigramme, Oden, Lieder, Cantaten, Romanzen, Erzählungen, poetische Episteln, Trauerspiele und Lustspiele. Das meiste Talent bekundete er in den «Romanzen», welche als Vorläufer von Bürger's komischen Balladen zu betrachten sind. Anerkennenswerth

Digitized by Google

ist sein Eifer für die Hebung der deutschen Bühne, den er auch durch theoretische Schriften bethätigte. Seine «Schriften» erschienen gesammelt in vier Bänden (Hamb. 1765—66).

Löwenberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, mitten im hügeligen Vorlande des Riesen- und Isergebirgs, anmuthig am Bober gelegen, ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts und zählt (1875) 5203 E. Der Ort besitzt zwei kath. und eine evang. Kirche, ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Krankenhaus (letzteres ein Gebäude der ehemaligen Malteser-Commende) und eine höhere Lehranstalt. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner sind Leinen- und Baumwollweberei, Kattun- und Leinwanddruckerei, die Anfertigung von metallenen und Horndrechslerwaaren, Bleicherei, Mehl-, Gips- und Lohmühlen sowie Wollspinnereien. Die Getreidemärkte zu L. sind von Bedeutung. Außerdem erstreckt sich der Handel auf mineralische Producte, besonders auf Gips zur Düngung und bearbeitete Sandsteine. Der Ort war einer der ältesten befestigten Plätze Schlesiens. Die ehemalige Burg, auf welcher Herzog Bolko I. 1292 residirte und welcher die Stadt ihren Ursprung verdanken soll, ist spurlos verschwunden. Durch den Dreißigjährigen Krieg kam der ehemals blühende Tuchhandel und die Wollweberei sehr in Verfall. Am 19. Aug. 1813 schlugen hier die Russen unter Scherbatow und Sacken die Franzosen unter Macdonald und 29. Aug. bei dem 2 Kilom. östlich gelegenen Dorfe Plagwitz abermals unter Puthod, der gefangen wurde. Im letztern Orte befindet sich eine Provinzial-Irrenanstalt. Die Umgebungen der Stadt L. sind reich an Schönheiten. Etwa 6 Kilom. nordwärts liegt der Hohl- oder Holenstein mit einem schönen, 1513 an der Stelle einer alten Burg auf der Spitze eines Bergs und nahe einem großen hohlen Felsen erbauten Schlosse mit reizenden Anlagen. — Im Kreise L., der auf 751 QKilom. (1875) 65,152 E. zählt, liegt noch Liebenthal am Queis, mit einem kath. Schullehrerseminar und 1845 E., welche Leinen- und Baumwollweberei sowie Strumpfstrickerei betreiben. Auf dem hier seit dem 16. Jahrh. bestehenden Taubenmarkt werden jährlich 4—5000 Paar Tauben zum Verkauf gestellt. Das Ursulinerinnen- (früher Benedictinerinnen-) Kloster daselbst wurde 1278 begründet und ist mit höherer Töchterschule, Pensionat, Waisenhaus und Mädchenschule verbunden. Vgl. Görlich, «Das Kloster Liebenthal» (Bresl. 1864).

Löwenbund oder Gesellschaft vom Leuen nannte sich der Ritterbund, welcher 1379 zu Wiesbaden zu dem Zwecke zusammentrat, den Fehden untereinander zu entsagen, den mit andern möglichst zu steuern und, wo solches nicht möglich, sich einander beizustehen. Er vereinigte sich nachmals mit den gleiche Zwecke verfolgenden Gesellschaften von St.-Wilhelm und St.-George, trat auch mit einigen schwäb. Städten in Verbindung und scheint sich dann gleichzeitig mit dem Städtebunde aufgelöst zu haben. — L. oder Gesellschaft von dem Leen hieß ferner der von Kaiser Friedrich III. 1489 bestätigte Ritterverein gegen die Herzoge Albrecht VI. und Georg von Baiern, der sich später ebenfalls mit der Gesellschaft von St.-George und dem Schwäbischen Städtebunde vereinigte.

Löwendal (Ulrich Friedr. Woldemar, Graf von), Urenkel König Friedrich's III. von Dänemark, geb. 1. April 1700 zu Hamburg, Sohn des Freiherrn Woldemar von L., der 1704 als Oberhofmarschall und Cabinetsminister zu Dresden starb, begann 1713 als kaiserl. Soldat in Polen seine kriegerische Laufbahn und wurde 1714 Kapitän. Als Freiwilliger trat er später in dän., 1716 aber wieder in kaiserl. Dienste, in denen er sich in der Schlacht bei Peterwardein und bei den Belagerungen von Temesvar und Belgrad auszeichnete. Dann nahm er in Sardinien und Sicilien an allen Schlachten des Kriegs von 1718—21 Antheil. Später trat er in die Dienste des Königs August von Polen, der ihn zum Feldmarschall und Generalinspector der sächs. Infanterie ernannte. Nach dem Tode dieses Monarchen 1733 zeichnete er sich durch seine muthige Vertheidigung Krakaus gegen die aufständischen Polen aus. L. befehligte 1734 und 1735 die sächs. Truppen am Rhein. Nachdem er sodann in die Dienste der Kaiserin von Rußland getreten, erwarb er sich in der Krim und Ukraine solche Anerkennung, daß ihm ein Commando übertragen wurde. Indeß zog ihn Ludwig XV. sehr bald in seine Dienste. Er wurde 1743 Generallieutenant und zeichnete sich 1744 bei der Belagerung von Menin, Ypern und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit aus. Im J. 1745 befehligte er das Reservecorps in der Schlacht bei Fontenoi, an deren glücklichem Ausgang er Antheil hatte. Dann eroberte er Gent, Oudenaarde, Ostende und Nieuport. Im folgenden Jahre nahm er L'Ecluse, Sas-de-Gand und die übrigen Festungen im holländ. Flandern; zugleich traf er Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen. Die Festung Bergen-op-Zoom, welche bis dahin für uneinnehmbar gehalten worden, eroberte er nach kaum eröffneten Laufgräben 16. Sept. 1747 mit Sturm und empfing dafür den Marschallsstab. Er starb 27. Mai 1755.

Digitized by Google

Löwenhaupt (Adam Ludw., Graf), schwed. General, s. Lewenhaupt.

Löwenmaul, Pflanzengattung, s. Antirrhinum.

Löwenstein, Grafschaft mit dem gleichnamigen Bergschloß im Oberamte Weinsberg des württemb. Neckarkreises, 138 QKilom. umfassend, hatte bis in die Mitte des 15. Jahrh. ihre eigenen Grafen. Der letzte Graf Ludwig verkaufte sie 1441 an den Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der sie hierauf an Ludwig, geb. 1463, den Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz und der Klara Dettin aus Augsburg, überließ, welcher den Titel eines Grafen von L. annahm und von Kaiser Maximilian I. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Sein Enkel Ludwig II. nannte sich, nachdem er die Grafschaften Wertheim und Rochefort erworben, Graf von L.-Wertheim. Ludwig's II. Söhne, Christoph Ludwig (gest. 1618) und Johann Theodor, stifteten die beiden noch blühenden Linien, jener L.-Virneburg oder die evang. Linie, jetzt L.-Freudenberg, dieser L.-Rochefort oder die kath. Linie, jetzt L.-Rosenberg. Beide Linien hatten bis 1806 Sitz und Stimme im fränk., die ältere auch im hess. Grafencollegium. Auch steht ihnen das Oberst-Erbkämmereramt in Würtemberg zu, welches jedesmal der Senior der beiden Hauptlinien verwaltet. Die ältere Linie, L.-Freudenberg, wie sie sich nach den im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 ihr als Entschädigung zugewiesenen Besitzungen nannte, besitzt gegenwärtig in Würtemberg fünf Sechstel der Grafschaft L. (138 QKilom.), in Baden die Hälfte der Grafschaft Wertheim, das Amt Freudenberg u. s. w. (190 QKilom.) und in Baiern das Herrschaftsgericht Triesenstein (70 QKilom.). Sie theilte sich 1721—1852 durch die beiden Söhne Heinrich Friedrich's in die Vollrath'sche und Karl'sche Speciallinie, welche beide 1812 vom Könige von Baiern und 1813 vom Könige von Würtemberg in den Fürstenstand erhoben wurden. Standesherr der Linie L.-Wertheim-Freudenberg ist Fürst Wilhelm von L., geb. 19. März 1817, der zu Wertheim residirt. Die Privatbesitzungen derselben sind die Herrschaft Michelbach nebst einem Drittel von Limpurg-Sontheim-Obersontheim in Würtemberg, die gefürstete Grafschaft Umpfenbach in Baiern, die Güter Lukawetz und Slawietin in Böhmen. — Die jüngere Linie L.-Rosenberg hieß sonst L.-Rochefort wegen der ererbten Grafschaft dieses Namens in den Niederlanden. Der Graf Maximilian Karl erhielt 1711 die reichsfürstl. Würde, die im folgenden Jahre auch auf seinen Nachfolger ausgedehnt wurde, und 1713 Sitz und Stimme auf der schwäb. Reichsfürstenbank. Für seine verlorenen Besitzungen jenseit des Rheins wurde das Haus 1803 durch Besitzungen im Würzburgischen, Mainzischen und einige Abteien entschädigt. Auch hat es theil an der Grafschaft L.-Wertheim u. s. w. Ueberhaupt betragen die Besitzungen dieser Linie in Baiern (die Herrschaften Heubach, Rothenfels und Neustadt mit Wörth und Tremfurt u. s. w., zusammen 275 QKilom.), Würtemberg (ein Sechstel der Grafschaft L., 18 QKilom.), Baden (die Hälfte der Grafschaft Wertheim, die Herrschaft Bronnbach und Rosenberg u. s. w., zusammen 190 QKilom.), im Großherzogthum Hessen (die Herrschaften Habizheim und Nauseß, die Hälfte von Breuberg, 165 QKilom.), in welchen Gebieten sie standesherrliche Rechte besitzt, und in Böhmen (die Herrschaften Weseritz und Schwamberg, 170 QKilom., die Herrschaften Hayd und Pernatitz, 145 QKilom.) zusammen etwa 990 QKilom. — Haupt dieser Linie ist Fürst Karl von L., geb. 21. Mai 1834, der zu Klein-Heubach am Main residirt und einflußreicher Führer des ultramontanen deutschen Adels ist. Die Schwester desselben, Prinzessin Adelheid, geb. 3. April 1831, war seit 24. Sept. 1851 mit Dom Miguel (s. d.), Infanten von Portugal, vermählt, der seinen Wohnsitz auf Schloß Bronnbach bei Wertheim hatte, wo er 14. Nov. 1866 starb.

Löwenzahn, Pflanzenart, s. Taraxacum.

Lowerz, Dorf im Bezirk Schwyz des gleichnamigen schweiz. Cantons, liegt 463 Mt. über dem Meere, fast 7 Kilom. von Schwyz und ebenso weit von Arth entfernt am obern Ende des Lowerzersees in dem Thale zwischen dem Roßberg und dem Rigi. Das Dorf, welches 513 E. zählt, ist bekannt durch den Bergsturz von Goldau (s. d.), welcher 2. Sept. 1806 die Dörfer Goldau, Busingen und Rothen und den größten Theil von L. unter Schutt und Steinen begrub. Der Lowerzersee ist ungefähr 4 Kilom. lang, durchschnittlich 1 Kilom. breit, fast 3 QKilom. groß, 18 Mt. tief und liegt 450 Mt. über dem Meere. Aus demselben ragen zwei kleine Inseln, von denen die größere, Schwanau, eine Kapelle, eine ländliche Wohnung und die Ruinen der 1308 von den Schwyzern gebrochenen Burg Schwanau trägt. Beim Bergsturz von 1806 wurden beide Inseln von dem hoch aufwallenden See vollständig überflutet. Dem steilen südl. Ufer entlang zieht die Landstraße von Schwyz nach Arth.

Lowicz, Stadt im russ.-poln. Gouvernement Warschau, an der Bzura und an der Warschau-Bromberger Eisenbahn, 210 Kilom. von Warschau gelegen, ist hübsch gebaut, hat vier

Digitized by Google

heft. Kirche, die einst, Kloster, die Ehemaligen, die Schloß mit Thürmen Hauß und 6454 T. die Hof und Wirthschaft und Brauerei beibehalten.

Hansa (auch Hanse) deutsch Genossenschaft, Verbindung bes Kaufmanns zu Gewinnung und Erhaltung seiner Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten. Die Hansa ist entstanden, als die Kaufleute, welche Waaren zu Wasser und zu Lande führten, sich zu besserer Sicherung der Straßen und Wege zusammenthaten, und sie hatte ihren Ursprung in Wisby auf der Insel Gothland, wo sich die Kaufleute um 1161 zu Lübeck und um 1164 zu Braunschweig und Soest vereinigten. Die Hansa hatte ihre Niederlagen zu Novgorod, in welchen Städten sie ansehnliche Freiheiten und Vortheile erhielt. Sie

5169,73 QKilom. (1872) nur 135,190 E. (gegen 137,263 im J. 1866 Abnahme 1,5 Proc.), darunter viele Reformirte. Von der Lozère zieht gegen Nordwesten die 1300 Mt. hohe Margeridenkette, und im Westen erhebt sich die bis 1000 Mt. hohe Aubrackette, welche beide nach dem Hochlande von Auvergne hinüberziehen. Das ganze Departement zerfällt in drei Zonen. Die nördliche gehört der Granitformation und zum kleinsten Theile den vulkanischen Bildungen an; die mittlere hat Kalkstein-, die südliche Schiefergebirge. In hydrogr. Beziehung gehört der nordöstlichste Theil zum Loiregebiet, indem er von dem hier in einer Höhe von 1426 Mt. entspringenden Allier und mehrern seiner Zuflüsse durchfurcht wird; der bei weitem größte westl. Theil zum Bassin der Garonne, welcher der Tarn und der Lot zufließen. Die südöstl. Abdachung gehört zum Gebiet des Rhône. Das Gebirge ist einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Der Westen und Nordosten hat feuchtes, regnerisches Klima; weit trockener ist die Südostabdachung, wo sogar der Maulbeerbaum, der Weinstock und die Olive gedeihen. Anderwärts tragen einige der Kalksteinebenen, hier Causses genannt, Getreide, Hanf, Flachs und etwas Obst. Die Berggelände haben aber nur wenige und kleine Getreidefelder, sodaß Kartoffeln, vorzüglich aber Kastanien, die Hauptnahrung des Landvolks bilden. Desto ausgedehnter sind die Wiesen und Weideflächen, daher hier viel Rindvieh, Maulthiere und besonders Schafe gezogen werden. Der Hauptreichthum des Departements besteht in seinen Metallen; man beutet Silber und viel Blei aus, letzteres besonders in den Gruben zu Villefort, die auch Kupfer liefern. Unter den Mineralquellen sind die bekanntesten die des Dorfes Bagnols-les-Bains. Die Industrie beschränkt sich auf Hüttenbetrieb und Wollmanufactur, der Handel, den kein einziger schiffbarer Fluß begünstigt und die Gebirgsnatur des Landes erschwert, auf die Ausfuhr von Vieh, Kastanien und Wollzeugen. Viele der Einwohner wandern in die südlichern Gegenden aus, um als Mäher, Maurer u. s. w. zu arbeiten. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Mende, Florac und Marvejols und hat zur Hauptstadt Mende mit 6906 E. Es ist ein alter, schlechtgebauter Ort in öder Gegend am Lot und an der Südbahn, 739 Mt. über dem Meere, Sitz eines Bischofs, mit einer goth. Kathedrale, einem Gerichtshof erster Instanz, einer Manufacturenkammer, einem Priester-, einem Lehrer- und Lehrerinnenseminar, einer Gesellschaft des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften, einer öffentlichen Bibliothek und Bildergalerie. Die Stadt ist der Mittelpunkt des Handels mit Sergen und dem wollenen Zeuge, welches Cadis genannt und unter dem Namen Serge de Mende ins innere Frankreich, nach Spanien, Italien und Deutschland versendet wird.

Lübben, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, vormals Hauptstadt der Niederlausitz, liegt auf einer Insel der Spree, in die hier die Berste mündet, und an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, ist Sitz eines Landrathamts und Kreisgerichts und hat (1875) 5387 E. Unter den Bauwerken sind das Schloß, das schöne Landschaftshaus und die zwei Kirchen hervorzuheben. In der Hauptkirche ist das Grab Paul Gerhardt's, der hier Archidiakonus war. Ferner besitzt L. eine Realschule, ein Hebammeninstitut, die Hauptsparkasse des Markgrafthums Niederlausitz, einen Vorschußverein und ein Landarmen- und Corrigendenhaus. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Tuch-, Leinwand- und Tabackfabrikation, daneben auf Gartenbau, Brauerei und Brennerei. Die Jahrmärkte sind sehr stark besucht. — Der Kreis L. zählt auf 1038,6 QKilom. (1875) 34,181 E.

Lübbenau, Stadt im Kreise Kalau des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, zwischen mehrern Armen der Spree, am Spreewalde und an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, die hier nach Kamenz abzweigt, hat ein gräfl. Lynar'sches Residenzschloß mit einer Bibliothek und Gemäldesammlung und zählt (1875) 3557 E., welche bedeutenden Garten- und Gemüsebau sowie Handel mit Sämerei und Gartengewächsen treiben.

Lubbock (Sir John, Baronet), durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen bekannt, geb. 30. April 1834 zu London als Sohn des Bankiers und astron. Schriftstellers Sir John William L. (geb. 1803, gest. 1865), wurde zu Eton erzogen, trat dann in das Bankgeschäft seines Vaters, wurde 1870 für Maidstone als liberales Mitglied in das Parlament gewählt und ist Präsident mehrerer gelehrter Gesellschaften und Vicekanzler der Universität London. Sowol als Bankier wie als Parlamentsmitglied hat L. mit Erfolg gewirkt. Seine Hauptverdienste gründen sich jedoch auf seine naturwissenschaftlichen Schriften, in denen er als einer der hervorragendsten Anhänger Darwin's erscheint. Außer zahlreichen Abhandlungen in Zeitschriften, in welchen er seine Untersuchungen und Entdeckungen (über die Entwickelung und den Bau der niedern Thiere; über die Befruchtung der Pflanzen durch den Besuch der Insekten; über das Leben der Wespen, Bienen und Ameisen; über Pfahlbauten; über die Kjökken-Möddinger [s. d.] an

Digitized by Google

der dän. Küste u. s. w.) veröffentlichte, schrieb er namentlich «Prehistoric times, as illustrated by ancient remains, and the manners and customs of modern savages» (Lond. 1865; deutsch von Passow, 2 Bde., Jena 1873—74), «The origin and metamorphoses of insects» (1873; deutsch von Schlösser, Jena 1876) und «On British wild flowers in relation to insects» (1875; deutsch von Passow, Berl. 1877). Sein Hauptwerk ist: «The origin of civilisation and the primitive condition of man» (1870; deutsch von Passow, Jena 1875).

Lübeck, ein zum Großherzogthum Oldenburg gehöriges Fürstenthum, längs der Trave und um den Eutinersee, in der holstein. Landschaft Wagrien, wurde als Bisthum von Kaiser Otto I in Holstein gegründet, 1162 aber die Residenz des Bischofs nach Eutin verlegt. Bischof und Stift traten 1530 der Reformation bei, und ersterer blieb Reichsfürst. Da das fürstl. Haus Holstein dem Bisthum manchen Dienst erwiesen hatte, so wurde 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, zufolge dessen die nächsten sechs aufeinanderfolgenden Bischöfe aus dem holstein. Hause erwählt werden sollten. Hierüber entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, das jedoch 1667 im Frieden zu Glückstadt jenem Vergleich seine Zustimmung gab. Ein neuer Streit erhob sich infolge einer Bischofswahl 1701, bei der 12 Stimmen auf den dän. Prinzen Karl, 9 aber auf den holstein. Administrator, den Herzog Christian August, gefallen waren. Durch Vermittelung Englands und Hollands kam indeß doch endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Administrator von Holstein im Besitz des Bisthums verbleiben, der Prinz Karl von Dänemark aber durch eine Summe Geldes abgefunden werden sollte. Nachdem dem Vertrag von 1647 schließlich durch die Wahl des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp volle Genüge geschehen, wählte das Domkapitel 1756 den dän. Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrich's V., zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 seiner Ansprüche zu Gunsten Peter Friedrich's, eines Sohnes des erwähnten Bischofs Friedrich August, der sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, welcher 1785 die bischöfl. Regierung antrat und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg wurde. Bisthum und Domkapitel wurden 1802 dem Herzog von Oldenburg für gebrachte Opfer als Fürstenthum zur Entschädigung gegeben, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck (s. d.) einen Theil der Kapitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitze zuerkannte. Vermöge des 14. Febr. 1842 zu Plön mit der Krone Dänemark abgeschlossenen Vertrags fand zur Arrondirung der beiderseitigen Gebiete ein Ländertausch statt, wonach das Kirchspiel Ratekau an das Herzogthum Holstein, das Kirchspiel Gleschendorf aber an das Fürstenthum L. überging. Durch Vertrag vom 15. Oct. 1866 erhielt Oldenburg gegen Verzicht auf seine Erbansprüche auf Holstein von Preußen das zwischen beiden Theilen des Fürstenthums L. liegende holstein. Amt Ahrensböck nebst einigen kleinen angrenzenden Districten abgetreten. Das Fürstenthum L. oder Eutin zählt auf 521,5 QKilom. (1875) 34,085 E. und betheiligt sich zwar an dem allgemeinen Landtage für das Großherzogthum Oldenburg, besitzt aber noch seinen besondern Provinziallandtag.

Lübeck, eine der drei freien Hansestädte des Deutschen Reichs, liegt 15 Kilom. von der Ostsee, auf einer von Süden nach Norden gestreckten Anhöhe, deren westl. Seite von der schiffbaren Trave bespült wird, während an der Ostseite die Wacknitz, der Abfluß des Ratzeburgersees, hinfließt. Die Straßen verlaufen ziemlich regelmäßig von Süden nach Norden und von Osten nach Westen; die Häuser der innern Stadt sind massiv und zeigen zum großen Theil alterthümliche Bauart. Mehrere Privathäuser sowie fast sämmtliche Kirchen und öffentlichen Gebäude sind schöne Denkmäler des mittelalterlichen Baustils. Die Marienkirche, fast in der Mitte der Stadt gelegen, mit zwei 124 Mt. hohen Thürmen und einem 49,5 Mt. hohen Querschiff 1276—1304 aufgebaut, ist als Ziegelbau fast einzig in ihrer Art. Sie enthält viele Sehenswürdigkeiten an Kunstschätzen der Malerei alter und neuer Zeit sowie an Bildwerken in Holz, Metall und Stein (Todtentanz). Der Dom, am südl. Ende der Stadt, ebenfalls mit zwei 120 Mt. hohen Thürmen, ist die älteste der fünf Kirchen L.s und schon 1170 gegründet. Sie besitzt unter andern Sehenswürdigkeiten ein berühmtes Altargemälde von Hans Memling aus dem J. 1491. Die Katharinenkirche gehörte zu dem ehemaligen, 1225 gegründeten Minoritenkloster, in dessen Gebäuden sich jetzt das Katharineum (Gymnasium und Realschule) und die öffentliche Bibliothek (etwa 50,000 Bände, worunter 1200 Incunabeln und mehrere hundert Manuscripte) befinden. Ein merkwürdiges Gebäude ist das alte Rathhaus mit der Börse, welches sich an dem fast quadratischen Marktplatze erhebt, aber aus sehr verschiedenen Zeiten stammt. Der schönste Theil desselben ist der südliche, 1442—44 erbaute Flügel. Das alte Holstenthor in der Nähe des Bahnhofs, ein Ueberrest der ältesten Befestigungen, ist ein 1477 vollendeter Ziegelbau, der neuerdings restaurirt wurde. Die Umgebung der Stadt ist freundlich

und bietet anmuthige Promenaden. Für Unterricht und Bildung ist trefflich gesorgt. Außer dem Gymnasium und der Realschule erster Ordnung, einer höhern Bürgerschule, mehrern Privatinstituten, acht Volks- und 15 verschiedenen Stiftungsschulen besteht eine Handelslehranstalt, eine Gewerbeschule, eine Schifffahrtsschule und ein Seminar. Ein für die lübecker Verhältnisse wichtiges und einflußreiches Institut ist die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. Unter der großen Anzahl der durch dieselbe begründeten Institute sind hervorzuheben: zwei Kleinkinderschulen, eine Sparkasse, ein Verein für die Geschichte und Alterthumskunde L.s, ein Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene, naturwissenschaftliche, culturhistorische, ethnographische und Kunstsammlungen. Die Stadt L. besitzt viele und reichdotirte Wohlthätigkeitsanstalten, deren Kapitalvermögen, ungerechnet den bedeutenden Grundbesitz, sich auf $6^1/_2$ Mill. Mark beläuft. Die beiden größten dieser Stiftungen sind das St.-Johannes-Jungfrauenkloster, schon 1177 gegründet und seit 1569 Versorgungsanstalt für unbemittelte Bürgerstöchter, und das Heilige-Geist-Hospital (1286 gegründet), welches schuldlos verarmte Bürger und Bürgerfrauen versorgt. Beide Stiftungen haben ausgedehnten Besitz an Landgütern und Waldungen. Ebenfalls mit ansehnlichem Grundbesitz ausgestattet ist die städtische Armenanstalt, welche eine Jahreseinnahme von etwa 95,000 Mark hat. Die Zahl der Bewohner betrug 1875 in Stadt und Vorstädten 44,799, mit Ausnahme weniger Reformirter, Katholiken und Juden durchgängig der evang.-luth. Confession angehörig.

Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen L.s sind Handel und Schifffahrt. Der Handelsverkehr ist besonders mit Dänemark, Schweden, Finland und Rußland bedeutend. Im Interesse desselben hat der Staat in den letzten Jahrzehnten große Opfer gebracht durch Regulirung des Strombettes der Trave, Erweiterung des Hafens sowie durch Erbauung der Eisenbahn nach Büchen zum Anschluß an die Berlin-Hamburger Bahn und der directen Bahn nach Hamburg. Außerdem steht L. nach Norden über Eutin in directer Eisenbahnverbindung mit Kiel und nach Osten durch die Mecklenburgische Friedrich-Franz-Bahn nach Kleinen mit Stettin. Dampfboote, theils unter lübecker, theils unter fremder Flagge unterhalten eine regelmäßige Verbindung mit Kopenhagen, Petersburg, Riga, Helsingfors, Stockholm, Kalmar, Norrköping und andern schwed., russ., finn. und dän. Häfen. Im J. 1876 liefen im Hafen ein: 2537 Seeschiffe mit 926,691 Kbmt. Raumgehalt, darunter 936 Dampfschiffe mit 511,438 Kbmt. Die Gesammtwaareneinfuhr gewährte 1876 mit Ausschluß der Contanten einen Werth von 195,105,658 Mark (davon seewärts: 54,245,019 Mark). Es bestehen zu L. neben der Reichsbankstelle drei Banken und ein Vorschuß- und Sparverein mit bankmäßigem Geschäftsbetrieb. Die eigentliche Fabrikthätigkeit ist in L. nur unbedeutend. Vom Schiffbau leben 4—500 Menschen; außerdem sind Maschinenbau, Brauerei, Cigarrenfabrikation und Fischerei von Bedeutung. Die Interessen der Gewerbetreibenden werden durch eine Gewerbekammer vertreten. Der eigentliche Seehafen L.s ist Travemünde (s. d.); indeß ist neuerdings die Trave so weit ausgetieft worden, daß die größten Seeschiffe jetzt nach der Stadt selbst gelangen können.

Die Verfassung L.s war in ältesten Zeiten rein aristokratisch, und die innern Kämpfe der Stadt bis zum 16. Jahrh. hatten ihren Anlaß fast ausnahmslos in dem Streben der Bürgerschaft, die Rechte des Senats einzuschränken und auch ihrerseits eine Theilnahme an der Verwaltung zu gewinnen. Erst durch den Hauptreceß vom 9. Jan. 1669, welcher dann 179 Jahre hindurch das allein gültige Grundgesetz des Staats war, gelangten diese Bemühungen so weit, daß der Bürgerschaft neben dem Senat, welchem die Hoheits- und Jurisdictionsrechte ausschließlich verblieben, eine Theilnahme an der gesammten Staatsverwaltung und namentlich das Steuerbewilligungsrecht eingeräumt wurde. Nach mehrjähriger Vorbereitung einigten sich Senat und Bürgerschaft 1848 zu einer Revision der Verfassung, welche 1851 abgeschlossen, 1875 aber einer erneuten Revision unterzogen wurde. Nach dem jetzt gültigen Staatsgrundgesetz, der Verfassungsurkunde vom 7. April 1875, bilden Senat und Bürgerschaft die beiden höchsten Staatskörper. Der Senat besteht aus 14 auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern, nämlich 8 Gelehrten, unter denen mindestens 6 Rechtsgelehrte, und 6 Nichtgelehrten, unter denen mindestens 5 Kaufleute sein müssen. Die Wahl geschieht durch Delegirte des Senats und der Bürgerschaft. Der Vorsitzende des Senats wird von diesem auf je zwei Jahre gewählt und führt während dieser Zeit den Titel Bürgermeister. Der Senat repräsentirt die Souveränetät des Staats, ihm und der Stadt leisten die Bürger den Eid der Treue. Er bewahrt Siegel, Schlüssel und Archive der Stadt, ernennt und beeidigt die Richter, sowie den größten Theil der Staatsbeamten, besitzt das Begnadigungsrecht in Criminalsachen, führt die Aufsicht über die Verwaltung des Staatsvermögens und übt unter Mitwirkung der Bürgerschaft das Recht der

Digitized by Google

Gesetzgebung. Die Bürgerschaft besteht aus 120 auf 6 Jahre gewählten Mitgliedern, welche die Gesammtheit aller Staatsangehörigen vertreten. Wähler und wählbar sind alle Bürger des lübeckischen Freistaats, welche in demselben ihren regelmäßigen Wohnsitz haben. Sämmtliche Administrativbehörden des Staats bestehen aus Mitgliedern des Senats, welche den Vorsitz führen, und sog. bürgerlichen Deputirten, welche auf Vorschlag des Bürgerausschusses vom Senate gewählt werden. Die Rechtspflege ist gänzlich von der Verwaltung getrennt. Bis 1879, wo das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in Kraft tritt, ist L. auch der Sitz des Oberappellationsgerichts der drei Freien Hansestädte; es ist mit einem Präsidenten und sechs Räthen besetzt. Die jährlichen Einkünfte des Freistaats belaufen sich etwa auf 2½ Mill. Mark. Die Finanzverwaltung ist wohlgeordnet und schließt trotz der bedeutenden Höhe der Staatsschulden (24,813,334 Mark) in der Regel mit einem Jahresüberschuß.

Die Freie und Hansestadt L. (so heißt der Staat officiell) ist souveränes Mitglied des Deutschen Reichs; sie führt im Bundesrath Eine Stimme und sendet einen Abgeordneten in den Deutschen Reichstag. Bereits infolge der Constituirung des Norddeutschen Bundes hatte L. 27. Juni 1867 mit Preußen eine Militärconvention abgeschlossen, nach welcher das frühere lübeckische Contingent 1. Oct. 1867 aufgelöst und dagegen ein preuß. Bataillon (das Füsilierbataillon des zum 9. Armeecorps gehörigen 2. Hanseatischen Regiments Nr. 76) dauernde Friedensgarnison der Stadt wurde und die zum Infanteriedienst tauglichen Militärpflichtigen in sich aufnimmt. Das Wappen L.s ist der zweiköpfige Adler mit einem weiß und roth wagerecht getheilten Brustschild. Landesfarben sind Weiß und Roth. Das Gebiet der Freien Hansestadt L. bildet theils ein geschlossenes Ganzes zwischen der Ostsee, Holstein, dem Fürstenthum Lübeck und Mecklenburg, theils besteht es aus einzelnen Enclaven in Holstein, zusammen mit 282,71 QKilom. und (1875) 56,912 E. Dasselbe wird eingetheilt in die Stadt L. mit den Vorstädten, das Amt Travemünde und die vier Landbezirke. Im gesammten lübeckischen Staatsgebiete befinden sich 2 Städte, 4 Kirchdörfer, 48 andere Dörfer, 34 Höfe und Gehöfte und ebenso viele einzeln gelegene Häuser, Mühlen u. s. w. mit eigenen Namen.

Die Stadt L. wurde 1143 durch den Grafen Adolf II. von Holstein-Schaumburg an ihrer jetzigen Stelle gegründet, nachdem das alte, etwas weiter nördlich gelegene L., dessen zuerst unter dem Wendenkönig Gottschalk (1043—66) Erwähnung geschieht, 1138 von den Rugianern zerstört worden war. Der Ort, wo jene alte Stadt stand, heißt noch jetzt Alt-L., und man hat 1852 daselbst die Fundamente der Kirche und die Reste der Umwallung wieder aufgefunden. Graf Adolf mußte 1158 die Stadt an Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen, abtreten, der sie mehr städtisch einrichtete und 1163 das oldenb. Bisthum hierher verlegte. In folge der Achterklärung des Herzogs wurde sie 1181 kaiserlich und mit ansehnlichen Privilegien begabt, welche die Dänen, in deren Gewalt sie 1201 fiel, bestätigten. Als aber die nordalbingischen Lande sich befreiten, unterstellte sich die Stadt dem Kaiser Friedrich II., der sie 1226 für alle Zeiten zu einer Freien Reichsstadt erklärte. Als solche behauptete sie sich gegen die Dänen in der Schlacht bei Bornhöved 22. Juli 1227. Der blühende Handel vereinigte die Stadt bald mit andern Städten Norddeutschlands zu der großen Hansa (s. d.) deutscher Kaufleute, deren Angelegenheiten sie seit dem Anfang des 14. Jahrh. mit vieler Umsicht und großem Erfolg leitete. Ihre Flotten beherrschten die Ostsee, und ihre Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Länger als zwei Jahrhunderte erhielt sich L. auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens. Nach Auflösung der Kalmarischen Union (1524), wobei L. unter der Leitung seines thatkräftigen und kühnen Bürgermeisters Nikolaus Bröms einen wesentlichen Antheil an der Neugestaltung der Dinge im europ. Norden nahm, begann der Verfall der Hansa und damit der Rückschritt L.s, zu welchem die schweren innern Kämpfe der prot.-demokratischen Partei unter Jürgen Wullenweber gegen die katholisch-aristokratische unter dem obengenannten Bürgermeister Bröms ferner viel beitrugen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, während dessen 22. Mai 1629 der Friede des Kaisers mit dem König Christian von Dänemark zu L. abgeschlossen wurde, verlor die Stadt den letzten Rest ihrer frühern polit. Bedeutung, doch bewahrte sie sich die wichtigen Handelsverbindungen mit Rußland und dem skandinav. Norden, sowie ihren soliden Wohlstand im Innern. L. wurde 1801 auf kurze Zeit mit dän. Truppen besetzt, erhielt aber durch den Receß vom 25. Febr. 1803 seine volle Freiheit und Selbstständigkeit zurück. Am 5. Nov. 1806 warf sich Blücher mit etwa 22,000 Mann Preußen in die Stadt, allein schon am folgenden Tage wurde dieselbe von den Franzosen genommen und einer dreitägigen Plünderung preisgegeben. L. blieb seitdem von den Franzosen besetzt und wurde im Dec. 1810 dem franz. Kaiserreich einverleibt. Handel und Verkehr waren inzwischen gänzlich

Digitized by Google

gelähmt, der frühere Wohlstand auf das tiefste erschüttert worden. Im Frühjahr 1813, als die Franzosen beim Anrücken eines russ. Corps die Stadt verlassen hatten, erhob sie die Waffen gegen Frankreich, und ihre Streiter fochten rühmlich im Kriege an der Niederelbe. Nachdem sie vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch einmal in die Hände der Franzosen gefallen war, welche sie durch auferlegte Contributionen und Requisitionen vollends erschöpften, wurde sie 5. Dec. 1813 durch das Anrücken der Schweden befreit. Mit dem Frieden sah sie ihre Selbstständigkeit gesichert und wurde Mitglied des Deutschen Bundes. Am 2. Juli 1866 erklärte die Stadt ihre Bereitwilligkeit zum Beitritt zu dem von Preußen projectirten Norddeutschen Bunde und 11. Aug. 1868 trat sie dem Zollverein bei. Vgl. Becker, «Geschichte der Stadt L.» (3 Bde., Lüb. 1782—1805); Behrens, «Topographie und Statistik von L. und dem Amte Bergedorf» (2 Bde., Lüb. 1829—39; 2. Aufl. 1856); Deecke, «Geschichte der Stadt L.» (Lüb. 1844); derselbe, «Die freie und Hansestadt L.» (2. Aufl., Lüb. 1854); Waitz, «L. unter Jürgen Wullenweber» (3 Bde., Berl. 1855—59); Klug, «Geschichte L.s während der Vereinigung mit dem franz. Kaiserreiche» (Lüb. 1857); Pauli, «Lübeckische Zustände im Mittelalter» (2 Bde., Lüb. 1847—72); «Urkundenbuch der Stadt L.» (Bd. 1—5, Lüb. 1843—76); die Schriften des Statistischen Bureau und des Vereins für die Geschichte L.s.

Lübisches Recht ist eins der wichtigsten unter den durch Autonomie entstandenen Stadtrechten des deutschen Mittelalters. Das älteste noch vorhandene deutsche lübische Rechtsbuch ist vom J. 1235, die letzte publicirte Revision des Lübischen Rechts vom J. 1586. Vgl. Hach, «Das alte Lübische Recht» (Lüb. 1839).

Lübke (Wilh.), einer der namhaftesten deutschen Kunsthistoriker, geb. 17. Jan. 1826 zu Dortmund in Westfalen, Sohn eines Lehrers, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte erst zu Bonn, dann zu Berlin Philologie und wandte sich später der Kunstforschung zu. Einige seiner Aufsätze in dem «Deutschen Kunstblatt» (seit 1850) brachten ihn in nähere Beziehungen zu Schnaase, Kugler und Waagen, die ihn in seinem Streben wesentlich förderten. Vorwiegend beschäftigte sich L. damals mit der Architektur und suchte die hauptsächlichsten Bauwerke in Nord- und Mitteldeutschland durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Seinen literarischen Ruf begründete er mit der «Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters» (Dortm. 1852; 6., unter dem Titel «Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst» vielfach vermehrte und verbesserte Aufl., Lpz. 1873) und dem Werke «Die mittelalterliche Kunst in Westfalen» (Lpz. 1853), einer Monographie, die als mustergültig betrachtet werden kann. Seine «Geschichte der Architektur» (Lpz. 1855; 5. Aufl. 1875) veranlaßte Ostern 1857 seine Berufung zur Professur der Baugeschichte an der Bauakademie zu Berlin. Während der folgenden Jahre unternahm L. im Interesse seiner Studien größere Reisen durch Italien (1858—59) sowie durch Belgien und Frankreich (1860). Ostern 1861 siedelte er als Professor der Kunstgeschichte und Archäologie an das Polytechnicum nach Zürich über, wo er mit dem günstigsten Erfolg wirkte, bis er Ostern 1866 einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnicum und die Kunstschule sowie als Mitglied der Kunstschuldirection nach Stuttgart Folge leistete. Außer den genannten sind von L.'s Arbeiten, die sich sämmtlich durch Klarheit, Faßlichkeit und edle Darstellungsweise auszeichnen, noch besonders hervorzuheben: der «Grundriß der Kunstgeschichte» (Stuttg. 1861; 7. Aufl. 1875), der «Abriß der Geschichte der Baukunst» (Lpz. 1861; 3. Aufl. 1867) und die «Geschichte der Plastik» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1870). Letzteres Werk ist der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung des gesammten Entwickelungsgangs dieser Kunst. Auch besorgte L. die vierte Auflage von Kugler's «Handbuch der Kunstgeschichte» (1861) sowie die zweite Ausgabe der zu demselben gehörigen «Denkmäler der Kunst» (mit Caspar, 4 Bde., Stuttg. 1857—58), deren erste Ausgabe er bereits durch den vierten Band (die Denkmäler des 19. Jahrh. enthaltend) 1856 vervollständigt hatte. Ferner schrieb er mit Burckhardt zum Abschluß von Kugler's «Geschichte der Baukunst» die Geschichte der Renaissance-Architektur (Stuttg. 1867—72), wobei Burckhardt die ital., L. die franz. und die deutsche Renaissance behandelte. Von L.'s kleinern Schriften verdienen noch Erwähnung: «Die Frauen in der Kunstgeschichte» (Stuttg. 1862), «Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin» (Berl. 1861), «Die Glasgemälde im Kreuzgange zu Kloster Wettingen» (2. Aufl., Zür. 1863), «Ueber alte Oefen in der Schweiz» (2. Aufl., Zür. 1865) und «Ueber die alten Glasgemälde der Schweiz» (Zür. 1866). Eine Sammlung kleinerer Arbeiten gab er in den «Studien zur Kunstgeschichte» (Stuttg. 1867) heraus.

Lublin, Ljublin, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (16,837,7 QKilom. mit [1870] 707,098 E.), an der Bistrzyca und auf einer Anhöhe 102 Kilom. von Warschau

Digitized by Google

gelegen, nach Warschau und Lodz die größte und schönste Stadt des Königreichs, ist der Sitz der Gouvernementsbehörde und eines röm.-kath. Bischofs und zählt 24,456 E. (1871), darunter fast die Hälfte Juden. L. hat lange, breite Straßen, sechs öffentliche Plätze, eine große Brücke von Quadersteinen, ein altes festes Bergschloß (Rest ihrer früher starken Befestigungen), viele große und schöne Gebäude, eine schöne Kathedrale, 11 andere Kirchen, unter andern auch eine evangelische und griechisch-russische, eine große Synagoge und ein schönes Rathhaus. Es bestehen hier ein Priesterseminar, ein Gymnasium und mehrere andere Schulen, zwei Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Musikverein, eine Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und ein Theater. Wollweberei ist der Hauptindustriezweig. Starker Handel wird mit Tuch und besonders mit Getreide und Ungarwein getrieben. Diesen Verkehr beleben drei jährlich abgehaltene Messen, wovon jede einen Monat dauert. Bedeutender war die Stadt unter den Jagellonen, wo sie den ganzen Handel von Podolien, Volhynien und Rothrußland hatte und 70,000 E. gezählt haben soll. Zu L. ward 1569 unter König Sigismund August der ein Jahr dauernde Reichstag gehalten, auf welchem man die Vereinigung Polens und Litauens beschloß. Im Aug. 1702 bildete sich daselbst eine Conföderation für August II. gegen Karl XII. von Schweden, der im Jan. 1703 die Stadt brandschatzen ließ und sechs Wochen in Jacobowice, einem 4 Kilom. von der Stadt gelegenen Gute des Fürsten Lubomirski, sein Hauptquartier hatte. Im Juni 1703 erklärte sich in L. der Reichstag gegen die Entthronung August's II. Am 11. Nov. 1831 wurde die Stadt von den Russen unter Kreutz erobert.

Lucanien, eine ziemlich gebirgige Landschaft in Unteritalien, wurde östlich von dem Tarentinischen Meerbusen, nördlich von Apulien, westlich von Campanien und dem Tyrrhenischen Meer, südlich von Bruttium begrenzt und in frühesten Zeiten von den Oenotrern bewohnt, zu denen sich griech. Colonisten gesellten, welche längs der Küste die Städte Pästum, Heraklea, Sybaris und Elea oder Velia gründeten.

Lucanus (Marcus Annäus), röm. Dichter, geb. 39 n. Chr. zu Corduba in Spanien, Neffe des Philosophen Seneca, kam als Kind nach Rom, wo er gründlich unterrichtet wurde. Durch die Gunst Nero's, der ihn in seine nähere Umgebung aufnahm, erhielt er die Quästur und das Ehrenamt eines Augurn. Bereits hatte er durch mehrere Gedichte einen Ruf erlangt, als er die Eifersucht und den Haß Nero's sich zuzog, der ebenfalls als Dichter glänzen wollte und ihm ferner öffentlich aufzutreten untersagte. Aufs äußerste gereizt, nahm L. dann an der Verschwörung des Piso gegen den Kaiser theil, ward nach Entdeckung derselben zum Tode verurtheilt und ließ sich wie Seneca die Adern öffnen (65 n. Chr.). Von seinen poetischen Erzeugnissen hat sich nur die «Pharsalia» in 10 Büchern erhalten, in welcher er die Ereignisse des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus und die denselben entscheidende Schlacht bei Pharsalus erzählt. Das Gedicht befindet sich in unvollendetem Zustande und ist überdies durch Härte und Dunkelheit im Ausdrucke, durch rhetorischen Schwulst und übertriebene Bilder entstellt, obgleich es von Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe zeugt und einzelne wahrhaft poetische Schilderungen enthält. Zu den vorzüglichsten Bearbeitungen gehören die von Oudendorp (Leid. 1728), Burmann (Leid. 1740) und die größere Ausgabe von Weber (3 Bde., Lpz. 1821—31). Deutsche Uebersetzungen lieferten Haus (Manh. 1792), Bothe (Stuttg. 1853 fg.) und Krais (Stuttg. 1863). Vgl. Creizenach, «Die Aeneïs und die Pharsalia im Mittelalter» (Frankf. a. M. 1864); Schaubach, «L.' Pharsalia und ihr Verhältniß zur Geschichte» (Meiningen 1869); Friedrich, «De Lucani Pharsalia» (Bautz. 1875).

Lucas, der Evangelist, s. Lukas.

Lucas (Eduard), einer der bedeutendsten Pomologen Deutschlands, geb. 19. Juli 1816 zu Erfurt, besuchte bis 1831 das dortige Gymnasium, bildete sich bis 1834 im Luisium bei Dessau zum Kunstgärtner aus und trat dann als Gehülfe in den königl. botan. Garten zu Greifswald ein, wo er Botanik hörte. Von 1835 bekleidete L. eine Gehülfenstelle in der damals größten deutschen Handelsgärtnerei von Haage in Erfurt und ging im Frühjahr 1838 nach München, wo er eine Stellung beim königl. botan. Garten antrat und sich botanisch weiter ausbildete. Nach dreijährigem Aufenthalt in München erhielt L. eine Anstellung als Gärtner der Botanischen Gesellschaft in Regensburg, trat aber im Juni 1843 als Institutsgärtner, Vorstand der Gartenbauschule zu Hohenheim und Lehrer des Gartenbaues an der dortigen landwirthschaftlichen Akademie in württemb. Staatsdienst. Im J. 1860 verließ L. den Staatsdienst und gründete das Pomologische Institut zu Reutlingen, eine Anstalt, deren Ruf sich sehr bald weit verbreitete. Die von L. eingeführte Erziehungsweise der jungen Obstbäume, seine neuen Veredlungsarten, seine Verbesserungen in der Baumpflege u. s. w. sowie die von ihm construirten

Digitized by Google

Handgeräthe und Obstdörren haben allgemeine Anerkennung gefunden. Vgl. das «Taschenbuch für Pomologen und Gartenfreunde, herausgegeben vom Pomologischen Institut» (Jahrg. 1—4, Stuttg. 1860—64; Jahrg. 5—10, Ravensb. 1865—70). Die literarische Thätigkeit L.' ist eine ganz ungewöhnlich ausgedehnte. Von seinen größern Schriften sind die bedeutendsten: «Die Lehre vom Obstbau auf einfache Gesetze zurückgeführt» (mit F. Medicus, 6. Aufl., Stuttg. 1877), «Der Gemüsebau, praktisch dargestellt» (Stuttg. 1847; 3. Aufl. 1870), «Die Gemeindebaumschule» (Stuttg. 1852; 3. Aufl. 1861), «Die Obstbenutzung» (Stuttg. 1856; 2. Aufl. 1872), «Der Obstbau auf dem Lande» (Stuttg. 1848; 5. Aufl. 1875), «Kurze Anleitung zur Obstcultur» (Ravensb. 1866; 4. Aufl. 1874), «Die Lehre vom Baumschnitt» (Ravensb. 1867; 3. Aufl. 1872), «Würtembergs Obstbau» (Stuttg. 1871), «Auswahl werthvoller Obstsorten» (4 Bde., Ravensb. 1871), «Die Handgeräthe des Gärtners» (Ravensb. 1871), «Der Cider oder Obstwein» (Ravensb. 1873), «Die Kreis- und Bezirksbaumschule» (Stuttg. 1873), «Systematische Uebersicht der Obstsorten» (Stuttg. 1875), «Einleitung in das Studium der Pomologie» (Stuttg. 1877). Außerdem veröffentlichte L. noch «Pomologische Tafeln zum Bestimmen der Obstsorten» (3 Bde., Ravensb. 1867—69) und mit Oberdieck und Jahn das vortreffliche «Illustrirte Handbuch der Obstkunde» (8 Bde., Stuttg. u. Ravensb. 1858—75). Seit 1855 gibt L. im Verein mit Oberdieck die «Illustrirten Monatshefte für Obst- und Weinbau» heraus.

Lucca, bis 1847 ein souveränes Fürstenthum, seitdem mit Toscana vereinigt, mit welchem es 1860 an das Königreich Italien kam, ist begrenzt vom Mittelländischen Meer und der Provinz Modena und bildet gegenwärtig eine ital. Provinz von 1493,21 QKilom. mit (1871) 280,399 E. An den Grenzen streichen die Apenninen hin; der einzige Fluß ist der nicht schiffbare Serchio. Der Boden ist trefflich angebaut. Die Hauptproducte sind Oliven, Obst, Kastanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen und Feigen, auch wird der Maulbeerbaum eifrig gezogen; das Getreide dagegen reicht nicht zum Bedarf aus. Außerdem zieht man guten Wein, und das luchesische Oel ist das vorzüglichste in Italien. Ebenso sind der Seidenbau und die Viehzucht von Wichtigkeit. Das Gebiet von L. war ursprünglich (seit 178 v. Chr.) eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobard. Reichs 774 durch Karl d. Gr. unter fränk. und durch Otto d. Gr. 962 unter deutsche Hoheit kam. Seitdem wurde es von verschiedenen Familien beherrscht. Ludwig der Baier ernannte 1327 den tapfern Castruccio Castracane zum Herzog von L., der die Stadt zu großer Macht erhob. Nach manchem Herrscherwechsel an Florenz verkauft, erlangte es endlich 1369 vom Kaiser Karl IV. für Geld als Republik seine Freiheit, welche es, oft mit Florenz im Kriege, bis 1797 behauptete, wo es, von den Franzosen erobert, sich eine neue Verfassung aufdringen lassen mußte. Mit Piombino vereinigt, wurde es 1805 als Fürstenthum dem Schwager Napoleon's I., Bacciocchi, zugetheilt, 1815 aber durch den Wiener Congreß der Infantin Marie Luise (s. d.), der Tochter König Karl's IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien (s. d.), und deren Kindern unter dem Titel eines Herzogthums mit völliger Souveränetät bis dahin überlassen, wo diese mit ihrer Familie wieder zum Besitze Parmas, das auf Lebenszeit die Witwe Napoleon's I., Marie Luise, erhielt, gelangen würde. In diesem Falle sollte L. an Toscana gelangen. Doch erst 1818, nachdem der Infantin der Rückfall von Parma völlig zugesichert worden, trat sie die Regierung an. Ihr folgte 13. März 1824 der Sohn Karl II. (s. d.), welcher in den Unruhen von 1847 das Land 15. Sept. verließ und 7. Oct. abdankte, worauf Toscana 11. Oct. von L. Besitz nahm. Doch erst 18. Dec., nach dem Tode der Witwe Napoleon's I., Marie Luise, trat Herzog Karl, den Verträgen gemäß, die Regierung in Parma (s. d.) an. L. wurde 1860 gleich den übrigen Staaten von Sardinien annectirt. — Die Stadt L., früher die Hauptstadt des Fürstenthums, jetzt der Provinz, Sitz eines Erzbischofs, der Präfectur, eines Appellhofs und eines Tribunals erster Instanz, liegt am Serchio und an der Bahn Florenz-Pisa, in einer von Bergen umgebenen fruchtbaren Ebene und zählt (Ende 1871) 21,286 E. (mit dem Stadtgebiet 68,209). Der Ort, von Wällen umschlossen, die angenehme Spaziergänge bilden, hat krumme und enge Straßen sowie unansehnliche Häuser, und auch die Kirchen und öffentlichen Gebäude sind ohne Bedeutung. Die Domkirche San-Martino, groß und alt, ist reich an vollendeten Kunstwerken und hat ein wichtiges Archiv, der frühere Residenzpalast aber ist unvollendet; das in der Nähe gelegene Lustschloß Villa di Marlia ist ein prächtiges Gebäude. Es bestehen eine königl. Akademie für Wissenschaften, Literatur und Künste (1684 begründet), eine andere, den ähnlichen Zweck verfolgende Akademie (Accademia dei filomati), eine königl. Kunstakademie, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden. Eine schöne Wasserleitung

Digitized by Google

von 459 Bogen ward von der Fürstin Bacciocchi begonnen und später fortgeführt. Die Stadt hat Seiden-, Sammt-, Baumwoll- und Tuchfabriken, Eisengießerei, Glas- und Strohpapierfabriken, und treibt starken Handel mit Seide und Oel sowie fleißigen Feldbau. Von Alterthümern der ursprünglich ligurischen, zur Zeit des zweiten Punischen Kriegs unter die Herrschaft der Römer gekommenen Stadt L. sieht man die Reste eines großen, in gutem Stile erbauten Amphitheaters von 54 Arcaden für jedes Stockwerk. Aus dem Hafen Viareggio werden die meisten Marmorblöcke aus Carrara zur See verführt. In der Nähe der Stadt gibt es viele herrliche Villen und die berühmten heißen Mineralbäder von L., im Hügelthale der Lima, 10 Quellen von 25—46° R. Die Hauptquelle ist die von Ponte a Serraglio, durch welche unter anderm auch die eleganten Bagni alla villa versorgt werden.

Lucca (Pauline), eine der ausgezeichnetsten dramatischen Sängerinnen der neuesten Zeit, geb. zu Wien 25. April 1842, erhielt ihren ersten eigentlichen Gesangunterricht durch den Chorregenten der Karlskirche in Wien, Joseph Rupprecht, der sie auch bereits von 1854 ab in Solopartien bei seinen Kirchenmusiken verwendete, bis sie um das J. 1856 als Choristin beim Kärntnerthor-Theater eintrat. Nachdem sie noch die Unterweisung des ehemaligen Tenoristen Uffmann und des Gesangsprofessors Richard Levy genossen hatte, erhielt sie ein Engagement in Olmütz, wo sie 17. Sept. 1859 zum ersten male als Elvira in Verdi's «Ernani» auftrat und durch ihre Stimme sowie durch die Frische ihrer Darstellung großen Beifall erwarb. Bereits im März 1860 trat sie ein Engagement am Deutschen Theater in Prag an, wo sie sich bald die Gunst des Publikums erwarb. Am 1. April 1861 siedelte sie nach Berlin über. Hier errang sie als Mitglied der Königlichen Oper sogleich ungemeine Erfolge und setzte sich, durch die künstlerischen Rathschläge Meyerbeer's unterstützt, von Tag zu Tag fester in der Gunst des Publikums. Am 25. Nov. 1865 verheirathete sie sich mit dem Baron von Rhaden (jedoch als Künstlerin den Namen L. beibehaltend), wurde mit lebenslänglichem Engagement und Pension zur königl. Kammersängerin ernannt und verbreitete ihren Ruhm durch zahlreiche Gastspiele in Deutschland sowol wie in England (seit 1863) und Rußland (seit 1867). Im J. 1872 verließ sie die berliner Königliche Oper und reiste, ohne ein festes Engagement einzugehen, gastspielend umher. So war sie unter anderm auch 1873—74 in Amerika, wo sie sich, nachdem ihre Ehe mit dem Baron von Rhaden gerichtlich gelöst worden war, mit Herrn von Wallhofen verheirathete. Die große Wirkung, welche die Künstlerin ausübt, beruht hauptsächlich auf dem Reize der äußern Erscheinung, auf einer gewissen Originalität der Auffassung und auf unbestreitbarer Genialität der Darstellung. Trotz gewisser Mängel in der technischen und kunstgesetzlichen Durchbildung wirkt sie durchweg sympathisch durch ihre anziehende und künstlerische Persönlichkeit, und ihr Darstellungstalent ist es auch, welches ihr, die nach Persönlichkeit und Stimme blos auf Soubretten- oder Spieloperpartien angewiesen erscheint, doch auch erfolgreiche Wirksamkeit in modernen tragischen Rollen gestattet.

Lucchesini (Girolamo Marchese), preuß. Staatsmann, aus einer lucchesischen Patricierfamilie, geb. in Lucca 1752, wurde durch den Abbé Fontana dem König Friedrich II. von Preußen vorgestellt, der ihn zu seinem Bibliothekar und Vorleser mit dem Titel eines Kammerherrn ernannte. Im Auftrage Friedrich Wilhelm's II. und des Kurfürsten von Mainz ging er 1787 nach Rom, um die päpstl. Bestätigung der Wahl des Coadjutors von Dalberg einzuholen, und dann nach Warschau, wo er die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland aufreizte und im März 1790 ein Bündniß zwischen Preußen und Polen zu Stande brachte. Im J. 1791 wohnte er als bevollmächtigter Minister dem Congreß in Reichenbach bei, und im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er sich zum Bruche des Bündnisses, das er selbst unterzeichnet hatte, hinreißen ließ. Im Jan. 1793 ernannte ihn der König zum Botschafter in Wien; doch begleitete er den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Im März 1797 von Wien zurückberufen, wurde er im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt, von wo er sich später zu Bonaparte nach Mailand begab. Er begleitete dann den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete hierauf zu Charlottenburg mit Napoleon I. einen Waffenstillstand, den aber der König nicht genehmigte, und nahm infolge dessen 1807 seine Entlassung. Er starb zu Florenz 19. Oct. 1825. Unter seinen Schriften ist sein Werk über den Rheinbund: «Sulle cause e gli effetti della confederazione Renana etc.» (deutsch von Halem, 3 Bde., Lpz. 1821—25) zu erwähnen. — Sein Bruder, Cesare L., geb. 2. Juli 1756, gest. als Staatsrath in Lucca 16. Mai 1832, machte sich als Gelehrter durch die Schrift «Dell' illustrazione delle lingue antiche e moderne e principalmente dell' Italiana, procurata nel secolo XVIII. dagl' Italiani» (2 Bde., Lucca 1819),

Digitized by Google

die Fortsetzung des Werks von Denina: «Della storia letteraria di Lucca» und die «Congetture intorno al primitivo alfabeto Greco» (1829) einen Namen. Eine Gesammtausgabe seiner «Opere edite ed inedite» erschien (22 Bde., Lucca 1832—34) nach seinem Tode.

Luchs (Lynx) ist der Name einer Gruppe von Katzen, die sich durch hochbeinige Statur, einen sehr kurzen, die Ferse kaum berührenden Schwanz und einen langen, auf der Spitze des Ohres stehenden Haarpinsel auszeichnet. Die L. bewohnen kalte und warme Länder. Die Grundfarbe ihres gar nicht oder sehr undeutlich gefleckten Pelzes ist röthlich, und ihre Ohren sind in der Mitte weißgrau und am Ende schwarz. Der europäische oder gemeine L. (L. vulgaris) gehört zu den am weitesten verbreiteten Katzen und ist das verderblichste Raubthier des Nordens, ohne den 18 Ctmt. langen Schwanz 1 Mt. lang und an den Schultern 50 Ctmt. hoch. Seine Färbung ist ungemein großer Veränderung unterworfen, wonach mehrere unechte Arten unterschieden worden sind. Die Schweden unterscheiden drei Abarten, den Wolfluchs, der auf röthlichem Grunde wieder deutliche, kleinere Flecken trägt, den Katzenluchs oder Silberluchs, welcher röthlichgrau ist, mit silberweißen, auf den Flecken schwarzen Spitzen des Grannenhaars, und den Fuchsluchs oder Polarluchs, der sich in Nordamerika von Canada bis an die Felsenberge findet und den kürzesten und allein an der Spitze schwarzen Schwanz hat. Dazu kommt dann noch der im wärmern Europa lebende Pardelluchs, der sich durch glänzend rothbraunes, mit schwarzen gleichförmigen Flecken gezeichnetes Fell unterscheidet. Einst ein sehr gewöhnliches und gefährliches Raubthier in Deutschland, ist der L. daselbst und in Frankreich sehr selten und in England ganz ausgerottet. Im östl. Europa, den Alpen und in Nordamerika kommt er noch häufig vor. Die Bälge sind als Pelzwerk geschätzt, besonders das des Silberluchses; die schönsten kommen aus Sibirien. Von dem Polarluchse liefert die Hudsonsbai-Compagnie zahlreiche Pelze nach Europa. Auf den Caracal (L. Caracal), der über ganz Afrika, Arabien und einen großen Theil Asiens verbreitet ist, beziehen sich die wunderlichen Fabeln, welche bei den alten Schriftstellern über den L. vorkommen. Dieser zeichnet sich durch zwei weiße, über den Augen stehende Flecken aus, ist wild und unzähmbar und sein Fell von keinem besondern Werthe. Aus der Sage von der ungemeinen Scharfsichtigkeit dieses Raubthiers entsprang der Ausdruck «Luchsaugen». Nicht minder weite Verbreitung hat der Sumpf- oder Stiefelluchs (L. Chaus s. caligatus), der kaum die Größe unserer Wildkatze übertrifft, kleine Ohrpinsel und etwas längern Schwanz hat.

Luchtmans ist der Name einer 1683 in Leiden gegründeten Buchhandlung, die sich fortwährend hauptsächlich mit dem Verlage von Ausgaben griech. und röm. Classiker und andern mit der classischen Literatur verwandten Werken befaßt hat. Sie wurde begründet von Jordan L., geb. 27. Aug. 1652 zu Wondrichen, gest. 18. Juni 1708, und fortgeführt von Samuel L., geb. 20. Nov. 1685, der nach des Vaters Tode als dessen einziger Sohn 1708 die Buchhandlung übernahm und seit 1730 Stadt- und Universitätsbuchdrucker war. Er starb 13. Jan. 1757. Zwei Jahre vorher hatte er sein Geschäft seinen Söhnen, Samuel L., geb. 1724, und Johannes L., geb. 1726, überlassen, die wie der Vater eine wissenschaftliche Bildung erhalten hatten. Nach dem Tode Samuel's setzte Johannes das Geschäft seit 1780 allein fort, bis 1786 des verstorbenen Bruders Sohn, Samuel L., geb. 15. Juni 1766, mit in dasselbe eintrat. Johannes starb 25. Sept. 1809, Samuel 15. Mai 1812. Hierauf wurde die Buchhandlung nach wiederhergestelltem Frieden seit 1814 mit glücklichem Erfolge durch die Sorgfalt des Buchdruckers J. Brill in Leiden fortgeführt. Ein Enkel des Johannes L., J. T. Bodel Nyenhuis, geb. 1797, trat 1819 in die Handlung, nachdem er vorher zu Leiden Doctor der Rechte geworden. Derselbe führte in Gemeinschaft mit dem genannten J. Brill und dessen Sohne E. J. Brill, gleichfalls Buchdrucker, die Geschäfte, bis endlich 1850 nach einer Dauer von 167 Jahren der Name L. gänzlich fortfiel und an dessen Stelle die Firma E. J. Brill trat. Die neuen Besitzer gaben der Druckerei eine weitere Ausdehnung, indem sie eine eigene Abtheilung für den Druck orient. Werke gründeten. Nach dem am 29. Nov. 1871 erfolgten Tode von E. J. Brill ging das Geschäft an A. P. M. van Oordt und F. de Stoppelaar über, welche auch die Beschaffung chines. und japanes. Typen übernahmen.

Lucian, Fürst von Canino, s. Bonaparte (Lucian, Fürst von Canino).

Lucianus (griech. Lukianos), der geistreichste unter den spätern griech. Schriftstellern, wurde zu Samosata, der Hauptstadt der syr. Landschaft Kommagene am Euphrat, wahrscheinlich zwischen 120—130 n. Chr. geboren und sollte erst bei einem Oheim die Bildhauerkunst erlernen, flüchtete aber und widmete sich den Wissenschaften, insbesondere der Rhetorik. Nachdem er einige Jahre in Jonien und in Griechenland Philosophie und Rhetorik mit Eifer

Digitized by Google

betrieben hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und trat als Sachwalter in Antiochia auf. Bald aber begab er sich mehrere Jahre hindurch auf Reisen, um sich nach der Sitte der Zeit mit belehrenden Vorträgen und Vorlesungen öffentlich hören zu lassen. Nachdem er auf diese Weise sich in Asien, Griechenland, Italien und Gallien Ehre und Geld erworben hatte, ließ er sich dauernd in Athen nieder, wo er sich dem cynischen Philosophen Demonax anschloß. Im vorgerückten Alter machte er nochmals eine Reise, auf der er öffentliche Vorträge hielt und zuletzt übernahm er eine öffentliche Anstellung bei der Justiz in der Provinz Aegypten. In seinen zahlreichen Schriften, die erzählender, philosophischer, rhetorischer und satirischer Art, in einer leichten, gefälligen Gesprächsform, einer einfachen, reinen und dem besten Atticismus glücklich nachgebildeten Sprache verfaßt sind, sucht L. frei und unbefangen, mit unerschöpflicher Laune und Witz, die Gebrechen und Verkehrtheiten seiner Zeit, besonders die sittliche Versunkenheit und den Aberglauben des Volks sowie die Hoffart und Gaukelei der damaligen Philosophen zu enthüllen und mit herbem Spotte zu geißeln, wobei selbst hervorstechende Charaktere nicht verschont bleiben und namentlich auch das von L. freilich sehr äußerlich aufgefaßte Christenthum bittere Angriffe erfährt. Es spiegeln sich in ihm die Zerrissenheit seiner Zeit und der Gemüthszustand eines Heiden, der die Größe der Alten Welt erkennt, aber die Stützen derselben ungläubig bekämpfen muß und ihren Untergang nahen sieht. Als Gesamtausgaben seiner Werke sind zu nennen die von Reitz (3 Bde., Amsterd. 1743—46; neuer Abdruck, 10 Bde., Zweibr. 1789—93; dazu «Lexicon Lucianeum», Utr. 1740), von Lehmann (9 Bde., Lpz. 1822—31), Jacobitz (4 Bde., Lpz. 1836—41; Textausgabe, 3 Bde., Lpz. 1852—54), W. Dindorf (Par. 1840 u. Lpz. 1858), Bekker (2 Bde., 1853) und Fr. Fritzsche (Rost. 1860 fg.). Von Ausgaben «Ausgewählter Schriften» sind die von Sommerbrodt (3 Bde., Lpz. 1862 fg.; 2. Aufl. 1869 fg.) und von Jacobitz (3 Bde., Lpz. 1862—65) hervorzuheben, von deutschen Uebersetzungen die von Wieland (6 Bde., Lpz. 1788—89) und von Pauly (15 Bde., Stuttg. 1827—32; Auswahl, überarbeitet von Teuffel, Stuttg. 1854). Vgl. Jacob, «Charakteristik L.'s» (Hamb. 1832); K. Fr. Hermann, «Charakteristik L.' und seiner Schriften», in dessen «Gesammelte Abhandlungen» (Gött. 1849); Hartmann, «Studia critica in Lucianum» (Leid. 1877).

Lucifer (lat., d. i. der Lichtbringer), bei den Griechen Phosphoros, heißt der Planet Venus, wenn er des Morgens vor der Sonne aufgeht; dagegen Hesperus (s. d.) als Abendstern. Er gilt in der griech. Mythologie für einen Sohn der Eos (Aurora) und des Asträos oder des Kephalos. In der bildenden Kunst erscheint er als Fackelträger und Vorreiter der Eos und des Helios. — L. heißt auch der Fürst der Finsterniß. Durch eine allegorische Erklärung der Kirchenväter nämlich wird eine Stelle des Jesaias, 9, 22, in welcher der König von Babylon mit dem Morgensterne verglichen wird, vom Teufel verstanden.

Lucilius (Cajus), röm. Ritter, geb. gegen 150 oder nach andern 180 v. Chr. zu Suessa in Campanien, gest. um 103 v. Chr. zu Neapel, der Großoheim Pompejus' d. Gr. von mütterlicher Seite, ein vertrauter Freund des Lälius und Scipio, unter welchem er im Numantinischen Kriege diente, war einer der bedeutendsten röm. Dichter. Er behandelte in seinen 30 Büchern vermischter Gedichte («Saturae») alles, was ihm in Politik, Sitten, Literatur auffällig oder bemerkenswerth erschien und unterwarf es einer freimüthigen Kritik. Insofern er der röm. Satire zuerst die Bedeutung gab, welche diese Dichtung, die nachher von Horaz (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenal (s. d.) weiter ausgebildet wurde, fortan behielt, während seine Satiren die ersten rohen Erzeugnisse eines Ennius (s. d.) und Pacuvius (s. d.) übertrafen, so muß L. als der Begründer der einzigen den Römern eigenthümlichen Dichtungsgattung gelten. Die Bruchstücke seiner auch in der Augusteischen Zeit hochgeschätzten Satiren haben neuerdings C. Lachmann (herausg. von Vahlen, Berl. 1875) und Luc. Müller (Lpz. 1872) gesammelt und kritisch bearbeitet. Vgl. Gerlach, «Cajus L. und die röm. Satura» (Bas. 1844); Luc. Müller, «Leben und Werke des Cajus L.» (Lpz. 1876). — Einem jüngern L., einem Freunde des Seneca, welcher mehrere Bücher Briefe und die «Naturales quaestiones» diesem L. widmete, der Procurator von Sicilien war, wird ein didaktisches Gedicht «Aetna» zugeschrieben, welches die Ausbrüche dieses Vulkans erklärt und nach andern den Cornel. Severus zum Verfasser haben soll. Ausgaben besorgten Jacob (Lpz. 1826), Munro (Cambr. 1867), Haupt (außer zahlreichen kritischen Beiträgen, die in den «Opuscula» gesammelt sind, in der Ausgabe des Virgil, Lpz. 1873) und zugleich mit deutscher Uebersetzung Meineke (Quedlinb. 1818).

Lucina, die Lichtgöttin, besonders die an das Lebenslicht fördernde Geburtsgöttin, war der Beiname der Juno. Ihr waren alle Kalenden (erste Monatstage) geweiht und insbesondere am 1. März, der bis auf Cäsar der erste Tag des Jahres war, wurde ihr ein Fest gefeiert.

Lucius ist der Name dreier Päpste. L. I., Inhaber des röm. Stuhls 252—253, starb angeblich unter Gallus den Märtyrertod. Damals bewegte das Novatianische Schisma die Kirche. — L. II., Papst von 1144—45, hieß vorher Gerhard da Caccianimici, stammte aus Bologna, war Kanzler der röm. Kirche, Cardinal und fungirte mehrmals als päpstl. Legat. Die Römer als Anhänger Arnold's von Brescia widersetzten sich ihm, führten die Senatorenwürde wieder ein und wollten sich einem gewählten Patricius als ihrem Fürsten unterwerfen. L. starb bei Erstürmung des Capitols an den Folgen eines Steinwurfs 25. Febr. 1145. Von ihm sind noch einige Briefe vorhanden. — L. III., Papst 1181—85, aus Lucca gebürtig, hieß vorher Ubaldo Allucingoli und regierte zur Zeit, als Rom noch immer durch heftige innere Stürme heimgesucht wurde, sodaß er oft flüchtig in Italien herumirren mußte, während Friedrich I. seine Macht hier befestigte. Eine streitige Bischofswahl zu Trier erhöhte die Conflicte zwischen L. und Friedrich. Eine Zusammenkunft zur gegenseitigen Verständigung in Verona (1184) blieb ohne Erfolg, und L. steigerte noch die Bewegung in der Kirche, indem er gleichzeitig den Bann über die Waldenser aussprach, die nun aus der röm. Kirche ausschieden.

Luckau, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, früher Hauptstadt der Niederlausitz, in sumpfiger Gegend an der Berste und der Berlin-Dresdener Bahn gelegen, ist Sitz eines Landrathamts und eines Kreisgerichts und zählt (1875) 4842 E. Unter den Bauwerken ist die schöne evang. Kirche im goth. Stil, unter den Unterrichtsanstalten das Gymnasium hervorzuheben. Auch besteht daselbst eine Strafanstalt. Von größern gewerblichen Etablissements befinden sich zu L. eine Teppichfabrik und einige Cigarrenfabriken; die Bürgerschaft betreibt ziemlich bedeutenden Ackerbau. Am 4. Juni 1813 kam es hier zwischen den Franzosen unter Oudinot und den Preußen und Russen zu einem Gefecht, in welchem Bülow die Franzosen zurückschlug. Hierauf von den Franzosen während des Waffenstillstandes befestigt, wurde die Stadt im Aug. 1813 beschossen und die Besatzung zur Uebergabe genöthigt. Mit der Niederlausitz wurde die Stadt 1815 von Sachsen an Preußen abgetreten. — Der Kreis L. zählt (1875) auf 1300,78 QKilom. 60,825 E.

Lücke (Gottfr. Christian Friedr.), deutscher Theolog, geb. 23. Aug. 1792 zu Egeln im Magdeburgischen, widmete sich seit Ostern 1810 erst zu Halle, dann zu Göttingen theol. Studien und betrat Ostern 1813 an letzterer Universität als Repetent die akademische Laufbahn. Im J. 1816 wandte er sich nach Berlin, wo er sich habilitirte. Er schloß sich daselbst vorzugsweise Schleiermacher an, ohne im eigentlichen Sinne dessen Schüler zu sein. Schon in seinem «Grundriß der neutestamentlichen Hermeneutik» (Gött. 1817) zeigte er das Bestreben, die philol. Forschung mit dem positiven Grunde der Schrift und dem kirchlichen Lehrbegriffe zu verbinden. Nachdem er im Frühjahre 1818 zum außerord. Professor in Berlin, im Herbst desselben Jahres zum ord. Professor an der neu errichteten Universität in Bonn ernannt worden, hielt er vorzugsweise exegetische und kirchenhistor. Vorlesungen. In dieser Zeit gab er mit Schleiermacher und De Wette die berliner «Theol. Zeitschrift» und darauf mit Gieseler die bonner «Christl. Zeitschrift» heraus. Auch veröffentlichte er während seines Wirkens in Bonn mit Nitzsch und Sack die «Trilogie» und das Sendschreiben an Delbrück «Ueber das Ansehen der Heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel» (Bonn 1827). Im J. 1827 folgte L. einem Rufe nach Göttingen, wo er vorzugsweise das Gebiet der systematischen Theologie zu vertreten hatte. Mit dem Titel eines Consistorialraths starb er daselbst 14. Febr. 1855. Als sein Hauptwerk ist der «Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes» (4 Bde., Bonn 1820—32; 3. Aufl., Bd. 1 u. 2, 1842—52; Bd. 3, besorgt von Bertheau, 1856) zu betrachten. In dieser bedeutenden Arbeit war er bemüht, eine strengere philol. und lebendigere theol. Auslegung der Bibel gegenüber der damals herrschenden rationalistischen und supranaturalistischen Exegese geltend zu machen. Außerdem veröffentlichte L. noch biographische Versuche über Planck (1835), Schleiermacher (1834) und De Wette (1850) sowie anonym «Strauß und die züricher Kirche» (Bas. 1839).

Luckenwalde, Stadt im Kreise Jüterbog-L. des Regierungsbezirks Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Nuthe und an der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn, hat drei Vorstädte, eine evang. und eine kath. Kirche, eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 13,816 sehr gewerbfleißige E. Unter den Tuchfabriken ist eine der größten des preuß. Staats. Außerdem bestehen Wollspinnereien, Baumwoll- und Leinwebereien, Maschinenfabriken, eine Pappfabrik, Ziegeleien, Wollhutfabriken, Dampfmühlen, Destillationen, Brauereien u. s. w.

Luckner (Nikol.), Graf und Marschall von Frankreich, geb. 1722 zu Cham im Böhmerwald (bair. Regierungsbezirk Oberpfalz) als der Sohn eines Gastwirths, wurde im Jesuiten-

Digitized by Google

ruhig zu Hause weilen, um sich so leichter, wieder zu kennen, heute zu preisen. Diese Ruhe ist ihm nicht vergönnt. Er muß hinaus, muß sich mit Menschen mischen, muß Gesellschaft haben. Einige Stücke aus der Correspondenz mit Hiller zu Anfang der vierziger Jahre, wo Mendelssohn Leipzig verließ, um Director des Conservatoriums zu werden, die bei Hiller sind geblieben, die bei Rietz waren, sind uns noch heute durch Concertdirection und Concertsaal bekannt. Mendelssohn hatte sich mit Hiller damals Correspondenzen vorbehalten, die nur für sie beide bestimmt waren. Sie sollten ihnen selbst Erholung sein, sollten ihnen Gelegenheit geben, sich gegenseitig ihre Gedanken, ihre Ansichten, ihre Urtheile über Menschen und Dinge mitzutheilen, ohne Rücksicht auf Form und Ausdruck, ohne Rücksicht auf Publicum und Kritik. Diese Correspondenz ist jetzt veröffentlicht. Sie ist ein Geschenk für Alle, die Mendelssohn lieben, die sich an seinem Geiste erfreuen, die sich an seinem Charakter erbauen. Sie ist ein Geschenk, das uns Hiller selbst gemacht hat, indem er sich entschloß, diese Briefe, die ihm allein gehörten, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir können ihm dafür nicht genug danken. Wir können ihm nicht genug danken für die Liebe, die er dem Andenken seines Freundes bewahrt hat, für die Treue, die er ihm gehalten hat, für die Pietät, die er ihm gezeigt hat, indem er diese Briefe, die ihm allein gehörten, der Oeffentlichkeit zu übergeben sich entschloß. Wir können ihm dafür

Dichter, freilich ohne besondern Erfolg, versucht hat. Unter den Ausgaben sind nur die mit kritischem Commentar von Lachmann (2 Bde., Berl. 1850; 4. Aufl. 1871) und Munro (neuere Aufl., Cambr. 1873) und die Textausgabe von Bernays (Lpz. 1852) und Munro (2. Aufl. 1864), unter den deutschen Uebersetzungen die freilich noch nach dem alten, von Lachmann vielfach umgestalteten Texte verfaßte von Knebel (2. Aufl., Lpz. 1831), ferner die von Bossart-Oerden (Berl. 1865) und Binder (Stuttg. 1868 fg.) zu erwähnen.

Lucullus (Lucius Licinius), röm. Feldherr gegen Mithridates (s. d.), geb. um 114 v. Chr., that seine ersten Kriegsdienste 90 v. Chr. im Marsischen Kriege und zeichnete sich hierauf als Legat des Sulla im ersten Mithridatischen Kriege namentlich als Befehlshaber der Flotte aus. Aus Feindschaft gegen den marianisch gesinnten Fimbria ließ er jedoch den Mithridates aus einer Seestadt, in welche ihn jener eingeschlossen, entfliehen. Nach seiner Rückkehr bekleidete er mit seinem Bruder Marcus die curulische Aedilität (79). Sulla, der ihn liebte, übertrug ihm vor seinem Tode 78 die Vormundschaft über seinen Sohn Faustus und beauftragte ihn, seine Denkwürdigkeiten vor der Bekanntmachung auszufeilen. Nachdem er 77 Prätor gewesen und hierauf die Provinz Afrika verwaltet hatte, wurde er 74 mit Marcus Aurelius Cotta Consul und ihm selbst Asien und Cilicien, dem Cotta Bithynien als Provinz übertragen. Mithridates, der in Bithynien eingefallen war und so den Krieg (den dritten Mithridatischen) wieder eröffnete, schlug den Cotta zu Wasser und zu Lande bei Chalcedon und schloß ihn selbst in dieser Stadt ein, aber L. eilte herbei und zwang den Mithridates, die Belagerung aufzuheben. Dieser wendete sich nun gegen Cyzikus, das den Römern treu geblieben. Doch die kluge Kriegführung L.' vereitelte des Mithridates Vorhaben, und nachdem dieser den größten Theil seines Heers und viele Schiffe verloren, mußte er, von L. verfolgt, 73 nach Pontus fliehen, wo er ein neues Heer bei Cabira sammelte. Hier suchte ihn L., der indeß eine Flotte des Königs bei Tenedos vernichtet hatte, 72 auf, schlug ihn und nöthigte ihn zur Flucht zu seinem Eidam Tigranes von Armenien. L. nahm Cabira ein und kehrte darauf nach Asien zurück, während das Land bis 70 durch die Einnahme der Städte, namentlich von Eupatoria, Amisus und Sinope, den Römern unterworfen wurde. Auch Heraklea in Bithynien fiel endlich, nachdem es durch Cotta über zwei Jahre belagert worden war. Bei der Ordnung der innern Verhältnisse der Provinz Asien, die L. vornahm, verletzte er durch den Schutz, den er den Provinzialen gegen die röm. Pächter und Wucherer erwies, die Interessen des röm. Ritterstandes, der alsbald in Rom feindlich gegen ihn wirkte. Auch die eigenen Truppen, die er unter strenger Zucht hielt, waren unwillig, folgten indeß noch seinem Befehle, als er sie 69 gegen Tigranes führte, der die Auslieferung des Mithridates verweigerte. Mit 12,000 Mann erfocht L. 6. Oct. einen völligen Sieg über die 220,000 des Tigranes und eroberte dann dessen Stadt Tigranocerta. Ein neuer Sieg wurde am Flusse Arsanias 68 über das Heer, welches Mithridates und Tigranes vereint führten, erfochten. Nunmehr weigerten sich aber die Legionen, die Publius Clodius insgeheim aufwiegelte, die Stadt Artaxata zu belagern oder weiter vorzudringen. L. mußte sie südlich nach Mesopotamien führen und nach Eroberung der Stadt Nisibis hier die Winterquartiere nehmen. Inzwischen drang Mithridates wieder in Pontus ein, schlug die röm. Legaten, namentlich bei Zela 67 den Triarius, und eroberte mit Tigranes einen großen Theil des Landes, das ihm L. abgenommen hatte. Nachdem Manius Acilius Glabrio den Oberbefehl gegen Mithridates übernommen hatte, verließ L. 66 Asien. Er lebte von nun an bis zu seinem Tode, der vermuthlich 57 v. Chr. erfolgte, von Geschäften zurückgezogen, dem Vergnügen, das er, der ungeheuere Reichthümer erworben hatte, in verschwenderischer Ueppigkeit fand. Lucullische Gastmähler sind sprichwörtlich geworden, und die Gärten des L. bei Rom und seine Villen, namentlich die bei Tusculum und bei Bajä, waren wegen der Pracht und Großartigkeit ihrer Anlagen berühmt. Doch gewährte ihm auch die Beschäftigung mit der Wissenschaft, namentlich das Studium der griech. Philosophie, in der ihn Antiochus für die ältere Akademie gewonnen hatte, Erhebung, wenn er auch nicht mehr, wie in seiner Jugend, wo er eine Geschichte des Marsischen Kriegs in griech. Sprache geschrieben hatte, als Schriftsteller auftrat. Mit Gelehrten und Dichtern, wie mit dem Archias, verkehrte er gern und ließ sie seine Bibliothek, die jedoch keine öffentliche war, benutzen; ebenso mit Malern und Bildhauern, durch die er die reichen Sammlungen, die er aus Asien mitgebracht hatte, erweitern ließ. Von Cerasus in Pontus hat er den Kirschbaum nach Europa verpflanzt. — Sein Sohn, geb. nach 65 v. Chr. von Servilia, wurde unter Vormundschaft seines Oheims Marcus Cato und des Cicero, der mit seinem Vater befreundet gewesen war, erzogen und fand den Tod bei Philippi 42 v. Chr. — Marcus Licinius L., der jüngere Bruder des berühmten Lucius, welcher nach seiner Adoption durch

Digitized by Google

Varro (s. d.) M. Terentius Licinianus Varro hieß, war 73 Consul und zeichnete sich 72 bei Verwaltung der Provinz Macedonien durch seine Kriege in Thrazien aus; er besiegte die gefürchteten Besser auf dem Hämus und drang bis zum Ister und Pontus Euxinus vor.

Lucumonen hießen ursprünglich wol die Könige, später die Mitglieder der Aristokratie, welche in Etrurien im Besitze der polit. sowie der priesterlichen Macht waren. Auch findet sich das Wort in der röm. Sage wie auf etrusk. Inschriften als Name.

Luden (Heinr.), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Loxstedt im Herzogthum Bremen 10. April 1780, besuchte seit 1796 die Domschule zu Bremen und studirte 1799—1803 zu Göttingen Theologie, Geschichte und Philosophie. Hierauf lebte er auf dem Lande, in Berlin und zuletzt wieder in Göttingen. Im J. 1806 als außerord. Professor der Philosophie nach Jena berufen, las er daselbst vorzüglich über Geschichte und erhielt 1810 die ord. Professur dieser Wissenschaft. Hier starb er auch 23. Mai 1847. Durch seine Vorträge trug L. wesentlich bei zur Hebung des Studiums der Geschichte und Politik unter den Studirenden. Abgesehen von einzelnen Abhandlungen, namentlich gelungenen Biographien, z. B. des Christ. Thomasius (Berl. 1805), des Hugo Grotius (Berl. 1806) und des Sir Will. Temple (Gött. 1808), sind zu erwähnen: die «Ansichten des Rheinbundes» (Gött. 1808; 2. Aufl. 1809), sodann «Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte» (Jena 1809; neue Aufl. 1828), «Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik» (Jena 1811), dem er wegen der darüber gefällten seltsamen Urtheile die Abhandlung «Ueber den Sinn und Inhalt des Handbuchs der Staatsweisheit» (Jena 1811) folgen ließ; die neue Ausgabe von Herder's «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» (Lpz. 1812; 3. Aufl. 1828), «Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums» (Jena 1814; 3. Aufl. 1824) und «Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters» (Jena 1821—22; 2. Aufl. 1824), welche beide Werke bei ihrem Erscheinen hochgepriesen, später aber sehr abweichend beurtheilt wurden; «Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte» (12 Bde., Weim. 1814—18), worin ein großer Theil der Aufsätze über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit von ihm selbst herrührt; «Allgemeines Staatsverfassungsarchiv» (3 Bde., Weim. 1816). Sein bedeutendstes Werk war «Die Geschichte des deutschen Volks» (Bd. 1—12, Gotha 1825—37), nur bis 1237 reichend. Nach L.'s Tode erschienen aus seinem Nachlasse «Rückblicke in mein Leben» (Jena 1847), welche manches Interessante über Zeitereignisse und Zeitgenossen bieten. L. gehört zu den Geschichtschreibern, durch deren Werke die geistvollere Behandlung der Geschichte das Uebergewicht gewann. Wie im allgemeinen durch Tiefe des Wissens, so zeichnen sich seine Schriften durch freimüthige Sprache und Gesinnung sehr rühmlich aus. — **Heinrich** L., Sohn des Vorigen, ord. Professor der Rechte und Ober-Appellationsgerichtsrath zu Jena, seit 1861 auch Ordinarius der beiden daselbst bestehenden Spruchcollegien, geb. 9. März 1810 zu Jena, wo er auch seine Bildung erhielt, machte sich zuerst bekannt durch die Uebersetzung von Romagnosi's «Genesi del diritto penale» (2 Bde., Jena 1833), welcher die Monographien «Ueber den Versuch des Verbrechens» (Gött. 1836) und «Ueber den Thatbestand des Verbrechens» (Gött. 1840) folgten. Außer zahlreichen Aufsätzen für Zeitschriften veröffentlichte er noch «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Bd. 1, Jena 1844).

Lüdenscheid, Stadt im Kreise Altena des Regierungsbezirks Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, ist Sitz einer Kreisgerichtsdeputation, einer Handelskammer und Reichsbankneben-stelle, hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule, eine Präparandenanstalt, eine städtische Volksbibliothek, ein Krankenhaus, ein Waisenhaus und ein schönes Kriegerdenkmal und zählt (1875) 8555 E., welche Fabriken von Metallknöpfen, Galanteriewaaren, Zinn-, Britannia- und leichtern Eisenwaaren unterhalten.

Lüders (Graf Alexander Nikolajewitsch), russ. General, geb. 1790 aus einer ursprünglich deutschen, aber längst in Rußland ansässigen Familie, trat 1807 in die Armee, wohnte dem Kriege in Finland 1808 und den Feldzügen 1812—14 bei und stieg 1826 zum Generalmajor. Im poln. Feldzuge von 1831 machte er sich namentlich beim Sturme von Warschau durch Umsicht und Tapferkeit bemerklich, wurde dafür zum Generallieutenant befördert und stand hierauf mehrere Jahre hindurch als Stabschef beim 2. Infanteriecorps, bis er 1838 an der Stelle Murawjew's das Commando über das 5. Infanteriecorps erhielt. Im J. 1843 führte L., der um dieselbe Zeit zum General der Infanterie aufrückte, eine Division seines Corps nach dem Kaukasus und nahm an allen Kämpfen der beiden folgenden Jahre, wie an dem Zuge nach Dargo 1845, mit Auszeichnung theil. Von einer längern, zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit unternommenen Reise nach dem südl. Europa zurückgekehrt, trat

Digitized by Google

er wieder an die Spitze seines nunmehr in Bessarabien stehenden Corps, mit welchem er im Juli 1848 über den Pruth ging und in Verbindung mit Omer-Pascha den Aufstand in den Donaufürstenthümern unterdrückte. Von hier aus drang L. 19. Juni 1849 durch den Rothenthurmpaß in Siebenbürgen ein, eroberte Hermannstadt, schlug den General Bem 31. Juli bei Schäßburg und zwang in Dewa und Szibi 20,000 Ungarn zur Capitulation. L. erhielt dafür den Titel eines kaiserl. Generaladjutanten. Beim Ausbruch des Orientkriegs 1854 wurde das Corps L.'s der Armee des Fürsten Gortschakow zugetheilt. L. überschritt 24. März 1854 die Donau und langte nach einem schwierigen Marsche durch die Dobrudscha 16. Mai vor Silistria an, mußte aber bald darauf krankheitshalber die Armee verlassen. Nach seiner Genesung ward er im März 1855 zum Befehlshaber der Südarmee in Odessa und Nikolajew und im Jan. 1856 zum Höchstcommandirenden in der Krim ernannt, wo er den Waffenstillstand mit den Alliirten schloß, dem bald der Friede folgte. Alsdann verbrachte er zwei Jahre auf Reisen in Frankreich und Italien, um seine fast erloschene Sehkraft wiederherzustellen, und erhielt im Oct. 1861 den Posten eines Oberbefehlshabers der Ersten Armee und Statthalters in Polen. Er trat hier mit großer Strenge auf und ward daher, als die russ. Regierung es für rathsam hielt, ein milderes System zu versuchen, im Juni 1862 abberufen, zugleich aber in den Grafenstand erhoben. Noch vor seiner Abreise von Warschau wurde (27. Juni) ein Attentat gegen ihn verübt, bei dem er eine schwere Wunde davontrug, zu deren Heilung er sich nach Deutschland begab. Später lebte er zurückgezogen theils in Odessa, theils auf seinen Gütern in Bessarabien und starb 13. Febr. 1874 zu Petersburg.

Ludmila, Tochter des Fürsten der Pschower, Gemahlin des ersten christl. Herzogs von Böhmen, Boriwoj, war eine außerordentlich eifrige Christin und erzog auch ihren Enkel, den heil. Wenzel, zu großer Liebe für das Christenthum. Als nach dem Tode Wratislaw's (des Vaters Wenzel's) dessen noch heidnische Witwe Drahomira sich der Regierung bemächtigte, siegte die heidnisch-nationale Partei über die christlich-germanische. Die Seele der letztern, L., wurde 15. Sept. 921 auf ihrem Witwensitze, der Burg Tetin, ermordet. Sie wird bis heute als eine der vorzüglichsten Heiligen des Landes verehrt.

Ludolf (Hiob), einer der verdientesten Orientalisten seiner Zeit und erster Begründer des Studiums der äthiop. Sprache und Literatur in Deutschland, geb. 15. Jan. 1624 zu Erfurt, bezog 1639 die Akademie seiner Vaterstadt, wo er sich anfangs mit der griech. Sprache und der Musik beschäftigte, dann Französisch, Italienisch und Spanisch lernte und nachher dem Studium der orient. Sprachen sich zuwendete. Auch betrieb er trotz geringer Hülfsmittel mit Eifer die damals noch vernachlässigte äthiop. Sprache. Seit 1645 setzte er seine orient. Studien in Leiden fort. Mit dem Engländer Thys bereiste er 1647 Frankreich und 1648 England, und im Auftrage der Königin Christine von Schweden ging er 1649 nach Rom. Hier erlernte er von dem Abessinier Gregorius das Aethiopische. Nachdem er noch bis 1651 Reisen in Schweden und Dänemark gemacht, wurde er in Gotha 1652 bei der Regierung angestellt, bei welcher er später als Geheimrath einen sehr bedeutenden Einfluß gewann. Im höhern Alter wurde er noch kursächs. Rath und Resident zu Frankfurt a. M., auch 1690 zum Präses des Collegii imperialis historici ernannt. Er lebte zuletzt meist in Frankfurt, wo er 8. April 1704 starb. Seine erste bedeutende Schrift war die «Historia Aethiopica» (Frankf. 1681), der er einen «Commentarius ad historiam Aethiopicam» (Frankf. 1691; «Appendix», 1693) beigab. Er war der erste, welcher eine «Grammatica Amharicae linguae» (Frankf. 1698) und ein «Lexicon Amharico-Latinum» (Frankf. 1698) herausgab. Sein «Lexicon Aethiopicum» wurde zuerst von Wansleben herausgegeben (Frankf. 1661), ebenso seine äthiop. Grammatik; er selbst besorgte die zweite Ausgabe sowol des Lexikons (Frankf. 1699) wie der Grammatik (Frankf. 1702). Reiches vielseitiges Wissen, Sorgfalt und Genauigkeit, feiner Sprachsinn zeichnen alle seine Arbeiten aus.

Ludwig I. oder **der Fromme** (le débonnaire, d. h. der gutherzige Schwache), röm. Kaiser 814—840, der dritte Sohn Karl's d. Gr., geb. 778 von dessen dritter Gemahlin Hildegard, einer alemann. Fürstin, wurde schon frühzeitig von seinem Vater zum König von Aquitanien und 813 nach dem Tode seiner ältern Brüder, Karl's und Pipin's, auf einer Reichsversammlung zu Aachen zum Erben und Mitregenten des Frankenreichs ernannt, das er als Alleinherrscher 28. Jan. 814 erbte. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch einen Hoffnung verheißenden Aufschwung zu rüstiger Thatkraft. Er verbannte die am Hofe eingerissene Zügellosigkeit, strafte die Unterdrücker des Volks, steuerte dem Gewaltmisbrauche der Grafen in den Provinzen, drang auf eine Reformation der Weltgeistlichen und der Mönche und

Digitized by Google

verpflichtet, daß mit dieser Bitte das Gebet zu Ende sei. Diese, indem sie solche für Gebet anerkennt, aber lieber aus den Worten der Mischna in der Barraitah verstehen, daß weiter Bittgebete folgen, wie es auch in der Mischna Berachoth. Die Gemara sagt, daß die Worte nicht das gewöhnliche, sondern vielmehr heftige, bezeugen gewissen Widerstand Gottes gegen das Gebet, und dieses Widerstandes wegen sei es nöthig, daß Israel ihn durch Gebet überwinde. Dieses ist der Sinn der Worte Gottes: Lasse mich, daß mein Zorn gegen sie entbrenne, damit ich sie vertilge. Mose erhob Widerrede und Einwendungen und die Wiederholung hat den Sinnes nach keine Bitte. Dieses sagen wir in Uebereinstimmung mit Rabbi Jehuda. Rabbi Simeon, Sohn des Rabbi Jochai, sagt: Ich begnadigte sie nach meinem ersten Worte. Gleich einer Frau, welche Kinder, die vor ihr sterben, ihrem Ehemanne zum Trotze, sich gewöhnlich verhärtet hat, heißt es Jeremias 15, 9: Sie hat ihre Seele verhärtet. Und Gott sprach zu Mose: Lasse mich, daß mein Zorn gegen sie entbrenne, damit ich sie vertilge. Mose sprach: Herr der Welt, Du hast mir gesagt, daß ich Dich nicht bitten soll, und siehe, Du hast mich gebeten, daß ich Dich bitte. Sage ich Dir, daß ich Dich nicht bitte, so ist es, als ob ich Dich bitte. Sage ich Dir, daß ich Dich bitte, so ist es, als ob ich Dich nicht bitte. Ich bitte Dich nicht, daß Du Dich meiner erbarmest, sondern ich bitte Dich, daß Du Dich meiner erbarmest, damit Du Dich nicht selbst vernichtest

Erzbisthums Hamburg. Drei Jahre nach seinem Tode theilten seine drei Söhne, Lothar, Ludwig und Karl, das väterliche Reich aufs neue unter sich in dem Vertrag zu Verdun (s. d.). Als Kaiser folgte ihm Lothar I. (s. d.). Vgl. Funck, «L. der Fromme» (Frankf. 1832); Simson, «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter L. dem Frommen» (2 Bde., Lpz. 1874—76).

Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 804, König der Deutschen 843—876, der Gründer eines selbstständigen Deutschen Reichs, erhielt in der ersten Theilung seines Vaters 817 Baiern und die nach Osten hin angrenzenden Länder, sah sich aber in den beiden neuen, zu Gunsten des spät geborenen Karl gemachten Theilungen, 823 und 838, so verkürzt und zurückgesetzt, daß er dem langwierigen, immer wieder sich erneuernden Kriege seiner Brüder Lothar und Pipin gegen den Vater sich anschloß. Sogleich nach des Vaters Tode (840) begann unter den Brüdern ein mehrjähriger Streit über das Erbe, welches Lothar gern allein sich zugeeignet hätte. Aber L. und Karl vereinigten sich gegen denselben, schlugen ihn in der Schlacht bei Fontenai 841 und nöthigten ihn, nachdem L. vorher noch die von Lothar zur Empörung gereizten Sachsen wieder unterworfen hatte, 843 zum Theilungsvertrag zu Verdun (s. d.), durch welchen L. Deutschland bis zum Rhein und überdies Mainz, Speier und Worms als künftiges Besitzthum zuerkannt wurden. Nach seinem Regierungsantritte machten ihm vor allem die Einfälle der Normänner viel zu schaffen, die, jährlich im Rhein- und Friesland sich wiederholend, nach der Einäscherung Hamburgs ihn endlich zwangen, 858 das Erzbisthum Hamburg mit dem Bisthum Bremen zu vereinigen. Auf die Einladung einer mit Karl dem Kahlen unzufriedenen Partei brach er 858 mit drei Heeren von Worms auf, setzte sich in den Besitz Frankreichs und glaubte einen Augenblick, Ost- und Westfranken unter seinem Scepter vereinigen zu können. Aber die Großen, durch seine kräftige Regierungsweise geschreckt, und das Volk, durch die deutschen Besatzungen bedrückt, fingen an, wieder zu Karl, der indeß Anhänger in Burgundien gesammelt hatte, sich zu neigen, und L., im entscheidenden Moment vom franz. Heere verlassen, sah sich genöthigt, Frankreich zu räumen. Einen Aufruhr seines Sohnes Karlmann 862 dämpfte er sehr bald. Auch gelang es ihm, als Lothar von Lothringen gestorben war, von Karl dem Kahlen die Hälfte des von ihm in Besitz genommenen Landes auf friedlichem Wege zu erlangen. Dagegen betrog ihn Karl nach Ludwig's II. Tode durch listige Ränke um die Kaiserkrone. Als er sich rüstete, den treulosen Bruder dafür zu bestrafen, starb er 28. Aug. 876 zu Frankfurt. Seine drei Söhne theilten, nachdem sie erst einen Eroberungsversuch ihres Oheims, Karl's des Kahlen, auf Deutschland durch die siegreiche Schlacht bei Andernach 876 zurückgewiesen, zu Hohenaltheim ihres Vaters Erbe so unter sich, daß **Karlmann** Baiern, Kärnten und die angrenzenden zinsbaren Länder der Slawen (Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn), **Ludwig der Jüngere** Franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, **Karl der Dicke** Schwaben vom Main bis in die Alpen erhielt. Ludwig der Jüngere erwarb zu seinen Besitzungen nach Ludwig's des Stammlers von Frankreich Tode 879 noch die westl. Hälfte von Lothringen und, als sein Bruder Karlmann 880 starb, auch Baiern, welche Länder sämmtlich nach seinem Hinscheiden 882 an Karl den Dicken (gest. 887) fielen, der, obgleich schwach und unfähig, Karl's d. Gr. Reich noch einmal vereinigte. Vgl. Dümmler, «Geschichte des Ostfränkischen Reichs» (Bd. 1: «L. der Deutsche», Berl. 1862).

Ludwig II., röm. Kaiser 855—875, ältester Sohn Lothar's I., geb. um 822, wurde von seinem Vater 844 nach Rom gesendet, um den Zwiespalt zwischen den Päpsten Sergius und Johannes zu schlichten, setzte den erstern als rechtmäßigen Papst ein und ließ sich von ihm zum König der Longobarden krönen. Bereits 850 von seinem Vater zum Mitregenten angenommen, folgte er diesem 855 im Besitze Italiens und des Kaiserthums, während der zweite Bruder, Lothar, das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde nebst einem Theile von Helvetien und Burgund, der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon erhielt. In der Zeit des Bruderkriegs in Deutschland hatten die Sarazenen in Italien bedeutende Eroberungen und viele ital. Große sich unabhängig gemacht. Aber L. schlug nicht nur die erstern 848 bei Benevent und entriß ihnen die hartnäckig vertheidigte Festung Bari, sondern demüthigte auch die letztern; doch brachte die Gefangennahme des Kaisers in Benevent 871 seinem Ansehen schweren Schaden. Gegen die Griechen behauptete er das Kaiserthum, das diese im Einverständniß mit einer Partei in Rom wieder mit dem Throne von Konstantinopel zu vereinigen strebten. Nach dem kinderlosen Tode Karl's, 863, theilten die beiden andern Brüder dessen Reich unter sich, und als 869 auch Lothar starb, benutzten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche L.'s Bedrängniß in Italien und bemächtigten sich Lothringens. Die beiden Brüder theilten auch das Land 9. Aug. 870 zu Meersen. L. starb 12. Aug. 875, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

Digitized by Google

Ludwig III. oder das Kind, der Sohn des deutschen Königs Arnulf (s. d.), geb. 893, erhielt 900, obgleich erst sechs Jahre alt, die Krone, um das Reich vor gänzlicher Auflösung zu bewahren. Die Regierung leiteten vorzüglich der Erzbischof Hatto von Mainz und der Bischof Salomo von Konstanz. Sie konnten aber nicht hindern, daß die Ungarn durch furchtbare Raubzüge das Reich verheerten; 907 unterlag ihnen Markgraf Luitpold mit den Baiern, 908 Herzog Burchard von Thüringen, 910 die Franken und die Schwaben. Dabei wütheten fortwährend innere Kriege, von denen die Babenberger Fehde 906 mit der Hinrichtung Adalbert's von Babenberg endigte. In der allgemeinen Anarchie entstanden damals im Gegensatz zur alten Reichsverfassung die Herzogthümer, welche L.'s Nachfolger Konrad I. (s. d.) vergeblich wieder zu beseitigen suchte. L. starb 911 unvermählt, und mit ihm erlosch der karolingische Stamm in Deutschland. (S. Karolinger.)

Ludwig IV. oder der Baier, deutscher Kaiser 1314—47, der Sohn Ludwig's des Strengen, Herzogs von Baiern, geb. 1286, wurde nach Heinrich's VII. Tode 1314 von fünf Kurfürsten zum Kaiser erwählt, während die übrigen für den Herzog Friedrich von Oesterreich (s. Friedrich III.) stimmten. Zu Wien mit seinen Verwandten, des Herzogs Albrecht von Oesterreich Söhnen, erzogen, folgte er 1294 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter Mathilde von Habsburg, wurde 1300 Mitregent seines ältern Bruders Rudolf und erhielt 1310 bei der Theilung den Landstrich am linken Ufer der Isar. Infolge der zwiespältigen Wahl der Fürsten brach sehr bald zwischen den beiden Gegenkönigen L. und Friedrich ein Bürgerkrieg aus, der acht Jahre lang Deutschland verheerte. Selbst die bei Mühldorf in Baiern 1322 glorreich gewonnene Schlacht und die Gefangennehmung Friedrich's bei dieser Gelegenheit vermochten den Krieg nicht zu beendigen, weil Friedrich's Bruder Leopold und der Papst für sich den Kampf eifrig fortsetzten. L. hatte inzwischen seinen Bruder Rudolf von der Pfalz, der aus Neid über dessen Erhebung sich an Oesterreich anschloß, 1317 vertrieben und dessen Länder in Besitz genommen. Nach dem Tode desselben fand er sich jedoch bewogen, mit dessen Söhnen 1329 einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches Erbe wieder erhielten und die Kurwürde zwischen Baiern und der Pfalz künftig wechseln sollte. Zugleich verlieh er, seine Hausmacht zu verstärken, seinem ältesten Sohne Ludwig 1322 die erledigte Mark Brandenburg und unterstützte, um den siegreichen Fortschritten des Papstes in Oberitalien Einhalt zu thun, die hartbedrängten Visconti in Italien, die dadurch den Sieg über die guelfische Partei errangen. Der Papst Johann XXII., hierdurch zu noch heftigerm Hasse gegen L. aufgereizt, schleuderte nicht nur 1324 den Bannstrahl gegen ihn, sondern wiegelte auch die Polen und Russen auf, die in Brandenburg einfallen mußten, und knüpfte zwischen Oesterreich und Frankreich gegen den Kaiser ein heimliches Bündniß. Dies bewog L., sich mit Friedrich auszusöhnen und diesen unter der Bedingung der Thronentsagung und Ausantwortung der besetzten Städte und Reichsgüter in Schwaben freizulassen; andererseits verpflichtete er den König Johann von Böhmen durch ein Bündniß, daß er die ihm ohnehin verhaßten Polen bekämpfen sollte. Da aber Friedrich, durch seinen Bruder Leopold verhindert, die versprochenen Bedingungen nicht erfüllen konnte, kehrte er zu L. zurück, der, durch solche edle Treue gerührt, mit ihm die Herrschaft zu theilen beschloß, eine Absicht, die jedoch nicht zur Ausführung kam, und schon 1327 trat neue Entzweiung ein. Friedrich aber machte keinen Anspruch mehr auf die Krone. Im J. 1327 machte L. einen Zug nach Italien, ließ sich zu Mailand zum König von Italien, zu Rom zum Kaiser krönen, bestrafte den verrätherischen Galeazzo Visconti, setzte an Johann's XXII. Stelle Nikolaus V. als Papst ein und begann in Verbindung mit einer sicil. Flotte die Florentiner und den König von Neapel zu bekriegen. Eine Empörung der Römer und andere gefahrdrohende Bewegungen in Italien nöthigten ihn aber, bei der Schwäche seines durch Krankheiten zusammengeschmolzenen Heers, zuerst 1329 nach Oberitalien, dann 1330 nach Deutschland zurückzueilen, wo er nach dem Tode Friedrich's durch Vermittelung Johann's von Böhmen sich mit den andern Herzogen von Oesterreich aussöhnte. Minder glücklich wirkte indeß Johann für eine Aussöhnung zwischen dem Papste Johann XXII. und dem Kaiser, so sehnlich der letztere eine solche auch wünschte. Der Einfluß der franz. Staatskunst auf die jetzt zu Avignon residirenden Päpste machte alle Versuche einer friedlichen Ausgleichung mit Benedict XII. fruchtlos, sodaß die deutschen Fürsten auf dem Kurvereine zu Rense am Rhein, 15. Juli 1338, einmüthig den Beschluß faßten, «daß, wer auf rechtmäßige Weise von der Mehrheit der Kurfürsten auf den deutschen Thron erhoben worden, für einen wahren und rechtmäßigen Kaiser und König zu halten sei, ohne erst der Einwilligung und Bestätigung des Papstes zu bedürfen». L.'s Streben war nun darauf gerichtet, seine Hausmacht zu vergrößern, was ihn mit einem Theil der deutschen

Digitized by Google

Fürsten wiederum verfeindete. Außer Brandenburg nahm er 1341 ohne Rücksicht auf seine Vettern die Länder Heinrich's von Niederbaiern in Besitz, vermählte hierauf die berühmte Margarethe Maultasch, die er eigenmächtig von ihrem Gemahl Johann von Böhmen schied, mit seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, brachte mit ihr Tirol an sein Haus und erwarb endlich durch seine Gemahlin Margaretha, die Schwester des verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland, auch die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau. Aber wennschon die unrechtliche Erwerbung Tirols das durch Böhmen so mächtige Haus Luxemburg ihm zu unversöhnlichem Haß verfeindete, so führte der Tod Benedict's XII. in Clemens VI. ihm noch besonders einen Gegner zu, der an Feindseligkeit Johann XXII. weit übertraf. Nicht genug, daß dieser am Gründonnerstage 1346 aufs neue feierlich den Bann über ihn aussprach, so forderte er auch die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl auf, entsetzte den L. befreundeten Erzbischof von Mainz, vergab den erzbischöfl. Stuhl an den Grafen Gerlach von Nassau und wußte durch diesen einen Theil der übrigen deutschen Fürsten so zu gewinnen, daß sie 11. Juli 1346 zu Rense an L.'s Stelle den Markgrafen Karl von Mähren als Karl IV. (s. d.) zum Kaiser wählten. Zwar konnte es Karl nicht zur Anerkennung bringen, und Ludwig von Brandenburg schlug ihn sogar aus Tirol, welches er zu erobern kam, heraus; doch L. starb, als er sich zu einem neuen Römerzuge rüstete, plötzlich auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld, unfern München, 11. Oct. 1347. Er wurde in der Frauenkirche zu München begraben, wo ihm 1622 Kurfürst Maximilian I. ein Denkmal errichtete. Die Stelle, wo er starb, hat Maximilian Joseph von Baiern durch eine marmorne Spitzsäule ausgezeichnet. Vgl. Mannert, «Kaiser L. IV.» (Landsh. 1812); Fr. von Weech, «Kaiser L. der Baier und König Johann von Böhmen» (Münch. 1860); Döbner, «Die Auseinandersetzung zwischen L. IV. dem Baier und Friedrich dem Schönen von Oesterreich» (Gött. 1875).

Ludwig IX. oder **der Heilige**, König von Frankreich 1226—70, der Sohn Ludwig's VIII. und der Blanca von Castilien, geb. 25. April 1215, folgte 1226 seinem Vater unter der Vormundschaft der Mutter, die auch die Regentschaft führte. Die Großen versuchten zwar gegen die Ausländerin Widerstand und wollten sich 1228 durch Gewalt des Königs bemächtigen, wurden aber von Blanca bezwungen. Gleichzeitig führte sie durch ihre Befehlshaber und die Kreuzfahrer den Krieg gegen die Albigenser (s. d.) zum siegreichen Ende, wodurch die Krone einen großen Zuwachs an Macht erhielt, wenngleich die frühere Blüte von Languedoc durch die Inquisition zerstört wurde. Als der König volljährig geworden, weigerte sich Hugo de la Marche, den Vasalleneid zu leisten, und rief seinen Schwager Heinrich III. von England zu Hülfe; doch L. schlug letztern 1242 bei Taillebourg und Saintes. Die Bedrängnisse der Christen im Orient erweckten damals aufs neue die Theilnahme der abendländ. Welt. Auch L. that 1244 in einer schweren Krankheit das Gelübde, als Kreuzfahrer in Person aufzutreten. Nachdem er seine Mutter zur Regentin eingesetzt, segelte er im Aug. 1248 mit einem Heere von 40,000 Mann nebst seinen Brüdern Robert und Karl und seiner Gemahlin nach Cypern, von wo er im nächsten Frühjahre nach Aegypten übersetzte, um nach Eroberung dieses Landes Palästina leichter behaupten zu können. Er landete 4. Juni 1249 zu Damiette, schlug das mohammed. Heer und nahm die Stadt, rückte aber erst im November den Nil bis Mansura hinauf, wo sich der Feind am andern Ufer befand. Nachdem das Kreuzheer zwei Monate mit Ableitung des Nil verloren, zeigte ein Araber eine Furt, durch welche endlich der größte Theil der Franzosen über den Fluß gelangte. Des Königs Bruder Robert drang jedoch blindlings in den schon fliehenden Feind, wurde mit seinem Corps gänzlich geschlagen und fiel selbst. L. sah sich so hart bedrängt, daß er sich 5. April 1250 mit seinen Brüdern Karl und Alfons, welcher letztere ihm Verstärkung gebracht hatte, gefangen geben mußte. Er wurde indeß mit den Seinigen 7. Mai gegen ein Lösegeld von 100,000 Mark Silber wieder freigelassen. Mit dem Reste von kaum 6000 Mann schiffte er sich nach Acre ein und blieb, von religiösem Eifer beseelt, noch vier Jahre im Heiligen Lande, bis ihn der Tod seiner Mutter 1254 zur Rückkehr nöthigte. Er gab zwar den Gedanken an einen zweiten Kreuzzug nicht auf, widmete sich aber doch mit Ernst den Angelegenheiten des Reichs. Nachdem er durch Vertrag und Heimfall viele Provinzen mit der Krone vereinigt, schloß er 1259 mit Heinrich III. von England einen Vergleich, in welchem dieser gegen die Belehnung mit Perigord, Limousin und Querci den Heimfall der übrigen eingezogenen Lehen anerkannte. Höchst wichtig waren die Reformen, die er im Justizwesen vornahm. (S. **Frankreich**.) Die «Établissements de Saint-Louis» sind jedoch kein von ihm veröffentliches Gesetzbuch, sondern eine um 1270 entstandene Sammlung von Verordnungen und Entscheidungen. Nach dreijähriger Vorbereitung entschloß er sich endlich, obschon ihm

Digitized by Google

hatte der Tod Karls, seines Vaters, Burgund, Flandern und die Niederlande einige Tage, ging er 1. Juli 1530 mit 30,000 Mann nach Burgund, seine Gattin Maria, Philipps von Cleve und Karls des Kühnen Tochter, folgte ihm mit dem Hofe nach Dijon, wo sie Juni gekrönt ist. Die Städte hatte man, den Gutsherrn von Burgund bis zu Ausgang des Jahrhunderts, fast 300 Dörfer, die Landen und Leute, Gerichte und Rechte, die Gefälle für meiner Herrschaften zu genießen. Nach der Teilung des Brandgrafen zu Ansbach, Philipps von Cleve, Gemahl der Maria, erhielt er Burgund, Karl Flandern und Philipps von Cleve. Nach der Teilung Burgund und Flandern und Philipps von Cleve. Nach der Teilung Burgund und Flandern und Philipps von Cleve. Nach der Teilung Burgund und

Provence, Renatus von Anjou, bewog, den kinderlosen und ihm ergebenen Grafen Karl von Maine zum Erben einzusetzen. Letzterer starb 1481, und nun nahm L. die Grafschaften Provence und Forcalquier, sowie Anjou und Maine als heimgefallene Lehen in Beschlag. Uebrigens blieb seit L.'s Regierung auch die Dauphiné mit der Krone vereinigt. In den letzten Jahren litt L. an Krämpfen, Wuthausbrüchen und Furcht vor dem Tode. Weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die Feste Plessis-les-Tours ein. Er starb 30. Aug. 1483. Mehr als 4000 Personen soll er, und zwar meist heimlich und ohne Form, haben hinrichten lassen. Doch hinterließ er, durch Unterdrückung des Feudaladels und Begünstigung des Bürgerthums, die königl. Macht gestärkt und das Reich geordnet. Mit dem Papste suchte er durch Aufhebung der von seinem Vater hergestellten Pragmatischen Sanction in gutem Vernehmen zu bleiben. Als Freund der Wissenschaften vermehrte er die Bibliothek, reformirte die Universität zu Paris und zog gelehrte Griechen ins Land. Für den Staatsdienst richtete er auch zuerst regelmäßige Posten ein. Auch gilt er für den Verfasser der «Cent Nouvelles nouvelles», einer Nachahmung des «Decamerone», und des «Rosier des guerres», einer Instruction für seinen Sohn. Vgl. Comines' «Mémoires», die Lenglot-Dufresnoy (4 Bde., Lond. 1747) vollständig herausgab; Duclos, «Histoire de Louis XI» (Par. 1745); Legeay, «Histoire de Louis XI» (2 Bde., Par. 1874); Delavigne hat diesen Fürsten in seiner Tragödie «Louis XI» behandelt.

Ludwig XII., König von Frankreich 1498—1515, geb. 27. Juni 1462, war der Urenkel Karl's V. und der Sohn des Herzogs von Orléans (s. Valois) und der Maria von Kleve. Schlecht erzogen, zeigte er sich als Jüngling gewaltthätig und verschwenderisch. Unter Karl VIII. (s. d.) stritt er mit dessen Schwester Anne de Beaujeu um die Regierungsgewalt und mußte dafür dreijähriges Gefängniß erdulden. Nach seiner Thronbesteigung zeigte er sich hingegen mild und gerecht. Er mäßigte die Steuern und verbesserte die Rechtspflege. Zum Minister wählte er den spätern Cardinal und Erzbischof von Rouen, Georg von Amboise. Nachdem er sich von Jeanne, der Tochter Ludwig's XI., hatte scheiden lassen, heirathete er 1499 die schöne Witwe seines Vorgängers, Anna von Bretagne, die ihn mit dem Minister beherrschte. Als Enkel der mailänd. Prinzessin Valentine, der Tochter des Herzogs Galeazzo Visconti, machte er Ansprüche auf Mailand. Er zog den Papst Alexander VI., die Schweizer, die Venetianer und den Herzog von Savoyen in sein Interesse und sendete im Aug. 1499 unter dem Italiener Trivulzio ein Heer über die Alpen, welches ohne Widerstand den Herzog Ludwig Sforza vertrieb und Mailand in Besitz nahm. Als der Herzog im Jan. 1500 mit einem Corps von Schweizern zurückkehrte, nahm er ihn gefangen und hielt ihn bis zu dessen Tode im Kerker. Sodann verband er sich mit Ferdinand von Aragonien zur Eroberung des Königreichs Neapel, auf das er von seinem Vorgänger Ansprüche ererbt zu haben glaubte. Das Land wurde von span. und franz. Truppen besetzt, und der entthronte König Friedrich begab sich nach Frankreich und begnügte sich hier mit der Landschaft Anjou und einem Jahrgehalte. Ueber die Theilung von Neapel brach aber unter den Siegern selbst Krieg aus, der erst im Oct. 1505 beigelegt wurde, indem sich Ferdinand mit L.'s Schwestertochter, Germaine de Foix, unter der Bedingung vermählte, daß die Kinder dieser Ehe Neapel erhalten sollten. Inzwischen hatte L. auch den röm. König Maximilian, den Oberlehnsherrn von Mailand, gewonnen, mit dessen Sohn, dem Erzherzog Philipp, er einen Vertrag einging, nach welchem dieser L.'s älteste Tochter, Claudia, heirathen und die Bretagne als Mitgift erhalten sollte. Diesen Vertrag mußten jedoch 1506 die Stände zu Blois für ungültig erklären, worauf der König die Tochter mit seinem Vetter, dem Herzog von Angoulême, dem spätern König Franz I. (s. d.), verlobte. Um den Papst Julius II. und den nunmehrigen Kaiser Maximilian zu beschwichtigen, trat L. der Ligue von Cambrai (s. Liga) gegen Venedig bei. Doch trennte sich der Papst bald wieder von der Ligue, weil er die Franzosen mehr als die Venetianer fürchtete. In dieser schwierigen Lage starb 25. Mai 1510 der Cardinal von Amboise, und L. mußte nun seine Angelegenheiten selbst führen. Er erneuerte mit dem Kaiser 17. Nov. 1510 zu Blois die Ligue und berief 1511 ein Concil nach Pisa, das der päpstl. Macht entgegentreten sollte, das aber nur von der franz. Geistlichkeit besucht war. Der Papst eröffnete dagegen ein Concil im Lateran, dem nur Italiener beiwohnten, und schloß 4. Oct. 1511 zur Vertreibung der Franzosen aus Italien mit Ferdinand von Aragonien und den Venetianern eine Heilige Ligue, der auch Heinrich VIII. von England beitrat. L. befahl nun seinem Neffen, dem jungen Gaston de Foix, Herzog von Nemours, der damals Statthalter zu Mailand war, mit den verbündeten Franzosen und Deutschen den Feldzug zu eröffnen. Derselbe nahm Bologna und schlug die Venetianer zu Brescia, sowie 1512 die päpstl. Truppen bei Ravenna, wobei er umkam. Diese Fortschritte L.'s in Italien erregten

Digitized by Google

allgemeinen Schrecken, und der Papst brachte es endlich dahin, daß sich die Schweizer wie d kaiserl. Truppen von den Franzosen trennten. Vor einem Corps Schweizer, das auf Beis des Papstes der Cardinal-Bischof von Sitten, Mathias Schinner, anführte, mußten die g schwächten Franzosen im Juni 1512 über die Alpen zurückkehren, und Mailand wurde v dem Kaiser an Maximilian Sforza verliehen. L. befand sich jetzt in großer Verlegenheit, zum da ihn der Papst in den Bann that. Er verband sich 23. März 1513 mit den Venetiane und schickte ein neues Heer nach Italien, das Mailand besetzte, aber schon im Juni von den v Sforza verbundenen Schweizertruppen wieder vertrieben wurde. Unterdeß war Heinrich VII von England mit 45,000 Mann in Frankreich angekommen und belagerte Terouenne, wo auch der Kaiser mit einem Corps Niederländer erschien. L. schickte den Verbündeten ein z sammengerafftes Heer unter Longueville entgegen, das 17. Aug. 1513 bei Guinegate geschla wurde. Weil die Franzosen dabei mehr die Sporen als die Waffen gebrauchten, so nannte m das Treffen die Sporenschlacht (la journée des éperons). Zu gleicher Zeit brach ein starke Corps von Schweizern und Deutschen unter dem Herzog Ulrich von Würtemberg in Burgu ein und belagerte Dijon. Indeß gewann Latremouille, der in der Festung lag, die Schwe durch Geld und Versprechungen, sodaß das Corps auseinanderging. Auch der übrigen Feind wußte sich L. durch seine Unterhandlungskunst zu entledigen. Er stellte hierauf den neuen Pa Leo X. durch die Vereinigung des pisanischen mit dem lateranischen Concil, den König Ferdina von Aragonien aber durch Aufgeben der Ansprüche auf Neapel zufrieden. Nachdem er mit d Kaiser im März 1514 Waffenstillstand geschlossen, schloß er auch 7. Aug. mit Heinrich VII Frieden, dem er die Stadt Tournay überließ und 1 Mill. Goldkronen zahlte. Da er 9. Ja 1514 seine Gemahlin verloren, vermählte er sich mit Heinrich's VIII. Schwester, Maria, st jedoch schon 1. Jan. 1515 unter Vorbereitungen zur Wiedereroberung Mailands. Ungeach seiner unglücklichen Unternehmungen wurde er seines Eifers wegen, die öffentliche Noth z lindern, der Vater des Volks genannt. L.'s Nachfolger war Franz I. (s. d.). Vgl. «Histoi de Louis XII» (Par. 1615) von Auton, Seyssel u. a.; «Histoire de la ligue faite à Cambra (Haag 1729); Baudier, «Histoire de l'administration du cardinal d'Amboise» (2 Bde. Par. 1634); Röderer, «Louis XII et François I» (2 Bde., Par. 1825).

Ludwig XIII., König von Frankreich 1610—43, der Sohn Heinrich's IV. (s. d.) u der Maria von Medici (s. d.), wurde 27. Sept. 1601 geboren. Seine Mutter, die mit d Vormundschaft auch die Regentschaft an sich riß, verließ sogleich das polit. System ihres G mahls, verband sich mit Spanien und verlobte den König mit der Infantin Anna und ih Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien. Diese Politik erregte die Besorgnisse d Hugenotten (s. d.). Die Prinzen und Großen verließen den Hof und rüsteten sich zum Krie Nachdem der Hof 5. Mai 1614 zu St.-Menehould mit ihnen Frieden geschlossen, bestätig der König bei seiner Mündigkeitserklärung im September das Edict von Nantes und ber im October die versprochene Reichsversammlung, entließ dieselbe aber, als sie die schmähli Finanzverwaltung der Königin-Mutter untersuchen wollte, für immer. Die Großen waren b sonders empört, daß der Florentiner Concini, den Maria zum Marquis d'Ancre und zum Mar schall erhoben hatte, Staat und Hof unumschränkt beherrschte. Der Prinz Heinrich II. v Condé (s. d.) zog deshalb wieder Truppen zusammen. Da auch die Hugenotten auf die Sei der Großen traten, so suchte der Hof, nachdem sich der König 25. Nov. 1615 zu Bordeau mit Anna von Oesterreich vermählt hatte, die Parteien durch den 4. Mai 1616 zu Loudun g schlossenen Vertrag zu beschwichtigen. Doch blieb der Hof der Schauplatz von Cabalen. A 1. Sept. 1616 ließ sogar Concini den Prinzen Condé in die Bastille bringen. Ein Edelmann de Luynes, hatte jedoch die Freundschaft des Königs gewonnen und beschloß, Concini zu stürzen Mit Vorwissen des Königs wurde Concini 14. April 1617 niedergeschossen, die Königi Mutter aber in Haft genommen. Die Großen kehrten an den Hof zurück, fanden aber d Allgewalt des neuen Günstlings de Luynes, der sogleich zum Pair und Herzog emporstieg, s unerträglich, daß viele an den Hof der nach Angers geflüchteten Königin-Mutter gingen und A stalten zum Kriege trafen. Doch der König zwang die Unzufriedenen an der Spitze eines Hee zur Unterwerfung. Hierauf überzog er auf Anstiften de Luynes' die meist von Protestanten bewohnte Landschaft Béarn und unterdrückte die Privilegien der Provinz. Die Protestante begannen deshalb den ersten Religionskrieg, in welchem sie fast sämmtliche Sicherheitsplätze verloren und der im Nov. 1622 endete. Nach dem Tode de Luynes' trat 1624 der spätere Cardinal-Herzog von Richelieu (s. d.) in den Staatsrath. Dieser überlegene Geist unterjochte alsbald den schwachen König, riß als Minister die Staatsgewalt an sich und gab der Re

gierung eine feste Richtung. Nach seinem polit. System, welches die Monarchie Ludwig's XIV. vorbereitete, sollte durch Unterjochung der Großen, der Protestanten und Parlamente die königl. Gewalt unumschränkt gemacht werden. Nach außen nahm Frankreich die Demüthigung des Hauses Habsburg wieder auf. Auf Betrieb des Ministers wurden noch im Winter 1624 die Spanier aus dem Veltlin vertrieben und dieser Schlüssel von Italien den Graubündnern zugesichert. Die Protestanten aber benutzten die Händel im Veltlin und griffen, von der Stadt La-Rochelle aufgefordert, nochmals zu den Waffen. Der Herzog von Soubise richtete die königl. Flotte zu Grunde, und Rohan zog die prot. Streitkräfte in Languedoc zusammen. Obschon der Marschall Montmorency im Sept. 1625 die La-Rocheller besiegte, schloß doch der Hof vorläufig 25. Febr. 1626 Frieden. Der König rief im Dec. 1626 die Notablen zusammen und erhielt dadurch die Mittel zur Ausrüstung einer Flotte und eines bedeutenden Landheers. Während die große engl., den Protestanten zu Hülfe geschickte Expedition wegen Unfähigkeit des Herzogs von Buckingham fast wirkungslos blieb, eröffnete nun L. im Oct. 1627 in Person die Belagerung von La-Rochelle (s. d.). Die Stadt mußte sich endlich 28. Oct. 1628 ergeben. Die Protestanten verloren hiermit ihr letztes Bollwerk und waren der Gnade des Hofs anheimgegeben, der ihnen jedoch freie Religionsübung ließ. Durch den Tod Vincent's II. aus dem Hause Gonzaga war seit 1627 das Herzogthum Mantua erledigt, und unter andern erhob darauf ein franz. Vasall, der Herzog von Nevers, aus einer jüngern Linie der Gonzaga, Ansprüche. Da indeß der Kaiser auf Anstiften Spaniens die Belehnung verweigerte, so brach L. im Febr. 1629 mit einem starken Heere über die Alpen, schlug den Kaiser, nahm Mantua im Interesse seines Vasallen in Besitz und wirkte demselben in einem 6. April 1631 zu Chierasco geschlossenen Vertrage die Belehnung aus. Bei dieser Gelegenheit blieben die zwei wichtigen Festungen Casale in Mantua und Pignerol in Savoyen in den Händen der Franzosen. Wiewol L. dieses Glück nur Richelieu verdankte, haßte er doch den Minister und war den Einflüsterungen seiner Günstlinge, der Königin-Mutter und seines Bruders, des Herzogs Gaston von Orléans, nicht unzugänglich. Richelieu wußte jedoch alle gegen ihn gerichteten Anschläge zum Verderben seiner Feinde zu wenden, indem er den König überredete, seine Umgebung wolle ihn vom Throne stoßen. Im Febr. 1631 entwich der Herzog von Orléans mit mehrern Großen, um durch Empörung die Entlassung des Ministers zu erzwingen. Da das Parlament sich weigerte, die Unzufriedenen für Majestätsverbrecher zu erklären, ließ Richelieu die Parlamentsglieder vom Könige in brutaler Weise bedrohen und der Corporation das Recht zu Vorstellungen absprechen. Unterdessen zog der Herzog von Orléans, aus Lothringen vertrieben, in den Niederlanden ein Corps von Spaniern zusammen und fiel in Frankreich ein, wurde aber 1. Sept. 1632 vom Marschall Schomberg bei Castelnaudary völlig geschlagen. Weil der Herzog Karl von Lothringen den Herzog von Orléans vielfach unterstützt hatte, ließ L. im Herbste 1633 ganz Lothringen erobern und behielt einstweilen das Land. Schon längst hatte der Hof die Niederländer gegen Spanien und Gustav Adolf gegen den Kaiser unterstützt; jetzt aber, nachdem die Unterdrückung im Innern vollendet, bewog Richelieu den König unter nichtigem Vorwand zur offenen Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege. Die Marschälle von Chatillon und Brezé führten dem Prinzen von Oranien ein starkes Heer in den Niederlanden zu, und am Rhein verband sich der Cardinal Lavalette mit dem Herzog Bernhard (s. d.) von Sachsen-Weimar. Beide Heere konnten jedoch im Feldzuge von 1635 wegen Krankheit und Proviantmangel wenig ausrichten. Dagegen setzten 1636 die Kaiserlichen unter Gallas bei Breisach über den Rhein und nöthigten Condé zur Aufhebung der Belagerung von Dole, während die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen und der bair. General von Werth unter Mord und Brand bis in die Nähe von Paris streifte. Doch mißglückte der Plan, den Krieg in das Herz von Frankreich zu verlegen. L. schloß, in der Absicht, das linke Rheinufer zu gewinnen, 26. Oct. 1635 mit dem Herzog Bernhard ein enges Bündniß, den er in der Eroberung des Elsaß unterstützen wollte. Als jedoch der Herzog seinem Ziele durch Waffenglück nahe rückte, entzog ihm L. die Unterstützung und benutzte dann den Tod Bernhard's, um dessen Eroberungen in Beschlag zu nehmen. Noch glücklicher war L. an der span. Grenze. Während sich 1641 die aufgestandenen Catalonier an Frankreich ergaben, unterwarf ein franz. Heer die Grafschaft Roussillon. Richelieu starb mitten unter Siegen und Verschwörungen 4. Dec. 1642, und Mazarin (s. d.) trat an seine Stelle. Der König starb 14. Mai 1643. Er hinterließ die Nation von Lasten und Despotismus erdrückt, die Großen aber immer noch mächtig genug, daß sie die Unruhen der Fronde (s. d.) beginnen konnten. L. war von Körper schwächlich, von Charakter unentschlossen, argwöhnisch und der Einsamkeit ergeben. In seinen Kriegen

Digitized by Google

zeigte er kalte Tapferkeit. Seine Gemahlin gebar nach 23jähriger Unfruchtbarkeit 1638 den Dauphin, der als Ludwig XIV. (s. d.) auf dem Throne folgte, und 1640 den Herzog Philipp von Orléans, Stammvater des jüngern Hauses Orléans (s. d.). Vgl. Bazin, «Histoire de Louis XIII» (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1846); Topin, «Louis XIII et Richelieu» (Par. 1876).

Ludwig XIV., König von Frankreich 1643—1715, der Sohn Ludwig's XIII. und Anna's von Oesterreich, wurde 5. Sept. 1638 geboren. Mit dem Tode seines Vaters (14. Mai 1643) riß die Mutter die Regentschaft an sich und erhob Mazarin (s. d.) zu ihrem Minister. Noch während der Unterhandlung des Westfälischen Friedens begannen die mit dem Parlamente verbundenen, von Spanien unterstützten Großen die Unruhen der Fronde (s. d.), welche erst mit der Unterwerfung Condé's und dem Pyrenäischen Frieden 1659 völlig endeten. Der Gewinn, den Frankreich anscheinend aus diesem Vertrage zog, war die 9. Juni 1660 vollzogene Vermählung L.'s mit der reizlosen, beschränkten Infantin Maria Theresia, der Tochter Philipp's IV. Damals erregte der junge, den Frauen und üppigen Festen ergebene, in Erziehung und Bildung verwahrloste König sehr geringe Erwartungen. Erst als Mazarin 9. März 1661 starb, machte er mit großer Energie eine Theorie des polit. Despotismus geltend, die verhängnißvoll auf die Geschichte Frankreichs und der europ. Welt wirken sollte. Schon 1651 trat er nach Anleitung Mazarin's im Jagdcostüm und mit der Reitgerte in der Hand in die Parlamentsversammlung und wußte sie durch Drohungen einzuschüchtern. Jetzt, wo er wirklich die Regierung antrat, gründete er sein Herrscherthum auf den berüchtigten Grundsatz: «L'État c'est moi» («Der Staat bin ich»). Mit dieser Fiction verband er sehr bald die Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner Person als Individuum wie als König. Wiewol ein gewöhnlicher Kopf, besaß er doch ein imponirendes Aeußere, natürliche Würde und Anmuth, viel Thätigkeitstrieb und Ausdauer. Zu seinem Glücke fand er ein großes Verwaltungstalent in Colbert (s. d.), der zunächst den Staatshaushalt ordnete und durch die rasche Entfaltung des Kunstfleißes, des Handels und der Schifffahrt die Nation und den königl. Schatz bereicherte. Auch gründete der Minister die Akademien und zog viele Künstler, Dichter und Schriftsteller heran, welche den Volksgeist weckten und den Glanz des Hofs erhöhten. Während Colbert die Hülfsquellen des Landes eröffnete, organisirte Louvois (s. d.) das Heerwesen.

Schon hatte sich L. in Etikettenstreitigkeiten gegen Spanien und den Papst hochfahrend benommen. Nach dem Tode Philipp's IV. erhob er als dessen Schwiegersohn unter dem Vorwande des Rechts der Devolution (s. d.) Ansprüche auf einen Theil der span. Niederlande. Er brach im Mai 1667 in Begleitung Turenne's (s. d.) mit starker Kriegsmacht über die Grenze, eroberte viele Plätze, im Winter die ganze Franche-Comté, und würde sich der gesammten Niederlande bemächtigt haben, hätte ihm nicht die Triple-Allianz zwischen England, den Generalstaaten und Schweden Einhalt gethan. Der 2. Mai 1668 zu Aachen (s. d.) geschlossene Friede ließ wenigstens eine Menge Grenzplätze in seinen Händen. L. schwor den Generalstaaten Rache und suchte dieselben vor der Hand zu isoliren. Er gewann Karl II. von England durch Geld, schloß Bündnisse mit den deutschen Reichsfürsten und 1672 selbst mit dem Kaiser Leopold. Nachdem er 1670 dem Verbündeten der Generalstaaten, dem Herzog Karl IV. von Lothringen, das Land entrissen, drang er im Mai 1672 mit Condé und Turenne in die Niederlande ein, eroberte binnen sechs Wochen die Hälfte der Provinzen und überließ dann dem Herzog von Luxembourg (s. d.) die Verheerung derselben. Zugleich mußte eine franz. Flotte, mit der englischen vereinigt, die Niederländer unter Ruyter (s. d.) zur See bekämpfen. Im folgenden Jahre führte er eine neue Truppenmacht in Person auf den Kriegsschauplatz und begann mit Vauban die Belagerung von Mastricht. Die Generalstaaten verbanden sich indeß mit Spanien und dem Kaiser, und auch das Reich trat endlich bei, weil zugleich eine franz. Armee am Rhein das Erzstift Trier überfallen und die zehn Reichsstädte des Elsaß weggenommen hatte. L. stellte seinen Feinden im Frühjahre 1674 drei große Armeen entgegen. Mit der einen besetzte er selbst die Franche-Comté. Die andere unter Condé machte die Niederlande zum Schauplatz des Kriegs und siegte bei Senef. Eine dritte unter Turenne verheerte die Pfalz und schlug die Kaiserlichen nebst dem Kurfürsten von Brandenburg bei Mülhausen und Dürkheim. Nach einer kurzen Pause, welche der Tod Turenne's und der Abgang Condé's verursachte, erschien L. zu Anfang 1676 mit Verstärkungen in den Niederlanden und eroberte mit dem Herzog von Orléans viele Plätze, während Luxembourg den Breisgau verheerte und den Prinzen von Oranien bei Mont-Cassel schlug. Alles Land zwischen Saar, Mosel und Rhein war auf Louvois' und des Königs Befehl zur Wüste gemacht worden. Erst infolge des feindlichen Auftretens von England schloß L. 1678 den Frieden zu Nimwegen (s. d.) und erhielt von den Generalstaaten

Digitized by Google

staaten eine Menge Plätze, von Spanien aber die ganze Franche-Comté. Dem Kaiser gab er Philippsburg zurück, erhielt aber dafür Freiburg und blieb in dem stillschweigenden Besitz aller Eroberungen im Elsaß. Nachdem er die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft zur Huldigung gezwungen, errichtete er zu Metz, Breisach, Besançon die berüchtigten Reunionskammern. Diese Gerichte, in denen er Kläger, Zeuge, Richter und Executor in einer Person war, mußten ihm alle Ortschaften, Districte, Grafschaften zusprechen, die nur jemals zu seinen gemachten Eroberungen gehört hatten. Er lud dann die Besitzer wegen verweigerter Huldigung vor und confiscirte die Territorien, weil dieselben nicht erschienen, als verwirkte Lehen. Straßburg wurde sogar 30. Sept. 1681 im Frieden durch Ueberfall genommen. Ebenso verfuhr er an den niederländ. Grenzen. Endlich verbanden sich die Generalstaaten, Spanien und der Kaiser und vermochten L. 15. Aug. 1684 zu Nimwegen zu einem 20jährigen Waffenstillstande, in welchem derselbe die Einstellung der Reunions versprach. Im J. 1681 ließ L. durch eine Flotte unter Duquesne Tripolis und 1684 Algier beschießen und Genua einäschern, weil die Genueser den Seeräubern Munition verkauft.

L. befand sich jetzt auf der Höhe seiner Laufbahn. Er war von Europa als der mächtigste Fürst gefürchtet und hatte seine Nation durch Waffenruhm und Druck zu anbetender Bewunderung und asiat. Gehorsam gewöhnt. Alle Reste polit. Selbstständigkeit lagen zertreten. Nie wurden unter seiner Regierung die Reichsstände oder die Notabeln versammelt. Der Adel verlor Lust und Fähigkeit, polit. Macht geltend zu machen. Den städtischen Corporationen war die Wahl ihrer Beamten genommen. Die Provinzen wurden meist durch Intendanten verwaltet, die unter den Ministern standen, und diese empfingen wiederum unmittelbar ihre Befehle vom Könige selbst; nie besaß L. einen ersten Minister. Der Civilproceß blieb mit den ärgsten Misbräuchen behaftet; dagegen wandte der König seine Aufmerksamkeit dem Strafrechte zu und gab demselben harte, blutige Formen. Wollte der König in den Rechtsgang eingreifen, so setzte er Commissionen nieder oder beseitigte die Betheiligten durch Lettres de cachet (s. d.), deren er gegen 9000 erließ. Er meinte sogar, nach Art orient. Despotie, das Verfügungsrecht über alle Privatgüter zu besitzen, und hielt seine Mäßigung nur für Wohlthat und Gnade. Das Herz des Staats- und Nationallebens war nach dieser Theorie der Hof. Hier vereinigte sich alles, was das Land an Glänzendem aufzuweisen hatte; hier sprach man die reinste Sprache und übte jene äußerlichen Formen der Etikette, in welchen der König selbst Meister war. Um diese Zeit trat jedoch eine bedeutende Umwandlung in dem Charakter des Monarchen ein. Aus einem Selbstherrscher wurde er der verliebte und frömmelnde Diener seiner Maitresse, der Marquise von Maintenon (s. d.), die er 1685 sogar heimlich heirathete. Der Einfluß dieser Frau, hinter der die Hofgeistlichkeit und die Jesuiten standen, gab sich zuvörderst in der Verfolgung gegen die Hugenotten (s. d.) kund. Nach Colbert's Tode (1683) begann sogar die Bekehrung und Unterdrückung der Protestanten durch Truppen. Nachdem man L. vorgespiegelt, daß seine Soldaten alle Ketzer bekehrt, hob er 1685 das Edict von Nantes auf. Diese mit blutigen Strafandrohungen verbundene Maßregel verbreitete Jammer und Entrüstung. Ungeachtet Louvois die Grenzen besetzte, flohen mehr als eine halbe Million Bürger aus dem Lande. Wie sehr L. trotz seiner Bigoterie die Kirche nur als Stütze seiner polit. Gewalt achtete, bewies sein Verhalten gegen Papst und Klerus. Schon 1675 eignete er sich die sog. Regalien oder die Einkünfte der Prälaturen während der Vacanz zu und berief 1682, als dies der Papst nicht dulden wollte, den franz. Klerus zu einem Concil, auf welchem die Gewalt des Papstes auf Glaubenssachen eingeschränkt, überdies von Concilienbeschlüssen abhängig gemacht wurde. In dem darauffolgenden Streite mit Innocenz XI. um das Asylrecht des franz. Gesandten zu Rom nahm er 1688 sogar vorübergehend Avignon weg und belegte den päpstl. Nuntius mit Hausarrest.

Noch war dieser Zwist mit dem Papste nicht geschlichtet, als die Anmaßung L.'s einen neuen europ. Krieg hervorrief. Der Kurfürst Karl von der Pfalz war im Mai 1685 gestorben und hinterließ seine Schwester, Elisabeth Charlotte (s. d.) von Orléans, als Mobiliarerbin. Auf Anstiften des Königs mußte die Herzogin, gegen deutsches Recht, auch die Auslieferung aller Allodialländer fordern. Dieser Umstand und mehrere arge Verletzungen des Reichs bewogen die angesehensten Stände und den Kaiser im Juli 1686 zu Augsburg zur Abschließung eines Bündnisses. Zur Sicherung seines Einflusses in Deutschland suchte dagegen L. die Wahl des ihm ergebenen Cardinals Wilhelm Egon von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln zu bewirken. Als dies nicht glückte, besetzte er Bonn und überzog im Sept. 1688 die Pfalz, Baden, Würtemberg und Trier. Zugleich brach er mit den Generalstaaten unter dem Vorwande, daß die Republik den Prinzen von Oranien auf den brit. Thron befördert. Zu Anfange 1689 ver-

Digitized by Google

wüsteten hierauf, als eben die Reichsarmee im Anzuge, die franz. Truppen die Unterpfalz der Umgegend durch Mord und Brand. Diese schreckliche That brachte endlich die Allianz Seemächte mit Kaiser und Reich zu Stande. L. sandte Luxembourg mit einem starken Hee nach den Niederlanden, der die Verbündeten 1. Juli 1690 bei Fleurus schlug, während Cat Savoyen eroberte. Am 10. Juli schlug sogar der Admiral Tourville die vereinigte brit.-niel länd. Flotte auf der Höhe von Dieppe, sodaß die Franzosen kurze Zeit zur See das Ue gewicht erhielten. Auch in den folgenden Jahren blieb das Kriegsglück auf seiten L.'s, der 16 in Person Namur belagerte, worauf Luxembourg die Schlacht von Steenkerken gewann. D gegen wurde 29. Mai die franz. Flotte, welche die Landung des Prätendenten Jakob II. (s. an der brit. Küste versuchen sollte, von Russell und Almonde bei Lahogue fast gänzlich vernich Als zudem der Herzog von Savoyen in die Dauphiné einbrach, ließ L. Friedensvorsch machen, die jedoch die Kriegsoperationen nicht hinderten. In der zweiten Hälfte 1693 w wüstete de Lorges die deutschen Rheingebiete, Boufflers durchzog die Niederlande und Lux bourg trug 29. Juli den großen Sieg bei Neerwinden davon. Dessenungeachtet war L. Mitteln so erschöpft, daß er 1694 und 1695 kaum im offenen Felde operiren konnte; se Generale beschränkten sich auf Einäscherung von Städten. Auf den wiederholten Versuch, d Prätendenten Jakob mit bedeutender Macht an die schott. Küste zu werfen, rächten sich die Eng länder durch die Beschießung von Calais und die Verheerung der franz. Küsten. Im Aug 1697 gelang es endlich L., den Herzog von Savoyen in einen Verbündeten zu verwandeln, u in demselben Monate eroberte der Herzog von Vendôme Barcelona. Diese Vortheile erle terten den Abschluß der zu Ryswijk (s. d.) gepflogenen Friedensunterhandlungen. In einem Vertrage vom 20. Sept. 1697 mit den Generalstaaten machten sich beide Theile zur Herau gabe der Eroberungen verbindlich, und ein Gleiches geschah mit England und Spanien. Dem Hause Oesterreich trat L. Freiburg und Breisach ab; die lothring. Dynastie aber erhielt unter Beschränkungen ihre Länder zurück. Auch sollten dem Reiche alle reunirten Gebiete zurückgegeben werden. Allein Straßburg blieb mit allem, was am linken Rheinufer dazu gehörte, in den Händen Frankreichs, und das Elsaß war hiermit für Deutschland verloren. L. hatte diese Vor theile nur der Kunst seiner Unterhandlungsweise zu verdanken. Die Segnungen der Verwaltung Colbert's waren dem Kampfe zum Opfer gefallen. Die Marine war vernichtet, die Finanzen zerrüttet, im Volke herrschte Noth und Unwille. In solcher Gefahr stellte L. den Grafen d'Argenson an die Spitze des Polizeiwesens, der dieses «Auge des Throns» vollständig organisirte und das Volk durch Spionage bewachte. Milde Censoren warf man in die Bastille. Dabei gestaltete sich der Einfluß der Maintenon täglich schädlicher. Dieselbe erhob ihre Creaturen zu Ministern und Generalen, entschied im Staatsrathe und machte den Hof zum Schauplatze der Heuchelei und Bigoterie. Trotz der großen Noth versammelte der König im Sept. 1698 ein glänzendes Lustlager zu Compiègne und faßte hierbei den Entschluß zu neuen Unternehmungen.

Alle Mächte erwarteten mit Spannung den Tod des kinderlosen Karl II. von Spanien und hatten sich mit Abschließung des Friedens beeilt, um ihre Kräfte für den Ausbruch der Katastrophe zu sparen. L. hatte längst durchblicken lassen, daß er als Vertreter seiner 1683 gestorbenen Gemahlin, der Schwester Karl's II., für seine rechtmäßigen Descendenten Ansprüche erheben würde. Um die Seemächte ungerüstet zu erhalten, schloß er seit 1698 mehrere Verträge zur Theilung der span. Monarchie, in welchen auch der hauptsächlichste Prätendent, der Sohn des Kaisers Leopold, der spätere Kaiser Karl VI. (s. d.), bedacht war. Indeß hinterließ Karl II., als er 1. Nov. 1700 starb, ein Testament, in welchem er zufolge einer Reihe von Intriguen Philipp V. (s. d.), den zweiten Enkel L.'s, zum Erben der span. Gesammtmonarchie einsetzte. Dieses Testament veranlaßte den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.), welcher 1701 begann und zuerst mit wechselndem Glücke, später aber zum Nachtheile Frankreichs geführt wurde. Am 11. April 1713 kam der Utrechter Friede zu Stande, der Frankreich im allgemeinen seiner Colonien beraubte. Der Kaiser indeß führte den Krieg fort und schloß erst 6. März 1714 den Separatfrieden zu Rastatt. Philipp V. wurde als König von Spanien anerkannt. Frankreich ging aus diesem Kriege gänzlich zerrüttet hervor, und nur der angewöhnte Gehorsam gegen den Machthaber hielt die Empörung zurück. Wie sehr L. jede selbstständige Meinung haßte, zeigte er noch in den Streitigkeiten der Jansenisten (s. d.), die seine letzten Regierungsjahre erfüllten. Er starb in diesen Bewegungen 1. Sept. 1715 nach kurzer Krankheit. Seine Gemahlin hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen die fünf jüngern in früher Kindheit starben. Mit der Lavallière (s. d.) zeugte er drei, mit der Montespan (s. d.) vier natürliche Kinder. Noch 13. April 1711 starb sein Sohn, der Dauphin L., im Alter von 50 J. Im Febr. 1712 folgte die Her-

ogin von Bourgogne, die der König sehr liebte, und einige Tage darauf (18. Febr.) ihr Gemahl (s. Bourgogne), welcher als der älteste Enkel L.'s der Thronerbe war. Endlich starb nach 8. März L.'s ältester Urenkel, der Herzog von Bretagne. Ueberdies kam ein Bruder des Herzogs von Bourgogne, der Herzog von Berri, durch einen Sturz vom Pferde 4. März 1714 um, sodaß, außer Philipp V. von Spanien, nur der zweite Sohn des Herzogs von Bourgogne übrigblieb, der dem Urgroßvater im Alter von 5 J. als Ludwig XV. (s. d.) folgte. Schon früher hatte L. seine beiden mit der Montespan erzeugten Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, legitimirt und denselben den Namen Bourbon beigelegt. Im J. 1714 brachte es sogar die Maintenon dahin, daß der König dieselben den Prinzen von Geblüt völlig gleichsetzte und die Bastarde zur Thronfolge fähig erklärte. Das Parlament gab dem Edict ohne Widerrede Gesetzeskraft, hob es jedoch ebenso leicht unter der folgenden Regierung wieder auf. Die besten Aufklärungen über den Charakter und die Denkungsart L.'s geben seine «Oeuvres» (herausg. von Grimoard und Grouvelle, 6 Bde., Par. 1806), welche die Instructionen für den Dauphin und für Philipp V. sowie mehrere Briefe enthalten. Vgl. Voltaire, «Siècle de Louis XIV»; Lemontey, «Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV» (Par. 1818; deutsch, Lpz. 1830); Saint-Simon, «Mémoires complètes et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la régence» (16 Bde., Par. 1829, zuletzt 1856—76 in 20 Bdn.); Bosnac, «Souvenirs du règne de Louis XIV» (Par. 1866 fg.); Krohn, «Die letzten Lebensjahre L.'s XIV.» (Jena 1865); Clement, «La police sous Louis XIV» (2 Bde., Par. 1866); Baillardin, «Histoire du règne de Louis XIV» (6 Bde., Par. 1871—76); Marchal, «Abrégé des guerres du règne de Louis XIV» (Par. 1874); Michelet, «Louis XIV et la révocation de l'édit de Nantes» (3. Aufl., Par. 1875).

Ludwig XV., König von Frankreich 1715—74, Urenkel und Nachfolger Ludwig's XIV. und Sohn des Dauphin Louis, Herzogs von Bourgogne, wurde 15. Febr. 1710 geboren. Als ihm 1. Sept. 1715 die Krone zufiel, übernahm der Herzog von Orléans (s. d.) als erster Prinz von Geblüt die Regentschaft. Der junge König war äußerst schwächlich und erhielt den unfähigen Marschall Villeroi zum Erzieher, den Cardinal Fleury (s. d.) zum Lehrer. Während der Leichtsinn des Regenten und die Creditoperation des Schotten Law (s. d.) die Monarchie vollends dem Abgrunde zuführten, erzogen diese Männer den König zum bigoten und folgsamen Werkzeuge. Auf Fleury's Rath erhielt nach Orléans' Tode, 2. Dec. 1723, der Herzog von Bourbon die Leitung der Geschäfte. Derselbe vermählte ihn 16. Aug. 1725 mit Maria Leszczynska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen. Schon 1726 vertrieb Fleury den Herzog von Bourbon vom Staatsruder, um es selbst zu ergreifen. Er hob durch Sparsamkeit die Finanzen, verfolgte nach außen die Friedenspolitik, sah sich aber doch in den Kampf um die Krone Polens verwickelt. Im Interesse seines Schwiegervaters verband sich L. mit Spanien und Savoyen gegen den Kaiser und sandte im Oct. 1733 Berwick mit einem starken Corps über den Rhein, während de Silly Lothringen nahm und Villars nach Italien aufbrach. Dennoch blieb die Sache Stanislaus' verloren, und Frankreich schloß 31. Dec. 1738 mit dem Kaiser den Frieden zu Wien. L. gab die Eroberungen am Rhein, Philippsburg, Kehl, Trier zurück, erhielt dagegen für den Schwiegervater Lothringen (s. d.), welches nach dessen Tode an Frankreich fallen sollte. Der junge König war bereits beim Volke Gegenstand der Verachtung geworden. Er bewies sich stumpf, faul, umgab sich mit verworfener Gesellschaft, verließ seine Gemahlin und nahm hintereinander die vier Schwestern Mailly zu Maitressen. Unter den Anstrengungen Fleury's, den europ. Frieden aufrecht zu erhalten, starb 1740 Kaiser Karl VI., und der Oesterreichische Erbfolgekrieg (s. d.) brach aus. Auch Frankreich hatte die Pragmatische Sanction (s. d.) garantirt. Allein der Marschall Belleisle machte bei Hofe den Plan geltend, die Lage des Hauses Habsburg zu dessen Zertrümmerung zu benutzen und statt Maria Theresia den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern zur Erlangung des Kaiserthrons zu unterstützen. Dieser Plan fand so großen Anklang, daß endlich auch Fleury darein willigte. Belleisle schloß im Mai 1741 mit Spanien und Baiern ein geheimes Bündniß, dem bald Cöln, Pfalz, Sicilien und Preußen beitraten. Schon im Juli führte Belleisle ein Corps über den Rhein, vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Baiern und drang durch Oberösterreich nach Böhmen ein, während sich der Marschall Maillebois nach Westfalen wandte. Obschon der Kurfürst als Karl VII. (s. d.) zum Kaiser erwählt wurde, sah doch Frankreich bald seine Erwartungen scheitern. Friedrich II. von Preußen söhnte sich mit Maria Theresia aus, und die Franzosen in Böhmen wurden von dem Herzoge Karl von Lothringen so hart bedrängt, daß sie nach der Auslieferung von Prag das Land im Sept. 1743 räumen mußten.

Digitized by Google

Unterdessen war Fleury 29. Jan. 1743 gestorben. L. erhob Orry zum Finanzminister, und Maurepas erhielt das Seewesen, Amelot das Auswärtige, d'Argenson das Kriegsdepartement. Im März mußte der Herzog von Noailles mit einem neuen Heere über den Rhein gehen, der aber 24. Juni bei Dettingen von der pragmatischen Armee geschlagen wurde. Frankreich, das den Krieg bisher im Namen Karl's VII. geführt, trat nun selbstständig auf und erklärte der Krieg gegen England, dessen Verbündeten, Sardinien, und Maria Theresia. Sogleich fiel der Prinz Conti in Piemont ein, trat aber im Herbst mit großem Verlust den Rückzug an. Der König selbst drang in Begleitung Noailles' mit 100,000 Mann in die Niederlande ein. Er eroberte die Barrièrenplätze und wandte sich im Juni 1744 nach dem Elsaß. In seiner Gegenwart eroberte hierauf Coigny im November Freiburg, und der Bruder Belleisle's nahm Konstanz und die vier Waldstädte. Der Tod Karl's VII. entzog Frankreich 1745 die Unterstützung Baierns. Da die Gegenwart des Königs den Muth des Heers hob, mußte sich L. auch im Feldzug von 1745 nach den Niederlanden begeben, wo der Marschall Moritz von Sachsen die Belagerung von Tournay eröffnet hatte. Der große Sieg über die Verbündeten bei Fontenoi, 11. Mai, wobei L. Muth zeigte und auf dem Schlachtfelde erschien, hatte die Einnahme der wichtigsten Plätze zur Folge. Auch in Italien eroberte Maillebois Mailand und Parma, während in Deutschland Conti mit seinem schwachen Corps die Wahl des Herzogs Franz zum Kaiser nicht verhindern konnte. Obschon Frankreich im Frieden zu Dresden zum zweiten mal seinen Verbündeten, den König von Preußen, verlor, beschloß doch L., den Krieg gegen Oesterreich und England fortzusetzen. Von Frankreich unterstützt, mußte der engl. Prätendent Eduard (s. d.) im Juli 1745 in Schottland landen. Die franz. Armee unter Moritz von Sachsen machte so außerordentliche Fortschritte, daß der Kaiserin im Herbst von den Niederlanden nichts blieb als Luxemburg und Limburg. Dennoch stimmten die Unfälle der bourbonischen Truppen in Italien den König für den Frieden, und er willigte im Oct. 1746 in die Eröffnung des Congresses zu Breda. Um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, mußte der General Löwendal im April 1747 in Holländisch-Flandern einbrechen, was jedoch zur Erneuerung des Kampfs führte. Die Franzosen schlugen die Verbündeten 2. Juli beim Dorfe Laffeld unweit Mastricht und eroberten nach harter Belagerung 16. Sept. das starke Bergen-op-Zoom. Dagegen gefährdete die brit. Flotte die franz. Colonien in Ost- und Westindien. Als auch Elisabeth von Rußland die österr. Partei ergriff, schloß L. den Frieden zu Aachen (s. d.) 18. Oct. 1748.

Während das Parlament seinen langen Streit mit dem Klerus zu Gunsten des Jansenismus führte, versank L. unter der Herrschaft der Pompadour (s. d.), welche die Geliebte und Kupplerin zugleich spielte, in das unwürdigste Serailleben. Diese Frau entzog dem Schatze durch königl. Handbillets (acquits de comptant) Hunderte von Millionen und legte unter anderm auch 1753 den berüchtigten Hirschpark an. Bald nach dem Frieden zu Aachen brach indeß der Kampf zwischen England und Frankreich ohne Kriegserklärung um die Grenzen Acadiens wieder aus. Am 20. April 1756 landete der Herzog von Richelieu auf Minorca und eroberte 29. Juni Port-Mahon. Auch an dem Landkriege in Deutschland sollte Frankreich theilnehmen. Nach dem Sturze Maurepas' (April 1749) nämlich, an dessen Stelle der unfähige Rouillier trat, arbeitete die Pompadour unabläßig an einem Bündnisse Frankreichs mit Oesterreich. Dieser Bund, welcher das polit. System Frankreichs seit Jahrhunderten änderte, kam bei der Schwäche L.'s 1. Mai 1756 wirklich zu Stande. Im Febr. 1757 vereinigte sich ein franz. Corps unter dem Marschall d'Estrées in den Niederlanden mit den Oesterreichern, ging über die Weser und lieferte 26. Juli der brit.-hannov. Armee das Treffen bei Hastenbeck. Mitten im Siegeslaufe mußte d'Estrées den Oberbefehl auf Verlangen der Pompadour an den Herzog von Richelieu abtreten, der nun in die brandenb. Staaten einfiel. Ein anderes Corps unter Soubise vereinigte sich im August bei Erfurt mit der Reichsarmee, wurde aber 5. Nov. 1757 von Friedrich II. bei Roßbach geschlagen. Auf Betrieb der Maitresse übergab jetzt der König den Oberbefehl in Deutschland dem Grafen Clermont, einem Abbé, der nie eine Armee gesehen. Derselbe erlitt sogleich durch Prinz Ferdinand von Braunschweig 23. Juni 1758 die Niederlage bei Krefeld und mußte das Commando dem Marschall Contades abtreten. Im Aug. 1758 erhob L. den Herzog von Choiseul (s. d.), der bisher zu Wien Gesandter gewesen, zum ersten Minister und erneuerte 30. Dec. das Bündniß mit Oesterreich. Obschon man alles aufbot, die Armee in guten Zustand zu setzen, erlitt doch Contades 1. Aug. 1759 die entscheidende Niederlage bei Minden. Außerdem bemächtigten sich die Engländer der Colonien, und 20. Nov. wurde die Flotte unter dem Marschall Conflans auf der Höhe von Quiberon geschlagen. Der König gab für den Feldzug von 1760 den Oberbefehl in Deutschland dem Marschall Broglie, der indeß

st 15. Juli 1761 wagte, in Verbindung mit Soubise den Herzog von Braunschweig bei Billingshausen anzugreifen, aber wieder mit großem Verluste zurückweichen mußte. Zugleich elang es 7. Juli einer brit. Expedition, Belleisle an der Küste von Bretagne zu nehmen. zwar brachte Choiseul den bourbonischen Hausvertrag im August zu Stande, durch welchen ch sämmtliche Bourbons zu gegenseitiger Hülfe für immer verpflichteten. Der Bund hatte ber keine andern Folgen, als daß sich zuletzt noch Spanien im Kampfe gegen Portugal und England abschwächte. Nachdem das Heer im Feldzug von 1762 eine Menge Unfälle erlitten, chloß endlich Choiseul Anfang November den Präliminarfrieden mit England, kraft dessen Frankreich auch vom Krieg mit Preußen zurücktrat, und dem 10. Febr. 1763 der Definitivfriede folgte. L. gab Minorca heraus und empfing Belleisle zurück; ferner mußte er Canada, die meisten westind. Inseln und in Ostindien alles bis auf Pondichéry und Mahé abtreten.

Der König blieb bei alledem in Trägheit versunken. Selbst ein Mordversuch, den 1757 ein Fanatiker, Damiens, auf ihn machte, konnte ihn nicht emporreißen. Mehr bewegte ihn der Kampf, den die Pompadour und Choiseul mit den Jesuiten begannen. Die Jesuiten haßten die Maitresse wie deren Minister und hatten sich mit dem Dauphin verbunden, ihre gemeinsamen Feinde zu stürzen. Der König wandte sich 1762 an den Jesuitengeneral Ricci, von dem er die Beilegung des Streits verlangte, sah sich aber in seinen Forderungen abgewiesen. Er ließ deshalb nunmehr der Untersuchung des Parlaments freien Lauf und bestätigte endlich mit ungewohnter Festigkeit durch ein Edict vom Nov. 1764 die Aufhebung des Ordens in Frankreich. Dieser Sieg des Parlaments ermuthigte jedoch dasselbe, auch dem Hofe entgegenzutreten. Das Parlament zu Paris verweigerte im April 1763 die Einregistrirung der Steueredicte, und als es durch ein Lit de justice dazu gezwungen wurde, erhoben sich als gemeinsamer polit. Körper die übrigen Parlamente. Der König bezeichnete dies als Rebellion und setzte die Parlamente in einem zweiten Lit de justice 3. März 1766 zu bloßen Gerichtshöfen herab. Im J. 1769 brach der Streit über die Verfolgung, welche das Parlament zu Rennes von dem Herzog von Aiguillon, dem Gouverneur von Bretagne, erfuhr, wieder aus. Nach heftigen Verhandlungen kam es im Nov. 1770 zum völligen Bruch mit dem Hofe, und sämmtliche Magistrate stellten ihre Amtsverrichtungen ein. Die Parlamente hatten auf Choiseul gerechnet, der aber im Dec. 1770 durch die neue Maitresse Dubarry (s. d.) gestürzt wurde. Auf Veranlassung der Dubarry erhob der König den Herzog von Aiguillon zum ersten Minister; der verhaßte Maupeou blieb aber Kanzler; der unwürdige Abbé Terray erhielt die Finanzen. Auf den Rath beider setzte L. die Parlamentsräthe ab und schickte sie in Verbannung. Er setzte hierauf ein Interimsparlament und sechs Obergerichte ein, welche die Justiz verwalten sollten. Diese Gewaltstreiche brachten das Volk in die heftigste Bewegung und steigerten die Verachtung gegen den Hof. L. hingegen widmete sich in der letzten Zeit gänzlich der Jagd und seinen Maitressen. Da er ernste Beschäftigungen scheute, griff er oft aus Langeweile zu den seltsamsten Zerstreuungen. Er druckte nicht nur Bücher, sondern wollte auch als der beste Koch in seinem Reiche gelten. Schon lange war er zufolge seiner Ausschweifungen mit einer geheimen Krankheit behaftet. In diesem Zustande bekam er durch ein junges Mädchen die Kinderblattern, an welchen er 10. Mai 1774 starb. Die Nation freute sich über die Erlösung, und der Pöbel feierte sein Begräbniß durch Pasquille und Gassenlieder. Sein einziger Sohn war 20. Dec. 1765, seine Gemahlin 24. Juni 1768 gestorben. Ihm folgte sein Enkel, Ludwig XVI. (s. d.), auf dem Throne. Vgl. Barbier, «Chronique de la régence et du règne de Louis XV» (zuletzt, 8 Bde., Par. 1866); Boutaric, «Correspondance inédite de Louis XV sur la politique étrangère» (2 Bde., Par. 1866); Voltaire, «Siècle de Louis XV» (2 Bde., Par. 1796); Desodoards, «Histoire de Louis XV» (3 Bde., Par. 1798); Lemontey, «Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV» (2 Bde., Par. 1832); Capefigue, «Louis XV et la société du 18e siècle» (4 Bde., Par. 1842); Tocqueville, «Histoire philosophique du règne de Louis XV» (2 Bde., Par. 1847); Michelet, «Louis XV, 1724—57» (Par. 1866); Jobez, «La France sous Louis XV» (5 Bde., Par. 1864—69); Compardon, «Madame de Pompadour et la cour de Louis XV» (Par. 1867—68); Bonhomme, «Louis XV et sa famille» (1873).

Ludwig XVI. (August), König von Frankreich 1774—93, der dritte Sohn des Dauphin Ludwig aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen, wurde 23. Aug. 1754 geboren und empfing den Titel eines Herzogs von Berri. Nach dem Tode seiner ältern Brüder verlor er 1765 den Vater und bald darauf auch die Mutter. Der Prinz besaß von Natur einen starken Körper, viel Herzensgüte, aber geringen Verstand und noch weniger Willenskraft. Der Herzog von Vauguyon, der seine und seiner jüngern Brüder, der Grafen von Provence (Ludwig's XVIII.)

Digitized by Google

und Artois (Karl's X.), Erziehung leitete, erzog ihn in Frömmigkeit und blinder Ergebenheit. Für die Wissenschaften zeigte L. wenig Sinn, dagegen große Vorliebe für mechan. Arbeiten. Obschon in der Atmosphäre des verdorbensten Hofs erzogen, bewahrte er einfache, reine Sitten, zeigte Rechts- und Pflichtgefühl, haßte den Luxus und neigte sich zu den arbeitenden Klassen. Seine Vermählung mit Marie Antoinette (s. d.), 10. Mai 1770, war von einem furchtbaren Zufalle begleitet. Bei einem Feuerwerke, welches die Hauptstadt am 16. zur Feier abbrannte, entstand ein Gedränge, in welchem Tausende beschädigt, 300 getödtet wurden. Der bestürzte Prinz that alles nur Mögliche und wies viele Monate seine Apanage an, um die Verunglückten zu unterstützen. Die Aussicht auf den Thron erfüllte ihn mit Bangigkeit. Nach dem am 10. Mai 1774 erfolgten Tode Ludwig's XV. trat L. die Regierung an und Maurepas (s. d.) wurde erster Minister. Die neue Regierung erweckte große Hoffnungen, indem patriotische Männer, wie Vergennes, Saint-Germain, Malesherbes und Turgot, die Geschäfte übernahmen. Die beiden letztern begannen, an der Spitze der Finanzen, eine Reihe trefflicher Veränderungen. Unter anderm hob man die Tortur, die Reste der Leibeigenschaft, die willkürlichen Gnadenspenden und Sinecuren auf und schränkte den Hofhalt ein. Tiefere Reformen scheiterten indeß am Widerstande der Aristokratie und der Parlamente, die man wiederhergestellt hatte.

Nach der Krönung zu Rheims, 11. Juni 1775, sah der König schon die Schwierigkeiten seiner Stellung wachsen. Ein Edict, das die Wegebaufronen, ein anderes, das den Zunftzwang abschaffte, konnten nur durch ein Lit de justice durchgesetzt werden, und Turgot, der Urheber dieser Reformen, mußte bald darauf mit Malesherbes aus der Verwaltung scheiden. Zu dieser Zeit begann die durch Jugend und Schönheit ausgezeichnete Königin ihren Einfluß auf den Gang der Staatssachen zu äußern. Nach der kurzen, aber verderblichen Finanzverwaltung Clugny's ließ sich die Königin im Juni 1777 die Wahl Necker's (s. d.) zum Generaldirector gefallen, der vielleicht einen leidlichen Finanzzustand hergestellt hätte, wäre die Theilnahme Frankreichs am Freiheitskampfe Nordamerikas nicht dazwischengetreten. Die nächsten Folgen dieses Schritts waren unermeßliche Geldopfer, sodaß Necker an Herbeiziehung der Privilegirten und an größere Einschränkungen denken mußte. Ersteres empörte das Parlament, letzteres den Hof, und 19. Mai 1781 legte der Minister sein Amt nieder, während der unfähige Joly de Fleury die Finanzverwaltung erhielt, dessen Erpressungen Frankreich in höchsten Unwillen versetzten. Nach dem Friedensschlusse von 1783 rief das Volk laut und drohend um Abhülfe. Nachdem der rechtschaffene d'Ormesson sieben Monate hindurch vergeblich zu helfen versucht hatte, ließ sich endlich der König 3. Oct. 1783 Calonne (s. d.) zum Generalcontroleur aufdrängen. Die Leichtfertigkeit, womit dieser dem Hofe Geld verschaffte, machte ihn beliebt und täuschte selbst den König, während das Volk zornig zusah und in Haß gegen die Königin entbrannte. Auch Calonne aber dachte zuletzt an die Herbeiziehung der Privilegirten und bewog den König zur Versammlung der Notabeln (Febr. 1787), die aber ihre Bewilligungen von dem Rücktritte des Ministers abhängig machten. Der König übergab nun die Finanzen 1. Mai 1787 dem unfähigen Loménie de Brienne (s. d.), der von den Notabeln die Einwilligung zu einer allgemeinen Grundsteuer, zur Stempeltaxe und zur Einführung von Provinzialversammlungen erhielt. Das Parlament verweigerte indeß unter dem Vorwande, die Stempeltaxe werde das Volk drücken, die Bestätigung der Reformedicte, und zwar nicht ohne Zuthun derer, die sie bewilligt hatten. In den Discussionen sowol der Notabeln wie des Parlaments wurde die Verschwendung des Hofs rücksichtslos aufgedeckt und zum ersten mal auf Reichsstände (États-généraux) hingewiesen. Der König ging indeß auf die Berufung der Stände nicht ein, sondern erzwang durch ein Lit de justice 6. Aug. 1787 die Einregistrirung der Edicte und verbannte das Parlament nach Troyes. Bald darauf gab er dem Parlament das Versprechen, daß er die Reichsstände binnen fünf Jahren zusammenberufen wolle, verlangte aber für die Zwischenzeit die Bewilligung einer bedeutenden Anleihe und rief das Parlament unter dieser Bedingung zurück. Das Parlament verweigerte jedoch seine Zustimmung zur Anleihe, und der Herzog Philipp von Orléans (s. d.), der persönliche Feind des Hofs, protestirte in einem Lit de justice 19. Nov. 1787 gegen die erzwungene Einregistrirung des Edicts. Der König, aufs höchste erbittert, verbannte den Prinzen und ließ mehrere Parlamentsglieder verhaften. Auf Veranlassung Brienne's erschien endlich das Edict vom 8. Mai 1788, welches die Parlamente auflöste und an deren Stelle eine Art Hofrath (Cour plénière) anordnete. Diese Willkür setzte das ganze Land in Aufruhr, zumal als 16. Aug. ein Edict erschien, nach welchem der Schatz alle Baarzahlungen, mit Ausnahme des Truppensoldes, einstellen wollte. Nun mußte Brienne die Finanzverwaltung an Necker überlassen; der König stellte 25. Aug. die Parlamente her und

versprach die schleunige Berufung der Reichsstände, berief aber zunächst 6. Nov. 1788 die Notabeln, um über die Form des Reichstags zu entscheiden. Die Versammlung erklärte sich für die Form der alten Generalstände, worüber der dritte Stand (das Bürgerthum) in die höchste Aufregung gerieth. Auf Necker's Rath, der eines Gewichts gegen Adel, Geistlichkeit und Hof bedurfte, entschloß sich endlich der König, den dritten Stand in doppelter Anzahl zu berufen.

Während L. unthätig verharrte, zogen die Stände nach Versailles, wo der Monarch 5. Mai 1789 die Reichsversammlung eröffnete, die sich alsbald in die Nationalversammlung (s. d.) verwandelte. (S. Frankreich.) Die Zusammenziehung eines starken Truppencorps unter Broglie in der Nähe von Paris versetzte die Versammlung wie das Volk in Zorn und entschied über den Gang der Revolution. Dazu kam die Abdankung Necker's, 12. Juli, und der Angriff des Prinzen Lambesc im Palais-Royal auf die Menge. Beides schien die feindselige Stimmung des Hofs zu bestätigen. Während der König zu Versailles rathlos träumte, trat 12. Juli die Hauptstadt unter die Waffen und eroberte am 14. die Bastille. Der Marschall Broglie rieth dem Monarchen, sich in die Mitte der Truppen zu begeben und nach Metz abzuziehen. Der König schlug dies aus und begab sich 15. Juli in die Nationalversammlung, wo er erklärte, daß er mit der Nation eins sei und die Truppen zurückziehen werde. Die Harmonie zwischen Volk und Thron schien hergestellt; der König war in der That für den Augenblick der Hofpartei entzogen. Er unternahm 17. Juli die gefährliche Reise nach Paris und bestätigte die Errichtung der revolutionären Autoritäten und der Nationalgarde. Auch wurde Necker zurückgerufen, und 18. Sept. bestätigte der König, mit geringer Ausnahme, die Decrete der Nationalversammlung, welche an die Stelle des Feudalstaats die constitutionelle Regierung setzten. Erst durch den Beschluß der Versammlung (21. Sept.), der Krone ein nur suspensives Veto zu verleihen, gelang es der Hofpartei, den König zum Widerstand zu reizen. Ueber diesem Streite gerieth namentlich Paris in neue Bewegung, und ein zufälliger Umstand trug dazu bei, daß endlich die Revolution mit voller Wuth ausbrach. Neben der Bürgermiliz und der Leibgarde hatte der Hof zur Sicherung des Schlosses das Regiment Flandern nach Versailles rufen lassen, bei welcher Gelegenheit die Miliz wie die Gardisten den Offizieren des Regiments ein Fest gaben. Zu Ende des Mahls trank man auf das Wohl der königl. Familie, nicht aber auf das der Nation. Diese unpatriotische Stimmung stieg bis zur Beschimpfung der Nationalfarben, als auch die Königin, ihre Kinder und ihren Gemahl mit sich führend, bei dem Gastmahl erschien. Auf die Kunde hiervon rotteten sich am Morgen des 5. Oct. in der Hauptstadt wüthende Haufen, darunter viele Weiber, zusammen und zwangen Lafayette (s. d.), an der Spitze von 40,000 Nationalgarden und abgefallenen königl. Garden mit nach Versailles zu ziehen. Gegen Abend des 6. traf der Zug ein. Man forderte von der Nationalversammlung Brot und die Bestrafung der Offiziere, welche die Nationalfarben beschimpft. Eine Deputation der Versammlung, begleitet von zwölf Weibern, begab sich zum König, der den Weibern die möglichste Abstellung der Hungersnoth versprechen, der Deputation aber die Bestätigung des suspensiven Vetos bewilligen mußte. Schon schien jede Gefahr beseitigt, als am Morgen des 7. eine aufgereizte Menge sich auf das Schloß stürzte, einzelne Gardisten ermordete und sogar in das Zimmer der Königin drang, die kaum aus dem Bett zu ihrem Gemahl entfliehen konnte. In der Wuth durchstach man das Bett und drang dann gegen das Zimmer des Königs vor; allein die Soldaten Lafayette's trieben endlich den Haufen aus dem Schlosse. Als hierauf der Pöbel Anstalten traf, die gefangenen Gardisten an dem Gitterwerk des Schlosses aufzuknüpfen, erschien der König auf dem Balkon und bat für seine Gardisten um Gnade. Auf dieses Wort und die Versicherung L.'s, daß er mit nach Paris ziehen werde, ließen die Wüthenden von ihrem Vorhaben ab. Um 1 Uhr nachmittags fuhr der König mit seiner Familie, begleitet von der pariser Nationalgarde und den Pöbelhaufen, welche die gefangenen Gardisten und die Köpfe der Ermordeten auf Piken mit sich führten, der Hauptstadt zu; die Nationalversammlung nahm seit dem 19. Oct. ebenfalls ihren Sitz in Paris.

Der König verfiel in gänzliche Apathie. Die Nationalversammlung decretirte, der König bestätigte und beschwor 14. Juli 1790 die Grundzüge der neuen Verfassung. Als er sich 18. April 1791 mit seiner Familie zur Osterfeier nach St.-Cloud begeben wollte, hielt ihn eine wüthende Menge zurück, weil man wußte, daß die Anhänger des Hofs mancherlei Fluchtpläne hegten. In der That traf der Marschall Bouillé Anstalten, die königl. Familie zu seinen Truppen an die lothring. Grenze zu bringen, wo man die Contrerevolution beginnen wollte. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni reiste demnach L. mit seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen beiden Kindern heimlich aus Paris ab und schlug die Straße nach Montmédy ein.

Digitized by Google

Zugleich sieht er eine Gefährdung seiner Ruhe, wenn er sich Kombinationen und selbst Akte wie die Kaunitzannäherung zutraute. Seit sich gegen 1 Mio mutte sie Rhein bekämpfen. Die Ver- war sie stark ins Schwanken gekommen. Der Kaiser hatte sich ihr nicht gefügt, Kaunitz war gestürzt, und die Interessen Russlands schienen klug. Da der Kampf um Belgien einer aufgegeben, und Frankreich ihm gelassen hatte, was es besaß, war Preußen nicht mehr Gegner. Es war Freund. Und Freundschaft mit Preußen war Sicherung gegen Russland, Sicherung gegen Österreich, Sicherung gegen Frankreich, Sicherung gegen Europa. Preußen ergab sich in sein Schicksal. Es trat sich von Österreich los. Alexander I. war ihm dankbar dafür. Er hatte Preußen nicht gehaßt, wie sein Vater seine Mutter, aufgrund der Beziehungen gegen seine energischen Brüder und selbst gegen die Österreich sein Herz. Schon gründ. er bei Beginn seiner Regierung Preußen gegenüber. Noch seinen Rückzug hinter 3 von Russischen Truppen besetzt. Und Preußen war ihm dankbar dafür. Es hatte sich nicht gegen Russland gewandt. Es hatte sich nicht gegen Österreich gewandt. Es hatte sich Österreich gegenüber neutral verhalten. Es hatte sich Frankreich gegenüber neutral verhalten. Es hatte sich Russland gegenüber neutral verhalten. Und wie Russland von der Niederlage bei Austerlitz an sich Preußen gegenüber verhielt, wie es Preußen gegenüber sich verhielt, wie es Preußen gegenüber sich verhalten hatte, wie es Preußen gegenüber sich verhalten hatte, wie es Preußen gegenüber sich verhalten hatte

4 Bde., Par. 1844); Tocqueville, «Coup d'œil sur le règne de Louis XVI» (Par. 1850); Feuillet de Conches, «Louis XVI, Marie-Antoinette et Mme. Elisabeth. Lettres et documents inédites» (6 Bde., Par. 1864—73), gibt vielfach unechtes Material; Nicolardot veröffentlichte ein «Journal de Louis XVI» (Par. 1873).

Ludwig XVII. (Karl), zweiter Sohn König Ludwig's XVI. (s. d.) von Frankreich und der Marie Antoinette (s. d.) von Oesterreich, wurde 27. März 1785 zu Versailles geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von der Normandie, nach dem Tode seines Bruders aber, 4. Juni 1789, die Würde des Dauphin. Er war ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm Wesen und hatte die Marquise von Tourzel zur Gouvernante, den Abbé Davoux zum Lehrer. Infolge der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 kam auch er mit seinen Aeltern in den Templethurm. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. (21. Jan. 1793) wurde er von seinem Oheim, dem spätern Ludwig XVIII., der sich damals in Westfalen befand, zum König von Frankreich erklärt. Er theilte noch mehrere Monate die Gefangenschaft mit seiner Mutter. Im Juni jedoch berichtete Saint-Just, daß die gestürzten Girondisten durch eine Verschwörung den Sprößling Ludwig's XVI. auf den Thron heben wollten, und der Convent befahl die Trennung des Kindes von der Mutter. Der Prinz wurde im Temple einem rohen Jakobiner, dem Schuster Simon, übergeben, der mit seiner Frau darauf ausging, ihn physisch und geistig zu Grunde zu richten. Hébert entriß in diesem Zustande dem Knaben die schmählichsten Beschuldigungen gegen die unglückliche Mutter. Seit Jan. 1794 ließen ihn die Schreckensmänner in einsamer Zelle förmlich im Schmuz verkommen. Seit Febr. 1795 setzten die Wärter den Gemeinderath wiederholt von dem bedenklichen Siechthum des Prinzen in Kenntniß; doch wurde ihm noch monatelang jeder ärztliche Beistand versagt. Erst im Mai, nachdem sich Geschwülste im Knie und Handgelenk eingestellt, erhielt der Arzt Dessaux Zutritt zum Kranken. Später behandelten ihn die Aerzte Pelletan und Dumangin. Allein der Zustand des Prinzen verschlimmerte sich von Tag zu Tag dergestalt, daß er 8. Juni starb. Auf das Gerücht von einer Vergiftung schickte der Convent eine Commission von Aerzten, welche erklärte, daß kein gewaltsamer Tod vorliege. Der Leichnam wurde auf dem Kirchhofe Ste.-Marguerite in die gemeinschaftliche Grube versenkt und mit Kalk bedeckt, sodaß 1815 die Reste nicht mehr aufgefunden werden konnten. Vgl. Eckard, «Mémoires historiques sur Louis XVII» (Par. 1817); Beauchesne, «Louis XVII, sa vie, son agonie, sa mort» (2 Bde., Par. 1852; 9. Aufl. 1876); Ad. Schmidt, «Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800» (Bd. 2, Jena 1875).

Ungeachtet der damalige Tod des Prinzen eine unzweifelhafte Thatsache ist, verbreitete sich dennoch der Glaube, daß derselbe aus dem Gefängnisse errettet worden sei. Namentlich stützte man sich auf den Umstand, daß 9. Juni 1795 ein von einem 10jährigen Knaben begleiteter Mann, Namens Aujardins, auf der Straße von Paris nach Fontainebleau angehalten, den andern Tag aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, ohne daß man in dem über das Ereigniß aufgenommenen Protokoll bemerkt hatte, wo das Kind hingekommen sei. Bald tauchte eine ganze Reihe von Abenteurern auf, welche die Rolle L.'s XVII. übernahmen. Der erste war Jean Marie Hervagault, der Sohn eines Schneiders zu St.-Lô, der 1812 als Landstreicher im Gefängnisse starb. Ein anderer, Mathurin Bruneau, geb. 1784 zu Bezins bei Cholet in Anjou, wo sein Vater Holzschuhe verfertigte, erlitt während der Restauration mehrfache Bestrafungen und verscholl nach der Julirevolution. Größeres Aufsehen erregte 1833 und 1834 der sog. Herzog von Richmont, der sich auch Ludwig Hector Alfred, Baron von Richmont, Herzog von der Normandie, nannte. Dieser Abenteurer hieß Henri Hébert, war aus der Gegend von Rouen gebürtig, forderte seit 1828 seine angeblichen Rechte zurück, wurde 1834 zu 12jähriger Einsperrung verurtheilt, floh aber aus St.-Pelagie nach London, wo er 1845 starb. Während Hébert vor den Assisen stand, trat ein gewisser Morel de Saint-Didier auf, der im Namen des «wahren, echten Ludwig XVII.» gegen die Anmaßungen Hébert's protestirte. Dieser angeblich «echte L.» war ein Deutscher, Karl Wilhelm Naundorff, gebürtig aus der Niederlausitz. Früher Uhrmacher und Vater einer zahlreichen Familie zu Krossen, stand er im Rufe eines rechtlichen und arbeitsamen Mannes. Schon längst gab er sich für den Herzog von der Normandie aus, erzählte seine romantische Flucht aus dem Temple und wandte sich an die Regierungen und die Herzogin von Angoulême. Nach der Julirevolution ging er mit seiner Familie nach Frankreich, wo er wegen seines bourbonischen Gesichtsschnittes und der Aehnlichkeit seiner Tochter mit Marie Antoinette viele Anhänger fand. Er wandte sich an die Kammern, wollte aber auf die Krone zu Gunsten der Dynastie Orléans unter der Bedingung resigniren, daß man ihn standesmäßig unterhielte. Im Febr. 1836 wurde er beim

Digitized by Google

Zuchtpolizeigericht zu Paris als Intriguant und Betrüger verklagt. Das Gericht sah in ihm nur einen Verblendeten und sprach ihn von der Anklage frei; doch wurde er nunmehr ausgewiesen. Seitdem lebte er mit seiner Familie in ziemlich günstigen Verhältnissen bald in Belgien, bald in England und starb 10. Aug. 1845 zu Delft. Sein Sohn, der das Prätendententhum fortsetzte und Offizier in der niederländ. Armee ist, veranlaßte noch in neuester Zeit einen Proceß gegen den Grafen von Chambord, wurde aber 27. Febr. 1874 vom Appellhof zu Paris mit seinen Ansprüchen zurückgewiesen. Außerdem traten bis in die neuere Zeit drei andere Abenteurer mit den Ansprüchen L.'s XVII. auf.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver), König von Frankreich 1814—24, geb. zu Versailles 17. Nov. 1755, war der vierte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohnes Ludwig's XV. aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen. Er erhielt den Titel eines Grafen von Provence und hatte mit seinen Brüdern, dem Herzog von Berri (Ludwig XVI.) und dem Grafen von Artois (Karl X.), den Herzog de la Vauguyon, einen beschränkten Mann, zum Erzieher. Seinen Brüdern an Geist überlegen, umgab er sich mit Gelehrten, las die röm. Dichter und philos. Schriftsteller und machte selbst Verse. Er verheirathete sich 1771 mit Marie Josephe Luise, der Tochter Victor Amadeus' III. von Sardinien. Nach Ludwig's XVI. Regierungsantritt erwarb er sich eine gewisse Popularität, zog sich aber beim Hereinbruche der Revolution zurück. Obschon er sein Wort gegeben, Frankreich nicht zu verlassen, begab er sich in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 zugleich mit dem König auf die Flucht und gelangte unangefochten nach Brüssel. Jetzt erklärte er sich offen gegen die Nationalversammlung, rief die Hülfe der fremden Mächte an und sprach mit seinem Bruder Artois durch die Declaration von Pillnitz dem König das Recht ab, die Constitution anzunehmen. Diese feindseligen Schritte der Prinzen, um die sich zu Koblenz ein förmlicher Hof bildete, ihr Eifer in der Bildung eines Emigrantenheers richteten Ludwig XVI. vollends zu Grunde. Durch Decret vom 16. Jan. 1792 erklärte die Nationalversammlung den Grafen von Provence des Rechts auf die Thronfolge verlustig. Im Juli 1792 vereinigte der Prinz ein Emigrantencorps von 6000 Mann mit dem preuß. Invasionscorps und erließ ein Manifest ähnlich dem des Herzogs von Braunschweig. Nach dem Rückzuge aus der Champagne wandte er sich nach Hamm in Westfalen. Auf die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. veröffentlichte er ein Manifest, in welchem er den Dauphin als Ludwig XVII. ausrief, sich selbst aber zum Regenten und den Grafen Artois zum Generallieutenant ernannte. Er verlegte nun seinen Hof nach Verona im Venetianischen und nannte sich Graf von Lille. Nach dem Tode seines Neffen, des sog. Ludwig XVII. (s. d.), nahm er 1795 den Königstitel an und erließ eine Proclamation, in welcher er die Herstellung der alten Monarchie verkündigte. Die Drohungen, welche Bonaparte an die venet. Republik richtete, hatten die Ausweisung des Prinzen zur Folge. Er ging im April 1796 über den St.-Gotthard und vereinigte sich mit dem Corps des Prinzen Condé, das mit der österr. Armee verbunden war. Da ihm jedoch das Cabinet zu Wien die Anerkennung als König verweigerte, mußte er sich aus dem Hauptquartier Condé's zu Mühlheim wieder entfernen. Er ging nach Dillingen in Schwaben, wo er von einem franz. Meuchelmörder einen Streifschuß am Scheitel erhielt, und dann nach Blankenburg im Braunschweigischen. Nach den Ereignissen vom 18. Fructidor (1797) in Frankreich (s. d.) gewährte ihm der Kaiser Paul ein Asyl zu Mitau, wo er im März 1798 eintraf. Die Verhandlung Paul's mit der franz. Consularregierung hatte jedoch zur Folge, daß der Graf Lille Mitau 1801 verlassen mußte, worauf er sich mit Bewilligung Preußens nach Warschau wandte. Mit Genehmigung des Kaisers Alexander kehrte er 1805 nach Mitau zurück, aber der Friede zu Tilsit nöthigte ihn, 1807 Zuflucht in England zu suchen, wo sich auch der Graf Artois seit 1796 aufhielt. Hier kaufte er 1809 das Schloß Hartwell (Grafschaft Buckingham), das er fortan bewohnte und wo 1810 seine Gemahlin starb. Als der Sturz Napoleon's I. in Aussicht stand, erließ er mit dem Grafen von Artois und dem Herzog von Angoulême eine vom 1. Febr. 1814 datirte Proclamation, in welcher er liberale Institutionen versprach. Der Senat ernannte hierauf eine Provisorische Regierung, an deren Spitze Talleyrand stand. Diese veröffentlichte einen vom Senat 5. April 1814 angenommenen Constitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückgerufen wurden. Ein anderes Senatsdecret vom 4. April übertrug vorläufig dem Grafen von Artois die Statthalterschaft. Der bisherige Graf von Lille landete 26. April zu Calais und erklärte von St.-Ouen aus, daß er der Nation kraft seines Herrscherrechts eine Constitution verleihen werde. Am 3. Mai hielt er hierauf als König von Frankreich seinen Einzug in die Hauptstadt und 4. Juni erließ er die constitutionelle Charte. (S. Frankreich.)

L. würde sich bei der Milde seiner Gesinnung mit dem neuen Zustande versöhnt haben, hätte sich nicht die alte Adels- und Priesterpartei, an ihrer Spitze der Graf Artois, zwischen das Volk und den schwachen Monarchen gestellt. Die wichtigsten Bestimmungen der Charte, Preßfreiheit, Eigenthumsrecht, Rechtsschutz, wurden sogleich mit Füßen getreten und die Anhänger des Kaisers, die Republikaner und die Protestanten verfolgt. Erst auf die Nachricht von der Landung Napoleon's lenkte der König selbst um, beschwor aufs neue die Charte und erließ vergeblich freisinnige Proclamationen. Bei der Annäherung Napoleon's floh er mit seiner Familie in der Nacht vom 19. zum 20. März 1815 nach Lille, von wo aus er sich 23. März über Ostende nach Gent begab. Nach der Schlacht von Waterloo erließ L. zu Cambrai eine Proclamation vom 25. Juni, in welcher er seine Fehler eingestand und eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme der Verräther, und die Sicherung der Charte durch neue Bürgschaften versprach. Unter dem Schutze des Herzogs von Wellington hielt er 9. Juli 1815 seinen Einzug in Paris. Dennoch ließ er sich von der alten Partei unterjochen und gab damit die Staatsgewalt dem maßlosesten Fanatismus preis. (S. Frankreich, Geschichte.) Die am 7. Oct. eröffnete Kammer («Chambre introuvable») war mit ultraroyalistischen Fanatikern so angefüllt, daß der Herzog von Richelieu dem König rieth, dieselbe (5. Sept. 1816) aufzulösen. Dieser Maßregel folgten royalistische Complote, welche den Umsturz der Charte und die Entthronung L.'s zum Zwecke hatten. Kaum war es dem Ministerium Decazes gelungen, den Sturm etwas zu besänftigen, als die Ermordung des Herzogs von Berri (s. d.), 13. Febr. 1820, der ultraroyalistischen Partei aufs neue Stärke verlieh. Zur Stärkung der Legitimität und Befestigung des monarchischen Princips ließ sich auch der König 1823 noch zu dem ruhmlosen Feldzuge nach Spanien verleiten. Er starb 16. Sept. 1824. In seinem Privatleben war L. liebenswürdig. Er selbst schrieb anonym in Zeitschriften und gab Schriften und Gedichte heraus, die ohne Bedeutung sind. Die «Mémoires de Louis XVIII» (12 Bde., Par. 1832) sind ein apokryphes Werk, welches mehrern Autoren sein Entstehen verdankt.

Ludwig Philipp, König der Franzosen 1830—48, geb. zu Paris 6. Oct. 1773, war der älteste Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Orléans (s. d.) und der Prinzessin Louise Marie Adélaide von Penthièvre. Bei der Geburt erhielt er den Titel eines Herzogs von Valois, 1785 den eines Herzogs von Chartres. Im J. 1782 übertrug sein Vater die Erziehung dieses Sohnes und seiner übrigen Kinder der Frau von Genlis. Beim Ausbruch der Revolution trat er in die Nationalgarde und nach dem Beispiele seines Vaters 1. Nov. 1790 in den Club der Jakobiner. Nachdem er 1791 den Befehl über sein Regiment zu Vendôme übernommen, wurde er im August mit demselben nach Valenciennes versetzt, wo er den Befehl über den Platz übernahm. Am 7. Mai 1792 zum Maréchal-de-Camp ernannt, befehligte er in der Armee Luckner's eine Cavaleriebrigade, stieg dann unter Kellermann 7. Sept. zum Generallieutenant und wohnte als solcher 20. Sept. der Kanonade von Valmy bei. Hierauf trat er in die Armee Dumouriez' über und gewann mit diesem gemeinschaftlich 6. Nov. die Schlacht bei Jemappes (s. d.). Zufolge der Ereignisse vom 10. Aug. 1792 hatte der Prinz seine Titel abgelegt und gleich seinem Vater den Namen Egalité angenommen. Als der Convent die Verbannung über alle Bourbons verhing, erlangten Vater und Sohn ein Ausnahmegesetz. Dennoch wurde nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793), wo der Prinz das Centrum befehligte, die Lage desselben höchst mislich. Er wurde in den Verhaftsbefehl gegen Dumouriez eingeschlossen und trat mit demselben 4. April 1793 auf das österr. Gebiet. Später verschaffte ihm der emigrirte General Montesquiou die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik an der Schule zu Reichenau bei Chur in der Schweiz. Als er die Hinrichtung seines Vaters erfuhr, begab er sich jedoch nach Bremgarten zu Montesquiou, als dessen Adjutant er unter dem Namen Corby galt. Endlich faßte er den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, und begab sich deshalb nach Hamburg. Aus Mangel an Mitteln verschob er aber diesen Plan und machte eine Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis ans Nordcap hinauf. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg, Anfang 1796, lebte er einige Zeit in sehr dürftigen Verhältnissen. Seine Mutter sowie seine beiden Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf Beaujolais, waren inzwischen in Frankreich freigelassen worden. Doch stellte das Directorium die Bedingung, daß der älteste Prinz Europa verlassen sollte. Der Herzog von Orléans, wie er nach dem Tode seines Vaters hieß, schiffte sich demnach ein und kam 21. Oct. 1796 in Philadelphia an. Infolge des 18. Fructidor mußte die Herzogin-Witwe mit einer Rente nach Spanien auswandern, die jüngern Brüder folgten dem ältesten und landeten im Febr. 1797 in Amerika. Die drei Prinzen bereisten nun die Vereinigten

Digitized by Google

Staaten und schiffte sich Anfang 1800 nach England ein, wo sie länger als sieben Jahre in Dorfe Twickenham bei London von den Erspannissen der Mutter lebten. Im J. 1807 hatte der Herzog von Montpensier an einem Brustübel, und da der Graf von Beaujolais auch erkrankte, wurde er von seinem Bruder nach Malta gebracht, wo er indeß ebenfalls starb. Der Herzog von Orléans reiste nun nach Sicilien, wo der König Ferdinand I. zu Palermo lebte. Dieser sandte ihn mit dem Prinzen Leopold von Salerno nach der span. Küste, um hier die Sache der Bourbons gegen Joseph Bonaparte aufrecht zu erhalten. Die Prinzen landeten zu Gibraltar; aber auf Betrieb Englands wurde Leopold festgehalten und der Herzog von Orléans im Sept. 1808 nach London gebracht, wo er mit Mühe die Erlaubniß zur Rückkehr nach Palermo erhielt. Nach seiner Vermählung daselbst mit der zweiten Tochter des Königs Ferdinand I., Marie Amelie, 25. Nov. 1809, wurde er von der Junta zu Sevilla nach Spanien berufen, wo er an der Spitze einer Heeres-Abtheilung zum Ausstande gegen Napoleon auf einer span. Fregatte schiffte er sich 21. Mai 1810 ein und kam zu Tarragona an, fand aber kein Armee. Er begab sich nach Cadix, wohin die Junta geflohen; allein die Spanier hatten den Muth verloren und fürchteten die Einmischung Englands. Nachdem die Versammlung der Cortes den Prinzen zur Abreise aufgefordert, kehrte er 3. Oct. nach Sicilien zurück, wo er die nächsten Jahre verlebte. Auf die Nachricht von dem Sturze Napoleon's reiste er nach Paris. Hier ward er von Ludwig XVIII. nicht ohne Mißtrauen aufgenommen, jedoch in seine Güter und Würden wieder eingesetzt und 15. Mai 1814 zum Generalobrest der Husaren ernannt. Auf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr mußte er nach Lyon zur Unterstützung der Operationen des Grafen Artois abgehen, kehrte aber, da alle Anstrengungen vergeblich, nach Paris zurück und beschwor in der Kammersitzung vom 16. März 1815 mit dem König. Hause die constitutionelle Charte. Am 24. März ging er von Lille aus wieder nach Twickenham, wohin ihm seine Familie vorausgegangen war. Nach seiner Rückkehr im Juli 1815 empfing ihn Ludwig XVIII. kalt und mißtrauisch, weil die liberalen Parteien im Laufe der Ereignisse den Herzog von Orléans als Thronfolger vorgeschlagen hatten. Auch mißfiel die Mäßigung, die er dem Volke anrieth und die er offen in der Pairskammer geltend machte. Er entfernte sich darum freiwillig und reiste 23. Oct. 1815 wieder nach Twickenham.

Erst Ende 1816 kehrte er zurück. Sein Hof wurde nun ein Sammelplatz freisinniger und wissenschaftlicher Männer, und allmählich erwuchs eine Stimmung für das Haus Orléans, welche dessen künftige Erhöhung vorbereitete. Nach der Thronbesteigung Karl's X. gestaltete sich das Verhältniß des Herzogs zum Hofe freundlicher. An den Ereignissen, welche der Revolution von 1830 vorangingen, nahm er in kluger Weise weder auf seiten des Hofs noch des Volks irgendeinen Antheil. Als 29. Juli auf dem Stadthause die Absetzung Karl's X. ausgesprochen worden, beschloß die Kammer auf Lafitte's Vorschlag am 30., dem Herzog von Orléans die Regentschaft als Generallieutenant des Reichs anzutragen. Der Herzog kam hierauf in der Nacht vom 30. zum 31. Juli von seinem Schlosse Neuilly nach Paris, nahm die Würde an und trat auf dem Stadthause, wo die republikanische Partei unter Lafayette ihren Sitz hatte, dem sog. Julioprogramm bei. Zugleich hatte auch Karl X. (s. d.) mit seiner und des Dauphins Abdankung den Herzog von Orléans zum Generallieutenant des Reichs ernannt. Nachdem er als Regent die Kammern 3. Aug. berufen, beschwor er hierauf 9. Aug. die reform. Charte und bestieg fest des Beschlusses und der Aufforderung der Kammer vom 7. Aug., der auch die Pairs beigetreten waren, als König der Franzosen den Thron. Während der König nach außen den Frieden mit Eifer zu erhalten strebte, suchte er sich inmitten des innern Parteigewirrs auf die Mittelklasse, deren Repräsentanten in der Kammer ihn auf den Thron berufen, zu stützen, die andern Parteien dagegen durch die Politik des sog. Juste-Milieu (s. d.) niederzuhalten. Doch konnte er die mit der Julirevolution erstarkten Ansprüche der großen demokratischen Partei durch seine Taktik nicht beseitigen. Vielmehr sah er sich sehr bald durch eine Reihe Verschwörungen und Attentate gegen sein Leben auf die Politik einer offenern Reaction hingedrängt.

Wiewol unter solchen Verhältnissen jede wahrhafte polit. Entwickelung unterblieb, nahm doch Frankreich während dieser Zeit einen unermeßlichen materiellen Aufschwung, und der Besitzstand des Julithrons schien sich schon darum zu consolidiren. Die äußere Politik des Königs in den ersten Wirren von 1840, noch mehr aber der durch einen unglücklichen Zufall erfolgte Tod des Thronerben des Herzogs von Orléans, gest. 13. Juli 1842), der die Nachfolge eines damals vierjährigen Kindes in Aussicht stellte, machten indessen seit dem Beginn der vierziger Jahre die Lage des Julithrons unsicherer als je. Dazu kam die gänzlich unfruchtbare, mit Hartnäckigkeit jede Reform zurückweisende Verwaltung des Ministeriums Guizot (seit 29. Oct.

1840). Es trat immer offener zu Tage, daß die Regierung, um die parlamentarische Majorität festzuhalten, die Wahlen durch jede Art von Concession und Bestechung leitete, die Kammer mit ergebenen Beamten füllte und durch das System der Käuflichkeit eine Art von Deputirten-Oligarchie schuf, der die allgemeinen Interessen der Nation preisgegeben waren. Außerdem offenbarte sich in einer Reihe skandalöser Processe eine unerhörte Corruption der Verwaltung selbst, die sogar bis in die Ministerien hinaufreichte. Die Niederlage der äußern Politik Ludwig Philipp's in Italien und in den schweiz. Wirren von 1847 verstärkte nur den Ruf aller Parteien nach einer gründlichen Reform des Wahlgesetzes und führte, als der König bei der Kammereröffnung vom 28. Dec. 1847 die Reformbewegung geradezu verdammte, zur Demonstration der sog. Reformbankete, gegen welche die Regierung mit Gewalt einzuschreiten suchte. Die demokratisch-socialistische Partei benutzte endlich die volle Vereinzelung des Hofs und der Regierung und begann 22. Febr. 1848 in den Straßen von Paris den Aufstand. Bereits am Mittag des 23. Febr. legte Guizot sein Ministerium nieder, ehe die feste Bildung eines neuen Cabinets gesichert war. Während am Hofe Rathlosigkeit herrschte, gewann der Aufstand rasch an Ausdehnung und Intensität, und weder der Befehl zum Einstellen des Feuers von seiten der Truppen am Morgen des 24. Febr., noch die einige Stunden später erfolgte Abdankung des Königs zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, noch endlich der muthvolle Versuch der zur Regentin ernannten Herzogin von Orléans, die Rechte ihres Sohnes in der Kammer zur Anerkennung zu bringen, waren im Stande, den Sturm zu beschwören. Ludwig Philipp verließ im Tumult um die Mittagszeit des 24. Febr. mit seiner Familie die Tuilerien und floh aus Paris. (S. Frankreich.) Er wandte sich der normann. Küste zu, wo er sich mit seiner Gemahlin unter mancherlei Gefahren mehrere Tage verbarg, und gelangte 3. März nach England. Hier nahm er unter dem Titel eines Grafen von Neuilly seinen Aufenthalt auf Claremont, einer Besitzung des Königs der Belgier unweit Windsor. Im Winter 1849 ging er nach Richmond, kehrte aber schon im März 1850 nach Claremont zurück, wo er, von anhaltender Schwäche befallen, am Morgen des 26. Aug. starb. Seine Ueberreste wurden 2. Sept. in der kath. Kapelle zu Weybridge beigesetzt und 9. Juni 1876 nebst den neun Leichen der übrigen Angehörigen der Familie Orléans durch den Grafen von Paris in die Begräbnißkapelle zu Dreux übergeführt. Ludwig Philipp besaß eine kräftige Constitution, große Klarheit und Schärfe sowie Festigkeit und Kühnheit des Geistes, reine Sitten, umfassende Bildung und reiche Erfahrung und war bis zum letzten Augenblicke ein strenger Haushalter und der beste Familienvater. Aus seiner Ehe mit Marie Amélie von Sicilien (gest. 24. März 1866 zu Claremont) ging eine zahlreiche Familie hervor. Repräsentant der Rechte seines Hauses ist sein Enkel, Prinz Ludwig Philipp Albert von Orléans, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838. (Ueber die einzelnen Glieder der Familie Ludwig Philipp's s. Orléans und die betreffenden Specialartikel.) Die große Zahl seiner Reden, Schriften u. s. w. wurde unter dem Titel «Discours, allocutions, réponses» (17 Bde., Par. 1833—47) zusammengestellt; auch erschien sein Tagebuch von 1815 «Mon journal, événements de 1815» (2 Bde., Par. 1848). Vgl. außer Blanc, Regnault, Nouvion und Guizot's Memoiren noch: Birch, «Ludwig Philipp, König der Franzosen» (3 Bde., Stuttg. 1841—44); Boudin, «Histoire de Louis Philippe I» (deutsch von Große, 2 Bde., Lpz. 1847—48); Douglas, «Life and times of Louis Philippe» (Lond. 1848); Montalivet, «Le roi Louis Philippe, etc.» (Par. 1851); Lemoine, «Abdication du roi Louis-Philippe, racontée par lui-même» (Par. 1851); Crétineau-Joly, «Histoire de Louis Philippe d'Orléans» (2 Bde., Par. 1862 fg.); Billault de Gerainville, «Histoire de Louis Philippe» (3 Bde., Par. 1870—76); Hillebrand, «Geschichte Frankreichs 1830—71» (Bd. 1, Gotha 1877).

Ludwig I. (Dom Luiz Filippe), seit 1861 König von Portugal und Algarbien, geb. 31. Oct. 1838 zu Lissabon als der zweite Sohn der Königin Maria II. da Gloria (s. d.) aus deren Ehe mit dem Könige Ferdinand (Herzog von Sachsen-Koburg-Kohary), erhielt gemeinsam mit seinem ältern Bruder, dem spätern Könige Dom Pedro II. (s. d.), eine sorgfältige Erziehung und trat alsdann in die Marine ein. Nach der Vermählung der Prinzessin Donna Antonia mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen im Sept. 1861 begleitete der Prinz L. (Herzog von Oporto) die Schwester nach Deutschland. Als bald darauf, 11. Nov. 1861, der König Dom Pedro starb, folgte ihm L. auf dem Throne. (S. Portugal.) Am 6. Oct. 1862 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria Pia (geb. 16. Oct. 1847), der zweiten Tochter des Königs Victor Emanuel von Italien. Aus dieser Ehe gingen hervor der Kronprinz Dom Carlos Fernando (Herzog von Braganza), geb. 28. Sept. 1863, und der Infant Dom Alfonso (Herzog von Oporto), geb. 31. Juli 1865.

Digitized by Google

Ludwig I. (Karl August), König von Baiern 1825—48, der erstgeborene Sohn und Nachfolger des Königs Maximilian Joseph aus dessen erster Ehe mit Marie Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, wurde 25. Aug. 1786 zu Straßburg geboren, besuchte die Universitäten zu Landshut und Göttingen, machte dann den Krieg gegen Oesterreich und in Tirol mit und vermählte sich 1810 mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen. Als Kronprinz lebte er abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg und widmete sich mit Ernst den Wissenschaften und Künsten. Sparsam in seinem Privatleben, konnte er schon zu jener Zeit beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und die Erbauung eines prachtvollen Museums (der Glyptothek) zur Aufnahme der Meisterwerke der Sculptur verwenden. Nachdem er 13. Oct. 1825 den Thron bestiegen, traten einige auf Ersparniß gerichtete Reformen im Staatshaushalte ein. Bei seiner Liebe für Wissenschaften und Künste, besonders für Plastik, Malerei und Baukunst, nahmen dieselben, namentlich die letztern, einen bedeutenden Aufschwung. König L. zog ausgezeichnete Gelehrte und Künstler in seine Nähe, verlegte die Universität von Landshut nach München, reorganisirte die Akademie der Künste und ließ die prachtvollsten Bauten ausführen, unter denen das Odeon, der königl. Palast, der Wittelsbacher Palast, die Basilika, die Allerheiligen-, die Ludwigskirche, die Ruhmeshalle, die Feldherrnhalle, das Siegesthor, die Bibliothek, das Universitätsgebäude, die neue Pinakothek in München (s. d.), die Walhalla (s. d.) bei Regensburg, die Villa bei Edenkoben, die Verschönerungen der Dome in Bamberg, Regensburg und Speier u. s. w. besonders hervorzuheben sind. Außer der Förderung, die er allen Zweigen der Kunst gewährte, ward er zugleich der Schöpfer des Ludwigskanals (s. d.) und der Gründer der Stadt Ludwigshafen (s. d.). Auch als Dichter trat er auf. Seine «Gedichte» (Münch. 1829; 3. Aufl., 4 Bde., 1839) wie seine Prosa («Walhalla's Genossen», Münch. 1843) tragen das Gepräge einer eigenthümlichen Originalität der Form. War diese Seite von L.'s Regierung glänzend, so trat dagegen in den dreißiger Jahren eine starke Reaction in kirchlicher und polit. Richtung ein. Die Herstellung zahlreicher Klöster, die Begünstigung des ultramontanen Einflusses, die Unduldsamkeit gegen Nichtkatholiken, das rührige Treiben der Priesterpartei gingen zusammen mit der Unterdrückung des freiern polit. Geistes und dem Misachten des Constitutionalismus. Zwar fiel im Anfang 1847 die ultramontane Partei; aber die Ursache hiervon, der Conflict des Ministeriums mit der span. Tänzerin Lola Montez (s. d.), ließ keine Freude hierüber aufkommen. So kam es schon im Febr. 1848 in München zu unruhigen Auftritten, denen Lola Montez weichen mußte. Wenige Wochen nachher ward dann auch Baiern von der Bewegung ergriffen, die ganz Deutschland mit sich fortriß. Nur mit Widerstreben entschloß sich L. zu den begehrten Concessionen und zog es vor, 20. März 1848 die Regierung in die Hände seines ältesten Sohnes Maximilian II. niederzulegen. Seitdem lebte er als Privatmann, mit seinen künstlerischen Neigungen beschäftigt und im Lande einer großen Popularität sich erfreuend. Er starb 29. Febr. 1868 in Nizza; sein Leichnam wurde in der Basilika zu München beigesetzt. Vgl. Sepp, «L. Augustus, König von Baiern» (Schaffh. 1869); Heigel, «L. I., König von Baiern» (Lpz. 1872). Aus seiner Ehe mit der Königin Therese, die 26. Oct. 1854 starb, entsprangen vier Töchter und vier Söhne: 1) sein Nachfolger König Maximilian II. (s. d.), der 10. März 1864 starb; 2) Otto (s. d.), König von Griechenland, gest. 1867; 3) Luitpold, geb. 12. März 1821, bair. Feldzeugmeister, vermählt 1844 mit der Erzherzogin Auguste (gest. 1864), der Tochter Leopold's von Toscana; 4) Adalbert, geb. 19. Juli 1828, bair. Generallieutenant, vermählt 1856 mit Amalie, Tochter des span. Infanten Franz de Paula, gest. 1875.

Ludwig II. (Otto Friedrich Wilhelm), seit 10. März 1864 König von Baiern, geb. 25. Aug. 1845 zu Nymphenburg, der Sohn des Königs Maximilian II. (s. d.) und der Königin Maria, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, wurde, 18 J. alt, 10. März 1864 durch den schnell erfolgten Tod seines Vaters auf den Thron berufen, bevor er körperlich und geistig die nöthige Reife erlangt hatte. In der Politik und dem Geschäftsgange trat damit keine Aenderung ein. Der Minister von Schrenk blieb am Staatsruder, und als später von der Pfordten ihn ablöste, war dies kein Wechsel des Systems, sondern nur der Person. L. hielt sich meist in der Einsamkeit auf, in Hohenschwangau, auf Lindenhof und auf Schloß Berg am Starnbergersee, beschäftigt mit Lektüre und mit der Musik Richard Wagner's, der nach München berufen wurde. In seinen polit. Neigungen bewies er sich freisinnig, war aber dabei eifersüchtig auf seine königl. Würde und Souveränetät. Für die Politik, welche Baiern 1866 im Conflicte zwischen Oesterreich und Preußen befolgte und mit den Waffen vertrat, und die in dem für das Land ungünstigen bair.-preuß. Friedensvertrage vom 22. Aug. 1866 ihren Abschluß fand, ist

Digitized by Google

L. persönlich kaum verantwortlich zu machen. Niemals hat er sich von da an der Entwickelung des deutschen Verfassungswesens feindlich in den Weg gestellt. Von den ultramontanen Fanatikern hat sich keiner einer königl. Gunstbezeigung rühmen können. Dagegen zeichnete er den berühmten Kirchenhistoriker Stiftspropst von Döllinger, den Gegner der Unfehlbarkeitslehre, bei vielen Gelegenheiten aus. Trotzdem daß die Abgeordnetenwahlen von 1869 und von 1875 den Ultramontanen eine, wenn auch kleine, Mehrheit sicherten, ließ er sich doch nicht zu der Berufung eines feudal-ultramontanen Ministeriums bewegen. Er willigte zwar in die Entlassung des Ministers Hohenlohe, nahm aber die Adresse der Reichsrathskammer nicht an und ließ sich die der Abgeordnetenkammer nicht durch eine Deputation übergeben, sondern zusenden. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 stellte er sich von Anfang an mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität auf die Seite Deutschlands und ergriff, ohne auf das Votum der Kammer zu warten, die Initiative für Baiern, wol auch für Würtemberg. Er erließ 16. Juli den Mobilisirungsbefehl, wonach die beiden Armeecorps und 16 Bataillone Landwehr auf den Kriegsfuß gesetzt wurden. Die Versailler Verträge, infolge deren auch Baiern in das neue Deutsche Reich eintrat, erhielten die königl. Genehmigung. Wenige Tage darauf, 30. Nov. 1870, richtete L. an alle deutschen Fürsten und an die Senate der drei Freien Städte ein Schreiben mit der Aufforderung, dem König von Preußen als dem Bundespräsidenten den Titel eines Deutschen Kaisers anzutragen. Nach Zustimmung sämmtlicher Regierungen ließ er im Namen derselben durch den im Hauptquartier befindlichen bair. Prinzen Luitpold dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbieten. Nach dem Kriege traten die kirchlichen Fragen wieder in den Vordergrund. König L. blieb seinem Princip getreu. Die Adresse der klerikalen Kammermehrheit von 1875, welche von ihm die Einsetzung eines Ministeriums aus ihrer Partei verlangte, nahm er weder aus der Hand einer Deputation noch durch Zusendung entgegen und genehmigte das Entlassungsgesuch des Ministeriums nicht.

Ludwig I., Großherzog von Hessen 1790—1830, geb. 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Ukermark, wo damals sein Vater, der nachmalige Landgraf Ludwig IX., als preuß. Generalmajor in Garnison stand, wurde hauptsächlich unter der Aufsicht seiner vortrefflichen Mutter, der von den großen Geistern jener Zeit «die große Landgräfin» genannten, Henriette Karoline, geborene Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, erzogen. Er besuchte 1769 die Universität zu Leiden, machte hierauf unter der Führung des Baron von Grimm, eines Freundes Diderot's, Reisen nach England und Frankreich, trat dann 1773 in russ. Dienste, in welchen er den türk. Feldzug mitmachte, verließ dieselben aber schon bald. Er lebte dann in Zurückgezogenheit, bis ihn der Tod seines Vaters 4. April 1790 unter dem Namen Ludwig X. zur Regierung berief. (S. Hessen-Darmstadt.) Er starb 6. April 1830. L. war freisinnig und hochherzig in seinen Ansichten. Auch hatte das Großherzogthum bis zum Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse von 1819 volle Preßfreiheit und selbst nachher eine gelinde Censur. Er war religiös und zugleich tolerant, Freund und eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft. Ihm verdankt Darmstadt seine Hofbibliothek und sein Museum, welche beide er ganz aus seinen Privatmitteln schuf, sowie die Gründung des Hoftheaters.

Ludwig II., Großherzog von Hessen 1830—48, Sohn des Vorigen, geb. 26. Dec. 1777 zu Darmstadt, machte seine Studien zu Leipzig unter Leitung des nachherigen Geheimraths von Petersen und vermählte sich 1804 mit Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Bis zu seinem Regierungsantritte (6. April 1830) nahm er an den Regierungsgeschäften wenig Antheil. Doch trat er nach Einführung der Verfassung in die Erste Kammer ein, und war seit 1823 Mitglied des Staatsraths. Nach seinem Regierungsantritte kam er mit den Ständen in Conflict, weil diese seine Privatschulden nicht auf die Staatskasse übernehmen wollten. Als sich die Nachwirkungen der franz. Julirevolution auch in Hessen geltend machten, ging die Regierung des persönlich wohlwollenden Großherzogs in eine polit. Reaction über, welche im Lande Unzufriedenheit erregte. (S. Hessen-Darmstadt.) Im Beginn der Märzbewegung von 1848 nahm der Großherzog, seit lange schon körperlich leidend, seinen ältesten Sohn zum Mitregenten an, starb aber schon bald darauf 16. Juni 1848.

Ludwig III., Großherzog von Hessen 1848—77, Sohn des Vorigen, geb. 9. Juni 1806, machte seine Studien unter Führung des Baron von Senarclens-Grancy und des als Geheimrath und Director der Hofbibliothek zu Darmstadt gestorbenen Dr. Föder in Leipzig. Nach vollendeten Studienreisen in Deutschland, Italien und Frankreich trat er in das hess. Militär, wo er zuletzt die Stelle eines Inspecteurs der Infanterie bekleidete. Er vermählte sich 1833 mit der Prinzessin Mathilde von Baiern, Tochter des Königs Ludwig's I. Thätigern Antheil

Digitized by Google

an der Regierung nahm er erst, als er infolge der polit. Bewegung durch Edict vom 5. Mär 1848 von seinem Vater, der schon 16. Juni starb, zum Mitregenten ernannt worden war. (S. Hessen-Darmstadt.) Seine Gemahlin verlor er 1862 und vermählte sich dann noch einmal 1868 in morganatischer Ehe mit Magdalene, Freiin von Hochstädten. Er starb 13. Jun 1877 im Fürstenlager zu Seeheim unweit Jugenheim in der Bergstraße.

Ludwig IV., Großherzog von Hessen seit 13. Juni 1877, geb. 12. Sept. 1837, Sohn des seinem ältern Bruder, dem Großherzog Ludwig III., um kaum zwei Monate im Tode vorausgegangenen Prinzen Karl von Hessen und dessen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, Oheims des Kaisers Wilhelm. Er erhielt seine Erziehung und den Unterricht gemeinsam mit seinem 1838 geborenen Bruder Heinrich unter Führung des nachmaligen Generals von Grolman und des spätern Oberschulraths Becker den Absichten seiner Aeltern entsprechend. In seinem 16. Jahre trat er in das hess. Militär ein, und besuchte, als er das 18. Lebensjahr erreicht hatte, die Universitäten Gießen, Göttingen und Bonn, um staatswissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Nach zweijährigen Studien nahm er seine militärische Laufbahn wieder auf. Am 1. Juli 1862 vermählte er sich mit der Prinzessin Alice (geb. 25. April 1843), der Tochter der Königin Victoria von Großbritannien. Im Deutschen Kriege von 1866 nahm er als Commandeur der 2. hess. Infanteriebrigade theil, und übernahm nach dem Friedensschlusse und Abschlusse der Militärconvention mit Preußen das Commando der hess. Division. Seit dieser Zeit trat er mehr in dem öffentlichen Leben hervor. An der Spitze dieser Division nahm er an dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 theil.

Ludwig, König der Niederlande 1806—10, s. Bonaparte (Ludwig, Graf von Saint-Leu).

Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen 1056—1123, Sohn Ludwig's des Bärtigen, ist aus den mittelalterlichen Ueberlieferungen durch seine merkwürdigen Erlebnisse bekannt. Es hatte sich, so wird berichtet, die Pfalzgräfin Adelheid, die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, in den ritterlichen und tapfern Landgrafen verliebt, und diese Neigung blieb nicht unerwidert. Um sich des lästigen Gemahls zu entledigen, veranlaßte die Pfalzgräfin den Geliebten, mit ihrem Manne auf der Jagd Streit zu suchen, und bei diesem Anlaß fand der Pfalzgraf den Tod. L. heirathete nun Adelheid; aber die Rache der Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen bewirkte, daß der Kaiser die Blutschuld strafte und den Landgrafen auf dem Schlosse Giebichenstein bei Halle gefangen setzte. Von hier aus erlangte L. durch einen kühnen Sprung in die Saale seine Freiheit, ward zwar wieder gefangen, aber später losgelassen und sühnte seine That durch fromme Stiftungen. Er ward der Gründer der Klöster Sangerhausen, Weißenburg und Reinhardsbrunn und trat in das letztgenannte selbst als Mönch ein. Dort starb er 1123. So die alte Ueberlieferung, welche nur in ihrem ersten Theile auf Thatsachen beruht. Aus der Fabel von dem rettenden Sprunge scheint allein der erst spät vorkommende Beiname entstanden zu sein, welchen man dann wieder ohne Grund in einen Salier, Salicus, umgedeutet hat. Als Landgraf nahm L. eine nicht unbedeutende Stellung ein, war in die thüring. Fehden unter Heinrich IV. verflochten, stand in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst meist auf der Seite des erstern und ließ sich erst unter Heinrich V. zur sächs. Partei hinüberziehen. Auch ist er der Erbauer der Wartburg (s. d.).

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden, einer der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit, der Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian und der Prinzessin Luise Christiane von Carignan und der Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden-Baden, wurde in Paris 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß. Auch als der Herzog von Lothringen an Montecuculi's Stelle getreten war, behielt er unter diesem ein Commando. Nach dem Frieden von Nimwegen kehrte er 1678 nach Baden zurück und übernahm, da sein Vater bereits 1669 verstorben, an seines 1677 verstorbenen Großvaters Stelle die Regierung. Als 1683 der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, und als die Stadt durch den Herzog von Lothringen und durch den König von Polen, Sobieski, entsetzt war, errang er mehrfache Vortheile über die geschlagenen Türken. Er erhielt hierauf den Oberbefehl an der Donau und schlug die Türken 24. Sept. 1689 bei Nissa und 19. Aug. 1691 bei Salankemen. Im J. 1693 wurde ihm der Oberbefehl über die Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übertragen; er nahm Heidelberg wieder und ging sodann nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Nach Eröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1694 fiel er in das Elsaß ein, wo er die Wachsamkeit des Herzogs von Lorges täuschte.

Digitized by Google

Im Spanischen Erbfolgekriege befehligte er die kaiserl. und Reichsarmee und eroberte 1702 ungeachtet des tapfern Widerstandes Landau. Sein Talent in der Befestigungskunst bewährte er durch die Anlegung der berühmten Linien, die sich von dem Schwarzwalde bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Er starb zu Rastatt 4. Jan. 1707.

Ludwig (Jos. Ant.), Erzherzog von Oesterreich, jüngster Bruder des Kaisers Franz I., geb. zu Florenz 13. Dec. 1784, widmete sich frühzeitig dem Militärdienste und stand schon in dem Feldzuge von 1809 an der Spitze eines österr. Truppencorps, mit welchem er aber in der Schlacht bei Abensberg 20. April von Napoleon geschlagen wurde. Als er hierauf das Commando verlor, wendete er sich mit Eifer dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften zu und machte zur Erweiterung seiner Kenntnisse Reisen durch England und einen großen Theil des Continents. Nach dem Tode des Feldzeugmeisters Colloredo-Mansfeld wurde er 1822 zum Generaldirector der Artillerie ernannt. Nach der Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Ferdinand I., war L. 1835 Chef der aus dem Erzherzog Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten Geheimen Staatsconferenz. In dieser Stellung bewies sich der Erzherzog als zäher Vertreter des Stabilitätssystems. Gegen ihn, der mit dem Fürsten Metternich als der einflußreichste Träger der alten Politik galt, wandte sich deshalb auch hauptsächlich die Erhebung in den Märztagen von 1848. Seit diesem Jahre lebte er in Zurückgezogenheit und starb 21. Dec. 1864 zu Wien.

Ludwig (Friedr. Christian), gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Prinz von Preußen, wurde 18. Nov. 1772 geboren als der Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's d. Gr. Bei vortrefflicher Ausbildung seines Geistes durch franz. Erzieher und Lehrer vernachlässigte man ganz die Bildung seines Charakters. Er lebte sehr excentrisch und bewegte sich viel in Künstlerkreisen. Für den Krieg entflammt, folgte er 1792 dem Heere an den Rhein, wo ihn sein Ungestüm wiederholt in Gefahr brachte. Vor Mainz erstürmte er an der Spitze seines Regiments die Verschanzungen bei Zahlbach, wofür er zum Generalmajor befördert wurde. Nach dem Frieden von 1795 zum Generallieutenant ernannt, beschäftigte er sich wieder daheim mit der Kunst, namentlich mit Musik, lag aber auch galanten Abenteuern ob. Bei seiner entschiedenen Abneigung gegen Frankreich konnte es nicht fehlen, daß die kriegerisch gesinnte Partei 1806 ihn zu ihrem Wortführer wählte, und daß der Prinz, gestützt auf dieselbe, nicht ohne Einfluß auf die Kriegserklärung blieb. Er erhielt 1806 den Befehl über die 8000 Mann starke Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps, mit welcher er vorsichtig über den Thüringerwald vorrücken, jedoch jedes Gefecht vermeiden sollte. Als ihm jedoch ein zweimal überlegener Feind 10. Oct. bei Saalfeld entgegenrückte, nahm er, statt sich zurückzuziehen, den Kampf an, der mit der fast gänzlichen Vernichtung seines Corps endete. Er fiel nach tapferer Gegenwehr im Handgemenge. Ein Denkmal wurde ihm 10. Oct. 1823 durch seine Schwester, die Fürstin Radziwill, auf dem Kampfplatze bei dem kleinen Orte Wölsdorf errichtet. Vgl. Fanny Lewald, «Prinz L. Ferdinand» (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1859)..

Ludwig (Karl Friedr. Wilh.), einer der namhaftesten deutschen Physiologen, geb. 29. Dec. 1816 zu Witzenhausen im Hessischen, besuchte das Gymnasium in Hanau und widmete sich dann zu Marburg und Erlangen medic. Studien. Im J. 1842 habilitirte er sich als Privatdocent zu Marburg, wo er zugleich auch Prosector wurde und 1846 die außerord. Professur für vergleichende Anatomie erhielt. Im J. 1849 folgte L. einem Rufe als ord. Professor der Physiologie und Anatomie nach Zürich, doch verließ er bereits 1855 diese Universität, um die Professur für Physiologie und physiol. Physik am Josephinum in Wien zu übernehmen. Von Wien siedelte er Ostern 1865 nach Leipzig über, wo er seitdem als ord. Professor der Physiologie mit bestem Erfolge wirkt. L.'s zahlreiche anatom.-physiol. Untersuchungen sind ausgezeichnet durch Originalität der Gedanken und eine streng folgerechte Durchführung derselben. Einige seiner Arbeiten haben epochemachend gewirkt. So wies unter anderm L. den Einfluß der Nerven auf die Speichelsecretion nach. Er faßte ferner die Harnsecretion als eine Filtration von Blutflüssigkeit in den Nieren auf und suchte dies durch viele Beobachtungen zu erweisen. L.'s Untersuchungen über die Blutgase, die Herzbewegung und über die Lymphwege und die Lymphbildung haben ebenfalls sehr anregend gewirkt. Sein Hauptwerk ist das «Lehrbuch der Physiologie des Menschen» (2 Bde., Heidelb. 1852—56; 2. Aufl., 2 Bde., 1857—61). Zahlreiche Arbeiten von ihm sind in medic. Fachzeitschriften und in den seit 1866 jährlich erscheinenden «Arbeiten aus der physiol. Anstalt zu Leipzig» enthalten.

Ludwig (Otto), namhafter deutscher Dichter, geb. 11. Febr. 1813 zu Eisfeld im Meiningischen, zeigte frühzeitig Neigung für Musik und erhielt durch den Herzog von Meiningen die

Digitized by Google

Mittel, um sich in Leipzig unter Mendelssohn-Bartholdy künstlerisch zu bilden. Krank- Zufälle machten ihm jedoch die Ausübung der musikalischen Kunst unmöglich, sodaß e genöthigt sah, der Tonkunst zu entsagen. L. widmete sich hierauf erst in seiner Heimat, zu Meißen, seit 1855 zu Dresden, wo er sich häuslich niederließ, poetischen Arbeiten und gehenden ästhetischen Studien, besonders über Shakspeare. Nach einem fast lebenslängl Siechthum starb er 25. Febr. 1865 zu Dresden. Seinen Ruf als Dichter begründete L. den beiden Trauerspielen «Der Erbförster» (Lpz. 1853) und «Die Makkabäer» (Lpz. 185 die namentlich auf dem wiener Hofburgtheater vielen Beifall fanden und sich auf dem Rep erhielten. Hierzu kamen in den folgenden Jahren die Erzählungen «Zwischen Himm Erde» (Frankf. 1856; 4. Aufl., Berl. 1874) und «Thüringer Naturen», von denen jedoch der erste Theil, «Die Heiterethei und ihr Widerspiel» (Frankf. 1857; 3. Aufl., Berl. 1874), thüringer Dorfgeschichte, erschien. Nach L.'s Tode gab Heydrich seine «Shakespeare-Stu (Lpz. 1871) und seinen Nachlaß (Bd. 1, «Skizzen und Fragmente», Lpz. 1873) heraus. «Gesammelte Werke» erschienen in vier Bänden (Berl. 1870). Als Dramatiker gehört L Richtung Hebbel's an. Er neigt zum Großen und Wilden und hat namentlich im «Erbför ein Familiengemälde geschaffen, in welchem das Behagen der Iffland'schen Idylle einer gr und erschütternden Tragik weicht. Die Charakteristik in beiden Dramen ist markig und mit Hinneigung zum Paradoxen, die Sprache von kräftiger, oft grandioser Bildlichkeit, ohne Anmuth und Schönheit. Von seinen Erzählungen bekundet «Zwischen Himmel und Er zwar eine große Gewalt der Phantasie und erhält den Leser in einer fortwährenden, fa heimlichen Spannung; allein sie zeigt auch die Vorliebe des Dichters für das Gesuchte Abnorme. Vgl. Gottschall, «Porträts und Studien» (Bd. 5, Lpz. 1876).

Ludwigsburg, die zweite Residenz des Königreichs Würtemberg, im Neckarkreise, 14 Kil von Stuttgart, an der Würtembergischen Staatsbahn, ist Sitz der Kreisregierung, der Gen superintendenz, eines Oberamts, eines Oberamtsgerichts und eines Kameralamts, hat gera Straßen, sieben öffentliche Plätze, acht Thore, drei Kirchen, ein Lyceum, eine Realanstalt, gewerbliche Fortbildungsschule, eine gute Privaterziehungsanstalt, eine höhere Töchterscha eine Erziehungsanstalt für arme verlassene Kinder (die Karlshöhe, früher Mathildenstift, verbunden mit einer Diakonenanstalt), eine Kinderanstalt, eine Augenklinik und ein großes Zuchthaus. Das prachtvolle, aber unbewohnte königl. Schloß enthält 400 Zimmer, eine Familiengalerie mit den Bildern aller würtemb. Regenten nebst einem großen Theile ihrer Gemahlinnen, einen Ritter- oder Ordenssaal, eine Ordenskapelle, eine Gemäldegalerie, ein Theater, den ehemaligen Festinsaal und die fürstl. Gruft. Das Schloß ist umgeben von reizenden Gartenanlagen, in denen sich die künstlichen Ruinen der Emichsburg befinden. Die Kastanien- und Lindenalleen sind eine Hauptzierde der Stadt. Auf dem Friedhof erinnert ein schönes Kriegerdenkmal an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71. Die 14,709 E. (1875) unterhalten Tuch-, Goldrahmen-, Uhren-, Corset-, Blechwaaren-, Drahtwaaren-, Cichorien-, Orgel- und Pianofortefabriken, Webereien und Bierbrauereien. L. wurde 1706 von Herzog Eberhard Ludwig erbaut und ist der Geburtsort von David Strauß, Ed. Mörike, Justinus Kerner und Fr. Vischer. In den Umgebungen sind die Lustschlösser Monrepos an einem künstlichen See mit Gartenanlagen und drei Inseln, das Favoritenschloß an der Straße nach Marbach mit großem Park und die Solitude mit schönem, 1763 angelegten Schloß, und Hohenasperg (s. d.). Vgl. Heule, «Würtemb. Lustschlösser» (Bd. 1, Würzb. 1846).

Ludwigshafen, Stadt im bair. Regierungsbezirk Rheinpfalz, am linken Ufer des Rh Manheim gegenüber und mit diesem durch eine Eisenbahnbrücke und eine Dampffähre verbunden, an der Pfälzischen Ludwigsbahn, war früher unter dem Namen Rheinschanze der Brückenkopf der ehemaligen Festung Manheim, bis König Ludwig I. im April 1843 dem Or den Namen L. ertheilte, der 1859 zur Stadt erhoben wurde. Dieselbe zählte 1864 erst 3911 dagegen 1875 schon 12,093 E., ist Sitz eines Landgerichts, eines Hauptzollamts, der Direction der Pfälzischen Eisenbahnen, der Direction der Bairischen Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft, einer Filiale der königl. Bank in Nürnberg, und einer solchen der Hypothek- und Wechselbank in München und hat eine schöne kath. Kirche von Hübsch und eine protestantische von Veit. Ein schönes Gebäude ist auch das Directionsgebäude der Pfälzischen Eisenbahn von Neureuther. L. ist der bedeutendste Handelsplatz der Pfalz und hat Fabriken für Anilin, Soda, Schwefelsäure, Alaun, Dünger, Leim, Kunstwolle, pharmaceutische Präparate, Oel, Weinstein, Waggons, Malz u. s. w., sowie ein Dampfsägewerk und eine Actienbrauerei. Hier fand 15. Juni 1849 ein Gefecht zwischen Preußen und Badensern statt.

Digitized by Google

Ludwigskanal heißt der Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Rhein. Schon Karl . Gr. hatte die Idee, den Main durch die Altmühl mit der Donau zu verbinden, aber erst önig Ludwig I. von Baiern verwirklichte dieselbe 1836—45 nach dem Entwurf des Oberauraths von Pechmann. Der Kanal nimmt seinen Anfang bei Kelheim an der Donau, führt us der schiffbar gemachten Altmühl aufwärts bis Dietfurt, dann gegen Norden über Nürnerg und längs der Regnitz nach Bamberg, von wo die Schiffahrt in den Main geht. Er ereicht seinen höchsten Punkt, 179,23 Mt. über dem Mainspiegel und 59,73 Mt. über dem Donauspiegel, bei Kieblingshof. Auf seiner Länge von 178 Kilom. zählt der Kanal 100 Kammerchleusen, deren jede 45,33 Mt. lang und 4,64 Mt. breit ist und auf 33 Mt. ein Zwischenthor at, da die ganze Länge nur für die Bauholzschiffe benutzt werden soll. Der Kanal durchschneidet ie Nürnberg-Fürther Eisenbahn und wird durch eine 43,8 Mt. lange Brücke über die Pegnitz eleitet. Gegen Anschwellungen der Wassermasse ist er durch 100 Durchlässe geschützt; 12 Brücken führen ihn über Flüsse und Bäche. Die großen Hoffnungen, die man auf diesen anal setzte, haben sich jedoch nicht erfüllt; im Budget für 1876 wurden die Einnahmen vom . auf 180,833, die Kosten desselben aber auf 328,420 Mark berechnet.

Ludwigslied, eins der wichtigsten und poetisch werthvollsten Gedichte aus der althochdeutschen Zeit, eine Verherrlichung des Siegs, den der westfränk. König Ludwig III., ein Sohn Ludwig's des Stammler's, bei Saucourt in der Picardie 3. Aug. 881 über die Normannen erfocht. Wiewol in volksmäßigem Tone gedichtet, war doch der Verfasser jedenfalls ein Geistlicher, ob der gelehrte Hucbald in St.-Amand, ist ungewiß. Herausgegeben wurde das Gedicht zuerst von Schilter (Straßb. 1696) in sehr verderbtem Text nach einer Abschrift, die Mabillon von der Handschrift genommen hatte. Diese galt lange für verloren, bis Hoffmann von Fallersleben sie zu Valenciennes wieder auffand und aus ihr das Gedicht in den von ihm und Willems herausgegebenen «Monumenta Elnonensia» (Gent 1837) in treuem Abdruck bekannt machte, aus dem sich auch ergibt, daß es nicht durchgehends aus Strophen von vier Zeilen besteht, sondern daß sich neben diesen auch Strophen von sechs Zeilen finden. Dieser Umstand macht aber das Lied noch zu keinem Leich (s. d.), denn da die Handschrift nicht erste Aufzeichnung ist, so können leicht einige Zeilen ausgefallen sein. Das L. ist in den altdeutschen Lesebüchern von Wackernagel, Schade, Kurz u. s. w. abgedruckt, ebenso in Müllenhoff's und Scherer's «Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1864; 2. Aufl. 1873).

Ludwigslust, freundliche Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 35 Kilom. südlich von Schwerin, an der Berlin-Hamburger Eisenbahn und dem von der Elde abgeleiteten Ludwigsluster Kanal, zählt (1875) 6005 E., hat schnurgerade Straßen, meist massive Häuser, mehrere Fabriken, eine Real-, eine Orts- und vier Privatschulen, ein Taubstummeninstitut und ist die zweite oder Sommerresidenz des Großherzogs. Herzog Ludwig II. (1746—56) legte den Ort an Stelle des Dörfchens Kleinow an, der 1756 zur Residenz und 1792 zum Marktflecken mit besonderer Gerichtsbarkeit erklärt wurde. Am 1. Juli 1876 wurde L. zur Stadt erhoben. Der Glanzpunkt von L. ist das 1772—79 in edelm Stil erbaute Residenzschloß mit reizenden Garten- und Parkanlagen und einer von dem Kanal gebildeten Cascade von 2—3 Mt. breiten Doppelfällen. Der Palast bildet ein längliches Viereck von 80 Mt. Länge, ist ganz mit pirnaer Sandstein verkleidet, mit einer Gemäldegalerie, Sammlungen von slaw. Alterthümern u. s. w. ausgestattet. Der Schloßgarten enthält viele Kiosks, künstliche Ruinen, ein Schweizerhaus, zwei Mausoleen, das kolossale Denkmal des Herzogs Friedrich u. s. w. Außerdem sind bemerkenswerth das Prinzenpalais und der sog. Prinzengarten mit der Begräbnißkapelle des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig und seiner ersten Gemahlin, der Großfürstin Helena Karlowna (gest. 1803), die luth. Hofkirche in Form eines griech. Tempels, mit dem großen Granitsarkophag des Herzogs Friedrich und einem Riesenaltarblatt, die großherzogl. Villa Gustava in einem großen Garten, und das Stift Bethlehem.

Lueg, Paß, eine 9 Kilom. lange Schlucht zwischen den steilen Wänden des Tännengebirgs und des Hagengebirgs eingezwängt, liegt 518 Mt. über dem Meere im österr. Herzogthum Salzburg, 16 Kilom. südlich von Hallein. Der Engpaß, von der Salzach durchgebrochen, ist an mehrern Stellen so eng, daß er nur für den Fluß Raum bietet und die Straße, welche durch die Schlucht von Golling nach Werfen führt, theils in den Felsen eingehauen, theils von Balken getragen über dem Flusse angelegt werden mußte. Am nördl. Eingange liegt in der östl. Felswand das kleine Höhlenfort Kroatenloch, so genannt, weil es 1742 von Kroaten besetzt war. Der Paß wurde 1809 lange von wenigen Tirolern unter Pater Haspinger gegen eine bedeutende franz. und bair. Uebermacht mit Erfolg vertheidigt. Nördlich von der Schlucht

liegen die «Oefen» der Salzach, Felsblöcke, von einem alten Bergsturz herrührend, durch welche sich die Salzach 2 Kilom. lang ihren Weg gebahnt hat.

Lufft (Hans), berühmter Buchdrucker und Buchhändler zu Wittenberg, geb. 1495, war ein wandernder Buchdruckergeselle, der von dem Prior des Augustinerklosters, Eberhard Brisger, bald hierhin, bald dorthin geschickt worden war, um kleinere Drucke auszuführen, begründete 1525 eine eigene Officin; dieselbe erhielt aber erst Bedeutung, als Luther ihm 1534 den Druck seiner deutschen Bibelübersetzung anvertraut hatte, welches Werk er schon 1541, 1545 und 1546 in schnell aufeinanderfolgenden Auflagen wiederholen mußte. Man nannte ihn deshalb vorzugsweise den «Bibeldrucker». Auch den Druck der Haus- und Kirchenpostille und anderer seiner Schriften übertrug ihm Luther, wodurch sich sein Geschäft zu einer ungewöhnlichen Höhe hob und ihm ein großes Vermögen und Ansehen verschaffte. Er bekleidete seit 1550 an das Amt eines Rathsherrn und von 1563 an das des Bürgermeisters. Er starb 1584. Sein Leben hat G. G. Zeltner (Altdorf 1727) beschrieben.

Luft heißt im allgemeinen jeder elastisch-flüssige oder gasförmige Körper, daher man auch von Luftarten spricht. Im engern und gewöhnlichern Sinne versteht man darunter nur das aus 79 Volumen oder 77 Gewichtstheilen Stickstoff, 21 Volumen oder 23 Gewichtstheilen Sauerstoff bestehende Gasgemenge, welches die Atmosphäre der Erde bildet. In sehr wechselnden Verhältnissen enthält die atmosphärische L. noch Wasserdunst (im Mittel 0,8 Proc.), Kohlensäure (Durchschnitt 0,05 Proc.), Ammoniak (0,0002 Proc.) nebst Spuren anderer unorganischer und organischer Stoffe. (S. Atmosphäre und Gas.)

Luftballon oder Aëroſtat (griech.). Da die Luft dem Wasser in Hinsicht der leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen gleicht und auch wie dieses schwer ist, so muß ein in der Luft befindlicher Körper sich ähnlich wie ein in Wasser untergetauchter verhalten. Dieser Körper muß also stets ebenso viel an seinem Gewichte verlieren, als die von ihm verdrängte Luftmasse wiegt. Er muß ferner, falls er weniger wiegt als die von ihm verdrängte Luft, in der Luft aufwärts steigen, und zwar mit einer Kraft, welche dem Unterschiede zwischen dem Gewicht der verdrängten Luftmasse und seinem eigenen entspricht. Die Papierfabrikanten Gebrüder Stephan und Joseph Montgolfier (s. d.) zu Annonay in Frankreich stellten 1782 zum ersten mal eine vollkommenere Vorrichtung (Ballon) her, welche leichter als die von ihr verdrängte Luft war. Sie füllten nämlich einen großen, aus Papier verfertigten Ballon mit erhitzter Luft, welche wegen ihrer größern Ausdehnung leichter als die kalte ist. Charles in Paris benutzte bald darauf (1783) das Wasserstoffgas, das ungefähr 14mal leichter ist als die atmosphärische Luft, um einen L. damit zu füllen. Später hat man nach Green's Vorgang (1836) in Städten, wo Gasbeleuchtung eingeführt, des billigern Preises und der leichtern Beschaffung wegen meistens das Leuchtgas, welches ebenfalls specifisch leichter als die atmosphärische Luft ist, zur Füllung der L. angewendet. Da ein Ballon erst steigt, wenn seine Hülle und sein Inhalt zusammen weniger wiegen als die verdrängte Luft, so muß ein solcher, der mit einer gewissen Kraft aufsteigen soll, um so größer gemacht werden, je schwerer das Zeug seiner Hülle und je weniger leicht das zu seiner Füllung verwandte Gas ist. Mit Wasserstoffgas gefüllt, steigt ein ganz dünner Ballon von Collodium schon bei 2 Ctmt. Durchmesser, ein Ballon aus dünnen Goldschlägerhäutchen bei 15 Ctmt. Durchmesser, ein unbelasteter Ballon aus feinem Seidenpapier bei 25 Ctmt. Durchmesser, während ein Ballon aus Wachstaffet einen Durchmesser von mehr als 125 Ctmt. erfordert. (S. Luftſchifffahrt.)

Luftgütemessung oder Eudiometrie (griech.) heißt zunächst das Verfahren bei Aufsuchung des Sauerstoffgehalts der atmosphärischen Luft mittels passender Mittel, welche Luftgütemesser oder Eudiometer heißen und deren es mehrere Arten gibt. Bei der L. kommt es im allgemeinen darauf an, daß man einer genauest gemessenen oder gewogenen Menge atmosphärischer Luft mittels leicht oxydirbarer Materien (Phosphors, erhitzten Eisens, Kupfers, glühenden Wasserstoffs u. s. w.) den Sauerstoff entzieht, dann aus der Gewichtszunahme des oxydirten Stoffs die Sauerstoffmenge berechnet und das Gewicht jenes zurückbleibenden Stickstoffs bestimmt. Im weitern Sinne bezeichnet man auch jede Analyse der atmosphärischen Luft als L. (S. Atmosphäre und Luft.) Das einfachste Eudiometer ist jenes, bei welchem nach Volta (1780) durch ein gemessenes Gemenge atmosphärischer Luft und Wasserstoffs ein elektrischer Funke geleitet wird; es verbindet sich dann aller vorhandene Sauerstoff mit einem Theile des Wasserstoffs zu Wasser und ein Drittel der eintretenden Volumverminderung jenes Gasgemenges gibt das Volumen des vorhanden gewesenen Sauerstoffs, indem stets nur zwei Volumen Wasserstoff mit einem Volumen Sauerstoff zu Wasser verbrennen.

Digitized by Google

Luftheizung, eine Methode künstlicher Erwärmung von Gebäuden und Zimmern, bei der Erwärmung nicht direct durch die Strahlung oder Mittheilung von den heißen Wänden Ofens aus, sondern dadurch geschieht, daß man in besondern Oefen (Calorifèren) erLuft in die zu erwärmenden Räume ein- und dafür wieder kalte Luft austreten läßt. Viele re Constructionen von Zimmeröfen stellen durch Anwendung von Röhren oder Röhrennen, in denen die Luft durch den Feuerraum streicht, eine Combination der Ofen- und Luftung dar. Meist versteht man indeß unter L. nur die Anwendung auf ganze Gebäude, in tiefsten Theilen dann ein besonderer Ofen errichtet wird, welchen die Luft in vielfacher, er aber nur durch eiserne Wände vermittelter Berührung mit der Hitze durchströmt, um sich in einem Kanalsysteme durch alle zu heizenden Räume zu vertheilen. Man hat die L. vielfür öffentliche Gebäude angewendet, und Ersparnisse werden dabei allerdings gemacht; allein tadelt dabei theils die Unmöglichkeit einer leichten Regulirung der Hitze, theils die große trocknung der Luft. Deshalb wird in neuerer Zeit die L. auch vielfach von der in manchen ehungen vorzüglichern Wasserheizung und von der Dampfheizung (s. d.) verdrängt.

Luftpumpe ist eine 1650 von Otto von Guericke (s. d.) erfundene Vorrichtung, um die in einem abgeschlossenen Raume zu verdünnen. Sie besteht ihren Haupttheilen nach aus n hohlen, am untern Ende verschlossenen und inwendig sehr sorgfältig ausgeschliffenen sing- oder Glascylinder (Stiefel genannt), in welchem ein aus stark zusammengepreßten, fetteten Lederscheiben verfertigter Kolben, der völlig luftdicht an die Wände des Cylinders hließt, sich hin- und herbewegen läßt. Um die Bewegung zu erleichtern, sitzt bei größern L. dem Kolben eine gezahnte Stange, in welche ein kleines gezahntes, mit einer Kurbel verues Rad eingreift. Vom untern verschlossenen Ende des Cylinders geht eine Röhre (Kanal) und mündet in der Mitte eines horizontalen, vollkommen eben geschliffenen messingenen auch noch mit einer Glasplatte belegten Tellers. Auf diesen Teller werden die Glasglocken cipienten), welche an ihrem untern Rande eben abgeschliffen sind, mit etwas Talg luftdicht gesetzt, oder, wie z. B. die bekannten Magdeburger Halbkugeln, mittels einer Schraube in er Mitte befestigt. Um in den auf dem Teller befindlichen Recipienten die Luft zu verunen, stellt man zunächst den Kolben an das verschlossene untere Ende des Cylinders und die Glasglocke auf den Teller luftdicht auf. Wird dann der Kolben aufwärts bewegt, so teht unter ihm ein leerer Raum, in welchen die Luft aus der Glasglocke infolge ihrer Spannt durch die vorhin erwähnte Verbindungsröhre eintritt. Die Luft unter dem Recipienten dadurch an Dichtigkeit abgenommen. Wird jetzt die Oeffnung der Verbindungsröhre nahe der Stelle, wo sie in den Cylinder mündet, geschlossen, so kann beim Zurückbewegen des bens gegen das untere Ende des Cylinders die in diesen letztern eingetretene Luft nicht wieder die Glasglocke zurücksteigen; man öffnet ihr deshalb einen neuen Weg, um in die äußere nosphäre entweichen zu können. Ist der Kolben wieder am untern Ende des Cylinders angt und die in den Cylinder eingetretene Luft ausgetrieben, so unterbricht man die Verbung zwischen dem Cylinder und der äußern Luft, stellt die frühere Verbindung desselben dem Recipienten wieder her und wiederholt nun das oben beschriebene Verfahren. Man t, daß bei jedem Aufwärtsbewegen des Kolbens ein Theil der Luft aus dem Recipienten in Cylinder übergeht und dann aus diesem auf einem andern Wege entfernt wird; die Luft er dem Recipienten muß sich daher immer mehr verdünnen. Die Größe dieser Verdünnung d gemessen durch ein abgekürztes Heberbarometer (Barometerprobe), welches unter dem Reienten oder in Verbindung mit demselben sich befindet und durch die Höhe des Quecksilbers einem oben verschlossenen Schenkel über dem Niveau desselben im andern, offenen Schenkel Druck der noch vorhandenen Luft angibt. Um die vorher erwähnten Verbindungen zwischen untern Ende des Cylinders und dem Recipienten oder der äußern Luft herzustellen, dienen weder zwei Ventile, von denen das eine im Boden am untern Ende des Cylinders und das ere im Kolben liegt (das erstere erlaubt der Luft, aus dem Recipienten in den Cylinder, aber chaus nicht rückwärts zu gehen, das zweite gibt der in den Cylinder übergegangenen Luft en Ausweg nach außen, ohne daß jedoch Luft von außen eindringen kann), oder ein auf eigenmliche Weise zweimal durchbohrter Hahn. Je nachdem ein solcher Hahn oder Ventile oder Kanal ein mittels Stab geführter Stöpsel vorhanden sind, heißt die L. eine Hahn- oder ntil- oder Stöpselluftpumpe. Um die Luft schneller zu verdünnen, wendet man anstatt eines linders (Stiefels) auch zwei an, sodaß der Kolben in dem einen vorwärts geht, wenn er in andern rückwärts geht und umgekehrt. Eine Hahnluftpumpe kann ohne weiteres auch zur rdichtung der Luft in einem befestigten Recipienten gebraucht werden, wenn man nur dem

Digitized by

Hahne bei den Bewegungen des Kolbens gerade die umgekehrten Stellungen gibt als v Man hat auch verdichtende Venti- und Stöpselluftpumpen, bei welchen die Ventile und St vergleichen mit jenen der Verdünnungsluftpumpe, die entgegengesetzte Lage haben. Sch haben Geißler in Bonn und andere die Barometer-Quecksilberluftpumpe der Academ Cimento and der Mitte des 17. Jahrh. wieder aufgenommen und so ausgiebig verbesser man nur mit solchen L. nahezu luftleere Räume herzustellen vermag; diese Barometerluftpu beruhen im wesentlichen darauf, daß man das Vacuum (s. Leere) eines Barometers mit e Recipienten durch einen Kanal verbindet, die Luft aus dem Recipienten in das Vacuum t und von da durch Eintreten von Quecksilber fortschaffen läßt; durch diese Wiederholung v Verfahrens erhält man endlich den Recipienten nahezu luftleer. Derartige jetzt oft zu w schaftlichen Zwecken verwendete Quecksilberluftpumpen besitzen weder Ventile noch Kolb dern nur ein Quecksilbergefäß und einen Lauftschnschlauch, um durch deren Hebung d Barometervacuum eingelassene Luft austreiben zu können.

Luftröhre (Trachea, Arteria aspera) ist ein häutiger Schlauch, welcher von der N Höhle in die Lunge führt. Sie geht in der Mittellinie des Halses vor der Speiseröhre hinter der Schilddrüse am Halse herab, gelangt hinter dem Brustbein in die Brusthöhle, läuft hier mehr links und theilt sich in der Höhe des dritten Brustwirbels gabelförmig in Aeste (bronchi), den weitern rechten und den engern linken. Diese Bronchien (s. d.) sich in immer feinere Zweige und enden schließlich in den Lungenbläschen, welche an ihnen sitzen etwa wie die Beeren an den Stielen der Traube. Oben ist die L. durch den Kehlkop grenzt, der gewissermaßen als das Mundstück derselben zu betrachten. Die L. ist nicht rund, sondern nur vorn gewölbt, hinten eben und wird, wie auch Zweige der Bronchien, a 18—20 hogenförmige nach hinten offene Knorpelringe ausgespannt gehalten. Ausgek wird sie bis in ihre feinsten Verzweigungen durch eine mit zahllosen Flimmerzellen verse Schleimhaut, welche die Fortsetzung der Kehlkopfschleimhaut darstellt. Beim Erwachsen hat die L. etwa 12 Ctmt. lang und 2—2,5 Ctmt. weit. Unter den Krankheiten der L. sind bes zuheben: der Katarrh der L. (tracheitis), welcher durch Einathmung kalter, staubiger oder schädlichen Gasen geschwängerter Luft entsteht und häufig mit gleichzeitigem Katarrh der Ko kopf- und Bronchialschleimhaut verbunden ist; die Verengerung der L. (tracheostenosis) Druck der Schilddrüse, von Geschwülsten, durch Narbenbildung; ferner die Luftröhrenschwindsu welche oft nach Verwundungen (Kehlschnieden) zurückbleibt. Häufig finden sich bei Tuberkulo auch in der Schleimhaut der L. Ablagerungen von Tuberkelmasse (sog. Luftröhrenschwindsu Künstlich eröffnet wird die L., wenn bei Verstopfung des Kehlkopfs (durch fremde Körper, Croup) Erstickung droht (Luftröhrenschnitt, Tracheotomie). Wenn viel Schleim in den feinen Luftwegen ist, hört man schon aus der Ferne ein lautes helles Rasseln, das Trachealrasseln.

Luftschiffahrt (Aëronautik) heißt die Kunst, mittels gewisser Apparate sich in die Luft zu erheben und dort in bestimmter Richtung sich fortzubewegen. Der Wunsch, sich fre den Fesseln der Erde in die Lüfte zu erheben, das große uns umgebende Luftmeer als Verkehrsmittel zu benutzen, ist ein sehr alter. Wenn Bellerophontes den Olymp im Fluge erreicht haben soll, wenn Archytas von Tarent eine Taube verfertigt hatte, die durch mechan. Mittel in der Luft schwebte, wenn später Bartista Danti in Perugia, der Benedictinermönch Dilner Malmesbury, Ivone der Portugiesische Guzman Flugmaschinen construirten, wenn Pater Lana nach Gelehrten Werk »L'art de naviguer dans l'air« schon 1686 eine mittelst Kugel aus Metallblech die leer gepumpt werden sollte, als das wahre Luftschiff ausgab: so sind das ebenso viele, wenn gleich vergebliche Versuche gewesen, den atmosphärischen Ocean zu durchschiffen. Erst nachdem die Gebrüder Montgolfier den Luftballon (s. d.) construirt und mit ihm 5. Juni 1783 zu Annonay die erste gelungene Luftfahrt veranstaltet hatten, welcher bald darauf eine zweite Versailles folgte, war die Bahn zur wirklichen L. eröffnet. Es bemächtigte sich damals Fieberhitze ein wahres Ballonfieber, genährt durch die Uebertreibungen des Prof. Charles (s. d.) so durch die abenteuerlichen Luftfahrten Pilâtre de Rozier's, eines geborenen Metzers, der als erste (21. Nov. 1783) in Gesellschaft des Marquis d'Arlandes eine Luftfahrt wagte. Die Fahrt dauerte 25 Minuten, wobei eine Höhe von 1000 Mt. erreicht wurde. Seinem Beispiel folgte bald Prof. Charles und Roberts 17. Dec. 1783, indem sie vom pariser Marsfelde die 2000 Mt. Höhe aufstiegen. Blanchard unternahm 7. Jan. 1785 die erste übersceische Luftfahrt von den Klippen bei Dover und kam glücklich über den Kanal an die franz. Küste. Prof. Charles hatte inzwischen sein System in der Weise verbessert, daß er, zur Verhütung des Zerspringens der meist seidenen Ballonhülle infolge Ausdehnung des Gases in den höhern Luft-

chten, den Ballon mit einem Ventil versah, welches ein Entweichen des überschüssigen Gases möglichte. Auch umgab man den Ballon zu größerer Sicherung mit einem Netze, nahm Last mit, um das Auf- und Absteigen zu erleichtern und sicherte sich vor plötzlichen Unfällen ch große Fallschirme von ungefähr 6 Mt. Durchmesser (zuerst Garnerin 1797). Immerhin r fehlte es an einem Mittel, die Lenkbarkeit des Ballons, d. h. seine Unabhängigkeit von Luftströmungen, herzustellen, wodurch allein seine Verwerthung für wissenschaftliche Reisen iot und Gay-Lussac 1804), sowie für rein praktische Zwecke ermöglicht werden kann.

Trotzdem wurde die Verwendung des Ballons im Recognoscirungsdienste schon frühzeitig esucht; zuerst 1793 von dem franz. Wohlfahrtsausschuß, welcher den Geniekapitän Coutelle t Errichtung eines Luftschifferinstituts beauftragte, das zu Meudon ins Leben trat und seine öglinge im Anfertigen und Handhaben von Ballons ausbildete. Die Ballons waren aus gemister Seide gefertigt, die man mit Kautschuküberzug versah. Die Füllung bestand in Wasserffgas. Diese Luftschiffercompagnie fand bereits 1794 bei der Belagerung von Maubeuge durch e Oesterreicher Verwendung. Sodann erschien Coutelle mit einem neuen Ballon bei der vor Mainz lagernden Rhein-Mosel-Armee (1795), hatte hier aber das Unglück, den Ballon durch n Sturm zerstört zu sehen, worauf Napoleon I. die Luftschifferdetachements auflöste. Im J. 812 construirten die Russen große Ballons, aus welchen Bomben auf den Feind geworfen erden sollten, was aber mislang. Bei der Belagerung von Malghera (Venedig) 1849 ließen e Oesterreicher Papierballons aufsteigen, mittels deren die Stadt mit Bomben überschüttet erden sollte. Das Experiment scheiterte aber, da die Ballons, von ungünstigem Winde getrieben, eine falsche Richtung einschlugen und die Bomben in das österr. Lager warfen. Napoleon III. versuchte 1859 im österr.-ital. Kriege die feindlichen Stellungen bei Solferino durch ie Luftschiffer Godard und Nadar auskundschaften zu lassen. Nadar soll ein, indeß meist unentliches, photographisches Bild des Schlachtfeldes vom Ballon aus aufgenommen haben; Godard konnte nichts Wesentliches berichten. Im amerik. Bürgerkriege haben die Ballons ähnliche Verwerthung erhalten. Von sehr geringem Erfolg waren die Bestrebungen der Franzosen, im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 die L. gegen die Cernirungstruppen praktisch nutzbar zu machen. Für die deutsche Armee waren bereits Ende Aug. 1870 Luftschifferetachements, und zwar in Köln, gebildet worden, die der Luftschiffer Coxwell instruirte, und welche im Sept. 1870 zur Belagerungsarmee vor Straßburg abgingen. Auch sie erzielten indessen keine Erfolge. Weit erfolgreicher war die Benutzung der Ballons für Postzwecke. Während der Cernirung von Paris stiegen in der Zeit vom 24. Sept. 1870 bis 28. Jan. 1871, dank der Energie des franz. Generalpostdirectors Rampont-le-Chin, welchen der Luftschiffer Godard unterstützte, 64 Ballons mit 358 Brieftauben und etwa 10,000 Kilogr. Briefen von Paris auf, die, obwol 18 verunglückten, 6 in die Hände der Deutschen und 2 ins Meer fielen, doch in hohem Grade dazu beigetragen haben, die postalische Isolirung von Paris zeitweilig aufzuheben. Mit einem der Postballons begab sich Gambetta von Paris nach Tours. Einzelne Ballons haben abenteuerliche Reisen gemacht, nach Holland, Nassau, Afrika, und ein Ballon mit dem Luftschiffer Nolier über den Kanal und die Nordsee nach dem nördl. Norwegen.

Nach dem Kriege unterzogen sich die wissenschaftlichen Kreise, namentlich die pariser Société für L., mit großem Eifer der weitern Erforschung des Problems: die Ballons durch Erfindung der Lenkbarkeit für praktische Zwecke nutzbar zu machen. Der einzige rationelle Versuch hierin war vorher (1852) von Heinrich Giffard gemacht worden, der einen Ballon von 44 Mt. Länge bei 12 Mt. Durchmesser mit einer Propellerschraube gebaut hatte, die von einer Dampfmaschine bewegt wurde. Giffard stieg mit diesem Ballon 24. Sept. 1852 vom pariser Hippodrom auf und soll trotz ziemlich heftigen Windes verschiedene Drehungen und Seitenbewegungen des Ballons durch die Schraube erzielt haben; er kam bei Trappes glücklich zur Erde. Der Ingenieur Dupuy de Lôme nahm die Versuche Giffard's wieder auf und erkannte, daß zur Herstellung der Lenkbarkeit vor allem nöthig sei, die Anschwellung der Ballonhülle zu erhalten, dem Ballon eine schlankere Gestalt zu geben und Ballon, Gondel u. s. w. in bessere Verbindung zu bringen. Den erstern Zweck erreichte Dupuy de Lôme dadurch, daß er in dem Hauptballon (ballon porteur) einen zweiten kleinen Ballon anbrachte, der von der Gondel aus mittels Ventils Luft zugeführt erhält, sobald die Gase im Ballon sich verdichten oder entweichen und der Ballon fallen will; diese Luftzufuhr schwellt den Ballon wieder an (Idee Meusnier's). Sodann construirte Dupuy de Lôme einen Ballon in ovaler Form, von 36 Mt. Länge, bei 14 Mt. Durchmesser, und von 3454 Kbmt. Inhalt. An der 6 Mt. langen und 3 Mt. breiten Gondel ist eine Schraube angebracht, die vier Flügel von je 1 Mt. Breite

Digitized by Google

besitzt. Die Flügel waren mit Seidentaffet überzogen. Die Schraube machte 21 Dre… in der Minute und wurde von vier Mann bedient. Bei dieser Geschwindigkeit legte der B… 2,22 Mt. in der Secunde zurück. Wurden acht Mann an der Schraube verwendet, so st… Geschwindigkeit auf 28—32 Drehungen = 3,50 Mt. in der Secunde. Außerdem war … Gondel und Ballon ein dreieckiges, 5 Mt. hohes Segel angebracht, das durch eine Seg… von einem festen Stützpunkte aus beliebig gestellt werden konnte. Ein doppeltes … Strickwerk umgab das ganze Luftschiff. Die Versuchsfahrt 12. Febr. 1872 vom Fort … Vincennes ab fiel zur Befriedigung des Erfinders aus. Der Einfluß des Steuerruders … sich trotz des Windes geltend. Der Ballon legte 106 Kilom. in zwei Stunden zurück. … dem Versuch ergab sich so viel, daß man einen Luftwiderstand, dessen Geschwindigkeit … als 2,22 Mt. in der Secunde ist, überwunden hatte. War der Wind stärker, so … Steuerung unwirksam. Nach ähnlichem Princip construirte der Ingenieur Hänlein in … einen Ballon mit der Nessel'schen Steuerschraube, verwendete aber statt der Menschenkra… Lenoir'sche Gasmaschine von vier Pferdekräften und 200 Kilogr. Gewicht. Leider wurde … noch die Versuche abgeschlossen waren, Hänlein's Ballon, dessen Kosten Kapitalisten aufgeb… hatten, in Brünn vom Sturm zerstört. Neuerdings versuchten Rufus Porter in Neuyo… Mariotte in San-Francisco steuerbare Ballons herzustellen.

Der gegenwärtige Stand der Luftschifffahrtsfrage läßt sich sonach dahin resumiren, d… möglich ist, das Aufsteigen und Absteigen des Ballons ziemlich regelmäßig zu reguliren, … daß auch bis zu einem gewissen Grade eine Steuerung, d. h. seitliche Abweichung von … Richtung der herrschenden Luftströmung, sich erzielen läßt, daß aber das eigentliche Pro… der Lenkbarkeit des Ballons, wie aus Prof. Helmholtz' im Auftrage der deutschen Reichsr… rung vorgenommenen theoretischen Untersuchungen sich ergibt, wenig Aussicht auf Verwirkl… hat. Vgl. Livtschak, «Die Lösung des aëronautischen Problems» (Wien 1869); Gäde, «… den Bau gefesselter und lenkbarer Luftschiffe» (Berl. 1874); Schlotter, «Ueber das m… Princip des Flugs und dessen Anwendung auf die L.» (Gera 1874); Stephan, «Weltpo… L.» (Berl. 1874); Pettigrew, «Die Ortsbewegung der Thiere nebst Bemerkungen über … (Bd. 10 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1875); Masius, «Luft… von Glaisher, Flammarion u. s. w.» (aus dem Französischen, Lpz. 1872).

Luftspiegelung. Wenn ein Lichtstrahl aus einem optisch dichtern Mittel *in ein* … dünneres übergeht, so wird er in der Weise von seiner Richtung abgelenkt, daß der Brech… winkel größer ist als der Einfallswinkel. Wenn jedoch der Einfallswinkel sehr groß *ist*, so … dieser Uebergang aus dem dichtern Mittel in das dünnere nicht mehr statthaben; der St… wird vielmehr an der Grenze beider Mittel zurückgeworfen, erleidet eine totale Reflexion … kehrt daher in das dichtere Mittel wieder zurück. Eine solche Zurückwerfung eines Lichtstr… kann nun auch auf der Grenze einer kältern und einer wärmern Luftschicht (da die ers… derselben stets dichter ist als die zweite), selbst bei dem geringen Temperaturunterschiede … zwei Graden, eintreten, wenn nur der Lichtstrahl unter einem sehr großen Einfallswinkel … Grenzfläche trifft (also sehr schief gegen sie einfällt). Diese Erscheinung wird in der Th… manchen Gegenden sehr häufig beobachtet. Wenn z. B. ein Beobachter und ein entfernter Gege… stand sich auf nur sehr wenig erhöhten Punkten befinden und zwischen ihnen ein von der Sa… stark erhitzter sandiger Boden liegt, der seine Wärme den ihm zunächst anliegenden Luftschich… mittheilt und diese dadurch stärker erhitzt als die etwas höher gelegenen, in welchen sich … Beobachter und der Gegenstand befinden, so muß der Beobachter den entfernten Gegenst… zweimal wahrnehmen. Erstens nimmt er ihn wahr aufrecht mittels der Strahlen, welche … dem Gegenstande direct zu ihm kommen, und zweitens gespiegelt (und daher umgekehrt) d… Lichtstrahlen, welche von dem Gegenstande aus ursprünglich nach unten hin gesendet wurden, … aber, da sie in ihrem Wege auf wärmere, mithin immer dünner werdende Luftschichten tref… nach dem anfangs angeführten Gesetze gebrochen und immer mehr einer horizontalen Richtu… genähert werden, bis sie zuletzt ganz zurückgeworfen werden und aufwärts zu dem Auge d… Beobachters gehen, der durch sie den Gegenstand wie in einer Wasserfläche gespiegelt sie… Wenn die stark erhitzte dünnere Luftschicht nicht (wie vorhin) unterhalb, sondern oberhalb … Beobachters und Gegenstandes, welche beide in der dichtern kältern sich befinden, liegt, *so* … eine L., aber nach obenhin, statthaben. Man nennt diese Erscheinung Fata-Morgana (von … mittellat. und ital. Fata, Fee, also Fee Morgana, d. i. figürlich Traum- oder Zauberbild, … Gesichtstäuschung). Den Bildern, die man so umgekehrt am Horizont (z. B. Schiffe, Thürme, … Schlösser u. s. w.) sieht, liegen hiernach wirkliche, wenn auch der Spiegelung nur ähnliche …

Digitized by

genstände zu Grunde. Gewisse Gegenden sind dergleichen Erscheinungen besonders günstig, ie Küste der sicil. Meerenge, die großen Sandflächen in Persien, in der Tatarei, in Aegypten. Erscheinung der L. läßt sich auch durch einen Versuch im Zimmer nachbilden, wenn man Lichtstrahlen nahe an einem erhitzten Körper vorbeigehen läßt, wobei ein Gegenstand ebens doppelt (und zwar das eine Bild umgekehrt) erscheint.

Lugano (deutsch Lauis), Stadt im gleichnamigen Bezirk des schweiz. Cantons Tessin, nördl. Ufer des Luganersees, zählt (1870) 6024 E. und ist mit Locarno und Bellinzona bechselnd der Sitz der Cantonsregierung von Tessin. Sie hat ein Lyceum, rege Industrie, besondere in Seide, und bedeutende Viehmärkte. Besonders sehenswerth sind die Kirche a.-Maria degli Angioli, in welcher sich das berühmte Frescogemälde des Bernardino Luini, Leidensgeschichte Christi darstellend, und ein Madonnenbild von demselben Meister befinden, hochgelegene San-Lorenzokirche und die Villa Ciani mit prächtigem Park. Die schönsten sichtspunkte in der reizenden Umgebung sind der 909 Mt. hohe San-Salvatore und der onte-Brè (786 Mt.). Nach der Stadt L. benannt ist der vielbuchtige Luganersee (Lago Lugano oder Ceresio), der theils dem schweiz. Canton Tessin, theils den angrenzenden heilen Italiens angehört. Derselbe ist etwa 35 Kilom. lang, 1—3 Kilom. breit, 51,5 Kilom. groß, 280 Mt. tief, 271 Mt. über dem Meere gelegen, reich an Fischen, besonders Forellen, und wird zwischen Porlezza (am Ostende), L., Porto (am Südende) und Pontresa (Westende) von zwei Dampfern befahren. Ringsum steil aus dem Wasser sich erhebende lsenmassen geben ihm ein höchst romantisches Ansehen, und eine Menge Buchten gewähren e abwechselndsten Aussichten. Der Abfluß des Sees, die Tresa, ergießt sich bei Luino in den go-Maggiore. Mit Bellinzona ist L. durch eine Poststraße über den Monte-Cenere (553 Mt.) rbunden; eine Eisenbahn durch denselben ist projectirt (Gotthardbahn); nach Süden führt die ahn seit 1876 von L. nach Como und Mailand, nach Westen eine Poststraße von L. nach uino am Lago-Maggiore, nach Osten eine solche von Porlezza nach Menaggio am Comersee.

Luganskij (Kosak), s. Dahl (Wladimir Iwanowitsch).

Lüge ist die mit der Absicht zu täuschen verbundene Unwahrheit. Unter diesen Begriff gehören daher auch absichtliche Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten, ferner Zurückhaltung, wo er andere einen Anspruch auf Mittheilung hat, ebenso alle Formen der Verleitung zum Irrthum, die Verstellung, Wortbrüchigkeit und Verrätherei. Daß die L. als Gegentheil der Wahrhaftigkeit dem sittlichen Tadel unterliegt und als solche verwerflich und pflichtwidrig sei, ist selten oder nie bezweifelt worden; dennoch hat die Rücksicht auf die verschiedenen Motive der L. sowie auf die vielfachen Abstufungen von der schüchternen bis zur schamlos-trotzigen und von der unbedachten und leichtsinnigen, oft an der Grenze des bloßen Scherzes stehenden bis zur boshaften, arglistigen und ränkesüchtigen L. das Urtheil der Moralisten über die absolute Verwerflichkeit jeder absichtlichen Unwahrheit sehr verschieden modificirt. Besondere Schwierigkeiten macht dabei einerseits die sog. edle oder fromme L. (pia fraus), d. h. die, welche durch eine absichtliche Unwahrheit einen guten Zweck erreichen will, andererseits die sog. Nothlüge, d. i. diejenige, bei welcher man durch die L. entweder sich selbst oder andern ein Unheil oder ein Verbrechen ersparen zu können und folglich die Wahrheit verletzen zu müssen glaubt. Um über die verwickelten Collisionsfälle, die hier in der Wirklichkeit sehr wohl eintreten können, zu entscheiden, ist eine Sonderung der verschiedenen Gründe, auf denen die Verwerflichkeit der L. beruht, sammt deren Anwendung auf den individuellen Fall nöthig; am wenigsten lassen sich solche L. sittlich rechtfertigen, die dem Lügenden blos eine persönliche Verlegenheit ersparen sollen, wie die sehr gewöhnlichen Dienstlügen und Höflichkeitslügen. Jede L. ist der Ausdruck eines heimlichen feindseligen Verhaltens. Von diesem Gesichtspunkte aus vertheidigte Schopenhauer die Erlaubniß zur L. in allen den Fällen, wo der Gegner durch feindseliges Handeln sein Recht auf Mittheilung der Wahrheit verwirkt. Kant war hierin strenger, indem er sogar behauptete, daß die L. gegen einen Mörder, der uns fragt, ob unser von ihm verfolgter Freund sich nicht in unser Haus geflüchtet habe, zum Verbrechen ausschlagen könne. Vgl. Kant, «Ueber ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen» (1797); Böhme, «Ueber die Moralität der Nothlüge» (Neust. 1828); Heinroth, «Die L.» (Lpz. 1834).

Lugos, Marktflecken in Ungarn und Hauptort des Krassóer Comitats, an der Staatsbahn Temesvar-Orsova, zerfällt in Deutsch- und Romanisch-L., die durch den Temesfluß geschieden und mittels einer 95 Mt. langen Brücke verbunden sind. Die Bevölkerung beträgt (1870) 11,654 Seelen, wovon ein Fünftel Deutsche, die übrigen Walachen sind. Sie treibt Handel, namentlich mit Wein, den die umliegenden Gebirge in vorzüglicher Qualität liefern. Die sehr

lebhaften Wochen- und Jahrmärkte zu L. sind die bedeutendsten in jener Gegend. L. ist [illegible] der Comitatsverwaltung und eines griech.-kath. (romanischen) Bisthums und hat ein [illegible] und eine schöne Kaserne. L. war einst ein reicher Ort und eine starke Festung, hat aber [illegible] die Türken viel gelitten und war 1849 letzter Zufluchtsort der ungar. Armee.

Luini oder **Luvino** (Bernardino), der vorzüglichste Maler der mailänd. Schule, ist [illegible] scheinlich in dem Flecken Luino am Lago-Maggiore in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. [illegible] boren. Er ist kein Nachahmer Leonardo's da Vinci, sondern gehört vielmehr der einheim[illegible] Schule Mailands an, welche durch jenen großen Meister allerdings wesentliche Re[illegible] empfangen hat. Daneben erscheint er aber als ein durchaus selbstständiger Künstler und [illegible] sich zuweilen auch an das Rafael'sche Ideal. L.'s Verdienst ist erst in neuerer Zeit nach [illegible] bühr anerkannt worden. Er vereinigt noch die zarteste Naivetät und Innigkeit mit der h[illegible] Schönheit. Sein Colorit ist warm und reich, auch in den Frescobildern, seine Composition [illegible] Zeichnung untadelhaft, der Ausdruck oft hinreißend und großartig. L. war einer der fleiß[illegible] Maler seiner Zeit. Zu seinen um 1530 entstandenen Werken gehört eine Anzahl von Fr[illegible] aus dem Marienleben zu Saronno im Mailändischen und einige Bilder in der Brera zu M[illegible] land. Die höchste Vollendung der Technik zeigen sein mit dem Lamme spielender Johannes [illegible] (in der Ambrosiana zu Mailand) und seine Herodias (in der Tribuna zu Florenz), die beide [illegible] Zeit als Meisterwerke Leonardo's galten. Seine Fresken finden sich sämmtlich in Mailand [illegible] in der Umgegend; seine Hauptarbeiten sind Christi Geiselung in San-Giorgio, eine Dor[illegible] krönung in San-Sepolcro (in 38 Tagen vollendet), eine Anbetung der Weisen in San-Ern[illegible] eine Madonna in Sta.-Maria delle Grazie, endlich eine Anzahl von ausgesägten Fresk[illegible] der Brera, vor allem aber eine Madonna und eine kolossale Kreuzigung in Sta.-Maria [illegible] Angeli zu Lugano, um 1529 vollendet, jene in San-Maurizio zu Mailand, von hö[illegible] Formschönheit und überreicher Phantasie. — Sein Sohn, **Aurelio** L., war ebenfalls [illegible] tüchtiger Maler, aber minder bedeutend als der Vater.

Luise (Auguste Wilhelmine Amalie), Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wi[illegible] helm's III., geb. 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, der Herzog Karl von Meck[illegible] burg-Strelitz, Commandant war, verlor im sechsten Jahre ihre Mutter, eine geborene Pr[illegible] zessin von Hessen-Darmstadt, und blieb hierauf der Aufsicht eines Fräuleins von Wo[illegible] anvertraut. Später wurde sie ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, [illegible] fernern Erziehung und Bildung übergeben. Infolge der Unruhen des franz. Revolutionsk[illegible] begab sie sich mit ihrer ältern Schwester Charlotte, die 1818 als Gemahlin des Herzogs Fr[illegible] rich von Sachsen-Hildburghausen starb, nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 17[illegible] blieb. Auf der Rückreise lernte sie in Frankfurt a. M. der nachherige König Friedrich Wi[illegible] helm III. (s. d.) von Preußen als Kronprinz kennen, auf den ihre Schönheit, Anmuth und [illegible] Adel ihres Wesens einen tiefen Eindruck machten. Der Prinz verlobte sich mit ihr in Dar[illegible] stadt 24. April 1793, aber die Vermählung erfolgte wegen des Kriegs erst 24. Dec. Sie [illegible] wußte sie das Glück eines musterhaften Familienlebens zu bewahren. Als der Krieg den Kö[illegible] 1806 ins Feld rief, folgte sie ihm nach Thüringen. Nach der Schlacht bei Jena begab sie [illegible] mit ihm nach Königsberg. Nachdem in den Schlachten von Eylau und Friedland der [illegible] Hoffnungsstrahl für Preußen erloschen, ging sie in das feindliche Hauptquartier nach Til[illegible] um durch persönliche Dazwischenkunft von Napoleon gelindere Bedingungen für Preußen [illegible] gewinnen. Allein der Zweck ihrer Reise war verfehlt. Später wandte sie sich mit ihrem [illegible] Gemahl nach Memel. Alle Leiden, welche der unglückliche Krieg über sie und ihr Haus brac[illegible] trug sie mit Ergebung. Am 16. Jan. 1808 ging sie mit ihrem Gemahl von Memel nach [illegible] Königsberg, unternahm von hier aus gegen Ende des Jahres eine Reise nach Petersburg [illegible] kehrte mit dem Könige 23. Dec. 1809 nach Berlin zurück. Während eines Besuchs bei ihrem [illegible] Vater in Strelitz erkrankte sie auf dem Lustschlosse Hohenzieritz und starb daselbst in den Arm[illegible] ihres Gemahls 19. Juli 1810. Der allgemeine Schmerz sprach laut für den Werth der Ent[illegible] geschiedenen. Ihre Ueberreste wurden in dem Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo [illegible] ihr von ihrem seit 1840 neben ihr ruhenden Gemahl ein schönes Mausoleum mit der von Rau[illegible] geschaffenen edeln Gestalt der Königin auf einem Sarkophag errichtet wurde. Ihrem Andenken [illegible] ist das **Luisenstift** in Berlin, eine Anstalt zur Erziehung junger Mädchen, und der 3. Aug. [illegible] 1814 gestiftete **Luisenorden** gewidmet. Am 10. März 1876 wurde die Säcularfeier ihrer [illegible] Geburt in ganz Preußen festlich begangen und dabei die Errichtung eines Standbildes der Kö[illegible] nigin im Thiergarten zu Berlin eingeleitet. Vgl. Adami, «L., Königin von Preußen» (7. Aufl. Berl. 1875); Hudson, «Life and times of Louisa, Queen of Prussia» (2 Bde., Lond. 1874);

Digitized by Google

Engel, «Königin L.» (Berl. 1876); Kluckhohn, «L., Königin von Preußen» (Berl. 1876); Mommsen und H. von Treitschke, «Königin L.» (Berl. 1876).

Luise Ulrike, Königin von Schweden, eine Schwester Friedrich's d. Gr. von Preußen, geb. 24. Juli 1720, erhielt eine sehr gute Erziehung und entwickelte allmählich im Umgange mit ausgezeichneten Männern ihre nicht geringen Talente. Im J. 1744 vermählte sie sich mit dem Kronprinzen und nachmaligen Könige Adolf Friedrich von Schweden, nach dessen Thronbesteigung 1751 sie den regsten Eifer für Förderung von Kunst und Wissenschaft entfaltete. Sie stiftete 1753 aus eigenen Mitteln die Akademie der schönen Literatur und Geschichte zu Stockholm, ebenso die Bibliothek und das Kunstcabinet im Schlosse zu Drottningholm, welches ihr Schützling Linné beschrieb, und das Museum zu Stockholm. Sie verwendete große Summen auf die Verschönerung ihrer Paläste; auch unterstützte sie die Industrie und linderte die Armuth. Eine stolze, hochherzige Frau, suchte sie ihren Gemahl vom Reichsrathe unabhängiger zu machen, wodurch sie sich unter den Großen des Landes Feindschaft zuzog. Nach dem Tode ihres Gemahls 1771 strebte sie vergeblich, auf ihren Sohn, Gustav III., denselben Einfluß auszuüben. Sie starb 16. Juli 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredsamkeit, Liebe zu den Wissenschaften und Geistesstärke charakterisiren diese Fürstin.

Lukas, nach der kirchlichen Ueberlieferung der Verfasser des dritten kanonischen Evangeliums und der Apostelgeschichte, war ein Missionsgefährte des Paulus, der sich dem Apostel in Troas vor seiner Ueberfahrt nach Macedonien angeschlossen zu haben scheint und ihn seitdem auf allen Reisen begleitete. Sein über diese Reisen verfaßter Bericht liegt, freilich stark überarbeitet und theilweise verkürzt, dem zweiten Theile der Apostelgeschichte (s. d.) zu Grunde, deren Verfasser die erste Person des Berichterstatters öfters beibehalten und dadurch den Schein erweckt hat, mit L. eine Person zu sein. Infolge dessen wurde auch das mit der Apostelgeschichte ein größeres Ganzes bildende dritte Evangelium als ein Werk des L. betrachtet. Erst die neuere Kritik hat gegen diese Annahme gegründete Zweifel erhoben und beide Schriften dem Anfange des 2. Jahrh. zugewiesen. Das Evangelium rührt von einem paulinischen Christen vermittelnder Richtung her und beruht auf einer Bearbeitung älterer Quellen, über deren Beschaffenheit jedoch die kritischen Ansichten noch ziemlich auseinandergehen. Wahrscheinlich liegen mehrere Quellen, die zum Theil auch in dem ersten und dritten Evangelium benutzt, zum Theil aber dem Verfasser eigenthümlich sind, zu Grunde; der Stoff selbst ist aber frei bearbeitet und theilweise aufs geistvollste weitergebildet. Nach Kol. 4, 14 war L. Arzt. Die spätere Tradition läßt ihn zu Antiochia in Syrien geboren sein, zählt ihn zu den 70 Jüngern und macht ihn zum Maler. Er soll 80 oder 84 J. alt geworden, nach einigen in der Thebais, nach andern in Ephesus gestorben, sein Leichnam aber auf Befehl des Kaisers Konstantius nach Konstantinopel gebracht worden sein. Die kath. Kirche hat dem L. den 18. Oct. geweiht.

Lukas von Leiden, eigentlich Lukas Jakobsz, einer der bedeutendsten holländ. Künstler aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., geb. zu Leiden 1494, genoß anfangs den Unterricht seines Vaters Hugo und später des Cornelis Engelbrechtsen (s. d.). Schon als Knabe warf er sich mit übertriebenem Eifer auf das Studium und erlangte dadurch zwar hohe Meisterschaft in der Technik, aber auch ein Siechthum des Körpers, welches ihn am geistigen Aufschwunge seiner Zeit wenig theilnehmen ließ. Er malte in Oel, Wasserfarben und auf Glas, stach in Kupfer und zeichnete, obwol seltener, für den Holzschnitt. Die ältesten Kupferstiche, welche er datirt, sind von 1508 und zeigen bereits große Fertigkeit in Handhabung des Grabstichels. Im 12. Jahre malte er einen heil. Hubertus in Wasserfarben, der bei Kennern große Anerkennung fand. Im J. 1521 ließ er sich in Antwerpen nieder, wo er Dürer's Bekanntschaft machte, der auf seiner niederländ. Reise ihn besuchte und auch porträtirte. Doch siedelte er bald wieder nach Leiden über, von wo aus er 1527 noch einmal eine Rundfahrt durch die Niederlande machte, auf welcher er sich jedoch eine Krankheit zuzog, die ihm 1533 das Leben kostete. L. führte sowol seine Gemälde wie seine Stiche nicht selten auf dem Krankenlager mit Sorgfalt aus, doch wußte er ein tieferes Seelenleben nicht zu schildern. Aber in der Richtung des damaligen Lebens, insbesondere des Lebens seines Volks, welches eine scharf verständige und eine phantastische Auffassung der Dinge wenig verschmolzen nebeneinander gehen ließ, bewegt er sich mit Geschick. Mehr als ein anderer Künstler damaliger Zeit zieht er auch das Heilige in den Bereich des Profanen hinab; seine biblischen und legendarischen Darstellungen sind von einem genreartigen Wesen durchdrungen, das oft ans Possenhafte streift. Am bekanntesten ist L. durch seine Kupferstiche, deren er sehr viele in verschiedenen Formaten geliefert. Zu den vorzüglichsten gehören: die Passion Christi (14 Blatt, 1521), die große Ausstellung Christi mit

Digitized by Google

mehr als hundert Figuren (1510), der Calvarienberg (1517) u. s. w. Zu den s... Blättern gehören: eine Ruhe der heiligen Familie in großem Format, die Hagar ... Eulenspiegel. Gegen Ende seines Lebens bemühte sich L., den idealern Stil der Ital... zu eigen zu machen, was ihm indeß bei seinem wenig vorgebildeten Schönheitsgefü... mehr gelang. Unter seinen seltener vorkommenden Gemälden sind zu nennen: das J... Gericht auf dem Stadthause zu Leiden, die Schachspieler in Berlin, ein Flügelaltar in ... ein anderer zu Antwerpen u. s. w. Vgl. Kramm, «De levens en werken der holla... Kunstschilders» (Amsterd. 1857—64).

Lukaszewicz (Jos. von), ausgezeichneter poln. Historiker, geb. 30. Nov. 1797 zu ... plewo, einem Dorfe unweit Posen, war der Sohn eines Gutsbesitzers. In der Kloste... zu Peisern und in der Unterrichtsanstalt eines evang. Pastors zu Bnin bei Posen vor... det, besuchte er das posener Mariengymnasium und die Universität zu Krakau, wo er ... Bandtkje in die Bibliothekwissenschaften eingeführt ward. Auf Reisen durch Westpreu... Polen erforschte er dann die dortigen Bibliotheken und wurde 1829 Bibliothekar der g... Raszynski'schen Bibliothek in Posen, in welcher Stellung er bis 1852 verblieb. Auch ... während dieser Zeit Lehrer der poln. Sprache an dem evang. Gymnasium in Posen, grü... daselbst mit dem Prof. Poplinski eine poln. Buchhandlung und Buchdruckerei, desgleich... literarische Zeitschrift: «Orędownik», redigirte außerdem eine andere literarische Volkszeits... «Przyjaciel ludu» und unterstützte den Grafen Ed. Raszynski bei Herausgabe zahlreicher ... Geschichtswerke. L.'s größere Werke behandeln vorwiegend die innere geistige Entwickelung P... Die Darstellung der Reformationsgeschichte war bis dahin von niemand in so weiten Um... mit so großer Gelehrsamkeit, umfassender Kritik und so strenger Unparteilichkeit in poln. Sp... ausgeführt worden. Die Frucht dieser Studien waren die Werke: «Histor. Nachricht üb... Dissidenten in der Stadt Posen im 16. und 17. Jahrh.» (Pos. 1832; deutsch von B... Darmst. 1843), «Ueber die Kirchen der Böhmischen Brüder im ehemaligen Großpolen» (... 1835; deutsch von Fischer, Grätz 1877), «Geschichte der Kirchen des helvetischen Glaub... bekenntnisses in Litauen» (2 Bde., Pos. 1842; deutsch, Lpz. 1850) und «Geschichte des h... tischen Bekenntnisses in Kleinpolen» (Pos. 1853). Hieran schlossen sich: «Die Geschich... Unterrichtsanstalten in Polen und Litauen» (4 Bde., Pos. 1849—51), die «Geschich... statist. Beschreibung der Stadt Posen in ältern Zeiten» (2 Bde., Pos. 1838) und die «G... schichte aller kath. Kirchen in der ehemaligen posenschen Diöcese» (3 Bde., Pos. 1858—6... L. zog sich 1852 nach dem Dorfe Targoszyce bei Kobylin zurück, um die Verwaltung s... Gütern, die seiner Familie zugefallen, zu übernehmen, gab noch eine «Geschichte der St... des Kreises Krotoschin» (2 Bde., Pos. 1869) heraus und starb 18. Febr. 1872.

Lukmanier, ein Bergpaß in der Schweiz, an der Grenze Graubündens und des ... Tessin. Zwischen den östlichsten Ausläufern der Gotthardgruppe (Piz Rondadura, 3019 M... und den zur Rheinwaldgruppe gehörenden Medelserbergen (Scopi, 3200 Mt.) führt der P... in einer Höhe von 1917 Mt. aus dem bündnerischen, vom Mittelrhein durchflossenen Medel... Thale in das Blegnothal und von da in das Thal des Tessin. Schon früh wurde dieser P... als einer der bequemsten Alpenübergänge benutzt. Im 7. und 8. Jahrh. sollen ihn frä... Heerscharen überschritten haben; im Mittelalter war er einer der begangensten Alpenwe... und im 14. Jahrh. wurden von dem Kloster Disentis zwei Hospitien zur Erleichterung sei... Gebrauchs errichtet; jetzt beträgt die Zahl derselben fünf. Seit 1877 führt statt des ... Saumwegs eine Poststraße über den Paß, welche bei Disentis von der Oberalpstraße abzwei... in vielen Windungen und durch mehrere Tunnel das Medelserthal hinansteigt und am Fuße d... aussichtsreichen Scopi die Paßhöhe erreicht. Auf dem Südabhang senkt sich die Straße n... Olivone, dem obersten Dorfe des Blegnothals und hinunter nach Biasca (70 Kilom. v... Disentis), wo sie das Thal des Tessin und die Gotthardbahn und Straße erreicht. Unter d... verschiedenen Projecten zu Eisenbahnen über die Alpen hatte 1866 neben der Gotthardbahn, d... den Sieg errang, die über den L. die meiste Aussicht auf baldige Ausführung.

Lukow (Laknau), eine der größten Städte Hindostans, Hauptort von Oude (s. d.), zie... sich am rechten Ufer des schiffbaren Gangeszuflusses Gumti hin, über welchen eine Stein-, ei... Schiff- und eine Eisenbrücke führen, zählt (1869) 284,779 E. und gewährt mit ihren viele... Moscheen, Minarets, Mausoleen, Pagoden, Palästen, Gärten u. s. w. einen imposanten An... blick, dem jedoch das Innere nicht entspricht. Die Altstadt im Süden, von den untersten Klass... dicht bewohnt, enthält meist nur Lehmhäuser und Hütten, sowie krumme, enge, schmuzige Gassen. Die Neustadt, längs des Gumti, umfaßt dagegen viele Prachtgebäude und Parkanlagen, haupt...

lich aus der Zeit von Aſof-ed-Daulah (1775—97), eine ununterbrochene Reihe weitiger, ehemals königl. Paläſte, ſämmtlich im perſ.-ind. Spitzbogenſtil aufgeführt. Die meiſten er Paläſte und Gärten ſind jedoch, namentlich ſeit Entthronung der Dynaſtie, im Verfall. ſonders bemerkenswerth ſind: die Imâmbârah, eine Moſchee mit dem Mauſoleum Aſof-edulah's, 1780—84 aus weißem Marmor erbaut, eins der ſchönſten Denkmäler moslem. chitektur in Indien; der Mottie-Mahal (Perlenpalaſt), berühmt durch ſeine Sammlungen ent. Handſchriften; die impoſante Moſchee Schah-Nadſchif, der umfangreiche Kaiſerbagh irſtengarten), der Sekandrabagh (Alexandergarten). Auch die Umgebungen der Stadt beden die Prachtliebe der frühern Fürſten und Großen von Oude. So befinden ſich im Süden Tſcharbagh (Vier Gärten) und weiterhin der Alambagh (Weltgarten) mit einer geſchmackllen Moſchee. Am linken Ufer des Gumti liegen die frühere Menagerie mit dem Schauplatze r Thiergefechte, der große Padiſchahbagh oder Königsgarten; dann 7—8 Kilom. im Südoſten r Stadt, dieſſeit des Luſtſchloſſes und Jagdparks Dilkuſcha, der Palaſt Conſtantia, ein umngreicher, mit einem Aufwande von 150,000 Pfd. St. aufgeführter, die verſchiedenſten Baule in ſich vereinigender Bau, der das Grab des Gründers, Claude Martin, enthält, eines ranzoſen aus Lyon, der ſich vom gemeinen Soldaten zum Generalmajor und Reſidenten der ſtindiſchen Compagnie emporgeſchwungen hatte und einen Theil ſeiner Reichthümer zu milden ſtiftungen verwendete, darunter die Erziehungsanſtalt La Martinière. Schon zu Akbar's d. Gr. eit war L. eine große Stadt, aber erſt, nachdem es 1775 ſtatt Faiſabad Reſidenz geworden, hielt es ſeine Prachtbauten. Bereits gegen Ende des 18. Jahrh. galt es nächſt Delhi als die eichſte Stadt des moslem. Indien, und als nach dem Falle der Moguldynaſtie der Glanz Delhis erloſch, konnte keine Stadt Hindoſtans mit L. rivaliſiren. Der Seapoy-Aufſtand von 857 und 1858 verſetzte indeß dem Glanze und dem Wohlſtande der Stadt einen harten Schlag. Die Meuterei begann hier 10. und 11. Juni 1857. General Lawrence (ſ. d.), bei einer Reognoſcirung 30. Juni zurückgeworfen, verwandelte die Reſidentſchaftsgebäude in eine Art Feſtung, in welche ſich die Engländer in geringer Zahl mit Frauen und Kindern verſchloſſen. Nachdem Lawrence 2. Juli, ſein Nachfolger Banks 21. Juli gefallen war, ſetzten die Belagerten unter Brigadier Sir John Inglis mit heldenmüthiger Ausdauer die Vertheidigung fort und ſchlugen drei Sturmangriffe (20. Juli, 10. Aug. und 5. Sept.) zurück. Nach dem Falle von Delhi wurde L. ſogar Centralpunkt der ind. Inſurrection. Die Generale Outram und Havelock zogen nun mit einigen tauſend Mann heran, und letzterer erzwang ſich, nach dem Siege bei Alumbagh, unter mörderiſchen Kämpfen 26. Sept. den Weg nach dem Reſidentſchaftsgebäude, von wo aus man die brit. Poſitionen erweiterte und den Vertheidigungskampf mit Eifer fortſetzte. Am 17. Nov. vereinigte ſich ſodann der Obergeneral Sir Colin Campell mit Havelock. Dennoch konnten ſich die Briten nicht gegen die auf 50,000 Mann angewachſenen Inſurgenten halten und zogen ſich in der Nacht vom 22. Nov. nach Cawnpore zurück. Aber ſchon 19. März 1858 fiel die Stadt nach ſechstägigem Kampfe in die Hände der Briten unter Campbell und Outram. Vgl. Rees, «Die Belagerung von L.» (Lpz. 1858).

Lukſor, ägypt. Dorf in dem alten Stadtbezirk von Theben, eine ſtarke halbe Stunde ſüdlich von Karnak, hart am öſtl. Nilufer gelegen. Der Name kommt von dem lateiniſchen, in kopt. Städteverzeichniſſen noch erhaltenen castrum her, woraus die Araber el qasr (Plural el qusûr und el uqsûr) machten. Das Dorf iſt berühmt durch ſeinen ſtattlichen, von Amenophis III. erbauten, von Ramſes II. fortgeſetzten Tempel, welcher durch eine lange Widderreihe mit den Tempeln von Karnak in Verbindung ſtand. Vor den Pylonen des Ramſes wurden von demſelben Könige die beiden Obelisken errichtet, von denen der eine kleinere, 20 Mt. hohe 1831 nach Paris gebracht und daſelbſt auf der Place de la Concorde aufgeſtellt worden iſt.

Lullus (Raimundus), einer der ſeltſamſten und ausgezeichnetſten Männer des 13. Jahrh., Scholaſtiker und Alchemiſt, geb. in Palma auf der Inſel Mallorca 1234, widmete ſich zunächſt dem Kriegshandwerke, wie ſein Vater, führte anfangs ein ſehr wüſtes Leben, ergab ſich aber ſpäter vollſtändig der Aſceſe und bereitete ſich dann durch anhaltendes Studium zum Miſſionar vor. Gleichzeitig ſcheint er ſeine «große Kunſt», wie er ſie ſelbſt nannte, erfunden zu haben, welche ihm angeblich eine himmliſche Erſcheinung niederzuſchreiben und bekannt zu machen befahl. Er reiſte nun nach Rom, Paris und wieder nach Italien, um ſein Reformationswerk zu fördern, und von da nach Aſien und Afrika. In Tunis kam er durch ſein Disputiren mit einem Moslem, den er bekehren wollte, in Lebensgefahr und verließ Afrika wieder. Bei einem zweiten Bekehrungsverſuche gerieth er in Afrika ins Gefängniß, aus welchem ihn ein genueſiſcher Kaufmann errettete. Nachdem er noch einmal nach Italien zurückgegangen war und dort

Digitized by Google

von neuem zur Bekehrung der Ungläubigen vergebens aufgenommen hatte, ging er zum zweiten male nach Afrika und starb an den Folgen der dort erlittenen Mißhandlungen auf seiner Rückfahrt 1315. Einen großen Theil der zahllosen Schriften L.' hat Salzinger (»Opera omnia«, 10 Bde., Mainz 1721—42) herausgegeben. Die Ars magna Lulli oder Lullistica, welche später von Bruno (s. d.) wieder bearbeitet wurde, ist ein Versuch zu schematischer Anordnung der Begriffe zum Behuf einer übersichtlichen Erkenntniß und einer leichten Mittheilung. Die Mittel dieser Logik sind Buchstaben (alphabetum artis) zur Bezeichnung der Grundbegriffe, Figuren (Dreiecke, Bierecke, Kreise), womit die Beziehungen derselben bezeichnet werden, Abtheilungen (camerae), welche durch Zusammensetzung dieser Figuren entstehen, Terminis, ausgewählten Begriffe als die Verbindung und Anordnung derselben haben viel Aehnlichkeit mit der Gebrauch dieses Schematismus, um aus solcher mechan. Combination die weitern Begriffe zu entwickeln, konnte nur Oberflächlichkeit im Denken befördern. L. hat auch Gedichte in catalanischer Sprache hinterlassen, die Rosello (»Obras rimadas«, Palma 1859) herausgegeben hat. Vgl. Helfferich, »Raymundus L. und die Anfänge der catalanischen Literatur« (Berl. 1857). F. de Paula Canalejas, »Las doctrinas del Doctor Raimundo Lullo« (Madr. 1870).

Lully (Giovanni Battista), berühmter Componist und Schöpfer der franz. Großen Oper, geb. zu Florenz 1633 als der Sohn eines armen Edelmannes, kam mit 13 Jahren nach Paris in den Haushalt der Prinzessin von Montpensier, wo zwar als Küchenjunge, aber seine Geigenspiel offenbarte es zuerst seine musikalischen Anlagen und machte dadurch seine Glück, indem er eine Stelle bei den Bingt-quatre Violons oder der Grande Bande der Kapelle) Ludwig's XIV. erhielt. Hier erwarb er sich die Gunst dieses Monarchen durch verschiedene Compositionen, und 1652 wurde ihm die Leitung einer neuen Musiktruppe, als Unterschiede von der Grande Bande die Petits Violons genannt, übertragen, mit welcher als geschickter Dirigent und beliebter Componist bald den Ruhm der alten Vierundzwanziger verdunkelte. Besonders wandte er seine Thätigkeit in der Composition den sog. Ballets Mascarades bei Hofe zu, die aus Tänzen mit eingestreuten Versen bestanden. Z. verfaßte 1664 mit Molière und schrieb zu mehreren von dessen Stücken die Musik, verschmähte sogar nicht, selbst auf Molière's Theater als Possenreißer aufzutreten. Ludwig XIV. endlich seine andere Musik als die L.'s hören wollte, übertrug ihm die Oberleitung der gesammten Hofmusikwesens und verlieh ihm zugleich noch verschiedene andere Hofämter. Im J. 1672 erhielt L. das Privilegium zur Errichtung eines Opernttheaters (einer sog. Académie royale de musique), ein Unternehmen, welches schon früher durch den Abbé Perrin und den Componisten Cambert verschuldet worden war, doch ohne sonderlichen Erfolg. L. war es vorbehalten, vermöge seiner einflußreichen Stellung und seiner eminenten Begabung den Franzosen eine eigene nationale Oper zu geben, und hier Wirksamkeit erhielt eigentlich hiermit erst ein kunstgeschichtliche bedeutsamkeit. Obschon bereits 40 J. alt, widmete er sich dem Unternehmen mit größtem Eifer. Er entfaltete nicht nur als Componist eine bewundernswerthe Thätigkeit, sondern schuf sich auch selbst sein Orchester, übte seine Opernsänger im Spiel und im Gesang, fungirte als Maschinist wie als Ballet- und Kapellmeister. Die erste Oper, welche er zur Aufführung brachte, war »Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus« (1672). Dieser folgten 1683—87 noch 16 andere, wie »Cadmus«, »Alceste«, »Thésée«, »Atys«, »Bellerophon«, »Psyché«, »Phaëton«, »Armide« u. a., nebst verschiedenen größern Balleten. Diese Compositionen mit ihren meist dem Dramatischen entlehnten trefflichen Textbüchern, bekundeten ein Talent, das hinlänglich bis auf Gluck, in Frankreich den ersten Rang und fanden nur in denen Rameau's ihre würdige Nebenbuhler. L. war so fruchtbar als Componist für die Bühne, daß er fast 20 Jahre lang mit seinen Werken allein das pariser Opernttheater versorgte. Seine Musik ist in den Tänzen lebhaft, im Rhythmus mannichfaltig, vollkommen bühnengemäß und durch und durch französisch. Der franz. Musik hat er hierdurch einen festen Stil und eine bleibende Richtung gegeben. Gegenüber den Bühnenwerken, die sämmtlich in Partitur gedruckt erschienen, hat die sonstige Musik geringern Werth, obwol seine Kirchenstücke in Frankreich ebenfalls hoch in Ehren standen; eine derartige Composition führte auch seltsamerweise L.'s Tod herbei. Er hatte Anfang 1687 zur Feier der Genesung Ludwig's XIV. von einer Krankheit ein Tedeum zu schreiben, bei welcher Aufführung er im Feuer des Taktirens, bei welchem damals mit einem auf den Boden gestoßenen Stabe der Takt markirt wurde, mit dem Stabe auf die Fußzehe schlug. Die hierdurch verursachte Verwundung, anfangs nicht beachtet, verschlimmerte sich so sehr, daß L. 22. März 1687 starb. — Seine drei Söhne, Chrétien, Jean Louis und Louis, haben sich sämmtlich durch einige Compositionen für das Theater bekannt gemacht.

Lumme (Uria) nennt man eine Gattung nordiſcher Tauchvögel mit geradem, glattem, arſem und ſpitzem Schnabel, dreizehigen, ſcharfbekrallten Schwimmfüßen, weißem Bauche, warzem Rücken und einem weißen Flecke auf den Flügeln, die zu Millionen auf den Vogelrgen der nordiſchen Küſten hauſen und nur von Meerthieren leben. Das Weibchen legt nur i Ei, welches es auf dem Felſen ohne Neſt bebrütet. Die Eier und die fetten Jungen werden i ganzen Norden gern gegeſſen; die alten Vögel liefern Federn und Dunen geringer Sorte.

Luna, die Mondgöttin, ſ. Selene.

Lund (lat. Londinum Gothorum), eine der älteſten Städte des ſkandinav. Nordens, in der rovinz Schonen, im ſüdl. Theile von Schweden, an der Schwediſchen Südbahn, auf einer uchtbaren Ebene gelegen, zählt (1876) 12,797 E. und iſt Sitz eines Biſchofs und einer Uniersität. Schon 920 wurde der Ort von einer Vikingerſchar, durch Hoffnung auf reiche Beute rbeigelockt, nach tapferer Gegenwehr erobert und geplündert. Der Name ſelbſt (ſo viel als ain) deutet darauf hin, daß L. von alters her ein religiöſer Mittelpunkt für ganz Schonen weſen, das bis zu ſeiner Abtretung an Schweden als die herrlichſte Provinz des dän. Reichs ngeſehen wurde. Nach Einführung des Chriſtenthums in Dänemark ward die Stadt der Sitz nes Biſchofs, der ſpäter (1104) als Erzbiſchof ſeine Macht über Dänemark, Schweden und Norwegen ausdehnte. Nicht ſelten Sitz der dän. Könige und als Hauptſtadt des dän. Reichs ezeichnet, war L. eine lange Zeit hindurch die größte und reichſte Stadt Dänemarks und anz Skandinaviens. Man zählte außer der Domkirche 22 Parochialkirchen und 7 reichdotirte Klöſter. Doch wurde L. 1452 von dem ſchwed. Könige Karl VIII. Knutsſon überfallen und bgebrannt; nur die Domkirche und die Reſidenz des Erzbiſchofs, von dieſem vertheidigt, entingen der Verwüſtung. Hierdurch gerieth die Stadt in großen Verfall, zumal auch 1536 das Erzbisthum nach Abſchaffung des Katholicismus aufgehoben und der größte Theil der Kirchenüter in Beſchlag genommen wurde. Kurz nachher ließ der König die Kirchen und Kloſterebäude ſchleifen. Nachdem 1658 Dänemark die Provinzen Schonen, Blekingen und Halland n Schweden abgetreten, errichtete die ſchwed. Regierung 1668 eine Univerſität zu L. Sie zählt etzt 30 Profeſſoren und gewöhnlich 5—600 Studirende. In Verbindung mit derſelben ſteht ine Bibliothek von 120,000 Bänden und einigen tauſend Handſchriften, ein gut eingerichtetes oolog. Muſeum, ein vorzüglicher botan. Garten, ein geolog. Muſeum, Obſervatorium, chem. Laboratorium, eine Mineralienſammlung, phyſik. Cabinet, eine mathem. Inſtrumentenſammung, ein anatom. Theater, Krankenhaus, hiſtor. und archäol. Muſeum, Münz- und Medaillenabinet und eine Sculpturſammlung. Die 1773 begründete Phyſiographiſche Geſellſchaft hat n neueſter Zeit große Thätigkeit entwickelt. Der 1830 zwiſchen den Studirenden und den üngern Lehrern geſtiftete akademiſche Verein hat 1851 ein eigenes Gebäude gegründet. Der offene Platz vor demſelben iſt mit einem Denkmal des Dichters Eſaias Tegnér geziert worden. Die Domkirche der Stadt, gegen Ende des 11. Jahrh. begründet und 1145 vollendet, iſt als die merkwürdigſte Probe romaniſcher Baukunſt in Skandinavien zu betrachten. Sie hatte durch Feuersbrünſte und unpaſſende Neuerungen viel gelitten, iſt aber neuerdings in ihrer urſprünglichen Schönheit wiederhergeſtellt worden. Außer der Univerſität hat L. eine ſehr beſuchte Domſchule und ein Volksſchullehrerſeminar für das Biſchofsſtift L., das volkreichſte und größte Schwedens. In unmittelbarer Nähe der Stadt befindet ſich eine anſehnliche Taubſtummenanſtalt und eine große Irrenanſtalt. Bei L. wurden 1525 die ſchoniſchen Bauern, die Sache des vertriebenen Königs Chriſtian II. vertheidigend, von den Anhängern des dän. Königs Friedrich I. beſiegt, und 1676 verhinderte hier ein blutiger Sieg des jungen ſchwed. Königs Karl XI. den von den Dänen gemachten Verſuch, die im Roeskilder Frieden verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Der darauffolgende Friede wurde 1679 zu L. geſchloſſen.

Lundby, Dorf in Jütland, zwiſchen Aalborg und Hobro, wurde hiſtoriſch durch das Gefecht vom 3. Juli 1864 zwiſchen preuß. und dän. Infanterie, in dem zuerſt die vorher nur theoretiſch behauptete große Ueberlegenheit des Feuers aus Hinterladern praktiſch bewieſen ward.

Lüneburg, Hauptſtadt des gleichnamigen Landdroſteibezirks der preuß. Provinz Hannover ſowie des frühern Fürſtenthums L., liegt an der bis hierher ſchiffbaren Ilmenau, 22 Kilom. vom Ausfluſſe derſelben in die Elbe, an der Berlin-Hamburger und der Hannoverſchen Bahn. Die ehemaligen Wälle ſind zu Promenaden eingerichtet; von der Stadtmauer ſind noch Reſte an der Nordſeite der Stadt und von den Thoren iſt nur noch eins vorhanden. Außer vielen alterthümlichen Privathäuſern ſind von öffentlichen Gebäuden bemerkenswerth: die im reinſten goth. Stil reſtaurirte Nikolaikirche, das am großen und ſchönen Marktplatze gelegene, 1695 erbaute königl. Schloß, das alte Rathhaus mit vielen Alterthümern, Kunſtſachen und andern

Sehenswürdigkeiten, die Michaeliskirche mit den Grabmälern früherer Fürsten, die alte, restaurirte Johanneskirche im reinsten goth. Stil mit 111 Mt. hohem Thurme, die 1857 gebaute Cavalleriekaserne. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen das Johanneum, ein Gymnasium und Realschule begreift, und das Seminar in den Gebäuden des frühern Michaeliskloſters. Die Stadtbibliothek (30,000 Bände) und das Rathsarchiv enthalten viel Werthvolles. L. ist Sitz des Landdrosten und eines Obergerichts sowie eines Amts- und eines Landgerichts und zählt (1875) 17,532 E., die nicht unbedeutenden Handel und Verkehr unterhalten. Die Grundlagen hierzu gewähren die sehr ergiebigen Kalk- und Gipsbrüche, welche sich in der Nähe bei einem 53 Mt. hohen, langgestreckten Felsen befinden, ferner die altberühmte Saline, die eine Soole von 25—26 Proc. versiedet, jährlich an 300,000 Ctr. Salz liefert und mit dieser dings mit einer Sodafabrik verbunden ist. Auch besteht eine Anzahl größerer gewerblicher Etablissements, darunter eine Eisengießerei, eine Cementfabrik, eine Haartuchweberei u. s. w. Die Anfänge der Stadt L. lassen sich auf das Michaeliskloster zurückführen, das bereits von Otto dem Erlauchten am Fuße des Kalkbergs bei der Stadt gegründet wurde. Auf demselben Berge erbaute Hermann Billung 961 zum Schutze gegen die Einfälle heidnischer Slaven eine Burg, neben der allmählich die Stadt entstand. Letztere blühte infolge der Zerstörung von Bardowick (1189) rasch auf und trat frühzeitig zur Hansa. Oft war L. Residenz Heinrich's des Löwen und bis 1369 Sitz der Herzoge von L. Der Erbstreit welfischer Fürsten, den sich die Stadt fortwährend verwickelt sah, führte zur Blutnacht des 21. Oct. 1371, welche die Erinnerung in Geschichte und Sage der Bewohner noch fortlebt. Das Michaeliskloster wurde 1382 in die Stadt gelegt und 1655 in eine höhere Bildungsanstalt, die Ritterakademie, umgewandelt, die man 1850 aufhob. Durch das Treffen bei L. gegen den französischen General Morand wurde 2. April 1813 der Befreiungskrieg in Deutschland eröffnet. Der rührige thätige Alterthumsverein in L. hat eine Beschreibung der «Alterthümer der Stadt L. und des Klosters Lüne» (Lüneb. 1852 fg.) begonnen. Vgl. außerdem Volger, «Urkundenbuch der Stadt L.» (Hannov. 1872 fg.); derselbe, «Führer durch die Stadt L.» (Lüneb. 1875).

Das ehemalige Fürstenthum L. ist ein Theil des norddeutschen Flachlandes, welches in seiner nördl. Hälfte dem Gebiet der Elbe, in seiner südlichen aber dem der Weser angehört. Die südwestl. Gegenden des Landes bilden weitgedehnte Flächen, während die nordöstlichen von zahlreichen Höhen durchzogen sind. Die Elbe, welche meist die Nordgrenze gegen Hannover, Lauenburg, Mecklenburg und Brandenburg bildet, nimmt im Lüneburgischen die Jeetzel, Ilmenau mit der Luhe und die Seeve auf. Der schiffbaren Aller, welche den ganzen Süden des Landes durchfließt, gehen von Norden her Ise, Lachte, Oerze und Böhme, von Süden her Lutter Fuse und bei Hudemühlen die ebenfalls schiffbare Leine zu. Während in den südl. Strichen des Landes stehende Wasser weitgestreckte Moore bilden, breitet sich in den nördl. Theilen die Lüneburger Heide aus. Der Boden dieser Heide, aus einem von gelblichem Sand und kleinem Granit- und Feuersteingeröll zusammengesetzten Diluvialgebilde bestehend, fördert zum Theil einen dürftigen Pflanzenwuchs, zeigt aber nur an wenigen Stellen völlige Sandblößen. Mehr in den eigentlichen Heidestrichen finden sich große geschlossene Waldungen, wie die 5260 Hekt. haltende wildreiche Göhrde, der 6000 Hekt. bedeckende Lüß, die unweit Garton liegenden der Bernstorff'schen Forsten 9200 Hekt. u. a. Ueberhaupt berechnet man den Forstgrund der ganzen Landdrostei L. auf 158,892 Hekt., also etwa auf 14 Proc. des ganzen Areals. Der schwere Marschboden an Elbe, Aller und Leine wird zu 52,630 Hekt. angegeben, auf ebenso viel auch der ergiebige «Niederungsboden» der kleinern Flüsse. Holz, Torf, Korn, Buchweizen, Flachs, Hopfen, Honig, Wolle, Pferde sind die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Landes, zugleich die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Pferde sind durchweg tüchtig, besonders in den Marschen. Die unter dem Namen der Heidschnuken bekannte Schafgattung wird gegenwärtig nur noch in den dürftigsten Gegenden der Heide gezüchtet. Die Bewohner des Landes sprechen einen niedersächs. Dialekt und zeigen im allgemeinen einen einfachen, gutmüthigen und treuen Sinn. Durchschnittlich herrscht Wohlhabenheit. Den nordöstlichen, von der Jeetzel durchflossenen Theil des Fürstenthums, der noch gegenwärtig Wendland genannt wird, bewohnten früher Slawen (Drevjaner und Glinjaner), an welche noch jetzt viele Spuren in Sitte und Sprache erinnern. Das Fürstenthum L. ist das alte Erbe des Welfenstammes. (S. Hannover und Braunschweig.) Dasselbe bildet jetzt den Landdrosteibezirk L., welcher auf 11,622,8 QKilom. Areal (1875) 386,714 E., fast ausschließlich Lutheraner, zählt und die Kreise Celle, Gifhorn, Fallingbostel, Uelzen, Dannenberg, L. und Harburg umfaßt. — Der Kreis L. zählt auf 1081 QKilom. (1875) 49,029 E. Vgl. von Lenthe, «Archiv für Geschichte und

assung des Fürstenthums L.» (9 Bde., Celle 1854—63); Manecke, «Topogr.-histor. reibung der Städte u. s. w. im Fürstenthum L.» (2 Bde., Celle 1858); Mithoff, «Kunst- nale und Alterthümer im Hannoverschen» (Bd. 4: «Fürstenthum L.», Hannov. 1877).

Lunel, alte Stadt des franz. Depart. Hérault, im Arrondissement und 24 Kilom. von ntpellier, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und an dem Kanal von L. gelegen, welcher Ort mit dem Rhône, dem Mittelmeere und dem Südkanal in Verbindung setzt. Der Ort 7281 E., mehrere Spiritus-, Absinth-, Wermuth-, auch Tuchfabriken und treibt bedeuten- Handel mit diesen Fabrikaten, mit trockenen Rosinen, Getreide und Mehl, besonders aber dem nach ihm benannten guten Muskatwein, der in der fruchtbaren Umgebung gebaut wird. dem 3 Kilom. westlich gelegenen Flecken L.-Viel, in dessen Umgebung ebenfalls treffliche uskatweine gewonnen werden, befinden sich merkwürdige Grotten mit fossilen Knochen. — r Muscat de L. ist nächst dem Rivesaltes und Frontignan der berühmteste Liqueurwein. wird aus der weißen Muskatellertraube gewonnen und gilt als einer der edelsten aller Süß- ine. Indeß wird er in außerordentlichem Maße verfälscht.

Lünette (franz.) heißt in der Befestigungskunst die gebräuchlichste Grundrißform selbstständiger Werke, namentlich der Feldschanzen und detachirten Forts. Die L. hat zwei unter nem gewöhnlich stumpfen ausspringenden Winkel zusammenstoßende, ins Vorterrain wirkende d längere Linien (Facen) und zwei darangesetzte, das Seitenterrain bestreichende kürzere inien (Flanken). Die Kehle der L. kann offen sein, oder einen Abschluß mittels Palissadirung, ertheidigungsfähigen Mauerwerks oder einer schwächern Erdbrustwehr besitzen. (S. Schanze.)

Lunéville (deutsch Lünstadt), offene, regelmäßig und schöngebaute Stadt des ehemaligen othringen, Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Meurthe-Moselle, an der Fran- ösischen Ostbahn, die hier nach St.-Dié abzweigt, und am Zusammenfluß der Meurthe und Vezouze, in einer weiten, fruchtbaren und gut angebauten Ebene, 33 Kilom. südöstlich von Nancy gelegen, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat ein Communalcollége, eine Acker- baugesellschaft und zählt (1872) 12,369 E., welche bedeutende Handschuh- und Fayencefabriken, Woll- und Baumwollspinnereien, Manufacturen in Leinwand, Tüllstickerei und Bonneterie, Roth- und Weißgerbereien, Brauereien, Eisenhütten, Gips- und Kalköfen u. s. w. unterhalten, sowie bedeutenden Handel mit ihren Fabrikaten, mit Korn, Mehl, Hanf, Lein, Branntwein und Holz treiben. L. ist das Entrepôt der Weine und der Leinwand des Departements. Die Stadt hat mehrere Prachtgebäude, eine schöne Pfarrkirche, eine der größten Manègen Frankreichs und einen ausgezeichneten Hauptplatz mit prächtigem Springbrunnen. Das große, vom Herzog Leopold erbaute, von König Stanislaus verschönerte Schloß brannte 1755 und 1849 ab, wurde aber wieder aufgebaut und dient jetzt zum Theil als Cavalerieka serne, sein Park zu Promenaden. Als 1735 der König von Polen, Stanislaus Leszczynski, zum Besitz von Lothringen gelangte, wählte er L. zu seiner Residenz, welches dadurch sehr gewann. Geschichtlich denkwürdig wurde die Stadt durch den Luneviller Frieden, der daselbst 9. Febr. 1801 zwischen dem Deutschen Reiche und der Französischen Republik auf der Grundlage des Friedens von Campo-Formio (s. d.) abgeschlossen wurde. Belgien und das linke Rheinufer wurden in demselben an Frankreich, Mailand und Mantua an die Cisalpinische Republik, Venedig aber und das Gebiet bis an die Etsch, Istrien und Dalmatien mit Cattaro an Oesterreich abgetreten. Für den Verlust ihrer Besitzungen auf dem linken Rheinufer sollten die deutschen Reichsfürsten innerhalb des Reichsgebietes entschädigt werden. Auch trat Oesterreich das Frickthal nebst dem Landstriche zwischen Basel und Zurzach an Frankreich ab, von dem beides 1802 an Helvetien überlassen wurde. Den Breisgau gab Oesterreich dem Herzog von Modena; auch willigte es in die Errichtung des Königreichs Hetrurien, wogegen der Großherzog von Toscana in Deutschland entschädigt werden sollte. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 wurde L. 13. Aug. 1870 von Truppen der Dritten deutschen Armee ohne Widerstand besetzt und war 15. Aug. Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen.

Lunge (Pulmo) ist das Athmungsorgan der höhern Thiere. Dieselbe bildet die Endigung der Luftröhre und ihrer Zweige und liegt mit dem Herzen in der Brusthöhle, und zwar drei Abschnitte derselben (Lappen, lobi) in der rechten, zwei (und das Herz) in der linken Brusthälfte. Eine jede L. hat die Form eines senkrecht durchschnittenen Kegels, dessen breite concave Basis auf dem nach oben convexen Zwerchfell aufliegt, während seine abgerundete Spitze über den obern Rand der ersten Rippe hinausragt; die äußere convexe Fläche der L. liegt allenthalben der Seitenwand des Brustkorbes an, wogegen ihre innere ausgehöhlte Fläche mit der gleichen der gegenüberliegenden L. eine geräumige Nische für das Herz (s. d.) und die großen

Digitized by Google

Gefäße bildet. Ihre Oberfläche ist von dem dünnen, glatten, durchsichtigen Brustfell (Pleura) überzogen, welches auch die innere Brustwand und das Zwerchfell auskleidet und so die Lage in ein Rippenfell und ein Lungenfell unterscheiden wird. In der Mittellebene des Brustkorbes berühren sich die beiden Brustfelle und bilden so zwischen beiden L. eine von der Wirbelsäule nach dem Brustbein verlaufende Scheidewand (Mittelfell, Mediastinum), die oben und hinten einen dreieckigen Raum freilassen, von welchem der hintere die Speiseröhre und die große Brustschlagader, der vordere das Herz und seine großen Gefäßstämme, die Luftröhre und die Thymusdrüse aufnimmt. (S. Brust.) Die L. ist ein schwammiges, außerordentlich elastisches, unter dem Fingerdruck knisterndes Organ, das beim Durchschneiden schwammiges, mit Luft und Blut durchsetztes Gewebe darbietet, das austreten läßt und bei Eröffnung der Brusthöhle zusammensinkt. Dieses nimmt sie einen kleineren Raum ein beim Ausathmen; spannt sich aber beim Einathmen, wo sie den Zwerchfell und Brustkorb durch die Thätigkeit der Athmungsmuskulatur der Brustkasten, so daß die L. von der nachrückenden Luft ausgedehnt. Eine aus dem Körper genommene L. läßt sich leicht aufblasen und verändert ihre bläulichrothe Farbe in eine hellrosenrothe. Ihr specifisches Gewicht ist wegen der im Gewebe vertheilten Luft geringer als das des Wassers, weshalb die L., welche geathmet haben, als Ganzes, oder in Theile geschnitten, auf dem Wasser schwimmen (S. Lungenprobe.) Ihr absolutes Gewicht beträgt bei mäßiger Füllung mit Blut ungefähr 1 bis 1,30 Kilogr.; bei Frauen etwas weniger. Die letzten Zweige der baumförmig verzweigten Luftröhre (s. d.) tragen eine große Anzahl halbkugelförmiger Bläschen, welche in einem Lungenläppchen alle miteinander in offener Verbindung stehen, die Lungenbläschen oder Lungenalveolen, deren es in beiden L. gegen 1800 Mill. gibt. Auf denselben ist ein feines Haargefäßnetz ausgebreitet, in welchem die Lungenarterien endigen und das sich zu den Lungenvenen sammelt. Das Blut der Lungenarterien ist dunkelroth, gibt in den Lungenbläschen Kohlensäure ab, nimmt dafür Sauerstoff auf und wird so zum hellrothen Blute der Lungenvenen. (S. Athmen.) Die Fläche, auf der dieser Austausch zwischen der eingeathmeten Luft und dem Blute (beim erwachsenen Menschen etwa 16mal in der Minute) stattfindet, ist auf 1 QM. berechnet worden. Ernährt wird die L. durch das Blut der Bronchialarterie. Weiterhin enthält das Lungengewebe zahlreiche Lymphgefäße, welche mit den schwärzlich pigmentirten Luftrährenzweigen und Bronchialdrüsen in Verbindung stehen, und Nervenfasern, welche den chem. Processen der L. und ihrer Empfindlichkeit vorstehen und theils dem zehnten Hirnnerven, dem sog. Lungenmagennerven, theils dem sympathischen Nerven angehören.

Wird die Brusthöhle durch Verwundungen oder Verschwärungen eröffnet, so sinkt die L. zusammen und die Athmung hört auf dieser Seite auf, wodurch das Leben in hohem Grade gefährdet ist. Ueberdies füllt sich die Pleurahöhle auch mit Blut. Bei der sog. Brustfellentzündung (Pleuritis) kann sich in der Brusthöhle eine wässerige Flüssigkeit ansammeln, welche die L. gleichfalls zusammendrückt. (S. Brustkrankheiten.) Außer dem Lungenkatarrh, welcher gleichbedeutend mit Bronchialkatarrh (s. Bronchien) ist, zählt zu den häufigsten und wichtigsten Krankheiten der L. die Lungenentzündung (Pneumonia), welche bald primär, inmitten der sonstigen Gesundheit, bald secundär, im Verlaufe anderer Krankheiten, insbesondere nach Masern, Scharlach, Typhus, Kindbettfieber u. s. w., auftritt und häufig mit großer Gefahr verbunden ist. Bei dieser, mit hohem Fieber und bedeutend gesteigerter Herz- und Athmungsfrequenz einhergehenden Krankheit füllen sich die Lungenbläschen mit fester, fibrinöser, aus dem Blute stammender Substanz an, wie bei Croup (daher croupöse Pneumonie), wodurch der betreffende Lungentheil solid und luftleer, leberartig (hepatisirt) und vollkommen luftundurchgängig wird. Die Krankheit kann einen oder mehrere ganze Lappen (lobäre) oder einzelne kleine Läppchen (lobuläre Pneumonie) befallen und ist um so schwerer, je größer ihre Ausbreitung ist. Erstere Form kommt namentlich bei erwachsenen und kräftigen Personen, letztere bei Kindern sowie bei schwächlichen und cachektischen Individuen vor. Ein starker, sehr anhaltender Katarrh kann zur Verstopfung der Luftröhrenzweige führen und so eine besondere Art der Brustentzündung, die katarrhalische, bronchiale Pneumonie vorstellen. Auch die unter dem Rindvieh epidemisch auftretende Lungenseuche ist eine Lungenentzündung, bei welcher sich aber der krankhafte Proceß auf das zwischen den Lungenläppchen gelegene Bindegewebe bezieht. Die Ursachen der Lungenentzündungen sind theils örtliche, wie Stoß, Schlag, fremde Körper, welche in die Luftwege gelangen, reizende oder staubige Einathmungen, gewaltsame Anstrengungen der Athmungsorgane u. dgl., theils heftige Erkältungen und epidemische, nicht näher bekannte Einflüsse. Weiterhin bildet bei entkräfteten Kranken und Verletzten, die lange auf dem Rücken liegen müssen, die infolge der Herzschwäche eintretende Blutstockung in den L. (Hypostase) eine

ige Quelle der Brustentzündung. Der Ausgang der Pneumonien ist sehr verschieden: ent- er erfolgt vollständige Lösung und Auffaugung der ausgeschwitzten Massen und damit völlige efung, was meist am siebenten bis neunten Tage unter plötzlichem Nachlaß aller subjectiven hwerden unter der Form der Krisis (s. d.) geschieht; oder es kommt nur zu unvollständiger Heilung, das Exsudat dickt ein, erfährt eine käsige Umwandlung und verursacht chronisch ündliche Reizungen, welche weiterhin einen häufigen Ausgangspunkt der Lungenschwindsucht .) bilden; in seltenern Fällen entstehen mehr oder minder große, umschriebene, mit flüssigem r gefüllte Höhlen im Lungengewebe (Lungenabscesse) oder brandiges Absterben einzel- Lungenpartien (Lungenbrand), wobei jauchige Massen ausgehustet werden. Bisweilen lgt auch der Ausgang in Lungenschrumpfung oder Lungeninduration, wobei das haltige Lungengewebe verödet und durch eine derbe fibröse Narbenmasse ersetzt wird.

Verlust der Elasticität des Lungengewebes und Ausdehnung der Lungenbläschen durch jwund der Zwischenwände findet sich häufig bei chronischen Katarrhen sowie bei Verdich- gen des Lungenparenchyms und stellt als Lungenerweiterung oder Emphysem (s. d.) e der häufigsten Ursachen des Asthmas dar, wogegen krampfhafter Verschluß der Luftröhren- eige das nervöse Asthma (s. d.) bedingt. Beim Fötus sind die Lungenbläschen zusammen- allen und luftleer, die Brust noch nicht gewölbt, die Rippen flach niedergedrückt. Bleibt ser Zustand, den man Atelektasie nennt, theilweise auch nach der Geburt noch bestehen, r wird er im spätern Lebensalter durch Krankheit erworben, so fühlt sich das betroffene ngenstück derb an und ist luftleer und functionsunfähig. Lungenschlag, Lungenläh- ung, Oedem der L. oder Stickfluß ist der Zustand, bei welchem das ganze Lungengewebe folge von anhaltenden Störungen im Blutkreislauf (bei Herzfehlern, Lungencongestion, Bron- al- und Lungenentzündungen) oder infolge wässeriger Blutbeschaffenheit mit seröser, wässe- ger Flüssigkeit durchtränkt und so dem Athmungsvorgange entzogen wird. Diese Erscheinung itt häufig in den letzten Stunden des Lebens ein und wird so zur letzten Todesursache. Im hen Alter nimmt die blaurothe L. infolge des eingeathmeten Kohlenstaubes eine dunkle, schwarze ärbung an. Krebs, Syphilis, Sarkom und Echinococcus können die L. gleichfalls befallen.

Alle Lungenkranken sollen ein geregeltes Leben führen und die größte Sorgfalt auf den thmungsproceß verwenden, vor allem für eine möglichst reine, beständig gleichmäßig warme uft sorgen und sich vor schroffem Wechsel zwischen warmer und kalter Luft sowie vor den auhen Nord- und Ostwinden schützen. Alle körperlichen und geistigen Anstrengungen, welche nen stärkern Blutzufluß zu den L. erregen, sind auf das sorgfältigste zu meiden, dagegen die thmungsorgane selbst durch tiefe und ruhige Einathmungen in vorsichtiger Weise zu kräftigen. Während der rauhen Jahreszeit ist das Tragen wollener Unterkleider und das Warmhalten der Füße durch wollene Strümpfe sehr zu empfehlen. Die Diät soll kräftig, nahrhaft und leicht- erdaulich sein; obenan stehen frischgemolkene warme Milch, Eierspeisen, leichte Fleischsorten, Fleischbrühen, Mehlspeisen u. dgl. In vielen Fällen leistet die längere Uebersiedelung in ein mildes südl. Klima oder in einen geschützten Höhencurort vortreffliche Dienste.

Lungenkraut (Pulmonaria L.), zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Borragineen gehörende Pflanzengattung. Ihre wenigen über die gemäßigte Zone der nördl. Halbkugel zerstreuten Arten haben einen glockig-fünfkantigen Kelch, trichterförmige Blumenkrone mit fünflappigem Saume und über ihrem Grunde eingeschnürte Nüßchen mit von unten eingedrücktem Hofe. Die verbreitetste Art ist das gemeine L. (P. officinalis L.), eine der ersten Frühlingsblumen, welche in Deutschland allerwärts in Laubgehölzen, Wäldern, an Bächen wild wächst und deren Blumen erst hellroth, dann violett, zuletzt dunkelblau sind. Das saftige, behaarte Kraut war ehedem als Herba Pulmonariae maculosae (die Blätter sind meist weißlich-gefleckt) als Mittel gegen Blutspeien, Heiserkeit und Halsentzündung officinell.

Lungenprobe (docimasia pulmonum hydrostatica, Pneumobiomantik) nennt man den mit der Lunge eines todten neugeborenen Kindes angestellten Versuch, welcher die Beantwortung der Frage, ob das Kind geathmet habe oder nicht, begründen soll. Bei diesem Versuche werden die Lungen aus der Brusthöhle entfernt und vorsichtig in ein mit Wasser angefülltes Gefäß gebracht, wobei man beobachtet, ob sie untersinken oder schwimmen, und ob sie bei Druck unter Wasser Luft entwickeln. Auf diese Weise werden dann auch einzelne Lungenstücke untersucht. Schwimmt die Lunge, so ist sie lufthaltig, und das Kind hat geathmet, daher nach der Geburt gelebt. Die Gewißheit hierüber ist besonders in Fällen von Verdacht auf Kindesmord von höchster Wichtigkeit. Die Probe zeigt sich indeß nicht ganz zuverlässig, denn ein Kind kann nach der Geburt eine kurze Zeit leben, ohne zu athmen, und schon athmen, selbst schreien, ohne daß es

Digitized by Google

ganz geboren ist. Auch können die Lungen selbst unter gewissen Umständen auch nach gängigem Athmen im Wasser untersinken (wenn z. B. in ihnen eine Ausscheidung stanz, wie bei der Lungenentzündung, statthatte), oder, ohne durch Einathmen Luft aufgenommen zu haben, schwimmen (z. B. wenn durch Fäulniß in ihnen Gase entwickelt wurden). kann ein Kind sofort aus den Geburtswegen, ohne erst Luft geathmet zu haben, in gelangen. Die Lunge füllt sich dann mit dieser statt mit Luft und schwimmt auf Wasser

Lungenschwindsucht, Tuberkulose (Tuberculosis, Phthisis pulmonum), ist der schaftliche Name verschiedener chronischer Lungenkrankheiten, welche auf umschriebenen zündungen der einzelnen Lungenbestandtheile beruhen und durch weitgreifende Zerstörung Lungengewebes endlich zu allgemeiner Consumtion des Körpers führen. Man kann Formen derselben unterscheiden, von welchen die eine als acute Tuberkulose (s. d.), die als chronische Lungenentzündung zu betrachten ist. Im ganzen sind die Erscheinungen den gleich, nur ist die chronische Lungenentzündung nicht so gefährlich wie die eigentliche kulose. Die L. beginnt meist mit einem Katarrh der Bronchien, besonders in den Lungen (sog. **Spitzenkatarrh**), der sich durch schleimigen, oft blutigen oder eiterigen Husten, Brennen und Schmerz auf der Brust u. s. w. kundgibt und häufig in umschriebene Entzündungen des benachbarten Lungengewebes übergeht. Häufig werden die ausgeschiedenen Producte derartiger Entzündungen (Eiterkörperchen, Epithelzellen, Rundzellen) nicht resorbiert wieder aufgesaugt, sondern eingedickt und in graue, käsige Knötchen umgewandelt, durch weitern Zerfall und Erweichung bald kleinere oder größere Höhlen (sog. **Cavernen**) von Größe einer Erbse bis zu der einer Mannesfaust entstehen, sodaß zuletzt der ganze Lungenflügel durch derartige Erweichungsherde zerstört wird. Während sich dieser zerstörende Vorgang in Lungen immer weiter ausbreitet, tritt hektisches Fieber hinzu, das mit einem (Nacht-) Schweiß endet. Es stellt sich Abmagerung und Ermattung ein, das Gesicht und die Schleimhäute werden blaß und der Athem, namentlich bei Anstrengungen (Treppensteigen), kurz. Der Auswurf wird immer reichlicher, eiteriger, enthält oft Blut; es kommt selbst zu stärkern Blutungen aus der Lungen (s. **Bluthusten**). Häufig stellt sich auch hartnäckige, oft bis zur völligen Tonlosigkeit gesteigerte Heiserkeit ein, die von tuberkulösen Geschwüren der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut herrührt (sog. **Luftröhren-** und **Kehlkopfschwindsucht**). Die L. ist eine sehr häufige Krankheit, und fast in der Hälfte der Leichen findet man Spuren derselben. Wenn sie nicht in dem hohen Grade gefährlich, wie sich viele vorstellen, bedarf sie doch der umsichtigsten sorgfältigsten Behandlung, soll sie sich nicht gefährlich gestalten. Die L. kann jahrelang dauern und endlich erlöschen oder zum Tode führen, oder auch in einigen Monaten (**galopirende Schwindsucht**, Phthisis florida). Maßgebend zeigt sich bei der Beurtheilung der Schwere des Falls vor allem die Körpertemperatur, insofern selbst geringe Steigerungen der Temperatur über die natürliche Höhe (s. **Fieber**), wenn sie monatelang anhält, von übelsten Vorbedeutung ist. Man kann die L., welcher so viele Menschen zum Opfer fallen, leichter verhüten als heilen. Eine der wichtigsten Ursachen derselben ist die schlechte Ernährung des Körpers, und es zählen hierher alle die Verhältnisse, welche eine solche herbeiführen: schlechte unzureichende Nahrung, ungesunde Wohnungen, schlechte Stuben- und Kerkerluft, übermäßige Anstrengung (namentlich geistige), erschöpfende Umstände aller Art, wie zahlreiche Wochenbetten, langes Säugen der Kinder, geschlechtliche Ausschweifungen, schwerer Kummer, Gram und Sorge; daher bricht die L. so oft mit großer Heftigkeit im Wochenbett aus, und es stirbt Tuberkulöse so bald nach der Verheirathung. Auch der Tod an «gebrochenem Herzen» ist Tod an Tuberkulose. Oft bricht sie aus nach erschöpfenden Krankheiten, wie Typhus, Syphilis, Bleichsucht, Zuckerharnruhr u. s. w. Endlich gehören zu den Ursachen der L. chronische Magen- und Darmkatarrhe, weil diese der Verdauung und somit der Ernährung hinderlich sind. Der kalte Trunk auf die Hitze wird nicht an sich Ursache der L., sondern durch Einleitung eines Magenkatarrhs oder durch starke Abkühlung der Lunge bei schon bestehenden Lungenleiden. Weitere Ursachen liegen in Schädlichkeiten, welche direct auf die Lungen einwirken. Der Leichtsinn, welcher Lungenkatarrhe vernachlässigen läßt, wird oft mit der Gesundheit oder mit dem Leben bezahlt. Gewisse Gewerbe fördern aus denselben Gründen die L., und man trifft die Krankheit z. B. häufig bei Steinhauern, Schleifern, Cigarrenmachern u. dgl. wegen der während Einwirkung des Staubes, welcher bis in die Lungenbläschen gelangt und hier leicht chronische entzündliche Processe, die sog. **Staubinhalationskrankheiten**, erzeugt. Das Tabackrauchen ist bei bestehendem Lungenkatarrh gleichfalls schädlich. Vom Klima ist die L. nicht so sehr abhängig, als man zu glauben geneigt ist. Sie zeigt sich in kalten Gegenden

häufiger als in warmen, aber das Vertauschen einer warmen Gegend mit einer kalten bedenklich werden. In hochgelegenen Gegenden (Gebirgen) soll sie nicht so häufig vorn als in Niederungen, weshalb man neuerdings bei der Behandlung der Krankheit der geeigneter Höhencurorte großen Werth beilegt. Eine der wichtigsten Ursachen der L. ist die Erblichkeit; die Kinder schwindsüchtiger Aeltern bekommen daher die L. leichter als sunder. Dagegen wird die Krankheit nicht durch Ansteckung übertragen, sodaß es ganz hig ist, die Betten, Wäsche und Kleidungsstücke der Schwindsüchtigen zu vernichten; nur n sie vor weiterm Gebrauch natürlich gründlich gereinigt und gelüftet werden. Ist die heit einmal im vollen Gange und besteht schon seit Monaten hohes Fieber, so bleibt kaum Aussicht auf Herstellung vorhanden. Bemerkenswerth ist aber, daß Tuberkulöse mit den edehntesten Zerstörungen der Lungen bis kurze Zeit vor dem Tode einigermaßen arbeitsbleiben und von einer Hoffnung getragen werden, die fast erst mit dem letzten Athemzuge ht. Viel läßt sich thun, ehe die Krankheit so weite Fortschritte gemacht hat. Befindet sich Verdauung nur noch einigermaßen in gutem Zustande, so müssen durch reichlichsten Nahszufluß die Kräfte erhalten werden. Die Kranken sollen Milch, Eier, Fleisch, Mehlsuppen, Nahrungsmittel (Leberthran, gute Butter), gutes bair. Bier u. dgl. genießen, aber keine chcuren oder sonstige Badecur gebrauchen, bei der sie der rauhen Morgenluft und andern ädlichkeiten ausgesetzt sind. Die Arbeit sei sehr mäßig und werde nicht bis zur Erschöpfung eben. Der Patient nehme Aufenthalt in reiner, warmer Luft (nicht in Kuhställen), daher nteraufenthalt im Süden wie das Tragen eines Respirators zu empfehlen sind. Oft erweist längerer Aufenthalt in einem geschützten Höhenklima heilsam. Arzneimittel sind machtlos können nur gebraucht werden zur Linderung von Nebenerscheinungen, wie Husten und rchfall. Vgl. F. Niemeyer, «Klinische Vorträge über die L.» (Berl. 1867); Waldenburg, Die Tuberkulose, die L. und die Skrofulose» (Berl. 1869); Buhl, «Lungenentzündung, berkulose und Schwindsucht» (2. Aufl., Münch. 1874).

Lungenseuche heißt eine der gefährlichsten ansteckenden Krankheiten des Rindviehs in gefügten und nördl. Gegenden. Sie offenbart sich zuerst durch trockenen Husten und führt mit derhaften Symptomen rasch zum Tode. Bei der Section zeigen sich die Lungen sehr krankft verändert. Ueber die Ursachen ist bisjetzt kaum etwas Sicheres ermittelt. Schlechtes tter und Getränk, nasse Weiden, Erkältung, übermäßige Anstrengung scheinen die Gelegenheitssachen zu bilden. In den meisten Fällen aber, in denen die L. in einer Heerde sich zeigt, rfte sie durch Ansteckung entstanden sein. Diese erfolgt wahrscheinlich durch die Luft und elleicht selbst auf ziemlich weite Entfernungen hin. Die Heilung der L. ist immer unsicher; e meisten erkrankten Thiere verfallen dem Tode. Zeigt sich die Krankheit in einer Heerde, so üssen sofort alle mehr oder weniger kranken von den gesunden Stücken getrennt und in vollmmener Absonderung gehalten werden. Am besten ist es, die anscheinend noch gesunden Thiere t separiren und nur die kranken in dem doch schon angesteckten Locale zu belassen. Das Local uß nach Aufhören der Krankheit vollständig desinficirt werden. Gegen die Seuche wendet an mit zweifelhaftem Erfolg innerlich Glaubersalz, äußerlich Eiterbänder an der Brust an. n einzelnen Fällen bewährte sich das Auspinseln des Mauls der Thiere mit Steinöl als räservativ gegen Ansteckung. Die von zwei belg. Thierärzten, Willems und De Saive, voreschlagene Impfung des Rindviehs mit der Lymphe lungenfauler Thiere, und zwar am Schwanz, at nur ein negatives Resultat ergeben. Vgl. die Schriften von Ulrich (Berl. 1852), De Saive Köln 1852), Kreutzer (Erlangen 1854), Gierer (Münch. 1856), Fuchs (Lpz. 1861), Landois nd Langenkamp (Lpz. 1865) und Haubner (Dresd. 1872).

Lunte, ein in einer Auflösung von Bleizucker getränkter Strick von Hanf oder Flachs, hat die Eigenschaft, wenn angezündet, mit einer spitzen Kohle ohne größere Aschenentwickelung fortzuglimmen. Lange Zeit hatte die L. eine große Bedeutung als Zündmittel für die Pulverladungen der Feuerwaffen; auf ihr beruhte das bis in das 17. Jahrh. gebräuchlich gewesene Luntenschloß der Feuergewehre. (S. Handfeuerwaffen.) Bei Geschützen ist sie erst in neuerer Zeit durch die Einführung der Reibzündungen allmählich in Abnahme gekommen.

Lupe, Vergrößerungsglas von kurzer Brennweite, s. Loupe.

Lupine oder Wolfsbohne (Lupinus) ist der Name einer zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörenden Pflanzengattung, die sich durch gefingerte Blätter, einen zweilippigen Kelch, zehn einbrüderige Staubgefäße und das geschnäbelte Schiffchen der Schmetterlingsblume auszeichnet. Ihre Arten, einjährige oder perennirende Kräuter, sind namentlich im Gebiete des Mittelländischen Meers und in der gemäßigten und warmen Zone Nordamerikas zu Hause.

Digitized by Google

Die weiße L. oder Feigbohne (L. albus L.), mit weißen, deckblättchenloſen Blüten, Oriente einheimiſch, wird im ſüdl. Europa ſeit den Römerzeiten angebaut, namentlich zur Düngung der Aecker und Weinberge; auch um die Wurzeln kranker Bäume pflanzte man um dieſe dadurch geſund zu machen. Die proteïnreichen, aber bittern Samen ſtehen, nachdem ihnen durch Einweichen in Waſſer der anhaftende bittere Geſchmack benommen iſt, an Nahrungswerth den beſſern Hülſenfrüchten nach. Deshalb werden die Samen ſelten anders benutzt als vielleicht nach Tödtung ihrer Keimkraft zur Düngung. Dagegen wird die Pflanze nicht zu Grünfutter, beſonders für Schafe, angebaut, ſondern eignet ſich auch vorzüglich zur Gründüngung. Ehedem wurden die Samen auch zu kosmetiſchen Salben und Pflaſtern benutzt. Daſſelbe gilt auch von der ſehr ähnlichen ägyptiſchen L. (L. termis L.), welche im ſüdl. Europa häufig angebaut wird. In Mitteleuropa dagegen baut man vorzüglich die gelbe L. (L. luteus L.) an, welche in den zwanziger Jahren des 19. Jahrh. durch C. von Wulffen aus Italien nach Deutſchland gebracht und zuerſt in der Provinz Sachſen cultivirt wurde. Sie gedeiht auf dem ärmſten Sandboden. Gegenwärtig wird ihr Anbau namentlich in der Lüneburger Haide, in der Mark Brandenburg und in der Niederlauſitz betrieben. Außer zu Gründünger benutzt man die gelbe L. (desgleichen in Südeuropa die weiße, in Frankreich die neuerdings auch in Deutſchland beliebt gewordene blaue L.) als Futter. Außer dieſen im großen angebauten Arten werden noch viele Lupinenarten als Zierpflanzen in Gärten gezogen wegen der Schönheit ihrer zum Theil wohlriechenden Blütentrauben. Beſonders dankbar iſt die amerikaniſche L. perennis, welche alljährlich aus ihrem Wurzelſtocke kräftige, reichbeblätterte Stengel treibt, die in 30—40 Ctmt. lange Trauben prächtig-blauer Blumen endigen. Eine andere Art, L. polyphyllus, verſpricht eine werthvolle Culturpflanze zu werden; bisjetzt ſind nur Verſuche damit gemacht worden. Vgl. Kette, «Die L. als Feldfrucht» (6. Aufl., Berl. 1861).

Lupulin oder Hopfenmehl, ſ. Hopfen.

Lurche im allgemeinen ſind Amphibien (ſ. d.); Froſchlurche ſind Batrachier (ſ. d.).

Luſignan, Stadt im franz. Depart. Vienne, an der Vanne und an der Orléansbahn, 26 Kilom. ſüdweſtlich von Poitiers, mit (1872) 2321 E. und den ſchön reſtaurirten Ruinen eines der älteſten Schlöſſer Frankreichs, deſſen Bau der Meluſine zugeſchrieben wird, mit einer Kirche aus dem 11. und 12. Jahrh.; merkwürdig iſt das mit den Thierzeichen verzierte Portal. Dieſes vielleicht mächtigſte Bollwerk der Feudalzeit, welches 1622 zerſtört ward, war von drei Ringmauern umgeben. Auch Reſte einer röm. Waſſerleitung ſind vorhanden, und die hier entſpringende Quelle heißt Font de Cé oder Céſar.

Luſignan, ſ. Guido von Luſignan.

Luſſin, die kleinſte unter den größern Inſeln des Quarnero, aber durch ihre vollkommenſchaftliche Bedeutung und den Verkehr der Bewohner die wichtigſte derſelben. Durch den Kanal von Oſſero von der Inſel Cherſo getrennt, ſtreckt ſie ſich in einer Länge von 30 Kilom., während ſie an der engſten Stelle kaum 290 Mt. breit iſt, und wird von einer Kette von Bergen durchzogen, deren Gipfel (von S. nach N.) im Monte-Calvario 230, im Monte-Polanza 2[illegible] im Monte-Oſſero 582 Mt. erreichen. Die Inſel bildet einen Gerichtsbezirk mit zwei Städten (Luſſin piccolo mit 7764 E. und vortrefflichem Hafen, Luſſin grande mit 2356 E.), acht kleinern Ortſchaften und iſt zugleich Sitz der Bezirkshauptmannſchaft, welche die ſämmtlichen zur öſterr. Markgrafſchaft Iſtrien gehörigen Inſeln des Quarnero umfaßt. Die Bewohner treiben Wein- und Oelbau, vorzüglich aber Schifffahrt und Schiffbau zu Handelszwecken.

Luſt und **Unluſt** ſind die beiden Grundbeſtimmungen unſers Gefühlslebens, welche ſich einander gegenüberſtehen und unter Umſtänden einander aufzuheben vermögen. Jedes einfache Gefühl muß entweder Luſt oder Unluſt ſein; beide, ſowol Luſt als auch Unluſt, zeigen eine continuirliche Stufenleiter der Stärke; der Indifferenzpunkt aber, in welchem keins von beiden eine poſitive Größe wäre, iſt eben der Punkt der Gefühlloſigkeit. Jedes zuſammengeſetzte Gefühl dagegen bildet eine algebraiſche Summe von Luſt- und Unluſtgefühlen, in welcher die beiden gegengeſetzten Gefühlsbeſtimmungen ſich zwar gegenſeitig aufzuheben beſtrebt ſind, dieſe Aufhebung aber nur unvollkommen erreichen, indem dabei das Bewußtſein zwiſchen abwechſelndem Ueberwiegen der Luſt und der Unluſt gewiſſermaßen um den Indifferenzpunkt hin- und hergeworfen wird. Dabei verſchwinden ſchwache Unluſtgefühle gegenüber ſtarker Luſterregung vollſtändig, und umgekehrt. Aus dieſem Verhältniß folgt demnach, daß Luſt und Unluſt gleich reale, poſitive Seelenzuſtände ſind, welche nur inſofern im Verhältniß zueinander (nach mathematiſcher Analogie) poſitiv und negativ genannt werden, als ſie in ihren Wirkungen einander aufheben. Es iſt deshalb gleich falſch, die Unluſt, wie Leibniz that, nur als Mangel der Luſt, oder die Luſt

Digitized by Google

Schopenhauer wollte, nur als Mangel der Unlust aufzufassen: der richtige Kern dieser An- besteht nur darin, daß einerseits das Bewußtsein von dem Verschwinden oder Nicht- ndensein einer gewohnten oder gefürchteten Unlust die Veranlassung zu einem Lustgefühl, erseits das bewußte Vermissen einer gewohnten oder erhofften Lust die Veranlassung zu Unlustgefühl werden kann. Dabei sind also die Veranlassungen negativ, nicht die Ge- zustände selbst. Arten der Lust und der Unlust gibt es natürlich so viele, als es Arten des hls (s. d.) gibt, da jedes Gefühl, je nachdem es der Befriedigung oder der Nichtbefriedigung Triebes oder eines Wollens entspricht, den Charakter der Lust oder der Unlust annimmt. emerken ist noch, daß wir im Zustande lebhafter Lustgefühle alles uns Begegnende von der e aufzufassen pflegen, welche neue Lustgefühle hervorzurufen geeignet ist, während heftige stgefühle uns alles von der Seite erscheinen lassen, die zu Unlustgefühlen Anlaß gibt. So en lebhafte Lustgefühle zu der Stimmung der Lustigkeit, des Uebermuths u. s. f.; lebhafte stgefühle dagegen zur Unlustigkeit, mürrischer Laune, hypochondrischer Stimmung u. s. f., diese entgegengesetzten psychischen Dispositionen finden ihren Ausdruck in den ethischen tansichten des Optimismus und des Pessimismus.

Lüsterfarben. Eine sehr beliebte Decoration des Porzellans, der Fayence und anderer mischer Artikel, kommt schon auf Fayencetellern aus der mauro-hispanischen Zeit vor und dadurch hervorgebracht, daß man den Thonwaaren einen höchst zarten metallischen An- , Lüster genannt, gibt, welcher seinen Glanz allein durch das Brennen erhält, während re Metallschichten den Glanz erst nach dem Brennen durch das Poliren erhalten. Man rscheidet folgende Arten von Lüster: 1) Goldlüster, der häufig zum Verzieren von ence, hauptsächlich zum Ueberziehen ganzer Flächen gebraucht wird; in dünnster Schicht getragen, führt er den Namen Burgoslüster, der vorzugsweise zum Fondiren von Flächen rwendung findet, indem man zuerst Druck und Malerei auf denselben anbringt, welche durch Lüster ersichtlich bleiben. Letzterer Lüster bedingt zugleich eine rosenrothe Färbung der asur und gewährt demnach den doppelten Effect von Farbe und Goldglanz. 2) Der Silber- ster ist entweder gelber Lüster oder Kantharidenlüster, letzterer vom Ansehen der Flügel- ken der Spanischen Fliegen oder Kanthariden. 3) Der Kupferlüster zeigt dasselbe An- en und das nämliche röthliche und gelbliche Farbenspiel wie der Burgoslüster; man findet häufig auf gewöhnlicher span. Fayence und auf gewisser Majolika aus dem Zeitalter des orgio. 4) Mit dem Namen Bleilüster bezeichnet man endlich jene in Regenbogenfarben elende glänzende Färbung, welche gewisse mit Bleiglasur überzogene Thongeschirre zeigen.

Lustgas oder Lachgas (engl. laughing gas) ist Stickstoffoxydulgas, eine 1776 von riestley entdeckte und 1809 von H. Davy untersuchte gasförmige Oxydationsstufe des Stick- offs, welche früher nur in den Laboratorien als chem. Präparat im kleinen dargestellt wurde, gegenwärtig jedoch, seit seiner Einführung in die Therapie, im großen Betriebe fabricirt wird. avy hatte bereits beobachtet, daß dieses Gas, eingeathmet, beim Menschen eine eigenthümliche rregung bewirkt, ein seltsames Trommeln in dem Gehörorgane verursacht und ein besonderes Wohlbehagen im Körper und dann die Erscheinungen der Heiterkeit hervorruft, bis allmählich e Sinne schwinden. Bei fortgesetzter Athmung erfolgt vollständige Bewußtlosigkeit und schließ- ch der Tod. Diese durch Davy bekannt gewordene Eigenschaft des Gases, Bewußtlosigkeit ervorzurufen, wurde indeß erst später praktisch verwerthet. Bereits 1844, also drei Jahre rüher als das Chloroform von Simpson eingeführt wurde, wandte Horace Wells das L. an ich selbst an, wobei ein Chemiker, Colton, die Narkose leitete. Eine große Verbreitung fand iese Methode jedoch erst 1867, wo durch den pariser Zahnarzt Evans die Narkose zur Zahn- xtraction durch L. Verwerthung fand. Das L. wird jetzt allgemein durch Erhitzen von salpeter- aurem Ammoniak und Waschen des sich entwickelten Gases durch Eisenvitriollösung, dann durch Natronlauge und endlich durch Kalkmilch dargestellt. Interessant ist die Compression des Gases behufs kaufmännischer Verwerthung. Das comprimirte Gas gelangt in eisernen Flaschen in den Handel. Im J. 1871 belief sich in London der Verkauf comprimirten L. auf 146,211 Gallons, 1872 auf 214,478 und 1873 auf 202,252 Gallons (die Abnahme von 1873 findet ihre Erklärung durch einen Todesfall während der Narkose); seitdem ist der Consum wieder stetig gestiegen. In Deutschland wurde das comprimirte Gas durch die Firma Ash u. Son, London, eingeführt. Für die Anwendung des Gases wurden zahlreiche Apparate construirt, um die Inhalationen zu erleichtern. Es finden sich einfache Mundstücke, durch welche das Gas ohne weiteres hindurchströmt, und complicirtere, welche das gleichzeitige Eintreten von Luft ge- statten. Was die Application des L. betrifft, so steht jetzt fest, daß die Narkose nur in solchen

Fällen benutzt werden kann, in welchen es sich um eine nur kurze Schmerzstillung handelt, zahnärztliche Operationen ist deshalb das L. besonders geeignet. (S. Anästhetica. E. Grohmald, »Das Stickstoffoxydulgas als Anästheticum« (Berl. 1872).

Lustrum (von luere, d. i. reinigen oder sühnen) hieß in Rom das feierliche Sühn- und Reinigungsopfer, das nach Beendigung des Census (s. d.) durch einen der Censoren im Namen des röm. Volks dargebracht wurde. Die Opferthiere, ein Schwein (sus), Schaf (ovis), Stier (taurus) daher die Benennung Suovetaurilia), wurden vor der Schlachtung um das dem Marsfelde centuriemweise versammelte Volk herumgeführt und dieses dadurch gleichzeitig oder entsühnt. Weil das L. ans anfangs mit dem Census alle vier Jahre stattfinden sollte, später regelmäßig alle fünf Jahre wiederkehrte, wurde mit dem Wort L. auch ein fünfjähriger Zeitraum bezeichnet.

Lustspiel oder **Komödie** (griech.) ist die Kehrseite der Tragödie (s. d.). Während letzterer die innere Zerrunnt und Nothwendigkeit der sittlichen Weltordnung darstellt, entfaltet sich die Welt der Komödie als die des Zufalls und der Willkür, aber doch so, daß auch zuletzt der Vernunft die Ehre geben müssen. Zufall und Willkür spreizen sich auf, spielen sich gleichsam als die treibenden Weltmächte, endlich aber verwickeln sie sich in ihren eigenen Stricken. Hettner hat in seiner Schrift »Das moderne Drama« (Braunschweig. 1852) die wichtige wesentlich in zwei verschiedene Gattungen gesondert, in die phantastische und realistische. Jene ist die Komödie des Aristophanes (s. d.) und die romantische Märchenkomödie die sog. neuere Komödie der Griechen und das L. der modernen Völker. Die phantastische Komödie baut sich eine eigene phantastische Welt für sich auf, die allen Gesetzen und Möglichkeiten der Wirklichkeit widersprieht, und die die Wirklichkeit nur benutzt, um sie sofort als eine dem lächerliche zu parodiren. Die realistische Komödie dagegen tritt als wirkliche Welt auf, die brausprucht überall den Schein der unbezweifelten Wahrheit. Sie zerfällt in Charakter- und Intriguenlustspiel. Die Posse (s. d.) bleibt im Niedrig-Komischen (s. Komisch). Das Charakterlustspiel nimmt irgendeine komische Person, die sich in eine einseitige und Thorheit festgerannt hat, zum Ausgangspunkt und bringt diese zuletzt durch allerlei Irrerei und Hänselung zur Besinnung. Das Intriguenlustspiel aber sucht nicht das komische der Situationen; es kommt dabei vor allem auf die feine Schürzung des Knotens und auf die befriedigende Lösung desselben an. Diese beiden Arten des L. sind bereits von der neuen Komödie der Griechen, von der uns Plautus und Terenz schätzbare Muster erhalten haben, ausgebildet worden. Unter den Neuern ist Molière Meister des Charakterlustspiels; Lope de Vega des Intriguenlustspiels und die Spanier (Lope, Moreto u. a.), unter den Franzosen, nach Vorgange Beaumarchais', besonders Scribe. Auch die Italiener und Engländer sind reich an Komödien aller Gattungen. Das mustergültige deutsche L. ist noch immer Lessing's »Minna von Barnhelm«. Bauernfeld, Freytag, Gutzkow sind, wenigstens soweit das deutsche Leben gerecht ist, die besseren deutschen Lustspieldichter. Vgl. Bobyo, »Ueber das Komische und die Komödie« (Gött. 1844); Mahly, »Wesen und Geschichte des L.« (Lpz. 1862); Gervinus' »Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik« (3. Aufl., Berol 1874).

Luteolin, ein gelber Farbstoff des Wau (Reseda luteola), bildet feine gelbe Nadeln, welche bei etwa 320° schmelzen und theilweise unzersetzt sublimiren. In siedendem Wasser löst es sich nur wenig, leichter in Alkohol und in Alkalilaugen, in letzteren mit dunkelgelber Farbe.

Luthardt (Christoph Ernst), prot. Theolog und streng orthodoxer Richtung, geb. 22. Juli 1823 zu Maroldsweisach in Unterfranken, besuchte das Gymnasium zu Nürnberg und widmete sich 1841—45 auf den Universitäten zu Erlangen und Berlin theol. Studien. Nachdem sich hierauf eine Zeit lang im Predigerseminar zu München gebildet, erhielt er 1847 am Gymnasium daselbst die Stelle eines Lehrers der Religion und Geschichte, habilitirte sich 1851 in Erlangen und siedelte 1854 als außerord. Professor der Theologie nach Marburg über, wo er Ostern 1856 einem Rufe als ord. Professor der systematischen Theologie und neutestamentlichen Exegese nach Leipzig folgte. Im J. 1865 erhielt er den Titel eines Consistorialraths. L. gehört seiner theol. und kirchlichen Richtung nach im wesentlichen der sog. Erlanger Schule an. Unter seinen theol. Arbeiten sind außer verschiedenen akademischen Gelegenheitsschriften besonders hervorzuheben: »Das Johanneische Evangelium« (2 Bde., Nürnb. 1852—53; 2. Aufl. 1875), »Die Lehre von den letzten Dingen« (2. Aufl., Lpz. 1871), »Die Lehre vom freien Willen« (Lpz. 1863), das »Compendium der Dogmatik« (Lpz. 1865; 4. Aufl. 1873), »Die Ethik Luther's« (Lpz. 1867; 2. Aufl. 1875), »Die Ethik des Aristoteles« (Lpz. 1869) und »Der Johanneische Ursprung des vierten Evangeliums« (Lpz. 1874). Für

eres Publikum berechnet sind, außer einigen Vorträgen kunstgeschichtlichen Inhalts, die ologie des Christenthums» (Bd. 1, Lpz. 1864; 8. Aufl. 1873; Bd. 2, 4. Aufl., Lpz. 1874; 3, 2. Aufl., Lpz. 1873) und «Die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte, ihrer enwart» (mit Kahnis u. Brückner, Lpz. 1865; 2. Aufl. 1866). Eine Reihe von Abhand- en L.'s finden sich in der erlanger «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche». Auch hat ehrere Predigtsammlungen (Bd. 1—5, Lpz. 1868—75) veröffentlicht. L. übt großen Ein- durch seine wöchentlich erscheinende «Allgemeine evang.-luth. Kirchenzeitung» aus.

Luther (Martin), das Haupt der deutschen Kirchenreformation im 16. Jahrh., wurde 10. Nov. 3 (nach andern 1484) zu Eisleben geboren, wohin sein Vater, der Bergmann Hans L. dem Dorfe Möhra bei Eisenach, und seine Mutter Margarethe, geb. Lindemann, gezogen en. Etwa ein halbes Jahr später siedelte sein Vater nach Mansfeld über und wurde daselbst er Rathsmitglied. L. wurde mit seinen Brüdern (von denen nur einer, Jakob, namentlich eführt wird; die beiden andern starben an der Pest, als L. in Erfurt war) und Schwestern rbara, Dorothea, Katharina und Marie) streng erzogen. Bis zu seinem 14. Jahre besuchte die mansfelder Schule, dann aber kam er (1497) zum Zwecke weiterer Ausbildung nach gdeburg, wo er zu den Barfüßern in die Schule ging und schon durch Currendsingen seinen erhalt mit erwerben mußte. Weil aber seine Aeltern nicht hinreichend für sein Auskommen gen konnten und er keine andere Unterstützung fand, ging er nach Eisenach (1498), wo er Lateinschule unter dem Rector Trebonius besuchte und auch hier Currendschüler ward. Zu- wohnte er bei dem Küster Konr. Lindemann, einem Bruder seiner Mutter, fand aber dann gen seiner schönen Stimme Aufnahme bei einer frommen Frau, Namens Ursula Cotta. L. og 1501 die Universität zu Erfurt, wo er nach dem Willen seines Vaters den Rechtsstudien widmen sollte. Ehe er aber die hierzu vorzugsweise nöthigen Wissenschaften studirte, wandte sich nach damaliger Sitte den Humanitätsstudien wie dem Studium der scholastischen Philo- hie und Theologie zu. Zu seinen Lehrern gehörten vornehmlich Trutvetter, Usingen, Greffen- n, Hecker, Ostermeyer, Göde. Im J. 1503 wurde er Magister, und jetzt begann er selbst rlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles zu halten. Da wurde aber theils durch Bekanntschaft mit einer Bibel, die er auf der Universitätsbibliothek fand, theils durch den tzlichen Tod seines Freundes Alexius, vor allem aber durch eine heftige Krankheit die Vor- llung der menschlichen Unheiligkeit und der göttlichen Strafgerechtigkeit so lebendig in ihm geregt, daß er der heil. Anna das Gelübde that, Mönch zu werden. Am 17. Juli 1505 trat in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Allein selbst die strengste Ascese befreite nicht von seiner Seelenangst, bis ihn, den Schwererkrankten, ein alter Ordensbruder auf Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals über m Dringen auf sog. gute Werke beinahe vergessene Lehre brachte Trost und Licht in L.'s Seele, d die Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, ihn behandelte, wirkte ermunternd f sein Herz. Staupitz befreite ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster und ermahnte n zur Fortsetzung seiner theol. Studien. Im J. 1507 (2. Mai) erhielt L. die Priesterweihe d 1508 durch Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie an die neue Universität zu ittenberg. Hier las er über aristotelische Dialektik und Physik, doch schon mit innerlicher nlust, da ihn das fortgesetzte Studium der Bibel, vornehmlich der Paulinischen Briefe, sowie e Lektüre des Augustinus und mancher Mystiker, besonders des Tauler, der Scholastik immer ehr entfremdeten. Indeß durfte er schon 1509 theol. Vorlesungen halten, indem er 9. Mai sselben Jahres das theol. Baccalaureat erhielt. Hiermit war ein sehnlicher Wunsch erfüllt, nd jetzt begann er auch zu predigen. L. zog 1510 als Pilger und zugleich in Geschäften des rdens nach Rom, wo der Leichtsinn und die Sittenlosigkeit des Klerus ihn tief empörte. Im . 1512 zum Doctor der Theologie promovirt, sah er in seinem Eid als Doctor biblicus die erpflichtung, die christl. Wahrheit aus der Schrift frei zu erforschen und zu verkündigen, auch gen sein Klostergelübde. Vom akademischen Lehrstuhle wie von der Kanzel aus, als geistlicher isitator und als Schriftsteller verkündigte er das Bibelwort, das er im streng Augustinischen Sinne auffaßte. Hiermit trat er in offene Feindschaft gegen die Scholastik, und fußend auf die ehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Opfertod Jesu, rüttelte er schon, enn auch unbewußt, mit an den Grundsäulen der alten Kirche. Oft predigte L. bei den Augu- inern, oft hörte er Beichte und warnte vor dem bestehenden Misbrauche des Ablasses. Auf eine Ordensbrüder konnte er um so mehr einwirken, als er 1516 das Generalvicariat des Ordens für Staupitz verwaltete; zugleich ward er 1516 zum Prediger an die Stadtkirche zu Wittenberg berufen. Die Fehde der Reuchlinisten (s. Reuchlin), die eben im Gange war,

zerstörte den letzten Rest seiner Hochachtung für die scholastische Theologie. Zugleich selbst mit einer Reihe theils volksmäßiger, theils gelehrter Schriften auf. Zu jenen seine Auslegung der Zehn Gebote, zu diesen seine Auslegung des Römerbriefs, des Vaterunsers, die Disputationen über die Freiheit des Willens, über die Liebe, Rechtfertigung, Buße (1516), die Herausgabe der »Deutschen Theologie«, der Sermone Ablaß und Gnade (1517). Auch hatte L. schon begonnen, biblische Bücher zu übersetzen, seine theol. Richtung hatte bereits an der Universität den Sieg über die Scholastik gewonnen. Zugleich war er durch seine gründliche Gelehrsamkeit sowie durch den Ruf seiner glänzenden Vorträge den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und werth geworden. Größeres machte es daher in ganz Deutschland, als er 31. Oct. 1517 die berühmten 95 Sätze Tetzel's Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, um zu einer öffentlichen Disputation über den wichtigen Gegenstand einzuladen. Weder Ehrgeiz noch Ordensneid die Dominicaner, sondern der Eifer für seine Ueberzeugung hatten ihn zu diesem Schritte bewogen, und so konnten auch weder die Streitschriften des Dominicaners Hogstraaten, der Magisters (sacri palatii) Prierias und des Dr. Ec (s. d.), noch die Vorladung nach Rom ihn zum Widerrufe bewegen. Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen Friedrich's des Weisen, unterblieb zum seine Reise nach Rom; doch mußte er vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg erscheinen (Oct. 1518). Da dieser aber nur auf Widerruf handeln, L.'s Brief, zugleich ihn heimlich gefangen nehmen und nach Rom bringen lassen wollte, L. (20. Oct.), mit Einlegung einer Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst, Wittenberg zurück. Er verwandelte hier bald darauf diese Appellation in die Appellation ein allgemeines Concil (28. Nov.), als Papst Leo X. die bisherige Theorie des Ablasses neuem (9. Nov.) bestätigt hatte. Jetzt fandte Leo den Kammerherrn Karl von Miltitz nach Deutschland, um diesem gelang es durch schmeichelnde Güte bei einer Zusammenkunft in Lichtenburg (Jan. 1519), L. zum Versprechen des Schweigens zu bewegen, wenn seine Feinde dasselbe würden, und seinen Gehorsam gegen den Papst öffentlich zu erklären. In einem demüthigen Briefe bezeugte L. noch einmal dem Papst Leo seine Ergebenheit (3. März 1519). Da aber Eck den Streit von neuem auf, indem er Karlstadt (s. d.) zur Disputation in Leipzig (27. Juni bis 16. Juli 1519) aufforderte und auch L. in diese verwickelte. Diese Disputation hatte nur die Folge, daß L. von der Unsterblichkeit des röm. Primats fester überzeugt wurde. In Rom, Köln und Löwen wurden L.'s Schriften öffentlich verbrannt, und im Nov. 1520 erschien die vom 15. Juni datirte päpstl. Bannbulle gegen ihn, den Ketzer, in Deutschland. Die Kraft dieser Bulle hatte L. schon im voraus gebrochen, indem er (Juni 1520) in der Sprache seine Erkenntniß über den Zustand der Kirche in der Schrift »An den christlichen deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung«, in Beziehung auf die äußern Verordnungen, und (Oct. 1520) in dem »Praeludium de captivitate Babylonica ecclesiae« in Beziehung auf die Lehre von den sieben Sakramenten darlegte. Mittlig hatte in Lichtenburg nochmals L. zu beschwichtigen gesucht, und in seinem köstlichen »Sermon von der Freiheit des Christenmenschen« hatte dieser wirklich noch einmal die Hand zum Frieden geboten. Allein die Publication der Bannbulle durch Eck machte allen Versöhnungen ein Ende. Zum erneuerte L. seine Appellation an ein allgemeines Concil und verbrannte die Bulle mit den päpstl. Decretalen, zum Zeichen seiner Lossagung von Rom, 10. Dec. 1520 vor dem Elsterthore in Wittenberg. Eine neue Bulle des Papstes (3. Jan. 1521) sprach den Bann nochmals über ihn aus und belegte jeden Ort seines Aufenthalts mit dem Interdict.

L. hatte den Adel deutscher Nation für die Vertheidigung der neuen Sache angerufen. Sie waren es besonders viele tüchtige Männer dieses Standes, wie Hutten, Sickingen u. s. w., ihn in seinem Streben ermunterten und ihn zu schützen sich erboten. Doch L., von einem innern, genialigen Geiste angetrieben, der es selbst nicht kannte, konnte, wollte, suchte weltlichen Schutz ab. Am 5. April 1521 trat der unerschrockene Mönch, von Justus Jonas, Amsdorf, Suavenius, Cordus, Sturciades und dem berühmten Juristen Hieron. Schurf begleitet, die Reise zum Reichstage nach Worms an, um sich vor Kaiser und Reich zu verantworten. Achtung und Theilnahme kam ihm überall entgegen, und die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, vor dem Einzuge in Worms antwortete: »Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein«. Am 17. April erschien L. in der Reichsversammlung, bekannte sich zu den ihm vorgelegten Schriften und schloß am folgenden Tage seine Vertheidigungsrede mit den Worten: »Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen

ft oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und über-
n werde: so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas
das Gewissen zu thun.» Dann soll er noch ausgerufen haben: «Hie steh' ich, ich kann
anders, Gott helfe mir! Amen.» Doch wird diese letztere Aeußerung in neuerer Zeit
nhistorisch angefochten. Er verließ (26. April) Worms in der That als Sieger, aber unter
zweideutigen Vorbedeutungen des Untergangs, den seine Feinde ihm bereiteten, daß der
ürst Friedrich der Weise von Sachsen ihn unterwegs nach zuvor mit ihm getroffener Ver-
ung, von der außer ihm nur noch Amsdorf wußte, 4. Mai hinter dem Schlosse Altenstein
gen nehmen und heimlich nach der Wartburg bringen ließ, um sein Leben zu sichern. We-
ie kaiserl. Achtserklärung (vom 26. Mai) noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn
r Muße stören, die er hier zum tiefern Studium des Griechischen und Hebräischen, zu po-
chen Schriften und vor allem zur Verdeutschung des Neuen Testaments anwendete. Doch
rte diese Zeit der Ruhe nur zehn Monate. Auf die Nachricht von Karlstadt's Bilder-
nerei eilte er trotz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn
ß, trotz der drohenden Ungnade des Kurfürsten mitten durch das Land des gegen ihn er-
ten Herzogs Georg von Sachsen nach Wittenberg zurück, wo er 7. März 1522 eintraf.
Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich rechtfertigte,
gleichfalls einen Beweis seiner Seelengröße. Die Predigten, mit denen er gleich nach seiner
kehr ununterbrochen vom 9. bis 16. März den Aufstand der fanatischen Neuerer in Witten-
stillte, zeigten von seiner Abneigung gegen kirchlichen Radicalismus, von seiner Menschen-
niß und Sanftmuth gegen blos Irrende. Nur wo unlautere Gesinnung sich ihm entgegen-
te oder wo er die evang. Wahrheit in Gefahr sah, erschien er selbst stürmisch. Daher seine
e Antwort auf die kleinliche Schmähschrift König Heinrich's VIII. von England, seine
ärfe gegen die Wiedertäufer und zwickauer Propheten, seine Erbitterung gegen Herzog Georg
Sachsen und in seinen Streitigkeiten gegen Karlstadt und Erasmus.

Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war L.'s Entschluß gereift, auf eine völlige Re-
nation der Kirche, welche die Nation allerdings laut verlangte, hinzuarbeiten. Zunächst be-
n er mit vieler Mäßigung 1523 in Wittenberg die Liturgie von manchen Gebräuchen zu
eien; doch kam er bei dem Widerstande, den das Kapitel an der Stiftskirche ihm entgegen-
te, erst am Schlusse 1524 zum Ziele. Er selbst legte 9. Oct. desselben Jahres die Mönchs-
e ab und verheirathete sich 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora (s. d.), ein Schritt,
der jetzt 42jährige L. erst nach vielem Bedenken, aber gewiß ebenso wol aus Grundsatz
aus Neigung that. Hiermit hatte er auch das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zu
erer Verwendung der Kirchengüter gegeben. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte
die neue Form des kirchlichen Lebens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und
nden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich um so nachdrücklicher
en die aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, je größere Gefahr seiner eigenen Sache
ch schwärmerische Ueberspannung drohte. Um die «reine Lehre des Evangeliums» fester zu
inden, gab er 1527—29 unter Autorität des Kurfürsten, dem er auf dem Reichstage zu
eier (1529) zur Protestation rieth, mit Hülfe Melanchthon's und anderer Freunde, der
che in Sachsen eine neue Ordnung und arbeitete zugleich zur Unterweisung der Pfarrherren
d der Jugend seinen Großen und Kleinen Katechismus (s. d.) aus. Während des Reichstags
Augsburg blieb er als Geächteter des Reichs in Koburg zurück, feuerte aber den sinkenden
uth der Seinen durch heldenmüthige Briefe an und betheiligte sich an der Feststellung der
gsburgischen Confession, die Melanchthon zur Revision und Begutachtung ihm zusandte.
eniger erfreulich erscheint vom heutigen Standpunkte die Unduldsamkeit, die L. gegen die
weiz. Reformatoren wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Lehre vom Abendmahle (s. d.)
te. Aber im Streite mit Karlstadt war L., um festen Boden unter den Füßen zu behalten,
m engern Anschlusse an den Bibelbuchstaben gedrängt worden, und dieselbe Festigkeit, welche
i Streite mit den «Reformirten» zur Hartnäckigkeit wurde, hat auch die Versuche Klein-
üthiger vereitelt, durch übelangebrachte Nachgiebigkeit gegen das Papstthum die neugewonnene
reiheit aufs Spiel zu setzen. Ganz in diesem Geiste schrieb er 1537 die Schmalkaldischen
rtikel (s. d.); aus denselben Gründen gab er den brandenb. und anhalt. Gesandten, die 1541
m Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die
atholischen zu stimmen, eine abschlägige Antwort. Auch verweigerte er 1545 die Theilnahme
iner Partei am Concilium zu Trient und schrieb in heftigem Tone die Schrift: «Das Papst-
um in Rom, vom Teufel gestiftet.» Die Heftigkeit des Tons in seinen Streitschriften findet

Digitized by Google

Entschuldigung in der herrschenden Denk- und Sprechart seines Zeitalters, in der Art Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von statten gehen konnte, in der keit, die ihn mit Steinschmerzen, Ohrenbrausen und Dysenterie oft heimsuchte, wie x haftigkeit seiner Phantasie. Er selbst entschuldigte seine Rauheit mit dem Ausspruch: Schale mag ziemlich hart sein; aber mein Kern ist weich und süß.» Aus den Anfä Zeit und seinen durch übermäßige Anstrengungen entstandenen hypochondrischen Le sich auch die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft beunruhigten. «Ich geboren», sagte er selbst, «daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu t darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind.» Daß er überall ehrlich ging, mußten ihm selbst seine Feinde zugestehen. Den Grundcharakter des deutschen Geradheit, Treue und Redlichkeit, legte nicht leicht jemand offener dar als L. Er ebenso wenig, seine Schwächen zu gestehen, als die Fehler anderer zu züchtigen; dabei überlegene Kraft und Größe seines Geistes mit vielen liebenswürdigen Eigenschaften

Man muß erstaunen über die unermüdliche Thätigkeit, mit der L. nach allen Se wirkte; das große Werk der Bibelübersetzung brachte er 1521—34 zu Stande. Zuerst 1522 das Neue Testament, dieses mit dem Alten Testamente 1534 und die ganze B arbeitet 1541. Zugleich bewährte er sich durch die Menge seiner Abhandlungen über tigsten Gegenstände des Glaubens als einen der fruchtbarsten Schriftsteller aller Z die meisten seiner Arbeiten überragen an Geist und Gehalt bei weitem die Schrift Zeitgenossen. Er predigte in jeder Woche mehrere male, zu gewissen Zeiten täglich, mit Eifer sein geistliches Amt, war für jeden Besuchenden zugänglich und half, wo mit Rath und That. Außerdem führte er einen ausgebreiteten lat. und deutschen Br über Gegenstände aller Art mit Fürsten und andern Großen, mit Gelehrten und Gern gab er sich den Freuden der Geselligkeit hin, wobei er, wie seine Tischreden z kernige und geistreiche Unterhaltung führte. Auch blieb er der Kunst nicht fremd; seine Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Seine geistlichen Lieder, «feste Burg», «Wir glauben all' an einen Gott», «Aus tiefer Noth» u. a., von denen acht zu Wittenberg 1524, später 89 zu Leipzig 1545 erschienen, zeichnen sich durch und Kraft aus. Seine vollkommene Herrschaft über die deutsche Sprache zeigt sich in nen Schriften, namentlich in seiner Bibelübersetzung. Mit ihm begann für die Ge deutschen Sprache ein neuer Zeitraum. (S. Deutsche Sprache.) Nur eine seltene kraft konnte so gehäuften Arbeiten gewachsen sein und längere Zeit harte körperliche L tragen. Selbst das Licht eines Auges war ihm verkümmert. Er starb 18. Febr. 154 leben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt. Seine Gattin und vier überlebten ihn. L. war ein liebevoller Gatte und Vater und seine Ehe, aus der drei Söhne drei Töchter hervorgingen, höchst glücklich. Sein Sohn Johann, geb. 7. Juni 152 seine Schulbildung in Torgau, studirte die Rechte in Wittenberg, ward Rath bei den des Kurfürsten Johann Friedrich, trat dann in die Dienste des Herzogs Albrecht von und starb 28. Oct. 1575 in Königsberg. Seine Tochter Elisabeth, geb. 10. Dec. 152 schon 3. Aug. 1528; seine zweite Tochter Magdalena, geb. 4. Mai 1529, starb bereits 1542. Sein zweiter Sohn Martin, geb. 7. Nov. 1531, studirte Theologie, nahm aber an und starb kinderlos 3. Mai 1565. Der dritte Sohn L.'s, Paul, der Stammhalter milie, geb. 28. Jan. 1533, studirte Medicin. Er ward Leibarzt bei Johann Friedrich bei Joachim II., nach dessen Tode bei den Kurfürsten August und Christian von Sachsen, aber dann zurück, privatisirte in Leipzig und starb hier 8. März 1593. L.'s dritte Toch garethe, geb. 17. Dec. 1534, starb 1570. Die männliche Nachkommenschaft L.'s Martin Gottlob L., der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb. (Vgl. Nobbe, «G Hausbuch der Nachkommen des Dr. Martin L.», Lpz. 1874.) L. war allmählich Wohlhabenheit gelangt. Er besaß das Große oder ehemalige Augustinerkloster in W das ihm Johann der Beständige schenkte, und welches von seinen Erben (1564) für 3 an die Universität verkauft wurde; ferner das Kleine Kloster, das L. 1541 für 430 Fl. hatte, seine Erben aber 1557 für 300 Thlr. verkauften; einen Baum- und Hopfengar man auf 500 Fl. schätzte; sodann das Vorwerk Wachsdorf, ein Mannlehn, auf 1500 schätzt, und das Gut Zeilsdorf, das für 956 Fl. von den Erben verkauft wurde.

Wider L.'s Willen wurde seine Partei nach ihm die Lutherische genannt; wider seinen hat sie auch die Kriege geführt, die Deutschland verwüsteten. L. rieth, solange er leb

Digitized by Google

en und erhielt ihn. (S. Reformation.) Von den durch die Literarische Gesellschaft in
3feld seit 1801 gesammelten Beiträgen zu einem Denkmale L.'s, zusammen 34,000 Thlr.,
e 31. Oct. 1821 das Denkmal zu Wittenberg aufgestellt, wozu der König von Preußen
ov. 1817 den Grundstein gelegt. Friedrich Wilhelm IV. ordnete an, das Wohnhaus L.'s
ittenberg auf Staatskosten anzukaufen und eine Schule darin einzurichten. Am 25. Juni
3 ward das nach Rietschel's Entwurf ausgeführte großartige Luther-Denkmal zu Worms
llt. Der Rest des gesammelten Geldes bildet das Grundkapital des «Luther-Stipendiums»
Theologen. Die dritte Säcularfeier von L.'s Tode (18. Febr. 1846) veranlaßte unter dem
:en Luther-Stiftung mehrere Stiftungen für Waisen, arme und verwahrloste Kinder.
her gehört besonders die Luther-Stiftung in Leipzig, welche auch die Herausgabe und Ver-
ung von L.'s Schriften, vornehmlich dessen Bibelübersetzung, zum Zwecke hat. Zu den
tigsten Ausgaben der Werke L.'s gehören die wittenberger (deutsch und lateinisch), die jenaer
eutsche und 4 lat. Bände, ergänzt von Aurifaber), die altenburger von Sagittarius und
:eipziger. Die hallesche von Walch (24 Bde., Halle 1740—51) ist die vollständigste. Die
: erlanger Ausgabe ist unvollendet geblieben. Ausgaben von «L.'s Werken, in einer das Be-
rniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl» wurden in Hamburg (10 Bde., 1826; 3. Aufl.
-4), von Gerlach in Berlin und von Zimmermann in Darmstadt veranstaltet. L.'s «Deutsche
iletische Schriften» wurden neu herausgegeben von Enders (16 Bde., Frankf. a. M. 1862—
und seine «Opera latina varii argumenti ad reformationis historiam imprimis perti-
ıtia» von Schmidt (7 Bde., Frankf. a. M. 1865—73). Seine «Briefe, Sendschreiben und
enken» gab De Wette (5 Bde., Berl. 1825—28; 6. Bd., von Seidemann, Berl. 1856)
aus. L.'s «Tischreden oder Colloquia» erschienen in Auswahl (Berl. 1876); ferner seine
rei großen Reformationsschriften vom J. 1520» (herausg. von Lemme, Gotha 1875) und
ıe «Geistlichen Lieder» (Dresd. 1876); außerdem wurde eine Sammlung seiner kleinern
hriften unter dem Titel «Martin L. als deutscher Classiker» (2 Bde., Frankf. a. M. 1871—
) und eine andere unter dem Titel «Martin L., dessen Lehr- und Streitschriften» (Wiesb.
72) veranstaltet. Vgl. die Lebensbeschreibungen L.'s von Matheſius (herausg. von Rust, Berl.
42), Ukert (2 Bde., Gotha 1817), Pfizer (Stuttg. 1836), Jäkel (Lpz. 1840—46), Genthe
z. 1841—45), Jürgens («L.'s Leben», Abth. 1: «L. von seiner Geburt bis zum Ablaß-
eite», 3 Bde., Lpz. 1846—47), Meurer (2. Aufl., 2 Bde., Dresd. 1851—52; dasselbe im
ıszuge, Lpz. u. Dresd. 1861); Lang, «Martin L., ein religiöses Charakterbild» (Berl. 1870);
Zittel, «Dr. Martin L., der deutsche Reformator» (Karlsr. 1873); Köstlin, «Martin L.»
Bde., Elberf. 1874); H. Rückert, «Martin L.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874).

Lutheraner wurden zuerst von Eck (s. d.) und Papst Hadrian IV. die Anhänger der von
ıther unternommenen Kirchenreformation genannt. Als letztere den Ketzernamen als Ehren-
men aufnehmen wollten, wehrte Luther selbst dem ab, doch wurde im Streite mit den reform.
rchen der Schweiz, welche dem Lehrbegriffe Calvin's (s. d.) sich anschlossen, und im Gegensatze
der Schule Melanchthon's (s. d.) der Name Lutherische allmählich zur stehenden Bezeichnung
r die aus der deutschen Reformation hervorgegangenen Kirchen, welche in der «ungeänderten»
ugsburgischen Confession und in Luther's Schmalkaldischen Artikeln die reine evang. Lehre
sgedrückt fanden. Daneben blieb als officieller Name die Benennung Evangelische Augs-
rgischen Bekenntnisses oder Augsburgische Confessionsverwandte bestehen.
ls staatsrechtliche Grundlage der den L. im Augsburgischen (1555) und Westfälischen Frieden
648) zutheil gewordenen öffentlichen Anerkennung im Deutschen Reiche galt nur die ungeän-
rte Augsburgische Confession, daher diese in manchen luth. Landeskirchen die einzige «zu Recht
stehende» Bekenntnißschrift ist; dagegen wurden anderwärts eigene corpora doctrinae auf-
estellt, unter denen das kursächs. Concordienbuch von 1580 (s. Concordienformel) das ver-
reitetste ist. Der ursprüngliche Sinn der kirchlichen Verpflichtung, sei es auf die «ungeänderte»
ugsburgische Confession allein, sei es auf die übrigen Bekenntnißschriften der evang.-luth.
irche, war die Aufrechthaltung der eigenthümlichen Lehre Luther's im Unterschiede nicht nur
on der calvinischen, sondern auch von der melanchthonischen. Ihre schärfste Zusammenfassung
at dieselbe in der Concordienformel erhalten, deren Aufstellung vornehmlich den Zweck hatte,
ie melanchthonische Schule auszuschließen. Der Gegensatz beider Richtungen geht in seinen
Anfängen noch in Luther's Lebzeiten zurück, gewann aber erst geraume Zeit nach seinem Tode
irchliche Bedeutung. Die strengen L., anfangs Flacianer (s. Flacius) genannt, hielten nicht
ur in der Sakramentslehre, sondern auch in den Dogmen vom freien Willen, der Bekehrung,
Rechtfertigung, den guten Werken an Luther's ursprünglicher Strenge gegen die Melanchthon'-

schen Milderungen fest und prägten die eigenthümlich Luther'sche Lehrweise im Eifer des Gegensatzes noch schroffer aus. Auch über die Christologie kam es zu heftigen Kämpfen beider Theile. Die streng luth. Auffassung, bis 1560 fast überall, doch insgemein mit Ausnahme der Abendmahlslehre, durch Melanchthon's Ansehen niedergehalten, gewann zuerst 1557 durch die Errichtung der Universität Jena einen festen theol. Mittelpunkt, von wo aus sie nach und nach in den meisten Landeskirchen Eingang fand. In Kursachsen wurden die Melanchthonianer als Kryptocalvinisten (s. d.) gestürzt, in Schwaben und Niedersachsen wandten sich die früher theol. Bewegung allmählich von Melanchthon zu Luther. Die wenigen Landeskirchen, welche sich, wie Hessen, Nassau und Anhalt, der streng luth. Strömung erwehrten, vereinigten mit den Calvinisten. Seitdem war die luth. Kirche zum äußern Abschlusse gekommen. Lehrbegriff der Concordienformel liegt der luth. Dogmatik des ganzen 17. Jahrh. ohne nahme zu Grunde. Am Ende des Jahrhunderts bereitete der Pietismus eine innere Bewegung vor, welche zur allmählichen Erweichung des strengen luth. Dogma und zu einer Annäherung an die reform. Kirche führte. Aber erst mit dem Aufklärungszeitalter beginnt die innere Auflösung der kirchlichen Orthodoxie, welche von der neuern Philosophie trotz zeitweiliger Fortversuche nur noch vollständiger durchgeführt wurde. Sowenig auch die Zeit den religiösen Sinn der Kirchenlehre tiefer zu würdigen wußte, so unwiederbringlich waren doch die Bekenntnisformen des 16. Jahrh. abhanden gekommen, und die äußere Aufrechthaltung der Bekenntnisse als bindender Norm des Glaubens und der Lehre mußten einer andersgewandten Zeit nothwendig als drückende Fessel erscheinen. Zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. zählte die luth. Orthodoxie fast gar keine Vertreter mehr. Auch als unter dem geistigen Einflusse der Romantik und der Befreiungskriege eine innigere, phantasiereichere und mit alter Pietät gegen eine große Vergangenheit erfüllte Frömmigkeit sich Geltung verschaffte, wollte man von den confessionellen Gegensätzen unter den Evangelischen selbst noch nichts hören.

So konnte Friedrich Wilhelm III. von Preußen das 300jährige Jubelfest der deutschen Reformation mit einem Aufrufe zur Vereinigung beider evang. Schwesterkirchen begrüßen und bald darauf das Unionswerk durch Einführung der neuen Agende (1822) zum vorläufigen Abschluß bringen. Aber die geistige Strömung der Restaurationszeit war dem Unionswerke ungünstig. Dieselbe Vorliebe für das historisch Gewesene, welche sich in dem von oben begünstigten Pietismus zeigte und in Schleiermacher und Hegel nach wissenschaftlicher Construction des kirchlichen Dogma rang, drückte sich in andern, weniger von einem wissenschaftlichen als von einem religiösen Bedürfnisse geleiteten Gemüthern durch die Rückkehr zu dem Lutherthum aus. Hatte schon die königl. Aufforderung zur Vereinigung der beiden getrennten Confessionskirchen zu einer einzigen evang. Kirche vereinzelten Widerspruch gefunden, so gab die Einführung der neuen Agende den Anlaß zu unruhigen Bewegungen in verschiedenen Theilen von Preußen. Eine bereits todtgeglaubte luth. Orthodoxie erhob von neuem ihr Haupt, verdammte die neue Agende als einen Versuch zur Ausrottung des luth. Bekenntnisses. Da die Staatsgewalt ihre Maßregeln aufrecht erhielt, schritten diese **Altlutheraner** zur Separation. Der Professor der Theologie Scheibel in Breslau stiftete 1830 eine Gemeinde, welche die Union geradezu die Aufhebung der luth. Kirche sah. In gleicher Weise erklärten sich andere Prediger in Schlesien, wie Berger in Herrmannsdorf, Wehrhahn in Kunitz und Kellner in Hönigern, wobei man sogar so weit ging, den Besuch unirter Schulen und den Gehorsam gegen unirte Kirchenobere für seelengefährlich zu erklären. Die Oeffnung der Kirche zu Hönigern mußte durch Militär erzwungen werden, während Kellner verhaftet und suspendirt ward. Mit gleicher Strenge wurde auch gegen die andern Prediger eingeschritten, die als Altlutheraner mit ihren Anhängern zu Separatisten geworden waren. Die Maßregeln des Staates vermehrten jedoch nur den separatistischen Eifer der Partei, die durch Reiseprediger neue Gemeinden zu bilden suchte, welche mit der Annahme der alten Wittenberger Agende der Staatskirche sich trennten. Es entstanden solche Gemeinden in Erfurt, Naumburg, Berlin und anderwärts. Indem aber der Staat die Gesetze gegen Conventikel zur Anwendung brachte, wanderten viele nach Nordamerika und Australien aus (1837), um hier eine Freistätte für die allein wahre luth. Kirche zu finden. Durch die Art und Weise, wie die Altlutheraner gegen den Staat auftraten, hatten sie sich aber allmählich selbst viele entfremdet, welche gleich ihnen an dem streng symbolischen Lehrbegriff festhielten. Ja die Altlutheraner zerfielen selbst unter einander, indem eine streng exclusive Partei, die das Ausscheiden aus der Landeskirche betrieb, und eine gemäßigte sich bildete, die ihre Bestrebungen innerhalb der Landeskirche fortsetzte.

Während in Preußen die Zwangsmaßregeln gegen die Altlutheraner seit 1838 mit

gitized by Google

n und die Regierung ihnen nur verbot, Proselytenmacherei zu treiben, constituirten sich uf einer Generalsynode zu Breslau (1841) 14 Pfarrbezirke in strenger Abgeschlossenheit die Staatskirche und Staatsregierung zur wahren luth. Kirche unter der Leitung eines irchencollegiums, doch dauerte daneben der innere Zwiespalt und die Auswanderung unter fort. Die königl. Generalconcession vom 23. Juli 1845 gab jenen Kirchengemeinden, s zum J. 1847 auf 27 gestiegen waren, Corporationsrechte, und seitdem wurde das bres- Oberkirchencollegium unter der Leitung des Professors Huschke, eines Juristen, als oberste enbehörde der Altlutheraner in Preußen öffentlich anerkannt. Als aber das Oberkirchen- gium kraft göttlichen Rechts Gehorsam erheischte, kam es auf der Synode von 1860 zu gen Auftritten, und unter Führung des als Rebellen abgesetzten Pfarrers Diedrich sagte ein Drittheil der Pastoren sich los und gründete die von Breslau unabhängige Immanuel- de. Innerhalb der Landeskirchen hatte die streng luth. Richtung seit den vierziger Jahren ählich Boden gewonnen und an vielen Orten große Bewegungen hervorgerufen, so in Kur- n, Altenburg, Hamburg, Magdeburg und anderwärts. Seit 1848 wurde in Preußen und rn Ländern die Forderung laut, die Union mit den Reformirten zu beseitigen und wirklich . Consistorien herzustellen. Während die luth. Conferenz vorher Geistlichen und Laien von separirten und unirten L. den Zutritt verstattete, ließ sie jetzt (Aug. 1848) nur diejenigen zu, welche sich zu den Symbolischen Büchern und der Herstellung der luth. Kirche durch nensunterschrift bekannten und forderte (1849) von ihren Anhängern sofort den Austritt einer Landeskirche, sobald in derselben die Aufrechthaltung des streng luth. Lehrbegriffs t gewahrt werde. In Provinzialvereinen, die in mehrern Ländern, z. B. in Sachsen, mmern, Schlesien und anderwärts, hervortraten, scharten sich die in der Landeskirche zurück- liebenen L. zum Umsturz der Union zusammen. Die Vereine consolidirten sich auf einem chentage zu Wittenberg (10. Sept. 1849) zu einem Centralvereine, in welchem Stahl und schel besonders thätig waren und letzterer als Vorstand gewählt wurde. Dieser Central- ein nun erhob sich auf dem Kirchentage in Wittenberg (10. Sept. 1851) unter Göschel mit er gegen die neue evang. Kirchenordnung und forderte eine selbstständige Leitung und die ge- liche Vertretung der rechten luth. Kirche in der obersten Kirchenbehörde. Auch diese Forderung rd erreicht, indem durch königl. Cabinetsordre vom 6. März 1852 der Oberkirchenrath und Consistorien in Mitglieder des luth. und des reform. Bekenntnisses zertheilt wurden. Die ion schien zu Grabe getragen, als eine neue Cabinetsordre vom 12. Juli 1853 die Absicht, en Bestand zu stören, in Abrede stellte. Aber die nachgelassenen, an bestimmte beschränkende dingungen gebundenen Abweichungen vom Unionsritus wurden überall, wo die «evang. Pre- ger» sich wieder als «luth. Pastoren» zu fühlen begannen, zur Regel, und der Widerspruch r Gemeinden fand sich durch strafende Consistorialerlasse zum Schweigen gebracht. Während e separirten L. über das «göttliche Recht des Kirchenregiments» untereinander in Haß und ader zerfielen, erhob der luth. Confessionalismus überall in der unirten Landeskirche siegreich in Haupt. Der Regierungsantritt König Wilhelm's I. brachte nur einen kurzen Stillstand diese Bestrebungen. In der Conflictszeit (1862—66) drängten sich luth. Pastoren und irchenpatrone als Eiferer für das Königthum von Gottes Gnaden an den Thron und fanden nädige Aufnahme. Unter dem Minister Mühler wurde der Widerstand der sog. conservativen nionsmänner von Jahr zu Jahr schwächer, während die liberale Richtung nur an wenigen Orten beim prot. Volke kräftige Unterstützung fand.

Auch außerhalb Preußens erhob die luth.-orthodoxe Partei von neuem ihr Haupt und schuf ich auf den jährlichen Pfingstconferenzen zu Leipzig eine Art von Vertretung für ganz Deutsch- and. In Baiern besaß die Partei schon seit den vierziger Jahren die Herrschaft; in Mecklen- urg, Hannover und dem Königreich Sachsen gelangte sie zum Kirchenregiment und hielt die ndern Regungen nieder. Auch in Hessen-Darmstadt hatten sich altluth. Conferenzen gebildet, ie zu offener Opposition gegen die Landeskirchenbehörde übergingen. In Baden fand die separa- istische Richtung in dem Pfarrer Eichhorn einen eifrigen Führer; in Thüringen förderten sie besonders lutherisch gesinnte Pfarrer aus Preußisch-Sachsen durch Conferenzen, die sie in Rudolstadt und in Dietendorf bei Gotha veranstalteten. In Kurhessen suchten Hassenpflug und Vilmar eine ursprünglich reform. Landeskirche mit Erfolg zu lutheranisiren.

Die Vereinigung von Hannover und Schleswig-Holstein mit Preußen (1866) brachte alte rein luth. Landeskirchen unter die Hoheit der preuß. Krone. Da verlangten die L. in der Landes- kirche Auflösung der Union, in den neuerworbenen Provinzen die Errichtung einer luth. Ober- kirchenbehörde. Erreicht wurde wenigstens die Aufrechthaltung des hannoverischen und die Neu-

Digitized by Google

errichtung des schleswig-holsteinischen luth. Consistoriums. Dieselben wurden dem [illegible] Oberkirchenrath nicht unterstellt, und namentlich das erstere behauptete eine zur Pflege des [illegible] herzigsten Confessionalismus weidlich ausgenutzte Unabhängigkeit auch gegenüber dem [illegible] minister. Dagegen wurden in Hessen luth. Pastoren, die sich dem Consistorium in Kas[illegible] unterwerfen wollten, entsetzt. Auf der allgemeinen luth. Conferenz zu Hannover (1868) [illegible] das landeskirchliche Lutherthum Heerschau über seine Getreuen gehalten, die eben noch im bit[illegible] Hader über alle möglichen dogmatischen Streitfragen, ja selbst über die «allereigentlichs[illegible] kenntnißsubstanz» untereinander zerfallen, sich aller Orten zum Kampfe gegen Union und [illegible] Protestantismus die Bruderhand reichten. Als Organ dieses streitbaren Lutherthums [illegible] Oct. 1868 die von Prof. Luthardt in Leipzig herausgegebene «Allgemeine evang.-luth. K[illegible] zeitung» gegründet. Unter der Fahne der luth. Confessionskirche fanden sich die L. von B[illegible] Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg mit ihren Gesinnungsgenos[illegible] der Union brüderlich zusammen. Es zeigte sich bald, daß die Mehrzahl der Geistlichkeit [illegible] Fahne folgte. Doch war es mit der Gunst von oben, wenigstens in Preußen, wieder [illegible] vorbei. In den alten Provinzen suchte der Oberkirchenrath, unter Hermann's Leitung, [illegible] auch von den überwiegend lutherisch gesinnten Consistorien vielfach gehemmt, die richtige [illegible] zwischen Confessionellen und Liberalen zu halten. Aber die künstlich gepflegte «Mittelpa[illegible] brach auf der ersten Generalsynode (Nov. 1875) selbst in Stücke. Während die Mehrhe[illegible] Synodalen sich zu einer rein gouvernementalen Partei (Passagepartei) constituirte, verfa[illegible] die von den Hofpredigern geführte Minorität (positive, d. h. orthodoxe Unionspartei) mit [illegible] L. Fühlung zu gewinnen und letztere gaben die Parole aus: «getrennt marschiren, aber ver[illegible] schlagen». Die Annäherung dieser beiden Parteien ist seitdem im steten Zunehmen begri[illegible] Ein Zwiespalt des Präsidenten des Oberkirchenraths Dr. Hermann mit Hegel, dem luther[illegible] gesinnten Präsidenten des brandenburger Consistoriums, schien mit der Bewilligung des [illegible] letzterm eingereichten Entlassungsgesuchs endigen zu sollen. Aber als die Hofprediger den [illegible] muth zweier berliner Geistlichen zum Vorwande nahmen, gegen die liberale Theologie S[illegible] zu blasen und L. und positive Unionisten aller Orten zum «Zeugniß» für das angeblich bedr[illegible] apostolische Glaubensbekenntniß sich zusammenscharten, verweigerte der König, «um die G[illegible] wissen seines Volks nicht zu verwirren», die Entlassung Hegel's (12. Juni 1877). Unter [illegible] Eindrucke der «kirchlichen Krisis» wurden die neuen Wahlen für die Provinzialsynoden vo[illegible] zogen. Sie ergaben in den sechs östl. Provinzen überall Majoritäten der verbündeten orthodox[illegible] Parteien, das Landvolk, von orthodoxen Pastoren und «deutsch-conservativen» Kirchenpatron[illegible] geführt, gab für die L. und ihre Bundesgenossen den Ausschlag; von den Städten wid[illegible] namentlich die größern meist liberal, soweit die kirchliche Indifferenz der Bürgerschaft [illegible] einer kleinen aber rührigen orthodoxen Partei freiwillig das Feld überließ.

Im Königreich Sachsen wurde von der ersten Landessynode 1871 die rigorose Vereidigu[illegible] der Geistlichen auf die luth. Bekenntnißschriften in eine elastische Gelöbnißformel verwand[illegible] die jedoch von den L. unter Luthardt's Führung im Sinne des bisherigen Religionseides [illegible] deutet wurde. Das neuerrichtete Oberconsistorium stimmte dieser Deutung grundsätzlich [illegible] wehrte aber die Zumuthungen auf Absetzung liberaler Geistlicher ab und gab gelegentlich wie[illegible] eine Auslegung des Gelöbnisses, die auch die Gewissensbedenken Freisinniger beschwichtig[illegible] konnte. Dafür gingen einige bekenntnißeifrige Pastoren in die Separation und eine (M[illegible] 1877) zu Chemnitz abgehaltene Versammlung der confessionellen Partei mahnte die Kirch[illegible] behörden, ihr Wächteramt treu zu erfüllen. Die theol. Facultät in Leipzig gilt noch immer [illegible] Luthardt, Kahnis und Delitzsch, trotz einiger Neubesetzungen im vermittelnden Sinne, als [illegible] hohe Schule des rechtgläubigen Lutherthums. In demselben Sinne wirken die Facultäten [illegible] Erlangen und Rostock. Mecklenburg unter dem Einflusse des Theologen Kliefoth darf sich [illegible] heute seiner durch keine «Irrlehre» befleckten luth. Kanzeln rühmen. In Hannover sorgt [illegible] Landesconsistorium durch scharfe Glaubensexamina für die «kanonische Eigenschaft» luth. Rech[illegible] gläubigkeit bei jedem anzustellenden Pastor und verschließt dem Protestantenverein die Kanzel[illegible] Die luth. Kirche Baierns unter der langjährigen Leitung von Harleß hat sich bisher den ver[illegible] einzelten liberalen Regungen, die in Augsburg, Nürnberg u. s. w. unter der Bürgerschaft he[illegible] vortraten, mit Hülfe einer fast ausnahmslos orthodoxen Geistlichkeit erwehrt. Vgl. Schwarz, «Zur Geschichte der neuesten Theologie» (4. Aufl., Lpz. 1869).

Lutidin, eine flüchtige organische Base, welche sich neben Pyridin und Picolin bei der trockenen Destillation thierischer Substanzen bildet. Sie ist flüssig, in Wasser wenig löslich und zeigt die merkwürdige Eigenschaft, daß es sich aus der Lösung in Form einer Oelschicht

Digitized

eidet, wenn man dieselbe gelind erwärmt; beim Sinken der Temperatur löst es sich wieder
Der Geruch des L. ist weniger stechend als aromatisch. Es ist von öliger Beschaffenheit
verbindet sich mit Säuren zu leichtlöslichen Salzen. Sein Siedepunkt liegt bei 154°.

Lütke (Friedrich, russ. Fedor Petrowitsch), russ. Admiral, geb. 17. (29.) Sept. 1797 von
rünglich deutschen Aeltern, wurde im Seecadettencorps erzogen, begleitete 1817—19 den
itän Golownin auf der Reise um die Welt, und unternahm dann eine Reihe von Expeditionen
Nowaja-Semlja, die zur Kenntniß dieser Insel wesentlich beitrugen, und die er unter dem
l «Viermalige Reise durch das nördl. Eismeer in den J. 1821—24» (Petersb. 1828;
sch von Erman, Berl. 1835) beschrieben hat. Besonders machte er sich einen Namen durch
e 1826—29 auf der Kriegssloop Senjawin gemeinschaftlich mit dem Kapitänlieutenant
njukowitsch, der ihm auf der Kriegssloop Moller beigegeben wurde, ausgeführte Welt-
segelung. Er entdeckte drei Inselgruppen, die er nach seinem Schiffe die Senjawininseln
annte, durchforschte das Beringsmeer, nahm die bisher unbekannten Korjaginsinseln, die
sel des heil. Matthias und die Küste von Tschukotien von dem Ostcap bis nahe zur Anadyr-
ndung auf und bestimmte die Lage der Pribylowsinseln. Ferner untersuchte er den großen
hipel der Carolineninseln von der Insel Yualan bis zur Gruppe Uyuty, sowie die Bonin-
mainseln, während Stanjukowitsch einen Theil der Küsten der Halbinsel Alaschka, die Inseln
und Lasarew aufnahm und die Insel Moller entdeckte. Der Reisebericht L.'s erschien in
s. Sprache (3 Bde., Petersb. 1834—36, mit Atlas) und wurde auch ins Französische über-
t (3 Bde., Par. 1835—36). Zur Fortsetzung der auf dieser Expedition gemachten Be-
chtungen über Pendelschwingungen trat er 1830 eine neue Reise in die Gewässer Islands
Hierauf zum Erzieher des Großfürsten Konstantin ernannt, wurde er in dieser Stellung
35 zum Contreadmiral, 1843 zum Viceadmiral befördert. Ende 1850 ward er Militär-
verneur und Flottencommandeur von Reval, 1853 Militärgouverneur von Kronstadt und
55 mit dem Range eines wirklichen Admirals in den Reichsrath versetzt. Ihm verdankt
n hauptsächlich die Gründung der russ. Geographischen Gesellschaft (1845). L. wurde
März 1864 zum Präsidenten der petersburger Akademie der Wissenschaften ernannt.

Lutschu-Inseln, ostasiat. Inselgruppe, s. Liu-kiu.

Lutter am Barenberge, Pfarrdorf im Kreise Gandersheim des Herzogthums Braun-
weig, 20 Kilom. nordöstlich der Kreisstadt, an der Braunschweiger Eisenbahn, Sitz eines
ntsgerichts, mit 1646 E., ist bekannt durch die Schlacht im Dreißigjährigen Kriege, 27. Aug.
26, in welcher Tilly den König Christian IV. von Dänemark vollständig schlug.

Lüttich (franz. Liége), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Belgien, liegt in einem
rrlichen Thale an der Maas, in welche oberhalb die Ourthe mündet, an der belg. Staats-
hn Brüssel-Herbesthal, welche hier nach Marloie abzweigt, sowie an den Bahnen nach
astricht, Namur und Flemalle, zwischen zwei Bergen, von denen der höchste auf der Nord-
te, der St.-Walburgisberg, die nach einem neuen Plane wiederhergestellte Citadelle trägt.
er ältere Stadttheil hat meist enge und finstere Straßen, während die in der neuesten Zeit
gelegten Straßen und Plätze einen viel freundlichern Eindruck machen. Die Maas theilt L.,
s außerdem noch neun Vorstädte besitzt, in die alte oder obere und in die neue oder untere
tadt. Ueber den Strom führen fünf Brücken: die alte Brücke (Pont des arches), 1863 an
telle der alten von 1657 erbaut, die 1843 errichtete Boveriebrücke, die 1865—66 erbaute,
ch dem zoolog. Garten führende Brücke, der Pont-Maghin und die schöne Eisenbahnbrücke
Pont du Val-Benoît). Den Universitätsplatz ziert seit 1866 die Statue des berühmten Geo-
gen Dumont. Das früher auf diesem Platze errichtete Standbild Grétry's von Geefs befindet
ch seitdem am Theaterplatz. Unter den zahlreichen Kirchen sind hervorzuheben: die Jakobs-
rche, gegründet 1016, vollendet 1538, mit prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern des
ohen Chors; die St.-Paulskirche, zum Theil aus dem 13. Jahrh., vollendet in der Mitte des
6. Jahrh., mit einer unter Geefs' Leitung in Holz geschnitzten Kanzel; die Bartholomäus-
rche, eine Basilika aus dem 12. Jahrh., mit zwei byzant. Thürmen und einem merkwürdigen
hernen Taufbecken aus dem 11. Jahrh.; die Martinskirche (um Mitte des 16. Jahrh. neu
rbaut), mit guten Glasgemälden und herrlicher Aussicht auf die Stadt (in ihr wurde 1250
um ersten mal das Fronleichnamsfest gefeiert); die Kirche des heil. Kreuzes. Das sehens-
würdigste öffentliche Gebäude ist der Justizpalast, zum Theil aus dem 16. Jahrh., früher die
Residenz der Fürstbischöfe; die schöne Vorderseite wurde erst 1734 aufgerichtet. L. ist Sitz
ines Bischofs, eines Gouverneurs, eines Appellhofs und einer Staatsuniversität und zählt
1876) 115,851 E. Die Universität, die 1817 von der niederländ. Regierung gegründet

Digitized by Google

wurde und mit welcher die Bergbauschule (École des mines) und die Polytechnische Sch… (École des arts et manufactures) in Verbindung steht, zählt etwa 1000 Studirende und i… Besitz eines schönen Gebäudes, welches nebst den Hörsälen sämmtliche akademische Sammlu… umfaßt. Außerdem bestehen für Wissenschaften und Künste mehrere Vereine, eine Ma… akademie, ein musikalisches Conservatorium, ein bischöfl. Seminar, ein königl. Gymnasium u… eine Taubstummenanstalt. Unter den Fabriken sind die Tuch- und Wollzeugfabriken und … Gewehrfabriken die ansehnlichsten. Nächstdem hat L. eine große königl. Geschützgießerei u… Bohrerei, eine Zinkfabrik, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ami… fabrik und viele Nägelfabriken. Der Handel mit Fabrikerzeugnissen und der Speditionsha… sind ansehnlich. Denselben unterstützen eine Börse und ein Handelsgericht. Sehenswerth … die Passage Lemonnier, ein großartiger Bazar mit Kaufläden. Die Stadt kommt bereits … 8. Jahrh. vor, wo die Bischöfe von Tongern ihren Sitz von Mastricht dahin verlegten. Frü… zeitig zu bedeutender Größe angewachsen, reich und freiheitsliebend, führte die Bevölker… wiederholte Kriege mit den Bischöfen, wobei das benachbarte Frankreich sie gern unterstütz… Karl der Kühne, im Einverständniß mit dem Bischof, eroberte die Stadt 1467, schleifte ih… Mauern und führte ihr Geschütz fort; auch Maximilian I. mußte als Erzherzog zweimal … mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Von den Franzosen wurde sie 1675, 1684 und 169… von Marlborough im Spanischen Erbfolgekriege 1702 erobert. Im Nov. 1792 wurde L. abe… mals von den Franzosen besetzt, im März 1793 aber wieder geräumt und erst 27. Juli 179… unter Pichegru und Jourdan von neuem erobert. In der Revolution von 1830 gehörte es z… den ersten Städten des Landes, die von Holland abfielen; auch hat es sich stets politisch auf d… Seite des antikath. Liberalismus gehalten. Das ehemals zum Westfälischen Kreise gehörig… Bisthum L., dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren, wurde 1794 von den Franzose… besetzt, im Frieden von Luneville förmlich an Frankreich abgetreten und dann unter die Depar… Ourthe, Untere Maas, Sambre und Maas vertheilt. Durch den Beschluß des Wiener Co… gresses und einen besondern Vertrag vom 23. März 1815 wurde es mit den übrigen südlich… niederländ. Provinzen als souveränes Fürstenthum L. dem König der Niederlande überlass… und bildete, nachdem einige Theile davon zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Nam… gekommen und dafür andere von Limburg, Luxemburg und Namur dazugeschlagen worden, ei… Provinz des Königreichs der Niederlande, die infolge der Revolution von 1830 an Belgi… kam. — Die gegenwärtige Provinz L. des Königreichs Belgien hat ein Areal von 2893,… QKilom. und zählt (1875) 645,020 E. Letztere sind fast ausschließlich Wallonen und bekenn… sich zur kath. Kirche. Die Maas durchströmt die Provinz von Süden nach Norden und i… beinahe gänzlich kanalisirt. Letzteres ist theilweise auch mit der Ourthe der Fall. Der Bode… ist im südl. und östl. Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, waldig, felsig un… hügelig, im westl. Theile eine fruchtbare Ebene. Getreide wird, besonders im Süden, nic… ausreichend gewonnen und durch Kartoffelbau ersetzt; dagegen sind die Schaf- und Rindviehzuc… nebst der Käsebereitung sehr ausgebreitet. Die Provinz ist reich an Kalk-, Bau-, Wetz- un… Flintensteinen und gutem Marmor, sowie an Mineralquellen, von denen Chaudfontaine un… besonders Spaa als Bäder berühmt sind. Wichtig sind ferner die Baumwollzeug-, Tuch-, Strohhut- und Holzwaarenfabriken, nächstdem die Verfertigung von Glas-, Stahl- und Eisen… waaren aller Art, Nadeln, Messern, chirurg. Instrumenten, Nägeln, Eisenbahnschienen, Dampf… booten, Dampfmaschinen, Locomotiven und besonders von Kanonen und Schießgewehren. Di… Provinz zählt (1876) 136 Kohlenbergwerke (25,723 Arbeiter; Ausbeute: 3,367,943 Tonne… im Werthe von 44,783,259 Frs.). Der Gesammtertrag der Hohöfen, Eisen-, Blei-, Zink- und… Kupfergießereien, sowie der Hütten und der gesammten Eisenindustrie betrug 107,669,257 Frs.; dazu kommt die Glasfabrikation mit 2,510,000 Frs.

Lutz (Joh. von), bair. Staatsminister des Cultus, geb. 4. Dec. 1826 in Münnerstadt, einem Städtchen in der Nähe des Rhöngebirgs, wo sein Vater als Schullehrer wirkte, studirte 1843—48 auf der Universität Würzburg die Rechtswissenschaft, wurde, nachdem er seit 1854 als Richter an dem Kreis- und Stadtgericht in Nürnberg fungirt hatte, 1857 der nach Nürnberg berufenen Handelsgesetzgebungsconferenz als Protokollführer beigegeben und folgte der… selben bei ihrer Uebersiedelung nach Hamburg, wo die Berathungen über das Seerecht eröffnet wurden. Nach seiner Rückkehr nach Baiern wurde er als Hülfsarbeiter in das Justizministe… rium berufen und 1. Jan. 1863 von König Max zum Secretär in seinem Privatcabinet ernannt. Nach dem Tode des Königs Max blieb L. auch im Privatcabinet des jungen Königs Ludwig II. und wurde 1866 zum Chef des geheimen Cabinets ernannt. Aber schon 1. Oct. 1867 über…

hm er das durch die Entlassung des Ministers von Bomhard erledigte Justizministerium. n dieser Stellung hatte L. die Einführung eines neuen, auf den Principien der Oeffentlichkeit d Mündlichkeit beruhenden Civilprocesses durchzusetzen und vollzog diese Aufgabe unter großen chwierigkeiten. Als infolge der Landtagswahlen vom 25. Nov. 1869 der bisherige Cultus- inister von Gresser sein Entlassungsgesuch einreichte, erhielt L. durch königl. Decret vom 9. Dec. 1869 den Auftrag, neben dem Justizministerium auch das Ministerium für Kirchen- nd Schulangelegenheiten zu übernehmen. An den nach Ausbruch des Deutsch-Französischen riegs von 1870—71 in München gehaltenen Vorbesprechungen über den Abschluß eines Ver- ssungsbündnisses nahm L. sehr erheblichen Antheil und reiste mit den Ministern Bray und Pranckh nach Versailles. Unter seiner wesentlichen Mitwirkung kamen die Verträge vom 23. Nov. 870 zu Stande, deren Annahme er dann im Dec. 1870 und Jan. 1871 in der Abgeordneten- ammer in energischer Weise befürwortete und durchsetzte. Bei der am 22. Aug. 1871 erfolgten Neubildung des Ministeriums, in welchem Graf Hegnenberg-Dux das Auswärtige und die Präsidentschaft übernahm, behielt L. das Cultusministerium. In dieser Stellung, welche in- olge der durch die vaticanischen Beschlüsse vom 18. Juli 1870 hervorgerufenen Spannung wischen Staat und Kirche eine höchst schwierige geworden war, vertrat L. mit Energie die Interessen des Staats gegenüber den Ansprüchen der ultramontanen Partei. Auf seine Ver- nlassung wurde vom Bundesrathe und vom Reichstage der sog. Kanzelparagraph gegen die olit. Ausschreitungen des Klerus eingeführt. Großes Aufsehen erregte der Erlaß des Cultus- ministers vom 27. Aug. 1871 an den Erzbischof von München, worin L. ablehnte, der altkath. Bewegung Halt zu gebieten und erklärte, daß den Maßregeln, welche die kirchlichen Behörden gegen die Gegner des neuen Dogma ergreifen, jede Wirkung auf deren polit. und bürgerliche Verhältnisse versagt bleibe. In ähnlichem Sinne beantwortete er auch 14. Oct. 1871 in der Abgeordnetenkammer eine von liberaler Seite ausgehende Interpellation über die Stellung der bair. Regierung zu den kirchlichen Fragen. Infolge dieser Haltung war L. den Ultramontanen der verhaßteste unter allen Ministern, und sie boten alles auf, seinen Sturz herbeizuführen. Aber weder bei dem Versuche, die Exigenzen für die höhern Unterrichtsanstalten nicht zu genehmigen, noch bei der gehässigen Ausbeutung der von L. über den Bischof Senestrey gemachten Aeußerung erreichten sie ihr Ziel. Der König bewahrte ihm sein Vertrauen. Den Feindseligkeiten der Bischöfe suchte er für die Zukunft dadurch vorzubeugen, daß er für erledigte Bisthümer nur gemäßigte und friedliebende Männer vorschlug. Durch L.' Bemühungen erhielten die drei Landesuniver- sitäten bedeutend erhöhte Staatszuschüsse, neue Lehrstühle und eine Reihe neuer Attribute, die Gymnasien und technischen Schulen revidirte Lehrpläne, die Lehrer der gelehrten Mittelschulen sowie die Volksschullehrer eine bedeutende Verbesserung ihrer finanziellen Verhältnisse. Von L.' literarischen Arbeiten sind zu erwähnen die «Conferenzprotokolle der Handels- und See- rechtsconferenz» und ein «Commentar zu dem bair. Einführungsgesetz für das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch» (2 Hefte, Würzb. 1863—66).

Lützelburger, auch Leutzelburger (Hans), genannt Franck, einer der ausgezeichnetsten Formschneider zur Blütezeit der ältern deutschen Kunst, von dessen Lebensumständen man nur weiß, daß er um 1522 thätig war, 1527 in Basel starb und wahrscheinlich die vorzüglichsten, mit besonders feinem Messer ausgeführten Holzschnitte des jüngern Hans Holbein (s. d.) ge- fertigt hat. Sein voller Name und die angegebene Jahreszahl stehen auf einem trefflichen Blatte: einem Kampfe im Walde zwischen Bauern und nackten Räubern. Außerdem werden ihm zugeschrieben die Bilder des Alten Testaments und der große Todtentanz, das Bildniß des Erasmus von Rotterdam mit dem Terminus, zwei Dolchscheiden, mehrere Alphabete u. a. Der an seinen Namen sich knüpfende Streit über die Eigenhändigkeit der Holzschnitte kann als da- hin entschieden betrachtet werden, daß die alten Künstler eine ausgebildete Schule von Form- schneidern vorfanden und ihrer im allgemeinen sich gerade so bedienten wie die heutigen.

Lützelstein (franz. La Petite-Pierre), Cantonshauptort im Kreise Zabern des deutsch- reichsländischen Bezirks Unterelsaß, Sitz einer prot. Inspection und eines prot. Consistoriums, liegt in den Vogesen, 57 Kilom. nordwestlich von Straßburg und zählt (1875) 969 E. Das Fort L., seit dem 8. Jahrh. befestigt, wurde 1870 von den Franzosen geräumt und 9. Aug. von Truppen der Dritten deutschen Armee besetzt, 1871 als Festung aufgegeben und ist jetzt Wohnung des Oberförsters. L. bildete früher eine besondere Herrschaft, die nach dem Aus- sterben der Grafen von L. (1460) den Pfalzgrafen von Veldentz bis zu deren Aussterben (1694) und von 1734 ab bis zur Französischen Revolution theils den Pfalzgrafen von Sulzbach, theils denjenigen von Birkenfeld gehörte. Vgl. Klein, «Die Bergfeste L.» (Mülhaus. 1858).

Digitized by Google

Lützen, kleine Stadt mit (1875) 2875 E. im Kreise und Regierungsbezirk Merseburg preuß. Provinz Sachsen, ist denkwürdig durch zwei Schlachten, die hier im Dreißigjährigen Kriege und im Befreiungskriege geschlagen wurden. Die erstere war die Schlacht bei L. 16. (6. alten Stils) Nov. 1632. Nach der Aufhebung des Lagers von Nürnberg hatte Gustav Adolf nach Baiern, Wallenstein aber gegen Sachsen gewendet, wodurch der König bewogen wurde, dem Kurfürsten zu Hülfe zu kommen. Er vereinigte sich bei Arnstadt mit Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, ging dann über Erfurt nach Naumburg und verschanzte sich hier in einem festen Lager. Sogleich rückte ihm Wallenstein bis L. entgegen, wurde aber, die Lagerbefestigung, die bei der späten Jahreszeit auf Beendigung des Feldzugs zu deuten schien, sicher gemacht, entsendete Pappenheim nach Niedersachsen und legte seine Truppen in Quartiere bei L. Kaum erfuhr Gustav Adolf Pappenheim's Abmarsch, als er, um Wallenstein anzugreifen, gegen L. aufbrach, in dessen Nähe er 15. Nov. abends anlangte. Wallenstein zog eiligst sein Heer zusammen und rief durch Eilboten Pappenheim unverzüglich von Halle zurück. Dann ordnete er seine Reiterei so, daß der rechte Flügel unter Holk an das Städtchen L. anlehnte und der linke unter Gallas sich bis zu dem die Ebene durchschneidenden Floßgraben ausdehnte. Die Fronte war der Straße zugekehrt, deren Gräben Wallenstein vertheidigen mit Musketieren besetzen ließ. Dahinter stand das Fußvolk in vier großen Tercien, von denen eine vorgeschoben und eine zurückgehalten war, vor der Front eine Batterie von 7 Kanonen und eine andere von 14 Kanonen auf dem höchsten Punkte der Gegend, an den Windmühlen bei L. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei; zwischen den Geschwadern des rechten Reiterflügels waren Musketierpelotons vertheilt; ein fünftes Viereck von Infanterie stand in der Mitte. Die Schlachtordnung der Schweden war in zwei Treffen; der linke Flügel reichte bis L., der rechte über den Floßgraben hinaus; in jedem Treffen standen vier Brigaden Fußvolk und 12 Regimenter Reiterei getrennt auf den Flügeln. Der König selbst führte den rechten, der Herzog Bernhard den linken Flügel, Brahe das erste, Kniphausen das zweite Treffen des Fußvolks. Das Geschütz war in Batterien vor der Fronte aufgestellt. So geordnet standen sich beim Anbruche des 16. Nov. beide Heere gegenüber. Ein dichter Nebel verzögerte den Angriff; erst, als derselbe gegen Mittag allmählich fiel, gab der König das Zeichen zum Angriff. «Gott mit uns» war das Losungswort der Schweden, «Jesus Maria» das der Kaiserlichen. Der rechte Flügel rückte gegen den Graben vor, stutzte jedoch vor dem furchtbaren Feuer; da ergriff der König eine Partisane und stellte sich selbst an die Spitze. Die Kaiserlichen wurden aus den Gräben vertrieben, drei Brigaden gingen über dieselben, eroberten die aufgestellte Batterie und warfen das vorderste Viereck, ebenso nach heftigem Kampfe das zweite. Da kam diesem das dritte zu Hülfe. Von Piccolomini's Kürassieren angegriffen, durch die große Batterie bei L. enfilirt, wurden die Schweden mit großem Verluste zurückgeworfen. Indeß hatte der König die schweren Geschütze in eine Batterie zusammengezogen und war mit der Reiterei über den Graben gesetzt. Die kaiserliche wurde hier geworfen; Schrecken und Verwirrung verbreitete sich über den ganzen linken Flügel des kaiserl. Heers, und die Batterie der sieben Kanonen wurde aufs neue erobert. Ebenso hatte Bernhard von Weimar auf dem andern Flügel zweimal, wiewol mit weniger Erfolg, angegriffen. Da erhielt der König Nachricht vom Weichen seiner Infanterie. Dem General Horn die Verfolgung seines Gegners anvertrauend, eilte er sogleich an der Spitze des Regiments Småland seinen bedrängten Truppen zu Hülfe. Von nur wenigen Reitern, darunter der Herzog Franz von Lauenburg, begleitet, sprengte er im Nebel weit voraus und wurde hier zuerst von einem kaiserl. Musketier durch einen Schuß in den Arm, dann, als er umkehrte, durch einen zweiten Schuß in den Rücken verwundet, sodaß er ohnmächtig vom Pferde sank und später von kaiserl. Reitern getödtet wurde. (S. Gustav II. Adolf.) Herzog Bernhard hatte auf dem linken Flügel eben einen neuen Angriff vorbereitet, als die Kunde von dem Tode des Königs seine Reihen erreichte. Augenblicklich ergriff er selbst den Oberbefehl und eilte von Schar zu Schar, die bestürzten Truppen zu ermuthigen. Im wüthenden Ansturm den Graben überschreitend, warfen nun die Schweden alles vor sich nieder, eroberten die verlorene Batterie und die bei den Windmühlen und stürzten sich auf die kaiserl. Vierecke. Schon wendeten sich die Kaiserlichen, nach dem Verluste der Artillerie der ganzen, besonders der schweren Reiterei, zur Flucht, da erschien im entscheidenden Augenblicke Pappenheim mit vier frischen Reiterregimentern, mit denen er von Halle her der Infanterie vorausgeeilt war, auf dem Wahlplatze und stellte die Schlacht wieder her. Der rechte Flügel der Schweden wich seinem heftigen Angriffe; nacheinander auch das Centrum und der linke Flügel; die genommenen Batterien wurden wieder erobert und die Schweden über

Gräben zurückgedrängt, wobei die gelbe Brigade beinahe vernichtet wurde. Hier aber hemmte das zweite schwed. Treffen unter Kniphausen den Andrang der Kaiserlichen. In demselben Augenblicke wurde Pappenheim tödlich verwundet. Seine bestürzte Reiterei ergriff die Flucht, riß zugleich einen Theil des rechten Flügels mit fort, und als jetzt der Herzog Bernhard, das erste und zweite Treffen in eine Linie sammelnd, aufs neue vordrang, wurden nach blutigem Gemetzel zum dritten mal die Gräben und die dahinter aufgepflanzten Batterien genommen. Unentschieden dauerte noch lange der furchtbare Kampf, bis endlich die Dunkelheit demselben ein Ziel setzte. Kein Theil schien Sieger zu sein; doch Wallenstein, vielleicht den Anmarsch der Sachsen befürchtend, hatte mit Zurücklassung seines Geschützes das Schlachtfeld verlassen und sich in der Nacht nach Leipzig zurückgezogen, von wo er sein Heer nach Böhmen führte. Beide Theile zählten über 9000 Todte und Schwerverwundete; unter den erstern waren Gustav Adolf und Pappenheim. Letzterer starb an seinen Wunden zu Leipzig. Gustav Adolf's Leichnam wurde unweit eines großen Feldsteins unter einem Haufen von Todten entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten gefunden. Lange Zeit erhielt blos dieser sog. Schwedenstein, den man später mit Pappeln umkränzte und mit steinernen Bänken umgab, das Andenken an den tapfern König. Seit 1837 erhebt sich über dem Stein ein goth. Denkmal von Gußeisen. Vgl. Vincke, «Die Schlacht bei L. 6. Nov. 1632» (Berl. 1832); Droysen, «Die Schlacht bei L.» (Bd. 5 der «Forschungen zur deutschen Geschichte», Gött. 1862).

Die Schlacht bei L. vom 2. Mai 1813, die man richtiger nach einem südlich von L. gelegenen Dorfe als Schlacht von Großgörschen bezeichnet, war nach dem russ. Feldzuge von 1812 der erste gewaltige Zusammenstoß der jetzt vereinigten russ.-preuß. Streitkräfte mit Napoleon's I. neugeschaffenen Heeresmassen. Schon gegen Ende April drangen letztere über den Thüringerwald vor und erreichten am 28. Naumburg; gleichzeitig marschirte der Vicekönig von der magdeburger Gegend aus die Saale aufwärts und stand am 29. bei Merseburg. Als nun nach dem bei Rippach 1. Mai zwischen der franz. Avantgarde und dem General Winzingerode gelieferten Gefechte, in welchem Bessières (s. d.) getödtet wurde, die Franzosen L. und den Floßgraben besetzten, zeigte es sich immer deutlicher, daß es Napoleon's Absicht sei, auf Leipzig vorzugehen. Die im Anmarsch begriffene franz. Armee war 124,000 Mann stark, die russisch-preußische dagegen zählte nur 85,000 Mann. Dennoch beschlossen die Verbündeten, der muthvollen Stimmung ihrer Truppen nachgebend und mit Rücksicht auf Oesterreich, das man zu gewinnen hoffte, den Angriff. Zu diesem Zwecke wurde 1. Mai die gesammte, unter Wittgenstein's Befehlen stehende Heeresmacht bei Pegau und den nächsten Uebergängen über die Elster zusammengezogen; sie sollte sich im Süden L.s entwickeln und sodann die rechte Flanke des Feindes angreifen. Der Schlachtplan war von Scharnhorst meisterhaft entworfen, scheiterte aber an der Unfähigkeit Wittgenstein's. Napoleon kannte die Nähe der Verbündeten nicht und ließ 2. Mai seine Hauptmasse, gedeckt durch das Ney'sche Corps, auf der Straße nach L. vorrücken. Das Kleist'sche Corps, das bei Lindenau stand, wurde von Lauriston mit Nachdruck angegriffen; der Kanonendonner bestärkte den Kaiser in der Meinung, die Verbündeten hinter Leipzig zu treffen. Ney hatte die Dörfer Großgörschen, Rahna, Kaja und Kleingörschen besetzt und wurde um 12 Uhr (sechs Stunden später als Scharnhorst wollte) angegriffen. Gleich anfangs wurde Großgörschen genommen und später, gegen 2 Uhr, gelang es, auch in die übrigen Dörfer einzudringen. Da erschien Napoleon selbst auf dem Schlachtfelde, durch den Kanonendonner herbeigerufen. Er hatte Ney angewiesen, sich um jeden Preis zu behaupten, und alle im Marsch auf Leipzig begriffenen Colonnen umkehren lassen. Nur Lauriston blieb gegen Kleist stehen. Der Vicekönig wurde auf den linken Flügel, die Garden und Latour Maubourg's Cavalerie als Reserve nach L., Marmont, der noch zurück war, nach dem rechten Flügel gesendet; Bertrand sollte von Rippach her des Feindes Flanke und Rücken bedrohen. Es war ein Meisterstück der Schlachtenlenkung. Marmont's vorderste Division besetzte sogleich das von den Verbündeten unbeachtete Starsiedel, und der furchtbare Kampf um die vier Dörfer entbrannte von neuem. York wurde in den Kampf verwickelt, Blücher zog seine Reserve vor, die preuß. Gardebrigade erstürmte Kleingörschen, Eisdorf, selbst Kaja, den Schlüssel der ganzen Position. Die Colonnen des Vicekönigs und die folgenden Divisionen Marmont's trafen ein; Napoleon in der unmittelbaren Nähe des entscheidenden Punktes beherrschte die mit erneuter Heftigkeit tobende Schlacht, während Wittgenstein die Leitung verloren hatte. Die russ. Garden und Grenadiere, das Corps des Prinzen Eugen von Würtemberg kamen nicht zur Verwendung, die Cavalerie ging zurück, Miloradowitsch mit 12,000 Mann wurde bei Zeitz belassen. Dagegen warf Napoleon jetzt seine Garde in die Schlacht, welche Kaja, als schon die Dunkelheit einbrach,

Digitized by Google

den Preußen wieder entriß. Auch ein Offenſivſtoß des Prinzen von Würtemberg m rechten Flügel mislang. Ebenſo wenig Erfolg hatte ein in der Dunkelheit durch Erſ einer franz. Colonne bei Rahna veranlaßtes Vorgehen Blücher's mit neun Escadron welcher Gelegenheit Napoleon faſt gefangen worden wäre. Beim Einbruch der Nacht v beide Theile das Schlachtfeld, mit anbrechendem Morgen ſollte die Schlacht erneuert w Indeß bewog Wittgenſtein ſeinen Kaiſer und dieſer den König von Preußen, den Rück treten. Der Verluſt der Verbündeten betrug gegen 10,000 Mann; todt war der Pri Heſſen-Homburg, tödlich verwundet Scharnhorſt. Die Franzoſen verloren 12,000 Mann, ihnen 5 Generale, gelangten aber wieder in den Beſitz Sachſens und der Elblinie.

Lützow (Ludw. Adolf Wilh., Freiherr von), der Führer der nach ihm benannten Fre im deutſchen Befreiungskriege, geb. 18. Mai 1782 in der Mittelmark, trat 1795 in da Bataillon Garde, wurde bald Offizier und wohnte, zum Küraſſierregiment Reitzenſtein v dem Kriege von 1806 und der Schlacht von Auerſtädt bei. Der Kriegsgefangenſchaft g entgangen, ſchloß er ſich 1807 dem Schill'ſchen Freicorps in Kolberg an, organiſirte Cavalerie und wurde im Gefecht von Stargard verwundet. Im J. 1807 zum Staberitt befördert, nahm er 1808 als Major ſeine Entlaſſung, betheiligte ſich aber 1809 a Schill'ſchen Zuge bis zum Gefecht bei Dodendorf, wo er abermals verwundet wurde. 1811 trat er wieder als Major bei der Cavalerie ein und wurde Febr. 1813 ermächt Freicorps zu errichten, zu welchem ſich bald eine Anzahl ausgezeichneter Männer, wie J Jahn, Frieſen u. a. meldete. Er commandirte daſſelbe als Chef und unter ihm der Ma Petersdorff. Das Corps hatte die Beſtimmung, im Rücken des Feindes den kleinen K führen und in Thüringen, Heſſen und Weſtfalen Volksaufſtände zu erregen. Es beſtand Ende März aus 900 Mann Infanterie und 260 Reitern und verſtärkte ſich allmäh 2800 Mann Infanterie (drei Bataillone und drei Jägerabtheilungen) nebſt 480 Reite Schwadronen); auch war eine Abtheilung tiroler Scharfſchützen dabei, geführt von M Ennemoſer. Beim Rückzuge der Heere nach der Schlacht von Lützen war ein Theil de jäger des Corps, der in Leipzig geſtanden hatte, nach Schleſien zurückgegangen. Dadurch den Jahn, Reil und andere Führer von L. getrennt, welcher, durch Frieſen und den al geiſternden Körner (ſ. d.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und ging, während die Infanterie unter dem Major von Petersdorff an der Elbe blieb. Die nung, 7. Juni 1813 vereinigt mit Woronzow und Tſchernitſchew Leipzig ſiegreich zu b wurde durch den Waffenſtillſtand von Poiſchwitz vernichtet, von welchem L. erſt am 9. niß erhielt. Aber trotz des Waffenſtillſtandes wurde das Corps auf General Fournier's 17. Juni bei Kitzen unweit Leipzig durch den würtemb. General Normann bei Tagesa überfallen und faſt ganz aufgerieben. Nach dem Waffenſtillſtande neu organiſirt, ga das L.'ſche Freicorps dem Corps von Tettenborn unter Walmoden an der untern Elb Ruhm erwarb es ſich in dem Treffen an der Göhrde 16. Sept., wo L. abermals ſchwer wundet wurde, und in vielen Vorpoſtengefechten; aber Großes konnte um ſo weniger ausg werden, als das Corps nie vollſtändig vereinigt zur Verwendung kam. Erſt im Decemb Boitzenburg wieder geſammelt, ging es mit dem ſchwed. Kronprinzen gegen die Dänen, d Jan. 1814, unter Helmenſtreit nach dem Rhein, wo es vor Jülich lag, endlich nach Fran zu ſpät, um noch mitzukämpfen. Als L., von ſchweren Wunden kaum geneſen, im März bei der ſchleſ. Armee in Châlons angekommen war, ſandte ihn Blücher mit Depeſchen an General St.-Prieſt nach Rheims; auf dem Rückwege wurde er 12. März vom franz. P ſturm gefangen. Nach dem Frieden zum Oberſtlieutenant befördert, erhielt er im März das Commando des 6. Ulanenregiments. In der Schlacht von Ligny bei der Attake an franz. Quarrée wurde ihm das Pferd erſchoſſen und er ſelbſt gefangen. Der Sieg bei L Alliance brachte ihn wieder in Freiheit. Im Oct. 1815 wurde er Oberſt, 1817 Comma der 13. Cavaleriebrigade, 1822 Generalmajor, im April 1830 aber zur Dispoſition ge Er ſtarb in Berlin in der Nacht vom 5. zum 6. Dec. 1834. L.'s Grabdenkmal auf dem Diſſ kirchhofe in der Kleinen Roſenthalgaſſe zu Berlin wurde 6. Dec. 1873 feierlich reſtaurirt. Freicorps war nach dem erſten Pariſer Frieden aufgelöſt und theilweiſe zu Stämmen für Linienregimenter verwendet worden. L.'s Gattin war ſeit 1810 Eliſa, Gräfin von Ahle (ſ. d.). Vgl. «Geſchichte des L.'ſchen Freicorps» (Berl. 1827); Eiſelen, «Geſchichte des L. Freicorps» (2. Aufl., Halle 1841); «Ein Streifzug der L.'ſchen Reiterſchar» (Berl. 186

Lützow (Thereſe von), geborene von Struve, bekannte deutſche Schriftſtellerin, geb. 4. 1804 in Stuttgart, lebte mit ihren Aeltern in Braunſchweig, Kaſſel, Berlin, Dresden und

Digitized by Google

814 in Hamburg, wo ihr Vater zum russ. Gesandten ernannt worden war. Sie verheirathete ich 1825 mit dem russ. Gesandtschaftssecretär und Generalconsul von Bacharacht. Ueber 20 Jahre lebte sie nun theils in Hamburg und Petersburg, theils auf Reisen, welche sich bis n den Orient ausdehnten. Nachdem 1849 ihre Ehe getrennt worden, verheirathete sie sich bald wieder mit einem Verwandten, dem niederländ. Oberst von Lützow. Mit diesem langte ie im Jan. 1850 in Batavia an, ging im Mai nach Surabaya, starb jedoch schon 16. Sept. 1852 auf einer Reise nach dem nordwestl. Theile von Java und wurde in Tjelatjap an der Südküste von Java beerdigt. Ihre unter dem Namen Therese 1841 begonnene schriftstellerische Thätigkeit war theils dem Roman, theils der Reiseliteratur gewidmet. In feiner und gewählter Darstellung bewährte sie eine scharfe Beobachtungsgabe und ein gesundes Urtheil. Von ihren Reisewerken sind zu nennen: die «Briefe aus dem Süden» (Braunschw. 1841), «Menschen und Gegenden» (Braunschw. 1845), «Paris und die Alpenwelt» (Lpz. 1846), «Eine Reise nach Wien» (Lpz. 1848). Ihre Romane gehören in das Gebiet des Salonromans und behandeln durchweg innere Conflicte der vornehmen Welt. Dahin gehören: «Ein Tagebuch» (Braunschw. 1842), «Falkenberg» (Braunschw. 1843), «Lydia» (Braunschw. 1843), «Am Theetisch» (Braunschw. 1844), «Weltglück» (Braunschw. 1845), «Heinrich Bukart» (Braunschw. 1846), «Alma» (Braunschw. 1848), «Novellen» (2 Bde., Lpz. 1849).

Lützow (Karl von), ausgezeichneter Kunsthistoriker, geb. 25. Dec. 1832 zu Göttingen, widmete sich in letzterer Stadt und in München philol. und archäol. Studien, die er in Berlin fortsetzte. Hier trat er mit Franz Kugler in Verbindung und gab mit ihm die «Denkmäler der Kunst» heraus. Hierauf habilitirte er sich als Docent der Kunstgeschichte in München und begann 1863 die «Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst» in Wien, wo er 1864 eine Universitätsprofessur erhielt. Zwei Jahre später übernahm er daneben auch die Stelle eines Bibliothekars und Custos der Kupferstichsammlung an der k. k. Akademie der bildenden Künste daselbst, wo er zugleich die Lehrkanzel seines Fachs innehat. Auch gründete L. die «Zeitschrift für bildende Kunst» (Lpz. 1866 fg.). Seine eigenen Schriften sind: «Münchener Antiken» (7 Lfgn., Münch. 1861—69), «Das choragische Denkmal des Lysikrates in Athen» (Lpz. 1858), «Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst» (Lpz. 1862; 2. Aufl. 1871), «Die Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste» (Wien 1877). Mit Jak. Falke, Woltmann, Bucher u. a. gab er heraus: «Kunst und Kunstgewerbe auf der wiener Weltausstellung von 1873» (Lpz. 1873—74).

Luv ist in der Sprache der Seeleute der Gegensatz von Lee (s. d.), folglich die Seite eines Schiffs, die den Wind zuerst empfängt; daher L. das Commando an den Steuernden, das Vorderende mehr gegen den Wind zu drehen.

Luxembourg heißt ein Palast in Paris, der 1615 auf Befehl der Maria von Medici an der Stelle des von ihr angekauften Hotels des Herzogs von Piney-Luxembourg (wovon der Name) gebaut wurde, nach dem Grundplan der zur Zeit der Renaissance in Frankreich errichteten Schlösser, bei welchen die in der Mitte und auf den Ecken einer um einen viereckigen Hof herumlaufenden Gebäudereihe angebrachten Pavillons noch an die Periode der Feudalsitze erinnerten. Das ursprüngliche Aussehen, das der Baumeister Jacques Desbrosses dem Palaste gegeben, ward jedoch durch Um- und Anbauten vielfach geändert. Maria von Medici, der Herzog Gaston von Orléans, die Herzogin von Montpensier und der Graf von der Provence (der nachherige Ludwig XVIII.) bewohnten abwechselnd den Palast, welchen die Revolution in ein Gefängniß umwandelte. Das Directorium verlegte dahin den Sitz der Regierung, und deshalb erhielt er damals den Namen «Directorialpalast». Nach dem 18. Brumaire war er kurze Zeit Consulatspalast. Unter dem ersten Kaiserreich wurde er Palast des Senats, später der Pairie, in deren Versammlungssaal, unter dem Vorsitze von Louis Blanc, nach der Februarrevolution von 1848 die stürmischen Sitzungen der Revolutionscommission für die Arbeiter stattfanden, und 1852 wurde er wieder dem Senat zugewiesen. Seit Mai 1871 ist der kleine L. die Residenz des Seinepräfecten und der große L. von den Bureaux der Stadtamtsverwaltung eingenommen. In einem Theile des Palastes ist das Museum des L., eine Sammlung von Gemälden und Sculpturen lebender Meister, die hier bleiben, bis 10 Jahre nach dem Tode des Künstlers die öffentliche Stimme entschieden hat, ob seine Arbeiten würdig sind, den Ehrenplatz bei den alten Meisterwerken im Louvre zu erhalten. An der Mittagsseite hat der Palast Aussicht auf einen schönen, in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreichs etwas verkleinerten Garten, hauptsächlich Sammel- und Spielplatz der Spaziergänger und Kinder des Stadttheils links der Seine.

Luxembourg (François Henri de Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, berühmter Feldherr Ludwig's XIV., geb. 8. Jan. 1628, war der nachgeborene Sohn des

Digitized by Google

wegen eines Duells enthaupteten Grafen Bouteville. Seine Tante, die Mutter des [illegible] Condé, brachte ihn an den Hof und gesellte ihn ihrem Sohne bei, unter welchem er 164[illegible] Schlacht bei Rocroi beiwohnte. In der Schlacht bei Lens 1648 zeichnete er sich so aus, [illegible] ihn Anna von Oesterreich zum Maréchal-de-Camp erhob. In den Unruhen der Fronde [illegible] er zu Condé und kämpfte dann unter Turenne bei Rethel, wo er verwundet und ge[illegible] wurde. Als Condé 1652 an der Spitze eines span. Heers den Krieg von neuem eröffnete, [illegible] er demselben wieder bei, wurde 1658 von Turenne gefangen, aber bald gegen den Marsch[illegible] d'Aumont ausgewechselt. Nach dem Frieden von 1659 erhielt er von Ludwig XIV. Verzeih[illegible] und heirathete durch Condé's Vermittelung die Erbin des Hauses Luxembourg, dessen Na[illegible] er annahm. Im Feldzuge von 1667 in Flandern diente er unter Turenne als Freiwill[illegible] 1668 unter Condé als Generallieutenant in der Franche-Comté. Beim folgenden Kriege 16[illegible] in den Niederlanden erhielt L., nachdem der König im Juli das Heer verlassen, den Oberbe[illegible] konnte aber nichts Wichtiges mehr unternehmen, weil die Holländer das Land unter Wa[illegible] gesetzt hatten. Erst 27. Dec. unternahm er auf dem Eise mit 8000 Mann den kühnen Marsch von Utrecht nach Woerden und von da nach Swammerdam, das er in Brand steckte. Da plötzlich Thauwetter einfiel, mußte er mit großem Verlust den Rückweg nach Utrecht antreten, [illegible] bei er nach Louvois' Befehl die Gegend total verwüstete. Im Feldzuge von 1674 führte [illegible] unter Condé den rechten Flügel des Heers in Flandern und wohnte 11. Aug. der Schl[illegible] bei Senef bei. Nach Turenne's Tode wurde er 1675 zum Marschall erhoben und erhi[illegible] den Oberbefehl über einen Theil des Heers. Im Herbst 1676 verwüstete er den Brab[illegible] auf die unerhörteste Weise, um die Kaiserlichen von der Franche-Comté abzuhalten, [illegible] nöthigte den Herzog von Würtemberg, ihm die Stadt Mömpelgard einzuräumen, die er [illegible] dern ließ. Im Feldzuge von 1677 schlug er den Prinzen von Oranien 11. April bei Mar[illegible] Cassel, eroberte am 20. St.-Omer und nöthigte den Prinzen 14. Aug., die Belagerung [illegible] Charleroi aufzuheben. Nach dem Frieden von Nimwegen suchte ihn Louvois durch ein höchst u[illegible] würdiges Mittel ins Verderben zu stürzen. Derselbe wußte sich einen Contract zu verschaffen, den der Marschall mit einem Holzhändler geschlossen hatte, und ließ das Document in ein Bündniß mit dem Teufel verwandeln. L. wurde demnach vor die sog. Chambre ardente ge[illegible] fordert, wo er auch eines Vergiftungsversuchs gegen seine Frau und den Marschall Créqui an[illegible] geklagt ward. Seine Freunde wollten ihn zwar außer Landes schaffen, allein L. ging im Ver[illegible] trauen auf seine Unschuld freiwillig in die Bastille, wo man ihn in einen finstern Kerker steck[illegible] Erst nach 14 Monaten wurde er 1680 freigesprochen, jedoch auf eins seiner Güter verbann[illegible] Im J. 1690 gab ihm der König wieder den Oberbefehl in Flandern. L. schlug 1. Juli [illegible] Fürsten von Waldeck bei Fleurus, 4. Aug. 1692 den König Wilhelm III. von England, [illegible] ihn überfiel, bei Steenkerken und 29. Juli 1693 nochmals entscheidend bei Neerwinden. Der Feldzug endete er 12. Oct. durch die Eroberung von Charleroi. Er erkrankte bei der Armee und starb 4. Jan. 1695. L. besaß einen schwächlichen, schiefen Körper, war aber an Geist durchdringend und thatkräftig. Vgl. Beaurain, «Histoire militaire du duc de L.» (Haag 1756); «Mémoire pour servir à l'histoire du maréchal de L., écrite par lui-même» (Haag 1758); «Campagne de Hollande en 1672» (Haag 1759); Desormais, «Histoire de la maison de Montmorency» (Bd. 4 u. 5, Par. 1764).

Luxemburg, ein altes deutsches Dynastenland, als Grafschaft, später als Herzogthum jahrhundertelang ein Bestandtheil des Deutschen Reichs, gehörte seit 1815 als Großherzogthum zum Deutschen Bunde, ward aber durch den Londoner Vertrag vom 19. April 1839 zwischen Belgien und den Niederlanden getheilt und zur größern Hälfte zu Gunsten Belgiens von Deutschland getrennt. Der den Niederlanden verbliebene Theil bildet das gegenwärtige Großherzogthum L., das durch den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 für neutrales Land erklärt wurde. L. hat die Gestalt eines nach Norden zugespitzten Dreiecks, grenzt nördlich an Belgien und die preuß. Rheinprovinz, östlich an letztere, südlich an Deutsch-Lothringen und an das franz. Depart. Meurthe-Moselle, westlich an die belg. Provinz Luxemburg und zählt auf 2587,44 QKilom. (1875) 204,606 E., die sich zur röm.-kath. Religion bekennen, mit Ausnahme von 450 Protestanten und 640 Juden, welchen wie allen Confessionen volle Freiheit gewährt wird in Ausübung ihres Cultus, dessen Diener gleich der kath. Geistlichkeit vom Staate besoldet werden. Die Luxemburger sind deutscher Abkunft. Mit alleiniger Ausnahme der Einwohner zweier Dörfer an der belg. Grenze, wo noch vielfach wallonisch gesprochen wird, ist ihre Sprache eine plattdeutsche, mit vielen franz. Wörtern vermischte Mundart, die von allen Klassen der Bevölkerung als Umgangssprache gebraucht wird. Jedoch wird bei den

Digitized by [illegible]

Kammerdebatten, Gerichtsverhandlungen und in den Verwaltungen (nicht aber der Zollverwaltung) die franz. Sprache thatsächlich fast ausnahmslos angewandt. Die im Amtsblatte «Memorial» veröffentlichten Gesetze und Verordnungen sind abgefaßt in deutscher und franz. Sprache, deren Gebrauch facultativ ist und laut der Constitution nicht beschränkt werden darf. Der Boden des Landes ist gebirgig und hat nirgends eine bedeutende Ebene. Die zwei südl. Drittheile, das sog. «Gutland», gehören dem Plateau von Lothringen an; das nördl. Drittheil, das «Oesling», ist größtentheils von den Ardennen, deren höchster Gipfel hier 600 Mt. hat, erfüllt. L. ist von vielen meistens fischreichen Flüssen und Bächen durchzogen, wie Mosel, Sauer, Alzette, Our und Attert. Von der Gesammtfläche des Landes sind 1247,96 QKilom. Ackerland, 545,52 QKilom. Wald, 165,96 QKilom. Rodland, 252,89 QKilom. Wiese, 218,85 QKilom. Lohhecken und 8,42 QKilom. Weinberge. An Mineralproducten ist L. überaus reich; es besitzt Baumaterialien aller Art; bedeutende Steingruben an der Sauer und der Mosel liefern ausgezeichnete Sand-, Kalk- und Pflastersteine, die einen ausgedehnten Absatz nach dem Auslande finden. Die südwestl. Ecke des Landes birgt unerschöpfliche Lager Eisenerz auf einer Ausdehnung von ungefähr 4000 Hekt. L. ist in die drei Districte L., Diekirch und Grevenmacher eingetheilt, an deren Spitze je ein «Districtscommissar» steht, und hat einen Obergerichtshof (zu L.), zwei Bezirksgerichte erster Instanz (zu L. und Diekirch) und 12 Friedensgerichte. Die Justizverfassung hat wie in Belgien die franz. Formen beibehalten. Seit 1842 gehört L. zum Deutschen Zollverein. Der früher beschränkte Handel hat sich seither sehr gehoben, besonders seitdem 1859 die Ausbeute der bedeutenden Erzlager durch die Eisenbahnen ermöglicht worden ist. Die Haupterzeugnisse der Industrie sind: Eisenfabrikation in Roheisen, Gußwaaren, Walzeisen, Leder, Tücher, Fayence, Handschuhe, Zucker, Bier, Leinwand, Tricot und Leim. Neben verschiedenen Privatbanken besitzt L. zwei unter staatlicher Aufsicht stehende Notenbanken, die Internationale Bank und die Großherzoglich Luxemburgische Nationalbank, beide zu L.; ferner zwei Eisenbahnnetze, wovon das älteste, Wilhelm-Luxemburger Bahn, seit 1859 in Betrieb, 171 Kilom. lang ist und durch die Generaldirection der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen auf Grund des Staatsvertrags vom 11. Juni 1872 betrieben wird. Von dem jüngern Netze, der Prinz-Heinrich-Bahn, die nach dem Ausbau der übernommenen Strecken 200 Kilom. betragen soll, sind 104 Kilom. im Betriebe. Für die Volksbildung wird viel gethan. Es bestehen im Lande ein Athenäum mit philos. Facultät und eine Gewerbeschule (zu L.), zwei Progymnasien, eine Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen, sieben Oberprimärschulen und 642 Primärschulen, die von mehr als 30,000 Schulkindern besucht werden.

Großherzog von L. ist der König der Niederlande, der das Land durch seinen Bruder, den Prinzen Heinrich als Statthalter verwalten läßt. Die letzte, der belgischen nachgebildete Verfassung datirt vom 17. Oct. 1868. Hiernach besteht der gesetzgebende Körper aus der Kammer der Abgeordneten, deren 41 Mitglieder auf sechs Jahre in directer Wahl in den Cantonen gewählt werden. Die Kammer tritt jedes Jahr zur ordentlichen Session Anfang November zusammen. Der Staatsrath besteht aus 15 Mitgliedern, die von dem König-Großherzog ernannt werden. In legislatorischer Hinsicht hat der Staatsrath nur berathende Stimmen. Nach dem Budget für 1877 belaufen sich die Staatseinnahmen auf 5,95 Mill. Frs. und die Ausgaben auf 5,79 Mill. Die Staatsschuld besteht aus zwei Eisenbahnanleihen von zusammen 12 Mill. Frs. Seit Auflösung des Deutschen Bundes bildet die luxemb. bewaffnete Macht ein Bataillon luxemburger Jäger unter einem Major. Als Orden hat L. den 1841 gestifteten Orden der Eichenkrone. Die Landesfarben sind blau-weiß-roth.

Die belg. Provinz L. begreift den durch die Londoner Conferenz vom ehemaligen Großherzogthum L. abgetrennten Theil, zählt (1874) 208,339 E. auf 4417,76 QKilom. und hat Arlon zur Hauptstadt. Sie ist von den Ardennen durchzogen, mit großen Waldungen bedeckt, reich an Eisenerz und Schiefer und eignet sich besser zur Viehzucht als zum Ackerbau.

Das Dynastenland L. hat seinen Namen von der alten Burg Lützelburg (lat. Luciliburgum), aus welcher die jetzige Stadt L. entstand. Diese Burg brachte Graf Siegfried von den Ardennen 963 an sich und vereinigte sie mit seinen ausgedehnten Besitzungen im Wawer-, Mosel- und Ardennengau. Derselbe ist hiernach der Stammvater des ardennisch-luxemb. Hauses. Von seinen Nachkommen wurde Hermann, Graf von Salm und Bruder des Grafen Konrad I. von L., als Gegenkönig (1081) des Kaisers Heinrich IV. gewählt. Mit Konrad II., dem achten Grafen von L., erlosch 1136 die männliche Linie des ardennisch-luxemb. Hauses, und die Grafschaft ging an die Nachkommen der Ermesinde, der Tochter Konrad's I. (gest. 1086), über, welche mit dem Grafen Gottfried von Namur verheirathet war. Ihr Sohn, Heinrich IV., der

Digitized by Google

Blinde, wurde nun Graf von L.-Namur. Bei dessen Tode (1196) ging die Grafschaft an Balduin IV. von Hennegau über, während die Grafschaft L. der einzigen Tochter Ermesinde, überlassen ward. Letztere vermählte sich in zweiter Ehe mit Walram III., von Limburg und Marquis von Arlon, mit der Bestimmung, daß ihre Nachkommen schaft L. getrennt von Limburg erhalten sollten. So wurde ihr Sohn, Heinrich V., der Stifter der Dynastie L.-Limburg, während die Nachkommen Walram's aus dessen über Limburg herrschten, bis 1288 infolge der Schlacht von Wöringen das Herzogthum burg an Brabant fiel. Heinrich's V. Enkel, Heinrich VII. (s. d.), wurde im Nov. 13 deutschen Kaiser erwählt und 1309 zu Aachen gekrönt. Er brachte durch die Vermählung Sohnes Johann mit Elisabeth, der Tochter des Königs Wenzeslaw von Böhmen, 131 Königreich an sein Haus und starb in Italien 1313. Johann der Blinde, König von und Graf von L., fiel in der Schlacht bei Crecy 1346. Sein ältester Sohn, Karl, zum röm. König und 1347 als Karl IV. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt ward. 1354 die Grafschaft L. zu einem Herzogthum (1364 wurde die Grafschaft Chiny dem einigt) und überließ es seinem Stiefbruder Wenzeslaw, dem Sohne Johann's mit seiner Gemahlin, Beatrix von Bourbon. Da aber Wenzeslaw keine Leibeserben hinterließ, machte er das Herzogthum bei seinem Tode 1383 seinem Neffen, Karl's IV. ältestem dem Könige Wenzel (s. d.) von Böhmen, der 1378 zum Kaiser erwählt wurde. Letzterer gab das Herzogthum als Unterpfand seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Johann's, von Görlitz und L., statt des ihr versprochenen Brautschatzes von 120,000 Fl. Elisabeth in erster Ehe mit dem Herzog Anton von Burgund, in zweiter Ehe mit dem Grafen von Holland vermählt. Die Luxemburger aber empörten sich gegen die neuen Regenten erwählten den Markgrafen Wilhelm III. von Meißen, als Gemahl der Enkeltochter des Sigismund, der das von seinem Bruder Wenzel verpfändete Herzogthum L. einzulösen war, zu ihrem Herzog. In dieser Verlegenheit trat Elisabeth 1443 alle ihre Rechte Herzogthum an den Herzog Philipp den Gütigen von Burgund ab, der den Herzog Wilhelm vertrieb und ihm 1462 alle Rechte und Ansprüche auf L. abkaufte. Durch die Ehe Maria's, der Erbin von Burgund, mit dem Erzherzog Maximilian 1477 kam L. an das Habsburg-Oesterreich und wurde, gleich den gesammten Niederlanden, ein Bestandtheil Burgundischen Kreises. Als in der Folge Maximilian's Enkel, Karl V., die Niederlande an seinen Sohn, Philipp II., König von Spanien, abtrat, gehörte L. zwar auch zu der Monarchie, blieb aber als ein Theil des Burgundischen Kreises bei dem Deutschen Reiche. dem Pyrenäischen Frieden von 1659 mußte jedoch Spanien von L. einen kleinen Theil, hofen, Montmédy, Damvillers, Ivoy, Chavancy und Marville, an Frankreich abtreten. des Utrechter Friedens von 1713 kam L., mit Ausnahme jenes an Frankreich abgetretenen wieder an das Haus Habsburg und gehörte nach wie vor zu dem Burgundischen Kreise Deutschen Reichs, bis es 1795 von Frankreich erobert wurde und hierauf nebst den Niederlanden im Frieden zu Campo-Formio von 1797 zugleich mit dem Burgundischen an Frankreich abgetreten wurde. Unter franz. Herrschaft bildete es das Depart. Forêts.

Durch den Wiener Congreß wurde L. als ein besonderer deutscher Bundesstaat unter Namen eines Großherzogthums dem Deutschen Bunde einverleibt und dem Könige der Niederlande, Wilhelm I., als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande zugesprochen. Doch sollte die Stadt und Festung L. eine deutsche Bundesfestung und das ganze Großherzogthum dem nassauischen Hausfideicommiß einverleibt sein. Auch sollten für die weibliche Succession der beiden Linien des Hauses Nassau in L. die nassauischen Erbvereine von 1783 gültig bleiben. Zugleich wurde, infolge der Ausgleichung der Grenzen zwischen Preußen und dem Königreiche der Niederlande, ein kleiner Theil des alten Herzogthums L., nämlich St. Vith oder Vith am Our, Bittburg, Neuenburg und die bisher unter luxemb. Hoheit gestandene Herrschaft Schleiden an Preußen abgetreten. Dagegen kam an der südwestl. Grenze der größere Theil des Herzogthums Bouillon als Standesherrschaft unter die Souveränetät des Großherzogs von L., auch wurde ein Theil von Lüttich mit L. vereinigt. Im J. 1830 schloß sich L., mit Ausnahme der Bundesfestung und ihres Rayons, der Revolution an und wurde Belgien (s. d.) gezogen, bis 1839 für den an Belgien abgetretenen wallon. Theil von L. ein gleichgroßer Theil von Limburg mit L. als deutsches Bundesland vereinigt wurde. Die damals zeitig ausgesprochene Selbstständigkeit des Großherzogthums legte dem König-Großherzog Verpflichtung auf, dem Lande nach Vorschrift der Deutschen-Bundes-Acte eine landständische Verfassung zu gewähren. Die Octroyirung einer solchen erfolgte erst 12. Oct. 1841.

Wilhelm II., der inzwischen den Thron der Niederlande bestiegen hatte. Da dieselbe den Ansprüchen der Zeit nicht genügte, sah sich der König-Großherzog infolge der Märzbewegungen des J. 1848 im April zur Einberufung des Landtags bewogen, der eine neue, im allgemeinen der belgischen nachgebildete Constitution berieth, die auch 9. Juli im Haag sanctionirt und 10. Juli beschworen wurde. Wilhelm's II. Nachfolger, der König-Großherzog Wilhelm III., ernannte 1850 seinen Bruder Heinrich zum Statthalter von L. Betreffs der vom König-Großherzog beabsichtigten Revision der Verfassung von 1848 entspann sich Oct. 1856 ein Kampf zwischen Kammer und Regierung. Letztere octroyirte 29. Nov. 1856 rücksichtslos eine neue Verfassung, in welcher das Einkammersystem zwar beibehalten, dem Wirken der Kammer selbst aber sehr enge Grenzen gesetzt wurden. Die Verhältnisse der Presse, die Wahlen und andere Gegenstände der Gesetzgebung wurden von der Regierung durch Ordonnanzen willkürlich festgestellt. Durch die Auflösung des Deutschen Bundes, während dessen Agonie sich das Großherzogthum neutral verhalten hatte, war L. 1866 selbstständig geworden; doch blieb es im Deutschen Zollverein, und Preußen übte das Besatzungsrecht der Festung L. nach wie vor aus. Verhandlungen des Königs der Niederlande mit Frankreich über den Verkauf des Landes führten 1867 beinahe zu einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, der durch den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 noch vermieden wurde. Nach diesem Vertrage steht L. als neutrales Land unter der Garantie der europ. Mächte; Preußen gab sein Besatzungsrecht auf und die Festung L. wurde geschleift. Durch Vertrag vom 8. Juli 1867 wurde die Zollvereinigung mit Deutschland erneuert und durch Vertrag vom 11. Juni 1872 übernahm Deutschland die Luxemburger Wilhelmsbahn auf 40 Jahre in Pacht. Vgl. von König, «Das Luxemburger Land» (Diekirch 1850); Sivering, «Statistique du Grand-Duché de L.» (Luxemb. 1865); Reuter, «De l'industrie agricole dans la province de L.» (Luxemb. 1875).

Luxemburg, Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogthums, liegt theils auf einem steilen Felsberge, theils in dem von der Alzette durchflossenen Grunde und an der Wilhelmsbahn und zerfällt in die Oberstadt, die Unterstädte Grund und Pfaffenthal und die Vorstadt Clausen mit zusammen (1875) 15,954 E. Die Stadt war früher Festung von hoher strategischer und polit. Wichtigkeit, 1815—66 deutsche Bundesfestung, deren Besatzungsrecht Preußen zustand, ist aber seit 1868 in Ausführung des Londoner Vertrags vom 11. Mai 1867 in eine offene Stadt umgewandelt. Die Wälle und Festungswerke sind geschleift; auf der westl. und südwestl. Fronte ist der Boden geebnet und ein neues Stadtviertel mit schönen Gebäuden und Anlagen entstanden. L. ist der Sitz der Regierung, der Verwaltungsbehörden und des Bischofs und hat sieben kath. Kirchen, worunter die Kathedrale bemerkenswerth, eine prot. Kirche und eine jüd. Synagoge. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben das ehemalige Regierungsgebäude, jetzt Palast des Prinzen-Statthalters, das jetzige Regierungsgebäude (früher Refugium der Maximinerabtei) und das Athenäum mit dem Priesterseminar. Vier großartige Viaducte überbrücken das Petrus- und das Alzettethal. Weit bekannt ist die Muttergottesoctave, die am fünften Sonntage nach Ostern mit einer außerordentlich glänzenden Procession geschlossen wird, an der Tausende von Wallfahrern von nah und fern sich betheiligen. Der Handel und die Gewerbthätigkeit der Stadt haben seit Schleifung der Festung bedeutend gewonnen. L. hat zwei Wollstoff- und Ledermessen, die sehr besucht sind, Handschuh-, Baumwoll-, Tricot- und Tuchfabriken, Bierbrauereien u. s. w. Die Stadt besitzt mehrere Banken, worunter die unter Staatsaufsicht stehenden zwei Notenbanken: Internationale Bank und Nationalbank. Die Stadt L. entstand allmählich um die alte Burg Lützelburg, deren Name in L. überging. Schon frühzeitig befestigt, wurde die Feste nach Erfindung des Schießpulvers mehr und mehr verstärkt. Der Herzog Philipp von Burgund eroberte sie 1443, und 1479 nahmen sie die Franzosen, die aber noch in demselben Jahre wieder vertrieben wurden. Von den Franzosen unter dem Marschall Créqui wurde L. 1684 binnen vier Wochen zur Uebergabe gezwungen. Den Angriff hatte Vauban geleitet, der nun, da die Festung in den Händen der Franzosen blieb, auch ihre Werke bedeutend verstärkte. Durch den Ryswijker Frieden wurde sie 1697 den Spaniern wieder eingeräumt. Im franz. Revolutionskriege mußte sie 7. Juni 1795 nach achtmonatlicher enger Einschließung sich an die Franzosen übergeben. Beim Einmarsch der Verbündeten in Frankreich wurde L. 14. Jan. 1814 eingeschlossen und blieb es bis zur Uebergabe an den König der Niederlande 1815. Vgl. Coster, «Geschichte der Festung L. seit ihrer Entstehung bis zum Londoner Tractat von 1867» (Luxemb. 1869).

Luxus (lat.) ist streng genommen jeder Aufwand, der über das gewöhnliche Bedürfniß hinausgeht. In der Regel pflegt man aber, indem man das Bedürfniß festzustellen sucht, die

Digitized by Google

Persönlichkeiten und ihre Stellung, die Sitten und Standesgewohnheiten u. s. w. in Betracht zu ziehen, und insofern ist für den Handwerker vieles L., was für den reichen Kaufmann, den großen Gutsbesitzer nicht als solcher gilt. Vom strengsten wirthschaftlichen Standpunkte erscheint aller und jeder L. unbedingt verwerflich, insofern Güter in keiner Weise mehr consumirt werden sollen, als zum Leben der Menschen und zur Production erforderlich sind. Man kann sich indeß auf diesen Standpunkt nicht stellen, ohne damit Nachtheile zu übersehen, welche die Beschränkung der Menschen auf das Nothwendigste mit sich führt. Denn nicht die Production der Güter in großer Menge und mit möglichst geringem Aufwande ist Lebenszweck der Menschen, sondern das Wohlergehen derselben, und zu diesem gehört mehr als die Befriedigung der nothwendigsten und gewöhnlichsten Bedürfnisse. Vielmehr gehört dazu auch die Herstellung eines gewissen Wohllebens, in dem sich der Mensch geistig und körperlich entwickeln kann. Der L. an sich ist daher nicht zu tadeln, sondern nur sein Uebermaß. L. ist die Folge des Reichthums. Nur wo Reichthum vorhanden, kann dauernd L. existiren, und somit tritt derselbe als ein günstiges Zeichen für den Wohlstand eines Landes auf, den er freilich auch, wenn er zu weit geht, ruiniren kann. Schon frühzeitig hat man sich gegen den L. erklärt, und namentlich ist das von den Staatsverwaltungen geschehen, welche aber in ihren Verboten meist die niedern und mittlern Klassen der Bevölkerung ins Auge faßten. Schon bei den Römern gab es **Luxusgesetze**. Am zahlreichsten finden sie sich indeß am und nach dem Ende des Mittelalters, vom 16. bis 18. Jahrh. Fast gibt es kein Beispiel, daß ein Luxusgesetz von irgend nennenswerther Wirkung gewesen, und ebenso wenig haben **Luxussteuern** gewirkt. Mit Recht hat sich deshalb die neuere Zeit von allen Luxusgesetzen ferngehalten, zumal das Princip der Freiheit der Einmischung des Staats in die innern wirthschaftlichen Angelegenheiten der einzelnen Familien widerstrebt. Nur die Sitte vermag dem übermäßigen L. zu steuern.

Luynes (Charles d'Albert, Herzog von), der Günstling Ludwig's XIII. (s. d.) von Frankreich, wurde 5. Aug. 1578 zu Pont-St.-Esprit im Gard-Departement geboren. Seine Familie wanderte 1415 aus dem Florentinischen ein, hieß eigentlich Alberti und erwarb durch Kauf die Besitzung Luynes oder Maillé im frühern Touraine, mit welcher der Grafentitel verknüpft war. Mit seinem Bruder kam L. als Page an den Hof Heinrich's IV., wo er durch seine Schönheit Aufsehen machte. Er erwarb sich als Gespiele die Gunst des Dauphin. Als Ludwig König geworden, blieb er dessen Gesellschafter, weil er weder der Königin-Mutter noch deren mächtigem Günstlinge, dem zum Marschall d'Ancre erhobenen Florentiner Concini, gefährlich schien. Indeß untergrub L. das Ansehen beider beim Könige und brachte es dahin, daß Ludwig den Entschluß faßte, sich des Florentiners zu entledigen. Der Marschall d'Ancre (s. d.) wurde 14. April 1617 bei seiner Verhaftung niedergeschossen, Maria de' Medici aber in Gefangenschaft gehalten. L. erhielt die Güter des Ermordeten und bemächtigte sich auch, obschon er ohne alle Erfahrung war, des Staatsruders. Alsbald heirathete er die Tochter des Herzogs von Montbazon, und 1619 erhob ihn der König zum Herzog und Pair von Frankreich. Diese Erhebung erregte den Unwillen der Großen. Indeß wußte L. den Streit beizulegen; er erhielt sogar 1621 während des von ihm betriebenen Feldzugs gegen die Protestanten das Schwert als Connétable und kurze Zeit darauf das Kanzleramt. Bei der Belagerung von Montauban bewies er jedoch seine gänzliche Unfähigkeit. Er starb 15. Dec. 1621. — **Honoré Théodoric Paul Joseph d'Albert**, Herzog von L., ein Nachkomme des Vorigen, berühmter Archäolog und Alterthumsforscher, geb. 15. Dec. 1802 in Paris, vertrat nach der Februarrevolution von 1848 das Seine- und Oise-Departement in der constituirenden wie der gesetzgebenden Nationalversammlung, wo er mit der Majorität zu stimmen pflegte. Bekannter wurde er durch seinen Sinn für Kunst und Wissenschaft. Er erlernte alte und neuere Sprachen, studirte Chemie und Metallurgie, trieb Malerei und leitete die Wiederherstellung von mehrern seiner Schlösser. Vorzüglich ist sein durch den Architekten Dubon restaurirtes Stammschloß Dampierre anzuführen, wo er Kunstschätze und Prachtstücke sammelte. Dabei beschäftigte er sich mit gelehrten Arbeiten; unter andern archäol. Schriften verfaßte und veröffentlichte er «Métaponte» (Par. 1836), eine «Description de quelques vases peints» (Par. 1840, mit 44 Kupfertafeln) und «Essai sur la numismatique des satrapies et de la Phénicie» (2 Bde., Par. 1846). Seine auserlesene Antiquitätensammlung schenkte er 1865 der großen pariser Bibliothek. In den letzten Lebensjahren gab er die Memoiren seines Vorfahren, des am Hofe Ludwig's XV. lebenden Herzogs Charles Philippe von L. (17 Bde., Par. 1860—65) heraus. Im Herbst 1867 ging er nach Rom, wo er 17. Dec. 1867 starb. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Vogüé: «Voyage d'exploration à la mer morte à Petra et sur la rive gauche de Jourdain» (Par. 1871—75).

Luzan (Don Ignacio de), span. Dichter, geb. 28. März 1702 zu Saragossa, wo sein Vater als Gouverneur von Aragonien lebte, verlor früh seine Aeltern. Verwaist kam er zu einer Großmutter nach Barcelona und machte dann seine Studien zu Mallorca und Palermo, worauf er auf der Universität zu Catania 1727 Doctor der Rechte wurde. Doch Anlage und Neigung zogen ihn stets mehr zum Studium der Literatur. Nachdem er 1729 seinen Oheim durch den Tod verloren, begab er sich nach Neapel in den Schutz seines Bruders, des Grafen von L. und Gouverneurs von St.-Elmo. Dieser sendete ihn vier Jahre später nach Spanien, um seine Güter zu verwalten, und nun lebte er zurückgezogen in Monzon. Später ging er jedoch nach Madrid, wo er Mitglied der königl. Akademie wurde. Im J. 1747 erfolgte seine Ernennung zum Botschaftssecretär in Paris, im folgenden Jahre zum Geschäftsträger daselbst und nach seiner Rückberufung nach Spanien 1750 zum Finanz- und Commerzienrathe, Oberaufseher der Münze von Madrid und zum Schatzmeister der königl. Bibliothek. L. starb 14. Mai 1754. Auf die Umgestaltung der span. Poesie übte er durch seine kritische «La Poetica o reglas de la poesia en general» (Sarag. 1737; 2 Bde., Madr. 1783 u. 1789) den entscheidendsten Einfluß, indem er durch diese Einführer des franz.-classischen Geschmacks wurde. Weniger bedeutend ist er durch seine eigenen Dichtungen geworden, in denen er nie die Grenzen geschickter Nachahmung überschritt. Sie bestehen auch nur aus Uebersetzungen und Nachbildungen antiker franz. und ital. Dichter und Gelegenheitsgedichten, die sich durch Correctheit, Eleganz und technische Fertigkeit auszeichnen. Außerdem besitzt man von ihm einige Abhandlungen über Politik und vaterländische Geschichte und «Memorias literarias de Paris» (Madr. 1751).

Luzern, der dritte Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, liegt in der Mitte der Schweiz theils in der Hochebene, theils in den Alpen, wird im W. und S. von Bern, im O. von Obwalden und Schwyz, im N. von Aargau begrenzt und zählt (1870) auf 1501 QKilom. 132,338 E., worunter 3837 Protestanten. Der Norden des Canton gehört zum Gebiet der Aar und wird von der Wigger mit der Luthern, der Suhr aus dem Sempachersee mit der Wyna und der Aa aus dem Baldeggersee bewässert. Die weiten Flußthäler und die dazwischen sich erhebenden, breiten, sanft gewölbten Sandsteinrücken (Lindenberg, 900 Mt.) sind fruchtbar und wohl angebaut und liefern Getreide im Ueberfluß. Der Süden ist gebirgig und gehört zum Gebiet des Vierwaldstätterses und der Reuß, in welche sich 1,5 Kilom. unterhalb der Stadt L. die Kleine oder Holzemme aus dem Entlebuch ergießt; die dasselbe links und rechts einschließenden Berge (der Napf, 1408 Mt., die Bäuchlen, 1771 Mt. u. s. w.) bestehen aus Nagelfluh, während die südlich von ihnen sich erhebenden Ketten der Emmenalpen theils der Kreide, theils dem Flysch angehören; ihre höchsten Gipfel sind die Schrattenfluh, 2076 Mt., die Schafmatt und der Pilatus (s. d.) mit dem Tomlishorn, 2080 Mt., der Feuerstein, 2042 Mt. und im äußersten Süden das Brienzerrothhorn, 2351 Mt., und das Tannhorn, 2223 Mt. Kein Gipfel erreicht die Schneegrenze. Das Klima ist in der Hochebene verhältnißmäßig mild, bei Wäggis am Fuße des Rigi gedeihen sogar Feigenbäume und Edelkastanien, im Entlebuch, dessen Sohle durchschnittlich 700 Mt. über dem Meere liegt, ziemlich rauh. Der Wald nimmt 20 Proc. des Areals ein, das Ackerland 45 Proc., das Weideland 30 Proc., unproductiv sind nur 5 Proc. Die Bevölkerung ist alemann. Stammes; in der Hochebene beschäftigt sie sich hauptsächlich mit Acker- und Obstbau, in den Gebirgen mit Alpwirthschaft und Viehzucht; die Käseproduction liefert für die Ausfuhr durchschnittlich 15,000 Ctr. (metrisch). Nach der Viehzählung von 1876 zählt der Canton 5225 Pferde, 70,739 Rinder, 35,750 Schweine, 8841 Schafe, 15,718 Ziegen und 16,097 Bienenkörbe. Die Industrie ist unbedeutend; Erwähnung verdienen die allgemein verbreitete Strohflechterei, die Seiden- und Baumwollindustrie im Suhr- und Wiggerthale, die Maschinenfabriken von Kriens, der Eisenhammer Dorrenberg und die Parketerie von Rothen. Die Sandsteinbrüche der Hochebene liefern gute Bausteine; in der Emme und Luthern wird etwas Gold gewaschen; wichtiger als das Pechkohlenlager am Sonnenberg sind die zahlreichen und ergiebigen Torfmoore. Die Hauptartikel für die Ausfuhr sind Vieh, Käse, Getreide, Obst und Holz. Von Bedeutung sind außerdem der Transithandel auf der Gotthardroute und der Touristenverkehr.

Die **Hauptstadt** L. liegt 438 Mt. über dem Meere, am Ausfluß der Reuß aus der Luzernerbucht des Vierwaldstättersees in malerischer Umgebung und bietet mit ihren stattlichen Quais und prächtigen Neubauten, überragt von den Thürmen und Zinnen der alten Ringmauer, eins der schönsten Städtebilder der Schweiz. Durch den Fluß wird sie in zwei ungleiche Hälften getheilt; auf dem linken Ufer liegen der Bahnhof und die Post, die Jesuitenkirche und das Jesuitencollegium, jetzt Regierungsgebäude, die Cantonsbibliothek (80,000 Bände) mit

Digitized by Google

dem Naturhistorischen Museum, das Zeughaus, reich an alten Waffen und Fahnen; auf dem rechten Ufer die palastähnlichen Gasthöfe des Quais, das alte Rathhaus, die prot. Kirche und die zweithürmige Hof- oder Stiftskirche St.-Leodegar, im 17. Jahrh. renovirt, mit vorzüglicher Orgel und Kreuzgang. Etwa 0,5 Kilom. von derselben befindet sich das berühmte Löwendenkmal, zum Gedächtniß der 10. Aug. 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Schweizergarden, 1821 nach Thorwaldsen's Modell von dem Bildhauer Ahorn aus Kon... in den Felsen eingehauen. Der neben dem Denkmal gelegene Gletschergarten mit zahlreichen Riesentöpfen und erratischen Blöcken ist ein merkwürdiges Ueberbleibsel der Eiszeit. Von den vier Brücken, welche die beiden Stadttheile verbinden, ist die neue Seebrücke mit sechs Pfeilern steinernen Jochen und eisernem Oberbau die schönste, die schief und winkelig über den Fl... gezogene Kapellbrücke, 1300 erbaut, die älteste und merkwürdigste. Von dem Wasserthurm, der mitten im Flusse stehend die Brücke stützt, einem alten Leuchtthurm (Lucerna), trägt die Stadt ihren Namen. Von Unterrichtsanstalten besitzt L. neben den Primärschulen eine höhere Töchterschule, eine Cantonschule mit vier Abtheilungen (Theologie, Lyceum, Gymnasium und Realschule) und ein Priesterseminar. Die Industrie der Stadt, welche (1870) 14,524 E... zählt, ist unbedeutend, dagegen ist die Umgegend (Kriens, Dorrenberg u. s. w.) gewerbreich. Wichtig ist der Transit- und der sehr lebhafte Fremdenverkehr. Mit Zürich, Olten und Bern ist L. durch Eisenbahnen, mit den Uferorten des Vierwaldstättersees durch drei Dampfschiffe, mit dem Berner Oberland durch die Brünigstraße verbunden.

Schon im 8. Jahrh. soll sich um den Wasserthurm zu beiden Seiten der Reuß eine Ansiedelung gebildet haben, welche im 11. Jahrh. zur Stadt herangewachsen, 1291 in den Besitz der Habsburger überging. Nachdem sich L. 1332 von diesen freigemacht, trat es dem Bunde der drei Waldstätte bei, mit welchen vereint es 1386 in der Schlacht von Sempach seine Freiheit endgültig erstritt. Durch Eroberung und Kauf, namentlich durch die Erwerbung des Entlebuchs (s. d.), vergrößerte sich nach dieser Schlacht sein Gebiet. Im Bunde der acht alten Orte der Eidgenossenschaft nahm es die dritte Stelle ein und betheiligte sich an allen gemeinsamen Kriegen. Die Reformation fand in L. keinen Eingang, vielmehr stand der Canton in den Religionskriegen von 1531, 1656 und 1712 an der Spitze der kath. Orte, berief schon 1574 die Jesuiten, schloß sich 1586 dem Borromäischen oder Goldenen Bunde zur Schirmung des kath. Glaubens an und die Hauptstadt war 1579—1874 Sitz des päpstl. Nuntius bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Die ursprünglich demokratische Verfassung des Staatswesens ging wie in den meisten Schweizercantonen im 16. und 17. Jahrh. in eine aristokratische über; die Stadt L. und in dieser wieder die patricischen Geschlechter, führten die Herrschaft über das Land, und die Härte, mit welcher sie regierten, führte in L. wie in Bern, Zürich, Basel und Solothurn 1653 zum Bauernkrieg, welcher mit der blutigen Unterwerfung des Entlebuchs endete. Erst die Besetzung des Landes durch Truppen der Französischen Republik machte 1798 dem aristokratischen Regiment ein Ende, stürzte aber zugleich die alte Eidgenossenschaft um und setzte an ihre Stelle die dem Volk verhaßte einheitliche Helvetische Republik, deren Regierung bis 1802 in L. ihren Sitz hatte. Nach der Einführung der Mediationsacte (1803) war L. wieder einer der 19 Cantone der damaligen Schweiz und mit Zürich und Bern abwechselnd Vorort, d. h. Sitz der Tagsatzung. Wie in den übrigen Cantonen lebte auch in L. nach dem Sturz Napoleon's I. die alte Aristokratie wieder auf, bemächtigte sich, wenn auch in etwas milderer Form als früher, der Herrschaft und behielt sie bis 1831, wo eine neue, liberale, repräsentativ-demokratische Verfassung vom Volk angenommen wurde, welche indessen schon 1841 wieder zu Gunsten des Klerus und des diesem ergebenen Landvolks abgeändert wurde. L. berief 1844 die Jesuiten wieder ins Land und stellte sich 1845 an die Spitze des Sonderbundes. Zwei Aufstandsversuche der liberalen Partei scheiterten, und ebenso erfolglos blieben die zu ihrer Unterstützung unternommenen Freischarenzüge aus den liberalen Cantonen. Erst 1847 beschloß die Tagsatzung die Auflösung des Sonderbundes und brach in 25 Tagen den Widerstand der ultramontanen Cantone. Nach dem Gefecht von Gyslikon, 23. Nov. 1847, capitulirte die Stadt und wurde von eidgenössischen Truppen besetzt. Die Jesuiten und die Regierung entflohen. Nach ihrem Sturze wurde durch eine neue Verfassungsrevision die Preßfreiheit wiederhergestellt und die Vorrechte des Klerus aufgehoben. Die seither unverändert gebliebene Verfassung ist repräsentativ-demokratisch, doch steht dem Volke das Recht zu, gegen misbeliebige Gesetze sein Veto einzulegen. Die gesetzgebende Behörde ist der Große Rath, der auf je 1000 Seelen der Bevölkerung 1 Mitglied zählt, die vollziehende der Regierungsrath, aus 7 Mitgliedern bestehend. Das Obergericht zählt 9 Mitglieder; das Forstwesen steht

Digitized by Google

unter einem Cantons-Forstinspector und 3 Kreisförstern, das Schulwesen mit 163 Primär- und Bezirksschulen, 5 Realschulen und Progymnasien in L., Münster, Sursee und Willisau, einem Lyceum, einer theol. Facultät und einem Priesterseminar in L., einem Lehrerseminar in Hitzkirch, wird von dem Erziehungsrath geleitet. In kirchlicher Beziehung gehört der Canton zum Bisthum Basel, dessen Bischof, 1873 von der Diöcesanconferenz abgesetzt, nur noch von L. und Zug anerkannt wird und jetzt in L. residirt. Von den früher zahlreichen Klöstern existiren nur noch drei Kapuzinerklöster zu L., Sursee und Schüpfheim, zwei Chorherrenstifte in L. und Münster und zwei Frauenklöster zu L. und Eschenbach. Die übrigen wurden 1847—48 aufgehoben und ihr Vermögen zur Tilgung der Kriegsschuld des Sonderbundes verwendet. In administrativer Beziehung zerfällt der Canton in die Aemter L., Entlebuch, Hochdorf, Hitzkirch und Sursee mit 19 Gerichtsbezirken und 76 Kirchgemeinden. Seit 1870 hat in L. die ultramontan-conservative Partei wieder vollständig die Oberhand erhalten; bei den Abstimmungen über die Revision der Bundesverfassung 1872 und 1874 stand es mit großer Majorität auf der Seite der Verwerfenden, und zwar 12. Mai 1872 mit 17,911 Nein gegen 9445 Ja und 19. April 1874 mit 18,188 Nein gegen 11,276 Ja. Vgl. Pfyffer, «Der Canton L.» (2 Bde., St.-Gallen 1858—59).

Luzerne ist der Name einer sehr geschätzten Futterpflanze, welche eine Art der Gattung Schneckenklee (Medicago) bildet und im System den Namen gebauter Schneckenklee (M. sativa L.) führt. Sie wird auch Ewiger Klee, Monatsklee, Spargelklee, Burgundisches Heu genannt. Die L. stammt aus dem Orient (Persien, Kleinasien, Griechenland), wo sie unter dem Namen Alfalfa das am allgemeinsten cultivirte Futterkraut ist, und kam erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. nach Deutschland; jetzt wird sie im südl. Frankreich, in Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, Nordafrika und in ganz Deutschland in großer Ausdehnung angebaut. Sie trägt dreifingerige Blätter, violettblaue Schmetterlingsblumen und in zwei bis drei Windungen gedrehte Hülsen. Die Pflanze verträgt Hitze und Trockenheit, da sie tiefgehende Wurzeln hat, liefert ein zeitiges Grünfutter im Frühjahre, gibt zwei bis drei, in Südeuropa bei gehöriger Bewässerung sogar bis sechs Schnitte, saugt den Acker wenig aus, gedeiht aber nicht überall, da sie zu ihrem Fortkommen einen tiefen, frischen, humusreichen Lehm- oder Thonboden mit bedeutendem Kalkgehalte verlangt. Auf passendem Standorte und in einem milden Klima hält die L. als perennirende Pflanze eine Reihe von Jahren, bis zu 25, auf demselben Felde aus. Im Frühling wird die L. mit eisernen Eggen überzogen, sodann mit Gips oder Asche gedüngt. Hinsichtlich ihres Futterwerths steht sie dem Kopfklee und der Esparsette etwas nach; doch wird dies durch die größern Futtermassen ausgeglichen, welche sie gibt. Sie ist unter allen Kleearten die geeignetste als Nahrung für die Pferde.

Luzk, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Volhynien, am Einflusse der Gishiza in den Styr, 258 Kilom. nordwestlich von Schitomir, hat zwei kath. Kirchen, ein kath. Nonnenkloster, eine Synagoge, eine karaitische Synagoge, eine Kreisschule, eine jüd. Kronschule ersten Ranges, 14 Fabriken und (1871) 11,464 E., die unbedeutenden Handel treiben. L. wird in den russ. Chroniken schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. erwähnt und war längere Zeit Residenz eines Theilfürsten. Seit 1425 wurde L. die Residenz der kath. Bischöfe, und seit dieser Zeit begann auch die Blütezeit der Stadt, die bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrh. dauerte. Von den Alterthümern hat sich noch das im 16. Jahrh. erbaute Schloß mit seinen vier Eckthürmen erhalten, in dem sich gegenwärtig die Kreisregierung befindet.

Lyceum (griech. Λύκειον) hieß ursprünglich ein dem Apollon Lykeios geheiligter Ort in der nächsten Umgebung von Athen, berühmt durch die schattigen Haine und herrlichen Gartenanlagen, besonders aber durch das Gymnasium, worin Aristoteles und nach ihm die Peripatetiker lehrten, und wonach auch die Römer ähnliche Anstalten, z. B. auf dem Tusculanum Cicero's und in der Villa Hadrian's zu Tibur, so benannten. Im Mittelalter bezeichnete man mit dem Namen L. Anstalten, in welchen die Aristotelische Philosophie in scholastischer Form gelehrt ward. In neuerer Zeit ist es ein Titel für Latein- oder Gelehrtenschulen geworden, dessen man sich in amtlichen Documenten, namentlich lat. Ausfertigungen, bediente. Anderswo, namentlich in Süddeutschland, wurde es der stehende Ausdruck für die höhern Bildungsanstalten, ist aber in Baiern und in Baden, wo die Obergymnasien so bezeichnet wurden, wieder verschwunden und hat den Namen Gymnasium und Studienanstalt Platz gemacht. In Würtemberg besteht der Name noch, doch stehen hier die L. unter den Gymnasien.

Lychnis, eine zur 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Nelkengewächse gehörende Pflanzengattung, deren Arten, lauter schönblühende Kräuter der

Digitized by Google

gemäßigten Zone Europas und Asiens, von den deutschen Botanikern Lichtnelken genannt werden. Sie zeichnen sich durch einen röhrigen, fünfzähnigen Kelch, fünf langgenagelte, an der Schlunde mit einem Krönchen versehene Blumenblätter, fünf fadenförmige, an der Innenseite mit Papillen besetzte Narben und eine mit fünf Klappen aufspringende vielsamige Kapsel aus. Ihre Blüten sind trugdoldig oder büschelig angeordnet, die Kelche ohne Hüllschuppen, die Blätter breit, gegenständig. Zu dieser Gattung gehören mehrere bekannte Wiesen-, Wald- und Zierblumen, nämlich die Pechnelke (L. Viscaria L.), mit klebrigen Stengeln und unzertheilten purpurrothen Blumenblättern, die Feuernelke, Fleischerblume oder Kukuksblume (L. Flos cuculi L.), mit nichtklebrigen Stengeln und zierlich zerschlitzten rothen Blumenblättern, eine Zierde unserer Wiesen im Mai und Juni, die Mariennelke oder das Marienröschen (L. diurna Sibth.), eine stark und braunbehaarte Staude mit großen, rothen, geruchlosen Blumen, häufig an feuchten Orten unter Gebüsch, die weiße Lichtnelke (L. vespertina Sibth.), der vorigen ähnlich, aber weißblühend, welche ihre Blüten erst gegen Abend öffnet und häufig auf Schutt, an Wegen wächst; ferner von Zierpflanzen die Brennende Lichtnelke (L. chalcedonica L.), eine asiat. Art mit schirmförmig beisammenstehenden, scharlachrothen Blumen, u. a. m. Auch unsere gemeine Pechnelke wird mit gefüllten Blumen als Zierpflanze häufig gezogen. Beide Arten lassen sich durch Zertheilung der Wurzelstöcke leicht vermehren.

Lycien (griech. Lykia), die südlichste Landschaft Kleinasiens, im N. und NO. an Karien, Phrygien (Kabalia), Pisidien und Pamphylien grenzend, an den übrigen Seiten vom Meere bespült, wird von mehrern zum System des Taurus gehörigen mächtigen Gebirgen (dem Kragos im W., dem Massikytos im Innern und den Solymerbergen im O.) durchzogen, die sich zu einer Höhe von 2600 Mt. erheben und mehrfach in hohen Vorgebirgen gegen das Meer abfallen. Zwischen denselben ziehen sich die tiefeingeschnittenen Thäler mehrerer Flüsse, von denen der Xanthos und der Limyros die bedeutendsten sind, mit zahlreichen kürzern Seitenthälern hin, die mit ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit einen anmuthigen Contrast zu der majestätischen Erhabenheit der schneebedeckten Gebirgsgipfel und zu dem einförmigen Ernst des Hochplateaus, welches den nördlichern Theil der mittlern Landschaft einnimmt, bilden. Dieses von der Natur so reich ausgestattete Land wurde zuerst von den semit. Stämmen, den Milyern und Solymern bewohnt, die aber frühzeitig durch ein von Norden her eingewandertes, wahrscheinlich german. Volk, das sich selbst Tremiler nannte, von den Griechen aber (angeblich nach einem aus Attika her eingewanderten Lykos) Lycier genannt wurde, theils vertrieben, theils unterworfen wurden. Von diesem lycischen Volke sind in frühen Zeiten mannichfache Culturelemente zu den Griechen gelangt, wie namentlich der Cult des Apollon, der mit seiner Mutter Leto (lyk. Lada = Frau) die Hauptgottheit L.'s war und besonders in der Hauptstadt Xanthos (am gleichnamigen Flusse nahe der Südküste) ein hochberühmtes Heiligthum und Orakel hatte. Andererseits haben auch die Lycier, immerhin unter Bewahrung ihrer nationalen Eigenart in ihrer eigenthümlichen Sprache, von welcher uns noch zahlreiche Denkmäler in den (in einem dem griechischen verwandten, aber eigenthümlichen Alphabet geschriebenen) leider noch nicht vollständig entzifferten lycischen Inschriften erhalten sind, vieles von der griech. Cultur aufgenommen, wie besonders die vielen bildlichen und Baudenkmäler beweisen. Diese, fast ohne Ausnahme Grabdenkmäler, zu einem bedeutenden Theile aus dem natürlichen Felsen herausgearbeitet, zeigen in architektonischer Hinsicht theils die Formen der griech., speciell der ion. Bauart, theils Nachbildungen eines den Lyciern eigenthümlichen Holzbaues; die Sculpturwerke sind durchaus von dem Geiste echt griech. Kunst durchdrungen. In polit. Hinsicht hat L. selten eine bedeutendere Rolle gespielt. Nachdem es trotz heldenmüthigen Widerstandes von Harpagos, dem Feldherrn des Cyrus, unterworfen worden war, bildete es eine Provinz des großen Persischen Reichs. Bei der Auflösung des Persischen Reichs nach dem Tode Alexander's d. Gr. kam es zuerst in die Gewalt der Ptolemäer und wurde dann dem Syrischen Reiche einverleibt, bis es von den Römern nach Besiegung Antiochos' d. Gr. den Rhodiern zum Eigenthum gegeben wurde. Aber der Unabhängigkeitssinn der Lycier sträubte sich gegen die wahrscheinlich ziemlich drückende Herrschaft des Inselvolks, und nach tapfern Kämpfen gelang es ihnen, das verhaßte Joch abzuwerfen und auch von den Römern die Anerkennung ihrer Selbstständigkeit zu erlangen. Die einzelnen Städte, 23 an Zahl, wovon neben Xanthos Cadyanda, Tlos, Pinara, Patara, Phellos, Antiphellos, Myra, Limyra und Olympos die bedeutendern waren, traten zu einem Bunde (Koinon) zusammen, an dessen Spitze mehrere Bundesbeamte, darunter einer mit dem Titel Lykiarches, standen. Diese Zeit der Selbstständigkeit L.s, eine Periode der Blüte und ruhiger Entwickelung, welche durch den Angriff des Brutus auf verschiedene lycische Städte

Digitized by Google

1 v. Chr.) nur vorübergehend gehemmt wurde, dauerte bis in die Regierung des Kaisers Claudius, welcher dem Lande wegen innerer Zwistigkeiten die Autonomie entzog. Nero gab sie zwar zurück, aber Vespasian nahm sie ihm wieder für immer, indem er L. mit Pamphylien vereint zur röm. Provinz machte. Gegenwärtig ist die schwachbevölkerte und zum Theil verödete Landschaft ein Bestandtheil des türk. Reichs; in der Bevölkerung überwiegt im Innern des Landes das türk., an den Küsten das griech. Element. Vgl. Fellows, «A journal written during an excursion in Asia Minor» (Lond. 1839); derselbe, «An account of discoveries in Lycia» (Lond. 1841); Spratt und Forbes, «Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis» 2 Bde., Lond. 1847); Bachofen, «Das lycische Volk und seine Bedeutung für die Entwickelung des Alterthums» (Freiburg 1862); für die Inschriften und die Sprache vgl. M. Schmidt, «The Lycian inscriptions after the accurate copies of the late Augustus Schoenborn» (Jena 1868); derselbe, «Neue lycische Studien» (Jena 1869); Savelsberg, «Beiträge zur Entzifferung der lycischen Sprachdenkmäler» (Bonn 1874).

Lycopodium, d. h. Wolfsfuß, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Abtheilung der Gefäßkryptogamen, deren in Deutschland wachsende Arten im Volksmunde den Namen Bärlapp führen. Die Lycopodien sind moosähnliche Pflanzen, doch größer und viel höher organisirt als die Moose. Sie haben ästige, dicht mit nadel- oder schuppenförmigen Blättern bedeckte Stengel, welche bald auf dem Boden herumkriechen, bald sich über den Boden aufrecht erheben, ja bei manchen tropischen Arten die Form eines Baums im kleinen nachahmen. Sie tragen entweder gestielte, seltener sitzende Fruchtähren am Ende der Zweige, häufig zu zwei bis drei nebeneinander gestellt (z. B. L. clavatum, annotinum, complanatum u. a.) oder einzelne sitzende Früchte in den Winkeln der obersten Blätter (z. B. L. Selago, alpinum u. a.). Diese Früchte sind kleine, gelbliche, einfächerige Kapseln, welche mit zwei Klappen aufspringen und einen gelben Samenstaub enthalten, welcher beim Volk unter dem Namen Hexenmehl bekannt ist und, da er sich, durch die Lichtflamme geblasen, unter blitzähnlichem Leuchten entzündet, zur Hervorbringung von Theaterblitzen benutzt wird (daher auch Blitzpulver genannt). Dieser Samenstaub ist auch officinell und wird namentlich zum Einstreuen wunder Hautstellen bei kleinen Kindern verwendet (Einstreupulver). Das meiste Hexen- oder Bärlappmehl kommt von L. clavatum L., der in Mitteleuropa häufigsten Art. Bisjetzt ist es nur bei L. annotinum gelungen, diese Sporen zum Keimen zu bringen. Sie entwickeln dann einen großen, knolligen, gelappten, bleichgefärbten, unterirdischen Vorkeim. Bei einer andern Gattung der (nach L. benannten) Familie der Lycopodiceen, bei Selaginella kommen zweierlei Kapseln und Sporen vor, kleine Kapseln mit kleinen Sporen (Mikrosporen) und größere Kapseln mit größern Sporen (Makrosporen).

Lydien, eine Landschaft an der Westküste Kleinasiens, welche im Süden durch den Mäander gegen Karien begrenzt, östlich an Phrygien und nördlich an Mysien grenzte, wurde in frühester Zeit Mäonien genannt, bis die ursprünglichen Bewohner, die indogerman. Mäoner, von den eingewanderten Lydiern, einem semit., den Karern und den Mysern nahe verwandten Völkerstamme, unterworfen wurden. Obgleich mehrfach von Gebirgen durchzogen (unter denen der Tmolos und Messogis, beide reich an trefflichen Weinen, die bedeutendsten sind), hat sie einen meist fruchtbaren, ja üppigen Boden; auch war sie im Alterthum reich an Gold, das man aus dem Paktolos (einem Nebenflusse des Hermos) und den Bergwerken des Tmolos gewann. Unter den Flüssen waren der Hermos und der Kaystros die größten; in der Nähe von Sardes befand sich der See Gygäa (jetzt Mermere). Die bedeutendsten Städte waren, abgesehen von den ion. Pflanzstädten an der Küste, Sardes, Magnesia, Thyatira, Apollonia und Philadelphia. Die Geschichte des Landes gliedert sich nach den drei einander folgenden Dynastien der Atyaden, Herakliden und Mermnaden (letztere 703—545 v. Chr.), deren beide erste völlig der Mythe angehören. Unter den Mermnaden, durch welche L. zur höchsten Macht gelangte, zeichneten sich Gyges, Alyattes, welcher um 590 v. Chr. gegen die Meder kämpfte, und dessen Sohn Krösus (s. d.) aus, der zwar ganz Vorderasien bis zum Halys eroberte, dann aber, als er auch diesen Fluß überschritt und das benachbarte Persische Reich angriff, durch den ältern Cyrus (s. d.) 545 v. Chr. seiner Herrschaft verlustig wurde. Die pers. Herrscher vernichteten systematisch den alten kriegerischen Geist des Volks, das nun bei dem Reichthum des Landes bald in arge Ueppigkeit und unmännliche Weichlichkeit verfiel; indeß blieb Handel und Industrie noch lange in hoher Blüte, besonders die Kunst, kostbare Kleider und Teppiche zu fertigen, Wolle zu färben, Erze zu schmelzen, wie auch die Einführung von Gold- und Silbermünzen und der Gebrauch des sog. Lydischen Steins, d. h. des Kiesel- oder Wetzschiefers, als Probirstein von L. ausgegangen ist. Auch trug eine der Haupttonarten der griech. Musik, von überwiegend weichem,

Digitized by Google

elegischem Charakter den Namen der Lydischen Tonart. Von Denkmälern lydischer Kunst aus den Zeiten, wo griech. Geschmack ihre Formen noch nicht bestimmte, sind nur Grabdenkmäler, meist lydischer Könige, erhalten. Vgl. Steuart, «Description of some ancient monuments still existing in Lydia and Phrygia» (Lond. 1843); Texier, «Description de l'Asie mineure» (Par. 1838 fg.); Olfers, «Ueber die lydischen Königsgräber bei Sardes» (Berl. 1859).

Lyell (Sir Charles), ausgezeichneter engl. Geolog, Sohn des Botanikers Charles L. (gest. 1849), nach welchem R. Brown eine Pflanzengattung Lyellia genannt hat, wurde 14. Nov. 1797 zu Kinnardy in Forfarshire geboren, besuchte die Schule zu Midhurst in Sussex und bezog 1816 die Universität zu Oxford, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Gleichzeitig beschäftigte er sich viel mit den Naturwissenschaften, mit Entomologie, Botanik und besonders mit Geologie, für welche ihm Buckland eine entschiedene Neigung einflößte. Nach dreijährigem Aufenthalt in Oxford begann er den praktischen Justizdienst; doch setzte er auch jetzt seine geolog. Studien fort, denen er sich endlich ganz widmete. Nachdem er seinen Wohnsitz in London genommen, wurde er ein thätiges Mitglied der Geologischen Gesellschaft und 1831 Professor der Geologie am King's-College. Hierauf bereiste er mehrere Theile von Deutschland, Frankreich und Italien. Seine geognost. Beobachtungen veröffentlichte er seit 1824 in den «Transactions of the Geological Society» und den «Annales des sciences naturelles». Alsdann trat er mit einem größern Werke, den «Principles of geology» (3 Bde., Lond. 1830—33; 12. Aufl., von Foster, 2 Bde., Lond. 1876; deutsch von K. Hartmann, 3 Bde., Weim. 1841—42) hervor, die eine Epoche in der Wissenschaft bezeichnen. Der Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, die Veränderungen der Erdoberfläche aus noch jetzt wirksamen Ursachen, ohne Annahme ganz besonderer, qualitativ und quantitativ wunderbarer Umwälzungen, zu erklären. Trotz aller Einwürfe, die Conybeare, Sedgwick u. a. gegen seine Ansichten erhoben, gebührt ihm doch das große Verdienst, auf sehr wichtige Gesichtspunkte für geolog. Betrachtung nachdrücklich aufmerksam gemacht und ein consequentes geolog. System aufgestellt zu haben. Später schied er einen Theil von dem Werke als «Elements of geology» aus, welcher dann unter den Titeln «Manual of elementary geology» und «Student's manual of geology» erschien. In den J. 1841—42 machte L. eine Reise nach Amerika, wo er in mehrern Hauptstädten der Vereinigten Staaten sehr besuchte Vorlesungen über Geologie hielt, und über welche er in «Travels in North America, with geological observations, etc.» (2 Bde., Lond. 1845; deutsch von Wolff, Halle 1846) berichtete. Eine zweite Reise, 1845—46, ist in «A second visit to the United States» (2 Bde., Lond. 1849; 3. Aufl. 1855; deutsch von Dieffenbach, 2 Bde., Braunschw. 1851) beschrieben. Im Herbst 1852 schiffte er sich zum dritten mal nach den Vereinigten Staaten ein, kehrte aber schon nach einigen Monaten zurück. Außerordentliches Interesse erregten seine Untersuchungen über Anfang und Alter des Menschengeschlechts, die er in den «Geological evidences of the antiquity of man» (4. Aufl., Lond. 1873; deutsch von Büchner, Lpz. 1874) niederlegte, und in denen er das Vorhandensein menschlicher Ueberreste in Erdschichten nachwies, deren Bildung lange vor der allgemein angenommenen Schöpfungsperiode stattgefunden haben muß. Im J. 1848 wurde er seiner Verdienste wegen zum Ritter, 1864 zum Baronet erhoben. Er starb kinderlos 22. Febr. 1875 und wurde 27. Febr. in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Lykanthropie, s. Werwolf.

Lykaon, in der griech. Mythe der Sohn des Pelasgos und der Meliböa, der Tochter des Okeanos, oder der Kyllene, war ein König in Arkadien, welcher Lykosura erbaute und den Dienst des Zeus Lykäos gründete. Dionysius erwähnt einen ältern und einen jüngern L. Er war Vater von 50 Söhnen, von denen mehrere als Erbauer arkad. Städte genannt werden. Er erscheint bald als Frevler gegen die Götter, bald als der erste Civilisator Arkadiens. Nach Pausanias opferte er auf dem Altar des Zeus ein Kind, wurde aber noch während des Opfers vom Gotte in einen Wolf verwandelt. Dieses und anderes gab wahrscheinlich Veranlassung zu der von Ovid und andern ausgeschmückten Fabel. Nach dieser stieg Zeus, der von der Verdorbenheit des Menschengeschlechts gehört, in Menschengestalt auf die Erde herab und ging nach Arkadien. Hier wurde er von dem Volke erkannt und verehrt, nur L. zweifelte und setzte ihm, um ihn zu versuchen, mit Menschenfleisch vermischte Speisen vor. Sogleich stürzte Zeus im Zorn darüber die Tafel um, brannte den Palast des L. nieder und verwandelte ihn mit seinen ebenfalls ruchlosen Söhnen in Wölfe oder erschlug sie mit dem Blitzstrahl. Nur einer von den Söhnen, Nyktimos (den aber nach andern der Vater zu jener Mahlzeit schlachtete), wurde durch Vermittelung der Gäa gerettet. Unter der Regierung desselben kam dann die deukalionische Flut, die durch die Gottlosigkeit der Lykaoniden herbeigeführt worden sein soll.

Digitized by Google

Lykaonien, eine Landschaft in Kleinasien, mit der Hauptstadt Iconium (s. d.), wurde östlich von Kappadocien, nördlich von Galatien, westlich von Pisidien, südlich von Isaurien und Cicilien begrenzt und erhielt der Sage nach den Namen von dem König der Arkadier, Lykaon (s. d.).

Lykophron, ein griech. Grammatiker und Trauerspieldichter, um 270 v. Chr., zu Chalcis in Euböa geboren, der meist am Hofe des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria lebte, ist der Verfasser eines unter dem Namen «Kassandra» (richtiger «Alexandra») bekannten Melodramas in Jamben, worin jene Seherin den Untergang Trojas und die Schicksale aller darein verflochtenen Helden in fortlaufender Rede weissagt. In diesem wegen seiner vielen dunkeln Anspielungen und seiner gesuchten Sprache schwerverständlichen und von mytholog. Gelehrsamkeit strotzenden Gedicht ist uns ein sehr charakteristisches Product der sog. Alexandrinischen Schule erhalten. Ausgaben, zugleich mit dem griech. Commentar von Isaak und Johannes Tzetzes, besorgten Potter (Oxf. 1697; 2. Aufl. 1702), Sebastiani (Rom 1803), eine neue Textrecension Bachmann (Lpz. 1830), eine Ausgabe der Scholien Müller (3 Bde., Lpz. 1811).

Lykurgos, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, dessen Zeit (nach der gewöhnlichen Chronologie setzt man ihn um 880 v. Chr.) wie seine ganze Persönlichkeit so sehr in das Dunkel der Sage eingehüllt ist, daß es sogar zweifelhaft erscheint, ob wir in ihm überhaupt eine histor. Persönlichkeit oder eine rein mythische Figur (wofür sein Name, der zugleich ein Beiname des Apollon ist, und die göttlichen Ehren, die ihm in Sparta erwiesen wurden, sprechen) zu erkennen haben. Nach der gangbarsten Ueberlieferung war er der Sohn des Königs Eunomos aus der Familie der Eurypontiden, führte die Regierung eine Zeit lang als Vormund des unmündigen Königs Charilaos, seines Neffen, und wurde durch eine Gegenpartei auszuwandern veranlaßt. Später kehrte er, nachdem er Kreta, Kleinasien (woher er die Homerischen Gesänge mitgebracht haben soll) und sogar Aegypten besucht hatte, in sein Vaterland zurück und ertheilte hier auf Veranlassung seiner Mitbürger und mit Genehmigung des delphischen Orakels seiner Vaterstadt eine Verfassung, die außer einigen neuen Einrichtungen größtentheils nur altes Herkommen als Gesetz bestätigte, und deren einzelne Satzungen mündlich in Sprüchen (Rhetren) fortgepflanzt wurden. Die Grundzüge dieser Verfassung, bei welcher namentlich alle Privatinteressen dem gemeinsamen Staatsinteresse untergeordnet waren, bestanden darin, daß mit Beibehaltung der zwei erblichen Könige diesen ein Rath von 28 durch Erfahrung und höheres Alter erprobten Mitgliedern oder Geronten (s. d.), welche die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten hatten, zur Seite gesetzt und in den Volksversammlungen, an denen jeder Spartaner vom 30. Lebensjahre an theilnehmen konnte, durch Bejahung oder Verneinung über Gesetze, Beamtenwahl, Krieg und Frieden entschieden wurde. Bei den Bestimmungen über die Erziehung und das Privatleben der Spartiaten sah er besonders auf Abhärtung des Körpers und Tauglichkeit zum Kriegsdienste, daher er außer großer Einfachheit in Kleidung und Wohnung auch öffentliche Männermahle anordnete, bei denen die bekannte schwarze Suppe einen Hauptbestandtheil ausmachte. Um alle Abweichung von der einheimischen Sitte zu verhüten, verbot er das Reisen ins Ausland ebenso wie den Aufenthalt der Fremden in Sparta. (S. Sparta.) Nachdem L. die Könige, den Rath und die Bürger einen feierlichen Eid hatte schwören lassen, daß sie während seiner Abwesenheit nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, verließ er die Stadt und kehrte nie wieder zurück, sondern machte, wie es heißt, seinem Leben durch freiwilligen Hungertod ein Ende. Auch soll er durch einen Vertrag mit Iphitos von Elis die Olympischen Spiele eingesetzt oder erneuert haben. Vgl. außer der Biographie des L. von Plutarch und den allgemeinern Werken über griech. Geschichte: Lachmann, «Spartan. Staatsverfassung» (Bresl. 1836); Kopstadt, «De rerum Laconicarum constitutionis Lycurgeae origine et indole» (Greifsw. 1849); Trieber, «Forschungen zur spartan. Verfassungsgeschichte» (Berl. 1871) und Gilbert, «Studien zur altspartan. Geschichte» (Gött. 1872).

Lykurgos, bedeutender athenischer Staatsmann und Redner, der Sohn des Lykophron, aus dem alten Geschlechte der Eteobutaden, war um 390 v. Chr. in Athen geboren. Vorgebildet durch rhetorische und philos. Studien unter Leitung des Isokrates und Platon, widmete er sich mit dem ganzen Eifer glühender Vaterlandsliebe dem Dienste des Staats und gehörte bald zu den angesehensten Vertretern der antimacedon. Partei. Nach der Schlacht bei Chäronea (338) trat er als Vorsteher der öffentlichen Einkünfte an die Spitze der athenischen Finanzverwaltung, welches Amt er während dreier Finanzperioden (12 Jahre lang), zuerst unter seinem eigenen Namen, dann, indem er einen seiner Freunde vorschob, mit ausgezeichnetem Erfolg verwaltete. Er brachte die Finanzen in Ordnung und Blüte und förderte zugleich durch bedeutende Bauunternehmungen sowol die Sicherheit als den Glanz seiner Vaterstadt. So ließ

Digitized by Google

er durch den berühmten Architekten Philon im Piräeus ein großartiges Seezeughaus, für das Geräthe von 400 Schiffen bestimmt, erbauen, vollendete den Neubau des atheniſchen Theaters und ſchmückte daſſelbe mit Bildwerken, errichtete das Stadion für die Feier der Panathenäiſchen Feſtſpiele jenſeit des Iliſſos und erweiterte und verſchönerte das Gymnaſion im Lykeion (Heiligthum des Apollon Lykeios); auch ſorgte er für die glänzende Ausſtattung der Feier öffentlicher Feſte durch Anſchaffung von Goldſchmuck und koſtbaren Gefäßen. Wie im Staatsdienſte, ſo bewährte er ſich auch vor den Gerichten als Redner als ein Mann von ſtrengſtem Rechtsgefühl und unbeugſamem Charakter, daher er auch beſonders als Ankläger gefürchtet war. Er ſtarb 323. Von ſeinen 15 Reden, welche man im Alterthum von ihm beſaß, iſt uns nur eine (gegen Leokrates wegen Vaterlandsverrath, gehalten 330) erhalten, die bei tiefem ſittlichen Ernſt der Gedanken einen Mangel an Glätte und Anmuth des Ausdrucks zeigt. Sie iſt, außer in den Geſammtausgaben der griech. Redner von Bekker, Baiter und Sauppe und Müller, häufig (mit oder ohne die Fragmente) herausgegeben, am beſten von Baiter und Sauppe (Zür. 1834), Mätzner (Berl. 1856) und Scheibe (Lpz. 1853); überſetzt (mit griech. Text) von Jenicke (Lpz. 1856), Teuffel (Stuttg. 1865) und Bender (Stuttg. 1870). Die Bruchſtücke der verlorenen Reden ſind geſammelt von Kießling (Halle 1847, nebſt Abhandlung über L.' Leben von Meier).

Lymphe (Milchſaft). Aus dem Blute ergießt ſich durch die Wände der Haargefäße hindurch eine farbloſe oder gelblichweiße Flüſſigkeit, welche die feinern Gewebsbeſtandtheile aller Organe umſpült und aus der die Gewebe ernährt werden. Die L. enthält alſo Beſtandtheile des Blutes (Waſſer, Salze, Eiweiß, Faſerſtoff, Fette) und die Umſatzproducte der Gewebe (Harnſtoff, Protagon und Extractivſtoffe). Die die Gewebe durchtränkende Parenchymflüſſigkeit iſt eine farbloſe, alkaliſch reagirende Flüſſigkeit, welche je nach den verſchiedenen Geweben eine andere Zuſammenſetzung hat. Eine Anhäufung derſelben in den Geweben ſtellt die Waſſerſucht (Oedem) dieſer dar. Die L. fließt aus den Geweben wieder ab, und zwar ſo, daß ſich die feinen wandloſen Lücken in dem Gewebe der einzelnen Organe zu zartwandigen Gefäßchen, den ſog. Lymphcapillaren, anſammeln, welche ſich endlich als iſolirte Stämmchen von den Organen loslöſen. Dieſe Lymphgefäße (Saugadern), die einen den Blutgefäßen ähnlichen Bau haben und wie die Venen mit Klappen verſehen ſind, welche den Rückfluß ihres Inhalts hindern, treten zu immer größern Stämmchen zuſammen, die an einzelnen Stellen ihres Verlaufs zu den Lymphdrüſen anſchwellen. Letztere ſind plattrundliche, linſen- bis haſelnußgroße Körperchen, in denen ſich die Lymphgefäße vielfach verzweigen und mit Bluthaargefäßen in innige Berührung treten. In ihnen erleidet die L. wichtige chem. und morphotiſche Veränderungen. Zuletzt treten die Lymphgefäße zu zwei großen Stämmen zuſammen, von denen ſich der größere, rabenfederkieldicke, welcher die Lymphgefäße des Bauchs und der Beine aufnimmt, vom zweiten oder dritten Lendenwirbel auf der linken Seite der Wirbelſäule bis zum Halſe erſtreckt, wo er ſich in die linke Schlüſſelbeinvene (Vena subclavia) ergießt (Bruſtmilchgang). Der andere ſammelt die Lymphgefäße des rechten Arms, der rechten Seite des Halſes, des Kopfs und der Bruſt auf und mündet in die rechte Schlüſſelbeinvene. Die L. wird durch den Druck der aus den Haargefäßen ausgepreßten Flüſſigkeit und durch die Contraction der die Lymphgefäße umgebenden Körpermuskeln bewegt, und ihr Rücktritt in das Blut iſt dadurch möglich, daß an den Mündungsſtellen das Blut wegen der anſaugenden Wirkung der Athmung unter geringerm Drucke ſteht. Bei gewiſſen Thieren wie bei Amphibien und einigen Vögeln wird die Bewegung der L. durch eigenthümliche Muskelapparate, die rhythmiſch pulſirenden Lymphherzen, bewegt. Auf ihrem Wege zum Blut wird die L. inſofern verändert, als in den Lymphdrüſen zellige Beſtandtheile, die mit den farbloſen Blutkörperchen identiſchen Lymphkörperchen, entſtehen, welche ſich der Lymphflüſſigkeit beimiſchen und nach ihrem Uebergang in das Blut ſich in rothe Blutkörperchen umwandeln; dadurch und durch große Mengen feinzertheilten Fettes bekommt die L. ein milchähnliches Anſehen. Dieſe L. iſt chemiſch dem Blutſerum ſehr ähnlich und unterſcheidet ſich von dieſem faſt nur dadurch, daß ſie nur halb ſo viel Eiweiß enthält als jenes. Auch gerinnt die L. wie das Blut unter Bildung eines feſten Lymphkuchens und eines klaren, farbloſen Lymphſerums. Eine beſondere Art der L. iſt der aus der Darmwand gebildete Chylus (ſ. d.), der auch die verdaute Nahrung theilweiſe aufnimmt. L. nennt man auch die in den Kuhpockenbläschen enthaltene Flüſſigkeit. (S. Impfung.) Die Lymphdrüſen ſind verſchiedenen krankhaften Veränderungen unterworfen. Dieſelben ſchwellen an bei gewiſſen Erkrankungen des ganzen Körpers (Skrofuloſe, Syphilis, Krebs, Tuberkuloſe) oder bei Erkrankungen einzelner Körpertheile, dann aber blos die, welche die Lymphgefäße des kranken Körpertheils aufnehmen. Entzündungen und Vereiterungen der Lymphdrüſen nennt

Digitized by Google

man Bubonen (s. d.). Bei der orient. Pest trifft die Erkrankung die Lymphdrüsen des ganzen Körpers (Bubonenpest). Unter den Erkrankungen der Lymphgefäße sind am wichtigsten die Verengerung und Verschließung derselben durch Druck von Geschwülsten und Verstopfung durch Concremente, Krebs- und Tuberkelmassen, welche zu wassersüchtigen Anschwellungen der betroffenen Theile führt, und die Entzündung der Lymphgefäße, Lymphangitis, welche meist von Entzündungen der Haut und des Zellgewebes, sowie von vergifteten, mit zersetzten organischen Substanzen inficirten Wunden ausgeht, zu schmerzhafter Schwellung und Röthung des betroffenen Gliedes und fieberhaften Allgemeinstörungen führt und seltener in Zertheilung, gewöhnlich in Eiterung übergeht. Lymphatisch nennt man diejenige Constitution (s. d.), welche sich durch Ueberwiegen des Lymphgefäßsystems auszeichnet und durch schlaffes, schwammiges Aussehen, blasse, gedunsene Haut, trägen Puls und Athem und geringe Widerstandsfähigkeit gegen entzündungserregende Schädlichkeiten zu erkennen gibt.

Lynar, altes, aus Italien stammendes Geschlecht, dessen Stammschloß Linari bei Faenza 1360 von den Florentinern geschleift wurde. Mit dem Grafen Rochus kam die Familie nach Deutschland. Derselbe trat aus franz. Diensten zunächst in kurpfälz., dann in kursächs., endlich in kurbrandenb. Dienste über, wurde hier 1578 Generaloberst der Artillerie, Zeug- und Baumeister und starb als Kammerdirector 1598. — Sein Sohn, Johann Casimir, brandenb. Geheimrath und Oberkammerpräsident, gest. 1619, heirathete Elisabeth von Distelmeyer, Tochter und Enkelin zweier brandenb. Kanzler, welche 1621 die Güter Lübbenau und Glienike erwarb. Deren Nachkommenschaft blüht gegenwärtig in zwei Linien: der ältern gräflichen auf Lübbenau, deren Chef gegenwärtig der Graf Rochus Hermann L., geb. 4. Febr. 1797, preuß. Kammerherr und erbliches Mitglied des Herrenhauses, ist, und der jüngern, seit Dec. 1806 fürstlichen, deren Chef, Fürst Alexander L., geb. 17. Sept. 1834, preuß. Gesandter zu Darmstadt ist. — Fürst Otto L., Oheim des Letztern, geb. 1793, gest. 1860, schrieb das Trauerspiel «Der Ritter von Rhodus» (Lpz. 1842), das Drama «Die Mediceer» (Lpz. 1842), und «Gedichte» (Lpz. 1843). Die Familie ist seit 1568 lutherisch.

Lynchjustiz, Lynchen (Lynch law) nennt man in Nordamerika die sog. Volksjustiz, wonach unbefugte Privatleute gewisse wirkliche oder vermeintliche Verbrechen und gemeinschädliche Handlungen, die das Strafgesetz gar nicht oder nach der öffentlichen Meinung nicht hart und schnell genug zu treffen vermag, eigenmächtig und ohne Untersuchung strafen. Beispiele solchen verbrecherischen Verfahrens finden sich in allen Ländern, wo die Civilisation und das Recht weniger befestigt sind, sowie zu Zeiten der Revolution, wo die polit. Leidenschaften das Volk zu Gewaltthätigkeiten hinreißen. Die L. wird in Nordamerika gewöhnlich in neu und schwach bewohnten Gegenden ausgeübt gegen Pferdediebe, Gauner, Bankhalter, Kuppler, in den Sklavenstaaten ehedem auch gegen diejenigen, welche den flüchtigen Sklaven Vorschub leisteten oder sich gegen die Sklaverei überhaupt erklärten (Abolitionisten). Zerstörung des Eigenthums, körperliche Mishandlung, darunter das Bestreichen mit Theer und nachheriges Wälzen in Federn, selbst Ermordung, gewöhnlich durch Aufknüpfen, sind die Acte dieser barbarischen Justiz. Der Name soll von einem gewissen John Lynch herstammen, der gegen das Ende des 17. Jahrh., als die Colonialgesetze keinen genügenden Schutz gegen die Verwüstungen gewährten, welche flüchtige Sklaven und Verbrecher des Dismal-Swamp in Nordcarolina an den benachbarten Pflanzungen verübten, von den Bewohnern mit unumschränkter Macht als Gesetzgeber, Richter und ausführende Gewalt in Civil- und Criminalsachen bekleidet wurde.

Lyndhurst (John Singleton Copley, Baron), ausgezeichneter brit. Staatsmann, geb. 21. Mai 1772 zu Boston in Nordamerika, kam mit seinem Vater, einem talentvollen Maler, 1775 beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfs nach England. Für den geistlichen Stand bestimmt, widmete er sich auf der Universität zu Cambridge der Theologie, später aber dem Rechtsstudium, gewann dann als Sachwalter eine ausgebreitete Praxis und erwarb sich einen großen Ruf als Rechtsgelehrter und Wortführer der Volkspartei. Er ließ sich 1818 von der Stadt Yarmouth ins Unterhaus wählen und nahm im Juli 1819 von der Regierung das Amt als Generalprocurator der Krone an. In dieser Eigenschaft mußte er im Oberhause gegen die Königin Karoline (s. d.) auftreten, deren Angelegenheit Brougham führte. Im J. 1823 stieg er zum Attorney-General oder Generalanwalt; 1826 aber erhielt er die Stelle des Master of the rolls oder Chefs der Archive beim Kanzleihofe. In derselben Zeit wurde er auch von der Universität Cambridge zu ihrem Vertreter gewählt. Von der Torypartei emporgehoben, hatte er in kurzer Zeit seine Ansichten so gänzlich geändert, daß er sich mit Eifer der Emancipation der Katholiken widersetzte und mit den Hochtories stimmte. Als jedoch Canning 1827

Digitized by Google

an die Spitze der Verwaltung trat, mäßigte sich L. und wurde zum Lordkanzler sowie zum Baron L. und Peer von England erhoben. Diese Stellung behielt er nicht nur unter Goderich's Verwaltung, sondern auch unter dem Ministerium Wellington. Erst 1830, als die Whigs ans Ruder kamen, trat er sein Amt an Brougham ab. Während des Kampfs um die Parlamentsreform war nun L. wieder der eifrigste Wortführer der Hochtories, obwol er es nicht verschmähte, von den Whigs nebenbei den Posten eines Lord-Chief-Baron des Schatzkammergerichts anzunehmen. In der vorübergehenden Verwaltung, die Peel und Wellington im Nov. 1834 bildeten, bekleidete er abermals das Kanzleramt. Seit deren Rücktritte machte er den Whigs im Parlamente besonders viel zu schaffen, indem er seine Angriffe unter anscheinender Mäßigung versteckte. Im J. 1839 brachte er in den Angelegenheiten der Colonie Jamaica die Verbindung der Radicalen mit den Tories zu Stande, was die augenblickliche Auflösung des Ministeriums mit sich führte. Die maßlose Leidenschaftlichkeit, die er in den Discussionen über Irland entwickelte, zog ihm besonders den Zorn der Irländer zu. Als endlich im Aug. 1841 das Ministerium Melbourne unterlag, übernahm L. unter Peel zum dritten mal das Amt des Lordkanzlers, welches er auch nach dem Abfall Lord Stanley's und der Protectionisten beibehielt. Der Rücktritt Peel's im Juli 1846 nöthigte indeß auch ihn, seinen Posten niederzulegen. Seitdem nahm er an den Debatten des Oberhauses thätigen Antheil. Bis ins höchste Alter im Vollgenuß seiner geistigen Kräfte, starb er nach kurzer Krankheit zu London 12. Oct. 1863.

Lynn, Stadt in Essex County im nordamerik. Staate Massachusetts, am Hafen von L., einem Arme der Massachusetts-Bai, hat 30 Kirchen und sehr gute Schulen, zählt (1870) 28,233 E. und ist berühmt durch seine großen Schuhfabriken, deren es 1871 über 200 mit mehr als 10,000 Arbeitern gab. L. wurde 1629 gegründet und 1850 zur Stadt erhoben.

Lyon, die Hauptstadt des Depart. Rhône, nach Paris die größte und wichtigste Stadt Frankreichs, Sitz eines Erzbischofs, eines prot. und eines israel. Consistoriums, eines Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und mehrerer Friedensgerichte, einer Handelskammer, eines Gewerberaths, einer Filiale der Bank von Frankreich und zweier Militärdivisionen, zugleich Münzstätte und bedeutendste Fabrikstadt des Reichs, liegt am Zusammenflusse des Rhône und der Saône malerisch theils auf der südwärts langgestreckten Halbinsel zwischen beiden Flüssen, theils auf den gegenüberliegenden, meist hügeligen Ufern in einer reizenden, von Gärten, Weinpflanzungen und Landhäusern erfüllten Gegend. Die Stadt zerfällt in 6 Arrondissements mit 27 Parochien und zählte 1876 mit den 6 Vorstädten, von denen Vaisse im Westen, La-Croix-rousse im Norden und La-Guillotière im Osten durch ein Decret vom 24. März 1852 erst definitiv ihr einverleibt wurden, insgesammt 342,815 E. Die Stadt ist ein Kasernenplatz, Festung ersten Ranges, seit der Revolte von 1834 durch eine Festungslinie im Osten, durch 18 detachirte Forts auf dem rechten Saône- und linken Rhône-Ufer vertheidigt. Doch scheinen die Werke mehr gegen die Stadt selbst als gegen einen äußern Feind angelegt. Wegen des unebenen Bodens ist L. unregelmäßig, auch im ganzen keineswegs schön gebaut. Die Straßen sind meist eng, winkelig, die Häuser zwar massiv, aber oft von übergroßer Höhe, zum Theil bis sieben Stockwerke hoch. Indeß hat die Stadt auch mehrere lange, breite und regelmäßige Straßen (z. B. die erst 1855—56 gebrochene Rue de Lyon, früher Rue Impériale, von 22 Mt. Breite und 1200 Mt. Länge), 56 meist schöne Plätze, 28 ausgezeichnete Quais, von denen der Rhônequai St.-Clair besonders berühmt ist, 7 Rhône- und 10 Saônebrücken, 18 Thore, 5 Bahnhöfe, viele einzelne herrliche Gebäude, im pariser Glanz schimmernde Läden und Hotels und macht einen großstädtisch-opulenten Eindruck.

Die Place Bellecour, einer der größten Plätze Europas, von stattlichen Gebäuden umgeben, enthält schöne Kastanienalleen, Gartenanlagen, Bassins, Springbrunnen, zwei Pavillons (seit 1856) und die Reiterstatue Ludwig's XIV. (seit 1825). Sodann sind hervorzuheben die Place des Terreaux, berüchtigt durch die Hinrichtungen in der ersten Revolution, die Place Perrache (früher Louis-Napoleon, erst Place de Louis XVIII) mit der Reiterstatue Napoleon's I. (seit 1852), die Place Sathonay mit Kastanienpflanzungen und der Statue Jacquard's, die Place Tholozan mit der Bronzestatue des Marschalls Suchet (seit 1858). Unter den Brücken zeichnen sich aus der Pont de Tilsit oder d'Archevêché, der Pont Lafayette, der Pont de la Guillotière (351 Mt. lang, mit 11 Bogen). Von den sehr zahlreichen Gotteshäusern (darunter zwei prot. Kirchen und eine Synagoge) sind die bedeutendsten: die alte Kathedrale St.-Jean, ein 1476 vollendeter Bau in gemischtem byzant.-goth. Stil, mit vier Thürmen, prachtvollem Portal, der größten Glocke Frankreichs (35,000 Pfd.), einer merkwürdigen astron. Uhr und vielen Gemälden, welche ihr der Cardinal Fesch als Erzbischof schenkte; die Kirchen Aisnay (auf

Digitized by Google

der Stelle eines röm. Tempels), St.-Irénée, St.-Nizier, St.-Polycarpe (mit der größten Orgel), St.-Paul, Notre-Dame. Letztere ist eine uralte Cultusstätte mit einem wunderthätigen Marienbilde auf der Höhe von Fourvières, die eine großartige Aussicht bis zu den Schneegipfeln des Montblanc bietet. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus: das Stadthaus, eins der größten Europas (1646—55 von Simon Maupin erbaut, 1674 durch Feuersbrunst zerstört, 1702 von Mansart und 1868 besser von Desjardins restaurirt), seit 1858 Sitz der im Präfecten vereinigten Departemental- und Municipaladministrationen, mit dem Stadtarchiv, den kühnen Bronzegruppen des Rhône und der Saône, einem Glockenthurm, Kuppeln und einer Reiterstatue Ludwig's XIII. an der Façade; gegenüber das Massif des Terreaux, ein großer, schöner Bau mit den kolossalen Statuen Simon Maupin's und Philibert Delorme's; der Palast St.-Pierre oder der schönen Künste, ursprünglich ein großes Benedictinerkloster von schönem Baustil, mit den Räumen der Kunstschule und den reichsten Museen der Stadt; der Handels- und Börsenpalast (1860 inaugurirt) mit zwei prächtigen Façaden; der Justizpalast (früher Palais de Roanne) mit einer Colonnade von 24 korinth. Säulen. Noch sind zu erwähnen: das große Theater (1827—30 von Soufflot aufgeführt), neben welchem noch das 1858 umgebaute Théâtre des Célestins und das Théâtre des Variétés bestehen; ferner die Bank, das Münzgebäude, die Tabacksfabrik, das Hotel der Militärdivision, das Artilleriearsenal, mehrere der Kasernen, Gefängnisse und Hospitäler. Eine Wasserleitung besitzt die Stadt erst seit 1856. L. ist reich an wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten. Von jenen sind zu nennen: die Akademie, bestehend aus der Facultät der Theologie, der Wissenschaften, der Literatur und der Rechtswissenschaft, die Mittelschule für Mediciner und Pharmaceuten, ein Lehrstuhl für Handelsrecht, die Thierarzneischule, die Artillerieschule, das Lyceum, das große und kleine Pfarrerseminar, das Lehrerinnenseminar, die Taubstummenlehranstalt, die Schule der schönen Künste, die Acker- und Gartenbauschule, die Gewerbeschule, die centrale Handels- und Industrieschule. Sodann sind zu bemerken die Stadtbibliothek von 150,000 Bänden und 2400 Handschriften in den herrlichen Räumen des ehemaligen Jesuitencollegiums, in welchem sich auch das Lyceum befindet; die Bibliothek des Palais des Beaux-Arts von 160,000 Bänden, nebst 40,000 Kupferstichen und Zeichnungen, und die zu demselben gehörigen Museen für Gemälde, Sculpturen, Antiquitäten, Naturalien; der botan. Acclimatisationsgarten; die Sternwarte; zahlreiche gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften, wie die Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, die Societät für Ackerbau, Naturgeschichte und nützliche Künste u. s. w. Zu den Wohlthätigkeitsanstalten gehören das großartige Hôtel-Dieu (schon im 6. Jahrh. von Childebert gegründet), das Hospice de la Charité (im 16. Jahrh. von dem Deutschen Kleeberger gestiftet) und das Krankenhaus Antiquaille auf Fourvières.

Trotz aller Concurrenz des In- und Auslandes nimmt die Vaterstadt Jacquard's in der Seidenmanufactur noch immer den ersten Rang auf der Erde ein, hinsichtlich der Ausdehnung sowol als auch der hohen künstlerischen Entfaltung, namentlich in den gemusterten Stoffen. Zwar bestehen keine eigentlichen Seidenfabriken, aber viele große Unternehmer, auf deren Bestellung die Arbeiten à façon (stückweise) in kleinen selbstständigen Werkstätten, denen man die Seide und die Muster liefert, ausgeführt werden. Man rechnet die Zahl der also beschäftigten Webstühle in der Stadt und ihren weitern Umgebungen innerhalb des Rhône- und der benachbarten Departements auf 70,000, die der dabei beschäftigten Arbeiter auf 140,000, wovon die Hälfte auf L. selbst kommen. Der Werth der jährlich erzeugten Fabrikate wird auf 300 Mill. Frs. angeschlagen. An diese Textilindustrie schließen sich 80 Färbereien mit 1500 Arbeitern, die Gold- und Silberwirkerei mit 800 Arbeitern, die Fabrikation von Jacquard'schen Stühlen und andern zur Weberei gehörigen Utensilien. Außerdem hat L. 80 Werkstätten für die einst blühendere Hutmacherei, die immer noch jährlich 450,000 Hüte liefern, 12 große Maschinenbauanstalten, 10 Kesselschmieden, bedeutende Etablissements für Eisenindustrie mit 9000 Arbeitern, Kupfer-, Glocken- und Bronzegießereien, zahlreiche Fabriken für Gold- und Silbergeräthe, Tressen, Bijouterie- und Quincailleriewaaren, für Draht, Knöpfe, Nadeln, künstliche Blumen. Auch bestehen hier nächst Paris die bedeutendsten Buntpapier- und Tapetenfabriken, sowie die angesehensten Buchdruckereien, Buch- und Kunsthandlungen, viele Fabriken für Chemikalien, Liqueure, Oel, Kerzen, Seifen, Parfumerien, Chocolade, Wachstuch, für Kunsttischlerarbeiten, Fayence- und Töpferwaaren u. s. w. Man zählt auch 15 Bierbrauereien. Bei so großartiger und vielseitiger Fabrikthätigkeit ist ebenso der Handel von großer Bedeutung. Derselbe wird auch gefördert durch die günstige Lage der Stadt an dem Zusammenflusse zweier von Schifffahrt jeder Art belebten Flüsse und im Mittelpunkte wichtiger, sich hier kreuzender Straßen

Digitized by Google

(zwischen dem Mittelmeer, dem Innern Frankreichs, der benachbarten Schweiz und Italien), sowie durch die Paris-L.-Mittelmeerbahn, die hier nach Besançon, Grenoble, Nevers, Roanne und Bourg abzweigt. L. kauft jährlich für 180 Mill. Frs. Seide aus Frankreich, Italien, der Levante, Indien, China und Japan auf und exportirt für 210—220 Mill. Frs. Seidenstoffe, etwa drei Viertel seiner Production. Bedeutend ist auch der Handel mit Wein- und Branntwein, den 280 Großhändler betreiben, mit Baumwolle und Schafwolle (5—6 Mill. Kilogr. jährlich), mit Tüchern und Zeugen, Würsten, Stein- und Holzkohlen, Kastanien, Käse, Epicerien und Droguen, Korn, Mehl, Oel, Seife und ital. Strohhüten.

L. war schon zur Zeit der alten Gallier eine bedeutende Stadt und der große Markt Galliens. Sie lag im Gebiet der Segusianer im lugdunensischen Gallien und wurde Lugdunum genannt. Munatius Plancus führte 43 v. Chr. eine röm. Colonie dahin, und bald gewann die Stadt unter der röm. Herrschaft Ansehen und große Blüte. Augustus residirte mehrere Jahre daselbst; Kaiser Claudius wurde (wie Germanicus und Caracalla) hier geboren und verschönerte die Stadt. Sie hatte einen prächtigen kaiserl. Palast und eine Münzstätte. Unter Nero brannte L. ab und erhielt nach der Wiederaufbauung den Rang vor allen gallischen Städten. Noch finden sich aus der Römerzeit die Reste von drei Aquäducten, einer Naumachie, zwei Theatern u. s. w. Das Christenthum fand in L. zuerst in Gallien festen Boden. Das Blut vieler Märtyrer floß hier, aber auch die erste christl. Kirche Galliens wurde hier gegründet. In der Völkerwanderung erlitt L. harte Schläge. Stilicho überließ es 407 den Burgundern, die es zu einer der vier Hauptstädte ihres Reichs in Gallien machten. Unter Chlotar I. eroberten es 534 die Franken. Von nun an theilte L. die Schicksale des Fränkischen und neuburgund. Reichs und erhob sich während dieser Zeit, trotz der Plünderung durch die Sarazenen im 8. Jahrh., immer mehr, besonders unter Karl d. Gr. Mit der umliegenden Landschaft bildete es die unter eigenen Grafen stehende und zum Arelatischen Reiche gehörende Grafschaft Lyonnais, und unter Kaiser Konrad II. kam es mit Arelat zu dem Deutschen Reiche. Aus der Gerichtsbarkeit und Gewalt der Grafen kam Stadt und Grafschaft 1173 unter die der Erzbischöfe von L., die von jeher große Macht und Einfluß besessen hatten. Hier wurden 1247 und 1254 zwei wichtige Kirchenversammlungen gehalten. Die Erzbischöfe von L. begaben sich jedoch 1274 unter franz. Schutz, und 1363 wurde Lyonnais förmlich mit dem Königreich Frankreich vereinigt, bei dem es seitdem verblieb. Mehr als jede andere Stadt Frankreichs litt L. in der ersten Revolution. Obschon das Volk 1789 das feste Schloß Pierre-en-Cise zerstörte, bewies sich die Stadt im ganzen doch sehr lau für die Revolution und trat endlich offen gegen das Schreckensregiment auf, indem sie 29. Mai 1793 die Fahne des Aufstandes erhob und die jakobinische Municipalität vertrieb. Doch schon 7. Aug. 1793 begann ein Heer des Convents die Belagerung der Stadt, die sich 10. Oct. auf Gnade ergeben mußte. Die für schuldig Erachteten wurden zu Hunderten von den Siegern mit Kartätschen niedergeschossen, und der Convent sprach über die Stadt, die den Namen Commune affranchie erhielt, die Vernichtung aus, deren Vollziehung Collot d'Herbois, Fouché und Couthon übertragen ward. Gegen 6000 Menschen wurden hingeopfert, und fünf Monate lang riß man die schönsten Gebäude nieder. Auch der 9. Thermidor war nicht ohne blutige Reactionen für L. Nur langsam erholte sich die Stadt von diesen Schlägen. Erst seit 1815 nahmen Handel und Seidenfabrikation großen Aufschwung, der aber in neuerer Zeit durch die polit. Revolutionen wieder in Abnahme kam. Außer der Concurrenz, auf die L. in andern Ländern stieß, schadeten ihr namentlich die drei blutigen Aufstände von 1831, 1834 und 1849. Der erste, der 21. Nov. 1831 ausbrach, ging von den Seidenwebern (canuts) in der Vorstadt La-Croix-rousse aus, und konnte erst durch die Ankunft des Marschalls Soult mit 20,000 Mann 3. Dec. unterdrückt werden. Im April 1834 brach ein neuer Aufstand aus. Die Republikaner verbanden sich mit den Arbeitern zum Sturze der Regierung, und erst nach fünftägigem erbitterten Kampf schlugen die Truppen den Aufstand nieder. Statt des Republikanismus gewann hierauf der Ultramontanismus in L. einen Herd. Im Oct. und Nov. 1840 richteten die Ueberschwemmungen der Saône ungeheuern Schaden an. Der Tumult vom 24. Febr. 1848 auf die Nachricht von der Revolution in Paris hatte keinen erheblichen Erfolg. Dagegen brach 15. Juni 1849 ein Volksaufstand aus, der mit dem pariser Tumult in Verbindung stand und durch den General Magnan niedergeworfen wurde. Vgl. Clerjon, «Histoire de L.» (4 Bde., Lyon 1829—35); Beaulieu, «Histoire du commerce de l'industrie et des fabriques de L.» (Lyon 1838); Ogier, «La France, par cantons et par communes» («Département Rhône», 3 Bde., Lyon u. Par. 1856); Monfalcon, «Histoire monumentale de L.» (8 Bde., Par. 1866—70); Joanne, «L. et ses environs» (3. Aufl., Par. 1876).

Digitized by Google

Lyons (Edmund, Lord Lyons of Christchurch), brit. Admiral, der Sohn eines reichen westind. Pflanzers, wurde 21. Nov. 1790 geboren. Schon in seinem 11. Jahre in den Marinedienst aufgenommen, machte er 1807 die Expedition Duckworth's nach den Dardanellen mit und zeichnete sich 1811 bei der Erstürmung des Fort Marrack auf Java aus. Im J. 1813 wurde er Befehlshaber der Corvette Rinaldo, 1814 Postkapitän und blieb dann eine Reihe von Jahren hindurch ohne Anstellung, bis er 1828 das Commando der nach dem Mittelländischen Meere bestimmten Fregatte Blonde erhielt, mit der er den Hafen von Navarin blokirte und das Schloß von Morea zur Uebergabe zwang. Im folgenden Jahre brachte er den engl. Botschafter Sir Robert Gordon nach Konstantinopel, commandirte 1831 das Schiff Madagaskar und war 1832 Augenzeuge des Bombardements von Acre durch Ibrahim-Pascha. Nach der Erhebung König Otto's auf den griech. Thron ward L. mit dem Posten eines Gesandten am Hofe von Athen betraut, wo er eine höchst bedeutende Rolle spielte. Obgleich früher Philhellene, zeigte er sich jedoch den Griechen so ungünstig und lebte mit den verschiedenen Ministerien in so beständigem Conflict, daß Lord Palmerston sich 1849 bewogen fand, ihn abzurufen. Indeß ward L. mit dem Gesandtschaftsposten in Stockholm betraut und avancirte zugleich 14. Jan. 1850 durch Anciennetät zum Contreadmiral. Als die orient. Krisis sich zu steigern begann, wurde er dem Oberbefehlshaber der brit. Flotte im Mittelländischen Meere, Admiral Dundas, als Zweitcommandirender zur Seite gestellt. Im Jan. 1854 segelte er in das Schwarze Meer ein, kreuzte mit einem Geschwader an der tscherkess. Küste und besetzte 9. Mai Redut-Kale. Ausgezeichnete Dienste leistete er bei dem Transport der alliirten Armee nach der Krim sowie bei dem ersten Bombardement von Sewastopol und erhielt nach der Abberufung des Admirals Dundas den Oberbefehl über die engl. Flotte. Er leitete die Expedition nach Kertsch, welches er 24. Mai 1855 einnahm, ließ alsdann seine leichten Fahrzeuge in das Asowsche Meer einlaufen und wirkte mit bei dem Angriff auf Sewastopol 18. Juni. Seine letzte That in diesem Feldzuge war die Eroberung von Kinburn (17. Oct.). Zur Anerkennung seiner während des Kriegs geleisteten Dienste ward er im Juni 1856 in den Peersstand erhoben und 19. März 1857 zum Viceadmiral befördert. Er starb auf Arundel-Castle, dem Schlosse seines Schwiegersohns, des Herzogs von Norfolk, 23. Nov. 1858. — Richard Bickerton Pemell, Lord L., ältester Sohn des Vorigen, geb. 26. April 1817, erhielt seine Bildung in der Schule zu Winchester und auf der Universität Oxford, und widmete sich dann unter seinem Vater der diplomatischen Laufbahn. Er wurde 1839 Gesandtschaftsattaché in Athen; 1852 kam er von dort nach Dresden und 1853 nach Florenz, wo er erst als Legationssecretär und dann als Gesandter fungirte. Im Dec. 1858 ward ihm der Gesandtschaftsposten in Washington übertragen, wo er während des bald darauf ausbrechenden Bürgerkriegs großen Takt und diplomatische Umsicht entwickelte und viel dazu beitrug, ein Zerwürfniß zwischen England und Amerika zu verhüten. Endlich auf seinen Wunsch abberufen, wurde er 10. Aug. 1865 zum Botschafter in der Türkei ernannt. Seit Juli 1867 ist er Botschafter zu Paris.

Lyra hieß bei Griechen und Römern deren ältestes Saiteninstrument, dessen Erfindung meist dem Gotte Hermes (Mercur) zugeschrieben wurde, der sie mittels einer Schildkrötenschale bildete. Nach der gewöhnlichen Erzählung hatte schon die von Hermes erfundene L. sieben, nach andern hatte die älteste L. drei oder vier Saiten. Gewiß hat nicht erst Terpander, wie einige berichten, die Zahl auf sieben erhöht; mit der Zeit wurde diese noch weiter vermehrt. Von der Kithara oder Zither (s. d.) unterschied sich die L. dadurch, daß sie einen runden, aus einer Schildkrötenschale gebildeten oder wenigstens schildkrötenförmigen, tiefern Schallboden und eine weniger gekrümmte Gestalt hatte, daher sie beim Spiele nicht aufrecht gestellt, sondern zwischen den Knien gehalten wurde. Die Kithara diente mehr dem künstlerischen und sacralen, die L. dem privaten und profanen Gebrauch. Die L. erscheint auch unter den Sternbildern. Nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie der Sage nach von Apollo erhalten hatte, ward sie von Zeus unter die Gestirne versetzt. Vgl. Jan, «De fidibus Graecorum» (Berl. 1859).

Lyrik oder Lyrische Poesie, deren Name von dem griech. Saiteninstrument Lyra (s. d.) entlehnt ist, heißt diejenige Hauptgattung der Poesie, die das innere Gefühlsleben zum unmittelbaren Ausdruck bringt. Sie ist das subjective Aussprechen subjectiver Gefühle und zeigt sich daher in ihrer geschichtlichen Entstehung überall später als das Epos, das an die äußere Welt anknüpft und deren Begebenheiten erzählt. Die L. ist um so tiefer, je wahrer und inniger die Stimmung und Empfindung ist, die sie ausspricht, und sie ist um so poesievoller, je mehr durch die vereinzelte Empfindung und Stimmung der ganze dunkle, unerschöpfte Urgrund des gesammten Gemüthslebens hindurchklingt. Daher der innige Zusammenhang der L. mit der Musik; daher

gitized by Google

in der alten L. die feinabgewogene, lebendig in sich verschlungene rhythmische Form, der kunstvoll gegliederte Strophenbau, in der modernen die Vorliebe für den Reim. Der Form nach unterscheiden wir in der L.: 1) die hymnische (Hymne, Ode, Dithyrambe); sie ist die L. der Erhabenheit; das tiefbewegte Gemüth blickt begeistert hinauf zu einem übergewaltigen Inhalt, von dessen Größe sie erschüttert ist und den sie doch nicht völlig in sich hereinzuziehen vermag; 2) die liedmäßige (das Lied); diese ist die L. der ruhigen, harmonischen Schönheit, in welcher Inhalt und Stimmung rein und unmittelbar ineinander aufgehen, die Stimmung ganz von ihrem Inhalt durchglüht ist und ihn in unwiderstehlicher Naturnothwendigkeit naiv und schönheitsvoll ausspricht; 3) die L. der Betrachtung (Elegie, Sonett, Epigramm); sie stellt den Uebergang des reinen Gefühlszustandes in das Gedankenleben dar; der Gegenstand, der die Empfindung hervorruft, spricht sich nicht mehr unmittelbar selbst aus, sondern der Empfindende enthüllt nur seine Gedanken über ihn. Wie die dämmernde Gefühlswelt des Menschen mehr im Orient und im Christenthum ihre Entwickelung und Bedeutung erlangt, so hat sich auch die lyrische Poesie in der jüd. und christl. Anschauung vollständiger und allseitiger entwickelt als in der plastischen Anschauungsweise der Griechen und Römer. Die lyrischen Gedichte des Alterthums haben daher entweder starke epische Beimischungen, wie bei Pindar, dem berühmtesten griech. Lyriker, oder sie gehen in das Didaktische über. Fast nur das Liebeslied erlangte bei den Griechen durch Sappho und Anakreon und bei den Römern durch Catull, Tibull, Properz und Horaz eine höhere Stufe der Vollendung. Aus den ersten christl. Jahrhunderten sind uns besonders herrliche lat. Kirchenhymnen erhalten. Einen überaus reichen Aufschwung nahm die weltliche L. seit dem 12. Jahrh. in Südfrankreich und Spanien, etwas später in Italien, wo sie sich in die künstlichen Formen des Sonetts, der Canzone, Sestine u. s. w. kleidete. In Deutschland trat eine reiche Blütezeit mit dem Minnegesange des 13. Jahrh. ein, der an Mannichfaltigkeit der Form und des Inhalts noch unübertroffen ist. Während hier in den folgenden Jahrhunderten die weltliche L. durch handwerksmäßige, später durch gelehrte Künsteleien und Spielereien verfiel, erhob sich desto glänzender seit der Reformation das Kirchenlied (s. d.). In die weltliche L. kam erst mit der Mitte des 18. Jahrh. ein neues Leben, das in der frischen Liederlyrik Goethe's seine schönsten Blüten trieb. Seitdem ist in Deutschland die L. in unverkümmerter Entwickelung geblieben, besonders durch Uhland, Heine und Geibel und in mehr reflectirender Weise durch Rückert, Platen, Bodenstedt u. a. Außer den Schriften über Aesthetik von Vischer, Rob. Zimmermann und Carriere vgl. Gottschall, «Poetik» (3. Aufl., Bresl. 1873).

Lys oder **Leye**, Fluß in Frankreich und Belgien, merkwürdig namentlich als ehemalige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, entspringt bei dem Städtchen Lysbourg auf dem Plateau von Artois im franz. Depart. Pas-de-Calais, fließt über Thérouanne und Aire und tritt in das Norddepartement ein, welches er in eine nördl. und südöstl. Hälfte theilt, bildet dann auf eine Strecke von etwa 30 Kilom. die Grenze gegen Belgien, geht bei Menin ganz nach Belgien über und fällt bei Gent in die Schelde nach einem Laufe von 205 Kilom., wovon 115,5 auf Belgien und dessen Grenze kommen und 159 Kilom. schiffbar sind. Der L. nimmt die Clarence mit der Nave, die Lawe und Deule, in Belgien die Mandelle, den Grootebeek oder Slype und die Douve auf und vermittelt mehrere Kanalverbindungen, unter denen der von Deynze nach Heyst führende Kanal 53 Kilom. lang ist. Am L. ließ Ludwig XIV. 1695 beim Ausbruche des Coalitionskriegs durch 20,000 Bauern in acht Tagen seine ersten Linien anlegen, die aber wegen ihrer zu weiten Ausdehnung sich als unhaltbar erwiesen. Im Revolutionskriege fand am L. 13. Sept. 1793 zwischen den Holländern unter dem Erbprinzen von Oranien und den Franzosen unter General Houchard ein für die erstern siegreiches Gefecht statt.

Lysander (griech. Lysandros), berühmter spartan. Feldherr, der mit einer außerordentlichen Thätigkeit und einem durchdringenden Verstande zugleich große Schlauheit, Gewissenlosigkeit und maßlosen Ehrgeiz verband, war der Sohn des Aristokritos aus einer angesehenen spartiatischen Familie; seine Mutter dagegen soll eine Leibeigene (Helotin) gewesen sein. Er erhielt um 407 v. Chr. den Befehl über die spartan. Flotte, zu einer Zeit, wo durch die glänzenden Siege des Alkibiades der Krieg eine ungünstige Wendung für Sparta genommen hatte. Mit Hülfe des jüngern Kyros vergrößerte er schnell seine Macht und schlug noch in demselben Jahre die athen. Flotte in Abwesenheit des Alkibiades bei Notion. Nach der Niederlage und dem Untergange des an seine Stelle gewählten Kallikratidas in der Schlacht bei den Arginusen (Sept. 406) trat er, da das Gesetz verbot, ihn zum zweiten male zum Nauarchen zu ernennen, aufs neue factisch an die Spitze der Flotte als Unterbefehlshaber unter dem nominellen Flottenführer Arakos. Er nahm 405 v. Chr. auf der Rhede von Aegos-Potamoi die größte Zahl der

Digitized by Google

feindlichen Schiffe weg, worauf im folgenden Jahre der Peloponnesische Krieg hauptsächlich durch sein Verdienst mit der völligen Niederlage und der Eroberung Athens, welches Agis und Pausanias zu Lande, L. mit einem Theil der Flotte zur See eingeschlossen hielt, ein Ende nahm. Schon den frühern Sieg benutzte er zur Unterwerfung der Bundesgenossen der Athener in Kleinasien und auf den Inseln, wo er überall aristokratische Verfassungen unter Aufsicht spartan. Harmosten (Statthalter) einführte. Nach seiner Rückkehr nach Sparta, das nun vollends schnell infolge der großen, im Kriege gewonnenen Schätze in Weichlichkeit und Zuchtlosigkeit verfiel, war er der mächtigste und gefeiertste Mann in Griechenland, wurde aber nicht ohne Grund von den Regierenden in Sparta mit Mistrauen betrachtet, daher er auch längere Zeit außerhalb Spartas lebte. Seinen Plan, das erbliche Königthum in Sparta umzustürzen und ein Wahlkönigthum an dessen Stelle zu setzen, gab er, da er keine Hoffnung auf Gelingen hatte, auf und lebte zurückgezogen, bis er, als Befehlshaber nach Böotien gesandt, in dem Treffen bei Haliartus (394 v. Chr.) fiel. Wir besitzen Biographien des L. von Plutarch und Cornelius Nepos. Vgl. Vischer, «Alcibiades und L.» (Bas. 1846); Nitzsch, «De Lysandro» (Bonn 1847); Stedefeld, «De Lysandri Plutarchei fontibus» (Gött. 1874).

Lysias, ausgezeichneter attischer Redner, Sohn des Kephalos, aus einer syrakusan. Familie, geb. 444 oder 432 v. Chr. zu Athen, begab sich, 15 J. alt, nach Thurii in Unteritalien, wo er bei dem Syrakusaner Tisias Unterricht in der Rhetorik erhielt. Im J. 411 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte dieselbe aber während der Herrschaft der Dreißig Tyrannen wieder verlassen und flüchtete sich, des größten Theils seiner Habe beraubt, nach Megara. Nachdem Thrasybul zum Freiheitskampfe sich gerüstet und L. selbst von dem Rest seines Vermögens dessen Unternehmen unterstützt hatte, kehrte er abermals nach Athen zurück und lebte daselbst als Isotele (bevorrechtigter Schutzverwandter) bis in das hohe Alter von etwa 80 J. Sehr groß war seine rednerische Thätigkeit, da die Alten 425 Reden unter seinem Namen zählten, von denen aber von alten Kritikern nur 233 als echt anerkannt wurden. Von diesen sind nur 33, wovon einige unvollständig, andere verdächtig sind, auf uns gekommen. Diese Reden, die L. mit Ausnahme einer einzigen, der gegen Eratosthenes, nicht selbst gehalten, sondern meist zum Gebrauch für andere, einige wol auch nur zur Uebung verfaßt hat, zeichnen sich durch Reinheit, Einfachheit und Würde der Sprache ebenso sehr wie durch Abrundung und Anmuth des Vortrags aus, daher L. bei den Spätern als das Muster des schlichten Stils in der Beredsamkeit betrachtet wurde. Herausgegeben sind die Reden, außer in den Gesammtausgaben der attischen Redner von Bekker, Baiter, Sauppe und Müller, von Förtsch (Lpz. 1829), Franz (Münch. 1831), Scheibe (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1872), Cobet (Amsterd. 1863) und in einer Auswahl von Rauchenstein (Lpz. 1848; 7. Aufl. 1876) und von Frohberger (Lpz. 1866 fg.; kleine Ausg. 1875), übersetzt von Falk (Bresl. 1843) und von Baur (2. Aufl., Stuttg. 1869).

Lysimachus war einer der Feldherren Alexander's d. Gr., die sich nach dessen Tode in das Weltreich theilten. Er erhielt das macedon. Thrazien, das er aber gegen die hartnäckige Tapferkeit der Bewohner erobern und mit Waffengewalt behaupten mußte. Im J. 314 v. Chr. schloß er mit den Satrapen Kassander, Ptolemäus und dem aus Babylon vertriebenen Seleukus ein Bündniß gegen Antigonus (s. d.), der in der Schlacht bei Ipsus 301 v. Chr. Leben und Reich verlor, worauf L., der um 306 gleich den übrigen Diadochen (s. d.) den Königstitel angenommen hatte, von ganz Vorderasien diesseit des Taurus Besitz ergriff. Unglücklich dagegen war sein Feldzug gegen die jenseit der Donau wohnenden Geten, da er hier durch Verrätherei mit dem größten Theile seines Heers in Gefangenschaft gerieth. Doch wurde er von dem Könige der Geten, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, wieder freigelassen. Hierauf suchte L. seine Macht immer weiter auszudehnen, wie er denn namentlich auch Macedonien in seine Gewalt brachte, wurde aber nach der Ermordung seines trefflichen Sohnes Agathokles von Seleukus Nikator bei Korupedion in Phrygien 282 v. Chr. gänzlich geschlagen und fiel.

Lysippus (griech. Lysippos), der größte Meister der peloponnes. Plastik in der Periode der griech. Kunst, in welcher Skopas und Praxiteles es in der attischen waren, um 330 v. Chr., aus Sikyon im Peloponnes gebürtig, wußte die Beobachtung der Natur und das Studium der frühern Meister, namentlich des Polykletos, glücklich zu verbinden, indem er der körperlichen Wohlgestalt und dem Ausdrucke echt heroischer Kraft eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte, womit er die lebensvolle Wiedergabe der einzelnen Persönlichkeit in ihrer Eigenthümlichkeit verband. Daher wählte er auch zum Gegenstand der plastischen Darstellung weniger Götter, als namentlich die Heldengestalt des Herakles, ferner Athleten und bedeutende Persönlichkeiten der Gegenwart wie der Vergangenheit. Den höchsten Ruhm aber erlangten seine Darstellungen

Digitized by Google

Alexander's d. Gr., bei denen man das Weiche in der Haltung des Nackens, das Verschmelzen der Milde in den Augen mit dem Mannhaften und Löwenartigen, das in den Mienen dieses Helden lag, und das strahlenförmig wallende Haupthaar bewunderte. Er stellte ihn sowol in Einzelfiguren, als in einer großen Gruppe zusammen mit seinen Gefährten am Granikos und in einer andern auf der Löwenjagd dar, wie denn L. überhaupt auch ein ausgezeichneter Thierbildner war. L. war ursprünglich Erzarbeiter, schwang sich durch sein Genie zum großen Künstler empor, blieb aber wenigstens im Material seinen Anfängen getreu. Erhalten geblieben ist kein Werk von seiner Hand, nur Nachbildungen von einigen derselben, wie von Darstellungen des Herakles, des Alexander, der Idealstatue eines Athleten, eines Ares u. s. w.

Lysistratus, griech. Bildhauer um 330 v. Chr., aus Sikyon im Peloponnes, ein Bruder des Lysippus (s. d.), scheint sich blos die getreue Nachahmung der Gestalt zum Ziele seiner Kunst gesetzt zu haben, und war insbesondere der erste, der Gesichter in Gips abformte.

Lyttelton (George, Lord), engl. Dichter und Geschichtschreiber, ein Sohn des Sir Thomas L. und Nachkomme des Richters Lyttelton (gest. 1481), dessen «Treatise on tenures» eine der Hauptgrundlagen der engl. Rechtswissenschaft bildet, wurde 17. Jan. 1709 zu Hagley in der Grafschaft Worcester geboren, trat, nachdem er den Continent bereist, unter dem Ministerium Walpole ins Unterhaus und zeigte sich hier sofort als den heftigsten Gegner der Verwaltung. Nachdem ihn Prinz Friedrich von Wales 1737 zu seinem Secretär gewählt hatte, wurde er durch des Prinzen Einfluß 1744 Lord der Schatzkammer und Geheimrath, mußte jedoch bald darauf wieder aus der Regierung treten. Erst nach dem Tode Pelham's erhielt er 1755 das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer und wurde 1757 als Lord L. von Frankley in den Peersstand erhoben. Er lebte fortan in Zurückgezogenheit seinen literarischen Arbeiten und starb 22. Aug. 1773. Sein Hauptwerk: «History of the life of Henry II.» (5 Bde. Lond. 1755—71; deutsch von Weigel, Nürnb. 1791), ist zwar weitschweifig, aber auf gründliche Forschung gestützt. Großes Aufsehen machten seine «Dialogues of the dead» (Lond. 1767), dichterische Betrachtungen, die er in seinen Mußestunden niederschrieb. Seine «Poetical works», die zugleich mit denen von Hammond (Glasg. 1787) erschienen, zeichnen sich übrigens weniger durch Schwung der Phantasie als durch correcte metrische Form aus. Sein literarischer Nachlaß kam unter dem Titel «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1776) heraus. — Sein einziger Sohn, Thomas, zweiter Lord L., geb. 1744, ein berüchtigter Wüstling, dem man neuerdings, wiewol ganz ohne Grund, die Verfasserschaft der «Juniusbriefe» zugeschrieben hat, starb kinderlos, wahrscheinlich durch Selbstmord, 1779. Auch die unter seinem Namen erschienenen «Letters of Thomas, Lord L.» (3 Bde., Lond. 1780—82) sind unecht. — Der jüngere Bruder George L.'s, William Henry, war 1755—60 Gouverneur von Südcarolina, dann von Jamaica und 1766 Gesandter in Lissabon. Im Juli 1776 mit dem Titel Lord Westcote zum Peer von Irland erhoben, erhielt er im Aug. 1794 als Lord L. von Frankley auch die engl. Peerschaft und starb 14. Sept. 1808. — Sein Enkel, George William Lord L., geb. 31. März 1817, studirte in Cambridge und wurde, nachdem er 1837 seinem Vater in der Peerswürde gefolgt, 1840 zum Lordlieutenant von Worcestershire ernannt. Er war 1846 im Ministerium Peel Unterstaatssecretär für die Colonien und hat sich namentlich durch seine hochkirchlichen Bestrebungen bemerklich gemacht. Seiner Unterstützung verdankte besonders die theokratische Mustercolonie Canterbury auf Neuseeland ihr Entstehen, deren Hauptstadt ihm zu Ehren den Namen L. erhielt. Im J. 1861 wurde er Mitglied der Commission zur Untersuchung des Zustandes der engl. Universitäten. L. fungirte 1869—74 als Vorsitzender der Commission für die Reform der dotirten Schulen. Von ihm erschienen unter anderm: «Thoughts on national education» (Lond. 1855), «New-Zealand and the Canterbury colony» (Lond. 1859), «Ephemera, series 1 and 2» (Lond. 1865—72), gesammelte kleinere Schriften, besonders über kirchliche und Erziehungsfragen. Während seiner letzten Lebensjahre verfiel Lord L. in Melancholie und endete durch Selbstmord 18. April 1876. Vgl. Gladstone, «Brief memorials of Lord L., with a biographical sketch» (Lond. 1876). — In der Peerswürde folgte ihm sein Sohn, Charles George, geb. 27. Oct. 1842. Derselbe war 1864—74 liberales Parlamentsmitglied für Worcestershire.

Lytton of Knebworth (Baron), s. Bulwer (Edward George Earle Lytton).

by Google

M.

M, in unſerm Alphabet der 13., in dem griechiſchen und lateiniſchen der 12. Buchſtabe, bezeichnet einen Laut, den die Schulgrammatik zu der Klaſſe der Liquidä (r, l, m, n) rechnete; die neuere Forſchung, die als liquidae, wenn der Name überhaupt beibehalten wird, nur r, l zählt, faßt m, n als Naſalklaſſe zuſammen und definirt m als labialen Naſal, d. h. als einen Conſonanten, der entſteht, wenn die Mundhöhle durch Aufeinanderlegen der Lippen vollſtändig geſchloſſen wird und der Athmungsſtrom durch die Naſe geht; es findet aber dabei zugleich ein Tönen des Kehlkopfs (Stimmton) ſtatt; das m (ebenfalls n) gehört deswegen auch zu den tönenden Lauten (Sonoren); m (wie n) haben durch den Stimmton mit den Vocalen eine Verwandtſchaft; ſie können z. B. geſungen werden. Das m iſt in den meiſten Sprachen wenig Veränderungen ausgeſetzt; nur im Auslaut der Worte dulden es manche nicht, ſondern wandeln es in n, z. B. das Griechiſche (wie der griech. Accuſativ φηγόν mit lat. fagum). Auch das Deutſche duldete in älterer Zeit kein m am Ende der Worte, wo wir es jetzt haben, z. B. «dem», iſt es erſt durch Wegfall eines Vocals ans Ende gekommen; «dem» iſt aus «deme», goth. thamma entſtanden. — Als Abkürzung bedeutet M im Lateiniſchen den Vornamen Marcus und mit einem Häkchen zur Rechten verſehen (M') den Vornamen Manlius. Das röm. Zahlzeichen M bedeutet 1000. M' in ſchott. Eigennamen iſt Abkürzung von Mac, d. i. Sohn. In Frankreich iſt M die allgemeine Abbreviatur für Monsieur und MM für Messieurs. Auf franz. Münzen bezeichnet M den Münzort Toulouſe, ein verſchränktes M Marſeille; auf ſpan. Münzen ein gekröntes M Madrid. Im Gewehr- und Geſchützweſen iſt M die Bezeichnung für Modell (z. B. Infanteriegewehr M/71 = Modell vom J. 1871). In der Chemie iſt Mg die Abkürzung für Magneſium, Mn für Mangan, Mo für Molybdän.

Mäander, jetzt Mendere, der bedeutendſte Fluß der Weſtküſte Kleinaſiens, welcher bei Keläna (dem ſpätern Apamea-Kibotos) in Phrygien entſpringt, hierauf Karien in weſtl. Richtung durchſtrömt und nördlich von Miletos ins Ikariſche Meer fällt, war im Alterthum ſeiner vielen Krümmungen wegen bekannt, daher man auch in der Stickerei die künſtlichen Windungen, beſonders die ineinander verſchlungenen Purpureinfaſſungen an den Gewändern, dann auch ähnliche Verzierungen an Bauwerken und auf Gefäßen, mit dem Namen M. bezeichnete.

Maas (lat. Mosa, franz. Meuſe), der Zwillingsfluß des Rhein, welcher in Frankreich im Depart. Obermarne bei dem Dorfe Meuſe, auf dem Plateau und 18 Kilom. nordöſtlich von der Stadt Langres in einer Seehöhe von 409 Mt. aus zwei Bächen entſpringt, iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß er das Gebiet des Rhein weit gegen Weſten erweitert, und daß er es eigentlich iſt, welcher deſſen Hauptwaſſermaſſe in die Nordſee führt. Er wird bereits in dem nach ihm benannten Departement nach einem Laufe von 230 Kilom. ſchiffbar, nimmt in Frankreich rechts den Chiers auf, fließt dann bei Givet nach Belgien, wo die Sambre links und die Ourthe rechts ſich mit ihm vereinigen, hierauf nach Holland, wo er rechts die Roer und Niers, links die Dommel aufnimmt, berührt mittels des St.-Andrieskanals von der linken Seite den Rheinarm Waal, mit welchem er den 26 Kilom. langen Werder von Bommel (ſ. d.) umſchließt, vereinigt ſich dann bei dem Schloſſe Loeveſtein aufs neue mit der Waal, heißt dann Merwe oder Merwede, ergießt ſich in den Biesboſch und theilt ſich bei Dordrecht wieder in zwei Arme, welche beide, der linke in mehrern Mündungen, der rechte, nachdem er vorher durch den Kanal Merwede den zweiten Rheinarm Leck zum Theil aufgenommen hat, ſich in die Nordſee ergießen. Von den drei Hauptmündungsarmen iſt der nördliche, welcher unter dem Namen Neue M. unterhalb Briel auf der Inſel Voorn die Nordſee erreicht, der Hauptarm für die Schifffahrt; der mittlere, anfangs Hollandsdiep, dann Haringvliet, zuletzt Flakkeefluß genannt, mündet unterhalb Helvoetſluis zwiſchen den Inſeln Voorn und Over-Flakkee; der ſüdliche oder der Krammer dringt zwiſchen dieſen und der Inſel Schouven ins Meer und ſteht durch den Arm Keeten mit der Oſter-Schelde in Verbindung. Auf ihrem, im ganzen langſamen Laufe von 804 Kilom., wovon 229 Kilom. in Frankreich, bei einem Stromgebiete von 48,600 QKilom., wovon 7800 QKilom. Frankreich angehören, berührt die M. die Städte Neufchâteau, Vaucouleurs, Commercy, Verdun, Stenay, Sedan, Mézières, Charleville, Charlemont und Givet in Frankreich, Dinant, Namur, Huy und Lüttich in Belgien, Maſtricht, Roermonde, Venloo, Gorkum, Dordrecht und Rotterdam in Holland. Ihre Breite, die bei Verdun

gitized by Google

65 Mt. beträgt, wächst bei Namur auf 130, bei Lüttich auf 200, bei Gorkum auf 325 M. Sie hat in ihrem obern Laufe, auf dem Plateau von Lothringen, ein ziemlich breites Muldenthal mit 325—490 Mt. hohen, bald steilen, bald sanftern Rändern; der Boden ist zerklüftet und höhlenreich, wie denn auch der Strom nahe oberhalb Neufchâteau, bei Bazoilles, im Departement der Vogesen, plötzlich verschwindet (la perte de la Meuse) und erst 5,5 Kilom. weiter, bei Nonancourt, wieder zum Vorschein kommt. In den Ardennen, welche sie bei Namur verläßt, und bis Lüttich sind an beiden Ufern hohe steile Felsen. Bei Mastricht tritt die M. in die Tiefebene, durchfließt dann dürres Heideland oder Moorgründe, wie den großen Torfmoor Peel, ist daher hier, obgleich breit und schiffbar, von geringer Bedeutung, wird aber wichtiger, wo sie in das Rheindelta eintritt und fette Marschgegenden durchflutet. Von den bemerkenswertheſten Kanälen des Maasgebietes führt der Süd-Wilhelmskanal von Mastricht durch den Peel in die Dommel bei Herzogenbusch, der Kanal von Brabant in die Rupel bei Boom und durch diese in die Schelde, der Ardennenkanal (s. Ardennen) in die Aisne, der 69 Kilom. lange Oise-Sambrekanal aus der Sambre bei Landrecies ebenfalls in die Aisne, beide also in das Seinegebiet, der Maas-Moselkanal aus der M. bei Lüttich in die Mosel bei Wasserbillig.

Das franz. Departement M. (Meuse), aus dem nordwestl. Theile des lothring. Plateau, namentlich dem Herzogthum Bar und den Landschaften Verdunois und Clermontois zusammengesetzt, im Norden von Belgien, im übrigen von den Depart. Meurthe-Moselle, Vogesen, Obermarne, Marne und Ardennen begrenzt, zählt (1872) auf 6227,9 QKilom. 284,725 E. (gegen 301,653 im J. 1866 Abnahme 5,5 Proc.), zerfällt in die vier Arrondissements Bar-le-Duc, Commercy, Montmédy und Verdun mit 28 Cantonen und 587 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Bar-le-Duc (s. d.). Längs der M., die das ganze Departement in nördl. Richtung 130 Kilom. weit in ziemlich breitem Thal durchströmt, laufen die Argonnen. Die M. mit dem Chiers, die Aisne und Aire, der Ornain und die Saulx im Seinegebiet, der Longeau und die Orne, Zuflüsse der Mosel, nebst vielen kleinen Seen geben hinreichende Bewässerung in breitern und engern Thälern, welche die überraschendsten Abwechselungen und Aussichten darbieten. Der Boden ist in dem nördl. Theile steinig und dürr, fruchtbarer in dem südl. Theile, namentlich in den Thälern und an den Berggeländen, die mit der schönsten Vegetation bedeckt sind. Das Klima ist etwas kühl und feucht; eine scharfe Bergluft weht im Lande, ist aber gesund und gestattet selbst noch Weinbau. Letzterer, welcher in guten Jahren über 421,000 Hektolit. Wein liefert, sowie die im großen betriebene Cultur von Johannisbeeren, der Anbau von Obst und Gemüse, von Getreide, Hülsenfrüchten und Oelpflanzen, die Zucht von Schweinen, Pferden, Schafen und Rindern, verbunden mit bedeutender Butter- und Käsebereitung, sowie auch die Bienenzucht sind die Hauptzweige der Landwirthschaft; doch steht der Ackerbau der Viehzucht nach. Diese letztere bildet nebst den Erzgruben den Hauptreichthum des Landes. Außerdem liefern die meist starkbewaldeten Berge auch viel Schiefer und treffliche Bausteine, und in den Kalkbergen unweit Verdun wird ein schöner Marmor, der sog. Marbre des Argonnes, gebrochen. Bedeutend ist auch die Ergiebigkeit an Gips, Mergel und Töpferthon. Sehr lebhaften Industriebetrieb zeigen die Oelmühlen, Gerbereien, Glashütten, Fayence-, Kattun-, Strumpf-, Woll-, Leder-, Papier- und Stahlfabriken und die Branntweinbrennereien. Berühmt sind die Confituren von Bar und Verdun. Auch der Handel mit Wein, Getreide, Oel, Stabholz, Eisen u. s. w. ist nicht unansehnlich.

Mabillon (Jean), gelehrter Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, geb. 23. Nov. 1632 zu St.-Pierremont in der Champagne, trat 1654 in den Orden und 1658 in das Kloster Corbie, ward 1663 Conservator der Denkmäler zu St.-Denis und trat 1664 in die Abtei St.-Germain bei Paris. Indem er im Interesse seines Ordens die Echtheit mehrerer von den Jesuiten der Erdichtung und Verfälschung bezichtigter Urkunden zu beweisen strebte, wurde er der Gründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, deren Grundsätze er später in seinem classischen Werke «De re diplomatica» (Par. 1681; nebst Supplement, 1704; herausg. von Ruinart, 1709, und von Adimari, Neap. 1789) mit Klarheit und Gründlichkeit darstellte. Colbert sandte ihn 1682 nach Burgund und 1683 nach Deutschland, um in Archiven und Bibliotheken alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Die Resultate dieser Reise, die zum Theil im vierten Bande seiner «Vetera analecta» (4 Bde., Par. 1675—85) niedergelegt sind, bewogen den König, M. 1685 auch nach Italien zu senden. Auch hier entdeckte er viele wichtige Documente, die er zum Theil in seinem «Musaeum Italicum, seu collectio veterum scriptorum ex bibliothecis Italicis eruta» (2 Bde., Par. 1687—89; neue Ausg. 1724) veröffentlichte. Für die königl. Bibliothek in Paris hatte er gegen 3000 seltene

Bücher und Handschriften gesammelt. Er starb in Paris 27. Dec. 1707. Zur großen Ausgabe der Kirchenväter, welche die Congregation des heil. Maurus veranstaltete, lieferte er die Werke des heil. Bernhard (2 Bde., Par. 1667). Sein «Traité des études monastiques» (2 Bde., Par. 1692) ist eine kurze Methodologie des theol. Studiums. Der Kirchengeschichte nützte er durch Vermehrung des gewissenhaft gesammelten urkundlichen Stoffs. Auch gab er «Acta sanctorum ordinis S.-Benedicti» (9 Bde., Par. 1668—1702) und «Annales ordinis S.-Benedicti» (6 Bde., Par. 1703—39) heraus, die erste kritische Geschichte seines Ordens, die von Ruinart fortgesetzt und von Massent und Martene beendet wurde. In den «Oeuvres posthumes de M. et de Ruinart» (3 Bde., Par. 1724) ist ein Theil seines Nachlasses enthalten.

Mably (Gabr. Bonnet de), franz. Publicist, geb. zu Grenoble 14. März 1709, der ältere Bruder des Philosophen Condillac (s. d.), trat, nachdem er unter den Jesuiten zu Lyon studirt hatte, in den geistlichen Stand, arbeitete seit 1742 mehrere Denkschriften für die Minister, unterhandelte 1743 mit dem preuß. Gesandten zu Paris und entwarf den Tractat, den Voltaire dem König Friedrich II. überbrachte, lebte jedoch im übrigen ganz seinen Studien und mischte sich erst in spätern Jahren nochmals in die Politik, als die poln. Conföderirten an ihn und J. J. Rousseau den Grafen Wielhorski absendeten. Er verweilte 1771 ein Jahr in Polen und veröffentlichte seine Ansichten über die poln. Verhältnisse in der Schrift «Du gouvernement et des lois de la Pologne» (Par. 1781). Er starb zu Paris 23. April 1785. Seine literarische Laufbahn hatte M. mit der «Parallèle des Romains et des Français par rapport au gouvernement» (2 Bde., Par. 1740) begonnen, welche er später zu zwei neuen Werken «Observations sur les Romains» (Genf 1751) und «Observations sur l'histoire de France» (2 Bde., Genf 1765) verarbeitete, die von Guizot neu herausgegeben und mit einem «Essai sur l'histoire de France» bereichert wurden (4 Bde., Par. 1823—24; neue Aufl. 1840). Ihnen schließen sich seine gründlichen «Observations sur les Grecs» (Genf 1749) an. Vorher war sein «Droit public de l'Europe fondé sur les traités» (Genf 1748; beste Ausg., 3 Bde., 1764) erschienen. Großen Ruhm erreichte er durch die Herausgabe der «Entretiens de Phocion» (Amsterd. 1763), die in liberalem Geiste geschrieben sind und namentlich die Nothwendigkeit nachweisen, die Politik mit den Forderungen der Moral in Einklang zu bringen. Ihnen stellt sich würdig zur Seite seine Schrift «De la législation, ou principes des lois» (Amsterd. 1776). Eine Sammlung seiner Schriften besorgte Arnoux (15 Bde., Par. 1794—97). Vgl. über M. die Schriften von Barthélemy (Par. 1791) und Rochery (Par. 1849).

Mabuse (Joh. von), berühmter Maler, geb. um 1470 im Hennegau zu Maubeuge oder Mabuse, wovon er seinen Namen entlehnte, hieß eigentlich Gessart, nach andern Gossaert. Nach längerer Ausübung seiner Kunst in den Niederlanden ging er nach Italien, wo er besonders die Werke Leonardo's und Michel Angelo's studirt zu haben scheint. Nach der Heimat zurückgekehrt, fand er Ruhm und Beschäftigung genug. Von Utrecht, wo er eine Zeit lang sich aufgehalten hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein sehr großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte, das aber später mit der Kirche verbrannte. Seine zügellose Lebensart zog ihm in Middelburg Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen lieferte, die aber großentheils verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er nach London, wo er das Bild: Heinrich's VII. Vermählung mit Elisabeth von York und die Kinder des Königs malte. Eine Zeit lang lebte er bei seinem Gönner, dem Marquis van der Veren. Sein Tod erfolgte 1532 zu Antwerpen. M. ist durchgängig in seinen frühern, vor der Reise nach Italien gemalten Bildern am ansprechendsten. In Italien erging es ihm wie den meisten niederländ. Malern: er büßte die Naivetät, den derben Naturssinn und die leuchtende Farbe der van Eyck'schen Schule ein und eignete sich dagegen die Freiheit der Form, die er an der Antike lernte, äußerlich an. M. begann bereits mit Vorliebe nackte Figuren in histor. oder allegorischen Darstellungen anzubringen und lenkte damit entschieden von der ältern Richtung der flandr. Malerei ab. Gemälde von ihm finden sich nicht selten in Sammlungen; so eine berühmte Anbetung der Könige auf Howardcastle in England, derselbe Gegenstand im Louvre zu Paris, eine Goldwägerin im königl. Museum zu Berlin; aus seiner zweiten Periode eine Danaë, die den goldenen Regen empfängt, und andere in der Pinakothek zu München.

Macadamisiren nennt man eine besondere Art des Chausseebaues. Der Erfinder dieses Systems, ein Amerikaner, John Loudon M'Adam, geb. 21. Sept. 1756, gest. 26. Nov. 1836, veröffentlichte die Grundsätze desselben in zwei Schriften: «A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads» (Lond. 1819) und «Remarks on the present state of road-making» (Lond. 1820; deutsch von Vogel, Darmst. 1825). Das System hat

Digitized by Google

von vielen Seiten Anfechtung gefunden, wird indeß noch häufig angewandt. Zufolge desselben erhalten die Straßen nur eine geringe Wölbung, dieselbe beträgt nicht mehr als ein Hundertstel der Straßenbreite. Der Untergrund besteht statt aus einer Lage größerer Steine, wie bei gewöhnlichen Chausseen, aus einer 15—25 Ctmt. hohen Schicht von Steinen, die in Stücke von 4—8 Ctmt. als Kubusseite zerschlagen sind, und bietet der Beschüttung eine regelmäßige Oberfläche dar. Die Beschüttung selbst besteht aus Steinen derselben Art, die aber bis auf etwa 2,5 Ctmt. Kubusseite zerkleinert sind und durch das Fuhrwerk selbst festgedrückt werden. Man wählt statt des Kiesels, Granits oder Porphyrs womöglich Kalkstein, da dieser, obgleich weicher als jene, besser bindet und eine zusammenhängendere, undurchdringliche Schicht gibt. Dagegen hat Kalkstein den Nachtheil, daß die Straßen bei trockenem Wetter sehr staubig, bei nassem Wetter aber sehr schmuzig sind und vor eingeschnittenen Gleisen bewahrt werden müssen.

Macao, kleine, nur 3,75 QKilom. große portug. Niederlassung auf einer aus drei Hügeln bestehenden, durch eine schmale Landzunge mit der großen Insel Hiang-schang an der Mündung des Tiger- oder Perlflusses unterhalb Kanton in China verbundenen Halbinsel, gehörte früher nebst den Inseln Solor und Timor im Ostindischen Archipel zum Generalgouvernement von Goa, bildet aber seit 1844 ein eigenes portug. Gouvernement. Das kleine Gebiet, dessen Landgrenze eine quer über die Landzunge laufende Barrière bildet, hat eine sehr angenehme, malerische Lage und ist einer der gesündesten Wohnplätze im südöstl. Asien. Die Bevölkerung beträgt (1871) 71,834 Seelen, unter denen etwa 12 Familien rein portug. Blutes, gegen 4000 Abstammlinge von Portugiesen und chines. oder andern astat. Müttern und kaum 10 Europäer anderer Nationalität sich befinden, während die übrigen unter ihren eingeborenen Behörden stehende Chinesen sind. M. war während der Herrschaft der Portugiesen in diesen Meeren, die hier schon seit 1563 eine Niederlassung haben, der Mittelpunkt des orient. Handels und gewissermaßen die Wiege des unermeßlichen Handels, der gegenwärtig sich in Kanton und auf Hongkong concentrirt hat. — Die Stadt M., außerhalb welcher die Portugiesen und andere Ausländer keine Wohnhäuser bauen dürfen, ist der Sitz des portug. Gouverneurs und eines kath. Bischofs, der großen Einfluß auf die Verwaltung übt, hat geräumige, gutgepflasterte, aber menschenleere Straßen, fünf christl. Kirchen, mehrere in Kasernen ohne Soldaten umgewandelte Kapellen und Klöster, wird von einer sehr unbedeutenden portug., meist aus Negern oder Mulatten bestehenden Besatzung der drei Forts innerhalb und einiger andern außerhalb der Mauern vertheidigt und bietet von der Meeresseite her wegen des ansteigenden Terrains, worauf die meist großen und geräumigen Gebäude der Ausländer stehen, einen imposanten Anblick dar. In allem jedoch, was die Vorzüge eines Handelsplatzes und Hafens der Neuzeit betrifft, entspricht M. den Bedürfnissen nur unvollkommen. Des seichten Wassers wegen müssen selbst kleine Schiffe weit vom Lande anlegen, die Güter in leichten Dschonken verladen werden. Aber auch dieser entfernte Ankergrund ist gegen Winde nicht gesichert. Vor dem Kriege zwischen den Engländern und Chinesen war M. als Vermittelungspunkt des europ. Handels mit Kanton von großer Bedeutung, indem der Verkehr hier leichter und ungehinderter war als in letzterer Stadt, wo eine Menge Beschränkungen denselben belästigten. Hierher mußten sich auch die europ. Handelsleute zurückziehen, wenn der Handel in Kanton geschlossen war, den die chines. Regierung nur für die Dauer eines halben Jahres gestattete. Allein seit der Gründung der engl. Niederlassung auf der 63,50 Kilom. östlicher gelegenen Insel Hongkong (s. d.) und der Offenstellung der chines. Häfen für den Welthandel hat M. fast ganz seine frühere Wichtigkeit verloren. Die Engländer besaßen bis zum Erwerbe von Hongkong in M. eine Factorei, mit einer Bibliothek und einem Museum naturhistor. und ethnolog., besonders auf China bezüglicher Gegenstände; außerdem war M. der Sitz der engl. prot. Mission für China nebst einer chines. Buchdruckerei. Um den sinkenden Handel zu heben, erklärte die portug. Regierung 28. Febr. 1846 M. zum Freihafen, legte zugleich aber auch eine Steuer von 1 Thlr. monatlich für die zwischen M., Hongkong und Kanton fahrenden Handelsboote auf. Wegen dieser drückenden Auflage machten die chines. Schiffer im October einen Angriff auf M., wurden aber mit einem Verluste von 17 Booten und ungefähr 30 Mann zurückgetrieben. Auch 1849 kamen die Portugiesen mit den Chinesen in Conflict, indem einige der letztern den Gouverneur von M., Amaral, ermordeten. Auf einer Anhöhe bei der Stadt M. findet man die Grotte des Camoens, in welcher dieser seine «Lusiaden» gedichtet haben soll.

Macassar oder **Makassar**, mitunter auch **Mangkassar** geschrieben, Name eines frühern Reichs auf der Insel Celebes (s. d.), ist jetzt die Benennung einer der sieben Abtheilungen, in welche das niederländ.-ostind. Gouvernement Celèbes en Onderhoorigheden getheilt wird. Die

Digitized by Google

Hauptstadt der Abtheilung sowie des ganzen Gouvernements, bei der ersten Niederlassung der Niederländer daselbst Vlaardingen genannt, liegt in flacher, an Reisfluren und Dörfern reicher Umgebung nicht weit nördlich von der Mündung des Flusses Goa, ist regelmäßig gebaut, hat breite Straßen, weite Plätze und macht einen freundlichen Eindruck. M. ist Sitz des Gouverneurs von Celebes und aller höchsten Behörden dieser Provinz, zählt 25,800 E., worunter 1023 Europäer, und besitzt zwei Forts, Bredenborg und Rotterdam. M., 1846 zum Freihafen erklärt, betreibt Schifffahrt, Tripangfischerei und lebhaften Handel. Zur Ausfuhr kommt namentlich Reis, Kaffee, Cocosnüsse und Cocosöl. Etwa 30 Kilom. oberhalb der Mündung des Goa liegt an dessen rechtem Ufer der kleine Ort Goa, die Residenz des Königs von Goa, eines unbedeutenden Vasallenfürsten der Niederländer.

Macassaröl, so genannt nach dem Königreich Macassar auf Celebes, von wo es ausgeführt wird, ist eine Art Pflanzenbutter von gelbgrauer Farbe und scharfem und ranzigem Geruch. Denselben Namen führt jedoch auch ein von dem Engländer Rowland eingeführtes Geheimmittel, welches zur Beförderung des Haarwuchses dienen soll und aus mit Alkannawurzel rothgefärbtem und mit wohlriechenden Oelen versetztem Oliven- oder Mandelöl besteht.

Macaulay (Thomas Babington, Lord), berühmter engl. Geschichtschreiber und Kritiker, geb. 25. Oct. 1800 zu Rothley-Temple in Leicestershire, kam 1818 in das Trinity-College in Cambridge, wo er seine Studien mit glänzendem Erfolge beendigte und 1822 zum Fellow erwählt ward. Er widmete sich hierauf in Lincoln's-Inn der Jurisprudenz und trat 1826 als Barrister auf. Schon auf der Universität hatte er sich durch seine Preisgedichte «Pompeji» (Cambr. 1819) und «Evening» (Cambr. 1821) ausgezeichnet, denen andere poetische Versuche folgten. Im J. 1825 lieferte er der «Edinburgh Review» eine Abhandlung über Milton, womit er den Anfang zu einer Reihe von ebenso geistreichen als gründlichen literarisch-kritischen Aufsätzen machte, die zuerst ohne seine Autorisation unter dem Titel «Critical and miscellaneous essays» (Philad. 1841) und dann von ihm selbst als «Critical and historical essays, contributed to the Edinburgh Review» (3 Bde., Lond. 1843 u. öfter; neue Ausg., Lond. 1874; deutsch von Bülau, 5 Bde., Lpz. 1852—58, und von Steger, 13 Bde., Braunschw. 1858—60) gesammelt erschienen. Unterdeß war er 1830 für Calne ins Unterhaus gewählt worden, wo er eifrig für die Reform des Parlaments wirkte. Im J. 1832 erhielt er, nachdem die Stadt Leeds ihn zu ihrem Repräsentanten ernannt, eine Stelle im Ministerium als Secretär des Indischen Amtes. Schon 1834 gab er jedoch seinen Parlamentssitz auf, um als Mitglied des obersten Raths von Kalkutta und Gouverneur von Agra nach Indien zu gehen. Hier sammelte er das Material zu seinen berühmten «Essays» über Clive und Warren Hastings und entwarf ein treffliches Gesetzbuch, das den Eingeborenen gleiche Berechtigung mit den Engländern zugestand, aber ebendeshalb von der Ostindischen Compagnie nicht eingeführt wurde. Im J. 1838 kehrte er nach Europa zurück und trat wieder ins Unterhaus als Abgeordneter der Stadt Edinburgh. Vom Sept. 1839 bis zum Sturz des Ministeriums Melbourne bekleidete er den Posten eines Kriegssecretärs und vom Juli 1846 bis zum Mai 1848 den eines Kriegszahlmeisters mit Sitz und Stimme im Cabinetsrath. Bei den Wahlen von 1847 wurde er indeß wegen des von ihm zu Gunsten der Dotirung des kath. Seminars in Maynooth gegebenen Votums von den streng protestantisch gesinnten Wählern von Edinburgh seines Mandats enthoben, was ihn veranlaßte, sich ganz von der polit. Laufbahn zurückzuziehen. Bereits 1842 hatte er, auf Niebuhr's Ansichten über die röm. Geschichte fußend, die «Lays of ancient Rome» veröffentlicht, welche durch dramatische Handlung, kräftige Sprache und farbenreiche Schilderungen fesseln. Jetzt fand er Muße, sich ungestört der großen histor. Arbeit hinzugeben, die ihm einen europ. Ruf verschaffen sollte. Im J. 1848 erschienen die beiden ersten Bände seiner «History of England from the accession of James II.», die mit Begeisterung aufgenommen und sogleich in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Es zeigten sich hier im stärksten Lichte die Eigenschaften, die seine frühern Schriften ausgezeichnet hatten: die genaueste Kenntniß der Thatsachen, unübertroffenes Darstellungstalent in der Schilderung von Charakteren und geschichtlichen Begebenheiten, eine Fülle glücklich gewählter Citate und vornehme Eleganz des Stils. Theils wegen der Kränklichkeit M.'s, theils wegen der dazu nöthigen umfassenden Studien konnten der dritte und vierte Band des Werks erst 1855 zum Druck gelangen; der fünfte erschien nach seinem Tode (Lond. 1861). Das Werk wurde vielfach übersetzt, ins Deutsche unter andern von Bülau (11 Bde., Lpz. 1849—51) und von Beseler (12 Bde., Braunschw. 1849—62). Inzwischen war er im Juli 1852 von der schott. Hauptstadt abermals mit großer Stimmenmehrheit zum Vertreter im Unterhause berufen worden. Doch verhinderte ihn sein

Gesundheitszustand, an den Verhandlungen des Parlaments thätigen Antheil zu nehmen, m 1856 legte er sein Mandat nieder, worauf er 1857 unter dem Titel Baron M. von Rot ley in den Peersstand erhoben wurde. Seine polit. Reden gab er 1854 in zwei Bänden he aus; übrigens hat M. als Redner nie hervorragenden Einfluß ausgeübt. Er starb 28. De 1859 zu Kensington. Seine Leiche wurde 9. Jan. 1860 mit großer Feierlichkeit im «Poet winkel» der Westminster-Abtei beigesetzt. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften hat sein Schwester, Lady Trevelyan, veranstaltet (8 Bde., Lond. 1866). Vgl. Arnold, «Public life o Lord M.» (Lond. 1863); G. O. Trevelyan, «The life and letters of Lord M.» (2 Bde, Lond. 1876; 2. Aufl. 1877; deutsch von Böttger, 2 Bde., Jena 1876).

Macbeth, König von Schottland um die Mitte des 11. Jahrh. und Nachfolger des von ihm getödteten Duncan VII., ist als der Held des Shakspeare'schen Trauerspiels bekannt, dessen der Sage entnommener Stoff aber mit den Ergebnissen der kritischen Geschichtsforschung nicht übereinstimmt. In Wahrheit war M. wie sein Vorgänger ein Enkel des 1033 verstorbenen Malcolm II. und hatte durch seine Gemahlin Graoch, die Enkelin des 1003 von Malcolm in der Schlacht erlegten Kenneth IV., ein besseres Anrecht auf den Thron als Duncan. Diesen letztern überfiel und tödtete er 1039 zu Bothgowan bei Elgin, und nicht, wie bei Shakspeare, in seinem eigenen Schlosse Inverneß. Nach seiner Thronbesteigung zeigte sich M. als löblicher Regent, erregte aber durch seine Strenge die Unzufriedenheit der Großen und namentlich des mächtigen Than von Fife, Macduff, der nach England floh und Malcolm, des ermordeten Duncan Sohn, zur Rache aufforderte. Unterstützt von Siward, dem Grafen von Northumberland, kamen beide 1054 zurück, griffen M. an und eroberten sein Schloß Dunsinan. M. entkam und setzte den Krieg noch zwei Jahre fort, bis er 1056 bei Lumphanan getödtet wurde.

Maccaróni oder Macheroni sind eine Art ital. Nudeln, welche aus feinem kleberreichsten Weizenmehle mit Hülfe von Maschinen bereitet werden. Ihre Form ist röhren- oder stengelförmig; doch gibt es auch platte, viereckige und gewundene. Sie sind eine Lieblingsspeise aller Volksklassen Italiens und werden vielfach ausgeführt. Die besten kommen aus Amalfi und Gragnano bei Neapel; ihnen zunächst stehen die zu Genua und Aix in Frankreich fabricirten. In Deutschland fertigt man M. zu Wien, Magdeburg, Halle, Berlin, Dresden und von besonderer Güte in Köln an. — M. heißt in Italien auch der Hanswurst (s. d.).

Maccaronische Poesie, auch Macheronische Poesie, nannte man ursprünglich eine Gattung scherzhafter lat. Gedichte, in welche Wörter aus einer andern Sprache mit lat. Biegungen eingestreut sind, dann eine auf Vermischung der Sprachen gestützte Art der komischen Poesie. Sie hat ihren Ursprung in Italien; der älteste bekannte maccaronische Dichter ist Typhis Odaxius (gest. 1488 in Padua), der ein «Carmen maccaronicum de Patavinis quibusdam arte magica delusio» verfaßte. Irrigerweise hat man Teofilo Folengo, genannt Merlino Coccajo, einen gelehrten und witzigen Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua, gest. 1544 in einem Kloster bei Bassano, einen Freund und Zeitgenossen Sannazar's, für den Urheber der Maccaronischen Poesie gehalten; wol aber gab er ihr zuerst poetische Bedeutung. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er «Maccaronea» (Tusculanum 1521 u. öfter; neue Ausg., 2 Bde., Amsterd., eigentlich Mantua, 1768—71), weil er, gleichwie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, darin Lateinisch und Italienisch vermischte. Außerdem hat man von ihm aus derselben Gattung ein kleineres komisches Gedicht «Moschea» oder «Der Krieg der Mücken und Ameisen» (deutsch von Hans Christoph Fuchs, 1580; neue Ausg. von Genthe, Eisl. 1833), sowie Eklogen und Episteln. Die ältesten deutschen maccaronischen Gedichte sind wol ein Pasquill von 1546 und einige von Hans Sachs. Das bekannteste aus dem 16. Jahrh. ist die «Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis schnafflis steckere et bittere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia», welche seit 1593 sehr oft gedruckt wurde. Französische maccaronische Verse finden sich in dem zu Molière's «Le malade imaginaire» gehörenden dritten Zwischenspiele. Vgl. Genthe, «Geschichte der Maccaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale» (Halle 1829).

Machiavelli (Nicolo), s. Machiavelli.

McClellan (George Brinton), amerik. General, geb. zu Philadelphia 3. Dec. 1826, verließ 1846 die Militärschule zu Westpoint als Ingenieuroffizier und betheiligte sich sofort an dem Feldzuge in Mexico, in dem er sich vielfach auszeichnete, sodaß er zum Kapitän befördert wurde. Nach seiner Rückkehr aus Mexico ward er zunächst Lehrer in Westpoint, betheiligte sich 1852 unter Kapitän Marcy an einer Erforschungsreise an den Red-River, nahm Vermessungen

Digitized by Google

in Texas und dem Territorium Washington vor und ging 1855 als Mitglied einer Commission nach Europa, um über die Veränderungen im europ. Kriegswesen zu berichten. M. wohnte dem Feldzug in der Krim bei und bereiste außerdem England, Frankreich, Preußen, Oesterreich und Sardinien. Der Ausbruch des Bürgerkriegs traf M., der 1857 seinen Abschied genommen hatte, als Präsidenten der Ohio- und Mississippi-Eisenbahn. Er wurde schon 14. Mai 1861 zum Generalmajor der Vereinigten-Staaten-Armee ernannt und mit dem Departement des Ohio betraut, organisirte rasch seine Streitkräfte und griff den Feind in Westvirginien an. Sein Untergeneral Rosecranz siegte 11. Juli 1861 bei Rich-Mountain. M. selbst erntete das Verdienst dieses Siegs, indem er nach der Niederlage von Bull-Run zum Obergeneral der Potomac-Armee und nach dem Rücktritt des Generals Scott zum Oberbefehlshaber der Vereinigten-Staaten-Armee befördert wurde. Als solcher organisirte er während des Herbstes und Winters 1861 die Armee, rückte aber erst im März 1862 von der Seeseite aus gegen Richmond, die Hauptstadt der Südlichen, vor. Auch bei seinen spätern Bewegungen verfuhr er vorsichtig und zögernd. Eine geringe feindliche Macht hielt ihn vier Wochen vor Yorktown auf, worauf er langsam über den Yorkfluß an den Chickahominy in die Nähe von Richmond zog. Am 31. Mai bei Seven-Pines geschlagen, warf er am andern Tage den Feind bei Fair-Oaks zurück, beschloß aber, seine Operationsbasis an den James-River zu verlegen. Vom 24. Juni bis 1. Juli 1862 wurden die Gefechte um den Besitz von Richmond geliefert, die den Namen der Siebentageschlacht erhielten. Statt in Richmond einzurücken, was er wol gekonnt hätte, floh M. vor dem durch seine Truppen 1. Juli am Malvern-Hill erkämpften Siege auf seine Schiffe im James-River. Hier erhielt er indeß die verlangten Verstärkungen nicht und wurde zunächst zur Vertheidigung von Washington zurückbeordert. Nach Pope's Niederlage folgte er dem in Maryland eingedrungenen General Lee und brachte diesem 16. und 17. Sept. 1862 bei Antietam (s. d.) eine empfindliche Niederlage bei. Lee zog sich über den Potomac nach Virginien zurück, aber M. verfolgte ihn nicht und verscherzte dadurch die Früchte seines Siegs. Am 7. Nov. 1862 wurde er infolge dieser Unthätigkeit des Commandos enthoben. Er ging hierauf nach Neujersey, von wo aus er 1864 als Präsidentschaftscandidat der demokratischen Partei auftrat, aber von Lincoln glänzend geschlagen wurde. Am 8. Nov. 1864 reichte M. seine Entlassung ein, hielt sich dann mehrere Jahre in Europa auf und lebt seit seiner Rückkehr 1868 meist in Orange in Neujersey. Er veröffentlichte: «The armies of Europe» (1861) und «Report on the organization and campaigns of the army of the Potomac» (Neuyork 1864). Vgl. Hilliard, «Life and campaigns of M.» (Philad. 1864).

Macclesfield, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Cheshire, 25,6 Kilom. im Südosten von Manchester, schön an einem Forst und am Abhange steiler Hügel sowie an dem in den Weaver fallenden Flüßchen Bollin und an der Eisenbahn gelegen, zählt (1871) 35,450 E. und ist ein alter Ort, der seinen großen Wohlstand hauptsächlich der in 156 Fabriken betriebenen Seidenmanufactur verdankt. Doch blühen außerdem auch Baumwoll-, Zwirn-, Kamelgarn- und Knopffabriken, ferner Maschinenbau, Gießerei, Brauerei u. s. w. In der Nähe befinden sich Schiefer- und andere Steinbrüche sowie Kohlengruben. Die Stadt hat fünf Kirchen und mehrere Kapellen, ein Stadthaus, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Lateinfreischule, eine Handels- und eine Zeichenschule, eine ansehnliche Bibliothek und ein Museum. An der Textilindustrie M.s betheiligt sich das 5 Kilom. entfernte Städtchen Bollington mit 3668 E. und die 11 Kilom. im Südwesten an der Eisenbahn und im tiefen Thale des Dane gelegene Municipalstadt Congleton mit 11,344 E.

M'Clintock (Sir Francis Leopold), brit. Seemann, geb. 1819 zu Dundalk in Irland, trat als 12jähriger Knabe in die Marine, machte mit dem Kriegsdampfer Gorgon eine Reise nach Südamerika und ward 1845 Lieutenant. Hierauf diente er zwei Jahre auf der Escadre im Stillen Meere und begleitete 1848—49 den Kapitän James Roß auf seiner Expedition zur Aufsuchung Franklin's. Kaum zurückgekehrt, wurde er zum ältesten Lieutenant des zu gleichem Zwecke ausgerüsteten Schiffes Assistance unter Kapitän Ommaney ernannt, welches im Aug. 1850 am Cap Riley die ersten Spuren des Verlorengegangenen entdeckte. Während sein Schiff im Eise festsaß, führte M. unter großen Beschwerden eine Schlittenreise längs der Nordküste des Parrysundes aus, auf der er 80 Tage zubrachte und bis zu dem westlichsten Punkte vordrang, den man bis dahin von Osten aus in den arktischen Regionen erreicht hatte. Bei seiner Rückkehr zum Commandeur befördert, betheiligte er sich 1852 wieder an der unglücklichen Nordpolexpedition Sir E. Belcher's, in welcher seine neuen kühnen Schlittenzüge bis zu dem nach ihm benannten Cap M'Clintock, der Nordspitze des Prinz-Patrick-Eilands, und

den Polynia-Inseln (77° 45′ nördl. Br. und 116° westl. L. von Greenwich) die Lichtpunkte bilden. Am 21. Oct. 1854 erhielt er den Rang eines Postkapitäns. Als Lady Franklin einen letzten Versuch zur Auffindung ihres Gatten unternahm, vertraute sie M. das Commando der von ihr ausgerüsteten Schraubenjacht Fox an. Am 1. Juli 1857 ging er von Aberdeen unter Segel, durchstreifte das Polarmeer nach allen Richtungen hin und fand endlich im Mai 1859 beim Cap Victory die Urkunden auf, die über das traurige Schicksal Franklin's und seiner Gefährten Auskunft ertheilten. Am 21. Sept. 1859 traf er wieder in London ein und wurde 23. Febr. 1860 in den Ritterstand erhoben. Seine Reise beschrieb er in der «Voyage of the Fox in the Arctic Seas» (Lond. 1860). Später war er bei den Tiefenvermessungen im Atlantischen Ocean zum Zwecke der Legung des submarinen Kabels thätig; im Oct. 1871 wurde er zum Contre-Admiral und Oberintendanten der Werften zu Portsmouth ernannt.

M'Clure (Sir Robert John Le Mesurier), der Entdecker der nordwestl. Durchfahrt, geb. 28. Jan. 1807 zu Wexford in Irland, erhielt seine Erziehung in der Cadettenschule zu Sandhurst, aus der er jedoch entlief, um sich dem Seedienste zu widmen. Er trat 1826 als Midshipman ein, besuchte Nordamerika und Westindien und schloß sich 1836 als Freiwilliger der Nordpolexpedition des Kapitäns Back an. Seit 1837 Lieutenant, fungirte er als Inspector der Werften in Canada und bei der Küstenwache und begleitete 1848 Sir James Ross auf seiner Reise zur Aufsuchung Franklin's. Nach seiner Rückkehr ward er zum Commandeur des Schiffes Investigator ernannt, welches von der Beringsstraße aus die Durchfahrt nach der Hudsonsbai versuchen sollte. Er segelte 20. Jan. 1850 von Plymouth ab, kam 5. Aug. in die Beringsstraße an und erreichte 7. Sept. die Südspitze von Banksland, von wo er, auf dem Eise vordringend, 26. Oct. nach der Mündung der Prince-of-Wales-Straße in den Melville sund gelangte und somit die Existenz einer nordwestl. Durchfahrt bestätigte, die freilich von Eis versperrt und für die Schifffahrt untauglich ist. Der Investigator mußte im Eise zurückgelassen werden, und erst 1854 gelangte M. mit der Expedition Belcher's nach England zurück, wo er zum Postkapitän befördert und von der Königin zum Baronet erhoben wurde. Das Parlament erkannte ihm die Hälfte des auf die Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt gesetzten Preises von 20,000 Pfd. St. zu. Er starb 18. Oct. 1873 zu Portsmouth. Vgl. Osborn, «The discovery of the North-West passage by H. M. ship Investigator» (Lond. 1856).

M'Culloch (John Ramsay), engl. Nationalökonom, geb. 1. März 1789 auf der Insel Whithorn in Wigtonshire, wurde in Edinburgh gebildet, wo er zuerst 1817 als Mitarbeiter an dem «Scotsman» auftrat, in welchem er polit. und commercielle Grundsätze entwickelte, deren Freisinnigkeit in damaliger Zeit Aufsehen erregte. Er siedelte 1820 nach London über, wo er 1828 Professor der Nationalökonomie am University-College wurde und 1838 das Amt eines Controleurs beim Stationery-Office erhielt, welches er bis zu seinem 11. Nov. 1864 erfolgten Tode bekleidete. M. hat sich durch sein «Dictionary of commerce and commercial navigation» (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, 2. Aufl., Augsb. 1842, und von Schmidt, Straßb. 1836—37) in Deutschland einen bekanntern Namen gemacht als durch seine wichtigern Werke, wie «Principles and practical influence of taxation» (Lond. 1855), «Principles of political economy» (5. Aufl., Edinb. 1864), die Ausgabe von A. Smith's «Theory of moral sentiments» (2 Bde., Lond. 1828) und von dessen «Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations» (2 Bde., Lond. 1828). Sehr werthvoll ist auch sein «Dictionary geographical, statistical and historical» (2 Bde., Lond. 1846; neue Aufl., mit Zusätzen von Martin, 4 Bde., Lond. 1866) und «Descriptive and statistical account of the British Empire» (2 Bde., Lond. 1847). Verschiedene zerstreute Aufsätze sammelte er unter dem Titel «Treatises and essays on subjects connected with economical policy» (Edinb. 1853).

Macdonald (Etienne Jacques Joseph Alexandre), Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, wurde 17. Nov. 1765 zu Sancerre im Depart. Cher geboren. Sein Vater, aus einem hochschott. Clangeschlechte, hatte 1745 in der Schlacht bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und war als Jakobit nach Frankreich ausgewandert. M. trat als Lieutenant in das irische Regiment Dillon und 1784 in die Legion Maillebois, welche die patriotische Partei in Holland unterstützen sollte. Nach Auflösung der Legion kam er zur Linie, wandte sich der Revolution zu, focht bereits 1792 als Oberst bei Jemappes, wurde in demselben Jahre Brigadegeneral und für seine ausgezeichneten Dienste unter Pichegru 1794 Divisionsgeneral. In dieser Eigenschaft befehligte er 1796 erst am Rhein und dann in Italien, wo er unter Bonaparte seinen militärischen Ruf begründete. Im J. 1798 erhielt er das Gouvernement in den röm. Staaten, mußte sich aber, als der General Mack mit 50,000 Mann

Digitized by Google

politanern vordrang, zu dem Heere des Obergenerals Championnet zurückziehen, an dessen Operationen er nun theilnahm. Doch sehr bald zerfiel er mit Championnet und nahm seine Entlassung. Nach der Absetzung desselben erhielt er im Frühjahre 1799 den Oberbefehl in Neapel. Die Unfälle Scherer's (s. d.) zwangen jedoch auch ihn, das Land aufzugeben. Er siegte 12. Juni 1799 bei Modena, wurde aber von dem weit überlegenen österr.-russ. Heere unter Suworow und Melas am 18. und 19. an der Trebbia unweit Piacenza gänzlich geschlagen. Nur durch die Vereinigung mit Moreau gelang es ihm, die Trümmer seiner Armee zu retten. Verwundet verließ er hierauf das Heer, wurde Commandant von Versailles und unterstützte als solcher Bonaparte sehr kräftig in der Revolution vom 18. Brumaire. Dieser vertraute ihm dafür bei Eröffnung des Feldzugs von 1800 den Befehl über ein Reservecorps, mit dem M. über den Splügen in das Veltlin eindrang. Nach dem Frieden von Luneville ging M. als Gesandter nach Dänemark; nach der Rückkehr 1804 fiel er bei Bonaparte in Ungnade, weil er im Processe Moreau's muthig dessen Vertheidigung übernahm. Erst 1809 wurde er wieder in Italien verwendet, wo er mit dem rechten Flügel des Vicekönigs Eugen über die Piave drang und Laibach nahm. Seine ausgezeichneten Dienste in der Schlacht bei Wagram brachten ihm den Marschallsstab und den Titel eines Herzogs von Tarent. An Augereau's Stelle übernahm er im Mai 1810 den Befehl über das 7. Armeecorps in Spanien, mit welchem er nach der Vereinigung mit Suchet die Spanier bei Cervera schlug. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er das 10. Armeecorps, das gegen Riga operirte. Unter ihm standen die Preußen unter York (s. d.), welche sich auf dem Rückzuge von ihm trennten. Bei der neugebildeten Armee 1813 wohnte er den Schlachten bei Lützen und Bautzen bei, befehligte nach dem Waffenstillstande das 11. Armeecorps und wurde an der Katzbach 26. Aug. von Blücher geschlagen. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er im Centrum 16. und 18. Oct., hatte am 19. den Rückzug des Heers zu decken und konnte sich nach Sprengung der Elsterbrücke nur dadurch retten, daß er den Fluß durchschwamm. Nach der Capitulation von Paris rieth er Napoleon zur Abdankung. Die Bourbonen erhoben ihn dafür zum Pair und gaben ihm den Befehl über die 21. Militärdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's stand M. an der Spitze der vom Herzog von Angoulême befehligten Armee, welche dem Kaiser den Weg nach Paris abschneiden sollte. Nachdem seine Truppen zu Napoleon übergegangen, begleitete er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht und lebte danach während der Hundert Tage auf seinen Gütern. Nach der zweiten Restauration übertrug ihm der König die Auflösung des franz. Heers an der Loire, ernannte ihn 1816 zum Kanzler der Ehrenlegion und 1819 zum Majorgeneral der Garden. In der Pairskammer vertheidigte er die Grundsätze constitutioneller Freiheit, zog sich nach der Julirevolution von allen öffentlichen Geschäften zurück und starb auf seinem Schlosse Courcelles bei Guise im Depart. Loire 25. Sept. 1840.

Macēdo (Joaquim Manoel de), namhafter brasil. Dichter, geb. 24. Juni 1820 zu San-Joaõ de Itaborahy in der Provinz Rio de Janeiro, studirte in der brasil. Hauptstadt Medicin, wurde später Professor der vaterländischen Geschichte am Collegio Imperial de Pedro II, Abgeordneter seiner Heimatsprovinz, Vicepräsident des brasil. Geographischen Instituts u. s. w. An Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit hat er in Brasilien keinen Nebenbuhler gefunden, an Gediegenheit und Tiefe der Ideen übertrifft ihn Magalhães, an frischer Eigenthümlichkeit Gonzalves Diaz. Seine lyrischen Gedichte sind in Zeitschriften zerstreut; seine Dramen (Tragödien, Komödien und bloße Operntexte) sind von verschiedenem, keins jedoch von hervorragendem Werthe. Das Drama «Cobè» (Rio 1852), das zum Helden den gleichnamigen Tamoyo-Indianer hat, also einen durchaus nationalen Stoff behandelt, die Komödien «Fantasma branco» (1856) und «Luxo e Vaidade» (1859) haben auf der Bühne den meisten Anklang gefunden. Das lyrisch-epische Gedicht in sechs Gesängen «A Nebulosa» (1857), das im Auslande bekannteste, erregte in Brasilien ungemeines Aufsehen, geht ins Maßlose, Ungeheuerliche und zeigt Victor Hugo'sche Excentricitäten. Doch verleihen einzelne Partien, in denen M. die großartige Natur seines Vaterlandes schildert, der Dichtung einen eigenthümlichen Reiz. Am meisten Ruhm erwarb M. jedoch durch seine Romane, unter denen die beliebtesten «A Moreninha» (1844; 5. Aufl. 1877) und «O moço louro» (1845; 5. Aufl. 1877) sind.

Macedonien, eine außerhalb des eigentlichen Hellas gelegene, wenn auch allmählich ganz hellenisirte Landschaft, wurde im S. durch den Olymp (s. d.) und die kambunischen Berge von Thessalien, im W. durch das Böongebirge von Epirus und Illyrien geschieden. Im N. grenzte sie an das Land der Pelagonen und Päonier, im O. bildete ursprünglich der Fluß Axios und der Thermäische Meerbusen ihre Grenze, die aber frühzeitig durch Eroberung der eigentlich thraz. Landschaft Mygdonia bis zum Strymonischen Meerbusen vorgeschoben wurde. Durch

Digitized by Google

Philipp II. kamen noch die ganze Landschaft Päonien und der westlichste Theil Thraziens bis zum Flusse Nestos hinzu. Das eigentliche M., von den Flüssen Haliakmon und Ludias durchflossen, vom Barnus-, Bora- und Bermiosgebirge und den nördl. Vorbergen des Olymp durchzogen, zerfiel in die Districte Pieria, Elymia, Orestis, Lynkestis, Eordäa, Almopia und Emathia. Gegenwärtig bildet das Land das türk. Vilajet Salonich zum größten und das Vilajet Monastir zum kleinern Theil und umfaßt etwa 39,600 QKilom. mit einer Bevölkerung von 700,000 Seelen. M. war bei den Alten berühmt durch seine Gold- und Silbergruben, durch Reichthum an Oel, Wein und andern Früchten, die besonders auf den Küstenstrichen trefflich gediehen, und besaß eine große Anzahl blühender Städte, wie, außer der Haupt- und Residenzstadt Pella, Pydna, Thessalonike, Aegä, Herakleia, Lynkestis, Philippi (Krenides), Amphipolis u. a. Die Geschichte des politisch wichtigen Reiches M. zerfällt in drei Perioden, von denen die erste von der Gründung bis auf Philipp (360 v. Chr.), die zweite bis zur Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.), die dritte bis zur Unterjochung durch die Römer (168 v. Chr.) reicht. Die Macedonier, ein illyr. Volksstamm, aber mit starker Beimischung von thrazisch-phrygischen, auch wol von pelasgischen Elementen, wurden von den Griechen nie als Stammverwandte anerkannt, während die Sage bald den Herakliden Karanos (um 813 v. Chr.) aus Argos eine Colonie hierher führen, bald den Herakliden Perdikkas aus Argos mit seinen Brüdern das Land erobern und so den Grund zur spätern Größe und Macht legen läßt. Eine zusammenhängendere Geschichte des Landes beginnt erst seit der Unterwerfung unter die Perser durch Mardonius (490 v. Chr.), indem der damalige König Alexander I. sich gezwungen sah, an dem Heereszuge des Xerxes gegen Griechenland theilzunehmen. Erst mit dem Rückzuge des pers. Oberbefehlshabers nach der Schlacht bei Platää (479) wurde auch M. wieder frei. Der nach der kurzen Regierung Alketas' II. folgende König, der unbeständige Perdikkas II. (454—413), wurde in den Peloponnesischen Krieg verwickelt, in welchem er es abwechselnd mit Sparta und mit Athen hielt. Die dadurch herbeigeführte schwankende Stellung des Staats hob sich erst mit seinem Sohne und Nachfolger Archelaus, der Ackerbau, Künste und Wissenschaften förderte, Städte befestigte, das Heerwesen besser ordnete und so dem Staate neue Kraft und Haltung zu geben wußte. Nach der Ermordung desselben (399 v. Chr.) folgte eine lange Zeit von Verwirrungen und blutigen Thronstreitigkeiten, die damit endigten, daß Philipp II. (s. d.) die Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas, den Sohn seines Bruders Perdikkas III., benutzte, sich selbst 359 auf den Thron zu schwingen. Philipp verstand es, die Kräfte seines Landes und die Kriegstüchtigkeit der Bewohner desselben so sehr zu steigern, daß es ihm durch die Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) gelang, das unter sich uneinige Griechenland unter seine Herrschaft zu bringen. Noch weit mehr aber erweiterte die bereits begonnenen Eroberungen sein Sohn Alexander der Große (s. d.), welcher M. auf kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt erhob. Nach seinem Tode (323 v. Chr.) folgte eine lange Reihe von Kriegen, aus welchen allmählich ein neuer Zustand der Dinge hervorging, indem die große macedon. Monarchie in mehrere kleine Reiche zerstückelt wurde, welche die vornehmsten Heerführer Alexander's (die sog. Diadochen) verwalteten. Von diesen erhielt M. Antipater, als dessen König der Form nach der blödsinnige Halbbruder Alexander's, Philipp III. Aridäus, fungirte. Nach Antipater's Tode (318 v. Chr.) stritten sich Kassander und Polysperchon um den Thron, dessen sich nach dem Tode Kassander's (296) Demetrios Poliorketes bemächtigte, welcher 287 durch Pyrrhos von Epirus gestürzt wurde. Letzterer ward schon 286 durch Lysimachos wieder aus M. vertrieben. Lysimachos selbst fiel in der Schlacht bei Kurupedion (281) gegen Seleukos; dieser wurde bald darauf von Ptolemäos Keraunos ermordet, der selbst schon im folgenden Jahre beim Einfalle der Gallier in M. seinen Tod fand. Endlich errang Antigonus Gonatas, ein Sohn des vorher erwähnten Demetrios, die Herrschaft und vererbte sie in einem ziemlich ruhigen und glücklichen Zustande auf seine Familie. In dieser Zeit aber regte sich in Griechenland die letzte nationale Kraft in dem Achäischen und dem Aetolischen Bunde, und die Politik der Könige von M. mußte nun dem einen dieser Bündnisse durch Verbindung mit dem andern entgegenwirken oder gegen beide sich vertheidigen, wie dies bei Demetrios II. (243—233 v. Chr.) und dessen Bruder Antigonus, mit dem Beinamen Doson (233—221), der Fall war. Inzwischen hatten die Römer ihre Blicke auf Griechenland gerichtet. Als nun Philipp V. (s. d.) sich in die innern Angelegenheiten der Griechen mischte und sogar Athen belagerte, rief letzteres die Römer gegen ihn zu Hülfe, worauf er bei Kynoskephalä 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde. Schon von jetzt an stand M. gleichsam unter dem Schutze der Römer, und Perseus, der Nachfolger Philipp's V. (179), vermochte sich bei aller Thätigkeit und Schlauheit nicht zu

halten und mußte 11 Jahre später, nach der unglücklichen Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.), den Triumph des röm. Feldherrn Aemilius Paullus schmücken. Als nun die Römer von jetzt an das Land besetzt hielten und bedrückten, stand 148 der macedon. Adel und die gesammte Nation unter Führung des Andriskos (Pseudo-Philippos), der sich für einen natürlichen Sohn des Königs Perseus ausgab, nochmals auf. Allein durch Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus gänzlich geschlagen, sah sich der Adel genöthigt, auszuwandern, und das Land wurde 146 v. Chr. zur röm. Provinz gemacht, mit der man noch Thessalien und einen Theil von Illyrien verband. Vgl. O. Müller, «Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des macedon. Volks» (Berl. 1825); Flathe, «Geschichte M.s» (2 Bde., Lpz. 1832—34); Abel, «M. vor König Philipp» (Lpz. 1847); ferner die Reisewerke von Cousinéry, Leake, Grisebach; endlich Desdevises-du-Dezert, «Géographie ancienne de la Macédoine» (Par. 1863); Heuzey, «Exploration archéologique de la Macédoine» (Par. 1864—76); Dimitras, «Ἀρχαία γεωγραφία τῆς Μακεδονίας» (2 Bde., Athen 1870 u. 1874).

Mäcēnas (Gajus Cilnius), ein röm. Ritter, aus einem vornehmen Geschlechte Etruriens entsprossen, der Günstling des Augustus (s. d.) und Gönner des Horatius (s. d.) und Virgilius, gelangte, obgleich er niemals eins der hohen Ehrenämter bekleidete, durch das Vertrauen Augustus', für welchen er wiederholt Aufträge, namentlich diplomatischer Art, besorgte und der ihn als seinen Stellvertreter während seiner Abwesenheit 36 und 31 v. Chr. oder überhaupt in den J. 36—29 bevollmächtigte, zu großem Ansehen und wußte dasselbe bis an seinen Tod, 8 v. Chr., zu behaupten, indem er seine vom Glück begünstigte persönliche Lage trefflich zu benutzen verstand. Namentlich unterstützte er Männer von Talent und feiner Bildung, unter diesen besonders die damaligen ausgezeichnetsten Dichter, theils aus eigenen Mitteln, theils dadurch, daß er sie dem Augustus empfahl. Doch sind seine Verdienste um Beschützung und Förderung der Künste und Wissenschaften, abgesehen von den zuweilen eigennützigen Beweggründen, in früherer und späterer Zeit sehr übertrieben worden. Ohne mit hohen Eigenschaften ausgestattet zu sein, besaß er große Lebensklugheit, viel Feinheit, Gewandtheit und Gefälligkeit im Umgange, zeigte aber auch Gefallsucht und große Eitelkeit neben übertriebener Neigung zu Putz und Luxus. In dieser Beziehung mußte er von Augustus oft spöttische Bemerkungen sich gefallen lassen. Dagegen erlaubte sich M. auch, seinem Gönner manch freies und selbst ernstes Wort zu sagen. Als z. B. Augustus noch während des Triumvirats vor Gericht mehrere Todesurtheile fällte, ließ ihm M. seine Schreibtafel hinreichen, welche die Worte enthielt: «Surge tandem, carnifex!» (Steh' endlich auf, du Henker!), welche Weisung Augustus ohne Groll befolgte. Nach Beendigung der Bürgerkriege überließ sich M. im Alter von 40 J. in seinem prachtvollen, mit Gärten umgebenen Palaste auf dem esquilinischen Hügel einer schwelgerischen Lebensweise. Die durch den Müßiggang erzeugte Schlaffheit des Geistes von M. findet man in seinen Schriften ausgeprägt, von denen sich einige Bruchstücke erhalten haben. Vgl. unter den vielen Schriften über M. besonders: Weber, «Ueber den Charakter des M.» in Jahn's «Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik» (Supplementbd. 9, Lpz. 1843); Frandsen, «M., eine histor. Untersuchung über dessen Leben und Wirken» (Altona 1843).

Macer (Aemilius), ein röm. Dichter aus Verona, der 17 v. Chr. in Asien starb, wird gewöhnlich als Verfasser eines Gedichts über die Vögel: «Ornithogonia», und über die Schlangen: «Theriaca», genannt, worin er wahrscheinlich den Nikander zum Vorbild hatte. Doch ist von seinen Gedichten keins mehr vorhanden, denn das ihm beigelegte Gedicht «De naturis herbarum», herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), ist ein Machwerk des Mittelalters. — Zu unterscheiden ist vom vorigen ein anderer Aemilius M., ein Freund des Ovidius, der unter dem Titel «Bellum Trojanum» oder «Antehomerica» und «Posthomerica» eine Nachahmung des Homerischen und cyklischen Epos verfertigte.

Macerāta, gutgebaute Stadt im Königreich Italien, Hauptort der gleichnamigen Provinz (2736,63 QKilom. mit [1871] 236,994 E.), Sitz der Präfectur, eines Appellhofs und eines Bischofs, an der Hauptstraße nach Rom, zwischen Tolentino und Loreto, in 300 M. Höhe auf dem Gipfel eines Bergs gelegen, an dessen Fuße die Potenza fließt, und welcher eine herrliche Aussicht bis an das Adriatische Meer darbietet, hat gerade, breite und gutgepflasterte Straßen, schöne Gebäude, eine Kathedrale, sechs andere Kirchen, mehrere Klöster, eine (1824 gestiftete) Universität, welche aber nur eine einzige Facultät, für Jurisprudenz, nebst Specialcursen für Chirurgie, Pharmacie, Hebammen- und Feldmeßkunst begreift, ferner ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule und verschiedene schöne Sammlungen, unter welchen die der Familie Compagnoni gehörige Sammlung alter Inschriften die interessanteste ist. Die

Digitized by Google

19,831 E. (1871) treiben wenig Industrie und Handel. Die Umgegend von M. g
den fruchtbarsten Mittelitaliens. In der Nähe liegen die Ruinen des alten Ricres.

Maceration nennt man die Behandlung einer festen Substanz mit einer Flüs
wöhnlich mit Wasser, Alkohol, Aether oder einer Säure) in der Weise, daß man die F
ohne Erhöhung der Temperatur über die Substanz gießt und damit, gewöhnlich mit
Umrühren, zuweilen auch unter Anwendung von Luftdruck, mehr oder minder lang
rührung läßt. Sie hat entweder zum Zweck, die macerirte Substanz zu erweichen
zulockern, oder ihr irgendeinen Bestandtheil zu entziehen, oder endlich auf diese W
den nutzbaren Bestandtheil auszuziehen. In letzterm Falle ist die von der Substanz
gesättigte Flüssigkeit als das Product anzusehen, so z. B. bei der Bereitung der Tinc
M., der betreffenden Droguen durch Alkohol, bei Ausziehung der Zuckerrübenschnitte
Wasser nach der sog. Macerationsmethode der Rübenzuckerfabriken, obgleich in letzter
die sog. Diffusion (oder Osmose) an die Stelle der M. getreten ist. Die durch M.
Flüssigkeit selbst bezeichnet man in der Pharmacie mit dem Namen eines kalten Aufg

Machiavelli (Niccolò), berühmter ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, g
aus einem edeln, aber armen Geschlechte zu Florenz, wurde im Juli 1498 zum Se
Kanzlei des Raths der Zehn ernannt, welchem Rathscollegium sowol die innere Ve
wie das Gesandtschaftswesen oblag. In dieser Eigenschaft wurde M. zu wichtigen
tischen Sendungen gebraucht, die ihn in die Romagna zu Cesar Borgia, wiederholt m
einmal nach Frankreich, durch den größten Theil Italiens führten, während er auch
Bildung eines nationalen Kriegswesens an Stelle der Soldtruppen vollauf beschäf
Seine amtliche Thätigkeit nahm ein Ende, als 1512 infolge der Wiederaufnahme d
vertriebenen Medici das florentin. Staatswesen eine andere Gestalt annahm. Bald da
M. in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Cardinal Giu
Medici und wurde deshalb eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er sowie d
folgende Verweisung aus der Hauptstadt mit Standhaftigkeit ertrug. Erst nachdem
dinal 1513 als Leo X. den päpstl. Stuhl bestiegen, durfte M. in seine Vaterstadt zur
Von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, bediente sich nun Cardin
Medici, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, seiner bei den beabsichtigten Re
Rathgeber. Der Verdacht, in welchen M. bei einer neuen Verschwörung gegen die M
kam, entfernte ihn abermals von aller Betheiligung an öffentlichen Dingen, und erst
Giulio Medici als Clemens VII. 1523 Papst geworden, erhielt er wieder, jedoch
bedeutende Aufträge. Er starb zu Florenz 22. Juni 1527. Unter seinen schriftst
Arbeiten kommen zunächst seine erst in neuester Zeit vollständiger bekannt gewordenen
schaftsberichte in Betracht, die von großem Scharfblick und logischem Sinn zeugen und
wichtigsten diplomatischen Actenstücken gehören. Hieran schließen sich seine in freier Ma
faßten Werke, die sich auch durch eine kunstvolle Schreibart auszeichnen. Zu diesen g
die Komödien, wie es der Zeitgeschmack forderte, der Antike nachgeahmt; ferner die
Clemens VII. verfaßten «Istorie fiorentine 1215—1492» (Flor. 1532; deutsch v
mann, Berl. 1809, und Neumont, Lpz. 1844), sein Hauptwerk, eins der vorzüglichst
edler ital. Prosa; endlich die Arbeiten, durch welche er am berühmtesten geworden,
Schriften, die «Discorsi», die «Arte della guerra» und der «Principe». Die beide
sind innerhalb eines Kreises junger Edeln, die sich um den Cardinal Giulio Medici sa
verfaßt. In den «Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio» (Veneb. 1532
deutsch von Grüzmacher, Berl. 1871), zwischen 1518 und 1522 geschrieben, beschä
M. nicht auf den Inhalt der im Titel genannten Geschichtsbücher, sondern zieht al
schichtliches Material herbei, um an Beispielen zu zeigen, durch welcherlei Maßre
Staatsmaximen ein Staat stark und mächtig werden müßte; die europ. Staaten seien
besonders die italienischen, nur durch unbeschränkte Gewalt eines tüchtigen Fürsten
Rettung möglich. Dieser Meinung waren damals viele ausgezeichnete Männer. In
della guerra» hat M. das Kriegswesen der Römer den modernen Staaten zur Na
anempfohlen. «Il Principe» (Veneb. 1515 u. öfter; deutsch unter andern von Rehberg
1810; 2. Aufl. 1824, und von Eberhard, 2. Aufl., Berl. 1873) ist an Lorenzo de
gerichtet, den Neffen Leo's X. und Vater Katharinens, auf welchen eine Partei, die ein
geburt Italiens durch einen starken Fürsten wünschte, damals ihre bald wieder schwinden
nung setzte. An den oft willkürlich gefärbten Beispielen eines Cesare Borgia, eines Lan
sucht M. zu zeigen, wie unbeschränkte Fürstenmacht gegründet und erhalten werde

Digitized by Google

Dieſer Zweck müſſe verfolgt werden, gleichviel mit welchen Mitteln; denn die Schlechtigkeit der Menſchen rechtfertige jedes Mittel, wenn nur Italien, welches darauf harre, von ſeinen Wunden geheilt und aus der Hand der Barbaren gerettet zu werden, endlich wieder ſtark und groß werde. Dies iſt der wahre Sinn des «Principe», eines Buchs, welches ebenſo wie M.'s moraliſcher und polit. Charakter überhaupt eine beinahe unabſehbare Literatur, von Friedrich d. Gr. an (in ſeinem «Anti-Macchiavel») bis auf Ranke, Gervinus und Macaulay und nach ihnen viele andere, veranlaßt hat. «M.», ſagt Ranke, «ſuchte die Heilung Italiens; doch der Zuſtand deſſelben ſchien ihm ſo verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verſchreiben.» Sammlungen von M.'s Werken erſchienen zuerſt 1550 und öfter; dann zu Florenz 1813 (8 Bde.), 1826 (10 Bde.) und in Einem Bande 1843; eine neue, nach den Handſchriften des florentiner Archivs vielfach vermehrte Ausgabe veranlaßten P. Fanfani, G. Milaneſi und L. Paſſerini (Flor. 1873 fg.). Deutſch überſetzt wurden ſie von Ziegler (8 Bde., Stuttg. 1832—41). Ein Band amtlicher Schriften, herausgegeben von Caneſtrini, erſchien zu Florenz 1858. M.'s Denkmal wurde 1787 in der Kirche Sta.-Croce zu Florenz errichtet. Die Literatur über ihn iſt eine ungewöhnlich reiche. Hervorzuheben ſind: Artaud, «M., son génie et ses erreurs» (Par. 1833); Gioda, «M. e le sue opere» (Flor. 1874); Nouriſſon, «Machiavelli» (Par. 1874); Nitti, «M. nella vita e nelle dottrine studiato» (Bd. 1, Neap. 1876); Villari, «Niccolò M. e i suoi tempi» (Bd. 1, Flor. 1877; deutſch von Mangold, Lpz. 1877, mit einer Reihe ungedruckter Schriftſtücke); Amico, «La vita di Niccolò M.» (Bd. 1, Flor. 1877).

Macias, galic. Troubadour, bekannt durch ſeine Liebe und ſein tragiſches Ende, ſtand in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. als Page im Dienſte des Marques Enrique de Villena und gewann am Hofe deſſelben im Königreich Jaen an der Grenze des mauriſchen Reichs die Liebe eines Edelfräuleins daſelbſt, die jedoch, durch den Marques gezwungen, ſich mit einem Edelmanne aus Porcuna vermählte und trotz der Drohungen des Marques von M. beſungen wurde, weshalb ihn derſelbe in dem Schloſſe von Arjonilla gefangen ſetzte. Eins ſeiner hier verfaßten Gedichte fiel dem Gemahl der Gefeierten in die Hände, der aus Rache den verhaßten Nebenbuhler mit einer nach dem Fenſter des Gefängniſſes geſchleuderten Lanze tödtete. Die Erinnerung an ſein Geſchick und ſeine Lieder lebte noch lange im Munde des Volks und der Dichter fort. Nur fünf von ſeinen Liebesliedern, theils in galic., theils in caſtil. Mundart gedichtet, ſind noch (im «Cancionero de Baena») vorhanden. Vollſtändig iſt nur ein einziges im Druck erſchienen (deutſch bei Bellermann, «Die alten Liederbücher der Portugieſen», Berl. 1840).

Maciejowice, Gut im ruſſ. Gouvernement Sjedlez, 75 Kilom. von Warſchau, unweit der Weichſel, iſt durch die Schlacht vom 10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit der Niederlage und Gefangennehmung Koſciuſzko's (ſ. d.) die Freiheit Polens unterging. Koſciuſzko hatte mit nur 6000 Mann gegen 16,000 Ruſſen unter General Ferſen gekämpft.

Maciejowski (Waclaw Alexander), namhafter poln. Geſchichtsforſcher, geb. 1793 in Kalvarien, erhielt ſeine erſte Ausbildung bei den Piariſten in Piotrkow und begab ſich 1812 nach Krakau, wo er ſich unter Bandtke dem Studium der poln. Quellengeſchichte und des poln. Rechts zuwandte. Von 1814—18 ſtudirte er die Rechte und Philologie in Breslau, dann in Berlin und in Göttingen. Nachdem er kurze Zeit als Profeſſor der alten Literatur an dem Lyceum zu Warſchau gewirkt, erhielt er 1819 die Profeſſur des röm. Rechts an der dortigen Univerſität. Bei Aufhebung der Univerſität 1831 verlor er ſein Amt, fand aber 1838 wieder Anſtellung als Profeſſor der alten Literatur an der geiſtlichen röm.-kath. Akademie und der Geſchichte des röm. Rechts in den oberſten Klaſſen des warſchauer Gymnaſiums ſowie als Tribunalrichter am Civilgericht zu Warſchau. Dann wurde er emeritirt und ſtarb zu Warſchau 25. Dec. 1873. Er war Mitglied der Commiſſion zur Ausarbeitung eines neuen Geſetzbuchs für das Königreich Polen, und dieſe Stellung hatte ihn zum genauern Studium des frühern ſlaw. und insbeſondere poln. Rechtszuſtandes geführt. Als Ergebniß dieſer Studien erſchien ſeine «Slaw. Rechtsgeſchichte» («Historya prawodawstw slowianskich», 4 Bde., Warſch. 1832—35; deutſch von Buß und Nawrocki, 4 Bde., Stuttg. 1835—39; 2. Ausg., 6 Bde., Warſch. 1856). Unter ſeinen übrigen Werken ſind die bedeutendſten: «Pamiętniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie Slowian» (2 Bde., Warſch. 1839), Beiträge zur Geſchichte der Slawen, ihres Schriftweſens und ihres Rechts; ferner «Pismienictwo polski» (3 Bde., Warſch. 1851), eine poln. Literaturgeſchichte des 17. Jahrh.; dann «Polska pod względem obyczajów i zwyczajów» (4 Bde., Petersb. 1842), Sittenſchilderungen der Polen bis ins 17. Jahrh. enthaltend; «Dzieje pierwotne Polski i Litwy» (Warſch. 1846), die Urgeſchichte Polens und Litauens, und «Historya włościan» (Warſch. 1874), eine Geſchichte der bäuer-

lichen Verhältnisse in Polen. M. reiht sich in seinen Forschungen zunächst Lelewel an, berücksichtigt er nicht nur Polen, sondern auch das übrige Slawenthum.

Macis, die fälschlich so genannte Muskatblüte, s. Muskatnuß.

Mack von Leiberich (Karl, Freiherr), österr. Feldmarschallieutenant, geb. 25. Aug. zu Neuslingen in Franken. Als Hauptmann 1781 in den Generalstab versetzt, 1785 in Adelsstand erhoben, half er beim Ausbruch des Türkenkriegs den Operationsplan entwerfen, wurde in Ungarn Lascy's Adjutant, dann nach der Einnahme von Belgrad Oberst und 1794 Generalstabschef in den Niederlanden. Als Feldmarschallieutenant bei der Rheinarmee angestellt, begab er sich nach dem Frieden von Campo-Formio im Oct. 1798 nach Neapel auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolit. Heers gegen die Franzosen zu übernehmen. Hier siegte er anfangs in mehrern Gefechten; er besetzte 27. Nov. tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom und gemeinschaftlich mit den Engländern Civitavecchia, bald aber nöthigte der demoralisirte Zustand der Truppen ihn zum Rückzug. Es brach in Neapel eine Meuterei der Lazzaroni aus, die ihn veranlaßte, zu dem feindlichen General Championnet zu fliehen. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er das Generalcommando in Tirol, Dalmatien, Italien und 1805 stand er an der Spitze des österr. Heers in Deutschland. Er wurde an der Iller 14. und 15. Oct. geschlagen, warf sich in die Stadt Ulm, ergab sich aber mit der 30,000 Mann starken Besatzung schon 17. Oct. den Franzosen kriegsgefangen. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Oesterreich zurück, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt wurde. Der Kaiser milderte jedoch dieses Urtheil auf Cassation und Arrest in Festungshaft, von der ihm später ein Theil erlassen wurde. Seitdem lebte er zu St.-Pölten bis er 1819 begnadigt und als Feldmarschallieutenant pensionirt wurde. Er starb zu St.-Pölten 22. Oct. 1828. Vgl. «Die Capitulation von Ulm. Eine Denkschrift des Gen. M.» (im «Histor. Taschenbuch», Neue Folge, Bd. 3, Lpz. 1873).

Mackeldey (Ferd.), berühmter Romanist, geb. 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, wo sein Vater herzogl. Stallmeister war, erhielt seine Vorbildung zu Braunschweig und zu Helmstedt und studirte von 1802 an auf der Universität zu Helmstedt, wo er sich Ostern 1807 als Privatdocent habilitirte. Im J. 1808 zum außerord. Professor der Rechtswissenschaft ernannt, folgte er nach der Aufhebung der Universität 1811 nach Marburg, wo er ord. Professor und Beisitzer des Spruchcollegiums wurde. Nach der Errichtung der Universität zu Bonn erhielt er 1818 den Ruf dahin zur ersten Professur der Rechte, war 1821—28 Ordinarius des Spruchcollegiums und wurde 1824 Geh. Justizrath. Er starb 20. Oct. 1834 zu Bonn. Als Lehrer wie als Schriftsteller richtete M. seine Thätigkeit hauptsächlich auf die wissenschaftliche Ausbildung der Theorie des heutigen röm. Rechts. Seine Hauptschriften sind die «Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche» (Marburg 1811) und das «Lehrbuch der Institutionen des heutigen röm. Rechts» (Gieß. 1814), welches in der zweiten Ausgabe den Titel «Lehrbuch des heutigen röm. Rechts» (Gieß. 1818; 12. Aufl. von Roßhirt, 1842; 14. vermehrte Aufl. von Fritz, Wien 1862) erhielt und in verschiedene Sprachen übersetzt wurde.

Mackenzie, Fluß im brit. Nordamerika, im Nordwesten von Canada, entspringt aus dem großen Sklavensee und ergießt sich nach einem nordwärts gerichteten Laufe von etwa 1 Kilom. unter 69° nördl. Br. in das Eismeer. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind im S. der Mountain-River oder Rivière-aux-Liards und im Osten der Great-Bear-River. Der M. ist jedoch nur ein Theil eines im ganzen 4000 Kilom. langen Stroms, welcher in seinem S. lauf den Namen Athapasca (s. d.) führt. Die Boote der Hudsonsbai-Compagnie fahren mit zwei Unterbrechungen bis zum Jasper-House, welches mehr als 3200 Kilom. vom Polar entfernt ist. Der M. wurde 1789 von Alexander Mackenzie entdeckt, daher sein Name.

Mackenzie (Henry), engl. Romanschriftsteller, geb. zu Edinburgh im Aug. 1745, widmete sich nach einer sorgfältigen Vorbildung dem Sachwalterberuf daselbst. Großen Beifall fand gleich sein erster Roman «The man of feeling» (1771), in dem Tone weicher Empfindsamkeit gehalten, dem als Gegenstück «The man of the world» und später «Julia de Roubigné» sich anschlossen, welche alle drei durch Anmuth des Stils ausgezeichnet sind. Auch zu der von ihm seit 1778 herausgegebenen Zeitschrift «The Mirror», an deren Stelle er später «The Lounger» treten ließ, lieferte er zahlreiche Beiträge, die sich durch eine Fülle von Witz und Humor auszeichnen, welche man in seinen Romanen vermißt. Er war es, der in der letztgenannten Zeitschrift die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf Robert Burns (s. d.) lenkte; auch schrieb er Berichte an die Hochländische Gesellschaft (Highland society) erstatteten und 1805 besonders gedruckt

Bericht über die Gedichte Ossian's, deren Echtheit er verfocht. Zugleich empfahl er sich der Verwaltung Pitt's durch mehrere zu dessen Gunsten geschriebene Flugschriften und erhielt 1804 den Posten eines Generalcontroleurs der Abgaben in Schottland. Er starb 14. Jan. 1831. M. war der glücklichste Nachahmer Sterne's, den er zwar an Geschmack und Feinheit übertraf, aber an Witz und Humor nicht erreichte. Seine gesammelten Werke erschienen 1818 (8 Bde., Lond.). Sein Leben beschrieb Walter Scott in den «Lives of the novelists».

Mackintosh (Charles), schott. Chemiker, geb. 1766 zu Glasgow, hat sich um mehrere Zweige der industriellen Chemie große Verdienste erworben. So unternahm er in seiner chem. Fabrik zu Croßbasket unweit Glasgow um 1820 zuerst die Darstellung des Bleizuckers im großen, welche bis dahin in Großbritannien nicht ausgeübt wurde, verbesserte 1825 die Fabrikation des Pariser- und Berlinerblau und erfand in demselben Jahre die Stahlbereitung durch Glühen von Schmiedeeisen in Kohlenwasserstoffgas. Was aber seinem Namen am meisten Verbreitung verschaffte, war die 1823 gemachte Erfindung der wasserdichten Stoffe, welche aus zwei aufeinanderliegenden, durch dazwischengebrachte Kautschukauflösung verbundenen Zeugschichten bestehen, und aus denen die nach ihm benannten Ueberröcke hergestellt wurden. Er starb 25. Juli 1843 zu Dumhattan bei Glasgow.

Mackintosh (Sir James), einer der angesehensten Rechtsgelehrten und Staatsmänner Englands, geb. 24. Oct. 1765 zu Aldouriehouse in der schott. Grafschaft Inverneß, studirte ursprünglich Medicin und bereiste dann Frankreich, Holland und Deutschland. Nach seiner Rückkehr schrieb er die «Vindiciae Gallicae, or defence of the French revolution» (Lond. 1791), eine feurige Vertheidigung der Französischen Revolution, für die ihm die Gesetzgebende Versammlung den Titel eines franz. Bürgers bewilligte. Er trat nun zur Rechtswissenschaft über, ließ sich 1792 in Lincoln's-Inn aufnehmen, wurde 1795 Sachwalter, hielt dann Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht in Lincoln's-Inn und ließ seinen «Discourse on the law of nature and nations» (Lond. 1799) erscheinen, welcher mit großem Beifall aufgenommen wurde. Im J. 1803 wurde er unter Verleihung der Ritterwürde Recorder (Director des Ober-Criminalgerichts) in Bombay. Krankheit nöthigte ihn jedoch 1811 nach Europa zurückzukehren. Im J. 1813 ins Parlament gewählt, war er einer der thätigsten Theilnehmer an der Reform der Criminalgesetze und seit dem Tode des Sir Sam. Romilly der eigentliche Leiter dieser Reform. Großen Ruhm erwarb er sich bei den Verhandlungen über die Fremdenbill, über religiöse Duldung, über den Sklavenhandel und über das Recht der Colonien auf eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Er war der erste, der für die Unabhängigkeit Griechenlands sprach, und 1831 einer der kräftigsten und gründlichsten Kämpfer für die Reformbill. Von 1818—24 bekleidete er das Amt eines Professors der Politik und Gesetzgebung am Ostindischen Collegium zu Haileybury und 1822—23 das Rectorat an der Universität zu Glasgow. Im J. 1827 ernannte ihn Canning zum Geheimrath, und 1830 wurde er Mitglied der Commission für die ostind. Angelegenheiten. Er starb 30. Mai 1832. Unter seinen frühern schriftstellerischen Arbeiten ist die «Dissertation on the progress of ethical philosophy» in der «Encyclopaedia Britannica» auszuzeichnen, welche auch besonders gedruckt wurde (3. Aufl. mit Vorrede von Whewell, Edinb. 1864). Die kurz vor seinem Tode erschienene «History of England» (3 Bde., Lond. 1830) in Lardner's «Cyclopaedia» befriedigte nicht die früher von seinen histor. Forschungen erregten Erwartungen. Unvollendet hinterließ er eine «History of the revolution in England in 1688», die (nebst Memoiren, Lond. 1834) ebenso wie die Ausgabe seiner «Miscellaneous works» (3 Bde., Lond. 1849) erst nach seinem Tode erschien.

Macleod (Henry Dunning), scharfsinniger engl. Nationalökonom, geb. 1821 in Edinburgh, erhielt seine Erziehung zuerst in der edinburgher Akademie, dann in Eton und im Trinity-College in Cambridge, wo er 1843 seine Studien mit Auszeichnung beendete. Nach mehrjährigen Reisen fing er 1846 an, sich in London auf die jurist. Laufbahn vorzubereiten und wurde 1849 als Barrister in die Gesellschaft des Inner-Temple aufgenommen. Schon vor diesem Zeitpunkte hatte er seine umfassenden Kenntnisse und seinen praktischen Scharfblick bethätigt durch den hervorragenden Antheil, den er an einer Reform des Armenwesens in der Grafschaft Roß nahm, die ihn auch später noch bis 1853 beschäftigte, worauf er zur Wiederaufnahme seiner jurist. Laufbahn nach London übersiedelte. Zugleich betrieb er eifrig nationalökonomische Studien, besonders über Bank- und Creditverhältnisse, deren Resultate er in seinem ersten berühmten Werke: «The theory and practice of banking» (Lond. 1856; 3. Aufl., 2 Bde., 1875) niederlegte. M. bekämpfte in demselben die Bankgesetzgebung Sir Robert Peel's und stellte mehrere Fundamentalsätze des Bank- und Creditwesens auf, welche seitdem zu

Digitized by Google

allgemeiner Anerkennung gelangt sind. Diesem ersten Werke folgten 1858 die «Elements of political economy», in denen M. mit gleicher Selbstständigkeit des Urtheils für die Volkswirthschaft überhaupt eine neue Grundlage zu legen suchte. Er führt das ganze System der Volkswirthschaft auf die Lehre vom Tausche zurück und begründet seine Definition vom Werthe einzig und allein auf das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage. Im Gegensatz zu andern neuern Nationalökonomen, die dem Gebiet der Volkswirthschaft eine immer weitere Ausdehnung gegeben, grenzt er dasselbe scharf gegen die verwandten Gebiete der Gesellschaftswissenschaft und der Finanzen ab, und die ihr eigenthümlichen Probleme werden mit Schärfe der Analyse, umfassender Detailkenntniß und großer Kraft der Combination entwickelt. Ein noch größeres Unternehmen begann M. 1859 mit dem «Dictionary of political economy», von dem jedoch nur ein Band erschien. Im J. 1868 wurde er mit der Abfassung eines Digests des Wechselrechts beauftragt, eine Arbeit, die ihn bis 1870 beschäftigte. Neuerdings erschien von ihm «Principles of economic philosophy» (Lond. 1876) und «The elements of banking» (Lond. 1876). Vgl. Richelot, «Une révolution en économie politique» (Par. 1863).

Mac-Mahon (Marie Edme Patrice Maurice, Graf von), Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich und Präsident der Französischen Republik, aus einer irischen Familie stammend, die nach dem Sturze der Stuarts nach Frankreich geflüchtet war, wurde 13. Juni 1808 auf dem Familiengute Sully bei Autun geboren. Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, trat er bald in die militärische Vorbereitungsschule zu Versailles, 1825 in die Militärschule von St.-Cyr und aus dieser als Unterlieutenant in die Generalstabsschule, welche er 1830 verließ. Er zeichnete sich bei der Expedition nach Algier aus, wohnte als Adjutant des Generals Achard 1832 der Belagerung von Antwerpen bei und war dann meist Adjutant, so 1837 beim General Damremont in Algerien, wo er beim Sturm von Konstantine verwundet wurde, 1840 bei Changarnier. Zur Belohnung seiner Tapferkeit stieg er zum Escadronchef (Stabsoffizier) auf und im Oct. 1840 erhielt er das Commando über das 10. Bataillon der neuerrichteten Chasseurs d'Orléans, seit welcher Zeit er die afrik. Armee bis 1855 nicht mehr verließ; 1842 wurde er Oberstlieutenant des 2. Regiments der Fremdenlegion, 1845 Oberst eines Linienregiments und im Juni 1848, unter der Republik, Brigadegeneral zur Verfügung des Generalgouverneurs von Algerien. In dieser Stellung erwarb sich M. vielfach Ruhm und wurde bei einer siegreichen Expedition als Commandant der Division von Konstantine 1852 zum Divisionsgeneral und dann zum Generalinspector der Infanterie ernannt. Im J. 1855 erhielt er den Befehl über die 1. Infanteriedivision im 1. Corps der Nordarmee und bald darauf im 2. Corps der orient. Armee an Canrobert's Stelle. Er traf im Lager von Sewastopol gerade zu rechter Zeit ein, um den Sturm auf den Malakow glücklich auszuführen. Vom Kaiser 1856 zum Senator ernannt, war er der einzige Senator, welcher gegen das sog. Sicherheitsgesetz stimmte. Im J. 1857 kämpfte er als Divisionschef in Algerien bei der Expedition Randon's gegen die Kabylen, erhielt 1858 den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Lande und zu Meer in Algerien und wurde 1859 beim Ausbruch des Italienischen Kriegs zum Befehlshaber des 2. Armeecorps bei der ital. Armee ernannt. In diesem Kriege entschied er 4. Juni die Schlacht von Magenta (s. d.), indem er sich auf eigene Verantwortung in die rechte Flanke des Feindes warf, wofür er zum Marschall und Herzog von Magenta erhoben wurde. In der Schlacht von Solferino (24. Juni) kämpfte M. bei Cavriana. Nach dem Frieden erhielt er das 7. Territorial-Armeecorps zu Lille, 1864, nachdem er das Lager zu Châlons commandirt, als Pélissier's Nachfolger das Generalgouvernement von Algerien. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs im Juli 1870 übernahm er den Oberbefehl im östl. Frankreich, zu welchem Zwecke zu seinem eigenen Corps auch noch das 7. (Douay) und 5. (Failly) ihm zur Verfügung gestellt wurden. Am 6. Aug. in der Schlacht bei Wörth (s. d.) vom Kronprinzen von Preußen geschlagen, zog er sich mit seinen fast in Auflösung begriffenen Truppen auf Châlons zurück, sammelte dort eine neue Armee von vier Corps und zog wider seinen Willen, aber vom Kriegsminister Cousin-Montauban hierzu aufgefordert, nördlich nach der Maas, um dem in Metz eingeschlossenen Bazaine Hülfe zu bringen. Die deutsche Armee folgte ihm auf den Fersen, erreichte ihn und drängte ihn nach mehrern Gefechten in die Festung Sedan (s. d.). In der Schlacht vom 1. Sept. zu Anfang des Kampfs verwundet, übergab er das Commando an General Wimpffen und fiel infolge der 2. Sept. abgeschlossenen Capitulation von Sedan in deutsche Kriegsgefangenschaft, welche er in Wiesbaden zubrachte. Nach dem Versailler Präliminarfrieden übernahm M. 11. April den Oberbefehl über die «Armee von Versailles» und warf mit derselben nach blutigen Kämpfen im Mai 1871 den Aufstand der pariser Commune nieder.

Digitized by Google

Als die klerikal-monarchistische Mehrheit der Nationalversammlung auf den Sturz von Thiers (s. d.) sann, unterhandelte sie mit M., welcher trotz Wörth und Sedan das größte Ansehen unter allen franz. Generalen genoß und den drei Parteien der Rechten gegenüber neutral zu sein schien. Thiers wurde 24. Mai 1873 gestürzt und M. zum Präsidenten der Republik gewählt, und zwar durch das Votum vom 20. Nov. (mit 378 gegen 310 Stimmen) auf sieben Jahre (Septennat). Er nahm seine Minister ausschließlich aus den Parteien der Rechten, bis die definitive Organisation der Republik 1875 und die Wahlen vom 20. Febr. 1876 ihm ein aus Mitgliedern des rechten und linken Centrums zusammengesetztes Ministerium aufnöthigten. Bald genügte aber auch dies nicht mehr, und er mußte 12. Dec. den Republikaner Jules Simon zum Ministerpräsidenten machen. Von der ultramontanen Partei, welche an seiner Gemahlin eine kräftige Fürsprecherin hatte, und von den Monarchisten gedrängt, entließ er 16. Mai 1877 das Ministerium Simon, berief ein klerikal-monarchistisches und löste nach eingeholter Genehmigung des Senats 25. Juni die Deputirtenkammer auf. Man sprach bereits von der Nothwendigkeit eines Staatsstreichs; denn man konnte sich nicht denken, daß, auch bei dem größten Drucke des Regierungsapparates, die nächsten Wahlen der Kammer eine andere Färbung geben würden. Dies war auch der Fall. M. trat zwar selbst in den Wahlkampf ein, erließ zwei Manifeste, vom 19. Sept. und vom 10. Oct., worin er der Kammer vorwarf, daß sie sich von den anerkannten Führern des Radicalismus habe beherrschen lassen, für die officielle Candidatur sich aussprach und entschieden erklärte, er werde sich weder zum Werkzeug des Radicalismus hergeben, noch den Posten, auf den die Verfassung ihn gestellt habe, verlassen. Aber die Neuwahlen vom 14. und 28. Oct. verschafften ihm nicht die Mehrheit in der Kammer, wenn auch die Linke etwa 40 Sitze verlor. Den 112 Bonapartisten und 96 Legitimisten und Orléanisten standen immer noch gegen 320 Republikaner gegenüber. Bei dem Zusammentritt dieser Kammer 7. Nov. stellte Albert Grévy den Antrag auf Einsetzung einer Commission zur Untersuchung der Wahlmisbräuche. Dieser Antrag wurde 15. Nov. angenommen und 16. Nov. die 33 Mitglieder dieser Commission aus sämmtlichen Schattirungen der Linken gewählt. Darauf erklärte die Regierung im Senat, daß kein Beamter ohne ihre Erlaubniß den Weisungen dieser Commission folgen dürfe, und der Senat gab 19. Nov. mit 151 gegen 129 Stimmen ein Vertrauensvotum. Das Cabinet Broglie, mit der Mehrheit der Deputirtenkammer vollständig zerfallen, nahm 20. Nov. seine Entlassung, worauf M. 23. Nov. ein Geschäftsministerium ernannte, dessen Präsident der Kriegsminister General Rochebouet war und dessen sämmtliche Mitglieder den Kammern nicht angehörten. Schon 24. Nov. erklärte die Kammer, auf Antrag Jules Ferry's, mit 315 gegen 207 Stimmen, daß sie mit diesem Ministerium, welches die Verneinung der Volksrechte und der parlamentarischen Rechte sei, nicht in Beziehung treten könne. Dadurch wurde die Krisis noch verschärft. M. schien nichts übrig zu bleiben, als entweder die von Gambetta ihm gestellte Alternative (se soumettre ou se démettre) anzunehmen oder keins von beiden zu thun, sondern noch einmal eine Kammerauflösung beim Senat zu beantragen und im Nothfall durch einen Staatsstreich den Knoten zu zerhauen. Nach einer Unterredung mit den beiden Kammerpräsidenten (dem Herzog von Audiffret-Pasquier und Jules Grévy) übertrug er 3. Dec. Dufaure die Bildung eines Ministeriums der Versöhnung. Der Versuch Dufaure's, ein Ministerium aus der parlamentarischen Mehrheit zu bilden, scheiterte indeß an dem Verlangen M.'s, die drei wichtigen Portefeuilles des Kriegs, der Marine und des Aeußern dem parlamentarischen Einflusse zu entziehen. Der Marschall beauftragte daher 8. Dec. mit der Bildung eines neuen Cabinets den klerikalen Senator Batbie, welcher bereits ein solches aus klerikalen und conservativen Elementen constituirt hatte, als M. nach einer Unterredung mit dem Herzog von Audiffret-Pasquier 13. Dec. plötzlich wiederum Dufaure mit der Bildung eines Cabinets beauftragte. Dufaure bildete nun 14. Dec. ein aus beiden Kammern entnommenes Cabinet, in welchem er selbst die Präsidentschaft sowie das Justizministerium und der Protestant Waddington das des Aeußern übernahm, und legte sofort eine von M. an beide Kammern gerichtete Botschaft vor, in welcher der Marschall versicherte, daß er, nachdem die Wahlen vom 14. Oct. das Vertrauen Frankreichs zu den republikanischen Institutionen bestätigt hätten, sich dieser Antwort des Landes anbequeme und daß die Krisis nun beendigt sei.

Was die militärische Bedeutung M.'s anbetrifft, so steht unbedingt fest, daß er den Verhältnissen, wie sie 1870 im Kriege gegen Deutschland vorlagen, keineswegs gewachsen war und daß ihm vor allen Dingen die Befähigung zur Beurtheilung seines Gegners fehlte. Als sein Hauptirrthum muß hervorgehoben werden, daß er an die Bedrohung seiner Verbindungslinie mit Mezières durch die Deutschen nicht glauben wollte und daß er die ihm zugekommenen Nachrichten

Digitized by Google

vom Anmarsche derselben auf Donchery unbeachtet ließ. Schriftstellerisch trat M. auf mit «L'armée de Versailles, depuis sa formation jusqu'à la complète pacification de Paris» (Par. 1871) und «De Châlons à Sedan», veröffentlichte aber letztere Schrift nicht, weil der damalige Kriegsminister (Anfang 1873, General Cissey) einige Abänderungen darin verlangte.

Mâcon, Hauptstadt des franz. Depart. Saône-Loire, in einer fruchtbaren, angenehmen und mit Landhäusern bedeckten Gegend, am Abhange einer Anhöhe und an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, welche hier nach Genf und nach Paray-le-Monial abzweigt, sowie am rechten Ufer der Saône gelegen, über welche eine alte Steinbrücke mit 12 Bogen und schönen Bildhauerarbeiten führt, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und zweier Friedensgerichte. Obschon der Ort im ganzen unregelmäßig und eng gebaut ist, hat er doch seit Beseitigung der Festungswälle schöne Promenaden, sehr schöne Quais und einen Flußhafen. Es befinden sich hier Reste eines Triumphbogens und Janustempels aus der Römerzeit und die Ruinen der alten Kathedrale St.-Vincent. Die neuern Kirchen St.-Vincent und St.-Pierre sind unbedeutend, dagegen bemerkenswerth die Präfectur (ehemals der bischöfl. Palast), der Justizpalast, das Stadthaus mit der Mairie, einer öffentlichen Bibliothek von 7000 Bänden, einem kleinen Museum und einem Schauspielsaal. Die Stadt besitzt ein Lyceum (in dem ehemaligen Jesuitencollegium), ein Lehrerseminar, einen Curs für Lehrerinnen, eine Zeichen- und eine theoretisch-praktische Uhrmacherschule, eine Ackerbau-, eine Gartenbau- und eine Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, ein Hôtel-Dieu, drei Hospize, ein Departementalgefängniß und Correctionshaus. M. zählt (1872) 17,453 E., welche Kupferschmelzhütten unterhalten, Uhren, Eisen-, Kupfer- und Messinggeräthe, Wollzeuge, Sammt, Plüsch, Leder und Riemen, Leinwand und Fayence fabriciren, auch Confituren, namentlich berühmte Marmelade aus Weinbeeren (Cotignac de M.) bereiten und bedeutenden Handel mit dem in südwestl. Hügelgeländen wachsenden Mâconweine (s. Burgunderweine), sowie mit Getreide, Stabholz und Vieh treiben. M., das schon zu Cäsar's Zeit bekannte Matisco im Lande der Aeduer, im Mittelalter Mascon geschrieben, wurde frühzeitig der Sitz eines Bisthums, welches seit der ersten Revolution aufgehoben ist. Früher nebst seinem Gebiete, der Landschaft Maconnais, eine eigene Grafschaft bildend, kam es 1238 an Frankreich, wurde 1435 von Karl VII. an den Herzog von Burgund abgetreten, 1477 aber von Ludwig XI. wieder mit Frankreich vereinigt.

Macpherson (James), der Herausgeber des sog. Ossian, geb. 1738 zu Kingussie bei Ruthven in der schott. Grafschaft Inverneß, studirte auf den Universitäten zu Aberdeen und Edinburgh Theologie, wurde dann Lehrer in Ruthven und 1759 Hauslehrer in der Familie Graham von Balgowan. Schon 1758 hatte er ein höchst mittelmäßiges erzählendes Gedicht, «The Highlander», herausgegeben, auf welches er 1760 die «Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language» folgen ließ. Das Aufsehen und der Beifall, den diese Dichtungen hervorriefen, veranlaßten ihn, mit andern angeblich Ossianischen Gedichten («Fingal», 1762; «Temora», 1763) hervorzutreten. (S. Ossian.) Eine Secretärstelle bei dem Gouverneur in Florida gab er bald wieder auf und schrieb nun in London Flugschriften zur Vertheidigung der Regierung, die ihm den Posten eines Geschäftsträgers des Nabob von Arcot eintrugen. Im J. 1780 kam er in das Unterhaus. Seine geschichtlichen Werke, allenfalls mit Ausnahme der «History of Great-Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover» (2 Bde., Edinb. 1775), und die Uebersetzung des Homer (1773) sind ohne Werth. Er starb 17. Febr. 1796 auf seinem Landgute Belleville bei Inverneß.

Macready (William Charles), berühmter engl. Schauspieler, geb. 3. März 1793 in London, besuchte das Gymnasium zu Rugby, und trat im Juni 1810 zum ersten mal in Birmingham als Romeo auf. Bis 1814 spielte er in der Truppe seines Vaters, des Directors eines Provinzialtheaters, in den Hauptorten des mittlern und nördl. England, ging dann nach Dublin und Edinburgh und erschien 16. Sept. 1816 zum ersten mal im Coventgardentheater zu London als Orestes in Racine's «Andromache». Seitdem stieg sein Ruf von Jahr zu Jahr; namentlich glänzte er in den Schauspielen von Sheridan Knowles. Im J. 1826 besuchte er Amerika und 1828 Paris, wo er viel Beifall erntete. Er übernahm hierauf die Leitung des Coventgarden- und später des Drurylane-Theaters, in der Absicht, das in Verfall gerathene classische Drama wieder zu beleben. Hier spielte er mit Vorliebe alle Hauptrollen der ältern Meisterwerke; als Macbeth, Hamlet, Richard, Sir Giles Overreach war er unübertroffen. Allein bei der zunehmenden Gleichgültigkeit der höhern Stände gegen das vaterländische Schauspiel mußten seine Unternehmungen scheitern. Im J. 1843 sowie 1849 ging er abermals nach Neuyork, wo die Eifersucht des amerik. Tragöden Forrest zu einem Volksauflauf führte. M.

Digitized by Google

kehrte nach England zurück und begann im Oct. 1849 ein Gastspiel auf dem Haymarket-Theater, das er im Herbst 1850 fortsetzte. Am 26. Febr. 1851 betrat er in Drurylane zum letzten mal die Bühne. Seitdem lebte er in der Zurückgezogenheit zu Cheltenham. Er starb zu Weston-super-Mare in Somersetshire 29. April 1873. Pollock veröffentlichte: «William Charles M. Reminiscences and selections from his diaries and letters» (2 Bde., Lond. 1875).

Macrobius (Ambrosius Theodosius), war ein röm. hoher Staatsbeamter und Grammatiker Ausgangs des 4. und in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. und veranstaltete nach Art des Gellius (s. d.) gelehrte Sammlungen. Von seinen beiden noch vorhandenen Werken «Commentariorum in somnium Scipionis libri duo» und «Saturnalium conviviorum libri septem» enthält besonders das letztere, welches in Gesprächsform eingekleidet ist, eine reiche Anzahl histor., mytholog. und antiquarischer Bemerkungen, die namentlich aus Gellius und des Servius Commentar zu Virgil geschöpft sind. Von einer dritten Schrift, «De differentiis et societatibus Graeci Latinique verbi», besitzen wir nur noch im Mittelalter gemachte Auszüge. Sämmtliche Schriften sind am besten von Jan (mit Commentar, 2 Bde., Quedlinb. u. Lpz. 1848—52) und Eyssenhardt (Lpz. 1868) herausgegeben worden.

Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, im Indischen Ocean, von der ihr fast parallel laufenden Ostküste Südafrikas durch den 400—1000 Kilom. breiten, sehr tiefen Kanal von Mozambique getrennt, erstreckt sich von Cap Amber (12° 1′) bis Cap Ste.-Marie (25° 40′ südl. Br.) in einer Länge von 1500 Kilom. und einer Breite bis zu 550 Kilom. und hat ein Areal von 591,563, mit den Küsteninseln von 591,981 QKilom. Die Küste zeigt namentlich im Nordwesten zahlreiche tief eingeschnittene Buchten, wie die Pasandavabai hinter der franz. Insel Nossi-Bé (s. d.), die Narrinda-, die Mazamba- und die Bembatukabai, an welcher Boina (Boëni), die alte Hauptstadt der Sakalawen, liegt. Im Südwesten sind die Bai St.-Augustin unter dem Wendekreise, an der Nordostecke die herrlichen Baien Diego-Suarez und Port-Luquez, weiter südlich an der Ostküste die Antongil- oder Antão-Gonçalesbai (an welcher 1786 Graf von Benjowsky getödtet wurde) und jenseit der franz. Insel Sainte-Marie (welche 174 QKilom. mit 6564 E. hat) die Rhede von Foule-Point und Tamatawe die besuchtesten Punkte. Mit Ausnahme des nördl. sowie des südöstl. Theils bei dem ruinirten Fort Dauphin (25° südl. Br.) ist der Küstensaum flach, durch eine 15—110 Kilom. breite, sehr niedrige, sumpfige, stellenweise seenreiche Zone gebildet. Im übrigen zeigt sich die Oberflächenbildung der Insel durchweg gebirgig. Von der Küstenebene steigt das Land nach dem Innern terrassenförmig, im Westen allmählicher, im Osten viel rascher zu 320, 900, 1400 bis 1800 Mt. hohen Stufen empor. Dem Küstenumrisse folgt in einiger Entfernung ein breiter Waldstreifen; das Innere der Insel aber ist im ganzen baumlos und dürr, eine Häufung öder rother Berge, und nur die Flußläufe begleitet üppige Vegetation. Als höchster Gipfel der Insel gilt der 2730 Mt. hohe Tziafazavona im Ankaratgebirge, im Südwesten der Hauptstadt. Dies Gebirge, dessen nördlichster Gipfel der 2440 Mt. hohe Ambohitsampan, ist eine Gruppe von fünf mächtigen erloschenen Vulkanen. Dieselbe liegt am Rande des 52 Kilom. langen, durchschnittlich 1370 Mt. hohen Centralplateau Imerina. Die Unterlage desselben, wie wol der ganzen Insel, bildet Gneis, und darüber liegen Granit und Glimmerschiefer. Dies Plateau wird überall von engen, nicht sehr tiefen Thälern durchschnitten, zwischen zahllosen Höhen aus rothem Thone, über welche gewaltige Gneismassen gestreut sind. Es bildet eine der schönsten Provinzen der Insel mit etwa 25,900 QKilom. Fläche, wovon ein Achtel gut bevölkert ist und 1,200,000 E. zählt. Beim Itasysee, 64 Kilom. westlich von der Hauptstadt, liegt eine Region von 40 erloschenen Kratern, deren mittlerer, der Ambosimailala, der höchste ist; 80 Kilom. südlicher folgt eine andere Vulkangruppe, die noch in histor. Zeit thätig gewesen sein soll, und bis in den Süden der Ankaratberge sind noch 60 Krater gezählt worden. Im übrigen sind die geognost. Verhältnisse der Insel noch ungenügend bekannt. Es finden sich Eisen, viel Kupfer, Mangan und Blei, auch Braunkohlen und Marmor sowie Bergkrystalle; die Ablagerungen von Laven und Schlacken nehmen weite Räume ein. Erdbeben sind nicht selten; auch fehlt es nicht an warmen und kalten Mineral- sowie an Salzquellen. Die Insel, namentlich der größere Westtheil, hat zahlreiche Bäche und Flüsse, auch einige Seen; es gibt Flüsse von 150—300 Kilom. Länge, deren Mündung aber meist durch Sandbänke versperrt ist. Bei der großen Erhebung und Zerrissenheit des Terrains bilden die aus dem Innern abfließenden Gewässer meist Wasserfälle, dagegen keine Communicationswege. Das Klima zeigt bedeutende Unterschiede. Tropische Hitze erzeugt in den Sumpfniederungen der Küstenstriche Miasmen und die den Europäern fast stets tödlichen, unter dem

Digitized by Google

Namen der Madagassischen Fieber bekannten Gallenfieber, welche der Insel den Namen europ. Kirchhofs verschafft haben. Die Hochebenen des Innern dagegen sind gesund; hier die Temperatur selten über 23°, und die Berggipfel zeigen Eis. Die Pflanzen- sowie die Thierwelt M.s bilden eine besondere physische Region. Die Vegetation, obschon vielfach der afrikanischen und indischen ähnlich, zeigt sich gleichwol eigenthümlich und im ganzen sehr der Flora der Inseln Réunion und Mauritius verschieden. Besonders in den Küstengegenden der Pflanzenwuchs von wunderbarer Mannichfaltigkeit, und noch finden sich dichte Urwälder. Ungemein reich ist M. an Handelsproducten, Schiffsbauholz, Farbe- und feinen Tischlerhölzern, Gewürz-, Arznei-, Oel-, Balsam- und Gummipflanzen, an Reis (das Hauptnahrungsmittel der Bewohner) und zahlreichen tropischen Nahrungspflanzen, an Taback, Baumwolle u. s. w. Von den eingeführten Gewächsen gedeihen Wein und europ. Südfrüchte, sowie die Kartoffel, der Kaffeebaum. Die ganz eigenthümliche Fauna der Insel zeigt nur in einigen Thieren Verwandtschaft mit der ostindischen. M. besitzt keine Wiederkäuer, Dickhäuter und große Raubthiere. Die Affen sind durch zahlreiche Arten Halbaffen vertreten. In den Wäldern leben wilde Schweine in großer Menge. Es gibt zahlreiche Vögelarten mit dem schönsten Gefieder, Bienen, prachtvolle Schmetterlinge, zahlreiche Krokodile, große, aber wenig giftige Schlangen. Geflügel zieht man überall, sowie eingeführte Schafe, Ziegen und besonders viele Rinder.

Die Bewohner der Insel, die sich selbst Malagasi oder Malagasch nennen, und die die Europäer Madegassen oder Malgaschen gebildet, und deren Zahl auf 2,500,000 geschätzt wird, gehören, obschon sie in viele Stämme zerfallen, doch nur zwei Hauptvölkern an, einer vielfachen Mischungen, nach Mullen sogar nur einem einzigen, einem malaiischen, an der Westseite afrik. Einwanderer aufgepfropft sind. Außerdem gibt es Tausende eingeführter Negersklaven. Abgesehen von eingewanderten Arabern und Suahelis wohnt auf der Ostseite und im Innern ein oliven- zum Theil ziemlich hellfarbiges, schöngebildetes Volk, mit schlichtem oder krausem Haar, den Malaien nahe verwandt; auf der ganzen Westseite ein schwarzes, viel kräftigeres Volk, unter dem Namen der Sakalawas zusammengefaßt, etwa 300,000 mit Wollhaar, aber nicht mit dem Negertypus der Mozambiquer, sondern vom Kaffercharakter. Die schmale Hochebene zwischen der Ostküste und dem östlichsten Terrassenrande nehmen die Betsimisáraka (etwa 100,000) ein. Jener hellere Theil der Bevölkerung, vorherrschende auf der Insel, zeigt sich civilisirter als der dunkle, aber auch schlau, streitsüchtig und habgierig. Alle Bewohner M.s sprechen dieselbe Sprache, das Malgasi, welche zum malaiischen Sprachstamme gehört und zunächst mit dem Tobadialekt des Batta verwandt ist. Die Madegassen sind im ganzen gastfrei, sorglos und rachsüchtig, meist sehr tapfer, freiheitsliebend. Officiell ist bei ihnen das Christenthum eingeführt und das Volk bekennt nominell zum Presbyterianismus. Die Madegassen sind meist Landbauer oder Hirten und Fischer; nur die Howas und ihre Stammverwandten, die Betsiléos, treiben wegen ihres unfruchtbaren Bodens auch technische Industrie und sind ziemlich geschickt in Anfertigung von Gold- und Silberarbeiten, Holz- und Eisenwaaren, Seiden- und Wollgeweben, namentlich von kostbaren Teppichen. Die Ostküste führt Ochsen und Reis nach Mauritius und Seychellen, und Kautschuk, Rindshäute und Kopal nach Europa. Die Westküste verkehrt nach Zanzibar, den Comoren und der Küste Afrikas Reis, Ochsenhäute, Orseille, Schildpatt, Wachs, Eben- und Palissanderholz gegen Baumwollzeuge, grobe Fayencegeschirre, Schießpulver, Steinflinten u. s. w. Die einzelnen Stämme der Madegassen in der Westhälfte der Insel stehen unter der völlig despotischen Herrschaft zahlreicher Häuptlinge. In der Ostküste ist der Stamm der Howas oder Owas (etwa 1,700,000), deren Sprache auch die gebildetste, der bedeutendste, civilisirteste und herrschende; ihnen gehört die schönere und fruchtbarere Hälfte der Insel mit zwei Dritteln der Gesammtbevölkerung. Unabhängig von ihnen sind die Sakalawen (außer den südl. Antimenen und einem Theile der Antibuenis), die Betsileos, die Antandruis, die Baren und die ausgewanderten Antanossen. Von ihrer Hauptstadt dem Lande Ankow, der im Centrum der Insel gelegenen Hochebene, stiegen die Howas nach und herab und vereinigten die übrigen Stämme zu einem Reiche. Die Howas haben M. in 14 22 Provinzen eingetheilt, von denen jede unter einem Oberbefehlshaber steht. Das Heer beträgt etwa 35,000 Mann. Mitten auf dem Plateau liegt in 1460 Mt. Seehöhe, 157 Kilom. von der Ostküste, auf einem 150 Mt. über die 1370 Mt. hohe Ebene emporragenden Hügel die Hauptstadt des Reichs, Tananarivo oder Antananarivo, die Residenz und Grabstätte der Howasbeherrscher, mit 75,000 E., einem großen Residenzpalast und andern Gebäuden der königl. Familie, welche Radama I. im europ. Stil von einem franz. Architekten erbauen

Digitized by Google

ließ. Außerdem ist noch bemerkenswerth der Haupthandelsplatz Tamatave, an der mittlern Ostküste, ein Dorf von etwa 7500 E., mit einigen Consulatsgebäuden. Fianarantsua soll 10,000 E. haben; Foulepoint, Hauptstadt der Betsileoprovinz, hat 4000 E.

Die Insel M., bei den Eingeborenen Nossi-Ndambo (Insel der Wildschweine), von den Arabern Dschesira-el-Komr (Mondinsel) genannt, führt schon Marco Polo im 13. Jahrh. unter dem Namen Magastar oder Madaigascar an; sie wurde aber erst 1505 am Laurentiustage von dem Portugiesen Antão Gonçalves entdeckt und seitdem lange Zeit als St.-Lorenzinsel, von den ältern franz. Ansiedlern auch als Dauphine bezeichnet. Holländer und Engländer machten seitdem vergebliche Versuche, sich daselbst niederzulassen, noch mehr aber die Franzosen. Diese gründeten 1642 unter den Auspicien einer Handelsgesellschaft und der Société d'Orient eine Niederlassung zu St.-Luquez, nahmen 1643 Besitz von der Insel Ste.-Marie und der Antongilbai und errichteten 1644 Stationen zu Fenerife und Mananhar, sowie auf der Halbinsel Tolangara ein Fort. Der Minister Colbert bildete sodann 1664 eine neue Handelsgesellschaft, welche in die Rechte der bisherigen trat, und Ludwig XIV. selbst mit den Prinzen betheiligten sich durch Kapitalien an den Unternehmungen. Seit 1719 erneuerte Frankreich vergeblich seine Ansprüche auf M. Endlich schickte man 1774 den Grafen Benjowsky (s. d.) als Generalgouverneur ab, der an der Antongilbai Louisbourg, sowie sieben Forts zu Foule-Point, Tamatave und andern Punkten erbaute. Durch Verträge mit einheimischen Häuptlingen gewannen die Franzosen 1841 Nossi-Bé und einige benachbarte Eilande, die seitdem als Zufluchtsstätten der dem Joche der Howas sich entziehenden Sakalawas und als Dependenzen der Colonie Mayotte in den Comoren (s. d.) wichtig geworden sind. Der Erfolg einer neuen franz. Expedition war die Gründung der Missionsstation Vali im Lande der Sakalawas (16° südl. Br.), deren Häuptlinge sich 1859 unter den Schutz Frankreichs stellten.

Das Haupthinderniß gegen die Festsetzung der Europäer auf M. war bisher das 1810 von König Radama I. begründete Reich der Howas. Dieser Herrscher wurde zugleich der Civilisator des Volks, errichtete Schulen und schöne Gebäude, ließ auch tüchtige Leute auf der Insel Mauritius, zu London und Paris in den europ. Gewerben, Künsten und Wissenschaften unterrichten. In wenigen Jahren gelang es ihm, eine so starke Armee herzustellen, daß er die Häuptlinge der übrigen Stämme zu Vasallen machen konnte. Dabei lieh er den Anträgen der Engländer auf Abschaffung des Sklavenhandels und der Menschenopfer, sowie auf Einführung des Christenthums ein williges Ohr. Missionare gründeten die Anstalten in Tananarivo, sodaß das Christenthum Wurzel zu fassen anfing. Aber 27. Juli 1828 wurde er von seiner Frau Ranavalune I. vergiftet, die sich, nachdem sie auch die Verwandten Radama's umgebracht, auf den Thron schwang, auf dem sie mit blutigem Despotismus herrschte und alle Keime europ. Civilisation ausrottete, wodurch sie sich immer mehr mit den Engländern und Franzosen verfeindete, sodaß es 1845 zu einem blutigen Conflict zwischen ihren Truppen und den Streitkräften der beiden Nationen kam. Erst nach Ranavalune's Tode (16. Aug. 1861) wurden unter ihrem Sohne und Nachfolger Radama II. die Verhältnisse wieder günstiger für die Europäer. Die Toleranz sowie die Civilisationsbestrebungen des Königs, noch mehr aber verschiedene vom Volke gemisbilligte Maßregeln und Gesetzerlasse brachten jedoch bei der alten Howaspartei und zurückgesetzten Offizieren und Großen den Plan einer Thronumwälzung zur Reife. Radama II. wurde 12. Mai 1863 erdrosselt und seine Witwe Rabodo unter dem Namen Rasu-heri-Mandschaka zur Königin ausgerufen nach Unterzeichnung einer Constitution, durch welche die Krone die Legislative nur in Gemeinschaft mit dem Adel und den Häuptern des Volks übt. Zugleich gewährt dieses Gesetz den Fremden gleichmäßigen Schutz und den eingeborenen Christen wie den Nichtchristen Religionsfreiheit. Am 27. Juni 1865 schloß der brit. Consul Packenham zu Tananarivo einen vortheilhaften Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag ab, in dem die Königin auch die Abschaffung der Giftprobe und die gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels versprach. Sämmtliche Rechte, die der Vertrag den Engländern gewährt, sollen sich auch auf alle andern Nationen erstrecken. Nach dem am 1. April 1868 erfolgten Tode der Königin wurde einer Verwandten derselben, Namens Ramona, die Krone übertragen. Dieselbe nahm als Königin den Namen Ranavaluna II. an und ließ sich von einheimischen christl. Lehrern im christl. Glauben unterrichten; 3. Sept. 1868 fand bereits bei Gelegenheit ihrer Krönung die officielle Anerkennung des Christenthums und 21. Febr. 1869 die Taufe der Herrscherin und eines großen Theils des Adels statt. Seitdem hat das Christenthum auf M. rasche Fortschritte gemacht. Vgl. Ellis, «History of M.» (Lond. 1838); derselbe, «Three visits to M.» (Lond. 1858); Barbier du Bocage, «M., possession française depuis

Digitized by Google

1642» (Par. 1859); Ida Pfeiffer, «Reise nach M.» (2 Bde., Wien 1861); MacLeod, «M. and its people» (Lond. 1865); Mears, «The story of M.» (Philad. 1873); «Südafrika und M.» (3. Aufl., Lpz. 1874); Mullens, «Twelve months in M.» (Lond. 1875), Grandidier, «Histoire physique, naturelle et politique de M.» (Par. 1876 fg.).

Madame und Mademoiselle, s. Dame.

Madeira heißt wegen der Menge des hinabgeschwemmten Holzes der bedeutendste Nebenfluß des Amazonenstroms. Derselbe wird gebildet durch Vereinigung der drei Flüsse Guapay oder Itēnez, Mamoré und Beni, unter denen der Mamoré der längste und wasserreichste ist und daher als eigentlicher Oberlauf des M. gelten muß. Der Mamoré entsteht aus dem Zusammenflusse des Rio Grande (Guapay) und Chaparé, beide bei Cochabamba auf der gleichnamigen Sierra entspringend. Durch wasserreiche Nebenflüsse fortwährend verstärkt, fließt derselbe erst gegen Südwesten, dann gegen Nordwesten und nach dem Verlassen der Cordilleren nach Norden durch die weiten Grasfluren der Mojos-Indianer, bis er unter 11° 55′ südl. Br. mit dem Itenez zusammentrifft. Dieser entspringt in der brasil. Provinz Matto-Grosso am Südabhange der Serra dos Parecis und ist durch seinen linken Nebenfluß fast in Verbindung mit dem Rio de la Plata; denn von dessen Zufluß Agapé trennt ihn eine schmale Landwelle von nur 110 Mt. Meereshöhe. Nach der Vereinigung führt der M. den Namen Itenez bis zur Mündung des Beni (10° 22′ südl. Br.), ersterer an dieser Stelle 820 Mt. breit, letzterer 980 bei einer Tiefe von 20 Mt. Der Rio Beni entspringt auf dem Plateau von La Paz am Westabhange des Illimani und durchbricht als Rio de la Paz die östl. Kette, fast 6000 Mt. unter jenem Gipfel einschneidend, und fließt dann fast durchweg nach Norden, etwa 30 Kilom. oberhalb seiner Mündung den Madre de Dios aufnehmend, welcher auf den Ostabhängen der Anden nördlich vom Titicacasee entspringt und bis in die neuere Zeit für den Oberlauf des Purús gehalten wurde. Der Gesammtstrom heißt nun M. und fließt nach einem weitern Laufe von 1380 Kilom. in den Amazonenstrom, an der Mündung 2700 Mt. breit und mit einem Seitenarme die Insel Tupinambarana umfassend. Die Gesammtlänge des M. und Mamoré beträgt etwa 3200 Kilom., sein Gebiet umfaßt 1,158,000 QKilom.; 90 größere Flüsse gehören dazu; an seiner Mündung fließen in der Secunde 6870 Kbmt. Wasser in den Amazonenstrom. Vgl. Keller-Leuzinger, «Vom Amazonas und M.» (Stuttg. 1874).

Madeira (portug.), Madēra (span.), eine den Portugiesen gehörige westafrik. Insel, 1050 Kilom. südwestlich von Lissabon, mit dem nur 55 Kilom. nordöstlicher gelegenen kleinen Eilande Porto-Santo und den noch kleinern Wüsten Inseln (Ilhas desertas) zusammen auch die Madeiragruppe oder Nördliche Canarien genannt und mit denselben 815 QKilom. groß, wird schon auf der mediceischen Hafenkarte 1351 unter dem Namen Isola di Legname (Holzinsel) aufgeführt, wurde aber erst 1420 von den Portugiesen João Gonçalves Zargo und Tristão Vaz besucht und colonisirt. Den Namen (Madeira, d. i. Holz) veranlaßten die Waldungen, die zu dieser Zeit die Insel bedeckten, jetzt aber längst verschwunden sind. Die durchweg vulkanische Insel bildet ein Längengebirge, welches sich, an den Enden steil aufsteigend, nach der Mitte zu wölbt und im 1910 Mt. hohen Pico-Ruivo culminirt. Durch mächtige Kesselthäler (Currales) wird dasselbe in mehrere Theile getheilt, und außerdem hat das Wasser tiefe Schluchten (Ribeiros) ausgegraben. Mehr als die Hälfte der Insel hat eine absolute Erhebung von 800 Mt. Die Uferränder steigen ringsherum so steil auf, daß man in einer Stunde auf Höhen von 3—500 Mt. gelangt, am gewaltigsten in dem schönen 600 Mt. hohen Cabo Girão. Ebenso steil sinkt der Meeresboden hinab, sodaß die 100 Fadenlinie fast ringsherum nur 1—3 Kilom. vom Ufer entfernt ist. Häfen fehlen gänzlich, und die als Rheden benutzten flachen Buchten müssen bei landeinwärts wehenden schärfern Winden verlassen werden, was aber auf der Südseite nur selten vorkommt. Durch diesen Gebirgscharakter, den Wechsel von Plateauflächen, von hohen, schroffen und durch tiefe Thalschluchten getrennten Felsmassen gewährt M. überall einen höchst mannichfaltigen und wunderbar malerischen Anblick. Der vorherrschend basaltische Boden ist jedoch an zwei Punkten trachytisch und besteht stellenweise aus Trachyttuff, losen Schlacken und vulkanischen, auf tertiärem Kalk ruhenden Tuffen. Ueberaus merkwürdig gestaltete Basaltfelsen bilden besonders die senkrechten Ränder des in der Mitte der Insel gelegenen, 1000—1200 Mt. tief eingeschnittenen schönen Thals Curral das Freiras (d. h. Park der Nonnen). Deutliche Krater und neuere Lavaströme sind selten; doch nimmt man zuweilen Erdbeben wahr. Das Klima ist äußerst mild und gleichmäßig, da die mittlere Jahrestemperatur an der Südküste 16° R. beträgt, der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monat nur 4,8°. Selten steigt die Wärme über 24°, nur ganz ausnahmsweise

Digitized by Google

sinkt sie unter 10°. An der Nordküste ist es kühler, im Winter ist + 5° nicht gerade selten. Auf den höchsten Theilen des Gebirgs fällt im Winter Schnee. Bei der großen Feuchtigkeit der Luft ist M. einer der vorzüglichsten Curorte für Lungenleidende. Eine lästige Erscheinung ist mitunter der Leste, ein trockener, heißer Ostwind aus Afrika. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich und das Haupterzeugniß Wein. Die von der Insel Kreta 1421 hier angepflanzten Reben lieferten früher jährlich 20,000 Pipen oder etwa 95,000 Hektolit. Wein, wovon jedoch kaum die Hälfte ausgeführt wurde. Die bekanntesten Sorten sind der Malmsey oder Malvasier, nur vom ersten Kelterdrucke, und der Dry-Madeira, so genannt, weil er ein Trockenwein, d. h. weder ein Liqueurwein, noch ein Schmalzwein ist; höher als der letztere stehen im Werthe die Sorten Boal und Sercial (zweiter und dritter Kelterdruck); der Dry-Madeira erhält erst seinen Werth als Vino di roda (gereifter Wein), d. h. wenn er die Linie passirt hat. Seit 1840 versiegte der Weinertrag gänzlich durch die Traubenkrankheit; doch hat er sich jetzt wieder gehoben, sodaß 1874 etwa 38,000 Hektolit. ausgeführt wurden. An die Stelle des Weinbaues trat seit 1852 namentlich das Zuckerrohr, auch Mais, Getreide und Bataten. Die erstere Cultur lieferte: 1874 16,400 Ctr. Zucker und 9250 Hektolit. Rum. Daneben gedeihen auf der kühlern Nordseite alle europ. Früchte und Gemüse, auf der Südseite Bananen, Anonen, Ananas und selbst Kaffee. Dattelpalmen werden nur als Zierpflanzen gezogen. Oberhalb der Culturregion finden sich prachtvolle Wälder von Lorber und baumartiger Heide (Erica arborea), unterbrochen von Heidelbeergebüsch (Vaccinium madeirense), Ginster und auf den Hochflächensteppen von Adlerfarrn. Wildlebende Thiere sind das Kaninchen und das Schwein; Rindvieh, Schafe und Pferde hat man aus Europa eingeführt. Die Zahl der Einwohner beträgt (1876) 122,081; es sind meist portug. Abkömmlinge, auch Mulatten, Neger und mehrere hundert angesiedelte Engländer. Die Inselgruppe, deren Verwaltung seit 1836 unmittelbar von der des Königreichs Portugal abhängt, bildet einen eigenen Verwaltungsbezirk mit acht Districten. In M. herrscht das Majoratssystem, nach welchem der Pächter die Hälfte des Ertrags an den Besitzer abzugeben hat. Doch ist es den erstern nach Einführung des Zuckerrohrs gelungen, durch fleißige Ausnutzung des Bodens zu Wohlhabenheit zu gelangen. Der Handel ist meist in den Händen der Engländer; der Werth der Einfuhr belief sich 1874 auf 274,590 Pfd. St., der der Ausfuhr auf 176,990 Pfd. St. Hauptstadt ist Funchal (s. d.). Die nur 10 Kilom. lange Insel Porto-Santo ist hügelig, theils von ähnlicher Beschaffenheit wie M., theils aus Kalk bestehend, baumlos, sehr reich an Rebhühnern und Orseille und zählt 1760 E., welche sich früher ebenfalls meist vom Weinbau nährten. Die drei Wüsten Inseln oder Desertas, im Südosten von M. gelegen, sind unbewohnt. Die weit im Südsüdosten abgelegenen Waldinseln oder Las-Selvages sind nur von wilden Kaninchen bevölkert und liefern gute Orseille. Vgl. Hartung, «Geolog. Beschreibung von M.» (Lpz. 1864); Mittermaier, «M. und seine Bedeutung als Heilungsort» (Heidelb. 1855); Schultze, «Die Insel M.» (Stuttg. 1864).

Maden nennt man die beinlosen Larven der zweiflügeligen Insekten (Dipteren), der Mücken, Fliegen, Schnaken u. s. w., welche meist weichen Leib und zurückziehbaren Kopfring besitzen. Selten können sie springen, wie die M. der Käsefliege. Viele von ihnen werden den Menschen lästig durch Zerstörung nützlicher Pflanzen, wie die M. der Radieschenfliege, der Zwiebelfliege, der Narcissen-Schenkelfliege u. s. w. Andere sind eine große Plage der Hausthiere, wie die M. der Schafbremse, die sich in dem Nasenkanal und in den Stirnhöhlen des Schafs öfters in großer Menge finden; die M. der Rinderbremse, welche in Beulen der Rückenhaut des Rindviehs leben; die M. der Pferdebremse, die sich im Magen des Pferdes aufhalten; die M. der Mastdarmbremse, welche in dem Mastdarme der Pferde angetroffen werden, und andere. Ja in mehrern Gegenden Südamerikas wird selbst der Mensch zuweilen durch die M. der Bremsen geplagt. Die früher berüchtigten Leichenwürmer sind die M. einer Fleischfliege (Sarcophaga mortuorum), welche ihre Eier gern an menschliche Leichname legt, wenn sie in offenen Gewölben beigesetzt werden. Die M. der Schmeißfliege (Musca vomitoria) kriechen in wenigen Stunden aus den auf das Fleisch gelegten Eiern aus.

Madia oder Oelmadie (Madia) ist der Name einer zur Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, gehörenden Gattung amerik. Pflanzen, von der die Früchte ohne Pappus und die äußern derselben zwischen die Hüllblätter des Blütenkorbes gestellt, die Blüten gelb, und zwar die randständigen ziemlich kurz einlippig und die scheibenständigen röhrenförmig sind. Alle sind einjährig, aufrecht, drüsig-zottig behaart und sehr klebrig. Von ihnen wird die ölgebende M. (M. sativa Mol.) in Chile, wo die Pflanze einheimisch ist und Madi oder Melosa genannt wird, häufig als Oelpflanze angebaut. Auch in Europa wurde sie mehrfach

Digitized by Google

als solche empfohlen. Sie wird 1,0 bis 1,7 Mt. hoch, ihre Blätter sind ei-lanzettig, ganz… die Blütenkörbe endständig und auf beblätterten Aestchen gehäuft. Schon seit Anfa… 19. Jahrh. in Deutschland bekannt, ist die M. als Oelgewächs seit 1839 da und dort cul… worden. Die Ergebnisse der Anbauversuche sind jedoch wenig günstig gewesen, sodaß die P… nirgends in die große Cultur getreten ist. Sie verdient nur deshalb einige Beachtung, we… einjährig ist, nicht von Frost und Ungeziefer zu leiden hat, keine großen Ansprüche auf B… güte macht und ein brauchbares Oel liefert. Die Oelkuchen gewähren ein erträgliches … futter, Stroh und Spreu dagegen sind nur als Brennstoff zu verwenden. Eine andere Ar… zierliche M. (M. elegans Don.) aus Californien, wird als Zierpflanze gezogen.

Madison (James), vierter Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1809—… wurde 16. März 1751 in Montpelier, Orange-County, in Virginien geboren und widmete … nach sorgfältiger Vorbildung dem Sachwalterberufe. Schon 1779 wurde er in den Co… gewählt, in welchem er zu den einflußreichsten Mitgliedern gehörte. Nach der Gründu… neuen Verfassung der Vereinigten Staaten, zu welcher er viel beitrug, verband er sich mit e… Patrioten, um durch Flugschriften (später unter dem Titel «The Federalist» gesammel… Volk für das Grundgesetz zu gewinnen. Unter Jefferson's Verwaltung wurde er 1808 St… secretär. Nachdem er im folgenden Jahre Präsident geworden, erklärte er seinen Entschluß … Unabhängigkeit des Vaterlandes fest zu begründen und die Partei der Föderalisten, die … einer Hinneigung zu England beschuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiste … Grundsatzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, solange diese Staaten d… 1807 den Handel der Neutralen störenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. A… franz. Regierung die beschränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbi… mit Frankreich wieder, während die Verhältnisse mit England sich verwickelten, da die brit… gierung weniger nachgiebig sich zeigte und durch Anmaßungen zur See, besonders durch … Wegnahme von Matrosen auf amerik. Schiffen, M.'s ohnehin ungünstige Stimmung g… England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen England, welcher den … blühenden Wohlstand der Vereinigten Staaten außerordentlich störte. Die Fehler, welche me… amerik. Generale begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben, und das Misvergnügen … ihn äußerte sich besonders bei den Föderalisten. Indeß wurde M. nach Ablauf seiner e… Amtsperiode dennoch wieder gewählt. Er bewährte sich in diesem kritischen Zeitpunkte, … sonders bei der schmählichen Verbrennung der Bundesstadt Washington durch die Engl… mit männlichem Muthe. Nach dem Abzuge der Feinde versammelte er den Congreß, er… die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede und ergriff so kräftige Maßregeln, da… Amerikaner in kurzer Zeit ein Uebergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Ca… und durch die Tapferkeit der amerik. Seemacht, erhielten. Die Folge war, daß der 24. … 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wiederherst… Hierauf bemühte sich M. mit Erfolg, den Wohlstand der Vereinigten Staaten zu heben. … 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte; drei Tage nachher legte er seine S… nieder. Er starb auf seinem Landsitze Montpelier in Virginien 28. Juni 1836. Sein N… folger war James Monroe (s. d.). Auf Veranlassung des Congresses hat Gilpin «The Madi… Papers» (3 Bde., Boston 1840), eine Reihe polit. und staatswirthschaftlicher Schriften … herausgegeben. Vgl. Rives, «History of the life and times of James M.» (3 Bde., … 1859—69); derselbe, «Letters and other writings of James M.» (4 Bde., Philad. 18…

Mädler (Joh. Heinr. von), verdienter Astronom, geb. 29. Mai 1794 zu Berlin, wid… sich dem Lehrfache und nahm 1817—28 theil an der Leitung des städtischen Schull… seminars. Daneben studirte er seit 1822 auf der Universität Naturwissenschaften, insbeson… Astronomie, und erhielt 1830 eine Anstellung als Lehrer am neuerrichteten königl. Lehrersem… zu Berlin. Seit 1828 stellte er mit Wilhelm Beer (s. d.) Beobachtungen auf der von le… bei Berlin errichteten Sternwarte an, als deren erste Frucht Zeichnungen der Oberfläche … Mars während dessen Opposition (1830) erschienen. Von besonderer Bedeutung für … Himmelskunde war die von M. gezeichnete große Mondkarte (4 Blatt, Berl. 1834—36), … die ihr zur Erläuterung dienende «Allgemeine Selenographie» (2 Bde., Berl. 1837). B… darauf erschien von M. eine Generalkarte des Mondes (1837) sowie eine kurzgefaßte … schreibung desselben. Inzwischen beschäftigten ihn Beobachtungen und Bahnberechnungen mehr… Doppelsterne, der beiden nächsten Trabanten des Saturn sowie der Sonnen- und Mondfi… nisse. Im Sommer 1833 besorgte er auf der Insel Rügen die Zeitbestimmungen für die … Chronometer-Expedition in der Ostsee. Nachdem M. 1836 eine Stellung als Gehülfe an …

Digitized by Google

neuerbauten Sternwarte zu Berlin erhalten, ward er 1837 zum Professor ernannt, und folgte 1840 einem Rufe als Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat. Im J. 1858 zum Wirkl. Staatsrath ernannt, nahm er infolge eines Augenübels 1865 seine Entlassung und kehrte nach Deutschland zurück, lebte kurze Zeit in Göttingen, darauf in Wiesbaden, dann in Bonn und seit 1870 in Hannover, wo er 14. März 1874 starb. Von M.'s Schriften sind, außer den bereits genannten und den «Beobachtungen auf der Sternwarte zu Dorpat» (Bd. 9—16, Dorp. 1842—66), zu nennen: «Populäre Astronomie» (Berl. 1841; 6. Aufl. 1866), «Leitfaden zur mathem. und allgemeinen physik. Geographie» (Stuttg. 1844), «Fragments sur les corps célestes du système solaire» (Par. 1841), «Beiträge zur Fixsternkunde» (Harlem 1855), eine gekrönte Preisschrift; «Der Fixsternhimmel» (Lpz. 1858), «Ueber totale Sonnenfinsternisse» (Jena 1861). In den Schriften: «Die Centralsonne» (1. u. 2. Aufl., Dorp. 1846), «Untersuchungen über das Fixsternsystem» (2 Bde., Mitau 1847—48) und «Die Eigenbewegungen der Fixsterne» (Dorp. 1854), legte M. seine Forschungen über den Fixsterncomplex und dessen Centralpunkt nieder. Seine letzten wissenschaftlichen Publicationen sind: «Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde» (Berl. 1870) und «Geschichte der Himmelskunde» (2 Bde., Braunschw. 1872—73).

Madonna (ital.), d. h. meine Herrin, wird vorzugsweise nur die Jungfrau Maria genannt, und zwar auch außerhalb Italien, insofern dieselbe Gegenstand der bildenden Kunst ist. Die urchristl. Kunst kennt keine Darstellung der Mutter Christi. Erst seitdem dieselbe im 5. Jahrh. als Mutter Gottes anerkannt ward, treten in der Katakombenmalerei vereinzelte Marienbilder auf. Das Antlitz der Mutter ist meist völlig oval und von mildem Ausdruck; ein Schleier bedeckt ihr Haar. Ursprünglich waren die Gesichtszüge der Jungfrau, einer Tradition zufolge, nach welcher Christus in allem seiner Mutter ähnlich gewesen, den ältern Christusbildern entlehnt. Auch das Kind ist fast immer völlig bekleidet. Mit Cimabue tritt die Ausbildung der Madonnenbilder in ein zweites Stadium. Alle großen Meister der spätern nordischen und ital. Kunst haben die M. zu einem Hauptgegenstand ihrer Darstellungen gemacht und sich in den verschiedensten Auffassungsweisen bewegt. Am tiefsinnigsten und herrlichsten faßte sie Rafael auf, in dessen Madonnenbildern bald mehr die liebende Mutter, bald das Ideal weiblicher Schönheit vorherrscht, bis er in der M. des heil. Sixtus die höchste Darstellung der Königin der Heiligen erreichte. Von symbolischen Darstellungen kommt am häufigsten vor Maria mit einem weiten Mantel, dem Mantel der Liebe, unter welchen sie die Gläubigen nimmt. Dann wird sie auch auf dem Halbmonde oder der Erdkugel stehend gebildet nach Offenb. Joh. 12. In dieser Weise finden sich besonders viele Statuen in kath. Kirchen. Die Darstellung der M. mit ihrem todten Sohn im Schoße heißt eine Pietà; andere hervorragende Auffassungen aus dem Marienmythus sind in der Kunst: Mariä Himmelfahrt (Meisterwerk Tizian's in der Akademie zu Venedig), Unbefleckte Empfängniß (Bild Murillo's im Louvre), sowie der besonders von altdeutschen Meistern gern behandelte Gegenstand: der Tod Maria's, Mariä Heimsuchung.

Madras, eine Präsidentschaft des Indo-Britischen Reichs unter einem Gouverneur mit einem administrativen und legislativen Rathe zur Seite, umfaßt den südl. Theil der vorderind. Halbinsel mit den Küstenländern Malabar und Südkanara nebst den Lakediven im Westen und der ganzen Ostküste (Koromandel) bis 20° 18′ nördl. Br., im ganzen 382,758 QKilom. mit (1871) 34,507,604 E., worunter elf Zwölftel Hindu, der Rest Mohammedaner. Die Präsidentschaft M. besteht aus 21 den Briten direct unterworfenen Districten und den Vasallenstaaten Cochin, Travancore und Pudukota, deren Areal 24,529 QKilom. und deren Einwohnerzahl 3,226,427 beträgt. Das unmittelbare Gebiet besteht geographisch und historisch aus den alten Provinzen Karnatik, den Nördlichen Cirkars, Balaghat, Salem, Seringapatam, Coimbatore, Malabar und (Süd-)Kanara. — Die Hauptstadt M., unter 13° 5′ nördl. Br. und 80° 21′ östl. L. (von Greenwich), auf der Küste Koromandel am Bengalischen Meerbusen in flacher, sandiger Gegend gelegen, ist Sitz der Regierung für die Präsidentschaft, eines höchsten Gerichtshofs, eines anglikan. Bischofs und eines röm.-apostolischen Vicars, sowie auch Münzstätte und ein bedeutender Handelsplatz und erstreckt sich gegen 15 Kilom. weit längs des Meers hin. Im allgemeinen trägt die Stadt einen bunten orient. Charakter, indem Pagoden, Moscheen, Kapellen, Kirchen und Bethäuser, palastartige Gebäude, Waarenspeicher, Häuser mit platten Dächern zwischen Bäumen und Gärten gemischt liegen. Sie besteht aus dem Fort St.-George (eine kleine Stadt für sich), der sog. Schwarzen Stadt und acht Vorstädten, die ausgedehnte Ortschaften bilden. Im Norden wird das Fort von der Schwarzen Stadt durch eine breite, von einem Steindamme geschützte Esplanade geschieden, welche nur 15 Ctmt. über der Spring-

Digitized by Google

fluthöhe liegt und den 1844 erbauten neuen Leuchtthurm trägt. Die Schwarze Stadt ist durch drei breite, von Süden gegen Norden laufende Straßen in vier Abschnitte getheilt, hat ein gutes Ansehen und enthält die hauptsächlichsten europ. Läden. Längs dem Strande stehen in gleichlaufenden Linien öffentliche Gebäude, der höchste Gerichtshof, das Zollhaus, die Admiralität, daneben ungeheuere Waarenspeicher und Kaufmannsgewölbe. Andere hervortretende Gebäude sind die Waisenhäuser für Soldatenkinder, das Gefängniß, die Münze, das allgemeine Krankenhaus, die Medicinalschule, die röm.-kath. Kathedrale, die Missions- und die Dreifaltigkeitskapelle, die armen. Kirche und das Museum. Daran schließt sich ein Labyrinth enger, krummer Gassen mit Lehmhäusern. Gutes Brunnenwasser wird täglich in ein Bassin auf der Esplanade und ins Fort geleitet. Im Norden der Schwarzen Stadt zieht sich am Strande Royapuram hin, von Fischern und Schiffsleuten bewohnt, im Westen liegt Vepery nebst Pursewakum mit der schönen schott. St.-Andreaskirche und der St.-Andreasbrücke über den Kûm (Coom). Jenseit dieses Flusses liegt Tschintadrapettah, westlicher liegen die volkreichen Vorstädte Pudupettah und Egmore. Südlich vom Fort St.-George (jenseit des Kûm) zieht sich längs dem Strande Triplicane hin, mit den Governments-Gardens und dem großen Governments-House, daneben der Tschipâk-Garten, die Residenz des pensionirten Nabobs von Karnatik. Westlich von Triplicane befindet sich die Vorstadt Royapetta mit der schönen St.-Georgskirche. Etwa 5 Kilom. südlich vom Fort liegt, hart am Strande, Sanct-Thomas oder Meliapur (Mailapur), weitläufig gebaut, aber sauber, zum Theil von Mischlingsnachkommen ehemals (seit 1547) hier angesiedelter Portugiesen bewohnt. Es ist dies der Hauptsitz der Thomaschristen (s. Nestorianer), das Calamina der Legende. Der isolirte und befestigte St.-Thomasberg, mit einem brit. Militärcantonnement, ist der Wallfahrtsort für eine Menge syr. Christen, die aus Persien, Syrien und Armenien nach der heiligen Stätte pilgern, wo der Apostel Thomas den Märtyrertod erlitten haben soll. Die Bevölkerung betrug (1871) 397,552 Seelen, worunter 308,611 Hindu, 50,964 Mohammedaner, 3613 Europäer, 12,013 Eurasier (s. d.), 21,441 eingeborene Christen und 910 Parsi und andere fremde Asiaten. Alle christl. Kirchengemeinschaften treiben hier ihr Bekehrungswerk. Außer der Medicinalschule für Heranbildung eingeborener Aerzte hat die Stadt eine Polytechnische Schule, eine Sternwarte, seit 1812 ein Collegium für ind. Sprachen, eine Abtheilung der Asiatischen Gesellschaft und mehrere andere gelehrte Genossenschaften, ein 1851 gegründetes Centralmuseum mit zoolog. Garten, einen botan. Garten, Buchdruckereien und verschiedene wohlthätige Anstalten und Vereine. Industrie und Handel sind minder bedeutend als zu Anfang des 19. Jahrh., wo M. das «Manchester des Orients» genannt ward. Die früher blühende Baumwollfabrikation ist durch die Ueberlegenheit der englischen sehr gesunken, obschon die Weberei von Musselinen, weißen, blauen und rothen Madrastüchern zu Turbanen noch von Bedeutung. Auch gibt es Fabriken für Indigo, Zucker, Opium, ansehnliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Großartig ist die Glasfabrikation, die namentlich viele Gegenstände zum Putz für die Hindufrauen liefert. Neben europ. und amerik. Handelshäusern bestehen Banken und Assecuranzen, während M. durch die Schiffe der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, der Messageries Françaises und der British India Steam Navigation Company nicht nur mit allen übrigen indischen, sondern auch allen andern asiat. Küstenorten, sowie mit Australien, Europa, Afrika und Amerika verbunden ist. Durch den nördlichen, sich an die Great Indian Peninsular-Eisenbahn anschließenden Zweig der Madras-Eisenbahn steht M. mit der ganzen übrigen Halbinsel in Verbindung. M. ist ein Hauptsitz des ind. Perlen- und Edelsteinhandels, überhaupt der Mittelpunkt des Handels auf der ganzen Ostküste der vorderind. Halbinsel. Dennoch hat der Platz keinen Hafen und keinen Schutz für die Schiffe. Der flache Verlauf der Küste und die starke Brandung nöthigen die Schiffe, in der Entfernung von 11 Kilom. auf offener und schwerbewegter Rhede mit ungünstigem Grunde zu ankern. Die Einfuhr hatte 1873 einen Werth von 3,894,058, die Ausfuhr von 6,460,646 Pfd. St. M. ist die erste feste Niederlassung der Engländer in Ostindien. Der Rajah von Bisnagor gestattete ihnen 1639, hier ein Fort zu bauen, das den Namen St.-George erhielt und um welches bald die Stadt entstand. Die dortige Agentschaft der Ostindischen Compagnie wurde 1653 zum Range einer Präsidentschaft erhoben, und gegen Ende des 17. Jahrh. zählte die Ansiedelung schon 300,000 E. Seitdem stand M. still, während sich Kalkutta hob; aber in der neuesten Zeit dehnte es dafür seine Herrschaft um so weiter aus. Am 21. Sept. 1746 capitulirte M. an die Franzosen unter Labourdonnaye, gelangte aber im Aachener Frieden wieder an England zurück. Im J. 1767 vom Sultan Hyder-Ali überfallen, wurde es vom General Smith entsetzt.

Am 23. Febr. 1768 ward daſelbſt ein Frieden mit dem Subah von Dekan und 3. April 1769 mit Hyder-Ali ein Frieden in deſſen Lager am St.-Thomasberge abgeſchloſſen. Vgl. Wheeler, «M. in the olden time» (3 Bde., Madras 1861—62).

Madrazo (Don José de), ſpan. Maler, geb. 22. April 1781 in Santander, bildete ſich für die Kunſt zu Madrid bei Gregorio Ferro, ſodann zu Paris bei David und zuletzt in Rom. Dann von Karl IV. zum königl. Kammermaler ernannt, machte er ſich in der Hiſtorienmalerei und im Porträtfache einen angeſehenen Namen und wurde 1818 zu Madrid Director der Akademie von San-Fernando. Um die franz. Steindruckereien kennen zu lernen, ging er 1825 nach Paris. Nach ſeiner Rückkehr erſchienen in der von ihm errichteten lithographiſchen Anſtalt zu Madrid die «Coleccion lithographica de cuadros del Rey de España» (3 Bde., Madr. 1826). Er ſtarb 8. Mai 1859. — Sein Sohn, Don Federico M., geb. 12. Febr. 1815 zu Rom, machte ſeine Studien unter des Vaters Leitung und in Paris bei Winterhalter, wurde dann zu Madrid Hofmaler und erwarb ſich vorzüglich als Porträtiſt einen Namen.

Madrid, die Haupt- und Reſidenzſtadt Spaniens, Hauptort der gleichnamigen Provinz in Neucaſtilien, am linken Ufer des Manzanares, über welchen acht große ſteinerne Brücken führen, liegt in einer öden Hochebene auf einer Menge Hügel, 655 Mt. über der Meeresfläche, faſt im Mittelpunkte des Reichs und bildet ein unregelmäßiges Viereck. Obgleich die größte und bevölkertſte Stadt Spaniens, wird ſie doch dem Range nach nicht als Ciudad (Stadt), ſondern als Villa betrachtet. Sie hat über 600 Straßen, 76 Plätze, 25 Promenaden und zählt nach der neueſten Zählung 468,188 E. Der ältere Theil der Stadt hat niedrige Häuſer und enge, krumme Gaſſen, der neuere, bei weitem größere, iſt in gutem Geſchmack, hat ſchöne, hohe, jedoch etwas einförmige Häuſer und breite, gerade, gutgepflaſterte Straßen, unter denen die von Alcalá oder Carrera de San-Geronimo, Atocha und Fuencarral ſich beſonders auszeichnen. Von den vielen öffentlichen Plätzen iſt vor allem zu nennen: die Plaza de Oriente mit der Statue Philipp's IV., in einem größern Abſtande umgeben von 44 Statuen ſpan. Könige, die Plaza Mayor, um welche ſich ſehr hohe Häuſer erheben, deren unterer Stock, unter Arcaden, zu Läden benutzt wird und in deſſen Mitte ein Garten ſich befindet. Hier finden zuweilen Stiergefechte ſtatt. Die Puerta del Sol, die den Mittelpunkt der Stadt bildet und der Sammelplatz der geſchäftloſen Welt iſt, dabei aber auch während der Mittagsſtunde den Stockjobbers zu einer Art von Vorbörſe dient, iſt früh und ſpät der belebteſte Punkt von ganz M. Auf dem Cortes-Platze befindet ſich die Statue des Cervantes, auf dem Murillo-Platze die des Murillo. Schöne öffentliche Spaziergänge ſind der Prado, Recoletos, Caſtellana, der Park von M. oder Buen-Retiro. Dieſelben gewähren bei dem gewöhnlich ſchönen Wetter und heitern Himmel M.s faſt täglich einen glänzenden, den Ausländer beſonders überraſchenden Anblick. Unter den 93 Kirchen und Kapellen, die weder durch Größe noch durch beſondere Schönheit auffallen, aber reich ſind an Meiſterwerken berühmter ſpan., ital. und niederländ. Maler, verdienen Erwähnung: die der Schutzheiligen von M., der Virgen de la Paloma, geweihte Kirche, die von Philipp IV. gegründete prächtige St.-Iſidorskapelle mit Gemälden von Tizian und Mengs, die Kirche der Saleſerinnen, die Kirche von Atocha, in welcher letztern die dem Feinde in Kriegen abgenommenen Fahnen in glänzenden Reihen aufgehängt ſind. Das ſeit dem Brande von 1734 neu aufgeführte königl. Reſidenzſchloß, auf einer Anhöhe der Weſtſeite der Stadt, iſt unſtreitig das vorzüglichſte der öffentlichen Gebäude M.s; es bildet ein regelmäßiges Viereck, 150 Mt. lang, ebenſo breit und 30 Mt. hoch, mit plattem Dache, im Innern aufs koſtbarſte, namentlich auch mit herrlichen Malereien von Mengs, Tizian, Murillo u. a. bis zur Ueberladung ausgeſchmückt. Andere erwähnenswerthe öffentliche Gebäude ſind die Paläſte des Senats, des Congreſſes und das Handelsminiſterium und namentlich das Kriegsminiſterium. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehören die Nationalbibliothek mit 315,000 Bänden (worunter 1700 Incunabeln), 30,000 Manuſcripten und einer Medaillenſammlung von 120,000 Stück, die Bibliothek zu San-Iſidro, die Univerſitätsbibliothek, die des naturwiſſenſchaftlichen Muſeums; das Muſeo del Prado oder das königl. Muſeum, welches eine der reichſten und vorzüglichſten Gemäldeſammlungen der Welt enthält; die Armeria, eine reichhaltige Waffenſammlung; das archäol. Muſeum, berühmt wegen ſeiner Vaſen- und Münzſammlung; das königl. Naturaliencabinet, welches ſehr reichhaltig, beſonders an inländiſchen Mineralien iſt; die Sternwarte; der botan. und zoolog. Garten und die Bibliotheken und Kunſtſammlungen der Herzoge von Oſuna, Medina-Celi u. a. An Unterrichtsanſtalten beſitzt M. die Central-Univerſität, das Inſtitut von San-Iſidro, die ebenfalls zur Univerſität gehörenden beſondern Facultäts-Hochſchulen der Heilkunde und der Pharmacie, eine Hochſchule der Muſik, eine Ingenieurſchule, eine Bergbau-

schule, ein industrielles Institut, eine Thierarzneischule, eine Architekturschule u. s. w. Hinzukommen acht königl. Akademien, unter welchen letztern die der schönen Künste von St.-Fernando, die der Rechtsgelehrsamkeit, der span. Sprache, der Geschichte, der exacten Wissenschaften und der Medicin besonders hervorragen; ferner das Ateneo cientifico y literario, das Ateneo mercantil, mehrere wissenschaftliche Vereine für Anthropologie, Naturwissenschaften, Geographie u. s. w. Außerdem hat M. 18 Hospitäler sowie 15 Asyle und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Unter den 18 Theatern nimmt das königl. Opernhaus den ersten Rang ein. Sonst sind noch zu erwähnen das neue, 1874 eröffnete Amphitheater für Stiergefechte, welches 12,000 Personen faßt, eine große und eine kleinere Wasserleitung, die das Wasser nach der Stadt und in die zahlreichen Brunnen leiten. Neuerdings haben mehrere Stadtviertel bedeutend gewonnen, neue Straßen, besonders neben der Puerta del Sol, sind eröffnet sowie außerhalb der Stadt neue Anbaue, wie Argüelles, Pozos, Salamanca und Peñuelas, entstanden, sodaß M. gegenwärtig von 11 Vorstädten umgeben ist. Eisenbahnhöfe, Lustgärten u. s. w. haben ebenfalls dazu beigetragen, die öde Umgegend zu beleben und zu verschönern. Industrie und Handel sind mit denen anderer großen Städte Europas nicht zu vergleichen. Den Handel unterstützen die Eisenbahnen nach Irun (Nordbahn), Saragossa und Alicante. Neben der Bank von Spanien mit einem Kapital von 400 Mill. Realen, welche die einzige Emissionsbank ist, bestehen noch verschiedene Credit- und Versicherungsgesellschaften, eine Hypothekenbank, die 1874 errichtete Börse mit dem Handelsgericht, Fabriken für Taback, Teppiche, Papier, Silberwaaren, Leder u. s. w. Es erscheinen in M. 30 polit. Zeitungen, unter denen die «Correspondencia de España» und der «Imparcial» die verbreitetsten sind, 10 Revuen, namentlich die «Revista de España», vier illustrirte Zeitschriften, darunter die «Illustracion española y americana». Die Einwohner der span. Hauptstadt ergeben sich dem Luxus und den Belustigungen außerhalb des Hauses und finden ihr größtes Vergnügen an Stiergefechten, demnächst am Theater, an Kaffeehäusern, Bällen u. s. w. Das Leben in M. ist theuerer als in andern Hauptstädten Europas. In der traurigen Umgegend liegen einige königl. Lust- und Jagdschlösser, namentlich die Casa de Campo, mit schönem Park, El-Pardo, mit Eichenwald und Thiergarten, Villa-Viciosa, wo Ferdinand VI. 1759 starb, La Moncloa; ferner die Besitzung des Herzogs von Osuna El Capricho, die Villa Vista Alegre und die der Gräfin von Montijo.

M. ist seit Philipp's II. Zeiten (1561) die Residenz der Könige von Spanien, welche sie abwechselnd hier und auf den Sitios Aranjuez, Escorial und San-Ildefonso aufhielten, und wurde durch eine Menge Verträge und Friedensschlüsse, insbesondere durch die zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich 1526, zwischen Spanien und Venedig 1617 und zwischen Portugal und Spanien 1800 historisch merkwürdig. In dem Spanischen Erbfolgekriege huldigte es der franz. Partei, und in dem Freiheitskriege gegen Frankreich gab es durch den Volksaufstand 2. Mai 1808 gegen Murat, wobei 1500 Bürger das Leben verloren, das Zeichen zur allgemeinen Empörung. Die polit. Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten und Christinos, sowie die Berufung der allgemeinen Cortes 1834 nach der Hauptstadt regten zwar auch hier den Parteigeist auf, doch hielt sie sich fortdauernd auf der Seite der Königin. Eine 18. Jan. 1835 von dem größten Theile des 2. leichten Infanterieregiments unter Anführung des Lieutenants José Cardero unternommene Militärrevolution, wobei der Generalkapitän von Neucastilien, General Canterac, ermordet wurde, scheiterte ebenso wie der vom General Leon 1842 gemachte Versuch, die unmündige Königin Isabella zu entführen. Dagegen nahm M. 1843 mit großem Eifer für Espartero Partei und ergab sich erst, als dessen Sache völlig verloren war. Die Februarstürme des J. 1848 fanden auch in M. ihren Widerhall, doch wurden zwei Aufstände, die 26. März und 7. Mai das Volk gegen die Regierung versuchte, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, von Narvaez niedergeworfen. Die im Juli 1854 von General O'Donnell geleitete Revolution führte nach zweitägigem siegreichen Kampfe zur Zurückberufung Espartero's. Ein Aufstand, den die Bürgermiliz zu Gunsten des letztern 14. Juli 1856 unternahm, wurde 15. und 16. Juli durch O'Donnell unterdrückt. Dasselbe Schicksal hatten auch die Revolutionen vom Jan. und Juni 1866. Im J. 1868 schloß sich M. der gegen die Königin Isabella gerichteten Empörung an; am 27. Dec. 1870 wurde in der Stadt der Ministerpräsident Prim das Opfer eines Attentats; am 2. Jan. 1871 hielt der König Amadeus seinen Einzug in M., das er 12. Febr. 1873 wieder verließ, und 14. Jan. 1875 trat hier König Alfons XII. ein. (S. Spanien.) Vgl. Mesonero Romanos, «El antiguo M.» (Madr. 1861); Amador de los Rios, «Historia de la villa y corte de M.» (4 Bde., Madr. 1861–64); Fernandez de los Rios, «Guia de M.» (Madr. 1876).

Madrigal ist eine jener lyrischen Dichtformen, die ihren Reiz vornehmlich in der Musik der Sprache, in der melodischen Schönheit kunstvoller Reimverschlingungen suchen. Es ist eine Nebenart des Sonetts, meist aus drei-, ja vierzeiligen Absätzen bestehend. Der Ursprung der Form liegt bei den Italienern, von dort ging sie zu den Spaniern und Franzosen; auch in den german. Sprachen, besonders in der Dichtung der deutschen Romantiker, Rückert's und Platen's, ist sie nachgeahmt. Es liegt in der Künstlichkeit des Reimspiels, daß das M. nicht Ausdruck tiefinnersten Gefühlslebens ist, sondern nur beschaulicher Betrachtung und geistvollen Witzes.

Madura (sanskrit. Mathura, bei den Alten Modura), die Hauptstadt eines gleichnamigen Districts in der indobrit. Präsidentschaft Madras, am Flusse Waiga gelegen, Sitz einer kath. und einer prot. Mission, hat gegenwärtig breite und reinliche Straßen, große Marktplätze, zum Theil zweistöckige Häuser, die einen angenehmen und wohlthätigen Eindruck machen, und zählt (1871) 51,987 E., die bedeutenden Baumwollhandel treiben. Einst war M. Hauptstadt eines mächtigen Königreichs (s. Karnatik) sowie Mittelpunkt südind. Gelehrsamkeit und übte vor dem Eindringen des Islam, sieben Jahrhunderte hindurch, großen Einfluß auf die Hindu. Noch sind die großartigen Trümmer des alten Königspalastes vorhanden und ein besonders heiliger Tempel des Siwa. Unter seinen Rasthäusern für Pilger zeichnet sich besonders eine Prachthalle aus, von grauem Granit, 106 Mt. lang und 42 Mt. breit. Das Dach derselben wird von sechs Reihen Säulen getragen, die mit Bildhauerarbeiten geschmückt sind. — Ueber die niederländ. Insel M. im Indischen Archipel s. Java.

Madvig (Joh. Nikolai), einer der ausgezeichnetsten Philologen der Gegenwart, zugleich bekannt als dän. Staatsmann, geb. 7. Aug. 1804 zu Svaneke auf Bornholm, besuchte seit 1817 die gelehrte Schule zu Frederiksborg und bezog 1820 die Universität zu Kopenhagen, wo er sich philol. Studien widmete. Er wurde daselbst 1826 Docent, 1828 nach Thorlacius' Tode Lector und 1829 Professor der lat. Sprache und Literatur. Schon seine ersten Schriften, wie «De Asconii Pediani commentariis in Ciceronis orationes» (Kopenh. 1826), «Emendationes in Ciceronis libros philosophicos» (Kopenh. 1826) und «Epistola critica ad Orellium de orationibus Verrinis» (Kopenh. 1828), fanden auch bei den Gelehrten des Auslandes, namentlich Deutschlands, ungetheilten Beifall und erwarben ihrem Verfasser den Ruf eines Kritikers von ebenso eminentem Scharfsinn wie gründlichem Wissen. Besonders widmete er den Schriften Cicero's seine Aufmerksamkeit. Die allgemeinste Anerkennung fanden seine kritischen Ausgaben von Cicero's Schrift «De finibus bonorum et malorum» (Kopenh. 1839; 3. Aufl. 1876) und von dessen «Cato maior et Laelius» (Kopenh. 1835); auch gab er zwölf ausgewählte Reden desselben (Kopenh. 1830; 4. Aufl. 1858) für den Schulgebrauch heraus. Außerdem veröffentlichte er noch kritische und exegetische Arbeiten über Lucrez, Livius und Juvenal. Später wandte M. seine Studien besonders dem Livius zu und begann die Veröffentlichung einer neuen Recension dieses Geschichtschreibers (Kopenh. 1861 fg.). Kurz vorher hatte er einen Band «Emendationes Livianae» (Kopenh. 1860; 2. Aufl. 1876) erscheinen lassen. In mehrern seiner akademischen Gelegenheitsschriften, die er selbst in «Opuscula academica» (Bd. 1 u. 2, Kopenh. 1834—42) in verbesserter Gestalt zusammenstellte, behandelte er gründlich und scharfsinnig Gegenstände aus der Geschichte und den Antiquitäten der Römer. Ueberhaupt nehmen unter seinen kleinern Arbeiten manche, wie z. B. «Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums» (1840), «Von dem Wesen, der Entwickelung und dem Leben der Sprache» (1842), «Om sprogenes Forhold og Stilling i Culturudviklingen» (1843), «Ueber den gelehrten Schulunterricht», «Ueber die Grundbegriffe der alten Metrik» u. s. w., einen hohen Rang ein und begründen zum Theil neue Standpunkte. Ganz vorzüglich gilt letzteres von M.'s «Latinsk Sproglaere til Skolebrug» (Kopenh. 1841; 3. Aufl. 1852), die er auch in deutscher Bearbeitung (Braunschw. 1844; 4. Aufl. 1868) herausgab, sowie der «Graesk Ordföiningslaere» (Kopenh. 1846; 2. Aufl. 1857; deutsche Bearbeitung, Braunschw. 1847). Von den neuern philol. Arbeiten M.'s sind zu nennen seine «Adversaria critica ad scriptores graecos et latinos» (2 Bde., Kopenh. 1871—73). Seine «Kleinen philol. Schriften» hat M. selbst deutsch bearbeitet (Lpz. 1875). Wie sich M. durch seine wissenschaftlichen Arbeiten den Ruf eines der genialsten Philologen und Kritiker der Neuzeit erwarb, so machte er sich zugleich durch seine Thätigkeit für Reform des höhern Unterrichtswesens in Dänemark als ein Mann von klarem Blick bekannt. Im Oct. 1848 trat M. in den dän. Reichstag, in dem er sich dem Centrum anschloß und als entschiedener, doch besonnener Eiderdäne bewies. Eine einflußreichere polit. Stellung gewann er, als er im Nov. 1848 bei der Bildung des Ministeriums das Portefeuille des Cultus übernahm. Als im Juli 1851 ein neues Ministerium ans Ruder gelangte, behielt

Digitized by Google

er seine Function, bis er im December ausschied und die Stellung eines Unterrichtsinspec- antrat. Seit 1854 übte M. sowol als Mitglied des Reichsraths als auch des Reichsta einen großen Einfluß auf die Gestaltung der dän. Verhältnisse. Später wurde M. wieder Pr fessor der classischen Philologie bei der Universität zu Kopenhagen. Am 7. Aug. 1874 wur ihm in seinem Geburtsort Svaneke auf Bornholm ein Denkmal (bronzene Büste) gesetzt.

Maerlant (Jak.), der einflußreichste niederländ. Dichter des 13. Jahrh., von Geburt ei Bläming, lebte längere Zeit in Holland; in seine Heimat zurückgekehrt, starb er um 1300 Damm bei Brügge. Er war aus bürgerlichem Stande und besaß bei nüchternem Verstand und erstaunlichem Fleiße eine ausgedehnte Gelehrsamkeit. Seine frühesten Gedichte, der nur Bruchstücken erhaltene «Trojanische Krieg», nach dem Französischen des Bénoît de Sainte-Maur und der 1246 abgefaßte «Alexander» (Bd. 1, Brüss. 1860), nach dem Lateinischen des Gu terus de Castellione, stehen zwar dem Stoffe nach noch ganz in dem Kreise der ritterlichen Epi aber sie zeigen bereits eine beständige Einmischung einer wenngleich noch unbeholfenen histo Kritik und ein Vorwiegen des lehrhaften Elements. Später wandte M. sich so gänzlich v diesen Stoffen ab, daß er sie als unziemlich verwarf und nur historisch glaubhafte bibliſch geistliche oder weltliche Erzählungen und rein didaktische Darstellungen empfahl, von denen selbst sehr umfängliche Muster aufstellte. Der große Beifall, welchen diese Richtung und Thätig keit bei dem eben aufblühenden, zwar kräftigen, aber mit nüchternem Sinne auf das Praktisch gerichteten Bürgerthume fand, trug viel bei zum beschleunigten Untergange der bereits ab sterbenden ritterlichen Sagendichtung. Zu den Gedichten aus M.'s zweiter Periode gehören ein «Leben des heil. Franciscus» nach dem Lateinischen des Bonaventura (herausg. von Tide man, Leid. 1848), die «Heimelijkheid der heimelijkheden», nach dem bekannten lat., fälsch lich den Namen des Aristoteles tragenden Buche «Secreta secretorum» (herausg. von Cl riſſe, Dordr. 1838); verschiedene strophische, zum Theil geistliche Gedichte, unter denen sich auszeichnet ein Gespräch in drei Büchern zwischen Jakob, dem Dichter, und seinem Freunde Martin über den Lauf der Welt und verschiedene wichtige Fragen, nach seinem Anfange «Wa pene Martijn» genannt (Antw. 1496; herausg. von Verwijs, Leid. 1857); sodann «Van den lande van overzee», in 19 Strophen, ein Aufruf, die Fortschritte der Sarazenen im Heiligen Lande zu hemmen (gedruckt im 2. Thle. von van Wyn's «Huiszittend leven»). Im J. 1270 vollendete M. eine «Rymbybel» (herausg. von David, 2 Bde., Brüss. 1858—60), deren Altes Testament der «Historia scholastica» des Petrus Comestor folgt, während das Neue Testament eine synoptische Darstellung der Evangelien enthält. In seinem «Bestiaris» oder «Der naturen bloeme» (herausg. von Bormans, Brüss. 1857), einer gereimten, vom Men schen anhebenden und mit den Metallen schließenden Naturgeschichte in 13 Büchern, folgte er dem «Liber de rerum natura» des Thomas Cantipratensis. Endlich begann M. 1283 sein umfänglichstes und in keiner Handschrift vollständig erhaltenes Werk, den «Spieghel historiael» (herausg. von de Vries u. Verwijs für die Maatschappij der nederlandsche letterkunde, Bd. 1—3, Leid. 1857—59), eine gereimte Weltchronik nach dem «Speculum historiale» des Vincentius Bellovacensis, wovon er die erste und dritte, wie auch theilweise die vierte Abtheilung vollendete. Fortgesetzt ward die zweite Abtheilung durch Utenbroeke (herausg. von Ferd. van Hellwald für die Maatschappij der nederlandsche letterkunde, Leid. 1875—77). Die vierte Abtheilung wurde fortgesetzt unter demselben Namen in acht Büchern durch den brabanti Priester Lodewijk van Velthem (schlechte Gesammtausgabe durch Le Long, Amsterd. 1717; sorg same Separatausg. des 3. Buchs durch Jonckbloet, Haag 1840). Wol mit Unrecht wird dem M. zugeschrieben eine gereimte Bearbeitung der sehr verbreiteten Geschichte von dem Stamme der aus einem Zweige des im Paradiese gepflanzten Lebensbaums erwachsen war und das Hol zum Kreuze Christi hergab (herausg. von Tideman in den «Werken uitgegeben door de ver eeniging ter bevordering der oude nederlandsche letterkunde», Leid. 1844).

Verzeichniß
der im neunten Bande enthaltenen Artikel.

K.

(Artikel, die man unter K vermißt, sind unter C aufzusuchen.)

Karlowitz. 1. — Karlsbad. 1.
Karlsbader Beschlüsse. 2.
Karlsburg. 3. — Karlshafen. 3.
Karlskrona. 3.
Karlsruhe (Stadt; Bezirk). 3.
Karlsschule. 4. — Karlstad. 4.
Karlstadt (Stadt). 4.
Karlstadt (Andr. Rud.). 4.
Karmarsch (Karl). 5.
Karmel. 5. — Karmeliter. 5.
Karmin. 6.
Karnak und Luksor. 6.
Karnatik. 6.
Karneades. 7.
Karneol. 8. — Karnies. 8.
Kärnten. 8.
Karolin. 9.
Karoline Amalie Elisabeth (Königin von England). 10.
Karoline Marie (Königin beider Sicilien). 10.
Karoline Mathilde (Königin von Dänemark). 10.
Karolinger. 11.
Karpaten. 12.
Karpatho, s. Skarpanto.
Karpfen. 14.
Karpinski (Franciszek). 15.
Karpokrates. 15.
Karr (Jean Baptiste Alphonse). 15.
Karrak, s. Kerak.
Karratschi. 16.
Kars. 17.
Karschin (Anna Luise). 17.
Karst. 18.
Karsten (Familie). 18.
Kartätsche. 20. — Kartäuser. 20.
Karten, s. Landkarten. — Karten u. Kartenspiele, s. Spielkarten.
Karthago. 21.
Karthaune. 23.
Kartoffel. 23.
Kartoffelkäfer, s. Coloradokäfer.
Kartoffelzucker. 24.
Karve, s. Kümmel.
Karyatiden. 24.
Kasaken, s. Kosaken.
Kasán (Gouvernement; Stadt). 25.
Kasanlik. 25.
Kasbek. 26. — Käsch. 26.
Kaschau. 26. — Kaschelot. 26.
Kaschgar. 27.
Kaschmir (Staat; Prov.; Stadt). 27.
Käse. 28.
Kasematten. 30.
Käsepappel, s. Malve.
Kaserne. 30.
Käsestoff, s. Caseïn.
Kasimir (Wollzeug). 30.
Kasimir (poln. Fürsten und Könige). 30.
Kasmark. 31. — Kasperl. 31.
Kaspisches Meer. 31.
Kassandra. 33.
Kasse. 33.
Kassel (Regierungsbezirk). 33.
Kassel (Stadt). 33.
Kassenanweisungen, s. Papiergeld.
Kassiopeia. 34.
Kassr-el-Kebir. 34.
Kassuben. 35. — Kastalia. 35.
Kastanien. 35.
Kasten. 36.
Kästner (Abrah. Gotthelf). 36.
Kastor und Pollux, s. Dioskuren.
Kastriota (Georg), s. Skanderbeg.
Kasuar. 37. — Kat. 37.
Katachrese. 37. — Katafalk. 37.
Katakaustische Linie, s. Brennlinie.
Katakomben. 37.
Katalekten. 38.
Katalepsie, s. Starrsucht.
Katalexis. 38. — Katalog. 38.
Kataplasma. 39.
Katapulte. 39.
Katarakt. 39. — Katarrh. 39.
Kataster. 40. — Katastrophe. 40.
Katechetik. 40.
Katechismus. 41.
Katechumenen. 43.
Kategorien. 43.
Kategorisch. 44. — Katharer. 44.
Katharina (Heilige). 44.
Katharina I. und II. (Kaiserinnen von Rußland). 45.
Katharina von Medici. 47.
Katheder. 48.
Kathedersocialisten. 48.
Kathedrale. 48.
Katheten. 48. — Katheter. 48.
Katholicismus. 48.
Katholische Briefe. 52.
Katholische Majestät. 52.
Katkow (Mich. Nikiphor.). 52.
Katoptrik. 53.
Katte (Geschlecht). 53.
Kattegat. 53. — Katten. 53.
Kattowitz (Stadt; Kreis). 54.
Kattun. 54. — Katwijk. 54.
Katzbach. 54.
Kätzchen (botanisch). 55.
Katze. 55.
Katzenelnbogen. 56.
Katzenmusik, s. Charivari.
Katzenpfötchen, s. Gnaphalium.
Kaub. 56. — Kauer (Ferd.). 56.
Kauf. 56.
Kaufbeuren. 57.
Kauffahrer. 58.
Kaufmann (Angelika). 58.
Kaufmann (Konstantin von). 58.
Kaufungen (Kunz von), s. Prinzenraub.
Kaufvertrag, s. Kauf.
Kaukasische Bergvölker. 58.
Kaukasische Rasse, s. Mensch.
Kaukasische Statthalterschaft. 59.
Kaukasus. 59.
Kaulbach (Wilh. von; Friedr.; Fritz Aug.). 61.
Kaulbarsch. 63.
Kaulquappen, s. Batrachier.
Kaunitz (Wenzel Ant., Fürst v.). 63.
Kauri. 64. — Kaustik. 64.
Kauterien. 64. — Kautschuk. 64.
Kavanagh (Julia). 66.
Kazike. 67.
Kazinczy (Franz). 67.
Kean (Edm.; Charles John). 67.
Kecskemét. 68. — Kegel. 68.
Kegelspiel. 68.
Kehdingen. 68. — Kehl. 68.
Kehle. 69.
Kehren (Jos.). 71. — Keil. 71.
Keilschrift. 71.
Keim (botanisch). 73.
Keim (Theod.). 73.
Keiser (Reinhard). 74.
Keith (George Earl Marischal). 74.
Keith (Jak.). 74.
Keith (G. Elph., Viscount). 75.
Kekulé (Friedr. Aug.). 75.
Kelât. 75.
Kelch (botanisch). 75.
Kelch (im Cultus). 76.
Kelheim. 76.
Keller (im Bauwesen). 76.
Keller (Adelb. von). 77.
Keller (Friedr. Ludw. von). 77.
Keller (Gottfr.). 78.
Keller (Joh. Balth.; Joh. Jak.). 78.
Keller (Jos.). 78.
Kellerhals, s. Daphne.
Kellermann (Franç. Christophe; Franç. Etienne von). 79.
Kellgren (Joh. Henrik). 79.
Keltern. 79.
Kemble (Charles; Maria Therese; Frances Anne). 80.

Kemble (John Mitchell). 80.
Kemble (John Philip). 80.
Kemény (Sigmund, Baron). 81.
Kempelen (Wolfgang von). 81.
Kempen (Kreisſtadt; Kreis). 81.
Kempten. 82.
Kenilworth, ſ. Warwick.
Kenotaph. 82. — Kenſington. 82.
Kent (Grafſchaft). 82.
Kent (Grafen und Herzoge v.). 83.
Kent (William). 84.
Kentucky. 84.
Keos. 85. — Kephiſſus. 85.
Kepler (Joh.). 85.
Kerak. 86.
Kératry (Emile, Graf de; Auguſte Hilarion de). 87.
Kerbel, ſ. Anthriscus.
Keren. 87.
Kerfe, ſ. Inſekten.
Kerguelen Tremarec (Yves Joſeph de). 87.
Kerl (Georg Heinr. Bruno). 88.
Kerman, ſ. Kirman.
Kermes. 88.
Kermesbeere. 89.
Kern (Heinr.). 89.
Kern (Jak. Konr.). 89.
Kernbeißer. 90.
Kerner (A. Juſt.; Theob.). 90.
Kernobſt. 91. — Kerria. 91.
Kerry. 91.
Kertſch. 92.
Kervyn de Lettenhove (Joſ. Bruno Maria Konſtant.). 92.
Keſanlik, ſ. Kaſanlik.
Keſſel (Geräth). 92.
Keſſel (Jan v., der Aelt.; Jan v., der Jüng.; Theod. v.). 93.
Keſſelsdorf (Schlacht). 93.
Kette. 93.
Ketteler (W. Em., Freih. v.). 93.
Kettenbruch. 95.
Kettenbrücken. 95.
Kettenlinie. 96.
Kettenrechnung. 96.
Kettenſchleppſchifffahrt. 96.
Kettenſchluß, ſ. Sorites.
Ketzer. 97.
Keuchhuſten. 98.
Keudell (Rob. von; Rudolf von; Otto von). 99.
Keuper. 99.
Keuſchbaum. 100.
Keuſchberg. 100. — Kew. 100.
Keyſer (Henr. de; Theod. de). 100.
Keyſer (Nicaiſe de). 100.
Khalif. 101.
Khan. 105. — Khaſia. 105.
Khedive. 105.
Khevenhüller (Geſchlecht). 106.
Khiwa (Khanat; Stadt). 106.
Khleſl (Melchior). 107.
Khodawendkjar. 107.
Khokand (Khanat; Stadt). 107.
Khoraſan. 108. — Khotan. 108.
Kiachta. 109. — Kibitka. 109.
Kibitz. 109.
Kichererbſe, ſ. Cicer.
Kidderminſter. 109.
Kidron. 109.
Kiefer (Knochen). 110.
Kiefer (Baum). 110.
Kiel (des Schiffs). 112.
Kiel (Stadt; Kreis). 112.
Kielmansegg (Geſchlecht). 113.
Kiemen. 113.
Kienöl, ſ. Terpentin.
Kienruß. 114.
Kiepert (Heinr.; Richard). 114.
Kieſel. 114.
Kieſer (Dietrich Georg). 115.
Kieſerit. 116.
Kieſewetter (Rafael Georg). 116.
Kiew (Gouvernem.; Stadt). 116.
Kikelhahn, ſ. Ilmenau.
Kildare (Grafſchaft; Stadt). 117.
Kilian (der Heilige). 118.
Kilimandſcharo. 118.
Kilkenny (Grafſch.; Stadt). 118.
Killarney, ſ. Kerry.
Kilo. 118.
Kilogrammometer. 119.
Kiltgang. 119.
Kimberley (John Wodehouſe, Graf). 119.
Kimchi (Familie). 119.
Kimmerier. 119.
Kinburn. 120.
Kincardine. 120.
Kind, Kindheit, Kinderkrankheiten. 120.
Kind (Joh. Friedr.; Roswitha). 122.
Kind (Karl Theod.). 122.
Kindbettfieber. 122.
Kinderarbeit. 123.
Kinderbewahranſtalten, Kleinkinderſchulen. 123.
Kindergärten. 124.
Kinderkrankheiten, ſ. Kind.
Kindesmord. 124.
Kindspech, ſ. Fötus.
Kinglake (Alex. William). 125.
King's bench. 125.
King's-County. 125.
Kingsley (Charles; Henry). 125.
Kingſton upon Hull, ſ. Hull.
Kingſton upon Thames. 126.
Kingſton (in Canada). 126.
Kingſton (auf Jamaica; Stadt im Staate Neuyork). 127.
Kingſton (Elizabeth Chudleigh, Herzogin von). 127.
Kingstown. 128.
Kinkel (J. G.; Johanna). 128.
Kinn. 129. — Kino. 129.
Kinroß (Grafſchaft; Stadt). 129.
Kinsky (Geſchlecht). 130.
Kinzig. 130. — Kiosk. 130.
Kipper und Wipper. 130.
Kiptſchak (Volk; Khanat). 131.
Kirchbach (H. Ew. v.). 131.
Kirche. 132.
Kirchenärar, ſ. Kirchenfabrik.
Kirchenbann. 136.
Kirchenbücher. 137.
Kirchenbuße. 138.
Kirchenfabrik. 139.
Kirchengeräthe. 139.
Kirchengeſang. 139.
Kirchengeſchichte. 139.
Kirchengewalt. 141.
Kirchengut. 143.
Kirchenjahr. 144.
Kirchenlied. 144.
Kirchenmuſik. 146.
Kirchenrath. 147.
Kirchenraub. 147.
Kirchenrecht. 147.
Kirchenregiment, ſ. Kirchengewalt.
Kirchenſlawiſch. 148.
Kirchenſtaat. 148.
Kirchenſtrafen. 153.
Kirchenväter. 153.
Kirchenverfaſſung. 154.
Kirchenverſammlung, ſ. Concilium.
Kirchenviſitation. 155.
Kirchenvogt. 155.
Kirchenvorſtand, ſ. Kirchenverfaſſung.
Kirchenzucht. 155.
Kircher (Athanaſius). 155.
Kirchgang. 156.
Kirchhoff (Guſt. Rob.). 156.
Kirchhoff (Joh. W. Ad.). 156.
Kirchmann (Jul. von). 157.
Kirchweihe. 157.
Kirgiſen. 158.
Kirkcudbright (Grafſchaft; Stadt). 159.
Kirmân (Provinz; Stadt). 159.
Kirmânſchâh. 159.
Kirnberger (Joh. Phil.). 160.
Kirſchen. 160.
Kirſchlorber. 161.
Kiſchinew. 161.
Kisfaludy (Alex.; Karl). 161.
Kiſil-Irmak. 162.
Kiß (Aug.). 162.
Kiſſelew (P., Graf; Nik.). 163.
Kiſſingen. 163.
Kithäron. 165. — Kitt. 165.
Kitts (Saint-), ſ. Chriſtoph (Sanct-).
Kitzbühel. 165. — Kitzel. 165.
Kitzingen. 166. — Kiu-kiang. 166.
Kiwi-Kiwi, ſ. Apteryx.
Kjökken-Mödding. 166.
Kjöprülü. 167.
Klabautermann. 167.
Kladno. 167. — Klafter. 167.
Klage. 167.
Klagenfurt. 168.
Klamm. 169. — Klangfarbe. 169.
Klangfiguren. 169.
Klanggeſchlecht. 170.
Klapka (Georg). 170.
Klapperſchlange. 171.
Klaproth (Mart. Heinr.). 171.
Klaproth (Heinr. Jul.). 171.
Klären. 172. — Klariren. 172.
Klatſchroſe, ſ. Mohn.
Klattau. 172. — Klaue. 172.
Klauſe. 173.
Klauſenburg. 173.
Klausthal, ſ. Clausthal.
Klavier, ſ. Pianoforte.
Klazomenä. 173.

Digitized by Google

Kleanthes. 173. — Kleber. 173.
Kleber (Jean Baptiste). 174.
Klee. 174.
Kleie. 175.
Klein (Bernh.). 176.
Klein (Joh. Adam). 176.
Klein (Jul. Leop.). 176.
Kleinasien. 177.
Kleingewerbe, s. Gewerbe.
Kleinkinderschulen, s. Kinderbewahranstalten.
Kleinmeister. 177.
Kleinpolen, s. Großpolen.
Kleinrußland. 177.
Kleist (Ewald Christian von). 178.
Kleist (Heinr. Bernt W. v.). 178.
Kleist von Nollendorf (Friedr. Heinr. Ferd. Emil, Graf). 179.
Kleist-Retzow (Hans H. v.). 180.
Kleister. 180.
Kleist'sche Flasche. 180.
Klek. 181.
Klemm (Friedr. Gust.). 181.
Klengel (Joh. Christian; August Alexander). 181.
Klenze (Leo von). 182.
Kleobis und Biton. 182.
Kleomenes (Könige in Sparta). 183.
Kleon. 183.
Kleopatra. 184.
Klephten, s. Armatolen.
Klerus. 185.
Klette. 186.
Klettenberg (Susanne Katharine von). 186.
Klettervögel. 186.
Kleve (Stadt; Kreis). 186.
Kliefoth (Th. Fr. Dethlef). 187.
Klima. 187.
Klimakterische Jahre. 189.
Klimatische Curorte. 189.
Klimatologie. 191.
Klimax, s. Gradation.
Klingemann (E. Aug. Fr.). 191.
Klingenthal. 192.
Klinger (Fr. Maximil. v.). 192.
Klinik. 192.
Klinker. 193.
Klinkerfues (Ernst Fr. W.). 193.
Klinschor. 193. — Klio. 193.
Klippdachse. 193. — Klippen. 193.
Klipperschiffe. 193.
Klippfisch. 194. — Kloaken 194.
Klöden (Karl Friedr. von; Gustav Adolf von). 194.
Klopfgeister, s. Tischrücken und Geisterklopfen.
Klopp (Onno). 195.
Klöppeln. 195.
Klopstock (Friedr. Gottlieb). 195.
Kloß (Joh. G. Burckh. Fr.). 197.
Klöster. 197.
Kloster-Bergen. 200.
Klostergelübde. 200.
Klosterneuburg. 200.
Klosters. 201.
Klosterschulen. 201.
Klotho. 202.
Klotz (Christian Adolf). 202.
Klotz (Reinhold). 202.
Klüber (Joh. Ludw.). 203.
Klugheit. 203.
Klumpfuß. 203.
Klüpfel (Karl Aug.). 204.
Klüverbaum. 204.
Klystier. 204.
Klytämnestra. 205.
Knabl (Jos.). 205.
Knall. 205. — Knallgas. 205.
Knallgold. 206.
Knallkugeln. 207.
Knapp (Alb.). 207.
Knapp (Georg Christian). 207.
Knapp (Ludw. Fr.; G. Fr.). 208.
Knapp (Ernst Mart. Chr. L.). 208.
Knappe. 208.
Knappschaften. 208.
Knauf, s. Kapitäl.
Knaus (Ludw.). 209.
Knebel (Karl Ludw. von). 209.
Knees, s. Knjäs.
Kneller (Gottfr.). 210.
Knesebeck (Karl Friedr., Freiherr von dem). 210.
Kniaziewicz (Karól). 210.
Kniaznin (Franc. Dyon.). 211.
Knidos. 211. — Knie. 211.
Kniebis. 212.
Kniehebel. 213.
Knieholzkiefer, s. Kiefer.
Knies (Karl). 213.
Knigge (Adolf Friedr. Franz Ludw., Freiherr von). 213.
Knight (Ritter). 214.
Knight (Charles). 214.
Kniphausen (Herrschaft.) 214.
Knipperdolling (Bernh.). 215.
Knittelverse. 215. — Knjäs. 215.
Knjaschnin (Jak. Borissow.). 215.
Knobelsdorff (Hans Georg Wenzeslaus, Freiherr von). 216.
Knoblauch. 216.
Knöchel. 216. — Knochen. 216.
Knochenbrüche. 218.
Knochenfische. 219.
Knochenfraß. 219.
Knochenkohle, s. Beinschwarz.
Knochenmehl. 220.
Knoppern, s. Galläpfel.
Knorpel. 220.
Knorpelfische. 220.
Knospe. 221. — Knoten. 221.
Knöterich. 222.
Knowles (James Sheridan). 222.
Knownothings. 222.
Knox (John). 223.
Knut. 224. — Knute. 224.
Kobalt. 224. — Kobdo. 224.
Kobell (Familie). 225.
Kobell (Franz, Ritter von). 225.
Koberstein (Karl Aug.). 226.
Kobi, s. Gobi.
Koblenz (Stadt; Reg.-Bez.). 227.
Kobolde. 227.
Koburg (Stadt; Herzogth.). 227.
Koburger (Anthoni). 228.
Koch (Christian Friedr.). 228.
Koch (Christoph Wilh. von). 229.
Koch (Gottfr. Heinr.). 229.
Koch (Jos. Anton). 229.
Koch (Karl). 230.
Koch (Siegfr. Gotthelf). 230.
Koch (Wilh. Daniel Jos.). 231.
Kochanowski (Gebrüder). 231.
Kochelsee. 231.
Kochem (Stadt; Kreis). 231.
Kochen. 232. — Kochkunst. 232.
Köchlin (Familie). 233.
Köchly (Herm. Aug. Th.). 234.
Kock (Charles Paul de; Henri de). 234.
Kocytus. 235. — Kodros. 235.
Koekoek (Familie). 235.
Köflach. 235. — Kohelet. 235.
Kohl, Kohlrabi, Kohlrübe, s. Brassica.
Kohl (Joh. Georg). 236.
Kohle (Carbo). 236.
Kohlenbergwerke, s. Steinkohlen.
Kohlenbrennerei, s. Verkohlung.
Kohlenoxydgasvergiftung. 238.
Kohlensäure. 239.
Kohlfurt (Dorf; Bahnhof). 240.
Kohlhase (Hans). 240.
Kohlrausch (Heinr. Fr. Th.). 241.
Kokan, s. Khokand.
Kokkelskörner. 241.
Kola (Flecken; Halbinsel). 242.
Kolbe (Adolf Wilh. Herm.). 242.
Kolbe (Karl Wilh., Künstler). 242.
Kolbe (Karl Wilh., Maler). 243.
Kolberg (Stadt). 243.
Kolchis. 244.
Kölcsey (Franz). 244.
Koldewey (Karl). 244.
Kolding. 244.
Kolettis (Joannis). 245.
Kolibri. 245.
Kolik. 246.
Kollár (Joh.). 246.
Koller. 247.
Kölliker (Rud. Alb.). 247.
Kollin. 247.
Kolmar, s. Colmar.
Köln (Erzstift). 248.
Köln (Stadt; Reg.-Bezirk). 249.
Kölner Dom. 251.
Kölnische Mark, s. Mark. — Kölnisches Wasser, s. Eau de Cologne.
Kolokotronis (Familie). 253.
Kolomea. 253. — Kolomna. 253.
Kolon. 254.
Kolontaj (Hugo). 254.
Kolophon. 254.
Kolophonium. 254.
Koloß. 254.
Kolossä. 255.
Kolowrat (Geschlecht). 256.
Koluren. 256. — Koluthos. 256.
Kolywan. 256.
Kolzow (Alexei Wassiljew.). 256.
Kombabos. 257.
Kometen. 257. — Komisch. 261.
Komnenen (Familie). 261.
Komödie, s. Lustspiel.
Komorn (Comitat; Stadt). 262.
Komos. 262. — Komotau. 262.
Konak. 263. — Konchoïde. 263.

Kong-fu-tse, s. Confucius.
Kongsberg. 263.
Konia. 263.
König (Titel). 263.
König (Familie). 264.
König (Gottlob). 264.
Koenig (Heinr. Jos.). 264.
König (Otto). 265.
Könige (Bücher der). 265.
Könige (die heiligen drei), s. Drei Könige.
Königgrätz. 266.
Königinhof. 267.
Königinhofer Handschrift. 267.
Königsberg (in Ostpreuß., Stadt; Regierungsbezirk). 268.
Königsberg (in der Neumark, Stadt; Kreis). 269.
Königshofen (J. Twing. v.). 269.
Königshütte. 270.
Königskerze, s. Verbascum.
Königsmark (Maria Aurora, Gräfin; Phil. Christoph von). 270.
Königssee. 271.
Königsstuhl. 271.
Königstein (Festung; Stadt). 271.
Königswart. 272.
Königswasser. 272.
Konon. 272.
Konrad I. (König der Deutschen). 272.
Konrad II. (König der Deutschen). 273.
Konrad III. (König der Deutschen). 274.
Konrad IV. (röm. König). 275.
Konrad der Große (Markgraf von Meißen). 275.
Konrad von Marburg. 275.
Konrad von Würzburg. 275.
Konradin (Herzog von Schwaben). 276.
Konstantin der Große (röm. Kaiser). 276.
Konstantin, s. Byzantin. Reich.
Konstantin Pawlowitsch (Großfürst von Rußland). 278.
Konstantin Nikolajewitsch (Großfürst von Rußland). 278.
Konstantine (Stadt; Dep.). 279.
Konstantinopel. 279.
Konstanz (Stadt; Bisthum; Landescommissariatsbezirk). 282.
Kopaïs. 283.
Kopaivabalsam. 283.
Kopal. 283.
Kopeke. 284.
Kopenhagen. 284.
Kopernikus (Nikolaus). 286.
Kopf. 287.
Kopfgrind. 288.
Kopfschmerz. 288.
Kopfsteuer. 288.
Kopisch (Aug.). 289.
Kopitar (Bartholomäus). 289.
Köpnick. 289.
Kopp (Herm.). 289.
Kopparbergs-Län, s. Dalekarlien.
Koppe (Joh. Gottlieb). 290.
Koppelwirthschaft. 290.
Köppen (Friedr.). 290.
Köppen (Peter von). 291.
Koprolithen. 291.
Kopten. 292. — Korah. 292.
Koraïs (Adamantios). 293.
Korallen. 293.
Koran. 294. — Korcyra. 294.
Kordofân. 294.
Korea. 295.
Korfu (Insel; Stadt). 296.
Koriander, s. Coriandrum.
Korinna. 297. — Korinth. 297.
Korinthen. 298.
Korinthisches Erz. 298.
Korjäken. 298. — Kork. 298.
Korn. 299.
Kornblume, s. Centaurea.
Korneliuskirschenbaum, s. Cornus.
Körner (Chr. G.; Marie). 299.
Körner (K. Theod.; Emma). 300.
Körnerwirthschaft, s. Betriebssysteme.
Kornrade, s. Agrostemma.
Kornthal. 301.
Kornwurm. 301.
Koromandel. 302.
Koronea. 302. — Körper. 302.
Körperverletzung. 302.
Korsakow (Alexander Michailowitsch Rimskoi-). 304.
Korsar. 304.
Körte (Wilh.). 304.
Kortum (Karl Arnold). 304.
Kortüm (Joh. Fr. Christ.). 305.
Korvei. 305.
Korybanten. 306.
Koryphäen. 306.
Kos. 306. — Kosaken. 306.
Kosciuszko (Tadeusz). 307.
Kosegarten (Ludw. Theobul). 308.
Kosegarten (Joh. G. Ludw.). 308.
Kosel (Stadt; Kreis). 308.
Kösen. 308.
Köslin (Stadt; Regierungsbezirk; Kreis). 309.
Koslów. 309. — Kosmas. 309.
Kosmetik. 309.
Kosmogonie und Kosmologie, s. Kosmos.
Kosmopolitismus. 309.
Kosmorama, s. Panorama.
Kosmos. 310.
Kossak (Karl Ludw. Ernst). 312.
Kossuth (Ludw.). 312.
Köstlin (Christian Reinhold; Josephine). 313.
Köstlin (Jul.). 314.
Köstlin (Karl Reinhold). 314.
Kostnitz und Kostnitzer Concil, s. Konstanz.
Kostomárow (Nik. Iwan.). 314.
Kostromá (Gouvern.; Stadt). 314.
Köthen. 315.
Kothurn. 315.
Kotopaxi, s. Cotopaxi.
Kottbus (Stadt; Kreis). 315.
Kotyledonen. 315.
Kotzebue (Aug. Fr. Ferd. v.). 316.
Kotzebue (Otto von; Paul Graf von; Alexander von). 317.
Kowno (Gouvern.; Stadt). 3[illegible]
Krabben. 319.
Krafft (Peter; Joseph). 319.
Kraft (physiologisch). 320.
Kraft (Adam). 321.
Kraftmaß, s. Dynamometer.
Kragstein, s. Console.
Kragujewatz. 321.
Krähe. 321.
Krähenaugen, s. Brechnuß.
Krahn. 321.
Krähwinkel. 322. — Krain. 3[illegible]
Krajova. 323.
Krakau (Stadt; Republik; Großherzogthum). 323.
Krakusen. 325.
Kralup. 325. — Kramer. 3[illegible]
Krammetsvogel. 326.
Krämpeln. 326. — Krampf. 3[illegible]
Krampfader. 327.
Kranich. 328.
Krankenhäuser. 328.
Krankenheil, s. Tölz.
Krankenkassen. 329.
Krankenpflege. 329.
Krankheit. 330.
Krapp. 333.
Krasicki (Ignaz). 333.
Krasinski (Grafen). 334.
Krasis. 334.
Krasnoe-Selo. 334.
Krasnojarsk. 334.
Krasnowodsk. 334.
Krasnyj. 334. — Krassé. 3[illegible]
Kraszewski (Jos. Ignaz). 3[illegible]
Kraszna. 335. — Krater. 3[illegible]
Krates. 336. — Kratinos. 3[illegible]
Krätze. 336.
Kraus (Christian Jak.). 3[illegible]
Krause (Karl Christ. Fr.). 3[illegible]
Krauseminze. 337.
Krauseneck (Wilh. von). 337.
Kraut. 338.
Kreatin, s. Fleisch.
Krebs (medicinisch). 338.
Krebse. 339.
Krefeld (Stadt; Landkreis). 3[illegible]
Krehl (Christ. Lud. Ehrenfr.). 3[illegible]
Kreide. 341.
Kreil (Karl). 341.
Kreis (geometrisch). 341.
Kreis (geographisch). 342.
Kreislauf des Blutes. 342.
Kreisordnung. 344.
Kreitmayer (Aloys Wigulä[illegible] Freiherr von). 344.
Kreling (Aug.). 345.
Krementschug. 345.
Krementz (Phil.) 345.
Kremer (Alfr. von). 345.
Kreml. 346. — Kremnitz. 3[illegible]
Krems. 347. — Kremsier. 3[illegible]
Kremsmünster. 347.
Kreon. 347. — Kreosot. 347.
Krepp, s. Flor.
Kresse. 348. — Kreta. 348.
Krethi und Plethi. 349.
Kretinen. 349.
Kretschmann (Karl Friedr.). 3[illegible]
Krënsa. 350. — Kreuth. 3[illegible]

Digitized by Google

reutz (Comitat; Stadt). 351.
reutzer (Konradin). 351.
reutzer (Rud.; Jean Nicolas Auguſte). 351.
reuz. 352.
reuzblütler, ſ. Cruciferen.
reuzdorn, ſ. Rhamnus.
reuzen. 353.
reuzer (Scheidemünze). 353.
reuzeserfindung. 354.
reuzgang. 354.
reuzherren. 354.
reuzlingen. 354.
reuznach (Stadt; Kreis). 354.
reuzotter, ſ. Vipern.
reuzſchnabel. 355.
reuzſpinne. 355.
reuzung. 355.
reuzzüge. 356.
reyßig (Friedr.). 358.
riebelkrankheit. 358.
rieg. 359.
riegsbereitſchaft, ſ. Mobiliſirung.
riegsgefangene. 361.
riegsmaſchinen. 361.
riegsrecht. 361.
riegsſchiff, ſ. Marine.
riegsſchulen, ſ. Militär.
riemhild. 363. — Krim. 363.
riml. 364. — Krippen. 364.
riſchna. 364.
riſis. 365. — Kriſſa. 365.
riterium. 365.
ritias. 366.
riticismus. 366. — Kritik. 366.
roaten. 367.
roatien. 367.
rodo. 369. — Krokodile. 369.
ronach. 370.
ronborg, ſ. Helſingör.
rone (Attribut). 370.
rone (Münze). 371.
rones (Thereſe). 372.
ronglas, ſ. Crownglas.
ronoberge-Län. 372.
ronos, ſ. Saturnus.
ronſtadt (in Siebenbürgen). 372.
ronſtadt (in Rußland). 373.
ronſyndicus, ſ. Syndicus.
rönung. 373. — Kropf. 373.
roſſen (Stadt; Kreis). 374.
röſus. 374.
röten. 375.
rotoſchin (Stadt; Mediat-Fürſtenthum; Kreis). 375.
rüdener (Juliane von). 376.
rug (Wilh. Traugott). 376.
rüger (Franz). 377.
rukowiecki (Joh., Graf). 377.
rummacher (Fr. Adolf; Gottfr. Daniel; Friedr. Wilh.). 377.
rummſtab. 378.
rümper. 378.
rupp (Alfred). 378.
ruſchewatz. 379.
ruſe (Fr. K. H.; Karſten). 379.
ruſe (Heinr.). 380.
ruſenſtern (Adam Joh. von; Paul von). 380.
ruſtenthiere. 381.
Krylow (Iwan Andrej.). 381.
Krynica. 382.
Kryolith. 382.
Kryophor. 382. — Krypta. 382.
Kryptocalviniſten 382.
Kryptogamen. 383.
Kryſtalle. 383.
Kryſtalliſation. 384.
Kteſias. 385.
Kteſibius. 385.
Kteſiphon (Stadt). 385.
Kteſiphon (Staatsmann). 385.
Kuangtung. 385.
Kuban. 387.
Kübeck (Freiherren von). 387.
Kubus. 388.
Küchenlatein. 388.
Küchenſchelle, ſ. Pulſatille.
Kücken (Friedr. Wilh.). 388.
Kuen-lün. 388.
Kuff. 389.
Kufiſche Münzen. 389.
Kufiſche Schrift. 389.
Kufſtein. 389. — Kugel. 389.
Kügelgen (Gerhard von; Karl Ferdinand von). 390.
Kugelſpritze, ſ. Mitrailleuſe.
Kugler (Franz Theod.). 390.
Kuh (Moſes Ephraim). 391.
Kuhbaum, ſ. Galactodendron.
Kuhblume, ſ. Caltha.
Kühlapparate. 391.
Kühlende Mittel. 391.
Kuhn (Adalb.; E. W. Ad.) 392.
Kuhn, (Franz, Freiherr von Kuhnenfeld). 392.
Kühn (Familie). 393.
Kühne (Ferd. Guſtav). 393.
Kühner (Rafael). 394.
Kuhpocke. 394.
Kuhreihen. 395.
Kujawien. 395.
Kukáua. 395.
Kuklux-Geſellſchaften. 395.
Kúkolnik (Neſtor). 396.
Kukuk. 396.
Kukuksblume, ſ. Orchis.
Kukuruz, ſ. Mais.
Kuldſcha. 397.
Kuli. 397.
Kulm (Stadt in Preußen; Bisthum; Kreis). 398.
Kulm (Dorf in Böhmen). 398.
Kulmann (Eliſabeth). 399.
Kulmbach. 399. — Kuma. 399.
Kumanen. 399.
Kumiß. 400. — Kümmel. 400.
Kunáxa. 400.
Kündigung. 400.
Kunduriotis (Lazaros; Georg). 401.
Kunersdorf. 401.
Kunigunde (die Heilige). 401.
Kunkellehn. 402.
Kunſt. 402.
Kunſtakademie. 403.
Kunſtausſtellungen. 404.
Kunſtgeſchichte. 404.
Kunſtgewerbe und Kunſtinduſtrie. 405.
Künſtliche Steine, ſ. Steinmaſſe und Straß.
Kunſtſtraßen, ſ. Straßen und Straßenbau.
Kunſttriebe. 406.
Kunſtvereine. 406.
Kunſtwolle. 406.
Kunth (Karl Sigism.). 407.
Kuntz (Karl; Rud.; Ludw.) 407.
Kuopio. 407.
Kupelwieſer (Leop.) 407.
Kupfer. 408.
Kupferdruck. 410.
Kupferſchlange. 410.
Kupferſtechkunſt. 410.
Kupferſtiche. 414.
Kupfervitriol und Kupferwaſſer, ſ. Vitriol.
Kuppel. 416.
Kuppelei. 416.
Kuppelung. 417. — Kura. 417.
Kuranda (Ignaz). 417.
Küraß. 417.
Kurbel. 418. — Kürbis. 418.
Kürbisbaum, ſ. Carica.
Kurdiſtan. 418.
Kurfürſten. 419.
Kurgan. 421.
Kurilen. 421.
Kuriſches Haff, ſ. Haff.
Kurland. 421.
Kurmark. 422.
Kuro-Siwo. 423.
Kurſk (Gouvern.; Stadt). 423.
Kurtz (Joh. Heinr.). 423.
Kurz (Heinr.). 424.
Kurz (Herm.). 424.
Kurzſichtigkeit. 425.
Kurzwaaren. 426.
Küſſen. 426.
Kußmaul (Adolf). 427.
Küßnacht (Bezirk; Dorf). 427.
Kuſſoblumen. 427.
Küſte. 427.
Küſtenbefeſtigung. 428.
Küſtendſche. 429.
Küſtenfahrt. 430.
Küſtenland. 430.
Küſtner (Karl Theod. von). 430.
Küſtrin. 430.
Kutahia. 431.
Kutais (Gouvern.; Stadt). 431.
Kutſchuk-Kainardſchi. 431.
Kuttenberg. 431.
Kutter. 431.
Kutuſow (Mich. Goleniſchtſchew-, Fürſt Smolenſkij). 432.
Kützing (Friedr. Traugott). 432.
Kux. 432.
Kwaß. 433.
Kyau (Friedr. Wilh., Freiherr von). 433.
Kyburg. 433.
Kyffhäuſer. 433.
Kyme. 433.
Kynaſt. 434.
Kynoskephalä. 434.
Kyrie eleïson. 434.
Kythera, ſ. Cerigo.
Kythnos. 434.

L.

L. 434.
Laab. 435. — Laach. 435.
Laaland. 435.
Laar (Peter van). 436.
Labadie (Jean de). 436.
Labarum. 436.
Labat (Jean Baptiſte). 436.
Labé (Louiſe Charly). 437.
Labedoyère (Charles Angelique Huchet, Graf von). 437.
Laberdan, ſ. Kabeljau.
Laberius (Decimus). 437.
Labiaten. 437.
Labienus (Titus Atius; Quintus; Titus). 438.
Labil, ſ. Gleichgewicht.
Labillardière (Jean Julien). 438.
Labkraut, ſ. Galium.
Lablache (Luigi). 439.
Laboratorium. 439.
Laborde (Jean Joſ. de; Alex. Louis Joſ., Graf de; Léon Emanuel Simon Joſ., Graf de). 440.
Laboulaye (Ed. René Lef. de). 441.
Labourdonnaye (Bertr. Franç. Mahé de; Bertr. Franç. Mahé de; Franç. Régis Graf de). 442.
Labrador. 442.
Labradorſtein. 443.
Labruyère (Jean de). 443.
Labuan. 443.
Labyrinth. 444.
Lacaille (Niclas Louis de). 444.
Lacalprenède (Gauthier de Coſtes de). 445.
Lacedämon, ſ. Sparta.
Lacépède (Bern. Germ. Etienne de Laville, Graf de). 445.
Lachaiſe (François d'Aix de). 445.
Lachauſſée (Pierre Claude Nivelle de). 446.
La-Chaux-de-Fonds, ſ. Chaux-de-Fonds.
Lachen. 446. — Lächerlich. 446.
Lacheſis, ſ. Parzen, Planeten.
Lachgas, ſ. Luſtgas.
Lachmann (Karl). 447.
Lachner (Franz; Ignaz; Vincenz; Theodor). 448.
Lachs. 448.
Lachſenburg. 449. — Lachter. 449.
Lack, Pflanzengattung, ſ. Cheiranthus.
Lack (Induſtrie). 449.
Lack (Geldſumme). 450.
Lackmus. 450.
Laclos (Pierre Ambroiſe François Choderlos de). 450.
Lacondamine (Charles Marie de), ſ. Condamine.
Lacordaire (Henri Dom.). 451.
Lacretelle (Pierre Louis). 451.
Lacretelle (J. Ch. Dom. de). 452.
Lacrimae Christi. 452.
Lacroix (Paul; Jules). 453.
Lacroix (Sylveſtre Franç.). 453.
Lactantius. 453.
Lactoſe. 453. — Lactuca. 453.
Ladak. 454.
Ladanumharz, ſ. Ciſtroſe.
Ladenberg (Ph. v.; Ad. v.). 455.
Ladiner, ſ. Romaniſch.
Ladiſlaw, ſ. Wladiſlaw.
Ladogaſee. 456. — Ladronen. 456.
Ladung, ſ. Citation.
Lady. 456.
Laeken (Schloß; Dorf). 457.
Laërtes. 457.
Lafarge (Marie Cappelle, Madame). 457.
Lafayette (Marie Madeleine Pioche de Lavergne, Gräfin de). 457.
Lafayette (Mar. J. P. R. Yves Gilb. Motier, Marq. de; G. Waſh. de; Oscar, Marq. de; Edmond de). 458.
La Fère, ſ. Fère (La).
Laffete. 459.
Laffitte (Jacques). 460.
Lafont (Charles Philippe). 461.
Lafontaine (Aug. Hr. Jul.). 461.
Lafontaine (Jean de). 461.
Lafuente (Modeſto; Miguel L. y Alcántara). 462.
Lagarde (Paul Ant. de). 463.
Lager. 463.
Laghuat. 464. — Lagny. 464.
Lago-Maggiore. 464.
Lagos (Cidade). 465.
Lagos (Inſel). 465.
Lagrange (Joſ. Louis). 465.
La-Granja. 466.
Laguéronnière (Louis Et. Arth. Dubreuil Helion, Vic. de). 466.
Lagunen. 466.
Laharpe (Frédéric Céſar). 467.
Laharpe (Jean François de). 467.
Lahire. 468. — Lähmung. 468.
Lahn (Metalldraht). 469.
Lahn (Fluß). 469.
Lahore. 469.
Lahr (Stadt; Herrſchaft). 470.
Laibach. 470.
Laichen. 471. — Laien. 471.
Laigle. 472.
Lainez (Alexandre). 472.
Laing (Alexander Gordon). 472.
Laireſſe (Gerard de). 472.
Lais. 472.
Laïs. 473. — Lakediven. 473.
Lakiſten. 473.
Laknau, ſ. Luknow.
Lakonien, ſ. Sparta.
Lakoniſch. 473.
Lakrizenſaft, ſ. Glyzyrrhiza.
Lalande (Joſ. Jér. Lefrançais de; Mich. J. Jér. Lefrançais). 473.
Lälius (Gajus). 474.
L'Allemand (Fr.; Sig.). 474.
Lally-Tolendal (Thom. Arthur, Graf von; Trophime Gérard, Marquis de). 475.
Lama (Thier). 475.
Lama (Prieſter). 476.
Lamarck (Jean Bapt. Ant. Pierre Monet de). 477.
La Marmora (Alfonſo Ferrero Marcheſe di). 477.
Lamarque (Maxim., Graf). 478.
Lamartine (Alphonſe Marie Louis Prat de). 479.
Lamb (Charles; Mary Ann). 480.
Lambach. 480.
Lamballe (Marie Thérèſe Louiſe von Savoyen-Carignan, Prinzeſſin von). 480.
Lambeck (Peter). 481.
Lamberg (Geſchlecht). 481.
Lambert von Hersfeld. 482.
Lambert (Joh. Heinr.). 482.
Lambertsnüſſe, ſ. Haſelnußſtrauch.
Lambertus (Heiliger). 483.
Lambèſe. 483.
Lambin (Denis). 483.
Lambruschini (Luigi). 483.
Lamennais (Hugues Félicité Robert de). 484.
Lamentationen. 484.
Lameth (Grafen von). 485.
Lamettrie (Julien Offray de). 485.
Lamey (Aug.). 486.
Lamia. 486.
Lamiſcher Krieg. 486.
Lämmergeier, ſ. Bartgeier.
Lamoricière (Chriſtophe Léon Louis Juchault de). 487.
Lamormain (Wilh.). 487.
Lamothe (Jeanne de Luz, de Saint-Remy, Gräfin von). 487.
Lamothe-le-Vayer (Fr. de). 488.
Lamotte (Antoine Houdar de). 489.
Lampadius (Wilh. Aug.). 489.
Lampeduſa. 489. — Lampen. 489.
Lamprecht (der Pfaffe). 491.
Lamprecht von Regensburg. 491.
Lamprete. 491.
Lampridius (Aelius). 491.
Lampſakos. 491.
Lana caprina. 491.
Lanark (Grafſchaft; Ort). 491.
Lancaſter (Grafſchaft). 492.
Lancaſter (Stadt). 493.
Lancaſter (Sir James). 494.
Lancaſter (Joſ.). 494.
Lancelot (vom See). 494.
Land. 495.
Landammann, ſ. Ammann.
Landau. 495.
Landeck (Stadt; Dorf; Schloß). 495.
Landenge, Landzunge, ſ. Halbinſel.
Lander (Richard; John). 496.
Landes (les Landes; Dep.). 496.
Landeshoheit. 497.
Landeshut (Stadt; Kreis). 497.
Landesverrath. 498.
Landesverweiſung, ſ. Verbannung.
Landfriede. 498.
Landgerichte. 500.
Landgraf, ſ. Graf.
Landgut. 501.
Landi (Gaſparo Cav.). 501.

Landino (Criſtoforo). 501.
Landkarten. 501.
Ländler. 504.
Landon (Letitia Elizabeth). 504.
Landor (Walter Savage). 504.
Landrath. 505. — Landrecht. 505.
Landrecies. 505.
Landrente, ſ. Bodenrente.
Landrentenbank. 506.
Landſaſſen. 506.
Landsberg (Stadt; Kreis). 506.
Landſchaftsmalerei. 506.
Landſeer (Edwin; Charles). 508.
Landshut. 509.
Landsknecht. 509.
Landskrona. 510.
Landsmannſchaften. 510.
Landſtände. 511.
Landſtreicher, ſ. Vagabund.
Landſturm. 512.
Landvogteien. 512.
Landwehr. 512.
Landwirthſchaft. 513.
Landwirthſchaftliche Maſchinen und Geräthe. 515.
Lanfranc. 516.
Lanfranco (Giovanni). 516.
Lanfrey (Pierre). 516.
Lang (Heinr.). 516.
Lang (Karl Hr., Ritter von). 517.
Langbein (Aug. Fr. Ernſt). 517.
Lange (Friedr. Albert). 518.
Lange (Joachim). 518.
Lange (Sam. Gotth.). 519.
Lange (Joh. Peter). 519.
Lange (Ludw., Architekt). 519.
Lange (Ludw., Philolog). 520.
Lange (Philipp Karl Ernſt). 520.
Länge (geographiſch). 520.
Langeland. 522.
Langenbeck (Konr. Joh. Martin; Max. Adolf; Bernh.). 522.
Langenbielau. 523.
Langendijk (Pieter). 523.
Langenn (Friedr. Alb. von). 523.
Langenſalza (Stadt; Kreis). 524.
Langer (J. Pet. v.; Rob. v.). 525.
Langethal (Chriſtian Eduard). 525.
Langgeſchoſſe, ſ. Geſchoß.
Langhans (Karl Gotthart; Karl Ferd.). 526.
Langiewicz (Maryan). 526.
Langobarden, ſ. Longobarden.
Langres. 526.
Languard. 527.
Languedoc. 527.
Languet (Hubert). 527.
Languſte. 528.
Lanjuinais (Jean Denis, Graf; Paul Eugène, Graf von; Victor Ambroiſe, Vicomte). 528.
Lanner (Joſeph Franz Karl). 528.
Lannes (Jean, Herzog von Montebello; Napol. Aug., Herzog von Montebello; Guſtav Olivier, Graf von Montebello). 529.
Lansdowne (William Petty, Graf Shelburne, Marquis v.). 530.
Lansdowne (Lord Henry Petty, Marquis von; Henry Thomas Fitzmaurice, Graf Shelburne; Henry Charles Keith, Graf von Kerry). 530.
Lanſing. 531. — Lanthan. 531.
Lanuvium. 531.
Lanza (Giovanni). 531.
Lanze. 531.
Lanzette. 532.
Lanzi (Luigi). 532.
Laodamas. 532. — Laodicea. 532.
Laodike. 533. — Laokoon. 533.
Laomedon. 533. — Laon. 533.
Laos. 534. — Laotſe. 534.
La-Paz (Stadt; Depart.). 535.
Lapérouſe (Jean François de Galaup, Graf). 535.
Lapidarſchrift. 536.
Lapis lazuli, ſ. Laſurſtein.
Lapithes. 536.
Laplace (Pierre Simon, Marquis de). 536.
La-Plata. 536.
Lapo (Arnolfo di). 537.
Lappenberg (Joh. Mart.). 537.
Lappland. 538.
Lapsi. 539.
Lärche. 540.
Lardner (Dionyſius). 540.
Laren. 541. — Lariſa. 541.
Lariſtän. 541.
Larive (Jean Mauduit de). 542.
Larix, ſ. Lärche.
La-Roche-ſur-Yon. 542.
Laroche (Maria Sophie). 542.
La Roche (Karl, Ritter von). 543.
Larochefoucauld (Geſchlecht). 543.
Larochejacquelein (Duvergier de, Familie). 545.
La-Rochelle. 546.
La-Roncière-Le-Noury (Clément, Baron von). 547.
La-Rothière. 547.
Larra (Mariano José de). 547.
Larrey (Jean Dom., Bar.). 547.
Larve. 548. — Larven. 548.
Laryngoſkop, ſ. Kehle.
Läſare. 548.
Laſaulx (Ernſt von; Joh. Claudius von). 548.
Las Caſas (Bartolomé de). 549.
Las Caſes (Emmanuel Auguſtin Dieudonné, Marquis de; Emmanuel Pons Dieudonné, Baron, Graf de). 550.
Laſch (Joh. Karl). 550.
Lascy (Franz Mor., Graf v.). 551.
Laſen. 551. — Laſiren. 551.
Laskaris (Konſtant.; Andreas Johs. oder Janos). 551.
Lasker (Eduard). 552.
Laſſalle (Ferd.). 553.
Laßberg (Joſ., Freiherr v.). 554.
Laſſen (Chriſtian). 554.
Laſſen (Eduard). 555.
Laſſer von Zollheim (Joſ., Freiherr von). 555.
Laſſo. 555.
Laſſo (Componiſten). 555.
Laſt. 556.
Laſt, Belaſtung, ſ. Tragkraft.
Laſter. 556.
Laſting. 557.
Laſurfarben, ſ. Deckfarben.
Laſurſtein. 557. — Lätare. 557.
Lateiner. 557.
Lateiniſches Kaiſerthum. 559.
Lateiniſche Sprache, ſ. Römiſche Sprache.
Latent. 559. — Lateran. 559.
Laterna-magica. 560.
Latham (Rob. Gordon). 560.
Lathyrus. 560.
Latimer (Hugh). 561.
Latitudinarier. 561.
Latium, ſ. Lateiner.
Latona. 562.
Latour (Baillet von; Familie). 562.
Latour d'Auvergne (Geſchlecht). 562.
Latour d'Auvergne (Théophile Malo Corret de Kerbauffret). 563.
Latour-Maubourg (Marquis und Grafen von). 563.
La-Trappe. 564.
Latreille (Pierre André). 564.
Latrine, ſ. Abort.
Lattich, ſ. Lactuca.
Latude (Henri Maſers de). 564.
Lätus (Julius Pomponius). 565.
Latwerge. 565.
Lauban (Stadt; Kreis). 565.
Laube (Heinr.). 565.
Laubenheim. 566.
Lauberhüttenfeſt. 566.
Laubfroſch. 567.
Laubhölzer. 567.
Laubmooſe. 567.
Laubthaler. 568. — Lauch. 568.
Lauchhammer. 568.
Lauchſtädt. 568.
Laud (William). 568.
Laudanum. 569.
Laudemium. 569.
Lauderdale (Familie). 569.
Laudon (Gid. E., Freih. v.). 570.
Lauenburg (Kreis Herzogthum). 570.
Lauenburg (Stadt). 572.
Lauenburg in Pommern (Stadt; Kreis). 572.
Laufach. 572. — Laufen. 572.
Lauffen. 573. — Laufgräben. 573.
Laufkäfer. 573.
Laufvögel. 573. — Lauge. 573.
Laun (Friedr.), ſ. Schulze (Friedr. Aug.).
Laune. 573.
Laura. 574.
Lauremberg (Joh. Wilh.). 574.
Laurent (Franz). 574.
Laurentie (Pierre Sébaſtien). 574.
Laurentius. 575. — Laurion. 575.
Lauriſton (Alex. Jacques Bern. Law, Marquis de). 575.
Laurocerasus, ſ. Kirſchlorber. — Laurus, ſ. Lorber.
Lauſanne. 575.
Läuſe. 576. — Läuſekraut. 576.

Läuſeſucht. 577. — Lauſitz. 577.
Laut. 579. — Laute. 579.
Lauter. 580. — Lauterburg. 580.
Läutewerk, ſ. Elektromagnetismus.
Lautirmethode, ſ. Leſen und Leſemethoden.
Lautverſchiebung. 580.
Lava. 580. — Laval. 580.
Lavaletta. 581.
Lavalette (Marie Ch., Graf). 581.
Lavallière (Louiſe Françoiſe de Labaume Leblanc, Herzogin de). 582.
Lavater (Joh. Kasp.). 582.
Lavatera. 583.
Lavement, ſ. Klyſtier.
Lavendel. 583.
Laveno. 584.
Laves (Georg Ludw. Fr.). 584.
Lavinen. 584.
Lavinium. 585.
Laviren, ſ. Kreuzen.
Lavoiſier (Antoine Laurent). 585.
Lavoiſium. 585.
Law (Jean). 586.
Lawra. 587.
Lawrence (John Laird Mair). 587.
Lawrence (Sir Thomas). 588.
Lawrence (William Beach). 588.
Laxenburg, ſ. Lachſenburg.
Layard (Auſten Henry). 588.
Laynez (Jak.). 589.
Lazareth, ſ. Krankenhäuſer.
Lazarus (der bibliſche). 589.
Lazarus (Mor.). 590.
Lazzari (Donato), ſ. Bramante.
Lazzaroni. 590.
Lazzi. 591.
Leake (William Martin). 591.
Leamington. 591.
Leander, ſ. Hero.
Lebadea. 591.
Lebeau (Jean Louis Joſeph). 591.
Leben. 592.
Lebende Bilder, ſ. Attitude und Tableaux vivants.
Lebensbaum. 593.
Lebensbeſchreibung, ſ. Biographie.
Lebensdauer. 594.
Lebensfähigkeit. 594.
Lebenskraft. 594.
Lebensverſicherung. 594.
Leber. 597.
Leberblümchen, Leberkraut, ſ. Hepatica.
Leberegel. 599. — Leberfleck. 599.
Lebermooſe. 599.
Leberreime. 599.
Lebert (Herm.). 600.
Leberthran. 600.
Lebkuchen, ſ. Pfefferkuchen.
Leboeuf (Edmond). 600.
Lebrun (Charles). 601.
Lebrun (Herz. v. Piacenza). 602.
Lebrun (K. Aug.; Karoline). 602.
Lebrun (Pierre Antoine). 602.
Lebrun (Ponce Den. Ecouch.). 603.
Lecanora. 603.
Lecce. 603. — Lech. 603.
Lechen. 604.
Lechevalier (Jean Baptiſte). 604.
Leck. 605.
Leclerc d'Oſtin (Vict. Em.). 605.
Lécluſe (Fort). 605.
Lecluſe (Charles de). 605.
Leconte de Liſle (Ch. M.). 606.
Lection. 606. — Lectoren. 606.
Leda. 607.
Ledebur (Leop. Karl Wilh. Aug., Freiherr von). 607.
Ledeganck (Karl Ludw.). 607.
Leder. 607.
Ledertuch. 608.
Ledochowſki (Miecz., Graf). 608.
Ledru-Rollin (Alex. Aug.). 609.
Ledum L. 609.
Lee (Schifferſprache). 609.
Lee (Rob. Edmund). 609.
Lee (Samuel). 610.
Lee (Sophia und Harriet). 611.
Leech (John). 611. — Leeds. 611.
Leemans (Conradus). 612.
Leer (Stadt; Kreis). 612.
Leere. 613. — Leeuwarden. 613.
Lefèbre (Tanegui). 614.
Lefebvre (François Joſeph, Herzog von Danzig). 614.
Lefebvre-Desnouettes (Charles Graf). 614.
Lefort (Franz Jak.). 615.
Lefranc (Jean Jacques). 615.
Legal. 615.
Legat. 616. — Legaten. 616.
Legende (Sage). 617.
Legende (Münzkunde). 618.
Legendre (Adrien Marie). 618.
Leggen. 618. — Legion. 618.
Legirungen. 619.
Legitim und Legitimität. 620.
Legitimation und legitimiren. 620.
Legnago. 621.
Legouvé (Gabriel Marie Jean Baptiſte; Erneſt Wilfrid). 621.
Leguane. 621.
Leguminoſen. 622. — Lehm. 622.
Lehmann (Joh. Georg). 622.
Lehmann (Peter Martin Orla; Theod. Heinr. Wilh.) 623.
Lehn und Lehnweſen. 623.
Lehnin. 627. — Lehrgedicht. 627.
Lehrmittel. 628.
Lehrſatz. 628. — Lehrte. 628.
Leibeigenſchaft. 629.
Leibgedinge. 630.
Leibniz (Gottf. W., Freih. v.). 630.
Leibrenten. 633.
Leiceſter (Grafſchaft; Stadt). 633.
Leiceſter (R. Dudley, Gr. v.). 634.
Leich. 635.
Leichdorn, ſ. Hühnerauge.
Leiche. 635.
Leichenfett, ſ. Adipocire.
Leichenverbrennung. 636.
Leichhardt (Ludw.). 637.
Leichtſinn. 637.
Leiden. 638.
Leidener Flaſche, ſ. Kleiſt'ſche Flaſche.
Leidenſchaft. 638.
Leier. 639. — Leierſchwanz. 639.
Leihbibliotheken. 639.
Leihcontract. 639.
Leihhaus, ſ. Lombard.
Leikauf. 640.
Leim. 640. — Lein. 640.
Leindotter, ſ. Camelina.
Leine. 641.
Leiningen (Geſchlecht). 641.
Leinkraut, ſ. Linaria.
Leins (Chriſt. Friedr.). 642.
Leinſter. 642.
Leinwand, ſ. Linnen und Leinenindustrie.
Leipzig (Stadt; Kreishauptmannſchaft). 643.
Leiſewitz (Joh. Ant.). 659.
Leiſt (Burkard Wilh.). 659.
Leiſte. 659.
Leiſtenwein, ſ. Frankenwein.
Leiter. 660. — Leitereigen. 661.
Leith. 660. — Leitha. 660.
Leitmeritz. 661.
Leitomiſchl. 661. — Leitrim. 661.
Lejean (Guillaume). 661.
Lekain (Henri Louis). 662.
Lektüre. 662.
Lelewel (Joachim). 662.
Lely (Peter). 663.
Lemaniſcher See, Lemanſee, ſ. Genferſee.
Le Mans, ſ. Mans (Le).
Lemberg. 663.
Lemgo. 664. — Lemma. 664.
Lemming. 665. — Lemna. 665.
Lemnius (Simon). 665.
Lemnos. 665.
Lemur. 666. — Lena. 666.
Lenau (Nikol.), ſ. Niembſch von Strehlenau.
Lenbach (Franz). 666.
Lenclos (Ninon de). 667.
Lengerke (Alex. v.; Cäſar v.). 667.
Lenk (die). 668.
Lenné (Peter Joſ.). 668.
Lennep (Stadt; Kreis). 669.
Lennep (Jak. van; David Jakob van; Joh. Daniel van). 669.
Lenormand (Marie Anne Adelaide). 670.
Lenormant (Charl.; Franç.). 670.
Le Nôtre (André). 670.
Lenſtröm (Karl Jul.). 670.
Lentulus (Familie). 671.
Lenz (Heinr. Fr. Em.; Rob.). 671.
Lenz (Heinr. Oskar). 672.
Lenz (Jak. Mich. Reinh.). 672.
Leo (Päpſte). 672.
Leo I. (Papſt). 673.
Leo X. (Papſt). 673.
Leo (byzant. Kaiſer), ſ. Byzantiniſches Reich.
Leo (Heinr.). 674.
Leo (Leonardo). 675.
Leo (Africanus). 675.
Leoben. 676.
Leobſchütz (Stadt; Kreis). 676.
Leochares. 676.
Leon (Königreich; Prov.; Stadt). 676.

Digitized by Google

Leonardo da Vinci. 677.
Leonberg. 678.
Leonhard (K. Cäſ. v.; Guſt.). 679.
Leonhardi (Herm. Karl, Freiherr von). 679.
Leonhardt (Gerh. Ad. Wilh.). 680.
Leonidas. 680.
Leoniniſche Stadt. 680.
Leoniniſche Verſe. 680.
Leoniniſcher Vertrag. 681.
Leoniſche Waaren. 681.
Leontium. 681.
Leontopodium alpinum. 681.
Leopard. 681.
Leopardi (Giacomo, Graf). 681.
Leopold I. (deutſcher Kaiſer). 682.
Leopold II. (deutſcher Kaiſer). 683.
Leopold I. (Kön. d. Belg.). 684.
Leopold II. (Kön. d. Belg.). 685.
Leopold (Großh. von Baden). 685.
Leopold II. (Großherzog von Toscana). 686.
Leopold I. (Fürſt von Anhalt-Deſſau). 686.
Leopold (Herzog von Anhalt). 687.
Leopold (Fürſt zu Lippe). 688.
Leopold (Prinz von Braunſchweig). 688.
Leopold (Karl Guſtaf af). 688.
Leopoldiniſch-Karoliniſche Akademie der Naturforſcher, ſ. Akademien.
Leopoldſtadt. 689.
Lepanto. 689.
Lepidium, ſ. Kreſſe.
Lepidosiren. 689.
Lepidus (Familie). 689.
Lepra, ſ. Ausſatz.
Lepſius (Karl Peter). 690.
Lepſius (Karl Richard). 690.
Lerche. 692.
Lerchenfeld (Freiherren von). 692.
Lerdo de Tejada (Sebaſtian). 693.
Lérida (Stadt; Provinz). 693.
Lermontow (Mich. Jurjew.). 694.
Lernäiſche Schlange. 694.
Leroux (Pierre). 694.
Leſage (Alain René). 695.
Lesbonax. 695. — Lesbos. 695.
Lescot (Pierre). 696.
Leſen und Leſemethoden. 697.
Lesghier. 698. — Leſina. 698.
Leſtien (Aug.). 698.
Leskowatz. 698.
Leſſeps (Jean Bapt. Barthélemy, Baron von; Mathieu Maximilien Prosper; Ferd. de). 699.
Leſſing (Gotthold Ephraim; Karl Gotthelf). 699.
Leſſing (Karl Friedr.). 702.
Leßmann (Dan.). 703.
L'Eſtocq (Joh. H., Graf v.). 703.
Leſueur (Euſtache). 704.
Leſueur (Jean François). 704.
Leſczynſki (Familie). 704.
Letalität. 704.
Lethargie. 705. — Lethe. 705.
Letronne (Jean Antoine). 705.
Lette (Wilh. Adolf). 705.
Letten, Lettiſche Sprache, ſ. Litauen.
Lettern oder Typen, ſ. Schriften.
Lettres de cachet. 706.
Letzlingen. 706.
Letzte Dinge, ſ. Eschatologie. — Letzte Oelung, ſ. Oelung.
Leu (Aug. Wilh.). 706.
Leubus (Abtei; Flecken). 707.
Leuchtenberg (Standesherrſchaft). 707.
Leuchtenberg (Herzoge von). 707.
Leuchtgas, ſ. Gasbeleuchtung.
Leuchtkugel. 709.
Leuchtthurm. 709.
Leucippus. 710. — Leucit. 710.
Leuckart (Karl G. Fr. Rud.). 710.
Leucojum. 711. — Leuk. 711.
Leukadia. 712. — Leukämie. 712.
Leukauf, ſ. Leikauf.
Leukorrhöe. 712.
Leukothea, ſ. Ino, Planeten.
Leuktra. 712.
Leumund. 713.
Leuthen. 713. — Leutſchau. 713.
Leutze (Emanuel). 714.
Levaillant (François). 714.
Levana. 715. — Levante. 715.
Levée en masse, ſ. Aufgebot (militäriſch).
Lever (franz. Hofetikette). 715.
Lever (Charles James). 715.
Leverrier (Urb. Jean Joſ.). 716.
Leviathan. 716.
Levita (Elias). 716.
Leviten. 716.
Levkoi. 717.
Lévy (Michel; Calman). 717.
Lewald (Joh. Karl Aug.). 717.
Lewald (Fanny). 718.
Lewenhaupt (Adam Ludw., Graf; Charles Emil, Graf). 718.
Lewes (George Henry; Mary Anne). 719.
Lewis (Sir George Cornewall; Sir Thomas Frankland; Maria Thereſa). 720.
Lex. 720.
Lexikon. 721. — Lexington. 721.
Leyden, ſ. Leiden. — Leydener Flaſche, ſ. Kleiſt'ſche Flaſche.
Leyden (Ernſt Victor). 721.
Leys (Hendrik, Baron.) 721.
Leyſer (Auguſtin von). 722.
L'Hlaſſa. 722. — L'Hombre. 722.
L'Hôpital (Michel de). 722.
Li. 723. — Lianen. 723.
Liard. 723.
Liasformation. 723.
Libanius. 724. — Libanon. 724.
Libation. 725. — Libau. 725.
Libell. 725. — Libellen. 725.
Libelt (Karl). 726. — Liber. 726.
Liberal. 727. — Liberia. 727.
Liberius (Papſt). 728.
Libertas. 728. — Libitina. 728.
Libourne. 728. — Libretto. 728.
Liburnia. 729. — Libuſſa. 729.
Libyen. 729. — Licentiat. 729.
Licenzen. 729.
Lichnowſki (Familie). 729.
Licht. 730.
Lichtbilder, ſ. Lithophanie und Photographie.
Lichtdruck. 731.
Lichten. 732.
Lichtenau (Wilhelmine, Gräfin von). 732.
Lichtenberg (Fürſtenthum). 732.
Lichtenberg (Dorf; Grafſchaft). 732.
Lichtenberg (Georg Chriſt.). 732.
Lichtenfels (Stadt). 733.
Lichtenſtein (Schloß). 733.
Lichtenſtein (Mart. H. K.). 733.
Lichtenſtein (Ulrich von), ſ. Ulrich von Lichtenſtein.
Lichterfelde. 733.
Lichterſchiffe, ſ. Lichten.
Lichtfreunde. 734.
Lichtmeſſe. 734.
Lichtnelke, ſ. Lychnis.
Lichtſcheu. 734.
Lichtwer (Magnus Gottfr.). 734.
Licinius (Geſchlecht). 734.
Licitation. 735.
Lictoren. 735. — Liebau. 735.
Liebe. 736. — Liebenſtein. 736.
Lieber (Franz). 737.
Liebesapfel, ſ. Solanum.
Liebeshöfe. 737.
Liebesmahl. 738.
Liebestrank. 738.
Liebeswahnſinn, ſ. Erotomanie.
Liebfrauenmilch. 738.
Liebieg (Freiherren von). 738.
Liebig (Juſtus, Freiherr von; Georg von). 739.
Liebknecht (Wilh.). 741.
Liebreich (Matthias Eugen Oskar). 741.
Liebſtöckel. 741.
Liechtenſtein (Fürſtenthum; Geſchlecht). 741.
Lied. 742.
Liederſpiel. 743.
Liedertafeln oder Geſangvereine, ſ. Geſang.
Lieferungsgeſchäft. 743.
Liegnitz (Stadt; Regierungsbezirk). 744.
Lienz. 744. — Lieſtal. 744.
Lieue, ſ. Meile.
Liéuliéu, ſ. Liu-liu.
Lieutenant. 744.
Lievens. 745.
Liewen (Familie). 745.
Liezen-Mayer (Alexander). 745.
Liga. 746.
Ligne (Geſchlecht). 747.
Ligny. 748.
Ligue, ſ. Liga.
Liguori (Alfonſo Maria de). 748.
Ligurien. 749.
Liguriſche Republik. 749.
Liguſter. 750.
Limfjord. 750.
Liliaceen. 750.
Liliencron (Rochus, Freiherr v.). 751.
Lille. 751.
Lilliput. 752.

Lilybäum. 752.
Lima. 752.
Liman. 753.
Limburg (Herzogthum; holländ. Provinz; belg. Provinz). 754.
Limburg (Stadt). 754.
Limburg an der Lahn. 754.
Limburg (Ruine). 755.
Limbus. 755.
Limerick (Grafschaft; Stadt). 755.
Limfjord, s. Liimfjord.
Limmat. 756. — Limoges. 756.
Limonade. 757.
Limosinen. 757.
Limousin. 758.
Linaria. 758.
Lincoln (Grafschaft; Stadt). 758.
Lincoln (Abraham). 759.
Lind (Jenny). 760.
Lindau (Stadt). 761.
Lindau (Paul). 761.
Linde (Baum). 762.
Linde (Justin Timotheus Balthasar von). 763.
Linde (Sam. Gottlieb). 763.
Lindenau (Dorf). 764.
Lindenau (Bernh. Aug. von). 764.
Lindenbrog (Erpold; Heinr. Friedr.). 764.
Lindenschmitt (Wilh., Vater; Ludwig; Wilh., Sohn). 765.
Lindley (John). 765.
Lindpaintner (Peter Jos. von). 766.
Lindwurm. 766.
Ling (Peter Henrik). 766.
Lingam. 766.
Lingen (Grafschaft; Stadt; Kreis). 767.
Lingg (Herm. Ludw. Otto). 767.
Linguet (Sim. Nic. Henri). 768.
Linguistik, s. Sprachenkunde. — Linguistische Ethnographie, s. Ethnographie.
Linie (Mathematik). 768.
Linie (taktische). 768.
Linienschiff. 769.
Linimente, s. Einreibung.
Link (Heinr. Friedr.). 769.
Linköping. 770.
Links. 770.
Linlithgow (Grafschaft; Stadt). 771.
Linné (Karl von, Vater; Karl von, Sohn). 771.
Linnen und Linnenindustrie. 772.
Linon. 774.
Linophanie, s. Lithophanie.
Linos. 774.
Linse (Pflanze). 774.
Linse (Optik). 774.
Linth. 775.
Linz. 775.
Liparische Inseln. 776.
Lipezk. 776.
Lipinski (Karl). 776.
Lippe (Fluß). 777.
Lippe (Fürstenthum). 777.
Lippe-Weißenfeld (Armin, Graf zur). 779.
Lippenblütler, s. Labiaten.
Lippert (Phil. Dan.). 780.
Lippi (Fra Filippo; Filippino). 780.
Lippspringe. 781.
Lips (Joh. H.; Joh. Jak.). 781.
Lips Tullian. 781.
Lipsius (Justus). 781.
Lipsius (Karl Heinr. Adelbert; Richard Adelbert; Johs. Wilh. Konstant.; Ida Maria). 782.
Liptau. 783.
Liqueur 783.
Liquid. 784. — Liquor. 784.
Lira. 784.
Liriodendron, s. Tulpenbaum.
Lisaine. 784.
Lisch (Georg Christian Friedr.). 784.
Lisco (Emil Gust.). 785.
Liscow (Christian Ludw.). 785.
Lisieux. 786.
Lissa (Stadt; Dorf). 786.
Lissa (Insel). 786.
Lissabon. 787.
List (Friedr.). 789.
Lister (Jos.). 790.
Lister und Mandal. 790.
Lista y Aragon (Alberto). 790.
Liszt (Franz). 791.
Lit de justice. 792.
Litanei. 792.
Litauen. 792.
Liter. 793.
Literarisches Eigenthum. 794.
Literat. 794.
Literatur und Literaturgeschichte. 794.
Lithium. 794.
Lithochromie. 795.
Lithographie, s. Steindruck.
Lithophanien. 795.
Lithotomie und Lithotritie, s. Steinoperationen.
Litisdenunciation. 795.
Litoral. 795.
Litorale. 796.
Litta (Pompeo, Graf). 796.
Littré (Maxim. Paul E.). 796.
Littrow (Jos. Joh. von; Karl v.; Otto v.; Heinr. v.). 797.
Liturgie. 798.
Liudprand. 798.
Liu-kiu. 799.
Livadia. 800.
Livadien. 800.
Liverpool (Stadt). 800.
Liverpool (Grafen von). 802.
Livia Drusilla. 803.
Livingstone (Dav.; Charl.). 803.
Livius. 805.
Livius Andronicus. 805.
Livland. 805.
Livno. 807.
Livorno. 807.
Livre. 807.
Livrée. 808.
Llanos. 808.
Llorente (Don Juan Antonio). 808.
Lloyd Austro-ungarico. 809.
Lloyd's. 809.
Loanda. 811.
Loangoküste. 811.
Lobau (Insel). 812.
Lobau (Georges Mouton, Graf von), s. Mouton.
Löbau. 812.
Lobe (Joh. Christian). 812.
Lobeck (Christian Aug.). 812.
Lobelia. 813.
Loebell (Joh. Wilh.). 813.
Lobenstein. 813.
Lobkowitz (Geschlecht). 813.
Lobositz. 814.
Locarno. 815.
Loccum. 815.
Locke (John). 815.
Lockhart (John Gibson; Sophia; Walter). 816.
Locle (Le). 816.
Locomobile. 817.
Locomotive. 817.
Lodi. 818.
Lodomerien. 818.
Lodz. 818.
Löffelente. 818.
Löffelkraut, s. Cochlearia.
Löffelreiher. 819.
Lofoten. 819.
Loftus (Augustus William Frederick Spencer, Lord). 819.
Log. 819.
Logarithmus. 820.
Logau (Friedr., Freiherr von; Balthasar Friedr. von; Georg von). 821.
Logger. 821. — Loggia. 821.
Logier (Joh. Bernh.). 822.
Logik. 822.
Logographen. 823.
Logogriph. 823.
Logos. 823.
Logroño (Stadt, Provinz). 824.
Lohe. 824.
Lohengrin. 824.
Lohenstein (Dan. Kasp. v.). 824.
Löher (Franz von). 825.
Lohgerberei. 826.
Lohmann (Friederike; Emilie Friederike Sophie). 826.
Lohr. 826. — Loigny. 826.
Loir. 826.
Loire (Fluß; Departement). 827.
Loiret. 829.
Loki. 830. — Lokmân. 830.
Lokri. 830. — Lokris. 830.
Lola Montez, s. Montez.
Lolch. 831. — Lollharden. 831.
Lombard. 831.
Lombardei. 832.
Lombardisch-Venetianisches Königreich. 832.
Lombardus (Petrus). 832.
Loménie de Brienne (Etienne Charles de; Ath. Louis Marie de L., Graf von Brienne). 833.
Lomia, s. Planeten.
Lommatzsch. 833.
Lomond (Ben; Loch). 833.

Digitized by Google

Lomonoſſow (Michail Waſſiljewitſch). 834.
London. 834.
Londonderry (Grafſchaft; Stadt). 842.
Londonderry (Charles William Vane, Marq. v; Frederick Will. Rob. Stewart; George Henry Rob. Ch. Vane-Tempeſt). 843.
Longchamp. 843.
Longfellow (Henry Wadsworth). 843.
Longford (Grafſch.; Stadt). 844.
Longhi (Joſ.). 844.
Longinus (Dion. Caſſ.). 845.
Long-Island. 845.
Longman (Familie). 845.
Longobarden. 845.
Longolius (Chriſtoph; Paul Daniel). 848.
Longueville, ſ. Dunois und Longueville.
Longus. 848. — Longwy. 848.
Lonicera. 849.
Lönnrot (Elias). 849.
Lons-le-Saunier. 850.
Lónyay (Meinhard, Graf). 850.
Loomis (Elias). 851.
Loos (Dan. Fr.; Gottfr. B.). 851.
Lootſe. 851.
Lope de Vega, ſ. Vega (Lope Felix de Vega Carpio).
Lopez (Don Carlos Antonio; Francisco Solano). 851.
Lorber. 852. — Lorch. 852.
Lord. 853. — Lorelei. 853.
Lorenz (Ottokar). 853.
Lorenzſtrom. 853.
Loreto. 854.
Lorette. 855. — Lori. 855.
Lorient. 855.
Lorinſer (Franz; Karl Ig.). 855.
Lornſen (Uwe Jens). 856.
Lörrach (Stadt; Kreis). 857.
Lorrain, ſ. Claude Lorrain.
Lortzing (Guſt. Albert). 857.
Löſchdoſen. 857.
Loſchwitz. 857.
Löſerdürre, ſ. Rinderpeſt.
Loſoncz. 858.
Loſtage. 858.
Loſung, ſ. Feldgeſchrei.
Lot (Fluß; Departement). 858.
Lot (bibliſch). 859.
Loth. 859.
Lothar I. (röm. Kaiſer). 859.
Lothar der Sachſe. 859.
Löthen. 860.
Lothian. 861.
Lothringen (Herzogthum). 861.
Lothringen (Deutſch-Lothr.). 862.
Löthrohr. 863.
Lotophagen. 863.
Lotos. 863.
Lotterie. 864.
Lotto. 865.
Lotze (Rud. Herm.). 865.
Lötzen (Stadt; Kreis). 865.
Loudon (Gideon Ernſt, Freiherr von), ſ. Laudon.
Louisd'or. 865.
Louiſiana. 866.
Louisville. 867.
Loulé (Marq. v.; Herz. v.). 867.
Loupe. 867.
Lourdes. 868.
Louth. 868.
Loutherbourg (Phil. Jak.). 868.
Louvel (Pierre Louis). 869.
Louvet de Couvray (Jean Baptiſte). 869.
Louviers. 869.
Louvois (François Michel Letellier, Marquis de). 869.
Louvre. 870.
Lowe (Sir Hudſon). 871.
Lowe (Robert). 872.
Löwe (Thier). 872.
Löwe (Familie). 873.
Löwe (Joh. Karl Gottfr.). 874.
Löwe (Wilh.). 874.
Löwen (Stadt). 875.
Löwen (Joh. Friedr.). 875.
Löwenberg (Stadt; Kreis). 876.
Löwenbund. 876.
Löwendal (Ulrich Friedr. Wold., Graf v.; Wold., Freih. v.). 876.
Löwenhaupt (Adam Ludw., Graf), ſ. Lewenhaupt.
Löwenmaul, ſ. Antirrhinum.
Löwenſtein. 877.
Löwenzahn, ſ. Taraxacum.
Lowerz. 877. — Lowicz. 877.
Lowry. 878.
Loxodromiſche Linie. 878.
Loyola (Ignaz von). 878.
Lozère. 878.
Lübben (Stadt; Kreis). 879.
Lübbenau. 879.
Lubbock (Sir John, Bar.). 879.
Lübeck (Fürſtenthum). 880.
Lübeck (Stadt). 880.
Lübiſches Recht. 883.
Lübke (Wilh.). 883.
Lublin. 883.
Lucanien. 884.
Lucanus (Marcus Annäus). 884.
Lucas (Evangeliſt), ſ. Lukas.
Lucas (Eduard). 884.
Lucca (Fürſtenthum; Stadt). 885.
Lucca (Pauline). 886.
Lucchesini (Girolamo Marcheſe). 886.
Luchs. 887.
Luchtmans (Buchhandlung). 887.
Lucian (Fürſt von Canino), ſ. Bonaparte (Lucian, Fürſt von Canino).
Lucianus. 887.
Luciſer. 888.
Lucilius (Cajus). 888.
Lucina. 888.
Lucius (Päpſte). 889.
Luckau (Stadt; Kreis). 889.
Lücke (Gottfr. Chriſtian Friedr.). 889.
Luckenwalde. 889.
Luckner (Nikol.). 889.
Lucretia. 890.
Lucretius (Tit. Lucr. Car.). 890.
Lucullus (Lucius Licinius). 891.
Lucumonen. 892.
Luden (Heinr., Vater; Heinr., Sohn). 892.
Lüdenſcheid. 892.
Lüders (Graf Alex. Nik.). 892.
Ludmila. 893.
Ludolf (Hiob). 893.
Ludwig I. (röm. Kaiſer). 893.
Ludwig der Deutſche (König der Deutſchen). 895.
Ludwig II. (röm. Kaiſer). 895.
Ludwig III. (König der Deutſchen). 896.
Ludwig IV. (deutſch. Kaiſ.). 896.
Ludwig IX. (König von Frankreich). 897.
Ludwig XI. (König von Frankreich). 898.
Ludwig XII. (König von Frankreich). 899.
Ludwig XIII. (König von Frankreich). 900.
Ludwig XIV. (König von Frankreich). 902.
Ludwig XV. (König von Frankreich). 905.
Ludwig XVI. (König von Frankreich). 907.
Ludwig XVII. (König von Frankreich). 911.
Ludwig XVIII. (König von Frankreich). 912.
Ludwig Philipp (König der Franzoſen). 913.
Ludwig I. (König von Portugal). 915.
Ludwig I. (König von Baiern). 916.
Ludwig II. (König von Baiern). 916.
Ludwig I. (Großherzog von Heſſen). 917.
Ludwig II. (Großherzog von Heſſen). 917.
Ludwig III. (Großherzog von Heſſen). 917.
Ludwig IV. (Großherzog von Heſſen). 918.
Ludwig (König der Niederlande), ſ. Bonaparte (Ludwig, Graf von Saint-Leu).
Ludwig der Springer (Landgraf von Thüringen). 918.
Ludwig Wilhelm I. (Markgraf von Baden-Baden). 918.
Ludwig (Erzherzog von Oeſterreich). 919.
Ludwig (Prinz v. Preußen). 919.
Ludwig (Karl Friedr. Wilh.). 919.
Ludwig (Otto). 919.
Ludwigsburg. 920.
Ludwigshafen. 920.
Ludwigskanal. 921.
Ludwigslied. 921.
Ludwigsluſt. 921.
Lueg. 921.
Lufft (Hans). 922.
Luft. 922.
Luftballon. 922.

Digitized by Google

Luftgütemeſſung. 922.
Luftheizung. 923.
Luftpumpe. 923.
Luftröhre. 924.
Luftſchifffahrt. 924.
Luftſpiegelung. 926.
Lugano. 927.
Luganſkij (Koſak), ſ. Dahl (Wladimir Iwanowitſch).
Lüge. 927. — Lugos. 927.
Luini (Bernardino; Aurelio). 928.
Luiſe (Königin von Preußen). 928.
Luiſe Ulrike (Königin von Schweden). 929.
Lukas (Evangeliſt). 929.
Lukas von Leiden. 929.
Lukaſzewicz (Joſ. von). 930.
Lukmanier. 930.
Luknow. 930.
Lukſor. 931.
Lullus (Raimundus). 931.
Lully (Giovanni Battiſta; Chretien; Jean Louis; Louis). 932.
Lumme. 933.
Luna, ſ. Selene.
Lund. 933. — Lundby. 933.
Lüneburg (Stadt; Fürſtenthum; Landdroſteibezirk; Kreis). 933.
Lunel. 935.
Lünette. 935.
Luneville. 935.
Lunge. 935.
Lungenkraut. 937.
Lungenprobe. 937.
Lungenſchwindſucht. 938
Lungenſeuche. 939.
Lunte. 939.
Lupe, ſ. Loupe.
Lupine. 939.
Lupulin, ſ. Hopfen.
Lurche. 940.
Luſignan (Stadt). 940.
Luſignan, ſ. Guido v. Luſignan.
Luſſin. 940.
Luſt und Unluſt. 940.
Lüſterfarben. 941.
Luftgas. 941.
Luſtrum. 942.
Luſtſpiel. 942.
Luteolin. 942.
Luthardt (Chriſtoph Ernſt). 942.
Luther (Martin). 943.
Lutheraner. 947.
Lutidin. 950.
Lütke (Friedr.). 951.
Lutſchu-Inſeln, ſ. Liu-kiu.
Lutter am Barenberge. 951.
Lüttich (Stadt; Fürſtenthum; Provinz). 951.
Lutz (Joh. von). 952.
Lützelburger (Hans). 953.
Lützelſtein. 953.
Lützen. 954.
Lützow (Ludw. Adolf Wilh., Freiherr von). 956.
Lützow (Thereſe von). 956.
Lützow (Karl von). 957.
Luv. 957.
Luxembourg (Palaſt). 957.
Luxembourg (François Henri de Montmorency, Herzog v.). 957.
Luxemburg (Großherzogthum; belg. Provinz). 958.
Luxemburg (Stadt). 961.
Luynes. 961.
Luynes (Herzoge von). 962.
Luzan (Don Ignacio de). 963.
Luzern (Canton; Stadt). 963.
Luzerne. 965.
Luzk. 965.
Lyceum. 965.
Lychnis. 965.
Lycien. 966.
Lycopodium. 967.
Lydien. 967.
Lyell (Sir Charles). 968.
Lykanthropie, ſ. Werwolf.
Lykaon. 968.
Lykaonien. 969.
Lykophron. 969.
Lykurgos (ſpartan. Geſetzgeber). 969.
Lykurgos (athen. Redner). 9[illegible]
Lymphe. 970.
Lynar (Geſchlecht). 971.
Lynchjuſtiz. 971.
Lyndhurſt (John Singleton Copley, Baron). 971.
Lynn. 972.
Lyon. 972.
Lyons (Edmund Lord Lyons of Christchurch; Richard Bickerton Pemell, Lord L.). 975.
Lyra. 975.
Lyrik. 975.
Lys. 976.
Lyſander. 976.
Lyſias. 977.
Lyſimachus. 977.
Lyſippus. 977.
Lyſiſtratus. 978.
Lyttelton (Familie). 978.
Lytton of Knebworth, ſ. Bulwer (Edward George Earl Lytton

M.

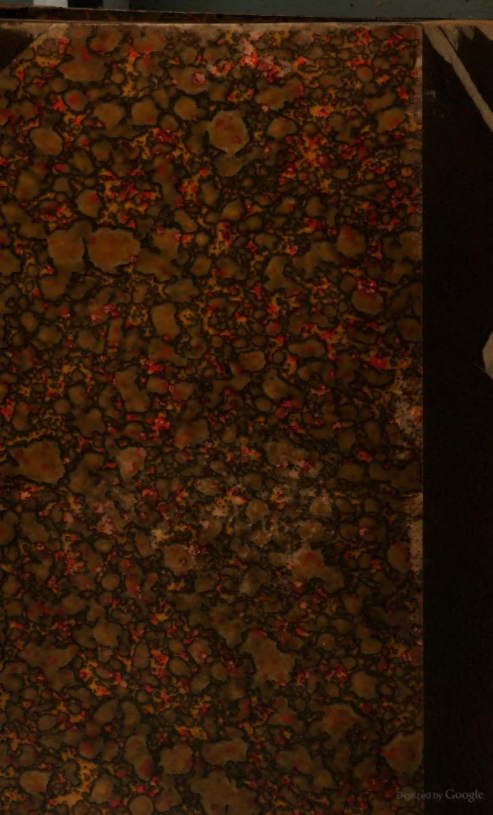
M. 979.
Mäander. 979.
Maas (Fluß; Depart.). 979.
Mabillon (Jean). 980.
Mably (Gabr. Bonnet de). 981.
Mabuſe (Joh. von). 981.
Macadamiſiren. 981.
Macao. 982.
Macaſſar. 982.
Macaſſaröl. 983.
Macaulay (Thomas Babington, Lord). 983.
Macbeth. 984.
Maccaroni. 984.
Maccaroniſche Poeſie. 984.
Machiavelli, ſ. Machiavelli.
McClellan (George Brint.). 984.
Macclesfield. 985.
M'Clintock (Sir Francis Leopold). 985.
M'Clure (Sir Robert John Le Meſurier). 986.
M'Culloch (John Ramſay). 986.
Macdonald (Etienne Jacques Joſeph Alexandre). 986.
Macedo (Joaq. Man. de). 987.
Macedonien. 987.
Mäcenas (Gajus Cilnius). 989.
Macer (Aemilius). 989.
Macerata. 989.
Maceration. 990.
Machiavelli (Niccolo). 990.
Macias. 991.
Maciejowice. 991.
Maciejowski (Waclaw Alex.). 991.
Macis, ſ. Muskatnuß.
Mack von Leiberich (Karl Freiherr). 992.
Mackeldey (Ferd.). 992.
Mackenzie (Fluß). 992.
Mackenzie (Henry). 922.
Mackintoſh (Charles). 993.
Mackintoſh (Sir James). 993.
Macleod (Henry Dunning). 993.
Mac-Mahon (Marie Edme Patrice Maurice, Graf v.). 994.
Mâcon. 996.
Macpherſon (James). 996.
Macready (Will. Charles). 9[illegible]
Macrobius (Ambroſius Theodoſius). 997.
Madagascar. 997.
Madame und Mademoiſelle, ſ. Dame.
Madeira (Fluß). 1000.
Madeira (Inſel). 1000.
Maden. 1001.
Madia. 1001.
Madiſon (James). 1002.
Mädler (Joh. Heinr. von). 10[illegible]
Madonna. 1003.
Madras (Präſidentſchaft; Stadt). 1003.
Madrazo (Don José de). 10[illegible]
Madrid. 1005.
Madrigal. 1007.
Madura. 1007.
Madvig (Joh. Nikolai). 100[illegible]
Maerlant (Jak.). 1008.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

C. W. F
in Gott


Digitized by Google